Princeton University Library
32101 064052382

Digitized by Google

0902
3
ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1839.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1839.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1 — 3, literarische Anzeiger Nr. I—XX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1839.

Ac

Digitized by Google

(RECAP)
0902
.183
V.1

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Neue Lecture.

(Aus einem Briefe.)

1. Varnhagen's Denkwürdigkeiten. Dritter und vierter Band. — 2. Urania für 1839. — 3. Helena für 1839. — 4. Wanderbuch von Hermann Schulz. — 5. Aus dem Leben eines Gespenstes von Glaßbrenner. — 6. Schriften von Friedrich v. Gentz, ein Denkmal von Gustav Schlesier.

Was ich gelesen? Was mich interessirt von Neuigkeiten? Varnhagen's Leben hat mich lange, fast immer anmuthig und fein, immer anregend, oft geistreich beschäftigt. So viel Jeder auch, um seine eigene Art zu behaupten, an dieser Lebensansicht aussetzen oder geändert sehen möchte, der strengste Widersacher muß eingestehen: es ist eine vielseitig durchgebildete; die feinere Gedankenzeit unsers ganzen Jahrhunderts schmiegt sich hier geistreich in alle Details von Charakter und Situation, und es geschieht dies in einer zart einfachen, lieblich um- und durchdachten Sprache. Die unscheinbarsten Wendungen sind bestimmt und ausdrucksvoll gefaßt, die Biographie hat nicht nur einen Zauber der Kunst, sondern sie umgreift auch die edelsten Theile von Kritik und Geschichte. Er muß eingestehen, jene Denkwürdigkeiten gehören zu den angenehmsten und werthvollsten Büchern unserer neuern Literatur. Ich möchte sagen: unserer Hülfsliteratur, wenn das nicht misverstanden werden könnte. Misverstanden, weil man eine Geringstellung in dem Worte suchen, und weil man glauben könnte, die in sich fertigen, kleinen Kunstwerke der Biographie würden nicht würdig genug geachtet, weil die Stoffe derselben nicht immer groß seien. Von Letzterm meine ich etwas, aber nur etwas. Denn Varnhagen weiß den kleinen, unansehnlichen Stein nach jedem erreichbaren Lichtstrahle zu wenden und in jede irgend mögliche Bedeutung zu fassen. Das lockt ihn. Gewaltige Personen überläßt er Andern, vielleicht glaubend, daß ein kürzeres Auge hinreiche, Gewaltiges zu beschreiben, kolossale Umrisse zu bemerken. Daher mag es kommen, daß Leute wie Napoleon nicht selten winzig erscheinen neben diesen Männern der speciellen Biographie, daß Davoust, welcher nicht der Schüchternheit halber Marschall geworden, unbedeutend, ja feig erscheint neben Tettenborn, allenfalls auch neben einem Vorpostenführer. Das geschieht nicht blos, weil Varnhagen sich nicht aus der damaligen gerechten Begeisterung in die Unbefangenheit des Urtheils umsetzen könnte; es geschieht nicht, weil er die objective Größe solcher Leute nicht kennt und würdigt; sondern weil er dem Kunstbereiche seiner Detailbiographie auch ein souveraines Recht einräumen will, was sie nur einmal in solchem Verhältnisse ansprechen kann, und was sie bei einer Geschichtschreibung im Großen aufgeben muß. Er rechnet auf ebenso einsichtige Leser, welche das jedesmalige Verhältniß zu unterscheiden wissen. Er ist ein Anwalt des Unscheinbaren, darin liegt ein unermeßliches Verdienst. Plumpen Händen gegenüber ist dies in großer Gefahr, und deshalb wird der Ausdruck: Hülfsliteratur, Angesichts des alltäglichen Verständnisses mislich. Sprech ich davon, welch ein Reliquienschatz diese Varnhagen'schen Bücher für jeden Literarhistoriker sind, so wird jenes Wort auch dem Oberflächlichen deutlich. Ich weiß keine Memoiren des Auslandes, die darin so viel leisteten, weil sie es niemals ohne überflüssiges Beiwerk leisten. Diese Denkwürdigkeiten aber, indem sie sich nicht an das unerbittlich aufzählende Tagebuch binden, geben nur das Wichtige, sie sind schon Extract, Seele von Memoiren.

Man hat sie überall gelobt, und auch ein Recensent in Nr. 250 u. 251 d. Bl. f. 1838, der einen tiefen Hinterhalt des Tadels mehr ahnen als schauen ließ, auch er schwenkt unter dem beiläufigen Achselzucken blendende Fahnen des Ruhmes.

Dies Achselzucken betrifft den Kern Varnhagen'scher Bio-

508972

Digitized by Google

graphie, und es ist gar charakteristisch, gerade ihn als das Verwerfliche bezeichnet, die Varnhagen'sche Schreibart aber trotzdem vortrefflich genannt zu sehen. Die Vorzüglichkeit muß groß sein, wenn sie so viel verlieren kann. Was ist's? Es ist die Goethe'sche Idee, die Menschlichkeit des Goethe'schen Urtheils. Willst du Menschen menschlich richten, mußt du Menschen menschlich sehn. Es ist der Angelpunkt, wo sich altes und neues Princip der Literatur scheiden. Man legt auf viel Beiläufiges den Nachdruck, wenn man von neuer Literatur spricht; dies Goethe'sche Herz ist's, wo sich die Ströme trennen. Just Das, was schlaffe Moral genannt wird, ist es. Die Menschlichkeit ist's. Es ist nicht wahr, daß hiermit die Größe ausgeschlossen oder mit der Schwäche gleichmäßig belohnt werde. Der Vorwurf, welcher noch weiter geht, ist natürlich noch gröber unrichtig. Die Größe aber, eine Maßlosigkeit, bleibt der Begeisterung überlassen, die sich gedrungen fühlt, dem Ungewöhnlichen auf einem beliebigen Wege beizukommen. Alle Goethe'sche Art berührt die Ungewöhnlichkeit nur, das Wort eines ehrfurchtsvollen Staunens ist es allein, was sie äußert. Denn ihr Lebenskreis ist ein künstlerischer, d. h. in edler Bedeutung ein menschlicher, Demjenigen nachtrachtend, was in darstellbaren Gesetzen sich bewegt. Was kolossal die Formen überragt, das läßt sie dahingestellt, und nur die Verleumdung sagt deshalb, sie misachte es, und sie empfehle die Schwäche. Sie empfiehlt nichts, sie sucht das Maß in charakteristischem Verhältnisse. Dies gilt der Überschwenglichkeit für Schwäche. Man muß hinsehen, wie glücklich der Goethe'sche Genius dies ergriff neben einer Zeit, die trotz den vorausgegangenen Lessing durchaus gestimmt war, das überschwengliche, unbestimmte, unklare Odenpathos zu ergreifen und sich mit ihm ins Haltlose zu verlieren.

Wenn solches Moment unserer Literargeschichte verkannt oder niedrig geschätzt wird, dann entsteht dieser voreilige Moralfanatismus, welcher alle Verfeinerung und Ausbreitung des Moralprincips unmoralisch nennt, welcher Goethe zu den Beschönigern der gedankenlosen Lüderlichkeit zählt, und welcher seinen tugendhaften Zorn an dem nachfolgenden Geschlechte ausläßt, das diese reichere Welt der moralischen Beziehung ermessen will. Glaubt wirklich Jemand, daß es schwerer und deshalb verdienstlicher sei, sich streng an das ausgefahrene Gleis des Urtheils zu halten, als ein neues zu suchen für eine tausendfach neu ansprechende Welt? Im starren Rechte aller Weiterbildung gegenüber ist wenigstens nur Der, welcher sich in aller, aber in aller unser innern Welt an das historische Dogma schließt. Wie Viele sind deren unter uns? Wenigstens mögen wir dann all unsern Stolz, unsere classische Literaturbestrebung hinabwerfen in die Grüfte, denn sie bewegte sich außer allem historischen Dogma. Darunter Goethe mit den Begabtesten. Und wovon ging Goethe aus? Von dem Individuum. Ich wüßte nicht, daß wir schon weit darüber hinaus wären. Dies Individuum unbefangen in all seiner Mannichfaltigkeit und Berechtigung zu entwickeln, dies gibt den organischen Weg zu einem erweiterten und einst wieder abzuschließenden Dogma. So ist alle neue Literatur vorherrschend biographisch, auch in Roman und Geschichte. Und Varnhagen ist in der geschichtlichen Biographie ein umsichtiger Nachfolger Goethe's und in Auffassung des Gegebenen ein wichtiger Mann der neuen Literatur. Was heißt es nun, ihn loben, und diese Nachsicht gegen alle Schwächen seiner Helden zu schwerster moralischer Bedenklichkeit anrechnen? Es heißt den Lebenswandel eines Menschen preisen, der eigentlich unter Curatel gestellt werden müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Aufsatz ohne Titel.

Jeder Leser wird aus Obigem ersehen, wie schlimm ich daran bin; denn ich habe keinen Titel gefunden für mein folgendes Raisonnement. Da ich nämlich über Titel schreiben wollte, so fand ich an den vorhandenen so viel zu tadeln, daß ich nun selbst gar keinen habe, an dem nicht etwas auszusetzen wäre. Indeß größere Autoren als ich bin sagen, daß der Titel meistens erst am Ende eines Werks, oder eines Buchs, oder einer Abhandlung, oder einer Skizze sich wie von selbst findet, oder man komme per analogiam auf einen. Diesen Trostverheißungen gemäß hat der Leser und ich noch immer Hoffnung auf einen guten Titel für das Nachstehende.

Seit wie viel Jahren wünsche ich schon, daß ein Gelehrter von Ruf ein Werk über Titel, insonderheit Büchertitel, und was dahin gehört, ausarbeiten möchte, damit ich mir Rath daraus holen könnte für meine eigenen opera omnia! Allein, da es noch immer Keiner eingesehen hat, wie nothwendig uns ein solches Buch sei, wie sehr es uns fehle, wie es unsern tiefsten Bedürfnissen entgegenkommen werde, so gebe ich — obscuri nominis autor — hier wenigstens einige Lineamente dazu.

In ältester Zeit der Bibliographie waren die Titel der Schriften so einfach wie diese selbst. Unter den verloren gegangenen Büchern hat es kein so einfach betiteltes gegeben wie jenes: „Kriege des Herrn", dessen im Alten Testamente Erwähnung geschieht; unter den erhaltenen hat den einfachsten Titel „Die Bibel", ein Wort, welches so viel wie Buch bedeutet und also eigentlich gar nicht einmal ein Titel ist. Horatius und Plinius fanden es nicht nöthig, ihren Briefen irgend ein Epitheton, wie vertraut oder offen, zu geben; erst die neue Literatur kennt Lettre facile, argute, grave; Lettres juives, Lettres chinoises, Lettres inédites, cabbalistiques, provinciales, persannes etc. Schon zur Zeit der römischen Kaiser wurde es Sitte, den Schriften Überschriften zu geben, welche vom Inhalt nichts verriethen, oder demselben nur sehr entfernt verwandt waren. So schrieb der bekannte Aulus Gellius, Zeitgenosse Hadrian's und der Antonine, „Noctes Atticae"; das ist ein Buch mit historischen, philologischen und kritischen Bemerkungen, welche er während seines Aufenthaltes zu Athen Nachts aufgezeichnet hatte. In diesem Titel muß viel Anziehendes liegen; denn Wakefield schrieb „Noctes carcerariae" (Studenten übersetzen es: Nächte auf dem Carcer), ein Franzose „Nuits champêtres"; ein neuer Lyriker, der durch seine erste Sammlung von Gedichten vielleicht nicht Wenigen den Wunsch abgepreßt hat, daß der erste zugleich sein Schwanenband sein möchte, schrieb, ich wollte sagen dichtete, „Nächte"; „Nachtgedanken" für das Bekannte von Young ist gut gewählt.

Indeß, ich habe ja oben gesagt, ich wollte einige Lineamente geben. Unsern Erfahrungen und Gedanken zufolge ist das erste Merkmal eines classischen Titels die Simplicität. Daneben verlange ich Kürze, eine Anfoderung, welche insonderheit einmal sehr streng erfüllt ist von Kotzebue, welcher eine Geschichte in Fragmenten schrieb, betitelt: „Ich." Ferner muß der Titel significant sein; denn wenn ich zum Exempel Fr. L.

Digitized by Google

von Stolberg's „Büchlein von der Liebe" nehme, so bekommt man schon durch diese Worte eine Vorstellung von der Süßlichkeit des Inhalts. Endlich muß der Titel sein nothwendig. Wie schwer aber diese Eigenschaft erreichbar sei, das zeigen Titel wie dieser: „Der gute Sohn oder der kleine Trommelschläger" von Gustav Nieritz. Wer nun genau zusieht, der findet, daß classische Werke allemal einen einfachen, kurzen, significanten, nothwendigen Titel haben. Wie? wird Einer sagen, hat nicht Goethe einen „West-östlichen Divan" gedichtet, und der Titel ist doch weder einfach, noch gerade kurz, noch significant, noch nothwendig? Indeß ich entgegne, daß, wenn es möglich wäre, über die Authentie dieses Werkes zu streiten, gewiß viele unparteiische Freunde Goethe's auftreten würden, ihm die Autorschaft dieses Werks abzusprechen. Die Jean Paul'schen Titel sind, ich möchte sagen inspirirt, wie der Herausgeber der „Chinesen in Hamburg" behauptet, der seine sei es. Ungeachtet der Inspiration sind die Titel der Werke Jean Paul's das am wenigsten Getreffene. Wenn z. B. ein Autor sagte: „Ich will, daß du, mein Buch, mir und meinen Freunden wie ein Abendstern ins nebelige Leben hineinschimmern mögest, und deshalb nenne ich dich „Hesperus"", so könnte demnach dieser Titel gewählt werden für jedes beliebige Werk des Historikers, des Dramatikers oder des frommen Dorfgeistlichen.

Niemand wird sagen, daß ich rücksichtlich der Titel zu scharf bin; denn ich habe es erfahren und weiß es, wie viel darauf ankommt. Ich kann immer nicht genug darauf dringen, daß die Entdecker vorsichtig verfahren bei Namengebung der Länder, die Ärzte bei denen der Krankheiten, die Naturhistoriker bei denen der Thiere und Pflanzen, die Geologen bei denen der Erd- und Steinarten, die Mundköche bei den Gerichten, die Destillateurs bei den Parfumerien. Am meisten aber kommt auf den Namen der Menschen und der Bücher an; insonderheit für den Menschen ist der Name von der höchsten Wichtigkeit: es liegt im Namen seine Aufgabe, seine Aussicht, oft seine einzige Mitgift. Ein fataler Name ist ein lebenslanges, ja, ich bin kühn und sage, ein ewiges Malheur; und zwar nicht blos in Indien, wo die Brahminen keine andere Frau als eine mit einem schönen Namen heirathen dürfen, sondern auch in unsern civilisirtesten Staaten. Ich will nehmen, Hr. Salat hieße nicht Salat; würde sich wol Jemand erlaubt haben zu sagen, seine Philosophie sei ein wahrer Salat? Ich habe die Marotte, zu glauben, daß die Träger gewisser Namen niemals große Namen werden können. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß ich erster und Cabinetsminister werden könnte, wenn ich Luderfritz hieße; ebenso gewiß bin ich überzeugt, daß ich meine respectiven Collegen und Mitbewerber in den genannten Posten überflügeln würde, wenn Einer von ihnen hieße Puttfarken, oder Kückelhahn, oder Kalbskopf, weshalb ja ein nicht unberühmter Mann dieses Namens sich selbst übersetzt hat in Moscherosch, um uns wenigstens mit Ehren ein prächtiges Buch hinterlassen zu können: „Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philander's von Sittewald, das ist Straffschriften Hans Michael Moscherosch von Wilstedt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden" (1650). Wenn nun aus dem Obigen erhellt, wie wichtig der Name für die Person ist, so liegt darin schon, daß er auch wichtig ist für das Buch. Allein ich drücke meine Idee nur höchst unvollständig aus, wenn ich sage: für das Buch. Ich meine nämlich, daß man den rechten Titel wähle, das ist von höchster Wichtigkeit für den Autor, für das Buch selbst, für das Publicum, für den Buchhändler und für den Leihbibliothekar. Vor Allem ist es viel werth für den Autor. Ich meine, es werden sich gewiß noch Viele eines nunmehr längst verstorbenen Schauspieldirectors Walter, der bisweilen kleine Stücke für die Bühne schrieb, erinnern. Als er eines Morgens nach der Aufführung eines solchen in den Laden des Schweizers trat, einen kleinen Persico nahm und hier und dort einen Anwesenden fragte: „Lieber Freund, haben Sie gestern meinen Louvois gesehen?" Da sah man ihm ordentlich an, wie er sich hinneigte nach dem Tone des schönen Namens Louvois, und es ward mir klar und ist's geblieben, daß der rechte, ein schöner Name für den Autor ein wahrer Nachtigallen-Glocken-Harmonica-Ton ist. Und ich will den ernsten Fall setzen, der Recensent läßt an dem ganzen Louvois auch nicht einen unbemäkelten Fetzen, den Namen, den Namen kann er denn doch wol nicht antasten! Ja, ich setze den bejammernswerthen Fall, der Autor gehöre unter die Zahl der Erwählten, die gar nicht gelesen werden, so ist doch der schöne Name des Buchs unsterblich, ist ein ewiges Denkmal seines Geschmacks und ein ewiger Vorwurf für die undankbare Mitwelt. Von gleicher Wichtigkeit aber ist der Titel oder Name für das Buch selbst. Es ist ausgemacht, daß ein Mensch durch seinen Namen schon ein Urtheil für oder gegen sich erweckt. Ich nehme, es heißt Jemand Theobald, so denken wir uns einen blauäugigen, blonden, langlockigen, sanften Jüngling, und der Inhaber dieses Namens, sobald er unbekannt ist, hat den Vorzug, dafür zu gelten, wenn er auch aussieht wie Esau in der Kirche zu Wittenberg. Ähnlich steht's mit einem Buche. Da die Bücher jetzt oftmals auf so schlechtes, überkalktes Papier gedruckt werden, so wird das erbärmliche Papier durch den Titel ordentlich gehoben. Und es hat das Buch mit dem schönen Titel insonderheit zwei Hoffnungen, die es wie ein paar hohe, stille Sterne durch sein mannichfach maltraitirtes Dasein begleiten; die erste ist die, daß man es nicht so bald den Weg alles Fleisches (alles Papiers, wollte ich sagen) wird gehen lassen, und daß, wenn man nächstens anfängt, alljährlich alle schlechten Bücher öffentlich zu verbrennen, dieses blos durch seinen Namen wird gerettet werden. Ferner ist ein guter Titel von unendlichem Werth für das Publicum. Was muß das für ein Publicum sein, welches sich zu dem Kleidermacher hindrängt, der über seinen Laden die Inschrift gesetzt hat: Temple du bon goût. In gleicher Weise, liest das Publicum Bücher mit gelehrtem Titel, so muß es, ohne Widerspruch, für ein gelehrtes gehalten werden; liest's welche mit antikem Titel, so ist es reich an classischer Bildung. Den Buchhändlern und Leihbibliothekaren aber sagt man nach, daß sie aus den angeführten Gründen und aus etlichen, die sie in petto behalten, sehr für schöne Titel sind. Ich glaube, dem ist nicht so, denn Beide wissen, daß Jeder das Weib für schön hält, welchem er nachgeht. Wir aber, glaube ich, können nicht klüger handeln, als wenn wir einige unübertroffene Büchertitel der Vergessenheit entreißen und uns zum hohen Vorbilde nehmen. Dazu zähle ich vornehmlich folgende:

„Der güldne Gryff, das ist Anleitung alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt, und doch allen Menschen zu wissen nothwendig" (1578); „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran, mit einer Vorrede von Martin Luther"; „Die goldene Schmiede", ein Lobgesang auf die Jungfrau Maria von Konrad von Würzburg; „Der kurzweilige Satiricus, welcher die Sitten der heutigen Welt auf eine lächerliche Art durch allerhand lustige Gespräche und curieuse Gedanken in einer angenehmen olla potrida des durchtriebnen Fuchsmundi vor Augen stellt" (1728); „Die vergoldete Wiese und die Gruben der Edelsteine" (eine orientalische Reisebeschreibung durch die alte Welt aus dem 10. Jahrhundert); „El asno erudito", das ist, der gelehrte Esel; der „Goldene Esel" des Apulejus; „Hans Kiekindiewelt's Reise" von v. Rehmann (1794); „Biblia pauperum", das ist Bibel für Ungelehrte; „Der cherubinische Wandersmann", ein Buch geistlicher Sprüche von Angelus Silesius; „Itinerarium mentis in Deum" (Reisebuch des Gemüthes zu Gott) von Bonaventura; von Demselben: „Pharetra, stimulus, incendium amoris" (Der Liebe Köcher, Stachel und Feuer); „Der himmlische Liebeskuß" von Müller (1660); „Trutz-Nachtigall" von Friedrich Spee; „Reim' dich, oder ich lies' dich nicht"

von Abraham a Santa Clara; „Geistliche Kurzweil" von Valentin Andreä; „Luther'scher Widerhall auf den Calvinisten Knall" von Jodocus Edzardi; „Mare historiarum", d. i. eine allgemeine Weltgeschichte, von Colonna; „Curiositäten der physisch-literarisch-historisch-artistischen Vor- und Mitwelt".

Als besonders empfehlens- und nachahmungswerth nenne ich noch: „Der neue Tag- und Nachttelegraph, oder die Sudelköche in Jena und Weimar", von Manso; „Friedenspalme für alle straußirende Bibelfreunde und Feinde, als Versöhnungsdenkmal gesetzt im Jahre 1836 und 1837 zur Erhaltung, Befestigung und Ausbreitung des Reichs Gottes, aufs Neue wieder wunderbar ausgeschlagen und bewurzelt"; „Mondsteinwürfe von Zebedäus Kukuk dem Jüngern, verschlagenen Feldhauptmann der geschlagenen Reichsstadt Eulenhausen"; „Mutter Irmentraut oder die Wundergaben des Schloßgespenstes zu Fronstein", und endlich: „Adolphus, der edle Räuberhauptmann, und die kalten Brüder, oder der Gastwirth zur Hölle."

Nun, zusammennehmen müssen wir uns wirklich, sonst werden wir im Titelmachen überflügelt von den Franzosen, deren neue Bücherkataloge uns Titel bringen wie „Tourlourou", „Bumm", „Pischt", „Krack" und ähnliche. Selbst die wiener Walzercomponisten wollen's uns Autoren zuvorthun mit ihrem „Herzensstürmerwalzer", „Konstantinestürmerwalzer", „Zeitgeistwalzer", „Das Leben ein Tanz". Wahrhaftig, da sieht man's, der Titel muß inspirirt sein! Allein nicht Jedem ist's gegeben, daß der Geist der Inspiration an ihn hinandringt; darum möchte ich, um mich allgemein nützlich zu machen, gern hier noch einige Rathschläge mittheilen, die ich selbst nachzusehen pflege, wenn ich um einen Titel in Verlegenheit bin. Vor Allem muß der Titel phantastisch sein, das heißt, je weniger bei der Wahl desselben der Verstand sein Urtheil geltend macht, um desto besser fällt sie aus. Ferner muß er sein von kühner Composition, etwa aus Malaiisch und Altfranzösisch, oder aus Indo-Persisch und Berlinisch-Mittelhoch; daß es nicht übel lasse, wenn er für komische Sachen ernst, und für ernste frivol, also contradictorisch ist, das haben die Großen aller Jahrhunderte anerkannt. Er muß aber auch prägnant sein, das heißt, schwanger gehen mit Worten, Verheißungen, Ahnenlassen. Wie prägnant ist jener: „Die Zeitgenossen, ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere." Daß der Titel originell sei, das ist schwer zu erreichen, und deshalb wird es kein Verständiger verlangen. Gesetzt, Jemand wollte ein Heldengedicht schreiben, so sind ihm die schönsten Titel schon längst vorweggenommen, als da sind: die „Βατραχομυομαχία", der „Froschmäuseler", die „Souriade", die „Dunciade", die „Henriade", die „Messiade", die „Jobsiade". Oder gesetzt, es wollte Jemand in Briefform schreiben, so findet er schon vor Exotische Briefe, Vertraute Briefe, Persische, Chinesische, Kabbalistische Literarische und Literaturbriefe, Ausgewählte, Denkwürdige und Offene Briefe. Oder wenn sich Einer in den Titel: Spiegel, verliebt hätte, so kann er, nachdem Dingelstedt uns einen „Frauenspiegel" geschenkt hat, gar keinen neuen mehr geben, da wir schon Miroir des spectacles, des lettres, des moeurs et des arts, „Miroir de l'âme pecheresse", „Speculum sacerdotum", „Speculum salutis aeternae", „Schwabenspiegel", „Modenspiegel", „Fürstenspiegel", „Sachsenspiegel" besitzen. Wer aber gern den Titel: Gastmahl, wählen möchte für irgend ein beliebiges Sammelsurium, der hat zu Vorbildern Plato's „Symposium", Athenäus' „Gastmahl der Gelehrten", ein encyklopädisches Werk, das Gastmahl von Beaucaire, von Bonaparte, „Theodul's Gastmahl" u. a. Scrupulös darf man indeß mit dem Nachahmen nicht sein. Gefällt dir der Titel: Reisebilder, so schreibe in Gottes Namen Stubenbilder, Reiseportraits, Reisegalerie; oder ist dir das zu unbestimmt, so schreibe Aquarelle aus dem Leben, oder Aquamarin aus dem Tintenfasse. Gefällt dir das: Kritische Wälder, so schreibe wie Grimm „Altdeutsche Wälder"; oder bist du ein kritischer Genius, so schreibe Kritische Stoppelfelder oder Kritisches Haidekraut. Gefällt dir der Titel: Pfefferkörner, so schreibe du Pulverkörner, oder Sandkörner, die sind ja auch von Effect, besonders wenn sie in Masse vorliegen. Hr. v. Rebmann glaubte etwas Unvergleichliches und Unerreichtes gethan zu haben, als er schrieb: „Hans Kiekindiewelt's Reise"; was würde er sagen, wenn er Semilasso's „Letzten Weltgang" oder Weltfahrt erlebt hätte, und was für ein Gesicht wird Herr Spenagel machen, der uns vor Jahren einmal so hübsch beschenkte mit seinen „Leiden im Bade Pyrmont", wenn er liest, daß die Hallberger'sche Buchhandlung ankündigt: „Leiden in Griechenland" von Semilasso. Goethe schrieb: „Götter, Helden und Wieland"; ein neuer Autor erfuhr das erst, als er seine „Götter, Helden und Don Quixote" schon vollendet hatte. Wo „Die rothe Mütze und die Kapuze" verboten ist, da wird nächstens gratis (wenn ich in Göttingen wäre, würde ich sagen frustra) vertheilt werden: „Der Schlafrock und die Nachtmütze." Da das bekannte Buch: „Die Advocaten", von Beurmann, das in jeder soliden Leihbibliothek zu finden ist, so allgemein angesprochen hat, so wird ein noch ungenannter großer Psycholoege nächstens ein psycholegisches Repertorium erscheinen lassen, betitelt: Die Steuerofficianten. Das „Morgenblatt", die „Abendzeitung", die „Mitternachtzeitung" fodern uns auf, eine Zeitung auf alle 24 Stunden, für Schlafende und für Wachende zu ediren. Ähnliches fordert Ähnliches: „Tausend und eine Nacht" hat man so lange gekannt; im J. 1766 kam zu Paris heraus: „Les mille et un jour, contes persans"; dem bekannten: „Les égarements du coeur", folgten 1821 „Les égarements de la raison". Da schreibt Einer: „Nur eine Geige", flugs schreibt ein Anderer: „Nur ein Geiger." Picard schrieb: „La petite Ville", Kotzebue: „Die deutschen Kleinstädter." „She would and she would not" von Gibbers ist Vorbild für das bekannte „Ni toujours, ni jamais". Kotzebue schrieb: „Indianer in England", ein Neuester: „Chinesen in Hamburg." Böttiger gab ein „Attisches Museum", Schlegel ein „Deutsches Museum" heraus; ich weiß nicht, warum wir nicht schon längst ein norderneier, oder ein paderborner, oder ein magdeburger Museum haben, dessen Bedürfniß wir recht lebhaft fühlen. „Lesefrüchte" haben wir schon lange; warum schenkt uns nicht einmal Einer eingemachte Lesefrüchte? Auch sehe ich gar nicht ein, warum wir nicht lieber gleich sagen, in welchen Ton unser Werk einstimme; wir könnten damit vielleicht ganze Büchertitel sparen; wie man im Mittelalter vor die Lieder setzte: nach des Cupido Handbogenweis, oder nach der verschalkten Fuchsweis, oder nach der Heißthränenweis, so könnten wir ja in dieser und in ähnlicher Art unsere Bücher betiteln. Indeß, wenn ich mir die Sache recht bedenke, so wäre das doch Schade, da man so viele gute Büchertitel nur ein wenig umzuformen braucht, um völlig neue zu bekommen. Ich gebe ein paar Beispiele. Nachdem das bekannte „Portfolio" herausgekommen war, erschien das „Portfolio eines deutschen Journalisten", dann ein „Radicales Portfolio", dann ein „North-american aboriginal Portfolio", endlich ein „Maltesisches Portfolio". Einfacher und unendlich genialer ist Rellstab's Einfall, welcher, in Berücksichtigung von Sterne's „Sentimental journey" eine „Neue empfindsame Reise" schrieb. Auch könnte ich zu genialer Renovation noch folgende Titel empfehlen: 1) „Wesna, almanach pra kwetaucj swed", d. h. Der Frühling, ein Almanach für die blühende Welt (Prag 1838); 2) „Der Schicksalsstrumpf von den Brüdern Fatalis" (1818); oder man sollte die onomatopoetischen renoviren, wie des Gryphius „Horribilicribrifax", oder — doch was weiß ich, was ein Genie alles original Neues componiren kann! Nur den einen Rath möge es von mir annehmen: der Titel muß geistreich sein; wie nobel ist der Effect von: „Geist der höhern Kochkunst" und „Geist der edeln Kleidermacherkunst"; und zuletzt, wenn's möglich wäre, muß der Titel auch humoristisch sein. Allein was das sagen wolle, das läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben; so viel aber ist gewiß: je humoristischer, desto moderner.

75.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 2. — 2. Januar 1839.

Neue Lecture.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Diese Halbheiten müssen doch nöthig sein, damit der Fortschritt nicht jählings werde. Leugnen wir uns aber nicht, daß unsere vorgeschrittene Zeit darin das oft Verdammte römischen und spanischen Eingriffs, Eingriffs mit brutaler äußerlicher Macht, genau wiederholt. Wir sind aus demselben Stoffe wie Philipp II., und wenn wir die kleinen, mühsam errungenen Formen der Freiheit in irgend einem Fanatismus gering achten, so sind wir den Autos da Fe ebenso nahe wie Philipp, wie sehr wir uns solcher groben Äußerung überheben. Goethe'sches Maß! das klingt so gering. Da ist nicht Kraft, nicht Unendlichkeit, und doch ist es so unendlich Viel! Haben wir es etwa nicht erlebt? Es wurde gegen Schriftsteller eingeschritten. Wohl, das kann einem in sich abgeschlossenen Ganzen, wie der Staat eins ist, wol nöthig sein. Wurde die That abgewehrt, der Gedanke? Nein, das Individuum, die Zukunft. Die ihr so besorgt seid, daß die Berechtigung des Individuums nicht zu weit gelassen werde, solltet ihr es nicht wissen, daß jene unglücklichen Schriftsteller noch unter dem Banne stehen, daß noch Alles verboten ist, was sie schreiben, sei's ein Wegweiser durch die sächsische Schweiz; was sie noch nicht gedacht oder geahnt haben, das ist schon seit drei Jahren verboten. Dieser mächtige Schritt, der vielleicht bei drohenden Merkmalen als ein Schritt zur Krisis nöthig schien, er ist nach drei Jahren um nichts modificirt, das Schwert bleibt aufgehoben. Es erwies sich bald, daß nicht die geringste politische oder dogmatische Gemeinschaft unter diesen Leuten bestand, daß sie unter sich selbst uneinig seien wie nur irgend deutsche Literaten, daß man auch hundert Andere in die Kategorie einreihen könne, daß, bei Consequenz, ein Theil unserer classischen Literatur, besonders viel von Goethe zu verbieten sei, daß, um da mehr denn ein paar Individuen mit aller noch unbekannten Zukunft zu zerschmettern, ein Ungreifbares gegriffen sein müsse, eine Zeitentwickelung. Hat das Alles die Kritik vorsichtiger, die Anklage billiger gemacht? Sehen wir nicht heute von der Literatur aus dasselbe Stück einleiten? Tritt nicht Hr. Leo in Halle ganz römisch und spanisch angethan gegen eine neue Philosophie ebenso in die Schranken? Ruft er nicht, und zwar schrecklich genug innerhalb des Protestantismus, die äußerliche Gewalt gegen eine philosophische Form zu Hülfe, ein Menzel redivivus? Philipp II., den Hr. Leo auch sonst schon sehr lobenswerth fand, war nicht aus anderm Thone denn wir, und wenn wir uns so gleichgültig verhalten, ja so zornig gegen die Gesetze eines feinen Maßes, gegen die Goethe'sche Menschlichkeit, so sind wir täglich von einer alten Barbarei bedroht. Denn hier sind die Niebuhr'schen Felsen, die er fürchtete. Da ist ein umfangsreicher Historiker leidenschaftlichen Wesens, der bei dramatisch zupassender Opposition zur wahnsinnigen Wuth gebracht werden kann, welche nach nichts Anderm frägt als nach dem despotischen Rechthaben eines grell gearteten Eigenwesens. Solch Eigenwesen richtig zu behandeln, das Gehässige und Rohe darin auszuscheiden von dem Bedeutenden, es eben nicht nach der Alltagsregel zu behandeln, dies ist Goethe'sches Moment, und dies heute an Varnhagen zu tadeln, ist ein Fehlgriff, ein um so anschaulicherer Fehlgriff, je mehr wir für ein ungeschlacht werdendes Talent Leo'scher Art die feinen Hülfsmittel gebrauchen, wie sie nur in einer Biographie reinster Menschlichkeit dargestellt sind. Jener Radicalismus, der für Gentz keine weitere Bezeichnung hat als die eines Verräthers, und Varnhagen vorwirft, daß er sich nicht auch mit dieser Bezeichnung begnügt habe, jener Radicalismus ist in Wahrheit machtlos gegen Menzel-Leo'sche Art, wenn er nicht zufällig eine stärkere Faust führt; denn er steht mit ihm auf dem Standpunkte, daß die Mannichfaltigkeit an sich zu vernichten und, wo das nicht sogleich gelinge, die physische Übermacht anzuwenden sei.

Dabei soll nicht geleugnet werden, daß Varnhagen alles Geschehene vielleicht gar zu objectiv walten lasse, daß in einem Charakter wie Gentz die Schwäche allzu sehr auf sich beruhen bleibe. Ist alles Das untadelhaft, was Gentz gethan und gelassen, könnte der Schwächliche sagen, warum schilt man mich? Die meisten Artikel Varnhagen's mögen gegen eine dogmatische Zudringlichkeit geschrieben sein, welche neben einer suchenden Zeit nur eingeschränkte Berechtigung haben soll. Deshalb mag er mit dem Aburtheile mehr zurückhalten, als am Ende doch jeder geschichtlichen Darstellung nöthig ist, wenn sie auch eine Ansicht noch so wenig vordrängte. Wer wird aber gegen diese Behutsamkeit der Biographie mit dem Knüt

tel der Parteiung vordringen! Gentz einen Verräther nennen, weil er kein Held war, das vielleicht allzu vorsichtige Princip der Historiographie verwerfen, damit das sicherlich rohe Platz finde!

Die Taschenbücher habe ich mir mit wenig Ausnahmen schon seit Jahren geschenkt. Warum soll ich alles Novellistische lesen, was durch Zufall vereinigt und außer dem Faden des Buchbinders nichts Gemeinsames hat! Ich müßte denn Alles betrachten wollen, was sich novellistisch äußert, und bei der losen Beliebigkeit, welcher die Novellenform preisgegeben, wäre dies auch dem eifrigsten Literarhistoriker zu viel zugemuthet. Was die Tromlitz, Blumenhagen, Wachsmann erfinden, sei der alltäglichen Unterhaltung gern vergönnt, und möge in dem Institute: Almanach, fortvegetiren, was keine weitern Ansprüche befriedigen will. Kritik erstickte, wenn sie nicht gewisse Branchen einmal für allemal als erledigt betrachten dürfte. Der Versuch war mir also interessant, daß den Taschenbüchern eine neue Bedeutung gegeben werden sollte, wie ein solcher besonders vom verstorbenen Büchner gemacht wurde, wie er in der diesjährigen „Urania" sich ankündigt, wie er in Mundt's „Delphin" sich regt. Die „Urania" sieht sehr gefällig aus; was der Jargon freilich auch von den rosenrothen Büchlein mit putzigen Stahlbildchen täglich gebraucht. Sie hat sich auf Ein Bild, aber ein wirklich vortreffliches Portrait Lamartine's beschränkt. Der französische Dichter sieht gar kummervoll, aber sehr anziehend und bedeutend aus. Die undogmatische Welt muß ein so weiches Gemüth bekümmern, muß ein Gesicht in Falten legen, welches so wenig Glück hat, das wirklich Existirende, das Richtige von Dem aufzufassen, was noch da ist unter der Sonne. Es ist mir ein wirklicher Schmerz gewesen, unabweisbar zu erfahren, daß Lamartine's Schilderungen Syriens z. B. fast durchgängig falsch sind, daß Alles übertrieben, in dichterische Farben übermalt ist. Neuere Reisende geben sogar Châteaubriand den Vorzug einer goldenen Treue neben ihm, und man weiß, daß Châteaubriand auch Berge und Thäler rhetorisirend zu erhöhen und zu erniedrigen weiß.

Die „Urania" gibt als Abfall von der bloßen Novellengabe eine sehr merkwürdige Neuigkeit: den Briefwechsel Goethe's mit der Gräfin Stolberg. Es ist dies die Schwester des Dichterpaares. Wie oft ist's beklagt worden, daß Goethe in einer schwarzen Stunde all seine Jugendbriefe verbrannt hat. Um so werthvoller mußte es sein, daß uns durch Herrn und Frau v. Binzer diese Briefpartie unerwartet angekündigt und nun in so ansprechender, kundiger Art zugeführt wurde. Die Herausgabe ist durchaus umsichtig, ja durchgehends liebenswürdig bewerkstelligt. In der Sache selbst hatte ich übertriebene Erwartungen gehegt. An neuen Vorgängen, factischen Aufschlüssen im Detail oder im Großen aus der Goethe'schen Existenz findet sich nichts. Aber es bleibt doch von großem Werthe, den stürmischen jungen Dichter so viel selbst reden zu hören. Ist auch diese Rede fast nur ein fortlaufendes Ausrufungszeichen, was sich selten oder gar nicht in den gebildeten Gang der Rede einstellt, so ist sie doch charakteristisch, und es fehlt ihr in diesem unruhigen, zuweilen auch etwas forcirten Wurfe nicht an einzelner Genialität des Herzens.

Von den Novellen der „Urania" ist im Stoffe die von Schefer: „Der Gekreuzigte", die wichtigste; im Zusammengehen von Stoff und Form die von Berthold: „Irrwisch-Fritze", die glücklichste; in geistreicher Behandlung einer bloßen Situation die von Tieck: „Lebensüberfluß", die gewandteste, und in eintöniger Wiederholung des alten romantischen Themas von Waldschauern, Jagdhörnern, Ritter- und Reisebildern ist die Eichendorff'sche: „Die Entführung", am unbedeutendsten. Dergleichen bloße Scenerie, die romantisch wolkig rasch vorüberfährt für den Reiz einer raschen Lockung, ist als Gattung, die wir uns zu eigen gemacht, sehr artig; aber wenn es denn nun immer zu nichts Weiterm kommt, so wird die Theilnahme müde, und man entschlägt sich nicht des trivialen Sprichworts: Alle Tage Rebhühner! Berthold's Novelle, die sich um die allereinfachsten ländlichen Zustände bewegt, und zwar in lieblichster Einfalt, und ganz eigen und frei, ist dagegen ein unzweifelhaft neuer Gewinn.

Schefer, der im Stillen Grabende, hat ein ganz überraschendes Thema gewählt, was uns mit einem nachhaltigen Staunen und Sinnen erfüllt. Es ist nichts Geringeres als ein Seitenstück zu der äußern und innern Geschichte des Urchristenthums. Auch Böre wird gekreuzigt, und es zuckt durch die Sterbeleinwand, als sei noch mehr Detail der auffallendsten Parallele unterdrückt. In dieser Novelle ist so viel Gedankenstoff enthalten und angeregt, daß ich brieflich nicht an einem Gefäße rütteln mag, das, einmal geöffnet, Bücher des Ausdrucks heischt und ganze Geschichtsepochen erfüllt.

In der „Helena" hat Schefer einen Theil desselben Grundthemas auf oder gegen das Papstthum vereinzelt. „Der arme Dschem" ist jener unglückliche türkische Kronprätendent, welcher von den geistlichen Rittern und dem Papste gemishandelt, und welcher am Ende vergiftet wurde. In Schefer'scher Manier ist der Reichthum von Situationen nur skizzirt, und die hoch darunter her gehende Gedankenwoge drängt immer eilig weiter. Das macht einen auffallenden Unterschied zu den Gaben Tieck's in den beiden Taschenbüchern. Durch gewandte und im Einzelnen geistreiche Form entzieht sich Tieck's Novelle in der „Urania" dem Vergleiche. Da sie blos ein Anfang geblieben scheint, so entzieht sie sich schalkhaft. Aber die zweite in der Helena: „Liebeswerben", wird einen schwerern Stand haben. Sie beschäftigt sich mit Untugenden neuester Zeit, aber nur mit den ordinairsten, denen wol noch kein Mensch eine Berechtigung eingeräumt hat, und die deshalb dem Dichter kein würdiger Stoff sein können: mit Journalisten, deren Gaunerstreiche aufs Zuchthaus zielen, und einem Betrüger, welcher den Somnambulismus plattester Art zur gemeinsten Beutelschneiderei spielt. Wenn dies als neueste Zeit gegeben und mit Ausschluß von ein wenig Gaunerromantik zumeist wieder im Hin- und Herreden und folgenlosen Diners gegeben, am Ende aber im

Handumkehren zu einem Novellenausgange gemacht wird, so stellt sich wol dar, daß Tieck sich hat gehen lassen und nicht die Zeit gefunden hat, solch Brouillon zu bilden. Das scheint uns recht beklagenswerth. Einmal, weil es dem jungen Geschlechte, mit welchem sich Tieck so übel gestellt hat, und was auch den Tieck'schen Vorzügen sich nicht bereitwillig zuneigt, eine so wohlfeile Gelegenheit zur Herabsetzung des trefflichen Dichters bietet. Und zweitens, weil es einen so betrübenden Blick in die Existenz eines gefeierten Dichters öffnet. Nicht aus literarischer Gleichgültigkeit wird ein Autor wie Tieck die kaum flüchtig hingeworfenen Manuscripte in Druck senden. Nicht ohne Noth wird ihm das künstlerische Gelingen und der Ruhm Nebensache sein. Die Klage ist alt und oft unnütz erhoben, daß unsere besten Talente vom Lande nichts erhalten, als was ihnen der Buchhändler seinem Vortheile gemäß zugestehen kann. Daß aber berühmte Autoren auch in der Zeit des Alters stündlich noch für die ökonomische Existenz arbeiten müssen, wo der Natur nach die Hervorbringung sparsamer eintreten muß, das ist ein Übelstand unserer Heimat, auf dessen Abhülfe eine ökonomische Zeit doch ernstlich denken sollte. Wenn eine Handelsnation einem noch so rüstigen Thomas Moore Pension decretirt, so sollte uns das eine ernstliche Mahnung sein. Ist es nicht gar denkbar, daß ein talentvoller Autor allmälig ganz in Widerspruch mit der Neigung des Publicums kommen kann? Seine That ist wohlthätig und nothwendig gewesen für den Standpunkt, welchen die Umgebung einnimmt, und er, welcher dadurch so großes Verdienst hat, soll nun darben, weil er nur mit literarischem Vermögen gesegnet ist? O, das Thema ist so unangenehm, so verletzend und doch so dringend. Dänemark ist darin stets so aufmerksam gewesen, daß man Deutschland öfters an Klopstock und Schiller erinnern sollte!

Das „Wanderbuch" von Hermann Schulz macht einen ganz angenehmen Eindruck, weil es sich so harmlos-unbefangen, so anspruchslos-natürlich gibt, nicht im Tone einer Nachahmung, wodurch uns jetzt so viel Gedichte verleidet sind. Da bin ich selber ganz und gar, hätte der Autor darüber schreiben können. Ein Paar treue menschenfreundliche Augen sehen uns daraus an. Und durch dies Alles hat das Büchlein einen naiven Reiz, um deswillen man nicht sagen mag: es ist überall erst der Anfang zu einer dichterischen Empfängniß. Nein, man traut es diesem bescheidenen, redlichen Verse von selbst zu, daß er sich immer mehr umthun werde nach kernhafter Ergreifung der Situationen, die jetzt gewöhnlich nur an einem Zipfel erfaßt sind, daß er nach einer knappern, festern Form trachten werde, um das Erblickte nicht blos zu geben, sondern es neu-fertig zu geben. So viel Gewähr liegt in einem unverdorbenen Menschenbilde! Der Geber zeigt sich reicher als die Gabe, und der alltäglichste Recensententic wird das herausfühlen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im December 1838.

Man spricht bei uns seit einiger Zeit gewaltig viel von einer dramatischen Reaction, deren Symptome sich auf die unzweideutigste Weise zeigen sollen, und von der man große Revolutionen nicht nur in der dramatischen Kunst, sondern auch in der dramatischen Poesie zu erwarten scheint; man spricht davon so viel, daß ich nicht umhin kann, auch einmal ein Wort darüber zu sagen, zumal da man hier dergleichen Fragen, wenn sie einmal angeregt sind, gleich mit den tiefer liegenden Elementen des gesellschaftlichen Lebens, am Ende gar mit der Politik in Verbindung bringen will. Die Sache an sich erklärt sich ziemlich natürlich und hat, wie mir wenigstens scheint, zunächst mehr einen äußern als einen innern Grund. Da ist im Laufe des vergangenen Sommers auf dem Théâtre français eine junge, wie man sagt, siebzehnjährige Dame, Demoiselle Rachel, aufgetreten, welche ein entschiedenes und noch dazu frühreifes Talent für tragische Darstellung besitzt. Je seltener, je außerordentlicher aber nun hier, wo man sonst Alles hat oder doch haben will, gerade solche Talente sind, desto weniger dürfen wir uns wundern, daß das Auftreten von Demoiselle Rachel gleich anfangs nicht geringes Aufsehen erregte, und daß sie der Gegenstand erst der Neugierde, dann der ernstern Kritik und philosophischen Betrachtung und endlich der Bewunderung geworden ist. Mit ihr, meint man, lebt die alte classische Tragödie wieder auf, welche mit Talma zu Grabe getragen worden ist, mit ihr feiern Racine und Corneille das Fest der Wiedergeburt, mit ihr beginnt für die dramatische Kunst des 19. Jahrhunderts eine neue große Epoche. Wir haben Demoiselle Rachel nacheinander als Hermione, Camilla, Monime, Emilia, Ameraide und Roxane im „Bajazet" gesehen; von einigen ausgezeichnetern Talenten der alten guten Schule, wie namentlich Joanny, unterstützt, hält sie sich auf der Höhe, welche sie vielleicht zu schnell erreicht hat; das Wohlwollen, die Neugierde des Publicums thun das Ihrige dazu; die Tragödie ist entschieden in Aufnahme, und es gehört zum guten Tone, sich in einer möglichst tragischen Stimmung dann und wann im Théâtre français einzustellen und in den Salons mit wichtiger Miene von Racine's Meisterwerken und den Vorzügen und Mängeln des Spiels der Demoiselle Rachel zu sprechen. Ich bin weit entfernt, mich hier etwa auf eine Kritik der Letztern einlassen zu wollen. Ich würde im besten Falle vielleicht nur wiederholen können, was schon hundert Mal gesagt und niedergeschrieben worden ist, und was man wahrscheinlich auch schon in Deutschland zur Genüge gehört und gelesen hat. Die ruhigern Beobachter stimmen jetzt so ziemlich darin überein, daß der erste Enthusiasmus und die bei dem gänzlichen Mangel ähnlicher Erscheinungen in der Theaterwelt nur natürliche Unmöglichkeit der Vergleichung der Kritik ihres Talentes eine falsche Richtung gegeben haben. Man fängt jetzt schon an, für dieselbe in der Vergangenheit sichere Stützpunkte zu suchen, und vergleicht Demoiselle Rachel mit Demoiselle Clairon, der Blüte der tragischen Kunst im vorigen Jahrhunderte, und Demoiselle Maillard, welche auch im siebzehnten Jahre die Rollen spielte, durch welche jetzt die Rachel das Théâtre français entzückt, aber gleich am Eingange ihrer Laufbahn, im J. 1813, kaum 20 Jahre alt, wie man sagt, aus Schmerz, verkannt zu werden, starb. Es fehlt schon nicht mehr an Leuten, welche sowol die Clairon (sie hat Memoiren hinterlassen, in welchen sie sich mit sehr viel Fleiß über den Charakter ihres Spiels selbst ausspricht) als auch die Maillard, namentlich in der feinern Auffassung der Rollen, weit über die Rachel setzen wollen. Man findet, daß der Letztern doch eigentlich die Inspiration fehlt, welche ganz in das Heiligthum der höhern dramatischen Kunst einweihen sollte; es herrscht bei ihr mehr ein gewisser dramatischer Instinct vor, welcher sie in glücklichen Augenblicken auf die Höhe des wahrhaft tragischen Ausdrucks trägt, aber nicht hinreicht, einer Rolle einen durchgreifenden Charakter, eine blei-

bende Physiognomie zu verleihen. Der Geist arbeitet bei ihr noch zu wenig, oder ist überhaupt noch nicht genug entwickelt; bisweilen scheinen ihr noch die Kräfte zu fehlen, welche zur gleichmäßigen Durchführung einer Rolle gehören; man will das namentlich bei der Rolle der Roxane im „Bajazet" bemerkt haben, in welcher sie erst vor einigen Wochen zum ersten Male aufgetreten ist. Allein das sind alles Fehler, welche sich mit den Jahren, wo nicht ganz verlieren, doch gewiß bedeutend vermindern werden.

Aber hiervon wollte ich ja eigentlich gar nicht sprechen; ich wollte nur zeigen, wie sich an das Erscheinen der Demoiselle Rachel auf der Bühne des Théâtre français die Frage über die vorgebliche dramatische Reaction, die Rückkehr zu dem Ernste der alten guten Tragödie knüpft. Das „Journal des débats" hat die günstige Gelegenheit ergriffen und uns schon vor einiger Zeit in einem langen Artikel zu zeigen gesucht, daß die Triumphe, welche Demoiselle Rachel gegenwärtig im Théâtre français feiert, nicht allein ihrem ausgezeichneten Talente, sondern beiweitem mehr einem tiefern Bedürfnisse „unserer Epoche", der immer mehr sich geltend machenden Hinneigung zu Ernst und Würde in Kunst und Leben zuzuschreiben seien. Wir müssen gestehen, daß uns die Gründe dafür ebenso wenig überzeugend erschienen sind, als wir die Schlußfolgen in ihrem ganzen Umfange annehmen möchten. Die dramatische Reaction, welche die ministerielle Presse sogleich als einen wesentlichen Theil, oder wenigstens als ein Symptom einer allgemeinern moralischen Reaction im gesellschaftlichen Leben hinstellen will, hat keinen natürlichen Grund, keinen gesunden Boden, keine innere Wahrheit; sie ist höchstens eine Treibhauspflanze, welche wie durch Zufall aus einer fremden Welt, aus einem andern Jahrhundert unter uns versetzt worden ist, die aber, nachdem man sie einige Zeit nothdürftig gepflegt, mit ihr wie mit einer glücklichen Täuschung kokettirt haben wird, von selbst wieder absterben muß. Es wäre wol möglich, und ich fürchte es fast, daß ein halbes Dutzend unserer kleinen dramatischen Dichter in diesem Augenblicke mit großen Tragödien für Demoiselle Rachel beschäftigt ist; aber im glücklichsten Falle könnten ihre Producte doch nur wie dramatische Irrlichter der Zeit über die Bühne gehen, welche höchstens jenen Wahn, jene Träumereien von der dramatischen Reaction „unserer Epoche" in den Sumpf eines seichten Raisonnements verleiten dürften. Wie sehr selbst den ausgezeichnetsten französischen Dichtern die eigentlich tragische Ader entgeht, und wie sehr, so schließe ich weiter, dem französischen Volke der Gegenwart überhaupt der Sinn für das höhere tragische Element in der dramatischen Kunst fehlt, ist mir wieder bei Victor Hugo's neuestem Werke: „Ruy-Blas", recht klar geworden. Ich kann nicht umhin, Ihnen bei dieser Gelegenheit gleich noch das Urtheil Heine's über Victor Hugo mitzutheilen, welches er in dem vor einigen Tagen besprochenen Werke: „Shakspeare's Mädchen und Frauen" *) indem er Hugo's Verhältniß zu Shakspeare festzustellen sucht, in seiner geistreichen und originellen Weise ausgesprochen hat. „Victor Hugo", meint hier Heine, „ist ein Genius von erster Größe, und bewundernswürdig ist sein Flug und seine Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er ist der größte Dichter Frankreichs; aber sein Pegasus hegt eine krankhafte Scheu vor den brausenden Strömen der Gegenwart und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den frischen Fluten sich abspiegelt, vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit sucht er zu seiner Erlabung jene verschollenen Quellen, wo einst das hohe Flügelroß des Shakspeare seinen unsterblichen Durst gelöscht hat. Ist es nun weil jene alten Quellen, halbverschüttet und übermoost, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Victor Hugo's dramatische Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geist der altenglischen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmonische Gesundheit, und ich muß gestehen, bisweilen erfaßt mich der schauerliche Gedanke, dieser Victor Hugo sei das Gespenst eines englischen Poeten aus der Blütezeit der Elisabeth, ein todter Dichter, der verdrießlich dem Grabe entstiegen, um in einem andern Lande und in einer andern Periode, wo er vor der Concurrenz des großen William gesichert, einige posthume Werke zu schreiben. In der That, Victor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heiwood u. s. w., die in Sprache und Manier ihren großen Zeitgenossen so ähnlich waren und nur seinen Tiefblick und Schönheitssinn, seine furchtbare und lächelnde Grazie, seine offenbarende Natursendung entbehrten. Und ach! zu den Mängeln eines Marlow's, Decker's und Heiwood's gesellt sich bei Victor Hugo noch das schlimmste Entbehrniß: es fehlt ihm das Leben. Jene litten an kechender Überfülle, an wildester Vollblütigkeit, und ihr poetisches Schaffen war geschriebenes Athmen, Jauchzen und Schluchzen; aber Victor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muß es gestehen, hat etwas Verstorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentstiegen Vampyrisches. Er weckt nicht die Begeisterung in unsern Herzen, sondern er saugt sie heraus. Er versöhnt nicht unsere Gefühle durch poetische Verklärung, sondern er erschreckt sie durch widerwärtiges Zerrbild. Er leidet an Tod und Häßlichkeit." Für heute hiermit genug. 96.

*) Vgl. darüber Nr. 261 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker von Wilhelm Müller. Erster Band. Köslin, Hendeß. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

W. Müller ist ein seltenes Talent. Man hat von ihm „Bilder aus dem russischen Volksleben", welche trefflich sind, Schilderungen von Naturscenen und Charakteren, die mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit hervortreten. Er ist außerdem heimisch auf dem Gebiete der grauenhaften Phantastik, aber er verfolgt diese Richtung mit zu einseitiger Vorliebe. Mehr noch als in den meisten seiner frühern Producte ist in dem gegenwärtigen Buche Müller's Phantasie thätig, ihrer wilden und gigantischen Zeugungskraft den Zügel schießen zu lassen; unter ihren Manipulationen quellen in Riesenbüschen spukhafte Gebilde hervor, eingehüllt von wüstem, die Masse vergrößerndem Märchennebel. Leider kann dem Leser unter einem so fortgesetzten Spuk nicht wohl werden; Müller's Phantasie hat keine Grazie, keine Lieblichkeit, und von der Lebenswirklichkeit stellt sie sich geflissentlich so weit ab, als ihr nur möglich. Der Verf. erscheint uns in seinen Darstellungen aus dem russischen Volksleben viel liebenswürdiger und ansprechender. Gegenwärtiges Buch schildert auf dem Wege phantasiereicher Anschauung Dschingiskhan's Kindheit und Jugendliebe, seine Ernennung zum Khan, den Krieg gegen Rußland, die Schlacht an der Kalka, eine Masse von grausamen Unthaten, endlich Dschingiskhan's letzte Stunde in seiner prachtvollen Veste Karakarum. Müller führt uns hier in keine gute menschliche Gesellschaft, sondern unter eine Versammlung von Gespenstern, welche gegen die Gottheit rasen, an jedem Gliede ihres Leibes verflucht sind und übereinander herstürzen, um sich zu erwürgen. 23.

Literarische Notiz.

Das „Athenaeum" beurtheilt das gemeinsame Werk eines naturdichtenden Ehepaares: „Songs, sonnets and miscellaneous poems, by *John* and *Mary Saunders*." Dies harmonisch gestimmte Ehepaar zeichnet sich durch nicht gewöhnliche poetische Gaben aus; sind John's Gedichte kräftiger, einfacher und von correcterer Sprache, so schreibt Mary phantasiereicher; ihre Naturanschauung ist zarter, ihr Versbau dagegen loser, und ihre Bilder erscheinen oft zu gesucht. Das „Athenaeum" verspricht, nächstens über die Anzahl, den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft der englischen Naturdichter (uneducated poets) Bericht zu erstatten. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 3. — 3. Januar 1839.

Neue Lecture.

(Beschluß aus Nr. 2.)

„Aus dem Leben eines Gespenstes" und „Brennglas", dieser sylbenversetzte Name des berliner Komikers, wie wunderlich sehen diese beiden Bezeichnungen einander an. Soll es eine komische Wirkung geben, Saul unter den Propheten, den Scherz unter den Gespenstern zu sehen? Nein, es ist ernsthaft gemeint, und das ist fehlerhaft. Und zwar darum: Solcher Titel ist eine gar zu grobe Lockung für die Leihbibliothek und hat in dem Inhalte des Buches nur bei großer Gewaltsamkeit eine Veranlassung. Dergleichen ist nicht guten Geschmacks, und kann Leute vom Lesen abhalten, für welche einzelne Artikel des Buchs viel eher lockend und passend sind als für Diejenigen, denen der Titel winkt. Solche Artikel, zu denen ein Fragment des modernen Faust, „Liebe und Haß", gehört, können irre machen über den zweiten Tadel, der dahin gehen sollte, daß Glaßbrenner, der so gut Lachen erregt, irrigerweise nach Ernst- und Schreckenerregung trachte. Dieses Fragment zeigt ein sehr geübtes Talent, im gleitenden Faustverse kernig Gnomisches auszudrücken, eine verworrene Lage großer Interessen mit Überlegenheit darzustellen. Hier möchte ich nicht stören. Daraus entwickelt sich vielleicht etwas Unerwartetes. Aber was ich von vornherein sagen wollte, das kann in der Folge auch hierfür einen nützenden Bezug geben. Das Charakteristische des Talents soll nicht ohne Noth sich selbst verlassen. Hier liegt vielleicht eine Erbsünde des Talentes, es will Anderes, als was ihm leicht und gemäß ist. Petrarca wollte durch lateinische Heldengedichte berühmt werden, ein Feldherr legte den größten Werth darauf, schön Flöte zu spielen, der berühmte Komiker Schmelka sah sich erst in seiner vollen, verkannten Bestimmung, wenn er eine tragische Rolle zu übernehmen hatte. Dieser Drang aus sich heraus ist an sich etwas Vortreffliches und wird gegen die Absicht des Gedrängten auch dem niedrig beachteten Talente selbst zu Gute kommen. Aber die Umgebung, das ist die Kritik, hat da immer zu steuern, wenn sie Virtuositäten befördern will. So hat sie mit Glaßbrenner zu thun. Seine Fähigkeit, Volksscenen komisch zu erfinden, genügt ihm offenbar nicht. Eine unverständige Kritik, welche das Geschick des Schneiders nach der Feinheit des Tuches, was er zuschneidet, steigert oder herabsetzt, mag ihn darin bestärken. Ich glaube, er sollte bei Production durchaus eng und streng in seinem charakteristischen Kreise aufzusteigen bestrebt sein. Das kann ihm und uns wirklich heimatliche Lustspiele und komische Romane geben, die aus unserer bleibenden Eigenthümlichkeit entständen, nicht aus den Schattenspielen gelehrter Sympathien, in denen sich eine Zeit bewegt und Extreme und dadurch komische Punkte berührt. Ich möchte diese Aufgabe keineswegs ausschließen, obwol ich glaube, daß zur wirklichen Belebung solcher Denksituationen das begabteste, das seltenste Talent gehört. Aber ich möchte Glaßbrenner auf die komischen Engländer aufmerksam machen, auf Fielding, Smollet und Ähnliche. Diese derbe Fassung soll uns nicht entgehen, weil ein weichlicher Sinn das Talent und tüchtige Moment darin nicht zu würdigen weiß. Ich erinnere mich, vor Kurzem eine schnelle Geringschätzung Fielding's gelesen zu haben; auf solche Überfeinerung soll er nicht hören.

Dies ist ja der Reiz eines geschichtlichen, durchgewirkten Nationallebens, daß sich das Verschiedenartigste dem Interesse bietet und den gemäßen, kurz vorher unerwarteten Antheil alsogleich erweckt. Diesen Vortheil nehmen wir gern in Anspruch, wenn wir nur auch rückwärts mit gleicher, d. h. hier verschiedenartiger Münze zu zahlen geneigt wären. Der Name Gentz, den Varnhagen wieder in die theilnehmende Besprechung genöthigt, wie ist er ein Vorwurf unserer ungerechten Kritik! Es darf ihm ja die politische Meinung abgeneigt sein, hat denn die literarische Beurtheilung nicht reichere Gesetze? Und was ist bekannt von Gentz, gelesen, gewürdigt? Die Tradition eines Aburtheils, wie es Görres, wie es die „Nemesis", das weimarische „Oppositionsblatt" in ihrer Parteistellung fällen mußten. Von Gentz sprechen sie als von Einem, der die Revolution bekämpft, für Östreich geschrieben, den deutschen Bund erfunden. So machen sie sich die Abneigung leicht. Diese allgemeinen Bezeichnungen sind sogar richtig, wenn auch in ihrer Allgemeinheit nichtssagend. Wenn es anders gestellt würde, etwa: er hat die Zudringlichkeit der Franzosen, die Zertretung unsers Vaterlandes, den Usurpator Napoleon mit immer neuen Geisteswaffen bekämpft, und stets mit edeln Waffen, er hat dem aufgelösten Reichsverbande eine neue

Idee für Einheit und Gemeinschaftlichkeit gegeben, er hat die abstracte Politik auf praktische Verhältnisse nach englischem Muster geführt — so sähe man den Namen Gentz freundlicher an und hätte hier nicht mehr Recht zur Freundlichkeit, als dort zur Feindlichkeit. Kennen soll man ihn und dann würdigen. Er war einer unserer begabtesten Menschen und einer der einflußreichsten, und er soll immer dem Jargon des oberflächlichen Urtheils überlassen bleiben? Napoleon hielt ihn für so bedeutend, daß er ihn im berliner Bulletin mit einem Schimpfnamen erwähnte. Schimpfte Napoleon das Geringe? Gentz war schwachen Charakters, heißt es dann. Kann sein. Erklärt uns das, vergleicht es mit Verhältniß und Wirkung. Er diente dem Absolutismus. Zeigt uns, wie. Er hat den Absolutismus nie vertheidigt, er hat ihn bekämpft; gegen Napoleon wie ein Held, übrigens als ein gebildeter Mann, der die Gesetze vorgeschrittener Cultur überall geltend machte, der in einer schwierigen Stellung dem begründeten und möglichen Rechte des Fortschritts und der Freiheit wirklich nichts vergab, auch wenn er Mißliches vertheidigte, Wünschenswerthes angriff, der in keinem Dogma aburtheilte, sondern Alles dem fort und fort richtenden Geiste unterwarf. Es wird bei alledem genug übrig bleiben, was uns nicht lobens- oder billigenswerth an ihm erscheint; aber einer in sich lügnerischen Freisinnigkeit, die unfreisinnig jede vom Schiboleth abweichende Art inquisitorisch und fanatisch verdammt, und zwar nicht blos im Interesse einer obschwebenden Krisis verdammt, die auch den Kriegsmaßstab zum geschichtlichen Maßstabe machen will, einer solchen falschen Freisinnigkeit soll kein Fuß breit unreinen Urtheils mehr gestattet werden. Ich würde für meine Person den Gentz'schen Weg nicht gewählt haben, wenn man anders einen Weg wählt; ich würde die Gentz'sche Art niemals zum Muster aufstellen, ich würde Gentz's Argumentation über Preßfreiheit ganz ungenügend und ganz mangelhaft speculirend finden, ich würde Wesentliches an ihm aussetzen; aber dabei bliebe mir sein Talent bewundernswerth, dabei hielte ich es für ein Glück, daß einem solchen Geiste eine zu weit gehende Restauration zugefallen, daß nicht blos, wie gewöhnlich, in der Opposition, sondern auch einmal neben ausübender Macht solche Geisteskraft wirksam geworden sei. Dabei würde ich ihn ferner über die knappe Gerechtigkeit hinaus in Schutz nehmen gegen eine Opposition quand même, die nach abgelaufener oder doch veränderter Kriegszeit unfruchtbar einen gewaltsamen Maßstab anlegen will an historisch erledigte Figuren, die just wie der Emigré nichts lernen und nichts vergessen will.

Um damit etwas auszurichten, ist zu Anfang und zu Ende eine Kenntniß von Gentz nöthig, und so halte ich es für eine vortreffliche Gabe, wenn Schlesier uns eine Sammlung Gentz'scher Hauptartikel bringt. Denn der andere Versuch einer Gesammtausgabe, ich glaube von Weick in Karlsruhe, hat sich unzulänglich angekündigt. Diese beiden vorliegenden Bände, Briefe, kleinere Schriften und eine Charakteristik von Gentz enthaltend, gewähren bereits einen reichen Einblick in das Wesen des Publicisten. Sie sollten in keiner öffentlichen und Privatbibliothek fehlen, denn sie enthalten Artikel, die zum Bestgeschriebenen in unserer Literatur und zur intimsten Aufklärung über die Geschichte seit Ausbruch der französischen Revolution gehören.

Ich möchte Schlesier tadeln, daß er in einer höchst sorgfältigen Redaction und in begleitender Schilderung und Erklärung mitunter zu weit ausholend und durchgängig zu superlativisch verfahren sei. Aber ich kann es nicht, wenn ich die rohe Mißliebigkeit betrachte, die er vor Augen haben, und der er den stärksten Ausdruck bieten mußte, wenn nur die mäßige Zustimmung erzwungen werden sollte. Ich kann es noch weniger, wenn ich der unwürdigen Auffassung gedenke, die seinem eignen geistvollen Versuche widerfahren ist, den ausgefahrenen Styl des Fortschrittes durch charakteristisches Moment, durch schärfer gezogene Linien zu beleben. Nehme ich diese der Mißliebigkeit und historischen Gewaltsamkeit gegenüber stark hervorgehobene Betonung aus, so muß ich von dem besten Eindrucke reden, welchen mir dieses „Denkmal" gemacht, und muß aussprechen, daß Schlesier in der Einleitung mit gebildetem Scharfsinne alle die Schwächen nachdrücklich hervorgehoben hat, die bei dem Namen Gentz und unserer jetzt vorherrschenden Kritik in Rede zu ziehen sind. Folgende Stellen sind so passend wie nothwendig:

Die Leistungen und das Verdienst eines deutschen politischen Schriftstellers in lebendigen Andenken zu erhalten, ist noch immer eine Aufgabe, die, so nothwendig, so ersprießlich sie sein mag, mit den größten Hemmungen rings umher zu kämpfen hat. Diese Bemerkung drängt sich uns hier mit ganzer Schwere auf. Ein Autor, der, hätte er in Frankreich oder England geschrieben, in den Händen Aller sein würde, die näher oder entfernter sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, oder gar auf verwandter Bahn wandeln, wird unter den Deutschen, wenn ihn nicht eine vorübergehende Zeitströmung emporhält, vergessen, sobald die Kraft, der Glanz, oder die Spitze seiner Feder aufhört, seine Landsleute in unmittelbare Bewegung zu setzen. Er wird nur noch von Wenigen gelesen; seine Werke sind zerstreut, oder liegen wie das Ärmlichste und Niedrigste in den Todtenäckern unserer Journalistik begraben.

Das literarische Urtheil hatte von Rechtswegen die Freiheit voraus, ohne alle Rücksicht auf das Streben oder die Richtung des Autors sich lediglich an den Gehalt und an die Form, oder, was gleich ist, an das Talent zu halten. Andere Nationen haben ihrer Literatur dies Vorrecht nach Kräften gewahrt; sie haben dies Princip eigentlich nie aufgegeben. Die Schriftsteller der verschiedensten Richtung und Geistesart, wenn sie nur wirklich groß und reich waren, wurden, zwar natürlich nicht mit gleicher Unparteilichkeit, aber doch nach Maß und Verdienst geschätzt. Nur auf diesem Wege ward es möglich, daß ein Pascal und Fénélon neben Voltaire, ein Bossuet neben Rousseau seinen Rang behauptete. Unter den englischen Schriftstellern sind die Beispiele noch auffallender. Ihre beiden größten politischen Autoren, David Hume und Edmund Burke, waren theils den Zeitrichtungen, theils sogar den Elementen der englischen Freiheit nicht sehr zugethan. Und beide sind wenigstens ebenso anerkannt und gerühmt als Sidney und Locke.

So bleiben in der Literatur des Auslandes unter allen Stürmen der Zeit die verschiedensten Talente in Ansehen; so erhalten sich Vorbilder, die gar nicht jedesmal der Tagesmeinung ergeben sein mußten; so rettet die Literatur eine unpar-

treiſchere, großartigere, freiſinnigere Kritik und für ein nacheiferndes Geſchlecht das letzte Aſyl vor den großen und kleinen Vorurtheilen des Augenblicks.

Es folgt nun eine Auseinanderſetzung, wie gerade bei uns in der Literatur alle Parteiung ausſchließend wäht: Ein Jeder ſucht die Geltung eines Andersgeſinnten überall hin zu erſchweren und, ſo weit er es vermag, unmöglich zu machen. Deshalb gibt es bei aller äußern Beſchränkung nichts Zäheres, Hartnäckigeres und, ſo weit die Macht reicht, Feindſeligeres als den Pöbel unſerer politiſchen Parteien, zu welchem, was dieſen Punkt anlangt, oft ſelbſt die begabteſten Köpfe gehören. Weil man einen andern Standpunkt oder eine andere Wirkſamkeit verfolgen zu müſſen glaubt, geht man ſo weit, ſelbſt den Geiſt zu verkleinern, der in anderer Form und Richtung ſtrebt.

Es hat einen Sinn, wenn in Zeiten, wo die Literatur mit den Ereigniſſen des Tages tief betheiligt, wo Alles darauf geſtellt iſt, raſche Erfolge zu gewinnen; es hat einen Sinn, wenn in ſolcher Zeit ein raſches Aburtheil des ſchriftſtelleriſchen Werthes vorläufig in die Schranken ſpringt, ſobald die Geſinnung des in Rede ſtehenden Autors einem großen und edeln Zweck im Wege ſteht. Dergleichen Urtheile geben ſich ſchon in ihrer Apodiktik als zeitweilig, geben ſich unter Vorbedingungen und ſchließen die leidenſchaftsloſere Berichtigung nicht aus. Aber es iſt geradezu die verkehrte Welt des literariſchen Sinnes, wenn nach Ablauf ſolcher Zeiten der Terrorismus der Meinung wie ein recht heiliges Recht ſich geltend macht. Und wir erleben's. Autoren, welche in den Tagen der Schlachten nur unter ſchwülſtiger Einſchränkung urtheilten, bramarbaſiren jetzt, wo doch wahrlich alle Gelegenheit gegeben iſt, im Geſetze des Friedens Vortheile zu ſammeln, die früher fern bleiben mußten, im hiſtoriſchen Urtheile Ausdehnung zu finden, die früher gewehrt war. Schleſier thut Unrecht, dieſe Stürmer der Garniſon unter dem Namen: „Freunde des Fortſchrittes und der Freiheit", zu bezeichnen, weil ihnen ſelbſt dieſer Name das Schiboleth iſt. Der Fortſchritt iſt nicht bei den Nachzüglern, wenn dieſe auch Städten und Dörfern die gefürchteſten Feinde ſind; der Fortſchritt iſt nicht bei ihnen, wenn auch eine Nachhut immer nöthig und geſchichtlich heilbringend wirkſam iſt. Das Echo des Dageweſenen hält manches Dageweſene lebendig, es ſoll nur nicht mehr ſein wollen als Echo. Das gemisbrauchte Wort: Fortſchritt, muß man ihnen auch im Tadel nicht freigebig gönnen. Dergleichen gebiert Misverſtändniſſe und erleichtert das alte jakobiniſche Manoeuvre, alle Diejenigen dem Rückſchritte zuzuſchreiben, welchen nicht jede Schonungsloſigkeit Fortſchritt heißt. Gentz kann als literariſche, ja als politiſche Potenz gewürdigt und geſchätzt werden, ohne daß man einer Freiſinnigkeit entſagt, die für Gentz eine unbequeme war, ohne daß man die wirklichen Fortſchritte der politiſchen Entwickelung neben ihm gering und nicht ſtets beförderungswerth erachte. Einem ungebildeten Freiſinne gegenüber möge man lieber den Freiſinn gar nicht in feindliche Rede ziehen, auch wenn man den ungebildeten ſtreng unterſcheidet.

Möge der gebildete Sinn durch dieſe Ausgabe Förderung gewinnen. Was unter ihm zu verſtehen ſei, kann Gentz's Verhältniß zu Napoleon lehren. Napoleon hatte durch Palm's Hinrichtung gezeigt, weß der Widerſacher, auch der geiſtig, in vaterländiſcher Berechtigung wirkende, ſich von ihm zu verſehen habe. Gentz war ihm ſchwer geächtet; wie einen Spion hätte er ihn, der Palm'ſchen Analogie nach, aufknüpfen laſſen, wäre er ſeiner habhaft geworden. Und wie verhielt ſich Gentz dagegen? Ich will nicht von den Manifeſten reden, die ſich vor allen andern der Feinde Napoleon's durch würdige Erwähnung des Kaiſers auszeichneten, die das Genie und die hiſtoriſche Größe des Kaiſers zum Verdruſſe der Patrioten eher heraushoben als verunglimpften. Ich will nur auf die Bezeichnung des rückſichtsloſen Feindes in den Briefen verweiſen. Hier konnte doch Gentz unbehindert ſich ausdrücken, und nirgend entſchlüpft ihm ein unedles Wort, wozu Napoleon doch ſo berechtigte, nirgend verleugnet ſich die Achtung, welche der gebildete Menſch auch vor der verhaßten Größe hegt.

In dieſem hohen Punkte der Bildung, die ſo nahe alle geſchichtliche Würdigung berührt, kann Gentz heute noch Manchem eine Lehre ſein. 126.

Ein Brief des Profeſſors Gottſched.

Der hier mitzutheilende Brief von Gottſched iſt charakteriſtiſch, ſowol für die Perſönlichkeit des Mannes als für die damalige Zeit, und er verdient daher wol gedruckt zu werden. Er iſt an ſeinen leiblichen Bruder geſchrieben, welcher Steuerrath in heſſen-kaſſelſchen Dienſten war, und deſſen einzig übrig gebliebener Sohn in dieſem Jahre zu Kaſſel in ſeinem achtzigſten Jahre ſtarb und nie verheirathet war. Die Muhme, von der im Briefe die Rede iſt, war die Tochter des Bruders vom Vater unſers Gottſched; der Conrector Wigand, der Vater des 1805 zu Kaſſel als Profeſſor an der Cadettenſchule und Geh. Hofarchivar geſtorbenen, Karl S. Wigand, deſſen Sohn, Paul Wigand, zu Wetzlar wohnt. Der Vetter in Obersdorf war der Bruder jener Muhme Wigand, nachher Dompfarrer in Halberſtadt. Das Söhnchen Max, wofür ſich der Profeſſor ſo intereſſirt, wurde Offizier in öſtreichiſchen Dienſten.

Der in Kaſſel 1771 verſtorbene Steuerrath Gottſched erlebte viele Schickſale, die er in einer handſchriftlich hinterlaſſenen Selbſtbiographie erzählt hat. Wir entlehnen daraus in Bezug auf die Lebensgeſchichte des berühmten Profeſſors Gottſched folgende Stelle: „Im J. 1706, 9. Aug., bin ich zur Welt geboren. Mein Vater iſt geweſen, erſtlich Pfarrer zu Juditten, eine Stunde von Königsberg gelegen, Namens Chriſtoph Gottſched, hernach vocirter Amtspfarrer zu Balga am friſchen Haff. Meine Mutter, Anna Regina, geb. Birmannin, war eines Pfarrers Tochter zu Gronau in Preußen. Aus dieſer Ehe meiner herzlich geliebteſten Ältern wurden ſechs Kinder, als zwei Schweſtern und vier Brüder geboren, unter welchen ich der Ordnung nach das fünfte geweſen; alle andern ſind geſtorben, und es ſind mit dem Profeſſor in Leipzig und dem Hofgerichtsadvocaten in Königsberg (Reinhold, geſtorben 1759), nur wir Drei noch am Leben. —— Unſer Vater hat uns Brüder alle ſelbſt unterwieſen und ohne andere Schulen bis zu der Univerſität gebracht. Wegen meiner Größe und bei den damaligen preußiſchen ſtarken Werbungen wurde ich frühe in album academicum inſcribirt und ging 1721 nach Königsberg auf die Univerſität. Weil aber die Studenten vor den gewaltſamen Werbungen auch in die Länge nicht mehr ſicher waren, und ich ſchon einigen Angriffen unterworfen geweſen war, auch mein Bruder, der Profeſſor, als damaliger Magiſter wirklich weggenommen werden ſollen und deswegen nach Frauenberg flüchtig werden müſſen, ſo reiſete ich dieſem nach, und mein Vater, welcher mich von

Walga mit bis nach gedachtem Frauenberg begleitete, schickte uns beide nach Leipzig. Die Abreise geschah den 19. Jan. 1724, meines Alters noch nicht volle 18 Jahre. Unsere Reise ging über Elbing, Thorn, durch Polen, in Schlesien, über Breslau, Liegnitz, Görlitz, Bautzen nach Leipzig, allwo wir den 18. Febr. eintrafen. Mein Bruder wählte gleich Leipzig zu seinem beständigen Sitze, ich aber ging selbigen Jahrs nach Halle, um da meine studia juridica zu prosequiren." 127.

„Insonders werthgeschätzter Herr Bruder,

E. werthes Schreiben ist mir ganz wohl eingehändiget worden, und es bedarf keiner Entschuldigung, wegen seiner Langsamkeit. Wir haben beyde mehr zu thun, als unnöthige Correspondenzen zu führen: daher ist es genug, wenn wir alle halbe Jahre einander schreiben.

Daß Euch unsere übersandte Sachen lieb gewesen, ist uns beiden angenehm. Die copernikanische Lobrede ist zwar durch Hrn. Breitkopf, aber doch von mir gekommen: daher werde ich den Dank für mich behalten. Sie ist auch hier bey Hofe sehr wohl aufgenommen worden, und ich habe von dem Grafen und Cabinetsminister v. Wackerbart, als Hofmeister unsrer Prinzen, ein sehr gnädiges Antwortschreiben auf meine Zueignungsschrift erhalten. Daß die deutsche Sprache seit 10 oder 15 Jahren geschickter und angenehmer geworden, allerley Sachen darin zu schreiben, ist nicht zu läugnen: ob es aber so sey, wie Ihr saget, daß ich dieselbe so gebessert oder ausgeputzet, das überlasse ich andern. Ihr seid indessen nicht der einzige der so denket; ja es haben es viele schon in öffentlichen Schriften gesagt.

Was ich Euch diese Messe von unsern Neuigkeiten zu schicken hätte, das ist noch nicht fertig: Euer Gesandter aber eilet weg, also muß ich auf eine andere Gelegenheit warten.

Daß der kleine Vetter einen so bösen Zufall am Auge gehabt, ist mir sehr leid. Traget ja alle mögliche Sorgfalt für denselben; denn ein Auge zu verliehren, das ist ein Hinderniß des ganzen Glückes in der Welt, so durch nichts zu heben steht. Meine Frau bittet eben das, und sagt, ihre Liebe gegen den kleinen Max würde um ein vieles schwächer werden, wenn er auch nur schilten sollte. Sie räth also, sehr genau darauf acht zu geben, und wenn, wie es zu kommen pflegt, nach geheiltem Schaden, der Knabe über quer zu sehen anfinge, ihm ja allezeit einen Verweis darüber zu geben; damit er wieder gerade sehen lerne. Sie weis auch aus Exempeln, daß es hilft; ja besinnt sich auf Fälle, da man solchen Kindern Nußschalen vor die Augen gebunden, die in der Mitte durchbohrt gewesen, dadurch sie genöthigt werden immer gerade durch die zwey Löcher zu sehen, bis die Augen sich wieder zurecht gewöhnet. Euer Brief an den Bruder in Königsberg ist sehr wohl gerathen, und hat uns sehr wohl gefallen. Von daselbst habe ich nicht viel neues, als daß M. Flottwell Prof. Ord. der Philosophie und deutschen Beredsamkeit geworden. Auch hat der König die Gesellschaft, die von ihm gestiftet worden, bestätiget, und ihr D. Quandten zum Präsidenten, den wirkl. Geh. Staatsminister und Oberburggrafen v. Wallenrod aber zum Protector darüber gesetzt. Ich habe dieser Gesellschaft auf künftiges Jahr, bey dem Jubelfeste der Akademie einen Preis von sechs Dukaten ausgesetzt, damit sie den Stifter der Universität Marggraf Albrechten in einer Lobrede loben soll. Das Urtheil, wer es am besten gemacht, habe ich mir selbst vorbehalten.

Nunmehr fängt man auch daselbst an, an die Feyer des Jubelfests zu denken; und viele hoffen schon dabei auf meine Ankunft. Wir selber schicken uns schon allmählich zu dieser weiten Reise; denn innerhalb sechs bis sieben Monaten geht es drauf los, wo Gott will, und Gesundtheit giebt. Doch auf die Ostermesse will ich Euch nähere Nachricht geben.

Unsere Jungfer Muhme, Anna Maria Gottschedinn, des Buchbinders Tochter aus der Altstädtischen Langgasse, hat diesen Sommer mit einem Conrector aus Wernigerode, Wigand, Hochzeit gehabt; und ist, nach ihrem Berichte, sehr vergnügt. Unsern Vettern M. Gottsched in Obersdorf, bey Sangerhausen haben wir vorige Pfingsten besucht, und sind fast 10 Tage bey ihm gewesen. Ich arbeite daran, ihn bald näher nach Leipzig zu bekommen.

Von Staatssachen noch ein Wort. Ich wünsche Euch Glück, daß Ihr den königl. Hof wieder nach Kassel bekommen werdet. Das wird Euch und dem ganzen Lande gut sein. Schweden aber, wird allem Ansehen nach mit Dänemark Händel bekommen; ja vielleicht gar auch mit Preußen. Der Winter wirds lehren. Wenn mich der Krieg nur nicht hindert, nach Preußen zu reisen, so mags gehen wie es will. Vor drey bis vier Wochen ging der König in Preußen hier durch; ich sollte mit die Ehre haben, ihn zu bewillkommen, allein er ließ uns nicht vor. Heute ist unsere Herrschaft auf die Messe gekommen. Was zaudert aber Prinz Karl so sehr am Rhein? Nun ist es hohe Zeit die Franzosen einmal schlaff und mürbe zu machen: drum schicket nur auch eurn durchl. Prinzen zur Armee, damit er seinen Theil auch zum Siege beitrage, und sich Ruhm erwerbe.

Übrigens lebet wohl und vergnügt. Meine Frau, die diesen Sommer einen harten Anfall gehabt, aber Gott lob wieder gesund ist, grüßet Euch, und den Kleinen; und ich verharre mit aller Aufrichtigkeit

Euer

Leipzig, den 6. Oct. 1748. treuer Bruder Gottsched."

Notizen.

Zu den „Arabian night's entertainments", die unlängst in London erschienen sind, schrieb E. W. Lane zahlreiche Anmerkungen, von denen das „Athenaeum" einiges Interessante zum Besten gibt. Lane erzählt unter Anderm: „Einer meiner Freunde, der zu den ersten der Ulemas von Kairo gehört, erlaubt sich, wie seine Vertrauten wissen, häufig den Genuß verbotener Getränke in geschlossener Gesellschaft. Eines Abends überraschte ich ihn und seine Gefährten bei einer seiner heimlichen Orgien und mußte daher unter dem Hausthore warten, während die Gäste schnell alle Spuren von Wein auf die Seite schafften; denn meine Enthaltsamkeit setzte sie immer in große Verlegenheit. Als ich jedoch eintrat, waren sie alle in der besten Laune. Sie hatten, wie ich später erfuhr, eine Wasserflasche mit Wein angefüllt; rief Einer von ihnen nach Wasser, so wurde vom Diener besagte Flasche gebracht. Als ich aber dagegen Wasser verlangte, so bedeutete mich mein Wirth, es stünde eine Flasche mit Wasser hinter dem Divan, auf dem ich saß, am Fenster. Der Abend verging unter Scherzen, und ich hätte nie erfahren, wie unwillkommen mein Besuch gewesen, wenn mich nicht einer der Gäste, der mit mir sehr vertraut war, beim Nachhausegehen aufgeklärt hätte. Da war noch ein anderer Muselmann, welcher meine Antipathie gegen den Wein für verstellt hielt und mich einlud, ihn zu besuchen und mit ihm eine Tasse weißen Kaffee zu trinken. Weißer Kaffee ist nämlich unter den Muselmännern nichts Anderes als ein euphemistischer Ausdruck für Branntwein."

In Oxford sind kürzlich erschienen: „Translations from the lyric poets of Germany, with brief notices of the authors. To which are added translations from the Italian, French and Dutch. By *John Macray*." Das „Polyglot magazine" lobt den Geschmack, das poetische Talent und die Sprachkenntniß des Übersetzers. Die „Sunday times" sagen davon: „Diese Übersetzungen aus dem Deutschen sind voll Anmuth und Empfindung. Sie sind sehr gut ausgewählt, und wir empfehlen sie allen Freunden veredelnder Poesie"; dagegen das „Athenaeum": Urquhart habe mit seiner Übersetzung von Lamartine's „Gethsemane", einer Elegie voll überschwänglicher Leidenschaft, mehr Sensation gemacht als Macray mit seinem seufzenden Körner und den Liebesgedichten Matthisson's und Heine's. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 4. — 4. Januar 1839.

Die westfälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen, aus den Quellen dargestellt und durch Urkunden erläutert von Johannes Voigt. Königsberg, Borntträger. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die jetzige Provinz Preußen, seit dem Falle der Ordensmacht dem deutschen Reichsverbande durch die Polen entrissen, in dieser Entfremdung beharrend, als der von ihr entlehnte Königstitel dem kurfürstlichen Hause von Brandenburg eine politische Bedeutung außer dem Reiche gab, und wegen dieser Lostrennung auch in der neuesten Zeit nicht im deutschen Bunde veranschlagt, ward in ihrer deutschnationalen Ausbildung während des 15. Jahrhunderts als ein so inneres Glied unsers gemeinsamen Vaterlandes betrachtet, und bethätigte sich durch Sprache, Sitte, hansisches Bürgerthum als solches in dem Grade selbst vor näher an Deutschland gelegenen Theilen, daß es nicht befremden kann, zu sehen, wie das aus der dunkelsten Bildungsperiode deutscher Rechtsverhältnisse durch das Mittelalter sich hindurchziehende so eigenthümliche Institut der westfälischen heimlichen Gerichte seine Competenz auch über das ferne Küstenland zu erstrecken bemüht war. Erst eine Reihe Schriften der neuesten Zeit haben einiges Licht über das wunderliche, krause Wesen einer Themis verbreitet, in welcher sich das Rechtsgefühl unserer Vorfahren in seiner ganzen sittlichen Tiefe bezeugte. In diesen löblichen Forschungen war schon mehrmals vom Verfahren der Feme im deutschen Ordenslande beiläufig gesprochen worden, bis es dem hochverdienten Geschichtschreiber des Ritterstaates, Johannes Volgt, gelang, aus dem kaum erschöpfbaren Reichthume des königsberger Archivs alles dahin Gehörige im Zusammenhange darzustellen und das unklare Verhältniß jener Gerichte zu Preußen actenmäßig zu beleuchten. Indem die eigenthümlichen Conflicte der Ordensgebieter mit den westfälischen Freistühlen, durch Documente belegt, erzählt werden, gewinnt mit der Zusammenstellung ähnlicher Forschungen aus andern Gauen Deutschlands ein so bedeutsamer Gegenstand deutscher Historie so viel an umfassendem Material, daß wol bald eine gründliche Geschichte der heimlichen Gerichte erwartet werden kann.

Hoch beachtenswerth für den tiefern ursprünglichen Sinn der Gerichte „auf rother Erde" ist es, daß die Privilegien, welche Papst Honorius III. schon 1226 dem Orden gegen den Eingriff jeglichen weltlichen Gerichts verlieh, so lange in Schutzkraft blieben, als der Orden selbst in seiner Blüte bestand und dem Vertrauen der Unterthanen ein geregelter, besonnener, unparteiischer und schneller Rechtsgang entgegenkam. Erst als der Ordensstaat in Folge seines Zerwürfnisses mit Polen hart daniederlag, die Bande des Gehorsams und gegenseitiger Pflicht gelockert waren und Mistrauen und offenkundige Verwirrung, Schwäche der obrigkeitlichen Gewalt hemmend in die Rechtsverhältnisse eintrat, die gealterte politische Verfassung unausweichlich ihrem Untergange sich näherte, sehen wir die fernen, gefürchteten Hüter deutscher Justiz, als sei Stockung und Verweigerung des Rechts vorhanden, mit selbstgesteigerter Vollmacht drohend einschreiten und Erledigung schwebender Händel ungesäumt bewirken. So machte in demselben Jahre, 1419, als Papst Martin V. durch eine Bulle (urkundliche Beilage Nr. 1) die Oberrichtgewalt des Ordens noch erweiterte, ein Freigraf des Stuhles zu Volkmarsen zuerst die Feme gegen Ordensunterthanen geltend; und obschon 1420 Kaiser Siegmund die Brüder und die unter ihnen Gesessenen selbst von seinem eignen Hofgerichte freisprach und nur in einigen Fällen sich die richterliche Entscheidung vorbehielt, mußte Meister Paul von Rußdorf um 1440 in einer häßlichen Geldsache die ernsthaftesten Vorladungen vor den Freistuhl zu Wartberg erfahren, um „seinen Leib und höchste Ehre zu bewahren". Der Meister starb über dem unerledigten Handel in so ungewisser Haltung, daß nie jene Privilegien, weder des Papstes noch des Kaisers, als Schutzmittel angewendet wurden, worauf, als der Orden einen neuangestellten Gerichtstag nicht beschickte, der kühne Freigraf Mangolt (S. 19) „nur um Gottes Willen und dem Könige zu Ehren" sich abhalten ließ, durch den Ausspruch des Vollgerichtes die Strafe zu verhängen, zu deren Vollziehung Tausende von Freischöffen durch Eid und Pflicht verbunden waren. Unentschiedenheit der Freigrafen über ihre Competenz und die „Fembarkeit" des Klagegegenstandes, ferner die entschlossene Protestation des Comthurs von Koblenz neben der Erbietung des neuen Hochmeisters: „dem Freigrafen heimlich 20, 30—40 Gulden zu versprechen, dafern er das Gericht abstelle" (S. 33), hatten nicht den erwünschten Erfolg, vielmehr nahm Mangolt eine neue Anklage gegen Unter-

thanen des Ordens in Schutz, lud „Bürgermeister, Rathmanne und die ganze Gemeinde der Städte Elbing und Marienburg" vor seinen Stuhl und bewirkte unter den preußischen Ständen solche Besorgnisse, daß die Bevollmächtigten derselben sich bereit erklärten: „Repressalien gebrauchen zu wollen und die Genossen und Beilieger der Feme wieder zu henken" (S. 37). Um sein landesherrliches Recht bei solchen Eingriffen und bedenklichen Ausbrüchen der Volkswuth zu retten, schien ein entscheidender Schritt nöthig; dem Hauscomthur von Köln gelang es 1442, acht Freigrafen, eine Anzahl von Freischöffen und rittermäßigen Edeln „bei der kaiserlichen Kammer zu Dortmund" zu gewinnen, welche ein Document des Inhalts ausfertigten (S. 41):

Die Herren des deutschen Ordens seien also von Päpsten und Kaisern gefreit und als geistliche geordnete Leute bestätigt, daß kein Freistuhl sie heischen laden und verbotten dürfe, außer wenn das weltliche Gericht von dem geistlichen Gerichte angeruffen würde.

Diese Urkunde (Beilage 3, nach dem Originale mitgetheilt), welche dem Comthur 500 Gulden gekostet hatte und obenein noch einer Bekräftigung vom römischen Könige bedürftig, befreite Preußen nur auf kurze Zeit von jener zudringlichen Justiz. Nach manchen Neckereien und bösen Insinuationen, die dem Kläger jedoch nicht zu seinem vermeintlichen Rechte verhalfen, verstummte der kostspielige Streit. Als aber um 1446 der Hochmeister und seine Gebieter damit umgingen, den Bund der Stände durch Zwietracht zu schwächen, und das Mistrauen der Unterthanen wieder erwachte, sehen wir gleichzeitig die mühsam zurückgewiesene Anmaßung der Feme wiederkehren, was von der schwächlicheren Haltung und dem trüben Bewußtsein der befugten Landesjustiz zeugte. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Vorladungen oft in ganz kleinlichen Streitsachen, wie einzelner Handwerker gegen ihre Zünfte; mit der innern Machtlosigkeit schien dagegen der Trotz des Ordens zu wachsen, sodaß er selbst des Kaisers Gebot in Rechtsangelegenheiten für ungültig zu erachten begann. Unter diesen Umständen wagte Freigraf Johann Kruse, den Hochmeister selbst vor seinen Stuhl zu Horeide zu laden, und nöthigte denselben, seinen Geheimschreiber, einen gewandten Geistlichen, auf die gefährliche Reise nach der rothen Erde zu senden (Mitte October 1450). In großen Ängsten und Jammer (S. 112), da er den schützenden Freund des Ordens, den Herzog von Kleve, nicht daheim fand, gelangte der Machtbote nach Dortmund, ließ die Appellation seiner Obern an den Papst bei Nacht ins Gericht tragen, weil er für seine Person nicht sicher war, und fand am anberaumten Tage vor dem Freistuhle „in der Wüstung" den Kläger mit gegen hundert Gewappneteten, den Stuhlherren, Ritter und Knechte und sehr Viele aus dem Rathe und der Gemeine zu Essen. Er erhielt das demüthig erbetene Gehör, ungeachtet man ihm einen Vorsprecher aufdringen wollte, „brauchte sein Maul, das er selbst mit sich gebracht", rückte das Transsumpt über den obenerwähnten Brief der acht Freigrafen hervor, das sie schweigend anerkannten, mit dem Erbieten des Hochmeisters, vor dem heiligen Vater zu Recht zu stehen, und da sein Geschrei nichts half, brachte er unerschrocken das Transsumpt der Bulle Papst Nikolaus', welche der Ordensprocurator 1447 zu Rom erwirkt, zum Vorschein. Dessenungeachtet drang die erhitzte Versammlung, zumal die Adeligen, Drohworte gegen das Leben des Machtboten aussprechend, darauf, das Gericht zu besetzen, was derselbe zwar nicht hindern konnte, aber auf den lauten Aufruf des Freigrafen: ob Jemand anstatt des Hochmeisters zugegen sei, sich durch das gewappnete Volk zu dem Stuhle arbeitete und schrie: ich appellire für ihn und den Orden, und die Appellation mit den andern Schutzschriften dem Freigrafen in die Hand geben ließ, ihm bei des Papstes Bann das Gericht untersagend. Als man die zwei armen Boten zum Strange zu verurtheilen Miene machte (S. 115)

hatte ich in der Hast und im Jammer meinen rechten Arm über die Schranke gelegt, von Stund an brach mir einer den Arm um die Schranke, und hielt fest, und wollte mich auch mit Recht und Urtheil gewinnen und in alles Unglück bringen. Bei meinen Tagen kam ich nie in größern Jammer. Ich armer Mann schrie: Ich bin Klerikus! Ich bin Publicus Notarius! Ich bin Secretarius! Ich appellire, ich citire, ich banne! Es war Alles umsonst. Unser Herr Gott und ein guter Mann half mir und auch den zwei Boten mit Mühe vom Strange.

Die kühne Einbringung der Appellation verfehlte doch ihre Wirkung nicht: wie der Freigraf und die Schöffen des Mannes Furchtlosigkeit erkannten, stellten sie Urtheil und Citation ab, gaben Sendbriefe an den Orden; aber in dem Grade mußte der Machtbote die Rache des beschimpften Gerichts besorgen, daß er nur auf einem Umwege im Geleite Gewaffneter rheinabwärts die sichere Heerstraße nach Preußen gewinnen konnte.

So war zwar die Vorladung des Hochmeisters und das Gericht gegen den Orden abgethan, die Klagsache selbst aber ward erst beigelegt, als der Herzog von Kleve, zurückkehrend, seinem Freigrafen die Belästigung der Ordensunterthanen verbot. Bedeutsam ist es immer, daß nach angedrohter Rechtsverschleppung die Händel einen raschern Gang vor dem befugten Gerichte gingen. Im Bewußtsein ihrer, durch die öffentliche Meinung des deutschen Volks bestätigten Competenz fuhren die Freistühle fort, die Klagen gegen Ordensunterthanen zu hören und wiesen sie nur „aus Verehrung und Liebe zu den Ritterbrüdern, die sie als weltlich erachteten", nicht kraft jener Schutzbriefe ab. So verminderten sich allmälig die Vorladungsfälle, zumal man in Preußen des vergeblichen Rechtsumschweifs müde geworden zu sein schien, bis sie 1454 gänzlich verschwinden, indem die westlichen Gebiete des Ordensstaates sich der Hoheit des Königs von Polen unterwarfen und der Zusammenhang des nun undeutsch gewordenen Landes mit der rothen Erde aufgehoben wurde.

So weit reicht die geschichtliche Erzählung dieses interessanten, fleißigen Buches, das wir nur hier und da einer leicht verzeihlichen Parteilichkeit für den Orden zeihen mögen. Der Rest desselben (S. 133 — 178) spricht

mehr im Tone der Abhandlung „von den Schutzmitteln zur Abwehr der Gerichtsgewalt der Femrichter", vom Eintritte einzelner Ordensritter und Ordensunterthanen als Freischöffen in den Bund der Femrichter (der Meister Konrad von Erlichshausen scheint zwar kein Wissender, doch mit vielen Heimlichkeiten der westfälischen Gerichte vertraut gewesen zu sein), „von der Beschaffenheit der bei den Freistühlen angebrachten Klagesachen" — „daß nur Verbrechen, welche den Christenglauben, das heilige Evangelium, die heil. zehn Gebote, den Landfrieden und die Ehre angingen, vor der Feme gerichtet werden sollten" —; „vom Verfahren des Hochmeisters in der Abfoderung der an den Freistühlen angebrachten Klagesachen": — Erörterungen, die wir dem Leser des Buches um so mehr überlassen müssen, als die concreten Fälle der Geschichtserzählung mit den Resultaten schon bekannt machen.

Von Wichtigkeit sind die angehängten zwölf urkundlichen Beilagen, deren achte einen bisher unbekannten Proceß der Hansestädte enthält. Wir schließen unsern Bericht mit aufrichtiger Anerkennung der gelungenen Forschung des Verf. und sprechen die Hoffnung aus, daß uns noch auf andern Gebieten der deutschen Cultur- und Sittengeschichte Belehrung und Unterhaltung durch dieselbe rühmliche Thätigkeit zugewandt werde.

F. W. Barthold.

Der Cid, nach spanischen Romanzen besungen durch J. G. v. Herder. Illustrirt durch 70 englische Holzschnitte. Erste Lieferung. Bogen 1—8. Stuttgart, Cotta. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Vor einem Jahre zeigten wir in diesen Blättern den ersten deutschen illustrirten Classiker, Osterwald's illustrirten Gellert, an. *) Jetzt liegt bereits ein zweiter deutscher Classiker mit Illustrationen vor uns. Es ist Herder's „Cid" mit Holzschnitten englischer Künstler nach Zeichnungen Eugen Neureuther's.

Die Verlagshandlung hat einen sehr glücklichen Takt bewiesen, indem sie unter den vielen classischen Dichterwerken aus ihrem Verlage gerade Herder's „Cid" wählte, um die nunmehr auch nach Deutschland verpflanzte Mode der illustrirten Classiker mitzumachen. Der „Cid" ist ein nicht zu großes, für sich abgeschlossenes Ganze, reich an Handlung, die zu den Hauptbildern, und an Beziehungen, die zu den Vignetten, Initialen und Verzierungen hinlänglich Stoff geben. Überdies harmonirt mit der eben nur andeutenden, nicht den Stoff vollständig erschöpfenden Illustration wol keine Dichtungsform besser als gerade die Romanze. Wie in der Wahl des Werkes der Verleger den besten Geschmack bewiesen, so hat er auch keine Kosten gescheut, um etwas Ausgezeichnetes zu liefern.

Leider hat er jedoch seinen Zweck verfehlt. Es hätte mit den aufgewandten Mitteln etwas Vorzügliches geleistet werden können, statt daß Das, was uns jetzt geboten wird, in mancher Beziehung nur mittelmäßig zu nennen ist.

Als die Verlagshandlung Eugen Neureuther wählte, um den „Cid" zu illustriren, ließ sie sich bei dieser Wahl ohne Zweifel durch dieses Künstlers vortreffliche „Randzeichnungen zu Gedichten deutscher Classiker" bestimmen. Vielleicht aber beging sie bei dieser Wahl einen Irrthum. Bei jenen Randzeichnungen war das Bild die Hauptsache, der Text Nebensache und untergeordnet. Bei einer illustrirten Ausgabe ist dies aber gerade umgekehrt: hier hat sich das Bild dem Texte unterzuordnen; das liegt eigentlich schon in dem Worte: Illustration, ausgesprochen. Dadurch aber ist auch sogleich die Art der Technik bestimmt, in welcher diese Art Illustrationen auszuführen sind, nämlich Holzschnitt, oder eine Nachahmung desselben durch Steindruck oder Kupferstich; denn jede andere Art der Technik macht durch ihre Eigenthümlichkeit schon Ansprüche auf Selbständigkeit, theils durch ihre artistische Eigenthümlichkeit, die sich nicht zu einer so untergeordneten Rolle paßt (Bücher mit eingedruckten Kupferstichen oder Steindrücken haben etwas Unangenehmes), theils durch ihre technische und mechanische Eigenthümlichkeit, indem, wie bei Kupferstich und Steindruck, das Eindrucken in den Text mit besondern Schwierigkeiten verbunden ist. Alles das ist beim Holzschnitt nicht der Fall. Gemeinschaftlichen Ursprungs mit den Lettern, ja ohne Zweifel ihr Vater, war er immer ein treuer Begleiter der Buchdruckerkunst und hat sich zu selbständigen Werken verhältnißmäßig nur selten und ungern erheben, zu denen häufig noch farbiger Druck angewendet wurde (Clairobscurs), um sie als selbständige Werke bedeutender zu machen. Auf diese Weise ist der Holzschnitt sowol durch seinen Ursprung und seine Geschichte wie durch die sich unterordnende artistische Eigenthümlichkeit, vor Allem aber dadurch, daß er mit dem Letterndruck auch das Material und die Mechanik gemein hat, von vornherein das fast allein taugliche Mittel zu Illustrationen. Nun aber ist durch das Wesen und die Technik des Holzschnittes bedingt, daß er weiter nichts gebe als eine mehr oder minder ausgeführte Federzeichnung, und es läßt sich daher kein ärgeres Verkennen Dessen denken, was der Holzschnitt ist und will, und keine thörichtere Künstelei und Spielerei, als — wie in England geschehen — durch Holzschnitt den Effect von Stahlstich und Aquatinta erreichen zu wollen. Nie haben die alten Meister in ihren Holzschnitten mehr geben wollen als eine mehr oder minder ausgeführte Federzeichnung (mit Ausnahme der Clairobscurs). Wie nun aber durch die Federzeichnung jeder künstliche, mühsam herauszupünktelnde, Pinselzeichnungen nachahmende Effect am Ende wol zu erreichen ist, dem Material jedoch übel steht, das strenge Zeichnung — wie bei den alten Meistern — oder geistreiche Skizzenhaftigkeit — wie bei den neuern Franzosen ꝛc. — mit nur wenigen Schattenlagen, in Anspruch nimmt: so ist auf diese Weise Das bestimmt, was dem Holzschnitte am Eigentlichsten und Zusagendsten ist. In solcher Weise der nicht zu sehr ausgeführten Federzeichnung sind auch all die vortrefflichen Holzschnitte der alten Meister sowie die geistreich verführerischen, manierirten der Neuern (Grandville, Johannot, Osterwald u. A.) gehalten. Auch Gubitz und seine Schule, die früher auf falschem Wege waren, kommen jetzt davon zurück, wie noch der letzte „Volkskalender" zeigt.

Daß nun gerade Nachahmung der Federzeichnung durch das Wesen der Holzschnittes bedingt sei, hat einen außerordentlichen Vortheil sowol in artistischer als mechanischer Hinsicht. Der Künstler nämlich kann nun seine Zeichnung gleich selbst mit der Feder auf den Holzblock auftragen, und der Holzschneider, dem so die große und für den Kunstwerth immer gefährliche Mühe des Übertragens gespart wird, gibt auf diese Weise das Allerköstlichste, nämlich des Erfinders eigne Zeichnung in ihrer ganzen Frische und Ursprünglichkeit. Hier in dieser Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit liegt ein großer Reiz der Holzschnitte, der um so stärker gerade jetzt gefühlt werden muß, als eine wohlthätige Reaction gegen die Maschinenstiche und deren Nachahmungen in Holzschnitt sich Bahn zu machen anfängt. Dieser eigenthümliche Reiz des Holzschnittes fällt aber weg, wenn der Holzschneider nach ausgeführten Pinselzeichnungen arbeitet, die er sich erst in die für sein Material passende Art und Weise übersetzen muß, und wo er am Ende absichtlich oder zufällig den Effect solcher Zeichnungen zu erreichen sucht oder suchen muß, Das gar nicht einmal zu rechnen, was bei Übertragung der Zeichnung auf den Block durch den oft im Zeichnen nicht sehr gewandten Holzschneider verloren geht. Daß aber der Effect von Pinselzeichnungen durch Holzschnitt nicht

*) Vgl. Nr. 353 d. B. f. 1837. D. Red.

erreicht werden kann, oder wenigstens nicht gesucht werden sollte, ist bereits oben erwähnt.

Das ist nun hier bei den Neureuther'schen Zeichnungen zum „Cid" der Fall. Diese sind vom Künstler offenbar mit dem Pinsel ausgeführt worden, und die Holzschneider waren daher genöthigt, sich dieselben erst in die Strichmanier zu übersetzen, wobei sie sich bemüht haben, den Effect einer ausgeführten Tusch- oder Sepiazeichnung möglichst vollständig zu erreichen. Dadurch ist schon von vornherein das oben auseinandergesetzte Misverhältniß zwischen der Art der Ausführung und dem Wesen des Holzschnittes entstanden. Wenn Neureuther die Zeichnung mit der Feder gearbeitet, oder, was noch besser gewesen wäre, gleich mit der Feder auf den Block gezeichnet hätte, so würde er selbst die Mittel, mit denen er zu arbeiten hatte, seinem Zwecke anzupassen gewußt und ebenso den Zweck sich nicht höher und nicht anders gestellt haben, als mit den Mitteln zu erreichen war. Statt dessen arbeitete er mit dem willigen, Alles ausführenden Pinsel, wo er jedes Detail, jeden kleinen Reflex, jede Nuancirung des Schattens, vor Allem namentlich das Helldunkel in seiner Gewalt hatte. Das Alles fällt beim Holzschnitte weg, oder ist nur auf einem Abwege, und auch da nur auf Kosten des eigentlichen Wesens des Holzschnittes, und dennoch nicht vollkommen zu erreichen.

Und dies ist der Hauptvorwurf, den wir den vorliegenden Illustrationen zum „Cid" zu machen haben. Sie sind vom Holzschneider aus der mit dem Pinsel ausgeführten Originalzeichnung in die bei seinem Material allein mögliche Strichmanier übersetzt. Wie viel aber muß auf diese Weise verloren gehen! Wie verschieden sind die Effecte, welche die Pinselzeichnung, und die, welche der Holzschnitt erreichen kann! Wie sind daher die Effecte, welche Neureuther mit seinem Material erstrebte und erreichte, für den Holzschnitt beinahe ganz verloren! Neureuther scheint und — das ist wol der Grund, weshalb er seine Zeichnungen mit dem Pinsel ausführte — mit der Zeichnenfeder nicht so fertig umzugehen als mit anderm Material; das scheint aus seinen lithographirten Randzeichnungen wie auch aus einigen von ihm radirten Blättern hervorzugehen.

Ein anderer Vorwurf trifft aber den Künstler noch directer. Das ist der, daß er, was den Kunstwerth seiner vorliegenden Productionen betrifft, fast nur Mittelmäßiges gegeben hat. Was den meisten der einzelnen Bilder fehlt, kann nicht allein der Übertragung in Holzschnitt angerechnet werden. E. Neureuther ist sonst ein höchst geistreicher Künstler, und unter seinen Randzeichnungen ꝛc. sind einzelne sehr vortreffliche Sachen, obgleich wir mit dem Urtheile, das diesen Künstler für besonders ausgezeichnet in Arabesken, Verzierungen u. dergl. erklärt, auf keine Weise einverstanden sind. Gerade diese Sachen sind Neureuther's schwächste Seite; Figuren, namentlich aber Landschaften macht er ungleich besser; seinen Verzierungen, Arabesken, Laubgewinden u. dergl. fehlt es durchaus an Form, an Styl, an Abwechselung, an Erfindung. In Hinsicht auf solche Verzierungen ꝛc. kann Neureuther nicht im entferntesten mit dem auch in diesen Sachen wahrhaft genialen Adolf Schrödter verglichen werden. Was nun die vorliegenden Illustrationen betrifft, so kann es unmöglich unsere Absicht sein, sämmtliche einzelne Bildchen durchzugehen; es sind einige sehr gelungene darunter, andere gleichfalls gelungene, denen man es jedoch ansehen kann, wie viel durch die Übertragung in Holzschnitt dabei verloren ist; andere sind mittelmäßig, viele das kaum; jedenfalls hätte Neureuther, nach Dem, was anderweitig von ihm bekannt ist, die meisten weit besser machen können; er scheint invita Minerva gearbeitet zu haben. Als nicht unwichtige Nebensache werde noch erwähnt, daß er hinsichtlich des Costumes für seine Figuren keine glückliche Wahl getroffen hat. In den Initialen, den Randverzierungen u. dgl. offenbart sich eine solche Aermlichkeit der Erfindung, eine so stete Wiederholung derselben paar Ideen, daß wir darüber, trotzdem daß wir Neureuther für nicht sehr ausgezeichnet in diesen Sachen hielten, doch darüber uns wundern mußten. Den Anfangsbuchstaben ziert ein Blumen- oder Laubgewinde, aus dem ein Band hervorflattert, welches sich als mehr oder weniger verschlungene Linie um einen Theil der Seite zieht — das ist mit einigen Variationen die Idee fast sämmtlicher Verzierungen in diesen ersten acht Bogen, und hier konnte doch so Mancherlei gegeben werden.

Ein dritter Vorwurf trifft endlich diese illustrirte Ausgabe des „Cid", der bei dem Luxus der Ausstattung auffallen muß, aber zum Theil gerade darin gegründet ist. Das ist nämlich der des schlechten Drucks. An diesem ist nicht etwa Sparsamkeit der Verlagshandlung schuld, sondern im Gegentheil deren Bestreben, diese Ausgabe möglichst prächtig auszustatten, wobei nur zu wünschen, daß man dabei mit mehr Sachkenntniß und Überlegung zu Werke gegangen wäre. Diese Ausgabe ist nämlich auf — übrigens wunderschönes — sehr starkes, fleischiges Papier gedruckt. Holzschnitt aber verlangt ein dünnes, nicht rauhes, sondern eher ein etwas glattes, sich schmiegendes Papier. Die Folge dieses allzu starken dicken Papiers ist, daß im Druck der Illustrationen sehr Vieles, namentlich in den zartern Partien, einzelne freistehende zarte Linien u. dgl., ausgeblieben ist. Die besondere Sorgfalt, die man dem Drucke offenbar gewidmet hat, hat dies nicht verhindern können; diese Sorgfalt scheint so weit gegangen zu sein, daß — wie man aus der oft verschieden scheinenden Schwärze vermuthen sollte — Text und Illustrationen nicht zugleich, sondern jedes besonders abgedruckt worden sind. Aber, wie bemerkt, alle Sorgfalt beim Drucke konnte jenen Übelstand nicht verhindern; lediglich das Papier trägt die Schuld. Da die Illustrationen auch in Deutschland überhand nehmen zu wollen scheinen, so wollen wir alle Verlagshandlungen, die dergleichen beabsichtigen, im Voraus darauf aufmerksam machen, daß starkes, dickes Papier für Holzschnitt nichts taugt, daß nicht allein sehr Vieles im Drucke auf solchem Papiere ausbleibt, sondern daß dasselbe auch, was noch schlimmer ist, die Stöcke außerordentlich abnutzt und ruinirt. 12.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Märchen und Erzählungen für Kinder. Aus dem Dänischen vom Major v. Jenssen. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr. 8 Gr.

Bretschneider, K. G., Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 21 Gr.

Funck, Z., Drei Novellen aus dem Leben. I. Liebe und Aristokratismus. II. E. T. A. Hoffmann und die Epigonen. III. Corsikanische Blutrache. 8. Schleusingen, Glaser. 1 Thlr. 12 Gr.

Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt herausgegeben von A. Stahr. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweiten Bearbeitung. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 18 Gr.

Grothuß, D. Freih. v., Lichter und Schatten. Gedichte. 8. Berlin, Ende. 1 Thlr.

Herrmann, Ew., José Antonio, der Wilde aus Paraguay. 8. Frauenfeld, Beyel. 18 Gr.

Kalidasa. Urwasi und der Held. Indisches Melodram. Aus dem Sanskrit und Prakrit, metrisch übersetzt von B. Hirzel. 8. Frauenfeld, Beyel. 18 Gr.

Loh, G., Bilder aus der Camera obscura eines Blinden. 3 Bände. 8. Altona, Aue. 3 Thlr. 12 Gr.

Löwenzahn und Tigerklaue oder die Eroberung von Leipzig durch die Schweden. Historisch romantische Erzählung aus dem 17ten Jahrhunderte. Vom Verfasser des Rademar, Markulf ꝛc. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Tibull's Elegien. Deutsch mit Erläuterungen (lateinischer Text nach Voß und Dissen) von J. E. Nürnberger. Gr. 8. Berlin, Ende. 21 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1839.

Weibliche und männliche Charaktere von F. Gustav Kühne. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1838. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Es hat sich in neuester Zeit eine Art Literatur gebildet, die, zwischen Kritik, Biographie und poetischer Gestaltung schwebend, nicht nur literarische Erzeugnisse, sondern auch Personen bespricht und nicht selten in die Familiengeheimnisse einzudringen sucht. Was sich daran als freie Schöpfung der Phantasie knüpft, kann meistens nur als die Form irgend einer beabsichtigten Tendenz betrachtet werden. Und gerade die bekanntesten, sich hervordrängenden Schriftsteller scheinen dieser Literatur zu huldigen. So haben wir „Charaktere und Situationen", „Menschen und Bücher", „Götter, Helden und Don Quixote", „Literarische Salons" und andere Bücher dieser Classe. Der Grund davon erscheint wol nur als ein äußerlicher. Die Meisten dieser Schriftsteller stehen an der Spitze literarischer Blätter, oder nehmen Theil an solchen und haben hier die verschiedenen zerstreuten Aufsätze gesammelt und zu einem Werke aneinandergereiht.

Zu dieser Gattung von Literatur gehören nun die angezeigten zwei Theile. In den Aufsätzen von verschiedenem Inhalte und Werthe offenbart sich jenes Gemisch von Kritik und poetischer Gestaltung, worauf wir später zurückkommen werden, nachdem wir, so weit es der Raum gestattet, jedes Einzelne betrachtet.

Da Kühne zu den vorzüglichsten Anhängern einer Schule gerechnet wird, so machte uns der Titel des Buches, welcher die weiblichen Charaktere obenanstellt, ein wenig stutzen; in dieser Zufälligkeit glaubten wir anfangs zu jenen unhaltbaren Grundsätzen, die Emancipation des Weibes betreffend, einen Beleg zu finden. Aber obgleich wir mit mistrauischen Blicken ans Werk gingen, konnten wir doch nirgend wahrnehmen, daß der Verfasser die Natur des Weibes misverstanden habe, daß er für dasselbe eine ihrer Aufgabe widersprechende Selbständigkeit begehre. Vielmehr stellt er als Grundzug des weiblichen Charakters überall hingebende, ja aufopfernde Liebe dar, und man fühlt es ihm an, daß er von der edlern Natur des Weibes zu sehr durchdrungen ist, um sie aus den Schranken der Scham, der Sittlichkeit, welche die weibliche Grazie bilden, heraustreten zu lassen.

Die kleine Erzählung: „Die bleiche Nonne zu St.-Antonio", womit der erste Theil beginnt, widerspricht dieser Ansicht nicht. Denn schon die Übertriebenheiten und Zufälligkeiten, die der Verfasser in diesem kleinen Gemälde aufhäuft, um ein Weib hinzustellen, das sich gegen die Gesetze der Welt auflehnt und, in der Geduld ihren Trotz findend, an deren Satzungen untergeht, mögen beweisen, wie schwer es ihm sein würde, und wie weit er davon entfernt ist, solche Charaktere in natürlichen und einfachen Verhältnissen des Lebens durchzuführen. Von künstlerischer Seite betrachtet, kann uns die Erzählung, selbst der darin vorkommenden Übertriebenheiten wegen, wenig interessiren. Vielleicht hinlänglich motivirt und ausgeführt, hätte sich ein Roman daraus bilden lassen; denn was in einem engen Kreise chaotisch verworren und unnatürlich erscheint, gewinnt oft bei einer größern Ausdehnung und gehöriger Entwickelung der Verhältnisse eine künstlerische Gestalt.

Nach des Verfassers einleitenden Worten ist uns das zweite Gemälde: „Die kleine weiße Dame auf Newstead-Abtei", schon von Washington Irving gegeben. Es stellt ein an Körper und Geist gebrechliches Wesen vor Augen, das, vom Andenken Byron's zehrend, sich selbst verzehrt, sich nur in der Einsamkeit heimisch fühlt, wo der große Dichter weilte, nächtlich an den Orten herumschwärmt, wo er gewandelt, und endlich stirbt, als sie, dieser Einsamkeit entzogen, nach London reist. Wir wissen nicht, was der Verfasser aus Washington Irving entlehnt, was er selbst hinzugefügt. Jedenfalls ist es ein interessantes Gemälde, mit lebhaften Farben geschildert.

Auch die dritte Erzählung zeigt uns ein Mädchen, das für einen großen Dichter schwärmt: „Die arme Marie" liebt Jean Paul in seinen Werken, ohne ihn selbst jemals gesehen zu haben. Die Art, wie sie erst von den Gestalten des Dichters ergriffen, wie sie rein dessen Seele mit der Seele liebt, dann, sich ihm nähernd, auf eine sanfte Weise zurückgewiesen, von Scham gefoltert, sich endlich den Tod gibt, ist meisterhaft und mit psychologischer Wahrheit geschildert. Der Verf. sagt bei dieser Gelegenheit:

O ihr Dichter, malt doch die Liebe nicht ohne Leiblichkeit! Zeichnet Menschenbilder in begrenzter, wirklich vorhandener Form! Der Körper gibt dem Geiste sein Maß und zugleich seine Befriedigung. Wie thöricht ist die tugendhaft sein wollende Welt, die da wähnt, der prude Jean Paul habe nie damit

Unheil angerichtet, daß er in ſeinen Poeſien den Leib wegwirft und den abgelöſten Geiſt auf den Wellen der Gefühle einherſchwimmen läßt!

In dieſen Worten liegt keine Verehrung der gemeinen Sinnlichkeit, ſondern eine Wahrheit, die Jeder herausfühlen wird. Die geiſtigen Elemente, ſobald ſie einmal hervortreten, ringen nach einer Geſtalt, und da ihnen die begrenzte fehlt, ſo erſcheinen ſie oft als die Seele des Dichters und ſchleichen ſich verzehrend in das erregbare Gemüth des Weibes.

Es iſt hier nur der Ort, gegebene Betrachtungen zu beſprechen, nicht eigene aufzuſtellen; aber, kurz angedeutet, wäre es nicht unintereſſant, zu unterſuchen, warum die lebensfriſche Bettina, von der in der nun folgenden Abhandlung die Rede iſt, trotz dem Sturme, der in ihren Briefen zu toben ſcheint, ihre Leidenſchaft für den großen Dichter gemächlich überlebt, während die arme Marie ſich dem Tode hingab. Der Grund wäre nicht allein in der Verſchiedenheit der beiden weiblichen Naturen, ſondern vorzüglich in der entgegengeſetzten Richtung der beiden Dichter zu ſuchen; eine Parallele, die hier ſo nahe liegt und die wir ungern vermiſſen. Bettina wurde ſchon ſo vielfach und von verſchiedenen Geſichtspunkten aus beſprochen; doch iſt dieſe Erſcheinung, wie überhaupt das menſchliche Herz, ſo räthſelhaft und immer ſo neu, daß ſich auch immer wieder neue Seiten entdecken laſſen, was dem Verf. auch gelungen iſt. Doch müſſen wir geſtehen, daß wir uns zu der Andachtserregung, welche bei Bettina's Briefen als a priori nothwendig betrachtet wird, nicht erheben können. Es iſt auch wirklich zu viel verlangt, mit Andacht an eine Sache zu gehen, ohne ſie noch zu kennen, ohne von dem Erhabenen des Gegenſtandes, welches allein Andacht in uns erzeugt, durchdrungen zu ſein. Übrigens müſſen wir aufrichtig bekennen, ſelbſt in der Vorausſicht, ein Philiſter genannt zu werden, daß uns Bettina ſowol als Weib wie als Schriftſtellerin mit Unbehaglichkeit erfüllte. Wir können dem Verf. verſichern, daß nicht ein Hang zur Pruderie uns dieſen Ausſpruch in den Mund legt, ſondern der Eindruck ſelbſt, den jene Briefe auf uns gemacht, in deren Überſchwenglichkeit wir etwas Affectirtes und eine Verzerrung wahrer Empfindung erblicken. Jeder Unbefangene leſe die „Briefe eines Kindes" durch, er wird davon ergriffen, hingeriſſen ſein. Allein er frage ſich am andern Tage, was ihm davon geblieben, es wird ihm gehen wie bei jeder Täuſchung, die Verblendung hört mit der Erſcheinung auf. Der Verf. ſagt: „Nie iſt die Sinnlichkeit herrlicher vergeiſtigt, nie die Seligkeit des Leiblichen, der Geiſt als der Äther der Materie reiner und ſchöner erklärt und gedeutet als in der Religion Bettina's." Dieſer Ausſpruch kann nur Allen, welche Gelegenheit hatten, edle Frauen kennen zu lernen und mit Bettina zu vergleichen, ein Lächeln entlocken.

Übrigens hat der Verf. ſie in der nun folgenden Abhandlung: „Rahel", wo er beide Frauen vergleicht, am richtigſten gewürdigt.

Nur wenn ſie nicht herrſchen will und nicht zu herrſchen ſcheint, herrſcht die Frau wirklich. Und deshalb mußte eben die herrſchſüchtige Bettina ihr Regiment über die Gemüther verlieren, während Rahel's beſcheidene Klugheit und kluge Beſcheidenheit bis ans Ende der Tage Königin des Kreiſes war, in den ſie trat. So wird die tulpenhafte Prahlerei von der veilchenſtillen Demuth dauernd beſiegt. Bettinen muß man fliehen, um ſich der Ketten, die ſie um den Hals ihres Opfers warf, zu entwinden; zu Rahel kam man, um Hand und Herz zu bieten. Bettina plünderte in dem Sturme eroberungsluſtiger Liebe die Herzen und die Geiſter Derer, für die ſie glühte (?). Arm ging man von ihr, man hatte in ihrer Hand Alles verſchwelgt. Von Rahel konnte man nur mit vollen Händen, mit gefülltem, dichtgedrängtem Herzen zurückkommen.

In dieſen Worten finden wir manchen Widerſpruch mit frühern Anſichten des Verf. Nachdem wir ſie vernommen, begreifen wir nicht, wie er vorhin ſagen konnte: „In Bettina haben wir das fühlende Weib, das ſich emancipirt." Die meiſten Frauen werden wol eine ſolche Emancipation ihres Geſchlechtes zurückweiſen. Der Verf. ſucht Rahel gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, daß ihr die Weiblichkeit abgehe. Dieſen Vorwurf wird ihr wol kein wahrhaft Gebildeter machen. Sie iſt keine Ausnahme, ſondern eine Auszeichnung ihres Geſchlechtes. Und wenn ſie auch als denkendes Weib erſcheint, ſo iſt doch in ihr mehr als in Bettina das fühlende Weib emancipirt. In ihren eigenen Briefen kommen Stellen vor, die vielleicht zu manchen verkehrten Anſichten von Frauenemancipation beigetragen haben. Allein dieſe werden durch andere entſchuldigt, wo ſie ihren Beruf verfehlt glaubt. So ſchreibt ſie u. A.: „Mit dem ſchärfſten Bewußtſein über mich ſelbſt, mit der Meinung, daß ich eine Königin (keine regierende) oder eine Mutter ſein müßte, erlebe ich, daß ich gerade nichts bin. Keine Tochter, keine Schweſter, keine Geliebte, keine Frau, keine Bürgerin einmal." Aus dieſen Worten, wo ſie ſich über einen verfehlten Beruf beklagt, geht deutlich hervor, daß ſie den weiblichen wohl erkannt. Und wenn die Überlegenheit ihres Geiſtes ſie aus demſelben zu reißen ſcheint, ſo wird ſie doch durch das Erkennen deſſelben, durch ihr tiefes Gefühl, ihre aufopfernde und doch verſöhnende Liebe darein zurückgezogen.

Der Verf. führt uns nun zu einer andern, ebenfalls viel beſprochenen und durch ihre That merkwürdigen Erſcheinung, die vor den Andern ihres Geſchlechtes ſich eben durch die That auszeichnet. War es Abſicht des Verf. oder ein glücklicher Inſtinct, der uns die verſchiedenen weiblichen Erſcheinungen in einer gewiſſen pſychologiſchen Reihenfolge vor Augen führte? In der kleinen weißen Dame auf Newſtead-Abtei ſehen wir ein unbeſtimmtes nebelhaftes Gefühl, das anſtatt zum Bewußtſein zum Wahnſinn gelangt. In der armen Marie taucht das Gefühl zum Bewußtſein über ſich ſelbſt auf, ſtürzt aber, da es keinen objectiven Halt findet, in ſich ſelbſt zuſammen. Umgekehrt wird Bettina's ſchäumende Leidenſchaft durch den objectiven Halt getragen; es iſt das Gefühl, das zum Bewußtſein ſeines Gegenſtandes gelangt. In Rahel iſt das weibliche Bewußtſein vollendet, und in Charlotte wird es zur That. Wahrſcheinlich geſtaltete ſich dieſe Reihefolge nur zufällig, doch iſt ein tiefer innerer

Zusammenhang darin nicht zu verkennen. Der Verf. wollte in diesem Aufsatze manches Fehlende in dem „Denkmale" ersetzen. Er gibt uns eine sehr anschauliche Beschreibung des Leichenbegängnisses. Die hier gegebenen Motive sind von den schon bekannten wenig abweichend; doch ertappen wir den Verf. auch hier auf manchem Widerspruch. Und wenn wir auch im Ganzen seine Pietät bei dieser Abhandlung anerkennen, so gerathen wir doch an einzelne Stellen, die etwas Verletzendes an sich haben. Schon in dem Aufsatze: „Rahel", äußert der Verf.:

Auch Charlotte hat geliebt, trotz der durchdringenden Kraft eines leuchtenden Scharfblicks, und zwar ein einziges Herz, und dies eine heiß, innig, bis zur Verwirrung treu. Diese Liebestreue, die beispiellos ist, war ihr Vergehen, denn sie hat sich selbst daran verloren, ein Höchstes daran gesetzt, um ein Geringeres zu retten.

Wie weiß der Verf. das so genau? Charlottens Wirkungskreis ist abgeschlossen, ihr ganzes Wesen liegt vor uns ausgebreitet, wir können ihre Größe ermessen. Aber wer vermag den Maßstab an den noch Lebenden, noch Ringenden, noch nicht Vollendeten zu legen? Kühne, der manchen tiefen Blick in den innern Menschen gethan, wird es wol wissen, daß eine große Kraft einer großen Entwickelung bedarf, und daß dieser Entwickelungsproceß, wo Körper und Geist, wo dämonische Gewalten miteinander ringen und Extreme sich befehden, oft von den wunderbarsten Zufällen begleitet ist, ehe er zur Harmonie, zur Klarheit führt. Ein Mensch von geringer Kraft hat solche Kämpfe nicht zu bestehen. Stieglitz befand sich lange und befindet sich noch in diesem Entwickelungsprocesse. Seine bisherigen Leistungen sind nicht als Resultate seines Gesammtmenschen, sondern als die Symptome einer nach Harmonie ringenden Seele zu betrachten. Würde er der Welt seine innern Kämpfe offenbaren, sie würde schonender, gerechter gegen ihn sein. Aber darin liegt sein Trotz, er will nicht seine Kämpfe, sondern das Erkämpfte der Welt offenbaren, nicht sein Subject, sondern sein Object ihr zeigen. Und doch ist jenes noch zu sehr mit sich im Widerspruche; es bedarf noch zu vieler Geisteskräfte zu eigener Durchbildung, um dieses mit aller Kraft zur Anschauung zu bringen. Hierin ist aber keine Schwäche zu suchen, sondern das Resultat dieses Ringens erst abzuwarten, ehe an den ganzen Menschen der Maßstab angelegt wird. Noch auffallender ist folgender Ausspruch: „Sie hatte keine irdische Zukunft mehr, an Lebensaussicht bot sich nur ein klägliches Hinsiechen neben einem Gatten, zu dem ihre Liebe, anfangs eine namenlose zitternde Angst, nach und nach eine lähmende Qual geworden war." Wie muß der Unglückliche, den dieser Schlag getroffen, hier vor den Augen der Welt erscheinen, die ohnedies nicht gewohnt ist, zu entschuldigen und den Menschen von seiner besten Seite aufzufassen. Aber auch Charlotte würde uns, so aufgefaßt, nur als ein gewöhnliches Weib erscheinen und der Nimbus ihrer That ganz und gar schwinden; denn aus Qual, aus Überdruß am Leben gaben sich schon Manche den Tod; aber „für einen Knaben stirbt ein Posa nicht". Charlotte konnte ihr Leben nur für etwas Großes, für eine Persönlichkeit, in der sich eine Idee repräsentirte, hingeben. Auch gesteht das der Verf., und jene Aussprüche können nur als Widersprüche erscheinen; denn er selbst wiederholt, daß Charlotte nicht blind, sondern mit klarem Bewußtsein liebte. Sie wußte, für wen sie sich opferte. Bei alledem kann ihre That, so gigantisch sie auch hervortritt, nur als ein erhabener Irrthum betrachtet werden. Das Weib hat „eine irdische Zukunft, eine Pflichterfüllung fürs Leben", so lange sie den Mann, den sie liebt, unglücklich weiß; es ist ihre Aufgabe, mit dem Leidenden zu dulden, wo sie nicht helfen kann. Ein früherer Hang zum Selbstopfer, der einmal, im Gemüth begründet, ihre Vernunft beschlich, ließ sie diese Aufgabe vergessen. Ohne diese schwärmerische Hinneigung, die allerdings ein Gepräge unserer lyrisch zerrissenen Zeit ist, hätte sich ihr Scharfblick nie zu solchen Extremen verirrt. Auch wir glauben mit dem Verf. nicht, daß der Einfluß einer gewissen Schule sie verlockt. Was könnte das auch für eine Schule sein? Es ist mir keine bekannt, welche den Selbstmord predigte. Ist hier die Literatur der Bewegung gemeint, der noch immer der Name: das junge Deutschland, beigelegt wird, und die wie alles Werdende und Gährende viel Schaum abwirft, aber trotz dessen, sich an den Zeitgeist anschmiegend, einer neuen Zukunft mit kräftigen Schritten entgegeneilt, während die altersschwache Sentimentalität noch immer die Augen gen Himmel verdreht, so ist es eben Aufgabe dieser Literatur, das Ideale mit dem Realen zu verbinden, und nicht, jenes nährend, von diesem sich loszureißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Montanus der Jüngere. Risida. Zwei Novellen vom Verfasser einer Alltagsgeschichte. Herausgegeben von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. Leipzig, Kummer. 1838. 8. 2 Thlr.

Die vortreffliche, einfache Schreibart, welche uns den reichen Gedankenschatz des Buches so annehmlich macht, läßt uns kaum gewahr werden, daß „Montanus" von nur spärlicher Erfindung zeigt. Es ist ein junger aufstrebender Kopf, der sich blind in die Richtung der Zeit stürzt, das Nützlichkeitssystem, die Betriebsamkeit, das Materielle im Menschen achtet und Alles, was Poesie heißt, was sich nicht nivelliren läßt, gern mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte. Er stellt sich gefühllos, die Liebe zu seiner Verlobten däucht ihm unmännlich, bis sie auch hier ihr Herrscheramt übt, die eingebildeten, mühsam aufgepäppelten Verkehrtheiten von dem Jünglinge abfallen, er fürderhin das Edelste in der Menschenbrust nicht länger für eine Schwäche hält und einsieht, daß das Neue in den mechanischen, industriellen Förderungsmitteln recht wohl anzuwenden sei, wenn man auch Manches von dem Alten beibehalte und der Kunst und der Poesie ein Plätzchen gönne.

„Risida" ist zusammengesetzter. Sie ist ein Findling, die ihren Pflegebruder, Lehrer, Freund, und was sonst er Alles ihr ist, ehelicht; trotz der 19 Jahre, die er älter ist als sie, zieht sie ihn jüngern Bewerbern vor, was er, der Bescheidene, nicht zu hoffen wagt. Der Vater findet sich dann nach Romanenbrauch, die Mutter ist bereits todt. Sind der Lehrer und die Schülerin zwei liebenswerthe Charaktere, so sind sie doch, zumal in der Situation, nicht neue Erscheinungen, was dagegen Beate ist, eine Figur, die wir viel öfter im Leben als im

Romane sehen. Höchst gewöhnlich an Gesinnung und Fähigkeit, bildet sie sich und Andern ungemeine Eigenschaften ein, Verliebungen u. dgl., weil sie gern einen Roman spielen und einen Vorwand haben möchte, die Trägheit zu rechtfertigen, die sie beschleicht, wenn sie etwas zur Ausbildung ihres Verstandes, der Erfüllung ihrer Pflichten thun soll. Sie redet sich allerlei ein, mischt sich in die Angelegenheiten Anderer und verwirrt sie, nicht aus Ränkesucht und Bösartigkeit, sondern aus Langeweile, Beschränktheit und dem Drange, der innern Leere durch äußere scheinbare Thätigkeit abzuhelfen. Wie solche Personen gefährlicher werden können als wirklich Übelwollende, ist in der Geschichte veranschaulicht, um so schlagender, als es ohne Umschweife, ohne großen Anlauf dazu geschieht, schlichtweg zu Betrachtungen auffodernd, wozu die ausgesprochenen die Bahn eröffnen.

2. Thüringische Bilder aus dem Bauernkriege 1525. Seitenstück zu Heeringen's Fränkischen Bildern von Ottobald Werner. Arnstadt, Meinhardt. 1838. 8. 1 Thlr.

Hier erfährt man nichts Neues, höchstens Bestätigung der weltbekannten Erfahrungen, daß aus dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, der ärgste Tyrann wird, daß das Volk ein wetterwendisch Ding ist, und daß die Freiheitsapostel viel öfter das eigene Behagen, den Seckel und die Würden im Sinne tragen als das allgemeine Wohl. Von der edeln Art der Freiheitsschwärmer ist in dem durch Thomas Münzer erregten Bauernkriege nichts zu spüren. Der trübe Punkt in der Geschichte bietet nichts dar, wo man von den Unbilden eines Krieges ausruhen möchte, der nur von den rohesten Trieben ausging, gemeiner Hab-, Rach- und Ehrsucht. So beschreibt ihn die Geschichte, so der neueste Berichterstatter, der wenig hinzudichtet, und das Wenige, der Roman, genügt nicht, uns das unerfreulich Wirkliche vergessen zu machen.

3. Der Mönch und die Nonne, oder: Bibliothek der interessantesten und anziehendsten Gemälde aus dem Klosterleben. Zwei Bändchen. Augsburg, Jenisch und Stage. 1838. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Bekannte Geschichten von erzwungenen Klostergelübden, Anekdoten aus den Feldzügen in Spanien, wo die Soldaten von den sie beherbergenden Mönchen sollten gemerdet werden, Entdeckungen, die sie von Foltermaschinen in Inquisitionsgebäuden machten u. a. m. Auch wird das Glaubensgericht unter Karl II. abermals erzählt, zur Abwechselung werden einige Entführungen und etliche Klostergreuel vorgeführt, die jedoch mäßig gehalten sind, wie man überhaupt eine gewisse Reinlichkeit der Behandlung als das Verdienstlichste in der Sammlung anzuerkennen hat. Einige Ereignisse, aus dem Zusammenhange gerissen, sind ohne Bedeutung, andere könnten ebenso wol außer als in dem Kloster sich zugetragen haben; mit der Örtlichkeit wird es öfters nicht genau genommen, und so gibt es in Rom Palmengarten u. dgl. Die geheimnißvolle Nonne ist, gelind ausgedrückt, eine seltsame Erfindung, der Klausner ist eine verwässerte, abgeblaßte Variante der Genoveva, und des Einsiedlers attische Morgen, Denksprüche aus den Werken unserer besten Dichter und etlicher des Auslandes, wären allenfalls in einem Hülfsbuche für Albums an ihrem Platze, hier läßt sich der Glaube nicht abwehren, die Plagiate seien da, um die Bogenzahl zu mehren.

4. Bilder aus der Camera obscura eines Blinden von Georg Loy. Drei Bände. Altona, Aue. 1838. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ernstes und Heiteres, Geschichtliches und Erfundenes wechselt schnell in den „Bildern". Dem Gemüthe ist sein Antheil nicht verkürzt, und auch das Nachdenken geht nicht leer aus. Wie bei solchen Bildern die Farbengebung immer recht lebhaft und jede Einzelheit scharf gezeichnet ist, so ist denn auch Decoration und Costum mit besonderer Sorgfalt ausgemalt, sodaß man wähnen könnte, der Bildner habe mehr mit leiblichen als mit geistigen Augen seine Schöpfungen gesehen und die geschickte Hand in dem Sinne das Gedachte ausgearbeitet. 10.

Mönchsgeschichten.

Das „Athenaeum" führt einige Stellen aus d'Aubigné's Geschichte der großen Reformation im 16. Jahrh. an, sagt jedoch selbst von diesem Buch: „Unter d'Aubigné's Feder werden die Triebfedern und Handlungen der Römischkatholischen schlechter gemacht, als sie in der That waren — und sie waren, wir geben es zu, schlecht genug —, während die Unbesonnenheiten Luther's und seiner Verbündeten gänzlich übergangen werden. Dennoch kann man dies Buch nicht ohne Interesse lesen. Es finden sich Anekdoten darin, die nicht allgemein bekannt zu sein scheinen, obgleich sie nie von Katholiken in Abrede gestellt worden sind. Wir führen folgende an:"

„Als man dem Papst Julius II. meldete, daß die Franzosen bei Ravenna sein Heer geschlagen hätten, las er eben im Gebetbuche. Da warf er das Buch zur Erde, stieß einen gräßlichen Fluch gegen Gott aus und rief: „Wohl, nun bist Du ein Franzmann geworden!" Dann wandte er sich nach der Richtung, in der das Land lag, von dem er Hülfe hoffte, und sprach: „Heilige Schweiz, bitte für uns!""

„Luther las mehrmals Messe in Rom. Er that dies mit all der Salbung und Würde, die eine solche Handlung in seinen Augen zu haben schien. Doch wie wurde das Herz des sächsischen Mönches betrübt, als er die profane und herzlose Formalität wahrnahm, womit der römische Klerus dieses Sacrament beging! Die Pfaffen ihrerseits lachten über seine Einfalt. Eines Tages, während er den Gottesdienst verrichtete, hatten sie sieben Messen gelesen, während er eine las. „Schnell, schnell", sagte einer der Pfaffen, „schicke der Jungfrau schnell ihren Sohn zurück!" (send our Lady her son back speedily) indem sie so gottlos auf die Verwandlung des Brotes in Fleisch und Blut Jesu anspielten."

„Das Weib eines armen Schuhmachers kaufte für einen Gulden einen Ablaßzettel und starb bald darauf. Ihr Mann war ein Reformirter und wollte kein Geld für Seelenmessen auslegen, indem er annahm, sie müsse auch kraft ihres Ablasses geradeswegs in den Himmel gekommen sein. Der Pfarrer des Orts jedoch, Hagenau, wollte nicht um die Meßgebühren betrogen sein und ließ Crispin vor den Stadtrichter laden, um sich wegen Gottlosigkeit zu rechtfertigen. „Also Euer Weib ist todt?" begann der Mann des göttlichen Worts. „Ja", erwiderte der Mann des Pechs. „Was habt Ihr für ihr Seelenheil gethan?" „Ich habe sie begraben." „Habt Ihr keine Messen lesen lassen?" „Nein, denn sie ging von der Erde gerade in den Himmel." „Wie so wißt Ihr das?" „Wie so? Sie hat ja einen Ablaßbrief gekauft. Hier ist er", fügte der Schuster hinzu, indem er das beschmutzte Decret aus der Tasche zog. „Eines ist klar, ihr Herren! Entweder mein Weib kam in den Himmel, oder nicht. Kam sie dahin, so hat der heilige Vater, der Papst, mich um einen Gulden betrogen; kam sie nicht dahin, dann will mich jetzt dieser Pfarrer betrügen.""

„Die Allerheiligenkirche in Wittenberg hatte zu Luther's Zeiten eine ansehnliche Sammlung der seltsamsten Reliquien, nämlich: ein echtes Bruchstück der Arche Noah's; eine kleine Portion Ruß aus dem Ofen der drei Männer; etwas von dem Holze, aus dem die Krippe des Christuskindes gebaut war; mehre Haare aus dem Barte vom St.-Christophorus; ein Stück vom wahren Kreuze; einen Fetzen von dem Kleide, welches der keusche Joseph in den Händen von Potiphar's Frau ließ, und ein Ohr von dem Esel, auf dem unser Heiland den Einzug in Jerusalem hielt. Am weitesten trieben es die Gläubigen in Schaffhausen. Sie besaßen — mirabile dictu — einen Athemzug des heiligen Joseph und die große Zehe der heiligen Dreieinigkeit!!" 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1839.

Weibliche und männliche Charaktere von F. Gustav Kühne. Zwei Theile.

(Fortsezung aus Nr. 5.)

Es folgen nun „Briefe an Dina, geistlich und weltlich". Der erste Brief beginnt aus Heiligenstadt, wo der Verf. sich sehr zu langweilen scheint. Das ist nun Geschmacksache; nicht Jedem ward es gegeben, auch in dem Unbedeutenden das Eigenthümliche herauszufinden, und doch besitzt ein solches jede Stadt wie jeder Mensch. Die armen Heiligenbilder von Stein werden mit geistreichem Spott behandelt, und der Brief schließt mit einer böhmischen Sage: „Der Nagelschmied der Mutter Gottes", die sehr erbaulich ist. Doch wissen wir nicht, ob die dem Nagelschmied in den Mund gelegten Ansichten und Reflexionen, im Vergleiche mit seinem frühern Spotte, des Verf. eigene sind.

Im zweiten Briefe wird besonders auf das bairische Bier losgezogen. Der Verf. ist der Meinung, das Bier trinke jede Productionslust, jede Thatkraft nieder.

Ich bin kein Materialist, aber ich halte es für höchst wichtig, mit welchem Stoffe sich euere Seele vermählt, wenn ihr geistig zeugen wollt. Zu Riesen werden deine Gedanken, wenn du Burgunder trinkst, zu Fröschen und Kröten, wenn du vom Grüneberger nippst. Einen Atlas erzeugst du mit Ungarwein, einen Simson, der blind, aber muskelstark die Säulen umklammert, wenn der Tokaier wie heißes Öl durch deine Adern strömt. Wenn du Sicilianer schlürfst, läuft ein tobender Schmerz wie eine Beethoven'sche Fuge oder ein Byron'scher Gesang durch deine Seele und schießt mit Raketengewalt seine Feuergarben gen Himmel. Trinkst du jungen Moselwein, so springen hundert Knaben, Genien der Heiterkeit, aus deinem Gehirn; stürze Champagner, und ein schäumender Regenbogen steigt aus deiner Seele himmelan, und tausend Mädchenköpfe lachen dir aus den Wolken entgegen. Aber ach, ach! von Bierstoffen bewältigt, wird dein Geist nichts als dumme Bauerjungen von Gedanken erzeugen.

Wir möchten dem Verf. hier doch zu widersprechen wagen und seine Weindegeisterung auf Thatsachen zurückführen. Zugegeben, daß die Nahrung im Allgemeinen großen Einfluß auf unsere Seelenthätigkeit übt, so hat es sich doch gezeigt, daß die bierkräftigen Deutschen mit den weintrunkenen Römern die Hermannsschlacht auskämpften. Und ist es nicht gerade das Land des Biers, wo jetzt ein neuer Genius der Kunst sich entfaltet? Die Kunst aber ist stets der Vorbote einer aufkeimenden Literatur. Hat der düsseldorfer Wein jemals solche Erscheinungen zu Tage gefördert als das münchener Bier? Freilich Knaben der Heiterkeit springen hier nicht hervor; aber eine neue Ilias, ein jüngstes Gericht, eine Hunnenschlacht — welthistorische Gemälde. Auch fehlt es Baiern nicht an Berühmtheiten anderer Art, an Staatsmännern und Gelehrten aller Classen; nur sind sie zu bescheiden, sich in den Vordergrund zu drängen, und vermeiden es, einen Rang einzunehmen, wie ihn leider nur zu oft in Norddeutschland die Oberflächlichkeit behauptet.

Auch in dem dritten Briefe finden wir geistreiche und treffliche Bemerkungen, z. B. über Thüringen, Gustav Adolf und den unglücklichen Sand. Doch enthalten die Briefe so mannichfache Betrachtungen, daß jedes Einzelne zu besprechen zu weit führen würde. Nur müssen wir bemerken, daß neben vielem Trefflichen manches Unhaltbare sich eingeschlichen. Mit diesen Briefen schließen die weiblichen Charaktere, welche den ersten Theil ausmachen, und mit den männlichen Charakteren beginnt der zweite.

Man hat dem Verf. von manchen Seiten den Vorwurf gemacht, daß er, mit dem weiblichen Elemente besonders vertraut, dieses vorzugsweise zu beurtheilen wisse, und ihn deshalb einer zu großen Weichlichkeit beschuldigt. Allein, wenn dem wirklich so wäre, wenn er das Studium der weiblichen Natur mit besonderer Liebe sich zur Aufgabe gestellt, so würde das nicht von Weichheit und Schwäche, sondern nur von Kraft und Männlichkeit zeigen; denn nur ein starker männlicher Geist vermag in das andere Element überzugehen, wie das bei den größten Dichtern und namentlich bei Goethe wahrzunehmen ist. Allein in dem Aufsatze: „Shakspeare als Mensch und Lyriker", womit die männlichen Charaktere beginnen, hat der Verf. bewiesen, daß er nicht nur in das zarte Naturell des Weibes, sondern auch in den markigen Geist des männlichsten und kräftigsten aller Dichter einzugehen wisse. Die schwierige Aufgabe, die er sich hier gestellt, die Persönlichkeit des gigantischen Mannes aus seinen Schöpfungen, welche die reinste Objectivität sind, hervorblicken zu lassen, ist mit vielem Scharfsinne durchgeführt. Die Aufgabe ist schon an und für sich ungemein kühn und gäbe zu einer Reihe philosophischer Vorlesungen Anlaß. Denn wird seiner Productionskraft wegen der Dichter im Allgemeinen mit der Gottheit verglichen, so ist wol Shakspeare vor Allen mit ihr zu vergleichen, da seine

Persönlichkeit in seinen Geschöpfen verloren geht. Besonders aber schwierig wird die Aufgabe, da das Meiste, was wir von der Person des Dichters wissen, noch immer der Bestätigung bedarf. Freilich bietet dagegen der letztere Umstand für eigene Annahmen und Betrachtungen einen großen Spielraum. In diesem hat sich nun der Verf. glücklich bewegt, sich darin heimisch gemacht. Es kann nicht fehlen, daß auch hier manche Annahmen unhaltbar, ja barock erscheinen; doch ist das Ganze ein würdiger Beitrag zur Geschichte des größten Dichters.

In dem folgenden Aufsatze: „Shelley", wird ein Bild dieses unglücklichen Dichters und Philosophen entworfen, über welches uns kein Urtheil zusteht, da uns seine Leistungen nicht bekannt sind. Begreiflich ist es, warum der Verf. diesen Charakter so hervorgehoben und mit so warmen Farben geschildert. Unbegreiflich aber ist es, wie das große England seinen kleinen protestantischen Krämersinn noch nicht abgelegt, der es an dem bedeutenden Mann wie an Irland zum Verräther werden ließ.

Nach dieser Charakteristik verliert sich der Verf. in das philosophische Gebiet, wenn man den Dialog: „Leopold und Otto, über den Anfang im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein", so nennen will. Diese Abhandlung ist aber nur als ein Versuch zu betrachten, als ein Studium, das für den Verf. recht gut sein mag und von seinem Ernste zeigt — ohne Zweifel wollte er dadurch selbst zu einer klaren Anschauung gelangen —; allein für die Wissenschaft ist es ohne Interesse und beweist, daß der Verf. in diesem Gebiete noch lange nicht heimisch ist, ja, wie es scheint, daß er es nur von Hörensagen, höchstens durch Commentare kennt. Auch verläßt der Verfasser zu seinem und unserm Vortheile dieses Gebiet bald wieder, und wir begegnen ihm auf dem ihm angewiesenen, wo er wieder als feingewandter, scharfsinniger Kritiker auftritt. Doch kommt uns der Anfang der nächsten Abhandlung ein wenig schwülstig vor, viele Seiten hindurch ist mit schönen Worten fast immer dasselbe wiederholt. Sehr wahr ist es, was von Uhland und den schwäbischen Dichtern gesagt wird, daß sie aus ihrem Provinzialgefühle nicht herauskönnen. Dagegen kann es wol kaum des Verf. Ernst sein, wenn er Mosen als lyrischem Dichter eine so hohe Stelle einräumt. Es scheint uns, daß hier sein kritischer Scharfblick von einem Freundschaftsgefühle bestochen ward. Denn auch Kühne, der es gewiß mit der Literatur ernst und aufrichtig meint, ist nicht frei von den Mängeln unserer heutigen Kritik, wo persönliche Beziehungen sich in das Urtheil schleichen und es verdächtig machen. So weit uns Mosen's Gedichte bekannt sind, finden wir allerdings Talent darin, eine recht gebildete Sprache und eine edle Gesinnung. Allein das erhebt noch nicht zu einem Heros unter den lyrischen Dichtern. Wir finden, wenn einmal ein hoher Standpunkt angenommen werden soll, wenig Selbsteigenes, Individuelles an diesem Dichter. Es ist ihm gelungen, sich an trefflichen Mustern zu bilden; allein die urkräftige Begeisterung, die wie ein Blitzstrahl trifft und entzündet, besitzt er nicht. Daher ist es sehr übertrieben, wenn von seinen Liedern gesagt wird: „sie springen so gewappnet hervor wie Minerva aus Jupiter's Haupt". Das Gedicht: „Der Trompeter an der Katzbach", auf welches der Verf. aufmerksam macht, kann bei mancher Schönheit doch nur als eine Nachahmung von Heine's „Grenadieren" betrachtet werden. Daß Mosen für Polen glüht, macht ihm viel Ehre; allein welch besserer Mensch glühte nicht für Polen! Wenn alle Diejenigen Dichter wären, die sich das Schicksal des unglücklichen Volkes zu Herzen genommen, dann hätten wir eine reiche Poesie. Wir haben aber keine, die bis an den einfachen Gedanken des Untergangs reicht, können auch keine haben, da hier eine gewaltige Tragödie, wie ein Meer die kleinen Gewässer, alle lyrischen Momente in sich aufgenommen. Daß Mosen aber nicht berufen ist, die hohe Stelle, welche der Verf. ihm anweist, einzunehmen, hat er in seinem „Ahasver" genugsam bewiesen. Denn ganz umgekehrt als Goethe, der im „Faust" eine Fabel zu einer welthistorischen Bedeutung erhoben, hat hier Mosen einen welthistorischen Gegenstand trotz allem Bestechlichen in der Form zu einer bloßen Fabel gemacht.

Wenn der Verf. bald darauf, in der Bezeichnung der lyrischen Dichter fortfahrend, von Anastasius Grün sagt: „In dem Meere der östreichischen Freudenwelt steht er wie eine einsame Felseninsel", so können wir diesem Ausspruche nur beistimmen; auch erkennen und verehren wir die wackere Gesinnung des genannten Dichters und bewundern die schöne Form, den kräftigen Ausdruck, wodurch sie sich verkündet. Dagegen können wir nicht übereinstimmen, wenn in dieser Richtung allein die Poesie unserer Zeit erblickt wird. Da hätten wir nur eine einseitige und beschränkte Poesie, was von vornherein dem Wesen der Poesie ganz und gar widerspricht. Denn diese ist nicht über einen Leisten geschlagen, sondern individuell, allseitig, alle höhern Interessen in sich aufnehmend, sich frei im Gebiete der Schönheit bewegend. Es ist nicht genug, der schwarzen Gestalt des Erdgeistes in das düstere Auge zu schauen, der Dichter muß auch von dem Weltgeiste, von der Nothwendigkeit einer Weltordnung durchdrungen sein. Wer nur „das Elend des Geschlechtes, nur die wirre Knechtschaft der Menge" sieht, wer überall in der Natur nur das Klirren der Ketten hört, der wird immer nur eine einseitige, negative Poesie hervorbringen. „Der treue Gefährte", in welchem Herr Hypochonder geschildert wird, mag wol einen großen Theil der Persönlichkeit des Dichters an sich tragen. Allein die Hypochondrie macht den Blick befangen, und ein Dichter muß frei schauen. Wer hätte etwas dagegen, gegen die Unterdrückung sich aufzulehnen und für die Freiheit zu kämpfen! Es zeigt gewiß von dem edelsten Berufe des Menschen. Aber man wähle andere Waffen als die Poesie. Und soll diese als Waffe dienen, so betrachte man sie auch als Mittel zum Zwecke, stelle sie aber nicht als Höchstes, als alleinige Richtung unserer Zeit auf. Es ist merkwürdig, daß gerade Diejenigen, welche aus der Goethe'schen Schule hervorgegangen und in diesem Meister ihren

Gott verehren, doch einer Richtung huldigen, welche der Goethe'schen so ganz und gar entgegen ist.

In dem Artikel: „Rückert", haben wir nur wenig zu bemerken; wir wollen Einzelnes hier nicht auseinandersetzen, weil es zu weit führen würde. Allein hätten wir, anstatt das Buch des Verf., Rückert's poetische Natur selbst zu beurtheilen, so würde unsere Ansicht mit der seinigen und vielleicht mit der des größern Publicums wenig übereinstimmen. Wenn gesagt wird: „Es ist in Rückert keine Pruderie wie in Jean Paul, er wagt zu scherzen", so müssen wir erwidern, daß auch Jean Paul zu scherzen wagt, und zwar oft sehr derb, aber immer liebenswürdig und väterlich, fast in jedem seiner Werke liegt der Beweis. Der Verf. sagt:

Rückert hat das Unsagbare der süßen Brautnachtvermählung nicht entweiht, darum ist der Zauber seiner Liebeslieder so unverwüstlich, die Poesie hat mit ihm wieder eine Keuschheit gewonnen, die das Jahrhundert nicht mehr mochte, die aber mit Rückert wieder als Aurora über den Horizont des deutschen Poetenhimmels heraufstieg.

Dieser Ausspruch macht dem Verf. Ehre, er zeigt dadurch, daß er die keusche Muse liebt; das Urtheil seiner eigenen Seele tritt hier rein, ohne Angenommenes hervor. Was aber in Beziehung auf Rückert daran Wahres ist, das wollen wir dahingestellt sein lassen.

Nach Rückert wird uns Adalbert von Chamisso vorgeführt und uns von diesem bemerkenswerthen Dichter und Menschen *eine* biographische Skizze gegeben, um uns mit *seiner* Muse bekannt zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Urtheile der britischen Reviews über Waagen's „Kunstwerke und Künstler in England", wie über moderne Malerei überhaupt. *)

Sowol das „Quarterly review" wie das „Edinburgh review" bringen über Waagen's kunstgeschichtliches Werk über England, welches unter dem Titel: „Works of art and artists in England", übersetzt erschienen ist, jenes einen mehr vornehm sich überhebenden, dieses einen mehr würdigenden und nachsichtigen Artikel. Das „Quarterly review" tadelt, daß der Verf. die londoner Kunstausstellung auf nicht mehr als vier Seiten abgefertigt habe, da doch eine Vergleichung mit der düsseldorfer, münchener und berliner Schule nahe lag. Man könnte in diesen Vorwurf des Berichterstatters einstimmen, wenn man nicht wüßte, daß Director Waagen nicht für Engländer, sondern für Deutsche geschrieben hat. Das „Quarterly review" fährt fort: „Die Listen über die vielen Sammlungen, welche Waagen mit dem Fleiße und der Emsigkeit eines Deutschen besichtigte, bieten eine Art catalogue raisonné, der aber nicht einmal vollständig genug ist, um künftigen Reisenden als ein guter Führer zu dienen, da er aus lauter Items besteht. Aber das ist ein wesentlicher und seltener Vorzug, daß der Verf. sich fern hält von dem Haschen nach schildernder Beredtsamkeit und affectirtem Enthusiasmus." Hieran knüpft das „Quarterly review" einige selbständige Betrachtungen, die nicht ohne Interesse sind. Waagen bemerkt in seinem Buche, daß er in Somersethouse kein einziges Historiengemälde von höherer Bedeutung gesehen habe, und der Berichterstatter klagt ihm nach, daß man, mit Ausnahme von Wilkie's John Knox, diese Bemerkung auf alle Ausstellungen ausdehnen könne. Möge man die Ursachen dieses Nationalunglücks in dem Mangel an öffentlicher Aufmunterung, in dem Bestehen einer Akademie, in dem Geize des Hrn. Joseph Hume (!) finden wollen, „wir", heißt es, „finden sie in einem andern Umstande, der sich leider nie anders gestalten wird. England ist in seinen Sitten, Trachten und Physiognomien völlig unmalerisch, auch ist das Auge unserer Landsleute nicht mit jenen Formen und Combinationen vertraut, wie sie die Historienmalerei verlangt. Wir leben in einem Lande, wo Michel Angelo ein Baumeister, Leonardo da Vinci ein Ingenieur und Rafael ein fashionabler Portraitmaler geworden wäre. Ist doch der geniale Wilkie, ohne daß seine Kraft abgenommen hätte, jetzt nichts weiter als ein Portraitmaler und hat doch bei alledem nur drei vorzügliche Portraits gemalt, das des Lords Tankerville, des Lords Kelly und des Herzogs von York." Auch in der Gattung der Landschaftsmalerei zieht der Berichterstatter, nicht was Ausführung, aber was Erfindung und Frische der Phantasie betrifft, die Leistungen der holländischen Schule den besten Werken seiner Landsleute vor. Seine Unparteilichkeit geht so weit, daß er es bitter beklagt, daß man der Royal academy durch ewige Schmeicheleien so große Dinge in den Kopf gesetzt habe. Man solle nur die Malerwerke anderer Nationen betrachten, z. B. die der Franzosen. Man denke immer nur an David, dessen terroristischer Geschmack schon seit lange seinen Credit verloren habe. Man müsse vielmehr an Paul Delaroche denken, der in England keinen Nebenbuhler habe, und an Horace Vernet, welcher Pferde- und Schlachtenstücke mit so viel Geist und Wahrheit zu malen wisse. Mit dem Marinemaler Stanfield halte es der Franzose Gudin gar wohl aus. Der Reviewer scheint sogar geneigt, den englischen Malern die, wie er sagt, aufblühende düsseldorfer Schule als Muster aufzustellen, obgleich er viel von ihrem Kant'schen und Jean Paul'schen Mysticismus gehört hat. Bei uns in Deutschland weiß man, daß sich Kant ebenso wenig je zum Mysticismus herabgelassen, als sich die düsseldorfer Schule zu Kant emporgeschwungen hat. Was sind hier für fremdartige Dinge zusammengemischt: Kant, Jean Paul, Mysticismus und die düsseldorfer Schule! Die Düsseldorfer sind gar nicht mystisch und haben es eher mit den neuen Ideen von Weltschmerz, mit Matthisson und Uhland zu thun als mit Kant und dem Mysticismus. Der englische Berichterstatter kennt die Düsseldorfer nur aus einigen Lithographien, Abbildungen von Bendemann's Jeremias, Sohn's Leonoren und zwei Winterlandschaften von Lessing. Nach diesen Lithographien zu urtheilen, meint der Brite, müßte hinter den Leistungen der Düsseldorfer Alles zurückbleiben, was von Franzosen und Engländern gleichzeitig geliefert werden sei. Ein ungerechtes und zugleich gegen seinen trefflichen Landsmann Wilkie undankbares Urtheil des Engländers, der hier in einseitig polemischer Stimmung nicht bedenkt, daß man die Meister zweier ganz unter sich verschiedener Richtungen nicht wohl miteinander vergleichen kann.

Um wieder auf Hrn. Waagen zurückzukommen, so sind ihm die Beschreibungen der National galery, der Sammlung von Hamptoncourt, nach dem „Quarterly review", wohl gelungen; auch wird das strenge Urtheil gebilligt, welches Waagen über West ergehen läßt. Es habe diesem an Farbensinn und Grazie der Zeichnung gefehlt; nur sein Tod des Generals Wolfe verdiene seinen Platz in der Nationalgalerie. Der Gegenstand habe bei diesem Bilde den Künstler befeuert und über der Kraft und Wahrheit im Ausdruck vergesse man die Mischung von rother Ziegelfarbe, in die er seinen Pinsel getaucht. Zuletzt wird noch an die warme Apologie der englischen Küche, der Kartoffeln und Schöpsenkeulen, die Hr. Waagen auf dem Lande genossen, viel altenglische Ironie verschwendet.

Das tiefer in den Gegenstand eingehende „Edinburgh review" dagegen lobt an Waagen's Darstellung die Unpar-

*) Wir haben über den ersten Band des deutschen Originals in einem größern Artikel in Nr. 52—55 d. Bl. f. 1838 gesprochen und werden bald eine Mittheilung über die Fortsetzung geben.
D. Red.

trilichkeit des ausländischen Beurtheilers, der ohne Rückhalt, von Vorurtheilen und Übertreibungen frei zu Werke gehe und seine Gegenstände mit gewissenhafter Ängstlichkeit in einer Sprache abhandle, die nach keinem Effect hasche und nichts als die Wahrheit sage. Es wird gelobt, daß Waagen nicht den kritischen Dictator spielen wolle, besonders wo es über die Echtheit oder Unechtheit eines Meisterstücks aus alten Schulen zu entscheiden gibt. Übrigens sei das Werk nicht systematisch genug, um mehr als ein Nachschlagebuch und Inhaltsverzeichniß der in den englischen Sammlungen aufbewahrten Schätze zu sein. Das „Edinburgh review" stimmt übrigens sehr trübselige Betrachtungen über den Verfall der Malerei in allen Ländern an; ihr goldenes Zeitalter wäre, behauptet es, unwiederbringlich dahin. Die Welt der Bilder habe ihre Kraft verloren, sie habe die Bedeutung verloren, die sie zu den Zeiten des griechischen Polytheismus und des glühenden symbolischen Katholicismus besessen habe; damals habe sie das religiöse Gefühl, den Enthusiasmus entzündet und den Umschwung und den Kreislauf der Ideen befördert; jetzt habe sie selbst in katholischen Ländern keine populaire Wirkung mehr, welche jetzt auf die Welt der Bücher und die Pfennig-Magazine übergegangen sei. Der Berichterstatter hebt hier besonders die entschiedenste Schule der modernen Welt hervor, die neudeutsche in München, aber nur, um zu behaupten, daß auch sie kalt lasse und die Gefühle nicht so aufstürme wie die Werke der altitalienischen Meister; bei alledem seien die Compositionen von Schnorr und Cornelius gedankenvoll, wissenschaftlich gezeichnet, die Anlage von großem und einfachem Charakter, und selbst die Färbung, die doch das geringste Verdienst der Münchener sei, könne es mit dem Colorit mancher Bilder aus den italienischen Schulen aufnehmen. Vielleicht würde der Berichterstatter stärker empfunden haben, hätte er Gelegenheit gehabt, die neuesten Compositionen von Cornelius in der neuen Ludwigskirche, oder Kaulbach's großartige und phantasiereiche Compositionen zu betrachten.

Während übrigens das „Quarterly review" das Übergewicht der Portaitmalerei in England beklagt, rühmt das „Edinburgh review" den Engländern nach, daß sie die ersten Portaitmaler der Welt besäßen; Lawrence und Reynolds könnten Tizian und van Dyk die Wage halten (!). Auch in der Landschaftsmalerei ständen die Engländer über allen Nationen; ein Ausspruch, der fast an der Bekanntschaft des Berichterstatters mit den Landschaften von Giroux und Watelet oder den vortrefflichen griechischen Landschaften Rottmann's zweifeln läßt. Die Malerei mit Wasserfarben und das moralisch-humoristische Genre seien rein englische Erfindungen; Wilkie, der Nachfolger Hogarth's, verhalte sich zu diesem wie die Komödie zur Posse, und es freut den Reviewer ungemein, daß Dr. Waagen dem Hogarth auch in seiner Eigenschaft als Maler, die sich in seinem Mariage à la mode so glänzend offenbare, Gerechtigkeit angedeihen lasse. Turner scheint ihm von Waagen zu hart behandelt zu sein; er gibt zwar zu, daß dessen zwei Stücke: Ehrenbreitenstein und der Brand beider Parlamentshäuser, welche auf der Kunstausstellung von 1835 zu sehen waren, extravagant gewesen, daß dies aber ein Tadel sei, der Turner's frühere Werke nicht treffen könne. Ferner sei Eastlake von Waagen zu hoch und Landseer, der größte Thiermaler, den es je gegeben, zu wenig hoch gestellt worden. Dem monoton excentrischen Martin zeige sich Waagen allzu sehr gewogen. Die sonstigen Berichte des deutschen Kunstkenners werden von diesem Review mit freudigem Lächeln wie die Huldigungen eines armen Festländers aufgenommen, der zum ersten Male den Markt der Welt betritt. Übrigens wird gesagt, daß Waagen kein Geschick zu malerischen Beschreibungen besitze, und daß er tiefer dringende Betrachtungen über die Einrichtungen Britanniens sorgfältig und, wie gesagt wird, „sehr weislich" vermieden habe. Die englische Übersetzung soll übrigens an Germanismen überreich sein. 108.

Mancherlei.

Baco von Verulam bemerkt („Sermones fideles"): „Besser ist, gar keine oder eine ungewisse Meinung von Gott zu haben, als eine schmähliche, Gottes unwürdige; jenes ist nämlich Sache des Unglaubens, dieses der Gottlosigkeit und Schande. Darum ist auch die Gefahr des Aberglaubens größer. Der Atheismus vernichtet keineswegs durchaus das Sinnenzeugniß, nicht Philosophie, nicht natürliche Neigungen, Gesetze, Streben nach gutem Ruf, welche alle, auch wenn Religion fehlt, zu einer gewissen Tugend führen können. Allein der Aberglaube unterdrückt dies Alles und übt unbeschränkte Herrschaft über den menschlichen Geist. Daher erregt selten der Atheismus Unruhen im Staat, denn er macht die Menschen vorsichtig, für ihre Sicherheit besorgt. Ja, wir sehen, daß Zeiten, die zum Atheismus hinneigten — z. B. diejenigen des Kaisers Augustus —, ganz ruhig waren. Aberglaube hingegen ward der Untergang vieler Reiche und Staaten; denn er bringt ein neues Erstes, Bewegendes, welches durch seine Gewalt Alles fortreißt. Meister im Aberglauben ist das Volk, und bei allem Aberglauben folgen die Weisen den Thoren, die Gründe dem Herkömmlichen mit umgekehrter Ordnung. Ursachen des Aberglaubens sind: sinnlich gefallende Gebräuche und Ceremonien, äußere Übertreibungen, pharisäische Heiligkeit, ungebührliche Verehrung der Tradition, welche der Kirche zur Last gereicht, Kunstgriffe der Geistlichen zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und Gewinnes, zu große Begünstigung frommer Absichten, welche Neuerungen und Willkürdienste die Thüre öffnet, unstatthafte und abgeschmackte Anwendung menschlicher Dinge auf göttliche, woraus nothwendig eine Mischung unzusammenhängender Phantasiebilder hervorgeht; endlich unwissende Zeiten voll Elend und Unruhe. Der Aberglaube ohne Schleier ist ein häßlich Ding; denn gleichwie eine Ähnlichkeit mit dem Menschen des Affen Häßlichkeit vermehrt, so die Ähnlichkeit mit der Religion diejenige des Aberglaubens, und gleichwie gesunde Speisen zu Würmern verfaulen, so verderben gute und gesunde Formen zu kleinlichen und überflüssigen Gebräuchen. Ja, manchmal ist selbst die Flucht vor dem Aberglauben nicht ohne Aberglauben, indem die Menschen einen desto bessern und sichern Weg einzuschlagen wähnen, je weiter sie sich von dem bis dahin angenommenen Aberglauben entfernen."

Wollte man diese Gedanken auf die französische Revolution ausdehnen, so wäre kaum der Atheismus deren Ursache, sondern eher Aberglauben, eine Erbschaft früherer Zeiten, dem man auf alle Weise zu entfliehen suchte. Ein religiöser Aberglaube an Unfehlbarkeit der römischen Hierarchie und ein politischer an die unbedingte Macht der Könige schlug über in sein Gegentheil und bewirkte Umsturz der Kirche und des Throns. Diese beiden haben sich wieder erhoben, handeln aber unweise, wenn sie den alten Aberglauben vor der Revolution wieder herzustellen suchen. Beide sollten ihren Feinden, dem Atheismus und dem Republikanismus, einigen Raum gönnen und sich benügen, wenn diese, wie Baco sagt, mit Sinnenwahrnehmung, Philosophie, gesetzlichem Betragen, Ehrbegierde eine äußerliche bürgerliche Tugend zum Vorschein bringen. Die letztere sichert dann besser den Thron und Altar als Aberglaube, und von ihr ist kein Umsturz des Bestehenden zu fürchten.

Diejenigen, welche vor der Langeweile sich am meisten fürchten und ihr auf jede Weise begegnen wollen, pflegen unter langweiligen Unterhaltungen und Menschen die meiste Zeit zu verbringen. Ungefähr wie man einen Teufel durch den andern austreibt, wenn die rechte Gewalt über Teufel fehlt. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1839.

Weibliche und männliche Charaktere von F. Gustav Kühne. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Wir gerathen nun an eine Gesellschaft rheinischer, berliner, wiener und schlesischer Dichter, eine sehr gemischte Gesellschaft. Doch ragen Einzelne, z. B. Freiligrath, Eichendorff, Kopisch u. A., wie Felsblöcke aus einer großen Fläche hervor. Warum ward hier so manchem Farblosen der Salon geöffnet, in dem sich doch nur die bedeutendern Geister unserer Zeit versammeln sollten? Der Verf. gesteht selbst: „Die kritische Charakterisirung wird hier schwer, weil ihre Objecte leicht, federleicht werden.“ Er bläst diese auch wol mit Witz und Humor weg; doch wo die Seichtigkeit so unschuldig hervortritt, da sollte man sie ihrer Harmlosigkeit überlassen und, was unter der Kritik ist, nicht hereinziehen. Zuletzt werden noch Anastasius Grün und Karl Beck zusammengestellt. Daß der Letztere bedeutendes Talent besitzt, wird Niemand in Abrede stellen; allein bis jetzt drückt sich in seiner Poesie mehr der Drang nach Gestaltung als diese selbst aus. Man suche doch kein Talent über sich selbst zu erheben und lasse es erst reifen, erst Früchte erzeugen, ehe man ihm eine Stelle in der Literatur anweist.

Die folgende Abhandlung beschäftigt uns mit den „Charakteren aus Rahel's Umgang“. Darüber zu sprechen, ohne die Persönlichkeiten des Umganges selbst genau zu kennen, ist doppelt schwer. Allein wie man bei einem Portrait die Person, welche es vorstellt, nicht jedes Mal zu kennen braucht, um eine Ähnlichkeit zu finden, so scheint uns der Verf. auch hier mit seinem feinen Pinsel richtig gezeichnet zu haben.

Wir lassen den Vorhang über den Rahel'schen Umgang fallen und ziehen einen neuen auf, wo uns „Charaktere nach Handschriften“ entgegentreten. Es wird hier nämlich aus den Schriftzügen auf den Charakter geschlossen, und zum Beleg werden uns mehre Handschriften bekannter Männer genannt. Wenngleich nicht zu leugnen ist, daß aus den Zügen einer Handschrift auch mancher Zug des Charakters hervorblickt, so darf man sich dadurch doch keineswegs zu einer bestimmten Annahme verleiten lassen. Man besticht sich selbst oft gar zu leicht. Kennt man einmal einen Menschen und seine Bestrebungen, so legt man in dergleichen Äußerlichkeiten leicht etwas hinein und glaubt dann etwas herauszufinden. Man zeige aber einmal einem Sachverständigen die Handschrift eines Menschen, den er gar nicht kennt, und lasse ihn daraus den Charakter bezeichnen. Du lieber Gott, es gibt eine Unzahl Schriftsteller, aus deren geistiger Schrift gar kein Charakter blickt; wie schwer ist es, solchen aus den Schriftzügen herauszufinden! In diesem Aufsatze kommen auch einige kühne Behauptungen vor, z. B. „Fortlaufen ist schön; es ist ein Durchbruch des Genius.“ Uns will bedünken, eine große Anzahl Taugenichtse theilen diesen Durchbruch mit dem Genie.

Hierauf läßt der Verf. den Zeitgeist auf Reisen gehen, d. h. er spricht über die Reisen einiger bekannten Männer. Ob aber diese den Zeitgeist repräsentiren, das ist eine Frage. Die Abhandlung beginnt mit so verschiedenartigen Betrachtungen, daß wir in nichts Einzelnes eingehen können. Das Resultat, das wir indessen aus der Einleitung ziehen, ist, daß Jeder mit seinen eigenen Augen sieht und mit seiner eigenen Individualität auffaßt. Raumer ist das praktisch comfortable Justemilieu, welches der Verf. als ein Glied des Zeitgeistes auf Reisen gehen läßt. Justemilieu wird er genannt, weil er überall die Extreme auszugleichen sucht. Seine Briefe über England sind schon vielseitig besprochen; auch Kühne läßt dem reisenden Historiker im Ganzen Gerechtigkeit widerfahren und zeigt uns dessen Vorzüge und Beschränkungen.

Mit Friedrich Kölle läßt der Verf. die praktische Prosa auf Reisen gehen. Man höre ihn selbst, warum er ihn so nennt.

> Friedrich Kölle gehört zu den Reisenden, welche die Fremde nicht durchfliegen, sondern sich in ihr ansässig machen, zu den Berichterstattern, welche schwer, wenigstens langsam, aber dann ungemein sicher und mit seltener, man könnte sagen, unerbittlicher Schärfe des Verstandes auffassen. Seine illusionslosen Wahrnehmungen verrathen eine unerschütterliche Charakterfestigkeit kerndeutscher Gesinnung. An eine statistische Beamtentreue des Referirens gewöhnt, läßt dieser Autor die Summe seines Wissens und seiner Meinungen mit einer Tacitäischen Wortkürze ins Leben treten u. s. w.

Der Artikel ist sehr interessant, die praktische Prosa behagt uns besser als die unpraktische Poesie. Es scheint, daß Kölle's Gediegenheit hier auf den Verf. übergegangen; jedenfalls macht er uns begierig, jenen näher kennen zu lernen.

Auch Eduard Gans tritt als ein Stück Zeitgeist auf, indem er als speculativer Kopf auf Reisen geht. „Wir haben hier wirklich eine Person in der Sache", meint der Verf. Aber ist das nicht überall und leider nur zu häufig der Fall? Die Stellung des berliner Professors wird hier genauer bezeichnet und dann sein dreimal wiederholter Besuch in Paris geschildert, wo er als ein Prophet erscheint, indem er die kommenden Dinge jedesmal voraussagt.

Das letzte Glied des reisenden Zeitgeistes ist Theodor Mundt, dem die Rolle des Humors beigelegt wird, und „das ist der Humor davon".

Wer nun wissen will, wie der Zeitgeist auf Reisen aussieht, der stelle sich ihn aus den einzelnen Gliedern zusammen. Raumer bildet das Haupt, Kölle das Herz, Gans einen etwas weiter unten liegenden Theil und Mundt die humoristischen Beine. Nachdem der Zeitgeist von seinen Reisen zurückkehrt, erscheint er in Bildern, womit die folgende Abhandlung sich beschäftigt. Vor Allem möchten wir uns mit dem Verf. gern verständigen, was er denn hier eigentlich unter Zeitgeist versteht. Meint er damit den Geist einer einzigen Schule, einer einzigen Richtung, die allerdings durch ihr Äußerliches die gaffende Menge besticht? Aber kann diese deshalb ein Repräsentant des Zeitgeistes genannt werden? Ist es dem Verf. denn gar nicht eingefallen, oder hat er nie davon gehört, gelesen, daß man sich in München auch ein wenig mit der Kunst beschäftigt? Der Zeitgeist wird es Herrn Kühne wenig danken, daß er ihn nur mit der düsseldorfer Elle mißt. Selbst wenn es dessen Absicht war, gegen den Zeitgeist zu Felde zu ziehen, so hätten doch Cornelius, Kaulbach und andere Erwählte der münchener Schule als Heroen in die Schranken treten müssen. Diese Abhandlung kann daher nur als sehr einseitig und oberflächlich betrachtet werden, da hier eine ganze Richtung, und zwar die bessere, vergessen ist, die in ihrer Vollendung Alles ersetzt, was an der düsseldorfer Schule vermißt wird. Um über dergleichen zu schreiben, um in dem Ausdrucke: Zeitgeist, den Inbegriff aller Kunstrichtungen der neuern Zeit niederzulegen, muß man vor Allem Studium und Sachkenntniß besitzen; ein bloßes geistreiches Raisonnement reicht hier nicht aus.

Auch in dem letzten Aufsatze: „Christen und Juden", bekundet der Verf. seine kosmopolitischen Ansichten. Die Gevatter Schneider und Handschuhmacher, welche die bekannten Petitionen gegen die Juden bei der sächsischen Kammer veranlaßten, werden hier mit feiner Satire blosgestellt und die Erbärmlichkeit der damaligen Verhandlungen an den Pranger gestellt. Dagegen wird Joel Jacoby als ein falscher Prophet bezeichnet. Sehr wahr ist von ihm gesagt: „In dieser quälerischen Emphase, die der Psalterpoesie des Alten Testaments abgenöthigt ist, liegt ebenso viel Verrath am Judenthume wie an dem Heile der Völkerentwickelung."

Das ganze Werk schließt würdig mit folgenden Worten: „Die Menschheit hat an den Juden ein jahrtausendlanges Unrecht wieder gut zu machen; sie wird die Schuld abtragen, denn die Weltgeschichte blieb nie etwas schuldig." Nachdem wir jeden einzelnen Artikel kurz angezeigt, bleibt uns noch übrig, das Werk im Ganzen zu überschauen. Von einem Ganzen in künstlerischer Hinsicht kann hier keine Rede sein, da die meisten Aufsätze unter sich in gar keinem Zusammenhange stehen. Auch wenn man nach den gegebenen Leistungen den Verf. selbst beurtheilen wollte, um ein ganzes Bild von ihm zu entwerfen, so geräth man auf manche Widersprüche, wo eine Meinung die andere aufhebt. Ein innerer Widerspruch in den Leistungen ist die oben angedeutete Mischung von Kritik und poetischer Gestaltung, die uns oft, bei allem Geistreichen, bei aller Feinheit, eben weil es ein Gemisch ist, weder zu einer poetischen Anschauung noch zu einer ruhigen Betrachtung kommen läßt. Diese Form erscheint uns als eine Formlosigkeit. Es wird oft ein Bild gegeben, welches zur Veranschaulichung des Begriffes dienen soll, und sogleich wird es durch den Begriff wieder vernichtet. Goethe sagt im „Faust":

Ist dir's Ernst, was zu sagen,
Brauchst du nach Worten viel zu jagen?
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Diese Wahrheit vermissen wir häufig bei dem Verf.; wir stoßen nicht selten auf Gesuchtes, Geschraubtes und erkennen oft als eine bloße Floskel, was sich als Pathos geltend machte. Die Sprache nimmt oft einen poetischen Schwung, allein bei aller Gewandtheit, bei allem Gedankenreichthume und moderner Durchbildung vermissen wir die Frische, die Vegetation. In der Literatur wie in der Natur weht uns der Reiz des Werdenden erquickend an, und dieser Reiz entsteht aus der Unmittelbarkeit, die stets einfach ist.

Wir wollen uns nicht zu jenen literarischen Propheten gesellen, die aus einem Werke über das ganze Talent eines Autors ein entschiedenes Urtheil sprechen und seine spätern Leistungen voraussagen. Selten sind solche Prophezeiungen noch eingetroffen. Und zumal wenn der Autor noch jung ist, wenn die innern Kämpfe noch nicht durchgekämpft sind, wenn er über seinen eigenen Beruf noch nicht zur Klarheit gekommen, dann wird eine Voraussagung da, wo neben Mängeln sich glänzende Eigenschaften zeigen, stets voreilig sein.

In Kühne's Wesen liegt ein Widerspruch, der sich seinen Leistungen mittheilt. Es ist der Drang nach poetischer Gestaltung, und doch gehen die Resultate seines Schaffens durch den Verstand, durch die Reflexion. Nicht wir, nur er selbst vermag durch tiefes Durchfühlen seines Berufes diesen Widerspruch zu lösen. Er selbst mag prüfen, ob er die Liebe zu poetischer Gestaltung nicht für den Genius hält. Schon Viele haben auf diese Weise sich getäuscht und ihren Beruf gänzlich verfehlt. Die durchgebildete, oft bilderreiche Sprache kann uns zu keinem entscheidenden Urtheile bestimmen, ebenso wenig das feine, oft tiefe Eingehen in die Charaktere.

Dagegen erkennen wir im vorliegenden Werke ein entschiedenes kritisches Talent. Wir verehren in dem

Verf. eine edle Gesinnung, die überall, auch da hervortritt, wo Angenommenes, seinem eignen Wesen Widersprechendes sie zu umhüllen scheint. Diesen Maßstab der Gesinnung legt er an die Charaktere, wobei er jedoch jede Individualität gelten läßt und nicht wie viele Andere Alles über Einen Leisten schlägt. Mit bewundernswerthem Tastungsvermögen weiß er die geheimen Motive eines Menschen oder Kunstwerks herauszufühlen und zu veranschaulichen. Kühne meint es durchaus ernst mit der Literatur; und wo er zuweilen oberflächlich erscheint, da ist der bezeichnete Widerspruch daran schuld, der auf Abwege führt. Möge er diesen Widerspruch bald heben! Dann wird er auch manche unnütze poetische Floskeln ablegen und einer einfachern natürlichern Sprache sich befleißigen; dann wird er das Feld der Kritik mit aller Kraft und allem Ernste der Wissenschaft bebauen. Und das angezeigte Werk liefert den Beweis, daß wir von ihm gesunde Früchte zu erwarten haben. 128.

Aus dem Rücklaß eines Geschiedenen. Herausgegeben von Fr. Lienth. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1838. 8. 20 Gr.

Die Gegenwart hat Bücher aufzuweisen, welche, genau genommen, gar nicht in die Literatur gehören; denn sie abstrahiren von Haus aus von allen Interessen, welche die Zeit erfüllen, von allen Richtungen und Bestrebungen, von allen Erwartungen und Aussichten, Freuden und Leiden, welche die Gegenwart als ihren ausschließlichen Besitz geltend macht. Von den Pulsschlägen des modernen Geisteslebens, von den Fluctuationen, die den productiven Gedanken als den heutigen, als den Gedanken der Jetztheit bezeichnen, ist nichts in ihnen zu finden. Sie verzichten entweder gleich von Anfang auf jedwede Stellung in der Zeit, oder haben von dem Erringen einer solchen Stellung keine Ahnung. Sie behandeln nichts und abermal nichts als das Alte, Dagewesene, sie beschränken sich wie gutmüthige Philister auf die Scholle der Empfindung und Betrachtung, die vom Vater und Großvater stammt. Der Taufschein ihrer Gefühle datirt sich aus dem vorigen Seculo, und so finden sie sich völlig beruhigt, wenn ihre Probleme und Tendenzen nur mit der Erbaulichkeit des allgemeinen Menschenraisonnements zusammenfallen und sich von der Art und Weise nicht entfernen, wie die alte Großmutter sich in ihrer Welt- und Lebensansicht ausnahm zur Zeit, wo Matthisson's Gedichte noch eine Novität waren. Über die Bildungszeit der Verfasser solcher Bücher, die dessenungeachtet des Erbaulichen und Nützlichen Mancherlei enthalten können, bleibt der Leser, der sich einigermaßen beurtheilend verhält, völlig im Ungewissen. Es ist möglich, daß selbiger Verf. schon vor vierzig Jahren die Universität bezog; es ist aber auch möglich, daß er noch die Demagogenperiode im schwarzen Burschenkleide mitgemacht hat. Er kann aber auch gar ein Kaufmann sein, ein Schönfärber, ein Engrossist in einer Mittelstadt, denn Standes- und Ortsbestimmungen lassen sich über ihn gleichfalls nicht angeben. Ja, über das Geschlecht selbst läßt sich nichts Gewisses annehmen; der Autor kann eine Dame sein, die nach der Schlacht von Jena schon Charpie zupfte. Er kann vor zwanzig Jahren schon gestorben oder mit seiner deutschen Bildung von 1790 nach Marokko ausgewandert sein. Was sein Buch anlangt, so sind darin alle diese Möglichkeiten gegeben, und wer irgend Lust hat zu Vermuthungen, findet davon in eben diesem Buche ein wohlassortirtes Lager.

Und dennoch kann, wie bemerkt, recht viel Gutes darin stehen. Denn vor dreißig Jahren dachte man in den meisten Stücken ebenso vernünftig als heute, und in einigen noch vernünftiger; vor dreißig Jahren konnte man noch fleißiger und erfolgreicher auf dem weiten Erntefelde der Literatur seine Ährenlese halten als jetzt, weil damals überhaupt nur die Gelehrten wußten, daß es eine Literatur gab; vor dreißig Jahren hatte die Lecture selbst durchaus noch einen familienhaften Anstrich, weil damals die Familie noch nicht dem offenen Markte des Lebens angehörte; vor dreißig Jahren war es noch der große Kaiser, der die Welt bewegte, und nicht die heutigen Tagesschriftsteller; vor dreißig Jahren reflectirten und empfanden die Leute, die nicht Schriftsteller waren, noch ganz im Geheimen, und der Mond galt damals noch etwas, der holde Gedankenfreund, mit seiner Lieblingsdichtertrinität: Hölty, Salis und Matthisson; vor dreißig Jahren fand sich der nach Bildung strebende Bürgersmann noch nicht gewaltsam hinausgestoßen in die Öffentlichkeit des Lebens, und es war ihm noch so wohl, daß er seine in Feierabendsstunden gesammelte Blumenlese von schönen und nutzbaren Gedanken eben wieder am stillen Feierabende seiner Frau und seinen Kindern in unbekümmerter Herzlichkeit zum Besten geben konnte. Deshalb kann in einem Buche, das im Geiste jenes längst verklungenen Damals empfangen worden, recht viel Gutes und Tröstliches enthalten sein.

Und so ist es mit diesem „Rücklaß eines Geschiedenen", über dessen Verf. wir uns nach dem Vorbemerkten nunmehr völlig beruhigen können. Wir wollen nicht fragen, ob er wirklich und wann er geschieden; wir wollen ihn vielmehr dem Sturmwinde vergleichen, dessen Brausen man wol vernimmt, von dem man aber nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt. Begnügen wir uns an der Novellentrias, welche sein Büchlein umfaßt. Die erste dieser Novellen: „Freudvoll und leidvoll, oder das musikalische Turnier", erzählt von einem reichen Grafen, der zur Feier des achtzehnten Geburtsfestes seiner Tochter einen musikalischen Wettkampf veranstaltet, wobei sich ein fremder Virtuos, der glücklicherweise von Adel ist, in einer Wandnische auf dem Cello hören läßt. Aller Ohren und Herzen durch sein Spiel bezaubernd, gewinnt er den Preis. Im Laufe der Tage entbrennen die schöne Geburtstägerin und der Cellovirtuos in Liebe zueinander; sie schwärmen viel und wagen sich ihre Liebe nicht zu gestehen; endlich führt eine verborgene Abendlaube zum Heißersehnten „Ewig dein" von beiden Seiten. Aber der musikalische Freiersmann muß erst etwas in der Welt aus sich machen, bevor er um die Tochter des reichen Grafen anhalten darf; er nimmt deshalb in England Seedienste und geht nach Ostindien. Zuvor aber spielt er noch zum Abschiede das Lied: „Freudvoll und leidvoll", auf dem Cello. Da indessen unser militairischer Virtuos sich etwas zu lange in Ostindien aufhält, so begibt es sich, daß sich Auguste inzwischen mit einem Andern verlobt. Am Vermählungstage der Treulosen trifft Norbert aus Ostindien ein. Beim Trauungsacte spielt er, ungesehen und unerkannt, seine Phantasien über „Freudvoll und leidvoll" in einem Versteck auf dem Orgelchore, um Augustens Herz zu rühren; sodann reist er wieder in die weite Welt. Auguste wird unglücklich in ihrer Ehe; ihr lüderlicher Gatte stirbt; sie selbst welkt hin, und als nach einigen Jahren Norbert wiederkehrt, findet er nur Augustens Grab, auf welchem er in aller Eile noch seine Variationen über „Freudvoll und leidvoll" zum dritten und letzten Male zum Besten gibt und dann verscheidet. Die zweite Novelle handelt von dem „Manne, der berühmt werden wollte", der es aber später vorzog, nicht berühmt zu werden und anstatt dessen lieber zu heirathen. In der dritten Novelle: „Der Damenbibliothekar", gibt ein Freund einer geschiedenen Dame allerlei Rathschläge, wie sie ihre Lecture ordnen solle, und führt sie hierauf, nachdem die Damenbibliothek eingerichtet ist, wieder ihrem reuigen Gatten zu. Im Verlaufe der drei Erzählungen wird allerlei gesprochen über die Musik, welche eine Sprache der Empfindung sei, über Zeitersparniß und Frühaufstehen, weshalb wir

das Büchlein allen Zeitverschwendern und Langschläfern besonders empfehlen wollen. 4.

Das Original von „Not a drum was heard".

Den zahlreichen Freunden der englischen poetischen Literatur ist die nachstehende Mittheilung vielleicht nicht unwillkommen. Das mit den Worten: „Not a drum was heard", beginnende berühmte Gedicht auf das Begräbniß des Generals John Moore wurde bekanntlich lange Lord Byron zugeschrieben und findet sich daher auch in den Sammlungen der Werke desselben. Später verbreitete sich die Meinung, daß der Geistliche Wolfe der Verfasser sei. Im Jahrgange 1838 des von Boz herausgegebenen „Bentley's miscellany" ließ sich P. Prout folgendermaßen darüber vernehmen:

„— — Wer das „Not a drum was heard" schreiben konnte, muß alle heutigen Lyriker übertroffen haben. In Wolfe's übrigen Schriften ist nichts von Dichterbegeisterung wahrzunehmen. Ich glaube wegen des wahren Verf. auf die rechte Spur hinführen zu können. Im J. 1749 errichtete Oberst de Beaumanoir, gebürtig aus der Bretagne, ein Regiment und ging damit nach Ostindien, um sich der Expedition unter Lally-Tolendal anzuschließen, deren Ergebniß darin bestand, daß Frankreich seine ostindischen Besitzungen verlor. Der Oberst fiel bei der Vertheidigung der letzten französischen Feste in Hindostan, Pondichery. Er wurde noch in derselben Nacht von einigen Getreuen auf der nördlichen Bastion beerdigt, und am folgenden Tage segelte die Flotte mit dem Überreste der Garnison nach Europa ab. Im Anhange zu Lally-Tolendal's, von dessen Sohne herausgegebenen Memoiren findet sich das nachstehende Gedicht, in welchem sich einige (eine bedeutende) Ähnlichkeit mit dem Wolfe zugeschriebenen nicht verkennen läßt. Vielleicht wurde es von Wolf Tona seinem Verwandten, dem Geistlichen, nach seiner Rückkehr aus Frankreich mitgetheilt."

Ni le son du tambour, ni la marche funèbre,
Ni le feu des soldats ne marqua son départ,
Mais du *brave* à la hâte, à travers les ténèbres,
Mornes, nous portâmes le cadavre au rempart!

De minuit c'était l'heure, et solitaire et sombre,
La lune à peine offrait un débile rayon;
La lanterne luisait péniblement dans l'ombre,
Quand de la baïonnette on creusa le gazon.

D'inutile cercueil, ni de drap funéraire
Nous ne daignâmes point entourer le *héros*;
Il gisait dans les plis du manteau militaire
Comme un guerrier qui dort son heure de repos.

La prière qu'on fit, fut de courte durée:
Nul ne paria de deuil, bien que le coeur fut plein!
Mais on fixait du *mort* la figure adorée —
Mais avec amertume on songeait au demain.

Au demain! quand ici où sa fosse s'apprête,
Où son humide lit on dresse avec sanglots,
L'ennemi orgueilleux marchera sur sa tête,
Et nous, ses vétérans, serons loin sur les flots!

Ils ternirent sa gloire — on pourra les entendre
Nommer l'illustre *mort* d'un ton amer — ou fol.
Il les laissera dire. — Eh! qu'importe à sa *cendre*
Que la main d'un *Breton* a confiée au sol.

L'oeuvre durait encore, quand retentit la cloche
Au sommet du beffroi: — et le canon lointain
Tiré par intervalle, en annençant l'approche,
Signalait la fierté de l'ennemi hautain.

Et dans sa fosse alors le mimes lentement,
Près du champ où sa gloire a été consommée:
Ne mimes à l'endroit pierre, ni monument,
Le laissant seul à seul avec sa renommée!

In einem der Hefte des Jahrgangs 1838 der angeführten Zeitschrift äußert ein Ungenannter Zweifel in Betreff der Angaben Prout's, der bekanntlich einen Scherz liebe, und führt an, daß auch zu Gunsten eines deutschen Dichters Ansprüche an die Urheberschaft des angeblich Wolfe'schen Gedichts erhoben worden wären. Im dreißigjährigen Kriege sei nämlich auf den Wällen von Danzig ein schwedischer General, Namens Torstenson, gefallen und in der darauf folgenden Nacht auf dem Flecke begraben worden, und man habe im Kloster Oliva bei Danzig ein Gedicht aufgefunden, welches das Original des „Not a drum was heard" sei. Woher der Ungenannte dies hat, aus welcher deutschen Schrift oder Zeitschrift etwa, und welche Bewandniß es damit habe, oder welche Mystification zum Grunde liegen mag, weiß Ref. nicht zu sagen. Das angeblich aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs herrührende, jedenfalls modernisirte Gedicht lautet folgendermaßen:

Kein Grabgesang, keine Trommel erscholl,
Als zum Wall seine Leiche wir huben;
Kein Krieger schoß ihm sein Lebewohl,
Wie wir still unsern Helden begruben.

Wir gruben in stummer Nacht ihn ein
Mit Bayonnetten in Erd' und Trümmer,
Bei des trüben Mondlichts schwankendem Schein
Und der matten Laterne Geflimmer.

Kein unnützer Sarg seine Brust einhegt,
Nicht mit Linnen und Tüchern bedecket;
Er lag, wie ein Krieger sich schlafen legt,
Im Soldatenmantel gestrecket.

Gar lange Gebete hielten wir nicht,
Wir sprachen kein Wort von Sorgen;
Wir schauten nur fest auf das todte Gesicht
Und dachten mit Schmerz an den Morgen.

Wir dachten, als wir gewählet sein Bett
Und sein einsames Kissen gezogen,
Wie Fremdling und Feind übers Haupt ihm geht,
Wenn fern wir über den Wogen.

Wenn sie über der kalten Asche sodann
Den entflohenen Geist mögen kränken;
Er achtet es nicht, wenn er ruhen nur kann
In der Gruft, wo ihn Schweden versenken.

Unser schweres Geschäft war nur halb gethan,
Als die Glocke zum Rückzug ertönte;
Wir hörten der Feinde Geschosse nahn,
Da die ferne Kanone erdröhnte.

Wir legten ihn langsam und traurig hinein,
Frisch blutend vom Felde der Ehren,
Wir ließen ohn' Grabmal und Leichenstein
Ihn nur mit dem Ruhme gewähren.

129.

Notiz.

Ludwig XII.

Ludwig XII., einer der vier guten Könige Frankreichs*), wirthschaftete ungemein ökonomisch mit dem Gelde des Staates und war deshalb in den Ruf des Geizes gekommen. Die pariser Schauspieler erlaubten sich daher, dies durch Anspielungen auf dem Theater lächerlich zu machen. Man setzte den König davon in Kenntniß und ermahnte ihn, die Dreistigkeit der Komödianten zu bestrafen; allein er schlug es ab und sprach diese merkwürdigen Worte: „Laissons-les se divertir, pourvu qu'ils respectent l'honneur des dames; ils peuvent nous apprendre des vérités utiles. Je ne suis pas fâché que l'on sache que sous mon règne on a pris cette liberté impunément." 45.

*) Ludwig der Heilige, Karl V., Ludwig XII., Heinrich IV.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1839.

Sämmtliche Schriften von Johann Anton Leiſewitz. Zum erſten Male vollſtändig geſammelt und mit einer Lebensbeſchreibung des Autors eingeleitet. Nebſt Leiſewitz's Portrait und einem Facſimile. Einzig rechtmäßige Ausgabe. Braunſchweig, Leibrock. 1838. Gr. 12. 21 Gr.

Ob Leiſewitz auch in dem Falle der günſtigſten Aufnahme ſeines „Julius von Tarent" ein bedeutender und fruchtbarer dramatiſcher Dichter geworden ſein würde, ſteht noch dahin, doch müſſen wir es beinahe bezweifeln. Nicht etwa, daß in dem der Öffentlichkeit übergebenen einzigen Producte Leiſewitz's ein Mangel hervorragendern Talentes ſichtbar würde, oder daß man in dieſem einen die ſchöpferiſche Kraft des Dichters bereits für gänzlich verbraucht annehmen müßte; aber in dem ganzen ſpätern Verlaufe ſeines Lebens zeigen ſich ſo viele Merkmale einer Hinneigung zu behäbiger Ruhe, die mit der raſtloſen Beweglichkeit eines ſchaffenden Kopfes nicht recht harmoniren wollen. Mögen wir auch immerhin annehmen, daß Leiſewitz's Stolz durch die Bevorzugung Klinger's tief verletzt worden ſei, der Springquell des Genius wird durch eine ſolche Ungerechtigkeit auf die Dauer doch nicht niedergehalten. Er feiert eine Zeit lang, um ſodann nur deſto mächtiger und blendender wieder aufzuſprudeln. Leiſewitz aber ſchwieg andauernd und that auch ſonſt nichts, was ihm in ſpäterer Zeit einen literariſchen Ruf bei dem größern Publicum hätte ſichern können. So kam er durch das Mislingen ſeines Planes, mittels einer Preisgewinnung ſich der Bühne zu bemächtigen, als eine Notabilität eigentlich nur in die Literatur, die zu jener Zeit noch um ein Bedeutenderes harmloſer war als heutzutage und jedes wirklich einmal aufgetauchte Talent mit liebäugelnder Zärtlichkeit unverdroſſen hätſchelte, wenn es die Liebkoſungen auch nicht im mindeſten erwiderte. Daß auch jetzt noch zuweilen die literariſche Gemeinſchaft auf das einmal ſo bitter verkannte Talent Leiſewitz's hinweiſt und in ihm mit vollem Recht einen Grundſtein der ſpätern dramatiſchen Literatur Deutſchlands erblickt, iſt nur zu billigen, und von dieſem Standpunkte aus begrüßen wir das durch Herausgabe ſeiner literariſchen Verſuche dem todten Dichter geſetzte Denkmal mit Freude. Etwas Neues wird uns in dieſer Sammlung zwar nicht geboten, wir müßten denn die Briefe Leiſewitz's an den ehemaligen Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel dafür anſehen wollen. Dieſe ſind aber im Allgemeinen ſehr unbedeutend und enthalten eigentlich nur ein fortlaufendes Verzeichniß derjenigen hiſtoriſchen Werke, die ſich Leiſewitz zur beabſichtigten Bearbeitung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges von Zeit zu Zeit ſenden ließ. Belehren können ſie nur inſofern, als wir aus ihnen erſehen, mit wie unermüdlichem Fleiße Leiſewitz jeder geringſten Quelle zu Durchforſchung jener verworrenen Zeitzuſtände nachſpürte und ſelbſt ſcheinbar dem eigentlichen Stoffe entfremdete hiſtoriſche Darſtellungen mit in den Kreis ſeiner Studien zog. Daß bei dieſem unabläſſigen Suchen, Sondern, Excerpiren und Anhäufen des verworrenen Materials dem Sammler der rohe Stoff zuletzt über den Kopf wuchs, war nicht zu verwundern. Sollte auch wirklich ein Theil des Manuſcriptes bereits ausgearbeitet geweſen ſein, was einige Andeutungen in ſeinen Briefen ausſprechen, ſo ſind wir doch feſt überzeugt, daß Leiſewitz niemals zur Vollendung dieſer Arbeit gekommen ſein würde. Leiſewitz ſchreibt im März 1782 an Langer:

Mein Wort halte ich gewiß, und Sie ſollen die Jungferſchaft meiner Geſchichte haben, eine Eigenſchaft, die zuweilen den Mangel anderweitiger Reize vertreten muß. Ich bin ſeit einiger Zeit darüber aus, ein und anderes morceau ins Reine zu bringen, und finde dabei mehr Schwierigkeit, als ich glaubte. Vieles, was ich bis zur Feile fertig hielt, muß noch einmal auf den Ambos. Um eine Art von Ihrem Urtheile muß ich Sie doch auf allen Fall bitten; es iſt doch wider alle Pſychologie, daß Sie bei einer Lecture nicht urtheilen ſollten, und warum wollten Sie mir das verhehlen?

Und am 11. Mai 1783 ſchreibt er an denſelben:

Für die überſchickten Sachen bin ich Ihnen recht ſehr verbunden; ich bitte Sie aber zugleich, ſich wegen der fehlenden keine Mühe zu geben. Sie ſind mir in keinem Betrachte unentbehrlich, und ich wünſchte ſie nur unter der Bedingung zu haben, daß ſie Ihnen ſogleich in die Hände fielen. Meiner Frau machen die Oeuvres des Hrn. Cazotte viel Vergnügen, und ich denke, das alchymiſtiſche Teſtament wird Hrn. Lichtenberg nicht weniger angenehm kommen.

Endlich erhalten Sie hierbei das Manuſcript, von dem ſo lange geweiſſagt iſt. Es enthält den letzten Theil der Geſchichte des Jahres 1620; in dem vorigen Abſchnitte war der Hauptfeldzug dieſes Jahres, der böhmiſch-bairiſche, erzählt. Dieſer betrifft die Folgen der prager Schlacht, die Rückkehr von Böhmen, Mähren, Schleſien und Lauſitz unter den Gehorſam des Kaiſers, den ſpaniſchen Einfall in die Unterpfalz, ingleichen den Feldzug in Ungarn. Eben die Hälfte der Anmerkungen fehlt noch; allein ich wollte mich nicht darnach aufhal-

ten, da Sie blos eine Idee von meiner Art zu arbeiten haben sollen.

Andere Äußerungen über die wirkliche Ausarbeitung des gesammten Stoffes finden sich außer den hier mitgetheilten nirgend mehr. Auch erfahren wir leider nicht, ob und wie die Antwort Langer's über die Arbeit an Leisewitz gelautet hat. Nur werden die Briefe bald darauf seltener, kürzer, lauer, bis sie ganz aufhören, obwol Leisewitz noch lange lebte. Wenn auch der vorzüglichste Grund dieses Stillerwerdens in der Berufung Leisewitz's zum Erzieher des Erbprinzen zu suchen ist, so dürfen wir doch wol auch annehmen, daß entweder Langer, der ein hypochondrischer, schwer zugänglicher und außerordentlich pedantischer Mann gewesen zu sein scheint, nicht beifällig über das mitgetheilte Manuscript geurtheilt, oder Leisewitz selbst die Lust an der Arbeit verloren habe. Wie dem auch sei, so ist es jedenfalls sehr zu bedauern, daß der Nachwelt nicht das Mindeste von den zwanzigjährigen Studien dieses Mannes über einen der inhaltschwersten Zeitabschnitte deutscher Geschichte überliefert worden ist. Was in den nachgelassenen Papieren desselben vorhanden war, verbrannten seine Verwandten aus Pietät gegen den Verstorbenen, der ein solches Autodafé gewünscht haben soll.

Daß Leisewitz zu genau im Durchforschen der Quellen zu Werke ging und zuweilen beinahe Fremdartiges mit dazu rechnete, läßt sich aus einigen Andeutungen errathen; auch muß Langer eine ähnliche Äußerung in einem seiner Briefe einmal ausgesprochen haben. Am 11. November 1781 schreibt Leisewitz:

Sie kennen den vorzüglichen Werth, den ich auf kleine gleichzeitige Schriften lege, und meine Absicht, alle Charteken der Art, in so weit es möglich ist, zu lesen. Allein die Menge dieser Schriften, der gänzliche Mangel einer genauen Literarhistorie und die Einrichtung der Bibliothek, nach der oft Dinge zusammengebunden sind, die keine andere Verbindung als Zwirn und Leim haben, machen es beinahe unmöglich, nach einem festen Plane und in einer gewissen Ordnung zu lesen. Sie würden mich also sehr verbinden, wenn Sie mir nach und nach einige Bände von Schriften dieser Art zusendeten. Wenn ich auch zuweilen nichts Neues darin fände, so wäre es desto besser. — Nachdem ich mich einige Zeit in der Geschichte aller dreißig Jahre, bald hier, bald dorthin, nicht mit dem größten Segen zerstreut habe, finde ich auch hier die Wahrheit des edeln Sprichwortes divide et impera; und so habe ich mir vors Erste das Jahr 1628 zum Ziele gesetzt.

Der nächste Brief an Leisewitz ist ohne Zweifel eine Antwort auf ein in Folge des vorerwähnten Briefs von Langer eingegangenes Antwortschreiben, worin dieser wahrscheinlich dieselben Vermuthungen ausgesprochen hatte, deren wir vorhin Erwähnung thaten. Leisewitz schreibt:

Ich gestehe Ihnen gern, daß ich die Sachen weiter treibe, als wie ich als eigentlicher Geschichtschreiber brauchte, daß mir die Geschichte meiner Geschichte mehr Mühe macht als die Geschichte selbst. Allein Sie wissen ja selbst aus eigener Erfahrung, wie ein sonst ganz vernünftiger Mann ein Gelehrter wird, aus einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Alles, die ihn nöthigt, sich eine Leidenschaft zu machen, die am wenigsten unbequem ist; aus dem Vergnügen, das aus dem addere acervo entsteht und so viel Einfluß auf die menschliche Seele hat; aus dem Gefühle, daß man unter gewissen Umständen nichts Besseres thun kann, als seine Tonne zu wälzen, vorausgesetzt, wenn man nicht selbst gewälzt sein will.

Diese und manche ähnliche Äußerungen in den Briefen an Langer, so kurz und versteckt sie auch meist hervortreten, deuten an, daß Leisewitz den Schmerz nie ganz verwinden konnte, welchen ihm die Zurücksetzung seines im Allgemeinen werthvollern „Julius von Tarent" den Klinger'schen „Zwillingen" gegenüber verursacht hatte. Von Natur zurückhaltend, still und, wenn auch zu eifrigem Streben, doch nicht zu gewaltsamem Ringen mit den unfreundlichen Mächten des Lebens geneigt, entsagte er der Poesie gänzlich und suchte einen Ersatz für den erlittenen Verlust in gehäbigerer, minder geräuschvoller Geistesthätigkeit, die, ohne die Aufregung eines unmittelbaren Schaffens, den Reiz eines bleibendern Genusses ihm darbot. Daß er dabei nie zum Ziele kam und eigentlich Alles in die blaue Luft hineinarbeitete, müssen wir bedauern, ohne ihm daraus einen Vorwurf machen zu können. In seinen spätern Lebensjahren ward Leisewitz ohnehin kränklich und fand sich am Hofe seines Fürsten zu Beschäftigungen berufen (er ward Geheimer Justizrath und Referent mit Sitz und Stimme im Geheimenrathscollegium), daß er nach und nach, wie es scheint, gänzlich auf alle literarische Wirksamkeit verzichtete. In dieser neuen Stellung erwarb er sich bleibende Verdienste um Braunschweig, indem allein durch seine rastlosen Bemühungen und geduldige Ausdauer die Errichtung einer neuen Armenanstalt in der Stadt Braunschweig zu Stande kam, die ihrem wesentlichen Entwurfe und Plane nach noch heute besteht. Zu diesem Behufe schrieb Leisewitz eine gründliche Abhandlung: „Über die bei Errichtung öffentlicher Armenanstalten zu befolgenden Grundsätze", die nächst dem Trauerspiele den größten Raum in der Sammlung seiner Schriften einnimmt. Daß er sich damit den Beifall und Dank seines Fürsten, des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, verdiente, geht aus einem eigenhändigen Schreiben desselben an Leisewitz hervor, das auch in dieser Anzeige noch einen Platz finden mag.

Mein lieber Herr Geheimer Justizrath Leisewitz! Mit dem heutigen Schreiben habe Ich Ihre Darstellung der künftigen Einrichtung des hiesigen Armenwesens zu erhalten das Vergnügen gehabt. Sie wissen, welchen Werth Ich auf diese Angelegenheit lege, und werden daher selbst die Größe der Erkenntlichkeit ermessen, womit Ich Ihnen für Ihre derselben gewidmeten eifrigen Bemühungen verpflichtet bleibe. Ich wünsche nunmehr nichts mehr, als die durch die Zeitumstände so wichtige Anstalt, sobald als es ihrer Natur nach möglich sein wird, in Gang gebracht und mit den davon zu hoffenden heilsamen Folgen begleitet zu sehen. Ich bedauere Ihre Unpäßlichkeit und wünsche von ganzem Herzen eine baldige und dauerhafte Genesung. Der ich mit vollkommener Hochachtung verbleibe Dero

Braunschweig, den 10. August 1804.

ganz ergebener
Karl W. F. Herzog.

Von der frühern Beschäftigung Leisewitz's mit dem Drama zeugen noch zwei kleine, dramatisch gefaßte Skizzen von ihm, poetische Gespräche genannt: „Die Pfandung" und „Der Besuch um Mitternacht". Beide erschienen 1775 in dem damaligen göttinger „Musenalmanach". Die darin ausgesprochene Gesinnung ist ungemein freisinnig, Fürstenwillkür und ungerechte Launen der Macht-

haber ſcharf und bitter geißelnd; die Sprache einfach, kräftig, doch nicht ohne poetiſchen Anhauch. Sein Hang zur Satire, noch mehr in der ebenfalls mitgetheilten „Rede eines Gelehrten an eine Geſellſchaft Gelehrter" hervortretend, macht ſich darin ſchon geltend, obwol wir Leiſewitz's Beruf zum eigentlichen Satiriker, den vornehmlich Voß in ihm entdecken wollte, dennoch bezweifeln möchten. Kleinere Aufſätze, zum Theil ſogar nur Auszüge aus längern Briefen, wie die „Nachricht von Leſſing's Tode", ſind hinlänglich bekannt geworden, durften aber in einer Sammlung, die auf Vollſtändigkeit Anſpruch macht, nicht fehlen. Dem Herausgeber müſſen wir das Lob eines fleißigen Sammlers ertheilen, der überall zum allgemeinen Verſtändniß nöthige Anmerkungen gehörigen Orts angebracht hat. Schließlich aber ſprechen wir den Wunſch aus, daß alle Bühnenvorſteher und Theaterdirectoren durch dieſe neue Hinweiſung auf Leiſewitz ſich bewogen finden möchten, das, ſo viel uns bewußt, jetzt ganz von den Bretern verſchwundene Trauerſpiel: „Julius von Tarent", der Bühne wiederzugeben. Die ungekünſtelte Einfachheit im Entwurf, die friſche Lebendigkeit und Kraft der Sprache und die geſunde Charakteriſtik der handelnden Perſonen ſollten doch wol auch in jetziger Zeit wieder ein empfängliches Publicum finden. Ohnehin gibt es an dieſem Drama weder Längen noch Breiten, noch bedarf es ungemeiner Kräfte, um es mit Erfolg zur Darſtellung zu bringen. Die gewöhnlichen Ausflüchte unſerer heutigen Theaterherren von des Geldbeutels Gnaden können alſo hier keine Anwendung erleiden. Das lithographirte Portrait des Dichters iſt etwas verwiſcht und nicht ſehr erfreulich anzuſchauen. 33.

Vorleſungen über Eßkunſt. Von Antonius Anthus. Leipzig, O. Wigand. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Je ärmer unſere Literatur an Werken des Humors und der Ironie iſt, je ſeltener in Deutſchland jene Hervorbringungen erſcheinen und genoſſen werden, die in England die heitere Lichtſeite zu einem ernſten und arbeitsvollen Leben bilden, und die dort gewiſſermaßen das bedrohte Gleichgewicht wieder herzuſtellen berufen ſind, das der Ernſt öffentlicher Geſchäfte und die Langeweile der Politik zu ſtören bemüht iſt; je überfüllter bei uns das Gebiet der Lyrik, der Dramatik, der modernen Epik (Roman) ſich zeigt, um ſo mehr Würdigung und Zuneigung verdienen bei uns Schriften, welche der Geiſt heiterer Komik eingegeben hat, und welche in einigem Maße die Lücke auszufüllen dienen, die unſer deutſches Luſtſpiel immer noch wahrnehmen läßt. Jedermann erkennt an, daß dieſer Zweig unſerer Literatur beſondere Pflege verdient in einem Zeitalter, das ſich ſtets mehr und mehr materiellen Intereſſen zuneigt, und in dem der Ernſt politiſchen Parteikampfes, oder der Tiefſinn ſpeculativer Neigung endlich alle Laune zu verſchlingen, die heitere Seite des Lebens gänzlich zu umſchleiern und dem egoiſtiſchen Streben des Ehrgeizes oder der Sucht nach Glücksgütern alle Bahnen zu eröffnen droht. Nach allen Kräften wollen wir uns gegen dieſe Neigung unſerer Zeit zur Wehre ſetzen, und jedes Mittel ſei uns dazu willkommen; denn, irren wir nicht, ſo ſind es dieſelben Symptome, die wir eben andeuteten, welche auch zu der Zeit, die dem Auguſteiſchen Zeitalter folgte, das Menſchenleben ruhm- und geſchmacklos machten und eine Verfinſterung und Verknöcherung der Welt herbeiführten, die nur durch die Orkane der Völkerwanderung geheilt werden konnte.

Somit ſei uns denn die vorliegende Arbeit eines äußerſt feinen, ſehr gebildeten, geſchmackvollen und durchhin heitern Geiſtes herzlich willkommen. Sie ſei, wie ſie es verdient, aufs beſte empfohlen und der Legion ſauertöpfiſcher Kritiker, an denen Deutſchland ungebührlichen und wunderbaren Überfluß hat, zur blutreinigenden Nahrung angeprieſen. Wir werden beſſer im Lachen, wenigſtens milder und zufriedener, und da Zufriedenheit gerade Dasjenige iſt, was unſerer Zeit allein mangelt, ſo erfüllen Werke wie das angezeigte, die uns ein äſthetiſches Lächeln abgewinnen, geradehin ein Bedürfniß unſerer Zeit, der es nicht an tiefen Gedanken, wol aber an befriedigtem Sinn und an der Fähigkeit des reinen Genuſſes mangelt.

Einen Genuß aber bereitet uns der pſeudonyme Verf. der wahren Eßkunſt, für den wir ihm nicht Dank genug ſagen können. Er weiß dieſen Genuß noch in ganz anderer Art zu würzen als andere Eßkünſtler vor ihm, als Rumohr zum Beiſpiel, dem das Phyſiſche in jenem Genuſſe doch allzu ſehr Ernſt iſt. In dieſen zwölf Vorleſungen dagegen iſt der materielle Theil nur wie ein Gedankenniederſchlag anzuſehen, wie die Baſis heiterſter Reflexionen, wie ſie ſich nach einem genußreichen Mahle geziemen. Die fröhlichſte Laune, der harmloſeſte Humor, der ſpielende Witz umgaukeln uns in ihnen, alle von der Art, daß ſie nur aus einem voll und harmoniſch gebildeten Geiſte, in den Wiſſenſchaften geſättigt, reich genährt von Weltbeobachtung und wahrhaft einheimiſch in faſt allen Disciplinen abfließen konnten. Lebte Jean Paul noch, oder wäre es denkbar, daß noch unbekannte opera posthuma von ſeiner Hand erſcheinen könnten, ſo würden wir ihn in Verdacht nehmen, der Verf. dieſer Schrift zu ſein; da dies nicht zuläſſig iſt, ſo wiſſen wir nicht, wem wir ſo viel Humor und ſo viel Wiſſen zutrauen ſollen. Das Vorherrſchen der Naturwiſſenſchaften läßt auf einen Arzt — Ärzte ſind in in der Regel Epikuräer — ſchließen; die zahlreichen Anführungen aus der Kunſthiſtorie deuten auf einen Kunſtjünger hin; zwiſchen Beiden mag der Leſer die Wahl haben. Advocaten ſind ernſter und Philoſophen geſchmackloſer.

Es iſt ein eigen Ding um den Humor. Goethe ſagt: „Es gibt keinen Unſinn, der, fratzenhaft ausgedrückt, nicht wie Humor ausſähe", und ein berühmter Edelſtein unter den Humoriſten Deutſchlands hat uns oft genug an dieſen Goethe'ſchen Spruch erinnert. Am beſten erklärt man, dünkt uns, den Humor, wenn man auf die Abſtammung des Wortes ſieht. Humor iſt das Flüſſige, das Leichthinfließende des Gedankens, was wie ein murmelnder Bach Alles beſpült oder beſpielt, an dem es vorüberfließt. Der materielle Engländer ſucht den Humor mehr in der Situation, der geiſtigere Deutſche will ihn im Wort finden. Die Frauen kennen ihn gar nicht, der Franzoſe äußerſt ſelten und blos ausnahmsweiſe, der Italiener nur als Caricatur. Nur der Spanier fühlt ganz wie der Deutſche das humoriſtiſche Element.

Mit dieſem Elemente nun ſind die hier beſprochenen Vorleſungen durch und durch gewürzt. In muſterhafter Sprache, ungeſucht und ungekünſtelt, ſtellt ſich ein reicher Schatz von Wiſſen und Erfahrung dar, indem der Verf. über die Kunſt, menſchlich und edel zu eſſen, ſich in Betrachtung ergeht. Sei es, daß er die Weltanſchauung des Eßkünſtlers in der erſten Vorleſung darlegt, wonach die Dinge der Schöpfung in Genießbares und Ungenießbares ſich unterabtheilen, und daß er den Werth dieſer Unterſcheidung vor jener altherkömmlichen in Thier-, Pflanzen- und Mineralreich verſicht; ſei es, daß er das Hiſtoriſche der Eßkunſt, das Ethnographiſche, das Verhältniß der andern Künſte zur Eßkunſt, die Diätetik, den Elementarunterricht, die höhern Kunſtregeln ſeiner Scienz abhandelt, oder vom Trinken ſpricht und ſeine Miſchungsregeln darlegt oder über ſpecielle Eßbarkeiten berichtet: ſtets unterhält er uns durch reiche wiſſenſchaftliche Beziehungen, immer bietet uns ſein Witz, ſeine Laune Stoff zu heitern Reflexionen, Gelegenheit zum Lachen und Anlaß, an der Feinheit und dem

Geschmacke in der Darstellung wie in dem Dargestellten uns zu erfreuen. „Essen und Sein" bezeichnete der Römer mit demselben Worte, und auch wir sagen: „der Mensch ist nicht mehr, wenn er nicht mehr ißt." „So lang er kau'n und küssen kann", sagt Goethe vom Menschendasein überhaupt; „Essen zu können" ist eines der kritischen Unterscheidungszeichen des Menschen von der ganzen übrigen Natur, und „ein accentuirtes Leben" nennt Novalis das Essen. Die ganze Natur ißt, weil sie ist, und

So frißt's Würmlein frisch Keimlein-Blatt,
Das Würmlein macht das Lerchlein satt,
Und weil ich auch bin zu essen hier,
Mir das Lerchlein zu Gemüthe führ' —

singt Altmeister Goethe.

Was Homer vom Essen singt, wie die Römer allmälig, vom Brei ausgehend, zu der Kunst der Apicier gelangten und in die Assa fötida und den Salmiak sich verirrten, welche Eßregeln die Griechen, Macrobius, Æmilius Macer und Avicenna und die Antiquare Stuckius, Putteanus, Manelphus, Ursinus, Ciacconius, Bulengerus, Thomasinus, Lipsius u. s. s. uns hinterließen, welche Ver- und Gebote Solon, Papst Gregor, Zacharias, Hadrian u. A. gaben, wie die Helden der Neuzeit zu essen verstanden, das lehrt uns die zweite Vorlesung in ihrer ergötzlichen Art, während die dritte, noch stoffhaltiger und reicher, uns einen Überblick der Völker und ihrer Eßkunst, ihres Appetits und ihrer Tafelsitten in einem noch lange nicht erschöpften Bilde zusammenstellt. In Neapel reitet jährlich ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt, verkündet an allen Ecken, wie viel Ochsen, Kälber und Schweine das große neapolitanische Volk im Jahre verzehrt hat, und bereitet Jedem durch die Erinnerung an seinen Antheil in diesen großen Zahlen einen Genuß. Den Orientalen fehlt der eigentliche Eßsinn, erst in Griechenland findet der Eßkünstler Nachahmenswerthes; Franzosen und Engländer haben ihren Styl; der Deutsche ahmt suchend in der Kochkunst wie in der Philosophie Allen nach, indeß der Amerikaner sich freudloser Kümmerlichkeit ergibt. Die deutsche Zerrissenheit tröstet sich jedoch mit dem Ideal!

Die falschen Molltöne verbannend, kennt der Eßkünstler keinen Rangstreit; harmonische Verschmelzung ist ihm Alles. Er weiß die Skizzen von Geßner mit Butterbrot, Milch und Käse, wie die Hühner und Gänse eines Houdekoeter, die Weintrauben eines van Aelst wie das Wildpret eines Weeninx, Kaninchen von Koning, Schnepfen von Sintzenich und Hasen von Snyders zu schätzen. Nur die Todtenköpfe eines Streck kann er nicht leiden. Tafelmusik und Schaugerichte haßt er; geruchlose Blumen in Vasen aber läßt er sich gefallen, verweist aber spanische Marterbilder aus seinem Eßsaale.

Sehr launig ist die Vorlesung von den moralischen Beziehungen des Essens. „Der Mensch lebt nicht, um zu essen", ist ein Spruch, den wir Alle aus der Trivialschule mitbringen. Gut, aber er ißt auch nicht blos, um zu leben. Nein, wie die Tugend wird das Essen von dem Würdigen um „seiner selbst willen" geübt, und wir sollen „schön" essen! Diese Regel schließt alle „Ungenießbarkeiten" aus, über welche der Verf. ein vortreffliches Capitel liefert.

In dem Magen eines Galeerensklaven, Bazile zu Brest, fand man bei der Section verschiedene Faßreifen, 13 Stück Eichenholz, zinnerne Löffel verschiedener Größe, einige Paar Schnallen, einen Pfeifenkopf, ein Klappmesser, ein Fensterglas, etwas Leder, Röhren von Blech u. s. w. Über die Tagesseßzeiten und der üppigen Römer prandium, coena, jentaculum, commissatio und merenda ist der Verf. voller Gelehrsamkeit, sowie die Eßgebote für Choleriker, Sanguiniker und Melancholiker ebenso launig als beachtenswerth sind. Rousseau malt seine Heloise „un peu gourmande"; Byron dagegen läßt seine schönen Frauen gar nicht essen. Das Princip der Eßkunst modellirt unser witziger Eßlehrer nach dem neuen und schönen Spruch: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben": „Iß, wie du, wenn du aufhörst, wünschen wirst" ꝛc.: Falstaff sagt zu Dorchen Lakenreißer: „Sprich doch nicht wie ein Todtenkopf!" ein Satz, den der Verf. allen Maximendrechslern zurufen möchte. Schon Aristoteles rügt den Unsinn, Milch und Fische zugleich zu essen. Helvetius, Arbuthnot, Bianchi wollen uns zu absoluten Fleischfressern machen. Kaspar Hauser's abnorme Reizbarkeit kam von seiner ausschließlichen Pflanzenkost her. Hippel schmeckte Obst aus Frauenzimmerhänden beinahe wie vom Baume. Nun folgt eine schöne Vorlesung über das „Wahlverwandtschaftliche" im Essen — was sich leicht verbindet —, über Kritik desselben, die in dem Worte: delicat, aufgeht, über andere Generalitäten und Zubehöre des Essens, als da sind: hergekrähte Arien, Liebhaberconcerte u. s. w. Bei den speciellen Eßbarkeiten zeigt sich wieder die große antiquarische Belesenheit des Verf. Avicenna empfiehlt Schöpsenhirn, Plutarch die vulva porci, Martial die Brüste der säugenden Thiere, Horaz Leber von Schweinen mit Feigen gemästet, Hippokrates Schweinefleisch als Stärkung, Celsus Rindfleisch, Galen Kälber, Shakspeare Roastbeef, Mesues und Avicenna Tauben, Mundella Spatzen, Averrhoes Staare u. s. w. In Betreff des Trinkens ist der Verf. nicht minder gelehrt. Nach Persius tranken die Römer heißes Wasser bei großen Mahlen. Die Classification der Weine muß der Leser selbst studiren. Der Perserkönig Darius ließ auf seiner Grabschrift bemerken, daß er auch viel Wein getrunken und denselben schön (καλῶς) vertragen habe. In der Schlußbetrachtung gibt uns unser Meister ein liebliches Dessert, das wir unsern Lesern unzerbröckelt erhalten.

Und somit sei Allen, die sich an Laune, Geschmack und harmlosem Witz erfreuen können, diese Schrift zu einer freundlichen Aufnahme und zum Genusse in heitern Stunden empfohlen, die sie schön ausfüllt. 50.

Bibliographie.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. 7tes Heft. Deutsche dramatische Literatur — Eisenbahnen. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. Geh. 8 Gr.

Friederich, G., Einige kirchlich-religiöse Früchte aus der Blutsaat des 18. Octobers 1813. Als Beitrag zur 25jährigen Feier desselben, in zwei Betrachtungen. Gr. 8. Frankfurt a. M., Körner. 4 Gr.

Geramb, M. J. v., Reise von La Trappe nach Rom. Aus dem Französischen. In 3 Lieferungen. Gr. 12. Regensburg, Manz. 18 Gr.

Görres, J., Zum Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers 1837. Gr. 8. Regensburg, Manz. 6 Gr.

Laurens, A. v., Mein Aufenthalt in Spanien während des Jahres 1836 und die Organisation der Fremden-Kompagnien im Heere des Don Carlos, nebst einer kurzen Schilderung der Hin- und Rückreise zwischen Berlin und der pyrenäischen Halbinsel. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Lütkemüller, L. P. W., Die Lehren und Umtriebe der Stephanisten. Der Aufsatz in seiner ursprünglichen Gestalt, unverkürzt und ohne Interpolation als Vorläufer des darüber zu beginnenden und später in Druck zu gebenden Processes mit einer nothwendig gewordenen, erläuternden Vorrede, den Stephanismus nach seinem Ursprunge und Wesen näher bestimmend. 8. Altenburg, Pierer. Geh. 10 Gr.

Die Säcular-Feier der Georgia Augusta im September 1837. Gr. 4. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr.

Ueber die öffentlichen Zustände im Großherzogthum Posen. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1839.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Arendt, Barthold, Böttiger, Schubert, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 12. 2 Thlr.

Wer das gegenwärtige Gebiet unserer deutschen Literatur mit prüfenden Blicken durchwandert, der wird unter den vielen Anpflanzungen, die er auf demselben in gedeihlichem Zustande findet, die der Geschichte in einem solchen Wachsthume begriffen sehen, daß sie nicht nur mit jeder andern um den Preis ringen darf, sondern denselben in der That davonzutragen die beste Aussicht hat. Die Deutschen sind zu der Überzeugung gelangt, daß der Mensch mit seinen Werken, mit seinen Zuständen und Schicksalen das würdigste und belehrendste Object der Geschichte sei; daß sie in ihren Schilderungen und Reflexionen von ihm aus und auf ihn zurückgehen müsse nach den mannichfachen Anlagen, mit denen er ausgerüstet erscheint, nach den verschiedenen Thätigkeiten, durch die er seine Individualität entwickelt, und nach den vielfältigen Verhältnissen, in die er sich durch ein von ihm unabhängiges Walten versetzt sieht, und die sein Thun und Wesen mehr oder weniger bedingen, anklagen, entschuldigen oder rühmen. Ferner, so scheint es, ist auch die Überzeugung lebendiger und von Einfluß geworden, daß die Geschichte nur durch und für den Menschen möglich sei, d. h., daß an seine Existenz die Geschichtswissenschaft ebenso nothwendig geknüpft gedacht werden müsse als jede andere Wissenschaft, und mithin wie jede andere Doctrin Selbständigkeit in Anspruch zu nehmen habe, nicht aber, wie man früher so allgemein glaubte und von Seiten einiger Schulpedanten noch jetzt, gleichsam nur als eine Magd ihrer übrigen edlern Schwestern angesehen werden dürfe. Die deutschen Schulen, Universitäten, ja sogar die ganze deutsche Nation haben diesen sonderbaren Irrthum lange genug schwer empfunden! Der Beweis sollte sehr augenscheinlich geführt werden, wenn uns die Führung desselben von dem gegenwärtigen Zwecke gestattet wäre. Endlich hat auch die Überzeugung den ihr gebührenden Platz gewonnen, daß, so nothwendig auch eine Veröffentlichung und genaue Kenntniß archivalischer und Familienurkunden sein möge — was Niemand bestreiten wird —, dennoch eine bloße Relation aus und nach denselben das Wesen der Geschichtswissenschaft nicht bilde, sondern nur die Unterlagen derselben. Die historische Kritik, die sich mit der Prüfung ihres Textes, ihres Werthes u. s. w. beschäftigt, und die historische Kunst, die dieselben in ihrem wahren Lichte der Zeit, der handelnden Personen, sprachlich schön verarbeitet, bildet eigentlich den Mittelpunkt, um den sich die Geschichte als Wissenschaft bewegt. Es haben aber die Deutschen auch in dieser Beziehung ihre frühere Pedanterie bereits so weit überwunden, ihr Blick und ihr Urtheil ist bereits so national geworden, und ihre Sprache hat so viel an Reinheit und Stärke gewonnen, daß sie mit gutem Gewissen behaupten dürfen: wir besitzen eine echt deutsche Geschichtswissenschaft, und sie trägt, gleich unserm Volke selbst, einen gemüthlichen und kosmopolitischen Charakter an sich. Denn wie unser Land geographisch in der Mitte des gebildetsten Erdtheils liegt; politisch nach keiner Richtung hin sich einseitig neigen darf, ohne das Gleichgewicht des Ganzen zu stören; durch geistige Rührigkeit und Stärke aber nach allen Seiten hin sich Achtung und Sympathien verschaffen und erhalten muß, um nicht von dem materiellen Übergewichte seiner Umgebung erdrückt zu werden: so ist auch der Geist der deutschen Geschichtschreibung weniger stolz-national als der der Alten; weniger frostig als der des kalt und rücksichtslos berechnenden Engländers; nicht so flüchtig und mit Geräusch auf der Oberfläche schwebend als der des fast immer leidenschaftlichen, wenn auch geistvollen Franzosen; nicht so orientalisch-dünkelhaft und stolz die Blößen seines Lebens verhüllend als der des Spaniers, und weit entfernt von der Heftigkeit des glühend hassenden, verschmitzten und undankbaren Italieners.

Undankbarkeit aber würde es sein, wollte man nicht öffentlich anerkennen, welche Verdienste sich Regierungen, Stadtbehörden und Familien um die Fortbildung und Bereicherung der deutschen Geschichtsliteratur erworben haben. Von diesen Seiten sind in der neuesten Zeit der Wißbegierde und der Wissenschaft mit solcher Liberalität die Archive geöffnet und zur Benutzung überlassen worden, daß eine bedeutende Bibliothek von Büchern sich bilden lassen möchte, die einzig und allein von dorther ihr Material bezogen haben, oder doch wenigstens auf diese Weise erst sich ihren wahren Werth zu verschaffen im Stande waren. Auf einem solchen Grunde ruhen denn auch die historischen Taschenbücher v. Hormayr's und v.

Raumer's; wir geben aber dem letztern darum den Vorzug, weil mehr Geschlossenheit der historischen Forschungen in demselben herrscht.

Von diesem Taschenbuche liegt der zehnte Jahrgang vor uns. Er enthält geschichtliche Monographien, die nicht nur zum Theil bis jetzt unbekannte oder unbenutzte Urkunden nachweisen, sondern auch auf diese letztern gestützt, den gegenwärtigen Charakter unserer historischen Kunst an sich tragen und von Keinem, der sich mit dem bezüglichen Theile der Geschichte beschäftigt, ungekannt bleiben dürfen. Und überhaupt hat dieser Almanch sich einen so guten Ruf zu erwerben gewußt, daß schon sein Name eine Garantie für die Gediegenheit seines Inhalts geworden ist. Wir sind ihm persönlich viel Dank schuldig, und auch dieser neue Jahrgang hat uns unserer Verpflichtung nicht nur nicht entbunden, sondern dieselbe bedeutend erhöht. Daß die deutschen Geschichten vorzugsweise Ausbeute aus diesem Buche zu ziehen haben, ist bekannt und auch diesmal im Ganzen der Fall, wie schon aus der folgenden allgemeinen Inhaltsangabe sich ergeben wird.

Den Gesammtinhalt bilden folgende vier Monographien: 1) „Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts", von Barthold; 2) „Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Übergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon", von Schubert; 3) „Christoph Martin Wieland nach seinen eigenen Äußerungen", von Böttiger, und 4) „Bericht des Cornelius Ettenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Vorstius, Bischofs von Aix, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen 1536—37", aus der Handschrift herausgegeben von Arendt. Die beiden ersten Abhandlungen sind wie an Umfange, so auch an Belehrung und Interesse beiweitem die bedeutendsten, und weil sie auch für unsern Zweck am ergiebigsten sich zeigen, so wollen wir auch vorzüglich bei ihnen verweilen, damit aber keineswegs den beiden andern Arbeitern ihren relativen Werth absprechen.

Über das Mittelalter, zu dessen unbedingter Verdammung oder Lobeserhebung die frühern Gelehrten engherzig und einseitig ihre Entscheidungsgründe von dem kirchlich-religiösen Gebiete entlehnten, die neuere Zeit aber die individuellen Grundsätze fast ebenso engherzig bei der Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes jener eigenthümlichen Geschichtsepoche anwenden sah, fangen die Ansichten sich immer mehr zu läutern an. Die reißenden Fortschritte der Forschungen an dem Himmel „der sternhellen Nacht", wie Fr. v. Schlegel das Mittelalter nennt, müssen nothwendig zu einer andern Überzeugung führen. Zu den starken Angeln, um welche sich das mittelalterliche Leben in seiner zweiten Hälfte bewegte, gehört unleugbar das Städtewesen, und seitdem man diese sehr richtige Ansicht in ihrer ganzen Bedeutsamkeit festzuhalten angefangen hat, sind die städtischen Archive, Chroniken und Familienurkunden ein besonderer Gegenstand der Nachforschung und Untersuchung, und die Resultate davon eine wichtige Bereicherung unserer historischen Literatur geworden. Da man aber sehr bald die Erfahrung machen mußte, daß man auf diese Weise auf ein früher kaum geahntes, unübersehbares Feld gekommen sei — eine Wahrnehmung, die selbst dem auf diesem Felde so unermüdlichen Hüllmann abschreckend genug vorkam, daß er von seinem Plane, das Ganze des Städtewesens in einem Werke zu umfassen, abging —, so haben sich die Geschichtsforscher in dieses Feld getheilt und durchfurchen es nun nach allen Richtungen hin mit mehr oder minder Gewinn und Glück. Daß Sartorius durch sein Werk über die Hansa einen mächtigen Impuls zu dieser Richtung der deutschen Geschichtsforschung gegeben und gezeigt habe, welches lebenskräftige Element in den Städten des Mittelalters lag, und von welchem Gesichtspunkte aus die ganze Sache betrachtet werden müsse, dagegen möchte wol kaum ein erheblicher Zweifel erhoben werden können. Wenn übrigens Herr Barthold sich darüber beklagt, daß die Geschichten der Städte des nordöstlichen Deutschlands in der Reichshistorie vernachlässigt worden seien, so können wir seinem patriotischen Gefühle eines Norddeutschen im Allgemeinen allerdings Recht geben, aber auch erhebliche Entschuldigungsgründe dafür anführen. Ist es denn erstlich überhaupt so lange her, daß man der deutschen Geschichte, der sogenannten classischen gegenüber, das ihr gebührende Recht zu Theil werden ließ, und ist es nicht von noch viel jüngerm Datum, daß man die Städte in den großen Kreis der Reichshistorie zu ziehen anfing? Ferner liegt doch unleugbar der Schwerpunkt des deutschen Nationallebens und seiner Cultur in dem Süden, Westen und in der Mitte unsers Vaterlandes, während die nach Norden und Nordosten gehende Richtung gleichsam nur ein starker Strahl ist, der die wendischen und lettischen Volksstämme theils erleuchtet und zu rühriger Thätigkeit entzündet, theils wie ein elektrischer Strom dieselben vernichtet hat, um der deutschen Entwickelungskraft neuen Grund und Boden zu verschaffen. Kein Wunder daher, wenn auch die Geschichtsforschung sich vorerst nach jenem Schwerpunkte hingezogen fühlte. Sodann fließen die Quellen der Geschichte des nordöstlichen Deutschlands beiweitem spärlicher im Vergleich mit denen des sogenannten Reichs; sowie denn auch erst in den neuesten Jahren diese Quellen theils von einzelnen Gelehrten, theils von ganzen Gesellschaften, wie Mecklenburg und Pommern beweisen, sorgfältiger aufgesucht und der gelehrten Welt gezeigt worden sind. Endlich möchte wol nicht in Abrede gestellt werden können, daß die politische Trennung vom Reiche, wenn sie auch der neuern Zeit erst angehört und theilweise vorüber ist, dennoch den Blick von diesem Punkte des mittelalterlichen Germanismus abzuwenden geeignet war. Wenn aber der Verf. die Vernachlässigung der Geschichten der nordöstlichen deutschen Städte ihrer Bedeutsamkeit wegen um so ungerechter finden zu müssen glaubt, da „die Bevölkerung der Ostseeländer eine mächtige, imponirende Beziehung, einen Schauplatz zu entwickelnder

Kraft behauptet habe, welcher den Süddeutschen ganz fremd blieb; wir meinen die drei nordischen Reiche, auf welche unsere Städte Jahrhunderte lang einen bedingengern Einfluß ausübten als je die Hohenstaufen auf Italien mit der Kraft Süd- und Mitteldeutschlands; einen belebenden Einfluß höherer Cultur, dessen das kaiserliche Deutschland, als an Bildung den Welschen nachstehend, nie sich rühmen konnte": so liegt in dieser Behauptung nur eine bedingte Wahrheit; denn die Deutschen der Ostsee stießen in jenen Nordländern auf Stammverwandtschaften, auf Elemente, die noch zu keiner ausschließenden Nationalität herangebildet waren, und darum hatte die Auffindung von Anknüpfungspunkten keine so großen Schwierigkeiten, der gesuchte Einfluß bedurfte keiner so gewaltigen Machtüberlegenheit. Die Richtigkeit unserer Ansicht erhellt unter Anderm vorzüglich daraus, daß da, als die Nationalität der Skandinavier zu stärkerm Selbstbewußtsein herangewachsen war und die Ausscheidung des Fremden Wunsch und Bedürfniß derselben ward, sogar die mächtigen Städte der Hansa in dem Kampfe allmälig unterlagen, ihr Einfluß gebrochen ward, ihre Privilegien vernichtet wurden.

Was den zweiten Theil der obigen Behauptung anbetrifft, so brauchen wir den gelehrten Verf. gewiß nicht erst daran zu erinnern, daß die Frage: Ist in den italienischen Städten des Mittelalters der Romanismus oder Germanismus das vorherrschende Princip ihres Verfassungswerkes gewesen? in unsern Tagen lebhaft genug erörtert und fast bis zum Gleichgewicht der Gründe pro und contra beantwortet worden ist. Es geschieht aber durch diese Bedenklichkeit gegen die unbedingte Wahrheit eines vom Verf. ausgesprochenen Satzes, welcher der Wichtigkeit der Geschichte jener Städte mit zur Stütze dienen soll, der Verdienstlichkeit seiner Arbeit nicht der geringste Eintrag; denn jeder Unparteiische wird unser Urtheil unterschreiben, daß dieselbe ein würdiges Seitenstück ist und bleibt zu Dem, was Johannes Voigt für die Aufklärung der Städtegeschichte der deutschen Ordenslande geleistet hat. Der Satz, den Hüllmann aufgestellt hat („Städtewesen", Bd. 1, S. 139): „Nur ganz im Allgemeinen können die Seestädte des Nordens als Seitenstücke zu denen des Südens aufgestellt werden", erleidet durch die Darstellungen Barthold's eine ziemliche Einschränkung. Die wesentlichsten und eigenthümlichsten Erscheinungen nach innen und außen im Städteleben des Mittelalters sind dem Süden und Norden Deutschlands gemeinschaftlich, wenn auch mit Modificationen, welche durch die Natur der Dinge und der Verhältnisse bedingt waren: Handel und Gewerbe, Reichthum und roher Luxus, geschlossene Corporationen der Familien und Handwerker, Bürgermeister und Rathmannen, Patricier und niedere Bürger, Waffengeübtheit, trotziger Muth, Übergewicht einzelner Innungen, Kampf mit dem einwohnenden Adel, Pfaffenhaß, Börsen, Kaufhallen, Rathhäuser, Siechhäuser und — öffentliche Frauenhäuser, kräftiges Ringen nach Autonomie, Kampf auf Leben und Tod mit den Fürsten und dem Adel, Fehden und Eifersucht untereinander; aber auch deutsche Derbheit, Biederkeit, Züge edler Aufopferungen und — Trunkliebe. Einige Eigenthümlichkeiten wollen wir jetzt beiläufig nach des Verf. angestellten Untersuchungen zur Sprache bringen und wählen sowol zu diesem Behufe als zur Charakteristik der ganzen Darstellungsweise namentlich das dritte Capitel, welches im Vergleich mit den übrigen Abschnitten den meisten allgemeinen Unterhaltungsstoff gewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medicinische Unterhaltungsbibliothek, oder Collectivblätter von heiterm und ernstem Colorite für alte und junge Ärzte. Erstes Bändchen. Mit dem Bildnisse des Paracelsus. Zweites Bändchen. Mit dem Bildnisse des Adalbert v. Haller. Leipzig, Engelmann. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter Allen, die ihrer Pflicht und ihrem Berufe treu ergeben sind und der Erfüllung derselben Gesundheit und Leben zum Opfer bringen, ist wol vorzugsweise dem Arzte ein Stündchen der Erholung und angenehmen Unterhaltung zu gönnen; denn obwol es bei ihm mit dem Trost und der Hülfe, die er den Kranken bringt, noch nicht gethan ist, und der Durst nach Erkenntniß und die Foderungen, welche die Wissenschaft an ihn macht, ebenso wol befriedigt sein wollen, so verlangt doch der müde Geist und der müde Körper, vorzüglich aber das durch steten Umgang mit Leidenden verstimmte Gemüth zuweilen einen Ruhepunkt, eine erheiternde Zusprache, komme sie nun aus dem Munde oder aus dem Buche eines befreundeten Wesens. So freut sich des Menschen Herz am Abend eines trüben, bewölkten Tages, wenn die Sonne hell und freundlich untergeht, und nimmt den erheiternden Eindruck, den dieser Anblick in ihm hervorgebracht, noch mit hinüber auf den kommenden Tag. Wo und wie der Arzt diese Erholung und Erheiterung suchen soll, darüber möchte wol kaum Einer verlegen sein. Gilt es einmal, sich die Gedanken an die Kranken und ihre Leiden aus dem Kopfe zu schlagen und gegen Recepte und Curarten Frohsinn und heitere Laune auszutauschen, so liegt dazu die Gelegenheit nicht ferne, und möge sie nun der Eine im Kreise seiner Familie oder Freunde, der Andere im Umgange mit den Künsten, der Dritte in den Erzeugnissen gefeierter Dichter oder Prosaisten u. s. w. suchen, er wird sie finden, sobald er sie nur finden will und Empfänglichkeit für das Schöne und für die edeln Genüsse des Lebens mitbringt. Die Mittel zur Unterhaltung und Erheiterung hat der Arzt mit allen gebildeten Menschen gemein, und es wäre traurig, wenn er von ihren geistigen Genüssen ausgeschlossen wäre und sich ein Tischchen allein decken lassen müßte, auf dem man ihm nur medicinische Gerichte, mit Novellensauce zugerichtet oder mit Sonetten gespickt, aufsetzte. Studium und Beruf des Arztes sind besonders dazu geeignet, ihn mit Allem, was die Welt Schönes und Genußreiches bietet, in Berührung zu bringen, und gerade im ärztlichen Stande fehlt es am wenigsten an Männern, welche neben ihrer Berufswissenschaft auch noch Sinn für das Schöne und für Geselligkeit genug besitzen, um sich und Andere damit zu erfreuen.

So ist es denn auch wol nicht gemeint, wenn der Herausgeber die hier anzuzeigende „Unterhaltungsbibliothek" vorzugsweise den Ärzten widmet; denn obwol darin blos von medicinischen Gegenständen die Rede ist, so ist doch Alles verständlich genug, um auch von Nichtärzten gelesen zu werden. Manche unserer Leser erinnern sich vielleicht noch des alten Grüner's „Almanach für Ärzte und Nichtärzte"; in ähnlicher Weise, nur mehr im Gewande der heutigen Zeit, sind auch die Dinge, die uns hier geboten werden. Vielleicht hat auch der Herausgeber

gemeint, wenn ein und der andere Arzt nach den Mühen des Tages eben nichts Besseres zu thun und nichts Anderes zur Unterhaltung und zur Erholung zur Hand habe, so möge er einen Blick in das Büchlein thun, und dazu ist es denn auch gut.

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß läßt uns in verschiedenen Rubriken finden: Charakteristiken von Ärzten aller Zeiten, Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse, Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik, medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde, Poesien in ärztlichen Beziehungen, Miscellen, Kunst- und Lebensansichten, Curiosa und Anekdoten; fürwahr eine reich besetzte Tafel, wenn auch mehr mit Schaugerichten und Confituren als mit guter Hausmannskost, doch einladend genug, um sich's einmal wohl sein zu lassen. Auch die den einzelnen Gerichten beigefügten Namen bedeutender Ärzte, eines Hecker, Dieffenbach, Sachs, Hufeland, J. P. Frank, Mühry, Textor, Jahn, Naumann, Choulant, Klose u. A., machen Lust zum Imbiß und lassen nichts Gewöhnliches erwarten. Allein sieht man der Sache näher auf den Grund, so gewahrt man zu seiner großen Verwunderung, daß kein Einziger der genannten Herren eine Zeile zu dem Unternehmen beigesteuert hat, sondern daß Alles hier und da aus ihren Werken zusammengesucht ist. Wir haben es daher hier wieder einmal mit einem jener Werke zu thun, in welche die Raubbienen ihren Honig niedergelegt haben, ein Geschlecht, das trotz aller Gesetze gegen den Nachdruck immer häufiger zu werden und, wie früher andere wissenschaftliche Fächer, nun auch das der Medicin auszubeuten scheint. Die Nachtheile, zu welchen ein solches Verfahren führen wird, Nachtheile, welche für Autoren und Verleger sowie für unsere Literatur überhaupt gleich fühlbar sein werden, lassen sich leicht ermessen. Wir werden am Ende kein gutes Buch mehr haben, das nicht, in hundert Lappen und Läppchen zerrissen, die Reise durch alle Leihbibliotheken und Lesecabinete macht.

Ref. leugnet nicht, daß ihn bei dem Anblick aller solcher sogenannten Analekten und Collectivschriften jedes Mal ein Widerwille befällt, der ihn von vorn herein gegen den Herausgeber einnimmt. Indessen muß er in dem vorliegenden Falle ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht ohne Geschick und Auswahl ausgebeutet und aus fremdem Gute ein Gebräude zu Stande gebracht hat, das nicht allein dem Gaumen manches Arztes, sondern auch dem anderer gebildeten Leute munden wird. Das Ganze enthält nicht allein manchen lehrreichen und zeitgemäßen Artikel, sondern wird auch den Zweck der angenehmen Unterhaltung nicht verfehlen, und wenn auch Eines und das Andere manchem Leser schon aus den Schriften, denen es entnommen, bekannt sein dürfte, so wird er dagegen auf Anderes stoßen, was ihm neu und lieb ist, und was ihm außerdem vielleicht entgangen sein würde, — denn wer kann alle Bücher lesen?

Alles die Revue passiren zu lassen, würde theils der Mühe nicht verlohnen, theils würde es die Grenzen einer Anzeige überschreiten, daher möge hier nur Einiges angedeutet werden. In dem ersten Aufsatze des ersten Bändchens: „Paracelsus, von K., nach F. Jahn und Werneck", erfahren wir, daß diesem genialen und jedenfalls für die Entwickelung der Medicin bedeutsamen Manne von seinen Widersachern nach einem Gastgebote ein tödtlicher Schlag beigebracht und er, da er nicht mehr nach Hause gehen konnte, in aller Eile in der angrenzenden Herberge untergebracht worden sei. In dem Buche: „Theophrastus redivivus illustratus" etc., von El. Joh. Heißling (Hoffingen 1660; Hamburg 1663; 4., S. 133) heißt es nämlich: „Paracelsus war neben andern Doctoribus nebst seinen Widersachern auf einem Gastgebath gewesen, daselbst ward er von der Doctoren Diener und andern auf ihn bestellten sicariis ergriffen, von einer Höhe abgestürzet und ihm also der Hals gebrochen worden; denn auf keine andere Weise hat man ihm sonst beikommen können. Hatte also der selige Mann eines plötzlichen, unversehenen und erbärmlichen Todes mit gesundem Herzen sterben müssen." Was aber das Sonderbarste ist, so fand 1812 der berühmte Sömmerring bei der genauen Untersuchung von Paracelsus' ausgezeichnetem Schädel, der sich gegenwärtig in Salzburg befindet, eine Fissur, welche durch den ganzen Schuppentheil des linken Schläfenbeins bis an den Grund des Schädels dringt, und welche jetzt durch das öftere Hin- und Herwerfen ebenso wie früher von jedem Laien wahrzunehmen ist. Diese Fissur hält Sömmerring für eine nur am lebenden Kopfe mögliche Verletzung, indem sich auf diese Art wol nicht die Knochen eines dürren, trocknen Schädels voneinandergeben können.

Sehr anziehend ist: „Ein Besuch bei Berzelius. Aus dem Englischen nach Dr. James F. W. Johnston zu Portobello." Wir lernen daraus den berühmten Chemiker nicht allein in seinem häuslichen Leben, am Schreibtische und in seinem chemischen Laboratorium kennen, sondern auch als Menschen achten und lieben. Auffallend war es uns, daß er und Davy, obwol in ihrem Fache so ziemlich auf gleicher Stufe stehend und als Zeitgenossen genöthigt, von ihren beiderseitigen Forschungen und Entdeckungen Notiz zu nehmen, persönlich nichts weniger als Freunde waren. Ihre Abneigung entsprang zuerst aus einigen Irrthümern des Letztern, die Berzelius, als er in London war, auf Veranlassung des Dr. Young, auf eine vertrauliche Weise diesem aufgeschrieben hatte, und welche dieser nach Berzelius' Abreise Davy mittheilte. Diese Bemerkungen beleidigten Letztern außerordentlich, und seine Entrüstung wurde noch durch einen Brief von Berzelius vermehrt, der bald darauf in einem deutschen Journale erschien. Später, als Davy in Schweden war, fühlte sich Berzelius beleidigt. Bei seinem Aufenthalte in Gothenburg hörte Davy, daß Berzelius im südlichen Schweden sei, und schrieb ihm daher, er verlange ihn zu sehen, er wolle daher Helsingborg nicht vor einem bestimmten Tage verlassen und ihn erwarten. Wirklich ging Berzelius nebst Örsted und Brongniart, der damals in Schweden war, nach Helsingborg und wartete zwei Tage auf Davy, bis die beiden Letztern die Geduld verloren und wieder abgingen. Berzelius' Wagen war schon angespannt, als er die Nachricht erhielt, der Engländer sei angekommen. Als sie nun einander trafen, war Davy's Entschuldigung: „daß er auf dem Wege eine so vortreffliche Fischerei angetroffen habe, daß er sie unmöglich habe verlassen können". (Bekanntlich war Davy ein großer Liebhaber vom Fischen, besonders vom Angeln, und schrieb in den letzten Jahren seines Lebens darüber ein Buch: „Salmonia, or days of flyfishing." Das Warten, die Entschuldigung, verbunden mit dem Stolze, welcher Davy in den letzten Jahren alle seine alten Freunde vergessen ließ und sie von ihm abzog, waren hinreichend, um ein unangenehmes Gefühl zu erregen, sodaß sie, als sie vier Stunden miteinander zugebracht hatten, voneinandergingen. „Es war mir", sagte Berzelius, „durchaus nicht möglich, Davy als einem berühmten Naturforscher irgend eine Hochachtung zu bezeigen; es war traurig, einen Geist, wie er ist, sich wie einen Weltmann den Anfoderungen der Mode beugen zu sehen." Wir sehen auch hieraus, daß es nur das Herz ist, welches den Menschen zu dem Menschen zieht, und daß, wo es an Übereinstimmung der Gefühle und Empfindungen fehlt, auch zwischen intellectuell noch so verwandten Seelen kein Freundschaftsbündniß geschlossen werden kann. Wie günstig übrigens Berzelius von Davy's wissenschaftlichen Bestrebungen dachte, geht aus seinen Worten hervor: „Er war der helldenkendste Mann, den ich gefunden, und er schrieb nie über einen Gegenstand, ohne ihm Interesse zu geben." Also die größte Hochachtung für den Gelehrten, aber nicht für den Menschen! Wir glauben, wenige große Männer würden in ihrem Urtheile so strenge und gerecht zu scheiden wissen, als hier Berzelius that.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 10. — 10. Januar 1839.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Mit Beiträgen von Arendt, Barthold, Böttiger, Schubert, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Zehnter Jahrgang.

(Fortſetzung aus Nr. 9.)

Nachdem der Verf. einen Umriß der öffentlichen und rechtlichen Verhältniſſe der nordöſtlichen Städte Kolberg, Greifswald, Demmin, Stettin und anderer, die aber alle das lebensfriſche und muthige Stralſund wie ein nordöſtliches Venedig, ſtolz überragte, gegeben hat, fährt er in dem genannten Capitel fort:

Die Geſtalt und der Umfang unſerer pommerſchen Städte hat ſich in den letzten vier Jahrhunderten, bis auf die Zerſtörung einzelner durch Feuersbrünſte, Belagerung und Abtragung von Mauern und Wehrthürmen, wenig verändert. Ihre Größe iſt ſo ziemlich dieſelbe, und auch die Volksmenge mag ſich im Ganzen gleich geblieben ſein, bis auf Stettin, das bedeutend gewonnen, und auf Stralſund und Demmin, welche verloren haben. Der Zeiten Noth hat allen Städten das Gepräge von Feſtungen gegeben, was ja überhaupt die Erſcheinung aller mittelalterlichen Städte bedingt. Auch im Frieden baute man unabläſſig an der Bewahrung der Stadt, zumal da um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch in Pommern die Donnerbüchſen bei Belagerungen in Anwendung kamen. Von den ſchöngezeichneten ſchlanken Mauerthürmen haben noch viele ſich erhalten, wie zu Stargard, Pyritz, bis in dieſes Jahrhundert auch noch zu Greifswald; die hohen Thore mit gewölbten Eingängen ſtehen noch, vor ihnen Mauergänge mit Schießſcharten, ſteinerne Brücken, Zingel.

Bekanntlich zeigt ſich ein charakteriſtiſches Merkmal der eigenthümlichen religiöſen Gemüthsſtimmung und des emporſtrebenden Sinnes der Städte des eigentlichen Deutſchlands in ihren hohen und ſelbſt künſtleriſch merkwürdigen Domen. In dieſer Beziehung bietet Pommern Abweichungen dar, die offenbar ihren Grund in der Localität und einer dadurch bedingten Geſchmacksrichtung haben. Hören wir den Verf.:

Wie überall im gebirgsloſen Niederdeutſchland war das Material der gebrannte Ziegel; um aber den ſtarr und kahl aufſteigenden Mauern den Schein der Leichtigkeit, des Durchbrochenen zu geben, bediente man ſich mit großer Kunſt zierlich geformter und buntglaſirter Ziegel, ſowie zu Ornamenten und Thürbögen des ſchwediſchen blauen, marmorartigen Kalkſteins. So vermißt man allerdings an unſern Kirchen das phantaſtiſche Steingebilde, die Fenſterroſen und gefällig heraustretenden durchbrochenen Thürmchen und Strebepfeiler mittel- und ſüddeutſcher Münſter; das Ganze aber gewährt den Eindruck des Ernſten, Starken, Dauernden und übertrifft an Höhe der Gewölbe und an Umfang oft die aus gebildeten Bruchſteinen erbauten Gotteshäuſer des Innenlandes, da das Material, der gebrannte Ziegel, immer beſſer zu beſchaffen und weniger haushälteriſch zu verwenden war als natürliches Geſtein aus fernen Brüchen. Reſte des ſogenannten neugriechiſchen oder byzantiniſchen Styls finden ſich unverkennbar nur an dem Querhauſe und dem hohen Chor der Domkirche zu Kammin, erbaut gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, ehe noch der Spitzbogenſtyl den Rundbogen überall verdrängte. Dieſes Gebäude mit halbverwiſchten Verzierungen, wie ſie ſich an den älteſten deutſchen Domen vorfinden, iſt daher um ſo merkwürdiger; im Nordoſten von Europa können nur einzelne Theile des Doms zu Lund, die Kraftskirche, eingeweiht 1123, ähnliches Vorgothiſche nachweiſen. Die Form unſerer gothiſchen Kirchen hat etwas Abweichendes, ohne daß wir jedoch, ſtreng geſchieden, einen allgemeinen, ſogenannten hanſeatiſchen Styl gelten laſſen. Die Form des Kreuzes liegt nur bei drei bedeutenden Kirchen zu Tage: bei der Domkirche zu Kammin, der St.-Marienkirche zu Stralſund und der Marienkirche zu Danzig. Die größten und ſchönſten Kirchen ſind in Pommern, außer Danzig und Stralſund, die Hauptkirche zu Stargard, die Jakobikirche zu Stettin, die Nikolaikirche zu Greifswald und endlich die ehemalige Domkirche in Kolberg.

Die Heiterkeit und friſche Lebensluſt, die ſich in den ſüddeutſchen Städten Augsburg, Nürnberg, Baſel, Frankfurt, Köln ꝛc. ausſprach durch Faſtnachtsſpiele, Poſſenreißer, launige Wettſpiele, durch Kämpfe zu Schimpf und Glimpf iſt im Nordoſten nicht wahrnehmbar, „ſei es wegen der Mangelhaftigkeit der Nachrichten, oder relativen Armuth des Volksvergnügens"; und was uns darüber berichtet wird, läßt auf eine eigenthümliche Derbheit und Geſchmackloſigkeit der öffentlichen Ergötzlichkeiten ſchließen. Keine Spur von den lieblichen Tönen, welche die Minne des Südländers erklingen ließ; kein Meiſtergeſang, welcher das Herz des ſüddeutſchen Bürgers ergötzte oder erbaute. Denn

Einerſeits war das deutſche Weſen in Pommern ein zu ſpät gepflanztes und konnte daher nicht die Blüte zeitigen, welche das aus der Wurzel entwickelte innere Deutſchland hervortrieb; und dann hatte ſich auch das plattdeutſche Idiom an der Küſte ſo fremdartig ausgebildet und wurde ſo entſchieden feſtgehalten, daß der ſüdlichen Muſe das Mittel der Annäherung und Übertragung fehlte.

Zwar kamen ſüddeutſche Sänger nach Pommern, unter ihnen ſelbſt Heinrich Frauenlob von Mainz, und feierten in ihren Geſängen pommerſche Helden und Herren; auch die „feiner organiſirte Fürſtenfamilie von Rügen" ob ihres vielfachen Verkehrs mit dem Süden fühlte ſich

hingezogen zur deutschen Muse; „doch fand der fremde Ton weder unter Edeln noch unter Bürgern Nachhall". Dagegen sprach die Pommern der ihrem Dialekte und Sinnesart verwandte niederdeutsche „Reinecke de Voß" und „Till Eulenspiegel" lebhaft an. Wenn nun schon der Geschmack an letzterm für die Dürftigkeit der Volksbildung Zeugniß ablegt, so beurkundet sie sich noch bestimmter und deutlicher durch folgendes Bekenntniß des Verf.:

Außer der historischen Poesie gab es fast keine Überlieferung des Geschehenen, wenn wir Urkunden nicht hierher rechnen; so wenig Mönche in den Klöstern als Bürger befaßten sich mit der Verzeichnung wichtiger Ereignisse, und bis auf die lateinische Beschreibung der Thaten Greifswalds im rügischen Erbkriege liegen nur die dürftigsten Notizen vor, aus denen sich mit Mühe die lebendigsten Züge des Volkslebens auffassen lassen. Das Sprachidiom, sonst so geschmeidig im gewöhnlichen Verkehr, war dagegen spröde und ungehorsam bei schriftlicher Auffassung; ein jeder Schreiber bildete sich seine eigene Orthographie, und in den vorhandenen plattdeutschen Urkunden, sowol aus der fürstlichen Kanzlei als aus städtischen Schreibstuben, herrscht noch im 15. Jahrhundert eine so ungebundene, regellose und verworrene Schreibart, daß der Leser, auf Construction fast verzichtend, froh sein muß, den summarischen Inhalt zu verstehen, zumal der rege Verkehr Hochdeutsches und die verschiedenen Dialekte des Platten von Brabant bis nach Narwa als wechselnde Formen in die Schriftsprache einführte.

Diese Mittheilungen mögen genügen, um Hrn. Barthold's verdienstliche Arbeit zu charakterisiren und dem Leser von Fach im Allgemeinen zu zeigen, was er für seine Studien in derselben zu suchen habe.

Die nun folgende historische Abhandlung über Spanien, die Hrn. Professor Schubert zum Verf. hat, ist nun allerdings nicht aus neuen und bis jetzt unbekannten Urkunden hervorgegangen, sondern aus schriftstellerischen Quellen, wie Mignet, Flassan, Ranke, Raumer, Lingard u. A., kann aber dessenungeachtet mit vollem Rechte auf bedeutenden Werth Anspruch machen, nicht nur darum, weil sie in Zusammenhang gebracht, was in jenen werthvollen Quellen zerstreut gefunden wird, sondern auch darum, weil sie diese Aufgabe durch klare Darstellung und Leichtigkeit der Diction sehr glücklich gelöst hat. Ein besonderes Interesse erhält übrigens des Verf. Arbeit sowol dadurch, daß unsere Blicke in den heutigen Tagen mit gespannter Erwartung auf das unglückliche Spanien gerichtet sind, als auch insofern, daß Schlosser im ersten Bande seines neuesten Werkes gerade da begonnen hat, wo unser Verf. den Faden seiner historischen Entwickelungen fallen läßt, jedoch nicht ohne Hoffnung, ihn später einmal wieder aufgenommen zu sehen. Bei Schlosser und Schubert tritt uns aber das Schreckensbild der Zerrüttung und Auflösung eines der herrlichsten Länder mit solcher Übereinstimmung gezeichnet entgegen, daß man Schiller's Ausspruch in seiner ganzen Wahrheit lebhafter und tiefer als je fühlt:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Spanien, durch seine geographische Lage zur Vermittelung des Westens und Südens der Erde für Europa berufen, klimatisch, vegetabilisch und metallurgisch so ausgezeichnet, von der Kühnheit phönizischer Handelsunternehmungen zuerst der Habgier der Völker geöffnet und zur Ausbeutung in spätern Jahrhunderten den Karthaginiensern überlassen, die in ihm endlich die Fundgrube der Machtmittel entdeckten, um gegen das gewaltige Rom einen Rache- und Vertilgungskrieg führen zu können; Spanien, von den Römern ihrem herrlichen Italien beinahe gleichgeachtet und darum von ihnen der Opfer eines hundertjährigen Kampfes für werth gehalten, um seine Schätze zu gewinnen, von Statthaltern und durch finanzielle Maßregeln ausgebeutet, aber fast nur, um in der Größe römischer Denkmäler zu zeigen, wie seine innere Herrlichkeit unvertilgbar sei; Spanien, nach den Römern von deutschen Barbaren mehr geschwächt als zerstört, von den Mohammedanern wieder zu einer Glanzhöhe emporgehoben, welche die christlich germanischen Staaten beiweitem überragte und in ihrem Alhambra noch der spätesten Nachwelt gleichsam ihr trauerndes Symbol erkennen läßt; dieses Spanien endlich, von einem christlichen Monarchen beherrscht (Karl V.), der in der That die Sonne in seinen Staaten nicht untergehen sah; Spanien, dessen Gestade unter der Regierung dieses Fürsten der atlantische Ocean nur darum zu bespülen schien, um die Schätze der neuen Welt desto leichter herbeiführen zu können, deren enorme Größe uns der Scharfsinn Alexander v. Humboldt's*) neuerdings in Zahlen auszudrücken versucht hat: — dieses Land war in der Mitte des 17. Jahrhunderts bereits so kraftlos, daß es selbst die Flotten nicht mehr sicher in seine Häfen zu geleiten oder dort zu schützen vermochte, die ihm die Schätze der Bergwerke Amerikas überbrachten. Sogar Seeräuber sprachen seiner ganzen Macht Hohn. Spanien war, vom finanziellen und commerciellen Standpunkte aus betrachtet, einer Ruine zu vergleichen, in welcher Holländer, Franzosen und Engländer um die Wette wühlten, damit auch der kleinste Überrest von Kostbarkeiten aufgespürt werde; von der politischen Seite aber betrachtet, bot es den Anblick eines äußerlich abgestorbenen kolossalen Körpers dar, der, in die Hände eines Staates gebracht, dessen Macht und Energie stark genug war, um jenen Koloß fortzubewegen und zu beleben, ein außerordentliches Übergewicht in die politische Wagschale eines solchen Staates werfen mußte. Daher setzte Ludwig XIV. alle Springfedern seiner Politik, die unser Verf. treffend geschildert hat, und die ganze Macht seines Staates in Bewegung, um die kolossale Beute zu erringen, während seine Feinde, dieselbe Überzeugung hegend, Alles aufboten, damit dieser Raub nicht in seine Hände falle.

Fragen wir nach den Gründen der unbegreiflichen Erniedrigung der naturreichen Halbinsel, so antworten wir natürlich mit dem Verf., daß herrschsüchtiges Pfaffenthum, überstolze Dummköpfe im Rathe der Regierung und schlaffe Weibergunst das Unglück herbeiführten; oder, wie wir noch lieber annehmen und uns ausdrücken möchten, ein allgemeiner Abfall der Nation von der Natur verschuldete das Verderben des Ganzen. Man vergaß das in der Staatsökonomie unstreitig höchste Naturgesetz: der Mensch

*) M. s. die außerordentlichen Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" vom October 1838.

erkenne in ſeiner Kraft das einzig ſichere Erhaltungsprincip, und der Staat achte dieſe Kraft und ihre productive Thätigkeit als ein unverletzbares Heiligthum.

Fühlte denn aber Niemand unter den Millionen von Spaniern das ſchreckliche Unheil und die Gründe deſſelben? O gewiß, und hören wir einen der Patrioten, Gonçalo de Ceſpedes y Meneſes, der in der Regierungsgeſchichte Philipp's III., an der Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, bei unſerm Verf. ſich alſo vernehmen läßt:

Die gröſte Unordnung, die Ausſchweifungen, das Übermaß des Aufwandes und die Gnadenbezeigungen der geſunkenen Regierung haben dieſelbe dergeſtalt entnervt, daß wir nunmehr wol darüber zu weinen, aber ſie nicht zu beſſern und herzuſtellen vermögen. So iſt denn Alles geſunken, daß nur göttlicher Beiſtand uns erretten kann.

Die geiſtige und phyſiſche Entartung des Habsburgiſchen Königsgeſchlechts in Spanien muß vollſtändig genannt werden. Karl II., der letzte Prinz dieſes Hauſes, liefert die ſchlagendſten Beweiſe. Der Verf. erzählt nach den „Lettres de Madame la Marquise de Villars, ambassadrice en Espagne", Folgendes:

Der melancholiſche Monarch ward unermüdlich zu einer feindſeligen Geſinnung gegen Frankreich, als einziger Äußerung ſeiner Thatkraft, gereizt. Dieſes zeigte ſich bis zur kindiſchen Verfolgung der Papageien und Hunde, welche ſeine Gemahlin aus Frankreich mitgebracht hatte. Die Herzogin von Terranuova wurde von ihm höchlich gelobt, daß ſie einen ihrer Lieblingspapageien erdroſſelt hatte, weil er nur Franzöſiſch ſprechen konnte. Er gerieth augenblicklich in eine aufgeregte Verſtimmung, wenn man ihm nur bemerkbar machte, daß ein Franzoſe über den Schloßhof ging.

So war das Oberhaupt des ſpaniſchen Staates, und ſein erſter Miniſter, der Herzog von Medina Celi, beinahe ebenſo unfähig. Wer hätte da noch Rettung vom Verderben hoffen mögen?

(Der Beſchluß folgt.)

Mediciniſche Unterhaltungsbibliothek, oder Collectivblätter von heiterm und ernſtem Colorite für alte und junge Ärzte. Erſtes und zweites Bändchen.

(Beſchluß aus Nr. 9.)

Im zweiten Bändchen zieht beſonders die kurze Biographie Adalbert v. Haller's von Profeſſor J. F. C. Hecker unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Man begreift in der That nicht, wie das kurze Leben eines Menſchen zureicht, um alles Das zu leiſten, was dieſer eine Mann that! Schon in ſeinem neunten Jahre hatte er ſich hebräiſche und griechiſche Wörterbücher angelegt, eine chaldäiſche Grammatik entworfen und ſelbſtbearbeitete Lebensbeſchreibungen von mehren Tauſend berühmten Männern geſammelt; im zehnten Jahre zeigte ſich ſein entſchiedenes Talent für die Dichtkunſt und die überaus ſeltene Verbindung einer glühenden Phantaſie mit unerſättlicher Wißbegierde. Bis in ſein funfzehntes Jahr widmete er ſich den verſchiedenſten Studien, mit Ausnahme der Carteſianiſchen Naturlehre, worin er ſich entſchieden weigerte Unterricht anzunehmen; dann entſagte er auf einmal der Dichtkunſt, indem er alle ſeine poetiſchen Verſuche verbrannte, und bezog am 27. Dec. 1723 die Univerſität Tübingen, um Medicin zu ſtudiren. Nach einem Aufenthalte von 16 Monaten begab er ſich hierauf (1725) nach Leyden, angezogen von Boerhaave's Ruf und begierig nach einer beſſern Gelegenheit, Anatomie zu treiben, welche dort von dem noch jungen B. S. Albinus gelehrt wurde. Im J. 1726 erfolgte ſeine Promotion in Leyden, nachdem er vorher einen groſen Theil von Norddeutſchland durchreiſt hatte. Im Sommer 1727 unternahm Haller eine groſe wiſſenſchaftliche Reiſe nach England und Frankreich, beſuchte mit groſem Fleiße die Hoſpitäler und machte ſich den bedeutendſten Gelehrten beider Länder bekannt. Dann widmete er ſich in Baſel (1728) mit gewohntem Eifer unter Bernoulli der höhern Mathematik, indem er die gründlichſten Arbeiten über die damals noch neue Differentialrechnung, die Analyſe des unendlich Kleinen u. ſ. w. zu Stande brachte, worüber ſich intereſſante Handſchriften in ſeiner Bibliothek vorgefunden haben. Noch ſpäter, während ſeines Aufenthalts in Bern, war ſeine Vorliebe für die Mathematik ſo groß, daß er ſelbſt an ſeinem Hochzeittage ſich mit der Differentialrechnung eifrig beſchäftigte. Seine Reiſe durch die Schweiz im Juli 1728, die er gemeinſchaftlich mit dem züricher Naturforſcher Geßner machte, benutzte er hauptſächlich zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe in der Botanik. Im J. 1729 ſchlug er ſeinen Wohnſitz in Bern auf und wurde nicht allein ein glücklicher, geſuchter Arzt, ſondern hielt auch anatomiſche Vorleſungen, gründete ein anatomiſches Theater und erhielt 1735 die Beſorgung eines Stadthoſpitals. Neben ſeinen vielſeitigen Beſchäftigungen war noch die alte Literatur eines ſeiner Lieblingsſtudien, wiewol niemals im Sinne der trockenen Grammatiker, und ſelbſt die Numismatik wurde von ihm fleiſig durchgearbeitet. In demſelben Jahre, in dem er das anatomiſche Theater gründete, bewarb er ſich vergeblich um die Lehrſtelle der Beredtſamkeit und Geſchichte und hatte dabei nur die Genugthuung, daß ſeine Verdienſte im Auslande mehr als in ſeinem Vaterlande anerkannt wurden. Im J. 1735 wurde er Stadtbibliothekar, die einzige öffentliche Anſtellung, die er in ſeinem Vaterlande erhalten konnte, und ſelbſt den damit verbundenen mechaniſchen Geſchäften ſtand er mit muſterhafter Thätigkeit und Gewiſſenhaftigkeit vor, ſodaß er die verworrenen Maſſen zweckmäſig ordnete und den erſten Katalog der Bibliothek anfertigte. Im J. 1736 erhielt er den ehrenvollen Ruf als Lehrer der Medicin, Anatomie, Botanik und Chirurgie in Göttingen. Im J. 1738 wurde daſelbſt von ihm ein anatomiſches Theater und ein Jahr darauf der botaniſche Garten angelegt. Er ſammelte zugleich ein anatomiſches Cabinet und erregte in jeder Beziehung die Bewunderung ſeiner Collegen, wie er denn durch ſeine Gegenwart nicht wenig dazu beitrug, die Zahl der Studirenden in Göttingen zu mehren. Von jetzt an ſchränkte er ſich auch mehr auf die mediciniſchen und die verwandten Wiſſenſchaften ein, und trieb mehre Jahre nichts weiter, zunächſt um Boerhaave's Vorleſungen mit Anmerkungen herauszugeben, die von 1739—44 erſchienen. Nach ſeiner eigenen Verſicherung hat er zu dieſem Zwecke mehre Tauſend mediciniſche Werke durchgearbeitet, und eben dieſes Buch, das allerdings für die damalige Zeit wichtig war, erlebte ſieben Auflagen. Zweiundzwanzig kleinere Schriften waren bereits von ihm in Göttingen erſchienen, als er ſein Werk über die ſchweizer Flora herausgab, wozu die Vorarbeiten 20 geſchriebene Folianten einnahmen. Seine literariſchen Nebenarbeiten ſind auſerordentlich zahlreich. Als Mitarbeiter an der „Bibliothèque raisonnée" lieferte er eine Menge von Recenſionen nach Paris über Werke aus den heterogenſten Fächern, und als Begründer der „Commentarii Gottingenses", den jetzigen „Göttinger gelehrten Anzeigen", entwickelte er von 1745 an die Thätigkeit, man kann wol ſagen, einer ganzen Geſellſchaft von Gelehrten. Die Mitarbeiter dieſer „Commentarien" ſtanden anfangs unter keiner beſtimmten Direction, jetzt wurde er aber damit beauftragt und erhielt von 1747 an in dieſer Beziehung ein Jahrgehalt. Bei allen dieſen vielfältigen Beſchäftigungen war Haller noch auſerdem faſt immer in gelehrte Streitigkeiten verwickelt. Im J. 1751 erſchien Boerhaave's „Methodus studii medici", von Haller durchaus neu bearbeitet, und er hatte dazu gegen 4000 von den angeführten Schriften ſelbſt geleſen oder durchgeblättert.

Von den zahllosen Ehrenbezeigungen, die man dem weltberühmten Manne erwies, seinen Berufungen nach Oxford, Utrecht, Petersburg, Berlin, seinem Adelsdiplom von Wien (1749), seiner Mitgliedschaft an allen ausgezeichneten Akademien, seinen Titeln u. s. w., kann hier nur ganz im Vorbeigehen die Rede sein. Um Göttingen machte er sich durch die Errichtung einer Entbindungsanstalt (1750) berühmt und faßte selbst den Plan, ein Universitätsklinikum zu errichten, scheiterte aber damit; denn man hielt diese Anstalten überhaupt erst für nothwendig, nachdem sie van Swieten in Östreich mit so glänzendem Erfolge eingerichtet hatte. Den Plan zur Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen arbeitete er 1750 aus. Er wurde ganz genehmigt und Haller selbst zum immerwährenden Präsidenten ernannt, sodaß die erste Sitzung 1751 den 23. April stattfinden konnte. Im J. 1753 gab er sein letztes Werk in Göttingen heraus („Enumeratio plantarum horti regii et agri Gottingensis") und fühlte jetzt seine Gesundheit so geschwächt, daß er sich nach Bern zurückzog, wo man ihn durch Übertragung der Stelle des Ammanns, der vierten in der Republik, ehrte. Auch in diesem neuen politischen Wirkungskreise war er seinem Vaterlande oft von großem Nutzen. Er machte oftmals Reisen nach verschiedenen Cantonen in Auftrag der Regierung, und jedes Mal kehrte er mit neuer Ausbeute für die Naturwissenschaften zurück. Außerdem widmete er sich der Bearbeitung großer Werke, von denen die „Elementa physiologiae" das wichtigste und unsterblichste sind. Sie haben für die neuere Zeit die Bedeutung wie Galen's Werk: „De usu partium" für das Alterthum. Seit 1773 verschlimmerte sich sein Zustand mehr und mehr, und seine letzten beiden Lebensjahre mußte er einer anhaltenden Schlaflosigkeit wegen selbst zum Opium seine Zuflucht nehmen. Er starb am 12. Dec. 1777 sanft und bei vollkommenem Bewußtsein. Er war dreimal verheirathet und hatte vier Söhne und vier Töchter. Auf keinen Naturforscher der neuern Zeit paßt vielleicht Plutarch's Ausspruch über Aristoteles besser als auf Haller: „Neque coelo, neque terra, neque mari quidquam relinquere voluit incognitum, indole praeterea mirabili, ut ad singula natum praecipue dicas."

Ein, jedoch in anderer Beziehung nicht minder wichtiger Mann der neuesten Zeit, der Wundarzt Dupuytren nämlich, wird uns von dem Prof. Dieffenbach in Berlin gezeichnet. Es ist interessant, das Urtheil eines Mannes, der selbst zu den großen Wundärzten gezählt werden muß, über diesen chirurgischen Heros zu vernehmen. Nicht minder wichtig ist ein zweiter Aufsatz: „Ein Ferienbesuch Dupuytren's im Hôtel Dieu".

Einige andere Aufsätze, z. B. „Luther und Paracelsus, eine Parallele"; „Brief eines alten Praktikus an seinen Neffen"; „Über Afterärzte und Charlatane" u. dgl. m., sind des Wiederabdrucks nicht werth, Poesien und Anekdoten aber fast durchgehends trivial und ohne Werth, wie dies bei dergleichen auf den Kauf berechneten Sammlungen so häufig der Fall ist. 16.

Eine englische Stimme über Dresden.

In einer der neuesten Nummern der londoner Zeitschrift „Athenaeum" findet sich ein ziemlich kurzweiliger, hin und wieder auch etwas ärgerlicher Artikel über Dresden. Der Verfasser dieses Aufsatzes — wahrscheinlich einer der landeinpilgernden englischen Halbdandies, welche Jahr aus Jahr ein dazu beitragen, den Ton unserer hoffnungsvollen Residenzjugend zu verderben — läßt an unserer schönen und ehrenfesten Hauptstadt beinahe keinen guten Faden, mit Ausnahme etwa der landschaftlichen Umgebung, die Einer beim besten, oder vielmehr beim schlechtesten Willen nicht verunglimpfen kann. In den anderweitigen Betrachtungen des vielgereisten Englisch-man mag hier und dort ein Fünkchen Wahrheit zu finden sein; allein da der ganze Aufsatz mit noch etwas mehr als übler Laune verfaßt erscheint, so dürfen wir uns um so eher der Mühe überheben, diese dürftigen Körnlein Wahrheit aus dem Wust von übelwollendem Geschwätz herauszuarbeiten, welches die Erzstufe dieses winzig kleinen Goldgehalts bildet. „In der Hauptstadt Sachsens", sagt unser Engländer, „scheint der Genius der Verbesserung und Verschönerung ein fremder und unwillkommener Gast zu sein. Dresden hat seit dem Zeitalter seiner absoluten Könige augenscheinlich abgenommen, während Berlin von Jahr zu Jahr im Zunehmen und in der vortheilhaftesten Veränderung begriffen ist. Wie sehr findet sich der Fremde getäuscht, der in der Hauptstadt des sächsischen Landes ein Eldorado von Schönheit und Glanz erwartet! Reisende, das ist bekannt, sind geneigt, in ihrer Auffassung jeden Theekessel von Städtchen in ein schimmerndes Städtekleinod umzuwandeln; wie man aber dieses schmuzige, winzige Residenzchen zu dem Juwel der deutschen Hauptstädte hat umstempeln können, dies ist mir unbegreiflich. Ein nordisches Florenz hat man gesagt. Himmel, welch ein Gedanke! Dresden gleicht dem unvergleichlichen Florenz nicht anders als wie ein blankes Sixpencestück dem am Himmel leuchtenden Sonnenbilde, oder wie die Thonfiguren auf einem irdenen Suppentopfe dem Schilde des Achilles. Florenz mag geschildert werden als ein schönes Labyrinth der prächtigsten Architektur; Dresden dagegen unterscheidet sich gerade dadurch von allen europäischen Hauptstädten, daß ihm die Architektur gänzlich mangelt. Der Stolz der dresdener Gebäude sind die zwei großen Kirchen, von denen wenig mehr zu sagen, als daß die eine rund ist, wie ein Theater anzuschauen, die andere ein ermüdendes Oblongum, das in Pilastern und unersprießlichem Sculpturwerke fast erstickt. Das Schloß, welches der König bewohnt und der unvollendete Zwinger sind völlig geschmacklose Bauwerke, und bei dem japanischen Palaste, welchen der Einwohner von Dresden dem Fremden wie ein achtes Wunderwerk nur aus der Ferne und mit abgenommener Mütze zeigt, scheint es, als habe sich der Baumeister von einem porcellanenen Theetopf das Modell genommen."

In diesem Tone fährt der überseeische Berichterstatter fort, die Herrlichkeiten der schönen Stadt Dresden zu beschreiben. Einem Patrioten möchte es bei dieser schwarzgalligen Beschreibung schier angst und bange werden, ließe der Verfasser nicht wenigstens der dresdener Einwohnerschaft einige Gerechtigkeit widerfahren. Er rühmt ihre Milde, ihre Gefälligkeit, ihre Höflichkeit gegen Fremde; wiewol er sie auf der andern Seite nicht freispricht von List und Verschlagenheit und von einem „närrischen" Betragen.

Dagegen läßt der schwer pikirte Sohn Albions seine ganze Wuth an der weltberühmten Bildergalerie aus. Wie ein Berserker wüthet auf diesem Felde sein Urtheil. „Die dresdener Galerie", sagt er, „ist als die erste angesehen in Europa. Dieser Irrthum ist so unbegreiflich als empörend, sie verdient es nicht im mindesten. Sie steht der münchener, der pariser, selbst der berliner weit nach. Sie besitzt in Allem nur sechs Werke vom ersten Range; diese sind: Rafael's Sixtinische Madonna, sowie die Nacht, die Magdalena, der heilige Franciscus, der heilige Sebastian und der heilige Georg von Correggio. Gemälde vom zweiten Range sind ebenfalls nur sehr wenige da; aber eine Unzahl solcher vom niedrigsten Range" u. s. w. In dieser Weise ergeht sich der, wol noch sehr jugendliche Engländer zürnend und grollend gegen die dresdener Bilder; in der That, ein Bilderstürmer von ganz neuem Caliber, denn er schlägt nebenbei ganze italienische Malerschulen, die niederländische Malerei in Bausch und Bogen und den Jahrhunderte alten Ruf von wenigstens funfzig Meistern todt. Armer Brite! reise nicht ferner in der Welt umher; du hast einen starken Ansatz zur Gelbsucht! 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1839.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Arendt, Barthold, Böttiger, Schubert, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Zehnter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Zuletzt können wir nicht umhin, noch eine Anekdote aus dem Kreise diplomatischer Vertraulichkeit mitzutheilen, theils weil sie schwerlich allgemein bekannt sein möchte — der Verf. entlehnt sie aus Mignet —, theils weil man an den östreichischen Biographen gewohnt ist, ihre Kaiser Kopfs größer zu finden als Jedermann, theils und vorzüglich weil sie eine historische Wahrheit und keine Verleumdung ist. Bei Gelegenheit einer diplomatischen Verhandlung zwischen dem östreichischen Minister Lobkowitz und dem französischen Gesandten in Wien, Gremonville, im J. 1667 äußerte sich der Erstere auf folgende Weise:

Der Kaiser (Leopold I.) ist nicht wie Euer König, welcher Alles selbst sieht und thut; dieser ist wahrlich wie eine Statue, welche man trägt, wohin man sie haben will, und welcher man nach Belieben die nöthige Stellung anweist.

Und wahrlich die Franzosen hatten Ursache, den beiden damals regierenden Repräsentanten des Hauses Habsburg gegenüber auf Ludwig XIV. als einen großen Monarchen stolz zu sein. Mit welchem Scharfblick, mit welcher Thätigkeit und Unabhängigkeit er namentlich von 1661 an im Felde und in der Diplomatie zu Werke ging, bis ihn Alter und Weiberregiment zu charakterlosen Schwächen verleiteten, dafür hat unser Verf. so manchen Beweis geliefert. Wir trennen uns ungern sowol von einer weitern Darlegung der Leistungen, die Hr. Schubert durch die vorliegende Arbeit zu seinen frühern hinzugefügt hat, als auch von unserm eigenen Entschlusse, ex propriis, um so zu sagen, hier Einiges niederzulegen. Wir hoffen, daß das Gegebene eine Anziehungskraft besitzen werde, die an Ort und Stelle zu lesen geneigt macht.

Herrn Böttiger's Arbeit über Wieland, in poetischer Beziehung der Plautus der Deutschen und in Prosa unser Lucian (den Erstern hat Niemand treffender charakterisirt und den Letztern Niemand besser verstanden als er; er fand in Beiden sich selbst wieder) ist eine namhafte und unterhaltende Bereicherung Dessen, was Gruber über ihn geschrieben. Der unerschöpfliche Nachlaß des Vaters hat auch hier dem Sohne reichen Gewinn gegeben. Die Darstellungsweise des Letztern ist als einfach und schmucklos bekannt, Eigenschaften, die sich auch in dieser Lebensskizze beurkunden. Wer übrigens Wieland als Mensch in seiner Heranbildung und in seinen vielfachen Beziehungen zur Außenwelt gleichsam im Négligé näher kennen lernen will, der wird in den hier mitgetheilten Materialien, die zum Theil noch gar nicht bekannt waren, eine reiche Quelle entdecken. Zum Unterhaltungszwecke möge nur eine einzige Anekdote gegeben werden, die charakteristisch ist und zugleich an den Fleiß unserer literarischen Heroen erinnert:

Einst wäre ich beinahe lebendig gebrüht worden. Ich ging in meinem zwanzigsten Jahre mit andern Freunden in die Bäder von Baden, setzte mich in eine Wanne und hatte ein sehr interessantes Buch, das ich indessen las. (Wer erinnert sich hierbei nicht an Böttiger!) Man hatte mir gesagt, daß ich, wenn mir das Wasser zu kalt würde, aus einem Hahne warmes zulassen könne. Dies geschieht; ich lasse den Hahn auf und warmes Wasser in der Quantität zufließen, daß ich beinahe verbrate, aber immer nichts merke, weil die Hitze nur nach und nach zunimmt. Zum Glück kommt ein Badeknecht herein, dem die Sache verdächtig vorkommt. Er erschrickt, als er Alles um mich herum dampfen sieht. Er kann die Finger nicht in dem siedendheißen Wasser halten. Ich werde mit genauer Noth gerettet. Dies hat mein ganzes Nervensystem zerstört. Hätte ich diesen Streich nicht gemacht, ich müßte 120 Jahre alt werden — er erzählt die Sache am 4. April 1797 bei Herder —, so eine feste Constitution ist in mir.

Was endlich Hr. Arendt zu dem „Historischen Taschenbuche" beigetragen hat, ist eine als Auszug gehaltene Übersetzung der Reisebeschreibung des päpstlichen Legaten Vorstius, die sich als lateinisches Originalmanuscript in 76 Quartblättern auf der Universität zu Löwen in gutem Zustande aufbewahrt findet. Paul III. ließ bekanntlich durch eine Bulle vom 2. Juni 1536 eine Einladung zu einem Concil nach Mantua an Katholiken und Lutheraner für den Mai 1537 ergehen. Vorstius, ein geborener Antwerpener, ward beauftragt, die deutschen Fürsten mit der päpstlichen Ansagungsbulle bekannt zu machen, zugleich aber auch persönlich die Fürsten beider Parteien nach ihren wahren Gesinnungen auszuforschen. Und nun sagt der Verf., die Bekanntmachung des Manuscripts rechtfertigend:

Außer dem zwischen dem Legaten und den zu Schmalkalden versammelten protestantischen Fürsten Vorgefallenen und einigen kürzern Andeutungen bei Pallavicin, Raynaldus und Slei-

dan ist über den Verlauf und den Erfolg dieser Gesandtschaft, die gerade in die für die Geschichte der religiösen Bewegungen des 16. Jahrhunderts interessante Zeit fällt, so viel wir wissen, nichts bekannt worden. Die Auffindung eines Manuscripts, in welchem der Secretair des Legaten, Cornelius Ettenius, der ihn überall begleitete, genaue Rechenschaft von dem ganzen Hergange der Gesandtschaft und in einer Art von Tagebuch eine vollständige Geschichte derselben gibt, erscheint daher in mehr als einer Beziehung interessant und die Veröffentlichung des hauptsächlichsten Inhalts jenes Berichtes um so mehr gerechtfertigt, als neben dem auf den Zweck der Mission Bezüglichen noch eine Menge der mannichfaltigsten Notizen über den äußern und innern Zustand der deutschen Länder und Städte zu jener Zeit und über die merkwürdigsten und hervorragendsten Personen, die damals auf dem Schauplatze des politischen und kirchlichen Streites sich bewegten, darin enthalten sind.

Für den gelehrten Leser möge die Bemerkung gemacht sein, daß dieses Manuscript, aus dem Standpunkte der Reformationsgeschichte angesehen, an die 210 Urkunden sich anschließen läßt, die Neudecker aus dem Regierungsarchive zu Kassel (Kassel 1836) herausgegeben hat; von der culturhistorischen Seite aber gefaßt, erinnert es an des Aeneas Sylvius Berichte über Deutschland und seine Städte. Das Ganze macht übrigens auf eine gelehrtere historische Beurtheilung Anspruch, als wir hier anzustellen uns erlauben dürfen, und schon deshalb, wenn es auch nicht der Raum geböte, müssen wir abbrechen. 130.

Der vorgebliche Dauphin oder Ludwig XVII.

London, im December 1838.

Sie haben aus den englischen Blättern ersehen, daß der Franzose Désiré Rousell, welcher wegen des Mordversuchs am sogenannten Herzog der Normandie, dem angeblichen Dauphin oder Ludwig XVII., angeklagt war, weil die Zeugenaussagen dessen Überlieferung an die große Jury zur gerichtlichen Untersuchung nicht bewirken konnten, auf den Wunsch des Herzogs selbst kaum vor zwei Wochen von dem Magistrat entlassen wurde. Das Unglück dieses merkwürdigen Mannes hat große Theilnahme in den angesehensten Familien erweckt. Das londoner Publicum interessirt sich um so mehr für diese Prätendenten des Dauphinats, weil merkwürdigerweise drei Männer hier leben, die Ansprüche darauf machen. Der Erste ist eben Derjenige, an welchem der Mord versucht wurde; er ist Derselbe, welcher vor zehn Jahren unter dem Namen Naundorf, theils in Spandau, Krossen und Brandenburg lebend, seine Rechte reclamirte. Der Zweite heißt Mewis, und der Dritte ist der berüchtigte Baron von Richmond, der ein Werkzeug der französischen Regierung sein soll. Mewis ernährt sich von Musikstunden und gründete früher seine Ansprüche, der Dauphin zu sein, auf die Aussagen seiner Mutter, die ehedem mit ihrem Manne, einem Kutscher, am Hofe Ludwig's XVI. lebte. Mewis ist ein sehr bescheidener Mann, der, sobald er von der Ankunft des Herzogs der Normandie in London hörte, denselben besuchte und ihm gestand, daß ihn die Aussagen seiner Mutter jetzt, nachdem er ihn gesehen, ein Märchen dünkten. Seitdem hat er seine Ansprüche gänzlich aufgegeben. Er war bei der Vernehmung des angeschuldigten Mörders anwesend, und ich hatte Gelegenheit, ihn zu sehen. Ich konnte auch nicht die geringste Spur von Ähnlichkeit mit den Originalportraits Ludwig's XVI. entdecken, die ich in den Galerien zu Versailles vor Kurzem gesehen hatte. Der Baron Richmond trat zur Zeit, als der Herzog seine Schwester, die Herzogin von Angoulême, vor der Präfectur der Seine in Paris 1836 aufrief, plötzlich mit gleichen Ansprüchen auf, ward von der französischen Regierung eingekerkert, aber so gelinde behandelt und ihm ein wirklicher Proceß gemacht, der natürlich die Lächerlichkeit seiner Ansprüche zeigte, daß man geneigt wird, der Beschuldigung des Herzogs in seinen Memoiren Glauben zu schenken, die französische Regierung habe nur diesen Mann vorgeschoben, um gerade seine Sache dadurch lächerlich zu machen. Es ist ein Factum, daß dieser Baron Richmond, den ich ebenfalls gesehen und an dem ich keine Spur von Ähnlichkeit mit den Bourbons entdecken konnte, auf sehr anständigem Fuß in London lebt; Niemand aber weiß, wer ihm die Mittel zu seinem Unterhalte vorschießt. Die Geschichte dieser falschen Dauphins hat schon so oft die Neugierde des Publicums und der Cabinete immer wieder aufs neue gereizt, daß ich mir wol erlauben darf, in Ihrem Blatte einen gedrängten Auszug aus den 1834 französisch und 1837 auch in einer englischen Übersetzung erschienenen Memoiren des obengenannten merkwürdigen Mannes zu geben.*) Vorher muß ich nur noch erwähnen, daß ich den angeblichen Herzog an jenem Tage sah, als er in der Unionhall vor dem Richter erschien. Ich war von der Ähnlichkeit seiner edeln Gesichtszüge mit denen des unglücklichen Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's betroffen und nicht weniger über seine wahrhaft königliche Würde und den Geist seiner Rede erstaunt; und hatten selbst die detaillirtesten Erinnerungen, welche ihm aus seiner Jugend geblieben und von ihm in seinen Memoiren mitgetheilt sind und in der That nur von dem wahren Dauphin mitzutheilen waren, mich dennoch stets nur zu einem ungläubigen Lächeln bewegen können, so mußte ich nun von der Haltung und der Ähnlichkeit dieses Mannes meine historische Skepsis besiegt sehen.

Seit 1810, wo er zuerst in Berlin unter dem Namen Naundorf mit seinen Ansprüchen auftrat, kann kein Datum und Factum, was er mittheilt, unwahr sein, da die preußische Regierung, die immer ein wachsames Auge auf ihn hatte, bis jetzt auch noch keine seiner Aussagen bestritt. Die „Preußische Staatszeitung" theilte stets Nachrichten über ihn mit und nahm an seinem Proceß, den er in Paris 1835 anhängig machen wollte, ein großes Interesse. Wir können natürlich in dieser Übersicht nur bei Hauptpunkten verweilen, die, wenn sie auch nur Erfindungen dieses Individuums sein sollten, doch sehr kunstvolle Conjecturen wären, historische Lücken, wie der Tod des Dauphin genannt werden muß, zu ergänzen. Übrigens muß ich gestehen, daß alle Aussagen in diesen Memoiren mit der größten Genauigkeit in Angabe der Localitäten und einem Tone der vollsten Überzeugung abgefaßt sind; daß der Verf. hier und da stattgehabte Gespräche mit der Entschuldigung unterdrückt, das Vorgefallene, was blos er und seine angebliche Schwester, die Herzogin von Angoulême, wissen könne, nur der Herzogin allein zu erzählen, damit nicht eine voreilige Veröffentlichung von seinen Feinden, welche das Haus seiner Schwester gegen ihn verschließen, benutzt werden könnte, ihn für immer der Gelegenheit zu berauben, dieselbe zu sehen und von ihr als ihr rechtmäßiger noch lebender Bruder anerkannt zu werden. Auch tragen diese Memoiren um so mehr den Charakter wirklicher Erlebnisse, als sie nur fragmentarisch, aber gerade oft unbedeutende Verhältnisse aufs genaueste erzählen und durchaus keinen zusammenhängenden Faden gewähren.

Die berühmte Reise von Versailles nach Paris wird zuerst erzählt, auch Einiges aus der verunglückten Flucht nach Varennes mitgetheilt. Sein Schutzengel, der über seinem Leben stets wachte und ihn auch aus dem Tempel befreite, war Josephine Beauharnais, nachmalige Kaiserin von Frankreich. Sehr complicirt sind die Mittel, welche angewandt wurden, um ihn nach

*) In Nr. 99 d. Bl. f. 1835 berichteten wir bereits über eine in Deutschland erschienene Schrift über den vorgeblichen Dauphin, die folgenden Titel hat:

Louis XVII. lebt!! Memoiren Karl Louis, Herzogs der Normandie, legitimen Königs von Frankreich. Von seinem Eintritte in den Tempel 1792 bis auf die neueste Zeit. Mit einer Vorrede des Prinzen, authentischen Briefen und historischen Erläuterungen. Nach dem in London als Manuscript gedruckten Original. Leipzig, Literarisches Museum. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

D. Red.

dem Tode seines Vaters und seiner Mutter, getrennt von seiner Schwester, aus dem Temple zu retten. Die Ausführung scheint auf den ersten Anschein zu künstlich und erregt am ersten den Verdacht im ganzen Buch, erfunden zu sein; aber sie wird am ausführlichsten wegen der Sonderbarkeit der gebrauchten Mittel erzählt und wird glaublicher, wenn man sich immer vergegenwärtigt, unter welchen schwierigen Umständen die Rettung ausgeführt werden mußte. Nach der Entfernung des grausamen Simon und seines Weibes, unter deren Aufsicht er eine Zeit lang geschmachtet hatte, begann man ihn weniger brutal zu behandeln. Aber bald wiederholte man dieselbe Behandlung, und er beschloß daher — er war damals ein Kind von 9½ Jahren —, seinen Wärtern, die bei jeder Schildwachtablösung ihn anrufen mußten, keine Antwort mehr zu geben. Er wurde deshalb nach einiger Zeit nicht mehr angerufen und die Wachsamkeit seiner Wächter verminderte sich immer mehr. Da es aber unmöglich war, ihn aus dem Temple zu bringen, so entwarf man folgenden Rettungsplan, der auch glückte. Er lag im zweiten Stockwerk, seine Schwester im dritten, vor deren Thüre weder Municipalofficier noch Schildwachen zu ihrer Hütung standen. Das vierte Stockwerk enthielt einen ungeheuern Raum, der als eine alte Rumpelkammer gebraucht wurde, die von Niemand seit Gedenken besucht worden war. Seine Retter gaben ihm in einer Nacht Opium ein, legten ihn in einen Korb und schoben an seiner Statt eine von Holz geschnitzte Puppe, deren Gesicht ihm glich, ins Bett und brachten ihn glücklicherweise in das vierte Stockwerk, wo sie ihn im entlegensten Winkel verbargen und ihm seine vollständige Befreiung aus den Händen seiner bösen Wächter versprachen, wenn er sich ruhig verhalten und selbst zuweilen Hunger ertragen wollte, so lange er sich in diesem Versteck befinde. Die hölzerne Puppe ward aber noch in derselben Nacht entdeckt, und die Regierung, darüber erschrocken, beschloß aus Furcht vor den Jakobinern seine Flucht zu verheimlichen. Seine Freunde hatten aber, um die Regierung völlig zu täuschen, nach mehren Richtungen Kinder unter den Namen des Dauphin gesandt. Die Regierung beeilte sich, dem hölzernen Kinde wirklich ein taubstummes Kind zu substituiren, und verdoppelte die Wache, um die Meinung im Publicum zu bestärken, der wirkliche Dauphin sei noch da. Aber im Publicum trug man sich mit der Flucht des Dauphin herum, und die Machthaber beschlossen daher, das taubstumme Kind zu opfern. Schädliche Ingredienzen wurden in seine Nahrung gemischt, durch welche es erkrankte, und der Arzt Dessault und der Apotheker Choppart, welche früher den Dauphin wirklich im Gefängnisse behandelt hatten, fanden, als sie nun dieses taubstumme Kind behandeln sollten, daß es nicht der wirkliche Dauphin sei. Diese beiden Männer starben deshalb einige Tage nachher an Gift. Da aber das taubstumme Kind nicht starb, so entfernten sie es und legten ein krankes Kind, welches sie aus einem der Spitäler genommen hatten, ins Bett. Dieses Kind starb bald, und erst drei Tage nach seinem Tode wurde von Aerzten, die nie den Dauphin gesehen hatten, eine Untersuchung vorgenommen. Auf dieses Actenstück hin wurde dann auch der Tod des angeblichen Dauphin, der am 8. Juni 1795 erfolgt war, öffentlich bekannt gemacht und seit dieser Zeit immer darauf hin behauptet. Der Körper dieses todten Kindes ward in einen Sarg gelegt und in einem andern Zimmer aufgestellt. Die Freunde Josephinens gaben aber dem wahren Dauphin eine starke Dosis Opium, legten ihn anstatt des todten Kindes in den Sarg und verbargen das wirklich todte Kind in das bisherige Versteck des Dauphin im vierten Stock; der Sarg mit dem lebenden Dauphin ward von seinen Rettern in den Wagen gehoben; aber auf dem Wege zum Kirchhofe ward der Dauphin in einen Kasten, welcher in der Tiefe des Wagens angebracht war, gelegt und der Sarg mit Steinen und Trümmer gefüllt und auch wirklich begraben. Den Dauphin aber brachten sie glücklich nach Paris. Das ganze Geheimniß ward aber bald entdeckt. Die Regierung ließ den Sarg ausgraben und ihn wo anders beerdigen. Josephine befreite ihn zum zweiten Male aus den Händen seiner Verfolger, und er ward einem Hrn. B. übergeben, nachdem ihm eine deutsche Dame, in deren Hause er nach seiner Befreiung verborgen worden war, Deutsch gelehrt hatte, damit er für ihren Sohn gelten könnte. Der Diener des Hrn. B., Namens Montmorin, brachte ihn nun nach Venedig und nach Rom, wo er vom heiligen Vater, Pius VII., heimlich begünstigt wurde. Als die Franzosen nach Italien kamen, mußte er fliehen, wurde aber auf seinem Wege nach England auf der See ergriffen und nach Frankreich in ein Gefängniß gebracht. Er wurde vier Jahre in einem dunkeln Loche eingesperrt gehalten und mit der größten Grausamkeit behandelt, bis endlich Montmorin mit Hülfe Josephinens seine Fesseln löste. Dies geschah 1803. Er entfloh nach Deutschland, ward aber bei Ettenheim in Baden gefangen genommen und nach Strasburg ins Gefängniß gebracht. Von da ward er während der Nacht in ein anderes dunkles Gefängniß abgeführt, wo er wiederum vier Jahre in völliger Finsterniß begraben war. Aus dem Gefängnisse befreit, entfloh er wiederum, von dem treuen Montmorin geleitet, nach Frankfurt am Main. Es war im Frühlinge 1809, und er war gerade damals 24 Jahre alt. Von Frankfurt flohen Beide vor den Franzosen nach Böhmen, von da nach Dresden und wurden eines Tages als Spione vor den Befehlshaber einer kleinen Truppe gebracht, der ihnen, da sie ihm einen Brief vom Herzoge von Braunschweig vorwiesen, Waffen geben ließ, da das Streifcorps von Franzosen umschwärmt war. Es kam zu einem Scharmützel. Montmorin fiel an der Seite des Dauphin, der selbst durch einen Kolbenstoß seiner Sinne beraubt wurde. Als er wieder zur Besinnung kam, fand er sich in der Festung Wesel und wurde bald nachher zu den Galeeren in Toulon verdammt. Krank während des Transports in einer Stadt zurückgelassen, entfloh er mit einem Soldaten Namens Friedrichs. Glücklich kamen sie nach Deutschland, bis nach Sachsen, wo Friedrichs von Gendarmen auf einer seiner Streifereien von seiner Seite gerissen wurde. Seine Flucht mit Friedrichs ist in der That eine schauerlich ausgemalte Episode seines Lebens. Der Verlust dieses treuen Menschen hat dem Erzähler Gelegenheit gegeben, sein großes Herz in seiner höchsten Liebenswürdigkeit zu zeigen. Auf wunderbare Weise bringt ihn ein mitleidiger Reisender Namens Raundorf nach Berlin, wo er sich 1810 in der Schützenstraße einmiethete. Der damalige Policeipräsident Lecoque überzeugte sich aus seinen Papieren, namentlich aus den Briefen seiner Mutter und aus den Signaturen und Siegeln seines Vaters, von seiner Identität mit dem Dauphin und vermochte ihn, ihm seine Papiere auszuliefern, mit dem Versprechen, ihm in irgend einer andern Stadt der Monarchie, Berlin ausgenommen, das Bürgerrecht zu verschaffen. Der Policeipräsident befahl ihm, zu seinem größern Schutze einen andern Namen für Charles Louis von Versailles, wie er bisher sich genannt, anzunehmen, und er wählte den Namen seines letzten Wohlthäters, Raundorf, der ihn nach Berlin gebracht hatte. Der König von Preußen könne ihn selbst nicht vor Napoleon schützen, wenn dieser von seiner Existenz im preußischen Staate erführe, hatte ihm der Präsident noch insbesondere gesagt. Er ließ sich deshalb in Spandau nieder, erhielt sogleich das Bürgerrecht, und um seinen Unterhalt zu verdienen, entschloß er sich das Uhrmacherhandwerk zu betreiben, das er während seines Aufenthalts in Berlin zu seinem Vergnügen spielend gelernt hatte. Das Feuer, welches 1812 während der Belagerung Spandau verheerte, erlosch an seinem Hause. Von jener Zeit an wendete er sich mit seinen Foderungen in Briefen an den König von Preußen, die Kaiser von Rußland und Östreich, an den Fürsten Hardenberg wie an Lecoque, ohne je Antwort zu bekommen, noch seine Papiere zurückzuerhalten, von denen er wenigstens die Siegel seines Vaters gerettet hatte, wie späterhin an alle Glieder der nach Paris zurückgekehrten Familie der Bourbons.

Von 1812 — 21 lebte er als ein geachteter Bürger in

Spandau und verheirathete sich daselbst mit einem Fräulein Einers, die ihn zum Vater dreier Söhne und dreier Töchter gemacht hat. Seine Verfolgungen begannen von Neuem. Er verließ Spandau und ließ sich zu Brandenburg nieder, wurde daselbst zweimal als Falschmünzer und Mordbrenner des dortigen Theaters angeklagt, aber trotz der falschen Zeugen völlig freigesprochen. In Krossen nahm sich der preußische Syndikus Pezold seiner Sache an und schrieb an alle Cabinete, starb aber bald an Gift. Unbekannterweise wurde er von Berlin aus aufgefodert, mit seiner Familie zu flüchten, weil man ihn gefangen nehmen wolle. Er flüchtete nach Dresden, ließ dort seine Familie zurück und entkam glücklich, auch hier gewarnt, nach der Schweiz, von wo er 1833 nach Paris ging. Dort ward er von den sämmtlichen noch lebenden frühern Umgebungen seines Vaters, namentlich von seiner Amme, der Frau v. Rambaud, sowol an den Zeichen seines Körpers (seine Mutter nannte einen Flecken an seinem linken Beine, welcher die Form einer Taube hatte, das Zeichen der heiligen Taube) als auch durch Erzählung der Erinnerungen seiner Jugend als Dauphin anerkannt. Er fand mächtige Freunde, die sich seiner Sache annahmen. Ein alter Royalist, der geachtete Herr de St.-Didier, reiste zwei Mal nach Prag, um die Herzogin von Angoulême zu bewegen, dem Dauphin eine Audienz zu gewähren, und selbst die alte ehrwürdige Frau v. Rambaud unterwarf sich den Anstrengungen der Reise nach Prag, aber ebenfalls vergeblich. Ein Mordversuch wurde auch in Paris auf ihn gemacht, er entrann aber glücklich diesem Frevel. Er verlangte nun öffentlich von Ludwig Philipp, an den er mehrmals geschrieben und dem er sich unter andern anheischig gemacht hatte, die geheime eiserne Kiste, welche von Ludwig XVI. gemacht und in den Tuilerien verborgen und bis jetzt noch nicht entdeckt worden ist, augenblicklich aufzufinden, ein Geheimniß, um das nur sein Vater, er und ein seitdem verstorbener Minister wußte — er verlangte von Ludwig Philipp die Niedersetzung eines unparteiischen Gerichts, vor dem er seine Ansprüche, der Dauphin zu sein, durch Documente beweisen wolle; auch richtete er Petitionen an beide Kammern, die aber bei Seite geschoben wurden. Um diese Zeit trat der obengenannte Baron Richmond auf, der durch einen Verräther, dem sich der Herzog früher anvertraute, manches Geheimniß erfahren hatte. Diesem Richmond wurde der Proceß gemacht, dagegen Naundorf ins Gefängniß geworfen und, ohne ihm dieselbe Wohlthat, um die er nur gebeten hatte, zu gönnen, nach England transportirt, nachdem Preußen vorher verweigert hatte, ihn, als einen nicht in Preußen Geborenen, aufzunehmen.

Seit 1836 lebt dieser merkwürdige Mann auf Englands freiem Grunde, konnte aber auch hier kein Asyl gegen die Nachstellungen seiner Feinde finden. Nach der Aussage Aller, die ihn kennen, ist er das Muster eines guten Bürgers, als welcher er auch immer in Preußen gerühmt wurde, das Muster eines Vaters — seit kurzer Zeit hat er seine Familie, die seit 1833 in der Schweiz gelebt hatte, um sich versammelt —, bemüht durch Briefe und Absendungen seiner zahlreichen Anhänger in Frankreich, wo ihn auch der berühmte Prophet Martin als Dauphin anerkannte, seine Identität bei den Cabineten und seiner Familie, namentlich bei seiner Schwester zu bewerkstelligen. Seine Persönlichkeit und die einfache Erzählung seiner Unglücksfälle lassen durchaus nicht den Schluß zu, daß er ein kluger Betrüger sei, und da dieser merkwürdige Mann vor seinem Tode — er ist jetzt 53 Jahre alt — die Cabinete Europas um nichts weiter anspricht, als ihm vor einem zusammenberufenen Gerichte Gelegenheit zu geben, seine Identität beweisen zu können, um ihn alsdann entweder anzuerkennen, oder ihn für einen Betrüger zu erklären und bestrafen zu können, so wäre in der That von der Gerechtigkeit der Cabinete bei der vorliegenden Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß dieser merkwürdige Mann wirklich sich als der Dauphin ausweisen könnte, und wol von Seiten der Humanität und der Geschichte zu wünschen, ein solches europäisches Tribunal zusammentreten zu sehen, ein frommer Wunsch, den die Diplomatie der Cabinete wol nie erfüllen wird. 76.

Neue Übersetzung von Shakspeare's Werken ins Italienische.

Hr. Professor G. Jan in Parma, wenn wir nicht irren, ein geborener Wiener, kündigt eine Übersetzung von Shakspeare's sämmtlichen Werken ins Italienische an. Der uns eben zugekommene, aus der Hofbuchdruckerei zu Parma hervorgegangene Prodromus: „Opere di *Shakspeare*. Nuova versione italiana di diversi traduttori edita e corredata di note e dell' analisi del dramma Il re Lear di *Giorgio Jan*", erregt lebhaft den Wunsch, daß das mit so viel Umsicht angelegte Unternehmen die verdiente Theilnahme und Unterstützung finde. Die als Proben mitgetheilten Bruchstücke von Scenen aus dem „Kaufmann von Venedig" von Pietro Santi, aus „Romeo und Julie" von Orlando Garbarini, und aus „König Lear" von Napoleone Corbellini zeugen von dem Talent wie von der Sorgfalt der genannten Übersetzer, die nicht blos an Sinn- und Worttreue die Vorgänger unter ihren Landsleuten übertreffen, sondern auch der von diesen zum Theil gar nicht beachteten, zum Theil mehr oder minder verletzten Form ihr volles Recht widerfahren lassen. Erweckt Hr. Prof. Jan schon durch die in der Ankündigung (Programma) niedergelegten geistreichen Ansichten für seinen Beruf als Leiter des schwierigen Unternehmens ein günstiges Vorurtheil, so wird dasselbe auf höchst erfreuliche Weise durch die am Schluß des vorliegenden Heftes gegebenen Erläuterungen zum „Lear" bestätigt. Es ist nicht zu fürchten, daß der achtungswerthe Gelehrte bei Ausführung des Versatzes, Shakspeare durch sich selbst zu erläutern, sich in den engen Kreis beschränkter und kleinlicher Ansichten bannen lassen werde, mit welchen die englischen Ausleger und Herausgeber das Verständniß ihres großen Landsmannes erst recht verbaut haben, statt dasselbe zu erschließen. Wer als einen Hang nach dieser Seite etwa die (Abth. 2, S. 7 fg.) den englischen Ausgaben entnommenen, an sich nichts sagenden und den Italienern, die zunächst erst zu Shakspeare herangezogen werden sollen, unnöthigen Parallelstellen betrachten sollte, dem entgeht, daß Hr. Prof. Jan, mit der neuern Kritik, namentlich der Deutschen, vollkommen vertraut, nicht wieder vorbringen werde, was diese als schwächlich, unhaltbar und ungenügend beseitigt.

Schon die schlechte Verfassung des italienischen Buchhandels, von welchem neuerlich wieder die Zeitschriften ihren Lesern ein, leider nur zu treues, abschreckendes Bild entworfen, mußte den Alles wohl erwägenden Herausgeber veranlassen, zur Sicherung seines Unternehmens den Weg der Subscription zu eröffnen. Bei der immer inniger werdenden Durchdringung der verschiedenen Literaturen ist ein Werk von der Bedeutung wie das angekündigte nicht blos für das Volk wichtig, dem es zunächst bestimmt ist, auch das Interesse der Gelehrten und Gebildeten anderer Länder wird davon in Anspruch genommen. Selbst auf die Sprache, in welche Shakspeare's Werke übersetzt werden, üben dieselben nothwendig einen nicht zu verkennenden Einfluß aus. Wie viel ist hierüber bei Gelegenheit von Schlegel's Übertragung bei uns verhandelt worden! Der mit Recht, und wir hoffen mit Erfolg, auch das Ausland zur Unterstützung seines Unternehmens auffodernde Herausgeber gibt ein gutes Zeichen seines Geschmacks wie seiner Achtung des Publicums durch die Art, wie er das Äußere des Werkes bedacht hat: die mitgetheilte Probe aus „König Lear", welches Stück den Anfang machen soll, mit gegenüberstehendem englischen Text auf der andern Seite, in einem sehr gefälligen Octav, ist höchst elegant und bewährt aufs Neue den Ruhm der Orell'schen Druckerei in Zürich, welches Haus auch den Debit des Werks übernommen hat. Alle drei Monate wird ein Stück übersetzt mit gegenüberstehendem Original und am Schlusse des Jahres der Band Anmerkungen zu diesen vier Stücken erscheinen. Der Preis ist bei der trefflichen äußern Ausstattung billig zu nennen. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 12. — 12. Januar 1839.

P. L. Bourſaint.

1. Ecrits divers de *P. L. Boursaint* recueillis et publiés par *M. Blanchard*. Paris 1838.
2. Correspondance particulière de *P. L. Boursaint*, publiée par le même. Paris 1837.

Dieſe beiden Schriften ſind aus dem Nachlaſſe eines Mannes geſammelt, der ſich darin als eine hervorragende Perſönlichkeit der franzöſiſchen Beamtenwelt kundgibt. Es weht durch das Ganze eine ſo edle, freimüthige, ſelbſtbewußte Sprache, welche Geiſt und Herz erfriſcht und bei einem hohen Staatsmanne und Beamten leider ſo ſelten angetroffen wird, daß ſie uns in einem ſolchen Munde ſeltſam klingt. Bourſaint gehört zu jenen in unſerer Zeit ſparſamen kräftigen Charakteren von antikem, wahrhaft eigenthümlichem Gepräge und von der alten Treue und Redlichkeit, welche in den mit Kabale und Ehrgeiz erfüllten Gemüthern täglich mehr und mehr erlöſchen. Daß ein ſolcher Charakter aus den franzöſiſchen Verwaltungsbureaus hervorgegangen, wo ſonſt nur verdumpfte Papiermenſchen ſitzen, die blos ſchreiben oder rechnen, aber weder handeln noch fühlen können, mag mit Recht für ein Wunder gelten.

Die Lobrede Bourſaint's iſt ſein Leben. Aus Saint-Malo gebürtig, welches von jeher die beſten Seemänner in Frankreich geliefert hat, trat Bourſaint noch ganz jung in die Marine und arbeitete ſich durch Muth, Ausdauer und Verſtand von der unterſten Dienſtſtufe bis zu den höchſten Stellen ſeines hierarchiſch ſo ſtreng geregelten Fachs empor; im Alter von 13 Jahren diente er als Bootmannsgehülfe auf den Schiffen der franzöſiſchen Republik, und 35 Jahre ſpäter war der gemeine Matroſe von 1794 Generalcommiſſair der Marine, Staatsrath, Commandant der Ehrenlegion und Mitglied des Admiralitätsrathes, in deſſen Händen faſt die ganze Verwaltung der franzöſiſchen Marine lag. Er hatte aus Beruf den activen Seedienſt mit der Adminiſtrationscarrière vertauſcht; allein wenn er auch nie ein Geſchwader commandirte, ſo hat er doch das Glück und Geſchick gehabt, in den Bureaus des Marineminiſteriums mehre Siege zu erfechten, welche, obſchon minder glorreich, gewiß nicht minder ſchwer ſind als Seeſiege auf hohem Meere. Bourſaint brauchte auf ſeinem anſcheinend friedlichen Poſten vielleicht mehr Muth und Einſicht als nöthig, um eine Flotte ſiegreich manoeuvriren zu laſſen.

Seit Colbert hat wol Niemand die Intereſſen der franzöſiſchen Seemacht beſſer gewürdigt und vertreten als Bourſaint. Seine geſammelten Schriften machen einen mäßigen Octavband von kaum 400 Seiten, der nur den kleinſten Theil des vorgefundenen Nachlaſſes begreift, aber nichtsdeſtoweniger ein vollſtändiges Ganze der Bourſaint'ſchen Anſichten über die Organiſirung der franzöſiſchen Marine und ihre Verwendung zur Landesvertheidigung, zur Beſchützung des Handels, zur Beförderung wiſſenſchaftlicher Zwecke u. ſ. w. enthält. Seine „Memoiren über die Hülfskaſſe der Marineinvaliden" ſind beſonders merkwürdig. In dem Eifer, das ganze Rechnungsweſen zu centraliſiren, wollte man nämlich dieſe beſondere Hülfs- und Unterſtützungskaſſe, welche Colbert geſtiftet hatte und deren Fonds zum Theil in Privatvermächtniſſen, in Beutegeldern u. ſ. w. beſtanden, zum allgemeinen Staatsſchatze ſchlagen und den Wechſelfällen des öffentlichen Credits ausſetzen. Bourſaint vertheidigte die Rechte ſeiner ehemaligen Kameraden gegen die habgierigen Anſprüche des Schatzes, und er führte dieſe Sache 17 Jahre hindurch mit ſolcher Energie und Überlegenheit, daß er am Ende über alle Intriganten und Rabuliſten den Sieg errang und die frevelhaften Eingriffe in das Eigenthumsrecht Anderer glücklich abwehrte. Die verſchiedenen Memoiren, welche er von 1817 — 34 über dieſe Angelegenheit verfaßt, und welche der Herausgeber, ein College und intimer Freund des Verf., ſämmtlich mitgetheilt hat, ſind wahre Meiſterwerke in Hinſicht auf Klarheit, Verſtandesſchärfe und Beredtſamkeit. In einer von dieſen Denkſchriften ſpricht er von dem Dienſte und Elende der Marinebevölkerung folgendermaßen:

> Ich ſtehe nicht an zu behaupten, keine andere Claſſe der Geſellſchaft iſt in ſo hohem Grade nützlich, keine bethätigt in der ihr angewieſenen Sphäre ſo viel Arbeitſamkeit, Muth, Verſtand und Selbſtverleugnung, keine beweiſt mehr Sittlichkeit und beläſtigt weniger die Policei und Gerichte, und doch, es zerſchneidet das Herz, keine befindet ſich in ſo tiefem Elende.
>
> Die Claſſenordnung, d. h. die Disponibilität zum Staatsdienſte, in Kriegs- und Friedenszeit, bindet den Seemann von ſeinem achtzehnten Jahre bis in ſein funfzigſtes. Man ſuche in den übrigen Ständen eine gleichkommende Verpflichtung, und man wird finden, was das prunkhafte und lügneriſche Princip der Gleichheit der Laſten für die Marinebevölkerung bedeutet.

Der Matrosensold auf französischen Handelsschiffen beträgt im Durchschnitte monatlich 45 Francs, auf Fahrzeugen des Staats 27 Francs, und es ist bekannt, wie lange die Seeleute, namentlich im Kriege, dienen müssen. Beute ist eine seltene Ausnahme. Die Hafenarbeiten und die kleinern Erwerbszweige an der Küste ernähren höchstens Diejenigen, welche sich damit abgeben.

Von Wohlstand, Zukunft ist folglich nie die Rede, selbst für Den nicht, welcher allein lebt. Aber der Matrose lebt nicht allein: er nimmt ein Weib, und die Ehe, welche er aus Gründen der Sittlichkeit eingeht, wird ebenfalls wieder ein Grund seines Ungemachs. Was kaum für die Bedürfnisse eines einzigen Menschen ausreichte, damit soll nun eine ganze Familie auskommen.

Sklaverei und Elend: der glücklichste Matrose, der immer beschäftigt, immer frei und gesund ist, hat keine andere Aussicht.

Was soll erst daraus werden, wenn die Arbeit fehlt; wenn Gefängniß, Wunden, Krankheit sie unterbrechen; wenn der Familienvater in einem Schiffbruche oder in einem Seetreffen zu Grunde geht? In kurzen Worten: die Marinebevölkerung vereinigt Alles, was die Theilnahme edler Menschen erweckt, was heilig und unantastbar macht: Nützlichkeit, Muth und Unglück.

Gewöhnlich berichten die öffentlichen Beamten nur an die oberste Staatsbehörde, um den Wohlstand und das Glück ihrer Untergebenen zu preisen. Boursaint sagt die nackte, derbe und grausame Wahrheit. Die Argumentirung des Verf. ist bewundernswürdig gedrungen und fest. Er fand noch oft Gelegenheit, ihre Kraft und Stärke zu erproben. Nach der Julirevolution handelte es sich nicht blos um die obenerwähnte Hülfs- und Sparkasse der Marineinvaliden, sondern um das Bestehen und die Fortdauer der ganzen französischen Seemacht, und es fehlte wenig, so erneuerte sich für Frankreich die Zeit, wo der Minister Berryer, das blinde Werkzeug des Cardinals Fleury, die französische Seemacht eingehen ließ und sogar das Takelwerk und die Schiffstaue aus den Magazinen verkaufte. Der Wortführer und Sachwalter der Invalidenkasse konnte die bedrohte Sache der Marine nicht im Stiche lassen; er deckte sie mit der schützenden Ägide seiner kräftigen Rede und brachte einen gefährlichen Gegner zum Schweigen. Dieser Gegner war Niemand anders als der bekannte Herr v. Pradt, ein verschmitzter Diplomat, ein unermüdlicher Publicist und fruchtbarer Schriftsteller, dessen Styl oft glänzend, bisweilen sogar beredt ist.

Im J. 1832 erfuhr man, daß der Erzbischof von Mecheln ein Manifest gegen die französischen Marine erlassen wolle. Boursaint erbot sich, den Streich abzuwenden, und es gelang ihm auf eine feine, für beide Gegner ehrenvolle Weise. Da Boursaint mit dem Chevalier v. Panat, einem ehemaligen Schiffscapitain und Privatsecretair des Herzogs von Angoulême, in Verbindung geblieben war, so bat er diesen, Herrn v. Pradt eine Note über die Marine einzuhändigen. Diese nur einige Seiten starke, aber in ihrer gedrungenen Kürze so tiefeingehende und vollständige Arbeit ist das Lichtvollste und Klarste, was wir über Marine gelesen haben. Die Reihe der Schlußfolgerungen ist allerdings so ineinandergekettet, daß jede davon einzeln erwogen und geprüft sein will; indeß zeichnen wir einige Stellen aus, welche dem Leser eine Idee davon geben können:

Die Armee erhält die innere Ordnung aufrecht, sie beschützt die Heimat gegen die Fremde und vollzieht auswärts auf dem Festlande die Kraftanstrengungen, welche die Politik Frankreichs erheischt. Die Marine, nützlich, ja nothwendig zur Vertheidigung des Bodens, beschützt den Seehandel und die Colonien; sie vollstreckt auf dem Meere und jenseit der Meere die Kraftanstrengungen, welche der einzig und allein durch die Flagge garantirte auswärtige Schutz des französischen Eigenthums und alle übrigen Fälle der Nationalpolitik erfodern; endlich befördert sie die Wissenschaften. Interesse und Bestimmung sind also für beide gleich, wenn auch die Localitäten und Verfahrungsarten voneinander verschieden sind.

An die Landmacht knüpft sich das Continentalleben Frankreichs, an die Seemacht das Seeleben Frankreichs; oder besser ausgedrückt: die Land- und Seemacht, besondere Theile eines und desselben Ganzen, sind nichts als ganz Frankreich unter Waffen, welches gleichmäßig die französischen Individuen und Interessen schützt, überall wo sie wichtig genug sind, um ihnen Hülfe zu bringen.

Nachdem bewiesen, daß die Marine zur Landesvertheidigung unentbehrlich sei, fährt der Verf. fort:

Betrachten wir die Marine aus dem Gesichtspunkte des Schutzes, welchen sie dem Nationalhandel gewährt. Wir haben in Frankreich eine ungeheuere Masse von Naturproducten, welche wir selbst nicht aufzehren können. Ich deute diese Thatsache blos an, es wäre überflüssig, die Beweise dafür beizubringen und den Ursachen davon nachzuspüren. Dazu kommen noch andere Betrachtungen, welche ich für begründet halte.

Der Boden Frankreichs, durch unsere erste Revolution in viele Tausendtheilchen zerstückelt, muß sich in der Folge in zahllose, unendliche Unterabtheilungen zersplittern. Es ist keine Frage, er nährt gegenwärtig mehr Grundbesitzer als sonst; allein, einige Ausnahmen abgerechnet, die nie mit in Anschlag kommen können, sind Grund und Boden so eingeengt und werden für die Besitzer bald so zusammenschrumpfen, daß sie täglich den Besitzlosen die Arbeit verringern und verringern müssen. Bei einer Bevölkerung von 32 Millionen Seelen, welche fortwährend zunimmt, möge man diese Thatsache wohl bedenken.

Um nun Jedermann Lebensunterhalt zu verschaffen, mit andern Worten, um das Problem einer jeden Staatsgesellschaft zu lösen, muß die Industrie alle Diejenigen aufnehmen, welche das Grundeigenthum abweist.

Können wir in Frankreich bedeutende Industrieunternehmungen zu Stande bringen? Ich gestehe, es fehlt uns an zwei Eigenschaften dazu: der Associationsgeist, der uns nicht angeboren ist und den wir nur stoßweise gehabt haben, und die Einführung von Maschinen auf großem Fuße, ein beträchtlicher Vortheil für die Nationen, welche wie England die Subsistenzmittel der niedern Volksclassen dem reichen und stehenden Grundbesitze aufbürden können.

Allein trotz dieser verhältnißmäßig ungünstigen Umstände ist das gemeine Volk in Frankreich so erfinderisch, arbeitsam und mäßig, daß wir mit verhältnißmäßiger Hülfe der Maschinen noch ganz füglich und einträglich die Weltmärkte besuchen können.

In dieser Beziehung sind wir überhoben, zu Vermuthungen unsere Zuflucht zu nehmen; die Thatsachen sprechen. In den sechzehn Friedensjahren, die eben herum sind, haben wir merkliche Fortschritte gemacht. Wir besitzen bereits eine hübsche Industrie, sie ist viel stärker als der Verbrauch, und ich habe eben die Gründe angegeben, wie sehr es in unserm Interesse liegt, sie zu erweitern.

Boursaint, dessen Bedeutung und Gesinnung als Staatsmann aus diesen Anführungen zur Genüge erhellt, war ein nicht minder gründlicher Geschäftsmann. Wenn er mit tiefem Kennerblicke und rascher Beobachtungsgabe auf den Grund zu dringen und die natürlichen Be-

ziehungen der Dinge zu erfassen wußte, so war er gleich beharrlich und ausdauernd, die Knoten der Intrigue aufzuschürzen und sie bis in die feinsten Schliche zu verfolgen, welche sie sich aufzusparen pflegt für den Fall einer Niederlage. Nach dem Sturze des Kaiserreichs fand sich in allen Staatskassen ein unermeßlicher Rückstand. Für die Marine allein belief sich die Liquidirung auf 146 Millionen. Boursaint war es darum zu thun, den Anwalt der Seeleute zu machen, deren schwere Arbeiten er mit bestanden, deren Heldenmuth er mit angesehen, und deren Gleichgültigkeit gegen ihre eigenen Interessen er aus Erfahrung kennen gelernt hatte. Er wurde nicht müde, die Vormundschaft dieser Classe von Staatsbürgern auszuüben, welche ein langwieriger Dienst fern von ihrer Familie und ihrer Heimat in einer wahren Minderjährigkeit festhält, und er hatte nicht eher Rast noch Ruhe, als bis er die Intriguen aller Zwischenhändler, die Chicane der ersten pariser Advocaten und Kammernotabilitäten vereitelt und den noch lebenden Trümmern der französischen Flotte oder ihren Erben den Preis des Bluts gewonnen hatte, welches mit einer so heldenmüthigen Bravheit für Frankreich geflossen war. Er zwackte bei dieser Gelegenheit dem Staatsschatze 40 Millionen ab. Man kann auf Boursaint mit Recht die beiden Epitheta anwenden, welche Napoleon dem Grafen Daru beilegte: Ochsenstärke und Löwenmuth. Der Herausgeber seiner vermischten Schriften bemerkt an einer Stelle: „Boursaint brachte gewöhnlich 12 — 14 Stunden in seinem Cabinete zu. Er wohnte in der Rue de Rivoli unweit des Marineministeriums, und er kam oft binnen sechs Monaten nicht aus dieser Straße weg."

In allen seinen Schriften, besonders in den Berichten an den Marineminister, merkt man, daß der denkende, mit Geschäften überhäufte Beamte sich nicht die Zeit nahm, seine Logik in zierliche Wendungen, mit einigen Schmeicheleien untermischt, einzuwickeln; er trägt seine Ideen stets mit Adel, Würde, bisweilen mit einer derben Freimüthigkeit vor, die man in Berichterstattungen an die Minister nicht oft anwendet. Der Boursaint'sche Kanzleistyl ist zu merkwürdig und einzig in seiner Art, als daß wir der Versuchung widerstehen könnten, eine Probe davon zu geben. Nachstehende Auszüge sind aus einem Berichte Boursaint's über eine vorgeschlagene Gehaltserhöhung der Marinedirectoren entnommen; wir bitten dabei, zu bemerken, daß der Berichterstatter selbst Director war, als er folgende Zeilen schrieb:

Es ist unvernünftig, die Gehalte der Directoren zu vermehren, in dem Augenblicke, wo der Admiralitätsrath seinerseits 80 — 100,000 Francs kosten wird.

Es ist unvernünftig, die Directoren durch eine Geldzulage zu erhöhen, da der Admiralitätsrath ihren Einfluß beschränken soll.

Es ist ungerecht, an die Directoren zu denken, welche angemessen besoldet sind, wenn man nicht an die Unterbeamten denkt, deren Gehalte durchaus unzulänglich sind.

Nachdem er ferner seine Gründe noch weiter auseinandergesetzt, schließt er seinen Bericht in lakonischer Kürze also:

Im Ganzen genommen: die allgemeine Erhöhung des Gehalts ist ein Misgriff; die theilweise Erhöhung, sowie man sie beantragt, ist ein Misgriff und eine Ungerechtigkeit. Mein Schluß ist, daß man die Sachen so lassen soll, wie sie sind.

Boursaint vereinigte alle Eigenschaften, die man selten beisammen findet, und welche Denjenigen, der sie zusammen besitzt, auf eine hohe Stufe erheben: Verstand, Seelengröße und Willenskraft, mit andern Worten: Talent, Rechtschaffenheit und Charakter. Boursaint hatte ein warmes Herz, auf dessen stillem Vestaherde jenes ewige Feuer brannte, welches den Menschen treibt, sich für eine Sache, für eine Idee zu opfern; und seine Sache, seine Idee war das Wohl der französischen Marine, welches er mehr als ein Mal auf seinen Schultern getragen. Boursaint hatte Verstand genug, um sich in die höchsten Regionen der Speculation zu versteigen; allein er concentrirte ihn auf die Marine, welche er ihres hohen Nutzens, vielleicht auch der in ihrem Dienste ausgestandenen Leiden wegen vorzüglich liebgewonnen hatte; denn Derjenige, welcher der Aufopferung fähig ist, fühlt sich nur glücklich und zufrieden, indem er sich aufopfert. Welche Interessen knüpfen sich übrigens nicht an die Marine, wenn man sie wie Boursaint in ihren Beziehungen zum allgemeinen Staatswohle und zur allgemeinen Culturgeschichte betrachtet?

Lernen wir aus den vermischten Schriften Boursaint's den Geschäfts- und Staatsmann kennen, so eröffnet uns die Privatcorrespondenz den tiefsten Blick in das Wesen des Privatmannes. Boursaint war in seiner Jugend ein Mitschüler Lamennais', welcher bekanntlich auch in Saint-Malo das Licht der Welt erblickt hat, und scheint eine religiöse, fromme Erziehung erhalten zu haben. In seinen Briefen finden wir sehr häufige Spuren davon.

Fürchte Gott und sei redlich; in diesen einfachen Worten liegt der Sinn des ganzen Lebens — schreibt er an seinen Vetter, welchen er in einem andern Briefe also ermahnt —: Bewahre vor allen Dingen den Samen der Frömmigkeit und der guten Sitten, welche, wie ich mit großem Vergnügen sehe, man dir mitgegeben hat. Du stehst auf dem Punkte, in das schwierigste Lebensalter zu treten. Überlege wohl, daß man sich nie ungestraft vergeht, und daß die Bürgschaft des eigenen Herzens der beste Trost in der Stunde der Noth ist, welche der Mensch hienieden oft auszustehen hat.

Von Boursaint's Uneigennützigkeit haben wir schon oben ein Beispiel angeführt, seine Privatcorrespondenz liefert noch viele andere Belege dazu; sie war wirklich vollkommen, d. h. ohne alle Ostentation. Boursaint war sparsam, aber, nach der Art und Weise Jean Jacques Rousseau's, aus Liebe zur Unabhängigkeit.

Seitdem ich im Staatsdienste bin — schreibt er an einen seiner Freunde — hing es ganz von mir ab, Ihren Lebensregeln zu folgen, von einem Tage zum andern zu leben und mir nichts abgehen zu lassen. Verschwendung, oder, wenn Sie vorziehen, Nachlässigkeit, für Andere angenehmer, wäre für mich gewiß bequemer gewesen als Sparsamkeit. Aber was hätte ich gegenwärtig davon? Mit nichts angefangen, hätte ich auch mit nichts aufgehört. Ich wäre dem Belieben meiner Neider und Feinde anheimgestellt, welche über meine Sorglosigkeit in die Faust lachen würden. Da ich anstatt dessen andere Grundsätze befolgte, wenig genoß und viel bei Seite legte, habe ich

außer einer ehrenvollen Unabhängigkeit das Recht erkauft, fortan mit einiger Würde in Ruhe zu leben. Glauben Sie mir, wenn die Sparsamkeit diese Vorzüge verschaffen kann, so ist sie weit entfernt, ein Laster zu sein, und wird eine Tugend.

Boursaint's Rechtschaffenheit ist nie angefochten, wol aber bisweilen auf die Probe gestellt worden. Wir übersetzen einen seiner Briefe, worin er so würdevoll als gemessen auf gewisse Anträge antwortet, über welche er das Recht hatte, sich zu entrüsten:

Ich muß Herrn ** bemerken, daß er völlig im Irrthume ist über die Art der Dienstleistungen, welche ich ihm erzeigen könnte. Die Ansprüche, welche ich bisweilen unterstützt und empfohlen habe, jedoch ohne anderes Interesse, als gefällig zu sein, erheischten nur Mittel, welche Verstand und Zartgefühl ungehindert eingestehen konnten. Meine Freunde hatten mich bis auf den jetzigen Augenblick mit jenen zweideutigen Ansuchen verschont, deren Ungebühr oder Schwäche man dadurch zu beschönigen sucht, daß man sich zu Opfern bereit erklärt, welche, streng genommen, ganz anders qualificirt werden könnten. Da mir Herr ** nicht dieselbe Ehre angethan hat, so wird er mir verstatten, ihm rundheraus zu sagen, daß diese Art von Industrie mir durchaus nicht behagt, und daß ich ihm lebhaften Dank wissen werde, mich in Zukunft mit ähnlichen Anliegen zu verschonen. Ich stelle ihm sein Schreiben uneröffnet zurück.

Die Privatcorrespondenz Boursaint's ist in literarischer Hinsicht sehr interessant und gewährt eine anziehende Lecture. Alle Briefe sind geistreiche Plaudereien und enthalten oft tiefe Gedanken. Boursaint zeigt sich darin als ein Mann von Geschmack und Phantasie, der die schönen Wissenschaften und Künste liebt und zu schätzen weiß. Er schreibt seinem Freunde, daß er die Reise zu ihm in sehr angenehmer Gesellschaft machen werde, denn er habe keinen andern Gefährten als eine Sammlung deutscher Balladen. Den Aufsatz des „kleinen Janin": „Der Abbé Chatel und seine Kirche", im zweiten Bande des „Buchs der Hundert und Einer", bezeichnet er als eines der lebendigsten und pikantesten Pamphlets, welches unübertrefflich sei. Andere Urtheile über Bücher und Kunstwerke beweisen, daß Boursaint nicht blos von Kunst und Literatur in behaglichem Müssiggange die Blüte spielend für sich abgestreift.

Ja, ich habe „Robert den Teufel" gesehen — schreibt er —, und der Zudrang der Menge war an jenem Tage so groß, daß ich mir einen schönen blauen Oberrock zerreißen ließ. Es ist eine umfangreiche musikalische Composition, nicht immer gut, bisweilen bizarr, jedoch beachtenswerth. Ich langweilte mich bei der Vorstellung; die Verwundeten sind eigensinnig. Der dritte Act verdient im Allgemeinen das Lob, welches man ihm spendet. Es kommt darin eine der schönsten Theaterdecorationen vor, welche ich gesehen habe. Es ist eine Erinnerung aus der Sabbathsrunde von V. Hugo, nach welcher Boulanger eine wunderbare Lithographie gearbeitet hat, die beiweitem vorzüglicher ist als die Decoration der großen Oper; da aber die Oper den Raum, das Lärmen, die Farben u. s. w. darstellen konnte, so ist diese doch auch preiswürdig. In eben diesem Acte hört man einen Höllenchor, der von Weiberstimmen durch Sprachröhre von verschiedener Größe gesungen wird: das klingt wunderbar, aber ich möchte nicht dazu rathen dies Mittel oft anzuwenden. Das Sprachrohr verlöscht alle Nuancen der menschlichen Stimme, und das ist ein großer Übelstand.

Über Rabelais äußert er sich in einem Briefe:

Unter uns gesagt, ich habe diesen Schriftsteller nie leiden können, und ich glaube, den meisten von Denen, die ihn in die Wolken erheben, geht es eben so. Sehr Wenige lesen ihn. Das ist eins von den hergebrachten Vorurtheilen, welche von Hand zu Hand wandern, ohne daß Jemand die Sache näher untersucht.

Boursaint's Styl zeichnet sich durch eine edle, strenge Einfachheit aus und kann als Muster gelten; er erinnert oft an die schönsten Zeiten der französischen Briefliteratur. Das Testament Boursaint's ist gleichfalls von einer bewundernswürdigen Einfacheit, es trägt ganz den Charakter vergangener Zeiten, wo die größten Geister und freiesten Denker sich nicht scheueten, allen Handlungen ihres Lebens ein moralisches und religiöses Gepräge aufzudrücken. Der Anfang lautet wie folgt:

Meine Seele vermache ich Gott. Ich bekenne mich sterbend zum römisch-katholisch-apostolischen Glauben; er konnte bisweilen meinem Geiste, aber nie meinem Herzen Zweifel einflößen. Die geringe Habe, welche ich von meiner Familie erhalten, besteht in einem Hause zu Saint-Malo und in einem kleinen Grundstücke im Dorfe La Motte bei Saint-Servan. Diese liegenden Güter überlasse ich meinen Verwandten, die sie unter sich theilen mögen, wie die Gesetze es vorschreiben. Das Vermögen, welches ich in Ehren durch meine Arbeit erworben habe, beläuft sich auf 240,000 Francs. Davon vermache ich 1) dem Hospitale von Saint-Malo 100,000 Fr., welche in eine Rente von 5000 Fr. (5 Procent) verwandelt und in das große Staatsschuldbuch eingetragen werden sollen und dazu bestimmt sind, in dem genannten Hospitale 12 Matrosenbetten zu stiften. Ich bitte die Herren Spitalverwalter, diese ausdrückliche, sehr bestimmt ausgesprochene Andeutung des Standes zu beachten. Ich war selbst Matrose. Ich habe mein ganzes Leben dieser unglücklichen Classe geweiht, und ich lege den größten Werth darauf, ihr diesen letzten Beweis meiner Theilnahme zu geben. Ich vermache 2) den Stadtarmen in Saint-Malo 5000 Fr.; 3) den beiden ärmsten Priestern in Saint-Malo 2000 Fr.; 4) der Invalidenkasse, welche ich lange treu und redlich verwaltet habe, 10,000 Fr. u. s. w.

Wir schließen unsere Beurtheilung mit dem Wunsche, daß der Herausgeber, wie er es hoffen läßt, bald einen neuen Band vermischter Schriften von P. L. Boursaint dem Publicum übergeben möge, in welchen der große Beamte wieder von Neuem auflebe und der Mitwelt als Musterbild vor die Augen trete; denn die Gattung der Staatsdiener, welche mit einem schönen Talente auch einen schönen Charakter verbinden, stirbt immer mehr in Frankreich und auch in andern Ländern aus. 35.

Notizen.

Vor Kurzem fand ein Fischer an einer versandeten Stelle der Loire in der Gegend, wo vor Zeiten die alte Brücke von Orleans stand, und nahe bei dem ehemaligen Fort Tournelles, ein großes zweigriffiges Schwert. Es war fünf Fuß lang und mochte vielleicht bei der Belagerung von Orleans 1427 seine Dienste geleistet haben.

Neulich fand zu Paris eine öffentliche Versteigerung von Autographen statt. In derselben zahlte man für Boileau's Autographon 170, für Fénélon's 110, für Lafontaine's 320, für Racine's 175 und für Tasso's 400 Francs.

Nach einer neuesten kirchlich-statistischen Übersicht zählt der katholische Cultus in Großbritannien: 446 Kapellen, 9 Collegien, 16 Klöster und 536 bepfründete Geistliche; in Schottland: 67 Kapellen, 1 Collegium, 1 Kloster und 74 angestellte Geistliche. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 13. — 13. Januar 1839.

Die Taſchenbücher für 1839.

Fünfter Artikel.*)

Wir ſtellen in dieſem Artikel vier Taſchenbücher zuſammen, welche ſich ihrem Weſen und ihrer Tendenz nach zwar merklich voneinander unterſcheiden, dabei aber ſämmtlich jenes neuſtzeitige Colorit nicht verleugnen, wodurch ſie eben als Das erſcheinen, was ſie ſind, als deutſche Jahres- und Taſchenbücher. Eröffnen wir dieſen vierzähligen Almanachsreigen mit der modernſten Tänzerin, die ſich in dem geräumigen Saal, wo ihres Gleichen ſich feſtlich tummelt, heute zum erſten Mal dem ſchau- und tanzluſtigen, dem kritiſchen Publicum vorſtellt. Es iſt aber dennoch dieſe blutjunge Partnerin weit ernſter und bedeutungsvoller als die gewöhnlichen. Ihr Name ſchon drückt es aus, denn ſie nennt ſich nicht Taſchenbuch, ſondern

13. Jahrbuch der Literatur. Erſter Jahrgang. 1839.

Der Literaturzweck dieſes Jahrbuchs iſt durchaus kritiſcher, ausdeutender, forſchender und charakteriſirender Natur. Skizzen, Rückblicke, Verknüpfungen des gegenwärtigen Literaturelements mit einer nähern oder entlegenern Vergangenheit, Lebensbilder, die ihrer ganzen Seele nach doch in der Literatur wurzeln, Abſpiegelungen verwirrter Zuſtände und Verſuche, ſie vor den Augen der Höher- (um nicht zu ſagen: Tiefer-) gebildeten zu entwirren, dies iſt es, was den Inhalt dieſes Jahrbuchs ausmacht, in welchem uns als leitende Sterne, als verſtändnißauslegende Verfaſſer lauter moderne Leute (aufſtrebende wie bereits begründete) begegnen. Es ſind im Ganzen neun Artikel, welche uns hier geboten werden, an Werth und Bedeutung zwar verſchieden, doch dürfte keiner davon ſo gar unbedeutend ſein, um nicht demſelben eine beſondere, wenn auch kurze Beſprechung zu widmen. Die erſte und längſte dieſer Charakteriſtiken und Kritiken, unter der Aufſchrift: „Vergangenheit und Gegenwart. 1830—38", kommt aus Karl Gutzkow's geiſtreicher und gewandter Feder und enthält außer einer gedrängten Geſchichte des innern Bildungsganges des Verf. zugleich eine allgemeine Muſterung der gegenwärtigen Literaturintereſſen und Conflicte ſowie eine Darſtellung und Revue des Innern, des Gemüths und der literariſchen Begabung ſolcher Einzelnen, welche theilweiſe als Vertreter des Heute, wol auch des Geſtern und des Morgen der deutſchen Literatur gelten und gegolten haben. So Menzel, Theodor Mundt, Laube. Was Gutzkow hier über den Letztern urtheilt, über den „armen Heinrich" unſerer Literatur, deſſen „Glück" ſein poetiſches Unglück wurde, läuft ziemlich auf Daſſelbe hinaus, was früher in aller Kürze ſchon Kühne ſagte in der von ihm redigirten Zeitſchrift: „Laube beſaß von jeher von den Elementen und Gedanken der Zeit nur das Äußerliche, das Formſelige, den — Schneiderapparat." Sein Talent ſtand von Anbeginn nur auf der Grenze des Denkens, und genau genommen wird auf dieſer Grenze alle Dichtung zur verlorenen Liebesmüh. Über Th. Mundt ſagt Gutzkow in ſeinem Aufſatze viel Treffendes und Wohlbegründetes. Mundt iſt nicht der ſchöpferiſche Geiſt, nicht der poetiſche Heros, nicht der „gute Junge" des Jahrhunderts im Sinne Shakſpeare'ſchen Welthumors, den Kühne aus ihm machen will. Mundt verſündigt ſich neuerdings an ſeinem Publicum wie an ſeiner Anlage. In der Art, wie er die Societät nimmt und ſie der Poeſie, von welcher er nicht auf wahrhafte Weiſe durchdrungen iſt, vorzieht; in der Art, wie er in der Welt herumzieht und ſein Talent zum Pfropfreis der feinthuenden Geſellſchaft macht; in der Art, wie er Weltfahrten macht und beſchreibt, liegt ſein Verdammungsurtheil. Ein großer Geiſt ſchreibt keine ſolchen Fahrten; der Genius hat andere, unendlich tiefere Objecte, und wer es ſich vornimmt, die Völker zu tröſten als ein Paraklet und Berufener des Gedankens, der kann — um es rund heraus zu ſagen — nicht der Hanswurſt ſein einer Taglioni und einer Dejazet. Genug davon; es iſt das Schickſal der Gegenwart, ſich in ihren Geiſtern zu irren, und eben darum wird heute mehr als jemals an die Kritik die Foderung gemacht werden müſſen, eben die Geiſter zu prüfen, ob ſie aus Gott ſind. Aber eben darum iſt es auch nur halb richtig, was Gutzkow in dieſem ſeinen Aufſatz über die deutſche Kritik ſagt:

> Der Kritik iſt nicht zu trauen; Feindſeligkeiten untergraben das Feld der Literatur; die Leſewelt mistraut dem Lob und dem Tadel, da beide von Parteien ausgehen. Geprieſene Bücher gehen ſpurlos vorüber, getadelte werden geleſen, nicht weil der Tadel reizt, ſondern weil man weiß, daß einige Ra-

*) Vgl. den vierten Art. in Nr. 354 u. 355 d. Bl. für 1838. D. Red.

men in der Literatur nur dazu bestimmt scheinen, getadelt zu werden. Literarische Kleinkrämer drängen sich unter die Grossisten und höhern Talente, die sie erdrücken würden, zögen sie nicht vor, zu schweigen. Die Kritik ist ohne Liebe, ohne Billigkeit, ohne den heiligen Drang, nur und nichts als gerecht sein zu wollen u. s. w.

Ich sage: diese Stelle ist nur zur Hälfte wahr. Denn woher in aller Welt soll heutzutage der Kritik die Liebe kommen, die Hoheit, der Edelmuth, die keusche Reinheit der Grundsätze und Bestrebungen? Haben etwa die Schriftsteller von diesen schönen Tugenden das Beispiel gegeben? War und ist nicht vielmehr noch Alles im Schlamme der Clique versunken? Ist die Production nicht noch trüber fast als die Auslegung? Und dennoch wäre es heilsam, die reinern und tiefern Naturen nicht zu verkennen, jene einsamen Geister, in denen der Genius erst noch ganz leise seine Schwingen löst, um die sich nur erst Wenige kümmern, deren Zahl aber zunehmen wird, deren Kräfte sich gewaltiger entfesseln und die sicherlich einst die deutsche Literatur retten werden.

Noch sei bemerkt, daß in dem Aufsatze Gutzkow's die Schilderung Wienbarg's zu geschmeichelt und auch wol der jugendliche Karl Beck, der nach Gutzkow „alle Mittel besitzen soll, ein deutscher Byron zu werden", in rein poetischer Beziehung weit überschätzt ist.

„Friedrich Daumer und Ludwig Feuerbach", zwei Skizzen von Karl Riedel, bilden den zweiten Bestandtheil des in Urtheil stehenden Jahrbuchs. Ein kurzer, aber verdienstvoller Aufsatz. Denn verdienstvoll bleibt es immer, würdige Geister in ihrem wahren innern Werthe darzustellen, sie öffentlich zu ehren, weil man ihre Natur erkannt hat und von ihrer Tüchtigkeit durchdrungen ist. Feuerbach's Schrift: „Gedanken über den Tod und Unsterblichkeit, aus den Papieren eines Denkers" (Nürnberg, 1830), ist wenig gekannt und verdient um so mehr ein tieferes und allgemeineres Verständniß, als darin wirklich Gedachtes erscheint und dies Gedachte ein Thema betrifft, über welches alljährlich so außerordentlich viel gefaselt und gesalbadert wird. Aber so ist noch immer die Zeit! Kaum glaublich, wie schwer der Kampf des Gedankens mit der Dummheit!

Nächstdem begegnen uns von zwei jugendlichen Schriftstellern der modernsten Periode, welche ein entschiedenes Talent für Kritik bereits auf mehrfache Weise haben wahrnehmen lassen, von Ludwig Wihl und Franz Dingelstedt, zwei lesenswerthe Abhandlungen. Die erste: „Über die Zurechnungsfähigkeit der neuesten Literatur", ist kurz, in mancher Beziehung treffend, nur etwas zu idealisch gehalten, am Schluß auffallend polemisirend gegen Gervinus. Die zweite Abhandlung, weit gediegener und erschöpfender als jene, führt die Aufschrift: „Ferdinand Freiligrath, ein Literaturbild." Wir möchten diesen Beitrag beinahe als den verdienstvollsten des Taschenbuchs bezeichnen. Freiligrath, der kaum erstandene, von Phantasie und bildlicher Anschauung ganz durchglühte Lyriker, wurde, wie dies in der modernen Zeit zu geschehen pflegt, bei seinem Auftreten von dieser und jener Seite mit Lobpreisung überhäuft und findet sich nun, da sich der erste Rausch der Bewunderung verloren, in dem entgegengesetzten Falle, daß man seine wahre Tiefe in oberflächlicher Weise übersieht. Zu Ausgleichung dieser beiden Extreme, in welche sich unsere unklare Zeit gar zu häufig verliert, mag Dingelstedt's gründlich gearbeiteter und gutgeschriebener Aufsatz dienen. Hier ist Freiligrath's Natur nach Kräften entfaltet. Es ist dem Keime der gewaltigen Flamme, die in dem blutjungen Kaufmannsdiener so mächtig aufloderte, nachgespürt. Wie diese reichbegabte Dichterseele innerlich ihren eigenthümlichen Fermentationsproceß erlebe, ist mit Sorgfalt und Liebe zu erforschen versucht. Dabei ist nicht zu rügen, zu ergründen und auszudeuten vergessen, was als Fehler in dieser durchaus lyrischen Dichternatur sich hervorstellt. Unstreitig erwirbt sich Dingelstedt's Kritik ein weit wesentlicheres Verdienst um Freiligrath, als dies die kritischen Bemühungen des Hrn. Dr. Meyen in Berlin vermochten, welcher Letztere, so viel wir uns entsinnen, dem leidenschaftlichst in Phantasie und morgenländischer Anschauung erglühenden Dichter sogar den Rath ertheilte, „ein deutscher Volksdichter zu werden", wozu, wie Dingelstedt richtig bemerkt, Freiligrath nicht mehr als Alles fehlt. Ein fernerer dankenswerther Beitrag des Jahrbuchs ist das Lebensbild von E. Koloff: „Börne in Paris." Eine Skizze, mit Pietät und auch nicht ohne Energie entworfen. Börne's einsamer, tiefgequälter Geist, sein ernster, trauernder Schatten verdient diese Pietät. Der Aufsatz ist gewissermaßen eine Rettung Börne's, nicht sowol gegen die mit der seinigen kämpfenden Theorien, vielmehr gegen die Albernheiten, welche von solchen Schriftstellern, die des literarischen Ernstes ermangeln, von Heine, Lewald, Wolff u. A. über Börne's Persönlichkeit und Lebensweise in der Weltstadt hergeplaudert und ausgesprengt wurden. Börne's Stellung in Paris, namentlich zu den französischen Gelehrten, zu den Redactoren der Zeitschriften mußte wol eine würdige genannt werden.

Börne — heißt es — wollte die Achtung der Franzosen durch andere Ansprüche erringen als durch die Bekenntnisse, daß er nie den Fuß über die Schwelle einer Synagoge gesetzt, nie Taback geraucht, noch Sauerkraut gegessen habe u. s. w. Er suchte nicht den Umgang mit den pariser Notabilitäten; er foderte, daß sie sich um den seinigen bewürben.

In der That muß der Gesichtspunkt durchaus gebilligt werden, welchen Hr. Koloff in seinem Urtheil über Börne festhält. Gar wohlthuend und beherzigenswerth ist sein Schlußwort:

Das Leben eines Sterblichen, welches eine moralische Idee bewegt hat, wird und muß immer Werth behalten, den keine Misbilligung vertilgen kann. Der Mensch mag irren in seinem Denken und Streben, aber schwerlich möchte sein Irrthum Sünde oder Tollheit zu nennen sein, wenn er sich in Idealen verliert, nach denen er, begeistert für Gutes und Schönes, das Leben außer seinem Busen zu messen wagt.

„Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830" heißt ein sechster Artikel, aus der Feder eines bisher unbekannten Schriftstellers, Levin Schücking, mit dem nicht übel gewählten Motto aus Tristram Shandy: „I pity the man, who can travel from Dan to Beersheba and cry: this all barren!" Die Absicht ist nicht zu tadeln; die

Auffassungsweise muß in manchem Bezug richtig genannt werden; nur konnte natürlich ein solches Thema nicht auf 60 Octavseitchen erschöpft werden. Im Allgemeinen gute Bemerkungen über deutsche Lyrik und Novelle, über deutsches Drama, über Kritik, Civilisation, Weltschmerz, Geistesfreiheit, Ironie und über jenen düstern Zug des Nichtbefriedigtseins, der sich durch unsere ganze moderne Literatur schleicht, und in welchem eigentlich die wahre Ironie des Weltgeistes zu suchen ist, der mit der bald hochmüthig aufdunsenden, bald in Weh und Gram verzweifelnden Literatur sein neckisches Spiel treibt. Was der Verfasser über die einzelnen Männer und ihre Werke sagt, ist kurz, aber meist treffend, und was als das Vorzüglichste der Arbeit gelten mag, ist, daß sie sich frei erhält von Vorurtheil und Enthusiasmus.

Es folgt als siebenter Artikel eine „Charakteristik der sogenannten Bulwer'schen (Gutzkow'schen?) Zeitgenossen", von Albert Oppermann in Göttingen. Diese Abhandlung geht zu sehr ins Einzelne, und das Werk selbst, dessen Commentar sie ausmachen soll, ist zu bekannt, als daß wir uns eben über diesen Commentar hier eine ausführliche Erörterung gestatten dürften. Der Verfasser nimmt mit Bestimmtheit an, Gutzkow sei der Autor der „Zeitgenossen", und um diese Behauptung mit Überzeugung aufzustellen, bedarf es wol nur eben eines solchen Studiums, welches Hr. Oppermann dem in mannichfacher Beziehung ausgezeichneten Buche gewidmet zu haben scheint. Derselbe rügt unter Anderm auch gleich zu Anfang seiner Abhandlung die Art und Weise, wie die Bulwer'schen „Zeitgenossen" in d. Bl. beurtheilt wurden. Wir entsinnen uns dieser Anzeige nicht mehr genau, und da uns auch in diesem Augenblick jene Nummern d. Bl. nicht vorliegen *), so sei es uns um so eher verstattet, den Vorwurf des Hrn. Oppermann und die Anzeige selbst, gegen welche der Vorwurf gerichtet ist, mit Stillschweigen zu übergehen. Es kommt darauf auch wenig an; denn ein Referent mag sich ebenso wol wie der Autor selbst in seinen Gesichtspunkten und Motiven vergreifen. Ob aber jene Kritik in d. Bl. wirklich eine absichtliche Verunglimpfung der „Zeitgenossen" und ihres Verfassers enthielt, daran möchten wir, wiewol uns der damalige Referent ganz unbekannt ist, doch billig zweifeln. Dem Leser aber der Abhandlung des Hrn. Oppermann können wir keinen bessern Rath ertheilen, als daß er dessen mit Kenntniß, Freimuth und Geist verfaßte Arbeit mit dem Werke selbst, um das es sich handelt, näher vergleiche.

Die beiden letzten Artikel des Jahrbuchs sind ein dramatisches Bruchstück von Friedrich Kyau: „Die theologischen Wirren", und ein mächtig invectivischer Artikel gegen die schwäbische Schule aus der Feder Heine's: „Der Schwabenspiegel." Was das dramatische Bruchstück anlangt, so ist es einer größern dramatischen Dichtung entnommen, welche binnen Kurzem erscheinen soll. Es sei also vorläufig genug, zu bemerken, daß sich in dieser Dichtung eine Menge literarischer Anspielungen finden, die ihren Eindruck wahrscheinlich nicht verfehlen werden. Die eine Scene, auf dem Rathhaussaale, vorstellend die Versammlung des Senats und Consistoriums, ist ganz und gar lateinisch — ein charmantes Kirchen- und Küchenlatein, sogar mit griechischen und hebräischen Einschlägen — und entwickelt ein ungeheueres Stück Weltweisheit, über welche wir vorläufig nichts zu sagen wüßten, als daß sie ziemlich drollig ist. „Der Schwabenspiegel" von H. Heine macht den Schluß des Jahrbuchs und hätte, aufrichtig gesprochen, füglich wegfallen können. Es sind eigentlich nur Impertinenzen gegen alle Schwaben, mit Ausnahme Uhland's. Gustav Schwab, Karl Mayer, Gustav Pfizer und natürlich auch wieder Menzel kommen übel weg. Was die Ausfälle gegen den Letztern betrifft, so fangen sie an ebenso langweilig als überflüssig zu werden. Wir wissen ja wol, wie Heine gegen die genannten Leute ein- für allemal gesinnt ist, und auch Das ist uns bekannt, daß er solchen Sächelchen ein Relief des Witzes und der Darstellung zu geben weiß, welches einen Augenblick blendet und zum Lachen reizt. Als artistische Beigabe des Jahrbuchs" erscheint Heine's Bildniß als Titelkupfer.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir können unsere Leser nur auf den Aufsatz hinweisen, der in Nr. 120 d. Bl. f. 1837 mitgetheilt wurde.
D. Red.

Klechdy, Starożytne powieści i podania ludu Polskiego i Rusi. Zebrał K. W. *Wójcicki*. (Sagen des Volkes in Polen und der Rus, gesammelt von K. W. Wojcicki.) Zwei Theile. Warschau 1837.

Früchte, die auf den Schneegipfeln der Karpaten, auf den Sandebenen von Mazowine und in den Wäldern der Kurpen, auf einheimischen, bald auf verpflanzten Stauden erwachsen sind, werden uns in dieser Sammlung dargeboten. Sie sind ein Theil der bis jetzt unbeachtet gebliebenen, noch nicht durch die Schrift fixirten Literatur der Polen, welche bis auf unsere Tage unter den Strohdächern des polnischen Landvolkes ihren vollen Glanz bewahrt und neuerdings an Wojcicki einen ebenso verständigen als eifrigen und unverdrossenen Erforscher gefunden hat. Vieles ist von dieser Literatur bereits untergegangen; doch da das polnische Landvolk die von den Vätern überkommene Lebensweise und Denkungsart treuer als das Landvolk mancher andern Nation bewahrt hat, so ist doch noch eine ziemlich reiche Ausbeute, selbst von den Volkssagen möglich gewesen, welche, während schon früher Volkslieder und Sprüchwörter der Vergessenheit entrissen wurden, durchaus außer Acht gelassen worden sind.

Der Herausgeber sieht in seiner Sammlung ein Buch polnischer Lebensweisheit und Lebenserfahrung. Wie er aus den Liedern den poetischen Sinn seines Volkes erkennt, so stellt sich ihm in den Sagen die Verstandesbildung desselben vor Augen; jene hält er mehr für Erzeugnisse des Herzens, diese mehr des Kopfes. Daher Treue in der Mittheilung sein höchstes Bestreben. Weislich hat er sich aller Zierathen und Zugaben enthalten, ohne sich deshalb zu dem Volke zu erniedrigen, und das einfache Gewand, in dem die Sagen unter dem Volke selbst einherschreiten, kleidet diese nur um so besser.

Die Anzahl der noch heute unter dem polnischen Volke von Mund zu Mund gehenden Sagen ist sehr groß, und unmöglich kann, da hier alle Vorarbeiten fehlen, Eine Hand zur Einsammlung aller ausreichen. Wojcicki nimmt drei Gattungen dieser Sagen an und theilt daher sein Werk in drei Theile.

Zu der ersten Gattung gehören Sagen, in denen Anschauungsweisen und religiöse Überlieferungen aus altslawischer vorchristlicher Zeit durchblicken. Deren finden wir hier zehn. Die erste schildert den heldenmüthigen Tod eines Jünglings, der im Pruth umkommt, indem er die Pest, welche sich das Volk in Polen, Serbien und Lithauen in der Gestalt einer durch die Dörfer schreitenden Jungfrau vorstellt, zu ertränken versucht. Über diese Jungfrau theilt Mickiewicz folgende lithauische Sage mit: „In einem Dorfe erschien die Pestjungfrau, streckte, wie immer, ihre Hand durch die Thüren und Fenster und verbreitete, indem sie mit einem rothen Tuche wehte, Tod und Verderben. Die Einwohner schlossen sich ein, doch der Hunger nöthigte sie, alsbald ihre Vesten zu verlassen, und Alle sahen den Tod vor Augen. Da entschloß sich ein Edelmann, der mit Nahrungsmitteln reichlich versehen war und die wunderliche Belagerung am längsten aushalten konnte, sich seinen Nachbarn zum Opfer zu bringen. Er ergriff sein Schwert, auf dem die Worte: Jesus Maria, standen, und so bewehrt öffnet er das Fenster. Sofort erschien das Gespenst, doch der Edelmann schlug ihm durch einen gutgeführten Hieb den Arm ab und erbeutete das Tuch. Angehaucht von dem Ungeheuer, starb er mit seinem ganzen Geschlechte, doch hat man in dem Dorfe nie wieder etwas von der Pestjungfrau gehört."

Weit verbreitet und bekannt, auch bereits ins Deutsche übersetzt, ist die Sage vom bösen Blicke. Neben dieser begegnet man einer, den von Wuk Karadzic herausgegebenen serbischen Sagen sehr ähnlichen, von einer rachsüchtigen Zauberin, die einem tapfern und muthigen Ritter ein Hasenherz in die Brust setzt. Ferner spielt auch der Wirbelwind, in dem nach des Volkes Meinung ein böser Geist sein Wesen treibt, in diesen Sagen eine bedeutende Rolle. Einige Sagen, z. B. „Die Höhle in Czernagora" (Montenegro), sind offenbar orientalischen Märchen nacherzählt.

Zu der zweiten Gattung gehören historische Sagen, welche die Chroniken entweder ganz übergehen, oder deren sie doch nur dunkel erwähnen. Hier findet man das Andenken an Menschen von riesenhafter Körperkraft, welche Berge umstürzen und Bäume entwurzeln, in mannichfachen Sagen gefeiert. Eine der vorzüglichsten historischen Sagen ist die von dem Räuber Madej. Hier hat das Volk sich selbst anschaulich gemacht, wie die Strafe endlich doch immer das Verbrechen ereilt, und hat sich zugleich ein treffliches Bild eines büßenden Bösewichts vor Augen gestellt. Ein ganzer Sagenkreis schließt sich um den Zauberer Twardowski, der auf dem Kahlenberge seine Seele dem Teufel verschrieben haben soll, und dessen Existenz noch immer unerwiesen, ja der zuweilen mit dem deutschen Faust identificirt worden ist. Diese Sagen sind auch in Deutschland mehrfach bekannt geworden.

Die dritte und zahlreichste Gattung faßt nach Woycicki die Sagen von Zauberern, Hexen, verzauberten Prinzessinnen und Schlössern u. s. w. zusammen. In diesen macht sich vor andern eine üppige Phantasie und Wundersucht geltend. Bald rettet ein Jüngling, wie in einem bekannten indischen Märchen, eine zur Kröte verzauberte Prinzessin, erhält sie zur Gemahlin, verliert sie aber durch seine Unvorsichtigkeit wieder. Ein Anderer verwandelt seine misgestaltete Geliebte durch seine muthigen Kämpfe mit den Geistern in eine mit wunderbarer Anmuth geschmückte. Der Sage von einem armen Schüler, der vor vielen Rittern einen gläsernen Berg erklimmt und dort ein Reich und eine reizende Gattin sich erwirbt, liegt offenbar die religiöse Vorstellung der Lithauer von dem gläsernen Berge Anafiela's zum Grunde, den die Schatten der Verstorbenen erklimmen müssen, um dort vor dem Gerichte der Gottheit zu erscheinen.

Das Ansehen der Erzähler ist noch heute unter dem polnischen Landvolke, besonders in Galizien, sehr groß. Noch haben die dunkeln Wälder und stillen Seen ihren Zauber nicht verloren, noch läßt der Aberglaube die Rusalken in den Wäldern hausen. In dem funkelnden Sterne erblickt die Jungfrau ihren verstorbenen Geliebten, seufzt und breitet die Arme aus, ihn zu umfangen. Die Irrlichter sind Seelen der Büßenden. Die Ruinen der alten Schlösser bewohnen die Verwünschten, und mancher Jüngling muß nach dem Fluche lange als Wahrwolf umherirren.

Die vorliegende Sammlung hat auch noch das Verdienst, daß sie das Interesse für die Volkssagen neu angeregt hat, und es sind bereits einige andere, insbesondere provinzielle Sagen versprochen worden. 9.

Miscellen.

Das Wort Vandalismus.

Mit diesem Worte brandmarkte zuerst der Bischof Grégoire als Mitglied des Convents die Wuth gegen Kunst und Wissenschaft, wie sie in Frankreich während der französischen Revolution hier und da sich kund gab, indem er zugleich auf Maßregeln zur Verhütung fernerer Verwüstungen antrug. In Deutschland brauchte diesen Ausdruck zuerst Meyer aus Hamburg in seinen „Fragmenten aus Paris" und erregte dadurch einen kleinen literarischen Streit. Mehre deutsche Gelehrte behaupteten nämlich, daß dieser Name eine Beschimpfung für ihre Vorfahren sei, welche Krieger und Eroberer, nicht aber Zerstörer gewesen seien (s. „Neue Bibliothek der Wissenschaften", Leipzig 1795, S. 5). „In meinen Augen", sagte dagegen Grégoire, „ist die Sache nicht zweifelhaft. Übrigens hat jener von mir geschaffene neue Ausdruck sogleich in allen Sprachen Europas Bürgerrecht erhalten, und wenn ich dabei in einen Irrthum verfallen wäre, so stände es doch nicht mehr bei mir, ihn gut zu machen." Schiller sprach schon 1795 in seinem Gedichte: „Die Antiken in Paris", von Vandalen, denen die Erzeugnisse griechischer Kunst nichts als Stein seien. Was waren sie denn den Vandalen in Rom im 5. Jahrhunderte?

Der Kapuziner Chabot.

Dieser Chabot, der nicht zu verwechseln ist mit dem Tribun gleiches Namens, welcher in Betreff des lebenslänglichen Consulats Benaparte's einen Antrag stellte, war einer der wüthendsten Anhänger der Bergpartei. Unter Anderm war dieser Kapuziner Chabot ein Haupturheber der vandalischen Vernichtung der gelehrten Anstalten Frankreichs, und er erklärte sich laut gegen einen vorgeschlagenen Unterrichtsplan, „weil er doch nur zur Aristokratie der Gelehrten führe, die Republik aber nur der Demokratie der Sansculotten bedürfe". Dessenungeachtet wurde er bald nachher von Robespierre mit Andern, die derselbe sich vom Halse schaffen wollte, angeklagt, „daß er durch sein Betragen die Nationalrepräsentation habe herabwürdigen wollen", und er ward am 4. April 1794 guillotinirt.

Die Geistlichkeit in Frankreich zur Zeit der Revolution und jetzt.

Im J. 1790 ward berechnet, daß es in Frankreich 118 Bischöfe, 18 Erzbischöfe, 37,000 Pfarrer, 20,000 Vicare, 3600 Capitularen von Kathedralkirchen, 5500 Kanoniker von Collegiatstiften, 18,000 Mönche und 36,000 Nonnen, also fast 115,000 Menschen dieser Art gäbe, für deren Besoldung oder Pensionirung die Summe von 170 Millionen nicht zureichen würde. Dagegen gab es 1837 in Frankreich: 3901 Pfarrer, wovon 2527 jeder 1200 Francs, 774 aber 1500 Francs erhielten; Vicare gab es 25,360, von denen 22,680 unter 60 Jahren jeder 800 Francs, die andern über 60 Jahre 1000 Francs erhielten. Freilich rechnete man noch 10,000 Gemeinden, die das ganze Jahr oder wenigstens den größten Theil desselben alles Gottesdienstes ermangelten. (Krüger, „Heinr. Grégoire", 1838, S. 84, 85.) 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 14. — 14. Januar 1839.

Die Taschenbücher für 1839.
Fünfter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 13.)

14. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1839.

Es enthält dieser zehnte Jahrgang eines deutschen Liederalmanachs, der nun durch den Hintritt des einen seiner Herausgeber, eines trefflichen und liederreichen Mannes, zur Hälfte mindestens verwaist ist, manches gelungene Gedicht, aber wenig wahrhaft Vortreffliches. Die werthvollsten Poesien dieser Sammlung sind von eben jenem verehrungswürdigen Todten, von Ferrand (der leider nur ein einziges Gedicht gab), v. Eichendorff, Sallet, Pfizer, v. Sydow und dem zweiten Herausgeber, Fr. v. Gaudy. Außerdem haben zu diesem neuen Jahrgange Mannichfaltiges beigesteuert: Fouqué, J. Kerner (auch nur ein einziges, noch dazu sehr kurzes Lied), Hoffmann von Fallersleben, Gruppe, E. M. Arndt, G. Fr. Blaul, eine Dame: Diotima, A. Elissen, F. A. B., Em. Geibel, A. Kopisch, H. Kurz, Rauschenbusch, A. Schöll, G. Schwab, J. G. Seidl, Karl Simrock, v. Stägemann, B. Strauß, H. Tiro, J. H. v. Wessenberg und endlich auch der russische Titane Puschkin. Vom reinen lyrischen Standpunkt ausgehend, halten wir jedoch für das beiweitem schönste Gedicht in der ganzen Sammlung das von E. Ferrand mitgetheilte: „Die Todte." Wie es bei Ferrand immer geschieht, wenn er sich nicht allzu heftig ins Pikante verläuft, oder in Heine's Manier, dem er an wahrem Ernst der Lyrik weit überlegen ist, halb unwillkürlich hineingeräth, so geschieht es auch mit diesem Gedicht. Man sieht das reine Werden, das Entkeimen aus der Seele, die Plastik der individuellen Liederseele. Die Erfindung, der Zustand, die Stimmung ist ganz einfach, aber so durch die Seele greifend, daß man erschüttert wird. Hier nun handelt es sich nur um die todte Geliebte, mit welcher, da sie noch im blühenden Leben weilte, der Dichter, in Liebestrunkenheit verloren, häufig auf dem Kirchhof des Städtchens, ihres gemeinsamen Geburtsstädtchens, spazieren ging.

Auf des Heimatstädtchens Kirchhof gingen einst wir oft allein,
Denn ein dunkles Sehnen zog dich zu den grünen Hügelreihn;
Daß du bald hier ruhen würdest, o gewiß, das ahntest du —
Diese Blumen, diese Halme nickten dir so eigen zu.

Lebenshoffnung, Todesahnen rangen wol in deiner Brust,
Wenn du still mir zugelächelt, schmerzlich süß in weher Lust.
Während ich an deiner Seite tändelnd Traumgebilde wob,
Sah ich nicht, wie ängstlich bebend sich dein kranker Busen hob.

Wenn die Sterne dann erglimmten in dem nächtig stillen Blau
Und den zarten Fuß dir netzte feindlich kalter Abendthau,
Gingen schweigend nach dem Städtchen bleich durchfröstelt wir zurück,
Und von Stern zu Sternen irrte ahnungsvoll dein feuchter Blick.

Jahre kamen und enteilten; in die Heimat aus weiter Fremde zurückgekehrt, steht der Dichter ganz durchschauert an seines Mädchens Leichenstein:

Auf ihn nieder neigten Rosen sich im Wehn der Abendluft —
Wie dein küssesüßer Athem spielt' um mich ihr welcher Duft.
Und in wehmuthschweren Träumen kehrt' ich langsam nach der Stadt,
Welche dich und mich geboren, dich und mich vergessen hat.
Bleich hernieder sahn die Sterne, kalt bei ihrem kalten Schein
Zog ich bald aus fremder Heimat in die fremde Welt hinein.

Aber in der fremden Welt umherirrend scheint der Dichter nur glücklich. Es gemahnt ihn immer und immer,

Daß so viel dem Herzen fehle, was es einst so heiß erhofft;
Daß des Lebens reichste Blüten rauher Windhauch abgestreift,
Ehe zu ersehnten Früchten schwellend sie emporgereift.

„Bist du", so ruft er ganz erschüttert zuletzt noch aus:

Bist du jetzt auch herzdurchsonnend, liebegeistig nahe mir,
Mein' ich doch: mein frühlinghellstes, schönstes Leben starb mit dir,
Und in deinem Grabe wurzle, fern wie jener Rosenstrauch,
Meiner Jugendliebe Rose, herbstlich still verblühend, auch.

So schließt das einsame Lied, welches wir nicht mit Unrecht trefflich nennen, da es in innigster Stille in seines Herzens lauterer Liedertiefe das volle Geheimniß deutscher Lyrik birgt. Ferrand ist ganz unstreitig eine tiefpoetische Natur, eine echte deutsche Liederstimme, nur daß sie sich noch immer nicht völlig gesammelt zu haben scheint. Möchte dies doch ja geschehen, bevor der schöne Funke gar erlischt! Ach wie unendlich kurz ist im Heute der Liederfrühling eines deutschen Dichters!

Phantasiereich und gedankenvoll sind auch die Gedichte von Fr. v. Sallet. Ist es auch nicht allzupoetisch, wenn man, wie das erste von ihm mitgetheilte Gedicht besagt, sich träumt, ein Kameel zu sein, so ist doch die stattliche Ironie, die in solchem Traume spukt, recht sehr zu erkennen; denn es darf in der modernen Zeit, wo Alles sich mit dem Reiz des Traumlebens umstricken will,

nicht befremden, wenn auch Kameele träumen. „Herr Specht" iſt ein gar anmuthiges Gedicht, voll Frühling und Bedeutung; es iſt ein Liedlein, im Winter zu leſen bei Schnee und Sturm, wenn ſich die Menſchenſeele ſo recht innig und vollverlangend nach dem Frühling ſehnt. „Der Gebannte", und „Prometheus" ſind Gedichte voll Ernſtes. Noch gedankenvoller iſt „Der Komet", der wol für die Gegenwart eine ſchmerzliche Deutung gewinnt. Das Gedicht: „Nero", leidet an Längen.

Von Adalbert v. Chamiſſo, dem noch immer zu früh vollendeten Forſcher und Sänger, iſt „Der arme Heinrich", eine herzinnige, lieb und traut an die deutſche Seele anklingende Mär; in dem Versbau beinahe vollendet. Ihr voran ſteht eine „Zueignung an die Gebrüder Grimm", die, als kurz und traulich, und weil ſie wie Todesahnung eines edeln Menſchen lautet, wir hier ausſchreiben:

Ihr, die den Garten mir erſchloſſen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt;

Ich ſchuld' es Euch, daß, wie im Traume
Berührt, mein Saitenſpiel erklang,
Und ſich dem übervollen Buſen
In Schmerz und Luſt das Lied entrang.

Da wollt' ich Euch zum Kranze winden
Die ſchönſten Blumen, die ich fand,
Doch, abgelöſt von ihrer Wurzel,
Verdorrten ſie in meiner Hand.

Und immer ſprach zu meinem Herzen
Ich zögernd: alſo ſoll's nicht ſein,
Unwürdig wirſt den wackern Meiſtern
So nicht'ge Gabe du nicht weihn.

Und immer hofft' ich: morgen! morgen!
Ich ward indeſſen ſchwach und alt;
Nehmt heute denn des Greiſen Gabe,
Bevor ſein letztes Lied verhallt.

Unter den Gedichten von Franz v. Gaudy ſind auszuzeichnen: „Die Landesflüchtigen", mit Beziehungen, die nahe genug an Zeitbegebenheiten grenzen; ferner: „Die Gräber", originell erfunden und ſchauerlich burleſk. Warum aber ſteht bei der „Bettlerin vom Pont neuf" nicht angegeben, daß dies nur Bearbeitung nach Béranger iſt?

Oskar v. Sydow gibt ein einziges, aber werthvolles Gedicht: „Der Tiſchler und ſeine Geſellen." Die Geſellen des Tiſchlers aber, der eine düſter und geſpenſtig, der andere jugendlich, lebenvoll, ſind Niemand anders als der Tod und das Leben ſelbſt, von denen der eine über Nacht den Sarg, der andere die Wiege zimmert. Dort ſind die in der Werkſtatt umherfliegenden Hobelſpäne eitel Knochen und Schädel; hier ſind es lauter Blumen und Roſen. Darum auch, ehe der Morgen tagt, man den alten Tiſchlermeiſter todt in ſeinem Kämmerlein findet, während in ſelbiger Nacht der braven Frau des jungen Tiſchlermeiſters ein kräftiger Sohn geboren wird.

In artiſtiſcher Hinſicht erſcheint das Portrait des Grafen Platen als Titelkupfer des Almanachs.

(Der Beſchluß folgt.)

Lettres sur l'Espagne par *Adolphe Guéroult*. Paris 1838.

Wenn das „Journal des débats" einen Berichterſtatter nach Oſten oder Weſten ſendet, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß derſelbe erſtens ſeiner Aufgabe gewachſen iſt, und daß ihm zweitens von Seiten ſeiner Chefs die Mittel gegeben ſind, ſich an Ort und Stelle Verbindungen und Hülfsquellen zu verſchaffen, welche einem gewöhnlichen Reiſenden und Zeitungscorreſpondenten nicht zu Gebote ſtehen. Der Leſer darf daher das vorliegende Buch, deſſen Inhalt zum größten Theile in den Jahren 1836—37 in Correſpondenzform für das genannte Journal geſchrieben wurde, mit einem günſtigen Vorurtheile zur Hand nehmen, und Ref. glaubt ihm verſprechen zu können, daß er die Lecture deſſelben nicht beendigen wird, ohne ſeine Kenntniß des ſpaniſchen Volks- und Staatsthums weſentlich erweitert, wahrſcheinlich auch in manchen Stücken berichtigt zu haben. Wenn der Verf. zuweilen in ſeinen Urtheilen irrt, ſo täuſcht er ſich doch immer guten Glaubens, und ſeine unbefangene, lichtvolle Darlegung der Thatſachen ſetzt den Leſer in den Stand, die irrigen Anſichten zu berichtigen, zu welchen Hr. Guéroult hier und da durch ſeine beſondere Auffaſſungsweiſe verleitet wird.

Der politiſche Zuſtand Spaniens, der Charakter der beiden kämpfenden Parteien, ihr Verhältniß zu der Maſſe der Nation ſowie ihre beiderſeitigen Chancen des endlichen Sieges bilden natürlich den Hauptgegenſtand der Beobachtungen des Verf., ohne daß indeſſen die vielfachen Berührungspunkte vernachläſſigt würden, welche zwiſchen ſeinem eigentlichen Thema und den intereſſanteſten Seiten des geſellſchaftlichen und religiöſen Lebens, der adminiſtrativen und juridiſchen Einrichtungen, der Volksſitten u. ſ. w. ſtattfinden. Als Anhänger einer vernunftrechtlichen Staatstheorie iſt der Verf. entſchiedener Gegner der Principien, kraft deren Don Carlos ſein Vaterland in die Wirren des Bürgerkrieges geſtürzt hat; aber er behauptet, daß man auch auf der andern Seite einen falſchen Weg verfolgt, indem man fremdländiſche Inſtitutionen auf einen Boden verpflanzen will, dem die natürlichen Eigenſchaften und die hiſtoriſche Cultur fehlen, deren er bedürfte, um ſie ſich anzueignen und ihnen friſche Blüten und geſunde Früchte zu geben. Zur Zeit des Todes Ferdinand's VII., ſagt der Verfaſſer, war Spanien durchaus nicht für eine Revolution vorbereitet, deren Bedürfniß nur die Mittelclaſſe, das Bürgerthum, fühlte, zu welcher aber in der Maſſe des Volks, ungeachtet ihrer äußerſten Armuth, gar kein Stoff vorhanden war, denn dieſe erfuhr keinen Druck und war zufrieden in ihrem Elende. Das Bürgerthum beging daher einen großen Fehler, indem es das Land gewaltſam in eine Revolution drängte, durch welche es unfähig war daſſelbe hindurchzuführen, indem es über dem Bau hohler Theorien die raſche Erdrückung des äußern Feindes verſäumte. Die Anſtrengungen der aufgeklärten Spanier hätten ſich vorläufig darauf beſchränken ſollen, die Macht des Klerus zu brechen und den Aufſtand der baskiſchen Provinzen niederzuſchlagen. Für beide Zwecke konnten ſie auf den kräftigſten Beiſtand des Thrones rechnen, der ſich in Spanien von jeher allen liberalen Beſtrebungen anſchloß und auch die neueſte politiſche Bewegung durch die Proclamirung des aufgeklärten Despotismus begonnen hatte. Einige dieſer Behauptungen des Verf. ſind offenbar ziemlich gewagt, doch ſcheint derſelbe nicht mit Unrecht die Übereilung zu misbilligen, mit welcher die Freunde des politiſchen Fortſchritts nach dem Tode Ferdinand's zu Werke gingen; daß eben die Richtung, welche ihr bürgerlicher Freiheitsſinn nahm, eine falſche war, hat ſich im Verlaufe der letzten Jahre deutlich kund gethan. Die Bewegungspartei beging den großen Irrthum, ſich die erſte franzöſiſche Revolution zum Muſter zu nehmen und auf die Hülfsquellen zu rechnen, welche dieſe im Schooſe des Volks fand. Alle Elemente eines revolutionnairen Aufſchwungs, wie der von 1789 war, fehlen in Spanien, wo es weder ariſtokratiſchen Druck, noch Ungleichheit, noch Ehrgeiz, noch demokratiſche Leidenſchaften gibt. Dazu kommt, daß in Spanien weniger Nationalcinheit exiſtirt als in

Digitized by Google

Frankreich vor 50 Jahren, ja, weniger sogar als in dem heutigen Deutschland. Alle Revolutionspläne, welche einer wahren Volksbegeisterung, einer paroxysmenartigen Entwickelung aller Nationalkräfte zu ihrer Ausführung bedurften, waren daher auf Spanien durchaus nicht anwendbar. Festigkeit im Vorwärtsschreiten, besonnene Benutzung der einzelnen Vortheile, welche die Situation darbot, und energisches Festhalten an dem Gewonnenen war die Aufgabe, welche sich die Führer des spanischen Volks hätten stellen sollen, statt sich mit dem mühsamen Baue großartiger, aber unausführbarer Systeme zu beschäftigen und im müßigen Spiele mit eiteln Theorien die Zeit und die Kräfte zu verschwenden, welche vor allen Dingen zu Bekämpfung des Prätendenten und seiner fanatischen Anhänger zu verwenden waren. Der Krieg in Spanien, sagt der Verf. mit Recht, dreht sich eigentlich nur um den Provinzialgeist im Gegensatze mit den Centralisationsideen. Don Carlos ist geschickt genug gewesen, den ersten für seine Sache zu gewinnen, während die Revolution die Centralisationsideen für sich aufruft, die doch in Spanien so ohnmächtig sind und sich vielleicht nie beim Volke Eingang verschaffen werden. Dieser Misgriff der Revolution hat dem Prätendenten einen Bundesgenossen gegeben, der ihm weit nützlicher ist als selbst die Geistlichkeit; denn diese hatte bereits zu viel Terrain in Spanien verloren, als daß sie der constitutionnellen Sache hätte gefährlich werden können. Wenn auch die Spanier nicht, wie der Verf. aus ihren häufigen Spötterein über religiöse Dinge schließt, das am wenigsten abergläubische Volk der Erde sind, so thut man ihnen doch offenbar Unrecht, wenn man hinsichtlich dieses Punktes Begriffe auf die heutige Generation anwendet, die vielleicht vor 100 Jahren gültig waren. Die Mönche namentlich hatten schon seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts fortwährend an Zahl und Ansehen verloren, und wenn der Krieg von 1808 ihren Einfluß auf einen Augenblick wieder hob, weil sie sich an die Spitze der damaligen nationalen Bewegung stellten, so wurde er ihnen doch zuletzt dadurch in der Volksmeinung verderblich, daß er die französischen Ideen in Spanien im Umlauf brachte, und überdies den Wohlstand der Klöster zerstörte, also ihre Mittel, das Interesse der armen Volksclassen an sich zu fesseln, verringerte. Die sämmtlichen geistlichen Orden zählten indessen 1835 noch 30,906 Mitglieder, und sie besaßen noch immer eine Masse von Gütern und Einkünften, deren Gesammtsumme sie zwar der Berechnung zu entziehen wußten, die aber auf jeden Fall ansehnlich genug schien, um, wenn zum Vortheile des Staats verwendet, der Finanznoth desselben wirksam abzuhelfen. Die Operation, durch welche Mendizabal die Klöster unterdrücken und ihre Güter für Staatseigenthum erklären ließ, wird jedoch von Hrn. Guéroult entschieden gemisbilligt und hat seiner Behauptung nach nur unglückliche Folgen gehabt, indem sie 1) den Staatsschatz mit einer bedeutenden Pensionssumme für die ehemaligen Mönche belastete, 2) eine kostspielige und doch mangelhafte Verwaltung der neuen Nationalgüter nöthig machte, 3) die Zerstörung vieler Klostergebäude veranlaßte, die zu Casernen, Fabriken u. s. w. hätten benutzt werden mögen, 4) den Werth des Grundeigenthums herabdrückte und 5) den Staat bewog, einen großen Theil jener Güter um Spottpreise zu verschleudern. Der Zweck jener Maßregeln war, den Credit des Staats wieder zu heben, und dieser Zweck ist so wenig erreicht worden, daß die active Schuld auf 17, und die passive auf 4 steht. Die Ursache des Mislingens jener Finanzoperation findet der Verf. vorzüglich in dem geringen Vertrauen auf die Sicherheit des Besitzes der zum Verkaufe ausgebotenen Nationalgüter. Dieses öffentliche Mistrauen wird durch die drohende Stellung des Don Carlos und noch mehr durch die Erinnerung an den Erfolg einer ähnlichen 1820 vorgenommenen Operation bewirkt. Nach seiner Wiedereinsetzung in die absolute Gewalt gab nämlich Ferdinand VII. den Klöstern alle ihre Güter zurück und erklärte zugleich nicht allein die darauf verwendeten baaren Kaufsummen für verwirkt, sondern auch die Staatseffecten für erloschen, gegen welche viele Klostergüter ausgetauscht waren. Unter solchen Umständen finden sich wenig Käufer für die Nationalgüter, und die Kauflust steht namentlich in durchaus keinem Verhältnisse zu der ungeheuern Masse der letztern. Nur Inhaber spanischer Staatspapiere wagen etwa jenes Geschäft, bei welchem im glücklichen Falle allerdings viel zu gewinnen ist; aber in dieser Classe werden der Sache der Revolution weder neue Anhänger gewonnen, noch wird durch sie etwas für die Theilung des Grundbesitzes erreicht. Der Verf. ist der Meinung, daß der größte Theil dieser Inconvenienzen vermieden worden wäre, wenn man den Vorschlag des Hrn. Florez Estrada, die Nationalgüter auf Erbzins zu verpachten und die Einkünfte aus denselben gewissenhaft zur Verzinsung der Staatsschuld zu verwenden, angenommen hätte. Als augenblickliches Auskunftsmittel möchte die Ausführung dieses Planes allerdings manche Vortheile gewährt haben; es ist dabei jedoch nicht, wie der Verf. thut, zu übersehen, daß die Einführung eines so ausgedehnten Systems einer ewigen Grundrente früher oder später eine neue ökonomische Revolution nöthig gemacht haben würde. In offenbarem Irrthum aber scheint der Verf. zu sein, wenn er die Abschaffung des Zehnten für einen großen Fehler erklärt. Es ist hundertmal bewiesen worden, daß der Zehnte eine vexatorische, jede Möglichkeit der verhältnißmäßigen Besteuerung ausschließende und den Landbau ruinirende Abgabe sei, sodaß es völlig überflüssig sein würde, auf die gegen den Zehnten unter allen Verhältnissen entscheidenden Gründe zurückzukommen und nachzuweisen, daß derselbe in Spanien, gleichviel ob er dort eine Feudallast ist, oder, wie der Verf. darzuthun sucht, von den Römern oder gar den Karthaginensern her datirt, ebenso wenig gerechtfertigt werden kann als in andern Ländern, wo er erweislich einen Überrest der Lehnsbarbarei bildet.

Ohne weiter auf diese Finanz- und Verwaltungsfragen einzugehen, deren Berührung durch ihren Zusammenhang mit dem religiösen und kirchlichen Zustande Spaniens nothwendig gemacht wurde, wendet sich Ref. zu der Schilderung, welche Hr. Guéroult vor der Stimmung des spanischen Adels und seiner Stellung zu der Revolution gibt. Der Verf. warnt den Leser zuvörderst vor den Vorurtheilen, welche ihm der Charakter des Adels anderer Ländern in Bezug auf den spanischen einflößen könnte, und er weist mit überzeugender Gründlichkeit nach, daß die historische und gesellschaftliche Stellung des spanischen Adels eine durchaus eigenthümliche, sonst nirgend wiederkehrende ist. In Spanien gibt es nicht wie in den meisten übrigen Ländern Europas eine Race von Eroberern und eine andere von Besiegten, deren Gegensatz trotz der mildernden Wirkung vieler Jahrhunderte sich überall bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die ganze spanische Nation ist ein Siegervolk, und sie hat einen gemeinschaftlichen Adelstitel, oder glaubt ihn doch wenigstens zu haben: altes Christenthum. Dies ist die geschichtliche Grundlage der völligen Gleichheit, welche unter allen Classen des spanischen Volks stattfindet, und kraft deren in den Formen des gewöhnlichen Lebens kein Unterschied zwischen einem Granden von Castilien und einem Bauer bemerklich ist. Aber noch andere Ursachen trugen dazu bei, dem Adel in dem monarchischen Systeme Spaniens eine anomale Rolle anzuweisen. Die Bourbons entfernten den Adel, der in dem Erbfolgekriege größtentheils dem Hause Östreich angehangen, von den Geschäften, um ihn durch Fremde, wie Alberoni, Riperda, Grimaldi, oder durch Günstlinge aus den untern Classen des Volks, wie Calomarde (Ensenada und Aranda gehörten wenigstens nur dem niedern Adel an), zu ersetzen. Durch solche Zurücksetzung und durch die gleichzeitige Verarmung des Adels wurde natürlich die politische Bedeutung desselben sowie seine Anhänglichkeit an den Thron immer mehr geschwächt. Daraus erklärt sich die Hinneigung des spanischen Adels zu constitutionnellen Ideen, von deren Realisirung er nichts zu fürchten hat, denn er besitzt keine gehässigen Privilegien, zu deren Behauptung er des Beistandes eines absoluten Thrones bedürfte. Das Verhältniß des Grundherrn zum Pächter ist ein fast patriarchalisches. Der Eigen-

thümer, welcher den Pachter fortschicken will, muß ihm den Contract ein Jahr, in manchen Provinzen sogar zwei Jahre vorher aufkündigen, und der Letztere kann sich selbst wider den Willen des Grundherrn im Pachtbesitze behaupten, wenn er sich einen ebenso hohen Zins zu zahlen erbietet als sein etwaiger Concurrent. In Estremadura und Andalusien hat der Bauer das Recht, nach der Ernte den gepachteten Acker schätzen und den Pachtzins in Gemäßheit des Schätzungswerths herabsetzen zu lassen. Diese und ähnliche Privilegien des Bauers machen die unermeßliche Verschiedenheit fühlbar, die zwischen dem Zustande Spaniens und dem anderer Länder, welche Revolutionen zu fürchten haben, stattfindet, und sie geben einen neuen Beleg dafür, daß der spanische Adel bei politischen Veränderungen eher zu gewinnen als zu verlieren hatte. Daher sehen wir denn auch, daß nur ein vergleichsweise geringer Theil des Adels der Fahne des Don Carlos folgt, und daß seine Mehrzahl geneigt ist, sich der gemäßigten Bewegungspartei anzuschließen. Von dieser allein erwartet der Verf. überhaupt die Wiederherstellung einer politischen Ordnung in Spanien. Um zu einer solchen zu gelangen, muß man, seiner Ansicht nach, zuerst auf alle Revolutionsmacherei verzichten und sich auf die Reformen beschränken, welche die zahllosen Misbräuche in allen Zweigen der spanischen Verwaltung erheischen. Daß man, sagt er, um Spanien von dieser Pest zu heilen, mit Don Carlos und dem alten Régime brechen mußte, ist offenbar; aber es ist eine Absurdität, wenn man den revolutionnairen Geist entfesseln will, denn dieser existirt in Spanien nicht, und die Jakobiner sind dort ebenso wenig zu fürchten als die Gespenster. Eine Demokratie, deren letztes Mitglied ebenso adelig ist als der König, ist wenig gefährlicher Natur, und so fährt denn auch, allen Aufregungsversuchen zum Trotz, die spanische Demokratie unerschütterlich fort ihre Felder zu pflügen, ihre Maulthiere zu treiben und Contrebande zu machen, gerade wie in der guten alten Zeit. Aber der Verf. hofft nicht, daß die constitutionnelle Partei mit eigenen Kräften des baskischen Aufstandes und des Bürgerkriegs, den dieser in den meisten übrigen Provinzen angefacht hat, Meister werden werde, obgleich er auf der andern Seite noch weniger an den Sieg des Don Carlos glaubt. Das einzige Mittel, den Frieden in Spanien herzustellen, sieht er in der französischen Intervention. Eine solche, sagt er, wird sowol von den politischen als den Handelsinteressen Frankreichs selbst dringend gefodert und ohne große Schwierigkeiten zum Ziele geführt werden können, denn die Basken verlangen, um sich zu unterwerfen, vorzüglich nur eine Garantie gegen Reactionen von Madrid aus und einen Vorwand, die Waffen mit Ehren niederzulegen; die erste aber würde durch die Vermittelung der französischen Regierung und der zweite durch das Einwirken eines französischen Heeres gegeben werden. Ohne in diesem letzten Punkte die Hoffnungen des Verf. ganz zu theilen, schließt sich Ref. den Wünschen desselben für die Beruhigung Spaniens durch französische Vermittelung aufrichtig an, wiewol er sich nicht verbirgt, daß die Aussicht dazu in diesem Augenblicke geringer ist als je. 14.

Literarische Notizen.

Braconnier hat unter dem Titel: „Essais sur la langue française", eine Theorie des Geschlechts in grammatikalischer Hinsicht aufgestellt. Die Natur selbst hat nach Braconnier die Eintheilung der Nomina in männliche und weibliche vorgezeichnet. Der Mann, dieser Herr der Welt, seiner Größe, Stärke und Ohmacht sich bewußt, strebt, alles Das sich zu assimiliren, was an Größe, Stärke und Ohmacht seinem Charakter entspricht; im Gegentheil assimilirt er seinem schwachen weiblichen Gefährten Alles, dessen charakteristisches Attribut die Schwäche und dessen Bedarf eine Stütze ist. Daher heißt es, le fleuve, männlich, und im Gegentheil la source, weiblich; so stellte Boileau figürlich den Rhein unter der Gestalt eines Kriegers dar:

Le Rhin tremble et frémit à ces tristes nouvelles.
— — — — — — —
A ces mots, essuyant sa barbe limoneuse,
Il prend d'un vieux guerrier la figure poudreuse,
Son front cicatrisé rend son air furieux etc.

Dagegen werde die Quelle unter der Figur einer schlanken, mit melodischer Stimme begabten Nymphe dargestellt, wozu ebenfalls ein Beispiel, und zwar aus Delille, zum Überflusse zugefügt wird. Die Dichter und die bessern Prosaisten brauchen oft ein und dasselbe Nomen bald männlich, bald weiblich, je nach dem Ausdruck, den man ihm geben will; so die Nomina foudre, amour, couple, automne ꝛc. So ist foudre der Regel nach weiblich, sowol im eigentlichen als im tropischen Sinne; aber es geschieht nicht ohne Grund, wenn foudre in gewissen Fällen männlich gebraucht wird, so von Corneille:

On n'y verra braver tout ce que vous craignez,
Ces *foudres impuissants* qu'en leurs mains vous peignez

oder von Voltaire:

Allez valncre l'Espagne, et songez qu'un grand homme
Ne doit point redouter les *vains foudres* de Rome.

So viel Willkürlichkeiten man auch veranlassen würde, wollte man des Verf. Principien auf jedes Nomen anwenden, so muß man außerdem Hrn. Braconnier einräumen, daß er sich in Bezug auf das sächliche Geschlecht total in das Alterne verliert. „Mehre Sprachen", sagt der Verf., „besitzen noch ein drittes Geschlecht, das sächliche, welches, wie man meinen möchte, alle Gegenstände umfassen sollte, an denen die unterscheidenden Merkmale des Männlichen oder Weiblichen erloschen sind. Aber auch hier ist das Verfahren durchaus willkürlich; denn das Deutsche z. B. stempelt manches beseelte Wesen zu einem Neutrum, während es viele unorganische Körper durch das Geschlechtswort männlich oder weiblich macht." Der Verf. findet nun in diesem genre neutre Anzeigen von Knechtschaft und Sklaverei, indem die Sprachen, welche es behalten haben, denjenigen europäischen Völkern angehören, bei welchen die meisten Spuren der feudalen Knechtschaft zu finden sind. Als ob das republikanische Rom trotz des Neutrum, welches es in seiner Sprache beibehalten hatte, nicht freier gewesen wäre als das constitutionnelle Frankreich unter Ludwig Philipp! Oder als ob die französische Sprache nicht schon zu der Zeit, als Frankreich an feudalistischen Elementen mindestens ebenso reich war als Deutschland, das Neutrum abgeworfen hätte! Es ist nur verbissener Ärger des Hrn. Braconnier über diesen Mangel der französischen Sprache, wenn er ihn durch einen so subtilen und lächerlichen Schluß zu entschuldigen und zu erklären sucht. 103.

Walter Scott's Handschriften.

Der Buchhändler Cadell in Edinburg hat mit vielen Schwierigkeiten die überall zerstreuten Originalhandschriften der Waverley-Romane an sich gebracht und in einem schönen, mit Eichenholz getäfelten Zimmer seines Hauses aufgestellt. Sie bilden eine lange Reihe von Quartbänden in Juften gebunden. Auch befinden sich darunter die Handschriften einiger Gedichte, namentlich des „Fräulein vom See". Alle Romane Scott's sind auf großes Postpapier enge vom obern bis zum untern Rande geschrieben, aber zur Bequemlichkeit des Setzers ist nur eine Seite jedes Blattes beschrieben. Man findet nur unbedeutende Wortverbesserungen hier und da zwischen den Zeilen. Als Scott in seinen letzten Lebensjahren eine in monatlichen Lieferungen erschienene Ausgabe seiner Romane begann, sah er alle sorgfältig durch und brachte in dem durchschossenen Exemplar eines jeden vielfältige Verbesserungen an. Auch diese Bände befinden sich in Cadell's Sammlung. 101.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 15. — 15. Januar 1839.

Die Taschenbücher für 1839.
Fünfter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 14.)

15. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von Dr. Adrian.

Den poetischen Inhalt dieses Taschenbuchs bilden: „Der Sohn der Amme", Novelle von Ludwig Storch; „Die Russalki", drei Sagenbilder aus dem hohen Norden von Wilhelm Müller; „Das Bild des Gekreuzigten", Novelle von Theobald, und endlich „Eine Erzählung aus dem Serai", von einem Ungenannten. Von diesen novellistischen Beiträgen sind die Novelle von Storch und das letzte der Sagenbilder von Wilhelm Müller, welches die Aufschrift: „Imatra", führt, beiweitem die vorzüglichsten. Die Storch'sche Novelle: „Der Sohn der Amme", spielt in Frankreich kurz vor und noch zur Zeit der Revolution von 1789. Der nächste Schauplatz ist die altritterliche Familie und das Schloß von Joinville. Hier wohnt die junge bildschöne Ritterfrau, die an der Seite eines finstern, ruhelosen, Tage und Wochen lang in den dichten Wäldern auf der Jagd umherstreifenden Gemahls sich unselig fühlt, dabei aber von Liebesglut verzehrt wird zu einem andern schönen und sanften Ritter, Namens Colin du Ganderon. Aber auch Vincent, der finstere Ehehere der schönen Dame, ist auf düstere Weise noch durch ein früheres Verhältniß gefesselt, und so tritt nun zwischen diese Interessen des Hasses und der Liebe der Sohn der Amme, nämlich der Amme der schönen Schloßdame, ein bildschöner Knabe, seltsamerweise wie ein Verhängniß hinein, der, selbst unschuldig und in Liebe befangen zu seiner liebenswürdigen Milchschwester, dennoch alles Schreckliche, was geschieht, zum Theil veranlaßt, zum Theil auf abenteuerliche oder auf traumhafte Weise mit hinein verwickelt wird. Als ein Theil dieses Verhängnisses, welches zuguterletzt dennoch für den Schicksalshelden selbst, für den Sohn der Amme, am besten ausschlägt, erscheint auch der anfangs fabelhafte Alte vom Berge mit seinem prophetischen Vogel, der aber in dieser Geschichte kein Kukuk, sondern ein bunter Papagai aus Westindien ist. Die Novelle, wol absichtlich im sogenannten romantischen Genre gehalten, steigert sich beinahe bis zur wirklichen Charakteristik; sie ist im Ganzen gut dargestellt, und einzelne Personen, wie die schöne Dame von Joinville, Babuchon, die Amme, und ihr vermeintlicher Sohn René erwecken gerade so viel Interesse, als man von Novellenfiguren des zweiten und dritten Ranges verlangen kann.

„Die Russalki", von Wilhelm Müller, der zweite Beitrag des Taschenbuchs befassen in sich drei Märlein, Das erste: „Der Bindering", kleinrussisch, ist etwas breit und monoton gehalten und hätte füglich auf der Hälfte des Raums ausgeführt werden können, den es jetzt einnimmt. Anziehender ist das zweite (sibirische) Märlein: „Der Sohn der Todten." Hier gibt die sibirische Schnee- und Schlittenscenerie der Sache mehr Relief. Am vorzüglichsten und wahrhaft ergreifend ist das dritte Märlein, finnischen Ursprungs: „Imatra." Hierin haust viel Poesie, es waltet eine große ergreifende Naturanschauung; denn Imatra ist ein furchtbarer Wassersturz in dem wildromantischen Finnland, und diesen Wasserstrudel bewohnt eine böse, allem Lebendigen feindselige Nixe, die einen russischen Edelmann, einen losen Jüngling aus der petersburger vornehmen Welt, der ein finnisches Mädchen grausam getäuscht und verführt hatte, rächend und strafend hinabschlingt in ihr furchtbares Wasserreich. In diesem letzten Märchenbilde steigert sich die Poesie der Finnen bis zur schönsten Charakteristik, bis zur reichsten, kräftigsten, volltönigsten Naturanschauung. Alles ist Leben; die Menschen leben und die Gewässer und die Geister, Wald und Bäume, Stein und Moos; denn dies Alles durchweht der würzige Hauch des Poetischen, der auch im höchsten Norden das unendlich Belebende ist. Schön und gewaltig zeigt sich die Liebesneigung der finnischen Jungfrau. Dämonischer Natur ist ihre Mutter, eine gigantische Norne Finnlands, welche selbst noch Rache an dem Leichnam des Verführers und Mörders ihres einzigen süßen Kindes nimmt, den die tückisch-brandende Woge wieder ans Felsenufer geschleudert hat. Die frommen Landleute begraben ihn neben der Jungfrau, die sich in denselben Fluten selbst ertränkte. Doch kaum ist die letzte Scholle gefallen, kaum wölbt sich das Grab, als die Alte, die finstere Norne, wieder erscheint. Stumm tritt sie unter die Arbeiter, drohend streckt sie ihnen den Arm entgegen, daß sie scheu zurückweichen, und wie sie jüngst mit ihren Händen das Grab der Tochter zubereitet, begann sie dieses wieder zu öffnen, und wie der Leichnam wieder im Lichte des Tages liegt, faßt sie ihn

bei den Haaren und ſchleudert ihn mit übermenſchlicher Kraft in die Flut zurück. Dann ſchreitet ſie ruhig durch die Reihen der erſchrockenen Landleute, und man ſah ſie niemals in jener Gegend wieder.

„Das Bild des Gekreuzigten", Novelle von Theobald. Eine ſogenannte Künſtlernovelle, aber ein Product, was auf höchſt ſchwächlichen Füßen ſteht; es iſt ſehr fade, flau, geziert, hochſentimentaliſch, grimmig-romantiſch und, was das Schlimmſte von Allem iſt, langweilig. Ein Maler, Victor, dem es recht gut geht, und der die ſchönſte, reichſte Braut beſitzt, die ihm mit unſaglicher Liebe zugethan iſt, malt an einem Bilde des Gekreuzigten, und je länger er malt, deſto mehr bildet er ſich ein, daß ſein Machwerk nichts tauge. Er wartet aber, wie es doch einem Menſchen von einigem Menſchenverſtand zuzutrauen geweſen wäre, den Augenblick der Entſcheidung, d. h. die Kunſtausſtellung, nicht ab, ſondern ſchreibt lieber ſechs verrückte Tagebuchsblätter, läßt Gemälde Gemälde ſein und ſtürzt ſich von einem Thurm herunter. Nach ſeinem Tode erhält, wie man ſich denken kann, ſein Gemälde den erſten Preis, und Maria, ſeine nicht weniger excentriſche Geliebte, wird anſtatt ſeiner vom Volke gekrönt und mit Anbetung überhäuft. Und ſolchen Unſinn, wo auch nicht ein Funken von poetiſchem Mark und von poetiſcher Wahrheit darin iſt, nennt man eine Dichtung.

Die „Erzählung aus dem Serai", der letzte Beitrag dieſes Taſchenbuchs, iſt allerdings morgenländiſch coſtumirt, aber auch unverkennbar von morgenländiſcher Langweile erfüllt. Der Gang iſt unermeßlich ſchleichend, die Intrigue ſo gut als keine; nichts als Liebe und Schmachten und Gram und dgl. nach morgenländiſcher Weiſe. „Viele Stunden verfliegen den Liebenden in Verſicherungen inniger, zärtlicher Liebe und ewiger Treue, und ſie ſcheiden endlich in der ſichern Hoffnung, ſich bald wieder zu ſehen." Aber dem Leſer wird auch die halbe Stunde endlos lang, die er der Lecture dieſer Novelle widmet, und er ſcheidet von dem Verfaſſer mit dem Wunſche, ihn entweder niemals, oder etwas kurzweiliger wiederzuſehen.

Die dem Taſchenbuche beigegebenen Stahlſtiche (engliſche Arbeit und der Zahl nach ſieben) ſind nur zum Theil gelungen zu nennen. Als Titelkupfer erſcheint das ganze Portrait des bekannten und beliebten Novelliſten v. Sternberg. Der Mann ſieht hier aber ganz anders aus, als man geneigt iſt, ſich ihn zu denken.

Zur Ergänzung dieſes fünften Artikels über die diesjährigen Taſchenbücher ſagen wir ſchließlich noch ein beurtheilendes Wort über den

16. Berliner Kalender auf das Gemeinjahr 1839.

Nächſt Dem, was in dieſem Kalender ſich Kalenderiſches und Genealogiſches vorfindet, worüber ſich eben nichts Weiteres bemerken läßt, als daß es darin ſteht und es wahrſcheinlich (denn wer ſollte hierbei alle die etwa möglichen Fehler ergründen können) ſeine Richtigkeit damit hat, enthält derſelbe eine hiſtoriſche Abhandlung unter dem Titel: „Blick auf die Entwickelung der Ereigniſſe und die Folge der politiſchen Beziehungen, durch welche das Großherzogthum Poſen eine Provinz des preußiſchen Staates geworden iſt." Es rührt dieſe verdienſtvolle hiſtoriſche Arbeit wahrſcheinlich von einem höhergeſtellten preußiſchen Beamten her, und ſie wurde von dem Verfaſſer, der die Verſchweigung ſeines Namens dabei zur unerlaßlichen Bedingung machte, an den Oberpräſidenten der Provinz Poſen und von dieſem der Kalenderdeputation zugeſandt. Zu bedauern iſt es, daß die letztere wegen der großen Länge der Abhandlung ſich genöthigt ſah, die ganze Einleitung derſelben hinwegzulaſſen, ſodaß, was hier als erſter Abſchnitt erſcheint, im Manuſcripte die zweite Hälfte des dritten iſt. Eine ruhige gründliche Forſchung ſieht man der Arbeit wol an; es ſcheint, daß dem Verf. hier und dort Quellen und Actenſtücke zu Gebote ſtanden, die nicht jedem Hiſtoriker zu benutzen frei ſteht. Der nach und nach im Innern Polens immer mehr und mehr einreißende Verfall, die allmälige Zerbröckelung aller Verhältniſſe und Zuſtände, das blinde Gegeneinanderwüthen der mächtig aufgereizten Parteien und die zu allen Zeiten unerträgliche Perfidie des polniſchen Adels, der eine ſo ſchwere Schuld in Polens Reichsgeſchichte trägt, ſind von dem Verf. gut und anſchaulich geſchildert und überhaupt die Zeiträume je nach ihrer beſondern Bedeutung in deutliche und anſprechende Gruppen vertheilt und auseinandergelegt. Am gelungenſten aber iſt der Zeitraum der Einflüſſe Friedrich's II. und Maria Thereſia's und die Stellung des preußiſchen Cabinets zu Polen in dieſer Zeitepoche von dem Verf. dargeſtellt. Hier markirt ſich recht deutlich die Pünktlichkeit und die umſichtige Sorgfalt des preußiſchen Beamten, der hoch genug ſteht, um der Sache, die ſeinem patriotiſchen Intereſſe ſo nahe liegt, einen erheblichen Geſichtspunkt abzugewinnen.

Außer dieſer gewiß werthvollen Abhandlung enthält dieſer Almanach noch eine nicht unintereſſante Novelle in zwei Büchern von Dr. Bärmann: „Der Erbſchmuck", deren Intereſſe nach dem Ausgange zu ſich immer mehr belebt. Zuletzt tritt eine ziemlich ausführliche Aſſiſenverhandlung als entwirrende Macht herein, wobei der Erbſchmuck, der ſeltſam, faſt geſpenſtig in der Familie Seymour ſein Weſen treibt, eine wichtige Rolle ſpielt; denn nun ergibt es ſich, daß Ringulf Daubigny den jungen Geiſtlichen Edmund Howard nicht allein um ſein ganzes Lebensglück betrogen, ihm die geliebte Braut, Miß Emmy Seymour, durch ſchnöde Ränke und Verleumdungen geraubt hat, ſondern daß er auch, als dieſer 18 Jahre ſpäter aus entlegenem Welttheile in die Heimat zurückkehrte, in ſeinem unauslöſchlichen, teufliſchen Haß an dem Unſchuldigen zum Mörder ward. Zwiſchen durch die Hauptperſonen dieſer Novelle bewegt ſich als pikante Nebenfigur die Geſtalt des blödſinnigen Knaben Joſeph Aſton, der zur vollſtändigen Entwirrung der Geſchichte ebenfalls weſentlich beiträgt. Es wäre an der ganzen Novelle nichts Erhebliches auszuſetzen, als daß ſie ſich mehr als nöthig und billig in den Formen engliſcher Breite bewegt. Der deutſche Leſer verlangt, wenn es ſich nur um einen Familienſtoff handelt, nicht mit Unrecht eine gedrängtere Plaſtik.

Von den beigegebenen Stahlstichen, welche meistens Prospecte aus preußisch-polnischen Städten und Landschaften dieses Himmelstrichs darstellen, fallen einige auf sehr bemerkbare Weise ins Gelbliche. Das Portrait von Stanislaus Leszczynski ist ein ausdrucksvoller, vortrefflicher Stich. *) 4.

Biographie universelle des musiciens, et bibliographie générale de la musique, par *F. J. Fétis*. Vier Bände. Paris 1835—37.

Nachdem der erste Band dieses Werks, welcher neben einem kurzen Abrisse der allgemeinen Geschichte der Musik die lexikalisch geordneten Artikel unter A enthält, bereits 1835 erschien, und seitdem die weitere Fortsetzung in drei Bänden folgte, deren Nomenclatur bis zu Gy reicht, bietet der Verf. schon einigermaßen hinlänglichen Stoff, um zwischen seiner Leistung und Dem, was er zu leisten beabsichtigt, eine Vergleichung zuzulassen und zugleich durch eine beurtheilende Anzeige das musikalische Publicum auf dieses Werk aufmerksam zu machen. Die Hauptabsicht des Verf. ist nach der Vorrede, eine wesentliche Lücke in der Literatur der Musik auszufüllen. Durch kritische Betrachtung (ausführlich in der „Revue musicale" von 1832 und kürzer in der Vorrede des vorliegenden Werks) der bisher bekannten hierher gehörigen lexikalischen Werke von deren Mangelhaftigkeit überzeugt und durch seine verschiedenen amtlichen Stellungen (früher Professor des Contrapunktes am Conservatorium in Paris, dann Kapellmeister und Director des brüsseler Conservatoriums) zur Benutzung solcher Quellen gelangt, die seinen Vorarbeitern aus mancherlei Umständen unbekannt blieben, sieht er sich in den Stand gesetzt, die vorhandenen biographisch- und bibliographisch-musikalischen Nachrichten theils zu berichtigen, theils zu ergänzen und die Literatur der Musik durch ein möglichst ausgeführtes Werk in acht Bänden nebst Supplementen und Kupferbeilagen zu bereichern. Zum Beweise, daß die bekannten Arbeiten eines Brossard, Walther, Mattheson, Forkel, Gerber u. A. nicht mehr als ausreichend betrachtet werden können, bezieht sich Hr. Fétis auf die in neuerer Zeit von ihm angestellten Forschungen und deren Resultate, zu denen jene zu zählen sind, welche wir andern bedeutenden Musikgelehrten verdanken. Gerecht in der Anerkennung fremder Verdienste, besonders seiner deutschen Vorarbeiter Forkel und Gerber, legt er seinem Werke denselben Plan, nur in größerm Maßstabe zum Grunde, nach welchem unser fleißiger Gerber sein altes und neues „Lexikon der Tonkünstler" bearbeitete.

Von der Menge und Reichhaltigkeit der von dem Verf. gesammelten und benutzten Quellen hat er seit dem Erscheinen der von ihm 1827 begründeten und bis 1835 fast ganz allein geschriebenen „Revue musicale" (einer Zeitschrift in 15 Bänden in 8. u. 4.) die interessantesten Proben mitgetheilt, welche er in jener Zeit meistentheils seinen Forschungen in den reichen pariser Bibliotheken verdankte. Seitdem er 1833 seine neue Stellung in Brüssel antrat, fand er daselbst das Feld seiner Forschungen ungemein erweitert, indem sich ihm die Gelegenheit darbot, seine Aufmerksamkeit von nun an auf die alte burgundische Bibliothek, auf ähnliche andere Sammlungen und sogar auf den Inhalt mancher belgischen Archive zu richten, in denen er unter andern Merkwürdigkeiten aus einem Zeitraume von fast 200 Jahren alle Compositionen für die Hofkapelle in den Niederlanden fand. Unter diesen Umständen bereicherte er seinen bisherigen Schatz wieder so bedeutend, daß ihm das Materials zu dem vorliegenden Werke, zu welchem überhaupt genommen nach seiner eigenen Versicherung die Lecture von ungefähr 40,000 Bänden (?) gerechnet werden kann, fast zu viel werden muß, falls er ganz allein die Arbeit des Ordnens unternehmen und ohne weitere Beihülfe das ganze Werk selbst schreiben will.

Nicht in der Absicht, die Verdienste des Hrn. Fétis durch Mistrauen in seine Angaben über die ungeheuere Ausdehnung seiner Vorarbeiten und rastlosen Thätigkeit schmälern zu wollen, sondern nur in Folge der eben ausgesprochenen Meinung, daß unter den angegebenen Umständen die Kräfte eines Einzelnen nicht hinreichen dürften, bemerken wir, daß bei der Vortrefflichkeit sehr vieler wichtiger Artikel dennoch manche, besonders in Beziehung auf biographische und bibliographische Nachrichten über deutsche Künstler und deutsche Literatur, vorkommen, deren Redaction von einer Flüchtigkeit zeugt, die bei einem Manne wie Hrn. Fétis, der jede fremde Feder einer strengen Kritik unterwirft, nicht hätten vorkommen sollen. Im Allgemeinen, und um hier nicht allzu viele specielle Fälle anzuführen, weil diese für den Supplementband aufbewahrt bleiben können, beziehen wir unsere Bemerkung auf die Verunstaltung der in deutscher Sprache angegebenen Titel, auf fehlerhafte Orthographie deutscher Namen und endlich auf Übersetzungen wie folgende, welche den deutschen Titel: „Fünf schöne Trostlieder", durch „Cinq belles chansons de Trost" gibt. Kurze Kritiken, wie jene über J. S. Bach, die hier in der Originalsprache folgt, um an ihrer Originalität nichts zu verlieren, beweisen, gelinde gesagt, ebenfalls eine Flüchtigkeit; denn es ist anzunehmen, daß Hr. Fétis ein mehr kritisches Urtheil hätte geben können, als er in folgenden Worten gethan hat, die eben gar keinen kritischen Geist verrathen und allenfalls nur zu den modernen Tiraden zu zählen sind: „Les caractères distinctifs des compositions de J. S. Bach sont une originalité soutenue, un style élevé, une teinte mélancolique, une mélodie souvent bizarre, sauvage même, mais sublime; une harmonie fréquemment incorrecte, mais pleine d'effet" etc. Andere Fehler, wie die Bemerkung über Bach's Blindheit in Bezug auf seine „Kunst der Fuge", wären zu vermeiden gewesen, wenn Hr. Fétis sich Zeit gelassen hätte, Marpurg's Vorrede zu dem angeführten Werke, auf welche er sich doch bezieht, näher anzusehen. Wenn nämlich Marpurg erzählt: „Bach wurde durch seine Augenkrankheit und den kurz darauf erfolgten Tod außer Stand gesetzt, das Werk selbst zu endigen — —, er wurde von demselben mitten unter der Ausarbeitung seiner letzten Fuge — — überrascht. Man hat indessen Ursache, sich zu schmeicheln, daß der zugefügte vierstimmig ausgearbeitete Kirchenchoral, den der selige Mann in seiner Blindheit einem seiner Freunde aus dem Stegreif in die Feder dictirt hat, diesen Mangel ersetzen und die Freunde seiner Muse schadlos halten wird", so ist es doch wol mehr als bloße Flüchtigkeit, wenn Hr. Fétis nun folgende Bemerkung mittheilt: „Bach componirte dieses Werk, um die Langeweile zu verscheuchen, die ihn in seiner Blindheit so niederbeugte."

Nach diesen Andeutungen, die wir dem Verf. nicht schuldig bleiben durften, ohne parteiisch zu sein, fügen wir nun aber um so lieber an, daß seine eigentliche Stärke als Bibliograph und Biograph sich da zeigt, wo es darauf ankommt, über solche Gegenstände und Zeiträume der Geschichte der Musik ein Licht zu verbreiten, die bisher aus Mangel an vorhandenen Quellen noch gar keiner kritischen Beleuchtung unterzogen werden konnten, oder doch nur theilweise unterzogen wurden. Vorläufig gründen wir dieses Urtheil auf manche einzelne Artikel des vorliegenden Werks und auf das, dem ersten Bande auf 216 Seiten vorgedruckte „Résumé philosophique de l'histoire de la musique", in welchem der Verf., freilich nur in aller Kürze, auf mehre Gegenstände der Geschichte hinweist, deren weitere Ausführung er sich aber in einem besondern Werke, in seiner „Allgemeinen Geschichte der Musik", vorbehält. Besonders interessant sind die Angaben, daß der Ursprung unserer heutigen Figuralmusik, im Gegensatze derjenigen, die sich in der römischen Kirche als plain-chant gebildet und erhalten hat, in melodischer Hinsicht bei den Russen, in harmonischer bei den skandinavischen Völkerschaften zu suchen sei; ferner, daß die

*) Es wird noch ein sechster Artikel folgen. D. Red.

Mensuralmusik schon vor Guido's Zeit, bereits im 9. Jahrhundert und wahrscheinlich noch früher als weltliche Musik, im Gegensatz der Kirchenmusik überhaupt, existirt habe; dann, daß Franco von Köln, der Mensuralist, gegen die Meinung der Herren Perne, von Winterfeld und Kiesewetter, wirklich einerlei Person gewesen sei mit dem von Siegebert von Gembloux erwähnten Scholasticus Franco in Lüttich. Auch hier bezieht Hr. Fétis sich auf viele von ihm zuerst entdeckte, allen andern Literatoren der Musik bisher unbekannt gebliebene Quellen, und er verspricht zugleich, durch Vorzeigung echter Monumente aus einer vor-Dufaischen Periode dieselbe genau zu charakterisiren und dadurch über einen, für die Geschichte des Ursprungs unserer melodisch-rhythmischen Musik höchst wichtigen Zeitpunkt, der bisher noch sehr im Dunkeln lag, völliges Licht zu verbreiten. Da nun manches Resultat seiner fleißigen Forschungen einen geeigneten Platz in dem vorliegenden Werke finden muß, so muß dieses auch an Neuheit und Reichhaltigkeit der Artikel alle frühern Werke dieser Gattung übertreffen und aus diesem Grunde um so mehr den Wunsch erregen, sowol die Herausgabe dieses Lexikons als die versprochene „Allgemeine Geschichte der Musik" möglichst zu beschleunigen, welche letztere, beiläufig erwähnt, eine vollständige Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der verschiedenen Systeme der Tonalität und der Notation, nebst hinreichender Erklärung derselben enthalten soll.

Was indessen den Beweis des Verf. über die Identität der beiden Franco betrifft, so ergibt sich aus seinem Artikel: Franco, noch durchaus keine gründliche und vollständige Widerlegung der Meinung jener obengenannten Gelehrten; es wird also auf die weitern Gründe ankommen, welche der Verf. in der ebenfalls beabsichtigten Herausgabe der Werke des Franco und mehrer anderer Schriftsteller seiner Zeit für seine Meinung beibringen wird. Im Ganzen genommen berechtigen die seither erschienenen Bände des vorliegenden Werks zu dem Ausspruche, daß sie zu dem Besten gehören, was in neuerer Zeit überhaupt in der Literatur der Musik geleistet worden ist, und man darf gewiß vermuthen, daß das ganze Werk endlich nebst den nöthigen Supplementbänden, welche Zusätze und Berichtigungen enthalten sollen, dem damit beabsichtigten Zwecke ganz entsprechen wird. Der gelehrte Verfasser verdient daher den aufrichtigsten Dank aller Derer, denen die Förderung der Tonkunst besonders in wissenschaftlicher Hinsicht obliegt. 131.

Notizen.

Es ist bekannt, daß seit Peter dem Großen sich zu Peking eine Mission der griechisch-russischen Kirche befindet. Weniger bekannt dürften die heilsamen Einflüsse und Folgen sein, welche aus den Bemühungen dieser kirchlichen Colonie in China hervorgegangen sind. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß seit der Stiftung dieser Missionsgesellschaft über 300,000 Chinesen sich zum Christenthum bekehrt haben, und daß die vielbesprochenen und vielbeklagten Christenverfolgungen in China nächstens ihre gänzliche Endschaft erreichen werden. Der Kaiser selbst soll damit umgehen, den Lehren des Christenthums ein genaueres Studium für seine Person zu widmen, während noch bei seiner Thronbesteigung häufig genug das Blut schuldloser Christen vergossen wurde. Die furchtbar strengen chinesischen Gesetze gegen die Christen existiren gegenwärtig fast nur auf dem Papier, und wenn es sich ja einmal um ihre Vollstreckung handelt, so werden mit der letztern solche Mandarinen beauftragt, von denen man weiß, daß sie dem Christenthum nicht abgeneigt sind. Auch das Gesetz von 1836, welches freilich in seiner Abfassung gegen alle Christen gerichtet war, erhielt doch nur seine Geltung in Bezug auf die Engländer, ein Umstand, mit welchem es nur ein rein politisches Bewenden hatte. So dürfen wir also hoffen, daß auch die Eisrinde jenes starren Reichs, dessen Sprödigkeit eine jahrtausendalte historische Merkwürdigkeit ist, sich allmälig lösen wird und die ungeheuern Massen und Mittel dieses Reichs mit in den allgemeinen Strom der Welt- und Völkergeschichte werden gerissen werden. Und daß es die Religion ist, welche hier als durchglühende, schmelzende Sonne erscheint, ist doppelt bedeutungsvoll in unsern handgreiflichen Zeiten, wo man für jedwede innerliche, geistige Macht ein Surrogat in der Materie erfindet.

Die Nationen sind stets eifersüchtig, berühmte Menschen und ihre Geschlechter für sich in Anspruch zu nehmen. So begegnete es neuerdings durch die nie rastende gelehrte Forschung dem vielgepriesenen Mädchen von Orleans, an deren französischem Ursprunge bisher wol noch Niemand gezweifelt hatte. Dieser unbezweifelten Annahme entgegen machte ein italienischer Gelehrter Marzano neuerdings in venetianischen Zeitschriften bekannt, daß er in den Archiven von Bologna die unbestreitbare Entdeckung gemacht habe, daß die berühmte Jungfrau von Orleans ursprünglich dem zu Bologna seit vielen Jahrhunderten einheimischen Geschlecht der Ghislieri angehöre und die Tochter von Ferrante Ghislieri gewesen sei, der 1401 aus seiner Vaterstadt flüchten mußte, als Giovanni Bentivoglio die Oberherrschaft über Bologna usurpirt hatte. Der erwähnte Gelehrte hat nicht verfehlt, zu Unterstützung seiner Behauptung verschiedene Actenstücke in venetianischen Zeitschriften zu veröffentlichen.

Zum Beweis, wie gewaltig der Umschwung der Geldmassen im heutigen Rußland ist, möge unter Anderm Folgendes dienen. Es wurden in der Zeit vom December 1835 bis zum März 1838 25 Handelsvereine für verschiedene kaufmännische Unternehmungen gestiftet, in Folge deren nicht weniger als 32,000,000 Rubel (oder 123,000,000 Francs) in Umlauf kamen. Durch etwa 50 bedeutende Wetten, welche hier und dort im russischen Reiche geschlossen wurden, circulirten allein nicht weniger als 3,000,000 Rubel. 4.

Bibliographie.

Album der Nationen in zwölf Lebensbildern. Gemälde von Uwins, Stone, Perring, Corbaux, Seyffarth, Browne und Stephanoff und Novellen von Mrs. *Hall*, *F. W. Lindner*, *Fr. Steger*, *H. Wilke* und *Worosdor* (*Klencke*). Roy.-4. Braunschweig, Oehme u. Müller. 3 Thlr.

Byron's sämmtliche Werke. Nach den Anforderungen unserer Zeit neu übersetzt von Mehren. 1ster Band. 8. Stuttgart, Hoffmann. 6 Gr.

Die Dampfbootfahrt auf der Donau, dem schwarzen Meere und dem Bosporus von Linz bis Konstantinopel. Von *M. A. A.* 16. Pesth, Heckenast. 18 Gr.

Gans, E., Ueber die Grundlage des Besitzes. Eine Duplik. Berlin, Veit u. Comp. 8 Gr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 9ter Theil. 1. Band. Gr. 8. Berlin, Mittler. 2 Thlr.

Grimm, C. M., Der Fremdenführer. Wegweiser für Deutsche in Paris. Mit 1 Plane und Ansichten der merkwürdigsten Gebäude. 2te Ausgabe. Gr. 12. Paris, Brockhaus u. Avenarius. 1 Thlr. 8 Gr.

von Herder, Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen. Mit Randzeichnungen von Eugen Neureuther. Schmal gr. 4. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 4 Thlr.

Lamartine's, A. von, sämmtliche Werke übersetzt von G. Herwegh. 1ster Band. 1ster Theil. 16. Stuttgart, Rieger u. Comp. 8 Gr.

Rochel, A., Botanische Reise in das Banat im Jahre 1835. Gr. 8. Pesth, Heckenast. 16 Gr.

Wolf, L., Der Maronier historische Erzählung. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 15. Januar 1839.

Britischer Commentar zu Lucian Bonaparte's Memoiren.

Wenngleich der Dichter des „Karl der Große" und der „Cyrneide" eine unlesbare Masse metrischer Prosa für Poesie gehalten haben mag, so hätte man ihm doch zu viele Weltkenntniß zutrauen sollen, um irgend einen literarischen Ruhm auch von jener oben angezeigten, magern Wiederholung vergessener Reden und mißglückter Ränke, großentheils aus dem Moniteur und den Bulletins zusammengestoppelt, je erwarten zu dürfen. Vermuthlich schmeichelt sich aber Lucian mit der Hoffnung, durch diese seine neueste Schrift irgend einen politischen Erfolg hervorzubringen. Denn ersichtlich treten folgende drei Gegenstände der angedeuteten Art hervor: 1) Aufhebung des Gesetzes, welches die Bonaparte'sche Familie aus Frankreich verbannt; 2) der Vorschlag, Ludwig Philipp's Königthum durch allgemeine Stimmensammlung des französischen Volkes erst noch zu legitimiren, und 3) eine Andeutung, daß er (Lucian) seine frühern, radicalen Grundsätze zurückgenommen habe und zu der gereiften Ansicht gekommen sei, es gebe keine bessere Constitution als die englische, wo eine republikanische Monarchie mit einer erblichen und neben derselben einer erwählten Kammer verbunden sei. Dieselben Vorschläge hat er aber auch schon früher in einer Flugschrift verkündigt. Jetzt jedoch trägt er seine Ideen in einer imposantern Form vor, wahrscheinlich um die Augen der Franzosen nach sich hinzuwenden und bei dieses Landes jetzigem schwankenden Zustande einen Theil der Aufmerksamkeit für sich in Beschlag zu nehmen. Kühne Pläne und krumme Wege sind nun einmal das Charakteristische der ganzen Bonaparte'schen Schule. Wenn irgend Einer von diesem Stamm geflissentlich etwas von sich hören läßt, so steckt sicherlich noch sonst etwas dahinter. Übrigens ist das Buch nichts weniger als anziehend. Von französischer Bescheidenheit, auf corsische Ehrlichkeit gepfropft, war freilich für gründliche Belehrung und geschichtliche Wahrheit wenig zu erwarten; indessen hoffte man doch, hin und wieder persönliche Anekdoten, treffende Charakteristiken, erwünschte Lichtblicke für die Geschichte unserer Zeit, kurz, wenigstens etwas Belehrung und gewiß mehr Unterhaltung zu finden. Aber mit Ausnahme einiger wenigen von den ersten Seiten des Buches sieht man sich auf das schmerzlichste getäuscht. Man wird auf den Tod gelangweilt, lernt nichts irgend bedeutend Neues, weder in Betreff der Begebenheiten, noch der Menschen, noch Lucian selbst, außer daß man hier durch ein neues, schlagendes Beispiel inne wird, welche werthlose Menschen eine Revolution emporbringen kann; denn gewiß ist es eins der größten revolutionnairen Wunderwerke, daß solch ein Rudel von unbedeutenden Geschöpfen, als welche diese ganze Familie sich gezeigt hat, wenn sie sich außerhalb des unmittelbaren Einflusses Napoleon's befand, dennoch wirklich Minister, Gesandte, Prinzen, Könige, und was nicht Alles sonst noch gewesen sind! Im gegenwärtigen Augenblicke zeigt es sich nun auch, daß Lucian selbst wenig besser war als die übrige Sippschaft.

Die ersten Seiten ziehen, wie schon gesagt, doch einigermaßen den Leser an. Freilich nur wenig, aber doch wenigstens etwas erzählen sie uns von der Bonaparte'schen Familiengeschichte. Wir erfahren, daß Lucian beim Ausbruche der Revolution (1789) 15 Jahre alt gewesen; daß er nach dem Aufenthalte einiger Jahre im Collegium zu Autun und in der Militairschule zu Brienne und zuletzt im Seminar in Aix zu der Mutter nach Corsica zurückgekehrt sei; daß Joseph, damals 22 Jahre alt, der Mutter bei der Erziehung der jüngern Geschwister beigestanden; daß Napoleon, 20 Jahre alt, eben aus Frankreich, wo er die Schwester Elisa aus der königlichen Schule von St.-Cyr abgeholt, nach Corsica zurückgekommen sei. Ludwig, Hieronymus, Pauline und Karoline waren damals noch junge Kinder; Familienhaupt war der Archidiakonus Lucian Bonaparte, des verstorbenen Vaters Bruder, und auch der Bruder der Mutter, Abbé Fesch, nahm sich der Familie eifrig an. Die Vermögensumstände waren beschränkt. Als am 30. Nov. 1789 Corsica zu einem Bestandtheile Frankreichs erklärt worden war, ergriff der revolutionnaire Geist besonders auch alle jene Bonaparte'schen Köpfe. Joseph trat in das Administrationsfach des Departements; Napoleon bereitete sich durch ernste Studien für seinen Riesengang vor; Lucian, der damals erst sein funfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, stürzte sich mit allem Feuer eines jungen, entzündeten Kopfes, in welchem vom Collegium her die großen Namen von Rom und Griechenland funkelten, in die neuaufsprießenden Volksvereine. Hiernächst erklärt Lucian, daß er sich alles genauen Eingehens auf Einzelnheiten, wenn solche nicht die öffentlichen Angelegenheiten betrafen, durchaus enthalten werde, und daß demnach Jeder, der hier Privatanekdoten suche, das Buch nur lieber sogleich zuschlagen möge. Seine Schuld sei, nach dieser Erklärung, „es nun nicht, wenn der Leser sich in seinen Erwartungen getäuscht sehe". Recht schön gesagt! wenn man nur, durch das Aushängeschild: Memoiren, verlockt, das Buch nicht schon gekauft hätte. Übrigens ist es mit jener Ankündigung doch auch nicht ganz ernstlich gemeint; denn Lucian erzählt sehr ausführlich Alles, was nach seiner Ansicht nur irgend zum Vortheil der kaiserlichen Familie sprechen kann. Wenn dessen wenig ist, so ist das mehr ein Unglück als seine Schuld. Da er indessen zu einer Familie gehört, wo solche Zurückhaltung mit Aufklärungen rathsam erachtet wird, so hätte er doch nicht unser Geld nehmen müssen unter dem Vorwande, Memoiren zu schreiben.

Unter der aufbrausenden, corsicanischen Jugend stand Lucian als Redner oben an. Als Truguet's Flotte 1792 Corsica besuchte, war Lucian ein Mitglied der Deputation, welche sich auf das Admiralschiff begab, hielt eine feierliche Rede und empfing vom Präsidenten der Volksgesellschaft auf dem Schiffe den Bruderkuß. Ein Theil der Marseiller ging darnach ans Land und wollte einen armen Franzosen, der unter der königlichen Regierung ein Amt bekleidet hatte, an die Laterne hängen, was nur mit Mühe verhütet werden konnte. Lucian betheuert, daß dieser Versuch eines politischen Mordes auf ihn und seine Freunde einen tiefen Eindruck gemacht habe. Zwar seien die Agenten der alten Regierung ihnen schon längst unangenehm gewesen; daß aber ein Mensch deshalb getödtet werden könne, weil er einmal Macht oder andere Ansichten gehabt habe, sei ihnen nie in den Sinn gekommen. Nach diesen edeln Äußerungen sollte man nun denken, Lucian und die Corsicaner würden sich auch fernerhin so menschenfreundlich gegen jene französischen Beamten erwiesen haben; wir erfahren aber gerade das Gegentheil. Lucian schreibt: „Um unserer Verlegenheit, wie wir mit diesen Leuten, die uns bisher unterdrückt hatten und die nicht schweigen konnten, umgehen sollten, ein Ende zu machen, beschlossen wir, sie von der Insel zu entfernen. Wir sagten ihnen: Ihr seid nicht unter uns geboren. Obgleich auch wir jetzt Franzosen geworden sind, so können wir doch die Helfershelfer der Tyrannei, die uns so lange niedergedrückt hat, nicht als unsere Mitbürger erkennen. Wir haben Einem von euch das Leben gerettet und euch Andere vor jeder Überwältigung geschützt. Aber euere Gegenwart und euere bösen Anschläge beunruhigen uns. Darum geht zu Hause und laßt uns in Ruhe!" Nach dieser schönen Rede Lucian's schiffte man die Unglücklichen nach Marseille, dem Hauptquartier der Schreckensherrschaft, ein, wo sie dann sofort an die Laterne gehängt wurden. Bedauerlich setzt Lucian hinzu: „Gewiß Keiner von ih-

nen war schuldig!" Reime nun solche Widersprüche, wer kann. Aber wir stoßen sogleich auf neue. Lucian schreibt: „Das traurige Schicksal dieser Männer, die revolutionnairen Gewaltthaten und Schriften in Frankreich, die täglich frechern Angriffe auf die Religion veränderten während des Jahres 1792 die öffentliche Stimmung in Corsica zu Ungunsten Frankreichs." Wirklich? Gewiß aber doch nicht bei der Familie Bonaparte! Selbst Paoli, der anerkannte Wohlthäter dieser Familie, konnte diese jungen Männer nicht in Ruhe erhalten. Das zeigte sich, als Paoli das Joch Frankreichs, das sich mit Königsmord befleckt hatte, nicht länger dulden wollte; denn nur Ajaccio widerstrebte ihm, und die Familie Bonaparte war es, welche hier die dreifarbige Fahne aufrecht erhielt. Hierbei zeichnete besonders Lucian sich aus, weshalb er auch an die Spitze einer Deputation gestellt wurde, welche zur Begrüßung der pariser Jakobiner dorthin abgehen sollte. Auch Lätitia mit ihren drei Töchtern, zwei jüngsten Söhnen und ihrem Bruder Fesch hielt sich nun vor Paoli in Ajaccio nicht mehr sicher und floh zu Schiffe nach Marseille. Vom Schiffe aus sah sie ihr Haus brennen, das die Gegenpartei angezündet hatte. Lucian legt ihr die prophetischen Worte in den Mund: „Laßt euch das nicht kümmern, wir wollen uns bald ein besseres erbauen!"

Lucian war unterdessen an der Spitze der erwähnten Deputation zu Marseille angelangt und begab sich mit derselben in den Versammlungssaal, wo die Mitglieder des Vereins mit rothen Mützen saßen und die Galerien mit lärmenden Weibern erfüllt waren. Die Patrioten von Corsica wurden feierlichst empfangen und Lucian eingeladen, die Tribune zu besteigen, wo er denn, aufgemuntert und immer stärker erhitzt durch das Beifallsgeschrei der Galerien, Corsicas verlassenen Zustand schilderte, um schnelle Hülfe flehte und Paoli — wiewol er ihn anfangs noch geschont — als einen Verräther anklagte, der die Insel den Engländern überliefern wolle. Die Rede fand ungeheuern Beifall, der Druck derselben ward decretirt und dann auch sogleich beschlossen, daß Hülfstruppen nach Corsica eilen, eine Deputation aber an die pariser Jakobiner abgesandt werden solle, um Paoli's Verrath zu melden und Rache zu fodern. Diese Deputation wollte Lucian anfangs begleiten, zog sich aber doch, weil er Gewissensbisse über seine Undankbarkeit gegen Paoli empfand, nachmals davon zurück. Hierzu wirkte denn auch noch Folgendes. Als am nächsten Morgen die marseiller Volksfreunde ihre corsischen Brüder zu einem Frühstücke in der Hauptstraße abholten, sahen diese eine zahllose Menschenmenge nach einer gewissen Richtung sich hindrängen. Lucian fragte, ob heute etwa ein Festtag sei. „Das gerade nicht", antwortete man gleichgültig, „es betrifft nur ein Stück 20 Aristokraten, die uns etwas beschwerlich fielen. Sehen Sie sie nicht?" Lucian blickte hin und sah die Guillotine, roth von Blut, eben im Werk. Man metzgerte einige der reichsten Kaufleute hin, die den Haufen, der sich jetzt an ihrem Blute weidete, durch ihre Milde so oft gefüttert hatten. Die Kaffeehäuser, die Kuchenläden, die Weinstuben waren unterdessen voll schmausender und zechender Gäste, als wenn eben gar nichts Besonderes sich draußen ereigne. „Nie", schreibt Lucian, „werde ich diese ersten Stunden, wo ich in den Straßen von Marseille wandelte, vergessen." Hätte man da nicht glauben sollen, Lucian werde sich nun sofort von dem Schauplatze solcher Scheußlichkeiten zu entfernen suchen? Aber eben jetzt langte der Rest der Bonaparte'schen Familie hier an, die an der Revolution gar kein Mißfallen zu haben schien. Napoleon hatte es schon zum Artillerieoffizier gebracht, Joseph war Kriegscommissair, Lucian wurde zu St.-Maximin bei Marseille im Kriegsmagazinwesen angestellt. Als patriotische Flüchtlinge erhielten die übrigen Familienglieder Brot verabreicht; für die sonstigen Bedürfnisse schossen die angestellten Brüder von ihrem Solde zu. Lätitia's Wirthschaftlichkeit wußte mit Wenigem auszukommen. Lucian aber glänzte als Redner im Jakobinerclub zu St.-Maximin dergestalt, daß er daselbst zum Präsidenten des Revolutionsausschusses erwählt wurde und sich binnen kurzer Zeit zu einem kleinen Dictator aufschwang. Hier schaltet er nun sehr erbauliche und in der That auch richtige Betrachtungen ein; Schade nur, daß bei diesem Manne die Thaten nie so recht mit den Worten harmoniren wollen! Er schreibt: „Ich danke dem Himmel, daß ich der Berauschung einer so außerordentlichen Stellung mich nicht dahingegeben, sondern unter dem einfachen, gemäßigten Völkchen von St.-Maximin mich vor Excessen gehütet habe. Denn in solchen Augenblicken eines demokratischen Despotismus ist die Macht eines Redners, so lange er die Volksgunst beherrscht, stärker, als das öffentliche Gewissen. Meine guten Gesinnungen wurden durch die Umstände sehr begünstigt. Daß ich ein flüchtender Patriot war, erhob mich über allen Verdacht des Aristokratismus oder Moderatismus. Ich durfte einen ehrlichen Gang wagen. Hätte aber das Vorwärts! Vorwärts! der drohenden Demokratie hinter mir geschallt, so würde ich gleich Andern zu der höllischen Nothwendigkeit gedrängt worden sein, entweder zu morden oder ermordet zu werden. Doch bin ich deß gewiß, daß ich bessern Gefühlen würde treu geblieben sein, und daß mein moralischer Muth mich nicht würde verlassen haben. Viele ebenso gute und noch bessere Franzosen sind aber in den Abgrund gestürzt. Dieses ist der schlechteste aller socialen Zustände, wo ein ehrliebender Mann Gefahr läuft, ein Verbrecher zu werden, wo das Schicksal eines Jeden dem Willen Aller preisgegeben ist, wo Niemand Dessen sicher ist heute, was er morgen sagen, thun, werden möge. Man lese die Geschichte der damaligen Zeit im „Moniteur" — nicht in rednerischen Historikern —, und man wird die Herrschaft des großen Haufens verabscheuen. Unter dem Despotismus eines Einzelnen oder Einiger laufen wir freilich auch Gefahr, Opfer zu werden; aber unter dem Despotismus der Menge verstärkt sich nicht nur diese Gefahr hundertfach, sondern es kommt auch noch die schrecklichere hinzu, daß wir selbst Henker werden. Blickt man auf jenes große Ungewitter von 1793, so wird man sich zu Nachsicht und Mitleid für die Personen, welche damals von solchen gräßlichen Umständen hingerissen wurden, bewogen fühlen, zugleich aber auch von einem starken, tiefen, dauernden Abscheu gegen die Herrschaft der Menge durchdrungen werden." Das klingt Alles recht schön! Aber doch waren unter seiner Präsidentschaft auch die Gefängnisse von St.-Maximin mit „Verdächtigen" angefüllt. Nur widersetzte er sich, in Verbindung mit einem ehemaligen Mönch — der sich jetzt Epaminondas nannte, sowie Lucian Brutus — noch der Abführung dieser Gefangenen nach Orleans, was freilich mit Ablieferung auf die Schlachtbank gleichbedeutend gewesen sein würde. Sehr übel nimmt er es den guten Leuten zu St.-Maximin aber, daß sie ihn, der unter Robespierre's Herrschaft sie ins Gefängniß gesteckt hatte, nach Robespierre's Fall gleichfalls hineinsteckten. Aber das ist nun einmal die Weise der Nemesis. Daß übrigens er und sein Bruder Napoleon damals in gutem Vernehmen mit Robespierre gestanden, erhellt daraus, daß nach der Eroberung von Toulon der Bruder jenes Ungeheuers zur Alpenarmee als Kriegscommissair geschickt wurde, nachdem Napoleon, der Held von Toulon, zum Brigadegeneral bei demselben Heer erhoben war und zu Nizza die Artillerie befehligte, wo er nun mit dem jüngern Robespierre in Freundschaft lebte. Der pariser Robespierre wünschte Napoleon an Henriot's Stelle zur Commandantur der Hauptstadt zu berufen. Die Familie erblickte hierin ein großes Glück für sie Alle; nur Napoleon meinte, daß man den Kopf zwar ganz leicht nach Paris hinein-, aber nicht so leicht wieder hinaustragen könne; der jüngere Robespierre sei allerdings ein ehrlicher Bursche, mit seinem Bruder sei aber nicht zu spaßen; der verlange unbedingten Gehorsam. „Für jetzt", fügte er hinzu, „ist Paris noch kein Platz für mich. Für mich der ehrenvollste ist einstweilen das Heer. Späterhin werde ich auch in Paris befehligen."

Der Sturz Robespierre's, den Napoleon vorausgesehen hatte, erfolgte. Für Lucian und Napoleon ereignete sich das Unangenehme, daß jener in den Kerker gesandt und dieser vom

Heere verabſchiedet wurde, Beide als — Terroriſten. Zwar bemüht ſich Lucian, ſeines Bruders Unwillen über die Juſtizmorde Bailly's, Lavoiſier's, Malesherbes', der Königin und der Prinzeſſin Eliſabeth herauszuſtreichen; er hätte aber dieſe Tiraden immer ſparen können, wenn er ſich erinnert hätte, daß auch ſein geprieſener Bruder ſich um Gerechtigkeit nicht eben ſehr bekümmerte und noch weniger mit Blutvergießen ſparſam war, und daß beſonders die Ermordung des Herzogs von Enghien unter ſolchen Umſtänden erfolgte, die ein Dutzend Miſſethaten des Revolutionstribunals aufwiegen.

Außer jener, die pariſer Commandantur betreffenden Anekdote befindet ſich nur noch eine einzige auf Napoleon bezügliche in dem erſten Bande dieſer dürren Memoiren, nämlich folgende, daß Napoleon während einer Urlaubszeit in Ajaccio (1790) eine „Geſchichte der Revolutionen Corſicas" geſchrieben habe, wovon Lucian zwei Abſchriften genommen, die aber — wahrſcheinlich bei der Einäſcherung des Bonaparte'ſchen Hauſes durch Paoli's Truppen — verloren gegangen ſeien. Napoleon habe das Werkchen dem berühmten Raynal zugeſchickt und dieſer es Mirabeau mitgetheilt, der darüber geurtheilt habe, es kündige dieſe kleine Geſchichte einen Genius erſten Ranges an.

Napoleon's zwei erſte Schritte zur Macht, nämlich ſeinen Wiedereintritt in das Heer und ſeine blutige Arbeit für Barras, fertigt Lucian mit zwei Zeilen ab; der Verheirathung mit Joſephine erwähnt er gar nicht. Ebenſo wenig finden wir über den großen Kriegszug in Italien weiter etwas als einen Bückling für Thiers, von welchem Walter Scott Geſchichte ſoll ſchreiben lernen; denn der Prinz von Canino kann es nicht vergeſſen, daß der ehrliche Scott des Prinzen Antrag, deſſen großes Epos „Karl der Große" in engliſche Verſe zu überſetzen, einſt ganz kurz abgelehnt hatte. Wenn wir nun auch eben nicht nach Napoleon fragen, da wir nicht zu ſeinen Bewunderern gehören, ſo hätte derſelbe doch jedenfalls der wahre Held dieſer Memoiren ſein müſſen; denn ihm allein hat es Lucian zu verdanken, daß man überhaupt von ihm, dem Lucian, etwas gehört hat. Unter welchem andern Vorwande kann er ſich ſelbſt und ſein Buch uns aufdrängen als unter dem, daß er der Bruder des Mannes iſt, deſſen Name nun doch kaum im Buche erwähnt wird? Und doch umfaßt gerade dieſer erſte Band die Periode des Lebens Napoleon's, worauf Geſchichtsfreunde mit geſpannter Aufmerkſamkeit blicken, und worüber ſie eben von einem Bruder die genügendſte Aufklärung erwarten. Tauſend Fragen drängen ſich auf, aber keine wird beantwortet. Lucian's ausweichende Antwort: Napoleon ſei in der Periode, welche der erſte Band umfaßt, im Oriente abweſend geweſen, und ſonach habe er von ihm nichts erzählen können, iſt albern. Bei Mad. d'Abrantes und Bourrienne findet ſich denn doch Einiges. Die auf St.-Helena geſchriebenen Bände wimmeln aber von ſo offenbaren Lügen und verdächtigen Behauptungen, daß jene erwähnte, wichtigſte Periode der perſönlichen Geſchichte Napoleon's noch immer in Dunkelheit liegt; und während der vierzehn Jahre ſeiner Allmacht wandte Napoleon jedes Mittel an, um die Spuren ſeines frühern Lebens zu verlöſchen. Lucian verſpricht nun zwar, er wolle nach ſeines Bruders Rückkehr aus Ägypten uns noch etwas mehr von ihm erzählen; warum aber iſt dieſes nicht da, wo die rechte Zeit dazu war, geſchehen? Auch von ſich ſelbſt erzählt uns Lucian wenig. So war doch wol ſeine Verheirathung ein bedeutendes Ereigniß ſeines Lebens, und es bringt ihm überdem wahre Ehre, daß er ſeine häusliche Unabhängigkeit gegen die hochfahrende Eitelkeit und die ungerechten Anmuthungen ſeines aufgeblaſenen Bruders behauptete. Aber der nachmalige Prinz von Canino ſcheint nichts mehr von ſeiner erſten Vermählung mit der Wirthstochter in St.-Maximin wiſſen zu wollen.

Nachdem Napoleon durch Barras aus der Dunkelheit emporgehoben war — denn vorher kannte man nicht einmal ſeinen Namen, und ein officieller Bericht nennt ihn Buona Parte —, rief er ſeinen Bruder Lucian nach Paris und bewirkte, daß er als Commiſſair zum Heere Morrau's geſandt wurde. Dahin ging Lucian aber ungern. Lieber hätte er auf der Tribune als Redner geglänzt und politiſche Flugblätter geleſen. Napoleon eilte unterdeſſen im Galop vorwärts. In Italien trafen die Brüder wieder zuſammen, und dort ſah er Pavia der Plünderung preisgegeben, die Straßen mit Leichen bedeckt, und ſeines Bruders Soldaten hielten öffentlichen Markt mit dem Raube. „Welches Elend", ruft der empfindſame Lucian aus, „ſelbſt in dem gerechteſten der Kriege und bei dem nothwendigſten der Siege!" Wie, die Niedermetzelung dieſes unglücklichen Volkes, das ſich einer plündernden, mordenden Rotte eingedrungener Fremdlinge widerſetzt, das iſt der gerechteſte der Kriege?

Hiermit hört nun alles Anziehende des erſten Bandes auf. In zwei Zeilen erfahren wir, daß Napoleon nach Ägypten ſegelt, Lucian geſetzwidrig in den Rath der Fünfhundert eingeſchwärzt wird, und das Übrige, etwa vier Fünftel des ganzen erſten Bandes, iſt mit Handlungen des Rathes und mit Reden Lucian's, die ſämmtlich auch im „Moniteur" zu leſen ſind, angefüllt.

Was will nun Lucian mit dieſem Buche? Dreierlei, vermuthen wir. 1) Er will den Franzoſen vor den Augen bleiben; 2) er will ſein politiſches Glaubensbekenntniß ablegen, welches 3) bei ſeiner weitſichtigen Ehrſucht, aber ſeinem kurzſichtigen Urtheil darauf berechnet iſt, ihm die Gunſt der verſchiedenen Parteien bei ſeinem Erklimmen des franzöſiſchen Thrones zu erwerben.

Wenn er mit patriotiſcher Empfindſamkeit ſich über das Trübſal der Verbannung der Familie Bonaparte aus ihrem geliebten Frankreich beklagt, ſo geſchieht dieſes nur, um hierdurch der franzöſiſchen Eitelkeit zu ſchmeicheln und zugleich über das Schwierige ſeines corſiſchen Urſprungs hinwegzuſchleichen, indem er ſich ſehr rührend als Franzoſe präſentirt. Seine nächſte Abſicht iſt, den Thron Ludwig Philipp's zu erſchüttern, doch nur gerade ſo ſtark, daß Ludwig Philipp hinunterfallen, der Thron aber ſtehen bleiben ſoll, damit Lucian ſich gemächlich daraufſetzen könne. Man leſe nur die Stellen, wo er über die Juliusrevolution ſpricht und ſie nicht als eine Revolution, ſondern nur als eine „perſönliche Kataſtrophe" betrachtet wiſſen will, weil — nicht das ganze Frankreich ſeine Stimme für das Königthum Ludwig Philipp's abgegeben habe. Man ſieht wol, was von einer Abſtimmung im ganzen Frankreich Lucian für ſich hoffen mag. Auch die Schmeicheleien, mit welchen er gelegentlich die großen Mächte Europas beräuchert, ſind wohl berechnet. In dem Pamphlet, das er früher erſcheinen ließ, ſtrich er noch die Rechte Joſeph's auf den franzöſiſchen Thron heraus; dieſer aber — wohl zu merken — hat keinen Sohn. Zwiſchen Lucian und den Beauharnais-Bonaparte war immer Zwieſpalt. Als daher unlängſt in einem Pamphlet eine Anpreiſung des nachmals ſo bekannt gewordenen jungen Ludwig Bonaparte erſchien, hielt es Lucian für rathſam, geſchwind ſeine Memoiren erſcheinen zu laſſen, um den ehrgeizigen Neffen zurückzuſchieben und ihm das Spiel zu verderben. 46.

Novellen und Erzählungen von Franz Berthold, eingeführt von L. Tieck. Bunzlau, Appun. 1836. 8. 1 Thlr.

In der kurzen Empfehlung, die Ludwig Tieck den Novellen von Berthold vorgeſetzt, können wir ihm zu unſerer Befriedigung völlig Recht geben. Es iſt viel Verſtand, guter Geſchmack und eine mäßige, gut beherrſchte Erfindung in dieſen Erzählungen. Nur von der Seite der Empfindung ſind ſie etwas trocken. Der falſchen Pathetik Feind, welche von Frankreich her in Deutſchland eingedrungen iſt, ein Gegner der Erfindungen, welche die Phantaſie auf Koſten des Verſtandes und der Lebensklugheit ausbeuten — obgleich in eigenen Erfindungen oft voll Glut der Phantaſie —, hat Tieck an der zeichnenden und bezeichnenden Behandlung, an der verſtändigen Weiſe

des Verf. und an seiner Detailcharakteristik Geschmack gefunden, und wir sind weit entfernt, dies tadeln zu wollen. Vielmehr stimmen wir ihm gern bei, diese Erzählungen anziehend, gefällig und selbst bedeutend zu finden und etwas mehr Ernst und Gedankenbewegung darin zu sehen, als dies bei Taschenbuchsnovellen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Die Erzählung: „Schloß zum finstern Stern", trägt zwar die Spuren eines ersten Versuchs noch deutlich an sich, indem die Verhältnisse, selbst in Bezug auf das Zeitcostum, unklar gedacht, der Vortrag breit und selbstgefällig und der Gedanke wenig bedeutend ist. In den folgenden Erzählungen zeigt sich jedoch ein Fortschritt, der besonders in den beiden letzten bis zum Befriedigenden ansteigt.

„Der kleine Ziegenhirt" will gleichfalls wenig bedeuten. Es ist die sehr gedehnt vorgetragene Entdeckungsgeschichte des Sohnes eines bei der Herzina verschollenen Franzosen, dessen Freund, von einer sonderbaren Entdeckungsmanie gequält, den nachgelassenen Liebessprößling in dem kleinen Ziegenhirten erkennt, welcher dann, nachdem er den französischen Boden betreten hat, wie ein Licht ausgeht. Knaben der Art pflegen jedoch nicht am Schlage zu sterben.

Mehr Einsicht in das Wesen der Novelle und mehr Bewältigung der Form zeigt sich schon in der dritten Erzählung: „Die Gesellschaft auf dem Lande", ein Cyklus von recht gut vorgetragenen Gespenstergeschichten. Diese Form hat immer etwas sehr ansprechendes. Die Erzählung, verschiedenen Personen in den Mund gelegt, nöthigt den Erzähler zu der Bemühung um Mannichfaltigkeit der Diction und erfrischt den Leser durch diesen Wechsel in Vortrag und Inhalt. Solche Sachen werden daher stets mit größerm Vergnügen von uns gelesen als lange, in einem Tone fortgesponnene Geschichten, bei denen der Monotonie schwer Widerstand geleistet wird. Daher kommt es, daß selbst geringe Talente, verbrauchte und ausgeschriebene Autoren bisweilen noch Gutes und Gefälliges hervorbringen, wenn sie auf diese Form der Erzählung verfallen.

Die letzte der Berthold'schen Novellen: „Der Liebe Haß", hat die meiste Bedeutung und zeugt in der That von einem anziehenden Fortschritte für Charakterzeichnung und Vortrag, sowie für die Kunst, erhebliche Themata der Besprechung in den Kreis der Erzählung hineinzuziehen; ein Talent, in dem Tieck so ausgezeichnet ist. So wird, da die Handelnden Polen sind, die sich in Venedig aufhalten, über die nationale Geistesphysiognomie der Polen und über die Geschichte Venedigs manche sehr anziehende Bemerkung in die Erzählung mit aufgenommen. Die Geschichte ist dabei sehr gut vorgetragen und fesselt die Theilnahme an die Liebe der beiden polnischen Brüder für die arme Mariana. Die Erzählung schließt mit ihrer Versöhnung. „So spielt das Schicksal mit dem Leben", heißt es am Schlusse. „Die Harmonien, die vor ihm liegen, verschmäht es, wenn wir meinen, daß es sie ergreifen wird, und wühlt Dissonanzen im Chaos der Töne auf, deren Lösung in andere Welten hinübergreift; vielleicht das sicherste Verbindungsmittel mit ihnen — denn wo bliebe sonst das Ganze — und seine Abhängigkeit?" Mit diesem guten Gedanken entlassen wir die versprechenden Arbeiten eines ohne Zweifel talentvollen jungen Autors. 80.

Von der Liebeslehre. Aufgeschrieben durch L. M. Fouqué. Hamburg, F. Perthes. 1837. 8. 6 Gr.

Betrachten wir das Leben des Verf. in seinen vielfachen poetischen Schöpfungen, so erkennen wir, in der ersten wie in der letzten, gar leicht ein gewisses, immer deutlicher hervortretendes Hinneigen zu Demjenigen, welches wir das Übersinnliche zu nennen übereingekommen sind. Und das mag denn auch wol nicht anders sein können bei einem Dichter, welcher sich der Gegenwart, dem Leben um und neben ihm kaum anders hingab denn als ziemlich fernstehender Zuschauer, der einen scharfgezogenen Kreis, wie von einem Zauberer gebannt, nicht zu überschreiten wagt und Alles, was außer demselben liegt, nur durch das Medium des Bekannten und Vertrauten innerhalb dieses Kreises aufzunehmen vermag. Dem also Gebannten muß dieses Bekannte und Vertraute gar bald als ein Ungenügendes, höchstens als ein Symbol erscheinen, und da auch die Welt außer dem Kreise wie ein Nebelland sich darstellt, so sucht der Blick über sich hinaus nach Demjenigen, was da Zuversicht und Trost und Erfüllung verspricht. Der Verf. hat dieses gefunden in der „Liebeslehre", und wie nach dem Vorworte besonders äußere Verhältnisse dieselbe ausgebildet zu haben scheinen, so ist deren Bekanntmachung eben auch durch dergleichen sechs Jahre verzögert worden; für Sinn- und Geistesverwandte gewiß zu lange.

Wir wollen die Gabe des ergrauten Dichters hier nicht weiter erörtern, denn der Kranz, welcher sie umwindet, trägt die Inschrift: „Des Menschen göttliche Bestimmung ist Liebe." Nur möchten wir es als eine eigene Spielerei ansprechen, wenn der Verf. sich gleich im Anfange der gewöhnlichen Zeichen für Gleichheit (=), Ähnlichkeit (∼) u. s. w. bedient und in Anmerkungen diese Zeichen erklärt. Warum nicht lieber gleich im Texte anstatt des Zeichens das lebendige Wort? 36.

Miscellen.

Altes und neues Frankreich.

Ein Emigrant, welcher das alte Frankreich 1789 verlassen hatte und erst nach der Restauration zurückgekehrt war, fand das neue Frankreich sehr zu seinem Nachtheile verändert, und schildert diesen Eindruck in folgenden merkwürdigen Worten: „Dies neue Frankreich (la jeune France) ist all den anmuthigen Eigenschaften fremd geworden, welche das sonstige Frankreich (la France de jadis) zum Gegenstande der Bewunderung Europas machten. Die Aufmerksamkeit für das schöne Geschlecht ist verschwunden, vermeintе ernstere Interessen erfüllen alle Gemüther, die öffentlichen Händel allein beschäftigen die Geister und verhärten sie gegen jedes andere Gefühl. Ich weiß nicht, was die öffentliche Wohlfahrt dabei gewonnen haben mag, aber die Liebenswürdigkeit der Franzosen hat bestimmt darunter verloren. Unsere jungen Leute verbergen unter einem vorgeblichen Stoicism die niedrigste Gleichgültigkeit und Härte des Herzens, eine plumpe Brusquerie ist an die Stelle angenehmer Freimüthigkeit getreten. Statt der sonstigen graciösen Formen, der feinsten Höflichkeit, findet man ein gänzliches Vergessen des Schicklichen, für dessen Ungeschliffenheit ich keinen Ausdruck kenne. Ach! vereinsamt gleichsam inmitten einer Nation, welche sonst Europa zum Muster gedient hatte, fragte, suchte ich überall nach Franzosen in jenem schönen frühern Sinne, — sie existirten nicht mehr."

Für Jagdliebhaber.

Im Jahre 1758 hielt Kaiser Franz I. auf den Gütern des Fürsten Colloredo in Böhmen eine große Jagd, welche 18 Tage dauerte. Die Zahl der Jäger betrug 25, darunter 3 Damen. Es wurden zusammen 47,950 Stück Wildpret erlegt, darunter 19 Hirsche, 77 Rehe, 10 Füchse, 18,243 Hasen, 19,545 Rebhühner, 9499 Fasanen, 114 Lerchen, 355 Wachteln u. s. w. Der Kaiser that 9789 Schüsse, die Prinzessin Charlotte von Lothringen, seine Schwester, 9010. Im Ganzen wurden 116,209 Schüsse abgefeuert. Man hielt über Alles Register.

Definition.

Die berühmte und berüchtigte Ninon de l'Enclos, welche sich doch darauf verstehen mußte, definirt die Liebe: „une sensation plutôt qu'un sentiment; un goût aveugle, purement sensuel; une illusion passagère que le plaisir fait naître, que la société détruit, et qui ne suppose aucun mérite, ni dans celui qui le prend, ni dans celui qui le donne; — enfin une ivresse de la raison." 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 16. — 16. Januar 1839.

Über die Gebrechen der techniſchen Literatur.

Ein von Dr. K. J. Kreutzberg zu Prag dem münchener polytechniſchen Vereine für das Königreich Baiern übergebener ſchriftlicher Antrag in Betreff einer Auffoderung der deutſchen Gewerbvereine zur ſorgfältigen Beaufſichtigung der techniſchen Literatur wurde im zweiten diesjährigen Hefte des „Kunſt- und Gewerbeblattes" im Allgemeinen als höchſt beachtenswerth dargeſtellt und geeignet befunden, denſelben zur Kenntniß der übrigen deutſchen techniſchen Vereine zu bringen. Die bisher weder in dem genannten Blatte noch ſonſtwo veröffentlichte ausführliche Motivirung dieſes Antrages enthält aber ein ſo treues Gemälde des gegenwärtigen Treibens in der techniſchen Literatur und ſtellt ſo klar die Nothwendigkeit einer, nach den gemachten Vorſchlägen gewiß auch ſichern Abhülfe vor Augen, daß ein Auszug hiervon nicht nur als weſentlicher Beitrag zur Literargeſchichte der Technik, ſondern auch deswegen in den Spalten d. Bl. nicht fehlen darf, weil die Literatur eines Zeitalters faſt immer auch die treueſte Abſpiegelung der einzelnen und geſammten Zuſtände deſſelben gibt. Eine an dieſen hervorgehobene Schattenſeite, je weniger erfreulich, wird um ſo wichtiger, wenn Sachkenntniß und muthige Wahrheitsliebe die Feder führen und wie im Folgenden die Größe des Übels durch die Nähe des Heilmittels gemildert wird, welch letzteres hier übrigens in den bisherigen Geſetzen gegen den Nachdruck wol vergeblich geſucht werden möchte.

Jeder, der die Fortſchritte, welche die exacten Wiſſenſchaften in den letztverfloſſenen Decennien machten, und ihre ebenſo umfangreiche wie fruchtbringend gewordene Anwendung auf die techniſchen Beſchäftigungen kennt, andererſeits aber in der Lage und von dem guten Willen beſeelt war, von dem Grade der Cultur, den dieſe Wiſſenſchaften bei den Gewerbtreibenden ſelbſt fanden, ſich klaren Blickes unbefangene und genaue Einſicht zu verſchaffen, dem hat ſich wol die, wenn auch gar nicht erfreuliche, ſo doch gewiß thatſächliche Bemerkung aufgedrungen, daß die in den Fortſchritten des Wiſſens unſern Gewerbtreibenden aufgeſchloſſene Fundgrube keineswegs von dieſen entſprechend bebaut, noch die emſige Zutageförderung dieſer Schätze mit der reichen Ausbeute, die ſie ergeben könnten, erfolgt ſei. Wol iſt in die größern induſtriellen Etabliſſements vieler fabriksmäßig betriebenen Geſchäfte der Geiſt der Wiſſenſchaft hinabgeſtiegen, mit ſeinem Lichte ihre Thätigkeit auf eine Weiſe erhellend, daß dort an die Stelle des früher ſo mühevollen, eines entſprechenden Erfolgs nie gewiſſen Verfahrens Operationen traten, die zum Theil ganz neue Schöpfungen hervorrufen, oder doch leichter, einfacher das vorausſichtliche Ziel zu erreichen ſtets gewiß ſind. Aber nur einzelne Zweige der techniſchen Betriebſamkeit ſind es, deren auch für Staat und Volk ſegensreich gewordene Früchte an dieſem Baume der Erkenntniß erblühten; der Mehrzahl unſerer Gewerbtreibenden ſcheinen ſie noch verſagt, ihre Thätigkeit iſt größtentheils noch jene angeerbte, ſich nie klar werdende, für das Beſſere nicht empfängliche, oder es ſchwer, oft nie erreichende Empirie, die bei dem heutigen Stande des Gewerbtriebes nicht mehr ausreicht, vielmehr der ſieghaften Concurrenz unterliegt; und findet ſich ja hier und da ein Talent, das gern den dornenvollen Weg des Schlendrians verlaſſen und das geahnte Beſſere erſtreben möchte, ſo iſt es häufig gerade dieſes Streben, welches wegen Mangel an Wiſſen aus Unkenntniß von Urſache und Wirkung auf Irrwege leitet, fixen, unpraktiſchen Ideen ſich zuwendet, häufig in chimäriſchen Schwindel und unreife Projectmacherei ausartet und dabei zu Grunde geht, wie dieſes wol Alle, welche aus Beruf oder Neigung mit der minderunterrichteten Claſſe der Gewerbtreibenden in nähere Berührung kommen, nur zu häufig erfahren.

Dieſer Zuſtand aber kann und darf nicht länger ein bleibender ſein, ſoll nicht die Mehrzahl unſerer, die Maſſen beſchäftigenden Gewerbe gänzlich verkümmern, die Arbeit mit ihrem Verdienſte noch mehr Sklave des Capitals, und jene antiſociale Lage herbeigeführt werden, wo Hunderte, im Schweiße des Angeſichts kaum das eigene tägliche Brot erringend, für die Vermehrung des übermäßigen Reichthums der Einzelnen alle Kräfte opfern und endlich der unerträglichſten, eigenſüchtigſten und verderblichen Macht, der Geldariſtokratie, verfallen. Ein großer Schritt zur Abwehrung dieſes, den gemeinſamen Wohlſtand der Völker bedrohenden Übels iſt freilich damit geſchehen, daß die höhern Unterrichtsanſtalten und Schulen, die früher gleichſam blos den gelehrten Ständen vorbehalten waren, nicht mehr die alleinige Prärogative blos dieſer bilden, und daß ihr früher iſolirtes, blos dem Humanismus zugewendetes Wirken gegenwärtig in mehr ausgebreiteter, nach verſchiedenen Punkten auslaufender Richtung mit Beachtung der zeitgemäßen Anfoderungen des Realismus auch auf die producirenden Claſſen ſich erſtreckt. Auch haben mehre erleuchtete Regierungen, die zur Erkenntniß ihrer eigentlichen Beſtimmung gelangt und von dem redlichen Willen, dieſe

zu ihrem und ihrer Völker wahrem Heile zu erfüllen, beseelt sind, bereits eigene, zunächst für die Cultur des technischen Wissens und dessen Verbreitung in den untern Regionen des industriellen Lebens berechnete Unterrichtsanstalten geschaffen, wohl einsehend, daß öffentliche Belehrung über die Grundlage und Fortschritte der Gewerbe mit zu den kräftigsten und wirksamsten Hebeln der Nationalwohlfahrt gehöre, die jetzt mehr als je durch eine fest begründete und weise geleitete Industrie gefördert werden kann. Indessen können die Vortheile des vermehrten gewerblichen Unterrichts meist nur der heranwachsenden Generation zu gute kommen, die beiweitem größere Mehrzahl der Erwachsenen und bereits in der Ausübung der Gewerbe Beschäftigten aber kann mit wenigen Ausnahmen von diesem Unterrichte fast gar keinen Nutzen ziehen. Wol könnte diesen eine theilweise nützliche Belehrung aus den vielen technologischen Schriften erwachsen, welche jetzt über fast alle Gewerbszweige so zahlreich erscheinen, wären diese mit jener redlichen Gründlichkeit und so verläßlich abgefaßt, wie es die Wichtigkeit ihrer Bestimmung und die Würde der Wissenschaft erheischt, wovon aber die meisten leider nur allzu sehr entfernt sind, indem sie eine der wundesten Stellen unsers literarischen Lebens bilden, dessen so Vieles und Tüchtiges erzeugender kräftiger Organismus von dem grassirenden Übel der Büchermacherei aufs empfindlichste bedroht ist. Denn wie sehr auch unsere Literatur im Argen liegt — nebst vielen andern Ursachen hauptsächlich deswegen, weil so viele Autoren und Verleger, die hohe Würde ihres Wirkens verkennend, anstatt das in ihrem Berufe liegende Priesterthum der Wissenschaft zu bewahren, diese und sich mit der Schmach überhäufen, zu den Tagelöhnern des Mammons herabzusinken —, so hat doch jüngster Zeit die Bücherfabrikation wie auf keinen andern Zweig sich auf die technische Literatur geworfen, ihr Lebensblut auffaugend und vergiftend. Denn die vielen Tagesschriften, welche im Gebiete des technischen Wissens tagtäglich mit den versprechendsten Verheißungen auftauchen und das wuchernde Unkraut in dem immer mehr erstickenden Weizen auf den ohnehin nicht sehr fruchtbringenden Gefilden unserer Meßkataloge bilden; die vielen unberufenen Federn unserer Tage, welche sich für die literarische Geldschlägerei in Bewegung setzen und das reine Korn mancher nützlichen Erfindung und Belehrung zu zahlreichen aber werthlosen Blättern eines durch den Flitterglanz des Titels blendenden Buches umgestalten; die literarische Freibeuterei, welche vor den Augen der dieses schamlose Gewerbe nicht Kennenden den Nachdruck oder die theilweise Plünderung mancher gediegenen technischen Schrift dadurch bemäntelt, daß diese unter verändertem Titel mit einem pseudonymen Autor, oder, nach den verschiedenen Inhaltsabtheilungen zerstückelt, als besondere Broschüren ins Publicum gebracht wird, die zusammen mehr kosten als das geplünderte Originalwerk; jene durch die siechte Pfennigsliteratur in ein krüppelhaftes Leben gerufenen Machwerke ungeschickter Compilation endlich, welche die mitunter bereits erschöpfend beschriebenen Operationen irgend eines Gewerbszweiges aus neun verschiedenen Büchern, guten und schlechten, zu einem zehnten zusammenträgt und dieses Flickwerk verbrämt mit irgend einer aus dem Englischen schlecht übersetzten, zwar schimmernden, aber schon im Original häufig absichtlich unvollständigen Patentbeschreibung, oder einem Raisonnement aus dem „Mechanic's magazine", oder von dem „Journal des connaissances utiles" aufgewärmten übernächtigen Notizen: alle diese Erscheinungen, betrübend schon an und für sich, sie hinterlassen um so verderblichere Nachwirkungen, weil sie der ohnehin nicht sonderlich groß gewesenen Lesefust unter den Gewerbtreibenden den Todesstoß versetzten. So mancher Belehrung suchende Gewerbsmann, nicht genug unterrichtet, um zwischen dem Guten und Schlechten in der Literatur zu wählen, ließ sich von den auf Effect berechneten marktschreierischen Titeln technischer Schriften der eben geschilderten Art zu deren Ankaufe verleiten, konnte es aber immer noch ein Glück nennen, wenn sein praktisches Wissen so weit befestigt war, um das Gehaltlose und Irrthumsvolle solcher Schriften, als bloßer Buchhändlerspeculation, schon beim Durchlesen zu erkennen; die beiweitem größere Mehrzahl kam aber nicht so leichten Kaufes davon und ließ sich vielmehr durch den in solchen Schriften meist ausgekramten Schein von Wissen verleiten, die darin enthaltenen Vorschriften praktisch auszuführen.

Die Verschwendung an Geld und Zeit für solche Schriften und Versuche hinterließ meist ein bitteres Gefühl, das in ein schwer besiegbares Vorurtheil gegen alles Wissen aus Büchern und gegen deren Verfasser überhaupt ausartete, wodurch erklärlich, daß es so schwer wird, einen Gewerbsmann zum Ankaufe eines technischen Werkes, oder auch nur zu dessen Durchlesung zu vermögen; und diese Antipathie gegen die technische Literatur hat in dieser Classe, die ohnehin noch nicht reif zu großen Ansprüchen, bereits leider so tiefe Wurzeln geschlagen, daß selbst das viele Gute, welches die meisten periodischen Blätter unserer Gewerbsvereine enthalten, bei den minderunterrichteten Gewerbtreibenden nicht den verdienten Eingang und verhältnißmäßig nur geringe Beachtung findet. So ist nun das geschilderte Übel, welches die technischen Buchmacher als wahre Industrieritter verbreiten, ein doppeltes: durch das Schlechte, das sie zu Tage fördern, und durch die Hindernisse, die sie der Verbreitung des Guten bereiten. Wenn übrigens in der ersten Zeit des Beginns dieses Unfugs einige Buchhändler denselben auf eigene Faust betrieben und sich dazu blos pseudonymer literarischer Tagwerker bedienten, die ihre Angriffe auf den Beutel des armen Gewerbsmannes maskiren sollten; wenn, durch diesen noch fortwährend andauernden Gewinn gereizt, auch Kaufleute es ihrem Vortheil angemessen fanden, für eigene Firma und Rechnung Compilationen über technische Gegenstände in die Welt zu setzen und gedrucktes Papier unter verschiedenen lockenden und populairen Titeln als Bücher gleich nürnberger Waaren in den Handel zu bringen, so mag dies als eine in der Handelswelt oft vorkommende Operation gelten, deren Unternehmer ein weites Gewissen haben, um die zarten Nebenfragen über Recht und Unrecht, über literarische Reputation oder öffentliche Ge-

eingschätzung als bloße unpraktische Skrupel zu betrachten; am niederschlagendsten für Wissenschaft und Leben ist es aber, daß selbst Männer, bekleidet mit akademischen Graden und Ämtern, nach ihrer Stellung zur gründlichen Belehrung des Gewerbstandes berufen, es nicht unter ihrer Würde finden, anstatt Geltendmachung der ihnen inwohnenden Fähigkeit für das Bessere sich mit literarischen Productionen der genannten Art zu befassen und regelmäßig von Messe zu Messe solche Fabrikate auf den Markt zu bringen, bei denen es nur Zufall, wenn hier und da etwas Gutes oder Wahres mit unterläuft, das aber für die Masse des Unbrauchbaren oder längstbekannten Bessern nicht zu entschädigen vermag. Unsere technische Journalistik endlich — dieser sich stets verzehrende und wiedergebärende papierene Drache, dessen kümmerliches Dasein nur durch das ewige Wiederkäuen gegenseitig nachgedruckter Artikel gefristet wird —, ihre in der That auf eine betrübende Art täglich mehr zunehmende Gehaltlosigkeit, welche von Männern der Wissenschaft wie vom Gewerbsstande gleich sehr beklagt wird, läßt sich am besten charakterisiren, wenn man als ihr Hauptverdienst wie ihren Hauptfehler die — Papierconsumtion bezeichnet. Mit Ausnahme einiger wenigen Blätter der vorzüglichern gewerblichen Vereine verstechen fast alle unsere überzahlreichen Journale über Gewerbe und Industrie an angeborener Schwäche ihr größtentheils nutzloses Sein, und es wäre den meisten von ihnen in der That schwer, dieses nur kurze Zeit dahinzuschleppen, wenn die Hauptquelle ihrer Lebensnahrung, Dingler's „Polytechnisches Journal", auf irgend eine Weise ihnen verschlossen würde; welch letzteres aber freilich wieder sehr viel zu wünschen übrig läßt in Beziehung der so tief unter der Mittelmäßigkeit stehenden Ausstattung der Abbildungen, die bei der hohen technischen Bildung der Redactoren nur um so auffallender erscheint, da sie oft nicht einmal mit den zum Verständniß unentbehrlichen Buchstabenzeichen versehen sind, und auch rücksichtlich der Correctheit der Ausführung vielen technischen Zeitschriften von sonst untergeordneter Bedeutung weit nachstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven. Von F. G. Wegeler und Ferdinand Ries. Koblenz, Bädeker. 1838. 8. 16 Gr.

Wahrheitvolle Blicke in das Stilleben so großer und tiefer Menschen zu thun, wie Beethoven war, gewährt immer ein hohes Interesse. Wol finden wir den Geist, den alle Höhen und Tiefen umfassenden Genius selbst ausgeprägt in seinen unerreichbaren Kunstwerken und ihnen eingeboren als unzerstörbaren Menschen- und Gottesgedanken; aber zu diesem höchsten, geistigsten und allgemeinsten Interesse gesellt sich noch ein individuell beschränkteres, ein privates, welches, in bescheidenen Kreisen sich bewegend, nicht mehr dem Genius allein in seiner lichten, schönen Kunstgestalt, sondern mit menschlich traulicher Vorliebe dem persönlichen Individuum gewidmet ist, das den Geist Gottes wol in sich trägt und mit mächtigem Brausen ihn hervorgestaltet, zugleich aber, der menschlichen Gewöhnlichkeit verfallen, auch jene Zustände und Verhältnisse, Neigungen und Abneigungen, Eigenthümlichkeiten, Launen und Charakterzüge in sich darstellt, die als gemeinsames Gut der menschlichen Persönlichkeit betrachtet werden müssen. Und dieses Beobachten der Doppelnatur in den Gemüthern der vor allen ausgezeichneten Menschen gereicht nicht blos zum geistigen Vergnügen, es fällt sogar in das Bereich der ernstesten Forschung, weil alles Dasein überhaupt, geistiges wie natürliches, aus trübern und lichtern, aus idealen und stofflichen Elementen gemischt ist; weil Gemeines und Höchstes sich in jeder Geistes- und Naturgestalt durchdringen; weil der Mensch ein Mikrokosmus ist der großen Schöpfung, in welcher die Schranke herrscht und der Gedanke selbst beim Staube wohnt. Diese Einheit des Staubes und der ewigen Idee, dieses friedliche Beisammenwohnen Dessen, was dem gewöhnlichen Verstande als ganz unvereinbar dünkt, ist der wahre Gegenstand geistigen Forschens, und aus dieser Einheit eben, welche alles Irdische charakterisirt und bezeichnet, müssen die Persönlichkeiten großer, von der Macht der Idee, des Gedankens, der Kunst und Dichtung erfüllter Menschen begriffen werden. Mit einem Worte, die menschliche — soziale, häusliche, in den Verhältnissen des Lebens befangene — Persönlichkeit solcher auserwählten Naturen ist, weit entfernt etwas Unwesentliches zu sein, vielmehr ein unerläßliches Medium für ihr eigentliches Verständniß; denn aus ihr enthüllt sich: wie und auf welche Weise der göttliche Geist das menschliche Gemüth heimsucht, wie und auf welche Weise er es durchdringt, wie er sich in ihm in eigenthümlicher Form metamorphosirt und individualisirt; wie er eben durch diese Persönlichkeit sich der Zeit und Mitwelt verständlich macht. Es sind dies Offenbarungen der Persönlichkeit, welche wiederum jeder menschlichen Persönlichkeit zu gute kommen.

Ein ganz einfaches, anspruchloses Büchlein wie das vorliegende kann solche Offenbarungen vermitteln; denn es handelt sich hier nur um historisch treue Mittheilung, um ein neigungsvolles, stets rüstiges und williges Auffassen jener Züge, welche sich in dem Umgange mit bevorzugten Geistern als die wahrhaft charaktervollen bezeichnen; es handelt sich nicht um Kritik und Raisonnement, sondern um ein einfaches, lauteres Wiedergeben des Erlebnisses, des Eindrucks, der persönlichen Erscheinung. Hierzu ist aber nur Der geeignet und berufen, der den Lebensgang des ausgezeichneten Mannes zu überschauen vermag. Um eine Menschennatur sich erschließen zu lassen, muß man ein eigenes inneres Leben mit ihr durchlebt haben; das gewöhnliche Kennen und Judiciren reicht da nicht aus. So aber ist es hier: zwei Männer schreiben über und von Beethoven, lassen ihn schreiben und reden von ihrem Umgange mit ihm, deren Leben mit dem seinigen nach einem höchsten Maßstabe verflochten war. Der ältere dieser Männer, der Geheime Regierungs- und Medicinalrath Wegeler, um fünf Jahre älter als Beethoven, war des Letztern Kindheitsgespiele, Jugendgefährte, Freund und Genosse im Mannesalter und nach örtlicher Trennung noch 30 Jahre hindurch sein liebevollster und liebster Vertrauter. Hier ist es also die Innigkeit des Freundschaftsverhältnisses und der unbedingtesten Hingebung von beiden Seiten selbst, welche das Recht der Stimmführung verleiht; es ist die Erfahrung eines ganzen Lebens, welche hier geforscht hat und ihre Forschung auslegt. Der jüngere jener Männer aber, ein nun auch zu früh für die Kunst Vollendeter, ist der liebste und vieljährige Schüler Beethoven's, ein solcher, der durch ihn allein gebildet ist und in jedem Moment seines Kunstverhältnisses zu dem Meister sich in dessen Geiste spiegeln, sich in dessen Gemüthseigenthümlichkeit reflectiren muß. Auch hier also erschließt sich ein bedeutungsvoller Lebensgang, ein innigstes Zustreben der Persönlichkeiten, ein dauerndes und durchaus nachhaltiges Verhältniß, das die Tiefen der Seelen erschöpft. Aus einem solchen Verhältnisse, wer wollte leugnen, daß daraus der Beruf zur Schilderung hervorgehe?

Es ist also kein Zweifel, daß man diese höchst anspruchslosen Mittheilungen mit unverkümmertem Interesse liest; ein Interesse, das sich in stofflicher Beziehung noch dadurch steigert, daß jede einzelne Mittheilung, Angabe, Berichtigung und Er-

gänzung als factisch und authentisch erscheint. Dieser Umstand ist für Beethoven's Biographie von besonderer Wichtigkeit, weil über dessen Lebensverhältnisse, Eigenheiten und Lebensformen so gar Manches von unberufenen Fragmentisten ist gefabelt worden. Beethoven lebte schon im Allgemeinen sehr zurückgezogen, was besonders in derjenigen Lebensperiode der Fall war, wo ihn das Übel der Taubheit, die er sich scheute merken zu lassen, überfallen hatte. Damals sperrte er sich mehre Jahre lang von allem Umgange ab und vereinsamte sich auf eine Weise, die, mit Ausnahme seiner zwei oder drei intimsten Bekannten, jedem Andern die Einsicht in seine Gemüthsstimmung und in seine Lebensumstände abschnitt. Daher kommt es, daß Beethoven's Wesen viel finsterer vorgestellt worden ist, als es in der That war. Er war selbst damals nichts weniger als ein Menschenfeind; nur die überhandnehmende Taubheit machte ihn sehr unglücklich, wie davon unter Anderm ein Brief an seinen Freund Wegeler zeugt, vom 29. Juni 1800 datirt. Darin heißt es unter Anderm: „Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu; seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil es mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so ging's noch eher, aber in meinem Fache ist das ein schrecklicher Zustand; dabei meine Feinde, deren Zahl nicht gering ist, was würden die hierzu sagen! Um dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merkten; da ich meistens Zerstreuungen hatte, so hält man es dafür. Manchmal auch höre ich den Redenden, der leise spricht, kaum; ja die Töne wol, aber die Worte nicht; und doch, sobald Jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weiß der liebe Himmel. Vering (sein damaliger Arzt) sagt, daß es gewiß besser werden wird, wenn auch nicht ganz. Ich habe schon oft — — mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zu der Resignation geführt; ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde. Ich bitte dich, von diesem meinen Zustande Niemanden etwas zu sagen; nur als Geheimniß vertraue ich's dir an. Resignation, welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzig übrige."

Einige von den Herausgebern dieser „Biographischen Notizen" mitgetheilten Züge schildern Beethoven's oft übergroße Reizbarkeit, seine Leidenschaftlichkeit, die, schnell auflodernd, sich öfters ebenso schnell wieder beschwichtigen ließ. Wenn er in seinen tiefsten, in den künstlerischen Interessen sich gekränkt fand, kannte er freilich keine Rücksicht. Es fand eines Abends bei dem Grafen Browne ein kleines Concert statt, worin unter Anderm Ries unter Leitung Beethoven's einige schwierige Stücke vortrug. Während dies geschah, sprach der junge Graf P. in der Thüre zum Nebenzimmer so laut und frei mit einer schönen Dame, daß Beethoven, da alle mildern Versuche, die nöthige Ruhe herzustellen, fruchtlos blieben, plötzlich mitten im Spiele die Hand seines Schülers heftig von den Tasten wegzog, aufsprang und ganz laut ausrief: „Für solche Schweine spielen wir nicht!" Alle Versuche, den gekränkten Meister wieder ans Clavier zu bringen, waren vergeblich; er verbot sogar seinem Schüler das Weiterspielen, und die Musik hörte für diesen Abend auf. Ein anderes Mal ließ der Meister den Schüler seinen Unwillen über eine vermeintliche Verletzung auf eine beinahe empörende Weise empfinden. Beethoven hatte damals sein großes Andante (F-Dur) zu der C-Dur-Sonate (Opus 53) componirt und dasselbe seinem Schüler Ferdinand Ries einige Male vorgespielt. Dieser war davon so entzückt, daß er, auf dem Rückwege nach Hause bei dem Beethoven vorzüglich befreundeten Fürsten Lichnowsky einsprechend, diesem mehre Bruchstücke aus der trefflichen Composition aus dem Gedächtnisse vortrug. Der davon ganz eingenommene Fürst, ein eifriger und geschickter Dilettant, ruhte nicht, bis auch er im Stande war, einige Partien daraus aus dem Stegreife vorzutragen. Er wollte damit Beethoven eine Überraschung bereiten, ging am nächsten Tage zu ihm und sagte, daß er, der Fürst, nun auch einmal etwas componirt habe, das er Beethoven vorspielen wolle. Beethoven liebte das nicht, ließ es sich aber gefallen und hörte nun die gut vorgetragenen Fragmente aus seinem eigenen Werke. Er ward durch diese Mystification so aufgebracht, daß er von Stund an nie wieder vor seinem Schüler Ries spielte und mehrmals begehrte, daß dieser bei seinem Spiel das Zimmer verlassen sollte. Einmal war Gesellschaft beim Fürsten; Beethoven ward aufgefodert, Einiges aus seiner damals noch nicht aufgeführten „Lenore" vorzutragen. „Ich will es thun", antwortete Beethoven, „aber Dieser (auf seinen Schüler deutend) muß erst fort." Die dringendsten Bitten aller Anwesenden fruchteten nichts; der Schüler, um der Gesellschaft nicht den vorzüglichsten Genuß zu entziehen, mußte sich entfernen. Als der Fürst später dem Meister über diese unmotivirte Härte einige Vorwürfe machte, war der Erfolg davon, daß Beethoven nun auch vor dieser Gesellschaft nicht mehr spielte.

Das sind Launen und Härten, die man dem leichtgereizten Genius doch gern verzeiht, und auch die Gekränkten vergaßen sie leicht, denn Beethoven's liebevolles Gemüth, seine aufopfernde Zuneigung gegen die ihm Befreundeten offenbarte sich dafür desto schöner in hundert andern Fällen. Überhaupt beobachtete Beethoven, wenn nicht gerade sein höchstes, das Kunstinteresse ins Spiel kam, gegen seine Freunde die zarteste Rücksicht, eine so zarte, daß die kleinsten Dienstleistungen und Gefälligkeiten, die er dann und wann in den Fall kam von ihnen zu begehren, ihm selbst als große Zumuthungen erschienen, die er nicht genug entschuldigen konnte, während er seinerseits es ganz natürlich fand, ihren Verhältnissen und Bestrebungen auf jede mögliche Weise seinen Beistand zu gewähren. Diese große Herzensgüte des trefflichen Mannes stellen mehre der hier mitgetheilten Briefe in das schönste Licht.

Es gebricht uns an Raum, um noch fernere Einzelheiten aus diesem Gedenkbüchlein eines unvergeßlichen Meisters hervorzuheben, und so sei schließlich nur noch bemerkt, daß die darin enthaltenen musikalischen Mittheilungen von Ries über einzelne Beethoven'sche Werke dem Musiker vom Fach manche neue und erwünschte Aufschlüsse darbieten, und daß die beigegebene jugendliche Silhouette Beethoven's sowie die Autographa seiner Hand für alle seine Verehrer willkommene Zugaben sein werden. 4.

Notiz.

Der Bischof Grégoire über Preßfreiheit.

„Ich weiß nicht", sprach sich dieser aufgeklärte Apostel der kirchlichen und politischen Freiheit um das J. 1789 aus, „ob die Folgezeit in Europa die bis jetzt unerhörte Erscheinung eines einzigen Regenten herbeiführen wird, der die Preßfreiheit auf die Länge aushalten würde; aber, Alles genau erwogen, halte ich diese Freiheit für ebenso heilsam für die Fürsten selbst als für das Volk, weil dieselbe sie von der öffentlichen Meinung unterrichtet, der ersten und vorzüglichsten aller Gewalten, die am Ende alle übrigen umstürzt oder hält. Man hat ohne Erfolg die Grenzlinie gesucht, welche den rechten Gebrauch dieser Freiheit vom Misbrauche scheidet; ich sehe nichts Besseres, als sie für unbeschränkt zu erklären, wo nicht in Rücksicht der Personen, doch in Betreff der politischen Angelegenheiten; die Übelstände würden dann durch die Vortheile vollständig ausgeglichen werden. Sind die Regierungen immer gerecht, wahr und gütig, so werden sie auch von der Preßfreiheit nichts zu fürchten haben." 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 17. — 17. Januar 1839.

Über die Gebrechen der technischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 16.)

Es dürfte wol möglich sein, die im Vorgesagten nachgewiesenen Thatsachen mit ihren angedeuteten Folgen anzufechten, aber schwer werden sie zu widerlegen sein, da das Übel sowol als seine Wirkungen täglich offenkundiger werden und es von vitaler Wichtigkeit erscheint, dessen weitere Ausbreitung zu beschränken und mit der Zeit ganz zu beseitigen. Am Forum unserer gewöhnlichen wissenschaftlichen Kritik dürfte für die in Rede stehenden Unzukömmlichkeiten keine Abhülfe zu erwarten sein, da es überhaupt schon oft als eine Lücke derselben gerügt wurde, daß sich unsere Literaturzeitungen und kritischen Blätter zu wenig mit der technischen Literatur und namentlich mit der Besprechung solcher Werke, deren Werth nur von Praktikern bestimmt werden kann, befassen. Aber wäre dies auch der Fall, und ständen diesen Instituten immer verläßliche Organe zu Gebote, welche das Vortheilhafte der wenigen bessern für den Alltagsgebrauch der industriellen Welt berechneten Werke hervorzuheben und die Unbrauchbarkeit der schlechten Mehrzahl grundhältig und überzeugend zu beleuchten vermöchten, so würde hierdurch dem Übel kaum gesteuert, weil gewiß nur höchst selten ein Fabrikant oder Gewerbsmann zur Lesung kritischer Blätter Neigung und Muße findet. Die wenigen guten eigentlich technischen Journale endlich liefern nur höchst selten Recensionen über technologische Schriften, dafür aber häufig literarische Anzeigen von Werken, die es wol eher verdienten der Vergessenheit preisgegeben zu werden, aber von manchen Gewerbsmännern, die in der Regel zwischen Insertionen und Beurtheilungen nicht zu unterscheiden vermögen, denn doch zuweilen gekauft werden, eben weil sie in einem Journale angezeigt sind, dessen Redacteur oder Firma die verdiente Achtung genießen, von diesen aber kaum verlangt werden wird noch kann, den Raum ihrer Anzeigen nur auf die Bekanntmachung der bessern Werke zu beschränken; und verständen sich auch einige dazu, so würde doch selbst gegen günstige Anzeigen im Allgemeinen häufiges Mistrauen vorwalten, da unsere Journalistik sich keines unbedingten Vertrauens erfreut, weil der von vielen gegenseitigen Lobassecuranzen abgeschlossene Contract zu offenkundig und hierdurch auch das Vertrauen überhaupt selbst zu den wenigen unbefangenen Blättern sehr bedeutend geschwächt wurde.

Abhülfe gegen die Sündflut gehaltloser technischer Werke sowie dagegen Förderung der mehren Verbreitung nützlicher unter unserm Gewerbsstande, meint daher Dr. Kreutzberg, sei nur durch die Einwirkung der Gewerbevereine möglich. Daß eine solche Purification der technischen Literatur in deren Ressort gehöre, welches sowol die geistigen wie die materiellen Interessen des gesammten gewerblichen Lebens umfassen soll, dürfte wol kaum in Abrede gestellt werden. Alle diese Institute rechnen es mit unter ihre Hauptobliegenheiten, auf neue Erfindungen und Verbesserungen im Gebiete der Industrie aufmerksam zu machen und vor mangelhaften Operationen zu bewahren; letztere aber können ebenso leicht durch die Anleitungen schlechter Schriften verbreitet werden, wie es andererseits nur wenige neue einzelne Erfindungen geben dürfte, deren Mittheilung dem Gewerbsmanne jenen nachhaltigen Nutzen gewähren kann wie die eindringliche Anempfehlung und in deren Folge entsprechende Benutzung eines Werkes, das sein technisches Wissen überhaupt, oder die Erfahrung über einzelne Zweige, oder den Gesammtumfang seines Berufes zu bereichern vermag. Unterliegt sonach der Beruf der Gewerbevereine für eine solche Intervention keinem Zweifel, so muß ihnen ebenso gewiß ein competentes Urtheil über den Werth oder Unwerth literarischer Erscheinungen in der Sphäre ihres Wirkens eingeräumt werden; mit nur wenig Ausnahme vereinigen alle größern nicht nur localen, sondern Landesgewerbevereine — und nur von diesen soll hier die Rede sein — in ihren Administratoren und in ihren Mitgliedern sowol viele Capacitäten für die gründliche Beurtheilung theoretischer Werke, die das Gebiet der Industrie berühren, als auch Solche, die aus eigener Erfahrung den Werth der für den speciellen und praktischen Gebrauch berechneten Schriften richtig zu würdigen vermögen. Auch wird die gute Absicht derselben und ihre Unbefangenheit bei der Ausübung dieses Richteramtes ebenso wenig bezweifelt werden, wie im Gegentheile mit Gewißheit vorauszusehen ist, daß alle öffentlichen Urtheile, die von da ausgehen, in jeder Beziehung nur auf den grundhaltigsten Motiven beruhen können, weil gleichsam die Gesammtheit jedes Vereins für das von demselben ausgehende kritische Urtheil solidarisch verantwortlich erscheint.

Daß übrigens Recenſionen dieſer Art, als von ganzen, competenten Corporationen ausgehend, in der öffentlichen Meinung größeres Gewicht haben müſſen als jene, welche Blätter, die ein Eigenthum von Privatperſonen ſind, liefern, wo Angriff und Vertheidigung meiſt mit geſchloſſenem Viſir geführt wird, ohne daß Redactoren und Verleger die wiſſenſchaftliche Ebenbürtigkeit immer beruhigend zu garantiren vermögen, iſt wol ſehr einleuchtend. Endlich fehlt es den Gewerbevereinen nicht an Mitteln und Wegen, Lob oder Tadel nach Verdienſt öffentlich ausſprechen und bekannt werden zu laſſen, da doch jeder von den bedeutendern Vereinen ohnehin ein eigenes Blatt herausgibt. An dem guten Erfolge, den das kritiſche Urtheil der Gewerbevereine ergeben würde, iſt nicht zu zweifeln; wurde ja auf dieſe Weiſe bereits auch einem andern Übel geſteuert, indem Geld und Zeit der Gewerbtreibenden gegen die Verkäufer verſiegelter techniſcher Recepte und ſogenannter Geheimmittel größtentheils dadurch geſchützt wurden, daß nun nach dem erfolgreichen Beiſpiele des bairiſchen polytechniſchen Vereins auch andere verwandte Inſtitute ſolche Recepte ankaufen und in ihren Blättern nach ihrem Werthe oder Unwerthe beurtheilen.

Um dieſes kritiſche Richteramt zu erleichtern, wird nun in Dr. Kreutzberg's Antrag ausführlich entwickelt, wie zweckmäßig es wäre, wenn ſich die reſpectiven Gewerbevereine in die öffentliche Beurtheilung der erſcheinenden techniſchen Schriften theilten und jene Fächer, für die ein oder der andere Verein nach localen oder ſonſtigen Verhältniſſen beſondere qualificirte Capacitäten unter ſeinen Dirigenten oder ſonſtigen Mitgliedern vereinigte, vorzugsweiſe und gleichſam als ſtabiles Referat zur Beurtheilung übernähmen. So zählt z. B. der polytechniſche Verein für Baiern in den gegenwärtigen Mitgliedern ſeines Verwaltungsausſchuſſes Richter von anerkannter Competenz über theoretiſche Werke im Fache der Chemie und Mechanik, über Berg- und Hüttenweſen, dann nach den Landesverhältniſſen auch in ſeinen Mitgliedern Männer, die mit mehr Erfahrung als an andern Orten vorzüglich den Werth der über Bierbrauerei erſcheinenden Schriften zu würdigen vermögen. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen mit ſeiner ſo fruchtbar gewordenen vorherrſchenden Richtung für die Cultur des Maſchinenweſens und ſeiner Hülfswiſſenſchaften, ſowie bei der im preußiſchen Staate blühenden Branntweinbrennerei, Tuchfabrikation u. a., dürfte zur Übernahme und öffentlichen Beurtheilung der in dieſen Fächern erſcheinenden Schriften ebenſo geneigt wie vorzüglich geeignet ſein. Bei dem glänzenden Standpunkte, den die Verarbeitung der Schafwolle ſowie die verſchiedenen Zweige der Weberei und Wirkerei in Sachſen behaupten, ſowie bei ſeiner vorherrſchenden Wirkſamkeit für die Berathung und Wahrung allgemeiner commerciellen und induſtriellen Intereſſen könnte der Induſtrieverein für das Königreich Sachſen zu Chemnitz, ſowie für andere Induſtriezweige die Gewerbevereine für Inneröſtreich, Hanover u. a. zur Anzeige von dahin einſchlägigen Schriften vermocht werden. Von der in dem Blatte des einen Vereins erſchienenen motivirten Beurtheilung eines neuen techniſchen Werkes dürften dann die Blätter der verwandten Vereine das Reſultat nur mit wenigen Worten angeben: daß dieſe oder jene neue techniſche Schrift in dem Blatte des betreffenden Vereins entweder empfehlend beurtheilt oder vor deren Ankauf gewarnt worden ſei. Als ein doppelter Nutzen wird nun die Vollführung dieſes Antrags in Ausſicht geſtellt. So manches gute Werk nämlich erlangt nicht die verdiente Verbreitung, weil ſein Daſein der Gewerbsclaſſe nicht gehörig bekannt, oder ihr ſein Werth durch kein verläßliches Organ genügend verbürgt wird; als ein ſolches können und werden aber die beurtheilenden Vereine gelten, ſie werden die Verbreitung guter techniſcher Werke, mit dieſen zugleich die ſo nothwendige wiſſenſchaftliche und praktiſche Bildung der Gewerbtreibenden mächtig fördern helfen und hierdurch jene achtbaren Buchhandlungen, die Thätigkeit und Capitalien — bisher nicht immer mit dem verdienten eigenen Vortheile — dem Verlage der beſſern Schriften widmeten, zur Beharrlichkeit in dieſem löblichen Verfahren ermuntern. Aber auch durch die Warnung vor ſchlechten Werken werden die Gewerbtreibenden vor deren Geld und Zeit raubendem und von andern Nachtheilen begleitetem Ankauf abgehalten, ihr Vertrauen zur Literatur neu belebt und befeſtigt werden, und der den Bücherfabrikanten hierdurch entgehende Abſatz ihrer ſchlechten Waare wird die Erzeugung derſelben vermindern und vielleicht mit der Zeit ganz beſeitigen; denn marktſchreieriſche, wenn auch noch ſo zahlreich und allgemein verbreitete Ankündigungen ſowie ſelbſt die gegenſeitig aſſecurirten Recenſirlobanſtalten werden bei dem geſunden Sinne des deutſchen Gewerbsmannes nicht lange für den Abſatz ihrer Waare mit günſtigem Erfolge manoeuvriren, wenn ihnen ſolche Urtheile, wie ſie von den Gewerbevereinen ausgehen ſollen, entgegentreten, mit dem großen Übergewichte, welches unbefangene Prüfung und gründliches Wiſſen gegen Oberflächlichkeit und ſelbſtſüchtiges Intereſſe gewähren. Werden die nur dieſem folgenden und als reine Geldſpeculation erkennbaren literariſchen Productionen mit conſequenter und unnachſichtlicher Strenge verfolgt, das Treiben ihrer Unternehmer verdienterweiſe in der ſchmählichen Blöße dargeſtellt und den Käufern entwerthet, dann werden ſie wol der Furcht vor Schaden Das bewilligen müſſen, was ſie bisher den Anfoderungen der Rechtlichkeit verſagten, und zur Einſicht ihres bisherigen Wirkens gezwungen ſein. Daß dieſe Leute gegen die Ausführung dieſer Maßregeln auf alle mögliche Weiſe ſich und ihre gemietheten Federn in Bewegung ſetzen werden, iſt nicht zu bezweifeln; aber gerade dieſe Oppoſition wird der Sache zur beſten Empfehlung gereichen und die hochachtbaren Inſtitute, gegen die ſie gerichtet werden möchte, gewiß nicht beirren; denn wer ſich zur Trockenlegung eines Sumpfes entſchloſſen, darf das Froſchgequäke nicht ſcheuen. Dem allenfalls möglichen Bedenken endlich, ob die Vereine das Recht zu dieſen Beurtheilungen beſitzen, dürfte — abgeſehen auch von ihrer allgemeinen, auf die Förderung des Gewerbweſens überhaupt gerichteten Tendenz, welche die Handhabung eines ſolchen kritiſchen Richteramtes gewiß nicht ausſchließt — noch dadurch begegnet wer-

den, daß kaum jemals das Recht des Herausgebers irgend eines Blattes, sich lobend oder tadelnd über die literarischen Erscheinungen auszusprechen, in Frage gestellt wurde, vorausgesetzt, daß diese Aussprüche den Sachen und Handlungen, nicht aber den Personen galten. Von diesem, dem wissenschaftlichen Leben gleichsam inwohnenden Rechte sehen wir täglich unsere Literaturzeitungen und andere Blätter den ausgedehntesten Gebrauch machen, und es steht nicht zu erwarten, daß ein solches, jedem Urtheilsfähigen zustehende Recht des öffentlichen und freien Ausspruchs seiner Meinung über die Erscheinungen im Gebiete der Kunst und des Wissens gerade bei den Corporationen für die Förderung der technischen Intelligenz von Unbefangenen in Zweifel gezogen werden sollte. 152.

Englische Literatur.

1. The Protectorate; or, Oliver Cromwell and the state of Europe during the early part of the reign of Louis XIV., illustrated in a series of letters. Now first published from the originals. Edited by *Robert Vaughan*. With an introduction on the character of Cromwell and his times. Zwei Bände. London 1838.

Es gibt nicht leicht für den Geschichtschreiber wichtigere Materialien als gleichzeitige, im Drange des Augenblicks geschriebene Briefe. Tragen sie den Charakter einer Privatmittheilung an sich, und sind sie im Vertrauen von einem Freunde an den andern gerichtet, wie z. B. die „Paston letters", so besitzen sie einen doppelten Werth; denn die Mittheilungen, welche von Ministern, Gesandten und andern in hohen Würden befindlichen Personen herrühren, geben selten ganz unbestreitbare Thatsachen. Würde es gelingen, noch einige solcher Familiencorrespondenzen, wie die von Paston und die vor Kurzem von Sir Charles Bunbury herausgegebenen, aufzufinden, so würden ohne Zweifel viele Theile der englischen Geschichte in einem hellern Lichte erscheinen. Die Mehrzahl der von Professor Vaughan publicirten Briefe gehört nun, streng genommen, nicht jener Classe von confidentieller Mittheilung an, da sie zum größten Theile von Dr. John Pell, Gesandten bei den Schweizercantonen, von Thurloe, Cromwell's Secretair, welcher in der Diplomatie nur mit den Augen seines großen Meisters sah, und von zwei andern Diplomaten, Sir Samuel Morland und Sir William Lockhart, geschrieben wurden. Indessen bleibt diese Briefsammlung immerhin in vieler Hinsicht ungemein werthvoll, und Jeder, der sich ernstlich mit dem Studium der englischen Geschichte befaßt, sollte dieselbe mit Aufmerksamkeit durchlesen. In seiner Berichterstattung über Das, was in dem Auslande, besonders in der Schweiz vorfiel, hatte Pell keine Ursache, die Thatsachen zu entstellen, und seine Briefe mögen insoweit als eine hinreichende Beglaubigung des wahren Zustandes der Dinge gelten. Allerdings sind die Berichte von seinen Streitigkeiten mit den Bürgermeistern, seine Details hinsichtlich der Tagessatzungen, Synoden, Häresien und religiösen Dispute etwas ermüdend; allein sie stehen mit dem Geiste der damaligen Zeit im Einklange und man darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sich durch dieselben so wie durch ähnliche Documente hindurchzuarbeiten, um sich von dem socialen Zustande der Schweiz und anderer Länder Europas in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen genauen Begriff zu machen. Außerdem haben sie das große Verdienst, Cromwell's Unterhandlungen zu Gunsten der unterdrückten protestantischen Waadtländer offen an den Tag zu bringen, ein Gegenstand, der in den Herzen aller Engländer durch das unsterbliche Sonett Milton's tief eingegraben ist:

> Avenge, Lord, thy slaughtered saints, whose bones
> Lie scattered on the Alpine mountains cold.

In verschiedenen Briefen erhalten wir auch interessante Hindeutungen auf die Vorgänge bei den Verfolgungen der Protestanten in Böhmen und Polen. Graf Krasinsky, der eine historische Skizze über die Reformation in Polen geschrieben, wird, wenn er an das 17. Jahrhundert kommt, von dem hier angezeigten Werke einen sehr vortheilhaften Gebrauch machen können. Bei Durchlesung dieser Briefsammlung bietet sich eine Betrachtung dar, welche auf alle diplomatische Correspondenzen und Staatsacten der republikanischen Periode Englands gleich anwendbar ist, nämlich daß ein unendlich höherer moralischer Ton, eine unvergleichlich größere Ehrlichkeit der Absichten, eine männlichere Geradheit in diesen Briefen herrschen als in allen Documenten derselben Art, welche ihnen vorangingen oder geraume Zeit auf sie folgten. Die Briefe von Beamten und Staatsmännern aus der Zeit Heinrich's VIII. bis zum Falle Karl's I. sind mit wenig Ausnahmen höchst gemein und zeugen von unglaublicher Entartung des englischen Charakters. Prof. Vaughan leitet die Briefe durch eine gelungene Charakteristik Cromwell's und seiner Epoche ein. Wenn dieselbe auch nicht ganz unparteiisch ist, so kann man sie wenigstens nicht einer ungünstigen Stimmung hinsichtlich des Protectors anklagen, ein Fehler der Mehrzahl der englischen Geschichts- und anderer populairer Schriften, welche diesen merkwürdigen Mann besprechen. Wir müssen hier auf eine Lücke aufmerksam machen, daß nämlich Vaughan nicht den Versuch gemacht hat, das frühere Leben Cromwell's aufzuhellen, ein Thema, wofür sich ein reiches Material hätte aufbringen lassen. Ein ernsterer Vorwurf trifft den Verf. darum, daß er die fleißigen und geistvollen Untersuchungen mehrer neuern Geschichtsforscher, sowol englischer als fremder, die für die Biographie Oliver Cromwell's und für das Verständniß seines, wie des Charakters derjenigen Männer, unter denen er lebte, und mit denen er wirkte, so viel geleistet haben, nicht zu Rathe gezogen hat. Guizot ist allerdings ein- oder zweimal erwähnt, allein wir finden nirgend die geringste Anspielung auf Villemain oder den ehrenwerthen Erben des Namens von Cromwell, dessen Werk über den Protector vor einigen zwanzig Jahren erschienen ist. Am Ende des Werkes findet sich ein Anhang, welcher interessante Erläuterungen über den Zustand der Philosophie und der Gelehrsamkeit zur Zeit des Protectorats und einige willkommene Notizen über den häuslichen und literarischen Charakter des Dr. Pell enthält.

2. *Gibbon's* Decline and fall of the Roman empire. With notes by *H. H. Milman*. London 1838.

Es wäre vielleicht unmöglich, ein anderes Werk der englischen Nationalliteratur zu nennen, was so dringend der Anmerkungen und Berichtigungen eines neuern Gelehrten bedürfte, als Gibbon's vielgelesenes und berühmtes Geschichtswerk. Der Herausgeber, ein durch seine Gelehrsamkeit und Geschichtskenntniß zu dieser Aufgabe berufener Mann, hat jedoch seine kritische Nachhülfe und Berichtigungen hauptsächlich jener Seite des englischen Historikers zugewendet, wo er das Christenthum mit mehr oder weniger feindseligem Geiste dargestellt hat. Derselbe spricht sich in den einleitenden Bemerkungen darüber folgendermaßen aus: „Paley durchschaute mit seinem durchdringenden Scharfsinne die Schwierigkeit, Gibbon durch die gewöhnlichen Mittel der Controverse zu bekämpfen; sein emphatischer Ausspruch: „Wer kann den Spott widerlegen!" enthält ebenso viel Wahrheit als Pointe. Allein so treffend und gültig dieser Ausspruch ist, so gibt er doch nicht die ganze Wahrheit. Die Art und Weise, wie der Fortschritt des Christenthums im Vergleiche zu dem übrigen glänzend und reich ausgeschmückten Werke dargestellt ist, ist der Hauptmangel desselben. Das Christenthum allein empfängt keine Verschönerung von dem Zauber der Gibbon'schen Sprache; Gibbon's Phantasie ist für seine sittliche Würde erstorben; sie wird durch einen allgemeinen Ton eifersüchtiger Entstellung niedergehalten, oder durch eine mühsam ausgearbeitete Darstellung seiner dunklern und ausgearteten Perioden neutralisirt. Es gibt allerdings Gelegen-

heiten, wo seine reine und hohe Humanität, sein offenbar wohlthätiger Einfluß selbst ihn gleichsam zu einem unparteiischen Benehmen fortreißen und Gibbon's unbewachte Beredtsamkeit zu ihrer gewohnten Glut entflammen; aber im Allgemeinen fällt er bald wieder in seine kalte Gleichgültigkeit zurück; er affectirt eine scheinbar strenge Unparteilichkeit, verzeichnet alle Fehler des Christenthums in jedem Zeitalter mit bittern, fast boshaften Sarkasmen; ungern und mit Ausnahmen und Vorbehalten läßt er seine Ansprüche auf Bewunderung zu. Dieser unwiderstehliche Hang scheint selbst auf seine Darstellungsart Einfluß zu üben. Während alle übrige Feinde des römischen Reiches, seien es nun kriegerische oder religiöse, die Gothen, Hunnen, Araber, Tataren, Alarich und Attila, Mohammed, Dschingiskhan und Tamerlan, ein jeglicher fast mit dramatischer Lebendigkeit auf die Bühne gebracht und ihr Fortschritt in einem vollständigen und ununterbrochenen Berichte erzählt wird, nimmt das Christenthum allein die Form einer kalten und kritischen Untersuchung an. Die Erfolge barbarischer Thatkraft und brutaler Gewalt nehmen die höchste Vollendung der Compositien in Anspruch, während die moralischen Triumphe der christlichen Wohlthätigkeit, der ruhige Heroismus der Ausdauer, die tadellose Reinheit, die Verachtung eines schuldbefleckten Ruhmes und von Ehrenbezeigungen, welche dem Menschengeschlechte verderblich sind — Eigenschaften, die, hätten sie den stolzen Namen der Philosophie angenommen, mit den glänzendsten Worten verherrlicht worden wären, nun aber, weil sie die Religion als ihr Princip anerkennen, zu einem engherzigen Asceticismus herabsinken. Mit einem Worte, die Glorie des Christenthums berührt keine Saite in dem Herzen des Geschichtsforschers, seine Einbildungskraft bleibt kalt; seine Worte, obwol sie ihren stattlichen und gemessenen Gang fortschreiten, kleiden sich in das Gewand einer frostigen und leblosen Beweisführung. Wer möchte eine einzige Farbe in dem glänzenden Bilde verwischen, das Gibbon von dem hinsterbenden Heidenthum entworfen, oder eine einzige Seite von der prächtigen Darstellung der Entstehung und des Fortschrittes des Mohammedanismus hinwegstreichen wollen? Allein wer hätte wol nicht gewünscht, daß dieselbe Gerechtigkeit dem Christenthume zu Theil geworden, und daß sein wahrer Charakter und tief eingedrungener Einfluß mit demselben philosophischen Scharfsinne nachgewiesen und auf nüchterne, seiner ruhigen Entwickelung entsprechende und weniger malerische, aber doch lebendige und anziehende Weise geschildert worden wäre? Er hätte immerhin mit demselben Hohn die Masse kirchlicher Dichtungen, welche die früheste Geschichte der Kirche einhüllen, auf die Seite werfen, die Legenden und Sagen verdrängen und die Thatsachen in ihrer ursprünglichen Nacktheit und Einfachheit darlegen mögen, wenn er nur jene Thatsachen mit jener feurigen Beredtsamkeit geschildert hätte, die er ihnen allein verweigerte. Er hätte das ganze Gebäude nachapostolischer Wunder zerstören können, wenn er nur jene des Neuen Testaments durch seine sarkastischen Unterstellungen unverletzt gelassen hätte; er hätte mit Dodwell den ganzen Schwarm von Märtyrern, welcher der fruchtbaren Erfindungskraft späterer Tage ihr Dasein verdankt, beseitigen mögen, wenn er nur bei den Leiden der echten Zeugen von der Wahrheit des Christenthums, den Polykarpen oder Märtyrern von Vienne, mit seiner gewöhnlichen Ausführlichkeit und Energie verweilt hätte. Und in der That, wenn nach Allem der Anblick von den frühesten Fortschritten des Christenthums traurig und niederschlagend ist, so müssen wir uns wol hüten, nicht die ganze Schuld davon auf die Unzuverlässigkeit des Historikers zu werfen. Es ist vergeblich und unredlich, die frühe Entartung des Christenthums, sein allmäliges, aber rasches Abweichen von seiner ursprünglichen Einfachheit, noch mehr von seinem Geiste allgemeiner Liebe zu leugnen oder zu beschönigen. Es mag keine unheilsame Lehre für die christliche Welt sein, daß diese im Stillen vollbrachte, vielleicht unvermeidliche, immer jedoch verderbliche Veränderung von einer unparteiischen, selbst feindlichen Hand geschildert wurde.“ — „Der Plan der gegenwärtigen Ausgabe ist, zum Theil zu berichtigen, zum Theil zu ergänzen: zu berichtigen durch Anmerkungen, welche (hoffentlich in einem der Wahrheit gemäßen und leidenschaftlosen Geiste, mit keinem andern Wunsche als dem, die Wahrheit festzustellen) Ungenauigkeiten und Entstellungen, besonders mit Beziehung auf das Christenthum hervorheben, und die demnach bis zu einem gewissen Grade den ungünstigen, gegen die Vernunftreligion hervorgebrachten Eindruck schwächen mögen; zu ergänzen durch Zusätze, welche dem Herausgeber die Lecture von Originaldocumenten oder Büchern, die zur Zeit, als Gibbon schrieb, noch nicht zugänglich waren, an die Hand geben mag.“ Im Verlaufe seiner Arbeit war der Herausgeber, Milman, dem deutschen Übersezer des Gibbon, Wenck, für seine mit vielem Fleiße zusammengetragenen und von kritischem Scharfsinne zeugenden Anmerkungen zu großem Danke verpflichtet. Noch brauchbarer jedoch erwies sich Guizot's französische Ausgabe für Analyse und allgemeine Schlüsse, wovon jedoch einige, als zu voreilig und gegen den Geschichtschreiber ungerecht, von dem neuesten Herausgeber mit vollkommenster Unparteilichkeit abgefertigt wurden. 40.

Notizen.

In dem zoologischen Museum zu St.-Omer befindet sich gegenwärtig ein weißer arktischer Bär von außerordentlicher Größe, welcher am 8. April vorigen Jahres in dem Kanal von Haut-Pont unweit der ebengenannten Stadt erlegt ward. Man vernahm mitten in der Nacht, auf die dieser Tag folgte, plötzlich einen gewaltigen Lärm im Wasser, und der Gegend, wo das Geräusch am stärksten war, sich nähernd, bemerkte man in der Entfernung von 100—150 Fuß eine weiße Masse, die bald hervortauchte aus dem bewegten Gewässer, bald wieder untersank. Man hielt es zuerst für eine Kuh, wurde aber bald eines Andern belehrt. Als nämlich das Ungethüm in die gehörige Nähe herangekommen war, schoß man ihm eine Kugel in den Vorderkopf. Es verendete bald und ward in einem Boot ans Land gebracht. Nun ergab es sich, daß es ein wirklicher Eisbär war, und zwar einer von den riesenhaftesten Körperformen. Der arme Verschlagene hatte fern von der kühlen Heimat sein Grab gefunden.

Sehr zu bedauern ist es, daß die Entdeckungsreise der Hrn. Grey und Lushington nach der Nordwestküste von Australien so völlig mislungen ist. Nur 70 englische Meilen sind im Ganzen von jenen beiden achtungswerthen Gelehrten erforscht worden; jedes weitere Vordringen mußte an der hartnäckigen Feindseligkeit der Eingeborenen scheitern. Etwas besonders Merkwürdiges, was die Reisenden auf dieser kurzen Strecke entdeckten, waren die kolossalen, höchst eigenthümlichen Frescogemälde, welche die kühne Hand der Eingeborenen mittels einer schwärzlichen unvertilgbaren Masse auf die Oberfläche der Felsen gezeichnet hatte. Aus dieser und andern Entdeckungen will Hr. Grey schließen, daß die Aboriginer dieses Landstrichs von asiatischer Herkunft seien; ein Schluß, der uns doch etwas gewagt erscheint.

Daß der gegenwärtige Beherrscher des osmanischen Reichs außerordentlich baulustig ist, wissen wir aus den öffentlichen Blättern. Täglich hört man in Konstantinopel von neuen Bauplänen Sr. Hoheit, und in reißender Schnelligkeit sieht man Moscheen, Paläste, Zollhäuser, Fabriken und Magazine dort aus dem Boden wachsen. Welches aber das wahre Motiv dieser kostspieligen Bauten sei, wußten wir bisher nicht mit Gewißheit. Eine englische Zeitschrift belehrt uns darüber. „Der Sultan“, erzählt diese, „glaubt fest an eine Prophezeiung, welche ihm in früherer Zeit gestellt wurde, und welche besagt, daß er des Todes sterben müsse, sobald er aufhöre, die Bauleute zu beschäftigen.“ 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 18. — 18. Januar 1839.

Kaiser und Papst. Roman von Eduard Duller. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

An den künstlerischen Versuchen eines entschiedenen Talents sind wir geneigt, auch Dasjenige mild oder wenigstens mit Vorsicht zu beurtheilen, was uns auf den ersten Blick zurückstößt; und wir thun wohl daran; denn bei tieferm Eingehen in die Intentionen eines solchen Talents, bei genauerer Erwägung von Zweck und Absicht dieser oder jener Form werden wir häufig erkennen müssen, daß, was anfangs als heterogen erschien, zu einer organischen Nothwendigkeit wird, und daß anscheinend Disharmonisches in Harmonie ausgeht.

Diese Bemerkung schien uns bei Beurtheilung des vorliegenden, unzweifelhaft tiefsinnigen und reiflich erwogenen Werkes vorauszuschicken unerläßlich, weil es dem Leser füglich so gut wie uns geschehen könnte, daß er an Styl und Farbe des vor ihm aufgerollten Bildes Anstoß nähme. Er könnte dem erstern mehr Ruhe und Mäßigkeit, der letztern weniger Seltsamkeit und mehr Natur wünschen und den Verf. einer excentrischen Seelenstimmung beschuldigen. Weiterhin würde er jedoch wahrnehmen, daß dieser Styl durch die Charaktere bedingt ist, und wenn er im Begriff stünde, diese der Unnatur und der Übertriebenheit zu zeihen, so würde er erkennen, daß diese Charaktere durch die Zeiten, welche der Verf. malt, vorgebildet und bedingt sind. So bliebe endlich nur gegen die Auffassung der Zeit ein Vorwurf zu richten, und von diesem sind wir sehr zweifelhaft, ob er begründet sein würde oder nicht.

Die Jugend denkt sich jeden Zeitraum in Farbe und Gestalt himmelweit von dem andern verschieden; ihre Phantasie gibt ihm ein starkes, ein besonderes Gepräge. Das reifere Alter dagegen erkennt, daß Menschen immer Menschen sind; es assimilirt die Epochen, verliert den Sinn für den Unterschied und endet damit, die Griechen, die Inder, Römer und Deutsche des Mittelalters ungefähr für eben die Leute zu halten, die wir selbst sind. Das ist die Frucht des Menschenstudiums, die Frucht des Alters, der Erfahrung. Darum ist die strenge Geschichtsforschung Sache des reifern Geistes, die poetische Verklärung der Geschichte aber Sache der Jugend. Ein Werk wie das vorliegende soll jedoch kein Geschichtsbuch sein; es wendet sich überhaupt an die Jugend, es ist für ihre Gefühle geschrieben und es spottet des bedächtigen Alters. Ein Werk wie dies gibt Zustände, wie sie sein könnten, es erforscht nicht die dagewesenen; es trägt die Farben auf, wie das Gefühl sie fodert, wie die Jugend sie versteht, wie die Meinung sie liebt, nicht wie sie erschienen sind, oder wie sie der historischen Forschung sich darstellen. Mit einem Wort, es dichtet und dichtet über das Wahrscheinende. Wollen wir also die ganze Gattung nicht verwerfen, soll sie als solche bestehen, so ist es nothwendig, daß wir das historische Auge zuschließen, die Phantasie herrschen lassen und uns ihren contrastischen, ihren scharfen und grellen Färbungen für einen Augenblick ergeben. Es versteht sich hierbei von selbst, daß wie Alles in der Welt, so auch die Licenz der Phantasie ihr Maß und ihre Grenzen habe, und daß wol das Contrastische, das Freie, das Ungewöhnliche, aber nicht das Widersprechende, das Unmögliche, das Gestaltlose erlaubt sei.

Mit einem solchen ungewöhnlichen, doch nicht unmöglichen Charakter, der eigentlich gegen die ganze Welt, gegen die Menschheit Contrast macht, treffen wir gleich im Eingange der Erzählung zusammen. Es ist Clinctor, der Neapolitaner. Wir müssen diesen Charakter förmlich überwinden, ehe wir an dem Buche Freude finden können; diesen ganz entmenschten Menschen, diesen ganz verteufelten Freund des jungen Staufen, der ein liebendes Wesen blos um ihrer Liebe willen würgt und durch die Sünde der Selbstverachtung zu einem Dämon in Menschengestalt wird. Die Naturabweichung der Gefühle scheint in ihm auf den höchsten Grad getrieben zu sein, seine Gestalt erschreckt, entsetzt uns, seine Sprache scheint die menschliche nicht zu sein, und, wie gesagt, in dem Zweifel, ob dies ein Ausdruck menschlicher Empfindungen sei oder nicht, entbehren wir den Genuß und verlieren das Interesse an der Erzählung, bis wir diesen Charakter überwunden, untergeordnet, beseitigt haben, oder bis er am Schluß des ersten Theiles in dem Krater des Ätna zu Grunde geht.

Clinctor repräsentirt, was der Verf. als den „Morgen" in seiner poetischen Erzählung bezeichnet. Die historische Seite der Dichtung stellt nichts dar als Bestrebungen, Gesinnung; zur Handlung kommt es in die-

ſem erſten Theile der Geſchichte nicht. Wir ſehen nur den unbeugſamen Innocenz III., den größten, den thatkräftigſten Charakter ſeiner Zeit, das Ein und Alles ſeiner Welt, nur von dem einzigen Gedanken des Siegs der Kirche beſeelt, und für ihre Glorie ſtrebend und ſterbend; ihm gegenüber den milden Kaiſersſohn, gebunden durch ein Wort, einen Eid, die Krone Italiens und Deutſchlands nicht auf einem Haupte zu vereinen, geſtachelt von Clinciot, dem begeiſterten Feind der Kirche, der ihn, als das Vermächtniß ſeines kaiſerlichen Freundes, wider ſeinen Willen zur Weltherrſchaft hinzureißen bemüht iſt, und der nach einem fruchtloſen Verſuche, den Papſt zur Löſung des Eides zu ſchrecken, lebensſatt und müde, das Feuer in Friedrich's Seele anzublaſen, das ſtets erliſcht, den Tod ſucht.

Der „Mittag" beginnt nun, und mit ihm die Zeit des Handelns. Die Erzählung nimmt im zweiten Theile einen ruhigern, der äſthetiſchen Schönheit verwandtern Charakter an; auch bei dem Verfaſſer naht der Mittag heran und der ſtürmiſche Morgen iſt überwunden. Clinciot, der an Liebe, an Güte in der Menſchenbruſt nicht glauben wollte, iſt mit den Worten geſtorben: „Du haſt geſiegt, Maddalena", d. h. Natur und Liebe; denn dieſe ſtellte Maddalena dar.

Der Verf., welcher dem chronologiſchen Verlauf der Ereigniſſe folgt, gibt uns nun in einzelnen Bildern Gregor IX. und den Kaiſer Friedrich II. ſowie die Intriguen zu ſchauen, welche die zum Kreuzzuge in Otranto verſammelten Völker zerſtreuen und den Bannfluch auf Friedrich herabziehen. Eine hiſtoriſche Bearbeitung dieſer Zeit, Raumer's treffliche Erzählung, und Raupach's dramatiſche Geſchichte lagen vor, und wir begreifen ſchwer, daß dieſe Vorarbeiten nicht mächtig genug geweſen ſind, dem Verf. von der Beſtrebung zurückzuhalten, denſelben Inhalt noch in einer dritten Form wiederzugeben, die nothwendig zwiſchen die vorhandenen mitteninne fallen mußte. Faſt möchten wir ihn eines Verſuchs zeihen, der die Bedingungen ſeines Mislingens in ſich trug, ſeine Bemühung für eine verlorene achten und den Kraftaufwand bedauern, zu dem ſie erfolglos führen mußte. Hiſtorie und Drama, ſo ſcheint es, erſchöpfen die Geſtaltbarkeit eines gegebenen Stoffes, und wenn das Epos, dem ſich der Roman als eine Zwittergeſtalt anſchließt, noch ſeine Stelle finden ſoll, ſo kann es nur in jener idealen Weiſe und unter den eigenthümlichen Formen der Epopöe — welche die Menſchen als Organe des Götterwillens auffaßt und als Inſtrumente des Schickſals — geſchehen. So ſcheint es, und wir ſind im Begriff, ein vernichtendes Urtheil über die Arbeit des Verf. auszuſprechen.

Doch, wenn wir den Blick wieder auf die einzelnen gelungenen Bilder in dieſer Erzählung, z. B. auf die Schilderungen werfen, die er von den Wirkungen der Peſt auf der Flotte, von Friedrich's Auszug, ein Jahr ſpäter, von ſeiner Zuſammenkunft mit Sultan Kaamel, von dem Kampfe um Manadora, von dem Einzuge in Jeruſalem, deſſen Thore ihm des Sultans Freundſchaft öffnet, von den großen und ſeltenen Herzen der beiden feindlichen Freunde, von dem Bannfluch im Tempel zu Jeruſalem und von Friedrich's Triumph entwirft, ſo tritt allen theoretiſchen Zweifeln gegenüber doch ein Verdienſt hervor, dem wir unſere Anerkennung nicht verſagen können, und welche faſt wider unſern Willen uns abgenöthigt wird. Der Verf., mit einem Wort, hat dieſen glänzendſten Theil der deutſchen Volksgeſchichte populariſirt; er hat ihn poetiſch erläutert; er hat ihn für die natürliche Menſchenempfindung motivirt.

Unter dem Geſichtspunkte der poetiſchen Erfindung kann ſein Verdienſt nur auf glückliche Einzelheiten ſich gründen; das Ziel und Ende war ihm durch die Geſchichte überall vorgezeichnet, und für die Begründung der Nebencharaktere blieb ihm kein Raum. Mit klaren, hellen und Jedem verſtändlichen Farben aber bildet er die Ideen: Kaiſerthum und Papſtthum, vor uns aus, deren Widerſtreit, wie er ſagt, den Riß durch die ganze Welt bezeichnet. An dieſen Hauptzweck der Erzählung knüpft der Verf. durch die Geſtaltung Friedrich's die Lehre von Dem, was ein Held, ein Mann ſei. „Handle, dulde und bleibe dir gleich", in dieſen drei Worten läßt er uns das Heldenthum erblicken.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir bei dem Verf. das Bewußtſein dieſer beiden Zwecke — Populariſirung der Geſchichte und Begriffsbegründung der Idee des Heldenthums — vorausſetzen, und wenn wir annehmen, daß er die relative Unzulänglichkeit ſeiner Arbeit unter anderm Geſichtspunkt vollkommen gekannt, von dieſer Schwierigkeit ſich aber mit Bewußtſein nicht habe abſchrecken laſſen. Einem Geiſte wie Duller ſtanden andere Stoffe zu Gebot; er hat dieſen mit voller Erkenntniß ſeiner Zwecke gewählt.

(Der Beſchluß folgt.)

Forſchungen auf dem Gebiete der neuern Geſchichte. Herausgegeben von Karl Auguſt Müller. Erſte Lieferung: Kurfürſt Johann Georg I. Mit einem Facſimile. Zweite Lieferung: Das Söldnerweſen in den erſten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, nach handſchriftlichen Quellen des königlich ſächſiſchen Hauptſtaatsarchivs. Dresden, G. Fleiſcher. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Welche Dienſte in den neueſten Zeiten die ſonſt ſo ſchwer zugänglichen Staatsarchive, die Stadt- und Familienurkunden unſerer Geſchichtsliteratur geleiſtet haben, darauf iſt von uns bereits in d. Bl. aufmerkſam gemacht worden. Daß die ſächſiſche Regierung hinter dem Beiſpiele anderer Staaten nicht zurückbleiben würde, das ließ ſich von ihrer Liberalität recht wohl erwarten; und ihr haben wir die hiſtoriſchen Arbeiten zu danken, die Hr. Müller zur Zeit in zwei Heften dem wiſſenſchaftlichen Publicum zur Prüfung vorgelegt hat.

Der Verf., Lehrer der Geſchichte am Blechmann'ſchen Inſtitute in Dresden, durch eine Schrift: „Über den Geſchichtsunterricht auf Schulen" (Dresden 1835), ſchon vortheilhaft bekannt, gibt uns in einer recht gemüthlich und beſcheiden geſchriebenen Vorrede Auskunft über die Art, wie er zum hiſtoriſchen Studium überhaupt ſich gewendet, namentlich aber, woher er den Impuls erhalten habe zur beſondern Beſchäftigung mit dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Und wir haben dieſen Theil der Vorrede mit um ſo größerm Intereſſe geleſen, weil

wir eine ganz gleiche Erfahrung mit dem Verf. gemacht haben. Schiller's großer Geist und dramatisches Talent, das sich in seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" so ausgezeichnet offenbart, erweckte den Knaben, begeisterte den Jüngling und fesselte den Mann an das große Buch der Klio. Wir freuen uns, daß Hr. Müller durch seine Forschungen im angehenden Mannesalter seinem geistvollen Jugendführer einen so rühmlichen Dank dargebracht hat. Und diese Forschungen, die in drei Abschnitten des ersten Heftes lediglich das gesammte Leben des Kurfürsten Johann Georg I. umfassen in in Beziehung auf seine Persönlichkeit, seine Familie und seinen Hof, sind, abgesehen von ihrer vielseitigen culturhistorischen Wichtigkeit, auch nicht ohne Ausbeute für die Charakteristik und Erklärung der damaligen Politik von Sachsen. Wenn es übrigens nach mehren Äußerungen des Verf. den Anschein gewinnt, als werde er künftig, wenn auch nicht als Lobredner, doch wenigstens als Vertheidiger des Kurfürsten, den er selbst (S. 28) geistig wenig angeregt nennt, auftreten, so dürfen wir wol von seiner Umsicht erwarten, daß die bekannte treffliche Charakterzeichnung dieses Fürsten durch Schiller ihn nicht bestechen habe, und daß er unparteiisch die vielen Zeugen abhören werde, welche die neueste Geschichtsforschung, insbesondere gegen die Politik und den Regentencharakter Georg's, ans Licht gezogen hat. Es mag wol Überwindung kosten, den guten Familienvater und gemüthlichen Freund zum Theil dem Politiker und Regenten opfern zu müssen. Doch jetzt zu dem Einzelnen.

Das Horoskop, welches dem am 5. März 1585 ein wenig nach 10 Uhr gebornen Prinzen Johann Georg im Geiste der Zeit gestellt ward, lautet ebenso charakteristisch als merkwürdig genug auf folgende Weise: „Aus göttlicher Ordnung der himmlischen Influenz wird von diesem gebornen Herrlein vermeldet: dieweil die allerbesten zwene Planeten am ganzen Himmel, der Jupiter und Venus, beisammen in dem sechsten Hause, welches der Krankheit zugeeignet, ganz stark und gut befunden werden, daß auch dieses Herrlein einer guten, frischen, starken, gesunden Natur und eines langen Lebens sein soll, ungeachtet, daß es bald nach dem Vollmonde auf die Welt geboren; denn Jupiter und Venus die dämpfen dem Vollmonde seine ärgerliche Wirkung, und hat also diese hohe Person, nach aller natürlichen Anzeigung für dem 55. Jahre seines Alters keine beschwerliche Leibesschwachheit noch gefährliche Krankheit zu fürchten. Auch weil der Planet Mars, ein Herr des Ascendenten, in dem Kriegshause steht: so ist er sonderlich zu Kriegsgewerben geneigt und alle seine Lust darauf gerichtet, wird ein kühner Kriegsheld und sieghafter Fürst in allen Streiten sein, auf rothen, fuchsen, weißen und braunen Pferden das beste Glück befinden und ein ander Herzog zu Sachsen werden; hat sich aber keiner Kriegsgefahr, etwa an Leibesverletzung oder Gefängniß halber zu besorgen. Darum wird er von allen Fürsten im römischen Reich gefürchtet werden, und der vornehmste Herr unter allen Reichsfürsten sein; der Papst und Welschland wird sich für diesen Herrn sehr fürchten, denn es wird sich Niemand wider ihn auflegen dürfen, und soll auch Kurfürst werden, wohl regieren und ein löblich Regiment bei seinem Volke führen. Sein Volk wird den Segen des 72. Psalms über diesen Herrn täglich sprechen, denn er ist ein Herr der Gerechtigkeit. Es werden sich bei seiner Regierung nicht allein die Leute, sondern auch die Berge freuen, denn gar ein neu Bergwerk und Bergstadt in seinem Lande aufkommen, und bei seiner Zeit sehr viel neue Silberzechen offenbar werden sollen, davon er groß Einkommen haben soll; wird auch sein Land größer erweitern, andere Länder mehr dazu erkaufen und bringen, viel Grafschaften durch ledige Angefälle bekommen und als ein Herr über das Burggrafthum zu Magdeburg herrschen; soll eine reiche, überaus fromme schöne Gemahlin mit allen Tugenden begabt, aus dem mecklenburgischen Geschlechte und Stamme heirathen, und nur eine Ehegemahlin haben, auch eines keuschen Lebens sein und Kinder männlichen Geschlechts mit derselben zeugen, nach sich Leibeserben verlassen, und soll sein Reich bei seinem Stamme und Leibeserben bleiben," in seinem Alter ein friedlich Regiment und stilles Leben führen und für seinem Ende Friede mit Allen machen, und in seinem grauen Alter keine Widerwärtigkeit haben, wie denn die beiden Revolutiones*) auf das folgende 86. und 87. Jahr Christi ein Zeugniß seines langen Lebens sind. Obwol sich die vermuthliche Wirkung des Vollmondes bis ins dritte Jahr dieses Herrleins Alters verlängert: so bedeutet doch das glückliche Caput Drakonis anfänglich im ersten Hause, darnach im anderen Jahre im achten Hause und Jupiter im dritten Jahre im ersten Hause, daß diesem Herrlein natürlicherweise keine Krankheit anhangen oder etwas fährlich sein sollen, sondern werde zu einem großen Alter kommen; desgleichen schadet ihm auch die oppositio Saturni in dem eilften Jahre seines Alters zu seinem Leben gar nichts, denn Saturnus keine Kraft weder über das Haus des Lebens noch über das Haus des Todes hat. Dank und Ehre sei Gott für diese große Gnade, Amen."

Es ist natürlich hier der Ort nicht, auseinanderzusetzen, inwieweit dieses Horoskop geschichtlich erfüllt ward oder nicht, auch bedarf der Kundige einer solche Auseinandersetzung nicht; allein auf einen Punkt glauben wir doch aufmerksam machen zu müssen: wie konnte man dem Neugeborenen so bestimmt die Kurwürde verheißen, da er ja einen nur zwei Jahre ältern erstgeborenen Bruder hatte, dem diese Würde nach dem Successionsrechte der als Reichsgesetz geltenden goldenen Bulle gebührte? Gewährte vielleicht Christian II. — denn das war der ältere Bruder —, der aber im achtundzwanzigsten Lebensjahre als Kurfürst plötzlich nach einem Trunke starb und einen riesenhaften, jedoch zu keiner geistigen Thätigkeit wohl geeigneten Körper hatte, schon als Knabe keine Aussicht auf langes Leben? Oder hängt mit dem Horoskop ein schon früh angelegter Mordplan gegen Christian II. zusammen, da ja bekanntlich dieser Fürst bei einer Elbfahrt durch eine Explosion, die das auf unbekannte Weise in dem Kahne entzündete Pulver verursachte, in die Elbe geworfen und nur von einem entschlossenen Bauer gerettet ward, und etwas später auf einer Jagd den Kugeln zweier Meuchelmörder nur wie durch ein Wunder entkam? Wir möchten fast die Frage aufwerfen: ist die Horoskopurkunde echt, und wann ist sie verabfaßt? Denn, wenn unser Verfasser hinzufügt: „Vieles ist wol so eingetroffen, wie jeder Neujahrwunsch in Erfüllung gehen oder nicht in Erfüllung gehen mag; auf Einzelnes scheint eben die, vielleicht erst später dem Fürsten bekannt gewordene Weissagung seinen Sinn mit solcher Gewalt hingewendet zu haben, daß es zur Wahrheit werden mußte; aber trotzdem bleibt der Gesammteindruck der Prophezeiung, gegen den Gesammteindruck von Johann Georg's Leben gehalten, bleibt das Wagstück, dem Nachgeborenen den Kurhut zu versprechen, überraschend", so scheint uns das keineswegs genügend, und die Sache verdiente wol überhaupt einer genauern Untersuchung und Nachforschung.

Es ist hinlänglich bekannt, daß des Kurfürsten August Enkel von der Sparsamkeit ihres Großvaters, der die ersparten Summen zu öffentlichen Zwecken verwendete, die noch jetzt den Dank der Nachwelt genießen, nichts wußten. Hr. Müller hat durch Urkunden diesen Abfall von der frühern Einfachheit speciell nachgewiesen, und wir bedauern, hier das Ganze dieser Beweise nicht mittheilen zu können, da nicht eine Einzelheit, sondern nur eben das Ganze eine gehörige Begründung jener Behauptung gewährt. So viel wollen wir jedoch bemerken, daß der Hofstaat des nachgeborenen Prinzen, unsers Georg's, 1605 die damals außerordentliche Summe von 50,000 Fl. zur Verwendung hatte, aber keineswegs ausreichte, da dieser Hofstaat aus nicht weniger als 114 Personen bestand, ungerechnet die

*) Der Verf. hat aus der Urkunde selbst die astrologische Zeichnung zum Verständnisse dieses Horoskops beigegeben, und diese enthält in ihrer ersten Hälfte zwei Quadratfelder mit der Inschrift: „Revolution uffs 1586. Jhars und Revolution uffs 1587. Jhars."

Dienerschaft der Hofleute. Man sieht, daß eine gute Bahn gebrochen war für die Noth der spätern George und für die Verschwendung der beiden Auguste! Aus dem Abschnitte: „Johann Georg's Vergnügungen", heben wir Folgendes, da es zugleich zu seiner Charakteristik gehört, aus dem Vielen heraus. Die Jagd stand ihm, allerdings im Geiste der Zeit, oben an. Er glaubte seinem Reichserbamte als Jägermeister Ehre machen zu müssen, und die sächsische Jägerei galt in der That für die hohe Schule des Waidwerkes. Welche Leidenschaft Georg I. dafür hegte, und welche Wichtigkeit er diesem leidenschaftlichen Treiben beilegte, kann der Umstand beweisen, daß unser Verf. ein starkes Convolut eigenhändiger Briefe an seinen Bruder, den Kurfürsten Christian II., gefunden hat. Wir theilen einen derselben vom 21. oder 22. Aug. 1608 hier mit:

„Hochgeborner Fürst,
Freundlicher vielgeliebter Herr Bruder",

„Auf E. L. Befehlich bin ich heut früh anhero an Oberwald nach dem großen Schweine gezogen, so stets über die Grenze gangen, und hat mir unser Herrgott das Glück geben, daß ich's gefangen habe; es hat mir gute Possen gemacht, ich hab sie aber gleichwol übertinpfelt (übertölpelt). Sie hat viel Hunde geschlagen. Habe sonsten auch noch zwei ziemliche Sauschweine auch gefangen, wie sie E. L. von Zeigern zu empfahen haben. Die mit den Frischlingen ist mir entlaufen, und sonsten noch zwei starke Sauen. Jtzo reite ich gleich zu den Jägern an die Kunheitte, will sehen, was da zu thun ist, und will's E. L. noch heint in der Nacht Post thun. Hiermit Gott befohlen. Datum auf'm Bauerwagen, da die Sau druf liegen.

E. L.

getreuer dienstwilliger Bruder
bis in den Tod

Johans Jerge."

Diese Leidenschaft für das Waidwerk erstickte jede Regung für edlere Beschäftigungen um so leichter, als Georg's Erziehung sehr vernachlässigt war, erzeugte dagegen durch die damit verbundene Anstrengung die Neigung zum Trunke; und wie sehr das Trinken an seinem spätern kurfürstlichen Hofe beliebt war, weiß Jeder, der des Grafen von Schwarzenberg Briefe gelesen hat, der damals eine Zeit lang als brandenburgischer Minister in Georg's Nähe verweilte; und welchen Geschmack er persönlich daran fand, geht selbst aus mehren Briefen seiner trefflichen und ängstlich besorgten zweiten Gemahlin deutlich genug hervor. Diese Gemahlin, Magdalena Sibylla aus dem Hause Brandenburg, über 49 Jahre die Lebensgefährtin Georg's in Freud und Leid, erscheint in den vielen Briefen an ihren Gemahl, die der Verf. veröffentlicht hat, als eine echt deutsche Hausfrau, als zärtliche Gattin und liebenswürdige Mutter, und erinnert lebendig an die wohlbekannte Mutter Anna. Merkwürdig aber sind die Briefe, in denen sie unverhohlen und zuweilen fast leidenschaftlich über die Politik sich ausspricht, die ihr Gemahl befolgen zu müssen glaubte. Sie ist eine enthusiastische Verehrerin Gustav Adolf's, während Georg bekanntlich nie ein rechtes Herz zu seinem Retter fassen konnte; sie verwünscht den Kaiser und seine Diener, deren Schlingen sich Georg nie völlig zu entreißen vermochte; sie spricht unumwunden ihr Mistrauen über den berüchtigten Dr. Döring aus, dem doch der Landesfürst die wichtigsten Interessen seines Staates anvertraute, und bei dem Gedanken an den prager Frieden blutete ihr das Herz, während ihr Gemahl einen Triumph seiner Politik in ihm so gern erkennen wollte; die Sache der Protestanten, die sie freilich nur von dem religiösen Standpunkte aus betrachtete, ging ihr über Alles. Wir wollen zur Bestätigung dieser Bemerkungen einige briefliche Äußerungen der Kurfürstin wörtlich mittheilen. Am 3. Sept. 1631, Tags zuvor als die Verbindung der sächsischen und schwedischen Armee vor sich ging, und vier Tage vor der Schlacht bei Breitenfeld, schreibt sie Folgendes:

„Bei dieser gar guten Gewißheit habe ich nicht unterlassen müssen, E. L. und Dero ganzen Armee viel Heil und Victoria zu wünschen, und Gott anzurufen, der E. L. wider Ihre Feinde wollte geben, den Tilly mit allem seinen Anhang stürzen und ihn mit aller seiner gottlosen Armee lassen geschlagen sein, daß sie in Ewigkeit kein Heil noch Glück haben mögen, und E. L. arme Unterthanen, die hier durch ihn um all das Ihre, Gut, Leib und Ehre gebracht sein, so viel unschuldiger Leute und Schändung des Weibsvolk strafen, daß sie werden müssen erkennen, daß E. L. einen Gott haben, der für E. L. streitet und kein Übel und Undankbarkeit unvergolten läßt. Nun, E. L. haben es um den verfluchten und vermaledeiten Kaiser nicht verschuldet, das Übel, das er an E. L. begehet, Gott wird ihn desto höher strafen. Ist das die Treu', die er E. L. erzeiget, und der Dank für alle Treue, die E. L. ihm erwiesen haben? Nun, Gott der strafe ihn, sonsten würde ich gewiß meinen, wenn die vollkommene Strafe an dem Kaiser und Tilly außen bliebe, es wär' kein Gott im Himmel."

Und nach dem Siege bei Breitenfeld schreibt sie in ihrem Enthusiasmus:

„Wäre besser man ließe den Kaiser in unserem Gebete ausschließen, und *betete dafür für unseren König*, der uns recht von Gott zugeschickt."

Was sie vom Dr. Döring dachte, erklärt sie mit rückhaltsloser Freimüthigkeit:

„Ein solcher Baum, wie Dr. Döring ist, kann keine bessern Früchte bringen." — „Dr. Döring", schreibt sie am 22. Jan. 1636, „will ausreisen. Bitt' E. L. durch Gott, sie haben dieses in Acht, nun der leichte Vogel den Karren in den Koth geführt, reist er aus. Daß er krank ist, das ist kein wahr Wort. Doctor Oppel ist auch zu ihm gereiset, als ob er so krank ist; sind nichts denn lauter Schelmstücke darhinter, er will mit den Kammersachen nichts mehr zu thun haben."

Daß übrigens Georg in diesem Punkte etwas empfindlich sein mochte, das darf man aus einem Briefe vom 22. Sept. 1635 schließen:

„Wollt' E. L. gern was berichten, da ich dürfte, E. L. nur nicht unwillig darüber möchten werden, bitt' um Verzeihung, daß ich mir die Kühnheit nehme, kann es aber über mein Herz nicht bringen zu verschweigen. E. L. haben sich wol in Acht zu haben; man sage mir nur, aus was Falschheit oder Ursach' Döring das thut, daß er so viel Posten und Boten hinter E. L. Rücken und ohne E. L. Wissen in geheim fort nach Wien schickt, daß einer den andern jagt. Oppel sein Eidam und der Postmeister zu Leipzig (Siebert) werden Wissenschaft um haben, stecken unter einer Decken."

Aber der Kurfürst wollte nun einmal in dieser Angelegenheit von Weiberrath, den ihm Sibylle in einem frühern Briefe als nicht immer verwerflich gepriesen hatte, nichts wissen. Seine Politik hatte sich in Döring gleichsam verkörpert, und er nahm es hin, wenn ihm die nicht zu beruhigende Sibylle schrieb:

„Gott wird es den Leuten in Ewigkeit nicht vergessen, die E. L. zu solchem bösen Frieden (den Prager), der gemacht ist, gebracht haben, werden gewiß in der Höllen schwitzen müssen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die Fortsetzung der geistreichen Schrift: „Goethe und seine Widersacher", von Dr. Karl Reck, an deren Herausgabe der Verf. durch äußere Verhältnisse bisher gehindert worden, liegt als Manuscript seit längerer Zeit auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar deponirt. Doch wird das Werk, wie wir hören, nunmehr binnen Jahresfrist gedruckt erscheinen. 58.

Es ist die erste Lieferung einer neuen Ausgabe der dramatischen Werke Shakspeare's mit Bemerkungen über das Leben und die Schriften des Dichters von Thomas Campbell erschienen. Das Ganze wird aus 12 Lieferungen bestehen. 101.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 19. — 19. Januar 1839.

Kaiſer und Papſt. Roman von Eduard Duller. Vier Theile.

(Beſchluß aus Nr. 18.)

Das erſte Buch des „Mittag" führt die Geſchichte bis zum J. 1230 fort. Friedrich hat die Feindſeligkeit der Ritterorden und den ihm vorauseilenden Bannfluch im Orient beſiegt, durch Löſung ſeines Gelübdes ſich ſelbſt genügt und herrſcht über dem heiligen Grabe. Das romantiſche Element in dieſer Periode knüpft ſich beſonders an Jolanthe, die Kaiſerin, an Manadora, die der Kaiſer nach ihrem Tode liebt, an Kaf und Heinrich, die Seiden Friedrich's. Für die Eigenthümlichkeiten des Styls, der Darſtellung mögen dieſe Proben ſprechen. In folgender Art ſchildert er die Peſt in Otranto.

Langſam ſchwanken die Träger dahin. Die gaffenden Maſſen, vor dem einen Leichenzuge ausbeugend, kommen dem andern in die Quere und ſtoßen unverſehens auf den dritten. Entſetzen fliegt jetzt auf wie ein Geier und ſtreift mit ſchwirrenden Federn zwiſchen durch das Volk. Den Kaiſer ſelbſt überläuft's. Er blickt aufathmend empor. Der Himmel drückt gelbgrau herab; hier und da in den Wolkenmaſſen ſchimmert eine blutrothe Ader durch. Des Kaiſers froher Muth ſchrumpft in der allgemeinen Beklommenheit zuſammen. „Der Feind aus Libyen", ſprach er in ſich hinein, „er macht mir die Keime verdorren" u. ſ. w.

Dieſer Styl hat etwas Fremdartiges, geſucht Conciſes und den großen Fehler, vier Theile hindurch feſtgehalten, zu einer ſchlimmen Monotonie zu werden. Er hat etwas Verbiſſenes, Überſtürzendes, wie in ununterbrochener Leidenſchaft Hingeſagtes. Der Verf. wird davon zurückkommen. Herber aber noch möchten wir die wortſelige Spitzfindigkeit tadeln, die ſich in folgendem Satze zu erkennen gibt:

Wie des Menſchen Weſen aus zwei Hälften beſteht, aus Leib und Seele, ſo theilt ſich meine Seele in Liebe und Ehre! Die Ehre zieht fort, damit die Liebe ganz bei dir hier zurückbleibe; die Ehre aber, die fortzieht, ſehnt ſich ſchon zurück nach der Liebe, weil beide urſprünglich ſind wie Seele und Leib. Und liebſt du die Liebe in mir, ſo liebſt du die Ehre und mußt ſelbſt ſie von hier fortſcheuchen, und weil ich die Ehre liebe, zieht dieſe mich zu ihrer Hälfte, der Liebe, zurück, die du in deinem Herzen als Reliquie verſchließeſt und treu bewahrſt.

Dergleichen hätte der Verf. nicht aus der Lohenſtein-Fouqué'ſchen Rumpelkammer wieder hervorholen ſollen; denn von einem Manne, wie er iſt, erwarten wir Gedanken, Anſchauungen, nicht hohle, tönende Worte.

An Fülle fehlt es ihm jedoch nicht. Im zweiten Buche des „Mittag" reicht die Geſchichte bis zum J. 1235; eine Periode des Stillſtandes in den äußerlichen Begebenheiten, welche der Verf. romantiſchen Gemälden der Liebe widmet. Gülnare und Heinrich, Manadora und Friedrich ſind die Träger dieſer Intereſſen. Nebenher wird uns Friedrich als Geſetzgeber vorgeführt und der Verrath Peter a Vineis' vorbereitet. Wir können dem Fortſchritte der Geſchichte im Detail nicht folgen; unſere Leſer würden uns ermüdet verlaſſen. Der Verf. macht es ſelbſt uns bisweilen ſchwer, ihm zu folgen. Bald trocken, wo der hiſtoriſche Stoff ihn übermannt, bald unmäßig phantaſtiſch, wenn die Empfindung über ihn kommt, daß er für den erſten Fehler wieder Erſatz zu leiſten habe, kommt er ſelbſt nicht zur Ruhe des Schaffens, wir nicht zum Wohlgefühl des Genuſſes. Die Ungunſt des Stoffes erdrückt ihn und uns ſelbſt.

Iſt der Roman, wie behauptet wird, das moderne Epos, ſo kann und ſoll er auch nur moderne Zuſtände zum Gegenſtande nehmen. Nur für das Naheliegende, ſympathetiſch zu uns Sprechende können wir das Intereſſe faſſen, welches durch die Schlangenwindungen einer langen Erzählung aushält. Die Geſtalten in dieſem Roman aber bleiben uns fremd, theils weil ſie zu oft wechſeln — der einzige Kaf hält lange genug aus —, theils weil ſie der Verf. von vornherein in zu großer Fremdartigkeit und Abweichung von unſern Gefühlen darſtellt. Manadora, Kaf, Heinrich, Gülnare haben Alle wie Clincior nur ein künſtliches, künſtleriſches Daſein und ſind weit entfernt, mit uns und unter uns zu leben. Vergleichen wir dieſe Arbeit mit den der Gattung nach verwandten Werken W. Alexis' und Rellſtab's, mit „Cabanis" und mit des Letztern „1812", ſo zeigt ſich ein großes Übergewicht auf Seiten dieſer Hervorbringungen. In ihnen ſieht man den Autor über ſeinem Werke ſtehen; man ſieht ihn die Fäden ziehen; die Dinge geſchehen nach ſeinem Willen, und fallen ſie auch zuletzt in ein gegebenes Ziel, ſo langen ſie doch bei demſelben auf Wegen an, die der Poet ihnen vorſchreibt; er iſt Schöpfer, Dichter. Hier dagegen reißt die Geſchichte, Stück für Stück, Schritt für Schritt den Dichter in Bahnen hin, die er ohne ſie nicht gehen würde. Er herrſcht nicht, er wird beherrſcht; er ſchafft nicht, er beleuchtet nur das

ohne ihn Geschaffene. Nebenhin geben jene Werke uns Personen, Charaktere, die durch Empfindung oder Denkart uns nahe stehen, uns verwandt sind, durch ihre Schicksale uns erwärmen; Gestalten, die raisonniren oder fühlen wie wir, und die so eine Grundbedingung des modernen Epos erfüllen. Hier aber begegnen uns nur Fremdlinge, Gestalten, die uns kalt lassen, weil sie unserer Gesinnung, unserer Gefühlsweise allzu fern stehen. Der Dichter hat nichts für sich als die Idee, die ihn begeistert hat: Kirche und Staat, Papstthum und Kaiserthum mit ihren beiden großen Repräsentanten. Zu einem Epos aber reicht eine Idee, ein einziger sich immer selbst gebärender Gedanke nicht hin; wir fühlen bei ihm die Ungenüge des Stoffes. Fehlt es nun diesem zu allem dem noch an Mannichfaltigkeit der Formgebung, wie es hier der Fall ist, so kann ein solches Werk großes Verdienst haben und dennoch langweilig werden. Bulwer's römischer Roman hat dies beispielsweise bewiesen. Wir sagen nun zwar nicht, daß die hier betrachtete Arbeit des Interesses entbehre; aber in ihren Details können wir ihr bei der Ungunst des Stoffes, der durchaus der geschichtlichen Darstellung angehört und in ihr am wirkungsvollsten hervortritt, nicht ohne Gefahr folgen. Der Verf., gefesselt, gebunden, eingeengt, wie wir ihn sehen, scheint uns geradehin zu viel Phantasie für eine solche Aufgabe, wie sie vorlag, zu besitzen, und macht uns daher den Eindruck eines, durch eine unbezwingliche Kette zurückgehaltenen Adlers, oder besser, eines an die historische Krippe festgebundenen Edelrosses, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß er selbst mehr als einmal diese Empfindung gehabt und nur aus einem Gefühle von nothwendiger Consequenz an diesem unglücklich erwählten Stoffe fortgearbeitet habe. Will er gegen sich selbst wahr sein, so wird er dies nicht leugnen; es ist unleugbar, wie wir zu seiner Ehre hoffen.

Nach dieser Verständigung können wir den fernern Verlauf der Geschichte kurz abthun. Der Verf. bleibt sich in seinem Streben gleich, die Historie zu verklären, durch romantische Zwischenfälle, durch poetische Episoden, Visionen, schmuckvolle Gemälde, schöne und reizende Schilderungen sie ästhetisch zu verbrämen, romantisch einzurahmen, ja selbst hier und da zu motiviren, was das Äußerste ist, das in seiner Macht lag; damit aber ist er auch am Ende seines Verdienstes. Für den Zweck des Epos vermochte er nichts mehr; denn die schaffende Hand war durch die Überfülle des historisch Festgestellten und Gegebenen gebunden.

Bevor wir weiter gehen, haben wir nun noch einen besondern Umstand zur Sprache zu bringen. Es ist wahrscheinlich, daß die Idee, welche dieser Arbeit Duller's zum Grunde liegt, ihm durch die Zeitumstände empfohlen worden sei, und daß er um ihretwillen die Arbeit unternommen habe. Ohne entscheiden zu wollen, ob der Poet in dieser Ausdehnung der Zeit und ihren Hervorbringungen dienen dürfe, was Goethe verneinen würde, scheint uns doch, daß es der Kunst zu rathen sei, ihre Zwecke in die Zwecke der Zeit nicht aufgehen zu lassen. Der Dichter wird sich nicht enthalten können, die Foderungen der Zeit zu beachten, aber dienstbar darf er ihnen niemals sein. Er dient nur der Kunst, nicht der Gunst!

Das Recht zwischen Staat und Kirche ist nun allerdings leider so gut wie zu der Epoche, die Duller uns vorführt, eine weltbewegende Frage geworden, wenn auch in den viel mildern, gemäßigtern und wesentlich unkriegerischen Kreisen und Bahnen, welche den Charakter unserer Zeit bedingen. Dieser Umstand mag den Verf. auf den Gedanken gebracht haben, eine Periode zum Gegenstande seiner Darstellung zu wählen, welche die historischen Seiten dieser Frage in allen ihren Tiefen herauskehrte. Er konnte auf diesem Wege zur Erleuchtung, zur Aufklärung der Welt über diese große Frage seinestheils mitwirken, wenn er sich in die Mitte des Streits stellte, das Für und Wider desselben ernst und gewissenhaft, ohne Vorzug und Abneigung nach beiden Seiten hin vertheilte und mit gerechter Wage abwog. Dies hat Duller gethan, und dieser Gedanke hat ihn zur Wahl des Stoffes verlockt; ein patriotisches wie deutsches Gefühl hat ihn dabei geleitet.

Es gibt Leute genug unter uns, die von dem historischen Rechte des Papstthums sprechen. Diese finden ihre Antwort in diesem Werke. Sie werden darin erkennen müssen, wie die Stelle des historischen Rechtes, von dem sie träumen, durch Anmaßung, Kühnheit, persönlichen Ehrgeiz, Cabale subalterner Köpfe, Herrschgier und Verkennung fremder Rechte eingenommen wird, und wie dagegen eine Protestation in Waffen niemals aufgehört hat. Ohne uns hier auf das politische Gebiet verlieren zu wollen, müssen wir doch anerkennen, daß Duller's Werk eine ernste Widerlegung der Behauptung von dem historischen Rechte des Papstthums zur Weltbeherrschung enthält, und daß dies ein Hauptverdienst seiner Arbeit sei, wenn es auch nur ein nebensächliches hätte sein sollen. Verständigen wir uns hierüber mit dem Verf. selbst; wir erkennen seine Absicht, sein Verdienst an; er dagegen sehe ein, daß er etwas versucht und vielleicht auch erreicht hat, was er an dieser Stelle weniger oder nicht versuchen durfte.

In der Erzählung Duller's kann uns fernerhin eigentlich nur das Episodische interessiren, da wir die Geschichte als bekannt voraussetzen müssen. Die Ereignisse reichen im dritten Theile bis zum J. 1232 und entwickeln sich besonders an den lombardischen Kämpfen und den Schicksalen Mailands. Unter den anziehenden Charakteren tritt Blanca Lancia, die Geliebte des Kaisers, nachdem sich Manadora von ihm getrennt, in den Vorgrund. In diesen wechselnden Verhältnissen, gegenüber der treuen Liebe Heinrich's, scheint der Verf. darstellen zu wollen, wie die Liebe des Mannes, weil sie stets mehr die Liebe als den geliebten Gegenstand sucht, auch im Wechsel sich treu bleibe, und wie ein großes Männerherz von der unbedingten Ergebung an Ein Wesen losgesprochen zu werden ein Recht habe. Es bleibt der Schönheit und der Liebe treu, nicht aber den Schönen und den Geliebten, und Treue gegen ein begrenztes Wesen, ein Individuum scheint ihm daher eine blos weibliche Tugend zu sein.

In ähnlicher Art schildert, so scheint uns, der Verf. in den Charakteren des Papstes und seines Rathes Sinibald von Fiesco im Erstern die Consequenz und die innere Würde der Idee des Papstthums, während er im Letztern die verwerfliche Anmaßung, den äußern Stolz und die Herrschgier des Priesterthums zur Darstellung bringt. Der Erfolg in diesen Gegenüberstellungen ist vollkommen und spricht durch sich selbst. Allein der Verf. wird sich selbst in der Darstellung untreu, wenn er z. B. S. 355, aller Bedingungen des Romans vergessend, Friedrich's Geist, dem seines Schwagers Richard gegenüber, folgendermaßen auseinanderlegt:

Kaiser Friedrich II., vom griechischen Schönheitssinne getrieben (?), das Christenthum zu humanisiren, welches seinen durch Cölibat und die Ascetik scharf ausgeprägten Spiritualismus durch eben diese beiden an die Hierarchie verloren (?) hatte und nunmehr zwischen zwei widernatürlichen Extremen eingebannt (?) war, zwischen der Aufopferung der Reinmenschlichkeit einerseits und der unabsehbar wachsenden Verweltlichung andererseits, — Kaiser Friedrich II. suchte aus beiden Extremen, das wahrhaft Göttliche des Christenthums anerkennend, die Reinmenschlichkeit zu retten, welche ihm als Selbstzweck des irdischen Lebens erschien; er strebte, die tiefere Bedeutung des modernen Menschheitlebens durch Anregung und Befreiung des Völkerbewußtseins in einer schönen und edeln Form dauernd zu machen, solchermaßen (!) eine Harmonie herzustellen, von welcher allein eine Fortbildung der Menschheit als einer ganzen (!) zu erwarten war. Dies ist die geistige Signatur seiner (!) als geschichtlicher Erscheinung; mit dem Bewußtwerden jener geschichtlichen Aufgabe beginnt sein Tag, nach dem sein Morgen u. s. w.

Der Geist der schönen Literatur verzeihe dem Verf. diese hyperphilosophisch sein sollende Verirrung im schlechtesten Phrasenbau, der sich dabei denken läßt! Wir aber erblicken ihn, den phantasiereichen Poeten, von dem wir Leben und That verlangen, auf der Irrbahn eines sich im Wortgestrüpp verlierenden Historikers der neuesten Schule, welche die Helden und Kraftmenschen des Mittelalters zu Hegel'schen Denkern depraviren möchte. Der Himmel schütze ihn vor solchen Irrthümern!

Im vierten Theile, dem „Abend", begleiten wir den ruhelosen Helden bis in seine Gruft zu Palermo, nachdem er seinen Gegner, den Papst, zu Lyon moralisch besiegt hat. Aber sein Sohn Enzio ist gefangen, und Petrus a Vineis, in dem der Verf. ein abschreckendes Bild politischer Charakterschwäche darstellt, ist an ihm zum Verräther geworden. Friedrich's Seele ist gebrochen; sie schien nur so lange zu widerstehen, als sein stolzer, unbeugsamer Gegner sie herausfoderte. Dem Gebeugten drückt Manfred, Blanca's Sohn, zu Firenzuola am 13. Dec. 1250 die Augen sanft zu, und der Erzbischof von Palermo löst ihn vom Banne, nachdem er ihn zum Bunde mit Blanca eingesegnet hat. Die Erzählung schließt mit Heinrich's Tode und Manadora's Untergang bei dem Versuch, den gefangenen Enzio zu befreien.

Wir haben nicht nöthig, unser Urtheil zu resumiren, es liegt klar in dem Vorangehenden. Der Verf. ist bei vielem und lautsprechendem Verdienst mit diesem Werke in einen Irrthum verfallen, aus dessen Schlingen er sich sobald wie möglich befreien möge. Er hat die Gattungen verwechselt und seinen Kräften Unrecht gethan; er hat ein Buch geschrieben, dem es an guter Kritik fehlt — er mache diesen Fehler, wie er es kann, bald wieder gut. 30.

Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte. Herausgegeben von Karl August Müller.

(Beschluß aus Nr. 18.)

In dem Abschnitte von der Kindererziehung, die dem kurfürstlichen Älternpaare sehr am Herzen lag — dem Vater, weil er den Mangel einer guten Jugenderziehung an sich nur zu gut fühlen mochte; der Mutter, weil sie von dem Werthe moralischer und geistiger Bildung ganz durchdrungen war —, findet man Vieles, was nicht nur einen tiefen Blick in den damaligen Geist des Hofes, sondern auch in den Charakter des Unterrichtssystems jener Zeit thun läßt. Die religiös-dogmatische Tendenz und zahlreiche auf religiöse Zwecke berechnete Gedächtnißübungen sind vorherrschend; das Ganze verräth aber Beschränktheit, Dürftigkeit und leblosen Mechanismus. Zum Beweise diene der Lehrerbericht über das Studienjahr 1626—27. „Johann Georg (der älteste Prinz) 52 lateinische Sprüchlein aus jedem Evangelio eins wöchentlich; in dem Psalter ferner gelernet den 57., 60., 56., 102., 10., 143.; überdies haben sie Gott Lob das ganze Compendium grammatices neben dem Syntax ausgelernet, und haben nunmehr die große Grammatika angefangen; in den Epistolis Ciceronis, wie auch in componendis argumentis fahren sie fort, lernen die Epistela fertig exponiren und grammatice resolviren; ingleichen haben sie sowol als die andern beiden Herzogen (August und Christian) zwei Capita aus des M. Zechneri großem Nomenclatore gelernet; in Arithmeticis sind die Herrn allerseits bis auf das Dividiren gekommen; das Schreiben, lateinisch, deutsch, wird noch täglich mit allen Dreien getrieben und also gehalten, daß sie zween Tage deutsch und den dritten lateinisch schreiben, die Colloquia puerilia haben sie auch allerseits ganz ausgelernt." Zu einer sogenannten feinern Erziehung gehörte bereits damals Bekanntschaft mit der französischen Sprache. Ein Lehrer dieser Sprache erscheint denn auch unter den Erziehern der Kinder Georg's. Es war der Franzose Stephan de Rouille. Aber man höre, zu welchen Klagen diesem Lehrer die eine der Prinzessinnen schon nach wenigen Monaten Veranlassung gab. Er schreibt:

„Un homme plus honneste, plus patient, ny plus discret, que moy. J'ay esté très patient, puisque dès la première Semaine que j'eus l'honneur de servir Madame la jeune Princesse a souffris qu'elle me fis les cornes, me crachast dessus, et levast le pied contre moy avec mespris et en presence de plusieur Servantes. J'ay enduré depuis le commencement, qu'elle m'ait fait des grimaces en se defigurant tout le visage, et meme au temps que je me suis approché d'elle pour luy faire la reverance entrant ou sortant, et continuellement durant sa leçon. Mais depuis le depart de Mlle. Sa maitresse d'Hostel, femme tout à fait craignant dieu et zelée pour son bien, elle a adiousté a ses contenances des injures que je n'ose nommer par civilité, et autre comme — Berneheuter, Narr, Eisell, garstig Kerle — et a coustumierement eu en bouche les trois dernières."

Wir möchten aber in diesen Worten, welche unter die berechtigsten Zeugen der Zeit gerechnet werden müssen, nicht sowol mit dem Verf. „gleichsam die letzten Zuckungen der barbarischen Germania, welche sich nun einmal nicht durch die überschwengliche Bildung Frankreichs wollte zähmen und cultiviren lassen", erkennen, als vielmehr die tiefe Verachtung der höhern Stände gegen die niedern, in diesem Falle gepaart mit dem Frevel des jugendlichen Muthwillens, wobei nicht außer Acht gelassen werden darf, daß jener Sprachlehrer kein Geistlicher war.

Aus dem dritten Hauptabschnitte: „Johann Georg I. und sein Hof", wählen wir zuletzt noch einige merkwürdige Züge zu

unserer Mittheilung. Nicht blos die Furchtbarkeit des Krieges, der Sachsen in eine Einöde verwandelt, seine Schulden bis auf 7,100,000 Fl. erhöht, die Bewohner getödtet oder an den Bettelstab gebracht hatte; nicht blos der Luxus des kurfürstlichen Hauses mit seiner zahlreichen Familie und des Hofes mit seiner prunkenden Dienerschar setzten den Kurfürsten und seine Familie in die peinlichsten Schuldverlegenheiten, aus denen man nie wieder völlig herauskam, sondern es thaten auch Veruntreuungen und Betrügereien das Ihrige, um die finanziellen Mittel zu erschöpfen. So kauft z. B. Johann Georg den 9. Juni 1633 von David Döring, der Rechte Doctorn, auf Böhlen, Selingstadt, Mülbach und Lampertswalde, Ober-Kammer- und Bergrath, 388½ Eimer 25 Kannen Wein für 6437 Thlr. 10 Gr. 9 Pf., den Rhein- und Frankenwein für 20 Thlr., den Landwein für 10 Thlr. Neben diesem Actenstücke liegen nun Schriften, welche den Beweis zu liefern suchen, Verkäufer habe um 5000 Gulden betrogen! Und die Kurfürstin schreibt vom 17. Febr. 1636 an ihren Gemahl: „Muß E. L. doch berichten, daß Siegmund Hübner (des Kurfürsten Kammerdiener) Grobitz kauft für 14,000 Gulden, bezahlt es baar. Möchte wissen, wo solche Kerle flugs das Geld dazu nehmen. (Sie hatte es selbst kaufen wollen.) Gott kann mir ander Weg was Besseres bescheren; wenn ich einmal Pillnitz dafür könnte haben, will ich das Andere gern Denen gönnen, die viel Geld überlei haben."

Die zweite Lieferung dieser „Forschungen", welche sich auf das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges bezieht und mit Bartholdi's bekannter Schrift: „George von Frundsberg" verglichen werden kann, bildet ein so geschlossenes Ganze und berührt ein so specielles Standesverhältniß und dessen Geschichte, daß Mittheilungen daraus von allgemeinem Interesse und Verständnisse, wenn wir nicht ganze Abschnitte ausschreiben wollen, hier nicht füglich erwartet werden können. Wir begnügen uns deshalb mit der Inhaltsangabe und einigen Bemerkungen. Nach einigen einleitenden Notizen über die Heere im Anfange des 17. Jahrhunderts im Allgemeinen werden nach Urkunden dargestellt: die Bestandtheile der Söldnerheere, der Umschlag, Werbeverbote, der Zuzug, die Musterung, die Compagnie oder das Fähnlein, das Regiment, die Armada, Verpflegung, Sold und sonstige Kriegskosten, Quellen des Soldes, Soldnoth, Söldnerleben, Kriegszucht, Söldnerthaten, des Söldners Ausgang; daran knüpft der Verf. einige allgemeine Bemerkungen. Das Ganze, in seiner Art nicht minder interessant als die erste Lieferung, liefert zahlreiche Beweise für den Charakter der damaligen Deutschen, für die Monstrosität und Unbehülflichkeit ihrer Einrichtungen und Verfassungsformen, aber auch dafür, wie jener Krieg in das Lebensmark des deutschen Volkes zerstörend eindringen und seine Verheerungen so furchtbar machen mußte, daß wir schon längst die Ansicht, welche der Verf. am Schlusse seiner Schrift ausspricht, mit ihm theilen: „In eben dem Maße wie der deutsche Freiheitskrieg durch Erhebung der Nation die segensreichsten Folgen hatte und so Gott will, noch immerdar haben wird, lag es in der Natur der Sache, daß der dreißigjährige uns, als Volk, der Vernichtung nahe brachte. Wir haben uns von seinen Folgen erst seit dem Jahre 1813 wieder und bis auf diesen Tag noch nicht vollständig erholt." Man vernehme nur die Stimmen der Zeitgenossen, besonders während der langen Zeit der Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster, und man wird sich einen Begriff machen können von der bis dahin unerhörten Schrecklichkeit des eisernen Fußtrittes, mit dem Mars auf Land und Volk, auf Seele und Leib der Deutschen getreten war! Und um das Maß des Unheils voll zu machen, mußten sie noch dem Eigennutz oder der Habgier der Politik fremder Staaten die mit Übermuth geforderte Befriedigung gewähren. Die unglücklichen Deutschen opferten Alles; denn sie zitterten, um mit dem gemeinen Leben zu reden, wie Espenlaub! Man höre nur z. B. Wassenberg in seiner „Paraenesis ad Germanos" (1647): „Die Ausländer rufen, und wir erscheinen; sie reden, und wir horchen auf ihre Worte gleich wie auf Orakel; sie versprechen, und wir glauben ihren Zusicherungen, als wären sie göttlichen Ursprungs; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Von uns, über uns verhandeln sie in Deutschland über Deutschland und entscheiden in letzter Instanz, was sie uns zu nehmen, was sie uns zu lassen geneigt sind." Leider aber muß das Geständniß abgelegt werden, das in den „Forschungen" Herrn Müller's neue und schlagende Gründe genug erhält, daß die deutsche Soldateska selbst ihrem Vaterlande die tiefsten Wunden schlug und den Fremden mit ebenso verderblichem als lockendem Beispiele voranging, sodaß man sich um so weniger wundern darf, wenn die Schweden schon bei Lebzeiten ihres nicht minder gefürchteten als verehrten Königs, mit Ausnahme der Regimenter, die unmittelbar unter seinen Augen waren, keineswegs eine so musterhafte Disciplin stets hielten, wie man gewöhnlich glaubt. Weng hat dies in seiner Schrift: „Die Schlacht bei Nördlingen", welche 1834 in derselben Stadt erschien, aus Urkunden hinlänglich dargethan.

Übrigens sehen wir der Fortsetzung der begonnenen „Forschungen" des Verf. mit Verlangen entgegen, und freuen uns auf die neuen Beiträge zu einer richtigen Würdigung und Darstellung des dreißigjährigen Krieges, der ja die meisten Staaten Europas miteinander in Conflict brachte und ganz neue Verhältnisse durch den westfälischen Frieden ins Leben rief. Das Bedürfniß aber, eine Specialgeschichte dieser Schreckensperiode Deutschlands zu schreiben, wird dann noch um so dringender erscheinen, als die Summe neuer Documente ohnehin schon im Laufe einer kurzen Zeit sehr angewachsen ist. Den wissenschaftlichen Stand, auf welchem sich gegenwärtig dieser Theil der deutschen Geschichte befindet, sowie die Stimmung des urtheilsfähigen Publicums wird Hr. Müller allerdings nicht als günstig für seinen Schützling, Johann Georg I., ansehen dürfen. Indeß der Widerspruch führt ja so oft zur Wahrheit, und diese will, um mit Luther zu reden, rumoren. 130.

Bibliographie.

Bartholmä, Die barmherzigen Schwestern in München im Bezuge auf Krankenpflege. Gr. 8. Augsburg, Kreuzer. 12 Gr.

Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft. 2ter Jahrg. 1839. 1stes Heft. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Gfrörer, A. Fr., Geschichte des Urchristenthums. II., III. Haupttheil. Die heilige Sage. — Das Heiligthum und die Wahrheit. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 5 Thlr. 16 Gr.

Horn, Uffo, Nicolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 6 Gr.

Leo, H., Die Hegelingen. Actenstücke und Belege zu der s. g. Denunciation der ewigen Wahrheit. 2te, mit Nachträgen vermehrte Auflage. Gr. 8. Halle, Anton. 8 Gr.

Petitval, Melle. A. de., Das Schloß von Morteuil. Aus dem Französischen von *F. Wesenfeld*. 3 Theile. 8. Magdeburg, Creutz. 3 Thlr.

Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition. 3ter Theil. Gr. 8. Münster, Theissing. 3 Thlr.

Reise durch Östreich nach Konstantinopel und Triest von B. v. M. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Rigel, F. X., Erinnerungen aus Spanien. 1807 bis 1814. Gr. 8. Mannheim, Schwan u. Götz. 1 Thlr. 16 Gr.

Röhr, J. F., Predigt am Reformations-Feste 1838. 7te mit einem Vorworte und Anmerkungen versehene Auflage. Gr. 8. Weimar, Hoffmann. 3 Gr.

Der Stallmeister v. Hohenstein und seine Freunde. Beitrag zur Menschen- und Pferdekunde. Eine Novelle. Weimar, Voigt. 10 Gr.

Wihl, L., Englischer Novellenkranz. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1839.

Geschichte des Aufruhrs in den Cevennen unter Ludwig XIV. Nach den Quellen erzählt von J. Chr. K. Hofmann. Nördlingen, Beck. 1837. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Schrift müssen wir schon ihres Gegenstandes wegen als eine sehr zeitgemäße begrüßen; denn die Leser, welche unserer Zeit mit aufmerksamem Blicke gefolgt sind, ohne in dieselbe auf diese oder jene Art verstrickt worden zu sein, welche den bewegten Wellen wol zugesehen, sich aber, soweit dieses überhaupt möglich ist, über oder außer ihnen gehalten haben, finden gewiß in den erzählten Begebenheiten und Erscheinungen viele Anklänge mit dieser unserer Zeit und Belehrungen, Regierern und Regierten, Geistlichen und Laien wol gleich beherzigenswerth. Solchen Lesern würden wir einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir, ihnen vorgreifend, sie auf jene Anklänge und diese Belehrungen aufmerksam machen wollten; und den Übrigen dürften, da wir einen Autoritätsglauben nicht in Anspruch nehmen, solche Andeutungen wenig nützen. Ein großer Theil derselben sieht ja ohnedies Alles in dem Lichte der politischen, kirchlichen oder sonstigen Partei, zu der er nun einmal sich bekennt; und was ist ihm da die Geschichte, was können ihm dann vollends unsere Winke sein?

Aber es gibt eine Classe von Lesern, zu denen wir uns besonders wenden möchten, um ihnen einen reichen Fund in der vorliegenden Schrift zu versprechen. Es sind diejenigen, deren Blicken die Grenzlinie der oft bis zur Glut gesteigerten, aber dennoch reinen Gottesbegeisterung und des düstern Fanatismus verborgen ist, und welche, über die verschiedenen Stufen von der Erweckung, Wiedergeburt, Entzückung bis zur Schwärmerei und Verrückung leicht sich erhebend, Alles recht bequem in eine Rubrik werfen. Wie könnte es auch anders sein, da jene Grenzlinie so zart ist, diese Stufen in der Wirklichkeit so wenig scharf in die Augen treten, daß selbst Berufene sie verkennen und, da nun einmal Alles classificirt werden muß, um den kirchlich-statistischen Überblick und das Regieren zu erleichtern, sich in den Rubriken oft so sehr vergreifen.

Zu dieser Classe — und sie ist eine sehr zahlreiche — möchten wir sagen: Kommt, ihr feinen und duldsamen Herren in der Uniform und im Talar, kommt und lest die Verirrungen des Glaubenseifers; lest die Geschichten von Entzückungen und Prophezeiungen und wendet sie an auf jede euch unbequeme Regung in euerer Nähe. Dieses belohnt gewiß euere Mühe, das obige Büchlein gelesen zu haben.

Tieck's geistvolle Dichtung hat zuerst die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf jene Geschichte gerichtet, nachdem der dänische General Ewald diese in seinen „Belehrungen über den Krieg" zu militairischen Zwecken benutzt hat. Aber so ungemein lehrreich die Geschichte auch für den Soldaten und namentlich die leichten Truppen sein würde, wenn sie mit den erfoderlichen Details begleitet wäre, so hat doch Ewald's Erzählung aus Mangel an sichern Daten nur insofern einen militairischen Werth, als sie uns Züge außerordentlicher Tapferkeit, seltener Ausdauer und geschickter Anwendung der vorhandenen wenigen Mittel gibt. Wir können, da uns überhaupt die so nothwendige Bekanntschaft mit den beiderseitigen Streitmitteln und den Details der Stellungen und Bewegungen fehlt, die Kriegsthaten dieser Glaubenshelden mehr in ihrer Gesammtheit als im Einzelnen beurtheilen. Wie alle Guerrillas haben sie nicht geschrieben, und wir müssen dieses als einen großen Verlust für Diejenigen, welche den kleinen Krieg aus der besten Quelle, nämlich der Geschichte, studiren wollen, sehr beklagen. In historischer Hinsicht hat Ewald's Erzählung vollends keinen Werth. Ohne alle Angabe der Quellen scheint sie nur der „Histoire des Camisards", (London 1744) entlehnt zu sein, welche, von einem ungenannten Verfasser, mehr Roman als Geschichte ist. Gleiches müssen wir von der 1790 erschienenen „Geschichte der Camisarden", vom Verfasser des „Moriz" (Schulz), behaupten, nur daß derselbe außer jener Schrift noch die „Histoire du fanatisme" (Paris 1733) benützt hat.

Obwol uns nun kaum eine Schrift durch den Zauber der Darstellung und den Reiz des Gegenstandes mehr gefesselt hat als Tieck's Novelle, und die Richtung unserer Zeit geeignet ist, ihrem geschichtlichen Grunde besonderes Interesse zu geben, so scheint dieses doch nicht in dem Maße stattgefunden zu haben, als wir es erwartet hatten. „Die Geschichte des Cevennenkriegs. Ein Lesebuch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt von der verstorbenen Therese

Huber" (Stuttgart 1834), welche wir nur aus einer (ungünstigen) kritischen Anzeige kennen, scheint dieses Interesse nicht angeregt zu haben, und wir müssen es der vorliegenden um so mehr wünschen, als sie vor der erwähnten unstreitig den Vorzug verdient.

Das Edict von Nantes (1598 erlassen und im folgenden Jahre von dem Parlamente einregistrirt) gab zwar Frankreich die lang entbehrte äußere Ruhe und den Reformirten ihre bürgerliche und kirchliche Freiheit, aber von einer eigentlichen Gleichstellung beider Confessionen war nicht die Rede, und die Wunde, welche die kirchliche Trennung dem Lande geschlagen hatte, mußte noch lange bluten und konnte durch alle spätern Edicte nicht geheilt werden. In jenem Edicte selbst lagen die Keime der Zerwürfniß und eines unglücklichen Schwankens zwischen beiden Parteien, da einestheils die Katholiken die vorzüglichsten Artikel desselben dictirt und durch manche Kunstgriffe den Untergang der Calvinisten listig vorbereitet hatten, anderntheils aber diesen besondere Artikel eingeräumt worden waren, die nach dem Sinne, den sie ihnen unterlegten, und ihren sanguinischen Hoffnungen ganz Frankreich protestantisch machen sollten. Das in allen positiven Religionen liegende und an sich gewiß nicht tadelnswerthe Bekehrungsprincip äußerte sich nicht in ruhiger und liebevoller Belehrung der Andersglaubenden, sondern in einem verwerflichen fleischlichen Eifer, indem von Kanzeln und Lehrstühlen hier die Reformirten als verdammliche Ketzer und dort der Papst als der Antichrist, die römische Kirche aber als die babylonische Hure geschildert wurden.

Dieses mußte denn die Kluft noch erweitern, die das Edict nur zugedeckt hatte, und da von beiden Theilen nun einmal das Gebiet einer lärmenden Controverse betreten worden war, so mußte vor der Masse des Volks die Wagschale auf die Seite sinken, der die meisten Schreier zu Gebote standen, nämlich auf die der beiweitem zahlreichern Katholiken. Als nun später nach und nach die meisten Großen zur katholischen Kirche übergingen, Richelieu auch jene besondern Artikel aufhob und den Grundsatz annahm, den Reformirten nur in außerordentlichen Fällen die ersten Würden am Hofe und im Heere zu ertheilen, da war vollends von einem Gleichgewichte nicht mehr die Rede. Dennoch herrschte am Hofe und im Heere noch ziemliche Eintracht, als sei man eingedenk, daß gerade Protestanten am meisten zur Thronbesteigung Heinrich's IV. und zur Befestigung des neuen Herrschergeschlechtes beigetragen. Aber in den Parlamenten, bei den Verwaltungsbehörden, im Volke und vor Allen bei dem Klerus regte sich von Tage zu Tage mehr der Haß gegen die neue Religion und ihre Bekenner; die Bestimmungen des Edicts von Nantes wurden ihnen immer ungünstiger ausgelegt und, als auch dieses dem Ketzerhasse nicht genügte, beschränkt und offenbar verletzt, da man in jeden solchen Beschränkungen und Verletzungen einen Sieg des wahren Glaubens über die Ketzerei sah. So war das Edict schon lange vor seiner Aufhebung untergraben und größtentheils vernichtet. Indeß sprach das Aufhebungsedict (1685) noch Mäßigung und sogar einige Duldsamkeit aus, wie denn am Hofe selbst stets eine Partei sich befand, welche sich allen Maßregeln der Härte abgeneigt erklärte. Es verbot nur den öffentlichen Cultus, nicht aber die Privatandacht und gestattete den Protestanten in Frankreich zu bleiben, ohne unter dem Vorwande der Religion beunruhigt zu werden. Allein es wurde theils nicht befolgt, theils war es sehr schwankend und ließ in manchen seiner Bestimmungen eine zwiefache Auslegung zu, wobei denn von Statthaltern und Behörden die den Protestanten ungünstige um so bereitwilliger gewählt wurde, als der damals übermächtige Louvois die offenen und alle gewaltsamen Bekehrungen verbietenden Befehle Ludwig's mit ihnen widersprechenden geheimen Instructionen begleitete und Frau v. Maintenon, obgleich von Natur sanft und mild, im Widerspruche mit ihrer frühern oft und laut geäußerten Abneigung gegen solche Bekehrungen, um dem Verdachte des geheimen Calvinismus zu entgehen, zuletzt selbst in die Maßregeln der Härte einging. Und endlich vollendeten die Jesuiten, die gerade damals über die Jansenisten den Sieg davongetragen hatten, die Hintergehung des gewiß nicht grausamen Monarchen, sodaß, als schon alle Geistlichen der Reformirten verjagt, ihre Kirchen niedergebrannt, ihre Kinder gewaltsam geraubt und in Klöster gesteckt worden waren, als Soldaten das Bekehrungsgeschäft recht summarisch betrieben und dem Könige nach schon damals beliebter Art die Resultate davon mit jeder Depesche in Tabellen und Zahlen angegeben wurden, er immer noch wähnte, die Überzeugung habe vermocht, was nur die roheste Gewalt bewirkt hatte. Erst als ein Theil der noch nicht bekehrten Calvinisten, durch die empörendste Grausamkeit der Geistlichen, Behörden und ihrer Diener und durch Plackereien aller Art auf das Äußerste getrieben, uneingedenk der Lehre, die ihnen doch so theuer war, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen anfing und sich schnell das Feuer eines zwar nur plan- und regellosen, aber höchst verderblichen Religions- und Bürgerkrieges über die südöstlichen Provinzen des Reichs verbreitete, während die äußern Feinde dasselbe im Norden bedrohten, erst dann mußte dem so lange getäuschten Monarchen der Zustand jener Provinzen bekannt gemacht werden, wenn man ihm auch den Grund desselben stets zu verheimlichen wußte und einer durch fremden Einfluß angestifteten Empörung Das zuschrieb, was anfangs nur die Gegenwirkung jener Maßregeln und unbedeutend in seinem Entstehen war, fast immer aber ohne einen durchgreifenden und weitaussehenden Plan ausgeführt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königin Elisabeth und ihre Zeit, oder Wright's Sammlung von Briefen aus Elisabeth's Zeit.

In der Absicht, für die englische Geschichte Das zu thun, was Percy für die altenglische Poesie gethan hat, veranstaltete Hr. Wright eine Sammlung von Briefen aus Elisabeth's Zeitalter. Er ist zwar nicht der Erste, der diese merkwürdige Zeit in Briefen sich selbst darstellen läßt, und die großen Sammlungen von Haynes und Murdin im letzten Jahrhundert, Lod-

ges gelehrte Erläuterungen („Illustrations"), die Sammlung von Sir Henry Ellis und zuletzt die Mittheilungen Raumer's in seiner „Geschichte des neuern Europa" sind ihm vorangegangen; aber ungeachtet des Lichtes, welches durch diese Arbeiten bereits auf jene Zeit geworfen ist, die neben Verbrechen und Peripetien, wie sie in keiner Tragödie furchtbarer und wunderbarer vorkommen können, den Geist eines Shakspeare und Baco hervorbrachte; ungeachtet Hr. Wright aus keinen andern Quellen als seine Vorarbeiter schöpfte und schöpfen konnte, so ist doch sein Buch keineswegs überflüssig und erfüllt, nachdem für vollständiges Material zu gelehrten Forschungen gesorgt ist, den Zweck vollkommen, auch dem größern Publicum durch eine Auswahl der geeignetsten Briefe ein lebensvolles Bild jener Zeit, auf welche sie sich beziehen, vor Augen zu stellen. Dieselben umfassen den ganzen fünfundvierzigjährigen Zeitraum von Elisabeth's Regierung von da an, wo ihre Gesandten Cobham und Wotton ihre Thronbesteigung dem Könige Philipp II. in den Niederlanden anzeigten, bis 1603, wo Camden von der außerordentlichen *âvaria* oder Schlaflosigkeit der Monarchin schreibt, aus der sie bald in den ewigen Schlaf des Todes übergehen sollte. Welch eine Zeit, welche Charaktere, welch eine Tragödie jene am schottischen Königshofe, die an Furchtbarkeit den Aschylischen Agamemnon weit überbietet! Wie ist es zu bedauern, daß Shakspeare's Genie sich dieser ungeheuern Stoffe nicht bemächtigte, die in sich so vollendet sind, daß keine Poesie ihnen noch etwas hinzufügen kann, daß des Dichters Hand fast nur das Gegebene zu ordnen braucht. Man hat der französischen Romantik Monstrosität und Unnatur vorgeworfen, aber wenn irgendwo, dann findet sie in der Zeit Elisabeth's und hauptsächlich in dem Leben Maria's ihre Urbilder. Denn nach den unparteiischen und gründlichen Untersuchungen, die über dasselbe angestellt worden sind, wird hoffentlich Niemand mehr an das Märchen von ihrer Unschuld glauben, das theils aus dem Zauber, den ihre Reize auch nach ihrem Tode auf Diejenigen, welche davon lasen, ausgeübt haben, theils aus politischem Partei- und religiösem Sektengeist entstanden ist. Schon Hume sagte ja, ein schottischer Jakobit, der die Unschuld der Königin Maria behaupte, müsse als vernünftiger Argumentation unfähig angesehen werden, und in der That, Alles, was man dem Haß und der Eifersucht Elisabeth's, den von dieser der Nebenbuhlerin gelegten Schlingen, den Verschwörungen der Großen, den Aufständen des Volks, dem Haß des religiösen Fanatismus schuld gegeben hat, dieses Alles war nichts gegen die eigene verderbte Natur, die tiefgewurzelte Lasterhaftigkeit Mariens, welche sie von Fehler zu Fehler, von Verbrechen zu Verbrechen, von Schuld zu Schuld fortriß und endlich auf das Schaffott brachte. In der hier angeführten Sammlung machen die auf Mariens Geschichte bezüglichen Briefe, meistens gesandtschaftliche Berichte, nicht den am wenigsten interessanten Theil aus. Die Briefe Cecil's und Randolph's in dem ersten Bande der Sammlung stellen Englands Politik gegen Schottland in das helste Licht. Wir wollen jedoch, da das Meiste, was sich hierauf bezieht, als bekannt vorausgesetzt werden muß, nur Einiges von Dem mittheilen, was uns das Leben am Hofe der Königin Maria vergegenwärtigt, zunächst das Schreiben Randolph's, des englischen Gesandten am schottischen Hofe, worin er die Verheirathung Mariens und Darnley's beschreibt, und zugleich den Charakter des Letztern sowie den großen Einfluß schildert, den er anfangs über die Königin ausübte.

„Sie wurden", lautet dasselbe, „mit allen Feierlichkeiten der papistischen Zeit vermählt, außer daß er keine Messe hörte. Seine Reden und Gespräche verrathen sein (rohes) Gemüth, wiewol er vor der Welt gern den Schein haben möchte, als besitze er einige Religion. Seine Worte gegen Jedermann, an dem er Mißfallen findet, mag dieses auch noch so ungegründet und ungerecht sein, klingen so stolz und verachtungsvoll, als ob er Beherrscher der Erde und nicht Der wäre, den man vor Kurzem noch als Lord Darnley kannte. Alle Ehre, die einem Manne von einer Frau erzeigt werden kann, hat er in vollem Maße erhalten, alle Würden, mit denen sie ihn bekleiden kann, sind ihm verliehen worden; es gibt nichts, was er von ihr noch wünschen konnte. Ihr gefällt Niemand, der sich seine Gunst nicht erwirbt, und sie hat sich ihm mit ihrem ganzen Willen anheimgegeben, um sich von ihm leiten und regieren zu lassen, wie es ihm gefällt. Sie vermag über ihn in Allem, was gegen seine Neigung ist, etwa ebenso viel, als Ew. Herrlichkeit über mich vermöchten, wenn Sie mich überreden wollten, daß ich mich aufhängen sollte. Die letzte und höchste Würde, seine Ausrufung zum König, hätte sie gern verschoben gehabt, bis man sich darüber mit dem Parlament verständigt oder er selbst das einundzwanzigste Jahr erreicht und dann, was in seinem Namen geschähe, größere Gültigkeit hätte; allein er wollte nichts davon wissen und verlangte, daß es entweder gleich oder gar nicht gethan würde. Unter den Rechtsgelehrten entsteht aber nun die Frage, ob jetzt, wo sie mit einem Manne getraut, der Mann aber noch keine 21 Jahre alt ist, irgend etwas, was sie für sich thut, ohne Zustimmung des Parlaments Gültigkeit haben kann. Sonnabend Nachmittag wurden diese Dinge lang und breit besprochen, allein bevor man darüber einig war, wurde er Abends 9 Uhr von drei Herolden unter dem Schalle der Trompeten zum König ausgerufen. Dies war am Abend vor der Hochzeit. Heute, Montag, um 12 Uhr Mittags wurde er im Beisein aller Lords, die in der Stadt anwesend sind, noch einmal ausgerufen, und kein Einziger sprach ein Amen, ausgenommen sein Vater, der mit lauter Stimme rief: „Gott erhalte Se. Gnaden!""

„Bei der Hochzeit ging es auf folgende Weise zu. Sonntag Morgen zwischen 5 und 6 Uhr wurde sie von mehren ihrer Edeln nach der Kapelle geleitet. Sie hatte ihr großes schwarzes Trauerkleid an mit dem großen weiten Trauerhute, dem nicht unähnlich, welchen sie an dem Begräbnißtage ihres ersten Mannes trug. In die Kapelle wurde sie von den Grafen Lenor und Athol geführt und hier so lange gelassen, bis ihr Gemahl kam, den die nämlichen Edeln begleiteten. Zwei Geistliche empfingen sie hierauf, das Aufgebot wurde zum dritten Male verlesen und von einem Notar eine Urkunde darüber aufgenommen, daß Niemand Einsprache gegen sie erhob oder irgend einen Grund anführte, warum die Heirath nicht vor sich gehen könnte. Hierauf fand die Ceremonie der Trauung statt, bei der sie nebeneinander niederknieten, und viele Gebete wurden über sie gesprochen. Nachdem er ihr einen Kuß gegeben hatte, verließ er sie und begab sich nach ihrem Zimmer, wohin sie ihn in Kurzem folgte. Hier wurde sie ersucht, ihren Kummer mit den Trauergewändern abzulegen und sich von nun an einem vergnüglichern Leben hinzugeben. Nach einigem Sträuben und Sperren, ich glaube mehr aus Ziererei und der Leute halber als aus wirklichem Herzeleid, erlaubte sie Jedem der Umstehenden, der an sie herankommen konnte, eine Nadel aus ihren Kleidern zu ziehen, und ließ dann von den Hoffrauen, mit denen sie sich fortbegab, ihren Anzug ändern, aber ging nicht zu Bett, um der Welt zu zeigen, daß sie nicht durch irdische Lust zum Heirathen bewogen sei, sondern lediglich durch Rücksicht auf das Beste des Landes, damit dasselbe, auch wenn sie wollte, nicht ohne Erben bliebe. Argwöhnische Menschen, oder Solche, die geneigt sind, von allen Dingen das Schlechteste zu denken, wollen wissen, daß sie einander schon näher kannten, bevor es zur Heirath kam. Allein ich möchte nicht, daß Ew. Herrlichkeit dies glaubten; die Wahrscheinlichkeiten für das Gegentheil sind so groß, daß ich jenem Gedanken nicht Raum geben kann, abgesehen davon, daß es unmöglich ist, so etwas zu wissen. Nach der Heirath wie gewöhnlich Schmaus und Tanz. Zu Tische wurden sie von sämmtlichen Edeln geleitet. Die Trompeten schmetterten, Vivat wurde geschrien und das Geld mit vollen Händen Denen ausgeworfen, die glücklich waren, etwas davon aufzuschnappen. Sie saßen Beide an einem Tische am obern Ende der Tafel, sie von den Grafen Athol, Morton und Crayforde, er von den Grafen Eglington, Cossells und Glencarne bedient. Nach dem Mittagsessen tanzten sie eine

Weile und zogen sich dann zurück bis zur Abendmahlzeit. Es wurde ebenso zu Abend gegessen wie zu Mittag, nachher gab es wieder Tanz und darauf ging man zu Bett."

„Von dem Allen, was ich Ew. Herrlichkeit hier schreibe, bin ich zwar kein testis oculatus, aber an der Wahrheit brauchen Sie darum nicht zu zweifeln, wie ich auch dazu gekommen sein mag. Auch ich war zum Abendessen eingeladen worden, aber ungeachtet der Gelegenheit, welche sich mir darbot, meine Dame zu sehen, die ich in 18 Tagen nicht gesehen habe, war ich unhöflich und grob genug, nicht hinzugehen; denn ich finde an dem Allen — (eine Lücke) — und freue mich deshalb über mich selbst; denn noch kann ich keinen redlichen und guten Menschen finden, dem ihr Thun gefiele."

Acht Monate nach der Hochzeit, als Maria über Murray, Rothes, Kirkaldy und die rebellischen Lords triumphirt hatte, schreibt Randolph über sie, ihre Günstlinge und ihr Bestreben, den Katholicismus einzuführen: „Für nächsten Sonntag ist der Befehl gegeben, und Viele machen sich fertig, der Messe beizuwohnen. Am Lichtmeßtage trugen Kerzen mit der Königin ihr Mann, der Graf von Lenox und Graf Athol. Verschiedene andere Lords sind noch zusammenberufen und ersucht worden, sich zur Messe an dem Tage einzufinden. Einige haben zugesagt, wie Cossells, Mongomerie, Seton, Catnes; Andere sich geweigert, wie Fleminge, Liveston, Lindsay, Huntley und Bothwell. Von ihnen Allen ist Bothwell der standhafteste, aber Der, von welchem man am schlechtesten denkt. Im Rathe wurde vorgeschlagen, es möchte Messe in der St.-Giteskirche gehalten werden; ich glaube aber, daß es hiermit mehr auf Sonderung der Gemüther abgesehen, als ernstlich gemeint war. David Rizzio nimmt noch immer seinen Platz ein, nicht ohne tiefes Herzeleid Vieler, die voll Verdruß ihre Fürstin vorzugsweise von einem solchen Burschen beherrscht sehen."

Diesem Briefe, in welchem von dem Verdrusse gesprochen wird, den Rizzio's Verhältniß zur Königin einflößt, folgte bald ein anderer vom 27. März, der den Bericht über die von dem Könige genommene Rache enthält. „Dieser", erzählt Randolph im Eingange des Schreibens, „hatte starken Verdacht gefaßt, David habe etwas gethan, was gegen die Ehre der Königin wäre. Er besprach sich darüber mit Lord Ruthven und Georg Douglas, und sie wurden einig, daß David aus dem Wege geräumt werden müßte. Morton und Lindsay traten der Verschwörung bei. „Hierauf", fährt der Verfasser des Schreibens fort, „begab sich der König am Sonnabend Abend, etwa 8 Uhr mit Lord Ruthven, Georg Douglas und zwei Andern durch sein eigenes Zimmer mittels der geheimen Treppe in das Zimmer der Königin, an welches ein kleines, sechs Fuß breites und sechs Fuß langes Cabinet stößt, mit einem Ruhebette und einem Tische darin, an welchem die Königin, Lady Argyle und David, seine Mütze auf dem Kopfe, das Nachessen einnahmen. Der König, mit Lord Ruthven plötzlich eintretend, befahl David, herzukommen, weil da kein Platz für ihn wäre. Die Königin erwiderte, er wäre da mit ihrer Bewilligung; ihr Gemahl entgegnete, es wäre gegen ihre Ehre. Lord Ruthven sagte zu David, er sollte seine Pflicht besser kennen, und wollte ihn beim Arme nehmen; aber David ergriff das Gewand der Königin und steckte sich hinter sie, die ihn gern gerettet haben würde, hätte der König seine Hände nicht losgemacht, und während er sie festhielt, wurde David aus dem Cabinet durch das Schlafzimmer in das Audienzzimmer gestoßen, wo Lord Morton und Lord Lindsay standen, die ihn die Nacht hindurch noch am Leben lassen und am andern Morgen aufhängen wollten; aber da so Viele dabei waren, die ihn auf den Tod haßten, so stieß ihm erst Einer und hierauf die ganze Zahl der Übrigen die Dolche in den Leib, sodaß er über 60 Wunden hatte. Für gewiß wird behauptet, es wäre des Königs eigener Dolch in dem Leichnam steckend gefunden; ob ihn seine Hand aber wirklich hineingestoßen hat, oder nicht, vermag ich nicht anzugeben. In der Königin Gegenwart wurde David nicht getödtet, wie man irrig behauptet hat, sondern während er die Treppe*) aus dem Audienzzimmer herabstieg."

„Bei der Königin blieb geraume Zeit ihr Gemahl mit Lord Ruthven. Wie wir hören, so bat sie sehr, daß ihm kein Leides geschehen möchte. Ihrem Manne machte sie die lebhaftesten Vorwürfe, daß er eine so schändliche That angestiftet hätte. Er soll hierauf geantwortet haben, David hätte seit zwei Monaten mehr Umgang mit ihrem Leibe als er, und daher hätte er um ihrer Ehre und um seiner eigenen Genugthuung willen Befehl gegeben, daß er hinweggeschafft würde. „Es kommt der Frau nicht zu, den Mann zu suchen", sagte sie hierauf, „und Das, worüber Ihr klagt, ist also Euere eigene Schuld." Er entgegnete darauf, jedesmal wenn er zu ihr gekommen sei, habe sie Abneigung gegen ihn gezeigt, oder sich krank gestellt, worauf sie ihm zurief, daß sie für immer geschiedene Leute wären. Als Lord Ruthven sich begütigend dazwischenlegte und sie ermahnte, einander zu Willen zu leben, entgegnete sie diesem: „Warum soll ich nicht ebenso von ihm laufen, wie Euere Frau von ihrem Mann gelaufen ist? Andere haben das Nämliche gethan." Lord Ruthven versetzte aber, daß seine Frau auf gesetzlichem Wege von ihrem Manne geschieden wäre und nicht aus einem solchen Grunde wie der, worüber der König sich zu beklagen hätte. „Dazu kommt", sagte er, „daß dieser Mann ein niedriger, gemeiner, dem Adel feindseliger Mensch war, eine Schande für Ew. Gnaden und ein Verderb für das Land." „Nun gut", rief sie, „sein Blut soll Euch theuer zu stehen kommen, wenn es vergossen wird." „Gott behüte", sagte Lord Ruthven, „denn je empfindlicher Ew. Gnaden sich zeigen, desto Schlimmeres wird die Welt denken." Ihr Gemahl sprach in der ganzen Zeit nur wenig. Sie weinte in einem fort. Lord Ruthven wurde nicht wohl, und er federte einen Trunk, indem er sagte: „Dies muß ich mit Ew. Gnaden Erlaubniß thun", und suchte sie dann so viel wie möglich zu überreden, sie möchte sich beruhigen." Ungeachtet dieser Brief seinem Inhalte nach nicht unbekannt ist, so hielten wir ihn vorzugsweise der Mittheilung würdig. Bald nach diesen Vorgängen floh Maria nach Dunbar, wo Bothwell und Guntly zu ihr kamen. Über Das, was im folgenden Jahre sich zutrug, den Mord Darnley's, enthält Wright's Sammlung keine Documente. 50.

Notizen.

In England wurde vor Kurzem ein Fabrikant von bunten Papieren unschuldigerweise, wiewol sehr unvorsichtigerweise zum Vergifter seiner ganzen Nachbarschaft. Dieser Mann brauchte zur Bereitung seiner Farben viel Arsenik. Er hatte an seinem Hause einen wüsten Hofraum, woselbst er den Amalgamirungsproceß mit dem Arsenik gewöhnlich vornahm. Die mit dem Gifte geschwängerte Farbe sickerte nun in den Boden und erreichte so die Quellen eines Brunnens, aus welchem die Nachbarn ihr Trinkwasser zu schöpfen pflegten. Mehre der so vergifteten Personen mußten den Tod erleiden.

Eine sehr auffallende Naturerscheinung war das im vorigen Jahr stattgehabte außerordentliche Steigen fast aller bedeutenden nordamerikanischen Landseen, was in diesem Maße noch in keiner frühern Zeit der Fall gewesen war. Der Ontario stieg im vorigen Jahre nicht weniger als 6 Fuß und 10 Zoll; der Eriesee und der Niagarastrom erhoben sich über 4 Fuß. Ein ebenfalls bedeutendes Steigen dieser Gewässer bemerkte man auch 1815, 1816, 1817 und 1818, was jedoch dem im vorigen Jahre bemerkten kaum auf ein Drittheil gleichkam. 4.

*) Dies ist nicht die obenerwähnte geheime Treppe, denn die führte unmittelbar in das Schlafgemach (bedchamber) der Königin.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 21. — 21. Januar 1839.

Geschichte des Aufruhrs in den Cevennen unter Ludwig XIV. Nach den Quellen erzählt von J. Chr. K. Hofmann.

(Fortsetzung aus Nr. 20.)

Was aber diesen im Ganzen unzusammenhängenden und ungeordneten Unternehmungen eine Kraft verlieh, an der die Kriegsmacht Ludwig's und die Erfahrung ausgezeichneter Anführer zu scheitern drohten, eine Kraft, die in diesem Maße wol nie in der Geschichte erschienen ist, war weder der Einfluß fremder Mächte, noch der natürliche Muth eines sonst kriegerischen Volkes, noch das Princip der Kriegerehre, noch sonst ein Umstand, der die Völker zum Siege führt, sondern eine in ihrem Grunde und in ihrer Quelle gewiß reine und gottgefällige Glaubensbegeisterung, welche indeß, so angewendet, zwar zu außerordentlichen Thaten führte, doch als ein Fanatismus, wie ihn wol der Koran predigt, aber das Evangelium verwirft, den Mächten der Finsterniß anheimfiel. Diese Seite, so sehr sie auch den Christen mit Schmerz erfüllt, ist die merkwürdigste der ganzen Geschichte. Sie wurzelt in demselben Grunde unkluger Unduldsamkeit, welcher, wenn schon in sehr verjüngtem Maßstabe, Ähnliches auch in unsern Tagen hervorgebracht hat, aber, sowie dort auf die Spitze getrieben, wol an das Wunderbare grenzt.

Die Prediger nämlich, welche ihren Glauben nicht abgeschworen hatten, waren verjagt und die wenigen zurückgebliebenen entweder auf dem Blutgerüste gestorben, oder in Gefängnissen schmachtend. Möge es auch nicht nachzuweisen sein, was katholischerseits erzählt wird und sonst nicht unwahrscheinlich ist, daß sie ihren verwaisten Gemeinden, vielleicht mit Beziehung auf Joel 3, 1., bei dem Abschiede gesagt: „Der Geist des Herrn wird mit euch sein und eher aus dem Munde der Frauen und Kinder reden, als euch verlassen", so war es doch ebenso natürlich als gewiß recht, daß bei dem frischen Glaubensleben der damaligen Reformirten, welche in der Bibel die einzige Quelle der Heilswahrheiten erkannten, nach der Entfernung der berufenen Lehrer Laien auftraten, die trotz der ihnen drohenden Banden und martervollen Todesarten ihren Brüdern geistliche Nahrung reichten. Anfangs waren es Männer friedlicher und milder Gesinnung und echt evangelischen Geistes, die, als so muthige Bekenner der Wahrheit sie sich auch zeigten, das Schwert dennoch weder selbst führten, noch es ihre Brüder führen ließen. Nachdem diese aber das Schicksal ihrer Geistlichen getheilt und die Protestanten nach und nach die Waffen ergriffen hatten, da traten Prediger auf, die auch andere Waffen als die des Geistes führten, und als sich ihnen Männer, ja selbst Frauen und Kinder anschlossen, welche, in Verzückungen gerathend, wunderbare Sehergabe zeigten, die sie vor Gefahren warnen und selbst Kriegsentwürfe machen ließ, da war der Glaubensmuth bis auf das höchste gestiegen, aber der Geist der Liebe gewichen, ohne den, nach unsern heiligen Büchern, selbst der Berge versetzende Glaube und der brennendste Eifer nichts gelten. So war durch die Entfernung der Lehrer dem Glaubensleben die gesunde Nahrung entzogen worden und die reine Flamme der Gottesbegeisterung durch menschlichen Zusatz getrübt. Lange zwar noch loderte sie, wenn auch verdunkelt, in den heldenmüthigen Streitern und hielt bei allen Ausschweifungen des Fanatismus Zucht und Sitte unter ihnen auf eine außerordentliche Weise aufrecht, bis sie, immer mehr und mehr mit fremdem Stoffe vermischt und verunreinigt, in wilde Zuchtlosigkeit ausartete und, nachdem es endlich den Feinden gelungen, Uneinigkeit unter ihnen auszusäen, der Strom jener Begeisterung in dem Triebsande des Weltsinnes, diplomatischer Combinationen, eigennütziger Ehrgeizes und abenteuerlicher Freibeuterei elend versiechte. Welche ergreifende Lehre läßt sich nicht aus diesen Erscheinungen und namentlich daraus ziehen, daß, wenn Unduldsamkeit dem religiösen Leben die ihm eigenthümliche Quelle der Erkenntniß entzieht und es so ersticken oder auf fremden Boden verpflanzen will, es diese aus gifthauchenden Sümpfen schöpft!

Diese Übersicht haben wir zum Verständnisse der nachstehenden Bemerkungen über die Schrift selbst für nothwendig erachtet.

Wir glauben sie im Allgemeinen zu den bessern geschichtlichen Erzeugnissen rechnen zu dürfen. Die Zusammenstellung der Begebenheiten ist gut, die Sprache einfach und würdevoll, das Urtheil des Verf. bei aller Wärme für die evangelische Wahrheit und einem frommen Gefühle stets gehalten und unbefangen. Den Stoff, welcher ihm zu Gebote stand, hat er treu und geschickt

benutzt. Unter welchem Gesichtspunkt er die erzählte Geschichte stellt, gibt er an dem Schlusse der Vorrede in den Worten: „Die kirchlichen Bewegungen, hervorgerufen durch das Bedürfniß frommer Gemüther, arteten aus zu Gewaltthaten blinder Glaubensleidenschaft, wurden so der Welt und ihren Mächten dienstbar und endigten in rein weltlichen Bestrebungen, ja, in selbstsüchtigem Treiben nichtswürdiger Abenteurer", kurz aber richtig an.

Bei der Beschränktheit des Raumes können wir nur Nachstehendes ausheben, um unser Urtheil zu belegen.

Bei Gelegenheit eines Hirtenbriefes Fléchier's, Bischofs von Nîmes, der auch zu den Vielen gehörte, welche ohne eine durchgreifende Gesinnung zwischen Härte und Milde hin und her schwankten, heißt es S. 101:

Die milde Sprache dieses Hirtenbriefes konnte auf die Gemüther, an welche er gerichtet war, höchstens augenblicklich wirken. In diesem Lande, wo alle Bewegungen und Zustände des Gemüths heftiger und entschiedener sind, konnte man von den Katholiken, schlecht unterrichtet, wie sie waren, unter fortwährender Aufreizung, im langen Widerstreite gegen die Ketzerei, keine große Mäßigung erwarten und noch weniger sich wundern, wenn die Greuel der Aufrührer sie in blinde und taube Wuth trieben. Die selten gehörte, von Natur schwächere Stimme solcher Milde und Mäßigung, wie (?) Fléchier aussprach und anbefahl, ging nothwendig verloren zwischen den geräuschvollen Maßregeln der Härte, dergleichen unausgesetzt von der weltlichen Obrigkeit ausgingen.

Über den Zustand der friedlichen Protestanten wird S. 139 gesagt:

Wenn sie (die Aufrührer) in der Nähe sich zum Gottesdienste zusammenstellten, in der brünstigen Andacht, welche die Verfolgung entzündet; wenn der lang entbehrte Gesang der Psalmen, des theuern Gotteswortes, laut an das Ohr schlug; wenn dann ein Prediger auftrat und die sonst nur in der Stille der Herzen behaltene Wahrheit offen und frei verkündigte; wenn endlich das heilige Mahl in apostolischer Einfachheit, in der rechten, von Christo geordneten Gestalt die Feier beschloß — wie schwer, davon zu bleiben! wie schwer, den Menschen nicht mehr zu gehorchen als Gott! Und immer waren es doch Genossen desselben Glaubens, derselben Leiden, in diesen Aufruhr wie mit Gewalt getrieben, größtentheils mehr unglücklich als verdammlich. Viele, welche öffentlich sie verleugneten, konnten ihnen, wenn sich der Fall traf, heimliche Unterstützung nicht verweigern. Innerlich aber am unglücklichsten waren die redlichen Gemüther, welche, voll Abscheu gegen den Aufruhr und seine Greuel, diese arge Frucht des wahren Glaubens beweinten, zugleich aber von dem brennenden Verlangen, endlich wieder diesen ihren Glauben bekennen, Gott wieder öffentlich in Wahrheit des Herzens dienen zu dürfen, bis ganz nahe hin an den Wunsch geführt wurden, der Herr der Kirche möchte doch jene unheiligen Frevel zu heiligem Segen werden lassen.

Von dem obenerwähnten Zustande, da Uneinigkeit und Zuchtlosigkeit unter den Camisarden (so hießen bekanntlich die Protestanten in den Cevennen, welche die Waffen ergriffen hatten) eingerissen waren, heißt es sehr treffend S. 199:

Jetzt gingen wol die Füße noch auf dem wilden Wege eines hoffnungslosen Kriegs; aber die Augen der Meisten sahen seitwärts auf die Vortheile, welche die Freiwilligkeit einer zuletzt doch unausweichlichen Unterwerfung belohnten.

Nachdem der Aufruhr schon lange gestillt war, trieben die verjagten Propheten in andern Ländern und namentlich in England ihr Wesen, und da sich gleichzeitig Ähnliches in Schweden (die Gesichte eines Bauermädchens), Schlesien (die dortige Kindererweckung), Nürnberg (die Offenbarungen Tenhard's, die in unsern Tagen wieder Theilnahme gefunden haben), Frankfurt (die Weissagungen des Schusters Daut) u. s. w. regte, so glaubten Viele diese Erscheinungen in eine Verbindung setzen und ein allgemeines Walten des Geistes annehmen zu müssen. Unser Verf., der überhaupt sehr geschickt und besonnen zwischen vornehmer Verneinung alles Wunderbaren und blindem Köhlerglauben hindurchgeht, sagt bei dieser Gelegenheit S. 263:

War das nicht lebendiges Wehen des Geistes, während die Kirche viel äußeres Werk, aber wenig apostolisches Wesen hatte? So mußten beschränkte Menschen um so leichter glauben, wenn ihnen jene ansteckende Gewalt die äußern und innern Sinne bezauberte, als wirklich das protestantische Deutschland, Holland und England jener Zeit größtentheils im Tode des Buchstabens und seines äußern Dienstes begraben lag.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Taschenbücher.

Erster Artikel.

Die Taschenbücher, deren Dasein sich in Italien kaum über zehn Jahre hinauserstreckt und die sich gegenwärtig in allen Theilen der Halbinsel sehr vervielfältigt haben, können in einem gewissen Betrachte als der Concurs der lebenden Schriftsteller, als eine Mustersammlung gelten, welche die verschiedenen Proben von der gegenwärtigen Literatur darbietet. Die italienischen Schriftsteller zerfallen wie die der andern Länder während des Jahres in verschiedene Classen: einige liefern Artikel für die Tagesblätter, andere für die in Monatsheften erscheinenden Journale, mehre sind blos darauf bedacht, irgend ein ernstes Werk oder einen Roman zu vollenden; allein fast alle liefern Arbeiten zu den Taschenbüchern, vom Archäologen bis zum Romanschriftsteller, vom Historiker bis zum Dichter, und wenn man die zwölf besten italienischen Taschenbücher miteinander vergleicht, so wird man mit wenigen Ausnahmen eine Probe von allen Schriftstellern Italiens haben.

Der Erste, der dieses Jahr seine Taschenbücher und zwar deren fünf dem Publicum dargeboten hat, ist der Kunst- und Buchhändler Paolo Ripamonti Carpano. Das erste führt den Titel:

Strenna italiana,

das nun schon seinen sechsten Jahrgang zählt. Obschon der Verleger früher fremde Kupferstiche dazu anfertigen ließ, so hat er in diesem Jahre, um dem Namen völlig zu entsprechen, dieselben in Italien machen lassen. Die sechs Stiche sind alle von Gandini, mit vieler Feinheit ausgeführt, worunter sich besonders der erste Kupferstich, der die Krönung Ferdinand's I., und der letzte auszeichnet, der einen sehr anmuthigen ländlichen Tanz darstellt; Erfindung und Zeichnung von Focosi verdienen wahrhaft alles Lob. Dieses Taschenbuch ist wie gewöhnlich der Erzherzogin Vicekönigin des lombardisch-venetianischen Königreichs, Maria Elisabeth, gewidmet. Vierundzwanzig Schriftsteller lieferten dazu ihre Beiträge. Viele theilten Gedichte verschiedener Art mit, worunter ein historischer Gesang von Golleoni und eine Ode von Cesare Cantù, welche vor Kurzem die italienische Literatur mit zwei Romanzen bereicherten. Andere gelungene Gedichte sind von C. Guaita, G. Rossetti, Angelo Ricci, Pietro Giuria, Bandettini, Angelo Fava, Piave, Antonio Peretti. An die dichterischen Producte schließen sich verschiedene Novellen an, eine von Luigi Giconi, welche die römischen Gebräuche schildert, eine andere von Ignazio Cantù, welche die Abenteuer von Serbelle berichtet und worin Verse mit Prosa abwechseln, und eine von F. Sala, worin eine interessante Begebenheit, die einem Sol-

daten in Calabrien zustieß, erzählt wird. Die historischen Studien finden sich in größerer Zahl: Salvator Muzzi gibt die Biographie des großen italienischen Agronomen Crescenzi, Tullio Dandolo verschiedene Gedanken über die heilige Kunst in Italien; Carlo Leone erzählt die klägliche Ermordung des Francesco von Carrara; Melchiade Gabba, der im verflossenen Jahre die Zerstörung des alten Lodi beschrieb, erzählt in diesem Jahrgange die Gründung des neuen Lodi durch Barbaressa; endlich schildert C. U. die Krönungsfeierlichkeiten der Könige von England und jene der italienischen Könige. Auch die Botanik fehlt nicht darin, denn Linneo Tagliabue gibt ein Memoire über die Dattelpalme; desgleichen nicht die Philosophie, denn Parma und Michele Sartorio, Redacteur dieses Taschenbuchs, geben, der Eine moralische Skizzen und Charakterzeichnungen, der Andere in einer, „Quadro fiammingo" betitelten Erzählung ein Gemälde von der ländlichen Unschuld und Einfachheit, und ein Anonymer sprach sich über die „Meinung" aus. Endlich beschrieb Marcello Mazzoni, welcher einen „Wegweiser am Comersee" in englischer Sprache herausgegeben und einige Gedichte Lord Byron's in schöne italienische Verse gebracht hat, die Ruinen eines alten Schlosses C... gleichfalls in englischer Sprache. Dieses Taschenbuch vereinigt dieses Jahr eine große Mannichfaltigkeit von Originalaufsätzen, welche es allen Denjenigen empfiehlt, welche das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchen.

Strenna femminile italiana.

In einer Zeit, wo die Frauen anderer Länder accreditirte Journale schreiben, war es wol passend, daß die italienischen sich vereinigten, ein Taschenbuch herauszugeben. Bereits ist es zum dritten Mal, daß in einem eleganten Bande Prosa und Verse von vielen geistvollen und gebildeten Frauen Italiens vereinigt erscheinen. Opprandino Arrivabene, welche seit einer Reihe von Jahren Artikel und Novellen für verschiedene Journale liefert und soeben ein gutes Buch über die letzte Kunstausstellung herausgegeben hat, besaß das Verdienst, die erste Idee zu diesem Frauentaschenbuche gegeben zu haben, und redigirte die ersten beiden Jahrgänge; diesmal ist Giambattista Cremonesi der Redacteur, ein fleißiger Schriftsteller, wie es die vielen von ihm herrührenden Übersetzungen und Compilationen von Taschenbüchern und Almanachen beweisen. Mit einer dialogisirten Einleitung eröffnet er den Sprechsaal, wo so viele schöne und gebildete Frauen sich diesmal versammeln, nicht um ihre Reize oder ihre Tanzfertigkeit zur Schau zu stellen, sondern Proben ihrer Geistesthätigkeit zu geben. Folgendes sind die Namen dieser Schriftstellerinnen: Teresa Bordoni, Anna de Fratuich Salvotti, Angelica, Bartolomei Palli, Teresa Ponzoni Perversi, Irene Ricciardi, Caterina Murari Risenfeld, R. M. R. Milanese, Laura Beatrice Oliva, Cristina Anzelmo, Adelaide Dalbono, Aglaia Anassillide, Eleonora Reggianini, Assunta Pierralli, Abigaille Alessandrini, G..., G. B. Paolina Gritti Morlacchi, Adele Curti, Giuseppina Tenca, Rosalinda Aggravi und mehre Anonyme. Von allen ihren Arbeiten zu sprechen, würde ein schwieriges Unternehmen sein, welches, da dieselben zahlreich und verdienstlich sind, großen Raum erfodern würde; nur einiger zu erwähnen, würde als Verletzung des Anstandes und der Achtung gelten, daß, wer sich in Gesellschaft von so vielen anmuthigen Frauen findet, nicht die Verdienste von Allen zu würdigen weiß. Es möge genügen, ihnen für die Bemühungen, die sie auf dieses inhaltreiche und elegante Taschenbuch verwendet, unsern Dank auszusprechen und zu wünschen, daß die vielen andern geistvollen Frauen Italiens sich für die nächsten Jahrgänge mit ihren Schwestern verbinden möchten. Auch die Kupferstiche sind diesmal die ausgezeichnete Arbeit einer Dame, der Piotti Pirola, Derselben, welche in den letzten Monaten sich verdientes Lob durch die schönen Portraits erwarb, welche sie für die „Iconografia italiana" von Locatelli lieferte, ein Werk, das so glücklich fortschreitet, daß es unter die besten gezählt werden muß, die auf der Halbinsel erscheinen.

Strenna popolare compilata da *Michele Sartorio*.

Dies ist ein neues Geschenk Ripamonti's für die Mütter, Knaben und Jedermann, der sich gern unterrichtet. Michele Sartorio, der sich alle Mühe gibt, nützliche und unterrichtende Bücher zu verbreiten, kam auf den Gedanken, dieses Volkstaschenbuch zu entwerfen, damit unter den zu Geschenken bestimmten Büchern, welche das neue Jahr einweihen, sich auch eins fände, das sich allen Fähigkeiten anpaßte und nicht blos unterhaltend sei. In der That vereinigte er in diesem vortrefflichen Artikel über die Sparkassen, die Bewahranstalten für Kinder, eine jener Volkserzählungen von Schmid, Lobgesänge (Inni) von Barbault, übersetzt von Filippo Giunti, sodaß Ältern mit diesem Buche ihren Kindern ein sehr schönes und werthvolles Geschenk machen können. Dasselbe ist elegant gedruckt und mit Kupferstichen versehen, sodaß auch das Äußere nichts zu wünschen übrig läßt.

Ripamonti fügte zu diesen drei größern Taschenbüchern zwei kleinere:

Due campi, scene di guerra und Elisa o la torre di Strassburgo.

Ersteres stellt nach verschiedenen Scenen von Schiller Wallenstein's Lager und das von Napoleon nach Dumas vor, dessen dramatisches Werk, von Giacinto Battaglia übersetzt, in seinem „Museo drammatico" erschien, ein Werk, das die besten Erzeugnisse der modernen Dramaturgie enthält. „Elisa" ist eine unterhaltende kleine Erzählung.

Fiori d'arti e di lettere italiane.

Den literarischen Theil dieses Taschenbuchs besorgten Francesco Ambrosoli, Felice Carrone, Pietro Giordani, Raffaello Lambruschini, Andrea Maffei und Giovanni Marchetti; den artistischen Giambattista Borghesi, Massimo d'Azeglio, Francesco Hayez, Paolo Teschi und Antonio Perfetti. „Ich habe den Plan gefaßt", sagt der Verleger Santo Bravetta, „Italien nicht mit einem Taschenbuche zu beschenken, dessen Dasein nur auf wenige Tage berechnet ist, sondern mit einem Buche, das nicht unwürdig sein soll, als ein Denkmal unserer Künste und unsers Geschmacks zu gelten. Schon seit einigen Jahren habe ich darauf meine Gedanken gerichtet und, ohne Mühe oder Kosten zu sparen, darauf gesonnen, mit der Zeit und durch Fleiß möglicherweise jenes edlere Ziel zu erreichen, welches in Folge der Übereilung bei ähnlichen Werken gewöhnlich verfehlt wird." Wir zweifeln nicht, daß die Leser, welche mit Aufmerksamkeit den poetischen und prosaischen Gehalt dieses auch in künstlerischer Hinsicht vortrefflich ausgestatteten Taschenbuchs durchlesen, dem Verleger das rühmliche Zeugniß geben werden, daß er nicht erfolglos nach einem höhern Ziele gestrebt habe. Die mit jener Zierlichkeit, welche die Prosa Ambrosoli's gewöhnlich auszeichnet, geschriebene Einleitung verbirgt unter der kurzen Geschichte einer typographisch-literarischen Compagnie eine geistreiche, feine und sehr gerechte Kritik gewisser moderner poetischer Ausbrüche (deliri), zu deren Bezeichnung manchmal das ehrenvolle Beiwort: Manzonianisch, gemisbraucht wird. In einem Dialoge über den Styl verbindet sich Belehrung mit Unterhaltung; Ambrosoli ermüdet den Leser nicht durch eine rhetorische Vorlesung, sondern gibt einen durch die höchste Einfachheit sich empfehlenden Aufsatz, worin er die Anmuth der Beredtsamkeit mit seinem Schatze von Gelehrsamkeit glücklich zu verbinden und das Interesse wie den Geschmack zu befriedigen wußte. Während die Religion, die moderne Bildung und selbst die Mode den Frauen die Erfüllung ihrer geheiligten Mutterpflichten auferlegen, und während die Erziehung der Jugend der Gegenstand ihrer zärtlichen und unermüdlichen Sorgfalt ist, wird gewiß ein dieses Thema behandelnder Artikel von Lambruschini willkommen sein, der mit jener anmuthigen Eleganz und Leichtigkeit geschrieben ist, die sich eher bewundern als nachahmen lassen. Von Pietro Giordani enthält dieses Taschenbuch fünf prosaische Aufsätze, die für sich allein hinreichen würden, einem Buche Werth zu verleihen. Der erste ist die Erklärung des Kupferstichs, welcher Galilei

gegenüber von Fra Paolo darstellt; der zweite ist eine an Madame Adelaide Calderara Butti in Mailand gerichtete Dedication der Lebensbeschreibung der Irene von Spielberg, verfaßt von Dionisio Atanagi da Cagli im J. 1561, ein schöner und verdienter Tribut der Achtung und der Freundschaft, worauf die treffliche Frau ein Recht haben würde, stolz zu sein. Der dritte, an die ebenso liebenswürdige als berühmte Karoline Ungher gerichtete Aufsatz handelt von einigen Gedichten. Der vierte gibt die Erklärung des Kupferstichs: Rafael vor dem Gonfalonier Soderini, an den er von der Giovanna di Montefeltro dalla Rovere, deren Brief gleichfalls mitgetheilt ist, empfohlen worden war. Der fünfte ist der wichtigste von allen, sowol seinem Inhalte nach selbst als wegen der hohen Beredtsamkeit, die in ihm lebt, nämlich eine Lobrede auf Antonio Canova, bei Gelegenheit, wo seine Büste in der Akademie der schönen Künste in Bologna eingeweiht wurde. Über einige Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt Turin schrieb in einer gelungenen Sprache Felice Carrone, Marchese di San-Tommaso. Eine Nacht von Dante ist ein Gedicht von Giovanni Marchetti, das ein wahrer Balsam für die grausamen Wunden ist, welche so viele Gedichte schlagen, womit in der Regel die Taschenbücher angefüllt sind. Hierzu füge man nun noch einige anmuthige Canzonen von Maffei und die wahrhaft classischen Kupferstiche von Toschi und Perfetti, und die ihnen von Hayez und Azeglio gelieferten Zeichnungen, sowie die Copie der Irene von Tizian, und der Leser wird den Titel: „Blumen der italienischen Kunst und Literatur", nicht unpassend gewählt finden.

Non ti scordar di me. Achter Jahrgang.

Die launenhafte Mode, welche im Schnitte der Kleider wie in der Form der Meubeln sich den Zeiten unserer Vorältern wieder zuwendet, hat auch in dem Bereiche der Taschenbücher an die Stelle der früher üblichen eleganten Duodezform das schwerfällige Quartformat gesetzt, und Italien, das in dem Fort- oder eigentlich Rückschritte der Mode nicht zurückbleiben wollte, hat England auch in dieser Hinsicht nachahmen zu müssen geglaubt. Obiges Taschenbuch gleicht dem Äußern nach ganz Fisher's „Drawing-room sketchbook". Das mit goldenen, silbernen und verschiedenfarbigen Buchstaben auf Rosaglacépapier gedruckte Titelblatt ist mit einer goldenen, schöngezeichneten Guirlande eingefaßt. Auf einem Altar erhebt sich ein mit verschiedenen Emblemen umgebenes Weib, das die dea Strennia oder die Göttin der Taschenbücher vorstellt und im Zeitalter des Romanticismus die Zahl der mythologischen Personen vermehrte. Hierauf folgen sechs gut gestochene Portraits von schönen Frauen, welche in Wechselbeziehung zu den Erzählungen des Buches stehen. Das erste Bildniß stellt eine hübsche Bürgersfrau, die unglückliche Menica, vor, deren Liebesgeschichte und trauriges Ende Cesare Cantù erzählte; denn während ihr Bräutigam mit ihr zur Kirche ging, um dort die Ringe zu wechseln, berührte er aus Versehen den Flintenstein seines Gewehres, das er über der Schulter trug, sodaß dasselbe losging und er sich selbst tödtete. Caterina Franceschi-Ferrucci beschrieb die Abenteuer der Ginevra degli Onesti, der Frau des Guido von Polenta, und ihre unglücklichen Begebnisse zur Zeit des unmenschlichen Ezzelino da Romano. Ein schönes, nachsinnendes Mädchen mit einem Schleier, der ihr vom Haupte herabfällt, ist Nina Delille, die Unglückliche, welche sich in die Sonne verliebte. Nachdem sie zwei Jahre, von dieser fixen Idee beherrscht, im Irrenhause in Paris zugebracht hatte, starb sie 1828. Luigi Muzzi behandelte ihre traurige Geschichte in verschiedenen italienischen Epigraphen. Zu den wunderbaren Erscheinungen in der modern-italienischen Kunstwelt gehört Giovanni Gambassi, ein blinder Bildhauer. Mit Hülfe des bloßen Tastsinnes modellirte er nicht blos Statuen, sondern verfertigte auch sehr ähnliche Portraits, unter andern das der Elisa, in welche er sich, ehe er das Licht seiner Augen verloren, verliebte. Giuseppe Sacchi schildert uns die Studien dieses Künstlers und erzählt ein interessantes Abenteuer, das ihm seine Elisa wieder zurückgab. Jene andere nachsinnende Donna ist Beatrice Tenda, und eine nachfolgende Novelle berichtet ihre Tugenden, die Verleumdungen, womit die Bosheit ihres Gemahls sie überhäufte und ihr unglückliches Ende. Zum Schlusse spricht Nicolò Cesare Garoni von dem dichterischen Verdienste der trefflichen Improvisatorin Fortunata Sulzher-Fantastici, welche im verflossenen Jahrhunderte Italien durch ihre Gesänge in Erstaunen setzte. Hierauf folgen andere prosaische Aufsätze, nämlich Künstlerskizzen von Tullio Dandolo und ein kurzes Mémoire von Ranalli über Vicenzo Cuoco, von dem zu wünschen wäre, daß es der Anfang einer größern Arbeit sein möchte; denn dieser große Mann fand noch keinen Biographen, der sein hohes Talent und seine Lebensschicksale gewürdigt und näher bekannt gemacht hätte. Jacopo Fabianca beschenkte mit einer aus seinem Romane: „Gli scolari di Padova", gezogenen Episode, „Un funerale" betitelt, dieses Taschenbuch und erweckt damit den Wunsch, recht bald das Ganze kennen zu lernen. Bartolomeo Gamba theilt einen gelehrten bibliographischen Aufsatz mit, der früher in dem Athenäum in Venedig vorgelesen worden war. Ein Pseudonyme schildert in einigen Scenen den Tod eines Mörders, der unter Gewissensbissen über sein vergangenes Leben stirbt. Mit den prosaischen Aufsätzen wechseln Gedichte von Angelo Fava, A. Guadagnoli, Clemente Baroni, Carlo Guaita, Marchese Ricci, Edwighe de' Scolari, Giovanni Battista Montanari, Francesco Piave, Bonaſu Monatanari, Nicolò Laurenti, F. dall' Ongaro, Luigi Carrer, G. Pozzone, worunter größere Gesänge und lyrische Ergüsse. Es würde zu weit führen, das Verdienst der einzelnen Stücke näher besprechen zu wollen; im Allgemeinen zeugen sie von glücklichem Talente und bilden vereinigt einen Band, den man mit Vergnügen liest. Dieses Taschenbuch, das bereits seinen achten Jahrgang feiert und dieses Mal mit besonderm Geschmacke und Eleganz ausgestattet wurde, gehört zu den werthvollern Festgaben, welche sich als Geschenke an Freunde der italienischen Literatur vortrefflich eignen. *) 40.

Notiz.

Die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen.

Als sich Peter der Große 1717 in Paris befand, überreichte ihm die Sorbonne eine Denkschrift über die Wichtigkeit dieser Vereinigung. Der Kaiser nahm dieselbe sehr günstig auf und theilte sie seinen Bischöfen mit, welche auch im folgenden Jahre darauf antworteten. Es wurden sogar Unterhandlungen von Seiten Rußlands und Frankreichs eingeleitet, allein sie blieben fruchtlos, was um so weniger zu verwundern ist, da der Regent die Angelegenheit dem Abbé Dubois, seinem Minister, anvertraute. Der Bischof Grégoire faßte auch diesen Gegenstand, wie ähnliche, mit Eifer auf. Als Joseph Bonaparte den Frieden von Amiens unterhandelte, reichte er ihm auf sein Verlangen eine Schrift darüber ein; später trat er deshalb mit dem Metropolitan-Bischof von Moskau in Briefwechsel. Im J. 1814 schien ihm für diesen Gegenstand der günstigste Augenblick gekommen zu sein, und er richtete daher an den Kaiser Alexander während des Aufenthalts desselben zu Paris eine Denkschrift, worin er ihn für die Idee einer solchen Vereinigung zu begeistern und die Mittel zu deren Verwirklichung darzustellen suchte, indem er zu gleicher Zeit auch an Ludwig XVIII. schrieb, um ihn in das Interesse zu ziehen. Aber keiner von Beiden antwortete und die Sache blieb für Grégoire nur ein schöner Traum, auch möchte es wol ein solcher so lange bleiben, als Rom — Rom bleibt. Rome ne recule pas! Dies gilt von ihm ebenso den Staatsgewalten als der protestantischen und griechischen Kirche gegenüber. 25.

*) Ein zweiter Artikel über italienische Taschenbücher folgt nächstens. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 22. — 22. Januar 1839.

Geschichte des Aufruhrs in den Cevennen unter Ludwig XIV. Nach den Quellen erzählt von J. Chr. K. Hofmann.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Wir glauben nun noch einige Punkte anführen zu müssen, in denen wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen.

Der Zusatz: „Nach den Quellen", kann auf bisher Unbekanntes, auf handschriftliche Nachrichten, Urkunden u. s. w. schließen lassen. Aber die benutzten Materialien dürften sich wol kaum über den Charakter secundairer Quellen erheben; wenigstens stehen sie dem Publicum meist offen. Die zum Studium und zur Beurtheilung eines Geschichtswerkes so nothwendigen Zeitangaben werden oft, besonders zu Anfange vermißt. Bei der gegenwärtigen Geschichte mögen sie wol einige Schwierigkeiten haben, aber wir finden auch nicht, daß sich der Verf. besonders darum bemüht hätte. Auch können wir uns nicht mit der Eintheilung in Aufstand, Krieg und Ausgang einverstanden erklären. Endlich hätten wir der Geschichte eine dieselbe motivirende Einleitung gewünscht, in der uns der Zustand der protestantischen Kirche Frankreichs seit dem Edicte von Nantes in den Hauptzügen vorgeführt worden wäre. So aber versetzt uns der Verf. gleich in die Zeit Ludwig's XIV. und übergeht die keineswegs verborgenen Keime und Ursachen des Aufstandes, welche in der frühern Zeit liegen.

Im Einzelnen möge uns noch Nachstehendes zu bemerken gestattet sein. Daß die von dem Verf. nicht benutzten „Mémoires de la guerre des Cevennes par Cavalier" anerkannt unbrauchbar seien, hätten wir nicht so allgemein hingestellt gewünscht. Rühren sie von Cavalier selbst her, so haben sie bei all ihrer Ungenauigkeit gewiß den Werth der Memoiren handelnder Personen. Court de Gebelin hat sie in seiner trefflichen „Histoire des troubles des Cevennes" (Villefranche 1760 und Alais 1819), welche letztere Ausgabe uns vorliegt, wenn auch mit Vorsicht benutzt und ihre Echtheit nicht bezweifelt. Nach Andern sollen sie nicht von Cavalier, sondern von Galli sein.*) Dieses ließe sich aber recht gut mit ihrer Echtheit in Einklang bringen, da Cavalier, wenn er sich auch „Generalissimus der Kinder Gottes" nannte und als englischer Generalmajor und Gouverneur der Insel Jersey starb, doch als Bauernsohn und späterer Schäferknecht und Bäckerbursche wol nicht stark im schriftlichen Ausdrucke war und daher seine Denkwürdigkeiten vielleicht von einem Andern niederschreiben ließ.

S. 1 sagt der Verf.:

> Ludwig XIV., unter dem Einflusse der Frau v. Maintenon, empfand nach sündlich genossener Weltlust die Nothwendigkeit, sich der Gnade des ewigen Richters zu versichern. Aber an den Seelen Anderer wollte er sie verdienen, da es ihm selbst an Ernst und Kraft zu gründlicher Sinnesänderung gebrach. Durch Bekehrung der Reformirten in seinem katholischen Königreiche sollte dem Anspruche Gottes an ihn und zugleich seiner eigenen Ruhmliebe Genüge geschehen.

Dieses Urtheil scheint uns viel zu allgemein gehalten zu sein; denn schon lange vorher war die katholische Bevölkerung Frankreichs auf die Bekehrung der Reformirten gerichtet, und wir glauben, daß das Bekehrungswerk, welches von dem Könige ausging, ebenso wol eine Folge dieser allgemeinen Richtung als seiner eigenen Gesinnung war. Mazel's Traum (wie fette schwarze Ochsen einen schönen Garten abgefressen und er den Befehl erhalten, sie zu verjagen, was denn auf die Kirche Christi und die katholischen Priester gedeutet wurde) hat nach dem Verf. zu der Ermordung des Abbé du Chaila mitgewirkt (S. 53). Nach Court de Gebelin (Th. 1, S. 59) scheint er aber zu dem Entschlusse der Aufrührer beigetragen zu haben, nach dieser That die Waffen ferner zu gebrauchen, anstatt auszuwandern oder sich zu zerstreuen. Daß der Abbé nur zwei Soldaten bei sich gehabt habe (S. 54), scheint weder mit Court de Gebelin, welcher (Th. 1, S. 37) von „quelques troupes" spricht, denen der Abbé befohlen habe, die Fanatiker anzugreifen (de faire main basse sur eux), noch mit dem nach unserm Verf. bei dieser Gelegenheit geleisteten Widerstande übereinzustimmen. Außer den drei Erklärungen des Namens: Camisard, welche der Verf. S. 87 gibt, findet sich bei Court de Gebelin (Th. 1, S. 150) eine vierte, die wenigstens ihrer Sonderbarkeit wegen Erwähnung verdient. Einer der Anführer findet zufällig in dem Wörterbuch von Moreri das Wort camis mit der Erklärung, daß es einen japanischen Götzen bedeute. Dieses veranlaßte ihn, die in den katholischen Kirchen gefundenen Bilder so zu nennen, und da nun diese mit jenen verbrannt wurden,

*) Ersch und Gruber, „Encyklopädie", Art. Camisards.

ſo ging der Ausdruck: ardre les camis, für brüler les églises, in die Volksſprache über, und die Aufrührer erhielten als Kirchenzerſtörer den Namen Camiſarden. Uns ſcheint indeß die Ableitung deſſelben von camisade, nächtlicher Angriff, die natürlichſte. Bei der Charakteriſtik des Marſchalls Montrevel (S. 93) findet der Verf. wieder Gelegenheit, Ludwig XIV. in ein ungünſtiges Licht zu ſtellen; er habe nämlich jene würdevolle Fadheit und leere Ernſthaftigkeit beſeſſen, welche der König an ſich und Andern ſo ſehr liebte. Der Verf. gründet dieſes Urtheil zwar auf eine ſonſt gute Autorität, nämlich auf St.-Simon, deſſen Memoiren wir nicht vor uns haben; aber außerdem, daß derſelbe nicht frei von Befangenheit gegen den König war, ſcheint uns jenes Urtheil auch viel zu leicht hingeſtellt zu ſein; denn wol kein Monarch hat mit größerm Glücke verdienſtvolle und ausgezeichnete Männer zu finden gewußt als Ludwig XIV. und dadurch ſeinem Zeitalter einen beſondern Glanz gegeben. Nach dem Verf. (S. 164) fiel das Gefecht von Martignargues am 14., nach Court (Th. 2, S. 219) aber am 15. März 1704 vor. Die Beurtheilung des Marſchalls Villars (S. 171) iſt in wenigen Zügen treffend, ja meiſterhaft ausgefallen. Nur will es uns bedünken, als ob der Verf. von dem geſchichtlichen Standpunkte ſich auf dem ascetiſchen begeben hätte, wenn er von einem Marſchalle Ludwig's XIV. und einem hochgeſtellten Weltmanne überhaupt zu erwarten ſcheint, daß er Recht und Unrecht in Liebe ſcheide und ſich von einem andern als weltlichen Sinne leiten laſſe. „Unermüdeter Krieger in Flandern, Elſaß und Ungarn, liebenswürdiger Hofmann zu Wien und München, führten ihn die Beſchäftigungen und die Vergnügungen gleich ſicher zu dem Ziele, das er ſich vorgeſteckt hatte — nützlich zu ſein", heißt es dagegen in der Charakteriſtik des Marſchalls, welche ſeiner unten angezeigten Selbſtbiographie vorgedruckt iſt. Auf die Äußerung des Marſchalls bei ſeinem Abgange nach Niederlanguedoc: „Mit Eurer Majeſtät Erlaubniß werde ich den bisher eingeſchlagenen Weg verlaſſen und gütlich jenem unſeligen Zuſtande ein Ende zu machen ſuchen" (S. 172), vermiſſen wir die Antwort des Königs: „Ich verlaſſe mich auf Sie, und Sie glauben wol, daß ich die Erhaltung meiner Völker ihrem Untergange vorziehe, den ich für gewiß halte, wenn dieſe unglückliche Empörung fortdauert." („Vie du maréchal duc de Villars", Paris 1784, Th. 1, S. 298.) Wir möchten den Verf. fragen, aus welcher Quelle er die Charakteriſtik des Barons v. Aygaliers, deſſen vermittelnden Bemühungen er Eigennutz unterlegt (S. 173), geſchöpft habe. Court de Gebelin, Paſtor von Nimes, welcher Ort und Zeit ſo nahe ſtand und dem ſehr gute Nachrichten zu Gebote waren, fällt über ihn ein ganz anderes Urtheil: „Er liebte ſein Vaterland und Diejenigen, welche, wenn auch empört, er für ſeine Brüder in Chriſto anſah; er ſuchte ſeit langer Zeit Mittel, ihnen nützlich zu ſein, und war entſchloſſen, wenn er deren nicht finden ſollte, ſich der Gefahr auszuſetzen, mit ihnen zu ſterben" (Th. 2, S. 209). Auch zeigt ſein Verfahren keinen Eigennutz, und wenn keine Partei mit ihm zufrieden war, ſo mag der Grund davon in dem geringen Erfolge ſeiner edeln Beſtrebungen und noch mehr in dem Haſſe liegen, der in einer durch Parteien zerriſſenen Zeit den Vermittler gewöhnlich trifft. Daß der Camiſardenhäuptling Roland bei Gelegenheit einer verabredeten Zuſammenkunft mit ſeiner Geliebten überfallen und getödtet worden ſei (S. 202), erzählt zwar Villars, nicht aber Court (Th. 2, S. 70). Vielleicht findet hier die frühere Bemerkung des Verf. Anwendung, daß, da man damals wie auch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ehen der Proteſtanten (die ſogenannten mariages du désert) nicht als legitim anſah, die Frauen der Camiſarden für deren Beiſchläferinnen galten.

In Hinſicht des Ausdrucks erlaube uns der verdienſtvolle Verf. nachſtehende Bemerkungen.

Daß nach S. 54 ein Reformirter einen Chevalier de Genne ermordet habe, iſt wol ein Schreib- oder Druckfehler, da nach Court (Th. 2, S. 37) es der Chevalier war, der dieſen Reformirten, Namens André, tödtete. Überall nennt der Verf. die Stadt- und Landmiliz „Landwehr", welcher moderne Ausdruck uns nicht glücklich gewählt zu ſein ſcheint. Die Geſchichte muß ein treues Bild der Zeit zu geben ſuchen, und dazu bedarf es auch der kleinern Schattirungen und Züge und der Vermeidung aller modernen Umkleidung, um dem Verſtändniſſe der Zeitgenoſſen näher zu treten. Wer wollte z. B. die in alten Überſetzungen ſich findende Übertragung von consul in Bürgermeiſter und rex sacrificulus in Pfaffenkönig dulden? Zwar nicht gleiche, aber doch ähnliche Wirkung bringt es hervor, wenn der Verf. z. B. einen capitaine d'une compagnie de bourgeoisie S. 84 zu einem Hauptmanne bei der Landwehr von Nimes macht. Die Ausdrücke: „verkleidete mit der Beute aus den frühern Gefechten dreißig ſeiner Leute als Königliche" (S. 84; habillés en troupes d'ordonnance, bei Court Th. 1, S. 109), „Verluſt ſeiner verſchuldeten Einkünfte" (S. 124), „Unbill des Wetters" (S. 131), „Aufhebung der Reichstage" (S. 214), „Bedienſteter" (S. 229; Flotard, von dem die Rede iſt, war nach Court Secretair des britiſchen Geſandten bei den Schweizercantonen), ſcheinen ebenfalls nicht glücklich gewählt zu ſein. Daß der Marſchall Herzog von Villars bei ſeiner Zuſammenkunft mit Cavalier denſelben „gnädiger Herr" (S. 180) genannt habe, könnte nur aus einer unpaſſenden Ironie geſchehen ſein. Nach Court (Th. 2, S. 299) entließ er ihn mit den Worten: „Adieu, seigneur Cavalier." S. 202 wird Maillé Roland's „Major" genannt; es iſt jedoch ſehr unwahrſcheinlich, daß bei den Camiſardentrupps ſolche Abſtufungen, wie man ſie nur in der Militairhierarchie eines organiſirten Heeres ſieht, ſtattgefunden haben ſollten. Nach Villars war er einer ſeiner Lieutenants (wol in dem allgemeinen Sinne von Stellvertreter, Offizier oder Unterbefehlshaber).

133.

Romanenliteratur.

1. Der Schmuck. In Briefen. Seitenstück zu den Perlen von Henriette Hanke. Drei Theile. Hanover, Hahn. 1838. 12. 4 Thlr.

Es haben diese Briefe den Vorzug, im Tone abzuwechseln und nicht zu sehr den Styl der briefwechselnden Frauen zu gleichen. Es sind diese eine Mutter und Tochter, jene mit tüchtigem Hausverstande, diese hochgebildet, aber nicht verschroben, die dann auch schriftliche und mündliche Aussprüche anderer Frauen mittheilt, Auszüge aus Tagebüchern, Abhandlungen über gewisse moralische und gesellschaftliche Gegenstände, über Putzsucht, das Zusammenleben, Krankenliebe u. s. w., was denn auch öfter durch Beispiele verdeutlicht wird, wodurch auch in den Briefen selbst gewisse Behauptungen bekräftigt werden, die, zumal wenn sie die Mutter mit ihrem sichern Blick, ihrem wohlwollenden, unverweichlichten Gemüth ausspricht, recht den Nagel auf den Kopf treffen. Die Geschichte der Mutter ist einfach. Nach des Mannes Tode, der sie in dürftigen Umständen hinterließ, weil er für einen Freund sich verbürgte, der verschwunden war, und dadurch sein ganzes Vermögen verlor, lebt sie als Wirthschafterin bei einem alten Consistorialrath, der sich auf ein Gütchen zurückzog, dort von einer Unbekannten einen Schmuck erhält, den in eine redliche, verschwiegene Hand zu geben die Sterbende anempfiehlt. Der Alte gibt solchen an Frau Bergmann, diese ihrer Tochter Minna, welche, um den Verfall einer Familie zu hemmen, ihn veräußern will, wodurch dann eine Vorgeschichte sich erklärt, die mit dem Schicksal ihres Vaters in Verbindung steht und nebenbei die Lehre enthält, daß Unrecht Unrecht bleibt, sich selbst straft, wenn auch die Noth dazu drängte. Die Familie, welcher Minna aushelfen will, ist die eines bei vielen guten Eigenschaften doch leichtsinnigen, dem Äußern allzu viel Gewicht einräumenden Mannes, seiner koketten zweiten Frau, ihrer ihr ganz unähnlichen Tochter und eines Sohnes erster Ehe. Es trennte diese seine Untreue die erste Frau, zugleich seine Cousine von ihm, die noch in seiner Nähe lebt, ihn noch jährlich einmal spricht, aber wie ein guter Engel für sein Wohl wacht. Sie stirbt. Von der zweiten Gattin trennt ihn, jedoch nicht gerichtlich, ihr Unwerth. Die Erzählerin bringt am Schlusse auch noch von den meisten der handelnden Personen Kunde über ihr Geschick; doch ist dies mehr in Aussicht als wirklich geschehend. Einige Längen wären zu kürzen, aber ein breiter Schulton stört bei alledem nicht die Unterhaltung, welche sich mit der Lehre verbindet, die in der That für jüngere Frauen im reichen Maße in verständiger, lebendiger Einkleidung in dem Buche vorhanden ist. Aber wie konnte die feinfühlende Verf. zu dem Einfall sich verirren, eine Frau einen Ring tragen zu lassen, aus sieben Häuten einer Freundin geschnitten, die am Aussatz litt?

2. Die Frauen. Novelle von der Verfasserin der Freundinnen, der Cousinen u. a. m. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 2 Thlr.

Es schließen sich diese „Frauen" an den „Schmuck" an, dem Sinn und der Richtung nach, die das vorgesetzte Motto der Frau v. Stael paraphrasirt: „La nature a voulu, que tous les dons des femmes fussent destinés au bonheur des autres, et de peu d'usage pour elles mêmes." Aber der echt weibliche Geist, der in dieser Erzählung weht, ist poetischer als der unserer Landsmännin, zumal ist Thekla's Gestaltung eine überaus gelungene; ein so hoch begabtes Wesen, das nur in dem Äther einer heitern glücklichen Liebe, verklärt durch Poesie und Kunst im weitesten und engsten Sinne, lebt, konnte nur auf Erden in der Jugend gedeihen, wo der Duft süßer Täuschung noch nicht von der kalt verständigen Wirklichkeit genommen war. Wohlwollend läßt sie die Verf. noch im Blütenalter sterben. Daß die sogenannte gute Gesellschaft sich des Nivellirungssystems befleißigt, sehen wir auch hier; solche in ihre Kinder vernarrte Mütter, die mit dem Auskramen der Talente der werthen Sprossen die Versammelten plagen, gibt es in deutschen geselligen Kreisen wie in schwedischen, und klatschende und neidische Frauen, Heirathsjägerinnen u. dergl. leider auch. Manches speciell auf schwedische Journalistik Bezügliche konnte in der Übersetzung wegfallen.

3. Claudie, oder die Stiefmutter. Allen edeln Frauen, und die es werden wollen, gewidmet, von J. Selten. Braunschweig, Leibrock. 1838. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Recht gut der Absicht nach, allein an geistreichen Ideen hinter den beiden vorigen Werken, besonders dem der letzten Verf., zurückstehend. Claudie trennt sich von einem Jünglinge, der sich dem Spiele ergab, sie gelobt sich, ihm nie anzugehören, auch wenn er gebessert würde, was denn auch geschieht. Indeß hat sie die in dem Falle sehr schwierige Aufgabe gelöst, die Stiefmutter eines verzogenen Mädchens zu werden und redlich bei ihren vernünftigen Erziehungsgrundsätzen zu beharren, obgleich sie von allen Seiten Tadel erfuhr und erst nach Jahren ihr Bestreben, die Tochter auf die rechte Weise auszubilden, von dieser wie von den übrigen Miswollenden anerkannt wurde. Der ehemalige Geliebte wird nun der Schwiegersohn, wobei es allerlei Schwierigkeiten gibt, die unglückliche Ehestandsgeschichte von Claudiens Oheim mit hinein sich mischt, die, so schien es, nur dazu dienen sollte, das Verderbliche zu enthüllen, wenn bei den Frauen die Herzensbildung ganz unterlassen ist und auch der Geist nichts weiter sucht, als der Dame glänzendes Erscheinen im Salon zu befördern. Unter den Gründen, welche Claudie wider die Verbindung mit dem Jugendfreunde hat, wäre der seiner Jahre, die ein langes Warten bedingen, herauszuheben und bei der Gelegenheit nachdrücklich gegen die Schülerliebschaften zu eifern gewesen.

4. Erzählungen von Eugenie Täuffer. Neuhaldensleben, Eyraud. 1838. 8. 1 Thlr.

Die erste Erzählung nimmt den Anlauf zu einer Spukgeschichte, aber es ist nur eine getäuschte Erwartung, es geht Alles auf ein Hörensagen hinaus; das einzige Handgreifliche, vor des Lesers Augen Geschehende, das Wegschleudern des alten Ritterhelms, könnte allenfalls der Wirkung des Windes zugeschrieben werden, dem in einer Geschichte, in der das Geistige ohne Geist, das Materielle ohne festen Boden ist, füglich ein bedeutender Platz gebührt. Auch der Ton flackert hin und her, bald reden die Leute, wie es ihnen 1678 in den Sinn kommen konnte, bald nehmen sie die Begriffe unserer Tage voraus, sprechen von Aristokraten u. s. w. Die zweite Geschichte: „Camilla", gleicht dem Entwurfe zu einer Oper, die bekanntlich ihre eigene Mythologie, Moral und Geschichte hat. Betrachtet man sie von dem Standpunkte eines Operntextes aus, so wird man Alles in der Ordnung und wahrscheinlich finden, ja sogar in dem Gedicht: „Das menschliche Loos", es nicht merken, daß die Parzen aus dem Liede in Goethe's „Iphigenie" ihrem Nacheiferer nur ein Schema von Dem gaben, was der große Dichter von dem Menschengeschlechte sang.

5. Novellen von Henriette Wilke. Zehnter Band. Der Lohn des Verbrechens. Das Bild der Diana. Der Gemüthskranke. Braunschweig, Leibrock. 1838. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Nicht umsonst heißt die erste Novelle ein Nachtstück, es geht düster genug darin zu. Der so oft schon ans Licht hervorgerufene maskirte Scharfrichter, der den König Karl von England den Kopf abschlug, thut hier die Unthat aus ungegründeter Eifersucht, die ihn auch zum Mörder seines Weibes, ihres Bruders und mittelbar des Schwiegervaters werden läßt, sodaß er vollkommene Ursache zum Wahnsinn hat. Das Wunderlichste bei der ganzen Geschichte ist, daß sogar unter Cromwell's Regierung die katholische Religion als die herrschende in England angenommen ist. — Das Bild der Diana könnte wegfallen, und die Räubergeschichte unter ihrer Firma bliebe ganz dieselbe; die Klugheit und der Muth des jungen Jägers könnte die Bande ausspüren und bewältigen, ohne daß eine Ziegeunerin als hocherfahren in alter Mythe sich zeigte,

ohne daß die Gelahrtheit der Verf. eine sehr erzwungene Auslegung des Spruchs und Erklärung des Bildes auszuspenden gehabt. Wer birgt aber gern sein Licht unter dem Scheffel? Für solche antiquarisch-archäologische Untersuchungen paßt dann auch der überschmückte Styl, der von der hehren Schlummerruhe, Mohnflügeln und ähnlichen Bildern redet. — „Der Gemüthskranke" ist die am natürlichsten gehaltene Erzählung von den dreien. Ein gleißnerischer bübischer Frömmler macht das Unglück von zwei wohlbegabten Personen und nebenbei auch das des Freundes und der Schwester jener Tiefgekränkten. Es ist eine Geschichte, die nicht unwahrscheinlich, ja, die leider im Wesentlichen auch wahr ist, oder es doch sein könnte, denn das Geschlecht der Mucker ist ein weitverbreitetes. 10.

Madame Necker de Saussure über das Leben der Frauen.

Für die Beantwortung der Frage, welche man in Bezug auf die Emancipation der Frauen aufgestellt hat, ist ein soeben erschienenes Buch von der Madame Necker de Saussure um so wichtiger, da es nicht von einem Autor männlichen Geschlechts, sondern von einer Frau herrührt, von der man voraussetzen darf, daß sie nicht zu Ungunsten ihres Geschlechts schreiben wird, und daß sie besser als unsere Emancipationisten, welche den Weibern so gern den Hof machen, die Bedürfnisse ihrer Geschlechtsgenossinnen kennen und mit deren Prüfung sich beschäftigt haben wird. Das Buch heißt: „Étude de la vie des femmes; par Madame *Necker de Saussure*, formant le tome 3 de l'Éducation progressive" (Paris 1838). Madame Necker de Saussure erkennt an, daß der gegenwärtige Zustand der Frauen innerhalb der Gesellschaft untergeordneter ist, als er sein könnte und sollte; sie will aber nicht, daß man sie der ihnen von der Natur bestimmten Sphäre entheben soll, vielmehr ist sie der Meinung, daß diese scheinbar bescheidene Sphäre innerlich viel ausgedehnter ist, als man in der Regel glaubt, und daß die Frauen berufen sind, aus dem Schooße der Familie heraus den bedeutendsten Einfluß auf das ganze Leben des Menschen und alle seine Handlungen auszuüben. Von dieser Idee ausgehend, findet die Verfasserin allerdings die gegenwärtige Erziehung der Frauen unvollkommen und ihrer Bestimmung wenig entsprechend. Sie verlangt, daß man dem weiblichen Geschlechte eine religiöse und moralische Richtung gebe, daß man nicht weniger das Herz als den Geist der jungen Mädchen zu bilden suche, und daß man durch soliden und ernsten Unterricht den frivolen Neigungen entgegenarbeite, welche sich des jungen weiblichen Geschlechts in einem gewissen Alter immer bemächtigen werden. Selbst die tiefern Wissenschaften, die Naturwissenschaften, die Sprachen, die Geschichte und die Geographie, sollen so gut wie die Musik, die Zeichnenkunst und die Kenntniß des Hauswesens Bestandtheile der weiblichen Erziehung sein. Nicht Alle dürfen daran denken, sich zu verheirathen; die Öde des ehelosen Standes wird aber nur erträglich durch die Tröstungen und Zuflüsse der Wissenschaft; und warum sollen verheirathete Weiber nicht an den intellectuellen Annehmlichkeiten, den Sympathien und der Unterhaltung des Mannes Theil nehmen dürfen? Oder ist es nicht wünschenswerth, daß die Mütter den Unterricht ihrer Kinder selbst beginnen? Ist es nicht vortheilhaft, wenn sie fähig sind die geistige Entwickelung ihrer Kinder zu beaufsichtigen, so weit möglich ihre Studien zu verfolgen und sich mit lebhaftem Vergnügen dafür zu interessiren? Es ist nicht die Wissenschaft, welche die Frauen zu Pedanten macht, sondern die Art des empfangenen Unterrichts, und gerade die Unwissenheit und das Halbwissen liegen der Pedanterie am nächsten. Madame Necker entwickelt in diesen Ansichten viel Anmuth, Frische und Weltersahrenheit, und obgleich das religiöse Element in ihr sehr ausgesprochen erscheint, so kann man ihr allzu große Strenge in dieser Hinsicht nicht vorwerfen. Sie findet es nützlich und passend, daß ein junges Mädchen die Welt kennen lernt und an ihren Vergnügungen und Reizen, selbst den rauschendern, auf eine verständige Weise Theil nimmt. Die Ehe ist der Verfasserin ein von Gott selbst eingesetztes und geweihtes Institut; die Ehe lehrt sich selbst entsagen und sich einem Andern bis zur Aufopferung des eigenen Ichs hingeben; die Fähigkeit, sich aufzuopfern und sich selbst Zwang anzuthun, wird von der Ehe auf eine solche Weise herausgefodert und gepflegt, und es eröffnen sich, selbst wenn keine exaltirte Neigung die Perspective verschönert, so viel interessante Beziehungen, ungeahnte Herzensempfindungen und innige Verpflichtungen, daß diese Erweiterung des Daseins, diese heilige Verbindung eine Schule der Veredelung, eine Stätte des Glücks und der moralischen Entwickelung genannt werden muß. Die Verfasserin warnt die jungen Mädchen, zu glauben, als entsprächen die Männer den Männern des Romans; sie seien nur vorübergehend exaltirt, das Melodrama innerhalb des Hausstandes sei ihnen gar nicht angenehm. Die jungen Mädchen seien an Unterhaltungen gewöhnt, welche fast immer von einer melancholischen Färbung angehaucht seien, indem man an den Dingen die schwache Seite herauszufinden liebe und die Foderungen eines zarten Geschmacks mit den Realitäten des Lebens im Widerspruche beharrend sehe. Für solche Klagen hat der Ehemann keine Sympathie, keine Empfänglichkeit, er begreift nicht, daß man unter den Frauen schwatzt und übel schwatzt, blos um zu schwatzen und übel zu schwatzen, daß man klagt, blos um zu klagen. Mit seinem positiven Geiste fodert er überall, daß man zu einem Resultate komme. Das Weib muß, wenn es sonst Takt und Verstand besitze, dergleichen Lamentationen entsagen lernen; sie muß sich in der Neigung des Mannes feststellen, indem sie ihm das Leben bequem macht, den kleinern Sorgen ihre Aufmerksamkeit widmet, Nachlässigkeiten entschuldigt und sich eine angenehme Heiterkeit zu bewahren weiß, womit man die unvermeidlichen Hindernisse am besten überwindet und die Incommoditäten erträgt. Das Weib muß in allen Dingen für das Wohlbehagen des Mannes, auch für sein physisches, Sorge tragen, und so irdisch und gewöhnlich Manchem das auch erscheinen mag, so ist dies doch das einzige Mittel, welches den Weg zur Erfüllung größerer Pflichten offen erhält. Wenn aber das Weib mit Kummer die Jahre der Jugend und mit ihnen Schmeichelei und Huldigung hinschwinden und sich unter einer Menge isolirt stehen sieht, die noch unlängst huldigend sie umgab, welche Tröstungen sind ihr geblieben? Mad. Necker eröffnet eine schöne und rührende Perspective; das Weib, sagt sie, habe dann die Obliegenheit, Wohlthaten auszutheilen, und in Ausübung dieser Wohlthätigkeitspflichten wie durch die Tröstungen der Religion überhaupt werde sich die Greisin über die Kümmernisse und Folgen des Alters hinweggehoben fühlen. 108.

Notizen.

Vor Kurzem starb in Frankreich der Holländer Tripet, ein berühmter Blumist, welchem die Wissenschaft der Blumisterei allein 200 neue Varietäten der Tulpe verdankt. Wird man in dieser monumentenreichen Zeit diesem Hrn. Tripet nicht ein Denkmal errichten? Ein Denkmal etwa von denselben 200 Tulpenspielarten, die der große Mann erfunden hat?

Die Akademie von Besançon hat einen Preis von 400 Francs ausgesetzt auf die vorzüglichste Abhandlung: „Über die Heilighaltung des Sonntags in Hinsicht auf öffentliches Wohlsein, Moralität und häusliche und bürgerliche Verhältnisse insbesondere." Das sind eigenthümliche Zeichen; sind es auch Zeichen wahrer Frömmigkeit?

Als ein Ereigniß im Gebiete der allgemeinen, classischen Weltliteratur mag es angesehen werden, daß die „Ilias" Homer's in die Sanskritsprache übersetzt worden ist. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 23. — 23. Januar 1839.

Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbe's Leben von Eduard Duller. Düsseldorf, Schreiner. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Über Grabbe's poetischen Charakter befinden wir uns mit so vielen, auch in d. Bl. lautgewordenen Stimmen im Widerspruch, daß wir unsere Ansicht über diesen unglücklichen Geist noch einmal kurz vorausschicken müssen.

Man hat Grabbe den deutschen Byron genannt, einen Dichter, einen Genius, und der brave Freiligrath hat ihn wie einen Heros angesungen, der weit über seinen Zeitgenossen stände. Wir stellen zur Beantwortung, ob dies Urtheil nicht ein Irrthum, eine Vermischung der Begriffe in sich schließe. Die poetische Anlage ist ursprünglich nichts als lebhafte Empfindung, gepaart mit dem Drange nach lebhaftem Ausdrucke derselben. Die Zahl Derer, welche dieser lebhaften Empfindung theilhaftig sind, ist groß; aber nur Derjenige unter ihnen spricht den Dichternamen an, in dessen Seele diese gesteigerte Empfindung sich mit dem Maße und der Form des Schönen so verbindet, daß er, indem er dem Empfundenen Worte gibt, das Schöne producirt. In Grabbe nun, dessen ruheloser Geist das Ebenmaß von sich stieß, fiel der poetische Funke niemals auf den Boden, wo die poetische Schöpfung beginnt; das Schöne, d. h. das Gesetzmäßige konnte bei ihm nie anders als in seinen ersten Anfängen, in Keimen Wurzel fassen; der gesetzlose Ungestüm seiner Empfindung erstickte, entwurzelte diese Keime sowie sie hervorbrachen. Im Bewußtsein dieser Unfähigkeit zur Production warf er sich in die Extreme, in die Caricatur: er umnebelte seinen Geist, er schrie seine Empfindung aus und tödtete hiermit selbstmörderisch sich selbst und seinen poetischen Beruf. So ist er nie zur Hervorbringung des Schönen gelangt, er ist kein Dichter geworden, er stammelte nur ein poetisches A B C! Die grelle Naturfarbe seiner Gedanken, der Schrei des Hasses gegen Welt und Menschen in derselben, die schonungslose Zernichtung aller Schönheit in seinen Hervorbringungen hat einige junge Kunstfreunde blenden können, indem sie sie mit Mitleid für die hier erdrückten schönen Keime erfüllte; auf den Namen eines Dichters, eines Jüngers der Kunst und Zöglings der Schönheit hat Grabbe unsers Erachtens niemals einen Anspruch zu machen. Es ist nicht wahr, daß die Kunst die Natur nachahmen soll, sie soll sie übertreffen, sie gereinigt von allen Schlacken concreter Zufälligkeit darstellen. Diese Lehre Goethe's und Winckelmann's ist die unsere, und in der Überzeugung von ihrer Wahrheit mußten wir Grabbe, dem jene ideale Reproduction der Natur nie gelingen konnte, den Dichternamen versagen. Wir bestreiten hiermit jedoch nicht, daß etwas in ihm lebte, was, bewußter angewendet und gewissenhafter gepflegt, ihn zum Dichter hätte stempeln können. Eine volle Bestätigung nun findet diese unsere Ansicht theils in dem vor uns liegenden Werke: „Die Hermannsschlacht", über welcher Grabbe starb, theils in der Lebensbeschreibung, welche Duller uns in größerer Ausführlichkeit, als wir sie bisher besessen, von dem unglücklichen Manne gibt. Auf die letztere kommen wir am Schlusse zurück.

Nichts zeigt uns deutlicher, wie unfähig Grabbe zur Production des Schönen war als die Anlage des Dramas „Die Hermannsschlacht". Das ganze Werk ist nichts Anderes als ein fortwährender Kampf gegen die eingebildete Schlechtigkeit seiner Zeit und seiner Umgebung, die dem Verf. alle dichterische Haltung raubt. Nichts reflectirt sich ihm rein und unverzerrt; stets unterliegt der Gedanke, selbst wenn er poetisch ist, dem Ungestüm mismüthiger Empfindung; stets übertreibt er das Gefühl, carikirt den Ausdruck und schafft das Widerwärtige. Ein eigentlich poetischer Geistesfunke kommt daher nirgend zur Erscheinung; wir sehen wol die poetische Geburt, aber nicht die Gestalt; wir sind Zeugen seiner Wehen, aber nicht seiner Schöpferfreude. Das Stück ist widerwärtig bis aufs Äußerste unter diesem ewigen Anblick einer namenlosen Qual, die der Verf. duldet und die nichts hervorbringt. Historische Farbe, geschichtliche Gestaltung, ausgeprägter Gedanke, Charaktere, die in der Wahrheit oder im Ideal wurzelten, Begebenheit, die in Geschichte oder in Natur ihren Anhalt hätte — nichts von alle dem werden wir gewahr; was wir sehen, ist ein ungestümes Wollen, eine Empfindung des Hasses und des Abscheus, in kreischenden Tönen, denen selbst wieder Form und Inhalt fehlt, ausgedrückt. Sollen unsere Leser dies für Poesie hinnehmen? Ein gereizter Trunkenbold könnte sie mit gleicher Gabe versorgen! Wenn wir von Übereinstimmung, von Würde und Adel absehen wollen, wenn dem Gesetzmäßigen, dem Erwogenen, der innern Harmo-

nie das poetiſche Thor verſchloſſen ſein ſoll, ſo iſt es leicht, ein Poet zu ſein; wir aber können uns nicht entſchließen, dieſer Begriffsverwirrung, welche die ſtarke Empfindung mit der poetiſchen Schöpferkraft verwechſelt, Vorſchub zu leiſten.

Sehen wir hernach „Die Hermannsſchlacht" näher an, ſo erblicken wir ein Chaos von Elementen, einen Haufen zum Theil brauchbarer, meiſtens aber unbrüchiger und unnützer Bauſteine, aus denen nie ein Tempel werden kann, obgleich Freiligrath den Verf. ſelbſt, mehr enthuſiaſtiſch als wahr, mit einem eingeſtürzten Tempel vergleicht.

Im Eingange des Dramas wird uns das feine Schauſpiel geboten, einen Römer unter den Ruthenſtreichen ſeiner Kameraden verröcheln zu ſehen. Grabbe kann mit nichts Geringerm anfangen. Hierauf führt ein Cheruſker die Römerſcharen in die Irre nach der Grotenburg. Cheruſker: „Das Luder von Weg dreht ſich nicht anders. Die Hunde bellen zur Unzeit; nächſtens viel Aas!" — Thusnelde erſcheint mit ihren Grasmägden und Knechten bei Tiſche. Hier heißt es: „Schweinejunge, bete!" Der Verf. verwechſelt das 16. Jahrhundert mit dem erſten und läßt viel Schüſſeln klappern. Varus findet ſich zur Tafel ein. Er ißt und nieſt: „Caſtor und Pollux, das heißt in die Zunge und ſtinkt in die Naſe! De gustibus non est disputandum. Ich bin ſatt!" Thusnelde jagt eine Magd fort, weil ſie ein Salzfaß zerbrochen; nun heißt es: „Die hat die Augen überall." Sie fragt: „Nu, wo iſt mein Mann?" Varus: „Der ſpürt den Harz aus!" Thusnelde: „Wie, ward er ein Hühnerhund und ſchnuppert für dies Volk?" — Dritter Auftritt. Der Prätor zu Gericht ſitzend. Schreiber (lieſt in ſeinem album): „Erneſte Klopp contra Kater major." Prätor: „Katermeier heißt der Mann." Die Klopp klagt: „Er machte mir das vierte Kind und gab mir keinen Heller." Prätor: „Die arme H...!" Katermeier wird zu 5000 Seſterzien Strafe verurtheilt pro fisco. Die Klopp: „Und ihr Spitzbuben, Landesverläufer (!), Katzenverkäufer (!), Links- und Rechtsverdreher, wer bezahlt mir meine Unſchuld?" Schreiber: „Gerichtsdiener, ſtopft der Perſon den Rachen!" Die Klopp: „Rachen? Mund haſt du zu ſagen. O, hätt' ich den Federfuchſer unter meinen Zähnen." Prätor: „Peitſcht ſie an der Gerichtsmark für ihr freches Maul!" — Ferner: Dietrich, Kläger, contra Rammshagel. Dietrich: „Ich lieh ihm 10 Goldſtücke"... Schreiber: „Ein mutuum!" Dietrich: „Dumm war's" u. ſ. w. Hermann erſcheint; das Volk fällt ihm zu Füßen. Hermann: „Wir Deutſche ſind gelehrig. Schon Kniebeugen euch angewöhnt? Steht auf, oder es ſetzt Fußtritte!" Prätor (lächelnd): „Er iſt doch ein Schwachkopf!" Hermann: „Wo iſt Varus?" Prätor: „Am Hünenring. Dich umſcharen Roms trefflichſte Legionen und 150,000 aus euern Gauen nebenbei." Hermann (für ſich): „Wir Deutſchen nebenbei. Na!... Paß auf!" — Vierter Auftritt. Thusnelde und Tumelico. Thusnelde: „Was begehrſt du, mein Junge?" Tumelico: „Ein kleines Butterbrot, nicht größer als meine Hand." Hermann erſcheint und gibt ſeiner Gattin Regeln, wie ſie ihren Vater täuſchen ſoll. Thusnelde: „Held, ich werde nach Kräften deine Gebote erfüllen." Hermann: „Neldchen, leb wohl!" Fünfter Auftritt. Varus (ſein Heer muſternd): „Verhaftet die betreffenden Lieferanten" (welche nämlich ſchlechte Schwerter geliefert haben). Hermann erſcheint und redet mit Varus in Spitzworten. Varus: „Was iſt dir, Beſter?" Hermann: „Meine Halbſtiefeln drücken mich, ſie ſind eben aus Rom bezogen." Sechste Scene. Thusnelde und Segeſt. Als Segeſt geht, ruft Thusnelde ihm nach: „Er iſt mein Vater! Beide Augen gäb' ich drum, hielt er es mit uns und nicht mit der urbi, wie ſie das von Soldaten, Raub, Mord, Liſt und Hohn ſprühende Scheuſal nennen!"

Dies Halbdutzend von Scenen mag als Curioſität genügen. Es genügt in ſeiner Zergliederung, zu beweiſen, was dem Verf. fehlt. Wir meinen, Alles: Bewußtſein, Ruhe, Maß, Treue gegen die Geſchichte und ſich ſelbſt, oder poetiſche Verklärung gegebener Verhältniſſe, Geſchmack und noch einmal: Bewußtſein von ſeiner Aufgabe! In Wahrheit, iſt in alle dieſem nur etwas, was den Namen der Poeſie verdient? Zwei Wege führten zum Ziele: Natur oder Ideal. Der Verf. verſchmäht beide Bahnen, um eine dritte zu ſuchen, die nicht exiſtirt. Was geſchieht nun? Mitten in den cheruskiſchen Eichwäldern kommt der arme, verabſchiedete und höchſt unzufriedene Grabbe zum Vorſchein!

Wir erſparen den Leſern die fortgeſetzte Analyſe der curioſen „Hermannsſchlacht", obgleich ſie des Unterhaltenden noch viel darbietet. Zur Ehre eines Genius finden wir nichts darin, wofern anders Genie nicht gleichbedeutend iſt mit dem Regelloſen, Verkehrten und Geſchmackwidrigen. Der Genius, dünkt uns, ſoll jeden Stoff zu einer ſelbſtgeſchaffenen Kunſtform zwingen, und von einer Kunſtform iſt hier gar nicht die Rede.

Die „Hermannsſchlacht" ſchließt mit einer Viſion Auguſt's, worin der Cäſar den neuen Tag aus Oſten verkündet. „Unſere Götterlehre iſt Poſſe", ſagt er, „das Kind in Judäa iſt der rechte Sohn der rechten Gottheit." Worauf Tiber: „Ich werde dem dortigen Präfecten Pontius Pilatus und dem Judenkönige aufgeben, dies Kind aus dem Wege zu räumen." Auguſt: „Ihr macht's dadurch nur ſchlimmer. Der Gedanke an ſeine Sendung iſt im Volke, und je mehr ihr das Kind verfolgt, um ſo größer wird es. Jeſus Chriſtus nennt man den Wunderknaben!" Auch eine Kühnheit, aber eine unglückliche, ſcheint uns.

Wie der Verf. die Zeit Hermann's anſchaute, unwahr und verkehrt, haben wir aus ſeiner „Hermannsſchlacht" geſehen; wie unglücklich und verkehrt er ſeine eigene Zeit und ſich ſelbſt anſah, das erkennen wir aus ſeiner Lebensgeſchichte — Leidensgeſchichte könnten wir ſagen —, wie ſie uns Duller gibt. Sein Biograph fodert für ihn Gerechtigkeit. Wohlan! Wir gewähren ihm ſeine Foderung, wenn wir Grabbe einen Unglücklichen nennen, ohne den Grad von Selbſtverſchuldung prüfen und abwägen zu wollen, der ſein Unglück machte. Sowie es Menſchengeſtalten gibt, die nicht wohlgebildet zur Welt kommen,

die vielmehr, mit kleinen Formabweichungen geboren, diese im Heranwachsen sich mehr und mehr zur Misgestalt ausbilden sehen müssen, so gibt es auch geistige Unformen, die in derselben Weise aus anfänglich kleinen Abnormitäten nach und nach herauswachsen. Diese Urabnormität mag bei Grabbe der Gedanke gewesen sein, zur Erschaffung einer neuen Poesie Beruf zu haben. Er hatte keinen Beruf dazu! Hätte er nun diesen unseligen Gedanken bekämpft, überwunden, aufgegeben; hätte er die schon vorhandenen Genien, hätte er die Literatur seines Vaterlandes studirt, liebgewonnen, in sich aufgenommen: so hätte er ein guter Poet werden können, anstatt ein Unglücklicher und kein Dichter zu werden.

Doch, wie gesagt, wir wollen das Maß seiner Selbstverschuldung nicht abmessen. Was wir aber bei Grabbe gänzlich vermissen, ist ernste Selbstprüfung, ein großes, klar erkanntes Ziel, bewußtes Streben, Treue gegen sich selbst in diesem Streben, mit einem Worte sei es gesagt: ein höherer Tugendsinn!

Man beweise uns, daß wir hierin Unrecht haben; bis dahin aber, daß dies geschieht, sei dies das letzte Wort, das wir zur Verständigung über Grabbe gesprochen haben. Das ethische Princip, das Schiller und Goethe groß gemacht, sei es modern-ethisch, wie bei Ersterm, oder antik-ethisch, wie bei dem Letztern, diese ethische Geistesbasis, welche weder der Patriotismus, noch der Egoismus zu ersetzen vermag, diese vermissen wir bei Grabbe, der die genannten Surrogate wie so mancher seiner jungen Geistesgenossen vergötterte, weshalb er es denn auch, stets vor sich selbst erniedrigt, nie zu dem edeln Tugendstolze, wie ihn das Bewußtsein eines ernsten und festen Strebens gibt, bringen konnte.

30.

Neue Kunstnovellen von J. P. Lyser. Zwei Bände. Mit Zeichnungen vom Verfasser. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Mit dem Ausdrucke: Kunstnovellen, lassen sich verschiedene Begriffe verbinden. Dergleichen Erzählungen können nämlich zunächst das Leben und die Erlebnisse eines Künstlers an seine Kunst im Allgemeinen knüpfen, oder auch dieselben von einem einzelnen Kunstwerke abhängig machen. Aus Beidem wird sich in der Regel ein Kampf zwischen Kunst uud Leben entwickeln. Es ist ferner möglich, durch die vorgeführten Personen irgend ein besonderes Thema der Kunstphilosophie, oder der Kunstpraxis von allen Seiten beleuchtend zu entwickeln und anschaulich zu machen; wie denn auch in den Verhältnissen der verschiedenen Kunstzweige zu- und gegeneinander ein reicher Steff großen Theils noch verborgen liegt. Der Gegenstand läßt sich gar weit verfolgen, und es wäre wünschenswerth, daß eben jetzt, wo ein Streben nach ruhiger Betrachtung und Würdigung des auf dem Felde der Literatur Dargebotenen von mehren Seiten her sichtbar wird, eine gründliche Kritik eben den Theil der Novellistik, welcher dem Kunstgebiete sich zuwendet, sichtete und sonderte. An Material fehlt es nicht, selbst wenn wir nur bei Tieck und Hoffmann stehen bleiben wollten.

Der Verf. der „Neuen Kunstnovellen" hat sich bei seinen Schöpfungen vorzüglich die historische Grundlage erwählt, indem irgend ein besonderes Ereigniß im Leben bekannter Musiker, Maler u. s. w. als Stoff der Darstellung dient. So sehen wir denn die berühmten Namen: Händel, Correggio, Bach, Gluck, Mozart, Haydn u. A., vorüberwandeln und erfreuen uns an der lebendigen frischen Zeichnung im Allgemeinen, weniger jedoch an der meistens skizzenhaften Durchführung, welche uns mehrfach verleitet, gegen die Bezeichnung: Novelle, Einspruch zu thun, indem wir der Ansicht geneigt werden müßten, der Verf., welcher sein Buch auch mit Zeichnungen bereichern wollte, schwanke noch etwas zwischen Stift und Feder.

Die bedeutendste der Novellen im ersten Bande ist: „Sebastian Bach und seine Söhne", und eben in dieser scheint der Verf. am meisten unschlüssig darüber gewesen zu sein, was hauptsächlich die Grundlage der ganzen Darstellung bilden solle. Den alten würdigen Sebastian ganz aufzugeben, fiel dem Verf. schwer, denn der ewiglebende Organist an der Thomaskirche zu Leipzig übt eine unwiderstehliche Gewalt aus. Allein, immer ist es doch der, durch sein dunkles Schicksal merkwürdige Sohn desselben, Friedemann Bach, der überall nicht blos auftaucht, sondern im Vorgrunde steht. Und wieder ist dieser Friedemann mit seiner unglücklichen Liebe, seinem langjährigen Verschwinden aus der Gesellschaft und dem traurigen Ende zu Berlin so wenig festgehalten, daß, wie lebenvoll und wahr uns auch meistens die Einzelheiten entgegentreten, doch ein befriedigendes, ganzes Bild uns nicht erfreut. Freilich ist Friedemann's Lebensgeschichte überhaupt in ein Dunkel gehüllt, welches wol keiner Sonne weichen wird; allein der Verf. wollte uns keine Biographie, sondern eine Novelle geben, in welcher offenbar Friedemann die Hauptfigur sein sollte, und dies berechtigt uns zu Ansprüchen, die der Biograph wol mit dem Mangel von Brief und Siegel beseitigen darf, nicht aber der Novellist, denn dieser hat bei historischen Stoffen neben den Vermuthungen des Biographen noch den Vortheil poetischer Divination.

Wie im ersten Bande, so betrachten wir auch im zweiten eben die letzte Gabe: „Elisa Armand. Aus dem Leben einer Schauspielerin, erzählt von Karoline Leonhardt-Lyser." Hier tritt uns das Bild einer Schauspielerin in ihren Verhältnissen zu der Welt außer dem Theater entgegen. Ein schönes Kunsttalent und körperliche Reize geben ihr eine bedeutende Stelle, allein ihre Eitelkeit läßt sie nicht zu der Einsicht gelangen, daß sie als Weib in der bürgerlichen Gesellschaft durchaus keinen Standpunkt einnehmen könne, wenn sie nicht mitbringe, was keinem Weibe fehlen darf — Religion und die Kraft, auch im stillen Kreise zufrieden zu sein. Ihre Sucht, vor der Menge zu glänzen, zertrümmert ein schönes Glück zu spät für ihren Ruhm. Ihre glänzende Zeit war längst vorüber, und ohne echte Mittel, ein Kunstleben ferner darzustellen, ohne Kraft, ein wirkliches Leben festzuhalten, gibt sie das Leben auf. Das Alles sehen wir von der Verfasserin so gut entwickelt, daß wir uns sagen müssen: wir sind dadurch befriedigt. Warum? Es ist neben und mit dem äußern Leben zugleich ein inneres einfach und klar parallelisirt, oder vielmehr, beide durchdringen sich auf den meisten Punkten, und so finden wir uns vor einem Bilde, welches in den einzelnen Partien wie in seinem Ganzen anspricht.

36.

Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke. Ergänzungsheft von J. D. E. Preuß. Berlin, Veit. 1838. 8. 12 Gr.

Die größere Schrift des verdienstvollen Verfassers über Friedrich's des Großen schriftstellerische Leistungen ist von uns in Nr. 186 d. Bl. f. 1837 besprochen worden, und es liegt uns daher ob, in der Kürze auch des Ergängungsheftes zu derselben zu gedenken. Man wird in demselben von neuem die Beweise angestrengten Sammlerfleißes und jener uneigennützigen Liebe zu dem königlichen Schriftsteller finden, die in unsern Tagen überhaupt immer seltener sich in biographischen oder literarhistorischen Schriften findet. Hr. Preuß hat hier, wie

sonst, die eigene Individualität ganz seinem Gegenstande untergeordnet. Zuerst bringt er neue Notizen über die Geschichtswerke des Königs bei, namentlich über seine Quellenbenutzung und die Meinung, als ob Friedrich verschiedene Thatsachen aus des Baron Pöllnitz Memoiren entlehnt habe (was wol nach dem auf S. 9 fg. mitgetheilten Briefe nicht mehr geglaubt werden kann), und über die „Histoire de mon temps", wo auch mancher historische Fehler gerügt und berichtigt ist. Interessant ist die Notiz, daß sich der große König den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch mit der in zwei Blatt aufgezogenen und auf einem Maulesel transportirten Julien'schen Karte seiner Staaten von 1758 hat behelfen müssen. Bei den Bemerkungen über den „Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury" und den „Extrait de Bayle" verdient die glückliche Vertheidigung des Hrn. Preuß, als ob Friedrich wie seine literarischen Freunde dem Christenthume Übeles nachgesagt hätte, hervorgehoben zu werden. Unter den nachträglichen Notizen über die Gedichte, fliegenden Blätter und Opernterte des Königs wollen wir den Leser auf die historischen, wohlbegründeten Bedenken des Verfassers über den geweihten Hut und Degen, den Feldmarschall Daun vom Papste erhalten haben soll, aufmerksam machen. Die östreichischen Schriftsteller leugnen theils die Geschichte ganz, theils schweigen sie davon. Auch die Rubrik der staatswissenschaftlichen und militairischen Schriften hat manche Bereicherung erhalten; in der erstern heben wir die Nachrichten über den „Fürstenspiegel" und des Königs Justizverbesserungen heraus, in der zweiten die Instruction für den Feldmarschall Lehwaldt zu seiner Kriegführung gegen die Russen und die für die Cadettenanstalten. Der Abschnitt über die Briefe des Königs gedenkt mehrer neuerdings im Druck erschienenen Sammlungen von Briefen Friedrich's II. nach allgemeinen Vorerinnerungen über deren Anordnung in einer Gesammtausgabe, sowie einer Anzahl noch ungedruckter Briefe. Der älteste bekannte Brief des Königs, den Hr. Preuß auf S. 111 mitgetheilt hat, ist der von demselben am 19. Sept. 1720 in französischer Sprache an einen Spielkameraden, v. Ganitz, geschriebene Brief. Endlich sind die Abschnitte über die Unterredungen des Königs und seine dits mémorables ebenfalls vermehrt und eine Kritik mehrer dem Könige fälschlich beigelegter Schriften hinzugefügt worden.

Es verlautet, daß eine Gesammtausgabe der Werke Friedrich's nicht mehr ein so entfernter Wunsch sei, als man bisher gedacht hatte, und wir wünschen den Manen des verewigten Königs Glück, daß dieselbe unstreitig keinem andern Bearbeiter übergeben werden wird als den treuen Händen des geachteten und gelehrten Verfassers der vorliegenden Schrift. 2.

Notizen.

Ein französischer Tourist entwirft von dem gegenwärtigen Venedig folgendes Gesammtbild: „Ein englischer Maler und melancholischer Denker, Bonington, hat neuerdings Ansichten von Venedig geliefert, in welchen sich die düstern Züge der gegenwärtigen Trostlosigkeit Venedigs aufs vollkommenste ausprägen; wenn man sie mit den Bildern Canaletto's vergleicht, so erscheinen sie wie das Portrait einer noch schönen, aber durch Alter und Unglück abgewelkten Frau. Diese geschwärzten Gondeln, eine Art von kleinen schwimmenden Särgen, scheinen um die Stadt Trauer zu tragen, und der Gondolier selbst, statt Arioste's und Tasso's Stanzen zu singen, ist nicht viel mehr als ein sehr wenig poetischer Schifferknecht, dessen Gesang nur in einem ab, he besteht, rauh und trocken hervorgegurgelt, um den unvorhergesehenen Zusammenstoß mit andern Gondeln zu vermeiden. Dieser Anblick von Venedig hat etwas viel Trostloseres als der Anblick gewöhnlicher Ruinen; die Natur wuchert nahe bei diesen, oder schmückt sie auch wol; seit Jahrhunderten dauern sie, und man fühlt, daß sie noch andere Jahrhunderte zu dauern im Stande sind, daß sie die Macht ihrer Herren wie die späterer Herrschaften überleben werden; aber hier diese neuen Ruinen werden mit sich überstürzender Schnelligkeit untergehen, und dieses Meerpalmyra, eine Wiedereroberung des rächenden Elements, das von ihr unterjocht ward, wird keine Spur zurücklassen. Man beeile sich daher und besuche Venedig, um die Gemälde des Tizian, die Fresken des Tintoretto und Paul Veronese, diese Bildsäulen, diese Paläste, diese Tempel, diese Mausoleen des Sansovino und Palladio zu betrachten, welche bereit sind zu verschwinden." Wir erlauben uns, hierunter mehr eine poetische Floskel als eine unzweifelhafte Wahrheit zu wittern. „Der St.-Marcusplatz", fährt der Reisende fort, „ist der einzige seiner Art, da sind sich Abend- und Morgenland gegenwärtig und nachbarlich geworden: von der einen Seite der Dogenpalast mit der gezähnten Architektur, die St.-Marcuskirche, deren zugespitzte Façade und bleigedeckte Kuppeln an eine Moschee Konstantinopels oder Kairos erinnern; von der andern Seite regelmäßige Arkaden und Kaufmannsladen wie im Palais royal. Derselbe Contrast findet sich unter den Menschen: man sieht, unbeweglich hingestreckt, Türken, Griechen und Armenier Kaffee oder Sorbet unter zeltähnlichen linnenen Überdeckungen schlürfen oder aus langen Pfeifen rauchen, ehrwürdige Automaten, eine indolente Menge, welche von raschen europäischen Reisenden durchkreuzt wird. Die unzählige Menge von Tauben, welche den St.-Marcusplatz, die Kuppel der Basilika und das Dach des Dogenpalastes bedecken, vermehrt den orientalischen Anstrich dieser Baulichkeiten. Diese Tauben verlieren sich bis in Venedigs ältere Zeiten. Damals war es an einem gewissen Festtage Brauch, von oberhalb der Hauptpforte der St.-Marcuskirche aus eine große Anzahl Tauben fliegen zu lassen; man hatte indeß kleine Papierrollen an ihre Füße befestigt, welche sie zwangen, sich auf den Boden niederzulassen. Das Volk, trotz der Anstrengungen, welche die Vögel machten, sich einige Zeit in der Luft zu halten, stritt sich um sie mit großer Heftigkeit. Einigen dieser Tauben gelang es jedoch, sich ihrer Fesseln zu entledigen und, den Bindfaden hinter sich herziehend, auf den Dächern der St.-Marcuskirche und des herzoglichen Palastes ein Asyl zu finden, nahe bei den gefürchteten Bleidächern, wo unglücklichere gefangene Menschen schmachteten. Hier vervielfältigten sie sich außerordentlich rasch, und das Interesse, welches diese Flüchtlinge für sich erweckten, war so groß, daß nach allgemeinem Begehren durch ein Decret befohlen wurde, man solle sie nicht nur respectiren, sondern auch auf Kosten des Staates ernähren. Venedig hat seine Freiheit verloren, aber diese immer leichtfertigen und anmuthigen Vögel scheinen der Eroberung der Deutschen entronnen zu sein. Venedigs Herz klopft noch am St.-Marcusplatze; die Erhaltung dieser glänzenden Decoration kostet jährlich eine Million; aber die entferntern Quartiere, selbst einige der prachtvollsten Paläste sind verlassen und im Einsturz begriffen; dieser Leichnam von Stadt ist an den Extremitäten bereits kalt, nur im Herzen ist noch Wärme und Leben."

Den Freunden englischer turtle-soups und beef-steaks wird es lieb sein, zu erfahren, daß ein berühmtes englisches Kochbuch unter dem anspruchslosen Titel: „Domestic cookery, founded upon principles of economy and practical knowledge, adapted to the use of private families, by a Lady (the late Mrs. *Rundell*)", bereits die einundsechzigste Auflage erlebt hat. Das Journal „British critic" rühmt von diesem nützlichen Werke, daß die Frau Verf. ihre Anweisungen weder in einem schwülstigen noch trivialen, sondern in einem einfachen und faßlichen Style geschrieben habe, sodaß jeder gesunde Menschenverstand sie fassen kann. Sehr menschenfreundlich gedacht für Kochkünstler und Gourmands! 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 24. — 24. Januar 1839.

Ansichten über Natur- und Seelenleben von Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne Hermann Friedrich Autenrieth. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der für die Wissenschaft leider zu früh dahingegangene Verf. dieses Buches war den Ärzten längst schon als einer der ausgezeichnetsten Beobachter und der geistreichsten Forscher auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Heilkunde bekannt, und lange noch werden die Verdienste, die er sich um sie erwarb, neben denen anderer, ihm an Geist verwandter Männer mit Ehren genannt werden. Aber dem größern Publicum blieben seine scharfsinnigen Forschungen größtentheils unbekannt und unzugänglich, ja, selbst seine Schrift: „Über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkte des Naturforschers aus" (Tübingen 1825), welche ihres Inhalts und ihres allgemein verständlichen Vortrags wegen einer allgemeinern Verbreitung wol werth gewesen wäre, fand diese doch nicht in dem Grade, als sie es verdient hätte. Dessenungeachtet wurde der Verf. nicht müde, gerade diesen letztern Gegenstand fest im Auge zu behalten und ihm seine ganze Kraft und Thätigkeit zuzuwenden, wie sich dies aus dem mit ebenso viel Mühe als Geist ausgearbeiteten Werke, welches der würdige Sohn des Verewigten als theueres Vermächtniß übernahm und hier zur Veröffentlichung bringt, deutlich herausstellt.

Es besteht dieses Vermächtniß leider nur aus Fragmenten zu einem größern Werke, welches der Verf. herauszugeben beabsichtigte; einem Werke, das, wie sich schon aus der Anlage ahnen läßt, zu den schönsten Erwartungen berechtigt und bei dem Geiste und den allseitigen Kenntnissen seines Verf. eine ausgezeichnete Stelle in unserer Literatur eingenommen haben würde. So oft es nun aber auch schon vorgekommen ist, daß dergleichen Bruchstücke, von ausgezeichneten Männern hinterlassen, die, noch nicht zu einem Ganzen verarbeitet, der letzten Feile ermangeln, eher geeignet sind, den wohlbegründeten Ruf ihrer Verfasser zu schmälern als zu vermehren, so macht doch diese Schrift hiervon eine rühmliche Ausnahme, und wir müssen es dem wackern Sohne des Verewigten Dank wissen, daß er uns mit dieser, wenngleich unvollendeten Gabe desselben erfreut hat. Auch dafür sind wir ihm dankbar, daß er, um den Zusammenhang unter einzelnen unvollendeten Abhandlungen möglicherweise herzustellen und so aus ihnen ein organisches Ganze zu bilden, manche schon früher gedruckte Capitel wieder aufgenommen und am gehörigen Orte eingeschaltet hat. Wirklich ist das Ganze so geschickt zusammengefügt, daß der Leser kaum ein unvollendetes Werk vor sich zu haben wähnen würde, wenn es ihm nicht der Herausgeber in der Vorrede selbst ankündigte. Es besteht dasselbe aus zehn verschiedenen Abhandlungen, nämlich: I. „Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grunde liegenden Kraft" (unter allen übrigen die ausführlichste); II. „Der Instinct und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft"; III. „Natürliche Geschichte des Menschen" (aus der Schrift: „Über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer)"; IV. „Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur?" (aus eben dieser Schrift); V. „Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwickelung des Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen"; VI. „Gründe gegen den Materialismus" (aus den „Tübinger Blättern"); VII. „Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits" (aus der Schrift: „Über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer"); VIII. „Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele"; IX. „Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele"; X. „Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin" (aus der Schrift: „Über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer").

Der Zweck, den sich der Verf. bei allen diesen Abhandlungen vorsetzte, ist der, den Beweis zu führen, daß die menschliche Seele auch nach dem Absterben ihres vergänglichen Körpers noch fortdauern könne. Der Weg aber, den er einschlägt, um zu diesem Beweis zu gelangen, ist durchaus verschieden von allen andern, die man bis jetzt zu gleicher Absicht betreten hat, wenigstens ist Ref. bis daher kein ähnlicher Versuch bekannt geworden, die Sache bei diesem Ende anzufassen. Die meiste Ähnlichkeit hat noch die Art und Weise der Forschung mit der der bekannten Bridgewater-Bücher, jedoch mit dem Unterschiede, daß es sich dort von der Existenz eines höchsten Wesens, hier aber von dem Glauben an Unsterblichkeit handelt.

Nicht philoſophiſche Theorien und Träumereien, nicht Züge aus dem dunkeln Gebiete der Ahnungen und Geiſtererſcheinungen, die man in neuerer Zeit ſo häufig herbeigezogen, ſind es, die der Verf. zu Hülfe nimmt, um dieſen Glauben zu ſtützen, ſondern es ſind die Erſcheinungen der reichen, uns ſichtbaren Natur, die er mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Kenntniſſen und Erfahrungen ausbeutet, und die ihn nöthigen, noch etwas außer jenen, ein unſern Sinnen unzugängliches Reich außer der Erſcheinungs- und Raumwelt anzuerkennen. Es gehört in der That ein ſolcher Umfang des Wiſſens, eine ſolche allſeitige Kenntniß in allen Zweigen der Naturwiſſenſchaften, vereinigt mit ſolchem Scharfſinn, wie ſie der Verf. beſaß, dazu, um ſich an ein ſolches Unternehmen zu wagen. Obgleich wir nun aus Dem, was uns hier vorliegt, ſchließen möchten, daß uns von dem ganzen Bau, wie ihn der Verf. als Grundriß in ſeinem Geiſte getragen, nur der kleinere Theil nach ſeinem Tode übrig geblieben ſei, ſo müſſen wir doch auch dieſem Übriggebliebenen das Lob zugeſtehen, daß es in allen ſeinen Theilen vortrefflich iſt, und daß es, wie jedes gute Werk, ſeinen Meiſter lobt.

Um ſeinem Ziele näher zu kommen, beginnt der Verf. ſeine Unterſuchung von dem allgemeinen Leben der geſammten Natur und bemüht ſich beſonders, darzuthun, daß ſich das Leben nicht blos aus dem Mechanismus und Chemismus der Natur erklären laſſe, ſondern daß der Grund des Lebens in einer ſelbſtändigen Kraft liege, welche, ſich mit organiſchem Stoff verbindend, dieſen belebe und von ihm ſich zurückziehend, ihn wieder todt ſein laſſen könne. Der Beweis für dieſe Behauptung nimmt vorzugsweiſe den Scharfſinn des Verf. in Anſpruch, und ihm iſt beſonders die ganze erſte Abhandlung gewidmet. Daß er ſich hauptſächlich dadurch den Weg zu den Gründen für die Fortdauer der Seele nach dem Tode bahnt, leuchtet von ſelbſt ein; denn iſt es einmal erwieſen, daß die Lebenskraft etwas vom organiſchen Körper Trennbares und für ſich irgend eine Art von Selbſtändigkeit Beſitzendes iſt, was nicht von dieſem Körper abhängt, dann iſt nur noch ein Schritt zu dem Beweis, daß die Seele nicht nur ſelbſt etwas Immaterielles, ſondern auch noch etwas von der Lebenskraft Verſchiedenes iſt.

Es würde ein vergebliches Beginnen ſein und uns weit über die uns hier geſtatteten Grenzen hinausführen, wollten wir dem Verf. auf dem Wege ſeiner Forſchungen auch nur in einiger Ferne folgen. Um indeſſen unſern Leſern nur einen Vorſchmack zu geben, in welcher Weiſe das Ganze bearbeitet iſt, heben wir hier nur einige, auch für ſich verſtändliche Stellen aus dem Buche aus.

Als einen der Beweiſe, daß die Lebenskraft etwas Eigenes ſei, das für ſich irgend eine Art von Fortdauer auch ohne Verbindung mit einem organiſchen Körper haben könne, führt der Verf. Verſuche an, welche darthun, daß jede Spur dieſer Kraft aus dem Körper verſchwinden, und daß dieſelbe doch wieder nach einiger Zeit aufs neue in ihm erſcheinen könne, der Wärme gleich, welche zu jedem Körper zutreten, aber auch aus ihm wieder ſich verlieren kann, als etwas Selbſtändiges und nicht blos als eine Eigenſchaft dieſer Körper, da ſie auch durch ein Vacuum ſich zu verbreiten vermag. Der engliſche Arzt John Hunter ſteckte lebenden Hähnen den Kamm oder die Kehllappen, und Kaninchen die Ohren in eine erkältende Miſchung von Salz und Eis. Er ließ in ihr jene Theile ſo feſt gefrieren, daß ein von ihnen abgeſchnittenes Stück wie der Abfall eines harten Körpers hörbar von den Scherenblättern abſprang. Langſam wieder aufgethaut, waren jene Kämme und Ohren anfangs ſo leblos und ſchlaff, daß ſie ganz faltig zuſammenſieken. In einiger Zeit wurden ſie aber wieder warm und erhielten fühlbar und ſichtbar wieder vom Kopf aus, nicht gleichzeitig an jeder Stelle ihrer Ausbreitung, ſondern deutlich von ihrem Grund aus gegen ihren äußerſten Rand hin vorſchreitend, nicht blos Wärme, ſondern auch ihre Feſtigkeit und zuletzt ihre natürliche Farbe wieder. Dem Raume nach alſo zeigt ſich wenigſtens in dieſen Verſuchen die Lebenskraft als einer Wanderung fähig, ohne daß der Körpertheil, den ſie belebte und wiederbelebte, und der an ſeiner Stelle blieb, ihr gefolgt wäre. Sie ſpricht ſich alſo ſchon dadurch als etwas von ihm Trennbares und unter günſtigen Umſtänden wieder mit ihm Vereinbares aus. Einem möglichen Einwurf, das warme Blut habe ſich nämlich aus den erkälteten und dann gefrierenden Theilen in den übrigen Körper zurückgezogen, der Kopf ſelbſt ſei nie leblos geworden, von ihm aus ſei nur Wärme und Blut in die aufgefrorenen Theile zurückgekehrt, und es ſei damit blos der Mangel dort wieder gehoben worden, der indeſſen das Leben der Theile verhindert habe, ſich zu äußern, die Eigenſchaft, unter günſtigen Umſtänden Lebensäußerungen zu geben, habe ſich aber ſelbſt nie aus dieſen Theilen zurückgezogen, begegnet der Verf. durch ähnliche Verſuche, bei denen der ganze Körper durchaus leblos geworden iſt. John Franklin ſah nämlich im Winter von 1820—21 auf ſeiner erſten Reiſe an die nordamerikaniſchen Küſten des Eismeers Fiſche, unmittelbar nachdem ſie aus dem Waſſer an die Luft gekommen, gefrieren, die zu einer ſo feſten Eismaſſe wurden, daß man ſie mit der Axt in Stücke ſchlagen konnte, und daß ſelbſt ihre Eingeweide blos einen feſten, gefrorenen Klumpen darſtellten. Deſſenungeachtet erhielten einige ſolcher Fiſche, welche man, ohne ſie vorher zu verletzen, am Feuer aufthaute, ihr Leben wieder. Ein Karpfen erholte ſich, ungeachtet er 36 Stunden lang hindurch vollkommen gefroren geweſen war, ſo vollkommen wieder, daß er ſich mit vieler Kraft umherwerfen konnte. Als Ellis 1746 am Nelſonfluß an der Hudſonsbai überwinterte, fand man einen völlig zuſammengefrorenen Klumpen ſchwarzer Stechfliegen; dem Feuer genähert, lebten ſie wieder auf. Er berichtete, daß man dort häufig an den Ufern der Seen Fröſche finde, die ſo feſt als das Eis ſelbſt gefroren ſeien, und welche doch, in mäßiger Temperatur aufgethaut, wieder bis zu dem Grad aufleb-ten, daß ſie von einem Orte zum andern krochen. Ein Freund des Entomologen Kirby in England ſetzte einige Larven der Tipula oleracea einem ſo ſtarken Froſt aus,

daß bei ihrem Zerbrechen auch ihr Inneres ſich ganz gefroren zeigte, und doch erholten ſich bei dem Aufthauen mehre ſolcher Larven wieder. Bonnet ſah Puppen des Kohlſchmetterlings zu Eisklumpen geworden und nachher doch noch ſich in Schmetterlinge verwandeln. Auch durchaus gefrorene Bäume können nach langſamem Aufthauen ſich wieder beleben und friſche Blätter treiben. Aber nur die ſchnell leblos gewordenen Fiſche leben wieder auf, die langſam in der Kälte umgekommenen nie mehr. Aus beiden war das Leben vollkommen verſchwunden geweſen; aber nur zu den letztern trat es nicht wieder hinzu, wol aber zu den erſtern. Der Verf. ſchließt hieraus: was bei gleichen Körpern, die in einerlei Umſtänden ſich befinden, in dem einen erſcheint, in dem andern nicht, das kann nicht blos Eigenſchaft dieſer Körper an ſich ſein, ſondern dieſes muß in etwas von ihnen Verſchiedenem gegründet ſein, das dem einen Körper zutritt, dem andern aber nicht.

Daß die Kraft, welche auf der Erde die erſten organiſchen Geſchöpfe hervorbrachte, jetzt noch immerfort in vollem Strome ſich auf die Erde ergießt, nur nicht mehr als Schöpferin ganz neuer Arten, aber als immer neu auftretende Vervielfältigerin der organiſchen Einzelweſen, aus welchen dieſe Arten beſtehen, weiſt der Verf. auf folgende Weiſe nach:

Entſteht gleich bei der Fortpflanzung jedes lebenden Individuums im mütterlichen Organismus ſelbſt eine geſonderte Sphäre für die Lebensthätigkeit des künftigen Kindes und inſofern anſcheinend eine Trennung der Lebenskraft der Mutter in einen Antheil, den ſie für ſich behielte, und in den, welchen ſie dem Kinde abgäbe, ſo zeigt ſich doch in der Wirklichkeit nicht, daß das Kind ſeine Lebenskraft auf Unkoſten der Mutter erhielte, oder daß Kindererzeugung bloße Vertheilung der in den Ältern vorhandenen Summe von Lebenskraft ſei. Eine Mutter, welche z. B. 16 Kinder geboren hat, bleibt nicht ſo ſchwach, daß ſie dann nur den 17. Theil, oder, ſollte der Vater gleich viel beitragen, nur noch den 9. Theil der Lebenskraft für ſich behielte, die ſie hatte, ehe ſie Mutter wurde. Nicht nur zeigen die Tabellen über die verſchiedene Lebensdauer des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen, daß Verheirathete länger leben als Unverheirathete oder Unfruchtbare, ſondern es müßte nothwendig bei ſolcher Vertheilung jede folgende Generation immer ſchwächer werden, und dieſelben überhaupt bald gänzlich erlöſchen, was nicht geſchieht. Wenn auch manche Inſekten mit dem vollendeten Fortpflanzungsgeſchäfte zugleich ihr eigenes Leben verlieren, ſo erweiſt doch immer noch der Umſtand, daß jedes ihrer zahlreichen Jungen für ſich allein wieder die ganze Stärke der Lebenskraft, wie ſie der Mutter zukam, erhält, daß auch hier die Nachkommenſchaft ihre Lebenskraft nicht durch bloße Vertheilung der Lebenskraft der Mutter kann erhalten haben. Es muß alſo dem Kinde eine Vermehrung ſeiner Lebenskraft irgend ſonſt woher zukommen, die es nicht durch Abgabe der Lebenskraft ſeiner Ältern erhalten kann, da dieſe dazu gar nicht hinreichen würde.

Iſt aber der Antheil des Kindes an der allem Lebenden gemeinſchaftlichen Lebenskraft wirklich ein neuer, bei ſeiner Bildung erſt in die Welt der körperlichen Erſcheinungen eintretender, ſo müſſen wir ſchließen, daß auch jede Vermehrung der Lebenskraft während des Lebens des Individuums dieſem überhaupt aus derſelben unſichtbaren Quelle zukomme. Denn die Zunahme der organiſchen Körpermaſſe liefert nicht für ſich ſchon auch mehre Lebenskraft; die Erfahrung zeigt oft bei dem Menſchen, daß die Stärke ſeiner Lebenskraft nicht gerade im Verhältniß des Wachsthums ſeines Körpers zunimmt, und daß im Gegentheile bei ſchneller Zunahme der Größe oder der Maſſe des Körpers die früher vorhandene Lebenskraft eher geſchwächt, gleichſam durch Vertheilung in einen größer gewordenen Körper an jeder einzelnen Stelle deſſelben nun vermindert erſcheint, daß alſo auch die Verſtärkung der vorhandenen Lebenskraft aus einer ſelbſtändigen Quelle herrühre und Lebenskraft auch in dieſer Hinſicht nicht eine bloße Eigenſchaft des organiſchen Körpers ſei, ſondern ihm anderswoher zutrete, wenn er ſich vergrößert. Sofern jede vermehrte Lebenskraft mit mehrer Ausdehnung des organiſchen Körpers, jede Verminderung der Kraft mit Zuſammenſchrumpfen des letztern verbunden iſt, und z. B. das volle Geſicht eines blühend geſunden Menſchen ſogleich einſinkt, ſobald auch nur durch einen geiſtigen Eindruck, z. B. durch eine unerwartete traurige Nachricht, ohne daß er alſo an körperlichem Stoffe verlöre, ſeine Lebenskraft geſchwächt wird, inſofern kann man durch ſichtbare Ausdehnung eines organiſchen Körpers, ohne daß ihm Stoff zugekommen wäre, den Zutritt neuer Lebenskraft unter einzelnen Umſtänden beinahe ſinnlich wahrnehmen. Wenn ein lebender Armpolyp in zwei Theile zerſchnitten wird, ſo wächſt jede Hälfte wieder zu einem vollkommenen Polypen aus. Baker ſchnitt einen Armpolypen der Länge nach entzwei; er wunderte ſich aber ſehr, als er ſchon am andern Tage jede Hälfte zu einem, die Fangärme abgerechner, vollkommenen Polypen gebildet und dabei jeden einzelnen dieſer Polypen beinahe ſchon wieder ebenſo groß fand, als der ganze Polyp geweſen war, aus welchem ſie durch Theilung entſprungen waren. Und doch hatten dieſe neuen Polypen noch gar nichts gefreſſen, was ſie aber ſogleich nun thaten, ſobald man ihnen Waſſerwürmchen gab.

(Der Beſchluß folgt.)

Histoire de France sous Napoléon, par M. *Bignon*. Seconde série. Paris 1838.

Die zweite Reihefolge von Bignon's Geſchichtswerk enthält die Darſtellung der Begebenheiten vom tilſiter Friedensſchluſſe an bis zum Jahre 1812. Es begreift dieſer Zeitabſchnitt ohne Zweifel die höchſte Glanzperiode des franzöſiſchen Kaiſerreichs in ſich. Gleichwol gewahrt bereits in Mitte des Schimmers dieſer Epoche der hellſehende Beobachter Merkmale des bald darauf folgenden Verfalls. Napoleon befindet ſich in dieſem Augenblicke auf dem Gipfel des Berges; noch gleitet er nicht herab; allein er ſteigt auch nicht mehr in die Höhe. Wir dürfen Hrn. Bignon die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er bei Schilderung dieſer ſo verhängnißvollen Jahre ebenſo wenig wie in den vorhergehenden Bänden ſeine Liebe zur Wahrheit verleugnete, hier, wie dort, ſeinen Ruhm als einſichtsvoller Staatsmann, als möglichſt unparteiiſcher Geſchichtſchreiber bewahrte. Eine ausführliche Analyſe des Werks würde jedoch für d. Bl. nicht wohl ſtatthaft ſein; wir beſchränken uns daher vorzugsweiſe auf ſolche Anführungen aus demſelben, die gerade zur heutigen Zeit ein ganz ſpecielles Intereſſe darbieten. Es iſt dies die orientaliſche Frage, die jedoch Napoleon und Kaiſer Alexander, offener als die heutigen Politiker zu Werke gehend, ganz unumwunden die Theilung der Türkei nannten. Wir werden demnach in Kürze andeuten, was 1807 in Betreff der orientaliſchen Frage Kaiſer Alexander wollte, und was andererſeits Napoleon's Anſichten darüber waren.

Rußland hatte bekanntlich in eben demſelben Jahre die Moldau und Walachei militairiſch beſetzt; nach unſers Geſchichtſchreibers Angabe wollte es dieſe Länder mit ſeinem weiten Gebiete vereinigen. Der desfallſige Antrag wurde dem Kaiſer Napoleon gemacht; denn, bemerkt B., damals handelte es ſich weder um Verträge, noch ums Völkerrecht, noch um das übrige Europa; um das Alles bekümmerte man ſich nicht, ſondern nur um die Zuſtimmung Napoleon's. Nimmer auch herrſchte, man darf es nicht verkennen, das Recht der Stärke unumſchränkter als zu eben dieſer Epoche. Man möchte ſagen, Napoleon habe in den vielberufenen Unterredungen zu

Tilsit die enthusiastische Seele des Kaisers Alexander verführt und jeden Begriff von Gerechtigkeit aus derselben vertilgt. Dort wurde Europa unter den beiden Herrschern getheilt, gleichsam als wäre es herrenlos und frei gewesen, als hätte es keine andern durch Verträge anerkannten Staaten gegeben. Die Unterhandlungen dieses Jahres bieten in der That merkwürdige Beispiele von diesem Dünkel der Gewalt dar. Inzwischen trug Napoleon Bedenken, dem russischen Kaiser zu gestatten, die Donau-Fürstenthümer für sich zu behalten; allein nicht etwa, weil solche seit Jahrhunderten der Türkei angehörten. Sein Bedenken war ganz anderer Art, wie aus der Instruction ersichtlich, die er seinem Gesandten ertheilte. „Soll eine Verletzung der bestehenden Verträge — mittels deren nämlich die Integrität des osmanischen Reichs verbürgt worden war —" heißt es in dieser Instruction, „statthaben, so darf sie nicht lediglich zum Vortheil eines der beiden contrahirenden Theile gereichen. Sie muß für Frankreich in einem Theile der preußischen Staaten bestehen, deren Zurückgabe der Vertrag von Tilsit bestimmt, und dieser Theil muß an Volkszahl, Reichthum und Hülfsquellen den beiden türkischen Provinzen gleichkommen. Auf diese Weise werden der Verbündete Frankreichs (die Türkei) und der Verbündete Rußlands (Preußen) einen gleichmäßigen Verlust erleiden." Gleichwol kam diese so bequeme Abfindung, indem ein Jeder seinen Verbündeten aufopferte, nicht zu Stande. Das Recht der Stärke, mit so wenig Umständen es auch verknüpft zu sein scheint, bietet in der Ausübung ebenso viel Schwierigkeiten dar als nur immerhin die Handhabung der Gerechtigkeit. Rußland wollte nicht, daß sich Frankreich in seiner Nähe entschädigte. Es stellte demnach vor, daß ein Tractatenbruch an der Donau für Frankreich keinerlei Inconvenienzen mit sich führe, während an der Weichsel eben dieser Bruch große Inconvenienzen für Rußland habe. „Es ist dies zu entfernt von Ihnen und zu nahe bei uns", sagte, wie B. berichtet, Kaiser Alexander zum Hrn. v. Caulaincourt; „der Kaiser sagt zwar, nehme er Schlesien, so geschehe dies, um es zu verschenken; aber Sie werden dort Truppen halten. Es kann darüber in Zukunft zu Weiterungen kommen . . . Sie haben schon so viele Länder in Händen; wählen Sie andere, wenn Sie wollen . . . Und könnte man nicht ein Abkommen mit Östreich treffen? Man könnte ihm ja Böhmen gegen irgend eine Gebietsabtretung in Italien nehmen . . . Wenn wir, der Kaiser und ich, uns verständigen, so muß doch wol die ganze Welt einverstanden sein."

Zu dieser Verständigung über die Donau-Fürstenthümer und deren Äquivalente kam es jedoch nicht, und nunmehr versuchte es der Kaiser Alexander, sich mit Napoleon über eine allgemeine Theilung des osmanischen Reichs zu verständigen. „Hr. v. Romanzow", erzählt B., „hatte einen Theilungsentwurf des osmanischen Reichs ausgearbeitet. Dieser Entwurf wurde von Hrn. v. Caulaincourt nicht für zulässig erachtet. Er fand, daß die vorgeschlagenen Grundlagen den Interessen beider Theile beiweitem nicht in gleicher Weise entsprachen; daß das Project, weil in demselben Alles dem russischen Interesse untergeordnet sei, unmöglich angenommen werden könne; daß der Kaiser Napoleon, so sehr er auch wünsche, den Kaiser Alexander zufriedenzustellen, seiner Liebe zu diesem Fürsten den Handel Frankreichs und der Welt nicht aufopfern könne, und daß endlich ein Gleichgewicht in den Betheiligungen, eine Gleichheit der beiderseitigen Vortheile statthaben müsse." Im Besitze der diplomatischen Actenstücke jener Epoche, theilt uns der Geschichtschreiber Auszüge aus einem Berichte mit, den der französische Gesandte an seinen Hof erstattete, um hierdurch den Leser zu befähigen, über die Absichten Rußlands zu urtheilen, sowie über die Triftigkeit der Gründe, welche die französische Regierung vermochten, sich denselben zu widersetzen. Wir entlehnen dem Werke einige der darauf bezüglichen Stellen: „Nachdem Hr. v. Caulaincourt in einer Unterredung, die derselbe mit dem Kaiser Alexander hatte, dem Monarchen geäußert, es böte der Entwurf des Hrn. v. Romanzow große Schwierigkeiten dar, die sich erst in Erfurt würden lösen lassen, und der Kaiser ihn hierauf fragte, worin diese Schwierigkeiten beständen, bemühte sich der Gesandte, ihm die Unmöglichkeit begreiflich zu machen, Konstantinopel und die Dardanellen an Rußland hinzugeben. Er stellte vor, daß Rußland dadurch zum Herrn des levantischen und selbst des ostindischen Handels werden, und daß es, sobald es nur wollte, an den Pforten von Korfu und Toulon sein könnte, während in den Händen Frankreichs oder jedes andern Staates die nämlichen Besitzungen Niemand zu schaden vermöchten, da sie in so weiter Ferne lägen, daß sie vielmehr als bloße Colonien zu betrachten wären." „Somit betrachtete denn", fügt B. hinzu, „1808 Rußland Konstantinopel und selbst die Dardanellen als eine Besitzung, wonach zu streben ihm erlaubt sei, und die für dasselbe ein nothwendiges Pertinenzstück wäre." „Was erwiderte nun", fährt er fort, „Kaiser Alexander auf die Einwendungen des französischen Gesandten? Konstantinopel, antwortete derselbe, würde für Rußland nur eine am äußersten Ende des Reichs belegene Provinzialstadt sein; die geographische Lage theile sie ihm zu; er müsse den Schlüssel zur Pforte seines Hauses haben; hätte ihn ein Anderer, so würde er aufhören Herr in seinem Hause zu sein. Im übrigen könne man ja, um den Handel aller Mächte zu sichern, eine Anordnung treffen, wodurch verbürgt würde, daß diese Straße zu keinerlei Zeit gesperrt werden dürfe. So leicht es nun auch zu begreifen war, wie wenig Bestand eine solche Anordnung verhieße, so gab dennoch Hr. v. Caulaincourt aus Höflichkeit zu, daß unter der Regierung des Kaisers Alexander eine solche Ordnung der Dinge bestehen könne; allein, entgegnete er, was würde unter dessen Nachfolgern aus dieser Bürgschaft werden?" B. überläßt es seinen Lesern und den Regierungen Europas, über dieses Zwiegespräch zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Gesandten von Frankreich nachzudenken, äußert jedoch, wie er kaum glaube, daß je zu einer andern Epoche die Geständnisse und Ergießungen der Ehrgeizes zwischen zwei Fürsten so offen hervorgetreten wären. „Die Zukunft", fügt er hinzu, „wird zeigen, ob die Ansprüche des Kaisers Alexander auf den Besitz von Konstantinopel eine zufällige, aus dem persönlichen Charakter dieses Fürsten hervorgehende Willensäußerung, eine Art excentrischen Actes war, der der Einbildungskraft des Menschen angehört, oder ob darin seinerseits der freimüthige, unverhehlte Ausdruck eines Cabinetsgedankens gelegen hat."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Religiöse Literatur.

Neu erschienen in England: „Verschoyle. A roman catholic tale of the nineteenth century." In der Vorrede heißt es: „Es war vielleicht nie nothwendiger als jetzt, viele Schwärmer vor den Irrthümern des Papstthums zu warnen" ꝛc.

„Scriptural peace in death." Enthält zugleich Bemerkungen, welche das „geliebte Weib" des Verf. auf dem Todtenbette gemacht hat.

„Deathbed thoughts." Ein Band.

„How old art thou?" oder: „Eine wichtige Untersuchung, gerichtet an Christen jedes Alters."

„How can I go to church?" oder: „Gespräch zwischen einer Lady und einem armen Weibe über den öffentlichen Gottesdienst."

„Why should I not go to the meeting house?" oder: „Gespräch zwischen John Carter und Thomas Wicks an einem Sonnabend Abend."

Man muß gestehen, daß die religiöse Literatur der Engländer, wenigstens im Aufstellen von Fragen, sehr naiv ist und beiweitem nicht so prätentiös als unsere herz- und liebesflammende Tractätleinliteratur voll von Selbstbekenntnissen und wahrem Christenthume. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 25. — 25. Januar 1839.

Ansichten über Natur- und Seelenleben von Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne Hermann Friedrich Autenrieth.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Auch auf anderweitige Erscheinungen im Reiche des organischen Lebens weist uns der Verf. hin, die für die Wirklichkeit einer gemeinschaftlichen Quelle desselben und für das fortdauernde Erzeugtwerden neuer organischer Persönlichkeiten als Ausfluß dieser Quelle, für einen fortdauernden Strom der Schöpfung aus einem Jenseits der sichtbaren Natur sprechen. Es gehört hierher, daß im Allgemeinen ein Bestreben, immer gleich viel neue organische Gestalten werden zu lassen, auf der Erde erkennbar ist. Wird durch einen Zufall die Zahl der Individuen einer lebenden Art sehr vermindert, so nimmt die Fruchtbarkeit der übriggebliebenen Individuen zu. So spricht sich im Menschengeschlechte nach jeder Pest die auffallende Erscheinung aus, daß selbst vorher lange unfruchtbar gewesene Frauen alsdann empfangen und sogar Zwillinge häufiger werden als vor der Pest. Aber auch zwischen verschiedenen Arten gleicht sich Vermehrung oder Verminderung der Individuen aus. Wie z. B. das immer mehr und mehr zunehmende und über die Erde sich stärker verbreitende Menschengeschlecht mit seinen Hausthieren und den Pflanzen seines Feldbaues allmälig in gleichem Verhältnisse die übrigen wilden Kinder der Natur vermindert, so ersetzt sich umgekehrt auch vorausgehende Verminderung der Zahl der Einzelwesen einer Art von Pflanzen häufig schnell wieder sogar durch Vermehrung der Zahl einer andern Art von Gewächsen. So überziehen sich die niedergebrannten Strecken von Fichtenwäldern in Canada zwar nicht wieder mit Fichten, aber bald mit häufig emporsprossenden Birken, Pappeln und Weidenarten. So veranlaßt eine Witterung, welche das Getreide auf den Äckern mißrathen läßt, ein desto stärkeres Wachsthum von Unkräutern; darum glaubt oft der Landmann, Getreide wandle sich wirklich in Trespe, Lolch oder Windhaber um. Der Strom des Lebens, könnte man sagen, dem einige seiner Ausflußkanäle entzogen wurden, ergießt sich desto stärker durch andere, oder er bildet selbst nach einiger Zeit neue.

Übersieht man die Bevölkerungslisten ganzer Länder, so findet sich, aller Zufälligkeiten ungeachtet, ein sich gleichbleibendes Verhältniß zwischen der Zahl der Knaben, die geboren werden, und der Zahl der Mädchen. Die Zahl der reifgeborenen Knaben überwiegt zwar etwas die der Mädchen, eigentlich aber werden, wenn man hierzu rechnet, daß mehr Mädchenembryonen als Embryonen männlichen Geschlechts abortirt werden, gleichviel Kinder von beiderlei Geschlecht erzeugt.

Die Wirklichkeit einer allgemeinen Lebensquelle und die Unabhängigkeit ihres Daseins von dem Dasein organischer Körper, in welche ihre Ausflüsse sich einkörpern und so für uns sichtbar werden, weist der Verf. mit großem Scharfsinn in den unverkennbaren Spuren nach, welche die Reihenfolge mehrer ganz neuer Schöpfungen des gesammten luftathmenden Thier- und Pflanzenreichs, die schon auf der Oberfläche der Erde auftraten, zurückließ. Er zeigt, daß es nicht völlig aufs neue, aus nichts geschaffene Lebenskräfte waren, welche die Gestalten jeder neuen organischen Schöpfung erzeugten, sondern daß doch nur eine gemeinschaftliche Lebenskraft alle diese aufeinanderfolgenden Schöpfungen, ihres gänzlichen körperlichen Getrenntseins voneinander ungeachtet, umfaßt, welche als dieselbe auch dann bleibend sich erhielt, nachdem alles Lebende wieder von der Erde vertilgt worden war. Er folgert daraus, daß dieses dynamische, in seinen Erzeugnissen unermeßliche Etwas, weil es, alle organischen Körper überlebend, doch neue derselben in der Folge hervorzubringen im Stande war, auch getrennt von allem wägbar Körperlichen irgend eine Art von selbständigem Dasein behalten habe und im Weltall in einem wirklichen Sein verharrt sei.

Der Verf. nimmt die allgemeine Quelle des Lebens als wahrscheinlich überall im allgemeinen Raum verbreitet an, ungefähr wie eine andere, ebenfalls selbständige und in unaufhörlicher Thätigkeit erscheinende Kraft, nämlich das Licht, durch alle Himmelsräume ausstrahlt, oder wie die allgemeine Anziehungskraft durch alle uns als leer erscheinende Räume ausgedehnt ist. Ist aber die allgemeine Lebenskraft kosmischen Ursprungs, oder wäre sie unter irgend einer Form von Dasein durch den allgemeinen Weltraum verbreitet, so, schließt der Verf., müßte durch die beständig abgeänderte Stellung der Erde in letzterm, da nichts im Weltall Vorhandenes ohne Beziehung

auf alles Übrige ist, auch irgend eine Abänderung in der wechselsweisen Anziehung der Lebenskraft und der Erde eintreten: eine Abänderung, deren Ereignisse vielleicht nur in langen Zwischenräumen, aber dann auf einmal auf der Erde durch neue Schöpfungen sichtbar würden; denn wie die Erde, so würden auch alle übrigen Weltkörper in ein bestimmtes Verhältniß zu der gemeinschaftlichen Quelle des Lebens treten und auf diese einwirken. Diese Einwirkung müßte aber an verschiedenen Stellen eine verschiedene sein, weil eine ungleiche Vertheilung der ebenfalls aufeinander einwirkenden Weltkörper im Himmelsraume statt hat. Schon dem unbewaffneten Auge zeigt sich diese Ungleichheit in der Vertheilung der Fixsterne; die mehr oder minder dunkeln, auffallend licht- und sternlosen Stellen, sowie im Gegentheil die vielen am Himmel zerstreuten Lichtnebel, die jedoch, Fixsternen ähnlich, ihren Standort beibehalten, erweisen Dasselbe. Nähert sich nun im Verlaufe der Jahrtausende die Erde etwas mehr einer erfülltern Stelle im Himmelsraume, oder entfernt sie sich etwas mehr von einer solchen, so muß sie auch schon etwas verschieden bestimmt an verschiedenen Stellen des Himmelsraumes die gemeinschaftliche Lebenskraft antreffen und diese also auch als eine etwas verschiedene von ihr angezogen werden.

Interessant ist die von dem Verf. aufgeworfene Frage, ob man die allgemeine Lebenskraft als wirklich den Raum erfüllend sich vorstellen müsse, oder ob es nicht ein Dasein außerhalb alles Raumes geben könne, von welchem aus die Lebenskraft überall im Raume aufzutreten vermöge. Der Verf. erklärt sich für das Letztere; denn, da alle Arten der gegenwärtigen Schöpfung schon, ehe sie wirklich erschienen, in der allgemeinen Lebenskraft, deren Erzeugniß sie sind, vorausbestimmt sein mußten, so läßt sich, wenn man eine zusammenhängende Ausbreitung dieser Kraft über die Erde annehmen wollte, schwer einsehen, wie ihre innern Gesetze im Stande sein sollten, hier diese Art einer Gattung, getrennt davon aber in der weitesten Entfernung dort eine sehr damit übereinstimmende andere Art hervorzubringen und jede derselben, einmal hervorgebracht, in ihrer Fortpflanzung als dieselbe bleibend alsdann zu erhalten. Wie könnte wol irgend eine räumlich zusammenhängende Ursache die nackend-stielige Mohnart unter dem Polarkreise entstehen und dort sich forterhalten, zugleich aber ihrem wesentlichen Baue nach mit der Mohnart nahe verwandt sein lassen, welche in den heißen Gegenden Asiens das Opium liefert? oder wie könnte von den zwei einander höchst verwandten Arten des Stachelschweins das eine an den eisigen Ufern der Hudsonsbai im nördlichsten Amerika, das andere in den warmen Ländern um das mittelländische Meer der alten Welt entstanden sein? Auf ähnliche Art könnte man fragen: aus welch anderm Grunde, als einem unräumlichen innern Zusammenhange der Lebenskraft wird im Menschengeschlechte hier eine Überzahl von Knaben und dort ohne allen körperlichen Zusammenhang der Familien unter sich eine jene ausgleichende Überzahl von Mädchen geboren?

Wir müssen hier unsern Verf. verlassen, um uns nicht zu weit von den uns hier vorgesteckten Grenzen einer bloßen Anzeige zu verlieren, oder uns den Vorwurf des Abschreibens zuzuziehen, obwol wir von der andern Seite noch mehr beklagen müßten, wenn wir unsern Lesern nicht ein so würdiges Bild von dieser Schrift entworfen hätten, als erfoderlich wäre, in ihnen ein unbedingtes Verlangen zu ihrer Lecture selbst zu erwecken. Es gibt unter dem Schwall der jährlich erscheinenden Bücher so wenige, die, dem Boden des eigenen selbständigen Geistes entsprossen, auf andere Geister wieder befruchtend fortwirken und in das Leben der Wissenschaft kräftig eingreifen, daß es Verrath an der Wissenschaft wäre, gerade diese wenigen nicht hervorzuheben und mit einem Stern zu bezeichnen, gleichwie man das Kleid des verdienstvollen Mannes mit einem Orden schmückt. Eine solche Auszeichnung verdient aber diese Schrift in mehr als einer Beziehung, insbesondere aber als ein Wort des Trostes und der Erweckung zum ernsten Nachdenken über sich selbst und über die Beziehung des Menschen zum Jenseits, sowie als ein ausgezeichnetes Vorbild der Art und Weise, wie man über die Natur philosophiren soll. Man hat sich in dieser Hinsicht so lange mit leeren Träumereien und eiteln Systemen herumgetrieben, daß es wahrhaft wohlthut, einmal die gewichtige Stimme eines Mannes zu vernehmen, dem man gewiß hinreichende Kenntniß der Natur, Erfahrung und Scharfsinn nicht absprechen wird. Was er selbst über dergleichen unreife Versuche urtheilte, möge hier noch mit seinen eigenen, tiefgedachten und wohl zu beherzigenden Worten stehen:

Traurig für die menschliche Wissenschaft und seuchenartig von Zeit zu Zeit durch sie der Gesellschaft schadend sind die Schulen, welche selbst Büchergelehrsamkeit verachten, dessenungeachtet aber die Wirklichkeit in der Natur zu befragen um so mehr für überflüssig halten, als sogar diese äußere Natur so sein muß, wie das selbstgeschaffene dürftige, aber desto anmaßendere System sie setzte. Das menschliche Wissen ist zu solcher Zeit damit abgeschlossen, daß die Schule auf ihre Art das ganze, oder, wenn sie nur für einen besondern Zweig der Wissenschaft zu sorgen hat, ein einzelnes Fachwerk unsers Geistes aus einem obersten Grundsatz mit scharfsinniger Einseitigkeit erklärt, widersprüche bei der Anwendung auch die alltäglichste Erfahrung, und zeigte sie gleich aufs fühlbarste die Unzulänglichkeit. Der dadurch und durch die Leichtigkeit, womit das System erlernt und in Wortspielen auf die ganze Natur ausgedehnt werden kann, bestochene Zögling bedarf nun weder der Erfahrung Anderer mehr, noch des Erwerbens eigener; seiner Zeit verlangt aber die Gesellschaft von ihm Arbeit in der Wirklichkeit. Sie fällt entsprechend der Unnatur aus, die er, wie einen Götzen von Menschenhänden gemacht, anzubeten gelehrt worden; und doch soll sie nach ihm nichts weniger bewirken als Verbesserung des Bisherigen von Grund aus. Die Welt verwirft sie bald mit Unwillen, oder aber verfolgt unbekümmert um geträumte Systeme ihren durch Das, was wirklich Noth thut, vorgeschriebenen, unaufhaltbaren Gang, den naturgemäßes Einwirken zwar befördern, unnatürliches nur auf kurze Zeit stören kann. Nach wenige Zeit dauerndem Aufsehen, welches die Anmaßung des blinden Verbesserers erregt hatte, der alles Bisherige verachtend, Alles neu aufbauen wollte, verstummt er für immer; er wird vergessen, weil er, unkundig der Natur und zur Unfähigkeit ihrer Erforschung gebildet, oft kaum noch zum untergeordneten Werkzeuge einer vorgeschriebenen Alltagsarbeit taugte und häufig am Ende froh sein würde, auch nur eine solche Stelle zu erhalten. So sollte es nie sein!

Nicht weniger beherzigenswerth ist die nun folgende Stelle, die auf ein tief eingewurzeltes Gebrechen unserer Zeit, nämlich die Gewohnheit hinweist, die Natur nur, nach Art einer gelehrten Stallfütterung, aus Büchern kennen zu lernen, ohne dabei zu bedenken, daß unsere Vorältern ja ihre tiefe Weisheit lediglich aus dem großen Buche der Natur schöpften und gerade um so klarer und schärfer darin zu lesen verstanden, als sie außer ihm keine andern Bücher hatten, und daß diese einseitige Bücherweisheit jede selbständige Forschung verdrängen und allmälig eine geistige Myopie herbeiführen muß, wie sie das zu frühe Brillentragen bei einem großen Theil unserer Jugend physisch schon längst herbeigeführt hat.

Mit Recht preist man, solchen Verirrungen zu entgehen, das Lesen der Schriften der classischen Alten. Sie hinderte noch weniger gelehrtes Vorurtheil, weniger eine durch systematische Möglichkeit schon halb gesättigte Empfänglichkeit, den Eindrücken der Natur ganz sich hinzugeben und diese, wie sie ist, wieder darzustellen in den Werken ihres Geistes. Wir aber werden von Kindheit an künstlich erzogen in seit Jahrtausenden herkömmlicher Bildung, und überlieferte Erklärungen werden uns in größter Anzahl aufgedrungen, noch ehe wir einen ihrer Gegenstände kennen lernten.

Doch bleibt die Natur selbst ewig neu, und nur sie ist die reinste Quelle unsers Wissens; auch wir sollen, auf eine Zeit lang vergessend unserer Theorien und Voraussbestimmungen in jedem Fache, uns öfters ihren ununterdrückbaren Lehren überlassen und, zweifelnd, sie hauptsächlich um Wahrheit befragen. Belehrende Natur ist Alles, was wirklich ist und wirklich war, was nicht blos willkürlich träumend Menschen annahmen, es müsse so sein, so gewesen sein. Selbst die wahre Geschichte unserer Systeme und Irrthümer gehört zu den wirklichen Urkunden der Entwickelung der Menschheit überhaupt. Doch bezeugt diese Geschichte nur allzu häufig blos die Wahrheit, wie einseitig der Mensch sei, wie weit er oft irrte; sie dient nur, die Folgen entwickelnd, zur ernsten Warnung vor neuem Irrthum. Was aber Irrthum gewesen sei, das kann erst durch vergleichende Kenntniß in Gegenüberstellung zu dem Unveränderlichen und ohne Zuthun des Menschen immer Wiederkehrenden in der Natur dargethan werden. So kann höheres Wissen immer nur Der erlangen, welcher zugleich die Natur selbst in vielseitiger Beziehung zu erforschen strebte.

Aber auch in beschränktem Wissen wird für die Gesellschaft Derjenige noch wahrhaft brauchbar, der wenigstens nicht durch Überlieferung allein, sondern durch eigene gründliche Erforschung seines einzelnen Faches, damit immer unbefangen und nicht einseitig, für dasselbe sich gebildet hat. Dann schwinden die blos theoretischen Vorurtheile. Wer auch nur einmal aufmerksam eine neue Untersuchung selbst wagt, wird, je weniger er zuvor zweifelte, was aus ihr hervorgehen müsse, um so stärker davon sich betroffen fühlen, daß er gewöhnlich etwas völlig Anderes findet, als er selbst suchte, nie wenigstens in der Art es trifft, wie er es vermuthet hatte. Dann wird er auch in andern Fällen selbst bei der bestimmtesten Versicherung, es müsse etwas zum Voraus wahr sein, prüfen: ist jene Behauptung denn auch wahr? Nicht was er bei seiner Untersuchung fand, ist vielleicht der aufgewandten Mühe werth, wol aber ist es die erwachende Gewöhnung zu vorurtheilsfreiem, eigenem Urtheil. Nicht das Unmögliche, Alles selbst in der Natur erforschen zu wollen, soll der Einzelne versuchen. Dazu reicht das Leben eines Menschen nicht hin und noch weniger die Zeit, welche die Einrichtung der Gesellschaft ihm zu seiner Bildung gestattet. Er hat genug gethan, wenn er, Vieles von Andern erlernend, sich zugleich zu gründlicher Würdigung desselben fähig machte. 16.

Histoire de France sous Napoléon, par M. *Bignon*. Seconde série.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Dem sei jedoch wie ihm wolle, man entnimmt aus den weitern Auszügen der diplomatischen Depeschen, die Bignon mittheilt, daß 1803 hinsichtlich des Besitzes von Konstantinopel, oder vielmehr der Mittel, zu demselben zu gelangen, zwei verschiedene Ansichten herrschten, die freilich nach seiner Darstellung ein und dasselbe Ziel sich gesteckt hatten. Die eine dieser Ansichten möchte man als die volksthümliche und nationale, die andere als die diplomatische bezeichnen. Nach der volksthümlichen Ansicht muß Konstantinopel erobert, das ohnedies schon unermeßliche russische Reich noch vergrößert werden. Ein brennendes Verlangen nach Krieg, Ehrgeiz und Durst nach den Reichthümern, welche Eroberungen den Generalen, und nach der Beute, die sie den Soldaten gewähren, sieden, sollte man meinen, in allen Köpfen; es wäre eine unwiderstehliche Bewegung, die das Reich, die den Kaiser vorwärts treibe, und die den Herrschern, die ihre Gewalt verkennen sollten, nur Verderben bringen müsse. Man gewahrt aus den Reden der russischen Minister, wie sehr sie von der Nothwendigkeit überzeugt sind, diese volksthümliche Meinung mit Zartheit zu behandeln. „Sollen wir die türkischen Provinzen räumen", dies sind die Worte, die Hrn. v. Romanzow in den Mund gelegt werden, „wie werden wir die französische Allianz in den Augen der Russen rechtfertigen können!" In einer andern Depesche entwirft Hr. v. Caulaincourt eine Schilderung der Lage Rußlands in folgenden Zügen. „Alle Welt beklagt sich", sagt er, „wegen Unterbrechung des Handels; allein Niemand ist so unzufrieden, daß man eine Katastrophe zu befürchten hätte. Das Andenken an Paul und die Grausamkeit des Großfürsten Konstantin sind für den Kaiser Alexander eine stärkere Schutzwehr als die Grundsätze der vornehmsten Personen am Hofe und bei der Armee. Man schimpft hier auf die Regierung vielleicht mehr als in andern Hauptstädten, und man hält sich für frei, weil man über Alles ohne Zwang oder Rückhalt spricht. Was den Kaiser anbetrifft, so hat er auf eine Vergrößerung gegen die Türkei hin gerechnet. Er wird sich gekränkt fühlen, gelingt ihm dies nicht. Es ist dies eine Angelegenheit, bei welcher seine Eigenliebe lebhaft mit ins Spiel tritt."

In autokratischen Staaten ist der Selbstherrscher die Quelle und der Centralpunkt aller Cabinetspolitik, deren Bestrebungen sohin mit der Person des jeweiligen Herrschers wechseln. Von diesem Anhaltepunkte muß man ausgehen, um Das, was B. im Verfolg über die erwähnte diplomatische Ansicht von der türkischen Frage sagt, richtig zu begreifen, oder doch seinen Worten keine allzu viel befassende Ausdehnung zu geben. „Das türkische Reich ist im Dahinschwinden begriffen", läßt der Geschichtschreiber Hrn. v. Romanzow zu Hrn. v. Caulaincourt sagen, indem er in diesen bringt, seinem Projecte, die Türkei zu theilen, beizustimmen. „Das, was uns jetzt hinzugeben, Sie äußerlich das Ansehen annehmen können, werden wir vielleicht in Kurzem genöthigt sein, an uns zu ziehen, läge dies auch nicht in unserer Absicht." Und an einem andern Orte: „Das türkische Reich ist eine Verlassenschaft, bemerkte der russische Reichskanzler, die aus Mangel an Erben Rußland unfehlbar zufallen muß." Aus diesen und andern Äußerungen zieht nun B. den Schluß, daß in der Hauptsache der volksthümliche und der diplomatische Gedanke vollkommen übereinstimmend seien und sich nur darin unterscheiden, daß der erstere mit Ungeduld nach dem Ziele seiner Wünsche strebe, wogegen der letztere dasselbe mit Klugheit und Vorsicht zu erreichen suche. Andere politische Schriftsteller der Neuzeit theilen allerdings unsers Verf. Ansicht, wie beispielsweise der Herzog von Ragusa in seinem merkwürdigen Reisewerke. Doch gibt dieser zu, daß es vor der Hand Rußland genüge, einen überwiegenden Einfluß in Konstantinopel zu üben, und daß es, so lange es sich in dem Besitz eines solchen Einflusses befinde, kein Interesse habe, die Grenzen des

Digitized by Google

ungeheuern Reichs bis über den Bosporus hinaus zu erweitern. „Inzwischen versetzten", fährt B. fort, „die ehrsüchtigen Vertraulichkeiten des russischen Cabinets den französischen Kaiser in keine geringe Verlegenheit. Er begriff wohl, daß er Konstantinopel nicht für sich in Anspruch nehmen konnte, und Rußland mochte er es nicht zukommen lassen. Er suchte daher jeden Gedanken an den Fall des osmanischen Reichs so viel als nur immer möglich in die entfernte Zukunft hinauszuschieben." „Beide Mächte", heißt es in einer dem Gesandten Frankreichs ertheilten Instruction, „müssen den Untergang dieses Reichs bis zu dem Augenblicke verzögern, wo die Theilung seiner weithin sich erstreckenden Trümmer auf eine für beide vortheilhaftere Art bewirkt werden kann." Im Verfolg eben derselben Instruction aber drückt er seine Meinung hinsichtlich der ganzen Türkei noch deutlicher aus, wennschon dabei nur von den Donau-Fürstenthümern die Rede ist. „Was der Kaiser allem Andern vorzieht", so lautet die betreffende Stelle, „dies wäre, daß man die Türken im Besitze ihrer beiden Provinzen lassen möchte." Demnach wäre der status quo, d. i. die Aufrechthaltung des türkischen Reichs in seiner Integrität, Napoleon's Schlußantrag in der orientalischen Frage gewesen. Die jüngsten Ereignisse aber beweisen, daß, während der seitdem verflossenen drei Jahrzehnde die europäische Politik sich vollkommen consequent geblieben ist und auch so lange bei der nämlichen Ansicht beharren dürfte, bis irgend eine gewaltsame Umwälzung neue Interessen und somit auch ein neues System hervorrufen möchte.

Ob indessen einer solchen Katastrophe und ihren unabweislichen Folgen zeitig vorzubeugen, eine, zukünftige Fälle berechnende Politik nicht für rathsam erachten möchte, dies ist freilich eine andere Frage, die hier zu lösen wir zwar keineswegs unternehmen wollen, hinsichtlich deren sich uns jedoch eine Betrachtung aufdringt, der, als unserm Gegenstande nicht fremd, wir zum Schlusse noch eine Stelle einräumen wollen. Noch sind kaum zehn Jahre verflossen, wo es in Rußlands Macht stand, den Thron des Sultans zu Konstantinopel umzustürzen. Seine siegreichen Heere standen 1829 vor den Thoren dieser Hauptstadt, und nach dem wörtlichen Eingeständnisse der bei der Pforte beglaubigten Repräsentanten aller europäischen Mächte, Großbritannien mit inbegriffen, verdankt Mahmud die Erhaltung seines Thrones lediglich der Großmuth des Siegers. Ist es nun wahr, wie B. sagt, daß die volksthümliche Meinung in Rußland zur Eroberung Konstantinopels drängt, so ist es eine nicht minder bekannte Thatsache, daß sich zu jener Epoche eben diese Meinung in ganz Europa dafür aussprach, ja, daß sich solche von Rußland, dessen Waffenerfolge sie bis dahin mit ihren Wünschen begleitet hatte, abwendete, als sie sich in ihren desfallsigen Erwartungen getäuscht sah. Mit Hinblick nun auf den befragten, urkundlich außer Zweifel stehenden Vorgang — denn der betreffende diplomatische Notenwechsel ist in das Gebiet der Öffentlichkeit übergegangen — gewahren wir, wenn auch nicht in dem politischen Systeme Rußlands für alle Zeiten, so doch in der Gesinnung des gegenwärtigen Autokraten die Bürgschaft einer Politik, die Gebietsvergrößerungen für unverträglich mit den wahren Interessen des ohnedies schon so großen Reiches erachtet; und sollte daher, dies ist die Schlußfrage, da, wie vorhin bemerkt wurde, die jeweilige Politik Rußlands sich nach der Persönlichkeit des Selbstherrschers bestimmt, gerade der jetzige Moment nicht vielleicht der günstigste sein, um die orientalische Frage zur endlichen Lösung zu bringen? In welcher Weise dies auch ohne gewaltsame Erschütterung des allgemeinen Staatensystems zuwege zu bringen sei, liegt außerhalb des Bereichs unserer Erörterungen. Wenn es aber wahr ist, wie die Politiker behaupten, und wie auch Napoleon nach B.'s Werk nicht in Abrede stellt, daß die Türkei nur ein ephemeres Dasein fristet, und es sogar nicht zu verhüten sei, daß Konstantinopel und der Bosporus früher oder später Rußland zufallen müssen, so wäre jetzt gerade der Moment eingetreten, worauf Napoleon's vorerwähnte Instruction Bezug nimmt. Der darin ausgedrückte Gedanke jedoch wäre dahin zu erweitern, daß die Theilung der Trümmer des osmanischen Reichs nicht blos auf eine den Interessen der beiden dort benannten Mächte, sondern den Interessen der Civilisation überhaupt entsprechende Weise auszuführen sei. 13.

Literarische Notizen.

Es sind zwei Lieferungen einer neuen Ausgabe Shakspeare's: „The pictorial Shakspeare" (oder wie der Herausgeber schreibt: Shakspere), erschienen, welche sowol durch die auf den Text gewendete Sorgfalt, als durch die Trefflichkeit der zahlreichen Holzschnitte, meist nach alten Originalzeichnungen, sich auszeichnet. Die beiden Lieferungen enthalten „Die beiden Veroneser" und „König Johann". Der Herausgeber hat sich nicht genannt, schwerlich aber dürfte es, wie man behauptet hat, Dr. Drake sein, da die Einleitung und die Anmerkungen mehr Eigenthümlichkeit der Ansichten und Schärfe des Urtheils verrathen, als jener in seinem Werke: „Shakspeare und seine Zeit", dargelegt hat. Auf die Berichtigung des Texts ist viel Fleiß verwendet. Bei den Stücken, von welchen es keine bei des Dichters Lebzeit gedruckte Quartausgabe gibt, ist die Lesart der ersten Folioausgabe von 1623 angenommen worden; englische Kritiker aber meinen, der Herausgeber möchte sich an diese Ausgabe selbst in den Fällen halten, wo es vor des Dichters Tode erschienene Drucke gebe, da es ziemlich ausgemacht sei, daß Shakspeare sich nie darum bekümmert, richtige Abdrücke seiner Werke zu besorgen. Die Herausgeber der ersten Folioausgabe bemerken ausdrücklich, daß früher viele gestohlene, verstümmelte und betrüglich entstellte Abdrücke in Umlauf gewesen seien. Die erste Ausgabe des „Hamlet" von 1603, in der Bibliothek des Herzogs von Devonshire, ist ein auffallender Beweis davon. Die hinzugefügten Anmerkungen sind nur solche, die das Verständniß des Textes erleichtern, und der Herausgeber ist nicht dem Beispiele früherer Erläuterer gefolgt, die so viel Unnützes und Geschmackloses in ihren Ausgaben zusammengehäuft haben. Auch ist er von den rohen und schwankenden Theorien Malone's und anderer Kritiker abgegangen und stellt die Behauptung auf, Shakspeare habe schon vor 1591, der gewöhnlich von seinen Biographen angenommenen Zeit, für die Bühne zu schreiben angefangen. Aus neuern Untersuchungen hat sich ergeben, daß er schon 1589 einen bedeutenden Antheil an Blackfriarstheater hatte, und wiewol er vielleicht anfänglich nur Schauspieler war, so läßt sich dies doch nicht beweisen, und er war damals schon 25 Jahre alt und in voller geistiger Kraft. Der Herausgeber nimmt daher an, der Dichter habe wahrscheinlich mehr seine minder vollkommenen Stücke vor 1589 geschrieben; schwerlich aber möchte man mit dem Herausgeber den „Perikles" auch in jene Zeit setzen können, da sich nachweisen läßt, daß dieses Stück erst 1608 oder 1609 aufgeführt ward. In dem letztern Jahre ward eine Novelle gedruckt, welcher nach ausdrücklicher Angabe das damals auf dem Globe-Theater aufgeführte Schauspiel „Perikles" zum Grunde lag.

Das neutste Stück des „Quarterly review" (Nr. 125) enthält unter der Überschrift: „Die päpstliche Verschwörung", einen Aufsatz über die katholischen Wirren in Preußen.

Vor Kurzem hat eine neue englische Übersetzung der Märchen der „Tausend und einen Nacht", von E. W. Lane, mit zahlreichen, die Gesetze und Sitten, die Religion, die Philosophie und den gesellschaftlichen Zustand der Araber erläuternden Anmerkungen begonnen. Es sind bis jetzt sechs Lieferungen mit vielen schönen Holzschnitten erschienen. 101.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 26. — 26. Januar 1839.

Grundzüge der Geſellſchaftswiſſenſchaft von M. v. Lavergne-Peguilhen. Erſter Theil, enthaltend die Bewegungs- und Productionsgeſetze. Königsberg, Bon. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Ein großes Ziel, was ſich der Verf. geſteckt hat: die Geſellſchaftswiſſenſchaft in ihren Grundzügen darzuſtellen, die Geſetze zu finden und auszuſprechen, welche die Geſellſchaft, ihre Bewegung, ihre Stürme, ihr Sinken und ihren Vorſchritt beherrſchen. Welche Vorſtudien ſetzt dieſe Arbeit voraus! welche ſorgfältige Unterſuchung aller Claſſen der Geſellſchaft, aller Länder und Völker der Erde in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, aller Kunde, die uns über die Zuſtände der Vergangenheit zugekommen iſt! welch tiefe Kenntniß vor Allem des menſchlichen Herzens und aller Einflüſſe, die darauf wirken! Wie wird der Verf. alle Stimmen über die Verhältniſſe angehört und benutzt haben, um ſich möglichſt vor einſeitiger Befangenheit zu ſichern, ſich möglichſt in den eigenen Standpunkt der Menſchen und Verhältniſſe zu verſetzen! Mit welch ſcharfer Kritik wird er doch auch wieder ſeine Autoritäten und Berichte geprüft haben, um Alles auszuſcheiden, was nicht der Natur der Sache, ſondern der zeitlichen, örtlichen und perſönlichen Anſchauung davon angehört! Auch dann noch ein großer, ein gewagter Vorſatz; denn wer vermag ſich von dem Allen loszureißen, wodurch die eigene Erziehung und die der Erziehenden, wodurch die Vergangenheit der Nation, der wir angehören, und alle gegenwärtigen Umgebungen, die auf uns wirken, unſer Urtheil auf eine gegebene Bahn drängen? Wie Archimedes einen Boden außer der Erde foderte, um die Erde aus ihren Angeln zu heben, ſo möchte man eine von allen Eindrücken der Geſellſchaft freie Stellung verlangen, um ihre Grundgeſetze zu würdigen. Der bloße Vorſatz und Eifer ſcheint uns zur Erſtrebung jenes Zieles nicht auszureichen, ſondern es dürfte daſſelbe einen von der Natur ſelbſt dazu prädeſtinirten Genius erheiſchen. So weit ferner Ref. die Geiſtesſtufe der Zeit kennt, ſcheint ſie ihm lange noch nicht die Hülfsmittel und Erleichterungen jenes Unternehmens zu vereinigen, die ihm zu wünſchen ſind. Namentlich die Pſychologie iſt noch in ſehr rohem Zuſtande, und der beobachtende Menſchenkenner ſieht gar wohl ein, wie wenig erſchöpfend die Claſſen und Begriffe ſind, die ſie aufſtellt, und wie in jedem Charakter derſelbe Trieb ein anderer wird. Ferner die Sprache, wie unbeſtimmt und vieldeutig! Mit ſo viel Worten verbindet Jeder einen andern Begriff, und mancher Streit iſt geführt worden, deſſen Parteien niemals bemerkten, daß ſie ſich von Haus aus nicht verſtanden hatten. Faſt ſcheint die Sprache zu arm, oder die Fähigkeit, ſie zu gebrauchen, zu gering, als daß Jeder den vollen Begriff, den er mit gewiſſen Namen verbindet, die ganzen Regungen, die gewiſſe Gedankenbilder in ihm aufrufen, in voller Klarheit und bis in die feinſte Schattirung in Worten ausprägen und in den Geiſt des Andern in völlig gleicher Weiſe übertragen könnte. Wie oft aber wird ein Begriff, der mit einem Worte verbunden wird, wie oft wird ein ſcheinbar ganz unerheblicher, fernliegender Umſtand zur Urſache, daß die Geſtalt der Geſellſchaft eine ganz andere wird, als man erwartete; daß eine Einrichtung einen andern Charakter annimmt, ein Ereigniß andere Folgen nach ſich zieht, als nach einer gar nicht oberflächlichen Beurtheilung zu verſprechen war. Es will da ſehr viel überlegt ſein, und Ref. glaubt kaum, daß in unſern Zeiten viel mehr als Studien zur Wiſſenſchaft der Geſellſchaft, Beiträge dazu unternommen werden können; er meint, daß noch manches Jahrhundert die Werkſtücke zu dem Baue zuſammentragen wird, auf welchem vielleicht dereinſt ein höheres Geſchlecht die Geſetze vollſtändig erkennen wird, die unſere Geſellſchaftszuſtände beherrſcht haben. Sich ſelbſt vermag vielleicht nie eine Zeit zu beurtheilen.

Doch wir irren; die Erfahrung lehrt uns ja, daß über nichts von ſo Vielen und ſo leicht geſprochen werden kann als über die Geſellſchaft. Man findet verhältnißmäßig Wenige, die über eine Maſchine, über einen chemiſchen Proceß, über einen Reſt des Alterthums u. ſ. w. zu urtheilen unternehmen; denn man kann über dieſe Dinge nicht reden, ohne einen gewiſſen Fonds poſitiver Kenntniſſe zu beſitzen, deren Erlangung einige Mühe und Zeit koſtet. Über den Staat, die Geſellſchaft, den Menſchen kann Jeder reden, der Worte und Gedanken aneinanderzureihen verſteht.

Bemerke man wohl, daß der Verf. nicht blos von dem Staate, als einer ſpeciellen für die Zwecke der Geſellſchaft begründeten Anſtalt redet, deren Art des Wirkens man ſo ziemlich kennt, obwol die Staatswiſſenſchaft

heute noch nicht so weit gediehen ist, sich auch nur über den Begriff des Staates vereinigt zu haben. Noch weniger beschränkt er sich blos auf den Staat der gegebenen Zustände. Nein, die Gesellschaft ist der Gegenstand seiner Untersuchung, und im Verlauf derselben zeigt es sich, daß er noch mehr als dies, daß er zuweilen die Menschen überhaupt, und nicht blos sofern sie Mitglieder der Gesellschaft sind, ins Auge faßt.

Den Begriff der Gesellschaft faßt er weit genug. Sie ist ihm „der Inbegriff aller zu gemeinsamem Leben und Wirken durch gemeinsame Gesetze und Institutionen verbundenen Menschen und aller in und auf der von ihnen bewohnten Erdfläche vereinten Gegenstände und Kräfte, so weit solche auf das menschliche Dasein Bezug haben". Es ließe sich da freilich fragen, in welchem Sinne man Gegenstände und Kräfte in den Inbegriff einer Gesellschaft nehmen kann; ob die Menschen sich in der That zu einem gemeinsamen Leben und Wirken, oder ob sie sich nur dazu verbunden haben, gemeinschaftlich dafür sorgen zu wollen, daß Jeder für sich recht glücklich lebe und wirke; ob da keine Gesellschaft ist, wo Gesetze und Institutionen nicht für Alle gemeinsam sind, sondern nur die Einrichtung der Gesellschaft und die Idee des Gesetzes Allen gemein ist, im Übrigen aber lauter particulare Einrichtungen und Gesetze bestehen. Doch der Verf. behauptet von seiner Erklärung, sie schließe zugleich die rohern Anfangszustände menschlichen Daseins aus. Er sagt: „Wo daher einzelne Jäger- und Nomadenstämme von denjenigen Früchten ein kümmerliches Dasein fristen, welche die Natur freiwillig, ohne menschliches Zuthun darbietet, da besteht eine Gesellschaft in unserm Sinne noch nicht." Letzteres kann sein; aber die obige Definition schließt diese Jägerstämme noch nicht aus. Sie können recht gut durch gemeinsame Gesetze und Institutionen zu einem so weit gemeinsamen Leben und Wirken verbunden sein, als überhaupt Menschen es zu sein pflegen. Auch liefert uns die Geschichte wie die Länderkunde allerdings Belege dazu.

Der Verf. sagt ferner, die Gesellschaften auf der Erde unterschieden sich wesentlich durch Klima, Größe und Fruchtbarkeit des Bodens, durch Zahl, Stärke und Culturstufe der Bewohner, durch Staatsgesetze und Institutionen. In einigen Gesellschaften erhüben sich die Menschen in überwiegender Zahl (richtiger wäre es wol gewesen, wenn der Verf. gesagt hätte: in überwiegender Kraft) zu einer schon geistigen und sittlichen Vollkommenheit (?) und erschüfen mit Schöpferkraft die großartigsten Kunst- und Geisteswerke (in überwiegender Zahl?), in andern beschränkten sie sich auf das rein sinnliche Dasein. Hier drängten sich nun von selbst die Fragen auf: „Sind diese Verschiedenheiten zufällig, sind sie Folge unmittelbaren göttlichen Willens, oder gehen sie aus dem mehr oder weniger guten Gebrauche hervor, welchen die Menschen von den ihnen und ihrer Umgebung ursprünglich verliehenen Kräften zu machen verstanden?" Nur die letztere Ansicht sei des Schöpfers wie der Menschen würdig. Nun zunächst dürfte, trotz der letztern Behauptung, es doch wol keine Frage sein, daß die Verschiedenheit der Gesellschaften nach Klima, Größe und Fruchtbarkeit des Landes, sowie nach Zahl und Stärke der Bewohner gar nicht, oder nur sehr theilweise von dem Willen der Menschen abhängen. Aber auch in Cultur, Gesetzen und Einrichtungen würden tausend Verschiedenheiten fortbestehen, wenn auch die Menschen alle einen gleich guten oder gleich schlechten Gebrauch von ihren Kräften machten. Nur in den Graden könnte dann Gleichheit erzielt werden. Wenn die Gesellschaft in Schweden und an dem Ufer des Ganges von gleicher Weisheit durchdrungen ist, so wird sie zu einem gleichen Grade von Cultur und Glück sich erheben. Aber nicht blos Klima, Größe und Fruchtbarkeit des Landes, auch Zahl, Stärke und Culturstufe der Bewohner werden immer verschieden, und die in beiden herrschenden Gesetze und Institutionen können sogar nur dann von gleicher Güte sein, wenn sie in Vielem verschieden sind. Übrigens ist es zu viel gesagt, daß nur die Ansicht, wornach das Geschick nur durch den Menschen selbst bestimmt werden soll, des Schöpfers würdig sei; denn täglich und stündlich begegnen uns ja so viele Beweise einer Verschiedenheit der Lagen, von der wir durchaus keinen Grund in dem Verhalten der Menschen finden können. Sage man, was man wolle, wer in Grönland geboren wurde, ist zu einem andern Zustande und auch zu einem andern Sein bestimmt, als wer in Neapel das Licht der Welt sah. Deshalb ist nicht mit dem Schöpfer zu hadern; denn wer ergründet seine Rathschlüsse? wer mag sagen, was vorherging und was nachfolgt?

Doch der Verf. geht sogleich selbst zu der Behauptung über, daß die Gesellschaft von ewigen und unabänderlichen Gesetzen beherrscht werde. Er versöhnt sich mit Allem, wenn es nur in der Farbe des Gesetzes und nicht als Willkür erscheint. Und doch ist das Gesetz nur eben eine menschliche Einrichtung, die nur gleichnißweise auf die Natur übergetragen werden kann. Jedenfalls sieht man aus diesen Sätzen, die von den ersten neun Seiten extrahirt sind, daß der Verf. seine Worte nicht so sorgfältig gewogen, seine Aussprüche nicht so gründlich durchdacht hat, wie man thun sollte, wenn man „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft" schreiben will. Ähnliche Belege könnten wir durch das ganze Buch liefern. Es sind wenige Sätze darin, die eine scharfe Prüfung ihres ganzen Inhalts vertragen können.

Die Gesellschaftswissenschaft besteht nach dem Verf. aus der Bewegungs-, der Productions-, der Cultur- und der Staatswissenschaft und beruht auf der Natur-, Körper-, Seelen- und Geisterlehre. An Erforschungswegen führt er den zerlegenden, den vergleichenden und geschichtlichen auf. Er begnügt sich mit dem zerlegenden. Weit kommt er aber nirgend mit seiner Zerlegung, obwol er die Elementargesetze der Natur, des Körpers, der Seele, des Geistes und des Staats besonders betrachtet. Bei der Seele unterscheidet er die Periode der Leidenschaft, der Vernunft und der Sittlichkeit. Sittlichkeit ist ihm eine „freie, unerzwungene, aus der Überzeugung von ihrer gesellschaftlichen Nothwendigkeit hervorgehende Tugend". Da

wird ja die Sittlichkeit zu einer reinpolitischen Sache, die sich ändert, je nachdem sie für die Gesellschaft mehr oder minder nothwendig ist.

Der Verf. geht nun zunächst zu den Bewegungsgesetzen über, wie sie namentlich den Menschen beherrschen sollen. Er trägt uns hier die gewichtigen Meinungen vor, daß, wenn der Körper vorherrsche, der Mensch in der Periode der Leidenschaft, wenn die Geisteskraft, in der Periode der Vernunft, wenn ein Gleichgewicht zwischen beiden Kräften stattfinde, in der Periode der Sittlichkeit stehe; sowie aber die Phantasie entweder das Übergewicht habe, oder zu schwach sei, auch Überspannung oder Stumpfsinn eintrete. Darauf kommen allerlei seltsame Berechnungen, wie sich die verschiedenen Körper-, Geistes- und Seelenbedürfnisse nach den verschiedenen Stufen und Classen der Gesellschaft vertheilen und verhalten sollen. Am höchsten stellt er den Staatsmann. Wir gestehen, in dieser ganzen Untersuchung nichts gefunden zu haben, woraus wir uns einen neuen und wichtigen Aufschluß über das Wesen und Wirken der Gesellschaft hätten versprechen können.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Mosaik. Erzählungen und Novellen von E. Janinski. Zwei Bände. Altona, Hammerich. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dem Verfasser dieser Erzählungen ist ein angenehmes Talent nicht abzusprechen, nur passirt ihm ein eigenes Unglück: die meisten seiner Novellen endigen damit, daß sie kein Ende haben und dadurch den Leser in eine verdrießliche Stimmung versetzen. Am stärksten trifft dieser Vorwurf die Novellen „Josephine" und „Der Philhellene", bei deren Schluß dem Leser recht eigentlich der Mund offen stehen bleibt. Man blättert vor- und rückwärts, sucht und wünscht einen Halt, indeß der Verf. hat den Faden abgeschnitten und beginnt frischweg ein neues Bild mit recht anmuthigen Farben auszumalen. Am glücklichsten unter den hier mitgetheilten größern und kleinern Erzählungen sind dem Verf. „Das Bombardement von Kopenhagen", „Ottilie" und „Josephine" gerathen. Ersteres, ohne tiefer in die Geheimnisse der Menschenbrust einzudringen, ist mehr ein hübsches historisches Genrebildchen, das sich ganz gut liest, die Denkkraft aber nicht sehr in Anspruch nimmt. Bedeutend tiefer greift die Novelle „Ottilie" in das Leben ein. Der Charakter Ottiliens ist ebenso gut angelegt als durchgeführt und predigt dem aufmerksamern Leser eine sehr ernste Moral. „Josephine" enthält die Geschichte eines jungen Mädchens, das den süßen Lockungen eines betrügerischen Mannes Gehör schenkt, fällt, vom Vater verstoßen, von dem Geliebten verlassen wird und nun in eine jener elendesten Spelunken des Lasters kommt, die in größern, namentlich in Seestädten leider in so großer Menge zu finden sind. Stolz und edle Sittenreinheit schützen die Arme vor einem tiefern Falle. Sie wird durch die Theilnahme eines jungen Kaufmannes beinahe gerettet, als der beliebte Deus ex machina des Verf. wieder auftritt und ihrem Lebensretter wie den Lesern die interessante Figur entführt, wir wissen nicht, wohin. „Die drei Schwestern", „Die erste Rose" und „Marthe's Hütte" sind idyllische Guckkastenbildchen, die sich ganz hübsch, doch ohne irgend einen Gewinn für Geist oder Herz lesen lassen. Ref. glaubt, Janinski würde Besseres leisten, wenn er etwas schwere Stoffe wählte. Diese Genremalerei, in der sich so viele erfreuliche Talente gefallen, verführt gar zu leicht zu einem Schlendrian, der sich schwer wieder abgewöhnen läßt.

2. Novelletten. Von Johann Gabriel Seidl. Wien, Sollinger. 1839. Gr. 12. 18 Gr.

Die Wiener sind ein lebenslustiges Völkchen, das sich die Arbeit leicht macht, wenn es irgend möglich ist. Seidl gehört auch unter diese lebensfrohen, tanzlustigen, zum Lachen und Trinken aufgelegten Naturen, denen man auch dann nicht gram sein kann, wenn sie dummes Zeug schreiben. Lieber Gott, die Welt will sich ja vergnügen; wozu also viel Aufwand von Mühe und Schweiß, wenn sich's halt auch ohne das leben läßt! Seidl gibt uns hier 16 kleine Novellen, die jedoch nichts mehr und nichts weniger sind als theils sehr alte, theils neue Anekdoten, gut erzählt. Keine von allen hat Werth. Man liest das Zeug so herunter, als ob man ein Stück Butterbrot verzehrte, nur wird man leider nicht geistig satt davon. Insofern jedoch, als unser Hunger dadurch geweckt wird, müssen wir dem Verf. dankbar für seine Gabe sein, die sehr wahrscheinlich deshalb schon ihre Liebhaber ebenso wie ihre lobenden Recensenten finden wird, weil nichts dahinter ist.

3. Der Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des 12. Jahrhunderts. Von Ernst v. Brunnow. Zwei Theile. Dresden, Fleischer. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hr. v. Brunnow läßt seinem Buche eine beinahe gelehrte Einleitung vorangehen, die indeß so gut geschrieben ist und im Allgemeinen so vortreffliche Gedanken ausspricht, daß Ref. mit nicht geringen Erwartungen an die Lecture des Buches selbst ging. Zu seinem großen Leidwesen fand er sich aber hier gar sehr getauscht. Hr. v. Brunnow versteht es wie Viele, seine Ansichten von Dem, was ein Roman sein und leisten soll, ganz anschaulich niederzuschreiben, sobald aber der Theoretiker in die Praxis übergeht, treten ihm eine solche Menge von Schwierigkeiten entgegen, daß Fleiß und Muhe sie nicht zu überwinden vermögen. So gut das Buch in stylistischer Hinsicht zu nennen ist, so viele fleißig ausgearbeitete Stellen darin sich vorfinden, und so glücklich die Anlage einzelner Charaktere sich zeigt, die Lecture selbst ist eine schwere Arbeit, die Jeden und nun gar erst unsere heutigen Leser ermüden muß. Der Verf. fehlt vornehmlich darin, daß er von den Sitten, den Wettstreiten ꝛc. der Troubadoure zu trockene Schilderungen entwirft, die wie ausgeschnittene Chronikenbilder aussehen. Die vielen Einflechtungen von langen Gesangstrophen, an sich ganz allerliebst, ermüden und führen zu nichts weiter, als den Gang der Erzählung aufzuhalten. Dadurch, daß E. v. Brunnow zu viel beabsichtigt, zu gründlich und zu anschaulich werden will, schadet er seinem wohlgemeinten Buche.

Was nun die Geschichte selbst anlangt, so ist sie so ziemlich hundert andern dieser Art ähnlich. Ademar, Schmied und dem Gesange hold, verläßt seine Werkstatt und schließt sich einem sogenannten Jongleur an, um auf Reisen zu gehen ꝛc. Unterwegs verliebt er sich in dem Garten eines Klosters in Mayarida, die Tochter eines Edelmannes, mit der er später auf dem Schlosse ihres Oheims wieder zusammentrifft. Nun folgen Turniere, Verleumdungen, Nachstellungen der Bosheit und Eifersucht, bis sich nach mannichfachen Trubsalen Alles zum besten kehrt und eine Heirath die Geschichte schließt. Es läßt sich dem Verf. Talent durchaus nicht absprechen; soll es sich aber später dem Leser gefälliger zeigen, so muß er seinen Stoff mehr zu bewältigen und anmuthiger zu gestalten suchen, bloße Schemate können in der Kunstwelt nicht als Kunstwerke aufgenommen werden. 35.

Italienische Literatur.

Für das medicinische Publicum dürfte die Anzeige folgender Schrift nicht ohne Interesse sein: „Della vita di Giovanni Rasori, libri sei compilati da *Giuseppe Del Chiappa*." Rasori war ohne Zweifel ein Mann von hohem Geiste, welcher während seines Lebens auf die gesammte Medicin einen großen Einfluß übte und unter den berühmtesten Ärzten die entgegengesetztesten und verschiedensten Urtheile über sich hervorrief. Gleichwol war es passend, daß irgend Einer hervorträte, der sein Leben beschriebe. Dazu schien ein Arzt erforderlich, der seine

medicinischen Doctrinen theilte oder wenigstens sie gründlich kannte, und welcher, außerdem daß er die Werke dieses Reformators gründlich studirt, so zu sagen, an der Quelle selbst dessen Theorien und Principien geschöpft hatte. Ein solcher Biograph konnte nur der Prof. Del Chiappa sein, von welchem man bereits „Le memorie intorno alla vita del cavaliere Borda", der gleichfalls ein sehr warmer Anhänger der Rasori'schen Reform war, besitzt. Da aber der tessinische Prof. die Geschichte der „neuen Medicin" bereits in jenem Werke geschrieben hatte, so konnte es ihm nicht allzu schwer fallen, das Leben desselben Reformators darzustellen. Diese beiden Werke über Borda und Rasori enthalten die ganze neue Doctrin der medicinischen Wissenschaft, dergestalt, daß der Geschichtschreiber der Arzneikunde in ihnen alle erfoderliche Materialien für die Geschichte jener Wissenschaft finden wird, welche in Italien von allen Zeiten her gepflegt wurde und noch fortwährend gepflegt wird, sodaß es hierin keinem andern Lande nachsteht. Die Lebensbeschreibung zerfällt in sechs Bücher, worin der Verf., indem er die Lebensereignisse des berühmten Arztes mit seinen medicinischen Schriften und Operationen in Verbindung bringt, seine Doctrinen auf eine so klare und einleuchtende Art darstellt, daß es zu bezweifeln wäre, ob ihr Urheber selbst es hätte besser thun können. Es findet sich in den mannichfaltigen und zahlreichen Schriften Rasori's kein Gedanke oder Begriff, der nicht in diese Biographie aufgenommen worden wäre, sodaß die ganze Doctrin in allen ihren Theilen wie in einen Rahmen gefaßt erscheint und mit einem einzigen Blicke zu überschauen ist. Da nun einige seiner Werke nicht mehr im Buchhandel vorräthig, andere nur sehr schwer zu bekommen, jedenfalls aber nur in den Händen Weniger sind, andererseits unter den Werken desselben sich keins findet, welches eine systematische und vollständige Entwickelung seines Systems enthält, so läßt sich aus der oben erwähnten Schrift des Prof. Del Chiappa besser als auf irgend eine andere Weise eine gründliche Kenntniß dieser Doctrinen schöpfen. Aus allen diesen Rücksichten ist das biographische Werk des Klinikers von Pavia von höchster Wichtigkeit, indem sich gleichsam der Saft und die Quintessenz der Rasori'schen Ideen über eine Reform der Medicin oder die Grundlagen der neuern italienischen medicinischen Wissenschaft in ihrer ganzen Reinheit und Vollständigkeit darin vorfinden. In den dem Texte angehängten Noten sind verschiedene auf die Person Rasori's oder auf seine Doctrin bezügliche interessante Mittheilungen vereinigt, die größtentheils so anziehend und wichtig sind, daß man sie ebenso gern als zu seiner Belehrung liest. Darunter erregen hohe Aufmerksamkeit mehre zu verschiedenen Zeiten geschriebene vertraute Briefe an seine besten Freunde, als Maggi in Fermo, Pirondi in Marseille, Fossati in Paris, Pietro Rubini in Parma u. m. A. Als Anhang zu dem ganzen Werke folgt ein unedirter Originalaufsatz Rasori's selbst, worin derselbe seine ganze Doctrin auf eine wunderbar klare und bestimmte Weise auseinandersetzt, und der die größte Aufmerksamkeit des Lesers darum in Anspruch nimmt, weil er daraus die analytische und inductive Methode Rasori's in der Medicin, welcher dieser selbst „una vera medicina sperimentale" nennt, am besten kennen lernen kann.

Eupedia, ossia la educazione, sciolti del prof. *Giovanni Battista Baizini*. Bergamo 1838.

Der um sein Vaterland wohlverdiente Baizini scheint sich gänzlich dem Lehrgedicht gewidmet zu haben, das er mit jener Lebendigkeit seines Geistes und mit jenen Absichten anbaut, welche seinen Tugenden zum Lobe gereichen. Sein Gedicht ist schön, die Sprache darin correct und würdevoll, der Versbau weich und harmonisch, hier und da jedoch verräth sich das Studium und vor Allem eine gewisse Bewegung, welche uns mehr an Parini zu erinnern, als originell zu sein scheint. Wenn der Hauptgrund des Wohlgefallens an diesem Gedichte in der reinen Moral liegt, womit es durchwebt ist, so ist doch nicht weniger wahr, daß der verborgene Zauber eines mit so vieler Liebe gearbeiteten Verses wunderbar diesen Eindruck erhöht; so gewiß ist es, daß die Poesie die Sprache des Herzens ist.

Rime Bortoliniane di *Pietro Ruggeri da Stabello*. Bergamo 1838.

In den letzten vier Jahren kam ein solcher Schwarm von Gedichten in Italien zum Vorscheine, daß er um das Vierfache die frühern Productionen in einem gleichen Zeitraume übertrifft, und einige davon wurden mit mehr Gunst von dem Publicum aufgenommen, als früher den großartigsten classischen Werken bei ihrem ersten Erscheinen zu Theil wurde. Man könnte dadurch leicht zu der Ansicht geführt werden, daß die jetzigen Autoren diese Gunst mehr der launenhaften Herrschaft der Mode als dem wahren Verdienste verdanken. Dieses Urtheil gilt jedoch nicht von Ruggeri, einem Manne von hoher Phantasie, wie es Carlo Porta war und Raiberti ist. Wer findet in den Versen Ruggeri's nicht die Leichtigkeit und das Pikante von Berni? Die Schönheit liegt bei ihm nicht sowol in anmuthigen Gedanken, als in einem sentenzenreichen Style. Die Anmuth, welche Ruggeri seinen Poesien zu verleihen weiß, ist nicht leeres Wortgeklingel, sondern echte Edelsteine und klingendes Geld. Wenn übrigens der bergamaskische Dialekt daran reicher ist als die übrigen Dialekte, so würde dies nichts Anderes sagen wollen, als daß die Bergamasken von der Natur für diese Gattung von Poesie ein glücklicheres Talent erhalten haben.

Von dem Romane Giovanni Colleoni's: „Isnardo o sia il milite romano, racconto italico", ist der zweite Band (Mailand 1838) erschienen. Dieses Werk, wovon noch drei Bände nachfolgen sollen, erregt schon jetzt in seiner unvollendeten Gestalt durch die Anlage des Ganzen, wie durch seine einzelnen Schönheiten und seine vortreffliche Sprache allgemeines Aufsehen und macht nach der Fortsetzung desselben sehr begierig. Der Schauplatz des zweiten Bandes ist Venedig zur Zeit des Dandolo und die Schilderungen dieser damals in ihrer Blüte stehenden Meerbeherrscherin sind sehr gelungen zu nennen. 40.

Notiz.

„Die Goldregion in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist beiweitem ausgedehnter, als man geneigt ist zu glauben. Sie hebt in Virginien an und erstreckt sich durch einen Theil von Nordcarolina, Südcarolina, Georgien und Alabama bis Tennessee. Die vorzüglichste Ausbeute an Gold liefern die Gruben von Nordcarolina, die am längsten bekannt und bearbeitet sind. Die Goldbergwerke in Virginien haben in neuester Zeit besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und die Regierung dieses Staates hat sich in Betreff der Ausstellung von Schutzbriefen und Prärogativen für die zur Erforschung, Eröffnung und Bearbeitung der dortigen Goldbergwerke zusammengetretenen Handelsvereine überaus zuvorkommend bewiesen. Die vorzüglichsten Distrikte, wo man in Virginien Goldbergwerke von einiger Ausdehnung aufgefunden hat, sind: Stafford, Culpepper, Fankin, Spotsylvania, Orange, Louisa und Buckingham. Die Goldmasse, welche innerhalb der Jahre 1824—34 aus den Bergwerken des südlichen Theils der Vereinigten Staaten in die Münze einging, belief sich auf 5,126,500 Dollars. Allein dies war nur ein sehr geringer Theil von dem überhaupt erbeuteten Metall. Der größere Theil des gewonnenen Goldes ging nach Europa, und ein anderer, nicht minder beträchtlicher kam in die Hände der Juweliere und Manufacturisten der Vereinigten Staaten. Überhaupt mag man den Werth von allem innerhalb der letzten 10 Jahre in den nordamerikanischen Bergwerken erbeuteten Golde ohne Übertreibung auf 880,000,000 Dollars schätzen." (Wir entnehmen diese statistische Notiz auszugsweise einem in historischen Mittheilungen sonst ziemlich zuverlässigen englischen Blatte, wollen uns aber nichtsdestoweniger einen bedeutenden Zweifel an der letztgenannten ungeheuern Summe vorbehalten.) 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 27. — 27. Januar 1839.

Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft von M. v. Lavergne-Peguilhen. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Nun redet der Verf. auf einmal vom Geld und seinen Bewegungsgesetzen. Das ist ein anderes Feld. Bei dem Vorhergehenden war er auf einem Gebiete, von dem wir eigentlich Alle nicht viel wissen, aber die Meisten desto mehr zu wissen glauben. Jetzt aber kommen wir auf ein allerdings auch sehr coupirtes Feld, das aber doch schon tüchtig durchstreift ist, und wo die Möglichkeit, es völlig auszumessen und zu ergründen, unbestreitbar vorliegt. Indeß hält sich der Verf. sehr im Allgemeinen. Er preist nach Verdienst den Nutzen des Geldes; in der That eine der wenigen Erfindungen, mit denen die Gesellschaft schon in früher Zeit solche Riesenschritte gethan hat, wie bei keiner spätern Gelegenheit so leicht vorkommen dürfte. Nun unterscheidet der Verf. — und das ist zwar keine ganz neue, aber eine nicht allzu häufige und nicht unbedeutende Idee — die Zwangswirthschaft, die Antheilwirthschaft und die Geldwirthschaft. Es dürfte aber sehr zu fragen sein, ob die letztere in der That und bleibend eine höhere Stufe sein kann als die zweite; ob das Geld, der nackte Sold, den eigenen Antheil am Geschäfte wahrhaft ersetzen kann. Die Nationalökonomie lehrt uns ja, daß schon die einzelnen Formen der Lohnzahlung auf die Güte und den Eifer der Arbeit von größtem Einfluß sind. Der Verf. macht ferner das Geld zum „Staatsdeputirten" und nennt den Staat den unmittelbaren Erzeuger des Geldes. Das ist wenigstens geschichtlich nicht vollkommen wahr, und namentlich in Deutschland ist nicht überall das Münzen gleich ursprünglich Sache des Staats gewesen. Einige folgende Betrachtungen über das Wesen des Geldes sind zwar nicht neu, aber doch im Ganzen richtig und mit anerkennungswerther Klarheit vorgetragen. Doch hat der Verf. keineswegs mit der erfoderlichen Sorgfalt die Gründe hervorgehoben, die besonders die edeln Metalle so vorzüglich geeignet zur Münze machen, und das ist zu bedauern, da eine genauere Beachtung dieser Gründe ihn vor manchen spätern Irrthümern bewahrt haben würde. Der Verf. kommt darauf zu den „bewegenden Principien des Geldes": das äußere, daß das Geld sich hinziehe, wo es am theuersten bezahlt wird, daß es die Geschäfte aufsuche. Wie erklärt da der Verf., daß das Geld in England so wohlfeil, in Tirol so theuer ist? Er hätte sagen sollen: das Geld, wird dahin am meisten gezogen, wo es am meisten — und zwar nicht als Repräsentant von Gütern, sondern in seiner Eigenschaft als Ausgleichungsmittel des Verkehrs — gebraucht wird. Inneres Bewegungsprincip ist ihm, daß die Geschäfte auch wiederum das Geld aufsuchen, dem Gelde nachfolgen. Das ist wahr, wenn er unter Geld das Capital versteht. Aber wer über das Geld schreibt, sollte Geld und Capital nicht verwechseln. Als inneres Princip des Geldes betrachtet er zunächst die Bestimmungen über das Eigenthumsrecht, welches die einzelnen Geldkreise scheide.

Doch der Verf. rückt seinem Ziele näher. Er sagt: das Geld strebe so lange, sich bei einzelnen Producenten zu concentriren, bis die Vortheile der Arbeitsvereinigung durch die Transport- und Absatzkosten überwogen werden, und die Minderung dieser Kosten wirke auf Steigerung der Concentration, der Vermögensungleichheit, auf Ausdehnung der Gewerbsgeldkreise hin. Werde nun eine angemessene Gewerbssteuer, nach Maßgabe der Productivität der ihnen zu Gebote stehenden Zeugungskräfte, den einzelnen Gewerbsanstalten auferlegt, so würden alle zu gleichen Preisen erkaufen müssen, weil die wohlfeiler Producirenden ihren Kostenpreisen um so mehr Steuern zuzuschlagen hätten als die theuerer Producirenden. Hier begegnen wir zuerst der auf Bevormundung des Verkehrs durch den Staat gerichteten Tendenz dieser Schrift. Der Raum d. Bl. erlaubt uns nicht, dieselbe in allen einzelnen Punkten zu beleuchten. In Bezug auf den hier erwähnten Satz erinnern wir Folgendes. Veränderte Transport- und Absatzkosten wirken keineswegs nothwendig auf Steigerung der Concentration des Capitals hin, vielmehr bewirkte eben die Höhe jener Kosten, daß die Vortheile des großen Capitals sich verdoppelten, daß, um ausgedehnte Geschäfte zu betreiben, ein recht hohes Capital erfoderlich war. Will ferner der Verf. die Ungleichheit der Vortheile kleiner und großer Unternehmer durch eine die letztern höher betreffende Gewerbssteuer ausgleichen, so hätte er zuvörderst das Princip angeben sollen, nach welchem die Steigerung der Auflage zu berechnen wäre. Wenn man einem Unternehmer, der z. B. hundert Arbeiter beschäftigt, blos zehnmal mehr auflegt als dem, für

welchen nur zehn Leute arbeiten, so kann der Erstere seine Waare dennoch wohlfeiler geben als der Letztere und wird es thun, wenn er anders durch die Concurrenz dazu getrieben wird; denn an der Arbeit von zehnmal mehr Leuten, überhaupt mit dem zehnmal größern Capital kann man mehr als zehnmal so viel verdienen, weil man größere und ausgedehntere Geschäfte machen, weitere Verbindungen anknüpfen, einen stärkern Credit gewinnen, sich auf gewagtere und auf längere Zeit berechnete Geschäfte einlassen, der Nachfrage eine bessere Auswahl und eine größere Sicherheit steter Befriedigung verschaffen kann. Folglich müßte die Steuer in dem angegebenen Falle mehr als zehnmal so hoch sein, um die vom Verf. gewünschte Wirkung zu erzielen. Wer will da den sichern Maßstab finden, wornach dieses Mehr wahrhaft billig und zweckmäßig abzuwiegen sein würde? Doch auch dann würde die Erreichung des Zieles nicht sicher verbürgt sein. Es ist gar nicht gewiß, daß in jedem Falle jede Steuer auf die Waare geschlagen wird, am wenigsten bei einer Gewerbssteuer, sondern es hängt das von dem Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot ab, ob die Steuer die Preise erhöhen, also die Consumenten betreffen, oder ob sie die Gewinne der Producenten schmälern soll. Alle Güterpreise fluctuiren zwischen einem Maximum und einem Minimum. Das erstere wird durch den vergleichungsweisen Werth der Güter bestimmt, durch ihre Tauglichkeit zu menschlichen Zwecken und den Grad ihrer Wichtigkeit, wie er von der Natur, oder von dem menschlichen Urtheil geschätzt wird. Allgemein und auf die Dauer geben die Menschen nicht mehr für eine Sache, als dieselbe, nach dem herrschenden Urtheil über ihr Verhältniß zu andern Gütern, höchstens werth ist. Sie müssen aber diesen ganzen Betrag geben, sobald die Nachfrage stark und das Angebot schwach ist. Das Minimum des Preises wird durch den Kostenbetrag der Sache bestimmt. Wenn für ein Gut nicht einmal Das mehr zu erlangen ist, was seine Herstellung kostet, so wendet sich die Speculation von ihm ab, und es wird entweder gar nicht mehr producirt, oder das Gleichgewicht stellt sich durch Verminderung des Angebots wieder her. Zwischen diesem Maximum und Minimum fluctuiren die Preise. Die Concurrenz strebt nicht darnach, aber wirkt darauf hin, die Preise auf das Minimum herabzudrücken. Die Speculation, gerichtet theils auf Verminderung der Herstellungskosten, theils auf Besiegung der Concurrenz, theils auf Vermehrung und bessere Benutzung der Nachfrage, sucht die Preise dem Maximum zu nähern, und was aus dem Verkaufe der Producte eines Geschäfts über die Kosten desselben erlangt wird, das bildet den Gewinn der Unternehmer. Wird nun jetzt eine Gewerbssteuer in einem Geschäfte eingeführt, so ist es keineswegs eine nothwendige Folge davon, daß nun auch sogleich die Preise der betreffenden Güter in einem entsprechenden Betrage steigen müssen, sondern es wird dies nur dann eintreten, wenn die Nachfrage im Verhältniß zum Angebote gerade stark ist. Im entgegengesetzten Falle werden die Gewinne der Producenten sich um den Betrag der Steuer schmälern, die Waare wird so wohlfeil bleiben als erst, und es wird nur nicht so viel daran verdient werden. Niemals aber kann die Steuer von dem Betrage sein, daß sie in der That das Gleichgewicht zwischen großen und kleinen Unternehmern herstellen könnte.

Richtig ist, was der Verf. S. 136 sagt, daß eine möglichst gleichmäßige Vermögens- und Erwerbsvertheilung den Verzehr der gröbern Gütergattungen, der Landwirthschaftserzeugnisse steigert, die Genüsse der Volksmassen auf Kosten des Luxus mehrt, während ungleiche Gütervertheilung den Luxus auf Kosten der allgemeinen Consumtion fördert. Das ist vielleicht die dankenswertheste Seite des ganzen Buches, daß es auf die Schattenseiten, welche die jetzige Entfaltung des Güterlebens begleiten, fortwährend aufmerksam gemacht hat; aber die Mittel, die es vorschlägt, dürften neue und stärkere Übel erzeugen. Die jetzige Gestalt des Güterlebens war eine Nothwendigkeit; das Leben selbst hat die Regierungen, die nur zu gern an den bevormundenden Principien festgehalten hätten, gezwungen, von diesen, so weit geschehen ist, abzulassen. Das Leben selbst, wenn man ihm Freiheit gönnt, wird auch neue Entwickelungsstufen erstreben, bei denen weniger düstere Schatten sich ausbreiten. Es hat jetzt die unermeßlichen Vortheile, die für die Gütererzeugung gewonnen worden sind, meist nur verhältnißmäßig Wenigen zugebilligt. Sollte es nicht bei weiterer Entwickelung Mittel an die Hand geben, wodurch dieselben Vortheile von immer Mehren sich benutzen lassen?

Zum Schlusse der Abhandlung über das Geld verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich über die Veränderungen des Geldpreises, stellt die Nachtheile einer Steigerung der Geldpreise in sehr schwarzen Farben dar, ohne die Folgen eines Sinkens derselben Preise ebenso genau zu erörtern, und dringt nun auf Erschaffung einer idealen Rechnungsmünze, auf Abschaffung der Metallmünzen, die mit Papiergeld zu vertauschen seien, auf Besteuerung der Staatsgläubiger u. s. w. Er hat dabei jedenfalls nicht genug auf die innere Verflechtung des Weltverkehrs und die unermeßliche Bedeutung, die diese für den Staat hat, und auf den Charakter des Credits geachtet. Das Alles sind Verhältnisse, in die sich der Staat nur mit höchster Vorsicht mischen muß. Es ist in den Wuchergesetzen des Mittelalters erlebt worden, wie die scheinbar natürlichsten Mittel gerade das Entgegengesetzte von Dem bewirkten, was sie bezweckt hatten. Er hat auch keinen sichern Beweis geliefert, daß in der That ein Steigen des Geldpreises zu erwarten sei; und wenn die von ihm geschilderten Nachtheile wirklich so groß sein sollten, so hat die Nationalökonomie längst ein Mittel an die Hand gegeben, durch welches ohne alle Störung des Verkehrs alle Nachtheile der Schwankungen des Geldpreises vermieden werden können. Man darf nur solche Entrichtungen, die für ewige Zeiten in gleichem Betrage bleiben sollen, in einer gangbaren Getreideart bestimmen und nach einem von Zeit zu Zeit zu berechnenden durchschnittlichen Marktpreise die Verwandlung in Geld vornehmen.

Nach dem Gelde redet der Verf. von der Natur und

ihren Bewegungsgesetzen. Auch hier schreibt er diesen Gesetzen eine Centralisations- und Zerstörungstendenz, dem Staate aber die Macht und die Pflicht zu, dem entgegen in den Gesellschaftshaushalt einzuschreiten. Die höhere Staatskunst, sagt er, kenne keine schlechten Zeiten; sie bestimme die Gesellschaftsverhältnisse vorher; sie habe die Zukunft in ihrer Gewalt. Ref. stellt dieser Behauptung die andere Behauptung entgegen, daß die höhere Staatskunst sich gar nicht herausnimmt, die Verhältnisse vorherbestimmen zu wollen, sondern ihnen folgt und sich zu ihrem Ausdrucke macht.

Die dritte Abtheilung handelt von den Productionsgesetzen und liefert uns die Nationalökonomie des Verf. Wir müßten ein Buch schreiben, stärker als das seine, um jeden einzelnen Satz zu widerlegen, und bemerken daher nur, daß seine Tendenz die Empfehlung einer Leitung und Beherrschung des ganzen Güterlebens durch den Staat ist. Wir würden ihm rathen, ehe er seine Untersuchungen fortsetzt, vorher nochmals die Schriften der von ihm genannten Männer recht sorgfältig durchzulesen und durchzudenken. Doch auch das wird ihm nichts helfen, wenn er mit einem schon fertigen Systeme an ihre Lecture geht. Überdem hat ihm die Zeit manchen Anlaß zu Einwürfen geliefert, an deren Zurückweisung freilich Adam Smith und seine Nachfolger noch nicht denken konnten. Aber in ihrem Systeme liegt auch die Widerlegung jener Einwürfe, wenn man sie suchen will. 123.

Ein Beitrag zu einem künftigen Verlagsrecht.

In einer Zeit, wo das literarische Eigenthumsrecht mit seinen Consequenzen die allgemeine Aufmerksamkeit anregt, und wo jeder Unbefangene eine für ganz Deutschland gültige Gesetzgebung wünscht, welche einerseits die Rechte der Schriftsteller und Verleger schützt und andererseits das literarische Bedürfniß des Publicums beachtet, in einer solchen Zeit dürften Vorfälle und Ansichten, welche mit dem literarischen und Verlagseigenthum in nächster Beziehung stehen, eine öffentliche Besprechung verdienen; ich will daher einen hierhergehörigen Fall mittheilen, und einige Bemerkungen daran anknüpfen.

Dr. Eisenmann, Staatsgefangener auf der Festung Oberhaus, übergab im Juli 1837 ein Werk mit dem Titel: „Die Krankheitsfamilie Typosis", der Buchhandlung Franz Hoffmann in Zürich in Verlag. Als Verlagsbedingung war unter Anderm festgesetzt, daß der Druck des Werks zu Ende Decembers 1837 beendet sein müsse, daß das Honorar im Januar oder Februar 1838 fällig sei, daß dem Verf. 20 Freiexemplare abzugeben seien. Hr. Julius Blaich, Geschäftsführer der genannten Buchhandlung, glaubte sich nicht an diese Verlagsbedingungen halten zu müssen und übergab das Werk der Ullrich'schen Druckerei in Zürich mit der Übereinkunft, daß dasselbe bis Ostern 1838 die Presse verlassen solle. Die genannte Druckerei scheint sich auch wenig an solche Verabredungen zu binden, denn im Mai waren erst 18 Bogen, noch nicht die Hälfte gedruckt, und erst jetzt wurde der Verf., dem man noch nicht einmal den Empfang des Manuscripts angezeigt, und den man überhaupt ohne alle Nachricht gelassen hatte, von der Sachlage in Kenntniß gesetzt, nachdem derselbe dringend und wiederholt Aufklärung von der Buchhandlung gefodert hatte. In dem Briefe nun, welchen Hr. Blaich Anfangs Mai an Dr. Eisenmann schrieb, drückte Ersterer sein Bedauern aus, daß das Werk erst im Herbst 1838 die Presse verlassen könne, und erbot sich zugleich, das Honorar in zwei Raten auf Anweisungen in zwei Monaten zahlbar zu entrichten. Eisenmann stellte vorläufig unterm 10. Mai eine Anweisung auf nur 150 Fl., am 10. Juli zahlbar, aus. Hr. Blaich acceptirte die Anweisung; als aber der 10. Juli erschien, verweigerte er dem Inhaber derselben die Zahlung unter dem nichtigen Vorwande, er habe das Geld dem Dr. Eisenmann auf andern Wegen beschafft. Darüber war Eisenmann sehr entrüstet und bat nun den Hrn. Prof. v. Pommer in Zürich, durch dessen Vermittelung das genannte Werk an die Hoffmann'sche Buchhandlung gekommen war, daß er ihn gegen diese Buchhandlung vertreten möge. Hr. v. Pommer entsprach dieser Bitte, und Hr. Blaich versprach demselben wiederholt mündlich und schriftlich und unter Verpfändung seines Ehrenworts, das Geld an diesem und an jenem Tage zu erlegen, ohne aber seinem Worte nachzukommen. Endlich sah Hr. v. Pommer sich genöthigt, die Hülfe des Gerichts anzurufen; aber dieses, statt Hrn. Blaich zur Zahlung der als liquid anerkannten Foderung anzuhalten, nahm Einsicht von dessen Büchern und erklärte wegen großer Überschuldung den Concurs.

Hr. v. Pommer begab sich nun in die Druckerei, um wenigstens das Werk wo möglich zu retten, allein hier erfuhr er Folgendes. Der Inhaber der Druckerei, Hr. Oberrichter Ullrich, welcher schon eine bedeutende Foderung an Hrn. Blaich zu machen hatte und dessen Lage erkannte, hatte sich das noch unter der Presse befindliche Werk Eisenmann's als Faustpfand verschreiben lassen; aber bald gewahr werdend, daß eine solche Sache sich nicht zu einem Pfand eigne, hatte er Blaich beredet, ihm dasselbe als Eigenthum zu überlassen. Als dann der Druck beendet war, hatte er es der Buchhandlung Meyer und Zeller in Zürich in Verlag gegeben, und so erschien denn diese Schrift ohne Wissen und Willen ihres Verfassers unter der Firma Meyer und Zeller. Letztgenannte Buchhandlung übergab Hrn. v. Pommer drei Freiexemplare, sich um die im Verlagsvertrag bedungenen 20 Freiexemplare nicht kümmernd, sodaß Hr. v. Pommer ein viertes, ihm gerade nöthiges Exemplar kaufen mußte. Als Eisenmann diese Thatsachen erfuhr, bat er Hrn. v. Pommer, der Buchhandlung Meyer und Zeller die Alternative zu stellen, entweder das Honorar für das Werk an den Verf. zu entrichten, oder zu gewärtigen, daß Letzterer den ganzen Vorfall veröffentlichen und zugleich die Anzeige einer von ihm sofort zu veranstaltenden neuen verbesserten und vermehrten Ausgabe seines Buchs erlassen werde. Die genannte Buchhandlung ließ sich auf nichts ein; der Druckereibesitzer, Hr. Oberrichter Ullrich, aber sandte am Schlusse der gegebenen achtundvierzigstündigen Bedenkzeit dem Hrn. v. Pommer einen Brief, in welchem er Eisenmann's Foderung für unbillig, seinen eigenen geschlossenen Kauf als vollkommen rechtsgültig erklärt und dabei die Behauptung aufstellt: „der Verleger eines Werkes werde durch die Einhändigung des Manuscripts nach geschlossenem Vertrag unbedingter Eigenthümer des Manuscripts und des darnach gedruckten Werkes und könne daher über beide verfügen, wie er es gut finde. Dem Verf. stünden keinerlei Rechte mehr auf das Werk, sondern blos die persönliche Foderung an den Verleger für sein Honorar zu."

Dieser treu erzählte Fall gibt Veranlassung, folgende Fragen zu prüfen: 1) Wird wirklich der Verleger bei Einhändigung eines Manuscripts unbedingter Eigenthümer des Manuscripts und des darnach gedruckten Werkes, sodaß der Verf. keinerlei Rechte mehr auf das Werk, sondern blos die persönliche Foderung an den Verleger für sein Honorar hat, oder mit andern Worten: ist ein Verlagsvertrag mit den gewöhnlichen Kaufverträgen in eine und dieselbe Kategorie zu setzen? 2) Kann der Verleger über das Manuscript und das darnach gedruckte Werk nach Belieben verfügen, kann er den Verlag des ungedruckten Werkes an eine andere Firma abtreten ohne Zustimmung des Verfassers?

Die erste dieser Fragen kann nur verneinend beantwortet werden, denn ein Verlagsvertrag unterscheidet sich durch mehre wesentliche Punkte von einem gewöhnlichen Kaufvertrage. Bei dem gewöhnlichen Kaufvertrage begibt sich der Verkäufer aller seiner Rechte und seiner Bestimmungen auf das verkaufte Ob-

Digitized by Google

jetzt; bei einem Verlagsvertrage ist solches nicht der Fall, was schon daraus hervorgeht, daß ein solcher Vertrag neben der Festsetzung des Honorars in der Regel noch mehre andere Bestimmungen enthält, z. B. über die Zeit, wann der Druck des Werks beendet sein muß; über die Zeit, wann das Honorar fällig ist; über die Qualität und Quantität der Ausgabe; über die Freiexemplare u. s. w. Überdies kann der Verleger ohne Übereinkunft mit dem Verf. keine zweite Auflage veranstalten. Daraus geht zur Genüge hervor, daß der Verleger durch die Übergabe des Manuscripts nicht unbedingter Eigenthümer des Manuscripts und des darnach gedruckten Werkes wird, sondern der Verleger bekommt blos das ausschließende Recht, von dem Werke eine gewisse Anzahl von Exemplaren drucken lassen und nach Belieben verkaufen zu dürfen. Wollte man einen entgegengesetzten Grundsatz geltend machen, dann wäre den Schriftstellern die Möglichkeit genommen, sich gegen Schaden zu schützen; denn beim gewöhnlichen Kaufvertrage kann der vorsichtige Verkäufer sich dadurch sichern, daß er das Verkaufsobject nur gegen die baare Erlegung des Kaufpreises ausliefert; der Schriftsteller aber kann ein solches Benehmen dem Verleger gegenüber schon deswegen nicht einhalten, weil die Summe des nach Druckbogen berechneten Honorars erst nach vollendetem Druck bekannt wird. Endlich darf der Verleger nicht nach Belieben über das Manuscript verfügen, wie wir sogleich sehen werden; es kann also auch deswegen von keinem unbedingten Eigenthum des Verlegers die Rede sein.

Was die zweite Frage betrifft, so muß dieselbe ebenfalls verneint werden; denn wenn der Verleger nach Belieben über das Manuscript verfügen dürfte, so könnte er sich auch veranlaßt finden, das Manuscript zu vernichten und das Werk gar nicht drucken zu lassen, ein Fall, der in gewissen Lagen des geselligen Lebens leicht vorkommen kann, ohne daß der Buchhändler deswegen ein Narr wäre oder dadurch zu Schaden käme. Eine solche Befugniß wird aber gewiß kein vernünftiger Mensch dem Verleger einräumen. Ebenso wenig darf der Verleger das noch ungedruckte Werk einer andern Firma übergeben, denn der Verf. wollte, daß sein Werk unter des Verlegers Firma und unter keiner andern erscheine, deshalb hat er den Verlagsvertrag mit ihm abgeschlossen. Abgesehen davon, daß ein Schriftsteller persönliche Gründe haben kann, warum er mit dieser oder jener Firma in keine Berührung, nicht einmal in Berührung der Namen auf dem Titel kommen will, so kann auch sein Interesse dabei betheiligt sein; denn nicht zu gedenken des oben erwähnten Falls, will ich auf folgenden Umstand aufmerksam machen. Wenn ein Schriftsteller mit einer Buchhandlung einen Verlagsvertrag abschließt, so hat er auch das Vertrauen zu der Buchhandlung, daß sie alle gesetzten Verlagsbedingungen genau erfüllen und so unter Anderm die Auflage nicht stärker machen werde, als die Übereinkunft besagt; dieses Vertrauen kann er aber nicht zu allen beliebigen Buchhandlungen haben, denen der ursprüngliche Verleger etwa den Verlag überlassen könnte. Aber auch das Publicum kann bei einem Afterverkauf des Manuscripts verlieren, wenn die Buchhandlung, welche den Verlag aus zweiter Hand kauft, dem Werke nicht die im ersten Vertrage bedungene schöne Ausstattung gibt, oder höhere Preise macht, als der wahre Verleger dem Vertrage gemäß hätte machen dürfen. So hatte in dem vorliegenden Falle Dr. Eisenmann sein Werk um ein sehr geringes Honorar der Buchhandlung Franz Hoffmann überlassen, weil dieselbe sich anheischig gemacht hatte, das Werk um einen noch wohlfeilern Preis zu verkaufen, als der von Eisenmann's frühern Schriften ist; die Buchhandlung Meyer und Zeller dagegen setzt für das Buch, resp. für 43 Bogen 4 Fl. 45 Kr., gerade so viel, ja noch mehr an als Palm und Enke in Erlangen für Eisenmann's frühere Schriften, während letztere Buchhandlung ein um ein Drittheil stärkeres Honorar contrahirt und ehrlich bezahlt hat. Es mag daher der Verleger die gedruckte Auflage mit den damit verbundenen ausschließenden Rechten an eine andere Buchhandlung verkaufen, denn solches ist schon öfter geschehen und verletzt den Vertrag und den Verfasser nicht; das ungedruckte Werk aber kann er nicht an eine andere Firma abgeben.

Werden die oben entwickelten Ansichten anerkannt, so dürfte sich, solange nicht eine positive Gesetzgebung das Recht der Schriftsteller schützt, in praktischer Beziehung nachstehende Folgerung daraus ziehen lassen. Da Verlagsverträge nicht in gleiche Kategorie mit den gewöhnlichen Kaufverträgen gestellt werden können, so müssen wir auf die allgemeine Natur der Verträge und ihrer Folgen zurückgehen, und da ergibt sich denn der Grundsatz: wenn von zwei Vertragspflichtigen der Eine den Vertrag bricht, so steht es dem Andern frei, entweder die Hülfe der Gerichte zur Erfüllung des Vertrags anzurufen, oder den Vertrag als aufgelöst zu betrachten und sich auch nicht mehr an denselben zu binden. Das heißt, der Schriftsteller wird, wenn der Verleger den Vertrag verletzt und er von demselben kein Recht erlangen kann, den Verlagsvertrag als gelöst betrachten und sein Werk einem andern Verleger übergeben. Kommen dadurch Andere zu Schaden, so trifft sie eben der Nachtheil, welcher Jedem droht, welcher eine Sache kauft, die der Verkäufer nicht berechtigt war zu verkaufen; wissen aber diese Andern, daß Der, von dem sie kaufen, ein Betrüger ist, so trifft sie ein solcher Schaden nicht ganz unverdient. 134.

Bibliographie.

Bone, H., Gedichte. 8. Düsseldorf, Schreiner. 1 Thlr.

Delavigne, C., La popularité, comédie en cinq actes, en vers. Edition originale. In-12. Leipzig, Brockhaus et Avenarius. 16 Gr.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Erste Section A—G. Herausgegeben von J. S. Gruber. 31ster Theil. Eckmühl—Ehstland. Gr. 4. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 20 Gr.

— — Zweite Section H—N. Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 15ter Theil. Ibaba—Jesztreb. Gr. 4. Ebendas. 3 Thlr. 20 Gr.

— — Dritte Section O—Z. Herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 11ter Theil. Panvinius—Parczenzew. Gr. 4. Ebendas. 3 Thlr. 20 Gr.

Fischer, Friedr., Der Somnambulismus. 1ster Band: Das Schlafwandeln oder die Vision. Gr. 12. Basel, Schweighauser. 1 Thlr. 6 Gr.

Friedemann, F. T., Paränesen für studirende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten. 4ter Bd. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 18 Gr.

Gerhard, Ed., Etruskische Spiegel. 1stes Heft. Imp.-4. Berlin, Reimer. 2 Thlr.

— — Auserlesene griechische Vasenbilder, hauptsächlich etruskischen Fundorts. Imp.-4. Berlin, Reimer. 2 Thlr.

Mensing, J. G. W., Des Dr. Joh. Trommsdorff Lebensbeschreibung. Gr. 8. Erfurt, Hilfenberg. 16 Gr.

Neumann, H., Dichtungen. 1stes, 2tes Dichterjahr. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 3 Thlr. 16 Gr.

Quehl, G., Die Hoffnung des Wiedersehens. Ein Blumenkranz auf theure Gräber, in Rede und Dichtung. 16. Erfurt, Hilfenberg. 6 Gr.

Schöll, A., Beiträge zur Geschichte der griechischen Poesie. 1ster Theil. Zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen. 1ster Band. Gr. 8. Berlin, Reimer. 3 Thlr. 4 Gr.

Theater-Lexikon. Herausgegeben von Ph. J. Düringer und H. Barthels. 1ste Lief. Lex.-8. Leipzig, O. Wigand. 4 Gr.

Thibaut, A. F. J., Ueber die sogenannte historische und nicht-historische Rechtsschule. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 8 Gr.

Venturini's, K., neue historische Schriften. 2ter Band. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 28. — 28. Januar 1839.

Thomas Jefferſon.

Im Jahre 1837 erſchien in London ein Werk, das als eine weſentliche Bereicherung der hiſtoriſchen und politiſchen Literatur betrachtet werden muß, und das über manche Gegenſtände, welche auf die Ereigniſſe in Amerika während der letzten funfzig Jahre Bezug haben, viel neues Licht wirft, nämlich das Leben Thomas Jefferſon's, von George Tucker, Profeſſor an der Virginiauniverſität. *) Jefferſon iſt einer der großen amerikaniſchen Triumvirn; Waſhington und Franklin ſind die beiden andern, und ſein Vaterland hat ihm kaum weniger zu danken als dieſen. Er leiſtete demſelben während des Unabhängigkeitskrieges die wichtigſten Dienſte; er war, wie der talentvollſte, ſo auch der ſtandhafteſte Vertheidiger jener Grundſätze, welche Amerika bewogen, ſich vom Mutterlande zu trennen; er leiſtete in Europa als Diplomat wichtige Dienſte, war dann Mitglied des von Waſhington gebildeten Cabinets und übte auch als ſolches einen großen Einfluß aus; er ſtand längere Zeit als Präſident an der Spitze des Staates und war in den letzten zwanzig Jahren anerkannter Führer und Lenker der mächtigen demokratiſchen Partei. Niemand wagt es, und ſelbſt die eifrigſten Monarchiſten, die es ihm doch kaum vergeben, daß er ein ſo ſtandhafter Anhänger republikaniſcher Grundſätze und Amerikaner war, wagen es nicht, in Zweifel zu ziehen, daß er als Staatsmann wie als Menſch und Charakter wahrhaft groß geweſen. Er iſt bereits elf Jahre todt und abgetreten von der Lebensbühne, auf welcher er eine ſo einflußreiche Rolle geſpielt. Jetzt erſcheint endlich eine vollſtändige Lebensbeſchreibung Jefferſon's, und dieſe iſt von einem Manne verfaßt worden, der ihm volle 27 Jahre nahe ſtand und Gelegenheit hatte, nicht nur Jefferſon's geſammte Correſpondenz nach Gutdünken zu benutzen, ſondern auch von James Madiſon, der auf Jefferſon in der Präſidentſchaft folgte und dem das Buch zugeeignet iſt, ferner von Jefferſon's Tochter, Frau Randolph, und manchen Freunden des Verſtorbenen werthvolle Nachrichten und Mittheilungen erhielt. Herr Tucker gehört ebenfalls der demokratiſchen Partei an, iſt aber ſelbſtändig genug, auch da ſeine Meinung offen und unverhohlen geltend zu machen, wo ſie von den Anſichten Jefferſon's abweicht, oder denſelben geradezu widerſtreitet. Sein Werk iſt mit Vorliebe, aber ohne Parteilichkeit geſchrieben, in lichtem, klarem Style, und es bringt über Jefferſon ſo viel Neues und Intereſſantes bei, daß wir nicht umhin können, das Weſentlichſte aus demſelben im Auszuge mitzutheilen.

Thomas Jefferſon wurde am 2. April 1743 in der jetzigen Grafſchaft Albemarle in Virginien geboren. Seines Vaters Familie ſtammte aus Wales; ſeine Mutter gehörte der reichen und vornehmen Familie Randolph an. Zu jener Zeit hatte das Leben in Virginien einen ſehr ariſtokratiſchen Anſtrich; doch traten die Pflanzer nicht ſelten in ſehr heftige Oppoſition gegen die vom Mutterlande beliebten Maßregeln. Sie lebten zerſtreut auf ihren Gütern, hatten bedeutende Einkünfte, die jedoch zumeiſt in Naturalien beſtanden und zum größten Theile von den Producenten ſelbſt conſumirt wurden, deren Gaſtfreundſchaft daher keine Grenzen kannte. Zwiſchen den alten, ſchon lange im Lande angeſiedelten Familien, den freien Pflanzern, und jenen, die erſt ſpäter ins Land gekommen waren und zum Theil von gewöhnlichen Arbeitern abſtammten, lag eine tiefe Kluft; letztere wurden ſehr gedrückt und, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, nicht für voll angeſehen. Es gereicht daher Jefferſon ſowol als Madiſon, welche beide aus dem Schooſe der virginiſchen Ariſtokratie hervorgingen, zur Ehre, daß ſie ſich ſchon früh von allen Standesvorurtheilen loszumachen wußten; auch waren Beide geſchworene Feinde der Negerſklaverei.

Bis zum ſiebenten Jahre beſuchte Jefferſon eine gewöhnliche Schule, vom neunten bis zum dreizehnten eine Anſtalt, in welcher Latein gelehrt wurde, und hier ſog er ſchon früh die Liebe zu den Studien des claſſiſchen Alterthums ein, welche er ſein ganzes Leben hindurch bewahrte. Im ſiebenzehnten Jahre wurde er auf das William-and-Marygymnaſium geſchickt, beſchäftigte ſich dort viel mit Mathematik und Philoſophie und ſtudirte darauf Jurisprudenz. Um das J. 1767 wurden die Zwiſtigkeiten zwiſchen den Colonien und England immer bedenklicher.

*) The life of Thomas Jefferson, third president of the United States, with parts of his correspondence, never before published, and notices of his opinions on questions of civil government, national policy and constitutional law. By *George Tucker*. Zwei Bände. London 1837.

Damals war Jefferson schon Advocat, zog sich aber von der Praxis immer mehr zurück, als er in die virginische Assembly gewählt ward und seine Laufbahn als Staatsmann antrat. Er war in der bekannten Besteuerungsfrage einer der entschiedensten Gegner des Gouverneurs, d. h. Englands. Das Versammlungshaus wurde seiner Unbeugsamkeit wegen aufgelöst, aber die Mitglieder hielten ihre Berathungen in einer Schenke und unterzeichneten hier heftige Resolutionen, die alle Washington's, Randolph's, Henry Lee's und Jefferson's Namen tragen. Schon damals zeigte sich Jefferson als einen entschiedenen Freund der Negeremancipation und sprach stets in diesem Sinne; doch erhielten erst 1782 die Sklavenbesitzer das Recht, ihre Neger nach Gutdünken und Belieben freigeben zu dürfen.

Während der drei folgenden Jahre beschränkten die Colonien ihren Widerstand gegen Großbritannien hauptsächlich auf passiven Widerstand und bildeten Vereine. Virginien zeigte sich dabei am thätigsten, und viele Mitglieder seiner Legislatur drangen schon damals auf energischere Maßregeln. Auf Jefferson's Antrag traten sie mit den Versammlungshäusern der übrigen Provinzen in Verbindung, um Gemeinschaftlichkeit im Handeln hervorzurufen. Dieses wichtige Ereigniß ging den bekannten bostoner Ereignissen voraus, in Folge deren der Gouverneur die Assembly von Virginien wieder auflöste. Diese aber erklärte: man sehe jetzt endlich klar und deutlich, daß die Regierung darauf ausgehe, die Bewohner des britischen Amerikas zu Sklaven herabzuwürdigen, und foderte die übrigen Provinzen auf, Abgeordnete zu einem allgemeinen Congresse zu ernennen. Für die virginischen Deputirten entwarf Jefferson die Instructionen, die zwar, weil sie in zu scharfer Sprache abgefaßt waren, als solche nicht angenommen, aber doch gedruckt wurden unter dem Titel: „Übersicht der Rechte des britischen Amerikas." Diese Flugschrift ist ein merkwürdiges Document, welches, da es die Gesinnungen der großen Volksmasse aussprach, ungemeinen Anklang fand und seinem Verfasser selbst in England großen Ruf brachte. Er spricht 160,000 britischen Wählern das Recht ab, mehren Millionen Amerikanern nach Belieben Gesetze geben zu dürfen, von denen jeder an Tugend, Verstand und Körperkraft keinem Menschen in England nachstehe; er führt alle Beschwerden der Reihe nach auf und erkennt dem Könige das Recht nicht zu,

auch nur einen einzigen Mann an den amerikanischen Küsten landen zu dürfen, wenn er nicht vorher Erlaubniß von der Legislatur der Colonie eingeholt habe; wie denn auch Georg II. die Zustimmung des Parlaments habe auswirken müssen, ehe die hanoverschen Truppen den Boden Großbritanniens betreten hätten.

Der Schluß ist von historischer Wichtigkeit, und wir wollen ihn darum dem Leser nicht vorenthalten. Er ruft dem Könige zu:

Öffnen Sie, Sire, Ihre Brust freisinnigen und hochherzigen Gefühlen. Lassen Sie den Namen Georg III. nicht einen Schandfleck (blot) im Buche der Geschichte sein. Sie sind von britischen Räthen umgeben; aber die sind Parteimänner. Dulden Sie nicht, daß eine gesetzgebende Versammlung Maßregeln beschließe, welche den Rechten und Freiheiten einer andern Eintrag thun. Das Schicksal hat Ihnen eine hohe Stellung verliehen, und Sie halten die Wage eines großen Reiches in der Hand; wägen Sie darum auch richtig ab. Es ist weder unser Wunsch, noch liegt es in unserm Interesse, uns zu trennen. Wir sind willig und bereit, jedes von der Vernunft gebotene Opfer zu bringen, um die Wiederherstellung jener Ruhe zu bewirken, nach der wir uns so sehr sehnen. Was Jene betrifft, so mögen sie mit ihren Bedingungen hervortreten; allein dieselben müssen gerecht sein. Es steht in unserer Macht, große Handelsvortheile einzuräumen. Aber Jene sollen nicht glauben, daß sie uns abhalten könnten, unsere Bedürfnisse auf andern als englischen Märkten uns zu verschaffen; noch weniger aber, daß wir unser, auf unserm Gebiete belegenes Eigenthum von irgend einer andern Macht auf Erden mit Steuern belegen lassen werden als unserer eigenen. Der Gott, welcher uns das Leben verlieh, gab uns zu gleicher Zeit auch Freiheit. Die Gewalt und Übermacht kann wol beide zerstören, aber nicht trennen.

Die virginische Convention wählte Washington und noch sechs andere Abgeordnete zum Congresse, der aus 55 Mitgliedern bestand und in Philadelphia seine Sitzungen hielt. Im folgenden Jahre wurde Jefferson Deputirter bei demselben, nachdem er zuvor in Virginien wesentlich dazu beigetragen, die streitbare Macht zu organisiren, und auf die sogenannten Versöhnungsvorschläge der britischen Regierung im Auftrage der Legislatur eine Antwort abgefaßt hatte, welche gleichfalls ein wichtiges Actenstück bildet. Der sehr bezeichnende Schluß lautet:

Wir haben Alles gethan, was in unsern Kräften stand, haben Alles erschöpft, was zur Ausgleichung und Versöhnung führen konnte. Wir haben dem Parlamente beschiedene Vorstellungen gemacht, und es hat den alten Kränkungen neue Beleidigungen hinzugefügt. Wir haben an die Ehre und die Gerechtigkeitsliebe des britischen Volkes appellirt, seine Anstrengungen zu unsern Gunsten aber sind bis jetzt ohne alle Wirkung gewesen. Was bleibt uns nun zu thun übrig? Daß wir unsere Sache dem unparteiischen Gotte anvertrauen und anheimgeben, der kein Unrecht thut; daß wir ihn aus vollem Herzen anflehen, er möge uns erleuchten mit seinem Rathe und unterstützen die Anstrengungen und Bemühungen Derer, welchen Amerika seine Hoffnungen anvertraut, auf daß durch ihre weise Leitung wir wieder der Segnungen der Freiheit und des Eigenthums theilhaftig werden und einer dauernden Einigkeit mit Großbritannien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Satiren.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Niemand ein guter Gesellschafter, ein guter Journalist oder Schriftsteller, ein Parlaments- oder Kammerredner, ein beliebter Arzt sein kann, wenn er nicht Witz hat; selbst Aubergisten müssen sich den witzigen Louis Drucker zum Muster nehmen. Aber wenngleich auch mancher Vater seinem Sohne für jeden Witz, den er reißt, einen Kreuzer Belohnung gibt, so hat doch derselbe Vater gewiß, wie wir Alle, einen gewissen tiefen Respect vor dem Witz. Hören wir einen Witz, so ahnt uns unwillkürlich Bosheit, Spott, geheime Polizei, Guillotine, Spionwesen. Warum? das weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht weil in der Praxis des Lebens der Witz gewöhnlich als ein Theil der Satire erscheint, der komischen, meine ich. Nun ist zwar der Witz immer ein höchst unschuldiges Spiel des Verstandes, aber wir dürfen ihm doch nicht so recht trauen; denn das ist gewiß, daß es im Paradiese keinen Witz gegeben hat, und das goldene Zeitalter kannte ihn auch nicht recht. Gleicherweise verhält sich's mit der Satire. Wenn es nun auch ausgemacht ist, daß wir nicht gerade für

die Satire sind, so sollten doch nicht Viele geradezu behaupten, wir wären gegen dieselbe. Ja, sagen Einige, man ist heutzutage gegen die Satire, weil sie zu derbe Wahrheit gibt. Allein das ist Verleumdung; wir sind gerade sehr für solide Wahrheiten, das beweisen unsere Philologen, unsere Philosophen, die vielen Bücher, in denen der einzig wahre Weg zum Reichthum, zum Erlernen des Whistspiels, zur Pferdekennerschaft, und wer weiß Alles was, gelehrt wird. Andere sagen, wir wären jetzt zu sehr Idealisten und deshalb gegen die Satire, welche sich ja an die ordinaire Wirklichkeit höchst eng anschließe; aber, was wir auch sein mögen, Idealisten sind wir nicht; das beweisen unsere Handelstractate, die Zollbandagen, die Gascompagnien, die Eisenbahnactien. Da kommen nun wieder Andere, die sagen, wir lieben die Satire nicht, weil sie nicht in die Sphäre der exclusiven Gesellschaft paßt, als zu trivial und grob; indeß die exclusive Gesellschaft nimmt doch den Kasperl und den Nante in den Mund, trägt sich mit diesen Notabilitäten umher und thut, als ob sie es nicht merke, daß Beide eigentlich Persiflagen auf die feine Welt sind. Vor Kurzem waren auch einige jüngere Literaten oder Belletristen bei mir, welche äußerten, man müsse sich hüten, den Namen eines Satirikers zu gewinnen, weil solche niemals rechten Zutritt zur Gesellschaft gehabt hätten; allein dagegen bemerke ich erstens, daß Hogarth, dieser Bildersatiriker, und Johannes Falk, und Liskov, und Rabener in jeder honetten Societat, und Horaz und Voltaire an Augusts und Friedrichs Hofe nicht die Letzten gewesen sind. Noch Andere meinen, weil unser Decennium an der eleganten Krankheit des Weltschmerzes laborire, so sei damit die Möglichkeit des Satireschreibens aufgehoben. Wenn die Weltschmerzler selbst sagen, daß ihnen die Satire fremd sei, so sind sie offenbar in den Fall der Schwindsüchtigen, sie haben kein Urtheil über sich selbst. Heine ist gewiß nicht blos Ahnherr der Weltschmerzler, sondern auch Satiriker; wenn aber Jemand nicht zur Clique der genannten Elegants gehört, so hat er nichts über sie zu urtheilen. Wenn sich aber Jemand erdreistete, zu sagen, unser Decennium oder unsere Zeit sei zu zahm zur Satire, so könnte man das, wenn man wollte, für Beleidigung nehmen; „zahm" in diesem Zusammenhange würde Dasselbe sagen wie „mit einem Maulkorb versehen"; dann wäre nur noch die eine Frage zu beantworten, wer der Schlimmere sein möchte, der mit einem Maulkorb versehen ist, oder der mit einem Maulkorb versieht. Viel klüger würden Die sein, die sagten: Satiren sind nicht im Geschmack unserer Zeit, deshalb haben wir keine, oder so wenige. Nun, das ist ein raisonnabler Grund; nicht als ob jeder Schriftsteller, oder Jeder, der öffentlich den Mund aufthut, sich erst umhört und fragt, was denn eigentlich der Geschmack verlange; sondern Jeder, der in dem Strom seiner Zeit oder in ihrem Ocean schwimmt, der wird von der Ebbe und Flut getragen, er kann über den Zeitgeschmack nicht hinaus. Wer sich darüber hinauszusetzen möchte, wird ausgelacht. Wer darf es denn wagen, sich heut Mittag mit einem ellenlangen Zopfe zu produciren, wenn er nicht Hoflakai, oder auf der Maskerade ist? Und wer darf jetzt noch umherlaufen als Sansculotte, wenn er nicht die Ehre hat, eine Dame zu sein? Ist er nicht im ersten oder im zweiten Fall, so wird er ausgelacht, und treibt er es weiter, so riskirt er, sich nolens volens ins Tollhaus hineinzurasen. In denselben Fall könnte ein Satiriker kommen, denken Viele; behandelte man ihn milder, so wäre er vielleicht in einem noch schlimmern, nämlich er würde gar nicht gelesen, oder im allerschlimmsten Fall würde er gar keinen Verleger für seine Werke finden.

So sind nun bessere Seelen in dem höchst natürlichen Fall, daß sie durchaus nicht einsehen können, wie jemals ein lebendigeres, allgemeineres Interesse für die Satire hat wach sein können. Indeß gegentheils darf's auch nicht verschwiegen werden, daß nicht blos die Combattanten in den Kammern, sondern auch viele simple Christen sich kaum vorstellen können, wie ein Leben ohne Controversen existiren möge; aber im Leben der Controversen, der Negationen, der Abirrungen bildet sich die Satire wie von selbst. Die alten Ägyptier hatten keine Idee von der Satire; doch den heitern, lebensfrohen Griechen, denen der volle Gedanke des Lebens aufgegangen war, denen war über der Freude an der Schönheit des Lebens das Unbefriedigende, der Widerspruch, jeder Gegensatz gegen Schönheit und Heiterkeit nicht fremd geblieben: die alten Bacchusfeste riefen die Komödie und mit der Komödie die Satire ins Leben.

So beruht auf der Anerkennung des Widerspruchs, des Gegensatzes gegen die Schönheit die Verbindung der Satire mit der Komik. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß die Satire als solche auch komisch sei; wollte man das behaupten, so müßte man Juvenal, Persius, Horaz nicht kennen. Ebenso wenig aber möchte ich behaupten, daß es auf der subjectiven Auffassung beruhe, ob etwas komisch oder satirisch sei, in der Art, daß ein schlechter Ehemann oder eine zweideutige Ehegattin, wenn sie den trefflichen Gellert aufschlügen, eine Satire zu lesen bekämen, während jeder andere unschuldige Leser nur ein komisches Gedicht vor sich hätte. Vielmehr behaupte ich, daß es eine zwiefache Gattung der Satire gibt, eine heitere und eine ernste. Damit ist nicht gesagt, daß beide Gattungen streng getrennt wären, die eine spielt in die andere hinüber; die heitere ist die älteste, die ernste wurde als Gegensatz gefodert. Archilochus hat als Satiriker unter den Griechen nie des Aristophanes Beifall geerntet; den Römern gehörte, dem Volkscharakter nach, die ernste Gattung. Unter den modernen europäischen Völkern möchte eine solche Trennung auf literar-historischem Grunde nicht wohl gemacht werden können. Von reicherm Colorit ist die komische Satire; es stehen derselben allezeit zwei bedeutende Hülfscorps zu Gebote, die, gut angewendet, von schlagendem Effect sind. Das erste ist die Caricatur, das zweite das Groteske. Unter Caricatur denke ich mir hier nicht eine ordinaire Verzerrung gegebener Formen, oder, wie man's wohl übersetzt, ein Zerrbild, sondern es ist die frappante bildliche Darstellung eines Widerspruchs oder einer Thorheit, wie sie äußerlich zur Erscheinung kommt. Auch das Groteske dient der Satire; dasselbe ist, sofern es dem Burlesken, als dem Launigen, welches den Schein völliger Regellosigkeit annimmt, nahe liegt, der mannichfachsten Modificationen fähig. Da aber das Groteske selbst in der ungewöhnlichen Zusammenstellung sinnlicher Züge und Gestalten besteht, so ergibt sich daraus, daß die Satire, welche doch etwas Sinnliches oder Versinnlichendes ist, desselben in vielen Fällen wohl gebrauchen kann.

Allein, mit der Satire muß vorsichtig umgegangen werden, sagt man; es gibt Gebiete, auf die sie sich durchaus nicht wagen darf, hört man behaupten; die höchsten Ideen des Lebens, namentlich die Religion, darf niemals von der Satire berührt werden, das ist ein allgemein angenommener Satz. Wenn Jemand sagt, die Satire dürfe sich auf das religiöse Gebiet nicht wagen, so kann man darunter nur verstehen, gegen die religiösen Irrthümer des Mysticismus, des Pietismus, des Naturalismus und der vielen andern Ismen dürfe der Satiriker nicht zu Felde ziehen. Wer nun dieser Meinung beistimmt, der muß vom Gebiete der Satire auch die Pädagogik abgrenzen, weil sie zur Religion in einem so nahen Verhältniß steht; der darf auch nicht gestatten, daß Jemand als Satiriker über öffentliche und bürgerliche Verhältnisse spreche; denn in diesen Formen hangt die Ordnung und das Bestehen unsers geselligen, civilisirten, socialen Lebens. Allein, so gewiß es Niemand für unerlaubt und unsittlich erklärt, gegen Verkehrtheiten auf den genannten Gebieten mit verständiger Demonstration zu Felde ziehen, so wenig kann es unerlaubt sein, mit Hülfe des Witzes und der Phantasie einen satirischen Feldzug auf jene Gebiete zu unternehmen. Nur Rücksicht auf die Gefahr, misverstanden zu werden, kann den Gebrauch der Satire gegen die letztgenannten Lebensformen beschränken; aber den Zügel läßt sich der rechte Satiriker niemals schießen. Die frühern Zeiten waren in solchen Dingen überall weit freier, muthiger, zuversichtlicher, als die gegenwärtigen es sind. Mit wie viel argen Satiren auf Geistliche und Kirchenwesen trug man sich im Mittelalter; in dem neuesten Streit der Katholiken mit der weltlichen Macht ist noch keine allgemein receipirte

Caricatur oder Satire erschienen. Wenn nun meine unmaßgebliche Meinung die ist, daß Satiren besonders gut angewendet werden gegen solche Thorheiten und Irrthümer, welche leichter durch die Plastik der Satire als durch das Raisonnement des Verstandes einleuchtend gemacht werden, und gegen solche Individuen, die sich gegen die Stimmen des Verstandes und der Vernunft selbst taub machen, und gegen solche Persönlichkeiten, welche nur durch das ausbrechende Gelächter des Publicums einigermaßen zur Raison gebracht werden können, so glaube ich doch nicht, daß es Partien des Lebens gebe, welche der Satire durchaus verschlossen sein dürfen. Wenn man zum Beispiel sieht, wie Viele gar lange Hälse machen, um an die Schneelinie der sogenannten vornehmen Welt hinanzureichen, so ist es ausgemacht, daß ihnen satirische Pfeile sehr wohlthuend sein werden. Die Art und Weise, wie das Publicum von heute die Künstler, die Sängerinnen und Tänzerinnen feiert, ist immer ein hübscher Stoff für eine moderne Satire. So sehe ich nicht ein, warum ein Wucherer, dessen Name in allen Unterstützungscomités, in allen Missionsberichten ebenansteht, ein Mann, der Sonntags in der Kirche der Erste und der Letzte ist; ich sehe nicht ein, warum besagter frommer Wucherer durch den religiösen Mantel, den er umnimmt, vor Satire soll gesichert sein. Hat denn Maltitz unrecht, wenn er in seinen „Pfefferkörnern" — ich glaube, sie sind noch nicht vergessen — gegen die Heuchelei der Pietisten und gegen die Schande der Mystiker hart losgeht? Ich meine, gewiß nicht. Oder sollte es der Heiligkeit der Religion schaden können, wenn schlechten Geistlichen von der Satire scharf zugesetzt wird; ich meine, wenn ein Geistlicher und Priester nicht geistlich genug ist, daß der Geist der Religion, der er dient, ihn vom verkehrten Wege auf den wahren leitet, so muß man jedes Heilmittel versuchen, um die Kirche von einem solchen Krebsgeschwür zu befreien.

So brauchte ich's nunmehr kaum zu erwähnen, daß es immer gewisse Gebiete gibt, welche die Satire nie berührt, nicht berühren kann, nie berührt hat. Hat denn je ein Satiriker gelebt, der als Satiriker gesprochen hätte über Älternliebe und über Kindestreue? Hat jemals ein Satiriker als Satiriker gesprochen über Mitgefühl, über Mitleid und über Mitfreude? Hat jemals Einer als Satiriker über den einfachsten Grund des religiösen Bewußtseins gesprochen? Nie. Und thäte es Jemand, der würde die wahre Sünde gegen den heiligen Geist begehen, wenngleich viele Theologen behaupten, daß dieselbe nur einmal begangen sei.

Wenn nun auch in diesem letzten Punkte Viele mit mir einig sein werden, so behaupten doch die Meisten, daß nur selten ein von der Satire Gegeißelter sich bessere. Indeß, da muß ich bemerken, daß es mit der Besserung Derer, die sich im Leben eine feste Stellung gesichert sehen, überall ein precairer Fall ist. Ein Ehrsüchtiger geht zur Kirche und hört einen Vortrag, der sich mit seinem Fehler beschäftigt, ich schwöre darauf, er kommt zu Hause und sagt: Wahrhaftig, der Mann hat Recht; die Canaille möchte sich heutzutage auf Knien verehren und auf Schultern von Freigeborenen in die Höhe heben lassen! So hört man Viele sprechen, blos weil sie in keiner Sache ein Urtheil über sich haben; Andere, wenn sie satirische Schriften lesen, vertiefen sich so in die frappanten, nectischen Situationen, daß sie gar nicht zur Reflexion, am wenigsten über sich selbst, gelangen. Indeß wenn auch Der, gegen den die Satire gerichtet ist, sein Bild gar nicht erkennt und also sich nicht zum Bessern und Schönern verändert, so ist es doch gut, daß der Fehler, die Thorheit, die Verirrung bezeichnet und den Andern als solche leicht kenntlich gemacht werde. Wenngleich ich damit weder eine Abschreckungs- noch eine Denunciationstheorie empfehlen will, so behaupte ich doch: so nothwendig und schwierig in der Arzneikunde die Diagnose der Krankheiten ist, so nothwendig ist die Satire zur Diagnose der Charaktere, des Zeitcharakters und der öffentlichen Charaktere. Deshalb, wo das Leben sich voll und frei, und kräftig und allseitig entwickelt, da muß auch die Satire zur Erscheinung kommen.

Dieser Behauptung geradezu widersprechend, sagen Viele, die Satire sei eins von den Zeichen der letzten, wenn nicht gar des letzten Tages eines Volks. Allerdings hat auch diese Ansicht ihre Wahrheit; namentlich die ernste Satire erscheint gewöhnlich, wie Hamlet's Geist, in gewaltigen Zeiten, in Tagen, die mit Großem schwanger gehen. Daß solche Tage auch wol die letzten sein können, wer mag es leugnen? Wenn aber die Satire in solchen Zeiten die Starken, Die, welche Muth haben, aufruft, daß sie alle Kräfte regen, um das Palladium aus dem Brande der Zeiten noch einmal zu retten, so ist die Satire wieder ein wesentliches Moment im Leben der Menschen.

Nun bleibt mir noch Folgendes zu bemerken übrig. Wenn man der Satire den Vorwurf der Übertreibung macht, so ist's oft nur scheinbar, daß die Satire übertreibt, weil wir in einer Satire die Züge, die sonst zerstreut angetroffen werden, in Ein Bild concentrirt finden. An den Vorwurf der Übertreibung schließt sich natürlich die Frage, ob der Satiriker boshaft sei. So viel ist gewiß, man kann sich nicht vorstellen, wie Jemand, der ohne große Täuschungen, ohne drückende Entbehrungen, in der Verhältnisse stiller Befriedigung lebt — wie ein Solcher Satiriker werden könne. Allein, wenn es in einem neuen komischen Romane heißt, der Satiriker solle die Menschen durch seine lose Zunge nicht unterhalten, sondern beunruhigen; jede Thorheit eines guten, jede Bosheit eines schlechten Herzens solle in ihm ihre unversöhnliche Rüge und ihren Pranger finden; sein Symbol sei der Skorpion, keine der Wunden, die er schlage, dürfe heilbar sein: so wird mir jeder Mensch mit unverdorbnem Gemüthe beistimmen, wenn ich sage: das ist nicht satirisch, sondern mehr als diabolisch. 75.

Notiz.

Ein englisches Urtheil über Henrich Steffens' „Malkolm".

„Haben die Deutschen", ruft das „Foreign quarterly review" (October 1838) aus, „ganz die richtige Idee von dem Geist und der Natur einer Novelle oder eines Romans verloren? Sie, welche so viele Jahre, obgleich oft gegen den guten Geschmack und allen moralischen Sinn, unsere Sympathien unwiderstehlich gefangen hielten?" Das Review wirft diese Frage auf in Betreff der norwegischen Novelle „Malkolm" von Henrich Steffens, die ihm ungemein misfallen hat, mit Ausnahme einiger Beschreibungen, z. B. der Schilderung des norwegischen Weihnachtsabends. „Der Fehler", sagt der Reviewer, „liegt darin, daß die Novelle, wie ein Mönch von einem hebräischen Buche sagte, ‚ein Buch ist, das am Ende beginnt'. Den Leser überrascht allerdings, gleich am Anfange die Katastrophe zu finden; dafür erscheint seiner gespannten Erwartung der weitere Verlauf der Erzählung nur um so langweiliger und uninteressanter. Der Autor mag für Das, was er thut, allerdings einen Grund, aber einen ziemlich schlechten haben, nämlich den, daß die Katastrophe an ihrer eigentlichen Stelle noch viel weniger überrascht haben würde." Nach reichlichen Mittheilungen im Auszuge und Erzählung des ganzen Inhalts schließt der Reviewer auf folgende wohlmeinende Weise: „Wir bedauern von Herzen, daß ein so begabter Schriftsteller seine Vertrautheit mit einem interessanten, von Novellisten fast noch unangetasteten Lande nicht besser zu benutzen weiß und den Genuß, den sein Talent gewähren könnte, durch ehrgeiziges Haschen nach Bühneneffect verdirbt. Der Rath des Grafen Hamilton, obgleich alt, ist für solche Schriftsteller noch nicht antiquirt; wir reden daher Hrn. Steffens an wie Jener den weitberühmten Widder: ‚Bélier, mon ami, si tu voulais commencer par le commencement, tu nous feras grand plaisir'." 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 29. — 29. Januar 1839.

Thomas Jefferson.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Man sieht, es denkt in Amerika noch immer kein Mensch an Unabhängigkeit und Trennung; das Land will nur Abstellung seiner Beschwerden. Aber als Jefferson in den Congreß trat, war dieser bereits zu der Überzeugung gelangt, daß nichts weiter übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen. Selbst die extreme Partei, welcher sich Jefferson anschloß, war aber der Ansicht, daß, wenn es zu einer Trennung kommen müsse, diese ein großes Unglück für die Colonie sein würde; sie verabscheute, gleich der von Dickenson geleiteten Partei der Gemäßigten, den Krieg; aber beide waren zum Äußersten entschlossen, weil sie auch nicht ein einziges der Colonie gebührendes Recht opfern wollten. Noch in der Mitte 1775 schreibt Jefferson an Randolph:

Mein erster Wunsch ist die Wiederherstellung unserer Rechte; der zweite die Wiederkehr der glücklichen Zeit, in welcher ich mich vom öffentlichen Leben, sobald ich meine Pflicht erfüllt habe, zurückziehen und ruhig in häuslicher Abgeschiedenheit leben kann.

Er hofft noch immer auf Versöhnung und Ausgleichung und schreibt weiter:

Ich will lieber in einer vernünftig begrenzten Abhängigkeit von Großbritannien leben als in der von irgend einem andern Volke auf Erden. Allein ich gehöre auch zu Denen, welche eher die Hand dazu bieten wollen, jene ganze Insel in den Ocean zu versenken, als dulden, daß das Parlament das Recht haben darf, uns ohne unsern Willen und ohne unsere Mitwirkung Gesetze zu geben.

Da jedoch die Aussichten immer trüber wurden, so sah er wohl ein, daß eine Trennung unvermeidlich sei, und er schreibt gegen Ende 1775 ebenfalls an Randolph, der sich damals in England befand:

Glaube mir, im ganzen britischen Reiche lebt kein Mann, der so ein entschiedener Anhänger der Vereinigung wäre, als ich es bin; aber, bei dem Gott, der mich geschaffen hat, eher will ich untergehen, als eine Vereinigung unter solchen Bedingungen dulden, wie das Parlament sie aufgestellt, und in dieser Hinsicht spreche ich die Überzeugung und den Willen von ganz Amerika aus. Es mangelt uns weder an Gründen oder Veranlassung, noch an der Macht, die Trennung auszusprechen; nur der Wille allein fehlt uns noch, und der wird sich auch bald finden, wenn der König in der alten Weise fortfährt.

Diese Zeilen sind nach den Vorfällen bei Lexington geschrieben und als die englischen Truppen so grausam gewirthschaftet hatten. Wie ungern aber die Amerikaner es mit England zu einem völligen Bruche kommen ließen, zeigt ein Brief Jefferson's, welchen er nach der Schlacht bei Bunkershill an einen Schotten schrieb, und aus welchem klar hervorgeht, daß er auch damals noch an die Möglichkeit einer Ausgleichung glaubte. Für die Sache der Amerikaner war es ein großer Vortheil, daß die Männer, welchen sie die Leitung ihrer Angelegenheiten vertrauten, so hitzig die Einen, und so bedenklich die Andern auch sein mochten, doch in dem Wesentlichen, in Dem, worauf Alles ankam, durchaus übereinstimmten, denn sie Alle bestanden auf ihrem alten Rechte. Inzwischen schritten die Ereignisse immer weiter vor, der Bruch wurde unheilbar; die Conventien von Virginien trat zum fünften und letzten Male im Mai 1776 zusammen und bevollmächtigte, da doch keine Spur von Aussicht zu Abstellung der Beschwerden mehr vorhanden sei, ihre Abgeordneten, im Congresse auf Trennung anzutragen. Am 7. Juni machte Richard Henry Lee demgemäß seinen Antrag; die Debatte währte drei Tage, und die Sache wurde auf den 1. Juli vertagt, weil sechs Colonien noch einiges Bedenken trugen, nicht über die Nothwendigkeit der Maßregel, sondern nur darüber, ob die rechte Zeit jetzt schon gekommen sei. Indessen wurde ein Ausschuß beauftragt, das nöthige Document abzufassen. Jefferson entwarf es, und theilte es privatim Adams und Franklin mit, die nur ein paar Änderungen mit einzelnen Wörtern vornahmen. Am 28. Juni wurde es im Congresse berathen, und am 1. Juli stimmten neun Colonien für dasselbe; Pennsylvanien und Südcarolina waren dagegen; die Abgeordneten von Delaware waren halb dafür, halb dagegen; Neuyork enthielt sich des Abstimmens. Am 2. Juli schloß Delaware sich der Mehrzahl an, Südcarolina folgte, und auch Pennsylvanien und Neuyork stimmten endlich mit den übrigen. In dem Documente selbst wurden den Bewohnern Südcarolinas und Georgiens zu Gefallen die Stellen, welche sich tadelnd über den Sklavenhandel aussprachen, gestrichen, und so wurde die berühmte Unabhängigkeitserklärung von den Congreßmitgliedern unterzeichnet am 4. Juli 1776, einem der wichtigsten und folgenreichsten Tage in der Weltgeschichte. Der Text selbst ist bekannt und in allen Werken zu finden, welche über die Geschichte der Vereinigten Staaten handeln. Die er-

wähnte Stelle über den Sklavenhandel aber ist wol schwerlich bisher gedruckt worden, und wir wollen sie daher so mittheilen, wie Professor Tucker sie unter Jefferson's Papieren gefunden hat. Nachdem die Beschwerden gegen das Mutterland und den König aufgezählt worden sind, fährt die Erklärung in Bezug auf Georg III. fort:

Ja, er hat einen Krieg gegen die menschliche Natur selbst unternommen und die heiligsten Rechte des Lebens und der Freiheit in einem entfernt wohnenden Volke verletzt, das nie ihm das Mindeste zu Leide gethan; er hat Angehörige desselben nach einer andern Halbkugel in die Sklaverei geschleppt, oder sie auf der Reise in Schiffen elendiglich umkommen lassen. Dieser eines Seeräubers würdige Krieg, der selbst für ungläubige Mächte eine Schmach und ein Schimpf ist, wird mit Bewilligung des christlichen Königs von Großbritannien geführt. Da es sein Entschluß und sein fester Wille war, einen Markt offen zu halten, wo Menschen gekauft und verkauft werden, so misbrauchte er sein Verwerfungsrecht stets, um alle Bemühungen von Seiten der gesetzgebenden Versammlungen, diesen schmachvollen Handel zu beschränken oder ihm Einhalt zu thun, zu vereiteln. Und damit dieser Masse von Abscheulichkeiten auch ja ihre eigenthümliche Farbe nicht fehlen möge, reizt er nun eben dieses Volk (die Neger) auf, sich bewaffnet gegen uns zu erheben und die Freiheit, welcher es von Niemand Anderm als gerade ihm beraubt worden ist, durch den Mord jenes andern Volkes zu erkaufen, welchem er jene Unglücklichen aufgedrungen. Und so will er frühere Verbrechen, die er gegen die Freiheit des einen Volkes sich zu Schulden kommen ließ, dadurch abbezahlen, daß er dasselbe aufstachelt, sich Verbrechen gegen das Leben des andern Volkes zu erlauben.

Im folgenden Jahre wurde Jefferson wieder zum Congreßabgeordneten ernannt; er lehnte aber die Wahl ab, weil er in seinen häuslichen Angelegenheiten Manches zu ordnen hatte und an der Ausarbeitung des Municipalcodex für Virginien Antheil nehmen wollte. Es wurde kein neues Gesetz gegeben, mit dem er sich nicht reiflich beschäftigt gehabt hätte, und besonders wirkte er für die Abschaffung des Erstgeburtsrechtes, die gänzlich sein Verdienst ist. Es gab seitdem nicht länger in Virginien eine Menschenclasse, die in Müßiggang schwelgte und ein riesenhaftes Vermögen besaß. Die vielen wohlhabenden Leute, welche jetzt jener Staat zählt, haben ihre Reichthümer im Handel oder durch Ackerbau erworben.

So lange das Erstgeburtsrecht galt — sagt Professor Tucker —, gab es gewiß drei- bis viermal mehr vierspännige Equipagen als heutzutage; dafür besitzen wir aber jetzt zehn- bis zwanzigmal mehr zweispännige; während damals einige Familien mehr Schüsseln auf dem Tische hatten, als wir nun in irgend einem Hause sehen, hat sich die Gesammtmasse der Schüsseln und Gerichte zwanzig-, wo nicht funfzigfach vermehrt.

Die gleichere Vertheilung des Vermögens hat sich außerdem in intellectueller Hinsicht sehr wohlthätig gezeigt.

Eine der Hauptbestrebungen, welche Jefferson sein ganzes Leben hindurch verfolgte, war die, alle religiösen Sekten in bürgerlicher Hinsicht auf gleichen Fuß zu stellen und keine privilegirte Kirche zu dulden. Die Hochkirche bezog früher in Virginien nicht nur den Zehnten, sondern außerdem noch von jedem Einwohner eines Kirchensprengels eine gewisse Abgabe. Daher war die Anzahl der Dissenter im Fortgange der Zeit so bedeutend geworden, daß diese eine ebenso große Masse bildeten als die Anglikaner. Doch erlangte Jefferson eine vollständige Gleichstellung aller Sekten erst nach vielen Jahren, und die letzten Vorrechte der anglikanischen Kirche wurden erst 1799 abgeschafft. Die Wirkung war, daß alle religiöse Unduldsamkeit verschwand und der religiöse Unterricht sich weit wirksamer zeigte, als er es früher gethan. Auch auf die Volkserziehung verwandte Jefferson große Mühe und Sorgfalt; er setzte es durch, daß Elementarschulen und höhere Gymnasien für classische Studien gegründet wurden, und die Virginia-Universität zu Charlottesville ist gleichfalls sein Werk.

(Der Beschluß folgt.)

Mustersammlung der Beredtsamkeit. Für die Schule und das Leben. Herausgegeben von Friedrich Haupt. Aarau, Sauerländer. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Erfahrung, daß rhetorische Chrestomathien etwas sehr Seltenes seien und der oratorische Theil in ihnen entweder gar nicht oder doch nur sehr ärmlich bedacht werde, hat den Verf., wie das Vorwort bezeugt, zur Ausarbeitung des vorliegenden Buchs bestimmt. Er geht dabei von der Thatsache aus, daß in allen Ländern deutscher Zunge die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr die Sache jedes Staatsbürgers und die Gabe der Beredtsamkeit auf den verschiedenen Stufen der Volksvertretung, des Gerichts- und Gemeindewesens in gleichem Grade dringenderes Bedürfniß werde. Die für diese Aufgabe nöthige Bildung aus den Mustern und Beispielen der Alten gewinnen zu wollen, hält er für befangen und einseitig, weil die in unserer Zeit so mannichfach rege gewordenen Interessen die Pflicht auflegen, unsere Blicke vorzugsweise der Gegenwart zuzuwenden. Die Aufnahme der Beredtsamkeit in die öffentlichen Schulen als lebendigen Bildungsmittels unserer Jünglinge sei möglich, weil sie nothwendig, und der Schädlichkeit einer politischen Richtung unter dem heranwachsenden Geschlechte könne durch Veredelung weit eher als durch gänzliche Nichtbeachtung begegnet werden. Um übrigens nach dieser Seite hin auch die grübelndste Ängstlichkeit und Bedenklichkeit zu beruhigen, hat der Verf. des ausländischen Redestoffes viel, des vaterländischen dagegen nur wenig gegeben. Das Buch ist zunächst für Schulen bestimmt; doch soll es auch einen weitern Kreis von Lesern befriedigen können, und zum Schlusse vergißt Hr. Haupt nicht, sich der weitverbreiteten Sitte unserer Schriftsteller anzuschließen, welche nie unterlassen, die etwaigen Unvollkommenheiten ihrer Geisteserzeugnisse mit den zahllosen Schwierigkeiten zu entschuldigen, die dabei zu überwinden waren.

Das Buch selbst beginnt mit der Beredtsamkeit unter den Griechen, geht sodann zu den Römern, von diesen zu den englischen und französischen Rednern über, denen sich die Deutschen und Schweizer anschließen, und endigt mit den Naturvölkern. Jedem Abschnitte wird die Entwickelungsgeschichte des entsprechenden Volks in rednerischer Beziehung vorausgeschickt, und je in die einzelnen Proben leitet eine Lebensskizze des Redners ein, von größerer und geringerer Genauigkeit, je nachdem die Lebensmomente überhaupt bekannt sind, oder vielmehr Herrn Haupt insbesondere bekannt waren. Nicht selten sind auch Gelegenheit und Veranlassung der Reden ausführlich entwickelt, und hier und da ist der Text durch äußerst populaire Anmerkungen unterbrochen, die Hr. Haupt, offenbar zur Befriedigung des allerdringendsten Bedürfnisses, hinzufügen zu müssen geglaubt hat.

Hätte das vorliegende Buch eine ausschließend pädagogische Richtung, so würde es uns unpassend geschienen haben, desselben in d. Bl. zu erwähnen; aber der Verf. hat ausgesprochen, daß er sich noch einen weitern Kreis von Lesern vorgestellt; die Natur des Gegenstandes greift überdem in einen so wichtigen Theil unserer gegenwärtigen Entwickelung ein, daß das Werk schon um dieses größern allgemeinern und vaterlän-

bischen Interesse willen eine nähere Beachtung verdient. Es ist die Erziehung für das öffentliche Leben, welche hier in Frage kommt. Wäre unsere politische Wiedergeburt nicht so neu, als sie wirklich ist, wäre das Eigenthümliche deutscher Beredtsamkeit durch eine gegliederte Reihe innerlich verbundener Muster und Beispiele unwiderruflich festgestellt, so ergäben sich von selbst die Regeln, nach denen ein solches Buch zu beurtheilen wäre. Nun aber sind wir gerade auf diesem Felde noch fortwährend in einem Gährungsprocesse begriffen, all den Schwankungen hingegeben, welche die steten Begleiterinnen eines ungewissen Zustandes sind, und die Lebensäußerungen der verschiedenen Volksstämme haben den einigenden Mittelpunkt noch nicht gefunden. Da gilt es um so mehr, mit sicherer Hand die leitenden Grundsätze festzustellen, ehe an praktische Einwirkung auf den Bildungsgang unserer Jugend gedacht werden darf. Hätte der Verf. überhaupt sich solche Grundsätze zu eigen gemacht und dieselben in klarer Durchführung uns vor Augen gestellt, so wäre die Sache, auch wenn wir eine abweichende Meinung hätten entgegenstellen müssen, um Vieles erleichtert; aber so ist es gerade der Mangel aller Grundsätze, den wir dem Buche zum wesentlichsten und vornehmsten Vorwurfe machen. Wir werden unternehmen, dieses Urtheil näher zu begründen, sodann Idee und Wesen der Beredtsamkeit im Allgemeinen und der deutschen im Besondern auszumitteln suchen, und so sind es nicht die Vorzüge, sondern gerade die Mängel des Buchs, durch die wir demselben um der Sache willen näher gebracht werden.

Es fragt sich vor allen Dingen, ob es wohlgethan war, den Plan des Buchs so weit anzulegen und, statt sich auf ein kleineres abgeschlossenes Gebiet zu beschränken, das ganze Feld der Beredtsamkeit von den classischen Völkern des Alterthums bis auf die neuesten Zeiten zu durchwandern. Denn wenn man auch an Denjenigen, der ein solches Werk auf einem so ausgedehnten und noch so wenig vorbereiteten Gebiete unternimmt, die bescheidensten Forderungen stellen will, so wird man doch nicht leugnen können, daß immerhin eine seltene Vereinigung sprachlichen und geschichtlichen Wissens, eine nur durch andauernde Studien zu gewinnende Einsicht in die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse jedes Zeitraums, eine genaue Erfassung der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Redners und nach alle diesem ein herangebildetes feines Gefühl für die Bedürfnisse unserer Jugend dazu gehört, um aus einer so hoch angeschwollenen Masse diejenigen charakteristischen Theile herauszufinden, deren Mittheilung dem vorgesetzten Zwecke entsprechen dürfte. Herrn Haupt's Buch ist keineswegs die Frucht solcher reifen Vorarbeiten. Er gesteht selbst, daß er erst während des Jahres 1836 im Verlaufe seiner Wirksamkeit als Lehrer an der Cantonsschule zu Aarau das Bedürfniß erkannt und den Gedanken an eine solche Arbeit gefaßt habe, und im December 1837 war das Werk selbst im Drucke schon so weit vorgerückt, daß er Hand an das Vorwort legen konnte; ja, in diesem wird sogar versichert, daß ein zweiter Band, der eine Sammlung von Gerichts- und Gelegenheitsreden, Aufrufen, akademischen Reden ꝛc. enthalte, im Manuscripte vollendet vorliege, und in dem gedruckten Werke wird bereits auf jenes ungedruckte hingewiesen. Unter solchen Umständen konnte denn in der That das Buch nichts Anderes werden, als was es wirklich geworden ist: eine Anhäufung loser Bruchstücke, eine bunte Sammlung von Reden, Notizen, Einleitungen und Erläuterungen, wie die Gunst oder Ungunst des Zufalls sie dem unbedenklich zulangenden Verf. entgegenführte. Wäre es mehr als dies, würde der Verf. sich, sofern er einen Vorgeschmack griechischer Beredtsamkeit geben wollte, auf Demosthenes beschränkt haben? Und wenn dies, hätte er statt der zweiten philippischen Rede nicht eher die „Rede für die Krone" wählen müssen, in welcher der unsterbliche Mann den ganzen Nerv seiner gewaltigen Rede und alle Fäden seiner politischen Wirksamkeit wie in einen gemeinsamen Brennpunkt zusammengedrängt hat? Hätte er die Reden des Julius Cäsar und des jüngern Cato beim Sallustius als die einzigen Muster römischer Beredtsamkeit auswählen dürfen, um den Cicero gänzlich zu übergehen, weil zufällig keine der vorhandenen Übersetzungen ihm zusagte? Hätte er endlich, um der Verstöße bei den englischen und französischen Rednern gar nicht zu erwähnen, die Muster deutscher Beredtsamkeit mit einer Rede Friedrich Barbarossa's an die ihm entgegenkommenden Gesandten der Römer beginnen und dann durch einen salto mortale zu Saalfeld und Jaup überspringen können, um von Letztern die einzigen Beispiele unserer neuern ständischen Beredtsamkeit zu entlehnen? Ein so unkritisches, oberflächliches Verfahren ist in der That unverzeihlich, und von einer Entschuldigung der Mängel um der vorhandenen Schwierigkeiten willen kann wol da nicht die Rede sein, wo man die Sache so unendlich leicht genommen hat.

Indessen gesetzt auch, Hr. Haupt hätte alle die Bedingungen erfüllt, die wir für die Lösung seiner Aufgabe als unerläßlich vorangestellt haben, er hätte sich des ganzen reichen Stoffes aus der Beredtsamkeit der hervorragendsten Völker bemeistert, um denselben mit ruhiger Umsicht beherrschen und zu seinem Zwecke benutzen zu können, er wäre endlich in seiner Auswahl ebenso glücklich gewesen, als er es in Wirklichkeit nicht gewesen ist, so litte doch das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt noch unter einem Misgriffe anderer Art. Die Beispiele werden uns nicht in der Ursprache, sondern nur in Übersetzungen mitgetheilt. Wenn aber schon die Übersetzung jedes andern Geisteserzeugnisses, sie sei auch noch so vollendet, weit hinter dem Originale zurückbleiben muß, so ist dies bei einer politischen Rede in gedoppeltem Maße der Fall. Diese ist in der That ein so lebenvolles, ganz mit der Individualität des Redenden verwachsenes Gebilde, daß man sich nebst der Sprache selbst das Geberdenspiel, den Ton der Stimme, ja die feinste Schattirung des Vortrags vergegenwärtigen müßte, um die ganze ungetheilte Wirkung eines solchen Kunstwerkes nachempfinden zu können. Da nun aber der vollkommene Ausdruck des Redenden sowie die Wirkung auf die Angesprochenen mit der Handlung selbst unwiederbringlich verloren geht, so muß uns wenigstens die Sprache ihr Abbild bewahren, wenn nicht nach und nach alle Lebensgeister sich verflüchtigen sollen. Denn wer wollte z. B. beim Demosthenes den Zauber seiner Rede in einer Übersetzung wiedergeben? die verschlungenen Sätze, in denen er die Gedanken seiner Beweisführung wie in undurchdringliche Schlachtreihen zusammenschichtet? die Witzspiele, womit er seinen Gegner umstrickt? die derben Anspielungen, womit er den selbstgenügsamen Bürger von Athen aus seiner Sorglosigkeit weckt? die eigenthümliche Kraft des Ausdrucks, wenn er am Schlusse mit einer alle Zuhörer mit sich fortreißenden Gewalt dem Ziele seiner Rede entgegeneilt? Auch in der besten Übertragung wird dieser über die Ursprache verbreitete frische Duft der Rede zur Hälfte verwischt, und wenn nun gar eine mittelmäßige oder schlechte heranreifende Jünglinge zu den Übungen der Beredtsamkeit begeistern soll, so verfehlt sie vollends ihres Zwecks. Darum halten wir die Aufgabe, durch übersetzte Musterreden die schlummernden parlamentarischen Talente der Deutschen zu erwecken, von vornherein für eine irrige und verfehlte, und wir zweifeln nicht, auch Hr. Haupt würde diese Ansicht gewonnen haben, wenn er seinem Buche, statt dasselbe in zwölf Monaten fix und fertig zu machen, die Wohlthat des „nonum prematur in annum" zuerkannt hätte. „Aber", so hören wir den Verf. uns entgegnen, „ich wollte nun einmal Proben aus der Beredtsamkeit verschiedener Nationen geben; wollte ich nun dies, so konnte ich dieselben bei dem mir vorgesetzten Zwecke nicht in der Ursprache, sondern nur in Übersetzungen mittheilen." Das Letztere könnten wir zugeben, wenn es mit dem Erstern seine Richtigkeit hätte; aber gerade die Richtigkeit jenes Wollens bestreiten wir. Denken wir uns einen Solchen, der sich bei dem Lesen einer Rede nicht blos die Kenntnißnahme ihres Inhalts zu geschichtlichen oder sonstigen Zwecken, sondern die Bildung zur Beredtsamkeit als besondere Aufgabe vorgesetzt. Für diesen gibt es keinen andern Weg als das Studium der Sprache, deren der Redner sich bediente. Er muß in die Zeitverhältnisse ein-

Digitized by Google

bringen, unter denen dieser gewirkt, die Gesittung des Volkes kennen lernen, zu dem er gesprochen, seine persönliche Stellung sowie seinen sittlichen Werth ausmitteln, und hält er endlich auf diese Weise die verborgensten Fäden in seiner Hand, so wird die Sprache die Hebelkräfte des Geistes offenbaren, mit denen die Rede gewirkt. So in ihre einzelnen Bestandtheile aufgelöst, wird eine einzige Rede dem anstrebenden Jünglinge größern Nutzen gewähren als noch so weitschichtige Chrestomathien, die man verschlingt, um sie zu vergessen. So haben die größten Muster des Alterthums auf die Bildung der neuern Zeit gewirkt, so haben Demosthenes und Cicero zu edelm Wetteifer begeistert, und so wirken sie noch.

Aber die Muster der Alten allein genügen nicht, den Staatsmann unserer Tage zu vollenden; darin stimmen wir mit dem Verf. vollkommen überein. Die Schule des Lebens und der Erfahrung sowie die Stellung unter dem eigenen Volke müssen ergänzend und bestimmend hinzukommen. Es ist bekannt, wie frühe und wie gründlich William Pitt den Thucydides las, wie gut Canning die römischen Dichter kannte und aus ihnen seine Einbildungskraft zu bereichern verstand; aber ebenso gewiß ist, daß Beide nicht mindern Fleiß auf das Studium der vaterländischen Geschichte und Gesetzgebung verwandten, daß ihnen namentlich die ganze Entwickelungsgeschichte des Parlaments zu Gebote stand, und daß zuletzt nur das Leben und ihre öffentliche Stellung die Kräfte ihres so vielfach vorgebildeten Geistes zur letzten Stufe der Vollendung leiteten. Schon diese Beispiele würden uns den Weg andeuten, der allein zur Beredtsamkeit führt, wenn auch nicht der natürliche Gang der Dinge uns denselben vorzeichnete. Die Thatkraft dieser Männer hatte ihre Wurzel in dem Boden der Heimat, und so bleibt allerwärts das Vaterland mit den mannichfachen Banden, durch die es uns zu fesseln weiß, die erste und wahre Quelle aller öffentlichen Beredtsamkeit. Die Muster der Alten werden unser Urtheil schärfen, den Schönheitssinn erwecken, unsere Einbildungskraft beleben und bereichern; aber nur das Interesse für die Angelegenheiten des Vaterlandes, der Kampf für die Bewahrung seiner edelsten Güter wird uns jene Wärme des Gemüths und jene Begeisterung leihen, welche allein den wahren Redner machen. Jene oratorischen Kunstwerke lehren uns das ganze Gewicht der Sprache erkennen, führen in ihre Feinheiten ein, zeigen uns die Hülfsmittel, deren der menschliche Geist zu seinen Zwecken sich bedient, und eröffnen uns mit einem Worte alle die Bildungselemente, welche auf die formale Seite unsers geistigen und sprachlichen Vermögens Bezug haben; aber nur die Kenntniß unsers eigenen Volkes, seiner Bedürfnisse und Bestrebungen gibt unserer Rede Kraft, Fülle und Umfang, und nur die Wirksamkeit im Staate Klarheit und Realität. Mögen wir noch so sehr nach fremden Beispielen uns bilden, noch so Vieles von fremden Völkern entlehnen können, unsere Beredtsamkeit muß sich aus dem innern Leben des Volks entwickeln, das Gepräge seiner Denkweise und Sinnesart in sich aufnehmen und an die in ihm herrschend gewordene Bildung sich anschließen. Sind nun diese Ansichten richtig und wahr — und wir halten sie für unumstößlich, weil die Geschichte der beredtesten Völker sie bezeugt —, so haben wir damit den triftigsten und stärksten Grund angegeben, der uns berechtigt, die ganze Anlage des Buchs als unstatthaft und unpassend zu verwerfen. Hr. Haupt will deutsche Jünglinge zur Beredtsamkeit anleiten, aber gerade die Proben deutscher Beredtsamkeit fehlen; denn was wirklich beigebracht ist, verdient diesen Namen kaum. Das Bruchstück von Friedrich Barbarossa ist der bloße Erguß eines kräftigen Mannes und gehört so wenig in den Kreis öffentlicher Beredtsamkeit als die Worte irgend eines merowingischen oder karolingischen Königs, die uns etwa ein alter Chronist aufbewahrt haben mag. Die Worte von Saalfeld wären erst dann an ihrer rechten Stelle, wenn auch von den anerkannt besten und vorzüglichsten Rednern Proben gegeben wären, und das von Jaup Angeführte gleicht einer prämeditirten Abhandlung weit eher denn einer Rede. Dieses seltsame Kleeblatt von Friedrich Barbarossa, Saalfeld und Jaup wäre nun die ganze zur Schau gestellte Musterkarte deutscher Beredtsamkeit, wenn wir nicht noch die Reden der Schweizer hinzurechnen wollen, welche der Verf. — wir wissen nicht, nach welchem leitenden Grundsatze — unter eine besondere Abtheilung gebracht hat, als ob politische Scheidung auch in der Literatur, die sich auf Sprachverwandtschaft stützt, einen Trennungsgrund abgeben könnte! Aber welch eine reiche und lohnende Ausbeute würde Hrn. Haupt das ständische Leben der Deutschen geboten haben, hätte derselbe sich die allerdings etwas sauere Mühe nicht verdrießen lassen, die einzelnen Proben aus dem noch keineswegs geordneten Stoffe hervorzusuchen. Wir erinnern hier nur an die ebenso sehr durch Anmuth und Harmonie der Sprache als durch warme, hinreißende Begeisterung ausgezeichneten Vorträgen des Hrn. v. Liebenstein, an Rotteck, Jestein, Duttlinger, und an die klaren, körnigen und gediegenen Reden des unvergeßlichen Winter unter den Badenern; an Schott, Schlayer, Uhland, W. Menzel und den genialen P. Pfizer unter den Würtembergern; an Aretin, Hornthal, Utzschneider, Behr, Wittich unter den Baiern; an die beiden Gagern, Aull, Hoffmann, Jordan, Schomburg u. A. in den beiden Hessen, kurz an alle die Männer, die im Laufe von 25 Jahren mit größerer oder geringerer Kraft deutsche Nationalinteressen verfochten haben. Lehren, die sie ausgesprochen, Ideen, die sie verbreitet, Ergebnisse, die sie thatsächlich festgestellt, Worte der Begeisterung, die sie von unsern ständischen Redestühlen verkündigt, diese sind die Pflanzschule der Beredtsamkeit für unser aufwachsendes Geschlecht. In der geistigen Umgebung solcher Männer mögen unsere Jünglinge den Pedantismus der Schule mit der Frische des praktischen Lebens vertauschen, die Wissenschaft mit Wirklichkeit und Erfahrung ausgleichen lernen; hier mögen sie sich von Schwindeleien heilen, um die Freiheit durch Gesetz und Ordnung, die Wohlfahrt des Vaterlandes durch das Vergessen kleinlicher Zersplitterungen befördern zu helfen. Wir wollen nicht glauben, daß das ganze hier bezeichnete Feld des öffentlichen Lebens in Deutschland dem Verf. gänzlich unbekannt geblieben sei, weil dies in der That allzu kläglich wäre; wenn er aber den so auffallenden Mangel mit der Kürze der Zeit, die ihm zu Gebote stand, entschuldigen wollte, so würde dies nur zur Bekräftigung unsers oben ausgesprochenen Vorwurfes dienen, daß es übel gethan war, ein Werk, welches Jahre des sorgsamsten Fleißes und der reifsten Prüfung erfodert hätte, so kurzer Hand vom Stapel laufen zu lassen, und sollte der Mißgriff mit politischen Rücksichten entschuldigt werden, so finden wir auch diese Ausflucht nicht stichhaltig. Denn zunächst hat Hr. Haupt aus fremden Rednern weit stärkere Dinge aufgenommen, als je von einem deutschen Redner gesagt worden sind; und wollten wir überdies auch annehmen, ein solches Buch würde durch Nichtbeachtung für öffentliche Schulen unbrauchbar gemacht, so bliebe es immer noch einer großen Anzahl von Jünglingen durch häuslichen Fleiß zugänglich; wäre auch dies nicht, so fände es bei den Erwachsenen, bei den reifern Männern des Volks Eingang; würde endlich auch dieser Weg abgeschnitten, so wäre gänzliches Schweigen immer noch besser als das Umgehen der Wahrheit.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Mit Neujahr begannen zwei neue englische Zeitschriften. Die eine, „The Isis", eine Vierteljahrsschrift, eröffnet einen Aufsatz mit der Überschrift: „Was machen unsere beiden Universitäten?" Die andere, unter dem Titel: „The episcopal magazine and church of England's warder", wird von Geistlichen der bischöflichen Kirche in England und Schottland herausgegeben. 101.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 30. — 30. Januar 1839.

Thomas Jefferſon.

(Beſchluß aus Nr. 29.)

Sein ganzes Leben lang war Jefferſon thätig für die Abſchaffung der Sklaverei. Auf ſeinen Betrieb wurde ſchon 1779 in die Sklavengeſetze die Beſtimmung eingerückt, daß alle Negerkinder, die nach einem beſtimmten Tage geboren werden würden, vom Mutterleibe aus frei ſein, ſpäterhin nach einem unbewohnten Gebiete abgeführt und mit den nothwendigen Mitteln zu ihrem Fortkommen verſorgt werden ſollten. Doch war er, was dieſe Lebensfrage der Union betrifft, ſeiner Zeit um ein Bedeutendes vorausgeeilt, und er verhehlte das ſich ſelbſt nicht. Er ſagt:

Die öffentliche Meinung faßt den Vorſchlag noch nicht, und es kann noch lange dauern, ehe ſie dahin kommt. Allein der Tag iſt nicht mehr allzu entfernt, an welchem ſie ſich zur Annahme der Maßregel entſchließen muß, wenn nicht das Schlimmſte erfolgen ſoll. Nichts ſteht ſo feſt im Buche des Schickſals geſchrieben, als daß dieſes Volk frei werden muß; ebenſo gewiß iſt es aber auch, daß beide Racen, wenn beide gleich frei ſind, nicht zuſammen in demſelben Staate leben können. Natur, Gewohnheiten, Meinungen ziehen zwiſchen ihnen eine unauslöſchliche Scheidungslinie. Noch ſteht es in unſerer Macht, die Emancipation zu lenken und zu leiten, auf friedlichem Wege eine Deportation zu bewerkſtelligen und Alles ſo allmälig zu thun, daß wir uns des Übels unmerklich entäußern, weil der Abgang an Negern durch freie weiße Ackerbauer erſetzt werden kann. Geſchieht das aber nicht, und kommt es endlich zur Gewalt, ſo wird die Welt Dinge erleben, an die ich, ohne daß es mich ſchaudert, gar nicht denken kann.

Im Jahre 1779 ward er Gouverneur des Staates Virginien, bekleidete dieſe Würde zwei Jahre und lehnte die Wahl, als ſie wieder auf ihn fiel, ab. Während ſeiner Amtsführung erlebte Virginien zwei feindliche Invaſionen, einmal durch Philipps und Arnold, und darauf unter Lord Cornwallis. Seine Lage war damals eine ſehr ſchwierige, und er konnte es mit dem beſten Willen nicht Allen recht machen. Seine Gegner, denn auch Jefferſon hatte deren, gingen ſo weit, ihm mit einer Anklage zu drohen; doch wagte zuletzt Niemand mit einer ſolchen hervorzutreten, und die Aſſembly ſtattete ihm 1781 einſtimmig ihren Dank für ſeine treffliche Verwaltung ab, und 1782 ward er Abgeordneter beim Congreſſe in Philadelphia und reiſte 1784, als ſeine Frau, mit der er in einer ſehr glücklichen Ehe gelebt hatte, ſtarb, in Staatsangelegenheiten nach Paris, beſonders in der Abſicht, Handelsverbindungen zu knüpfen. Er blieb mehre Jahre in Frankreich und war ein aufmerkſamer Beobachter der wichtigen Ereigniſſe, die ſich hier vorbereiteten. Die Briefe, welche er in dieſer Zeit von Europa aus an Thomas Paine und den Oberſten Humphreys ſchreibt, legen einen deutlichen Beweis für ſeinen Scharfblick ab und ſind höchſt intereſſant. In jedem Schreiben ſpricht er davon, wie auf eine bemerkenswerthe und überraſchende Weiſe die öffentliche Meinung ſich jetzt um ganz andere Dinge drehe als früher und durchaus der Politik ſich zugewandt habe. Er war noch in Paris, als die Baſtille erſtürmt wurde.

Von Frankreich aus beſuchte er England. Hier empfingen ihn die Miniſter, welche ihm die kühnen Beſtrebungen für ſein Vaterland nicht vergeben konnten, ungemein kühl, und noch kälter wurde er bei Hofe aufgenommen. Seine Bemühungen, einen freundſchaftlichen Verkehr zwiſchen beiden Staaten zu vermitteln, waren vergebens.

Mit dieſem Lande iſt gar nichts anzufangen — ſchreibt er —, und Niemand will ſich zu etwas herbei laſſen, weder das Volk, noch die Miniſter, noch der König. Selbſt die Oppoſition hat nicht Muth genug, ein Wort zu Gunſten einer Verbindung mit uns zu ſagen; ſie müßte dabei befürchten, an Popularität zu verlieren. Die Miniſter haben es nicht für der Mühe werth gehalten, über die Handelsangelegenheiten mit uns zu conferiren, obgleich ich ausdrücklich bemerkt hatte, daß ich nur zu dieſem Zwecke auf kurze Zeit von Paris herübergekommen ſei. Von den zwei Monaten ſind nun ſechs Wochen verfloſſen, ohne daß ſie auch nur eine Feder angeſetzt hätten, oder daß mir ein Wort geſagt worden wäre ꝛc.

Als Jefferſon nach Amerika zurückgekehrt war, gab er dem Wunſche Waſhington's nach und nahm in deſſen Cabinete die Stelle eines Staatsſecretairs ein. Daſſelbe war aus Männern zweier Parteien zuſammengeſetzt. Jefferſon und der Generalanwalt Randolph ſtanden auf der einen Seite, der Finanzminiſter Hamilton und der Kriegsminiſter Knox auf der andern. Der Hauptpunkt, über welchen ſie abweichender Meinung waren, und der Veranlaſſung gab zu den Benennungen: Föderaliſt und Antiföderaliſt, die in der Geſchichte Amerikas ſeitdem eine ſo wichtige Rolle ſpielen, betraf den Grad von Macht und Stärke, welchen die Centralgewalt haben müſſe, um die Union aufrecht erhalten zu können, und welche Regierungsrechte ihr in Bezug auf die einzelnen Staaten

zustehen sollten. Die Männer, welche eine Trennung am meisten gefürchtet, hatten stets für solche gegolten, die zugleich Anhänglichkeit an England hegten, und man hielt ihre Ansichten für solche, die der Demokratie abhold waren. Ihre Gegner aber sahen keine Gefahr dabei, daß man dem Volke die ausgedehntesten Rechte einräumte, weil ja die Regierung eine repräsentative sei, und sie waren zugleich sehr gegen England eingenommen. Diese Antiföderalisten hießen auch Demokraten. Im Grunde handelte es sich nun, da die Trennung von England, die Unabhängigkeit, doch einmal eine historische Thatsache war, nur noch darum, welche Opfer die Localunabhängigkeit bringen sollte, um die Union zu consolidiren. Wenn es damals noch Anhänger der Monarchie gab, so sind jetzt deren gewiß nicht mehr vorhanden, da alle Befürchtungen, welche hier und da laut wurden, sich als unbegründet zeigten und das Land unter seiner gegenwärtigen Regierung einen Aufschwung genommen hat, wie er bis auf diesen Tag in der Weltgeschichte ohne Beispiel ist. Daß zu jener Zeit die Föderalisten in Zweifel darüber waren, ob ein Volk von mehren Millionen lange eine Demokratie bilden könne, ist erklärlich; sie waren es auch, die, um ihren alten monarchischen Sympathien ein Genüge zu leisten, den Cincinnatusorden, diese sonderbare Anomalie in einem demokratischen Staate, aufbrachten. Die Föderalisten haben sich stets viel darauf eingebildet, daß Washington ihrer Partei angehört habe. Es geht aber unwiderleglich aus Jefferson's Papieren hervor, daß er nichts weniger als Föderalist gewesen. Seine Umsicht, sein Billigkeitsgefühl und seine Stellung bewogen ihn vielmehr, jedesmal auf diejenige Seite zu treten, welche seiner Meinung nach in diesem oder jenem Falle Das wollte und erstrebte, was er für recht hielt. Daß Washington von ganzem Herzen und mit voller Seele Republikaner gewesen, geht deutlich aus seinen Briefen an Jefferson hervor. In einem derselben sagt er: „Ich glaube nicht, daß zehn Menschen in den Vereinigten Staaten für die Monarchie sind."

Nachdem Jefferson einige Zeit in Zurückgezogenheit gelebt hatte, ward er von seiner Partei als Candidat für die Präsidentschaft aufgestellt; allein die Föderalisten setzten Adams' Wahl mit drei Stimmen mehr durch, und Jefferson wurde Vicepräsident. Als solcher schreibt er 1800, wo er die Ereignisse in Frankreich berührt:

Ich fürchte, unsere Freunde in Europa werden noch durch viel Verbrechen und Elend waten müssen. Ich hatte mein Vertrauen in Bonaparte's Kopf, nicht in sein Herz gesetzt und gehofft, er würde erwägen, ein wie großer Abstand zwischen dem Ruhme eines Washington und dem eines Cromwell ist. Was aber auch seine Absichten sein mögen, gewiß ist, daß er der Republik eine militairische Form gegeben hat. Einige wollen daraus ein Argument gegen die Möglichkeit einer republikanischen Regierung herleiten; ich betrachte es als eines für die Gefahren stehender Heere.

Nach vier Jahren wurde Adams nicht wieder gewählt und Jefferson erhielt die Präsidentschaft. Sein Hauptbemühen war, die beiden großen Parteien nach Möglichkeit einander näher zu bringen und auszusöhnen; ein lobenswerthes Streben, das ihm den Tadel der Heftigern unter den Demokraten zuzog, die es ihm nicht vergeben konnten, daß er viele Föderalisten nicht von den Ämtern, die sie bisher bekleidet und tüchtig verwaltet hatten, entfernte. Er ging von der richtigen Ansicht aus, es sei ein Verbrechen gegen das Land, Männer, die demselben treu und redlich gedient, lediglich ihrer politischen Ansichten wegen abzusetzen. Er wollte gute Köpfe nicht feiern lassen.

Das Geschrei, welches sich gegen mich erhebt — schreibt er in Bezug auf diese Verhältnisse —, soll mich nicht bewegen, auch nur einen einzigen Beamten abzusetzen, den ich für tüchtig halte, oder einen zu behalten, bei dem dieses nicht der Fall ist.

Eine solche Maxime sollte jede Regierung beherzigen, einerlei, welche Form sie hat.

Während seiner zweimaligen Präsidentschaft gedieh Amerika herrlich; es erfreute sich des Friedens, erwarb das schöne Luisiana, züchtigte die Barbaresken und fing an, für die Indianer menschlicher zu sorgen, als bisher geschehen war. Die gesetzgebende Versammlung von Virginien votirte dem Präsidenten, als er abtrat, einstimmig ihren Dank.

Jefferson lebte seit 1809 in seiner Heimat, zurückgezogen von den Geschäften, widmete seine Sorgfalt dem Ackerbau und füllte seine Mußestunden aus mit dem Studium des classischen Alterthums, aus dessen Schriften alle wahrhaft großen Staatsmänner sich stets Trost, Rath und Belehrung geholt haben. Bis zum Frühlinge 1826 erfreute er, der stets mäßig gelebt, sich einer guten Gesundheit. Allein jetzt fing er an hinzusiechen, und im Juni fühlte er, daß sein Ende nahe war. Er ward immer kränker, hörte aber auch in diesen letzten Lebenstagen nicht auf, zu bethätigen, wie sehr ihm die Virginiauniversität am Herzen lag. Am 3. Juli war er der Auflösung nahe, lag ohne Bewußtsein da und sprach nur abgerissene Worte. In der Nacht fragte er plötzlich, welche Zeit es sei, und auf die Antwort, es habe eben ein Uhr geschlagen, leuchtete sein Blick noch einmal auf, und er äußerte seine Freude, daß es ihm vergönnt worden sei, noch den Tag des 4. Juli zu erleben. Bald nachher entwich der Geist seiner irdischen Hülle, am funfzigsten Jahrestage jenes großen Ereignisses, welches Amerikas Größe begründete, am Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung, die Jefferson selbst entworfen hatte. Und durch ein sonderbares Zusammentreffen starb an demselben Tage im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten ein anderer großer Staatsmann, der gleichfalls die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet hatte, auch Präsident und Jefferson's Gegner gewesen war, Adams. Zum Schlusse wollen wir noch hinzufügen, daß Jefferson, der acht Jahre die höchste Würde im Staate bekleidet und stets sparsam gelebt hatte, arm starb und nur so viel hinterließ, daß seine Schulden nothdürftig bezahlt werden konnten.

Mustersammlung der Beredtsamkeit. Für die Schule und das Leben. Herausgegeben von Friedrich Haupt.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Wir sind indessen weit entfernt, diese Besorgnisse zu theilen, sondern hegen die vollkommene Überzeugung, daß eine auf historische Entwickelung sich stützende, mit gründlicher Umsicht und reifem Urtheil unternommene Mustersammlung deutscher Beredtsamkeit weitverbreiten Eingang finden dürfte. Nur müßte dieselbe auf einer breitern Grundlage ruhen, als die ihr Hr. Haupt gegeben hat, und sich nicht auf ein paar Beispiele aus dem ständischen Leben unsers Volks beschränken. Denn es gibt nur Eine Beredtsamkeit, und die verschiedenen Arten derselben erscheinen blos als die Strahlenbrechungen desselben Lichts. Mögen wir die geistliche oder politische, die akademische oder gerichtliche Beredtsamkeit betrachten, überall begegnen wir denselben unumstößlichen Grundsätzen, die nur durch die Art ihrer Anwendung und den jedesmaligen besondern Zweck ermäßigt und individualisirt werden. Bei allen Nationen sind die Elemente dieser Richtungen vorhanden, nur daß je nach der Eigenthümlichkeit dieses oder jenes Volks die eine bedeutsamer hervortritt als die andere. In der Beredtsamkeit der neuern Zeit darf überdem noch ein anderes bezeichnendes Merkmal nicht übersehen werden. Unsere heutige Bildung ist einerseits eine universalhistorische, aus mannichfachen Bestandtheilen zusammengesetzte und gemischte, andererseits eine volksthümliche, wodurch jene, ohne ihr Grundwesen aufzugeben, ein unterscheidendes nationelles Gepräge erhalten hat. Die Polarität dieser gegenseitigen Einwirkung hat in dem Leben der Völker eine stufenweise Entwickelung hervorgebracht, die auch in der Geschichte ihrer Beredtsamkeit deutlich zu erkennen ist, sodaß diese das Bild der einzelnen Momente und Übergänge in der vorherrschenden Geistesrichtung deutlich zurückstrahlt. Die Idee, welche uns hierbei vorschwebt, wird völlig ins Klare gesetzt werden, wenn wir die Geschichte der deutschen Beredtsamkeit in kurzen Umrissen vorüberführen.

Seit Einführung des Christenthums in dem Abendlande griff die Kirche mehr und mehr in alle Verhältnisse des Lebens ein, und Deutschland insbesondere wurde der Mittelpunkt der erschütternden Kämpfe zwischen der hierarchischen und weltlichen Macht. Die nothwendige Folge des Sieges, den die Kirche wenigstens äußerlich erfocht, war eine gesteigerte Entfaltung des religiösen Lebens. Geistliche Redner traten auf, bahnten sich durch mystische Anschauungen den Weg zu den Herzen des Volks und gewannen unserer reichen, aber für die Prosa bis jetzt unempfänglich gebliebenen Sprache neue Formen und Wendungen ab. Den Höhepunkt dieser Epoche bildet Johann Tauler. Als nach dem Ende der Kreuzzüge und der Ausartung des Ritterwesens auch das kirchliche Interesse zu sinken begann und alles öffentliche Leben sich in dem zu politischer Bedeutsamkeit emporgehobenen Bürgerstande zusammendrängte, da flüchtete auch die Beredtsamkeit in die freien Städte und Republiken des deutschen Reichs. Freilich blieb sie schmucklos und einfach, nicht selten roh und überall auf kleine Verhältnisse beschränkt wie die Menschen jener Zeit. Gleichwol finden sich hier und da Proben, die aller Beachtung werth sind. So hat uns unter Anderm Frickart bei Gelegenheit seiner trefflichen Beschreibung des bernischen Twingherrenstreites in der Rede des Nikolaus von Diesbach, Peter Kestler's, des Seckelmeisters Fränklin und Adrian's von Bubenberg solche charakteristische Denkmale der öffentlichen Beredtsamkeit jener Zeit aufbewahrt, die auch als Sittengemälde von hohem Werthe sind. Der durch das vielgestaltige Leben erweckte praktische Sinn des Volks erzeugte, von der Wissenschaft geläutert und getragen, die Reformation. Der menschliche Geist, durch die Ideale des Alterthums zum Bewußtsein seiner Stärke gebracht, kämpfte für seine Freiheit, der gesunde Menschenverstand für seine unverjährbaren Rechte. Deutschland wurde, der ganzen auf das innere Leben gerichteten Sinnesart seines Volks gemäß, der Mittelpunkt dieser großartigen Bewegung der Geister. Nirgend so sehr als hier wurde die Besserung des Glaubens Sache des Volks, nirgend als hier das ganze praktische Gebiet des Christenthums öffentlich besprochen. Alle Fäden dieser Entwickelung laufen in Martin Luther zusammen, diesem echt deutschen Dolmetscher und Volksredner des Evangeliums. So ward dieser Mann der Begründer einer geistlichen Volksberedtsamkeit, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat. In dem Jahrhunderte nach Luther verschlangen die kirchlichen Streitigkeiten jedes andere Interesse und drängten nach und nach die Theilnahme an politischen Dingen ganz in den Hintergrund zurück. Der westfälische Friede zernichtete vollends den übriggebliebenen Rest des öffentlichen Lebens, die Reichsverfassung war thatsächlich aufgelöst, und die ständischen Einrichtungen hörten entweder gänzlich auf, oder vegetirten nur mühsam fort, um neuen politischen Schöpfungen Platz zu machen. In dieser dem ersten Anscheine nach höchst unglücklichen Übergangsepoche vollendete indessen die kirchliche und wissenschaftliche Entwickelung die durch die Reformation ihr vorgezeichnete Bahn. Wie jene, so ward auch diese ein Gemeingut des Volks, und zur geistlichen gesellte sich die akademische Rede. In Deutschland hat die Idee, der Gedanke eine unbesiegliche Gewalt, und die Wissenschaft stellt die Principien für das wirkliche Leben fest. Darum gingen religiöse und akademische Freiheit unserer politischen Wiedergeburt voran, und aus dem gleichen Grunde wirkten beide nothwendig auf das öffentliche Leben der Nation zurück. In letzterm Sinne eröffneten Justus Möser, F. C. v. Moser und vor Allen Schlözer auf historischem Weg die Bahn, die romantische Schule weckte durch Erinnerung an die Vergangenheit die Poesie des schlummernden Volksgeistes, und die Philosophie vollendete das Werk. Diesem zu dem gleichen Ziele vereinigten Streben unserer geistigen Kräfte verdankt Deutschland in der sturmvollen Zeit der französischen Revolution die unversehrte Jungfräulichkeit seines innern Lebens, zur Zeit drückender Fremdenherrschaft den besonnenen Hinblick auf die Zukunft und die Verjüngung unseres Volksgeistes in der Stunde der Entscheidung. Zwar waren in der Periode des Durchbruchs die Berührungen zwischen Wissenschaft und Leben mehr oder minder verborgen, die Erscheinungen und Verschlingungen im Allgemeinen vielgestaltig und mannichfach, doch bezeichnen Fichte's „Reden an die deutsche Nation" am besten diesen großartigen Wendepunkt unserer innern Entwickelung. Die Idee verkörperte sich, der Gedanke erhielt Form und Gestaltung, und das Wort ward zur That. Die glorreichen Kämpfe von 1813—15 gaben uns den freien Boden des Vaterlandes wieder; das öffentliche Leben war seiner Kindheit entwachsen und führte die alten Rechte des Volks verjüngt und neugestaltet zu uns zurück; die ständischen Einrichtungen wurden gesichert; und so gelangen wir von selbst zur Epoche der neuern Staatsberedtsamkeit, die wir noch lange hin nicht für eine abgeschlossene und beendigte halten. Wir haben diese flüchtige Skizze entworfen, um Hrn. Haupt, so weit es hier thunlich, den Weg anzudeuten, der nach unserer Meinung bei der Anlegung einer oratorischen Chrestomathie für deutsche Jünglinge eingeschlagen werden müßte. Wie verhalten sich nun zu so unbestreitbaren, allbekannten Thatsachen, wie wir sie angeführt, zunächst die karge Einleitung auf S. 267—268, und die drei dürftigen Beispiele, die der Verf. ihr zugesellt?

Ehe wir indessen von ihm und seinem Buche scheiden, können wir eine andere Bemerkung nicht unterdrücken, welche uns die ganz besondere Auswahl aus der neuesten französischen Beredsamkeit abgedrungen hat. Hr. Haupt hat unter Anderm auch die Rede Manuel's aufgenommen, welche zunächst die Ausstoßung desselben aus der Deputirtenkammer veranlaßte. Darüber könnte man sich wol noch verständigen, obgleich wir glauben, daß von Manuel andere Beispiele hätten gewählt werden können, die der vorliegenden Rede, da sie nur für die Geschichte der französischen Kammern von Wichtigkeit ist, in oratorischer Beziehung weit voranstehen. Als unpassend aber erachten wir es, daß der Verf. derselben eine mehr als sechs Seiten füllende,

ganz ins Einzelne sich verlierende Erzählung aller der Auftritte beifügte, unter denen Manuel den Saal der Deputirtenkammer räumen mußte; denn diese Mittheilung, welche ganz die Farbe eines Zeitungsberichts an sich trägt, geht weit über das Bedürfniß einer einfachen historischen Verknüpfung hinaus und kann in keiner Weise einem oratorischen Zwecke entsprechen. Noch weniger begreifen wir Hrn. Haupt's Vorliebe für Lamarque. Schon vor Jahren, als wir zum ersten Male in öffentlichen Blättern die Reden dieses Mannes kennen lernten, hat er in uns nur den Eindruck eines geistreichen Schwätzers hinterlassen, und — wir gestehen es offen — die mitgetheilten Beispiele waren keineswegs geeignet, diesen Eindruck zu verwischen. Ganz ein Zögling der Napoleon'schen Schule, spielt er mit völkerrechtlichen Verträgen wie eine leichtfertige Dirne mit ihren Liebhabern, und ungemessene Nationaleitelkeit ist die einzige Quelle seiner Begeisterung. Die Beschränkung Frankreichs auf den Umfang und den Einfluß vor 1789 gilt ihm für schmachvolle Unterdrückung, die gewaltsame Durchführung französischer Freiheitsideen allein für echte Freiheit, und ein allgemeiner Krieg findet für ihn in der gebieterischen Nothwendigkeit, die Scharten von Leipzig und Waterloo auszuwetzen, seine vollkommene Rechtfertigung. Diese selbst in Frankreich außer Curs gekommenen Ansichten sind allerdings in eine schillernde Sprache eingehüllt, und wahrscheinlich ist es diese letztere, welche das Urtheil Hrn. Haupt's gefangen genommen hat. Wir verlangen aber von einem tüchtigen, meisterhaften Redner noch etwas Anderes als schöne Worte, vornehmlich dem deutschen Volke gegenüber, das nie bestimmt werden könnte, über dem äußern Schmucke die innere Gediegenheit und Tiefe des Gedankens aufzugeben. Und sollte endlich das die Nahrung sein, womit man unsere Jünglinge zu sättigen hätte? Das der Ersatz für die Vorenthaltung aller heimischen und deutschen Muster? Wir gehörten nie unter die grimmigen Franzosenfresser; aber ebenso wenig unter Diejenigen, welche ihre Nationalität leichtsinnig schänden lassen und die Jugend systematisch zur Verachtung des heimischen Wesens auferziehen lassen möchten.

Übrigens beabsichtigen wir keineswegs, Hrn. Haupt's Verdienst wider Gebühr und Billigkeit zu schmälern. Wir erkennen an, daß er unsers Wissens der Erste gewesen ist, der die schöne und gute Idee, durch Muster der Beredtsamkeit auf unsere Jünglinge anregend und belebend einzuwirken, in Ausführung zu bringen gesucht hat. Ist sein Versuch auch für dieses Mal noch von vielen Mängeln und Unvollkommenheiten begleitet gewesen, so wird er doch seine guten Früchte tragen und durch das gegebene Beispiel Andere zu ähnlichen Arbeiten befeuern. Insbesondere hoffen wir, Hr. Haupt werde die ihm bis zur zweiten Ausgabe gestattete Frist dazu benutzen, sich mit dem ganzen reichen Schatze unserer heimischen Beredtsamkeit bekannt zu machen, um sodann zur Ausarbeitung einer vaterländischen Mustersammlung zu schreiten, die mit voller Beruhigung unsern Jünglingen empfohlen und in die Hände gegeben werden darf. 113.

Notizen.

Elektrische Erscheinungen an einer Dame.

Silliman, Herausgeber des „American journal", theilt folgenden merkwürdigen Fall von einer außerordentlichen Entwickelung der Elektricität bei einer Dame mit. Die Wahrheit der Thatsache ist durch viele Zeugen constatirt und ein sehr achtbarer Arzt zu Orford in New-Hampshire, Dr. Hasford, hat darüber berichtet. Eine Dame von Stande entwickelte plötzlich Abends den 25. Januar 1837, während gerade ein prächtiges Nordlicht am Himmel glänzte, eine außerordentliche elektrische Thätigkeit. Indem ihre Hand den Körper ihres Bruders berührte, erzeugte sie aus ihren Fingerspitzen lebhafte Funken, worüber sie nicht weniger erstaunt war als Derjenige, welcher diese unerwarteten elektrischen Entladungen empfing. Jede der anwesenden Personen erfuhr Dasselbe, hierunter der Berichterstatter, welcher einige Augenblicke nachher eintrat und anfangs zweifelte, bis er durch den Augenschein von der Wahrheit der Thatsache überzeugt wurde. Das elektrische Vermögen der Dame dauerte an und steigerte sich sogar bis gegen Ende des Februars; von da an nahm es ab und erlosch um die Mitte des Mais gänzlich. Die Menge der entladenen Elektricität war zwar nach Tagen und Stunden verschieden; aber vom 25. Januar bis 1. April gab es keinen Augenblick, wo sich nicht unter begünstigenden Umständen eine elektrische Thätigkeit an ihr offenbart hätte. Dieser Zustand hatte für sie, wie man wol denken kann, etwas Peinliches und Beängstigendes. Diese Funken erzeugten sich unfreiwillig, wenn irgend ein leitender Körper in die Sphäre ihrer Thätigkeit gerieth; sie durfte kein metallenes Geräth antasten, ohne daß alsbald aus ihren Fingern jene elektrischen Funken hervorgingen, wobei sie stets ein schmerzhaftes Gefühl an der berührten Stelle empfand. Wenn sie ihre Finger $^1/_{16}$ Zoll von einem metallischen Körper entfernt hielt, so fühlte sie, hörte und sah man in jeder Secunde ein Fünkchen hervorgehen. An ihren Füßen, wenn sie Metall berührten, nahm man dieselbe Erscheinung wahr, trotz der isolirenden Schuhe und seidenen Strümpfe. Unter den günstigsten Umständen gab die Dame, wenn sie ihren Finger einer Messingkugel näherte, in der Minute einen Funken von 1½ Zoll Länge. Diese Funken waren sehr lebhaft und sehr glänzend; man sah und hörte sie in allen Theilen eines großen Zimmers auf gleich starke Weise. An einer Messingkugel konnten sie sich von der Dame durch eine Kette von vier Personen fortpflanzen, und obgleich sie etwas von ihrer Intensität verloren, waren sie noch immer sehr glänzend. Diese Frau ist die Gemahlin eines angesehenen Mannes in Orford, eine Frau von ungefähr 30 Jahren, von zarter Constitution, nervösem Temperament, von sitzender Lebensart, meist mit Lectüre und Nadelarbeit beschäftigt, im Ganzen heitern Humors. Seit zwei Jahren leidet sie an rheumatischen Zufällen, die immer nur wenige Tage andauerten; aber den Herbst und einen Theil des Winters, welche dem Entstehen dieser elektrischen Eigenschaft vorangingen, litt sie an einem umherziehenden Nervenschmerz an verschiedenen Theilen ihres Systems; auch hatte sie stellenweise eine Empfindung, derjenigen ähnlich, welche die Anwendung von heißem Wasser hervorbringen würde. Dieser bange Zustand wich keiner Arzenei; erst nachdem der elektrische Zustand aufgehört, verminderten der rückgekehrte Frühling und eine glückliche Reaction der Natur ihren Nervenschmerz und ihre andern Übel beträchtlich. Im November 1837 war ihr Gesundheitszustand besser, als er seit einer Reihe von Jahren gewesen ist. Diese Erscheinung ist einzig, obgleich man schon Personen gesehen hat, welche in einer Kette, bestimmt, eine elektrische Entladung fortzupflanzen, diese vollständig auffingen und so den Dienst isolirender Körper verrichteten. Nun ist aber bekannt, daß isolirende Körper leicht eigentlich elektrische sind.

Auch die Walachei fängt an, sich dem Einzuge der schönen Künste zu erschließen. Wir hören von einem jungen Maler, Namens Reboulitch, der schon in Hermannstadt Erfolg hatte und jetzt in Bucharest historische Gemälde ausführt. Reboulitch machte seine Studien zu Paris; sein Talent in der Ausführung und seine schöpferische Phantasie werden auf gleiche Weise gerühmt. Ein französisches Journal versichert, daß verhältnißmäßig die Civilisation und die Künste überhaupt nirgend so beträchtliche Fortschritte machen als gegenwärtig in der Walachei und Moldau. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 31. — 31. Januar 1839.

Jahrbuch der Literatur. Erſter Jahrgang. 1839. *)

Obgleich Gutzkow nicht als Herausgeber genannt iſt, ſo ſcheint dieſes „Jahrbuch der Literatur" doch ihm ſein Entſtehen zu verdanken, und irren wir nicht, ſo wird daſſelbe in Verbindung mit dem „Telegraphen" dazu dienen müſſen, ihm einen bleibenden literariſchen Wirkungskreis zu ſchaffen. Wir wünſchen, daß ihm dies gelingen möge in dem Maße, in welchem er fortfährt, wie er hier begonnen hat, ſich ſelbſt zu überwinden. Möge es ihm immer mehr glücken, von perſönlichen Antipathien zu abſtrahiren, Wahrheit und Schönheit allein im Auge zu behalten und ſtatt ihrer nicht deren gleißenden Schein, Sophiſtik und Pikanterie, zu erhaſchen. Die Haltung, mit welcher ſein hier mitgetheilter Aufſatz: „Vergangenheit und Gegenwart. 1830—38", faſt durchgehends abgefaßt iſt, verdient alle Anerkennung. Die Art, wie er die „Wally" nur als Product momentaner Misſtimmungen bezeichnet, iſt Bürge einer aufrichtigen Selbſtverleugnung und der Erhebung auf einen höhern Standpunkt. Lob verdient ferner ſeine Losſagung von Laube's haltloſer Frivolität und Nachahmung Heine's. Wir denken, er wird auch den nicht zu leugnenden, aber doch ſehr ſchmalen Werth Heine's immer richtiger zu würdigen lernen, da er ihn jetzt ſchon blos als anregend, nicht als befriedigend erkannt hat. Ob er in ſeiner Iſolirung von Mundt und Kühne nicht zu viel Antipathie hat mitreden laſſen, möge unentſchieden bleiben. Daß er gegen Menzel, den er in ſeinem frühern Wirken anerkennt, ganz gerecht ſein ſollte, wollen wir ihm nicht zumuthen. Die Behauptung, Menzel ſei die Politik ſeit 1830 über den Kopf gewachſen, wie die Zumuthung, derſelbe habe damals ſeinem Schiff eine andere Richtung geben ſollen, iſt, meinen wir, durch die Geſchichte der letzten acht Jahre als unſtatthaft erwieſen. Menzel hat mit wenigen Ausnahmen, wo ſeine Sympathien oder Antipathien ihn getäuſcht haben, mehr praktiſch-politiſchen Verſtand von jeher gezeigt als die ganze junge Literatur zuſammengenommen. Menzel hat früh die Menſchen und Dinge kennen gelernt, wie ſie ſind, und ſich daher ſchon als Student äußerſt ſelten zu enthuſiaſtiſchen Übertreibungen hinreißen laſſen, zu welchen er aus Temperament Neigung genug gehabt hätte. K. Riedel macht im zweiten Aufſatze des Jahrbuchs auf zwei mittelfränkiſche Philoſophen aufmerkſam, die weniger allgemeine Anerkennung gefunden haben, als ſie es wol verdienten, auf Fr. Daumer und auf Ludwig Feuerbach. Beide ſind aus Hegel's Schule hervorgegangen und auf der durch ſie vorgezeichneten Bahn ſelbſtändig fortgeſchritten. Daumer hat eine etwas zu grelle Jakob Böhme'ſche Farbe angenommen. Ludwig Wihl tadelt in ſeiner Abhandlung: „Über die Zurechnungsfähigkeit der neuern Literatur", mit Recht alles Verketzern von Perſonen, wo es ſich etwa um Bekämpfung entgegengeſetzter Anſichten handelt. Indem er dieſen Grundſatz für Börne geltend macht, erweckt er in uns inzwiſchen doch die Einwendung, daß Börne es ſehr erſchwert habe, ſeine Perſönlichkeit aus dem Spiele zu laſſen, da er Andere auch nicht geſchont, die ganze deutſche Nation in ſeinem Ärger zu ſchmählich herabgeſetzt hat. Nichtsdeſtoweniger ſtimmen wir im Weſentlichen der Apologie Börne's bei, welche E. Kolloff geliefert hat. Zwar theilen wir Börne's Demokratismus nicht, auch können wir nicht alle Mittel loben, die er angewendet hat, ihm Geltung zu verſchaffen; aber wir haben ihn immer als einen Mann, der wußte, was er wollte, und der ſich treu geblieben, unendlich höher geſtellt als H. Heine, der nie etwas Anderes als ſich ſelbſt gewollt hat, und dem daher nichts übrig blieb, als jeden Charakter, der ein ewiger Vorwurf für ſeine Nichtigkeit ſein mußte, zu verunglimpfen, ſowie er merkte, daß man denſelben höher achtete als ihn ſelbſt. Schücking's „Rückblicke auf die poetiſche Literatur ſeit 1830" verdienen Auszeichnung; ſie ſind meiſtens richtig und treffend. Dingelſtedt charakteriſirt F. Freiligrath auch nicht übel, lobt ſein Talent, tadelt ſein Haſchen nach ungewöhnlichen Stoffen und ſeine theilweiſe Nachläſſigkeit in Behandlung des Verſes. Oppermann ſtellt die ſogenannten Bulwer'ſchen „Zeitgenoſſen" trotzdem daß er Manches an ihnen ausſetzt, wol etwas zu hoch. Kyau's „Theologiſche Wirren" ſind viel zu breit und die lateiniſchen Wortwitze zu philoſophiſch geſucht.

Die letzte Mittheilung iſt von H. Heine, betitelt „Der Schwabenſpiegel", aus welchem uns ſein ſüßſaures Antlitz entgegenblickt wie aus dem Portrait, mit welchem man das Jahrbuch zu ſchmücken gemeint hat. „Der Schwaben-

*) Wir erlauben uns nach der Mittheilung über dieſes Jahrbuch in Nr. 13 d. Bl. noch einmal darauf zurückzukommen. D. Red.

spiegel" hat natürlich keinen andern Zweck, als wieder einmal gegen die schwäbischen Dichter loszuziehen, besonders aber an Gustav Pfizer, der ihm seine Armseligkeit aufgedeckt hat, und an W. Menzel abermals und in derselben Weise wie schon verschiedene Male das Müthchen zu kühlen. Wir würden kein Wort weiter über den Verf. verlieren, wenn er sich nicht auch auf das Perfideste an Ludwig Uhland vergriffen hätte. Indem er nämlich anfangs in den ausgesuchtesten Lobeserhebungen Uhland weit über die schwäbischen Dichter stellt, wiederholt er doch alsbald das alberne Urtheil, das er über ihn in der „Romantischen Schule" gefällt: Uhland habe nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachgesprochen; und zuletzt gar spricht er von Uhland als einem längst Verstorbenen, als dem großen Todten, den anzugreifen, für einen solchen Helden, wie er sei, nicht ritterlich sein würde. Seit wann, um des Himmels willen, ist denn Heinrich Heine unter die Helden gegangen? Auf die Neuigkeit, die uns Heine aus Paris mittheilt, daß Uhland seit zwanzig Jahren nichts geschrieben habe, ist zu bemerken, daß es nur seine eigene Schuld ist, wenn er, ein ungeflügelter Ibis, zu sehr mit seinen eigenen Producten sich beschäftigt, als daß er Notiz von den gediegenen Werken Anderer nehmen könnte, die noch gelten werden, wenn seine Vapeurs längst verduftet sind. Auch hat in der That Uhland gar nicht nöthig, uns alle Jahre einige Male daran zu erinnern, daß er noch lebe. Er lebt in seinen Gedichten und durch sie in den Herzen der Nation, wie kaum je ein deutscher Dichter darin gelebt hat. Das beweisen unter Anderm die vielen Auflagen, die diese Gedichte gerade erst erlebt haben, nachdem das „Buch der Lieder" bereits erschienen war. Natürlich! Erstlich wird das Echte immer nur nach und nach, aber auch immer tiefer erkannt; und dann vermochten Heine's Gedichte, wie Gutzkow richtig bemerkt, höchstens den Appetit nach Poesie zu erregen, befriedigen konnten sie ihn nicht; wol aber konnten dies Uhland's und zum Theil auch Rückert's Gedichte. Diese haben es nicht mit leeren Selbstbespiegelungen, mit Tragikomödien des kleinen, höchstfeuern Ich, nicht mit Weltverachtung aus verletzter Eitelkeit zu thun; sie haben einen gediegenen, vor Allem einen wahren, nie einen erlogenen Inhalt; und wenn sie auch persönliche Leiden und Freuden öfters zum Gegenstande haben, so arten jene nie in ein sporttriefendes Winseln und diese nie in Gekreisch aus. An dieser beiden Männer Gedichten weidet und bildet sich gegenwärtig der poetische Geist in Deutschland, während Heine's zum Theil gar spitzige und nette, zum Theil aber auch ziemlich fade Sächelchen nur noch als Curiositäten gelten. In der That ist es Ref. stets unbegreiflich gewesen, wie man selbst da noch ein solches Aufheben von Heine's Poesien machen konnte, als Byron's Dichtungen bekannter wurden. Seine Reisebilder, seine Zerrissenheiten, Verzweiflungen, Spöttereien, sind sie denn was Anderes als zum Theil sehr mislungene Copien Byron's? Freilich wurden diese Copien so sehr im verjüngten Maßstabe ausgeführt, daß es schwer war, in den geleckten Almanachskupferchen die großartigen Öl- und Frescogemälde, denen sie nachgepfuscht waren, wiederzuerkennen. Zudem hatte sich der originalitätswüthige Nachahmer, um völlig unkenntlich zu sein, aus des edeln Lords Prachtgewanden eine zierliche Harlekinsjacke zusammengeflickt und statt des Schwerts eine Pritsche in die Hand genommen. Zur Strafe für den begangenen Raub wurde ihm aber die Einbildung angeblasen, er wandle als stattliche Lordsgestalt einher, werde höchlichst angestaunt und seine Pritschenhiebe seien Schwertstreiche, mit denen er Allen, die er haßt, tödtliche Wunden beibringe. Das war nun so lange tragikomisch genug, als er wirklich nur als Dichter, d. i. als wohlbestallter Hofnarr des literarischen Pöbels fungirte. Seitdem seine Thorheit aber in den Wahnsinn überging, ein großer Held in der Politik, in Wissenschaft und Kunst, wol gar in der Philosophie zu sein, seitdem möchte man fast Mitleiden mit ihm haben; denn eine Rückkehr zur Gesundheit und Vernunft scheint nun für immer unmöglich. — Da Heine Menzel's Physiognomie abermals mit der eines Polen oder (!) Kaschuben, wie früher schon mit der eines Baschkiren vergleicht, dem gegenwärtigen Jahrbuch aber sein Portrait vorgesetzt ist, so liegt die Aufforderung nahe, Menzel's und Heine's Physiognomien zu vergleichen. Ref. kennt beide Personen und hat beide Portraits vor sich. Menzel's Portrait vor der „Deutschen Geschichte" ist frappant ähnlich, ohne geschmeichelt zu sein; Heine ist ebenfalls ähnlich, wenn man sich Heine etwa 15—18 Jahre jünger denkt. Wir fragen nun jeden Unbefangenen, ob er aus dieser süßsauern Miene, aus diesen blinzelnden, schmalgeschlitzten, dämmernden Augen einen irgendwie bedeutenden Menschen herauslesen könne? Nur in Erinnerung an seine Sächelchen mag man in diesem Gesicht jene raffinirte, feine, oft sehr dünne Empfindung, den stichelnden, zehnmal dieselbe Stelle ritzenden Witz, die Kleinmeistereitelkeit, endlich auch die studirte Romantik und Phantasie wiederfinden. Aus Menzel's Portrait blickt uns sogleich der bedeutendere Mann entgegen. Entschiedenheit, Derbheit und, wo es sein muß, Grobheit, jedenfalls Kerngesundheit des Geistes, der das echte, gesunde Wahre und Schöne liebt, das Gegentheil haßt, eine unüberwindliche Zuversicht, des rechten Zieles nicht zu verfehlen, wenn man auch einmal auf einen Holzweg geräth, das Alles liegt offen in Menzel's Zügen vor, besonders sehen wir nichts Weinerliches und Ärgerliches darin, was bei Heine überall durchschimmert. 72.

Shakspeare's sämmtliche Werke ins Italienische übersetzt unter Leitung des Professors Georg Jan. *)

Mitten inne stehend zwischen Generationen, welche zwar ihrer Natur und ihrem Charakter nach völlig verschiedenen Zeitaltern angehörten, ein treuer Spiegel von beiden, welcher von dem einen die ganz phantastischen und übernatürlichen Schöpfungen des Christenthums, das sich mit dem alten Glauben des Nordens und den magischen und ritterlichen Fictionen Italiens und Spaniens vermählt hatte, von dem andern die Wirklichkeiten des Lebens zurückwarf, entkleidet von ihrem

*) Wir haben bereits durch eine Notiz in Nr 11 d. Bl. auf dies interessante Unternehmen aufmerksam gemacht. D. Red.

Zauber und vergiftet durch den aus dem Reformationsgeiste entsprungenen Zweifel, gab Shakspeare die Gefühle und Ideen von beiden mit so eindringlicher Wahrheit in dramatischer Form wieder, daß man im Verständnisse seiner Epoche allein das Verständniß seiner Dramen finden kann.

Zeitgenosse der von Heinrich VIII. bewirkten religiösen Umgestaltung und Vorgänger der zum Ausbruche reifen politischen Revolution, war er sowol im Innern als außerhalb seines Landes Zeuge von all dem unheilvollen Misgeschicke, welches die bewegte europäische Welt in jenen Tagen heimsuchte. Während die Königin Elisabeth, nachdem sie das Haupt ihrer Nebenbuhlerin, der Maria Stuart, hatte fallen sehen, ihre hülfreiche Hand allen Fürsten und Völkern, Gelehrten und Philosophen darbot, die die Fahne Roms verließen, machte ihr Parlament blutige Gesetze gegen die Papisten und lastete ein drückendes Joch auf dem unglücklichen Irland. Haufen von freiwilligen Kreuzrittern des Protestantismus schickten sich an, um die Bilderdiener (worunter sie die Katholiken meinten) zu bekämpfen, und vergossen ihr Blut entweder unter der Fahne Heinrich's IV. oder unter der gelben Standarte des Fürsten von Oranien. Shakspeare, ein Knabe von acht Jahren, hatte vielleicht auf den Straßen Londons den Bericht von dem Blutbade gelesen, das man diesseit des Kanals in der St.-Bartholomäusnacht angerichtet hatte. 40,000 Hugenotten, erzählt die saumselige Unparteilichkeit der Geschichte, kamen dabei ums Leben; allein der interessirte anglikanische Fanatismus übertrieb noch die Zahl der Opfer dieser abscheulichen Missethat. Bereits hatte in Flandern das furchtbare Gericht, das Bacon „die Hölle der Lebenden" nannte, einen langdauernden Krieg entzündet; bereits kamen überall die Keime jenes dreißigjährigen Krieges in Deutschland zum Vorschein; bereits hatte sich im höchsten Norden der Riese erhoben, der bestimmt war, den Stern Wallenstein's auf dem Schlachtfelde von Lützen erbleichen zu machen. In Spanien waren Tortur und Auto-da-Fé zahllos, in mehren Theilen Italiens häufig. Die Philosophie, entkleidet von der dürftigen Sprache und den aprioristischen Sätzen der Scholastik, und von dem Lichte der Erfahrung und der Induction geleitet, hatte sich bereits von dem unauflöslichen Gewirre der Hypothesen freigemacht, und auf dem Wege der Thatsachen zur Eroberung der Wahrheit fortschreitend, begrüßte sie dankbar die Ersten, welche sie feststellten, Galileo und Bacon. Das Jahr, das Shakspeare das Dasein gab, raubte einem der merkwürdigsten Männer, Michel Angelo, das Leben; Tizian, Paolo Veronese, Giulio Romano, Guido Reni, Pouſſin, van Dyk, Velasquez bevölkerten die ideale Welt mit den Wunderwerken ihrer Kunst, und am poetischen Himmel leuchteten glänzende Meteore, Tasso, Camoens, Ercilla, Lope de Vega, Calderon und Cervantes. In einem so gewaltigen Zusammenstoße von Leidenschaften, Interessen, Anschauungen und Ideen, die sich vertheidigten und bekämpften, hier mit dem Zauber des Worts, dort mit der Wuth der Waffen, bildete sich, wenn man so sagen dürfte, durch die Gewalt der Reibung eine moralische Atmosphäre, welche die Schwungkraft des Geistes durchdrang und sie mächtig stählte, um jeden Flug in die unermeßlichen Räume des Gedankens zu wagen.

Allein die italienische Literatur, nachdem sie die staunenerregende Originalität des gleichzeitig christlichen Charakters der „Divina commedia" verlernt hatte, lebte wie eine Schmarotzerpflanze in der heidnischen Welt von Griechenland und Rom; die spanische bewahrte nur im Drama ihr jungfräuliches Gepräge des Katholicismus; jene aller übrigen Nationen, die englische ausgenommen, hatten größere oder geringere Ähnlichkeit mit den beiden genannten. Allein weder die spanische noch die italienische war damals im Stande, sich zum Dolmetscher der allgemeinen Ideen Europas zu machen; erstere konnte es darum nicht, weil von dem Standpunkte des reinen Katholicismus aus die entgegengesetzte Bewegung, die von der durch die Reformation angeregten Masse ausgegangen war, nicht sichtbar wurde; die andere darum nicht, weil sich aus der unnatürlichen Vermählung des Christianismus und des Polytheismus ein doppelschlächtiges Wesen erzeugte, das seiner Natur nach schon, wie im Thierreiche, zur Unfähigkeit der Wiedererzeugung, zu unfruchtbarer Vereinzelung verdammt war.

Demnach war einzig das Vaterland Shakspeare's der geeignete Schauplatz einer freien und fruchtbaren Thätigkeit des Gedankens. Indem er Menschen wie Dinge bald im buntfarbigen Lichte des frommen Volksglaubens, dem sich der Zauber und die Erscheinungen von Hexen, Gespenstern, Sylphen und Gnomen beigesellten, bald von aller Phantasmagorie der Einbildungskraft entkleidet, in der nackten Wirklichkeit ihres wahren Wesens beobachtete, gab Shakspeare in seinen Dramen das Schauspiel dieser beiden Standpunkte. Die phantastischen Scenen des einen wirkten lebhaft auf die Menge, welche, kaum dem Schooße des Mittelalters entwachsen, in jenen Saturnalien des Aberglaubens erwünschte Nahrung fand und sich daran ergötzte; die Scenen des andern stellten die Personen und Thatsachen in Wahrheit so dar, wie sie entweder im Gedächtniß der Menschen leben, oder in das Buch der Geschichte eingetragen sind. Allein jene erstaunlichen Abstufungen von Farben, welche in beiderlei Scenen das geheimere Wesen bilden, die Verbindungen und Beziehungen der Gefühle und Ideen gingen unbemerkt an dem weniger scharfsichtigen Auge der Menge vorüber, und sich nur dem eindringenden Blicke der Wenigen enthüllend, erfüllten sie ihr Inneres mit unaussprechlichem Entzücken.

Diese Abstufungen sind das reifere Erzeugniß jener Wissenschaft des menschlichen Herzens, welche in der Schulsprache die psychologische heißt und je nach dem Charakter der Zeiten und der moralischen Elemente, welche die Thätigkeit der Massen bestimmen, ein verschiedenes Gewand annimmt. Wenn der Ausspruch Vico's wahr ist, daß, was die Dichter zuerst empfunden hatten, von den Philosophen später begriffen wurde, und daß, wenn die Dichter die Sinne des Menschengeschlechts waren, die Philosophen dessen Verstand sind, so wird es gleichfalls wahr sein, daß die psychologische Kenntniß Shakspeare's ein poetisches Vorspiel war zu dem später von Hobbes zu einem rationalistischen Systeme der Philosophie reducirten Sinn. Man beobachte, wie in der That der Eine wie der Andere darauf bedacht sind, die Gewalt zu legitimiren, zu vergöttlichen, Alles durch sie zu rechtfertigen; ihrem Begriffe nach herrscht sie allein in dem moralischen Universum, ja sie ist das einzige Princip der Moral, die Seele des Bewußtseins; die Gerechtigkeit ist nichts Anderes als die Gewalt, das Gesetz nichts als der Wille des Stärkern, die Pflicht die Unterwerfung des Schwächern; dieselbe Gottheit kann, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, die Unschuld strafen; eine eiserne Nothwendigkeit, eine unbekannte Macht zieht Menschen und Götter in ihren Wirbel hinein. Wenn der Dichter das Idol der Zerstörung, diesen Siwa der Menschheit, anbetete, so fand er in dem verständigern Theile der gleichzeitigen Menge Einhelligkeit der Meinungen und Stimmen. Die unmittelbare Folge des Schisma zwischen Vernunft und Glauben ist der Zweifel. Skeptisch war der denkende Theil der englischen Zeitgenossen von Shakspeare, und in seinem Zweifel betete er Das an, was er nicht kannte, eine Abstraction, eine Gewalt. Indem sich so der Dichter den Gefühlen und den Ideen des einsichtsvollern Theils seiner Zeitgenossen anschloß, mußte er nothwendig skeptisch und Fatalist werden.

Die beste der italienischen Übertragungen von Shakspeare war bis auf den heutigen Tag die von Giunio Bazzoni und Giacomo Sormani; schade nur, daß sie unvollständig blieb! Dies ist das Urtheil eines ausgezeichneten italienischen Literaten, des Marcello Mazzoni, der der englischen Sprache und Literatur vollkommen mächtig war, ja, vielleicht der Einzige in Italien, als englischer Schriftsteller selbst sich Beifall erworben hat. Derselbe fällte über die im Titel genannte neue Übersetzung, wovon ihm Hr. Jan viele Stücke noch im Manuscripte mitgetheilt hatte, das Urtheil, daß sie in Beziehung

auf Treue unvergleichlich und gleichsam einzig dastehe. Es wird nicht unwillkommen sein, zu erfahren, daß Georg Jan, von Geburt ein Deutscher, sich mit Naturwissenschaften beschäftigt und als tüchtiger Botaniker auch in Deutschland und in Oberitalien, wo er sich nunmehr aufhält, rühmlich bekannt ist. Obschon er in dem „Discorso preliminare o Programma" und in den „Comenti od analisi" einiger Scenen aus dem Drama „König Lear", die als Probe übersetzt und bekannt gemacht wurden, als tiefer Philosoph und gewandter italienischer Schriftsteller erscheint, so hat er nichtsdestoweniger aus übergroßer Bescheidenheit die Übersetzung des Dichters vier jungen Italienern übertragen, welche einen wohl begründeten Ruf als anziehende Schriftsteller genießen, indem er sie verpflichtet, in Allem, was den Sinn und, soweit es der verschiedene Charakter der beiden Sprachen zuläßt, die entsprechende Übertragung der äußern Form betreffe, sich ihm zu fügen. Diejenigen Dramen oder Theile von Dramen, welche im Originale in Versen sind, sollen auch metrisch übersetzt und die prosaischen Stücke in Prosa wiedergegeben werden. Die mit dem Original zur Seite gedruckte Übersetzung wird von philologischen, moralischen und ästhetischen Noten begleitet sein. Die Ausgabe wird in der Druckerei der Buchhändler Orell, Füßli u. Comp. in Zürich erscheinen, und zwar alle drei Monate ein Drama; am Ende des Jahres sollen die Noten zu den im Verlaufe des Jahres publicirten Dramen folgen. Man wird mit dem Drucke des Werkes so bald beginnen, als eine hinreichende Anzahl Subscribenten sich eingefunden haben wird, um den Herausgeber für seine Kosten zu decken. 40.

Literarische Notizen.

Old-England gegen Dr. Strauß.

Man sollte meinen, ein englischer Theologe und Anhänger der Episkopalkirche würde über das „Leben Jesu" von Strauß herfallen wie einer jener Borer, die man in der Kunstsprache gluttons nennt, und ein Anathema über den Kanal schleudern, daß der Blitz bei C. F. Osiander in Tübingen eingeschlagen habe und die gesammte christliche Welt im Vernichtungsbrande auszulöschen drohe. Allein der orthodoxe John Bull, oder wenigstens der Kritiker im „Foreign quarterly review", ist schlauer als er aussieht. Er läutet nicht die fromme Sturmglocke gegen gefährliche Tendenzen, gegen das unzeitige Lüften des Isisschleiers wie mancher deutscher Schriftsteller, dem trotz der wahrhaftesten Freisinnigkeit bange wird vor dem rücksichtslosen Unterminirungstriebe unserer Zeit; nein, der Reviewer weiß, daß durch das bloße Protestiren des Gemüths gegen die Kaltblütigkeit, womit hier die Dialektik an dem Gewebe des positiven Glaubens nagt, die Schwere der Strauß'schen Kritik nicht entkräftet, vielmehr stillschweigend anerkannt wird, und daß die neugierige Menge alle Mahnungen des Gefühls überhört, wenn es gilt, nicht die Wahrheit, um die sie sich eigentlich wenig kümmert, sondern wenn es den Skandal gilt, die Wahrheit nackt zu sehen. Der schlaue Reviewer also verachtet den Dr. Strauß. Er findet nicht nur seine Zweifel und Hypothesen lügnerisch, arrogant und hinterlistig, sondern seine Gelehrsamkeit aufgedunsen, sein Raisonnement seicht und kindisch, seine Belesenheit confus, und da er wohl weiß, daß die Majorität der unlearned gentlemen leichter seinen kurzen Artikel als die zwei Bände des Dr. Strauß durchliest, so wagt er es, den Doctor auf dessen eigenem Grund und Boden zu bekämpfen. Einige Stellen werden angeführt und widerlegt. Er sucht seinen Gegner mit einigem Wust von Citaten aus den Evangelisten, aus Justin, Porphyr, selbst aus Hesiod und Homer zu erdrücken und — triumphirt. Besonders nimmt er die historische Gewißheit der biblischen Wunder in Schutz, vergißt aber, daß er die Möglichkeit eines Wunders nicht durch die vorausgesetzte Gewißheit eines andern beweisen kann. Die Widersprüche, die Strauß in den Evangelisten findet, erklärt er durch ausgelassene einzelne Wörtchen. Und wenn diese Auslassungen Widersprüche seien, heißt es, so müßten Marcus und Johannes, weil sie die Geburt Jesu nicht erwähnen, dessen Existenz leugnen, obgleich sie sein Leben erzählen. Zuletzt heißt es noch: „Die Kräfte des Autors stehen weit, sehr weit unter ihrem Rufe. Die größte darunter ist jedoch die taschenspielerartige Geschwindigkeit seiner Dialektik. Diese kann man einem Manne nicht abstreiten, der Autoritäten verwirft oder anerkennt, wie er es eben braucht, und für willkürliche Lesarten einen Glauben verlangt, den er dem Neuen Testament selbst nicht gönnen will. Die Beweisführungen des Dr. Strauß sind alle oder fast alle von englischen Schriftstellern widerlegt worden. Kann er diese nicht lesen, so thut es uns leid, da er von ihnen wenigstens Geradheit hätte lernen können. Dr. Strauß pocht stark auf sein Buch; wir jedoch könnten einen bessern Gegner wünschen."

Valery's „Voyages historiques, littéraires et artistiques en Italie, guide raisonné et complet du voyageur et de l'artiste" (3 Bände) haben soeben die zweite Ausgabe erlebt. Der Verfasser hat das Werk sorgfältig durchgesehen, verbessert und mit einer großen Menge von Ortsbeschreibungen u. s. w. vermehrt. Die französische Kritik spricht sich über diesen Wegweiser sehr lobend aus. „Herr Valery", heißt es in einem französischen Journal, „besitzt Eigenschaften, welche sich selten bei einem Reisenden, zumal einem französischem, wiederfinden: Unparteilichkeit, tiefes Wissen und Entferntsein von jedem nationalen Vorurtheil. Unser Reisender darf mit jenen Schmierern von Bagatellen nicht verwechselt werden, welche über Alles urtheilen und doch nichts beobachten; Valery ist ein gewissenhafter Reisender, welcher Alles in Augenschein nimmt und sich über nichts ausläßt, ohne sich auf Thatsachen zu stützen. Es dürfte von Interesse sein, des Verf. Reisebeschreibung mit den vielleicht geistreichen, aber von unbegreiflichem Leichtsinne und Ungenauigkeit zeigenden Reisebriefen zu vergleichen, welche Jules Janin im „Journal des débats" veröffentlicht hat. Von einer Seite ein wahrhaft unterrichteter Mann, welcher einen hohen Genuß darin findet, seine Bewunderung für den Genius auszudrücken und Andern mitzutheilen; von der andern Seite der absolute Feuilletonist, gewohnt, sich alle Gegenstände der Welt dienstbar zu machen, um seines eigenen Geistes Glanz zu erhöhen, gewohnt, die Wahrheit einem pikanten Zuge zu opfern, einer originellen Bemerkung oder einem Bonmot, womit er seinem Publicum ein Vergnügen machen kann. Valery's Individualität dagegen verschwindet vollständig vor dem ungeheuern Interesse der Facta, welche sich jeder der Städte, die er durchreist, jedem der Denkmale, die er beschreibt, anheften. Die Beschreibung der Reiseabenteuer, der Volkssitten ꝛc. hat Valery für ein Werk aufbewahrt, welches späterhin unter dem Titel: „Variétés italiennes" erscheinen wird. Nachdem er uns die in Italien aufgespeicherten Schätze, die ganze Glorie, die nichts mehr ist als eine Erinnerung, erschlossen hat, wird er uns ohne Zweifel eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes seiner Einwohner geben, der modernen Italiener, welche nur noch so viel Kraft zu haben scheinen, um das Genie ihrer Altvordern zu bewundern."

Von E. Souvestre erscheint ein Roman: „L'homme et l'argent", der von einem französischen Journale mit folgenden Worten angekündigt wird: „Das Geld, das zu einer so erschreckenden Macht erwachsen ist, droht die edelsten und heiligsten Eigenschaften im Menschen zu verzehren; kein Gegenstand verdient mehr als dieser die Aufmerksamkeit des Moralisten und Philosophen festzuhalten, und E. Souvestre, dessen edle und großsinnige Tendenz und schriftstellerisches Talent anerkannt sind, war vielleicht mehr als irgend ein anderer Schriftsteller dazu berufen, diesen wichtigen Gegenstand zu behandeln." 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert. Erlangen, Blässing. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Löwe hat wieder die Mähnen geschüttelt. Aufrecht steht er da in voller Kraft und Schönheit und schaut um sich, ob das ein Anderer kann; und Denen, die daran zweifeln, daß er noch vermöge sich aufzurichten, ruft er zu? — Nichts. Er zeigt sich nur, und das ist genug. Wohl Denen, die durch die That antworten können. Aber es waren nicht hämische Anschuldigungen seiner Feinde, es war die wohlgemeinte Besorgniß seiner Freunde: daß der Dichter sich leichtfertig ausgäbe, statt Schätze zu sammeln; daß er, in den Fundgruben des Orients wühlend, nur Abhub und philologische Schnitzel zu Tage fördere, Dinge für ihn von Werth, der den großen Baum kennt, von dem sie abfielen, für Andere nur Curiositäten; daß der deutsche Dichter Rückert unterginge im orientalischen Philologen. Getroffen von diesen Vorwürfen hat er seine Kraft gesammelt und beschämt uns durch ein großes und schönes Gedicht, ein Guß so in Gedanken als Form, erhaben und interessant zugleich, wunderbar und doch menschlich wahr, ein Märchen aus der persischen Heldenwelt, und doch in der Behandlung uns nahe geführt, lebhaft zu unserm Gefühle sprechend.

Laß aus dem Königsbuch der Perser dir berichten
Von Rostem und Suhrab die schönste der Geschichten,
Von Heldenruhm, wie leicht er Frauenlieb' erwarb,
Und wie der eigne Sohn, erlegt vom Vater, starb,

hebt der Dichter, ohne uns durch ein Vorwort einzuführen, noch durch ein Nachwort oder Anmerkungen Aufschlüsse zu geben, seine Heldengeschichte an und, wie fremd uns die Welt auch sei, in die er uns führt, er reißt uns mit sich fort von Anfang bis Ende; wir fragen nicht, wir genießen nur. Es ist ihm gelungen, uns für die Dichtung so zu interessiren, daß alle kritischen, archäologischen und literarhistorischen Fragen verstummen, und wir, aufs innigste vom Inhalte gerührt, von der Schönheit der Form bezaubert, als Vertraute, Freunde und Leidtragende seiner Helden das Buch mit Leidwesen, daß wir es müssen, aus der Hand legen. Das ist die Kraft des Dichters, des echten, ursprünglichen, dem der Stoff sich fügen muß. Er gibt die ferne Welt als Spielball in unsere Hände, oder zaubert uns selbst, aus unserm Kreise uns entrückend, hinein in den fremden, daß wir dort mitathmen, fühlen, fürchten, lieben und hassen.

Wer kennt die Sagen aus dem Königsbuche der Perser? Vielleicht einige Orientalisten. Die Mehrzahl der unterrichteten Leser weiß höchstens von einem Helden Rustan, der Thaten verrichtet wie Roland, Simson und Hercules, und es knüpft sich nach jedes Volkes Art ein großer Sagenkreis an den persischen starken Mann, wie an den starken Franken, Ebräer und Griechen. Eine der Episoden, vielleicht eine, gehalten gegen das Ganze, unbedeutende, hat der deutsche Dichter herausgenommen und durch seinen Hauch angeblasen, gleichwie der Glasbläser das kleine Klümpchen glühenden Stoffes zu einer wohlgefügten, organisch gegliederten, schönen Gestalt auftreibt. Möglich auch, daß schon der alte persische Dichter vor ihm die Fabel so vollständig ausgebildet hat. Dies thut dem Werthe des Gedichtes nichts und ebenso wenig dem Werthe der Behandlung. Der Orient muß mit der höchsten Kunst gehandhabt werden, um uns mundgerecht zu werden. Was wir lesen und uns entzückt, ist nicht der Vortrag eines persischen Dichters, es ist die eigenste Art unsers Friedrich Rückert, der nur durch fortgesetztes, inniges Studium der morgenländischen Literatur und Sagenwelt sich neu gestärkt und seine Phantasie mit frischen Bildern angefüllt hat. Mit solcher durchsichtigen Klarheit weiß kein orientalischer Dichter zu malen; und wenn er es wüßte, fehlt ihm der heitere Witz, der diese Dichtung durchädert, ein Witz, der den Dichter nie von seiner Begeisterung für den Gegenstand abführt.

Fabel und Ausführung sind nach des Ref. Ansicht ein organisches Ganzes, obschon er nicht verhehlen mag, entgegengesetzte Ansichten gehört zu haben. Nach diesen sollte jene, gleichviel, ob von Rückert erfunden oder gefunden, zu großartig und schwer für die leichte Behandlung sein. Unsere ganz dem widersprechende Meinung läßt sich nicht vorweg, sondern erst durch eine Exposition des Inhalts und Heraushebung einzelner Stellen rechtfertigen. Gewiß aber ist und muß vorweg ausgesprochen werden, daß diese Fabel eine der großartigsten und gewichtigsten ist, die wir kennen, ja, so weit unser Gedächtniß reicht, in ihrem Hauptzuge eine ganz neue. Sollte der Orient noch solche Schätze verbergen, daß wir, die wir die Schachte aller Volksüberlieferungen befahren haben, unsere Meinung widerlegt sähen, wornach die Grundzüge in den Fabeln aller Naturvölker dieselben wären! Wie gern nähmen wir Belehrung an, wenn sie durch mehre Beispiele wie dieses ertheilt würde. Jedenfalls ist die Fabel zugleich so gewichtig und so einfach, daß dem Gedichte kein Abbruch geschieht, wenn wir sie dem Leser, der jenes nachlesen will, hier mittheilen.

Rostem, der Perserheld, das Schrecken der Türken, jagt in Friedensweile auf der Mark von Turan, um seinem Thatendurst einige Befriedigung zu verschaffen. Während er, gesättigt vom selbsterlegten Wilde und selbstbereiteten Braten, am Bache schläft, wird sein Roß, das Wunderpferd Rachs, von Türken mit Mühe und Noth eingefangen, und der erwachende Pehlewan (Paladin des Reiches Iran?) findet es nicht wieder. Waffen und Sattelzeug auf dem Rücken wandert er in die nächste Stadt Semengan,

in der ein König sitzt,
Der es mit Turan jetzt, und hält mit Iran itzt,
Der, wie die Wage schwank, sich nach der Seite neigt,
Wo sich ein Perser hier und dort ein Türke zeigt.

Erkannt wird der Held, dessen Ruhm Feinde wie Freunde singen, jubelnd eingeholt und festlich von Semengans Fürsten aufgenommen, der ihm den Rachs wiederzuschaffen verspricht. Doch in der Nacht harrt seiner eine andere Überraschung. Die Pforten des Gemaches öffnen sich, und in hellem Fackelglanze steht vor ihm Tehmina, die Königstochter von Semengan:

Der Reiz der Jugend war in den der Scham getaucht,
Der Wangen Lilien von Rosen überhaucht.
Doch im Rubinenschloß des Mundes lag bewahrt,
Geheimniß liebliches für diese Nacht gespart.

Aber dies Geheimniß erschließt dem Staunenden schnell ihre Rede. Eine tiefe Sehnsucht nach dem unerreichten Helden habe sie zu ihm geführt:

„Wie eine Wundersag hab ich aus jedem Munde
Gehört zu jeder Stund, an jedem Ort die Kunde,
Wie du so tapfer bist und trägest keine Scheu
Vor Tiger, Elefant, und Krokodil und Leu.
Du schirmest ganz allein Iran mit deiner Kraft,
Und Turan zittert, wenn sich regt dein Lanzenschaft.
Du reitest ganz allein zu Nacht in Turan ein,
Und streifest dort umher, und schläfest dort allein.
Dergleichen Kunde ward mir vom Gerücht vertraut;
Lang wünscht' ich dich zu sehn, heut hab' ich dich geschaut.
Wenn du zu Weibe mich begehrst, bin ich dein Weib;
Nie Mond und Sonnenstrahl berührte diesen Leib.
Vom Schleier meiner Zucht erwuchs ich tief umfangen;
Den Zügel der Vernunft entzog mir dies Verlangen:
Ich bitte Gott, von dir zu tragen einen Sproß,
Der einst, an Kraft dir gleich, beherrsche dieses Schloß."

Unter Zustimmung des über die Ehre der Tochter freuderfüllten Vaters wird die Hochzeit sofort in der Stille der Nacht begangen, und schon am Morgen scheidet Rostem mit dem Auftrage an die schöne Gattin, wenn sie ein Mädchen gebäre, es unter diesem, wenn einen Sohn, ihn unter jenem Zeichen zu ihm ins Perserreich zu senden. Die ehelichen Freuden und das Zusammenleben haben sich auf diese eine Nacht beschränkt. Tehminen wird dafür ein Sohn geboren, dessen persischer Ursprung aber wegen des Lehnsverhältnisses zu Turan verborgen bleiben muß. Auch erfährt der Knabe Suhrab erst, als er, ein Kind noch, zu unbändiger Kraft aufwächst, die Kunde von seiner hohen Abkunft. In Heldenweise will er seinen Vater durch einen Kriegszug aufsuchen und sammelt als kecker Abenteurer ein Heer von jungen Türken, um Persien mit Krieg zu beziehen. Aber der Türkensultan zu Iran kennt wohl die Abkunft des bartlosen Helden und sendet ihm seinen Feldherrn Baruman mit 10,000 Kriegern angeblich zu Hülfe, eigentlich aber zur Controle und mit dem heimlichen Auftrage, dafür zu sorgen, daß Vater und Sohn sich nicht verständigen, sondern ihre Kraft gegenseitig zerstören.

Es muß der Charakter des Heldenmärchens wohl im Auge behalten werden, sonst könnte bei einer uns näherliegenden Erzählung die Kritik mit Recht den Einwand machen, daß Suhrab, der den Vater sucht, mehr als einmal ihn erkennen mußte. Ebenso müßte ein so mit allen Gaben ausgestatteter Held wie Rostem in dem Heldenknaben, den Niemand bezwingt, und der aus Semengan kommt, sein Blut erkennen. Dies *sollte* aber nicht sein; wir müssen die Nichterkennung als etwas Gegebenes nehmen und dürfen an den Motiven, die dafür aufgeführt werden, nicht zu streng mäkeln. Er zieht ins Feld und belagert das weiße Schloß, die Grenzburg des Perserreiches. Ein vorschneller Perserritter will, um sich vor seiner Schönen zu zeigen, den gewaltigen Knaben im Zweikampf fangen; statt dessen erliegt Hedschir selbst dem Schicksal. Die schöne ritterliche Persermaid Gurdaferid möchte, wenn auch nicht den Ungeliebten, doch die Schmach der Perserehre retten. Doch auch sie entgeht dem Tode oder gleichem Loose nur, indem sie als Mädchen vor dem Gewaltigen sich zu erkennen gibt. Von ihrer Schönheit und Anmuth geblendet, läßt Suhrab sich zwar einmal täuschen, die weiße Veste muß aber doch vor so überlegener Kraft fallen, und ihre Vertheidiger flüchten Nachts, durch das weite Perserreich die unwiderstehliche Gewalt des neuen Türkenhelden verkündend.

Der Schach in Iran zittert vor dem Türkenknaben. Alle Stimmen verkünden es: ihm kann Niemand widerstehen als Rostem allein. Der Schach schreibt ihm:

Stehst du, wo dieser Brief ankommt, nicht sitze nieder,
Zu lesen! Sitzest du, erheb' im Sprung die Glieder!

Wenn in der Hand den Strauß du hältst, zu riechen, reuch nicht
Daran! wirf hin den Strauß, zeuch aus, zeuch! und ver- zeuch nicht!

Aber der stolze Rostem bleibt sitzen und zecht drei Tage gemächlich bei Wein und unter Rosenbüschen; es dünkt ihm nicht nöthig, seinen Heldenarm so rasch zu erheben um eines Türkenknaben willen. Als er doch endlich kommt, schnaubt der absolute Jähzorn des Schachs ihn an und will dem pflichtgetreuen Lehnsmann mit Ketten und Tod drohen, der also seines Königs Gebot geringschätzte. Aber des Königs Grimm wird ein schwaches Flämmchen gegen die aufprasselnde Zorneslohe des Pehlewan:

Er richtet um ein Haupt noch höher sich empor,
Und um die Schultern schien er breiter als zuvor:
„Auf der Welt bist du ein Schach durch mich", ruft er.
„Bin ich dein Unterthan? Ich bin der Pehlewan
Des Reiches Iran und Fürst in Sabulistan.
Ich bin Tehemtan, der, wenn er den Fuß im Grimm
Stampft auf den Grund, der Grund erzittert unter ihm.
Von meines Rosses Huf erhallt des Himmels Dom,
Und staunend still, wo es vorbeirennt, steht der Strom.
Ich bin der Rostem, sieggekrönt und ruhmgeschmückt,
Der wol um einen Schach, wie du, den Kopf nicht bückt.
Der Sattel ist mein Thron, der Helm ist meine Krone;
Ich spotte deiner Kron' und trotze deinem Throne."

Wie viel von diesem abendländischen Paladinentrotz auch der morgenländischen Dichtung angehört, oder ob Rückert alles dies selbst geschaffen, verräth uns kein Wink. Doch wird Schach Kawus zur Vernunft gebracht und der Pehlewan besänftigt; denn Beide erkennen, Iran kann ohne Rostem's Arm gegen Suhrab nicht bestehen.

Der Knoten ist geschürzt und die Katastrophe vor der Thür, Vater und Sohn ziehen gegeneinander zum Kampfe. Ein Zweikampf solcher außerordentlichen Helden muß den Streit zwischen Türken und Persern diesmal enden. Doch wird die Katastrophe mit Geschick durch verschiedene Episoden und Schilderungen aufgehalten. Der Sohn sieht von den Zinnen des eroberten Schlosses das große Perserheer und läßt sich vom gefangenen Hedschir die Namen der Fürsten und Helden nennen. Alle nennt ihm der Perser, nur den Rostem will er aus Arglist nicht kennen. Baruman hat den jungen Helden schon früher mit diplomatischer Arglist bearbeitet, daß er im Einzelkampf mit dem furchtbarsten Gegner sich Ruhm suche. Die keckste Ausfoderung des jungen Helden findet statt, und Rostem zieht ihm auf des Schachs Mahnung entgegen. Die Rosse selbst, die Beide reiten (Suhrab eines, was der Rachs in jener selben Nacht, wo auch Suhrab empfangen wurde, in Semengan gezeugt hat), erkennen sich als Vater und Sohn, ihre Reiter übertäuben die Stimme der Natur durch Trugschlüsse der Vernunft und Kampfesgier.

Am ersten Tage vermag keiner der beiden Kämpfer, welche Waffen sie auch versuchen, den andern zu überwinden. Am zweiten, dem Ringen zu Fuß gewidmeten, prüfen sich lange vergebens ihre Kräfte, bis es dem Jüngern endlich gelingt, den Ältern niederzuwerfen, und er zückt den Dolch über seiner Brust. Da ruft Rostem ihm zu: das möge wol roher Türkenbrauch sein, sei aber nicht edle Perserſitte; nach dieser dürfe der Überwinder beim ersten Ringen den Unterliegenden nicht tödten; erst wenn er ihn zum zweiten Male geworfen, stehe ihm dies nach Ritterart zu. Suhrab fragt, ob Rostem dieser Sitte huldige, und Rostem antwortet zweideutig: Ja, er brachte sie auf. Der Arglose springt auf, und Rostem ist zum ersten Male durch eine List, nicht Sieger, nur gerettet. Unmuthig enteilt er, während der junge Gegner bei einer Jagd sich erholt, in ein dunkles Felsthal. Hier thront ein Berggeist. In seiner Jugend drückte den Rostem selbst die Überkraft seines Körpers; wenn er mit Beute beladen ging, drückte er die Füße bis an die Knöchel sogar in harten Felsstein. Da gab er dem Geiste diese Überkraft in Verwahrung, bis er sie sich dereinst wieder abhole. Jetzt fodert er sie von ihm, um den jüngern Gegner zu überwinden:

„Dich und meine Kraft such' ich.
Ich seh' und kenne dich, wie ich dich schon geschaut;
Du bist nicht seit der Zeit gealtert und ergraut;
Doch kennst du mich? und weißt, was ich dir anvertaut?"
Mit düsterm Lächeln gab zur Antwort ihm der Geist:
„Ich kenne dich nicht mehr, Rostem, du bist ergreist.
Doch was bemühest du die alten Heldenglieder
Zu mir?" Tehemtan sprach: „Gib meine Kraft mir wieder!
Bis heute kam ich aus mit Dem, was ich gespart;
Das Ganze brauch' ich heut; gib her, was du bewahrt!"

Der Geist sträubt sich und warnt den Helden:

„Laß deine Kraft hier ruhn! Du hast der Thaten nun
Genug gethan; zum Leid wirst du dir eine thun."

Vergebens. Suhrab wartet lange auf seinen unbekannten Gegner. Da erscheint er

Als wie ein Meteor trübröthlich angeglommen.
Dem Suhrab schien er ganz verwandelt, zauberhaft,
Von wunderbarem Glanz, in voller Jugendkraft.

Sie ringen. Die Dämmerung verhüllt das furchtbare Schauspiel beiden Heeren. Ein Ruck des Vaters und Suhrab liegt im Staub, ein Dolchstoß, und er liegt tödtlich getroffen. Er verkündet sterbend seinem treulosen Mörder furchtbare Rache, denn er sei der Sohn Rostem's und Tehminens. Die Rache ist schon da, als Rostem erfährt, daß es sein einziger Sohn ist, den er umgebracht. Umsonst läßt er vom Schach drei Tropfen des Balsams aus dem Kaukasus erbitten, der Todtwunde wieder ins Leben ruft. Der Schach erklärt, für Rostem seinen ganzen Vorrath zu geben; für einen Türkenknaben nur dann einen Tropfen, wenn Rostem selbst komme und darum bitte. Der Held entschließt sich zum sauersten Schritte seines Lebens; aber drei Schritte entfernt, wird ihm die Todesbotschaft nachgebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Das Musikfest oder die Beethovener. Eine Novelle von W. R. Griepenkerl. Mit einem Kupfer. Leipzig, O. Wigand. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Auf den ersten Blick zeigt es sich, daß wir hier mit einem Autor zu thun haben, der ein enthusiastischer Verehrer Beethoven's ist, und zwar in dem Sinne, daß ihm dessen neueste, wildeste, verworrenste Werke für die höchsten des großen Meisters gelten. Es ist eine allgemeine Eigenschaft des Menschen,

da, wo er nicht mehr recht deutlich weiß, was er von einer Sache denken soll, sich kurzweg entweder für das unbedingteste Bewundern oder Verwerfen zu entscheiden. In dem ersten Falle befinden sich Beethoven's letzten Werken (denen der letzten Jahre) gegenüber die brennenden Enthusiasten für ihn, die in der neuern Musik eine Art Sekte bilden, in dem andern die große Masse des sachunkundigen Publicums. Beide Parteien hat der junge Dichter hier darzustellen versucht, die erste ausführlich, mit verschiedenen Variationen des Enthusiasmus, die andere nur mit wenigen Andeutungen, mehr en gros, als die schlechtweg unvernünftige Masse. Schade nur, daß er nicht auch noch ein drittes Element in sein Buch eingeführt hat, nämlich das der klarern Erkenntniß, welches in Beethoven die Größe desselben wahrhaft zu bewundern vermag, ohne die wilden, chaotischen und doch zuletzt häufig sehr leeren Explosionen in seinen letzten Werken zu verkennen, die durch eine Combination zusammenwirkender Verhältnisse in diesem hohen, edeln Geist erzeugt wurden, augenscheinlich die Resultate eines von tiefster Krankhaftigkeit ergriffenen Körper-, Seelen- und Lebenszustandes.

Ein Musikfest — muthmaßlich schwebt dem Verf. dabei eine Erinnerung seines eigenen Lebens vor — ist der Schauplatz, auf welchem die Beethovener ihre Kunstansichten wie ihre Charaktere entwickeln. Es entsteht ein Zwist unter den Anordnern des Festes, ob man eine Symphonie von Beethoven ausführen solle oder nicht; die Beethovener siegen mittels des Beitritts eines jungen feurigen Mannes von Vermögen und Rang, des Grafen Rohr, der sich warm für das Fest, zu dem er nur als Besucher gekommen ist, interessirt. Die Schilderung dieser Kämpfe, die Proben, die Discussionen über Beethoven's Größe, einige Lebensscenen, z. B. in Wirths- und Weinhäusern, nehmen den Hauptraum der Novelle ein. Ein Liebesverhältniß des Grafen Rohr zu einer schönen musikalischen Baronesse, Cäcilie, wird eingeflochten. Cäcilie aber ist die Schülerin eines glühend begeisterten Beethovenerr, Pfeiffer's, eines Organisten, und natürlich hat dieser eine tiefe Leidenschaft für sie gefaßt, die schon deshalb eine unglückliche bleiben muß, weil doch kein Poet der Erde es möglich machen könnte, daß eine Baronin Cäcilie zu einer Madame Pfeiffer würde; es muß daher ein unglückliches Ende nehmen. Als humoristische Nebenfiguren treten ein Contrebassist, Hitzig (der nicht nur hitzig ist, sondern sogleich in vollen Flammen steht, wenn man die neunte Symphonie Beethoven's nicht als das achte Wunderwerk betrachtet), und ein Insektenjäger und musikalischer Enthusiast, der Vicarius genannt, auf. Beide Figuren haben ihr Gutes, vernichten aber einen großen Theil des Interesse, das man an ihnen nehmen könnte, durch die stärkste Übertreibung in der Farbengebung. Indessen kann man dem Gang der Novelle, Einzelnes abgerechnet, doch trotz der durchgehenden Überladung in Styl und Manier mit Antheil folgen, so lange der Verf. verwickelt; als er aber anfangen will zu entwickeln, da hört seine ganze gestaltende Kraft auf, und er verfährt wie Jemand, der ein künstliches Kartenhaus aufgebaut hat und es plötzlich, da er sieht, daß es nicht zum Schluß zu führen ist, zusammenschlägt. Ehe man sich's versieht, sind die Verhältnisse durch ganz plötzliche, wie vom Himmel fallende Ereignisse gänzlich zerrüttet, obwol sie kurz zuvor in frischester Blüte standen. Adelbert von Rohr wird aus einem gebildeten, für die Kunst glühenden jungen Manne zuerst ein ganz roher in der Liebe, dann unwürdig gegen seine Braut, zuletzt wie dämonisch besessen. Der Contrebassist Hitzig ist nach der Aufführung der neunten Symphonie verrückt geworden, zertritt seinen Baß, wirft seinen Sohn zum Fenster hinaus, reißt ein halbes Haus ein und stürzt sich sammt dem Rauchfang auf die Straße. Pfeiffer stirbt in einer zerreißenden Orgelphantasie in der Kirche auf der Orgelbank, gerade als er wegen demagogischer Umtriebe, von denen zuvor auch keine Spur vorhanden gewesen, verhaftet werden soll. Der Vicarius wird ebenso unschuldig ins Gefängniß gebracht; ins Tollhaus wär eher zu begreifen aus dem Standpunkte der Policei. Gleiche Schicksale treffen auch die Gegner der Beethovener, diesmal aber ebenso unverdient. Genug, man weiß in der That nicht, ob es dem Autor Ernst oder Spaß ist mit dieser Auflösung. Aber nicht blos damit, sondern mit der Ansicht, die durch das ganze Buch geht, kommt man in die nämliche Alternative. Aus dem Eifer in einzelnen Momenten, aus der Glut der Sprache und durchgeführten Bilder, wenn es sich um Beethoven's Größe handelt, und aus vielen andern Zügen mehr muß man allerdings schließen, daß der Verf. diesen blinden Enthusiasmus, diese Don-Quixote-Verehrung Beethoven's theilt; sieht man aber, daß er alle die Charaktere, welche auf solche Weise anbeten, mit sich selbst in einen innern Zwiespalt treten läßt, der jede Versöhnung mit dem Leben (das Ziel der Vernünftigen) unmöglich macht und nothwendig mit einer völligen innern Zerrüttung und Aufreibung enden muß, die freilich künstlerisch in andern Formen dargestellt werden müßte als hier, so möchte man allerdings glauben, daß das ganze Buch einen ironischen Sinn habe, eine ernste Parodie einer in der That äußerst verkehrten Richtung unserer Zeit sei. Wenigstens mag der Verf. eine bedenkliche Lehre daraus ziehen, daß er sein Buch auf eine Spitze getrieben, die zwischen solchen Extremen schwanken läßt; selten aber zeigt es sich an einem Beispiel so deutlich, wie wahr das französische Sprichwort ist, les extrêmes se touchent. Kann nun gleich unser Urtheil über das Buch nur für Einzelnes darin günstig ausfallen — es enthält aber allerdings manches sehr Schöne und Tiefe neben überwiegendem hohlen Pomp —, so stellt sich doch das über den Autor unter Bedingungen anders. Kraft und Talent sind in ihm nicht zu verkennen; hat er reinen, besonders von Eitelkeit ungetrübten Willen genug, seine Gefühle in Erkenntnisse zu verwandeln, seinen Enthusiasmus durch Wissenschaft und Vernunft zu läutern, so dürfen wir nach dem überstandenen Kampf mit sich selbst noch recht Treffliches, eigenthümlich Schönes von ihm hoffen. Hoc est in voto! 32.

Literarische Notizen.

Die italienischen und auswärtigen Journale haben schon öfters des jungen Patriciers Carlo Morbio erwähnt, welcher weder Reisen noch Mühe und Kosten für die Herausgabe der wichtigsten noch unedirten Documente spart, welche zur Geschichte der italienischen Gemeinden gehören. Von dieser Sammlung ist der vierte Band erschienen, welcher von Florenz handelt. Zuerst kommt eine mit Einsicht und Geschmack geschriebene Einleitung, dann Andeutungen (cenni) über die Republik von Florenz selbst, zuletzt die Documente (ricordi), und welcher Art! Geschichten von Dolchstichen, Meuchelmorden, Aufhängungen und ähnlichen Unterhaltungen! Am Schlusse die Chronik der Stadt Florenz von 1548—1652. Zu diesem Buche lieferte auch das große Werk von Litta einen Theil seines Inhalts.

Von „La guida alla virtù per la via del diletto", einem von Francesco Ambrosoli geleiteten Erziehungswerke, sind der zweite und dritte Theil erschienen, welche von der Kindheit und der Ernte handeln; sie enthalten Novellen und aus dem Französischen übersetzte Geschichten, ein Drama von Berquin und Erzählungen von Sacchi und Ambrosoli. Die äußere Ausstattung ist sehr schön, die Holzschnitte von Gandini sehr gelungen.

Ercole Marenesi hat Toreno's „Geschichte des Aufstandes und Krieges in Spanien" aus dem Original ins Italienische übersetzt.

Carrara schreitet rasch mit der Ausgabe der „Consultazioni di *Giandomenico Romagnosi*" vorwärts. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 33. — 2. Februar 1839.

Roſtem und Suhrab. Eine Heldengeſchichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert.

(Beſchluß aus Nr. 32.)

Die Schönheit des Gedichtes, die innere Kraft und Wärme ſteigert ſich noch gegen das Ende. Roſtem's Schmerz und Suhrab's Entzückung, daß er dem größten Helden erlegen und Roſtem ihn als Sohn anerkannt, wetteifern an Innigkeit und Tiefe des Gedankens wie an Klarheit der Ausführung. Der ſterbende Held ſtiftet den Frieden und der Vater wird der Vollſtrecker ſeines Willens. Der betagten Mutter, die Roſtem längſt um einen Sohn angegangen, ſendet er ihn im Sarge nach Haus. Er ſelbſt verſchwindet. Fragen ſie euch, wo Roſtem hingerathen, antwortet: ihr wißt es nicht.

Dies Thema, mit aller tragiſchen Schwerkraft behandelt, mit immer wiederkehrenden düſtern Vorbedeutungen und Symbolen der folgenden Kataſtrophe, wäre bei der Einfachheit der Fabel zu dunkel geworden. Es gehörte das heitere Spiel der Rückert'ſchen Muſe dazu, dieſer anmuthige Kryſtallbau ſeiner Verſe, das plätſchernde Fontainenſpiel der Worte, um dem Ganzen Durchſichtigkeit zu geben. Es iſt ein Guß; aber um dem überwältigend Tragiſchen die zerſchmetternde Kraft zu benehmen, ſind überall lichtvolle Stationen dazwiſchen, die den Fall aufhalten und zum Verweilen einladen, das Herz erquickend und mit den Sinnen ſpielend. Daß dieſe wie von ſelbſt ſich gebend erſcheinen und nichts Willkürliches uns auffällt, iſt die Kunſt des Dichters. Wie natürlich erſcheint es z. B., wenn der Jüngling Suhrab am zweiten Kampfmorgen trotz des Grimms von geſtern, trotz der Aufhetzungen Baruman's plötzlich dem grauen Kämpfer gegenüber die Hand zur Verſöhnung bietet.

„Wie haſt du in der Nacht geruht und biſt erwacht
Am Morgen? Früh, o Greis, haſt du dich aufgemacht!
Das Aug' und jeden Sinn erlabend iſt der Morgen;
Doch welchen Abend er uns bringt, das iſt verborgen.
Der Berge Häupter ſind vom Strahl der Frühe golden,
Mit Morgenwein gefüllt ſind alle Blumendolden.
Die Morgenlüfte gehn, die Schläfer einzuladen,
Schnell aufzuſtehn und ſich im Maienthau zu baden.
Die Vögel ſingen laut, die klaren Bäche fließen,
Die Anger ſonnen ſich und alle Blumen ſprießen;
Das iſt durchaus kein Tag zu Mord und Blutvergießen,
Ein Tag, das kurze Glück des Lebens zu genießen.

Komm, lieber Alter, ſteig herab von deinem Drachen
Ins grüne Gras und laß uns Waffenſtillſtand machen.
Im Angeſichte des und jenes Heeres laß,
Daß froh ſie ſtaunen, uns ablegen Groll und Haß!
Des Krieges Schauplatz ſei in eine Friedensbühne
Verwandelt, und ein Feſt erblüh' uns auf dem Grüne.
Ich wink', und Saitenſpiel und Wein kommt zum Gelag;
Ich feir' im Roſenhag mit dir den Frühlingstag.
Vom Haupte legeſt du des ſchweren Helmes Glanz,
Und um dein Haar leg' ich von Roſen einen Kranz.“

— — — — — — — —

So ſprach das Kind; es hatt' aus Waſſer, Luft und Flur
Geſprochen an ſein Herz die Sprache der Natur.

Nur ſelten überläßt ſich der Dichter dem oft mit Recht an ihm gerügten zu künſtlichen Wort- und Reimſpiel. Die Macht und Reinheit des Stoffes ſcheint ihn diesmal an dieſen Klippen der Künſtlichkeit vorbeigeführt zu haben. Er hat, wie Roſtem dem Berggeiſte, den Überſchuß an Reimgewandtheit ſeinem guten Genius zum Aufbewahren gegeben, und wir wünſchen, daß er ihn nicht wiederfodert zu ſeinem Schaden. Nur ſelten kommen gewagte Gleichniſſe. Ein ſolches iſt allerdings bei Roſtem's Schmerz gewählt. Er brüllt auf, wie ein Tiger brüllt, der in blinder Gier, im Buſche lauernd, auf ein Rind zuſtürzt und, da er es in den Krallen zerdrückt hat, erſt erkennt, daß es ſein eigenes Junges war. Erſtens: kann dies Verſehen einem Thiere begegnen? Der Dichter läßt ja ſelbſt die Roſſe ſich als Verwandte erkennen, während ihre Herren nur aus mangelndem Inſtinct ſich zerfleiſchen. Dann hat auch Roſtem nicht gelauert auf ſeinen Raub. Im dreitägigen ehrenwerthen Kampfe hat er mit ihm Worte gewechſelt und Beide haben ſich von Auge zu Auge geſchaut; und endlich übt das Gleichniß einen brutalen Eindruck, welcher dem übrigen Gedichte fremd iſt. Dagegen fehlen nicht die zarteſten Intermezzi. Die Liebe Suhrab's zu Gundaferid, nur als vorüberſtreifender Hauch behandelt, iſt ein glücklicher Wurf. Jeder tiefere, ſentimentale Ton hätte dem Grundton geſchadet. Überall ſproſſen, wo die Gelegenheit es gibt, lyriſche Blumenſtücke heraus, die, anmuthige Anhaltpunkte, nicht wenig zum natürlichen Schmuck des Gedichts beitragen. Spielereien wie folgende ſind bunte Edelſteine, einem koſtbaren Harniſch eingefügt. Roſtem iſt, nachdem er zornſchnaubend fortgegangen, von ſeinen Freunden überredet, wieder zurückgekehrt,

Da ging ein froh Gerücht vom Hof zur Stadt hinaus,
Das durch die Straßen lief und durch die Häuser rief,
Grüßte, was wach noch war, und weckte, was schon schlief.
Jeder, zu dem es kam, der seinen Gruß vernahm,
Dem schwand davon alsbald der Kummer und der Gram
Und wuchs die Freudigkeit. Nun aber war beim Wandern
Das fröhliche Gerücht begegnet einem andern,
Das war so traurig anzusehn als jenes froh;
Das frohe hielt es an, eh es ins Dunkle floh.
Da that das fröhliche Gerüchte seinen Mund
Mit Lachen auf und sprach: Wer bist du? Thu mir kund!
Und jenes sprach: Ich bin das traurige Gerüchte,
Daß Rostem, von Kawus gekränkt, aus Iran flüchte.
Das ist die Botschaft, die durch Land und Stadt ich trage,
Und Jeder wird betrübt, dem ich die Zeitung sage.
Da sprach das fröhliche: Nun streue keinen Frost
Der Furcht umher! Sei still, denn falsch ist deine Post.
Die Wahrheit sag' ich dir: Held Rostem sitzt beim Schmaus
Mit Kawus heut und zieht zum Kampfe morgen aus.
Ungläubig schüttelte das traurige Gerücht
Sein Haupt, es glaubte nicht den fröhlichen Bericht.
Aber das fröhliche gerieth in Zorn, und rang
So mit dem traurigen, bis es den Feind bezwang.
Das traurige Gerücht vom fröhlichen danieder
Geschlagen lag und stand die Nacht durch auf nicht wieder.
Froh seines Sieges ging das fröhliche von dann,
Und wo es ging und stand, ward fröhlich Weib und Mann.

Fragte mich Jemand, wodurch ein Dichter sich unterscheide von einem poetischen Erzähler, ich würde ihn auf diese Stelle verweisen. Aus einer flüchtigen Vorstellung ein Luftgewebe machen und dem solche innere Gestaltung, Gliederung, Farbe, ja Personeninteresse zu geben, ist das Wahrzeichen des echten Dichters. Eine ähnlich schöne, dichterisch noch tiefere Dichtung ist das Mitleid der Sterne um den jugendlichen Helden, dessen Untergang sie voraussehen:

Die Sterne selber sahn vom hohen Himmel nieder
Mit Wohlgefallen auf die hohen Heldenglieder;
Allein sie schienen ihn mitleidig anzusehn,
Weil er ein Stern war, der so früh sollt' untergehn.
Da sprach ein Himmelsstern zum andern mitleidsvoll:
Schad' um die Blüte, die im Lenz hinwelken soll!
So viel des Schönen schon auf Erden sahn wir prangen,
Und eh wir einen Blick verwendet, war's vergangen.
Doch keine Knospe sahn wir glänzender und heller
Aufgehn, um trauriger dahinzugehn und schneller.
Wenn seine Mutter doch, die ihn, ihr einzig Glück,
Entsendet hat und nie daheim empfängt zurück,
Wenn seine Mutter ihn mit unsrer Augen Strahl
Noch einmal könnte sehn bei diesem Freudenmahl
In seiner Lust und Kraft, den Baum im frischen Saft,
Den morgen schon vielleicht dahin sein Schicksal rafft.

Ohne Bedenken zählt Ref. diese Heldengeschichte nicht allein zu den besten poetischen Geschenken, die Friedrich Rückert uns gab, sondern zu den vortrefflichsten Heldengedichten, die wir überhaupt besitzen. Deren Zahl aus der Gegenwart ist freilich nicht groß. Außer Simrock's „Wieland der Schmied" wüßte ich keines, welches als Ganzes, ein großer Guß, ein heller Strom, die Theile organisch dem Stamm entsprossen und im Verhältniß zu ihm geblieben, von Wärme, Licht und steigendem Interesse gleichmäßig durchhaucht, es mit diesem aufnähme. Was Anastasius Grün, was Lenau u. A. brachten, war Poesie, die an Fülle und Tiefe der Rückert'schen gleichkommt, wo nicht hier und da in kühnem Fluge sie noch überbot; aber ein Werk, das, wo man es anfaßt, ein Ganzes ist, aus einem Kerne geboren, in einem Stamme auftreibend, in einer vollen Baumkrone endend, die ihre Zweige in den blauen Himmel schüttelt, das haben sie noch nicht geschaffen. Daß es ihnen bald gelänge! Möchte aber der Veteran unter den Sängern noch einige große Stoffe finden, die ihn so ganz fesselnd und weihend zu ähnlichen gelungenen Schöpfungen begeisterten.

W. Alexis.

Der neue französische Gesetzentwurf über das literarische Eigenthum.

Die Ideen streben gegenwärtig sich zu nivelliren wie der Ocean, sagte treffend ein geistreiches Mitglied der französischen Deputirtenkammer. Die Hebe-, Stoß- und Ausgleichungskraft der Zeit ist wahrhaft ein bewundernswerthes Phänomen; der junge Geist der Zeit treibt wie eine geheime Naturkraft alle Völker zu einem und demselben Ziele; keine Idee, welche jetzt geweckt wird, bleibt eine partielle und specielle, das Eigenthum einer Nation und einer Verwaltung; sie wird sogleich Gemeingut der Civilisation überhaupt, und oft drängt sie sich zu einer und derselben Zeit wie ungerufen an den entferntesten Orten hervor. Der Stillstand mancher Reiche, Nationen und Verwaltungen innerhalb der europäischen Civilisation ist nur scheinbar; die Schichten einer neuen Zeitbildung haben sich unten bereits angelegt und warten des Augenblicks, wo die allgemeine Hebekraft sich ihrer bemächtigen und sie emporbrängen wird. Zu diesen Resultaten der Zeit rechnen wir die Verhandlungen, welchen im Verlaufe weniger Jahre das literarische Eigenthumsrecht von den gebildetsten Verwaltungen unterworfen worden ist; England, der deutsche Bund, insbesondere Preußen, endlich Frankreich haben in jüngster Zeit das Recht des literarischen Eigenthums zu einem Gegenstande ihrer besondern Aufmerksamkeit gemacht. Am 5. Januar laufenden Jahres wurde von dem Minister des öffentlichen Unterrichts der französischen Deputirtenkammer ein neuer Gesetzentwurf zu einem literarischen Eigenthumsrecht überreicht, welcher demnächst, wenn die politischen Stürme in der Kammer sich beruhigt haben werden, zur Discussion kommen wird. Der Minister des öffentlichen Unterrichts motivirte den Entwurf in einer längern Rede, aus welcher wir hier das Wesentlichste mittheilen wollen. Denn außerdem, daß der Gesetzentwurf eine freisinnige Fassung hat, so ist auch die Rede des Ministers, welche ihn einleitete und motivirte, reich an interessanten Thatsachen und erhebt sich in einzelnen Partien zum Höhepunkte dieser wichtigen Frage; sie führt uns zugleich die Schwierigkeiten vor, welche sich der Vereinbarung des literarischen Eigenthumsrechts mit dem gemeinen Rechte entgegenstellen.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts erklärt die Aufmerksamkeit, welche die Verwaltung dieser Rechtsfrage gewidmet habe, als eine Huldigung, dargebracht den Rechten des Gedankens, dargebracht einer Epoche, innerhalb welcher die Arbeiten des Geistes eine so große Gewalt erlangt haben. Der Minister erkennt jedoch an, daß zwischen dem Ruhme, den Verdiensten vieler Autoren und ihrer äußern Lage ein Misverhältniß bemerkbar sei; Männer, welche die Zierde ihres Vaterlandes und ihrer Zeit waren und der Nachwelt kostbare Schätze hinterlassen hätten, seien im Leben der Dürftigkeit verfallen gewesen, und ihre Nachkommen hätten im Elende geschmachtet, gegenüber Denen, welche mit den Producten des Autors Handel trieben und sich bereicherten. Das sei eine Ungerechtigkeit, welche man durch ein Gesetz beseitigen müsse.

Der Minister erkennt aber auch die Schwierigkeiten an, die sich einem Gesetze feindlich entgegenstellen, welches dazu bestimmt ist, das Eigenthumsrecht der Autoren zu wahren, ohne die mit

diesem Rechte sich kreuzenden anderweitigen Interessen zu verletzen. Vor Allem ist zu fragen: liegt es in der Gewalt des Gesetzgebers, dem bezeichneten Übel abzuhelfen, etwa zu verhindern, daß, wie das Gerücht sagt, die Enkel des großen Corneille an der Thüre desselben Buchhändlers betteln, welcher durch die Meisterwerke ihres Großvaters reich geworden, an der Schwelle des Theaters, auf dem seine Trauerspiele der Stolz des Publicums und das Glück der Gesellschaft waren? Angenommen, der Schriftsteller habe bei Lebzeiten sein Manuscript an einen Buchhändler verkauft; sein Geschlecht ist somit für immer enterbt. Er hat sogar noch Schulden hinterlassen; seine Witwe, seine Kinder sehen in fremden Händen die Früchte seiner Arbeiten wuchern; aber sie bleiben enterbt, bis auf den Ruhm seines Autornamens. Da haben wir freilich ein Übel, dem nicht abzuhelfen ist. Oder wäre wirklich das literarische Eigenthum rein und einfach nach dem Code civil zu bestimmen, ganz so zu betrachten wie jedes andere Eigenthum, unter denselben Rechtstiteln besessen, cedirt, verkauft, gewechselt u. s. f.? Würden die Schriften, wenn sie wie ein Feld von Familie zu Familie, von Rechtseinhaber zu Rechtseinhaber übergingen, derselben Publicität genießen? Konnten sie nicht in die Hände von unwissenden oder feindseligen Leuten kommen, welche sie geflissentlich untergehen ließen? Das literarische Eigenthum ist ein und für allemal nicht in die Kategorie des gemeinen Rechts zu bringen; denn es ist nicht ins Unendliche theilbar; es kann nur durch einen einzigen Rechtseinhaber besessen werden; sein Werth steigt oder fällt von Augenblick zu Augenblick; das literarische Eigenthumsrecht erfodert seinen eigenen Codex. Aber, fragen wir weiter, gibt es nicht noch ein anderes Interesse als dasjenige des Schriftstellers und seiner Kinder? Gehört das Buch in Wahrheit nur ihnen? Dürfen Racine's Verse nur das ausschließliche Eigenthum einer Familie sein? Sind sie nicht unser Aller Eigenthum? Oder begreift man, daß ein glücklicher Erbe oder ein Gläubiger, der das Recht in Anspruch nimmt, das Eigenthum zu brauchen, zu misbrauchen oder gar nicht zu brauchen — was ja Alles nach dem gemeinen Rechte dem Eigenthümer freisteht —, plötzlich Frankreich und der Welt die Werke des Descartes, Pascal, Montesquieu entziehen könne?

Der Minister ergeht sich nun mit sichtbarem Wohlgefallen in der Beweisführung, daß eine Geistesarbeit, sobald sie durch ein materielles Mittel veröffentlicht und vervielfältigt wurde, nicht mehr das Eigenthum eines Einzigen, sondern ein Allgemeingut ist. Es mischen sich, wie in die früher schon aufgeworfenen Fragen, viel geistreiche Redeflosken ein, die aber zu allgemein und vag sind, als daß sie die Lösung der Frage wesentlich fördern könnten. Diese ganze Betrachtung, ob das literarische Eigenthumsrecht mit dem Eigenthumsrecht, wie es das Gesetzbuch bestimmt, in eine und dieselbe Kategorie gehöre, und ob eine Schrift nur Eigenthum des Autors und seiner Erben und nicht zugleich Eigenthum Aller sei, ist echt französisch, dabei von edler menschlicher Gesinnung, wie der Franzose sie in dergleichen Fällen beweist, durchgehends beseelt, von jenem achtbaren Adel des Gemüths, welcher sich scheut, eine Geistesarbeit mit den gewöhnlichen Gütern des Lebens, worüber das gemeine Recht verfügt, in eine und dieselbe Rubrik zu werfen. Daher entschuldigt man gern diese schönen Flosskeln, welche sich auf Corneille, Racine, Descartes, Pascal und Montesquieu beziehen, und geistreiche Mildeutigkeiten wie folgende: Der Dichter, der Geschichtschreiber, der dramatische Schriftsteller (die französischen Dramatiker bilden, wie man weiß, einen von den übrigen Poeten abgesonderten Dichter- und Handwerkerstand) verfassen die Schrift, das Publicum aber ist es, welches das Buch macht — nämlich, wie der Minister versteht, das Glück und den Ruf eines Buches.

Der Schriftsteller, heißt es weiterhin, ist Erfinder, so gut Gesinder wie der Erfinder der Dampfmaschine und der Buchdruckerkunst; aber ein literarisches Werk ist höherer Natur als diese materiellen Erfindungen. Die Dankbarkeit des menschlichen Geschlechts erkennt es; die Gesellschaft wird daher Alles thun und Alles für gerecht halten, was ihr in diesem Falle zu thun möglich ist; sie wird das Eigenthumsrecht des Autors und das des gesammten Publicums auf gleiche Weise im Auge behalten müssen, damit einem für den Autor oder seine Rechtsnachfolger angeblich zu erringenden Gewinne höhere und allgemeinere Interessen nicht geopfert werden.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung und Darlegung der Principien, von denen die Redaction des neuen Gesetzentwurfes über das literarische Eigenthum ausgegangen ist, folgt ein historisches Aperçu, eine vergleichende Zusammenstellung aller Gesetze, welche unter den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten in Betreff dieser Angelegenheit verfaßt worden sind. Auch hieraus theilen wir das Interessanteste mit.

Von einem literarischen Eigenthumsrechte konnte erst überhaupt seit der Erfindung der Buchdruckerkunst die Rede sein; aber in den ersten Zeiten, welche dieser Erfindung folgten, wagten die Buchdrucker nicht, neue Werke auf ihre Rechnung herauszugeben. Die Autoren ließen auf ihre eigene Kosten drucken, und da die wenigsten die Mittel dazu besaßen, so blieben viele Werke unedirt und gingen verloren. Aber allmälig that sich ein neuer Zweig der Industrie auf. Der eigentliche Buchhandel nahm seinen Anfang, als sich Unterhändler einfanden, welche den Autoren ihre Werke abkauften, mit den Typographen sich einigten und auf diese Producte des Geistes und der Industrie zugleich speculirten.

Die ältere französische Gesetzgebung erkannte so viel, daß unter einer Verwaltung, wo die Publicität gewissermaßen eine königliche Domaine war, das literarische Eigenthumsrecht nur in einem königlichen Privilegium bestehen könne. Es war Sache der Gnade, nicht des Rechts, wenn einem Autor sein Eigenthumsrecht gesichert wurde; die Billigkeit erkannte an, was jetzt die Gerechtigkeit fodert. Das Gesetz von 1777 stellt in dieser Hinsicht fest: „Jeder Schriftsteller, welcher ein Privilegium auf sein Werk erhält, hat das Recht, es zu verkaufen, ohne daß er, unter welchem Vorwande es auch sei, mit andern Büchern handeln darf, und er soll seines Privilegiums für sich und seine Nachkommen genießen, es sei denn, daß er es irgend einem Buchhändler cedirt, in welchem Falle die Dauer des Privilegiums auf Lebzeiten des Schriftstellers beschränkt sein soll.“ Im J. 1778 wurde das Edict dahin erweitert, daß der Autor sein mit einem Privilegium versehenes Werk, so oft er wollte, auf seine Rechnung bei jedem Drucker seiner Wahl drucken und von jedem Buchhändler seiner Wahl verkaufen lassen dürfe, ohne daß die Übereinkunft mit Buchdrucker und Buchhändler als eine Cession angesehen werden dürfe.

Die Revolution von 1789 vernichtete die Privilegien, mithin auch die der Buchdrucker; da begann das Recht für die Schriftsteller. Das Gesetz vom 15. Jan. 1791, welches jedem Bürger das Recht gab, ein öffentliches Theater zu errichten und darauf Stücke jeder Art und Gattung darzustellen, bestimmt, daß die Werke der seit fünf oder mehren Jahren verstorbenen Schriftsteller öffentliches Eigenthum sein sollen, zugleich auch, daß die Werke lebender Autoren auf keiner öffentlichen Bühne dargestellt werden sollen, es geschehe denn mit der Zustimmung der Autoren. Die Erben der Schriftsteller oder Diejenigen, denen das Recht cedirt ist, sollen bis zum fünften Jahre nach dem Tode der Schriftsteller Eigenthümer ihrer Werke sein.

Das Decret vom 19. Juli 1793 enthält folgende Bestimmung: Die Verfasser von Schriften jeder Art, die Componisten, die Maler, die Zeichner, welche Gemälde oder Zeichnungen graviren lassen, sollen auf Lebenszeit ausschließlich das Recht genießen, ihre Werke im Gebiete der Republik zu verkaufen, zu vertreiben und das Eigenthumsrecht im Ganzen oder im Einzelnen zu cediren. Der Art. 2 desselben Gesetzes dehnt das Recht der Erben oder Concessionnaire auf sechs Jahre nach dem Tode der Autoren aus. Die folgenden Artikel sind gegen den Nachdruck gerichtet.

Digitized by Google

Das Decret vom 5. Febr. 1810 bestimmt: „Das Eigenthumsrecht bleibt dem Schriftsteller und seiner Witwe auf Lebenszeit versichert, wenn der Ehevertrag dazu das Recht gibt, und ihren Kindern für die Dauer von 20 Jahren.“ Ferner: „Die Autoren, eingeborene und fremde, können ihr Recht einem Buchhändler oder jeder andern Person cediren.“

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerung an Christian Friedrich Daniel Schubart.

Am 26. März 1839 sind es gerade 100 Jahre, wo ein Dichter geboren wurde, der zu seiner Zeit durch seine Gesänge, noch mehr aber durch seine traurigen, unverdienten Schicksale eine, wo nicht europäische, doch allgemein deutsche Berühmtheit erlangt hatte: Christian Friedrich Daniel Schubart. Es werden Wenige sein, die nicht einmal auch noch jetzt von seiner „Fürstengruft“, von seinem „Ewigen Juden“, von seinem Volksliede: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark“ ꝛc., von seinem: „Ich Mädchen bin aus Schwaben“ ꝛc., dem „Ehelichen guten Morgen“ und der „Ehelichen guten Nacht“ u. s. f. gehört, oder sie selbst gelesen hätten; vor einigen Jahrzehnden aber waren sie noch in Aller Munde, und wer nach Würtemberg geht, wird nicht leicht den Hohenasperg unbesucht lassen, um des Dichters Gefängniß zu sehen, wo er denn die lebendigste Überzeugung gewinnt, welche Fortschritte die Humanität allmälig gemacht hat. Zehn Jahre schmachtete hier einer der besten Köpfe seiner Zeit, ohne durch einen Richterspruch dazu verurtheilt zu sein, ohne nur vor einen Richter gestellt worden, ja, ohne einmal ein Bürger, ein Unterthan Würtembergs zu sein! So übten damals die Großen die Justiz! Schubart hatte das Unglück, die Finsterlinge getreten zu haben, zu einer Zeit, wo dieselben noch politisch wichtiger waren als jetzt, wo die eben aufgehobenen Jesuiten im Stillen noch herumschlichen und namentlich in Würtemberg mit protestantischen, dort zahlreichen Pietisten einen Bund zur Unterdrückung jedes guten Kopfes schlossen, der ihre Buß- und Kopfhängerei mit satirischer Laune à la Voltaire geißelte. Zum Unglück ließ Schubart der letztern auch gegen die Großen freien Lauf, und manche seiner Fabeln tragen den Stempel davon, z. B. „Der gnädige Löwe“, gedichtet 1775. Kleine Verfolgungen trafen ihn daher schon früher *) und trieben ihn aus einer Stadt in die andere, bis er 1774 in dem reichsfreien Ulm eine „Chronik“ herausgab, die sich durch Styl und freien Ton vor allen Zeitungen seiner Zeit auszeichnete, aber ihm erst seine Freiheit rauben und dann einen schnellen Tod bereiten sollte. Durch ein Sinngedicht hatte er schon den Herzog von Würtemberg, durch die Aufnahme einer falschen Nachricht vom Tode der Kaiserin Maria Theresia den wiener Hof beleidigt, der ihm überdies sehr abhold war, weil er Preußens Partei zu nehmen schien, ob sich dies schon nur mehr als poetische Vorliebe für Friedrich II. äußerte. Der kaiserliche Gesandte in Stuttgart, General v. Ried, theilte jetzt dem Herzog von Würtemberg den Entschluß mit, Schubart bei guter Gelegenheit aufheben und nach Östreich bringen zu lassen; der Herzog Karl von Würtemberg wollte ihn dagegen selbst in seiner Gewalt haben, und während der Dichter noch ruhig in Ulm bald sang, bald Clavier und Orgel spielte, bald an der „Chronik“ schrieb, wurde schon der Kerker für ihn auf dem Hohenasperg gebaut. Ein Oberamtmann Scholl an der Grenze gab sich dazu her, das Opfer der Fürstenmacht aus Ulm durch den Schein der Gastfreundschaft herüberzulocken, und kaum trat Schubart bei ihm ein (am 23. Jan. 1777), als er von einem Major Barenbühler in Empfang genommen, auf die Festung geführt und hier in einen Thurm gebracht wurde, der noch jetzt seinen Namen führt. Er gewährt die schönste Aussicht von der Plateform herab in ein sieben Stunden langes Thal; aber für den Dichter war ein enges Gemach bestimmt, wo er anfangs vor Rauch fast erstickte, vor Kälte fast umkam. Gleich dem ärgsten Missethäter schmachtete er hier ein volles Jahr lang. Ein eiserner Ring an der Wand bedeutete ihn, daß er bei der geringsten Widersetzlichkeit angefesselt würde; zu seiner Bekösti̇gung waren 12 Kreuzer täglich bestimmt, Bücher erhielt er gar nicht, ausgenommen ascetische, und statt der Feder und Tinte schrieb er mit der Lichtputze auf einiges Papier, das er durch Zufall gewann. So manches Gedicht, das sich von ihm erhielt, verdankt jenen Stunden sein Dasein, eine Dichtung: „Der verlorne Sohn“, war schon in vier Gesängen vollendet, als ihn der Commandant überraschte, sie wegnahm und vernichtete. Überhaupt quälte ihn derselbe nach Möglichkeit durch die ärgste Brutalität, theils in Folge der herzoglichen Weisung, theils aus Kopfhängerei, theils weil er selbst jahrelang unschuldig als Staatsgefangener gesessen hatte und gleichsam sein Leiden auch Andern fühlbar machen wollte. Erst am 3. Febr. 1778 erhielt Schubart ein leidlicheres Gefängniß, denn er war nun, wie man meinte, mürbe gemacht, und darin irrte man sich allerdings nicht. Schubart zeigte von dieser Zeit an statt des freien, ihm beiwohnenden Geistes bis an seinen Tod eine ängstliche Richtung, die sich in zahlreichen Gesängen aussprach, und was noch schlimmer ist, er besang oft seine Peiniger, den Herzog, den Commandanten Rieger, als ob sie seine größten Wohlthäter gewesen wären. Nur einmal scheint sein Genius die alte Gesinnung ausgegossen zu haben, in der berühmten „Fürstengruft“, gedichtet 1783, als er sich in dem Versprechen des Herzogs, bald in Freiheit gesetzt zu werden, bitter getäuscht sah. Sie wurde ohne Schubart's Wissen in das „Deutsche Museum“ eingesendet, kam natürlich vor die Augen des Herzogs und hatte die Folge, daß die Gefangenschaft bis zum 11. Mai 1787 dauerte, wo er nicht sowol durch die Gnade, sondern durch die Beschämung des Herzogs frei gelassen wurde, denn der Minister v. Herzberg verwendete sich für ihn bei Friedrich Wilhelm II. lebhaft, in Folge des berühmten Hymnus auf Friedrich II. 1786:

Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrich's Thatenruf
Über den Erdkreis scholl ꝛc.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., schrieb nun selbst nach Stuttgart, eine preußische Prinzessin that Dasselbe, die Dichterin Karschin sang gleichfalls zur Herzogin Franziska, des Herzogs Gemahlin, sodaß dieser endlich selbst auf die Festung fuhr und dem Dichter die zehn Jahre lang geraubte Freiheit wiedergab. Mehrmals war Schubart in seinem Gefängnisse durch den Besuch des jungen Schiller erfreut worden, dessen

— Sonnenblick
Und Cherubsdonnerflug,
Und starken Arm, zu schnellen
Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen,

er richtig durchschaute. Schiller fand hier den Stoff zu seinen „Räubern“. Neben Schubart schmachtete nämlich ein Herr v. Scheidlin 28 Jahr lang als Opfer einer Familiencabale von 1758 — 87, wo ihm der Dichter Erlösung verschafft zu haben scheint, als er sie selbst gefunden hatte. Die unglückliche „Chronik“ wurde leider gleich nach der gewonnenen Freiheit wieder angefangen und brachte ihm nun den Tod. Ein Correspondent hinterging ihn mit einer falschen Nachricht über den Fall der Minister bei Friedrich Wilhelm II. Heftige Reclamationen in Stuttgart waren die Folgen davon, die ihn aufs Krankenlager warfen, von dem er nicht wieder aufstand. Am 10. October 1791 starb er, erst 52 Jahr alt! 15.

*) Namentlich in Ludwigsburg, wo Schubart Organist war, durch den dortigen Decan, dessen Persönlichkeit Schiller in den „Räubern“ abconterfeit hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 34. — 3. Februar 1839.

Die objective Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsysteme, nach ihren Grundzügen entwickelt und als Beitrag zur Vollendung des Werkes der Idee dargeboten von L. G. Fr. v. Stechow. Breslau, Aderholz. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Unter den religiösen Bewegungen unserer Zeit hat sich bei Vielen die Überzeugung ausgebildet, es werde zu einem Andern kommen, als bisher dagewesen, zu einem Standpunkte des religiösen Bewußtseins, welcher über alle frühern Standpunkte, selbst den bisherigen christlichen, sich erhebe, sie in sich begreife und gleichsam auflöse, dadurch zugleich das gläubige Gemüth in ein Reich der vollkommensten Erkenntniß und Wissenschaft versetze. Geschehen soll dieser Fortschritt durch den Fortschritt der Wissenschaft selbst, besonders der Philosophie, welche durch eine Alles befassende Anschauung und Zurechtstellung der Begriffe vorhandene Gegensätze vermittelt und in ihrem Werthe oder Unwerthe bestimmen läßt. Was sie dafür bisher geleistet, besteht in einer pantheistischen Gestalt ihrer Lehre, die bald als Einheit der unendlichen Substanz und ihrer Attribute, bald als Einheit der unendlichen Productivität und ihrer Producte, bald als Einheit der unendlichen Persönlichkeit und der zu ihrer Auswirkung nothwendig gefoderten Persönlichkeiten erscheint. Wiewol nun in menschlichen Zuständen die Annahme eines erfoderlichen Anderswerdens und Bemühungen für dasselbe ein solches Anderswerden oft herbeizuführen pflegen, so ist doch im gesammten religiösen Bewußtsein der Mitwelt die Veränderung keineswegs entschieden, indem der Pantheismus, namentlich von christlicher Seite, reichlichen Widerspruch erfährt und für die religiöse Überzeugung ungenügend oder dieselbe feindlich zerstörend angesehen wird.

Auch der Verf. vorliegender Schrift verkündet die letzte und höchste Entwickelung der Wissenschaft und verzeichnet die ihr vorausgehenden Bildungsstufen. Sie sind: die Kant'sche Philosophie in dem abstracten Geiste der logisch metaphysischen Formen; die Fichte-Schelling'sche Lehre, in der Wesenheit des Rechts- und Naturelementes sich bewegend; die Hegel'sche Doctrin, in Vergegenständlichung des sittlich geschichtlichen Gebiets; und zur letzten Vollendung wird der Standpunkt des künstlerisch religiösen Geistes es sein, welchen die Wissenschaft einzunehmen hat, auf daß die Heiligung der Welt mit deren ästhetischer Verklärung sich verschmelze durch die Kraft der Idee. Er beschreibt dieses als ein denkendes Einschauen in die große allverbindende Weltharmonie, wie sie, in Kraft und Gnade der Idee, uns Einen in Allem, Alles in Einem zur gegenständlichen Offenbarung bringt. Durch diese Erkenntniß des, in der einigen Ursubstanz sich concentrirenden, ungetheilten Einheitlebens aller Offenbarungssphären der Idee wird jene beseligende Befreiung gewonnen, welche, als eine reelle und schlechthin widerstreitslose Identificirung des creatürlichen Selbstbewußtseins mit dem absoluten Gottesbewußtsein, das mächtigste Zeugniß geben wird von der bildenden Lebensmacht der Idee. Hiermit wird der gute Tag erschienen sein, an welchem, wie Daniel sagt, die Heiligen des Höchsten das Reich einnehmen werden, auf daß sie es besitzen immer und ewiglich.

Das Wesen der Einheit ist zu bestimmen als die absolute Affirmation der Besonderheit in der concreten Allgemeinheit. Dieser allgemeinen, affirmativ unendlichen Wesenheit der Einheit entsprechend, werden dann auch die besondern Weisen, in denen jene sich als eine Reihe eigenthümlicher Formbestimmungen realisirt, als affirmative Momente einer sich in sich beschließenden objectiven Totalität der die relativen Formen der Einheit in sich zur absoluten Einheit sammelnden einigen unendlichen Form sich darzulegen haben. Die Momente der göttlichen Selbstgestaltung schließen, als besondere Weisen der Manifestation der einigen Substanz, in deren Totalität eben nichts gesetzt ist als jene identische Allgemeinheit des Wesens, welche sich in jeglichem einzelnen Gliede des Ganzen gleichmäßig verwirklicht, unmittelbar die Nothwendigkeit in sich, nicht negative und sich selbst negirende Momente zu sein, denn dem Unendlichen wohnt wesentlich affirmative Realität inne, und so kann denn der in der Form übergreifender Negativität gehaltene Proceß nur Moment der freien Selbstsetzung des von einseitigen Entwickelungen sich im entfalteten Reichthume aller seiner constitutiven Elemente zur absolut harmonischen Ausgestaltung seiner heraufbildenden Unendlichen sein. Die Wissenschaft hat die unendliche Wesenseinheit der Totalität des Ideellen wie des Reellen, als des posi-

tiven Ausdrucks des unendlichen Urseienden zu enthüllen.

So sagt der Verf., und den Proceß des Seinwerdens verfolgend, oder die allgemeine Wesenheit der Idee durch den Proceß bestimmend, nennt er nach Hegel drei bestimmte Wissenschaften und Organe der einigen Urwissenschaft, nämlich: Logik, als Wissenschaft der Idee an sich, die Naturphilosophie, als Wissenschaft der Idee in ihrem Andersein, und die Philosophie des Geistes, Wissenschaft der aus ihrem Andersein in sich zurückkehrenden Idee. Mit den Entwickelungsstufen dieser Wissenschaften beschäftigt sich das Werk, und wir finden bei der realen Seite der Geschichte als vierte Entwickelungssphäre der Wissenschaft — welche Vierzahl in der Darlegung des Verf. wiederkehrt — die Philosophie der Kunst als ideale Seite und die Philosophie der Religion als reale Seite bezeichnet. Die Geschichte nämlich ist nothwendige Offenbarung des ewig Einigen, die Mittlerin zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit.

Ohne hierin das Einzelne weiter zu verfolgen, oder was gegen Hegel's Trias des an sich, für sich und bei sich vorgebracht worden, zu berühren, beschränkt sich Ref. für seine Leser auf Einiges aus der religiösen Sphäre, zumal der Verf. den Standpunkt des künstlerisch-religiösen Geistes als seinen eigenthümlichen nennt und in Bezug auf neuere theologische und kirchliche Gegensätze Scharfsinniges und Beherzigungswerthes vorträgt, was anziehender erscheint als andere Abschnitte und wenigstens vom Ref. mit vorwiegender Theilnahme erwogen wurde. Schade nur, daß eine wortreiche, ineinanderwirrende Schreibart, der sich manche Autoren sorglos überlassen, die Betrachtung und den Genuß häufig verkümmert. So z. B. wo der Verf. von Griechenland spricht, daß dort der phantastische Taumel des Orients zur besonnenen Beruhigung, phantasiereichen Klarheit und zum Maße gelangt, finden wir folgende ungriechische, alles besonnene Maß überflutende Rede:

Innerhalb dieser, den fernsten Geschlechtern noch die vielseitigsten Mustergestalten wie im Felde des Gedankens so des Lebens vorhaltenden glücklichen und erfrischenden Jugendzeit der Geschichte, wo durch das in sich gespannte Wechselspiel allseitig sich anfachender großer Kräfte allen den vielseitigen Anlagen der menschlichen Natur die mächtigsten Impulse zu productiver Entfaltung gewährt waren, ist es, wo eine wache und bewußte Reflexion, sich ausbreitend über den Kreis der in ihrem Bezuge zu ihr selbst immanenten Allgemeinheit als wesenhaft geltenden Vielheit, die eigenthümliche Bestimmtheit der in feste allgemeine Umgrenzungen sich besondernden Gegenständlichkeiten ihrer objectiven Natur gemäß auszusprechen wußte, und nach einem, der überreichen Fülle der in sich geordneten und fest geregelten Erscheinung eine reale absolute Mitte, in deren innerer Natur mit Nothwendigkeit die eigenthümlichen Formen ihres Bestimmtseins begründet sein sollten, gewährenden Urprincipe der Dinge in klarer Einsicht forschte, wo nicht weniger kraft jenes dem Individuum in der Einheit mit der politischen Substanz (dem alles Einzelstreben in einem absoluten Gemeinstreben sammelnden und jenen Todesschlummer, in welchem die für sich ohnmächtige Einzelheit verfällt, von der mit ihm in einen engen und untheilbaren Lebensbund getretenen Besonderheit hinwegnehmenden Staat, welchem ebenso sehr das Wollen der Einzelnen in treuem Gehorsame hingegeben, ja selbst dienend untergeben war, als sie in ihm das eigene Werk ihrer Vorwelt, Mitwelt und Nachwelt in Einem Ziele des Strebens verkettenden einigen Gemeinthat in andachtvoller Ehrfurcht erschaueten): wo, sagen wir, kraft der dem Individuum in der Einheit seiner mit dem es in seiner Besonderheit substanzialisirenden und in der That auch alle substanzielle Zwecke, durch Aufnahme seiner in ein einiges großes Gemeinleben, in ihm weckenden und in sich sammelnden Staate, erblühenden affirmativen Selbstanschauung, dasselbe befähigt ward, zuerst der Welt den Zauber der Schönheit und Anmuth in Gestaltungen zu enthüllen, welche das volle unendliche Weltenleben, und zwar nach der bestimmten Weise, wie der hellenische Geist sich dessen bewußt geworden war, in freien und getreuen ideellen, die Wirklichkeit ausbildend, nicht umbildend, zum absoluten Ideal erhöhenden, ebenso erschöpfenden als unerschöpflichen, wie ein leichtes Schöpfungswort der innersten Tiefe des Genius entstiegenen Abspiegelungen dem betrachtenden Geiste vor Augen stellten, als wovon ewige Zeugen sind das in der vollsten Treue den die innere Bestimmung der göttlichen Wesenheiten selbst beherrschenden Geist der Natur wiederstrahlenden Epos, nebst der an anmuthigen und bedeutungsvollen Beziehungen des äußern und innern Lebens überreichen mythischen Volkspoesie, in denen, wie nicht weniger selbst in der durchaus und durchein in den Boden des mit der Natur in einen gemeinsamen Einheitsverband innigst verschlungenen Rechts, und zwar ihrem Inhalte wie ihrer specifischen Bestimmung nach, eingewurzelten classischen Tragödie, als entfaltete Wirklichkeit ausgesprochen und zur Darstellung gebracht ward, was in jenen ewigen Naturidealen der plastischen Kunst, deren Gestaltungen in der Form abstracter Insichbefangenheit gefesselt bleiben, der Genius jenes Volks, welchem die Menschheit für ihre Wissenschaft und Kunst, wie für die Bewunderung einer echt humanen socialen Lebensgestaltung schrankenlos verschuldet ist, als unendliche Möglichkeit in die Erscheinung gestellt hat. (S. 399 u. 400.)

Es erfodert Kunst und Mühe, so zu schreiben, ja beide wären noch größer, wenn das ganze Buch ohne Unterbrechung in dieser Art fortginge. Aber ist solches zu preisen?

Als erste Entwickelungsstufe des religiösen Geistes erscheinen laut dem Verf. die Religionen des Orients. Abstracter Standpunkt der absoluten Substanzialität ist ihr Element; in Hellas ist das Göttliche aus dem Gebiete logisch metaphysischer Abgezogenheit in die concrete Sphäre der wirklichen Existenz übergesetzt, auch im Judenthume ist die logisch-metaphysische Abstraction der Substanz zur selbstbewußten Individualität emporgebildet. Die griechisch-römische Religion zeigt die zweite Entwickelungsstufe, und auf der dritten steht die christliche Religion. Das Princip der christlich religiösen Weltanschauung ist das sittlich geschichtliche. Als Factoren des religiös-moralischen Geschichtslebens der Gattung treten uns menschliche Freiheitsentwickelung und göttliche Gnadenwirkung entgegen, es gibt eine Vorsehung statt des antiken Schicksals.

Diese einige christliche Grundanschauung ist durchgeführt in den beiden sich ergänzenden Hauptgestalten des Katholicismus und Protestantismus; jener bildet das Princip der mittelalterlichen, dieser dasjenige der neuern geschichtlichen Weltgestaltung. Im Katholicismus ist die Moral, im Protestantismus die Geschichte der specifisch bestimmende Mittelpunkt des Ganzen. (Der Verf. beruft sich hierbei auf Hrn. Möhler.) Nämlich so: dem Katholicismus ist jene hohe Idealität des christlichen Geistes eingeprägt, vermöge deren eine thatsächliche und

radicale Nichtachtung des Irdiſchen theils gefodert, theils anerkannt und gepflegt wird. Eine transſcendente Verdienſtlichkeit wird hoch von der Kirche gewürdigt, und ſie ſieht den weltlichen Staat unter ſich. Sie läßt die nimmer zu erſchöpfende Quelle der Gnaden überſtrömen in den ſieben Sacramenten. Der Proteſtantismus dagegen ſtützt ſich auf das geſchichtliche Element, die Welt iſt abgefallen von Gott und bedarf einer Redintegration durch Chriſtum, welche ſich geſchichtlich vollzog, es wird nicht eine Losreißung des Subjects aus dem Gebiete erſcheinender Weltlichkeit gefodert, ſondern ein affirmativer Bezug zur Wirklichkeit, und der Staat iſt Träger der geſchichtlichen Geiſterbewegung. Der confeſſionelle Gegenſatz zeigt ſich vollſtändig nach den Momenten des Urſtandes, der Rechtfertigung und der kirchlichen Gemeinſchaft.

Beide Confeſſionen betrachten urſprüngliche Gerechtigkeit und Ebenbildlichkeit als Erbe der menſchlichen Natur ausgeprägt in Adam und durch ſeinen Ungehorſam verloren. Kein Menſch kann mehr gerecht werden aus eigener Kraft, ſondern allein durch die Erlöſung in Jeſu Chriſto.

Katholiſche Theologen unterſcheiden zwiſchen der religiös-ſittlichen Anlage und ihrer wirklichen Entfaltung; der gefallene Menſch hatte nicht eigentlich die natürliche Ebenbildlichkeit, ſondern vielmehr die heilige Gottgefälligkeit verloren, kann ſie wieder gewinnen durch mitwirkenden Beiſtand heiligender Gnade. Die Erlöſung iſt nicht eigentlich durch einen die menſchliche Natur verkehrenden Act bedingt, ſondern eine an die Urqualität des ſittlichen Subjects poſitiv ſich anknüpfende, in jenen Urſtand auch bereits überwirkende höhere Vervollkommnung der menſchlichen Natur. Die Wiedergeburt und Heiligung iſt nach katholiſchen Begriffen die Heilung einer kranken, ja bis zum Tode erkrankten und faſt erſtorbenen Natur, das Heilmittel gibt der kranken Organiſation den Reiz zur Selbſtumwandelung.

Nach proteſtantiſcher Anſicht iſt die Normalqualität des menſchlichen Geiſtes nicht etwa durch die Erbſünde nur umgeſtimmt, ſondern völlig aufgelöſt und zerſtört. Der nicht in der Kraft Chriſti wiedergeborene Menſch vermag vor Gott nur Verdammliches zu vollbringen. Es geſchieht alſo die Wiederherſtellung der Creatur in der Erlöſung, iſt keine durch Heilmittel angereizte und beförderte bloße Selbſtumwandlung.

In der Lehre von der Wiedergeburt betrachten demnach die Katholiken Rechtfertigung und Heiligung als einen identiſchen Act, die Proteſtanten halten dieſe Beſtimmungen auseinander; das katholiſche Dogma gewährt dem durch die Liebe formirten, in geheiligten Werken ausgeprägten Glauben rechtfertigende Kraft; nach dem proteſtantiſchen Dogma iſt es der relative abſtracte Glaube, durch welchen wir um Chriſti willen ohne Verdienſt gerecht geſchätzt werden, obſchon gute Werke, als Frucht des Glaubens, zu erwarten ſind. Wenn das katholiſche Dogma das ſittliche Element als das Subſtanzielle feſthält, ſo iſt die proteſtantiſche Anſchauung überwiegend geſchichtlich. Sie ſtellt ſich in den früheſten Behauptungen der Reformatoren am reinſten heraus, indem das Sittengeſetz vom Evangelium nicht nur abgeſchieden, ſondern völlig ausgeſchieden ward. Spätere Darſtellungen haben durch den Bezug der Liebe zum Glauben der proteſtantiſchen Rechtfertigungslehre ihre gegenſätzliche Schärfe genommen, und durch die Nichtannahme der mit ſtrenger Conſequenz von Calvin behaupteten Lehre von der Erwählung iſt ein Widerſpruch mit den eigenen Aufſtellungen über die menſchliche Freiheit entſtanden, indem bei einer zu ſtatuirenden äußern Freiheit immer zur Annahme der ſubjectiv moraliſchen Freiheit zurückgegangen werden muß. Der Verf. glaubt, eine Mehrzahl von Proteſtanten würden der Anſicht der ihnen entgegengeſetzten Partei beiſtimmen, und Laien möchten vielleicht dafür entſcheiden, weil ſie die „vernünftigere" ſei; er achtet zugleich, trotz der dem Proteſtantismus praktiſch inwohnenden ſittlichen Lebenskraft, den ihm eigenthümlichen Begriff von der Rechtfertigung, moraliſch betrachtet, völlig haltlos. Wenn der Menſch nur inſoweit vor Gott gerecht geachtet werden kann, als er wirklich ſelbſt gerecht iſt, ſo wird die Rechtfertigung erſt mit der vollendeten ſittlichen Heiligung des Subjectes vollſtändig gegeben ſein können.

(Der Beſchluß folgt.)

Der neue franzöſiſche Geſetzentwurf über das literariſche Eigenthumsrecht.

(Beſchluß aus Nr. 33.)

Man weiß, daß 1836 eine Commiſſion behufs derſelben Angelegenheit zuſammentrat und am 4. Nov. unter der Präſidentſchaft des Grafen Philipp v. Ségur ihre erſte Sitzung hielt. Man erkannte an, daß jedes literariſche oder artiſtiſche Werk die Hervorbringung einer intellectuellen Arbeit des Urhebers, eine Emanation ſeines Geiſtes, gewiſſermaßen der Menſch ſelbſt ſei, und daß es daher dem Schriftſteller frei ſtehen müſſe, darüber zu disponiren. Aber man verheimlichte ſich nicht, daß dieſes Eigenthum etwas Beſonderes habe und die Grundſätze des gemeinen Rechtes darauf keine Anwendung finden könnten. Schwierigkeit machte die Frage, ob das Eigenthumsrecht der Erben ein perpetuelles ſein müſſe, oder nur ein temporaires.

In demſelben Jahre hatte man auch ein Project, dahin zielend, daß die Werke eines Schriftſtellers gleich mit ſeinem Tode als öffentliches Erbgut betrachtet ſein ſollten, und daß es freiſtände, ſie wieder aufzulegen, unter der einzigen Bedingung für den Buchhändler, daß er den Erben des Schriftſtellers oder ſonſtigen Rechtsinhabern eine Summe zahlen ſolle, welche der Hälfte des Fabrikationswerthes gleich käme. Aber auch dieſes Project iſt, ſowie manche andere, aus gerechten Gründen verworfen worden. Es handelte ſich mithin noch immer darum, die Dauer des Privilegiums, welches man den Erben der Schriftſteller zu bewilligen hat, feſtzuſetzen. Das noch in Kraft ſeiende Geſetz beſtimmt 20 Jahre. Da man aber zur Abſicht hatte, die Lage der von Schriftſtellern und Künſtlern nachgelaſſenen Familien zu verbeſſern, ſo ſchien die Verlängerung des Rechts die nothwendige Folge davon zu ſein. Der Miniſter führt ſodann noch einige Vorſchläge auf und geht auf die Geſetze über, welche in derſelben Angelegenheit im Auslande beſtehen oder in Kraft treten ſollen oder projectirt ſind.

Die engliſche Geſetzgebung garantirt ſeit 1710 dem Schriftſteller oder ſonſtigen Rechtsinhaber das ausſchließliche Recht, 14 Jahre lang ſeine Werke drucken und wiederdrucken zu laſſen, und 1814 beſtimmte eine Acte die Dauer dieſes Privilegiums auf 28 Jahre, ſo zwar, daß, wenn der Autor nach

Ablauf dieser Zeit noch am Leben wäre, er auch für den übrigen Rest seines Lebens dieses Privilegium genießen solle. In Deutschland hat ein neuer Bundesbeschluß verordnet, daß literarische Erzeugnisse jeder Art sowie Werke der Kunst durch mechanische Mittel auf keinerlei Weise vervielfältigt werden dürfen, es geschehe denn mit Einwilligung des Urhebers, oder Dessen, dem er sein Recht übertragen hat. Dieses Recht geht auf des Autors Erben oder Rechtsnachfolger über und soll in sämmtlichen Bundesstaaten während eines Zeitraums von mindestens 10 Jahren anerkannt und geschützt werden. Dieses Minimum kann zu Gunsten von Urhebern und Herausgebern großer und kostspieliger Werke verlängert werden bis zu dem Maximum von 20 Jahren. Da sich die Mehrzahl der Bundesregierungen dahin ausgesprochen hat, daß den Urhebern und Verlegern eine noch ausgedehntere Schutzfrist bewilligt werden möge, so soll mit Eintritt des J. 1842, oder, wenn es Bedürfniß sein sollte, früher, am Bundestage die Frage wegen Verlängerung der Schutzfrist abermals berathen werden. Seitdem hat Preußen ein beiweitem ausgedehnteres Eigenthumsrecht garantirt, sodaß der Schutz des Gesetzes dem Autor auf Lebenszeit und seinen Erben noch 30 Jahre nach seinem Tode verbürgt ist; für Hervorbringungen der Kunst oder die dramatische Vorstellung eines Werkes hat man zuvörderst den Zeitraum von 10 Jahren zureichend gefunden. In Rußland hat jeder Autor oder Übersetzer das Recht, sein Buch veröffentlichen und verkaufen zu lassen, und dies Recht ist seinen legalen Erben während eines Zeitraumes von 25 Jahren, vom Todestage des Autors an gerechnet, verbürgt. Die Constitution der Vereinigten Staaten Nordamerikas gibt dem Congresse Vollmacht, den Fortschritt der Wissenschaften auch insofern zu befördern, daß man den Autoren und Erfindern das ausschließliche Eigenthum ihrer Schriften und Erfindungen innerhalb bestimmter Zeitgrenzen sichert. Das neue Gesetzbuch des sardinischen Königreichs erkennt das Princip des literarischen Eigenthums an, und es soll dasselbe durch besondere Gesetze fernerhin bestimmt und geregelt werden.

„Man sieht", fährt der Minister fort, „daß die immerwährende Fortdauer des literarischen Eigenthumsrechts nirgendwo festgesetzt ist. Die verschiedenen Staaten haben daß Recht der Autoren für Lebenszeit anerkannt, zu Gunsten ihrer Erben jedoch diese Schutzfrist auf eine längere oder kürzere Zeit bestimmt." Der Minister geht nun paragraphenweise den von ihm eingebrachten neuen Gesetzentwurf durch. Titel I, Art. 1 bestimmt, daß der Autor lebenslang das Recht haben soll, sein Werk zu veröffentlichen, auf welche Weise er will, durch den Druck, den Stich oder die Lithographie. Art. 2 bestimmt, daß nach dem Tode des Autors das Recht, sein Werk zu veröffentlichen oder zur Herausgabe desselben die Vollmacht zu geben, der Witwe, den Erben oder sonstigen Rechtsnachfolgern 30 Jahre lang verbleiben soll, ganz den Bestimmungen des Civilrechts gemäß. Unter demselben Titel, Art. 3, 5 und 6, sind die nachgelassenen Werke, die auf Kosten des Staats oder durch die Akademien veröffentlichten, endlich die anonymen mitbegriffen. Das Eigenthumsrecht an diesen Werken ist durchschnittlich auf 30 Jahre festgestellt. Art. 4 bestimmt, daß der Autor sein ausschließliches Recht, auf so lange Zeit er will, cediren kann. Titel II bezieht sich auf die dramatischen Werke. In Bezug auf diese ist die Art, wie man sie genießt, eigentlich eine doppelte: man genießt sie, indem man sie entweder liest oder ihrer Vorstellung beiwohnt; es schien daher gerecht, den dramatischen Autoren einen doppelten Schutz angedeihen zu lassen. Die dramatischen Erzeugnisse eines Autors dürfen, so lange er lebt, auf keinem Theater dargestellt werden ohne seine Einwilligung. Nachgelassene dramatische Werke können nur unter Autorisation ihrer Eigenthümer zur Aufführung kommen. Das Recht dieser Eigenthümer dauert 30 Jahre, von der ersten Darstellung an gerechnet. Nach dem Tode des Autors, wenn sonst keine Verträge stattfinden, ist jedes gehörig autorisirte Theater ermächtigt, seine Stücke zur Aufführung zu bringen, doch macht es sich verbindlich, der Witwe, den Erben oder den andern Stellvertretern des Autors eine gesetzlich bestimmte Entschädigungssumme zu zahlen, und das Recht zu dieser Retribution soll, vom Tode des Autors an gerechnet, 30 Jahre lang statthaben. Was den Druck dramatischer Werke betrifft, so fallen hier die Bestimmungen mit denen über literarische Druckwerke (Titel I, Art. 1) überhaupt zusammen. Titel III enthält die Bestimmungen über die Vervielfältigung artistischer Producte, die mit Titel I, Art. 1 gleich lauten. Doch bestimmt Art. 10: im Falle das Originalwerk verkauft ist, geht das ausschließliche Recht, über die Wiederholung desselben durch Stich, Abguß u. s. w. zu verfügen, an den Erlanger des Werkes über, wenigstens nach gegenseitiger Übereinkunft. Titel IV handelt vom Eigenthumsrechte der Componisten; die Bestimmungen fallen hier, was den Druck betrifft, mit Titel I, Art. 1, und was die Aufführung auf einer Bühne betrifft, mit Titel II zusammen. Titel V bestimmt, daß im Falle mangelnder Erben der Staat nicht befugt sei, eine Erbschaft dieser Art anzutreten, sondern daß der Wiederdruck, die Bekanntmachung oder Darstellung frei gegeben sein sollen, ohne Nachtheil für das Recht der Gläubiger. Hieran schließen sich unter Titel VI aufs natürlichste die Gesetze gegen den Nachdruck an. Jeder Nachdrucker erlegt eine Geldstrafe von 100 — 2000 Francs, die der Staat zieht; im Wiederholungsfalle kann er mit einer Gefängnißstrafe belegt werden, welche höchstens eine einjährige sein darf. Denselben Strafgesetzen ist verfallen, wer in Frankreich ausländische Nachdrücke von Werken einführt, welche in Frankreich zuerst erschienen sind. Alle in französischer oder einer fremden Sprache verfaßten Bücher, welche zuerst im Auslande erschienen sind, dürfen in Frankreich ohne Einwilligung des Autors oder Rechtsinhabers nicht wiederaufgelegt werden. Diese Bestimmung findet indeß nur auf diejenigen Staaten Anwendung, welche in Bezug auf Bücher, die zuerst in Frankreich herausgegeben werden sind, Dasselbe garantirt haben. Wer wissentlich ein Nachdruckwerk vertreibt, verfällt einer Strafe von 50 — 1000 Francs, im Wiederholungsfalle einer Gefängnißstrafe, deren Maximum drei Monate ist. Auch kann jeder Nachdrucker und Verbreiter eines Nachdrucks zum Schadenersatz, der vom Richter zu bestimmen ist, verurtheilt werden. 84.

Literarische Notiz.

„Fermer der Geniale" von Ludwig Tieck ist von Ferdinand Marckwort ins Englische übersetzt und mit philologischen Notizen und einem Versuch über den Verfasser begleitet und eingeleitet worden. Das „Foreign quarterly review" theilt den Inhalt sowie Bruchstücke der Übersetzung mit, ohne sich ein kritisches Urtheil darüber zu erlauben. Das Stillschweigen soll wahrscheinlich stillschweigende Hochachtung ausdrücken. Das ganze Raisonnement des Kritikers verbreitet sich über das Wort „der Geniale", welches Marckwort mit Genius (Fermer the genius) übersetzte, wofür aber die Engländer, sonderbarerweise, keinen eigentlichen Ausdruck besitzen. Denn genial gilt mehr für jovial, höchstens schöpferisch, doch nicht für genial im überschwänglichen deutschen Sinne. Die Briten mögen auch von unserer Genialitäts-Manie ziemlich schiefe Begriffe haben. Der Reviewer aber erklärt auf modern-englisch-humoristische Weise die tiefe Bedeutung des Wortes Genie: „Wenn das Genie, was zwar nicht oft geschieht, wirkt, so wirkt es Wunder, und dies ohne sichtbare Mittel, es ist eine Art geistiger Maschine, die den Dampf ersetzt; leere Taschen sind seine Locomotivkraft, eine Kraft, die, unglücklicherweise, niemals neu und doch in beständiger Thätigkeit ist. Es verabscheut, gleich der Natur, jeden leeren Raum, es belebt Pflanzen, Bäume, Sterne, spricht mit den Blättern, Quellen ꝛc. Kurz, es thut Alles, nur kein Geld erwerben." 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 35. — 4. Februar 1839.

Die objective Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsysteme, nach ihren Grundzügen entwickelt und als Beitrag zur Vollendung des Werkes der Ideen dargeboten von L. G. Fr. v. Stechow.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Dennoch gewährt die protestantische Rechtfertigungslehre eine große und tiefe Fassung, weil, wenn gute Werke Frucht des Glaubens sind, die über das subjective Freiheitsbewußtsein hinausliegende religiöse Einigung der Creatur mit Gott als alleinige Grundlage der mit Nothwendigkeit nachfolgenden sittlichen Einheit ausgesprochen wird. Allein der Gegenpartei muß eingestanden werden, es könne die Einigung mit Gott nicht mit dem Bösen als solchem zusammenbestehend gedacht werden, mithin also der sündige Mensch kann jener seligen Gemeinschaft nicht theilhaftig sein. Der Verf. löst diese Schwierigkeit dadurch, daß es keine Geschichte gäbe ohne die in der Natur des Unendlichen begründete unendliche Selbstzeugung; dadurch ist die Geschichte vor Gott beständig wahrhaft und gut und die Bedürftigkeit einer jeglichen Rechtfertigung ihrer Momente ausgeschlossen. Hiermit ist der Gegensatz der Wahrheit und Lüge zu einem Gegensatze der Wahrheit in sich selbst geworden, so zwar, daß dem Inhalte nach die absolute Wahrheit sich durch nichts Anderes bedingt, als was sie eben selbst ist, während der Form nach sie ebenso sehr nur sich abscheidet von sich selbst, und zwar kraft jener, so lange sie im Processe ihrer Selbstentwickelung begriffen ist, statthabenden einseitigen Herausstellung ihrer Elemente, im Gegensatz ihres Ausgeprägtseins als in ihrer Vollendung ruhender, von aller relativen Endlichkeit durch das Gesetztsein der absoluten Relation absolvirter Gestalt. Ein Anstößiges dieser Ansicht fühlend, beruft sich der Verf. darauf: die Philosophie solle die reine und lautere Wahrheit, und zwar weil und wie sie weiß als Wahrheit, in der vollen Entfaltung ihrer Momente, auf Gott beziehen; die Unterscheidung des Guten und Bösen, der Wahrheit und Lüge werde anerkannt, nur so wenig eine musikalische Dissonanz in einem harmonischen Tongebilde anders als mit Wohlgefallen vernommen werde, so wenig dürfe philosophischer Bildung zugemuthet werden, das große göttliche Weltgedicht anders als in seiner aus Einem Grunde quellenden absoluten Gesammtharmonie zu fassen. Dies lautet nicht unangemessen und ist auch von Theologen wol schon gedacht, allein schwerlich werden christliche Theologie und Religion der Anstößigkeit beistimmen, daß jenes unendliche Seinwerden in seiner Selbstzeugung oder seinem Processe einen nicht fertigen Gott behauptet, der im geschichtlichen Verlaufe der Selbstentwickelung endlich einmal fertig wird, wodurch die einseitige Herausstellung ihrer Elemente aufhört und die von aller relativen Endlichkeit absolvirte Gestalt gesetzt ist.

Am stärksten erscheint die confessionelle Differenz der Parteien in ihren Ansichten von der Kirche, und merkwürdig genug verbindet sich mit dem subjectiven Freiheitsbewußtsein des Katholicismus die Anerkenntniß der Kirche, als wirklicher Macht der Einzelheit, und mit der protestantischen Lehre von der moralischen Unfreiheit des Subjects die Idee von kirchlicher Freiheit. Gerade das in subjectiver Freibeweglichkeit sich selbst vertraute einsame Subject bedarf im Gefühle seiner Ohnmacht einer stützenden Ergänzung durch eine das Endliche verdichtende Allgemeinheit, und die Besitznahme der Einzelheit als solcher durch den heiligen Geist entübrigt öffentlicher Lehre, erziehender Thätigkeit und selbst der Sacramente und des geschriebenen Wortes ohne Weiteres. Im Katholicismus ist die Wirksamkeit des heiligen Geistes ausschließend an die Kirche gebunden.

Welche Stellung des heiligen Geistes ist die seinem Begriffe entsprechendere? Die Negation der persönlichen Erscheinung des Erlösers als Einzelwesens war die nothwendige Bedingung der Sendung des Geistes, und der Begriff des Geistes ist diesem gemäß der der christlichen Gemeinschaft, als welche die zur Ausbreitung über die gesammte menschliche Gattung bestimmte, zur Kindschaft im Reiche Gottes berufende und befähigende Kirche sich darstellt.

Sie muß vermöge solches Eingreifens in die Wirklichkeit eine sichtbare sein. Jedoch in der Dreieinigkeit Gottes bestimmt sich das Reich des Vaters als das reine Sichzusichselbstverhalten, im Reiche des Sohnes ist die Unterscheidung freigelassen als reelle Besonderung, und es beschließt sich die innere Bestimmung der göttlichen Wesenheit zur absoluten Totalität durch das in diesem Momente des erscheinenden Andersseins sich herausstellende

Gesetztsein der concreten Synthesis, welches die Kirche darlegt, als das Element des Geistes. Dieses Element ist in seiner reinen Ausprägung die, das Jenseits unserer weltlichen Wirklichkeit bildende übersinnliche Welt, die triumphirende unsichtbare Kirche. Diesem Verhältnisse widerstreitet der protestantisch-kirchliche Begriff. Die Kirche als eine Gemeinschaft der Heiligen ist jene triumphirende unsichtbare, und eine solche bedürfte weder des schriftlichen Wortes, noch der Sacramente, noch der intellectuellen und sittlichen Bildung und Erziehung. Die Katholiken bezeichnen ihre Kirche als eine Gemeinschaft der Gläubigen.

Wenn nun gleichwol der Protestantismus die Kirche ebenso sehr als eine sichtbare bestimmt, mit rechter Verkündigung des evangelischen Wortes und Verwaltung der Sacramente, so eröffnet sich ein Kreis von Schwierigkeiten. Wodurch wird man sich der unverfälschten Predigt der evangelischen Wahrheit vergewissern? Nicht durch die als unentscheidend erklärte Autorität der Tradition, aber wol durch die heilige Schrift, deren sich der heilige Geist für innere Erleuchtungen bedient. Aber eben von Einzelnen droht die Gefahr der Verfälschung allgemeinen Inhalts, und die Schrifterkenntniß gewinnt ebenso sehr ihre letzte Bewährung in der Erleuchtung des heiligen Geistes, als diese ihre Bestätigung in der Schrifterkenntniß. Hier fehlt sonach eine objective Bürgschaft, welche der Katholicismus besitzt. Wenn ferner die Rechtfertigung nicht an die wirkliche Entsündigung des Subjects, sondern lediglich an den Glauben gebunden ist, dessen Frucht, die lautere Sittigung, durch den heiligen Geist kraft der Predigt des göttlichen Wortes gewirkt wird, so sind die Sacramente entbehrlich, was sie doch nach den kirchlichen Bekenntnißschriften nicht sein sollen. Den präcisen Gegensatz zum Katholicismus bildet in der Abendmahlslehre Zwingli; das Lutherthum hält sich in der Mitte von beiden Extremen, und der Calvinismus ist als Mitte zwischen der Luther'schen und Zwingli'schen Ansicht zu charakterisiren.

Hier nun äußert der Verf. einen Grundsatz, der sich den schnell und scharf Urtheilenden empfiehlt und als ein Axiom angenommen zu werden pflegt: „Gewiß liegt die meiste Wahrheit allemal in den Extremen", während doch die Welt der menschlichen Gedanken nicht in den Extremen bleibt und sich von ihnen, als einem Unerfreulichen, gern einer vernünftigen Mitte entgegenwendet. Jener ist die Wurzel des Gedankenkrieges, den unter Anderm die Sacramentstreitigkeiten hinreichend vor Augen stellen; Letzteres ist die Grundlage eines Gedankenfriedens oder wenigstens der Unterhandlungen für denselben, und in der Härte des Extrems selbst liegt ein Hinderniß, dasselbe als Inbegriff der Wahrheit anzuerkennen. Oder wird dadurch die Lehre von der Transsubstantiation wahrer als andere kirchliche Lehren, daß der Verf. S. 591 gesteht:

> Die Anbetung der Hostie ist der kühnste Ausdruck der Anerkenntniß der wirklichen Gegenwart Christi im Sacramente; es ist dies das Härteste, was der Katholicismus in sich schließt; ja, unter der Form eines Stückes Brotes Gott anzubeten, ist stärker, als wenn der Ägypter unter der Form erscheinender Lebendigkeit den Träger des Weltalls verehrte.

Gemäß dieser Äußerung wäre das Extrem des Katholicismus heidnischer als heidnisch, sonach einer christlichen Wahrheit am wenigsten entsprechend.

Die protestantische Vorstellung der von dem heiligen Geiste erfüllten Einzelheit vergegenwärtigt sich der Verf., um sich eines der kühnsten Gedanken zu bemächtigen, der ins menschliche Bewußtsein getreten ist, und würdigt ihn nach dem philosophischen Standpunkte. Dieser nämlich hält fest die substanzielle Berechtigung der Einzelheit als Einzelheit, zugleich den Gegensatz ihrer zur Allgemeinheit in einen unendlichen Selbstbestätigungsbezug auflösend, indem das Wesen der Allgemeinheit durch die Einzelheit, das Wesen der Einzelheit durch die Allgemeinheit bestimmt ist. Der echte Ausdruck des christlichen Bewußtseins über das Verhältniß der Freiheit und Gnade lautet: „Eine jegliche ideelle oder reelle Setzung im Gebiete des Übersinnlichen, Geistlichen ist ebenso sehr schlechthin Wirkung der subjectiven Freiheit als schlechthin Wirkung der objectiven heiligenden Gnade Gottes in Christo." Dieses hat die Philosophie innerhalb ihres höchsten Entwickelungskreises ideell zum Vollzuge gebracht, indem innerhalb des fortbestehenden reflexiven Bezuges der Seiten der Einheit und Vielheit, Subjectivität und Objectivität eine jegliche über die einseitige Schranke ihrer relativen Bestimmung herausgehoben und das Unendliche begriffen ward als das in beiden wesentlich einigen Formen seiner totalen Erscheinung in seiner schlechthinigen Identität sich gegenwärtige, absolut reale Eine. Hiermit ist die in sich todte Substanz als in sich erfülltes absolutes Subject auf absolut objective Weise begriffen, es ist zugleich ein im Proceß Begriffensein des Absoluten gegeben, dessen innerer Widerspruch des allgemeinen und besondern Momentes der absoluten Bestimmung gleichmäßig eine ihn auflösende höhere Anschauung als seine Wahrheit fodert.

Und dieses ist denn die vierte Entwickelungsstufe der Religion, die Religion des absoluten Geistes. Der Trost des Orients war die abstracte Herabsetzung des vor der Substanz als seiner Macht sich aufgebenden Subjects; im Griechenthume erblühte der Menschheit eine Selbstanschauung, welche das in der relativen Einheit mit der Substanz sich positiver Geltung theilhaftig wissende Subject berechtigte, für die vielfachen negirenden Beziehungen im Bereiche der Erscheinung ein höheres Weltgefüge in Anspruch zu nehmen; das Christenthum offenbarte die Substanz als Subject, und indem es das Verhältniß des empirischen Subjects zum absoluten Subjecte durch den innern geistigen Einheitsbund der Liebe bestimmte, so ward hierin eine Stufe des Selbstbewußtseins von der Menschheit erklommen, welcher gemäß das, mit der unendlichen innern Erfüllung einen selbständigen und unendlichen Werth sich beimessende, als freie Macht seiner Selbstbethätigung sich anerkennende und kraft des ihm immanent gewordenen Ideals die Wesenlosigkeit aller Erscheinung weit überfliegende Subject zunächst in seiner Trostbedürftigkeit ins Unendliche gesteigert ward. Der von Gott abgefallenen, unsterblichen Menschengeist besitzenden

Sinnenwelt gegenüber schloß sich gläubig liebendem Hoffen ein höheres Lebensreich auf, dessen schrankenlose Seligkeit das sehnende Herz warm und kühn schon hienieden vorausgriff, dessen Genuß Derer wartete, so durch die Einswerdung mit Christus gezogen worden waren in den absoluten Bereich der concret unendlichen Selbstanschauung Gottes, des absoluten Geistes. Dieses Jenseits nun bricht in der höhern, objectiv unendlichen Weltanschauung, wie sie entfaltet ist im philosophisch-religiösen Dogma, der Wissenschaft, bereits in hüllenloser reiner Entfaltung ins Gebiet der seienden Wirklichkeit ein. In und mit der künstlerisch-religiösen Weltanschauung ist es, daß alle Endlichkeit sich aufgezehrt und den Tag ihrer Verklärung ins Ewige gesehen hat. Es wird der die absolute Concentration aller Seelen in Gott als objective Realität setzende Cultus der speculativen Religion nicht abbrechen mit bevorzugten Stunden und Tagen der Weihe, sondern in der ewigen Anschauung Gottes wird fortan der Mensch, sein Ebenbild, leben.

Wir werden mit solchen Worten an die Mystiker erinnert, welche gleichfalls in einer besondern Vereinigung mit Gott, als ihrem Centrum, leben, oder diese Vereinigung suchen; nur ist es in vorliegendem Falle die philosophische Wissenschaft, welche das creatürliche Bewußtsein mit dem absoluten Gottesbewußtsein identificirt, indem sie die Idee durch den Proceß bestimmt und als Logik von der Idee an sich, als Naturphilosophie von der Idee in ihrem Andersein und als Philosophie des Geistes von der aus ihrem Andersein in sich zurückkehrenden Idee Kunde gibt. Die Einsicht in den Prozeß (Seinwerden) ist hier das Wesentliche, die in demselben gesetzte Einheit des Realen und Idealen, des Objectiven und Subjectiven, des Unendlichen und Endlichen, der absoluten Persönlichkeit und der endlichen Persönlichkeiten, und es wird vermöge des Processes — wie der Verf. sich ausdrückt — der Gegensatz der Einzelheit zur Allgemeinheit in einen unendlichen Selbstbestätigungsbezug aufgelöst. Selbstbestätigung ist daher das Verhältniß Gottes zu den Menschen, eine immanente Selbstbestätigung göttlicher Persönlichkeit in den menschlichen Persönlichkeiten, ohne welche es nicht aus dem An-sich der Idee zum Für-sich und Bei-sich derselben käme. Menschliche Religionsformen sind Stufen der Selbstoffenbarung und Selbstentwickelung ebenso gut in Beziehung auf Gott als in Beziehung auf die Menschen, und man dürfte im kühnsten Ausdrucke sagen: Gott an sich habe keine Religion, sie werde ihm aber durch Selbstoffenbarung und Selbstentwickelung; er habe an sich keine Persönlichkeit, sie werde ihm aber durch Selbstoffenbarung in den menschlichen Persönlichkeiten; Gottes Wesen habe ohne Menschheit und Kirche keine positive Gestalt. Hieraus folgt, was ein neuerer Dichter erkannte, wenn er sagt: „Es hört und liest sich selber Gott in Dichtern.“ Und noch weiter folgt: Gott hört und betet sich selbst auf den Kanzeln, lobt und preist sich selber in David's Psalmen, büßt und kasteit sich selbst in frommen Klöstern, hört und speculirt sich selbst auf philosophischen Kathedern, liest sich in jeder Dogmatik, jedem Gesangbuche. Die Menschen aber hören und lesen nichts von sich, sondern Alles von Gott, und darin besteht die objective Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsysteme und die Vollendung des Werkes der Idee. 7.

Nord und Süd. Charakteristiken und Poesien von Ernst von der Haide. Kassel, Fischer. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ernst von der Haide ist ein kecker Bursche. Das haben wir gern, wenn nur die Keckheit einen Fonds hat; tritt sie aber sansculottisch auf, in Kanonenstiefeln mit Pfundsporen, nur um Lärm oder besser Skandal zu machen, so wird sie widerlich. Bei dem Verf. von „Nord und Süd“ sind wir noch nicht ganz im Klaren, wie die gegenwärtig paradirende Keckheit sich späterhin noch gestalten wird. Vielleicht besinnt er sich ein wenig und dämpft sein sinnloses Schwadroniren. Thut er dies, dann kann er, wenn auch sonst eben nicht viel, doch wenigstens vernünftig schreiben lernen. Ernst von der Haide, vulgo, glaubt Ref., Grün genannt, dedicirt sein Buch dem Dichter Anastasius Grün. Diese Dedication lautet folgendermaßen:

„Als ich diesen Winter hindurch (1837) die Vorarbeiten zu nachfolgenden Charakteristiken machte, erschien im ‚Telegraphen für Deutschland‘ Ihr Gedicht: „An Jakob Grimm“, das Sie von Paris aus in die Misere unserer deutschen Politik hineinschleuderten. Lange schon war Ihre Stellung zur deutschen Poesie und Literatur, ja zur deutschen Gesammtentwickelung ein Lieblingsgegenstand meiner stillen Betrachtung; lange schon hatte ich mich nach dem Augenblicke gesehnt, wo ich Ihnen laut bezeugen wollte, wie lieb Sie mir im Herzen sind.“

„Ihre letzte That — denn eines wahren Sängers Lieder sind Thaten — hat auch mich zu einem thatsächlichen (?) Danke bestimmt. Mit innigster Liebe und freudigster Verehrung lege ich diese Charakteristiken und Poesien in Ihre Dichterhand. Möge Ihr edles Auge mehr auf die Triebfeder des Willens als auf das organische Gehäuse des Talents (?) blicken. Mein Wille wird vielleicht ein kleines Gewicht in der Wagschale der Zeit sein, wenn mein Talent längst niedergesunken ist. Darum schütteln Sie Ihr Haupt nicht zu ernst, wenn jene künstlerische Rundung, dafür Sie einen so sichern Spiegel im Herzen tragen, zuweilen das Ebenmaß der Wellenlinie (?) verlassen sollte“ u. s. w.

Ref. zweifelt, daß der edle Dichter Anastasius Grün sich über diese Dedication freuen wird, noch weit weniger aber dürfte dies geschehen, wenn er sich wirklich veranlaßt fühlen sollte, das Buch selbst zu lesen. Der Verf. ist einige Zeit in Berlin gewesen und schreibt nun in jenem leichtfertigen Tone, den H. Laube in den letzten Bänden seiner „Reisenovellen“ bereits in Verruf gebracht hat, über Berlin, seine Einwohner, die dortigen Theater und Schauspieler, über Philosophie und Philosophen u. s. f., und dies nennt E. v. d. Haide „Charakteristiken“. Daß hier und da eine wahre Bemerkung mit unterläuft, darf uns nicht Wunder nehmen; es ist der Nachhall des täglichen Journal- und Kaffeehausklatsches, den Jeder, auch der oberflächlichste Beobachter, sich aneignen und in hübschen, wenn auch oft widersinnigen Redensarten drucken lassen kann. Einige Proben von E. v. d. Haide's Art zu charakterisiren und zugleich die Sprache zu brauchen oder zu misbrauchen, werden auch ihn selbst am besten charakterisiren. Als er über Musik faselt, heißt es an einer Stelle:

„Mozart und Beethoven sind in ihrer Art gewiß unerreichbare Meister wie Goethe und Schiller; aber so gut wir einen neuen Dichter erwarten, der des 19. Jahrhunderts innere Gegensätze in der Objectivität seiner Schöpfungen zur höhern Einheit verklärt, der den Widerspruch der neuen Idee durchs allergenaueste Detail hindurch vernichtet

(Ref. bittet den Verf., diesen Satz ihm gefälligst in verständliches Deutsch zu übertragen!), so wird auch in der Sprache der Musik eine neue Production tagen, ich möchte sagen eine subjectiv-objective Production. Und das Zopfartig-Philiströse wird abgethan, und die himmlische Intuition wird sich mit der Einzelnheit verschmelzen, und im Einklang äußerer und innerer Schönheit wird sich die Gemeinde am Altare der Töne befriedigt fühlen viel Decennien lang."

Ferner bei Gelegenheit, wo er über Poesie und Poeten spricht, heißt es: „Homer ist selbst das sorgenlose, ewig lachende Jonien mit seinem tiefblauen Himmel und seinen göttlich dahinlebenden Menschen; Sophokles ist selbst das hochsittliche Griechenland, das an der ehernen Mauer absoluter Nothwendigkeit seine Leidenschaften und titanischen Ausbrüche sich brechen ließ; Shakspeare ist das zum Begriff des absoluten Charakters gekommene moderne Leben; in Goethe hat sich die deutsche Innerlichkeit zum Weltherzen erweitert; er hat zuletzt abgeschlossen, und wäre die Welt untergegangen, wir hätten uns jubelnd ins Chaos stürzen können, so Großes war schon vollbracht."

Ähnliche Stellen könnten wir noch in Menge ausziehen; wir beschränken uns indeß nur darauf, zu fragen: ob in dergleichen himmelhohen Phrasen mehr Bornirtheit oder mehr Dünkel verborgen liegt? Hielte sich der Verf. nicht selbst für so unendlich gescheit, so würden wir ihn für halbtoll erklären. Was nun die Poesien anlangt, so beschränken diese sich auf zwei Novellen, die beide höchst fad sind, und auf einige Gedichte, denen der stolze Titel: „Ein Beitrag zur Weiberemancipation", gegeben ist. Ref. muß aber offen bekennen, daß durch E. v. d. Haide's Reimereien diese große Frage nicht im mindesten auf Erledigung zu hoffen hat. 35.

Notizen.

Bei Gelegenheit einer Beurtheilung der „Songes d'une nuit d'hiver, poésies par M. *Eugène Faure*", spricht sich ein französisches Journal in folgender bezeichnenden Weise aus: „Wenn man gewisse Werke der Gegenwart liest, so möchte man fast fragen, wie Das, was in dem Jahrhunderte des Homer, des Virgil, des Corneille erhaben war, zu andern Zeiten in das Gebiet des Niedrigen herabgezogen werden und wie es geschehen kann, daß das Schöne nicht immer für schön gilt. Die poetischen Grundsätze der Gegenwart, möchte man fast behaupten, drohen, uns geradewegs der Barbarei entgegenzuführen und ein glänzender Deckmantel der Ignoranz zu werden. Dichter, Maler, Literaten verlassen die bekannten Wege und werfen sich auf Irrpfade ohne Ausgang. Betrachtet doch diese Schriften, an denen nichts Bemerkenswerthes ist als ihre Bizarrerie und nichts originell als der Titel. Vielen Autoren raubt die Erfindung eines Titels ebenso viel Zeit als die Ausarbeitung der Werke selbst. Da haben wir Feuilles d'automne, Folioles, Crépuscule, Oiseaux de passage, Voix intérieures; Alles bekleidet sich mit einem mehr oder weniger pomphaften Namen, ähnlich jenen Decorationen in der Oper, an und hinter denen nichts ist. Eugen Faure, in der Schule dieser Dichter groß gezogen und, wie man nicht leugnen kann, reich an herrlichen Intentionen, hat sich, wie seine Schule, verdunstet und liebt es, sich mit Träumereien unter einem Himmel ohne Horizont zu ergehen. In seinen Hoffnungen, die er vielleicht nie hätte fassen sollen, getäuscht, schleudert er seinen Fluch auf diese ihm verhaßte Welt." Dem Verf. der „Winternachtträume" werden besonders die im Übermaß zahlreichen Hyperbeln vorgeworfen, die gesuchten Gleichnisse u. s. f., aber im Ganzen wird ihm Talent zugestanden. Der Kritiker hat nicht Unrecht. Auch in Deutschland hat sich der oft poesiereichsten Talente eine zügellose Jagd nach Bildern bemächtigt, welche den Gedanken nicht selten zu Tode hetzt. Es ist dies die Folge eines halb abgespannten, halb überreizten Zustandes unsers Zeitalters, das Symptom einer gemeinsamen Krankheit, ein complicirtes Leiden, wofür die Einzelnen nicht verantwortlich gemacht werden können, aber wol die Gesammtheit.

Dumas ist bereits häufig des Plagiats überwiesen worden; er hat Shakspeare und Schiller geplündert und besonders aus Letzterm ganze Stellen und Scenen in fast wortgetreuer Übersetzung in seine Stücke übergenommen; z. B. in „Heinrich III. und sein Hof" die Worte des Don Carlos, die dieser an den Pagen der Fürstin Eboli richtet. Aber Dumas geht noch weiter; obgleich Romantiker, läßt er sich so weit herab, bei den frühern classischen Dichtern seiner Nation betteln zu gehen und ihnen einzelne Gedanken zu entlehnen, die er kaum für nöthig hält, in andere Falten der sprachlichen Einkleidung zu hüllen, als sie von Hause aus gelegt sind. Voltaire schrieb:

L'Américain farouche est un monstre sauvage,
Qui mord en frémissant le frein de l'esclavage.

Hr. Dumas copirt Voltaire, aber matter:

— — — mais ce peuple sauvage
Mord impatiemment le frein de l'esclavage.

Man findet diese Worte im „Caligula", wo von den Galliern die Rede ist. Ein französischer Recensent zählte dem Verf. nach, daß im „Caligula" die Flickworte: eh bien oder c'est bien, 42 Mal vorkommen und im Prolog 15 Mal. Wenn die französische Romantik in der Bequemlichkeit oder im Raubsysteme besteht, so kann man ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie darin wahrhaft Unglaubliches geleistet hat. 108.

Bibliographie.

Bodz Reymond, Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privat-Armuth. 4ter Band. Gr. 8. Berlin, Logier. 1 Thlr. 12 Gr.

Hase, K., Die deutsche Kirche und der Staat. Eine academische Rede. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 6 Gr.

Hoffmann, S. F. W., Die Iberer im Westen und Osten. Eine ethnographische Untersuchung. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Hugo's, V., sämmtliche Werke. 17ter Band. Ruy Blas. Deutsch von C. Dräxler-Manfred. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 9 Gr.

Hylarius, J., Die Emigranten. Historischer Roman. 8. Wesel, Klönne. 1 Thlr.

Landon, Miß, Adele Churchill oder die zwei Bräute. Aus dem Englischen von Fr. L. v. Soltau. 3 Bände. 8. Leipzig, Kirchner u. Schwetschke. 5 Thlr.

Leibrock, A., Der vermummte Gast auf der Asseburg im Jahre 1190. Eine romantische Rittergeschichte. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Rein, L., Antike Novellen. 2ter bis 4ter Band. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 6 Gr.

Smith, H., Jane Lomax oder das Verbrechen aus mütterlicher Liebe. Aus dem Englischen. 3 Bände. Leipzig, Kirchner u. Schwetschke. 3 Thlr. 12 Gr.

Sternberg, A. v., Kallenfels. 2 Bände. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 3 Thlr. 12 Gr.

Stolterfoth, A. v., Rheinische Lieder und Sagen. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 10 Gr.

Theremin, F., Abendstunden. 3ter Band. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 36. — 5. Februar 1839.

Schriftsteller und Verleger.

In einer Zeit, wo das literarische und artistische Eigenthum hinsichtlich der eigentlichen Grundlage desselben noch so bestritten ist wie in der unserigen, müssen unrichtige Ansichten nothwendig von nachtheiligem Einflusse sein, doppelt nachtheilig, wenn sie von Männern von literarischem Rufe verkündigt werden und Unfrieden im Lager der Freunde verrathen. Dies gilt sehr wesentlich von dem Aufsatze Hrn. Gutzkow's im „Telegraphen", welcher die Stellung der Autoren zu den Verlegern und das gegenseitige Verhältniß derselben aus Gesichtspunkten auffaßt, die kaum vor einer tiefer eingehenden Kritik zu rechtfertigen sein dürften.

So ist es unmöglich, eine Entheiligung der Autorenrechte in den Preisherabsetzungen einzelner Werke und ganzer Sammlungen zu finden, so lange unbestritten dem Autor die Befugniß zusteht, sich gegen einen solchen Schritt seines Verlegers durch den Verlagscontract zu sichern, und die Gesetzgebung könnte keinen unglücklichern Einfall haben, als sich in Verhältnisse einzumischen, die rein dem Privatrecht angehören. Ganz im Gegentheil muß die Gesetzgebung den Privaten um so freiere Hand lassen, je mehr sie in dem literarischen Eigenthum ein ursprüngliches und vollkommenes Recht des Autors anerkennt. Welche tiefere Begriffe vom literarischen Eigenthume kann es geben als die, daß es eben ein Eigenthum und wie dieses heilig und unverletzlich ist, und wie sollte der Staat sich einmischen dürfen, wenn der Privatmann von seinem unbeschränktem Rechte einen erlaubten oder auch gar keinen Gebrauch macht? Soll der Staat, wie er schon durch die Censur die Autoren bevormundet, dieselben auch noch in Bezug auf ihre Vermögensrechte bevormunden, und ist es möglich, daß ein Schriftsteller, und zwar ein Schriftsteller, welcher dem jungen Deutschland angehört, sich selbst für minorenn erklärt?

Wie scharf Hr. Gutzkow sonst denken möge, so scheint es demselben doch in Beziehung auf diesen Gegenstand nicht gelungen zu sein, sich vollkommen deutlich zu werden über Das, was ist und was noth thut. Unmöglich könnte er sonst das Verlagsrecht als „eine Anhäufung contractlich bestimmter Abzüge eines Werks" bezeichnen; denn ein Recht kann schon seiner Natur nach mit einer Anzahl von Abzügen nicht identisch sein.

Das literarische Eigenthum zerfällt wie das materielle, und wie eigentlich alle Dinge in der Welt eine ideale und reale Seite haben, in zwei Theile, in die Proprietäts- oder eigentlichen Eigenthums- und in die Nutzungsrechte. Jene werden unter dem Ausdrucke Autorschaft, diese unter dem Ausdrucke Verlagsrecht begriffen, obschon das letztere in einem weitern und engern Sinne aufgefaßt werden muß, da zu den Nutzungsrechten des Autors Rechte gehören, die in der Regel auf den Verleger nicht übertragen zu werden pflegen, wie z. B. das Recht, durch Vorlesen oder Darstellung eines Werkes sich pecuniaire Vortheile zu verschaffen.

Das Verlagsrecht im engern Sinne, wie es im Verhältniß zwischen Autor und Verleger in Frage kommt, ist das vom Autor auf den Verleger übertragene Recht, durch Vervielfältigung einer geistigen Production auf mechanischem Wege pecuniairen Nutzen davon zu ziehen. Es leidet deshalb ebenso wol auf schriftstellerische wie auf artistische Werke Anwendung, und der Musik- und Kunstverlag ist in rechtlicher Beziehung von dem Bücherverlag nur objectiv verschieden, wie denn derselbe auch durch sämmtliche Bundesbeschlüsse unter dem gemeinschaftlichen Namen Kunstverlag dem Bücherverlag in jeder Beziehung gleichgestellt wird. Sobald nun der Schriftsteller aus der Sphäre der idealen Production, wo derselbe blos Gedanken nöthig hat, in die Sphäre der realen Production eintritt, muß derselbe auch den Gesetzen derselben sich unterwerfen, und es müssen hier, wie in allen andern Fällen, um Werthe zu erzeugen, die drei Factoren der Production: Arbeit, Capital und die Kraft der Natur, sich zu dieser Hervorbringung vereinigen. Gibt auch die Natur außer der Anlage des Schriftstellers blos Federn, Gallusäpfel zur Tinte und Flachs zu künftigem Papier, und ist vielleicht das ursprüngliche Capital nur gering, die Arbeit der Conception und des Niederschreibens eine Lust, so wiederholt sich doch das Zusammenwirken derselben Factoren unzählige Mal, bis der erste Gedanke eines Buchs als ein zierliches Manuscript und dieses als Prachtband in die Welt tritt.

Nun kann der Verleger zu dem Schriftsteller, welcher sich nicht des Rechtes des Selbstverlags bedienen will, in einer dreifachen Beziehung stehen: zuerst als Commissionnair, wenn derselbe nur die technischen Arbeiten

der Vervielfältigung und des Vertriebes gegen eine bestimmte Gebühr oder einen Antheil am Ertrag übernimmt; oder als Gesellschafter desselben oder Mitunternehmer, wenn nach verschiedenen übereinkünftlich festzusetzenden Bestimmungen der Antheil an der Arbeit und den Kosten der Vervielfältigung von dem Autor und Verleger eingeschossen und nach entsprechenden Grundsätzen der Ertrag unter Beide vertheilt wird; endlich aber, und dieser ist der gewöhnliche Fall, bestreitet der Verleger den ganzen Aufwand der Vervielfältigung und macht in den meisten Fällen ein gewagtes Geschäft, indem er den Antheil des Autors am Gewinn für das Honorar erkauft.

Es ändert an der Natur dieses Geschäftes nichts, ob es für eine bestimmte Anzahl von Abdrücken, für eine bestimmte Zeit, oder für ein ganzes Werk auf so lange abgeschlossen wird, als der Autor vom Staate als Eigenthümer seiner Production anerkannt und geschützt wird.

Wol aber sind es diese beiden Umstände, von welchen in der Regel der Belauf des möglichen Gewinnes und somit die Höhe des Honorars bedingt wird. Je geringer das Wagniß der Veröffentlichung ist, dieses mag nun durch Beliebtheit des Autors, die glückliche Wahl des Stoffes oder durch welchen andern Umstand immer vermindert werden, ein um desto höheres Honorar wird der Verleger dem Autor zu gewähren geneigt sein, wobei sich freilich nicht selten findet, daß in der Berechnung Verleger und Schriftsteller von direct opponirenden Gesichtspunkten ausgehen.

Entgegengesetzten Falles aber muß das Honorar fallen, je geringeres Vertrauen der Verleger zu dem Erfolg einer Unternehmung hat, oder je größer das Capital ist, welches dieselbe erfodert.

Inwiefern jedoch namentlich solide und bedeutende Unternehmungen nur da gemacht werden können, wo das Eigenthum unter dem Schutze vollgültiger Gesetze steht, so leuchtet ein, daß alle Chancen für einen beträchtlichen Gewinn und für ein dem entsprechendes Honorar in umgekehrtem Verhältniß wirken, wo die Nützlichkeit einer Unternehmung, die Beliebtheit eines Autors, oder die glückliche Wahl des Stoffes ebenso viele Anreizungen für die Nachdrucker abgeben, und wo das Anerkenntniß und die Wirksamkeit des literarischen Eigenthums auf kurze Zeit beschränkt, die Wahrscheinlichkeit eines Gewinnes mithin geschmälert und in gleichem Verhältniß die Minderung der Honorare als nothwendige Folge herbeigeführt wird. Nicht auf die Verleger, sondern auf die Eigenthümer der Werke, die Autoren, fallen die Beschränkungen des literarischen Eigenthums zurück, und sie wüthen gegen ihr eigenes Blut, wenn sie dem Nachdruck das Wort reden. Allerdings werden von diesem Nachtheile Diejenigen nicht getroffen, deren Productionen sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, oder welche von Haus aus nur ein ephemeres Dasein in Anspruch nehmen; denn eine Auflage eines auch nur leidlichen Buches wird in der Regel abgesetzt werden, ehe sich der Nachdruck desselben bemächtigt. Wer es hingegen ernst mit der Sache meint, wem wirklich daran liegt, für die höhern Interessen des Lebens wirksam zu sein, ohne die Mittel zu besitzen, diese Zwecke auf seine Kosten allein zu fördern, der leidet nothwendig unter dem Nachdruck, und es ist eine durchaus irrige Ansicht, wenn die Schriftsteller glauben, daß nur die Verleger von den Beeinträchtigungen dieses Gewerbes betroffen werden, als welche zwar in einzelnen Fällen empfindliche Verluste dadurch erleiden können, in der Regel aber und bei nur einiger Erfahrung die möglichen Verluste dem Autor durch das nach der Gefahr bemessene Honorar im Voraus in Rechnung gestellt haben.

Nur in der Unzulänglichkeit des Schutzes, welchen das literarische Eigenthum in Deutschland, außer in Sachsen und Preußen, genießt, nicht in der Abneigung der Buchhändler gegen ansehnliche Honorare finden die Klagen über die Unzulänglichkeit derselben ihre wirkliche Begründung; denn in der Regel wird der Verleger bei dem höchsten Honorare, welches er zahlt, am meisten gewinnen, wie dies die Honorare der Schiller'schen und Goethe'schen Erben deutlich beweisen; und nur aus dem Mangel an Schutz des Eigenthums ist der Umstand erklärbar, daß in Deutschland, was in keinem andern Lande möglich ist, unbekannte und untergeordnete Schriftsteller, Leute oft ohne allen Namen, für ihre Arbeiten Honorare erhalten, welche sich mit denen der ausgezeichnetsten Mitglieder der deutschen Gelehrtenrepublik messen, oft wol gar dieselben noch übertreffen.

Auch der neueste Bundesbeschluß wird in dieser Beziehung keine Veränderung herbeiführen, so lange noch einzelne Staaten nur darauf denken, auf indirectem Wege dem Nachdruck zu wehren, und gründliche Abhülfe ist überhaupt nur dann zu erwarten, wenn das Eigenthum des Autors an seinen Werken, wie dies in Sachsen bereits der Fall ist, in ganz Deutschland als ein unbeschränktes und immerwährendes Recht gesetzlich anerkannt und mit Nachdruck gegen den Nachdruck geschützt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die englischen Taschenbücher für das Jahr 1839.

Erster Artikel.

Die Taschenbücher kann man gegenwärtig ebenso gut wie den Bedarf der Leihbibliotheken als einen Hauptzweig der literarischen Fabrikation betrachten. Gleich jenem sind sie ein Zeichen der fortschreitenden Bildung des Geschmacks der Gesellschaft, wenn es anders richtig ist, daß diese eleganten Bücher die Stelle der schmackhaftern und substanziösern Weihnachtsgeschenke, als Kuchen und dgl., oder des chinesischen Porzellans und der flitterhaften, vorübergehenden Putzsachen oder massiver Juwelen angenommen haben. Jedermann wird zugeben, daß hier eine Veränderung zum Bessern eingetreten ist. Ein Buch bleibt im schlimmsten Falle immer noch ein Buch, sowie ein Gemälde ein Gemälde; beide dauern und sind größerer Verbreitung fähig. Gleichwol sind dies nur die geringsten ihrer Ansprüche auf Superiorität; denn selbst das unbedeutendste Taschenbuch gewährt noch einiges geistige Vergnügen und einige heilsame Belehrung, während sich einzelne darunter finden, in welchen die schönsten Leistungen lebender Künstler und Schriftsteller vereinigt sind. Die Mitbewerbung der Verleger, der

Ehrgeiz der Künstler und Literaten, vorzüglich aber das gemeinsam betheiligte Interesse von Allen haben dazu beigetragen von Jahr zu Jahr diesen Literaturzweig in einer oder der andern Hinsicht, bisweilen in allen zugleich, mehr zu vervollkommnen. Unter den vorzüglichsten steht oben an:

Finden's Tableaux von Miß Mitford,

ein Taschenbuch, das sich in seinem vergoldeten, saffiangrünen Einband „königlich stolz" ausnimmt und Edelsteine in sich birgt, die einer so reichen Einfassung würdig sind. Miß Mitford hat ihren freundlichen Mitarbeitern ein so herzliches und zierliches Lob ertheilt, daß sie uns nichts zu sagen übrig gelassen hat. Die Tableaux bilden dieses Jahr die Illustrationen zu den „weiblichen Tugenden und Leidenschaften"; die Zeichnungen sind hauptsächlich von Perring. Sie machen alle in ihrer Art einen guten Effect; doch zeichnen sich Juliete und das griechische Weib besonders vortheilhaft aus; die Krönung ist ein ausgezeichnet schöner Stich. Er stellt nicht die Krönung der Königin Victoria, noch irgend etwas Gewöhnliches dieser Art dar, sondern es ist das Bild eines lieblichen jungen Mädchens, halb zurückgelehnt, halb knieend vor einer am Wege stehenden Kapelle, in andächtiger Haltung. Sie ist die Elisabeth aus Mde. Cottin's „Verbannte nach Sibirien", von Richard Townsend in fließende, sehr wohlklingende Verse gebracht. Jedoch der literarische Edelstein dieses Bandes ist „The Romaunt of the Page" von Miß Barret. Die Dichtung ist nicht ohne die eigenthümlichen Mängel, welche den Styl dieser Dame bezeichnen — etwas nebelig, bisweilen geziert einfach, was manchmal wie Affectation aussieht —; allein zu gleicher Zeit ist sie reich an all den höhern Schönheiten ihrer Poesie, eine anmuthige, tiefgefühlte Composition, die einen wahren und originellen Genius von einer höhern Classe verräth. Wir müssen beklagen, daß Miß Mitford ihren Mitarbeitern zu viel Raum vergönnt, als daß ihr selbst genug übrig geblieben wäre. Doch enthält das Taschenbuch einige vortrefflich erzählte Geschichten aus ihrer Feder, besonders eine, wo der Schauplatz am kaiserlich französischen Hofe spielt und Napoleon sowie Josephine sehr liebenswürdig erscheinen. Diese kleine Erzählung ist eine hübsche Probe von dem Pathos der häuslichen Empfindungen. Mrs. Opie, Mr. Kenyon, die Gebrüder Chorley und Andere haben gleichfalls Beiträge geliefert, welche diesem werthvollen Almanach zur Zierde gereichen.

Friendship's offering.

Dieser alte Liebling mit seinem gewohnten Gesichte erscheint so ziemlich in seiner alten Form zum sechzehnten Mal vor seinen Gönnern und dem Publicum. Sein literarischer Inhalt steht in einem richtigen Verhältnisse. Die Erzählungen sind gefällig, und wenn keine darunter Vorzüge ersten Ranges besitzt, so sinkt doch auch keine unter die Mittelmäßigkeit herab. Allan Cunningham erzählt eine originelle schottische Geschichte und Mr. H. John eine neapolitanische, welche anmuthig beginnt. Auch findet sich darin die gewöhnliche Anzahl poetischer Stücke, welche sich über die abgenutzte, eintönige Gemeinplatz- und Klingklang-Poesie vortheilhaft erheben. Wir erwähnen insbesondere die schönen Verse von Cornelius Webbe: „Linger not long" und „The winter picture", aber vor Allem Barry Cornwall's „A London lyric", das den schreienden Gegensatz zwischen der der Kälte und dem Hunger preisgegebener Armuth und dem strotzenden Reichthum und orientalischen Luxus der vornehmen Welt auf eine höchst effectvolle Art schildert. Für den des Englischen kundigen Leser setzen wir hier das Original her:

A London lyric.

1) *Without.*

The winds are bitter; the skies are wild;
From the roof comes plunging the drowning rain;
Without in tatters, the world's poor child
Sobbeth aloud her grief, her pain!

No one heareth her, no one heedeth her;
But Hunger, her friend, with his cold, gaunt hand,
Grasps her throat, whispering huskily,
„What dost thou in a Christian land?"

She who is slain 'neath the winter weather —
Ah! she had *once* a village fame —
Listened to love on the moonlight heather;
Had gentleness, vanity, maiden-shame.
Now her allies are the tempest howling,
Prodigals curses, self-disdain;
Poverty, misery — Well, no matter;
There is an end unto every pain.

The harlot's fame was her doom to-day —
Disdain, despair; by to-morrow's light,
The ragged boards, and the pauper's pall;
And so she'll be given to dusty night
Without a tear or a human sigh,
She's gone — poor life and its fever o'er;
Sob! let her in calm oblivion lie,
While the world runs merry as heretofore.

2) *Within.*

The skies are wild, and the blast is cold;
Yet Riot and Luxury brawl *within*.
Slaves are waiting in crimson and gold —
Waiting the nod of a child of sin.
The fire is crackling, wine is bubbling
Up in each glass to its beaded brim;
The jesters are laughing, the parasites quaffing
„Happiness", „Honour", — and all for him!

He who yon lordly feast enjoyeth —
He who doth rest on his couch of down —
He it was who threw the forsaken
Under the feet of the trampling town:
Liar, betrayer, false as cruel —
What is the doom for his dastard sin?
His peers they scorn? high dames they shun him?
Unbar yon palace, and gaze within.

There — yet his deeds are all trumpet — sounded
There, upon silken seats recline
Maidens as fair as the summer morning,
Watching him rise from the sparkling wine.
Mothers all proffer their stainless daughters;
Men of high honour salute him „friend" —
Skies! oh, where are your cleansing waters?
World! oh, where do thy wonders end?

The forget-me-not.

Das erstgeborne der Taschenbücher, das ihren Reihen vor achtzehn Jahren eröffnete, hat auch in seinem jüngsten Jahrgange viele Ansprüche auf die Aufmerksamkeit der Lesewelt. Einige der Stahlstiche sind meisterhaft, so Almeria, das mit großem Geschick und Sachkenntniß von Parris gemalt ist. Morgengebet ist ein schöner Gegenstand, und von Cooper haben wir einen capitalen Highland Gillie, obschon der rauhbehaarte Klepper etwas zu wohl genährt ist; Il Palazzo, von Barret ist eine schöne, italienische Ansicht. Allein der literarische Theil dieses Taschenbuchs bildet seine Stärke und Schönheit; er ist nicht leeres Geschwätz und frei von Affectation. Der „Genie of wealth", die erste Erzählung, dürfte für einen Almanach etwas zu lang sein, allein sie ist gut geschrieben und enthält eine tiefe und vortreffliche Moral. „Die Belagerung" von Jerrold, eine geistreiche dramatische Skizze, befriedigt alle Anfoderungen und übertrifft weit Alles, was man gewöhnlich in Almanachen findet. „The Belle sauvage plot", eine historische Erzählung aus den Regierungszeiten Georg's II., verdient ebenfalls hohes Lob. Sie ist aus der Feder der Miß Lawrence geflossen, deren „Historische Denkwürdigkeiten der

Digitized by Google

Königinnen von England" verdienten Beifall fanden. Die Regierung Georg's II. war fruchtbar an kleinen Intriguen oder ephemeren plotikins, welche in der Regel auf den Papst und den Prätendenten, aber besonders auf Letztern basirt waren, und welche den Planen Walpole's sehr wohl dienten. Sie zu schaffen, hatte man damals keine große Noth; in einer dafür günstigen Atmosphäre der Bigoterie, Unwissenheit und Leichtgläubigkeit wuchsen sie empor wie die Pilze und wurden schnell dazu angewendet, das Volk, besonders aber alle guten Protestanten und londoner Bürger in Angst zu versetzen. Mary Howitt, Miß M. A. Brown und Hervey haben zu diesem Taschenbuche beigesteuert, worin Major Calder Campbell in Prosa und in Versen erscheint.

The oriental annual.

Dieses Gedenkbuch hat seinen Herausgeber, und zwar nicht zu seinem Nachtheile gewechselt; es erschien dieses Jahr unter dem Patronate von Thomas Bacon, einem gewandten und geschmackvollen Skizzenzeichner, dem Verf. eines lebendig geschriebenen und unterhaltenden Buches über Indien („First impressions and studies from nature in Hindostan"). Nothwendig mußte ein Schriftsteller wie Bacon viele der zur Verfertigung eines orientalischen Almanachs erfoderlichen Eigenschaften haben; und in der That er hat alle, die ihm zu Gebote standen, in Requisition gesetzt. Sein großer Fehler ist übertriebenes Mistrauen, welcher übrigens bei einem Militair um so leichter Verzeihung finden kann, je seltener er in diesem Stande vorkommt. Er hält es nicht für möglich, daß er und seine Bundesgenossen jemals die Fußstapfen seiner Vorgänger würdig ausfüllen werden; doch wäre das nicht so sehr schwierig, obschon sie es niemals versuchen sollten, denn sie werden mit mehr Anmuth und Sicherheit ihren eigenen Weg wandeln. Was die Illustrationen betrifft, so hat eine Reihe ausgezeichneter Künstler gelungene Arbeiten dazu geliefert und Finden die Stiche gemacht. Die Erzählungen, Legenden und historischen Romanzen sind fast alle ohne Ausnahme aus der Feder von Bacon. Auch rühren von ihm die Originalskizzen der von Stanfield, Roberts, Creswick, Dibdin u. A. retouchirten Scenen her, welche voll Charakter und ungemein vollendet sind.

The drawing-room scrap-book.

Nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmuth können wir dieses Mal den vor uns liegenden Band öffnen, den letzten der schönen Reihe, welche wir der fruchtbaren und anmuthigen Feder jener Schriftstellerin verdanken, auf der die Ehre lastete, die glänzendste der lebenden englischen Dichterinnen zu sein — der bewunderten L. E. L.? Etwas diesem Verluste Ähnliches wird ahnungsvoll schon in ihrer Vorrede — ihrem eigentlichen Lebewohl — angedeutet, das weit rührender ist als das Gedicht unter diesem Titel, das als das erste in diesem Bande erscheint, wenn es nicht in seiner nackten Wahrheit und seinem einfachen Pathos überhaupt das beste in diesem Buche ist. Jedermann weiß, wie L. E. L. (Landon) auf zauberische Weise in L. E. M. umgewandelt wurde. In ihrer neuen Eigenschaft, die für sie in einem andern Welttheile die Ursache eines unerwarteten Todes werden sollte, hat sie ein feierliches und langes Lebewohl jenem Publicum zugerufen, dessen uneigennützige Theilnahme und Bewunderung ihr jugendlicher Genius wünschte. Sie sagt: „Ich muß von Neuem um die Nachsicht bitten, welche das Publicum so oft diesem Werke geschenkt hat. Ich bitte jetzt vielleicht zum letzten Male für mich selbst darum. Seit den letzten wenigen Jahren war das „Drawing-room scrap-book" das Lieblingsbuch, dem ich meine poetischen Eindrücke anvertraute, und mein einziges poetisches Werk. Ich hoffe, wenn auch fern von Englands Küsten, doch mit all der Frische, welche neue Scenen und Gedanken an sich tragen, für meine Heimat zu schreiben; allein diese Hoffnung ist in der That etwas Ungewisses. Mannichfaltige Umstände mögen meine künftigen litterarischen Bemühungen unterbrechen und ich vielleicht keine andere Gelegenheit finden, meinen Dank für die stete Liberalität und Freundlichkeit auszusprechen, welche ich bei den Herren Fisher (ihren Verlegern) gefunden." Das „Scrap-book" enthält 36 Bilder, wovon, was Zeichnung und Ausführung betrifft, alle gut und viele ausgezeichnet sind. Unter den Portraits zeichnen wir das von Lady Blessington, Miß Jewsbury und Moore, dem Dichter, aus, letzteres nicht ganz dem Schmetterlinge gleichend, der gern in die Laube einer Dame sich verfliegt, aber darum nichtsdestoweniger ein wahres Bild von einem Manne von Genie, der, wie man sagt, sich auf seine feine Bildung, savoir-faire und den Ton der feinen Gesellschaft viel zu gute thut. Auch finden sich einige ungemein gelungene Landschaften, hauptsächlich orientalische Scenen, darin; ferner eine liebliche Ansicht von Newstead Abbey, einige architektonische Skizzen, ein kostbares Bild von Hayter: die Zwillingsschwestern. Um zu dem literarischen Theile überzugehen, so begegnen wir zuerst einigen glänzenden und heitern Strophen der Herausgeberin, welche den innern Hofraum einer türkischen Villa nahe bei Damaskus schildern. Das Portrait der Miß Jewsbury (die als Mrs. Fletcher bald nach ihrer Verheirathung in Indien starb) ist von einer Copie merkwürdiger, an L. E. L. gerichteter Verse begleitet, bei deren Mittheilung wir Miß Landon's Charaktergröße bewundern müssen. Es ist ein Zeichen, daß sie jene krankhaften Symptome, worüber ihre Freundin Klage führt, überlebt hatte; sie enthalten eine schöne Lehre für hochbegabte und reizbare Gemüther, welche sich entweder in den Fallstricken der falschen Welt fangen, oder von ihrem Flitterglanze verblenden lassen. Eine prachtvolle Ansicht von dem Einzuge der Königin Elisabeth in Kenilworth Castle bietet der Miß Landon ein ganz ihrem Genius entsprechendes Thema dar. „The sailor's bride; or, the Bonaventure" ist eine sehr anmuthige Ballade, und die Verse, welche dem treuen Ritter, Sir Thomas Tylderrey, in den Mund gelegt werden, sind ganz in dem heroischen Tone, wie ihn Miß Landon liebte. In den Strophen an Newstead Abbey mag L. E. L. des Privilegiums genießen, der Welt die düstern Gedanken und eigensinnigen Launen des ehemaligen Herrn und Gebieters derselben zu erzählen, von dem sie nur mit zu großer Wahrheit sagt:

Ah! who may know what gloomy guests unbidden,
Await such spirits in their unstrung hours!
Thoughts by the better nature vainly chidden
Forcing allegiance to the darker powers.

The soul is out of tune, its sweet notes scattered,
Vexed, irritable, harsh, its power is flown,
Like some fine lute, whose higher chords are shattered
By forcing too much music from their tone.

But few can pity such a mood as this,
Because they know it not — calm is their sadness,
Tranquil their joy; they know not how it is
Genius is feverish in its grief and gladness.

Life is a fable, with its lesson lost;
Genius, too, has its fable and its moral —
Of all the trees that down their shadows cast,
Choose you a wreath from any but the laurel.

Ein trauriger Ausspruch, dessen Wahrheit jedoch die Dichterin am besten kennen mußte. Dasselbe Thema wird in einigen Strophen an Lady Blessington, Byron's Freundin, mit Anspielung auf ihre „Reminiscences of his conversations" behandelt. Ferner lesen wir noch einige zartgedachte Verse über den Tod Heber's und einige sehr liebliche Strophen auf die „Sabbath village bells". Dieser Jahrgang ist sowol in artistischer als literarischer Hinsicht reicher als irgend einer seiner Vorfahren ausgestattet und die geistvolle und liebenswürdige Dichterin hätte sich kein schöneres Denkmal der Erinnerung in den Herzen aller ihrer Verehrer setzen können.*) 40.

*) Ein zweiter Artikel folgt in einer der nächsten Lieferungen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 37. — 6. Februar 1839.

Schriftſteller und Verleger.

(Beſchluß aus Nr. 36.)

Da das Verlagsrecht dem Verleger kein Recht gibt, was derſelbe nicht vom Autor, als dem urſprünglichen Eigenthümer, erhält, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß dieſem freiſteht, ebenſo gut wie über Format, Papier und Zahl der Auflage, auch über den Preis, zu welchem ein Buch verkauft werden ſoll, vertragsmäßige Feſtſetzungen zu treffen, von welchen der Verleger ohne ausdrückliche Zuſtimmung des Autors nicht abweichen darf, ſelbſt dann nicht, wenn der Autor kein pecuniaires Intereſſe bei deren Aufrechthaltung hat, oder wenn es im Intereſſe des Verlegers läge, eine Preisherabſetzung eintreten zu laſſen.

Wo aber ſolche ausdrückliche Beſtimmungen nicht getroffen worden ſind, da liegt die Beſtimmung und folglich auch die Herabſetzung des Preiſes ganz ebenſo in den Befugniſſen des Verlegers wie die Entſcheidung über die äußere Ausſtattung und die Größe der Auflage.

Nun legt Hr. Gutzkow großen Werth darauf, daß die Bücher nicht als Waare angeſehen werden ſollen; und wenn es auch nicht gegründet iſt, daß durch dieſe Annahme dem Nachdruck Thür und Thor geöffnet werde, als welcher nicht durch die Eigenſchaften des Products, ſondern lediglich durch das beſtrittene Recht des Producenten gerechtfertigt werden kann, ſo geben wir doch demſelben zu, daß in jedem gebildeten Menſchen ein nicht abzuweiſendes Gefühl gegen die einfache Bezeichnung und Behandlung der Bücher als Waare ſich ausſpricht. Die Gründe aber, welche Hr. Gutzkow zu Unterſtützung ſeiner Anſicht geltend macht, laſſen jenes Gefühl ohne Erklärung und den Einſpruch gegen Verletzung deſſelben ohne Rechtfertigung. Es kann zuerſt darüber kein Zweifel obwalten, daß der Verleger verbunden iſt, die Verpflichtungen einzuhalten, unter welchen er den Verlag übernommen hat, und ſo auch den Preis, wenn ein ſolcher zwiſchen ihm und dem Schriftſteller bedungen worden iſt. War dieſes jedoch wie gewöhnlich nicht der Fall, ſo bleibt ihm freie Hand, und die Behauptung Hrn. Gutzkow's, daß durch die Herabſetzung des Preiſes das Recht des Schriftſtellers auf neue, unendliche Auflagen geſchmälert werde, widerlegt ſich durch unzählige Beiſpiele, da nicht in den ſeltenſten Fällen die Herabſetzung des Preiſes vielmehr die Veranlaſſung zu größerer Verbreitung eines Buches und ſomit zur Vermehrung des Abſatzes und zu neuen Auflagen geworden iſt.

Es kann zugegeben werden, daß durch eine unnöthige und auffallende Preisherabſetzung, verbunden mit der Abſicht einer Beleidigung, eine Injurie wirklich begangen werden könne; allein wir verwahren uns feierlich gegen die völlig unbegründete Vorausſetzung, daß von der Höhe des Preiſes ein Schluß auf die Güte eines Buches, oder auf die Achtung gegen den Autor gemacht werden könne. Das wohlfeilſte Buch iſt die Bibel, und alle Preisherabſetzungen derſelben haben wol niemals einen andern Zweck gehabt, als zur größern Verbreitung derſelben beizutragen, wie denn auch in dieſer Beziehung die allgemeinen Regeln des Verkehrs ſich Geltung verſchaffen. Der Grund gegen die Anſicht, welche ein Buch lediglich als Waare betrachtet, muß alſo tiefer geſucht werden, und wir finden dieſen Grund theils in der eigenthümlichen Natur der literariſchen und artiſtiſchen Erzeugniſſe überhaupt, theils in den dem Autor ungeachtet der Veröffentlichung ungeſchmälert bleibenden Proprietätsrechten. Es geſchieht in Kraft dieſer Rechte, daß ein Buch, und wenn es in einer Million Exemplaren exiſtirt, immer noch das Buch des Autors bleibt, wie eine Madonna Rafael's und Mozart's „Don Juan" ungeachtet der tauſend Nachahmungen und Variationen noch immer Rafael und Mozart angehören. Niemand erhält durch die Veröffentlichung das Recht, die geringſte Veränderung mit dem Inhalt eines Buches ohne Zuſtimmung des Autors oder des berechtigten Nachfolgers vorzunehmen, und es hängt ſogar lediglich von ihm ab, die bewirkte Vervielfältigung durch Verſagung weiterer Auflagen zu beſchränken, oder auch, ſo weit es nach der Natur der Dinge möglich iſt, dieſelbe wieder ganz aufzuheben.

Kein Menſch von einiger Bildung wird Anſtand nehmen, einem Buche eine gewiſſe Art von Perſönlichkeit zuzugeſtehen, und ſelbſt der Ungebildetſte wird zwiſchen einem Buche und jeder andern Sache einen Unterſchied anerkennen, wäre es auch nur der einer Angewöhnung.

Wir ſtehen nicht an, zu behaupten, daß Bücher und Kunſtwerke ungeachtet der Realität, welche ſie zum Gegenſtande des Eigenthums und des Verkehrs überhaupt macht, eine wirkliche Übergangsſtufe von der reinen Sache zur Perſon bilden und gewiſſermaßen für ein Mittelglied gelten

können zwischen den völlig rechtlosen und solchen Objecten, welchen die Natur Rechte beilegt, die das positive Gesetz denselben versagt. Wie der Sklave Gegenstand des Eigenthums und des Verkehrs ist, und gleichwol die menschliche Abstammung desselben in tausend Modificationen des Sachenrechtes anerkannt wird, so bleibt den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft auch in ihrer weitesten Verbreitung der Stempel ihrer geistigen Entstehung aufgeprägt, und es ist eine Anerkenntniß der höhern Würde, die Allem inwohnt, was aus dem Geiste kommt, welche eine gewisse Scheu erzeugt, Bücher und Kunstwerke als bloße Waare anzusehen und zu behandeln; es ist die Rücksicht, die einem erlauchten Geschlecht auch in seinen entferntesten Abkömmlingen noch bezeigt wird. Wie die Pflanzen zwischen dem Mineralreiche und dem Thierreiche mitteninne stehen, so scheinen die Erzeugnisse des Geistes bestimmt zu sein, mitteninne zu stehen zwischen den reinen Sachen und den Sklaven, indem sie mit jenen die Realität der äußern Erscheinung und mit diesen das natürliche Recht der höhern Abstammung gemein haben; und wie man wol im Stande ist, die allgemeine menschliche Bildung eines Volkes nach seiner Gesetzgebung über die Sklaverei zu beurtheilen, so steht die geistige Cultur im genauesten Verhältniß zu der Gesetzgebung über das literarische Eigenthum. Je höhern Werth eine Regierung auf die wissenschaftliche und artistische Ausbildung legt, desto mehr wird dieselbe beflissen sein, die Früchte der literarischen und künstlerischen Wirksamkeit sicher zu stellen, und desto minder wird dieselbe Anstand nehmen, dem literarischen Eigenthume die gleiche Berechtigung zuzugestehen, welche dem Eigenthum an den materiellen Gütern unbestritten gebührt. Denn was man auch dagegen sagen möge, sobald die Wissenschaft und die Kunst aufgehört haben ein Besitzthum der bevorzugten Classen zu sein, so wird auch der Künstler wie der Schriftsteller auf den Erwerb angewiesen, mit dem allerdings wol auch der Ruf Hand in Hand geht. Die Gesetze der Natur aber bleiben überall dieselben, und wie die materiellen Interessen des Volkes am besten gedeihen, wo das Recht und die Sicherheit waltet, so bedarf auch das Feld des Geistes vor allen Dingen Schutz und Sicherheit, und fast alle Staaten der Jetztwelt geben den Beweis, daß eine Literatur nur da aufblüht, wo das literarische Eigenthum anerkannt und geschützt wird, und je vollkommener diese Anerkenntniß und je unbeschränkter dieser Schutz ist, desto gewaltiger regt sich der Geist und um so geneigter ist derselbe, Gediegenes zu schaffen und, unbekümmert um den augenblicklichen Erfolg, in den Tiefen der Wissenschaft zu graben und von den kommenden Geschlechtern geduldig und vertrauensvoll die Kränze zu erwarten, welche vielleicht die Mitwelt ihm versagt.

Das Interesse der Autoren und der Verleger kann im Allgemeinen nie ein getrenntes sein; denn das Recht der Letztern wurzelt im Eigenthum der Erstern; und muß zugestanden werden, daß bis jetzt weit mehr die Verleger als die ursprünglich Berechtigten die Ansprüche der Autoren, selbst mit beträchtlichem Aufwand gefördert und vertheidigt haben, so darf nun, wo diese Angelegenheit in den Kreis des allgemeinen Interesse eingetreten ist, wol erwartet werden, daß die Schriftsteller, anstatt den Verlegern sich feindselig gegenüberzustellen, mit denselben sich für den gemeinschaftlichen Zweck vereinigen, welcher auf das engste mit dem Gedeihen der Kunst und der Wissenschaft verknüpft ist. 135.

Entdeckungsreise des Herrn Baer nach Lappland und Nowaja-Semlja. *)

Die Insel Nowaja-Semlja gehört zu den am wenigsten erforschten Ländern der Erde; das Klima ist abschreckend, die Witterung oft schauervoll, rasch wechselnd, stürmisch; das Meer in diesen Gegenden trüglich, oft verführerisch ruhig, plötzlich durch Stürme unbändig aufgeregt; dazu kommen die Eismassen, die wol selten so weit aufthauen, daß sie den Schiffern keine Gefahr brächten, und die unwirthliche Küste, die felsig und fast unzugänglich ist. So geschah es, daß die wenigsten Entdeckungsreisen nach diesem fabelhaften Polarlande den gewünschten Erfolg hatten. Man erinnere sich an Heemskerk, der hier mit seinen Begleitern in Eis eingeschlossen wurde und so Unsagliches zu erdulden hatte, an Wood, der nahe an der Küste Schiffbruch litt. In der jüngsten Vergangenheit gingen mehre Expeditionen ab, die von hochverdienstvollen russischen Offizieren geleitet wurden. Unter ihnen erreichte zwar Rosmyssloff zum größten Theile seinen Zweck, der in der Untersuchung der östlichen Küste bestand, aber auch er sah sich gezwungen, sein Schiff zu verlassen und sich an Bord eines Walfischfängers zu retten; die Mannschaft Lasareff's wurde so heftig vom Skorbut befallen, daß er sie, ohne auch nur eine von seinen Absichten erreicht zu haben, wieder in ihr Vaterland zurückführen mußte; Lütke's dritte Expedition scheiterte gänzlich in Folge der Beschädigungen, welche die Schiffe durch verborgene Klippen erlitten hatten; Krotoff kam mit seiner ganzen Mannschaft um; Pachtussoff strandete gegen das Ende seiner ersten Reise an der Küste, auf der zweiten verlor er sein Fahrzeug und entging dem Tode nur dadurch, daß ihn ein Walfischfänger aufnahm. So waren unter zehn Expeditionen sechs unglücklich; von den vier andern hatte nur eine einzige, die zweite Expedition Lütke's, das besondere Glück, allen Gefahren zu entgehen, nicht ohne die Wissenschaft mit einer beträchtlichen Summe von Entdeckungen und Beobachtungen bereichert zu haben; die drei andern hatten wenigstens keinen zufriedenstellenden Erfolg, da sie vom Eise blockirt und gehindert wurden. Nach solchen Vorgängen erfoderte es wol einen hohen Grad von Unerschrockenheit, abermals diese Gegenden, die für so viele Gefahren, Leiden und Unbequemlichkeiten wenig Ersatz gewähren, zu besuchen. Diese Unerschrockenheit hatte Hr. Baer, und wenn es nach der kurzen historischen Darstellung seines Entdeckungszuges fast scheinen möchte, als hätten di Resultate auch dieser Expedition nur gering sein können, so muß man zwar zugeben, daß Baer an der Ausführung seiner interessantesten Projecte durch die Ungunst der Witterung gehindert wurde, aber doch eine Menge neuer und anziehender Erfahrungen gesammelt und Beobachtungen gemacht hat, welche selbst unter günstigern Umständen den wenigsten Reisenden sich darbieten.

Hr. Baer, von der kaiserlichen Akademie zu Petersburg beauftragt, Nowaja-Semlja zu untersuchen, reiste den 19. Juni 1837 mit seiner Begleitung auf zwei Fahrzeugen von geringer Größe ab und die Dwina hinunter. Als die Expedition an der Mündung des Flusses ankam, sah sie sich durch entgegengesetzte Winde bis zum 30. Juni aufgehalten; da erhob sich plötzlich eine Brise aus dem Süden, welche sie mit reißender Schnelligkeit an die lappische Küste trug, wo sich die Reisenden drei Wochen aufhielten, bald mit Botanisiren an der Küste,

*) Nach dem „Bulletin scientifique etc. de St.-Petersbourg" im Auszuge aus dem „Athenaeum" mitgetheilt. D. Red.

bald mit vergeblichen Anstrengungen beschäftigt, nordwärts trotz der contrairen Winde weiter vorzudringen. Eine Excursion nach Kola, auf der nördlichen Küste des russischen Lapplands gelegen, lag zwar im Plane der Expedition, aber da man schon so lange Zeit durch widrige Winde aufgehalten worden, glaubte Hr. Baer, die Hauptpunkte seiner Unternehmung zu beeinträchtigen, wenn er jetzt noch diesen Theil des Projects ausführen wollte; er benutzte daher einen günstigen Wind, welcher sich gegen den 12. Juli merken ließ, und richtete seinen Lauf gegen Nowaja-Semlja. Nach fünf Tagen erreichte er die Meerenge Matotschkin-Schar, welche, wie bekannt, das Land von Osten nach Westen durchschneidet und es in zwei Inseln von fast gleicher Ausdehnung trennt. Die Nordwinde, welche ohne Unterbrechung seit einiger Zeit wehten, hatten die Eismassen, von denen diese Gegenden gewöhnlich belagert sind, auseinandergetrieben. So war der Ocean in dieser Region fast frei. Man machte nun häufige Ausflüge in den verschiedensten Richtungen; aber die Absicht, weiter in die Enge von der Westseite vorzudringen, wurde lange Zeit durch den wechselnden Zustand des Eises vereitelt. Bald compact und stehend, schien das Eis diese von wissenschaftlichem Eifer erfüllten Naturforscher zu ermuthigen, sich in ihren Schlitten auf seine Oberfläche zu wagen; folgenden Tages sah man die Masse gebrochen und in bewegliche Schollen getheilt, sodaß man sich gezwungen sah, in Unthätigkeit zu verharren und das Schmelzen des Eises abzuwarten. Eines Tages indeß erschien ihnen der Anblick des Meeres so günstig, daß sie sich in einem ihrer Fahrzeuge quer durch die Eisschollen einen Weg zu bahnen versuchten, aber, an dem östlichen Eingange der Meerenge angekommen, sahen sie sich mehre Stunden hindurch einem ausnehmend heftigen Sturme ausgesetzt. Es gelang ihnen, ohne großen Schaden sich der Gefahr zu entziehen, sie kehrten in ihre erste Station zurück und faßten den Entschluß, fernerhin vorsichtiger zu verfahren und ein so rauhes und unbeständiges Klima nicht leichtsinnig auf die Probe zu setzen.

Am 4. August endlich verließ die Expedition die Meerenge, und da ein Nordwind sie noch Süden verschlug, untersuchten sie die Namenlose Bai (the Nameless bay), dann drangen sie in den Kostin-Schar ein, eine Meerenge, die, wie sie wahrnahmen, mit zahlreichen Gruppen von kleinern Inseln wie besäet war. Ein wenig weiterhin gelangten sie an die Bai Rechwalowa, worein der gleichnamige Fluß mündet. Den Ufern dieses Flusses entlang drangen sie ziemlich weit in das Innere des Landes ein. Später wurden sie abermals von einem Sturme, der noch heftiger als der bereits ausgestandene war, getroffen; neun Tage lang wüthete er mit großer Heftigkeit, sodaß es während dieses ganzen Zeitraums unmöglich war, die Nachen auszusetzen und an das Land zu gehen.

Eine der Hauptabsichten bei dieser Expedition war ein Besuch der auf den nördlichen Küsten der Insel gelegenen Eisberge; da aber die unaufhörlichen Nordwinde die Ausführung dieses Projectes unmöglich machten, so verzichtete Hr. Baer darauf und segelte am 31. Aug. von Nowaja-Semlja ab, nachdem er in diesem Polarlande die ganze schöne Saison, einen Sommer von sechs Wochen, zugebracht hatte. Kola zu besuchen, war in dieser vorgerückten Jahreszeit auch nicht mehr räthlich, zumal da auch ein Nordwind dieser Richtung entgegen war. Den 11. Sept. kam Baer mit seiner Mannschaft, die bei guter Gesundheit war, wieder in Archangel an.

Die merkwürdigsten Beobachtungen, welche Baer während seiner Reise gemacht hat, theilen wir auszugsweise hier mit. An der Mündung der Dwina befinden sich mehre durch Anschwemmungen gebildete Inseln, deren Vegetation von der niedrigsten Gattung ist; dagegen ist an den Ufern der Dwina, an geschützten und gegen Südwesten gelegenen Orten, eine reiche Vegetation, welche in den meisten Stücken der Vegetation von Sibirien gleicht. Unter 65° 20′ der Breite erschien der Winterberg mit Pflanzen, welche man in den wärmsten Gegenden Europas findet, verschwenderisch geschmückt. Mitten aus dichtem Gebüsch, neben Bäumen verschiedener Art erhoben sich Päonien von vier Fuß Höhe, Aconit, dessen Blätter 18 Zoll im Durchmesser hatten, die Rosa spinosissima und andere bei uns in Gärten gezogene Pflanzenarten. Der Reichthum und die Schönheit dieses südlichen Pflanzenwuchses war um so auffallender, da sie mit den nächst gelegenen Umgebungen einen vollkommenen Gegensatz bildeten. Auf den dem Nordwinde ausgesetzten Höhen und Flächen fand man durchaus nur die Vegetation des Nordens.

Vom Winterberge mit seinen Bäumen, schattigen Abhängen und dem glänzenden zu seinen Füßen ausgebreiteten Blumenflor gelangten unsere Naturforscher in wenigen Stunden nach Pialitsi auf der lappischen Küste unter 66° 10′ nördlicher Breite. Hier bot sich dem erstaunten Auge eine ganz neue Welt dar; die Mannichfaltigkeit und Größe der Seegewächse, der Muscheln und andern Meerprodukte, auf dem Ufer verschwenderisch hingebreitet, versetzten die Reisenden in fortdauerndes Entzücken. Auch fand man an der bis zu 100 Fuß Höhe sich erhebenden Küste noch einige neue Pflanzen, nur daß es statt der Bäume bloßes Strauchwerk gab; auch waren alle Vertiefungen im Anfange des Juli mit Schnee angefüllt.

Hatte man aber die Anhöhen erklommen, so bot sich die Natur dieses Klimas in ihrer wahren Gestalt dar. Unendliche Flächen breiteten sich vor dem Auge der Reisenden aus, mit Flechten überzogen, welche alle erhabenern Pflanzenformen zu ersticken schienen, oder diejenigen, denen es gelungen war, den Boden zu durchdringen, zu zwerghaften Verhältnissen herabnöthigten. Diese Flächen werden von den Finnen Tuntur oder Tundra genannt, eine Bezeichnung, die von den Russen usurpirt und auch in Sibirien eingeführt worden ist. Man bezeichnet damit baumlose Ebenen, welche nicht mit Rasen, sondern bald mit Flechten, bald mit Moosen oder andern Kryptogamen bedeckt sind. Man unterscheidet zwei Arten von Tundras, die trockenen und die nassen. Überall wo der Boden im Sommer vollständig austrocknet, nehmen die Flechten davon Besitz und bedecken ihn gänzlich; die Theile, welche ihre Feuchtigkeit behalten, werden von Moosarten überzogen. Die trockenen Tundras sind oft von sumpfigen Strichen durchschnitten, welche, den Adern in menschlichen Körper gleichend, alle durch den geschmolzenen Schnee hervorgebrachten Wässerigkeiten aufnehmen, und in denen der unvorsichtige, durch die grüne Bedeckung getäuschte Reisende oft bis zum Knie versinkt. Es scheint, als ob die Flechten und Moose ihrerseits die Fähigkeit haben, dem Boden die eigenthümliche Beschaffenheit mitzutheilen, ohne welche sie selbst nicht bestehen können. Wenn sich ein Terrain mit Flechten bedeckt, so nimmt der Boden einen Grad von Trockenheit an, den er vorher nicht gehabt; wenn mit Moosen, so erlangt der Boden bald eine schwammartige Natur, sodaß er alle nachbarliche Wässer an sich zieht und behält. Wahlenberg versichert, daß in den trockenen Tundras während des Sommers der Boden einen so bedeutenden Grad von Hitze erreicht, daß man nicht, ohne wahrhaft zu leiden, darauf gehen kann. Der Kampf zwischen der kryptogamischen Vegetation und den Gewächsen von vollkommenerer Organisation zeigt sich dem Beobachter besonders auffallend, wenn er seine Aufmerksamkeit auf die Grenzen der Flächen richtet. Die niedere Vegetation schreitet unaufhaltsam vor, nichts hält sie auf, und jedes Pflanzenleben, dem sie auf ihrem Zuge begegnet, bedroht sie mit Ausrottung. So bemerkte Baer in den zwerghaften Waldstrichen, welche an die Tundras stoßen, daß immer die erste Reihe der Bäumchen, welche unmittelbar die Flechtenregion berührte, gänzlich ausgedörrt war, und daß weiterhin, wo die kryptogamische Vegetation nur theilweise sich eingedrängt hatte, die Gebüsche einen bald mehr bald weniger leidenden und kranken Anblick boten, je nachdem sie mehr oder weniger von den Flechten umgeben waren. Man mußte sich auf eine beträchtliche Weite von diesen kriechenden Feinden entfernen, wenn man eine baumartige Vegetation mit grünem Laube und von gesundem Aussehen antreffen wollte.

Digitized by Google

Die Gebirgszüge, welche auf einigen Karten die Ostküste von Lappland schmücken, bestehen nur in den Köpfen Derer, die sie erfunden haben. Das ganze Land bietet den Anblick einer wüsten, trockenen und wenig variirten Fläche. Nur die Westküste, wo sich die äußersten Abzweigungen der skandinavischen Alpen abdachen, gewährt dem Auge eine Strecke weit die Ansicht kühnerer Formen. Weite Moore von mäßiger Erhebung geben Flüssen ihre Entstehung, welche in das Meer münden, und die Thalengen, die sie dorthin führen, sind in ein felsiges Lager eingetieft. An einigen dem Seeufer nahen Orten bilden die Schichten, welche man, um das Plateau zu erreichen, erklimmen muß, steile und hohe Abhänge, welche zuweilen die Höhe von 500 Fuß erreichen. Der Stein, welcher in Ostlappland vorherrscht, ist Syenit, der mit Quarz und grobkörnigem Granit geädert ist. Einige Inseln nahe an der Küste sind von reinem Quarz.

Das charakteristische Merkmal der polarischen Klimate offenbarte sich dem Reisenden an den Ufern des lappländischen Flusses Ponoi auf eine augenscheinliche Art; hier begriff er die wahrhafte Ursache jener Anomalien in der Temperatur, wovon er später in Nowaja-Semlja so viele Beispiele erlebte; nur wäre es ihm hier in den meisten Fällen schwerer gewesen, ihr Princip zu erkennen. An denjenigen Ufern, welche gegen Nordost liegen, häuft sich der Schnee im Überfluß in allen Vertiefungen, welche sich darbieten, und es gibt Sommer, wo er nie ganz verschwindet. Hier wechselt die Vegetation zwischen der alpinischen und subalpinischen, während das entgegengesetzte, dem Südwest gegenüberliegende Ufer reich mit mannichfaltiger (lappländischer) Flora und mit Sträuchen, auch Birken verziert ist. Hier erhebt sich das Thermometer bis zu 70° Fahrenheit, während es am Fuße der gegen Norden gewandten Hügel 40° nicht überschreitet. Dieser Contrast zwischen der Temperatur und den Producten der beiden sich gegenüberliegenden Ufer bestimmt sich auf eine constante und durchaus regelmäßige Weise, je nachdem die durch den Fluß beschriebenen Krümmungen in der Lage der Ufer mehr oder weniger Wechsel hervorbringen.

Animalisches Leben findet man nicht viel in den weiten Räumen des russischen Lapplands. Das Rennthier ist der natürliche Bürger der Tundras. Unter den wenig zahlreichen Insecten fand Baer zwei neue Arten. Die Vögel, welche diese öden Flächen durchstreifen, sind meist nur Strandvögel, die, um Beute zu machen, sich bisweilen in das Innere des Landes verirren. Dagegen ist der Ocean an thierischen Producten reich. Züge von unzähligen Meerschweinen begeben sich jährlich von Grönland an die östlichen und südlichen Küsten Finnlands; ihr Fang ist leicht, aber nicht gefahrlos, da man sich unter die schwimmenden Eisschollen wagen muß. Im Frühlinge wimmelt es von Salmen in allen Flüssen. Die russischen Colonisten, welche sich hier und da in ziemlich weiten Abständen voneinander an den Küsten Finnlands angesiedelt haben, rechnen für ihre Subsistenz mehr auf das Meer als das Land; der Fisch ist zugleich ihre Nahrung und ihr Reichthum; mit Fischen kaufen sie Getreide, Rum, Thee und andere Gegenstände der Nothdurft und des Luxus. Daran gewöhnt, ihr Leben täglich aufs Spiel zu setzen, hat der gegenwärtige Augenblick größern Werth für sie als die Zukunft, sie geben sich ihm sorglos hin; und wenn sie zufällig den Besuch eines Fremden erhalten, scheinen sie glücklich zu sein, wenn sie ihr Besitzthum an Fischen in der Erfüllung gastfreundlicher Pflichten so recht verwenden können. Gehen wir nun auf Nowaja-Semlja über.

Nowaja-Semlja bietet in seiner Gesammtansicht eine compacte, nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckte Masse von Stein, welche, wenigstens im Westen, von spitzigen Felsen umgürtet ist, die sich an einigen Stellen bis unter den Spiegel des Meeres erstrecken und diese Seegegenden mit verborgenen Klippen füllen. Man versichert, daß die Vorgebirge der mittägigen Küste leichter zugänglich sind; indeß erblickte Baer im Innern der Meerenge Kostin-Schar, so weit sein Auge reichen konnte, nur aus Felsenschichten bestehende Meeresufer, die von mittlerer Höhe waren und deren höchste Gipfel nicht über 2000 englische Fuß hinausreichten. Wenn man sich nordwärts nähert, so vermehrt sich sowol die Zahl als die Höhe der Gebirge, sodaß sie im Matetschkin das Land gänzlich bedecken, und daß dasjenige, welches die silberne Bai bildet und am Eingange auf dem nördlichen Ufer dieser großen Meerenge liegt, zu keiner geringern Höhe als bis zu der von 3200 Fuß ansteigt. Auf der südlichen Seite des Matetschkin-Schar beginnt eine andere Bergkette von 3480 Fuß Höhe. Das höchste Gebirge jedoch, welches Hr. Baer in Nowaja-Semlja sah, befindet sich südlich an der östlichen Öffnung der Enge; auch ist es von andern Höhenzügen umgeben, welche beträchtlich hoch sind. Hr. Baer schätzt es auf 4000 Fuß Höhe, und er fügt hinzu, daß die Wirkung, welche dieser Berg in der Fernsicht hervorbringt, ungemein groß und imposant ist durch den Contrast seiner bizarr geformten Spitzen von schwarzem Fels und der weiten blendenden Schneeteppiche, welche seine Flanken bedecken.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Adam Mickiewicz und Severin Goszizynski.

Das „Foreign quarterly review" spricht mit besonderer Wärme von dem jungen polnischen Dichter Severin Goszizynski und von dessen Gedicht in drei Gesängen: „Das Schloß von Kaniov". Der Dichter ist in der Ukraine geboren. Die Theilnahme an geheimen Verbindungen zog ihm eine Verfolgung zu, die ihn nöthigte, sich in den ärmlichsten Dörfern zu verbergen und an den Ufern des Dniepr umherzuirren. Während dieser gezwungenen Pilgerschaft schrieb er jenes Gedicht, das nach den Proben, die in englischer Übersetzung mitgetheilt werden, voll Originalität und tiefer Melancholie, aber auch voll jugendlicher Überspannung ist. Später focht er im letzten Kampfe Polens mit, wo er während kurzer Momente der Ruhe Gedichte schrieb. Nach der Revolution wanderte er nach Frankreich aus. Auch aus des berühmten Mickiewicz „Dziady" wird der größte Theil in englischer Übersetzung mitgetheilt. Der Berichterstatter erweist sogar mehren polnischen Sängern die seltene Ehre einer günstigen Parallele mit englischen Dichtern. „Frankreich, Deutschland, Schweden, Dänemark, selbst Rußland bewahren in ihren verschiedenen Sprachen die wilden und trauervollen Töne der polnischen Poesie; nur bis England sind sie noch nicht gedrungen, und doch besitzt Polen jetzt Namen, die sich mit den berühmtesten englischen messen können. Zaleski kann mit dem unübertrefflichen Lyriker Moore verglichen werden; er hat dieselbe Tiefe und Einfachheit, dieselbe milde Melancholie und zarte Anmuth; über Mickiewicz und Malizeski ragen die stolzesten unserer Landsleute, welche sich im düstern Glanze Byron's sonnen, nicht hinaus; und obgleich vielleicht seit Homer's Zeiten (?) nichts der Energie Scott's gleichkommt, so findet diese mystische, sagenliebende Minstrel-Poesie ihren besten, wenn auch ungleichen Repräsentanten in Goszizynski; ohne die sorgsame, Alles malende Einbildungskraft Southey's, vereinigt er in sich eine Vorliebe für übernatürliche Mächte, Zauberer und Phantome mit einer halbwilden Phantasie, die zuweilen an Coleridge, zuweilen an Monk Lewis erinnert."

Im J. 1838 kamen in Paris 285 Theaterstücke zur Aufführung, 13 weniger als 1837, was davon herrührt, daß das Vaudevilletheater fünf Monate lang geschlossen war. Die Zahl der Autoren belief sich auf 218. Théaulon lieferte zehn Novitäten, Anicet, Dennery und Laurentin acht; Jaime, Vandenburch und Lubize sieben u. s. f. Sechzehn Componisten brachten Stücke zur Aufführung. In pecuniairer Hinsicht hatte „Le sonneur de Saint-Paul", dargestellt auf dem Theater Gaité, den meisten Erfolg. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 38. — 7. Februar 1839.

Die Taschenbücher für 1839.

Sechster und letzter Artikel.*)

Die Suite der Taschenbücher, welche wir in diesem sechsten Artikel vor den Blicken der gegenwärtigen Zuschauer oder auch der zukünftigen Leser mustern wollen, kann als der Nachtrab oder, um es einmal herber auszudrücken, als die Nachzüglerhorde des neujährigen Taschenbücherheers überhaupt angesehen werden. Sie bildet die Arrièregarde eines Centrums, welches in seiner bunten, stets modischen Gestalt zwar viel getadelt, doch immer auch willkommen ist. Der Tadel und die Rüge sind auf diesem Felde wol gerecht und begründet; aber die Gunst des Publicums ist auch, wie männiglich bekannt, ein Ding, welches nach seinem Eigensinne und luftigen Willen handelt und sich um die Foderungen der Poesie, um die ewigen Grundsätze einer Philosophie der Dichtung gar wenig kümmert. So wird auch diesem gunstbezeigenden Publicum dieser Nachtrab nicht unwillkommen sein, und es soll auch von unserm (der Kritik) Standpunkte aus nicht behauptet werden, daß der Inhalt und die Gabe darum schlechter sei, weil es Nachzügler sind, die ihn mit sich bringen. Vielmehr erweist sich das Gegentheil gleich bei dem Reigenführer unserer Nachhut, dem

17. Schneeglöckchen.

„Schneeglöckchen", welches gleich einigen gepriesenern Taschenbüchern nur Prosainhalt bringt, bietet als solchen vier Novellen: „Ätna und Vesuv", historisches Nachtstück von Julius Krebs; „Christian Günther", Roman aus einem Dichterleben von Robert Bürkner; „Va Banque", historische Novelle von Ladislaus Tarnowski; „Das Glück im Marais", Roman in sechs Tableaux von R. B. Küner. Dazu kommt als artistischer Inhalt eine Reihenfolge von zwölf lithographischen Genrebildern, denen wir vor vielen andern derartigen Almanachbeiträgen einen entschiedenen Vorzug einräumen müssen. Besonders gelungen finden wir die Blätter: die kleinen Maler, die kleine Nationalgarde, und die Ankunft in Paris. Anlangend die novellistischen Artikel dieses Taschenbuchs, so dürfen wir sie mit bester Überzeugung durchgängig als gelungen ansprechen. In der ersten Novelle: „Ätna und Vesuv", ist eigentlich nur der ungleiche, oft mattherzige Styl zu rügen. Die Erfindung ist nicht unpoetisch; die Einrahmung und Staffirung gut (es spielt nämlich die Geschichte auf neapolitanischem und sicilischem Boden in der verhängnißvollen Zeit zu Ausgang des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts); und wenn auch nicht wirkliche Charakterschilderung, so ist doch der Anflug zur Charakteristik vorhanden. Der Gedanke, daß zwei Liebende sich an dem Flammenkrater des Ätna zu ewiger Treue verbinden und an dem rauchenden Schlunde des Vesuvs miteinander sterben, ist poetisch zu nennen und bildet wenigstens keines der trivialsten Novellensujets. Sehr rühmenswerth ist der Fleiß, mit welchem die Erzählung ins Einzelne ausgearbeitet ist. „Christian Günther", Scenen aus einem Dichterleben von Robert Bürkner, ist eine verdienstvolle Darstellung. Das wüste, wirre Gemüthsleben dieses tiefen Geistes, den seine Zeit und selbst die Nachzeit lange nicht verstanden, in dessen Dichterbrust der grauenvolle Kampf der echten Dichterweihe mit der unbezwinglichen Gemeinheit der Sinnlichkeit tobte und wüthete, so lange bis das schwache Gefäß zusammenbrach, dieser greuliche, aber in der Wirklichkeit innigst wurzelnde Kampf ist von dem Verfasser gut und an einigen Stellen sogar ergreifend dargestellt. Eine sehr poetische Gestalt ist Luise, die zweideutige, aber von wahrer, unabwendbarer Liebe erfüllte Hetäre des unglücklichen Poeten. Frau v. Breßler ist eine ins Perückenhafte, oder besser, Reifrockhafte carikirte Weiblichkeit, dergleichen in jener Zeit gewiß vorgekommen sind. Sehr ansprechend und unterhaltend ist die dritte Novelle von Tarnowski: „Va Banque". Obgleich das Sujet derselben nur die bekannte Anekdote von der Banksprengung König August's des Starken in Venedig ist, so ist doch von dem Verf. auf diesem bekannten Grunde ein recht anmuthiges Novellengebäude aufgeführt. König August, Graf Brühl, der bankhaltende Marchese, der Wirth der Osterie, die Heldin Giudetta mit ihrem Liebhaber sind plastische Novellenfiguren, die sich der Einbildungskraft des Lesers wohl zu markiren wissen. Die Darstellung ist lebendig, dem Gegenstande vollkommen angemessen. Auch der letzten Novelle, die wir füglicher ein Lebensbild nennen möchten: „Das Glück im Marais", von R. B. Küner, müssen wir Löbliches nachsagen. Der Marais ist, wie der Leser sich erinnert, ein Stadt-

*) Vgl. den fünften Artikel in 13—15 d. Bl. D. Red.

viertel von Paris. Hier quartirt sich ein junger Mann ein, der aus der Provinz zum ersten Male nach Paris kommt, um mit einem kleinen ererbten Vermögen hier sein Glück zu machen. Er macht aber in Wahrheit eher sein Unglück, verspielt sein Vermögen, macht ein armes braves Mädchen bankrott, das ihn wahrhaft liebte, und muß zuguterletzt, um dem Genusse, der sein Götze geworden, weiter fröhnen zu können, eine alte, häßliche Funfzigerin ehelichen, die auf Pfänder leiht. Dies ist das „Glück in Marais", allerdings keine Novität, aber im strengsten Sinne local gehalten und eben darum an Interesse gewinnend. Der Verf. scheint längere Zeit in Paris sich aufgehalten zu haben.

In Summa: „Schneeglöckchen" ist eins der bessern Taschenbücher von denen für 1839, und wird sich, wenn es in dieser Weise fortstrebt, auf dem Repertoire halten.

Etwas weniger vorzüglich, in artistischer sowol als ästhetischer Beziehung, ist:

18. Iduna.

Dies Taschenbuch eröffnen die „Selbsttäuschungen", eine Novelle von Dr. Dräxler-Manfred. Selbsttäuschungen natürlich in puncto puncti, in der Liebe. Man glaubt nicht zu lieben, und liebt; man schafft sich Ideale, die von aller Wirklichkeit entfernt sind, und muß endlich doch mit geknicktem Flügel zur Wirklichkeit zurückkehren. Denn die Männer, meine Damen, wohnen ein für allemal nicht droben über den Wolken. Pauline und Henriette sind ganz charmante Frauen, die sich wol lieben und auch wol heirathen lassen; auf jeden Fall sind sie weit reizender als ihre Kupferstiche, die zur Zierde — lieber zur Unzierde — des Taschenbuchs beigegeben sind. „Hans in der Schule", östreichische Volkssage von J. N. Vogl, sehr unbedeutend und doch zum Lesen. Hans, ein erzdummer Kerl, der Alles in die Quer ausrichtet, muß noch mit den kleinen ABC-Schützen in die Schule gehen, und auf einem dieser Schulwege findet er eine Katze mit Goldstücken, die sein und seines Ehestandes Glück macht. „Menschen und Zeiten", von J. J. Hannusch, eine Parallele des Sonst und Jetzt in halber Novellenform; wenigsagend. Der letzte Aufsatz: „Schiffswesen", von P. H. W. Schnaase, schildert das Leben und Treiben auf der See, das Freud und Leid der Schifffahrt ziemlich ungenügend. Das Alles weiß viel besser, wer nur einen Roman von Cooper oder Marryat gelesen. Für ein Kinderbuch mochte sich der Artikel eignen, für ein Taschenbuch schwerlich. Die dem Taschenbuche einverleibten Gedichte sind bis auf ein einziges: „Der Schweizerhirt", von N. Vogl, ziemlich unbedeutend.

Wir lassen auf diese etwas schwächliche „Iduna" folgen:

19. Cyanen.

Lernen wir fürs Erste die fünf in diesem Taschenbuche enthaltenen Novellen kennen. Die erste, aus der der Feder des Ritters v. Tschabuschnigg: „Die Pforte zur Glückseligkeit", ist nicht ohne poetische Färbung, in Bild und Beschreibung kräftig und energisch, bei dem Allen etwas überschraubt. Der Ausgang ist ganz tragisch und beruht, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, auf einem wahren Ereignisse vom Herbste 1837. Lucia, die Heldin der Geschichte, wird im Chamounythale am Lac de chéde durch eine Lawine verschlungen. Bei aller Geschraubtheit der novellistischen Verhältnisse ist übrigens Lucia ein trefflich angelegter Charakter, etwas sehr reflectirt, aber in der heutigen Societät wurzelnd; bei besserer Umgebung wäre er besser gediehen. „Die Brandstiftung", Erzählung von Hermann Waldow, haben wir der Anlage und Ausführung nach für bedeutend verfehlt anzusprechen. Die Intention mag löblich sein, aber sie ist viel zu moralisch, und dazu erstickt sie in den rührenden Betrachtungen, mit denen die Erzählung vollgepfropft ist. Das kurze Ereigniß, was die Fabel des Ganzen bildet, ist, daß ein junges, schönes und tugendsames Mädchen zu Nantes als Brandstifterin verhaftet wird, weil sie ihren in die Stricke der Liederlichkeit verfallenen Geliebten, der zwar selbst nicht der Thäter jener wiederholten Brandstiftungen, aber dem wirklichen Thäter durch ein anderes, früheres Verbrechen gleichsam verfallen ist, weil sie diesen ihren unwürdigen Geliebten nicht verrathen will. Der Ausgang führt zwar nicht zum Entsetzlichsten, ist aber dennoch viel zu larmoyant und unbefriedigend. Unfehlbar hätte sich aus dem an sich nicht uninteressanten Thema etwas Besseres gestalten lassen. „Der Helgoländer", von J. P. Lyser, ist etwas prentiös in Ton und Darstellung und besagt doch weiter nichts — als daß es junge Mädchen geben kann, welche solider und gemüthlicher denken als gewöhnlich und einen Mann von Charakter den Alltagslaffen und Modegecken zum ehelichen Verbande vorziehen. Es hätte, um diesen an sich recht braven Gedanken durchzusetzen, keines solchen Anlaufs bedurft. Und warum muß gerade der wackere Verlobte ein Helgoländer sein? Etwa weil die Manie, Helgoland heimzusuchen, unter unsere Dichter gefahren ist? „Der Giftbecher", von Julie Großmann, schildert auf harmlose, weiblich und gemüthlich sich ausspinnende Manier die Trennung und endliche Wiedervereinigung zweier Liebenden durch einen unschuldigen Trank Limonade, welcher von Weitem aussah wie ein Giftbecher. Die Novelle, obgleich die Grenzen einer anständigen Taschenbuchserzählung keineswegs überschreitend, könnte doch um die Hälfte kürzer sein. Aber wir wissen ja ein für allemal, daß in Damennovellen ein Erkleckliches geplaudert wird. Fesselnd und befriedigend haben wir die letzte Erzählung: „Clemence de la Faille", nach dem Französischen vom Freiherrn v. Fahnenberg, gefunden. Es soll dieser Geschichte, nach ausdrücklicher Angabe des Verf., ein wirklicher Rechtsfall zu Grunde liegen, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vor dem Parlamente zu Paris verhandelt wurde. Die Pointe der Novelle ist diese, daß ein junger todtgeglaubter, plötzlich aus fernem Welttheile zurückgekehrter Liebender, dessen Geliebte, durch Verhältnisse gezwungen, sich anderweitig zu vermählen, eben in den Tagen der Rückkehr ihres ersten Geliebten stirbt und begraben wird — daß dieser mit Hülfe des Todtengräbers den Leichnam seiner Geliebten aus

Digitized by Google

der Erde gräbt und mit der in seinen Armen wieder Lebendiggewordenen fünf Jahre lang in glücklichster heimlicher Ehe lebt. Allein ein Zufall verräth das Geheimniß; der wirkliche Gatte meldet sich und wird klagbar, und als nun das Parlament ihm das Wiederbesitzrecht seiner todtgeglaubten Gattin zuerkennt, übergibt sich ihm Clemence wirklich, aber wie er sie verloren, als eine Leiche. Sie hatte sich nach gefälltem Spruch mit ihrem zweiten Gemahle und ersten Geliebten vergiftet. Unter den Gedichten dieses Taschenbuchs finden sich mehre vorzüglichere, unter denen wir hervorheben wollen: die „Lieder vom See", von Carlopago; Bechstein's „Zu einem Phönixbilde", und Vogl's, des allezeit rüstigen Lyrikers „Spiegelbilder aus Ungarn" und „Elisa Mercoeur".

(Der Beschluß folgt.)

Entdeckungsreise des Herrn Baer nach Lappland und Nowaja-Semlja.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Die gewöhnlichste Steinart in den Gebirgen von Nowaja-Semlja ist Thonschiefer, in diesen Gegenden von solcher Schwärze, daß man versucht ist, ihn für Kohle zu halten. Das Klima wüthet unter diesen Massen, und die Zerstörung geht schnell vor sich; dafür zeugen die ungeheuern von den höchsten Gipfeln durch den Winterfrost losgelösten Felsblöcke, welche sich am Fuße der Berge aufgehäuft haben und es oft unmöglich machen, diese zu ersteigen. An den Gebirgshängen zeigen sich mehr oder weniger umfangreiche Brüche, immer mit Schnee angefüllt, die Geburtsstätten von reichlichen Bächen, welche in dem kurzen Laufe des Sommers das Land bewässern. Auf der westlichen Seite der Insel geht der Thonschiefer in Talkschiefer über. Ein solcher Schiefer, den das immerwährende Schneewasser in feinen Staub zerrieben, sodaß er wie Silber glänzend geworden ist, hat der Silbernen Bai ihren Namen gegeben. An einigen Stellen der Insel finden sich Lager von Kalk, der eine graue Farbe hat, jedoch keine organischen Überreste einschließt. Am Kostin-Schar wird diese Gebirgsart vorherrschend, doch finden sich hier und da geringe Lager von Thonschiefer eingesprengt. Über dieser Formation lagert Breccia, oder Puddingstein, aus einer Kalkpaste und Bruchstücken von Schiefer gebildet; hierauf ein anderes Lager von Thonschiefer, endlich zu oberst ein kalkartiger schwarzer Stein, angefüllt mit organischen Überresten, Orthoceratiten von derselben Gattung, welche Buch in der Nachbarschaft von Christiania fand, abgeplatteten Belemniten, Encriniten, Pentiniten u. s. w. Diese Überreste scheinen im Allgemeinen im Zustande sehr kleiner Bruchstücke und sind schwer zu erkennen.

Die Beobachtungen, welche Lehmann, der Begleiter Baer's, in diesem Lande angestellt hat, verglichen mit denjenigen Schrenck's, welcher zu derselben Zeit unter den Samojeden reiste und bis zum Uralgebirge vordrang, beweisen es, daß Nowaja-Semlja nur eine Fortsetzung des Uralgebirges ist. Schrenck, welcher den Ural bis zu der Straße von Waigatz bereiste, fand dort, wie überhaupt auf der ganzen Kette, denselben grauen primitiven Kalkstein, der die Basis der Gegend von Nowaja-Semlja in der Nachbarschaft des Kostin-Schar bildet. Baer schließt weiter, daß die Gebirgskette von Nowaja-Semlja, die Richtung ändernd, sich gegen Westen unter dem Ocean fortsetzt und auf Spitzbergen wieder zum Vorschein kommt; eine Hypothese, die keine hinlänglich solide Grundlage hat, um weiter verfolgt zu werden. Bewundernswerth aber ist die Ökonomie der Natur, welche sich in der Lage und Beschaffenheit von Nowaja-Semlja bekundet, indem diese beträchtliche Insel dazu bestimmt scheint, unserm Erdtheile den unschätzbarsten Dienst zu leisten und sich als Vormauer den an den Küsten Sibiriens sich fortdauernd ansetzenden Eismassen entgegenzustellen. Die Sandbänke, welche von ihr aus gegen Westen, vielleicht bis Spitzbergen, sich hinziehen, haben dieselbe Bestimmung und bilden eine Art Barrière, wo die beträchtlichsten schwimmenden Eismassen aufgehalten werden und sich feststellen. Angenommen, daß eine heftige Erderschütterung Nowaja-Semlja verschwinden machte, so würde in natürlicher Folge einer solchen Umwälzung das Eis des Nordens an den Küsten Norwegens sich anhäufen. Alsdann würden die Getreidefelder, die Gärten, welche man in diesem Landstriche noch bis zum 71° der Breite unterhält, bald in Tundras sich verwandeln müssen, in Moossteppen, wie die Flächen des russischen Finnlands sind; selbst die Küsten Großbritanniens würden von diesen Eismassen berührt werden, die, wenn man die Gestalt und geringe Tiefe der Nordsee bedenkt, sich massenhaft aufhäufen, die Temperatur unsers Himmelstrichs bedeutend abkühlen und vielleicht das grüne und blühende Gewand Großbritanniens in das Trauerkleid Neufundlands verwandeln würden.

Nowaja-Semlja hat keine Tundras wie Lappland; es findet sich dort kaum eine stetige Vegetation, selbst von der niedrigsten Gattung nicht; die Flechten gedeihen nur auf den Porphyrblöcken, und die Dryas octopetala, welche die am Fuße der Gebirge angehäuften Steine bedeckt, bildet allein eine Art Rasen. Gerade dieser Mangel an fast aller Vegetation ist charakteristisch für Nowaja-Semlja und frappirt den Reisenden. Unter den Flechten, welche einige Felsen überwachsen, ist die gewöhnlichste Gattung die Verrucaria geographica, welche Humboldt auf dem Chimborazo an der Grenze des ewigen Schnees fand. Überall, wo das durch die Zeit verwitterte Gestein mit etwas Erde bedeckt ist, zeigt sich die Vegetation mit etwas mehr Stärke und Mannichfaltigkeit. Das Wachsthum einer Pflanze erfolgt langsam, ebenso ihr Absterben; die alten Blätter welken wol und verändern ihre Farbe, aber sie fallen nicht ab, und man kann an den kleinen Gewächsen zu gleicher Zeit das Laubwerk mehrer aufeinanderfolgenden Jahre erkennen. Doch gibt es auch auf Nowaja-Semlja einige mehr geschützte Orte, welche sich in dieser Hinsicht vortheilhaft unterscheiden und dem durch die Unfruchtbarkeit des Landes unangenehm betroffenen Auge den Anblick einer mannichfaltigern Flora gewähren. Die Pflanzen an diesen begünstigten Orten erheben sich wenig über den Erdboden; selten erreichen sie die Höhe von ein oder zwei Zoll; zuweilen ruhen ihre Blüten fast ohne Stengel auf der Erde, und die Blätter daran sind nicht zahlreich. Man kann sich kaum die köstliche Wirkung denken, welche diese seltenen Gärten auf das Auge des Reisenden hervorbringen, wenn sie so plötzlich mitten in dieser öden Wildniß emportauchen. Die Verschiedenheit dieser Gewächse ist ein Zeugniß mehr für die Schwäche der Vegetation. Auf den schweizer Alpen, wo die Vegetation ihre ganze Stärke entwickelt, nimmt oft dieselbe Pflanze mit Verdrängung aller übrigen einen ziemlich großen Raum in Besitz; in den Polargegenden, wo der Same nicht zur Reife kommt, wo die Verbreitung eines Gewächses durch eine Menge von Hindernissen gehemmt ist, kommen oft 30 verschiedene an einem und demselben Orte zusammen, ohne daß eine von ihnen Kraft genug hat, die Herrschaft über die andern zu erlangen und zu verhindern, daß der Boden neben ihr von einer ihr ganz fremden Pflanzengattung in Beschlag genommen werde. Ihre lilliputischen Formen sind überhaupt nicht im Stande, den Boden gänzlich zu bedecken und seine Nacktheit zu verhüllen.

Hr. Baer stellt die angenommene Meinung in Frage, daß das Wachsthum der Pflanzen sich in den Polargegenden schneller vollende als in denjenigen, wo der Sommer von längerer Dauer ist. Bei seiner Ankunft im Matotschkin-Schar säte er, im Juli, gemeine Kresse und erkannte bald, daß ihr Wachsthum in dieser Jahreszeit hier langsamer vor sich gehe als zu Petersburg im Mai. Auch fand dieser Naturforscher unter den

Gewächsen, welche er beobachtete, mehre ohne Samen und selbst ohne Blumen; eine Wahrnehmung, welche ihn auf den Gedanken brachte, daß ein beträchtlicher Theil der Flora von Nowaja-Semlja fremden Ursprungs sei und durch die jährlich durch das Eis zugeführten Samenkörner hervorgebracht werde. Wenn diese Hypothese gegründet ist, so gibt sie einen neuen Beweis von der unermüdlichen und unsichtbaren Thätigkeit, womit die Natur Leben und Organisation nach allen Punkten unsers Planeten hin verbreitet. Die Flora von Nowaja-Semlja hat eine beiweitem größere Ähnlichkeit mit derjenigen des Urals als mit derjenigen von Finnland; sie umfaßt Alles, was man auf Spitzbergen von Gewächsen kennt, und eine gewisse Anzahl von Pflanzen, welche man bisher nur im Norden von Amerika beobachtet hat.

Die Pflanzen dringen hier mit ebenso großer Mühe in den Boden ein, als sie sich ihm entringen; diejenigen, welche in wärmern Klimaten perpendiculaire Wurzeln haben, haben hier horizontale Wurzeln, welche sich unmittelbar unter der Erdoberfläche erstrecken. Die Wurzeln dürfen sich von der erwärmtern Oberfläche sehr wenig entfernen, denn nur ein wenig tiefer würden sie dem ewigen Eise begegnen. Dieser Umstand ist bei den arborescirenden Gewächsen besonders auffallend. Der verbreitetste Baum in Nowaja-Semlja ist Salix polaris, wenn man ein Gewächs Baum nennen kann, welches sich nur einen halben Zoll über das Moos, worin es sich zu verstecken scheint, erhebt. Aus einem nur wie ein Federkiel dicken Stämmchen gehen zwei Blätter und ein Kätzchen hervor. Aber man würde sich irren, wenn man das Genannte für die ganze Pflanze ansehen wollte; der Baum, statt in die Höhe zu wachsen, breitet sich an der Erdoberfläche hin, quer durch das Moos seine kleinen Zweige und schwachen Blüten treibend. Eine andere Gattung, Salix reticulata, erhebt sich bis zur Höhe von vier und fünf Zoll, und Salix lanata, bis sechs und acht Zoll Höhe wachsend, ist der Riese dieser liliputischen Wälder; aber was man von beiden über dem Boden sieht, ist ohne Vergleich geringer als Das, was wie ein Stengel oder eine Wurzel nahe an der Oberfläche hinkriecht. Baer verfolgte einmal Stengel oder Stamm von der letztern Gattung bis auf 10 oder 12 Fuß Länge, ohne daß er ein Ende fand. Er bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß ein Schiffbrüchiger auf Nowaja-Semlja wenig Aussicht haben würde, sein Brennholz über der Erde zu finden, wenn er aber, besser belehrt, seine Nachforschungen unterhalb der Oberfläche des Bodens fortsetzen wollte, so würde er davon wahrscheinlich im Überfluß finden.

Hr. Baer brachte von Nowaja-Semlja gegen 90 Phanerogamen und ungefähr halb so viel Kryptogamen zurück. Dies ansehnliche Resultat während eines so kurzen Aufenthalts gibt einen Maßstab für den Eifer und die Thätigkeit dieses Naturforschers, da die Zahl der Gattungen von Phanerogamen, welche man auf Spitzbergen in Folge der verschiedenen Expeditionen gesammelt hat, nicht über 30 steigt. Was das Thierreich betrifft, so hat Baer 70 verschiedene Gattungen beobachtet, sodaß er ohne Anmaßung versichern kann, daß vom Gesichtspunkt der Naturgeschichte unter den Polargegenden Nowaja-Semlja jetzt am besten bekannt sei, das westliche Grönland vielleicht ausgenommen.

Auf Nowaja-Semlja verschwindet der Schnee von der Fläche gewöhnlich gegen Ende des Juli; indeß dauert er an Stellen, wo die Winde ihn in großen Massen zusammengehäuft, das ganze Jahr über. An den Ufern des Kostin-Schar, der wärmsten Partie auf der Insel, bildet der Schnee hohe Blöcke, gefurcht und gebrochen, daß sie fast Felsen von Alabaster gleichen. In derselben Art häuft er sich an den Seiten und den Hohltheilen der Gebirge, und diese Ansammlungen von Schnee üben auf die Atmosphäre einen so großen Einfluß, daß z. B. im Matotschkin-Schar jedesmal, wenn das Fahrzeug bei einem von diesen Schneekegeln vorübersegelte, das Thermometer um drei oder vier Grade sank. Diese Wirkung darf nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß diese Schneefelder sich zuweilen auf mehre Meilen vom Meeresufer an bis zum Gipfel der 2—3000 Fuß hohen Gebirge erstrecken. Baer traf auf zwei einander gegenüberliegende Berge, wovon der eine, 3400 Fuß hoch, wenig oder gar keinen Schnee hatte, der andere, nur 3100 Fuß hoch, fast ganz mit Schnee bedeckt war; der erstere jedoch war mehr als der letztere der Einwirkung der Luft und den Veränderungen der Temperatur ausgesetzt. Der Gegensatz, welchen diese Gerüste von nackten Felsen, die zerrissen und von fast schwarzer Farbe sind, mit den Bergen bilden, welche sich in glänzenden Schnee einhüllen, ist einer der wunderbarsten und erstaunlichsten Eindrücke, welche dies fabelhafte Land auf den Reisenden hervorbringt.

Die Meinung des Hrn. Baer, obgleich er sie nirgend auf eine positive Weise ausspricht, scheint zu sein, daß das Plateau von Nowaja-Semlja von der durch Theorie angenommenen Grenze des ewigen Frostes nicht entfernt ist, obgleich in Folge verschiedener Ursachen der größte Theil der Insel und selbst die Gipfel der meisten Berge während der Sommermonate vom Schnee befreit sind. Als Baer die Erde aufgrub, um die Temperatur unterhalb der Oberfläche zu beobachten, fand er beständig festes Eis in der Tiefe von 2½ Fuß. Dies Eis könnte man fast als eine Art von Urfelsen betrachten, als eine präexistirende Masse, worauf sich später erst die verschiedenen steinigen Bruchstücke hinlagerten. Auf dem Grunde einiger ziemlich tiefen Gießbäche lag dieses Säculareis zu Tage, sodaß über seine Höhe und Ausdehnung kein Zweifel obwalten kann.

Thiere gibt es in diesen Einöden äußerst wenige. Nirgend ein Geschrei von Thieren, noch ein Gesumme der Insekten, noch Gesang der Vögel! Man fühlt diese Abwesenheit alles animalischen Lebens bei jedem Schritte, und sie trägt vorzüglich dazu bei, den Eindruck, welchen die Nacktheit des Bodens auf das Auge des Reisenden hervorbringt, zu verstärken. Baer meint, er habe sich in jedem Augenblicke der poetischen Beschreibungen des Schöpfungsmorgens erinnert, als Gott den Thieren noch nicht Bewegung und Leben eingehaucht habe. Indeß zeigten sich von Zeit zu Zeit einige Lemminge, auf der entblößten Erde forthuschend, und man begreift es kaum, wie eine so große Menge von Ratten hier ihre Nahrung finden kann. Diese Thiere sind von verschiedener Gattung; die eine ist der Mus Groenlandicus, welchen Traill beschrieben hat, die andere ist neu. Sie nagen keine Wurzeln an, aus einem wohlthätigen, von der Natur vorsorglich ihnen eingepflanzten Instinct, ohne welchen sie bald dem Hunger erliegen würden; denn die Wurzeln zerstören hieße zugleich die kleine Anzahl von Pflanzen zerstören, welche ihre Nahrung sind. Im Überfluß scheint auf Nowaja-Semlja der Polarfuchs vorhanden zu sein, der sich vom Lemming nährt; außerdem bieten ihm die Ufer, wohin von den Wellen todte thierische Körper häufig genug geführt werden, hinlängliche Nahrungsmittel; auch beraubt er die wenigen Gattungen von Vögeln, die sich hier finden, ihrer Eier und Jungen.

Die Russen betreiben mit Lebhaftigkeit den Walfischfang im Eismeere; aber die Zufälle, von welchen die Unternehmungen dieser Art begleitet sind, und die Unsicherheit des Gewinnes, welchen sie darbieten, tragen die Schuld, wenn die Zahl der dafür bestimmten Schiffe nicht immer dieselbe bleibt, sich manchmal auf 80 erhebt und in andern Jahren auf 20 heruntersinkt. Baer beobachtete mit der größten Sorgfalt die Arten der Phoken, welche die Küsten des Weißen Meeres und diejenigen von Nowaja-Semlja besuchen; auch richtete sich seine Aufmerksamkeit auf einen Walfisch von der Gattung balaenoptera, die, wie er glaubt, dieselbe Gattung sei, auf welche die Normannen vordem an diesen Küsten Jagd machten. 84.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 39. — 8. Februar 1839.

Die Taschenbücher für 1839.

Sechster und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Schalten wir hier ein, als halb kurz-, halb langweiliges Zwischenspiel den uns Allen wohlbekannten

20. Anekdotenalmanach, gesammelt und herausgegeben von Karl Müchler.

Auch von diesem Jahrgange des vielgelesenen „Anekdotenalmanachs" des Geheimen Kriegsraths Herrn K. Müchler in Berlin läßt sich nichts Mehres und Minderes behaupten, als daß derselbe nebst einigem Kurzweiligen vieles Langweilige darbietet, wie wir eben angedeutet haben. Was die Zueignung anlangt, welche der Herausgeber seiner diesmaligen Sammlung vorauszudrucken für gut befunden, so finden wir sie echt berlinisch-belletristisch-kriegsräthlich. Harmloser Scherz sei gut, meint der Hr. Verf., selbst in einer so bewegten Zeit wie die gegenwärtige, wo

> Der Erde Grund erbebt, die Flamme lodert,
> Verderben bringend, und des Wassers Flut
> Zu Tausenden schuldlose Opfer fodert,
> Die Sense schwinget überall der Tod,
> Denn schonungslos mit Seuchen er bedroht,
> Mehr aber noch der Zwietracht Wuth zerstöret u. s. w.

Wir sind mit dieser Ansicht völlig einverstanden, meinen aber doch, sie könne auf weniger triviale Weise und in etwas bessern Jamben ausgesprochen werden. „Lasset uns das Beste hoffen!" meint Hr. K. Müchler mit der ganzen Ataraxie seines Patriotismus. Ei, ja wol soll es dabei sein Bewenden haben; nur schließt diese geduldige Hoffnung die Ungeduld des Publicums nicht aus, wenn es zum Profit Neujahr ein Dreimalhundert sauer, fader Anekdoten über sich hereinbrechen sieht. Als die wichtigste der hier gesammelten Anekdoten, wiewol es nicht die zarteste ist, wollte uns Nr. 160 bedünken: „Die Tänzerin Guimard bei der Oper in Paris war sehr mager. Als sie mit ein paar Tänzern ein pas de trois tanzte, rief die Schauspielerin Arnauld ganz laut: Sieh da, dort machen sich ein paar Hunde einen Knochen streitig."

21. Sonnenblumen aus Süd und West. Novellenalmanach für 1839. Von Friedrich Adami.

„Sonnenblumen" dünkt uns eine etwas anmaßende Bezeichnung für kleine Almanachsnovellen, deren Eigenthümliches wir zwar nicht verkennen wollen, die sich aber dennoch durch keinen wirklichen tiefern Reiz des Poetischen empfehlen. Denn die Sonnenblume duftet zwar nicht, aber sie blüht und leuchtet doch weit in das Land hinein und mahnt an das Sonnenbild. Dessenungeachtet sprechen wir dem Herrn Adami das Talent für die Novelle, insonderheit für die pikante Novelle, keineswegs ab. „Die Agraffe", „Die Modedame", „Die Ohrringe" bewegen sich durchaus in diesem Genre, welchem der Verf. einen besondern Reiz abzugewinnen scheint. Und allerdings kann in diesem Genre noch Manches, noch Vieles geleistet werden, vorausgesetzt, daß in der Darstellung unserer schäbigen, unterwühlten, sündhaften Beau-monde-Verhältnisse der wahre durchgreifende Ernst der Ironie herrscht und waltet. Dieser fehlt aber häufig bei unserm Autor, womit jedoch nicht in Abrede gestellt sei, daß er sich ihn mit der Zeit und insonderheit bei Fleiß und Sorgfalt werde erringen können. Die Novellette: „Spanierin und Franzose", spielt auf einem andern, dem historischen Boden, welcher dem Verf. weniger angemessen scheint. Auch ist in der That jene napoleonisch-spanische Franzosenhaßperiode eine in der deutschen Novelle bereits unendlich abgenutzte Zeitepoche. Einfach erzählt, spannend und für den anspruchslosen Helden selbst einnehmend ist die Erzählung: „Eine Criminalgeschichte", welche in Irland spielt. Dem „Bürgerpräsidenten", dessen historischen Hintergrund jene Aufregungen und Aufstände der genter Bürgerschaft unter Karl dem Kühnen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bilden, fehlt es, als historischer Novelle, an Haltung, an Charakteristik und an ergreifenden Momenten. Das „Nachwort", in welchem der Verf. die Entstehungsgeschichte dieser aus West und Süd, d. h. aus England und Frankreich, in das deutsche Idiom verpflanzten „Sonnenblumen" erzählt und neben einigen Anzüglichkeiten gegen die „Schuster-Recensenten" auch das Versprechen zweier neuen Romane: „Ein Spion im Frieden" und „Eine Kirchengeschichte", entschlüpfen läßt, dieses unnütze Nachwort hätte füglich wegfallen können.

22. Taschenbuch der Novelletten und Humoresken für das Jahr 1839. Von Julius Sincerus. Erster Jahrgang.

Der moderne Humor ist an und für sich eine recht schöne, preiswürdige Sache, und es ist gewiß Schade, daß

man ihn so selten, so überaus selten bei unsern Novellisten findet. Aber, wohl verstanden, der Humor (selbst der Humor, wie er sich, himmelweit verschieden von Shakspeare, Sterne und Hippel, in unsern Modernsten ausnimmt) ist keine bloße Spaßmacherei, kein bloßes ungewaschenes Narrentheiding, die echt hausknechtlicher Manier mit der Thür ins Haus fallen. Solch ein kleiner, dicker, untersetzter Hausknecht von Humor ist aber der Humor des Herrn Julius Sincerus, welchen wir, dem Style nach, den er schreibt, für einen Amtscopisten, Calculator von der Rechnungskammer, oder allenfalls für einen Bombardier von der preußischen Fußartillerie halten möchten, welcher interimistisch beim Wirthschaftsamte angestellt ist. Ein humoristischer Bombardier, welcher im Stande ist, einen „Roman in vier Briefen", eine „Selbstrecension" und „Variationen auf das Wörtlein Scheiden" zu schreiben, welcher fernerweit im Stande ist, eine „Sylvesternacht auf dem Elisabeththurme in Breslau", eine „Nacht im Meere" und eine „Auction" zu schildern, ein solcher Jüngling bleibt immer unter seines Gleichen ein vielgepriesener Mann, den die Compagnie in rechten Ehren hält, der bei dem Kanzleiinspector einen Stein im Brete hat, und der sich über seine eigene Autorschaft — weil ihn ja die Kameraden so gar veneriren und fetiren — so harmlos freut wie Till Eulenspiegel, wenn er einen derben niedersächsischen Witz gemacht hat. Was soll nun mit einem so harmlosen humoristischen Autor die Kritik anfangen? Je nun, sie läßt ihn laufen und weiter existiren und seine ost- und westpreußischen Cirkel durch seinen Humor erfreuen. Wohl Dem, der in dieser melancholischen Zeit hanfene Nerven und einen hanfenen Humor hat! Wohl Dem, dessen Mutterwitz in heutigen Tagen für die Caserne und für die Wachtstube ausreicht! Wohl Dem, der das Geschenk, das er dem Publicum gutmüthig aufdringt, selbst für ein auserlesenes hält. Wohl Dem, der in so nüchterner Zeit noch eine „Apologie des Rausches" zu schreiben vermag, in welcher ein wohlweiser Unterschied gemacht wird zwischen Trunkenheit und Betrunkenheit! Wohl Dem endlich, der als deutscher, als ostpreußischer Schriftsteller noch harmlos stichseln kann! Und solch eine harmlose Stichelei, in dreißig hausbackene Kleinbilder aus der hausbackenen Lebensregion verzettelt, ist der Novellenalmanach des Herrn Julius Sincerus, an dessen Aufrichtigkeit wir so wenig zweifeln wie an seinem Berufe für Schilderung von courageusen Barbiergesellen und sentimentalen „Mondnachtscenen".

Weit zarter und anmuthiger als die eben besprochenen, in ihrer Art dennoch nicht zu verwerfenden Humoresken des altpreußischen Sincerus kündigt sich, insonderheit den verehrten Leserinnen, an die

23. Herbstgabe; ein Taschenbuch auf das Jahr 1839. Von Karoline Leonhardt-Lyser.

Und in der That sind die vier Erzählungen, sämmtlich von der Feder der Herausgeberin herrührend, welche den Inhalt dieses unter bescheidenem Titel erscheinenden Taschenbuchs ausmachen, den Kreisen, für welche sie bestimmt sind, recht wohl zu empfehlen: „Luise Karschin, ein Charakterbild aus dem Frauenleben des 18. Jahrhunderts", heißt die erste dieser novellistischen Darstellungen, mit dem nachstehenden, nicht blos für Luise Karschin anwendbaren, im Allgemeinen aber für die heutige Gegenwart etwas dubiösen Motto von Ludwig Robert:

Ob ein Weib soll Bücher schreiben,
Oder soll sie's lassen bleiben?
Schreiben soll sie, wenn sie's kann,
Oder wenn es wünscht ihr Mann.
Schreiben soll sie früh und spät,
Wenn es für die Armuth geht;
Aber schreiben soll sie nicht,
Wenn's an Fähigkeit gebricht;
(In der That, ein sehr kitzlicher Punkt!)
Oder mit zerriss'nem Kleid,
Oder nur aus Eitelkeit,
Wenn durch ihre Phantasie
Leidet die Ökonomie.
Endlich sag' ich noch zum Schluß:
Lebt in ihr der Genius,
Wird sie schreiben, weil sie muß.

Recht schön, und wir wollen auch aus diesem Ludwig Robert'schen Sprüchlein keine weitern Schlüsse, am wenigsten für die Herausgeberin der „Herbstgabe" ziehen. Das Charakterbild „Luise Karschin" anlangend, so zerfällt es in drei Abtheilungen. Die erste schildert die Karschin als Mädchen, wie sie im Hause ihres Stiefvaters streng gehalten wird und man ihr das Versemachen, das so unendlichen Reiz für sie hat, verwehren will. In der zweiten Abtheilung erscheint die arme Dichterin als geprüfte Ehefrau, als Märtyrerin des Ehestandes. Die dritte Abtheilung endlich enthält die Erfüllung, die Anerkennung und die Dichterfreude unter Gleim's, Kottwitz's und des großen Friedrich's Protection. Die Situationen dieser Novelle sind einfach und ansprechend und tragen das Gepräge der Wahrheit. „Eine Liebe" heißt die zweite Novelle dieses Taschenbuchs, in welcher ein Thema anklingt, das freilich unerschöpflich ist, das Thema von verirrter Liebe, die, den wahren Gegenstand miskennend, ihn erst erkennt, wenn es zu spät, wenn das Herz durch seinen Irrthum und dessen unausbleibliche Folgen bereits gebrochen ist. Es ist nicht zu leugnen, daß diese in mehrfacher Beziehung echt weibliche Aufgabe von der Verfasserin mit Gefühl, Zartheit und einer nicht gewöhnlichen Kenntniß des Frauenherzens ergriffen und ausgeführt ist. Es folgen die „Sechs Goldstücke", eine ganz kurze Erzählung nach einer wahren Begebenheit, wie ausdrücklich vorbemerkt wird. Sowie das alte Buch vom unglücklichen „Anton Reiser" nach Heine's treffendem Urtheile nichts Anderes ist als die Geschichte einiger hundert Thaler, welche der Verf. nicht hatte, und durch deren Mangel sein Dasein zu einer Kette des Elends wurde, so im Gegensatze zu dieser unglücklichen Geschichte des armen Reiser, der halb zerlumpt in Ställen herbergen mußte, begegnen uns hier sechs Goldstücke, die, von einem edeln Wohlthäter, Franklin, ausgehend, und von Wohlthäter zu Wohlthäter forterbend, das Lebensglück vieler Menschen begründen. Unter diesen Glücklichen und Beglückenden erscheint auch Bopeldieu.

Die vierte Erzählung führt den Titel: „Irrungen", und gehört in das Rubrum der Criminalgeschichten. Da es sich hier hauptsächlich um die Irrungen handelt (Damen sind ja ein für allemal geneigt, alle Dinge mit dem Irren zu entschuldigen) und der Criminalfall eigentlich nur die Nebensache ist, so fehlt es natürlicherweise nicht an juristischen Unwahrscheinlichkeiten und an einer in ihrer Art fast unerhörten Fügung. Mit der Fügung halten es nun einmal unsere Frauenzimmer. Der Schlußtrost ist noch, daß sich eben Alles in sich selbst, in den Andern und in der Fügung geirrt hat. Am Schlusse der Erzählung, da noch Alles sich leidlich gut gefügt hat, sagt Graf Guido zu seiner Gemahlin Isidore: „Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß alle diese Irrungen aus uns selbst kommen; wer an sich, seiner Liebe und seinem Lebenszwecke nicht irre wird, dem kommt auch keine Irrung von außen." Richtig, sehr richtig, verehrte Frau Verfasserin; aber eben hier liegt bei allen Menschen, Jung und Alt, Mann und Weib, der Hase im Pfeffer.

Über die nun folgenden beiden Taschenbücher:

24. Wintergrün. Herausgegeben von Georg Lotz.

und

25. Des Bettlers Gabe, Taschenbuch für 1839. Von Wilhelm Müller.

können wir unser Urtheil sehr kurz fassen. Es sind dies, genau betrachtet, keine Taschenbücher, denn zu einem Taschenbuche gehört, sowie zu einem Journale, wesentlich, daß es ein gemeinschaftliches Unternehmen von mehren Mitarbeitern sei; hier aber schreibt ein Einziger das ganze Buch. Das „Wintergrün" enthält überdies nur eine Novelle: „Victoire, oder die Flucht aus Genf", von L. Wolf, zur Hälfte historische, zur Hälfte Salonnovelle, mit vielen, viel zu vielen englischen Lordschaften und daraus entspringendem Hochtorysmus verwebt. Die Novelle ist nicht schlecht, der Styl aber ganz undeutsch, hier französirend, dort englisirend, überall viel zu weitschichtig. Der Gegenstand selbst kann wenig erfreuen. „Des Bettlers Gabe" enthält drei geschichtliche Erzählungen; sie spielen in Rußland, oder unter den in ewiger Fehde mit der russischen Herrschaft begriffenen asiatischen Bergvölkern. Wie solche Novellen, denen die Sonne Daghestans und des Kaukasus leuchtet, ungefähr sich ausnehmen, weiß der Leser. Goethe sagt einmal: Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen! Ebenso wahr ist es, daß auch der deutsche Novellist nicht ungestraft sich in den asiatischen Steppen und Felseneinöden ergeht, wo Menschen und Thiere ganz andere sind, und die Dichtung fast aller Innerlichkeit entbehrt.

Zum Beschluß noch ein Wort über ein Taschenbuch von religiöser Tendenz:

26. Cölestina, eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen.

Dies seiner Absicht nach löbliche (katholische) Taschenbuch, von welchem der Herausgeber in dem Vorworte sagt, daß es aus Mangel an Theilnahme und Unterstützung wahrscheinlich werde eingehen müssen, enthält neben sehr vielen religiösen Gedichten (Kreuzesblumen, Legenden, Sangestönen, Liedertönen, Meßgesängen u. dgl.) auch einige nicht ganz unerhebliche Prosaaufsätze, unter denen wir besonders hervorheben: „Die Charwoche in Rom", von Bernhard Wagner; „Schwester Augustina", Memoiren einer Karmeliternonne, aus dem Französischen, und „Fragmente aus der Geschichte der dramatischen Kunst bei den Spaniern", von Pfeilschifter. Schade, daß der letztere Aufsatz nicht ausführlicher und erschöpfender ist. Auf die Gedichte zurückzukommen, so finden sich unter diesen auch einige in französischer Sprache, darunter das vorzüglichste: „L'ange gardien", von Lamartine. 4.

Aus Italien.

Aufs neue bringt ein italienischer Gelehrter die schon durch so viele Schriften besprochene Frage über den Geburtsort des Cristoforo Colombo auf das Tapet, um den bekanntlich mehr Orte als einst um die Wiege Homer's sich streiten. Durch den Abate Spotorno schien Terrarossa di Bartolomeo, zwischen Pieve di Quinto und Pieve di Nervi, wo es noch heute einen Thurm der Colombi gibt, viele Meinungen gewonnen zu haben, obgleich mehre Documente für Genua sprachen, und zwar Actenstücke, die von Colombo selbst ausgingen und erst durch den neuesten Erörterer in Zweifel gezogen werden. Ein sonst weniger bekannter Gelehrter, Hr. Fel. Isnardi, hat nämlich in einer „Dissertazione ond' è chiarito il luogo preciso della Liguria marittima occidentale ove nacque Cristoforo Colombo" (Pinerolo 1838) mit wohl zu berücksichtigenden Gründen Cogoleto, ein Örtchen etwa 15 Miglien westlich von Genua, an die Stelle der bisher aufgezählten Orte zu setzen gesucht, und es wird schwer halten bei der Unsicherheit aller Angaben, den seinen die Wahrscheinlichkeit abzustreiten, die bei den übrigen auch nicht viel besser begründet ist. Isnardi ist ein eifriger Kämpe. Tros Rutulusve muß vor ihm sich beugen, und sein Eifer würde rühmlicher scheinen, wenn er nicht zu häufig in Ereiferung gegen die Andersmeinenden übergegangen wäre. Überhaupt würde die Untersuchung höchst überflüssig erscheinen (besonders wenn sich ergäbe, daß Colombo nicht seine Jugendzeit an seinem Geburtsorte hingebracht hätte), läge nicht das Interesse einer solchen Erörterung bei den Italienern ganz außerhalb der Sphäre der Literatur. Auch hier weiß man recht gut, daß die Stelle, wo der Mensch geboren wird, ohne allen Einfluß auf die Entwickelung des Menschlichen ist, und daß die Örtlichkeit erst mit dem Augenblicke von Einfluß werden kann, wo das Selbstbewußtsein bestimmter hervortritt, wo die Jugendlust an Haus und Garten Anhaltepunkte gefunden hat. Selbst in früher entwickelnden Klimaten bleibt das Kind jahrelang unempfänglich für die Eindrücke der örtlichen Umgebung; der Geburtsort selbst — diesen im engsten Sinne genommen — ist daher ohne allen Einfluß auf die nachmalige Größe eines Helden. Das bestreitet auch hier Niemand; aber doch streitet man heftig um den Besitz einer Wiege, oder des Raumes, wo sie gestanden hat, weil nach hiesigem Brauch bald eine Marmorinschrift den wichtigen Fleck der Nachwelt verkündet und man dann gewohnt ist, gewissenhafte Reisende eintreffen zu sehen, die eine solche Wichtigkeit in ihrem Tagebuche nicht glauben auslassen zu dürfen.

Seit 50 Jahren ist das reizende Ufer eines der prangendsten Seen Europas, das Ufer des Comersees, Überschwemmungen ausgesetzt, die in den letzten Jahren immer bedrohlicher wurden. Alle Zuströmungen, die der Larius erhält, finden durch den Lago di Lecco und endlich durch die Adda ihren Abfluß, der für die ausströmenden Massen nur nicht weit genug ist. Diesem Umstande abzuhelfen würde durch Erweiterung dieser Mündung

und des Strombettes zwischen Lecco und dem sogenannten Molin del Tovo unterhalb Brivio möglich sein; bis jetzt wurde dies jedoch niemals erreicht, weil man nur palliative Entfernung der augenfälligsten Hemmnisse vornahm, ohne die Beobachtungen des Stromes, seinem Bette entlang, weit genug auszudehnen. Ein technisch gelehrter Aufsatz im Augusthefte der „Biblioteca italiana" vom J. 1838 vom Ingenieur Bruschetti („Sul modo più conveniente e facile per liberare Como e Lecco dalle inundazioni e per asciugare le paludi di Gera, di Colico e di Brivio, prodotte dalle eccrescenze del lago di Como e dal suo principale influenza ed unico emissario, fiume Adda") macht es mit Hülfe einer Zeichnung der Profile augenscheinlich, daß nur durch Wasserbauten zwischen Lavello und Brivio der Zweck einer gleichmäßigen und niedrigern Pellhöhe bei Como erreicht werden kann, von der die ununterbrochenen Abflüsse und ein normalerer Stand der Adda bedingt wird. Schon seit 1829 wurde in diesem Sinne manches gethan; doch erst seit 1837 hat der Erzherzog Rainer in der großartigsten Weise auf der bezeichneten Strecke die Bauten angreifen lassen, die den Bewohnern von Olginate, Lavello u. s. w. und den sämmtlichen Anwohnern der Adda sorglosere Tage versprechen, ohne ihnen Besorgniß für den Fischfang und ihre Industrie zu erregen.

Einen schönen Beweis von wissenschaftlicher Wahrheitsliebe gab kürzlich bei einer Anzeige von des Fürsten von Musignano (Karl Lucian Bonaparte) „Iconografia della Fauna italica" der gelehrte turiner Zoolog Mojon, indem er eine im 37. Bande der „Memorie della Reale accademia di scienze di Torino" aufgenommene Untersuchung über den canalis interdigitalis der Wiederkäuer durch die Benutzung ihm früher unbekannter, meist deutscher Werke, als eine längst gemachte Entdeckung, widerruft und seinen Irrthum mit einer Offenheit eingesteht, die in unsern Tagen leider immer seltener wird. Mojon beabsichtigt in einer eigenen Untersuchung alle Beobachtungen über dieses Ausscheidungsorgan, die er mit Sorgfalt vervollständigt hat, zusammenzustellen und Folgerungen für die systematische Anordnung dieser Thiere daraus abzuleiten, die jenes Versehen für die Wissenschaft sonach wieder belehrend zu machen versprechen.

Hundertundzwei Bändchen bilden jetzt die ganze Sammlung der Dichter, welche die Gesellschaft der „Classici italiani" durch die Aufnahme in ihre Reihe für den preiswürdigsten Besitz ihrer Literatur erklärt hat. Die Reihe umfaßt Werke aus fünf Jahrhunderten, und aus der jetzigen Zeit sind nur Schriften von Borghi, Manzoni, Niccolini, Torti und della Valle aufgenommen. In Pappe gebunden, mit den Bildnissen der Dichter, kostet die ganze Sammlung auf Velinpapier 273 italienische Lire. 6.

Zu der Anzeige in Nr. 343 d. Bl. f. 1838 der „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Erster und zweiter Band."

Es ist nicht allein rathsam, sondern fast nothwendig, gegen die in der jetzigen deutschen Literatur immer mehr überhand nehmenden Absichtlichkeiten und Angebereien Stimme zu erheben, sie zu rügen, wo und wie sie gefunden werden.

Der Verfasser obengenannter Anzeige hat mit Ernst und mit Billigkeit gesprochen gegen den Vorredner, dessen sonstige Discretion bei Herausgabe der so sehr interessanten Denkschriften er anerkennt und rühmt; er hält das Vorwort für eine Übereilung. Eher aber wird man versucht, zu meinen, daß der Vorredner zu der beabsichtigten Entehrung eines verdienstvollen Gelehrten durch irgend einen Jemand verleitet worden sei, der wegen verletzter Eitelkeit Rache nehmen wollte, oder auch aus Fanatismus sich gegen die religiöse Richtung jenes Gelehrten angetrieben fühlte.

Der Versuch zu solcher schimpflichen Ausstellung ist aber auch an sich höchst unüberlegt.

In der rügenden Anzeige wird angeführt, daß Schiller und Beethoven sich nicht gescheut hätten, ihre Verleger um Geldvorschüsse zu bitten; so kann auch ich aus meinen vieljährigen Geschäftserfahrungen anführen, daß wol an hundert Autoren (runde Zahl) von mir auf ihre Schriften Vorschuß verlangten und erhielten.

Verpflichtet halte ich mich aber zu bekennen:

daß ich auch nicht bei Einem durch Geldvorschuß Verlust erlitten habe —

selbst nicht bei verzweifelten oder Todesfällen.

F. A. W. von Zimmermann hatte auf die Fortsetzung seines Werkes über Australien von mir bedeutenden Vorschuß erhalten, Johannes Müller ein ansehnliches Capital auf seine projectirte Weltgeschichte in 24 Bänden; Beide starben, mir aber kam aus ihrem Nachlaß vollständige Rückzahlung zu. War es denn unangemessen, unanständig, oder gar schimpflich, daß diese Männer Vorschuß nahmen, da sie sich jedenfalls solvent wußten?

Es wird wahrlich erfoderlich, bei den jetzt zu Tag kommenden niedrigen Klatschereien und der Menge umtreibender literarischer Abenteurer, welche die Verachtung des großen Publicums auf sich ziehen, dem deutschen eigentlichen wissenschaftlichen Gelehrtenstand in seinen bürgerlichen Verhältnissen Ehre zu geben.

Mehr deshalb, als um der gedachten Ausstellung willen, sind diese Zeilen niedergeschrieben.

Gotha, im Januar 1839.

Friedrich Perthes.

Bibliographie.

Bleffig, C., Gedichte. Gr. 8. Nürnberg, Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Busch, G. F., Maria von Blettenburg und Friedrich von Schreckenstein ꝛc. Eine furchtbare Räuber- Ritter- und Geistergeschichte. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Jung-Wein, G., Die zwölf Monate des Jahres. Naturschilderungen. 8. Leipzig, Melzer. 12 Gr.

Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. Gr. 8. Leipzig, Einhorn. 18 Gr.

Raczyński, E., Le Médailler de Pologne ou collection de médailles ayant rapport à l'histoire de ce pays depuis les plus anciennes jusqu' à celles, qui ont été frappées sous le règne du roi Jean III. (1513—1696.) Traduit du polonais par M. M****. 2 vols. In-4. Breslau. Berlin, Asher. 12 Thlr.

Ribbeck, W., Gedichte. Gr. 12. Leipzig, Kirchner u. Schwetschke. 1 Thlr. 8 Gr.

Romanus. Der Rabenvater, oder: Abenteuer eines Westphälingers ꝛc. Eine Räubergeschichte aus den spanischen Kriegsjahren von 1808—13. 3 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 3 Thlr.

Thal, K. v., Gotsche und der Greif des Riesengebirges ꝛc. Romantische Geschichte der Vorzeit. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

— — Der alte Rauschebart und der gleißende Wolf von Wunnenstein. Historisch-romantische Rittergeschichte. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 3 Gr.

Vogt, E., Gedichte. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 6 Gr.

Zschiesche, K., Die deutsche Theologie. Ein polemisches Votum gegen Prof. H. Leo in Halle. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 40. — 9. Februar 1839.

Zur ſpaniſchen Literatur.

El Artista.

Zweiter Artikel.*)

Ein glücklicher Zufall — nur einem ſolchen verdankt man jetzt den Empfang von Büchern aus Spanien, nur ein halbes Wunder vermag ſie vor den vernichtenden Händen der an Zerſtörungswuth und Unwiſſenheit ſich überbietenden Heerhaufen der beiden ſich bekriegenden Parteien dieſes unglücklichen Landes zu ſchützen, die, auch hierin dem jungen Deutſchland ähnlich, Bücher nur nach dem Knalleffecte zu ſchätzen wiſſen —, ein glücklicher Zufall alſo hat uns wider Vermuthen den Reſt dieſer Zeitſchrift, d. i. die noch übrigen Lieferungen des Jahrgangs 1835 (Th. 1 u. 2) und das erſte Quartal des Jahrgangs 1836 (Th. 3), womit der „Artista" ſeine kurze Laufbahn ſchließen mußte, zugeführet; wir halten uns daher um ſo mehr für verpflichtet, auch daraus das Wichtigſte und Intereſſanteſte den Freunden der ſpaniſchen Literatur und Kunſt unter uns in einer überſichtlichen Zuſammenſtellung mitzutheilen, als unſer Exemplar leicht das einzige vollſtändige in Deutſchland ſein dürfte.

Haben wir den „Artista", als wir zuerſt ſeine Bekanntſchaft machten, wie jeden jungen Mann, der auf der Lebensbühne debutirt, vorzüglich darnach befragt und beurtheilt, was er wolle, nach der Tendenz, dem Geiſte und Zwecke ſeines Strebens, ſo müſſen wir ihn nun, als einen bereits dem Todtengerichte Verfallenen, obgleich früh und gewaltſam Vollendeten, mehr nach Dem zu beurtheilen und würdigen ſuchen, was er gebracht, wie er auf ſeine Zeit gewirkt, was er ſelbſt geleiſtet hat, kurz, nach dem Reſultate ſeiner Beſtrebungen und den ihm darnach zukommenden Anſprüchen auf dauernden Werth. Dabei dürfen wir freilich, wollen wir anders billig ſein, nicht außer Acht laſſen, daß ſein Leben überaus kurz und ſtürmiſch war, daß er unter den ungünſtigſten Verhältniſſen das Licht der Welt erblickte, ſein Daſein im immerwährenden Kampfe mit Feinden und Hinderniſſen aller Art friſten mußte, und daß auch er dem Looſe alles Schönen auf der Erde unterlegen iſt.

Können wir aber billiger ſein, als wenn wir ihn ſelbſt ſein Urtheil ausſprechen laſſen? So heißt es in dem Vorworte zum zweiten Jahrgange (Th. 3):

Ein Jahr iſt nun verfloſſen, aber ein Jahr, das, nach dem Reichthume an Ereigniſſen bemeſſen, einem Halbdutzend der Perückenzeit (media docena de años pelucones) gleichkommt, ſeit in dieſer gekrönten Stadt Madrid am 5. Januar Der funkelnagelneu (nuevecito y flamante) zur Welt kam, der heute zwei Winter zählt, — der „Artista castellano". . . . . Die literariſche Revolution, die ſich zu bilden begann, als dieſe Zeitſchrift zuerſt erſchien, und die wir mit dem Enthuſiasmus der Überzeugung zu fördern ſtrebten, iſt ſeitdem durch den glänzendſten Triumph gekrönt worden. Den Stückchen (piececitas) des Hrn. Scribe, die früher ausſchließend auf unſerer Bühne herrſchten, ſind nun die Dramen des Victor Hugo, Caſimir Delavigne, Dumas und viele Erzeugniſſe ſpaniſcher Dichter (de ingenios españoles) gefolgt; die lyriſche Nationalpoeſie (la poesia lirica nacional) hat nun einen von dem damaligen weſentlich verſchiedenen Charakter angenommen; der Kunſtgeſchmack hat augenfällige Fortſchritte gemacht, und die Liebe zu den Künſten und zur Literatur hat auf eine faſt unglaubliche (?!) Weiſe zugenommen. Seit langer Zeit hat man Spanien nicht ſo raſch vorwärtsſchreiten ſehen. Ferne ſei es von dem „Artista", all den Ruhm dieſer glücklichen Reſultate ſich zuzuſchreiben; aber wäre es allzu große Anmaßung, zu ſagen, daß auch ihm einiger Antheil daran gebühre?

Und in dem, ſchon nach Verlauf eines Vierteljahres nach dieſer etwas pompöſen Ankündigung nothwendig gewordenen Abſchiedsworte an ſeine Leſer heißt es unter Anderm:

Keinem aufkeimenden Talente (á ningun ingenio jóven), begierig die Bühne der Welt zu betreten — um mit unſerm großen Cervantes zu reden —, ſei es mit Proſa oder mit Verſen, wie die Biene mit ihrem Honig, waren unſere Columnen verſchloſſen; keinem Künſtler unſerer Zeit, der dieſen Namen wirklich verdiente, hat es der „Artista" an Aneiferung fehlen laſſen, an freimüthigem, aufrichtigem, mit der Wahrheit des Enthuſiasmus und der Rückſichtsloſigkeit der Jugend geſpendetem Lobe. Wir haben einen ehrlichen Krieg geführt gegen „Pavonio", „Mavorte insano", gegen den „ceguezuelo alado Cupidillo", die „Ciprina", das „ronco retumbar del raudo rayo" und gegen die Schäferinnen, welche die üble Gewohnheit zu trappeln (triscar) haben, kurz gegen all die Landplagen des Claſſicismus (clasiquinismo). Dies thaten wir, ſo lange dieſer übelfahrende Perückenhans (este mal andante mancebo con peluquin) noch ein Zeichen des Lebens von ſich gab; nun iſt er mauſetodt. Requiescat in pace . . . Wir leben im neunzehnten Jahrhundert; das achtzehnte ſtarb, wie uns ſcheint, an purer Altersſchwäche; aber nun iſt's die Teufelei, die unſer Spanien durchzieht, es wie einen Neuling und Laffen behandelnd, und viele Erznarren verblendend (pero es la diablura que ahora anda por nuestra España echándola de moralvete y nueve-

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 358—361 d. Bl. f. 1837. D. Red.

cito, y embaucando á muchos bobitontos) .... Mit diesem Zeitgeiste haben wir kein Mitleid; ihm wünschen wir alles Unheil.

Wiegt man nun diese Worte eines jungen, enthusiastischen und gereizten „Künstlers", der daher wenigstens vierfach übertreibt, mit der Dukatenwage der unparteiischen nüchternen Kritik, so wird sich als ihr wahres Gewicht doch noch immer so viel ergeben, daß in neuester Zeit auch in Spanien sich der Kunstgeschmack bedeutend verändert, daß auch hier die sogenannte französisch-classische Schule ihr Ansehen und ihren Einfluß verloren habe, und daß dazu die Polemik des „Artista", die gesundern Kunstansichten, die, wie wir in unserm ersten Artikel gezeigt haben, er mit Einsicht und Eifer verfocht und verbreitete, nicht wenig beigetragen und so durch Vernichtung jenes fremden, veralteten und daher schädlichen Princips die selbständige Entwickelung der spanischen Kunst aus ihrem eigenen, und daher das einzige Mittel ihres Wiederemporkommens wenigstens negativ befördert haben mögen; daß der „Artista" durch seine patriotische Gesinnung, den Ernst seines Strebens, die im Ganzen würdige Haltung und anständige Erscheinung und durch die Gelegenheit, die er mit Bereitwilligkeit jedem Gleichgesinnten darbot, mehre vaterländische Talente geweckt, geleitet und daher auch positiv für die Verbesserung und Bereicherung der spanischen Kunst und Literatur gewirkt habe. Hingegen geht aus seinen eigenen Worten, und noch mehr aus seinen Werken und seinem Geschicke hervor, daß — was übrigens auch sehr natürlich ist — die Kunst in Spanien weder innerlich noch äußerlich einen bedeutenden Grad von Selbständigkeit und allgemeiner Anerkennung bis jetzt erreicht habe; denn der fremde, vorzüglich der französische Einfluß ist noch immer sehr merkbar, nur daß man jetzt nicht mehr Corneille und Racine, sondern Victor Hugo und Dumas nachzuahmen und die Franzosen zwar nicht mehr an Nüchternheit, wol aber an phantastischer Übertreibung und fratzenhaftem Greuel zu überbieten sucht (so sind unter den nicht zahlreichen prosaischen Erzählungen, die der „Artista" enthält, nicht weniger als vier, die den Titel: „Cuento fantástico" führen); und wenn man auch die Heroen der vaterländischen Kunst jetzt unbedingter und vorurtheilsfreier feiert als früher, so ist man doch noch weit entfernt von der Volksthümlichkeit des Cervantes und Murillo, der Naturwahrheit des Lope de Vega und Velazquez, dem echt romantischen Humor des Quevedo und Góngora und der grandiosen Einfachheit der alten Volksromanzen. Begreiflicher noch ist es, daß unter den jetzigen Umständen die äußern Schicksale der Kunst in Spanien sich noch ungünstiger gestaltet haben; so eifert der „Artista" selbst in mehren Artikeln mit lobenswerther Freimüthigkeit gegen den Vandalismus bei der Zerstörung der Klöster, gegen die Verschleppung der schönsten Monumente der vaterländischen Kunst und der wichtigsten Handschriften durch Fremde; so ist endlich sein eigenes Schicksal, das nach fünf Vierteljahren nothgedrungene Aufhören seines Erscheinens aus Mangel an Unterstützung, der schlagendste Beweis, daß die Liebe zu den Künsten und zur Literatur doch nicht gar auf eine so unglaubliche Weise zugenommen habe, als er allzu sanguinisch selbst geglaubt zu haben scheint. So wurden zwar die frembartigen, veralteten und baufälligen Tempel des Classicismus endlich auch in Spanien niedergerissen, und dem „Artista" gebührt unläugbar das Verdienst, hiezu durch Beispiel und Aneiferung thätig mitgewirkt zu haben; aber die an deren Stelle allzu hastig aufgeführten Werke sind noch zu sehr ein buntes, phantastisches Gemisch aus gothisch-mittelalterlichen Trümmern und französisch-modernen Arabesken, künstliche Ruinen und Häuser der Laune, sind noch zu selten auf solider Grundlage in rein vaterländischem, einfach-schönem Style erbaut, als daß man nicht auch ihren baldigen Verfall voraussehen könnte; und hierbei können wir auch den „Artista" nicht von aller Schuld freisprechen, der mit der der Jugend und unserer Zeit eigenen Hast Dome in einem Jahre vollendet sehen wollte, wozu unsere Altvordern ein Jahrhundert brauchten, und daher häufig „castillos en el ayre" gebaut hat. Kurz, das bleibende Verdienst des „Artista", wodurch er sich eine Stelle in der Geschichte der spanischen Literatur und Kunst erworben hat, besteht mehr in der Befreiung des vaterländischen Bodens von altem Schutte und in der Aneiferung zu dem dadurch möglich gewordenen neuen Aufbau; und würde nicht jeder Vergleich hinken, so könnte man sagen, die spanische Kunst hat wol schon ihre Schlegel gefunden, aber ihre Goethe und Schiller müssen erst noch kommen!

Doch jedes generalisirende Urtheil wird zu leicht ein Spiegelbild, das je nach der Beschaffenheit des reflectirenden Mediums mehr oder minder vergrößert oder verkleinert; es ist jedenfalls sicherer, wenn auch weniger bequem und geistreich, die Gegenstände in natura und im Einzelnen vorzuzeigen, und wem es mehr um die Förderung objectiver Wahrheit zu thun ist, als seinen Esprit glänzen zu lassen, der wird sich begnügen, das bescheidene Amt eines bloßen Demonstrators zu versehen, sollte er auch auf die Unsterblichkeit eines Feuilletonisten verzichten müssen. Wir wollen daher als ein treuer Cicerone den Freunden der spanischen Kunst die noch übrigen Merkwürdigkeiten des „Artista" vorweisen und erlauben uns nur, wie wir früher gethan, sie zu größerer Bequemlichkeit nach den drei Hauptfächern, der bildenden, redenden und Tonkunst, zusammenzustellen.

V. Carderera hat seine „Übersicht der Geschichte der bildenden Künste in Spanien" in drei Artikeln (§. XI—XIII) fortgesetzt und darin die Geschichte der Architektur im 16. Jahrhundert geschlossen. Schade, daß diese klare und reichhaltige Übersicht damit abgebrochen worden ist, welche selbst in dem Theile (der Geschichte der Architektur), der in dem großen Hauptwerke von Llaguno y Amirola und Cean-Bermudez*) ausführlich abgehandelt ist, eigenthümliches Verdienst hat; es wäre zu wünschen, daß der Verf. in einem selbständigen Werke seine Arbeit wiederaufnähme und vollendete und dadurch eine fühlbare Lücke in der spanischen Kunstgeschichte ausfüllte.

*) S. unsern ersten Artikel, S. 1455, Anm. **)

Von den Kunstschätzen des Real museo de pintura y escoltura zu Madrid werden ferner beschrieben: Murillo's berühmtes Gemälde: die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen *); des Aragoniers José Leonardo's Herzog von Feria, wie er an der Spitze des spanischen Heeres gegen Acqui (Festung im Herzogthume Mantua, die er 1626 einnahm) zieht; David Teniers' chirurgische Operation; das Portrait des Conde-Duque de Olivares zu Pferde von Velazquez; Ribera's (Spagnoletto) Märtyrertod des heiligen Bartholomäus, und eine Vision des heiligen Pedro Nolasco von Zurbaran.

Von andern Kunstwerken Spaniens beschreibt der „Artista" das in der Kathedrale von Toledo befindliche Basrelief in Marmor: Mariä Verkündigung, von Alonso Berruguete (mit einer lithographirten Abbildung). Der ebenerwähnte V. Carderera macht in einem eigenen Artikel auf den Reichthum der königlichen Paläste an vorzüglichen, auch in artistischer Hinsicht merkwürdigen Tapeten aufmerksam, die theils in Flandern, theils in Spanien nach den Cartons von so berühmten Malern wie Vermeyen, Roger von Brüssel, Quintin Messis, Rafael, Giulio Romano, Lamberto Lombard, Martin de Vos, und noch in der neuern Zeit (unter Karl IV.) nach den Zeichnungen von Bayen und Goya verfertigt wurden. Auch von den Monumenten, die auf Veranlassung des unlängst verstorbenen Generalcommissairs der Kreuzbulle (cruzada) D. M. F. Varela den ausgezeichnetsten Dichtern und Künstlern Spaniens errichtet werden sollten (ihm verdankt man auch hauptsächlich das neuerlichst erst aufgestellte Standbild des Cervantes), werden die Entwürfe zu den beiden dem Andenken des Melendez und Jovellanos bestimmten in lithographirten Abbildungen mitgetheilt, die der in Rom lebende spanische Bildhauer D. Antonio Solá, berühmt durch seine patriotische Gruppe: Daoiz y Velarde, und durch die ebenerwähnte Statue des Cervantes, eingesendet hatte, die aber aus leicht begreiflichen Ursachen bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen sind.

Denn so lobenswerth und aller Unterstützung würdig der schöne Plan des leider zu früh verstorbenen Varela auch ist, den in Wissenschaft und Kunst hervorragendsten Männern Spaniens durch spanische Künstler Denkmäler errichten zu lassen, so wenig es zur Ausführung desselben weder an den Einen noch an den Andern fehlte, so fehlt es doch dem unglücklichen Spanien jetzt an zwei nicht minder wesentlichen Bedingungen dazu wie zum Gedeihen der Künste überhaupt: an Geld und an innerm Frieden; ja, die Freunde der vaterländischen Kunst würden sich unter den jetzigen Verhältnissen schon dadurch das größte Verdienst erwerben, wenn sie alle ihre Kräfte anwendeten, um die bestehenden Kunstdenkmäler Spaniens vor Zerstörung und Verschleppung zu bewahren und dem Vaterlande zu erhalten, was es schon besitzt. Es war daher höchst zeitgemäß und beifallswürdig, daß auch dazu der „Artista" in mehren sehr energischen Artikeln auffoderte, zur Errichtung von Provinzialmuseen, als einem der geeignetsten Mittel zur Erhaltung der Kunstschätze und Belebung des Kunstsinnes, ermahnte (ein solches hatte in der That der damalige Gouverneur von Sevilla, D. José Musso y Valiente, zu errichten gesucht), gegen die Gleichgültigkeit der Behörden und den Stumpfsinn der Privaten eiferte, womit sie Kunstdenkmäler vom höchsten Werth an Fremde verschleudern und außer Landes verschleppen ließen, und noch lauter den Vandalismus tadelte, womit man bei Aufhebung der Klöster verfuhr. So wird als ein schreiendes Beispiel der Barbarei, mit der man die Klostergebäude, oft die herrlichsten Denkmäler der vaterländischen Architektur, der Zerstörungswuth preisgab, angeführt, daß die Blinden an der Puerta del Sol eine „Liste der Klöster, welche noch niedergerissen werden sollen, um den Tagelöhnern Arbeit zu verschaffen" (lista de los conventos que van á ser demolidos para dar trabajo á los jornaleros) zum Verkaufe ausrufen durften! So schließt z. B. ein anderer Artikel, der die Frage zu beantworten sucht: „Unter welchem Regierungssysteme gedeihen die schönen Künste am meisten? Zustand und Charakter derselben bei den Alten" (¿Bajo qué sistema de gobierno prosperan mas las Bellas artes? Estado de estas entre los antiguos, y su carácter), obgleich darin als Resultat aufgestellt wird, daß die Künste deshalb bei den Etruskern und Griechen den höchsten Gipfel erreichten, weil diese Völker die größte politische Freiheit genossen (!), mit folgendem kühnen Ausfall gegen die spanischen Freiheitsmänner:

Aber das Gedeihen der Künste wird, nach der allgemeinen Meinung der Autoren, durch Zerstören und Verbrennen der Kunstwerke, die eine Nation besitzt, nimmer gefördert. Deshalb betrugen sich die Völker und Männer des Alterthums anders als unsere philosophischen Mörder der Mönche und Einäscherer ihrer Klöster (que los filosóficos asesinos de frailes, é incendiarios de sus conventos) . . . Es ist in der That höchst sonderbar, daß, während die Priester und Mönche in Rom die Denkmäler der alten Kunst ehren und mit ängstlicher Sorgfalt zu erhalten suchen, man in unserm erleuchteten Vaterlande, das nun so sehr nach Freiheit und Ruhm dürstet, die Werke des Genies und des Talentes spanischer Künstler und Gelehrten verbrennt.

Merkwürdig ist auch in diesem Artikel die Anführung einiger Verse aus Schiller's „Die Antiken zu Paris", im Original und ohne Druckfehler!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Viardot's „Études" etc., S. 430—431.

Der neue Freidank. Geschichte der deutschen Nationalliteratur nach Sage, Religion, Sitte, Sprachentwickelung und Dichtkunst aus vaterländischen Dichtern dargestellt in Poesie und Prosa. Aarau, Sauerländer. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Den Schluß von der sinnigen Allegorie des Titels auf besondern Werth dieser Chrestomathie rechtfertigt eine geistvolle Zusammenstellung und Deutung der auserlesensten Producte deutscher Lyrik. Der Herausgeber hat über dem Gedanken des einzelnen Stücks nie den Gedanken des Ganzen vergessen; in der Einleitung, die von tiefem Studium der deutschen Literatur zeugt, legt er in eigenthümlich-körniger, oft nicht ganz ungekünstelter Sprache die Gliederung des Systems auseinander,

Digitized by Google

welches er befolgt hat. Der Grundriß desselben ist folgender: Allgemeiner Theil. I. Welt. Bestimmung und Ebenbürtigkeit der Natur; ihr Spiel und ihr Schmerz im Blumen- und Thierleben, in Wald und Gebirge, Tages- und Jahreszeiten, in Elementen; ihre Umwandlung. II. Gott. Heidenthum und Christenthum. Deutsches Kirchenlied: altkatholische Lyrik, altprotestantische Didaktik; Wunder und Einfachheit; Kirche und Familie; Pflicht und Neigung; Hinfälligkeit und Unvergänglichkeit; Bündniß zwischen Gott und Menschen, Menschen und Engeln; Sekte, Verderb der geistlichen Dichtkunst. III. Gemüth. Seelenleben, Selbsterkenntniß, Einheit des Geistes in der Vielheit der Verhältnisse, Menschenwürde, Sitte, Umgang, Wissen, Lebenswerth, Sterblichkeit und Unsterblichkeit. — Besonderer Theil. I. Glaube. (Räthsel, Märchen, Fabel, Parabel.) II. Wissen. (Sage, Romanze, Legende, Volkslied.) III. Kunst. (Erzählung, Humoristisches.) IV. Deutsche Literatur. — So manchen Einwürfen diese Gruppirungen ausgesetzt sein dürften, so ist doch dem Verf. zuzugestehen, er habe dieselbe so geschickt zu rechtfertigen und die Ausgangs- und Übergangs-, die Wende- und Schlußpunkte so bestimmt zu bezeichnen gewußt, daß zu begründetem Tadel des Einzelnen, den wir gleichwol an einigen Stellen versuchen möchten, ein größerer Raum, als in d. Bl. gestattet ist, nöthig wäre. Wenden wir uns daher von den Kategorien zu dem Inhalte. In dem ersten allgemeinen Theile ist sehr Vieles aus L. Schefer's „Laienbrevier", aus Rückert, Uhland, Tieck, Kleinerer aus Goethe entlehnt. Bei der Auswahl der geistlichen Lieder hätte wol die historische Reihenfolge nicht mit einer auf innern Gründen beruhenden Zusammenstellung gemischt werden sollen; auch die bekannten Abirrungen in den am Schlusse mitgetheilten Liedern der Brüdergemeinde finden unsers Erachtens hier keinen passenden Platz. Nicht minder läßt sich die Aufnahme mancher Volkslieder, zu denen, wie es scheint, dem Herausgeber wenige Sammlungen zu Gebote gestanden haben, nicht rechtfertigen, wie z. B. des neapolitanischen: „Tarantella" (S. 179). Bei dem humoristischen Theile ist manche Klippe gut umgangen; nur ist Referent erstaunt, das matte Gedicht von Rochlitz: „Das Dichterkleeblatt", hier wiederzufinden. Auch Platen möchten wir nicht so oft begegnet zu sein wünschen, und wie Bettina's Briefe in der Daumer'schen Versifizirung hier, und zwar öfter, Platz finden konnten, ist uns unbegreiflich. Mit Recht und Glück ist aus Rückert's „Makamen" sehr Vieles in dem, passender deutsche Sprache zu betitelnden letzten Abschnitt aufgenommen. Im Ganzen haben wir sonach ein höchst günstiges Urtheil über vorliegende Chrestomathie zu fällen; ja, wir glauben dieselbe daher nicht blos der Jugend, sondern auch den Gereiftern, Gebildeten empfehlen zu können; denn, wie es in dem zum Schlusse derselben mitgetheilten Spruche des Agricola heißt:

Wer soll Meister sein?
Wer was erfann.
Wer soll Geselle sein?
Wer was kann.
Wer soll Lehrling sein?
Jedermann. 59.

Miscellen.

Die Schauspielerin Rachel.

Die bekannte Schauspielerin Rachel, deren Feuilletonberühmtheit bereits eine Weltberühmtheit geworden ist, befand sich vor einiger Zeit bei Mad. A...., welche geistreiche Diners zu geben liebt. Man kam auf das beneidenswerthe Glück zu sprechen, welches das Theater den Günstlingen des Publicums bereitet. „Ich für mein Theil", sagte die junge Schauspielerin ruhig, „ich verlange kein Geld, ich verlange nur zwei Dinge — Ruhm und Freunde."

Frau von ..... gab eine Soirée, wozu Mlle. Rachel eingeladen wurde. Mlle. Rachel declamirte; Chateaubriand, der gegenwärtig war, wandte sich an Rachel und sagte ihr mit jener feierlichen Schwermuth, die ihm jetzt eigen ist: „Wie Schade, Mademoiselle, so etwas in dem Augenblicke sich erzeugen zu sehen, wo man im Begriff ist zu sterben." „Mein Herr", erwiderte Rachel mit einem süßen Tone der Schmeichelei, „es gibt Menschen, welche niemals sterben!"

Nach einer Vorstellung tadelte man einige Stellen als minder gelungen und rieth ihr, dieselben wieder vorzunehmen; die Arbeit am Abend gerathe am besten, setzte man hinzu. „Was mich betrifft", erwiderte sie, „so geht mir die Arbeit am Morgen über Alles." Bei diesen Worten reichte sie Hrn. Samson, der in den Morgenstunden ihre Studien leitet, die Hand. Ungeachtet dieser liebenswürdigen Antwort ist es gewiß, daß sie im Bett, innerlich arbeitend, und allein durch die Reflexion jene schönen und mächtigen Effecte vorbereitet, welche die Menge zur Bewunderung hinreißen.

Einmal glaubte man ihr zu schmeicheln, indem man äußerte: die Schauspieler, die mit ihr aufträten, ließen die trefflichen Eigenschaften der Rachel erst recht hervortreten, während die Fehler der Mitspieler doppelt bemerkt würden. „Das betrübt mich", antwortete Rachel; „wenn ich auf der Scene bin, wünsche ich nur Eins bemerkt zu sehen — das Wohlwollen, welches alle Welt für mich gehabt hat."

Den Vorwurf, daß es ihr an Empfindung fehle, begreift die Künstlerin sehr wohl. Sie suche darnach, sagt sie; aber wenn sie den Ton, wie er nach ihrem Begriffe dem Gefühle zusage, zu erreichen sich bemühe, so werde ihre Stimme falsch. Ebenso erging es Talma. Jedenfalls sieht man aus diesen Anekdoten, daß es der Künstlerin, trotz mit unterlaufenden Tadels, nicht an Schmeichlern, am wenigsten aber an Selbstbewußtsein fehlt.

Italienische Opernvorstellungen in Konstantinopel.

Man hört aus Konstantinopel, daß in Pera ein Opernhaus gebaut werden soll, und daß der Bau zwei geschickten französischen Architekten übertragen ist. Nun hat sich aber der jungen Fashionables unter den Muselmännern eine solche Opernwuth bemächtigt, daß sie die Zeit, wo das Theater vollendet sein wird, nicht abwarten konnten; man hat daher ein geräumiges Hotel nahe am Platze Almeidan zu einem provisorischen Theater eingerichtet, und gibt dort drei bis vier Opernvorstellungen jede Woche. Dieser Saal ist trotz der hohen Preise der Plätze — 2—10 schwere Piaster (10—50 Francs) — immer gefüllt und die Türken, die sonst mit den Hühnern zu Bette gehen, bleiben unbeweglich auf ihren Plätzen bis zum Ende der Vorstellungen, welche häufig bis Mitternacht dauern. Auch der Großherr hat dies provisorische Theater bereits mit seinem Besuche beehrt. Unter den Sängern und Sängerinnen, welche früher dem Theater in Odessa angehörten, gibt es mehre sehr ausgezeichnete, z. B. eine Mad. Edelina Fritsche, welche einen bedeutenden Sopran und eine vortreffliche Methode besitzt. Diese Sängerin ist der türkischen Sprache, welche sie in der Walachei gelernt, vollkommen mächtig; auch ertheilt sie jungen Türken im Gesange Unterricht. In ihre Lectionsstunden läßt sie sich in einer prächtigen Sänfte von vier Schwarzen tragen, während acht andere vorausgehen. Dies italienische Theater hat bereits Opern von Bellini, Meyerbeer (die „Kreuzfahrer") und Rossini gegeben. Die Operntexte haben freilich eine eigenthümliche Gestalt angenommen; so schließt die „Italienerin in Algier" mit der Hochzeit der Isabella und des Dei und mit der Züchtigung des Thaddäus, welcher am Schlusse eine starke Bastonade erhält — ein Effectmittel, das unter den türkischen Zuhörern nie seine Wirkung verfehlt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 41. — 10. Februar 1839.

Zur ſpaniſchen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 40.)

Nicht minder kräftig wird dieſer Vandalismus gerügt in einem Aufſatze, der die jedem Freunde der ſpaniſchen Kunſt unter den jetzigen Verhältniſſen doppelt erwünſchte Nachricht mittheilt, daß der durch ſeine „Voyage pittoresque et romantique dans l'ancienne France" berühmte Baron Taylor nun (d. i. 1836) zum vierten Male in Begleitung des trefflichen Malers Dauzat Spanien durchreiſe, um deſſen vorzüglichſte Kunſtdenkmäler zu ſtudiren und aufnehmen zu laſſen und ſie dann in einem ähnlichen Prachtwerke („Voyage pittoresque de l'Espagne") zu beſchreiben und herauszugeben.

Möge er ſich beeilen! — ruft mit edler Indignation der Berichterſtatter —; denn wenn der Geiſt der Zeit (el espiritu del siglo) unter uns ſo raſch fortſchreitet wie bisher, ſo könnten leicht Jene, die zu uns kommen wollen, um die großen Schöpfungen unſerer chriſtlich-volksthümlichen Architektur zu ſtudiren, in Kurzem an ihrer Stelle nur Schutthaufen und Ruinen finden, und wollte Gott, daß ſie dieſe Trümmer nicht von Blut beſpritzt fänden! Wie oft haben wir es nicht ſchon geſagt, ja, bis zum Überdruß wiederholt, daß die edle ſpaniſche Architektur durch die modernen Architekten, die Anordnungen der Behörden und den Wahnſinn des Volkes bald recht eigentlich in Staub aufgehen werde; und mit ihr und durch dieſelben Mittel werden alle ſchönen Künſte von unſerm Boden verſchwinden, entweder dahinwelkend aus Mangel an Unterſtützung, oder verſtümmelt durch rohe Gewalt, oder reſtaurirt durch den „guten Geſchmack" unſerer jetzigen Magiſtrate. Und wenn in Spanien keine Spur mehr bleibt von der alten Kunſt, von dem alten Glauben, von dem Ruhme und dem Wiſſen unſerer Altvordern, dann werden wir ein großes Volk ſein, ein civiliſirtes Volk, ein Volk, wie es Voltaire ſelbſt nicht hätte beſſer machen können, kurz Das, was man ein „ganzes Volk" (todo un pueblo) nennt.

Man ſieht leicht ein, daß der „Artista" durch ſolche Philippiken ſich an dem „espiritu del siglo" und dem „buen gusto" der Exaltados arg verſündigen mußte; und in der That wurde er von dieſer aufgeklärten Partei des Obſcurantismus und Serviliſmus angeklagt und mußte, um ſich wieder gehörig ſchwarz (negro) zu machen, mehr als einmal ſeine fé de liberalismo betheuern.

Beſonders reich ſind auch die vorliegenden Hefte des „Artista" an Biographien und Charakteriſtiken von Künſtlern. So ſchildern ſie von den großen Celebritäten der Vergangenheit, die bereits gleichſam ein Gemeingut aller Nationen geworden ſind, Leonardo da Vinci, Rubens, Nic. Pouſſin; von einheimiſchen Künſtlern, und zwar von jenen der frühern Zeiten den Maler D. Juan Carreño de Miranda (geb. zu Avilés den 25. März 1614, ausgezeichnet als Fresco- und Portraitmaler, ſtarb als Kammermaler Karl's II. im September 1685), und von denen der neuern und neueſten Zeit die beiden bereits verſtorbenen Maler Franc. Goya und José Rivelles y Helip (geb. zu Valencia den 20. Mai 1778, geſt. zu Madrid den 16. März 1835, am berühmteſten durch die Zeichnungen, die er im Auftrage der königlich ſpaniſchen Akademie zu ihrer letzten Ausgabe des „Don Quixote" machte), und die noch lebenden Künſtler D. Vicente Lopez y Portaña (geb. zu Valencia den 19. Sept. 1772, gegenwärtig erſter Kammermaler, ausgezeichnet durch ſeine Frescogemälde und Portraits), D. José de Madrazo y Agudo (geb. zu Santander den 22. April 1781, Kammermaler, Gründer und Director des königlichen lithographiſchen Inſtituts zu Madrid), D. Iſidro Gonzalez Velazquez (geb. zu Madrid den 15. Mai 1765, erſter Hofarchitekt), D. Juan Antonio de Ribera (geb. zu Madrid den 27. Mai 1779, Kammermaler; ſeine hiſtoriſchen und Frescogemälde werden ſehr geſchätzt), D. Eſtéban de Agreda (geb. zu Logroño den 26. Dec. 1759, Kammerbildhauer, Director und Profeſſor dieſer Abtheilung der Akademie von S.-Fernando; von ihm ſind mehre Statuen und Gruppen im königlichen Palaſte zu Madrid, in Aranjuez, in mehren Kirchen der Reſidenz, von Burgos und andern Städten der Halbinſel), und die beiden Architekten D. Juan Miguel de Inclan (geb. zu Iljon den 29. Sept. 1774, Profeſſor und Viceſecretair der Akademie von S.-Fernando, Verfaſſer der 1835 erſchienenen „Apuntes para la historia de la arquitectura y observaciones sobre la Gótica") und D. Cuſtodio Teodoro Moreno (geb. zu Eſtremera den 9. Nov. 1780, Hofarchitekt, 1834 Director der Akademie von S.-Fernando; ihm wurde 1831 die Leitung des Baues des neuen Theaters de la Plaza de Oriente übertragen). Dieſe „Galería de ingenios contemporáneos" iſt es auch im wörtlichen Sinne durch die beigegebenen lithographirten Portraits der Künſtler. Da wir aber an einem andern Orte Gelegenheit haben werden, über die meiſten derſelben ausführlicher zu ſpre-

chen, so wollen wir uns hier begnügen, nur den Artikel über den genialen Maler Goya auszugsweise mitzutheilen, der durch seinen Einfluß auf die neueste, sogenannte romantische Schule der Franzosen nicht nur für die Geschichte der spanischen, sondern der Malerei überhaupt von Bedeutung geworden ist und europäischen Ruf erlangt hat*), von dem aber dessenungeachtet noch nirgend eine genügende und verläßliche Biographie zu finden war.**)

D. Francisco Goya y Lucientes wurde zu Fuente de Todos im Königreiche Aragon den 31. März 1746 geboren. Nachdem er die Elemente seiner Kunst in der Akademie von S.-Luis zu Saragossa erlernt hatte, begab er sich, von brennendem Eifer für seinen Beruf getrieben, auf eigene Kosten nach Rom. Die meisten der dort studirenden jüngern Maler huldigten der damals in Italien und fast in ganz Europa herrschenden manierirten Schule des Conca und Trevisani; Goya's Genius bewahrte ihn jedoch vor diesem Abwege; er suchte sich nur nach den Musterwerken der alten Kunst, an denen Rom so reich ist, auszubilden. Bald aber verließ er wieder Rom und kehrte in sein Vaterland zurück, wozu ihn eine außerordentliche Anhänglichkeit an seine Ältern bestimmte, von denen er sich seitdem nie wieder getrennt hat. Hier machte er sich zuerst bemerklich durch die Gemälde, die er für die königliche Tapetenfabrik verfertigen mußte; das ungewöhnliche Talent und die erstaunliche Schnelligkeit, womit er diesen Auftrag ausführte, erwarben ihm den Beifall des berühmten Mengs, unter dessen Leitung diese Arbeiten standen. Die Anmuth und Natürlichkeit, womit er namentlich spanische Volksscenen darzustellen wußte, ein Genre, in dem er sich stets besonders ausgezeichnet hat, erregten die Bewunderung aller Kenner. Ebenso zeugten seine zahlreichen Staffeleigemälde, meist Eingebungen des Augenblicks, von einer ungemein fruchtbaren feurigen Phantasie und originellen Laune. Überhaupt zeichnen sich die Werke dieser seiner ersten Epoche durch Einfachheit und Natürlichkeit der Composition, ungesucht effectreiches Helldunkel und eine bezaubernde Wahrheit aus. In diese Epoche gehören noch die Cyklen von Darstellungen aus dem Volksleben und von Stiergefechten in kleinerm Maßstabe, die er für den Herzog von Osuna und D. Andres del Peral malte, und von seinen größern Gemälden die Familie des Infanten D. Luis, die Portraits in Lebensgröße des Grafen Florida Blanca und der Herzogin von Alba, und das Altarblatt und das herrliche Crucifix im Eingange des Chors der Kirche von S.-Francisco el Grande zu Madrid; vorzüglich dieses letztern wegen wurde er zum Mitgliede der Akademie von S.-Fernando ernannt (den 7. Mai 1780). Goya bildete sich nun vorzugsweise nach Velazquez und Rembrandt aus, indem er sich von dem Erstern die bewundernswürdige, duftartige Luftperspective, die kühne Einfachheit in der Ausführung und jenes Verschmähen alles unwesentlichen, die Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstande ablenkenden Details, von dem Letztern aber die überraschenden Lichteffecte anzueignen suchte. Durch diese Eigenschaften charakterisiren sich denn auch die Werke seiner zweiten Epoche; alle tragen mehr oder minder den Stempel des Genies und der errungenen Meisterschaft; aber eben durch jenes allzu sichtliche Streben nach Effect und jene Kühnheit, die nicht selten wie Nachlässigkeit aussieht, sind sie manchmal manierirt und selbst incorrect in der Zeichnung geworden. Unter seine ausgezeichnetsten größern Gemälde dieser Epoche gehören die beiden trefflichen Bilder von S.-Francisco de Borja, die er für die Kathedrale von Valencia malte, die Gefangennehmung Christi, die sich in der Sacristei jener von Toledo befindet, die heilige Jungfrau in der Kirche der Stadt Chinchon und vor allem das herrliche Gemälde: die königliche Familie Karl's IV. in Lebensgröße (nun im königlichen Museum), auf dem er auch sich selbst, im Begriffe, dieses Werk auszuführen, portraitirte. Durch dieses letzte Bild erwarb er sich so sehr den Beifall des Hofes, daß er den 31. Oct. 1799 zum ersten Hofmaler ernannt wurde, nachdem er schon seit dem 25. April 1789 wegen anderer trefflicher Portraits des Königs und der Königin in Lebensgröße den Titel eines königlichen Kammermalers geführt hatte. Überhaupt besaß Goya eine außerordentliche Fertigkeit im Portraitiren, er malte mit erstaunlicher Leichtigkeit, denn er brauchte in der Regel nicht mehr als eine Sitzung und traf gerade dann zum Sprechen ähnlich; auch wußte er die Stellungen so gut zu wählen, daß sich fast schon daraus die charakteristische Individualität errathen ließ. Natürlich kam er dadurch in die Mode, und Jeder strebte nach der Ehre, durch seinen Pinsel verewigt zu werden, sodaß unter den zahlreichen von seiner Hand gemalten Portraits, außer denen der Mitglieder der königlichen Familie, der Vornehmen und Reichen, auch die der meisten ausgezeichneten Personen seiner Zeit sich befinden, wie z. B. die trefflichen Portraits des Generals Urrutia, des Naturforschers Azara, des Architekten Villanueva, des Dichters Moratin, des Schauspielers Maiquez u. s. w. Doch zog sich Goya immer mehr aus der großen Welt zurück und widmete sich immer ausschließender dem Studium der Natur, die er seinen einzigen Meister zu nennen pflegte, da er seit seinem dreiundvierzigsten Jahre völlig taub war. Seit 1822 wurde seine Gesundheit immer schwankender, sodaß er zur Wiederherstellung derselben 1824 mit königlicher Erlaubniß sich nach Paris begab und von da an Frankreich nicht wieder verließ. Er starb zu Bordeaux den 16. April 1828. Goya übte

*) Daher weiß selbst der von spanischen Zuständen ebenso oberflächlich unterrichtete als anmaßend darüber aburtheilende M. Viardot etwas von Goya, indem er in seinen sogenannten „Études" (lucus a non lucendo!) ihn allein unter allen neuern Malern Spaniens des Nennens werth hält (!!):

Goya, c'est toute la liste des peintres contemporains. Le reste ne vaut pas l'honneur d'être nommé.

**) Selbst das Nagler'sche „Künstlerlexikon" enthält nur eine sehr mangelhafte und nicht einmal das Geburts- und Todesjahr richtig angebende Notiz von ihm. Der Artikel im „Artista" über ihn ist von dem obengenannten tüchtigen Kunstschriftsteller, B. Carderera, der selbst ein ausgezeichneter Historienmaler ist.

seine Kunst bis an das Ende seines Lebens; so hat man selbst aus seinem schon sehr vorgerückten Alter größere Gemälde, worunter einige, an denen noch nicht einmal die Abnahme der physischen Kräfte bemerklich ist, wie z. B. das schöne, effectvolle Bild, welches ihn selbst, schon mit dem Tode ringend, und seinen Arzt, den berühmten Professor Arrieta, wie er ihm mit dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme den Trank reicht, durch den er gerettet wurde, darstellt, wobei das Bestreben, seinen Dank zu verewigen, ihm die Kraft und das Feuer seiner Jugend wiedergegeben zu haben scheint; das Gemälde von der heiligen Justa und Rufina, das er für die Kathedrale von Sevilla gemacht hat; die Communion des heiligen Joseph de Calasanz in der Kirche von S.-Antonio Abad zu Madrid u. s. w. Goya malte aber nicht blos in Öl, sondern auch fresco. Unter seinen Gemälden der letztern Art zeichnen sich besonders aus die in der Metropolitankirche del Pilar zu Saragossa, in der von S.-Antonio de la Florida und in dem Landhause seines Sohnes am Manzanares. Ja, er versuchte sich fast in allen Zweigen seiner Kunst; so hat man von ihm eine bedeutende Anzahl radirter Blätter, theils nach den vorzügsten Gemälden des Velazquez, theils eigene Compositionen. Unter diesen letztern ist besonders seine 1796 und 1797 verfertigte Sammlung von 80 Capriccios merkwürdig, in denen, sowie in vielen einzelnen Blättern ähnlicher Art, seine reiche, originelle Phantasie, seine echt komische Laune, sein beißender Witz und seine Freimüthigkeit glänzen, womit er die Untugenden und Laster, selbst der höchsten Stände, lächerlich machte und züchtigte. Vorzüglich diese ebenso geistreich erfundenen als effectvoll ausgeführten Kinder der Laune hat die neue romantische Schule in Frankreich sich zum Muster genommen, und Goya's neckische Koboldchen (duendecitos) treiben in den Illustrationen der modernen französischen Romane noch bis auf den heutigen Tag ihren Spuk. Übrigens liebt er auch in seinen Radirungen das mystische Helldunkel, und überraschende, ja manchmal grelle Lichteffecte in Rembrandt's Manier. Endlich hat sich Goya noch in seinen alten Tagen auch im Lithographiren versucht und in dieser Weise außer mehren einzelnen Blättern eine Reihe von Darstellungen aus Stiergefechten, seiner Lieblingsunterhaltung, geliefert. Überhaupt zeichnen sich Goya's Werke, sowie die aller wahrhaft großen Künstler, durch nationale Färbung und volksthümliche Gesinnung aus.

Wenn wir aus diesen zahlreichen Künstlerbiographien ersehen, daß Spanien sich noch immer einer namhaften Reihe von Kunstveteranen und bereits accreditirten Männern zu erfreuen habe, so macht uns ein anderer Artikel des „Artista": „Über die Kunstausstellung vom J. 1835 in der Akademie von S.-Fernando", mit dem neuesten Zustande der spanischen Malerschule und den Hoffnungen für die Zukunft bekannt. Unter den Künstlern, die dazu beitrugen, wird, wie billig, obenan die Königin-Regentin selbst genannt; denn abgesehen von der ihrem hohen Range schuldigen Rücksicht, und ohne die Unparteilichkeit des Lobes zu untersuchen, das ihren Leistungen (zwei kleinen Ölgemälden, wovon das eine die heilige Jungfrau, Copie nach Sassoferrato, das andere, Original, die heilige Familie in einer Grotte darstellt) reichlich gespendet wird, verdient sie diesen Ehrenplatz schon um der dadurch der Kunst bewiesenen Achtung willen und als thätige Beschützerin derselben.*) Von den übrigen Werken werden mit Auszeichnung erwähnt: zwei Gemälde von Don Pedro Kuntz, nämlich die Eidesleistung (Jura) an die Königin Isabella II. als Erbprinzessin in der Kirche von San-Gerónimo, und das Innere des Klosters von San-Lorenzo, in denen der Künstler seine Meisterschaft in der Luft- und Linealperspective und in der Darstellung innerer Ansichten bewährt hat; Gonzalo von Córdoba als Sieger auf dem Schlachtfelde von Cerinola, von dem Kammermaler und Mitherausgeber des „Artista", D. Federico de Madrazo**); David als Sieger über Goliath, ein Genrestück: muthwillige Knaben, die einen Hund quälen, die heilige Jungfrau del Rosario und sein eigenes Portrait, von D. Antonio Maria Esquivel, einem vielversprechenden jungen Manne, der sich streng nach der sevillanischen Schule bildet; Ansichten von vaterländischen Gegenden und Baudenkmalen des Mittelalters, von dem talentvollen jungen Landschafter D. Genaro Perez Villamil, der durch seinen echt romantischen Geist bereits ein Liebling der Nation geworden ist; der Kampf der Centauren und Lapithen von Hrn. Tegeo, an dem vorzüglich die Richtigkeit der Zeichnung gerühmt wird; Saul, wie er die Lanze nach David wirft, von D. Agapito Lopez San Roman, von dem auch ein paar Capriccios; die katholischen Könige Ferdinand und Isabella, die, umgeben von ihrem Hofstaate, mit Feierlichkeit den von seiner ersten Reise nach Amerika zurückgekehrten Colombo empfangen, der ihnen zum Beweise der gelungenen Unternehmung Producte und Eingeborene des neuentdeckten Welttheils vorzeigt, ein durch schöne Composition und treffliche Ausführung gleich ausgezeichnetes Bild (die meisten Hauptpersonen sind Portraits), das im Auftrage der Königin-Regentin der als gründlich gebildeter Kunstschriftsteller mehrmals angeführte D. Valentin Carderera gemalt hat; zwei Gemälde von D. Cárlos Luis de Ribera, dem hoffnungsvollen Sohne des obgenannten Kammermalers gleiches Namens, wovon das eine den Stifter des Ordens der frommen Schulen, den edeln Aragonier S.-Joseph de Calasanz, dem, während er eben mit dem Unterrichte der Kinder beschäftigt ist, die Mutter Gottes erscheint, darstellt, das andere den Erbprinzen, nachmaligen König von Castilien D. Enrique III. el Doliente, nebst seiner Gemahlin Doña Catalina, der Tochter des

*) Schon in der Gemäldeausstellung des vorhergehenden Jahres befand sich ein Bild (Mariä Empfängniß) von der Hand der Königin.

**) Dieser talentvolle junge Künstler und Kunstschriftsteller ist gegenwärtig in Paris, wo seine Werke so viel Aufsehen erregt haben, daß er von dem Könige selbst den Auftrag erhielt, zwei Bilder für die Galerie von Versailles zu malen (s. „Allgemeine Zeitung" vom 26. Oct. 1838; außerordentliche Beilage Nr. 564 u. 565, S. 2255; Correspondenz aus Paris vom 18. Oct.).

Herzogs von Lancaster, auf dem Throne sitzend, wie er der Erste von seinem Vater D. Juan I. mit dem Titel eines Prinzen von Asturien (1388) bekleidet wird (beide Bilder verrathen ebenso glückliche Anlagen als gründliche Studien); der Tod des heldenmüthigen Patrioten Daoiz (am 2. Mai 1808), von dem jungen Maler Alenza, der darin nur etwas zu sehr den spätern, manierirten Styl Goya's nachzuahmen gesucht hat; von dem kurz vorher gestorbenen D. José Rivelles ein paar kleinere Bilder, Scenen aus dem „Don Quixote" darstellend, und ein Genrestück in größerm Formate: mehre Provincianos oder Einwohner von Guipuzcoa in einer Venta versammelt, in des geachteten Künstlers bekanntem anmuthig-leichten Style. Endlich werden unter den Portraits die des ersten Kammermalers D. Vicente Lopez, des D. José Gutierrez de la Vega, der sich ebenfalls nach Murillo und der alten Schule von Sevilla gebildet hat, und das Portrait des berühmten Stierfechters Montes von Cavanna besonders hervorgehoben. Muß man sich schon freuen, daß trotz den ungünstigsten äußern Verhältnissen in Spanien die Kunst noch so große Theilnahme und so viele Jünger finde, so berechtigt die echt nationale Richtung, welche die meisten jüngern Künstler eingeschlagen haben, indem sie vorzugsweise nach den alten einheimischen Meistern sich zu bilden suchen und mit Vorliebe vaterländische Gegenstände wählen, zu noch erfreulichern Erwartungen von der Zukunft. *)

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die Kunstleistungen des „Artista" selbst in den beigegebenen Lithographien, so läßt sich nicht leugnen, daß neben der lobenswerthen technischen Ausführung der meisten viele sich durch poetische Auffassung und geistreiche Composition über das Gewöhnliche erheben; aber manchmal hat der leidige Romanticismus, die moderne Afterromantik, zu phantastischen, unschönen Spielereien und bis zum Fratzenhaften carikirter Darstellung (wie z. B. der Drud, pesadilla) verleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man vgl. den Auszug aus dem Artikel der „Gaceta de Madrid" vom 2. Oct. 1837 über die Kunstausstellung dieses Jahres in dem berliner „Magazin f. d. Lit. d. Auslandes", Jahrg. 1837, Nr. 125, S. 500; und über die Kunstausstellung vom J. 1838 die außerordentliche Beilage Nr. 582 u. 583 zur „Allgemeinen Zeitung" vom 4. Nov. S. 2325.

Literarische Notizen.

Von Hippolyte Lucas, welcher bereits durch seine „Caracteres et portraits de femmes" bekannt ist, erschien ein Roman: „L'inconstance", der mehr als ein blos gewöhnliches Interesse in Anspruch nimmt. Es knüpft sich vorzüglich an fünf Figuren und diese sind: Julian, ein junger Mann, voll Herzensgüte, aber unbeständig in seinen Meinungen, schwankenden Willens, in machtlosen Bestrebungen sich aufzehrend, Typus vieler Kinder dieser Zeit, deren Rettung der Selbstmord ist, fähig und noch öfter, wie der Verf. sagt, unfähig der Tugend wie des Lasters; Montfort, Vater des Julian, ein ganz entgegengesetzter Charakter, ein Mensch, der mit dem Schicksal ringt, bis er es sich dienstbar gemacht hat, dessen Wahlspruch ist: „Eher gehe die Welt unter als ein Grundsatz"; Theodor, ein sinnlicher, egoistischer Mensch, der König der Zeit, der kein anderes Gesetz anerkennt als das Vergnügen, kein anderes Bedürfniß hat als die Intrigue, den die Leiden der Menschheit nicht kümmern, dessen System in der Ansicht besteht, die Welt sei voll nothwendiger Opfer, mit denen man kein Mitleid haben dürfe, die Großen sollen die Kleinen beherrschen, die Starken die Schwachen unterdrücken, wie die Wölfe die Schafe verschlingen; Lydie, eines solchen Gemahls wie Theodor werth, eitel und kokett, gegen alles Heilige gleichgültig, bald herrschsüchtig, bald unterwürfig wie eine Sklavin; endlich, als Gegensatz zu dieser, Lea, anmuthig, zart und unschuldig, wie die Frauenbilder Shakspeare's, wie Julia und Cordelia. Julian wird von Lydie getäuscht, aber Lea hat über ihn gewacht wie ein schützender Engel, sie gewinnt Julian's Herz. Sie liebt und weiß, daß sie geliebt wird, aber sie ist körperlich krank, sie fühlt sich einem nahen Tode verfallen; sie möchte leben um ihrer Liebe willen, doch selbst die Heirath ist ihr untersagt; so fühlt sie, geistig und körperlich ringend, den Tod nahen. Lea stirbt; Julian hat ihr aufs feierlichste gelobt, ihr treu zu bleiben; aber Lydie, sein böser Engel, hat geschworen, sich an Julian zu rächen; sie wendet alle Verführungskünste, alle Intriguen auf, die ihr zu Gebote stehen; der schwache Julian läßt sich abermals bethören, auf dem Grabe der Lea reißt sie ihm den Ring vom Finger, welcher das Unterpfand seiner Treue war. So zufrieden gestellt und gerächt, entflieht sie mit einem deutschen Fürsten, dessen Maitresse sie geworden ist. Julian schäumt vor Wuth, mit einem Dolche bewaffnet reist er ihr nach; er findet sie, aber wie? von einer häßlichen Krankheit entstellt; der Dolch entsinkt seiner Hand; auch er ist gerächt an Lydie, er büßt die Verirrungen seines Lebens, indem er sich selbst entleibt. Der Roman schließt mit dem letzten Krönungsfeste in Mailand und enthält eine energische Satire auf die Schwächen unserer Zeit. Es sind manche schöne Reflexionen darin; daß sie aber, wie ein französischer Beurtheiler sagt, sich bis zu jener philosophischen Höhe erheben, auf welcher die Unterhaltungen des Sokrates mit seinen Freunden standen, ist wol nur die Hyperbel einer aufwallenden, allzu freundschaftlichen Kritik.

„Tout pour de l'or!" ist der Titel eines Romans von Hippolyte Auger (nicht Lucas, wie ein französisches Journal fälschlich anzeigte). „In einer Epoche", sagt ein französisches Journal, „wo der Durst nach Reichthümern so viele Köpfe verdreht und das Geld die Hauptbewegungskraft fast aller Dinge ist, wird der Roman des Herrn Auger große Theilnahme finden, um so mehr, da er eine geistreiche, scharf einschneidende Schilderung unserer Sitten, mannichfaltige Episoden und eine fesselnde Handlung enthält. Herr Auger schrieb eine Satire, aber eine Satire, welche in der Handlung besteht und nicht in Maximen, sondern in Begebenheiten fortschreitet. Herr Auger hat bereits mehre literarische Erfolge gehabt; sein neues Werk wird ihre Zahl ohne allen Zweifel vermehren."

In den jüngsten Tagen erschienen in Frankreich folgende wichtige Schriften politischen Inhalts: „Pétition pour l'intégrité du territoire belge"; „Considérations sur quelques-unes des causes qui ont perdu la restauration etc. en réponse à M. Duvergier de Hauranne par d'*A* ....."; „Point de réforme électorale, par *Sers*"; „Le prince Louis et le ministère Molé, par *Lombard*". Von allgemeinerm Interesse sind: „Souvenirs, par *de Vaublanc*, ancien ministre de l'intérieur" (2 Bände); „La morale, l'enseignement et l'industrie, discours par *Ch. Dupin*"; unter den periodischen Schriften: „La France contemporaine, journal religieux, monarchique, constitutionnel, littéraire et industriel", wovon die Ankündigung ausgegeben ist. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1839.

Zur ſpaniſchen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 41.)

Dieſe doppelte Richtung, oder vielmehr dieſes Schwanken zwiſchen der alten, echten, vaterländiſchen Romantik und dem modernen franzöſiſchen Romanticismus ſpricht ſich noch mehr und noch greller als in den zeichnenden Künſten in den neueſten poetiſchen Erzeugniſſen der Spanier und ihren kritiſchen Anſichten von Poeſie aus, ſodaß man nicht mit Unrecht auf die jetzige ſpaniſche Muſe das bekannte Horaziſche Bild:

— — — — — ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne,

anwenden könnte. Man wird aber in der That mehr zum Trauern als zum Lachen geſtimmt, wenn man ſieht, welch edle Kräfte auf ſolche Weiſe vergeudet werden.

So lernen wir den gegenwärtigen Zuſtand der ſpaniſchen Bühne, den beſten Geſchmacksbarometer einer Nation, und die unter dem talentvollſten Theile der ſpaniſchen Künſtlerjugend herrſchenden Kunſtanſichten aus mehren Artikeln des „Artista" über die eben damals zuerſt auf den Bühnen der Reſidenz zur Aufführung gebrachten Ausgeburten der franzöſiſchen Pſeudoromantiker (die „Lucretia Borgia" und den „Angelo" von V. Hugo, den „Marino Faliero" und die „Söhne Eduard's" von Caſimir Delavigne und die „Thereſe" von Alex. Dumas, von ſo namhaften Dichtern wie Ventura de la Vega und Manuel Breton bearbeitet) kennen. Zwar eifert der „Artista" mit Recht gegen den verdorbenen Geſchmack und die Blaſirtheit des Theaterpublicums der Reſidenz, das die Meiſterwerke der alten Nationalbühne, ſei es in echter Geſtalt, oder mit moderner Appretirung nicht mehr ſehen will, ſich in den Stücken der franzöſiſch-claſſiſchen Schule langweilt, die Rührſtücke à la Kotzebue (el drama lloron) unerträglich findet (das wäre übrigens kein ſo übles Zeichen von dem Geſchmacke des madrider Publicums, während das ſo mancher deutſchen Hof- und Nationalbühnen dieſe Miſère noch immer zahlreich beſucht und beifällig aufnimmt!), und für welches ſogar das melodramatiſche Schauſpiel ſchon den Reiz der Neuheit verloren hat; aber was läßt ſich hoffen, wenn ſelbſt der „Artista" den Verſuch der Theaterdirection, durch jenen greuelvoll-phantaſtiſchen Unſinn das Publicum aus ſeiner Apathie zu wecken, nicht nur zu entſchuldigen (denn bei einem durch Überreiz ſo herabgeſtimmten Patienten, wie nicht nur das madrider Theaterpublicum, ſondern das der meiſten Reſidenzen heutzutage iſt, könnte man allerdings eine ſo verzweifelte Cur, als den letzten Rettungsverſuch, entſchuldigen, wenn ſie nicht, wie jedes künſtliche Delirium, ſo gewagt und grauſig wäre), ſondern ſogar lobenswerth findet; wenn er, überzeugt von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Umgeſtaltung der Nationalbühne, die heilſamſte und dem „ernſten Charakter unſerer Zeit entſprechendſte von dem Einfluſſe des inhaltsſchweren, tiefen, philoſophiſchen Dramas der neueſten franzöſiſchen Schule, an deren Spitze Victor Hugo und Alexander Dumas glänzen" (que es ya forzosa una verdadera revolucion literaria, y que en materia de espectáculos teatrales nada puede convenir tanto al severo carácter de las ideas modernas, como el drama grave, profundo, filosofico de la novísima escuela francesa, á cuya cabeza brillan Victor Hugo y Alejandro Dumas), erwartet und die Dichter ſeines Vaterlandes auffodert, dieſe Bahn zu betreten, um der ſpaniſchen comedia ihren alten Glanz wiederzugeben (el camino que conviene seguir para dar al moderno teatro español un esplendor que no demerezca de sus pasadas glorias); wenn er bedauert, daß nach dem erſten damit (mit der Aufführung der „Lucretia Borgia") angeſtellten Verſuch das madrider Publicum durch dieſe „koloſſalen" (colosal iſt ein Lieblingsepitheton der neuſpaniſchen Romantiker) „Schöpfungen des Genius" mehr verdutzt als enthuſiasmirt wurde; hingegen ſich freut, daß ſchon der „Angelo" mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde; kurz, wenn ſelbſt der „Artista", der mit ſo lobenswerther patriotiſcher Begeiſterung die gute Sache der altſpaniſchen Romantik durchfocht, nun auch den Flitter des neufranzöſiſchen Romanticismus als echtes Gold anpreiſt, und „die beiden Koloſſe des modernen franzöſiſchen Theaters", wie er V. Hugo und A. Dumas nennt, für Geiſtesgenoſſen Calderon's und Shakſpeare's hält? (Porque „Lucrecia Borja" con sus grandes defectos, con sus sublimes bellezas, es la personificacion de ese género grandioso, creado por Calderon y Shakspeare, cultivado con tan brillante éxito por Goethe y Schiller, y elevado

á tanta altura por los dos colosos del moderno teatro frances, Victor Hugo y Alejandro Dumas.) *)

Überhaupt gilt Victor Hugo dem „jungen Spanien" als der wahre Repräsentant der modernen Poesie und als ihr Dichterfürst; so theilt z. B. im „Artista" D. Jacinto de Salas y Quiroga, einer der exaltirtesten Schüler der Poesie der Verzweiflung, der sich eben damals mit einer Übersetzung der sämmtlichen Werke Hugo's beschäftigte, außer einigen nicht übelgerathenen Proben aus dessen „Orientales" eine Schilderung seines Besuches bei diesem kolossalen pariser Genie („Una visita á Victor Hugo") mit, die, wenn sie auch nur eine poetische Fiction wäre, doch eine zu charakteristische Probe liefert, wie weit es auch schon die „jungen Spanier" in der genialen Zerrissenheit und phantastischen Überschwänglichkeit gebracht haben, als daß wir nicht den Versuch wagen sollten, von der brillantesten Partie dieses köstlichen Nachtstücks durch nachstehende, möglichst treue Copie auch den deutschen Freunden dieses Genre einen, freilich nur schwachen Begriff zu geben.

Nachdem Hr. Salas erzählt hat, daß er an einem nebelichten Abende um die Dämmerungsstunde, als man eben die Straßen von Paris zu beleuchten anfing, und, wie gewöhnlich in die allertraurigsten Grabesgedanken ganz versunken und fast ohne Bewußtsein, eine Weile planlos umhergeirrt sei **), sich dann, wie mechanisch, in den nächsten besten Omnibus gesetzt und von einem Stadtquartiere zum andern ohne Zweck und Ziel fahren lassen habe, höchstens dann und wann zu sich kommend bei dem Anblicke durch historische Erinnerungen merkwürdiger Gebäude, um sie mit Entsetzen oder mit Entzücken anzustarren, und daß er endlich wie instinctmäßig auf ein Haus, das auf einem schönen, regelmäßigen Platze stand, zugeschritten sei, fährt er also fort:

Die Hausthüre stand offen, und ich trat ein, und stieg viele Treppen hinauf, und kam zu einer andern Thüre, deren Schwelle ich überschritt, und ich durchlief große und finstere Gemächer, alle leer, alle mit Bildern und Tischen und tausend anderm Zierath, und an der Thüre eines derselben hielt ich erschrocken inne, wie erwachend aus einem lethargischen Schlafe.

Mir gegenüber sah ich ein brennendes Kaminfeuer, welches Licht genug verbreitete, um den Salon zu erleuchten und mich an jeder Seite seiner Säulen einen Armsessel von verschiedener Form sehen zu lassen. Der eine war bequem und schön und stand leer, und ihm gegenüber war ein anderer, dessen durchbrochene Arbeit und zierliche Form sein hohes Alter verriethen. In diesem letztern saß — Victor Hugo.

Der Dichter, schlummernd und mit seinen langen, über das Gesicht verhängenden Haaren, glich einem edeln, besiegten, aber nicht gedemüthigten Krieger. Über seine Stirne sah man tausend wirre Gedanken ziehen und jenen stolzen Unmuth über die Nothwendigkeit, sich den Mühseligkeiten des Lebens, dem Hunger, dem Schlafe und dem Schmerze zu unterwerfen. Als ich mich mit diesem schlafenden Manne allein sah, ihm gegenüber, fühlte ich im Innersten meiner Seele eine edle Begeisterung und glaubte, ohne zu wissen, warum, daß ich Zeuge von einem großen Mysterium sein würde. Vielleicht senkt sich dort ein Engel herab, vielleicht ist dies die Stunde der göttlichen Gnade, und wer weiß, dachte ich, ob nicht ein von jener Stirne losgerissener Funke auf mich zukommen könnte! Denn dieser Genius wird wol von irgendwoher seine Begeisterung empfangen, denn Das, was er sagt, ist nicht er, ist nichts Menschliches ... Vielleicht träumt er es! ... Ja, er wird laut träumen! ...

Und ich schickte mich an, mit der ungeheuersten Aufmerksamkeit aufzuhorchen, unbeweglich verhielt ich mich, als wenn jeder meiner Poren Gehör gewesen wäre. Ich vernahm jedoch nichts als das Knistern des Feuers und das Fallen eines Brandes.

Heftig bewegt, hingerissen von einem Genius, der ohne Zweifel dort waltete, erhob ich mich von meinem Sitze und wollte mit aller Gewalt wissen, was der Dichter, dessen Stirne sich immer mehr und mehr entzündete, sann. Endlich, wie außer mir, sagte ich mit lauter Stimme:

„Ich gäbe, um zu wissen, was er denkt ...."

„„Was gäben Sie, orientalischer Jüngling (jóven oriental)?"" fragte Hugo erwachend.

„Von einem Tage meines Lebens, was ich unter Allem am wenigsten liebe, bis zum Namen eines Spaniers, was ich aus Allem am höchsten achte, Jedes, Alles."

„„Was für Enthusiasten sind doch die Spanier! Ich will

*) Das „Magazin f. d. Literatur d. Auslandes" (1838, Nr. 119, S. 475 u. 476) theilt unter der Aufschrift: „Das jetzige spanische Theater", und mit der Angabe: „Nach dem madrider ‚Artista'" einen Artikel mit, worin jenes französisch-romantische Genre das „höllische oder teuflische" genannt, dessen Vorherrschen auf der jetzigen spanischen Bühne bedauert und es aus dem moralischen Standpunkte unbedingt verdammt wird; allein wir haben diesen Artikel im „Artista" nicht finden können. Wenn daher die Angabe der Quelle richtig ist, so muß der „Artista" 1838 wieder fortgesetzt worden (was sehr unwahrscheinlich ist, da beide Herausgeber gegenwärtig in Paris sind), oder ein anderes Blatt unter demselben Titel erschienen sein.

**) Wir müssen, um die Ehre unsers Romantikers zu retten, bemerken, daß, was wir hier der Kürze wegen in der trivialen Sprache des gemeinen Lebens gegeben haben, von ihm in die hochpoetischesten Bilder und tiefphilosophischesten Gedanken eingekleidet ist; wie z. B. dieser erste Satz, der im Originale also lautet und zugleich als Probe des grandiosen Styles der neuen Gulteranisten dienen kann: „Era entre la luz y las tinieblas, entre el ser y no ser, hora de meditacion y desconsuelo para el que piensa y tiene dolor. El ir y venir de las gentes, el encender de los reververos, y la luz del dia y de la noche que en una sola se confundian, daba un aspecto de vida á aquella hora que se parece á la primera de la eternidad como una fragua al infierno. Y luego, entre cielo y tierra, colgaba un espeso tegido de humo y niebla que todo lo cubria; y al andar bajo su masa no parecia sino que iba uno á colocarse alli para imprimir su forma á aquella compacta materia."

„Yo lloro cuando el cielo se sonrie, ¿que hareis cuando el cielo llora? ... Engolfado en mis tristisimos pensamientos que tan jóven me tienen que llevar á la tumba, recorria apresuradamente las calles interminables de ese vasto Paris, que es un mundo enclavado en otro mundo mayor. Ni sabia que hacer de mí, ni objeto alguno llamaba mi atencion, ni casi sabia yo que andaba, que pensaba, que existia. Cruzaba plazas, recorria calles y volvia esquinas, y en ninguna parte buscaba nada, y nada encontraba en parte alguna." Wenn übrigens diese jungen Leute sich in die Wette überbieten, den tiefsten Schmerz und die trostloseste Traurigkeit zur Schau zu tragen, so ist dies nicht durchaus Affectation und Nachäfferei; mußten nicht die meisten von ihnen schon in ihrer frühesten Jugend das Vaterland verlassen und oft in großer Noth in der Fremde umherirren, und ist der gegenwärtige Zustand Spaniens wol geeignet, zur Fröhlichkeit und zu heiterm Lebensgenuß zu stimmen?

Ihnen dieſen Gefallen weit billiger erzeigen. Ich überdachte, oder vielmehr ich ſuchte den wunderbaren Gedanken zu enträthſeln, den der Schöpfer hatte, als er in Einem ſo viele Jahrhunderte vereinte, als er auf denſelben Fleck Menſchen von den wunderlichſten Eigenſchaften und Geſchmacksrichtungen zuſammenwarf, wovon die einen dem 12. oder 15., die andern dem 30. oder 40. Jahrhunderte anzugehören ſcheinen.""

„Über Daſſelbe", antwortete ich, „habe auch ich unzählige Mal nachgedacht."

„„Und was, was"", ſagte mit Haſt der Dichter, „„„was haben Sie endlich davon errathen?""

„Errathen, ich habe nichts errathen; doch habe ich mir eine Meinung darüber gebildet."

„„Und was für eine?"" fragte er mit ungewöhnlicher Neugierde.

„Ich glaube", ſagte ich, „Gott wollte den Menſchen dieſes Jahrhunderts, welche die wahren Herren der Welt ſind, ein Muſter von den Bewohnern des Himmels und der Hölle geben und warf die der Jahrhunderte, die da kommen ſollen als Muſter der Engel und jene der vergangenen barbariſchen Zeiten als Probe der böſen Geiſter auf die Erde."

„„Was für Enthuſiaſten ſind die Spanier!"" rief Hugo von neuem aus und heftete ſeinen Blick auf das Feuer und blieb ſtumm. „„Es kann ſein"", ſprach er, nach einer Weile ſich zu mir wendend; „„ich bin entſchloſſen, ja, ich werde zwei Jahre in Spanien zubringen; zu Madrid, nein, denn Madrid iſt ſehr neu und proſaiſch. Ich werde nach Burgos gehen, nach Cordova, nach Toledo. Dort lebt ſich's beſſer, inmitten von Ruinen und ſchönen Erinnerungen, unbekannt mit Allem, außer mit den Monumenten, ohne daß Jemand mit dem Finger auf Einen zeige wie in dieſem neuigkeitsſüchtigen Paris, ſprechend: Da geht er!""

Während er noch dieſe Worte ſprach, ließen ſich ſchon in den zunächſt anſtoßenden Gemächern flackernde Lichter wahrnehmen, und bald darauf trat in das, in dem ich und der Dichter uns befanden, Hugo's reizende Gattin, begleitet von zwei Mädchen und mehren jungen Freunden des Hauſes. Der Dichter, welcher Vater iſt und Enthuſiaſt, lief haſtig auf ſeine Töchter zu, um ſie zu küſſen, und zog ſich mit einer derſelben, einem Mädchen von ungefähr acht Jahren, in den entfernteſten Winkel des Salons zurück, ohne ſich weiter um die übrige Geſellſchaft zu bekümmern. Ich behielt dies ungleiche Paar immer in den Augen, wiewol ich des Anſtandes halber bei den eben Eingetretenen, lauter ſehr ausgezeichneten jungen Literaten, zurückblieb; aber die Converſation war, aus einer Urſache, die mir nicht erlaubt iſt anzugeben, ſchleppend und froſtig, und nachdem ich eine gute Weile meinen unbändigen Charakter zu bekämpfen geſucht hatte, erhob ich mich und begab mich in die Nähe des Dichters und ſeiner Tochter. Dieſer erzählte eben, wie es ſchien, eine Anekdote, und das Mädchen horchte ihm mit unglaublicher Aufmerkſamkeit zu. Keines von Beiden bemerkte, daß ein Dritter ihnen zuhöre. Als ich hinzutrat, war die Erzählung ſchon ſehr weit vorgerückt, und Alles, was ich davon noch vernehmen konnte, iſt ungefähr Folgendes:

„Der Mann, ohne ſich um das Jammern zu bekümmern, ergriff die Sterbende bei den Haaren, und indem er ſie ſich über die Schulter warf, richtete er ſeine Schritte nach dem Garten. Er mußte über viele Treppen, und die Todte laſtete ungemein ſchwer, und ſo, ſobald er erſchöpft war, warf er ſie zu Boden, und ſie bei dem Haargeflechte nachſchleppend, verfolgte er ſeinen Weg. Die Kleider zerfetzten ſich, die Pflanzen zerknickten, und die Erde ward blutig und der Leichnam entſtellt. Da durchkreuzte ein Blitz die Gegend, und der Mann ſprach: Das iſt der rechte Ort. Er ergriff ſeinen Spaten, machte eine Grube und warf ſein Opfer hinein und ſagte dann: In dieſem Bette, fürchte ich nicht, daß du ihn empfängſt — und er ſank hin am Fuße eines Baumes. Es war kalt und hölliſch finſter, und die Geier ſtürzten ſich auf ihn und hackten ihre Schnäbel in ſein Fleiſch. Der Mann rang ſeine Arme, ſeine Zähne, knirſchten und die Geier beluſtigten ſich mit ihm. Des andern Morgens, als die Bewohner des Hauſes in den Garten kamen, fanden ſie einen Leichnam in einer Grube und die Gebeine eines Mannes unter einer Eiche."

Das Mädchen wünſchte, daß ihr der Vater noch mehr Hiſtörchen erzählte, aber der Dichter erhob ſich, und indem er ſich tauſend Mal die Augen rieb, rief er mit lauter Stimme: „Es iſt eine traurige Sache, meine Herren, Augen zu haben und keinen Gebrauch von ihnen machen zu können." Da nahte ſich ihm einer der anweſenden Jünglinge und ſprach: „Laßt uns gehen." Beide begaben ſich in ein anderes Gemach, und von einem geheimen Talisman fortgezogen, folgte ich ihnen. Sie traten in eine Studirſtube ein, und der Jüngling ſetzte ſich auf den Stuhl, der vor dem Tiſche ſtand, und Hugo auf einen Armſeſſel auf der entgegengeſetzten Seite, von wo er weder die Federn, noch Den, der ſie bewegte, ſehen konnte. Er legte die Hand an die Stirne, und als wenn er ſie recitirte, dictirte er einige wunderſchöne Verſe voll der herrlichſten Bilder, voll Poeſie und Innigkeit. Manchmal wurde er außerordentlich weich, manchmal heftig bewegt, und als die Begeiſterung vorüber war, erhob er ſich, nahm das Papier, las es mit Rührung und verſchwand durch eine innere Thüre. Der Jüngling, der ſoeben als Schreibgehülfe gedient hatte, und ich verließen bekümmert die Stube und kehrten in den Salon zurück; er ſtand ſchon leer. Wir durchliefen das ganze Haus, und Alles war verlaſſen und ſtumm; ... kurze Zeit darnach befand ich mich, voll Schmerz und Bitterkeit, wie aus einem lethargiſchen Schlafe erwachend, auf der Place royale vor Victor Hugo's Hausthüre.

Sollte dieſes Bild eines hochromantiſchen Dichterlebens nach der Natur (oder vielmehr der krankhafteſten Unnatur) gemalt ſein, ſo wäre es allerdings ſonderbar und ein wahres Cabinetsſtück; dann aber hätte man auch alle Urſache, für den Verſtand der Herren Salas und V. Hugo zu fürchten und vor Allem das Töchterchen des Letztern zu bedauern; — se non è vero, è mal trovato!

Wenn man nun dieſe Überſchätzung der franzöſiſchen Modeſchriftſteller ſieht, wenn man erfährt, daß die Spanier zwar dem Cervantes Monumente errichten, aber zu Victor Hugo wallfahrten, und ſtatt des „Don Quijote" und der „Novelas ejemplares" „Notre Dame de Paris" und die „Contes drolatiques" zu Muſtern nehmen (die freilich viel leichter erreichbar ſind), ſo wird man ſich nicht mehr wundern, auch im „Artista" ſo viele „Cuentos fantásticos" zu finden und darin, wie in allen Nachahmungen, gerade das Manierirte und Verfehlte der Originale noch überboten zu ſehen.*) So hat der gewiß talentvolle Herausgeber, Herr Eugenio de Ochoa, der ſonſt die Vorzüge der großen vaterländiſchen Dichter ſo richtig zu würdigen

*) Von günſtigerer Vorbedeutung iſt es, daß in neueſter Zeit eine „Sammlung ſpaniſcher Novellen" („Coleccion de novelas originales españolas") erſchienen iſt, die wieder im alten Nationalſtyle nach dem Muſter der unübertrefflichen „Novelas ejemplares" geſchrieben und mit vielem Beifall aufgenommen worden ſein ſollen. Bei dieſer Gelegenheit ſagt eine madrider Zeitſchrift mit Recht: „Esto (retornar) vale mas que desfigurar los caracteres históricos, trastornar los hechos, y atribuir á los Españoles un carácter que no tienen, solo por llamarse imitadores de Victor Hugo y de Balzac. ¡Qué ceguedad! ¡Seguir modelos tan monstruosos teniendo á Cervántes!" (Vgl. „Magazin f. d. Literatur d. Auslandes", 1838, Nr. 106, S. 424.)

weiß, auch der Mode gehuldigt und z. B. eine solche phantastische Erzählung, die dem Schilde, das sie aushängt, in der That entspricht, u. d. T.: „Luisa. Cuento fantástico" gegeben, woraus wir um so mehr ein paar Paragraphen in wörtlich treuer Übersetzung als Probe von den jetzigen „Novelas ejemplares" hersetzen wollen, als er sich darin das Ansehen gibt, eine deutsche Volkssage zu behandeln, und es für uns ergötzlich sein muß, zu erfahren, was für eine wunderliche Vorstellung die Spanier durch das Medium der französischen Romantik von uns bekommen haben.

I.

Das Land der geheimnißvollen Abenteuer, das Vaterland der Sylphiden und Undinen, der Lieblingsboden der Zauberer und Hexen ist Deutschland; das traurige, das neblichte Deutschland! Seine Haine, so alt wie die Welt, so schwarz wie die Hölle, sind der Zufluchtsort unzähliger Kobolde und Gespenster; die Ufer seiner breiten Seen, eingehüllt in aschgrauen, auf der Erde lastenden, undurchdringlichen Nebel, sind dicht besetzt mit festen Ritterburgen, sämmtlich Schauplätze der wunderbarsten Abenteuer. Und wie sollte es auch anders sein? Haust doch in jeder eine mächtige Fee, die bald zwischen den Pfeilern ihrer gothischen Kapellen, bald in den wirr sich durchkreuzenden unterirdischen Gängen, bald zwischen ihren ungleichen Zinnen, bald endlich in dem feuchten Grabgewölbe, wo die alten Burgherren in ihren steinernen Särgen den ewigen Schlaf schlafen, ihren Wohnsitz aufschlägt.

II.

An den Ufern des Rheins steht ein festes Schloß aus Stein, das vor 300 Jahren einem sehr mächtigen Baron gehörte. Dieser Baron hatte eine Tochter von 16 Jahren. Über diese finden sich in der Chronik, die der damalige Schloßkaplan, ein von den neuen Lehren Luther's schon sehr angesteckter Mann, niederschrieb, folgende Worte: „Die Gräfin Luise ist das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter, der Freiin Mathilde, die für das schönste Weib im Reiche galt; ihre Augen haben die Farbe des Himmels an einem Frühlingsmorgen; ihr zartes Antlitz deckt die Blässe des Mondes; ihre graulich-blonden (rubio ceniciento; letzteres ist abermals ein Lieblingsepitheton der neuspanischen Romantiker) Haare glänzen wie Silber, wenn der Strahl der Sonne sie trifft; ihr Leib ist so zierlich und biegsam wie eine Palme des Orients; überdies ist in ihrem ganzen Wesen, ich weiß nicht was so Ätherisch-Idealisches, das eine himmlische Natur verräth." So ist die Gräfin Luise, die einzige Tochter des Barons von Steinlonberg (sic).

Natürlich war dieses „himmlisch-vollkommene" Wesen der Augapfel und der Stolz ihres Vaters, der, „wenn er sie sah vor einem Crucifixe knieend, mit über dem Busen gekreuzten Händen und thränenfeuchten Blicken zum Himmel um die Erhaltung seines Lebens flehend, oder für die verblichene Mutter mit Inbrunst betend, oder wenn er sie mit einer Stimme so süß wie die der Engel, hingebeugt wie eine Lilie über ihre Harfe von Ebenholz, die süßen Tirolerballaden (baladas tirolesas) singen hörte", sich kaum hätte entschließen können, von ihr sich zu trennen, wenn der Kaiser selbst um ihre Hand bei ihm geworben hätte. Dem Kaiser hatte zwar Luise ebenso wenig Lust, ihre Hand zu geben, wol aber Arthur, dem Könige ihres Herzens.

Dieser war einer von jenen Jünglingen, weiß wie der Schnee, leidenschaftlich und romantisch, an denen Deutschland solchen Überfluß hat; eines von jenen erhabenen, melancholischen Wesen, deren Typus man in Schiller und Mozart ausgeprägt findet, eine Art von aus dem Himmel verbannter Engel, verdammt durch ein ungerechtes Schicksal, unter den Menschen zu leben. So war auch der Jüngling Arthur.

(Der Beschluß folgt.)

Gegen-Notiz,

veranlaßt durch die Notiz in Nr. 356 d. Bl. f. 1838.

Im Original des fraglichen Schöppenbriefes heißt es nicht vren, wie gedruckt ist, sondern vrien, was nur Freie bezeichnen kann. Gleichwol bin auch ich später auf die Vermuthung gekommen, daß hier ein Schreibfehler vorgefallen sein möchte, wie ich handschriftlich in Exemplaren, welche sich Redactionen zum Behuf der Recension ausgebeten, bemerkt habe (z. B. für die berliner „Jahrbücher"), obwol es in den niedersächsischen Urkunden jener Zeit durchaus nicht gewöhnlich ist, die Tageszeit mit Uhr zu bezeichnen, sondern ganz allein mit Stunde. Wenn es aber in dem gedachten Schöppenbriefe wirklich vren heißen soll, so macht der Verf. jener Notiz, während er verbessern will, statt eines gar zwei Fehler. Er übersetzt nämlich die Stelle: „und hebben lathen soyken van XII vren an wynte VII vren na myddage" „und haben lassen suchen von zwölf Uhr ohne Wende (d. h. unausgesetzt) sieben Uhren (d. h. sieben Stunden) nach Mittage". Da sieht nun wol Jeder leicht ein, daß es übersetzt werden muß: „und haben lassen suchen von zwölf Uhr an bis sieben Uhr Nachmittags". So wußte also der Herr Corrector nicht, daß wynte oder wente altdeutsch bis heißt und führte noch dazu einen, in keinem Zeitalter nachzuweisenden und an sich schon unglaublichen Sprachgebrauch ein: „sieben Uhren lang suchen lassen"!! Der Hr. Corrector mag also sowol mit diesem als mit seinem „ohne Wende" nur immerhin eine Wende zum Rückzug machen. Schließlich bemerke ich, daß ich später nachfolgenden, dem obenerwähnten ganz ähnlichen und von denselben Personen ausgestellten Schöppenbrief aufgefunden habe, welcher über jenen vollständiges Licht verbreitet. Auch in diesem läßt sich über die Dauer des Suchens aus den Schriftzeichen durchaus nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Denn man kann ebenso wol by dage und by avende lesen, als vii dage und vii avende.

Den Ersamen vorsichtighen Borgermestern unde Rade der Stat Dorpmunde unsern bysundern guden frunden gesz

Ersamen bysundern ghuden frunde. So y unss latest gescreven und Trympen uwen Deyner myt gesand heben, zo beseyn laten und to soyken in dem gerichtz boke des fryenstols to arnsberge in dem bomgarden die gelegenheit Lambert selters frygreven, so leyte wy dar na lesen by (vii) dage und by avende dussen jegenwordigen Steffen bringer dusses breves in jegenwordicheit uwes deyners trympen vorgs., as hie ju lichte wol mach berichtz heben, alse men do to der tyt de gelegenheit nicht en vand des vorgj. Lambertz, bevole wy Steffen vorgescr. dat gerichtz bok mit mer boken to dem selven gerichte horende dar ynne to soken, die sich truwelyke beyde in unsen bywesen und affwesen darynne bewist und gearbeydet hevet und henz der sache Lambertz gelegenheit gefunden, die dan syns frygreven amptz und fryscheppen amptz entsat ist, as ju des Steffen dusse jegenwordige scry und affscryfft geven sall, so as dat in dem gerichtz boke gescreven steit; den wy iu send, so hie eyn arm man is, dat bodenlon selves to verdeynen, dem wilt synen arbeit lonen und bodenlon geven. Und wes wy ju sus oder anders to willen moghen, do wy alle tyt gerne Gebedet to unss gescrs under unss eyns segel up den frydach neist na sunte severynss dage anno dñi LX quinto.

Cord die Wrede to Redern
Johan Heszeler keiner zo arnsberge.

Dortmund, den 2. Januar 1839.

Dr. W. Thiersch.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 43. — 12. Februar 1839.

Zur ſpaniſchen Literatur.
Zweiter Artikel.
(Beſchluß aus Nr. 42.)

Dieſer „ſchneeweiße" Jüngling wird, als er eines Nachts verabredetermaßen der „Himmliſch-Vollkommenen" einen Beſuch durchs Fenſter machen will, von dem davon unterrichteten Baron erſchlagen. Nichtsdeſtoweniger erſcheint zur verabredeten Stunde ein ſchwarz geharniſchter Ritter auf einem rabenſchwarzen Roſſe unter Luiſens Fenſter, und ſie befindet ſich, ohne zu wiſſen, wie, plötzlich bei dem Ritter auf dem Pferde. Fort geht's über Stock und Stein; endlich hält der Ritter, in dem Luiſe Arthur erkannt hat, am Eingange einer Höhle; dort hebt er ſie ſehr artig vom Pferde, und um ihr auf ewig Lebewohl zu ſagen, reicht er ihr die Hand und begehrt einen Kuß von ihr. Als er aber den Eiſenhandſchuh abzieht, erblickt ſie die Knochenhand eines Gerippes, und als er den Helm abnimmt, grinzt ſie ein Todtenſchädel an. Sie flieht voll Grauſen und halb wahnſinnig in die Höhle; aber, o neues Wunder! dieſe verwandelt ſich in eine magiſch erleuchtete, ſüß duftende, lieblich tönende Kryſtallgrotte, in deren Hintergrunde ſie auf einem Trauergerüſte von Muſcheln und Seegras die Leiche eines Jünglings erblickt, über die überirdiſch ſchöne Frauengeſtalten ſich weinend beugen. Von unwiderſtehlicher Sehnſucht fühlt ſie ſich hingezogen und erkennt in dem todten Jünglinge abermals ihren Arthur; die weiblichen Geſtalten aber ſind Undinen, und eine derſelben iſt Arthur's Mutter, die Luiſen zärtliche Vorwürfe über den frühen Tod ihres Sohnes macht. Luiſe, voll Wehmuth und Schmerz, ſtürzt ſich auf den Leichnam des Geliebten; kaum hat ſie ihn aber umarmt, als ſie von einem plötzlich hervorſtürzenden Strome mit ihm fortgeriſſen wird. Als des folgenden Morgens Luiſens Vater ſeinen Erzfeind, einen benachbarten Baron, mit all ſeiner Macht angriff, wurde er aufs Haupt geſchlagen, und als er, nachdem Alles verloren war, flüchtig die Wälder durchirrend, endlich erſchöpft an dem Ufer eines Waldſtromes niederſank, ſah er in demſelben zwei feſt ſich umklammernde Leichen von den toſenden Fluten fortgetrieben, in denen er ſeine Tochter und Arthur erkannte. Bald darauf ſtarb er im Wahnſinn.

Übrigens iſt dieſes Beiſpiel noch keines von den ärgſten; ſo hat es D. Pedro de Madrazo, ebenfalls ein junger Mann, dem man poetiſches Talent nicht abſprechen kann, in ſeiner phantaſtiſchen Erzählung von „Yago Yask", einem wahnſinnigen Künſtler, in nach franzöſiſcher Art noch übertriebener Hoffmann'ſcher Manier und in einem affectirt-dunkeln, genial-abrupten Style, noch beiweitem überboten. Kurz, auch die Helden und Heldinnen unſerer ſpaniſchen Romanticiſten ſind, wie die ihrer franzöſiſchen Muſter, meiſt aus dem Zucht- und Tollhauſe genommen, und es iſt in der That nicht zu verwundern, wenn dieſe Maler des Wahnſinns ſelbſt zuweilen von ihren Bildern bezaubert ſcheinen!

Haben wir nun ohne Schonung die lunares des „Artista" enthüllt, ſo wird unſer Lob um ſo unverdächtiger erſcheinen. Und in der That enthält er des Lobenswerthen viel; ſo ſind unter den zahlreichen Gedichten (außer einigen anonymen von folgenden genannten Verfaſſern: Ventura de la Vega, José und Salvador Bermudez de Caſtro, Jacinto de Salas y Quiroga, Francisco de Laiglesia y Darrac, José Auguſto und Eugenio de Ochoa, Eugenio Floran, Francisco Grandallana, Julian Romea, Pedro de Madrazo, M. Alcalde, José Zorilla Moral, F. de la P. y Apezechea, Gerónimo Moran, Leop. Aug. Cueto, Marcelino Azlor, Luis de Uſoz y Rio, M. de Rementeria, Mariano Roca de Togores, J. Francisco Pacheco, J. de Caſtro y Orosco, Gabr. Garcia y Taſſara, Manuel Breton de los Herreros, J. F. de Zaragoza, Joaquin Maria Bover de Roſelló, Enrique Orero de la Cruz und José de Espronceda), die überhaupt nicht nur in der Form und meiſt auch in der Wahl des Gegenſtandes ein viel nationaleres Gepräge, ſondern auch in der Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe viel freier von fremdem Einfluſſe ſich erhalten haben, viele gute und einige treffliche (wie z. B. „Las catacumbas" von Gerónimo Moran, die Ode „Al vino" von Luis de Uſoz y Rio, „El Dia de difuntos" von José Bermudez de Caſtro, „Fantasia nocturna" von Mariano Roca de Togores, die witzige Letrilla: „No es oro todo lo que reluce" von M. Breton de los Herreros, „El contrabandista" von José Zorilla Moral). So iſt es ein erfreuliches Zeichen von der Beachtung, die endlich auch in Spanien das Volksmäßige gefunden hat, und von der nationalen Tendenz des „Artista", daß er unter

den ſtehenden Rubriken: „Costumbres" und „Supersticiones populares", eine Reihe von Artikeln über Volksfeſte, ländliche Gebräuche und Volksaberglauben (aus letztern erſehen wir, daß auch in Spanien *) der Hexenglaube noch nicht ganz ausgerottet ſei) mittheilt. Auch finden ſich in den vorliegenden Heften ein paar ſehr anziehende Volksſagen bearbeitet, wovon die eine in alter Sprache und im Style der „Crónica general" („Historia de Leonor Garavito", von José Bermudez de Caſtro), zwar mit vielem Geſchick, aber, wie uns dünkt, ganz unnöthig, denn die echte Volksſage bedarf dieſes künſtlich nachgemachten Coſtumes nicht und bleibt, wenn auch noch ſo alt, ewig jung.

Sehr dankenswerth iſt auch die Fortſetzung der biographiſch-kritiſchen und literar-hiſtoriſchen Aufſätze, und zwar werden diesmal von den Heroen aus der goldenen Zeit der ſpaniſchen Poeſie Alonſo de Ercilla und Lope de Vega und von den Zeitgenoſſen die Dichter M. Breton de los Herreros, Manuel José Quintana, Alberto Liſta und Antonio Garcia Gutierrez und die Schauſpielerin Doña Concepcion Rodriguez, die ſpaniſche Schröder, in eigenen, mit ihren Portraits gezierten Artikeln geſchildert. Da aber der Artikel über die Letztere leider unvollendet geblieben iſt und die Biographien der Übrigen theils allbekannt, theils von uns erſt unlängſt in der „Floresta de rimas modernas castellanas" behandelt worden ſind, ſo können wir uns hier darauf beſchränken, über Don Antonio Garcia Gutierrez Einiges mitzutheilen. Dieſer früher ganz unbekannte Dichter trat 1836 mit einem Drama auf: „El Trovador", das ſelbſt von dem verwöhnten und ſchwer mehr aufzuregenden Publicum der Reſidenz mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde, was ſowol für den Dichter als für das Publicum von um ſo erfreulicherer Vorbedeutung iſt, als dieſes Stück ganz im alten Nationalſtyle geſchrieben ſein ſoll. Wenigſtens erinnert die Scene, die als Probe im „Artista" mitgetheilt iſt, durch Einfachheit und Kraft des Styls und einen ſchlagend lebendigen Dialog in der That an die großen Meiſter des 17. Jahrhunderts. Don Antonio wurde in dem Städtchen Chiclana im Juli 1813 geboren, kam 1821 nach Cadiz, um nach beendeten Vorbereitungsſtudien die mediciniſchen Vorleſungen in dem Collegium von S.-Fernando zu beſuchen; da er aber mehr Neigung zur Poeſie als zum Studium der Arzneikunde hatte, verließ er bald wieder dieſe Laufbahn und das väterliche Haus, indem er ſein Glück in der Reſidenz verſuchen wollte, wo er auch 1834 eintraf und mit ſeinem „Trovador" es in der That gemacht hat. Er hat ſich unter die Freiwilligen der Königin (voluntarios de Isabel II.) einreihen laſſen. *)

Unter den literar-hiſtoriſchen Notizen ſind beachtenswerth z. B. die von J. Colom y Colom aus Sevilla mitgetheilten „Noticias de poetas cómicos sevillanos" (nämlich: Lope de Rueda, Juan de Malara, Juan de la Cueva, Luis de Belmonte Bermudez, Ana Caro y Malleni, Diego Jimenez de Enciſo, Feliciana Enriquez de Guzman, Gerónimo Guedeja y Quiroga und Fernando de la Torre Farfan, ſämmtlich aus dem 16. und 17. Jahrhunderte), die mehre Daten aus handſchriftlichen Quellen, vorzüglich aus Rodrigo Caro's noch ungedrucktem Werke: „Los claros varones de Sevilla" enthalten; und die, ebenfalls von J. Colom mitgetheilte Nachricht über dieſen Rodrigo Caro aus einem andern ungedruckten Werke deſſelben: „Memorial de la villa de Utrera, su autor el Lic. R. Caro. Lo escribió el autor en el año de Nuestro Redentor 1604. Copiado por el codice que está en la librería del convento del Carmen de Utrera, escrito por el P. Fr. Franc. Rosado, lector jubilado del órden de Mínimos, año de 1607" (dieſe Copie befindet ſich gegenwärtig in der Bibliothek der Kathedrale von Sevilla), worin es heißt: „A las ruinas de esta ciudad (de Italica) hice una cancion cuando alli llegué año de 1595: por variar un poco la leccion la pondré aquí" (welche Cancion auch im „Artista" ganz mitgetheilt wird), woraus ſich denn das merkwürdige Factum ergibt, daß die ſo berühmt gewordene „Oda a las ruinas de Italica" von dem gefeierten Sevillaner Francisco de Rioja (geb. zu Ende des 16. Jahrhunderts, geſt. 1659) großentheils nur eine Nachahmung dieſer bis jetzt unbekannt gebliebenen Cancion Caro's ſei, und daß daher eigentlich dieſem der Ruhm der Erfindung gebühre. Dieſe intereſſante Entdeckung iſt wieder ein neuer Beleg zu dem uralten „Sic vos non vobis" etc., und es wird von nun an Pflicht der Literaturgeſchichte ſein, dieſe Schuld des Zufalls(?) gut zu machen und einen Theil des Ruhmes des vielgeprieſenen Großinquiſitors (bleibt doch dem Dichter der „Epiſtola á Fabio" deſſen noch genug!) auf ſeinen Landsmann, den kaum dem Namen nach bekannt gewordenen Licentiaten, zu übertragen.

Über die Tonkunſt enthalten die vorliegenden Hefte nur wenige Aufſätze, unter denen die Biographien des nun berühmteſten ſpaniſchen Operncomponiſten D. Ramon Carnicer, von Eug. de Ochoa, und des tüchtigen Pia-

*) So gilt z. B. in Andaluſien als ſicheres Mittel, Hexen und Unholden den Eingang zu verwehren, ein an die Thürſchwelle feſtgemachtes Geflechte von Getreidehalmen, gewöhnlich in Kreuzesform (die man dann machen darf, wenn die ins Feuer geworfenen Ähren ſprazelten), oder ein an den Fenſtern befeſtigtes Bündel von Hauslauch (siemprevivas, deren Zahl, der der Dreifaltigkeit entſprechend, nie mehr und nie weniger als drei ſein darf), und oft hat man dann Schlangen, Ratten und anderes Ungeziefer, in deren Geſtalt die böſen Geiſter ſich einſchleichen wollten, todt vor ſolchen Fenſtern gefunden.

*) Das „Foreign review" (Nr. XLII, Juli 1838, S. 470 u. 471) gibt über ihn und ſein Stück folgende nach dem Obigen zu berichtigende Notiz: „The theatres of Madrid were of late overflowing nightly to see a dramatic curiosity, namely, a play written by an uneducated and wholly illiterate(?) man, a serjeant in the spanish army. The singularity of the circumstances under which it is produced is said to be the least merit of ‚El Trovador', which is admitted by competent judges, to develope dramatic talent of a very high order."

niſten und Componiſten D. Santiago de Maſarnau (deſſen wir als des einſichtsvollſten und thätigſten Mitarbeiters dieſes Faches am „Artista“ in unſerm erſten Artikel bereits gedacht haben, und von dem wir an einem andern Orte Gelegenheit haben werden, ausführlicher zu ſprechen), von Pedro de Madrazo, allein von allgemeinerm Intereſſe ſind. Beide ſind mit den Portraits der Künſtler geziert.

Wien, im November 1838.

Ferdinand Wolf.

Neuere franzöſiſche Romane.

1. La comtesse de Servy, par Mad. *Angélique Arnaud.*

G. Sand mit ihrem glänzenden Talente und blendendem Style ſchuf jenes neue Romangenre, worin die Lebensereigniſſe nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, während die Erlebniſſe des Herzens den erſten Platz einnehmen, das Sentiment vorwaltet und die Analyſe der Leidenſchaften in ihrer ganzen Entwickelung die Thatſache verdrängt. Die geſchlechtliche Liebe iſt das belebende, Alles beherrſchende Princip, und um ihre Obmacht im glänzendſten Lichte zu zeigen, ſetzt man ſie mit den geltenden Ideen in Conflict, in ein revolutionnaires Verhältniß zu der Geſellſchaft. Endlich, und darin verletzt man Erfahrung und Wahrheit, ſucht man in einem und demſelben Herzen die aufopferndſte, edelſte und dichteriſch zarteſte Liebe mit den niedrigſten Leidenſchaften und den verächtlichſten Neigungen zu vereinigen. So wählt man auch zum Helden des Romans etwa einen Galeerenſklaven oder doch einen Wüſtling, einen Spieler, einen Menſchen, an deſſen Laufbahn zu Anfange wie zu Ende das Verbrechen ſteht; aber man will dieſe herabgekommene Menſchennatur durch die Liebe veredeln und erheben. Aus dieſen Elementen iſt auch der Roman der Madame Arnaud gemiſcht; die Verfaſſerin hat ſich G. Sand zum Muſter genommen und theilt mit ihr Fehler und Vorzüge. Ihre Schreibart iſt im Ganzen rein und wohllautend, wenn auch etwas zu geſchraubt. In Romanen, worin, wie in dem gegenwärtigen, die pſychologiſche Zerſetzung faſt den ganzen Raum einnimmt, iſt es Sache der Nothwendigkeit, das Intereſſe durch den Reiz der Schilderungen lebendig zu halten. Talent muß der Verfaſſerin übrigens zugeſtanden werden.

2. L'évêque d'Autun, par *Siméon Chaumier.* Zwei Bände.

Chaumier hat bereits zwei ſchlechte Romane geliefert: „L'hôtel de pet-au-diable“ und „La tavernière de la cité“, voller Ungereimtheiten in Styl wie in Gedanken. Aber in ſeinem neuen Werke belehrt er uns, daß er von einer philoſophiſchen Tendenz geleitet wird, und daß wir demnach nur Ignoranten ſind, wenn wir die Tiefe ſeines Gedankenlebens nicht erfaſſen. Er führt ſeinen Roman: „L'évêque d'Autun“, mit einer Art Vorrede ein, welcher er den Titel: „Esthétique littéraire“, gegeben hat, und worin er behauptet, er habe in ſeinen Romanen eine trilogie des moeurs aufgeſtellt, nämlich ſo: er ſchildere in dem erſten, „La tavernière“, den homme-désir; in dem zweiten, „L'hôtel de pet-au-diable“, den homme-passion; in dem dritten den homme-regret. Nämlich désir iſt die Jugendlichkeit des Herzens, passion iſt die Mannheit des Herzens, und regret iſt das Alter des Herzens. Weiter iſt die Jugend der Zuſtand der Unerfahrenheit unter den Menſchen; die Männlichkeit der Anſtoß in der Berührung der Menſchen; das Alter die Enttäuſchung der Menſchen. Unerfahrenheit aber iſt Herumtappen; Anſtoß iſt Berührung; Enttäuſchung iſt degoût. Unerfahrenheit iſt die ideale Kraft der Leidenſchaft; Berührung die relative Kraft der Leidenſchaft; degoût die poſitive Kraft der Leidenſchaft. Wer dieſe ſogenannte synthèse passionnelle noch nicht gefaßt hat, gebe ſich die Mühe, die drei Romane des Hrn. Chaumier durchzuleſen, um ſich die nöthige Aufklärung zu verſchaffen. Außerdem ſind dieſe Romane in weitläufiger und ſchwerfälliger Schreibart verfaßt, und ſo ſchreiben und die Leidenſchaften analyſiren, wie Chaumier gethan, heißt nach den Worten eines franzöſiſchen Kritikers das Papier ſchwarz machen, um es der Beſtimmung entgegenzuführen, von Gewürzkrämern zu Tüten verwendet zu werden. Es iſt ein trauriger Gedanke, daß dieſe pomphaften Worte, langathmigen Phraſen und philoſophiſchen Redensarten die glänzende Ausſicht geben, den Taback eines Invaliden oder den Kaffee einer Portière als Tüte einzuhüllen.

3. Comment tout finit, par Mad. *A. Dupin.* Zwei Bände.

Die Verfaſſerin hat die Tendenz ihrer Erzählungen mit dem ihnen vorgeſetzten Motto: „N'appelons heureux que celui qui a fini ses jours dans une douce prospérité“, hinlänglich angedeutet; dieſe Erzählungen enden ohne Ausnahme tragiſch, und die Verf. hat ihr Talent bis auf die Nagelprobe ausgeſchöpft, um beiſpielsweiſe darzuthun, daß keine Exiſtenz glücklich zu nennen iſt und der Ausgang einer jeden den glänzenden Schein Lügen ſtraft.

4. Une maîtresse de François I, par Mad. *Gottis.* Zwei Bände.

Abermals eine Dame; die franzöſiſchen Frauen ſind merkwürdig productiv und ſchreibſelig. Übrigens iſt der Roman der Madame Gottis nur mittelmäßig und mit einer prätentiöſen Einfachheit geſchrieben, welche, ſtatt naiv zu ſein, läppiſch und lächerlich wird. Sie behandelt darin die Geſchichte der ſchönen Ferronière und die ſchreckliche Rache, welche der beleidigte Ehemann für den königlichen Ehebruch genommen hat.

5. Une marquise d'autrefois, par *Ed. de Beaumont-Vassy.*

Das Erſtlingswerk eines noch jungen Schriftſtellers, welches ſich durch die Bewunderung des Adels von ehemals und eine ziemlich ausgeſprochene religiöſe Geſinnung bemerkbar macht. Der Styl iſt einfach und nicht ohne Anmuth.

6. Un médecin d'autrefois, par *Fabre d'Olivet.* Zwei Bände.

Die Geſchichte des famöſen Paracelſus, romantiſch verarbeitet. Der Verf. läßt ihn eine geheimnißvolle Rolle in den Bewegungen des 16. Jahrhunderts ſpielen; er ſtellt ihn als das Mitglied einer geheimen Geſellſchaft von Anabaptiſten und jungen Hitzköpfen dar, welche ſich an die Spitze der im Aufſtande gegen den Adel begriffenen deutſchen Bauern ſtellten. Auch Stephan Dollet, der die Buchdruckerkunſt übte und eines Druckfehlers wegen zum Feuertode verurtheilt wurde, tritt darin auf. Der Roman iſt gut geſchrieben und an unterhaltenden Verwickelungen faſt allzu reich, ſodaß der Leſer gar nicht zu Athem kommt. In mehren Scenen bekundet ſich ein beträchtliches Talent; die bizarren Eigenheiten jener gährenden Epoche ſind wahr und energiſch aufgefaßt und geſchildert.

7. La salle d'armes, par *A. Dumas.* Zwei Bände.

Dies Buch enthält zwei Erzählungen: „Pauline“ und „Pascal Bruno“. „Pauline“ iſt eine weiter fortgeführte und detaillirtere Epiſode aus deſſelben Verf. „Impressions de voyage“ und nach der Behauptung eines franzöſiſchen Kritikers intereſſanter als alle ſeine „Impressions“ zuſammen. Die Erzählung hat zwar nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, aber der Styl iſt voller Reiz, das Ganze trotz ſeiner Fehler ſehr anziehend. Pauline hat ſich vermählt, und wie ſie glaubt, an einen jungen, durch ſeinen Muth berühmten Edelmann, der aber nichts Geringeres iſt, als der Anführer einer Räuberbande. Sie entdeckt das Geheimniß bei einer ſchrecklichen Gelegenheit. Zwei Räuber ſtreiten ſich um eine von ihnen entführte junge Frau, als Paulinens Gemahl plötzlich, um dem Streite ein Ende zu machen, durch einen Schuß die junge Frau tödtet. Pauline, verborgene Zeugin dieſer Scene, ſtößt ein Geſchrei aus, fällt in Ohnmacht und findet ſich, als ſie erwacht, in einem Kerker eingeſchloſſen; vor ihr liegt ein Billet, worin ihr die Wahl gelaſſen wird, ſich zu vergiften oder zu verhungern. Aber in Folge einiger außerordentlichen Umſtände wird Pauline befreit, und es findet ſich, daß ihr Befreier ſie ſchon vor ihrer Verheirathung geliebt hat. Paulinens ſchändlicher Gatte fällt durch den jungen

Mann; aber durch Kummer aufgerieben, stirbt Pauline ihm nach. Man sieht, daß sich diese Erzählung nicht durch den Stoff, sondern nur durch die Behandlung von unsern deutschen Rettungs- und Räubergeschichten unterscheidet. „Pascal Bruno" ist eine Episode aus der Geschichte Murat's, als dieser den unglücklichen Versuch machte, den Thron von Neapel wiederzuerobern. Die Erzählung ist nicht ohne Interesse, aber voll Übertreibungen.

8. Chacun son tour, par Mad. *Camille Bodin*. Vier Bände.

Unter diesem Titel hat Madame Bodin ihre Erzählungen gesammelt, die im Ganzen besser sind als ihre Romane. Gute Beobachtungen und ziemlich gut gezeichnete Charaktere finden sich darin, doch sind manche Erzählungen höchst dürftig und mittelmäßig.

9. Aventures d'Alphonse Doria. Zwei Bände.

Der Verf. hat sich nicht genannt, aber sein Buch hat Interesse, sein Styl ist einfach; von dem Tadel allzu großer Breite kann man den Verf. nicht freisprechen.

10. Seule au monde, par *Alph. Brot*. Zwei Bände.

Eine traurige Composition, ein trauriger Styl! Alph. Brot hat die Erwartungen, die er anfangs erweckte, nicht befriedigt, er sinkt Schritt für Schritt tiefer; von redlichem Wollen und Studiren ist bei ihm gar nicht die Rede und sein Sentiment unwahr.

11. Le chevalier Robert, par *Charles Didier*. Zwei Bände.

Didier füttert seine Romane mit den Beobachtungen, die er auf seinen Reisen gesammelt hat; sein Aufenthalt in Rom lieferte ihm den Stoff zu seinem „Rome souteraine", sein Besuch in Tanger den Stoff zum „Robert". Dies jüngste Product seiner Muse ist eine Composition, die weder an Kraft der Auffassung, noch an Fülle der Einbildungskraft, noch an Reiz des Details mit „Rome souterraine" in die Schranken treten kann. Es geht den französischen Schriftstellern jetzt wie im Allgemeinen auch den deutschen. Ein einziges Werk reicht hin, den Autor zu erschöpfen, und der rasch und reich emporgequollene Strom seines Talents versiegt plötzlich im Sande der Mittelmäßigkeit. Der Gedanke, aus welchem der „Chevalier Robert" hervorgegangen, ist allerdings ein hoher, edler Gedanke; der Verf. will die Strenge des Charakters und der Sitten im Gegensatze zur Zügellosigkeit und zum Sensualismus hervorheben; aber die Intriguen sind zu gewöhnlich und die Begebenheiten zu unwahrscheinlich, als daß sie der nobeln Tendenz nicht Abbruch thun sollten. Der Stoff würde für einen Journalartikel hinreichen, der Styl ist nachlässig und trägt dazu bei, den Roman zu einem durchaus mittelmäßigen Producte zu machen. Didier hat in der „Revue des deux mondes" einen Brief über Tanger veröffentlicht, welcher viel pikanter ist und diesen langgedehnten Roman an Interesse beweitem übertrifft.

12. Donatien, par *P. Chevalier*. Zwei Bände.

Eine einfache, aber interessante Erzählung, deren Stoff einer bretagnischen Volkssage des letzten Jahrhunderts entnommen ist. Eine junge Rosenjungfer (rosière) hat zwei Liebhaber, einen jungen Seemann, voll Muth und Feuer, und einen mehr sentimentalen, den Sohn der Divorce oder der Hexe von Piriac. Simonne entscheidet sich für den Seemann, heirathet ihn und hat die gegründetste Aussicht auf eine glückliche Ehe. Aber die Divorce, welche ihren Sohn verschmäht und der Verzweiflung anheimgefallen sieht, schwört, sich an Simonne zu rächen, und findet hierzu Gelegenheit. Der Seemann, der einige Monate verreist war, kehrt zurück und findet seinen Hausstand um ein junges Töchterlein vermehrt. Er überläßt sich der lebhaftesten Freude; aber einige von der Zaubrerin hingeworfene Worte erwecken in ihm Argwohn und Eifersucht, er bildet sich ein, daß Simonne ihn betrogen habe; die Divorce schürt das Feuer; Simonne, unschuldig, sieht sich der Schande anheimgegeben, Alle, selbst ihre Verwandten, meiden sie, sie flieht und sucht in den Felsen ihr Asyl. Später erweist sich die Unschuld der jungen Frau und das schändliche Spiel der Hexe; das Volk, entrüstet, reißt die Alte aus ihrer Hütte, schleppt sie an das Ufer des Meers, bindet sie an einen Pfahl und tödtet sie mit Steinwürfen.

13. Le dernier marquis, par *J. A. David*. Zwei Bände.

David ist ein unverzagter Feuilletonist, der sich kaum Zeit nimmt, die Feder zu schneiden. Kaum vergeht ein Tag, ohne daß sein Name in irgend einem Journale Parade stände. Er liebt es, pathetische, recht herzzerreißende Scenen zu schildern, und marschirt in den Reihen Derjenigen, welche das Feuilleton seiner alten lebhaften Munterkeit berauben, um ihm das traurige Gewand des bürgerlichen Trauerspiels zum größten Vergnügen des Publicums anzuziehen. „Le dernier marquis" ist eine von jenen Episoden, die man verlängert und ausdehnt, um zwei Octavbände zu füllen. Der Verf. hatte die Absicht, den letzten von jenen Marquis des alten Régime zu schildern, welche ihr Leben damit hinbrachten, Schulden zu machen, Maitressen zu halten und Orgien aller Art zu feiern. Er läßt diesen letzten Marquis sein Jahrhundert überleben und stellt ihn dar, wie er zuletzt von tausend Verlegenheiten erdrückt ist, welche ihm die Sitten und neuen Einrichtungen einer durchaus veränderten Zeit verursachen, die gegen alle Privilegien so ausnehmend auf der Hut ist. Diese so glänzende Existenz, welche von Fest zu Fest, von Vergnügen zu Vergnügen taumelte, nimmt unter Elend und Schande ihr trauriges Ende. Indeß, fragt ein französischer Kritiker, ist unser Jahrhundert denn viel sittlicher als das Jahrhundert der Marquis? Die Marquis haben wir abgeschafft, aber der Industrieritter, und unter ihnen selbst Literaten, haben wir eine ansehnliche Zahl. Sie sind freilich nicht privilegirt und der Tag, an dem sie die Verirrungen ihrer Jugend schwer büßen müssen, bleibt nicht aus. Elend und Schande pochen früher oder später an ihre Thüre, und die öffentliche Meinung ist heutzutage ein Tribunal, dem sich Niemand entziehen kann. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat David's Roman einen moralischen Hintergrund, der nicht ohne Verdienst ist; aber der Verf. hat seinen Gegenstand nicht hinlänglich erschöpft und den möglichsten Gewinn daraus nicht zu ziehen gewußt. 23.

Miscellen.

Zu der Zeit, als die „Andachten der Vernunft" in Frankreich gäng und gäbe waren, hielt der Procurator des pariser Stadtraths, Chaumette, eine gotteslästerliche Predigt, worin er nach dem Beispiel des Schauspielers Monvel den Allmächtigen herausforderte: „Wenn du vorhanden bist, warum schleuderst du nicht auf mein Haupt deine Donnerkeule und zerschmetterst mich?" Einige Wochen später wurde Chaumette zum Richtplatz geführt. Da erhob sich aus der Menge eine volltönende Stimme und rief: „Chaumette, Bösewicht, heute sendet dir der Höchste seine Donnerkeule!" (C'est aujourdhui, que l'être suprême t'envoie ses carreaux.) Dem Schwärmer, der schaudernd erblaßte, ging das Schreckenswort durch Mark und Bein.

Bei Gelegenheit der Absendung des Kaisers Napoleon nach St.-Helena äußerten sich die „Times", dieser Urphilister der englischen Zeitungen, folgendergestalt: „Diese Insel ist keineswegs ein sicherer Verwahrungsort für Staatsgefangene, und wenn man ja den abscheulichen Mörder des Menschengeschlechts nicht verdientermaßen mit dem Tode bestrafen wolle, so hätte man ihn wenigstens, mit Ketten belastet, in ein unterirdisches Gefängniß werfen sollen, wo ihn weder Sonne noch Mond beschien und Niemand Zutritt zu ihm hätte als ein Priester, um das schwere Unternehmen, in seiner blutdürstigen Seele Reue zu wecken, wenigstens zu versuchen." So die „Times" von 1815. Wie unendlich umgestaltet hat sich seitdem die Zeit; die „Times" aber sind ihren damaligen Grundsätzen noch heute getreu! 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 44. — 13. Februar 1839.

Betrachtungen über Diplomatie von Friedr. Kölle. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Man entschließt sich oft sehr schwer, über ein Buch eine Meinung vorzutragen, wenn alle Welt schon Beifall gerufen hat. Die „Betrachtungen" des Herrn Kölle waren kaum an das Licht getreten, als alle jungen Deutschen sich freueten, so genial ein fragmentarisches Fenster geöffnet zu sehen, durch welches sie in das heimlichste aller heimlichen Gemächer von außen hineinblicken konnten. Gutzkow machte gleichsam als ältester Diplomat des jungen Deutschlands — wie Graf Appony als Repräsentant der alten Schule den König in Frankreich im Namen der übrigen Diplomaten beglückwünscht — die ersten stimmführenden Honneurs, und selbst Menzel stimmte diesmal mit ihm überein.

Nach solchen Vorgängen könnte man billig schweigen. Hr. Kölle würde sich jedoch wundern, wenn ein so gelesenes Blatt wie dieses seine Schrift ignorirte. Weder er noch sie hat das verdient. Vor Allem müssen wir bemerken, daß dieses Werk, obgleich es aus Aphorismen zu bestehen scheint, nach einem bestimmten, sehr wohl gedachten Plan geordnet ist. Oft wird man versucht, zu glauben, der Hr. Verf. habe ursprünglich ein Handbuch schreiben wollen, um eine Lücke in der Literatur auszufüllen. Als Anleitung für junge Diplomaten könnte seine Arbeit noch gelten, wenn deren Verstand gereift genug wäre, die Logik der Anordnung zu würdigen. Das kleine Werk ist in 11 Abschnitte und 366 Paragraphen zerlegt. Der erste gibt Geschichtliches und schaut in das Alterthum, das Mittelalter und die Zeit bis zur französischen Revolution zurück. Gleich in dem ersten Paragraphen sagt der Hr. Verf.:

Lange wurde die Diplomatie als Zunftgeheimniß behandelt; der Wissende schrieb nicht; der Schriftsteller hatte sie nicht durchdrungen. Nun, da die englische, ja die nordamerikanische Weise alle Äußerungen des Lebens der verschiedenen Staaten verändert, möchte es an der Zeit sein, auch die so sehr verkannte Diplomatie zu brachten, gerade herauszusagen, was sie ist, was sie sein könnte und sein sollte, und wie die alten Asklepiaden wenigstens Werkstücke zu einem künftigen Baue zu liefern.

Dieses Vorhaben hat der Hr. Verf. festgehalten. Jeder neue Paragraph enthält einen besondern Satz, und zu jedem sind Materialien für den Beweis geliefert. Diction und Styl sind äußerst rund, klar und rein; die Eleganz des Drucks gab jedem Paragraphen einen hinreichenden Spielraum im Weißen; man könnte daher, wenn man zumal die zahlreichen weißen Blätter zwischen jedem Abschnitt mit rechnete, wol sagen, daß man nur 323 halbe Seiten zu lesen habe. Da der Hr. Verf. nicht mehr schreiben wollte, konnte er allen Fleiß auf die Form wenden. Der Drucker konnte nicht zurückbleiben; das Buch, welches, wie man glauben sollte, vorzugsweise in die Hände der Diplomaten zu fallen bestimmt ist, muß mit Manchetten und überhaupt mit vieler weißen Wäsche versehen sein. Es ist Thorheit, sich einen Diplomaten ohne Manchetten zu denken. Die höchste und einfachste Sauberkeit im Anzuge gehört zum Diplomaten, dem totus teres atque rotundus. Hr. Kölle schreibt so reinlich, und doch hat er über die Sauberkeit der äußern Erscheinung eines Diplomaten so gut wie nichts gesagt. Gleichwol gibt es berühmte Diplomaten, die bei der besten Dressur von Jugend auf nicht zu reden wissen, ohne zu stottern und zu sprudeln. Man muß Geduld mit ihren Schwachheiten haben, da man weiß, wie sie mit ihren starken Anlagen schaden könnten. Der zweite Abschnitt behandelt die Neuzeit und charakterisirt in fünf scharfen Sätzen die fünf Großmächte, von denen bekanntlich die übrigen in ein untergeordnetes Rangverhältniß gestellt worden sind. Dann wird der Schauplatz weiter enthüllt. Im dritten Abschnitte läßt der Verf. den Diplomaten seine Laufbahn beginnen; er hat die Überschrift: Befähigung. Von hier geht der Verf. zum Organismus des Ministeriums des Auswärtigen in einem vierten Abschnitt fort und deutet die beste Ordnung in der Kanzlei eines Gesandten, die Arbeiten und Qualificationen der Arbeiter an. Der Repräsentation ist der fünfte, dem Verkehr der Diplomaten der sechste, den Berichten und der Landeskenntniß der siebente, den Unterhandlungen der achte und dem Rückzuge der letzte Abschnitt gewidmet.

Dreißig Jahre hat Hr. Kölle über diesen Betrachtungen zugebracht, wie er in seinem Vorworte berichtet. Wer das nonum prematur in annum so festhält und lauter Aphorismen schreibt, verdiente den äußersten Tadel, wenn er nicht jedes Wort auf 323 halben Seiten auf die rechte Stelle geschoben hätte und jeden Satz vollkommen so

gewählt vortrüge wie Thucydides. Auch iſt nicht zu bezweifeln, daß ein Diplomat, der dreißig Jahre lang beobachtet, Vieles ſehen und, wenn er Geiſt genug hat, wie Hr. Kölle, Vieles abſtrahiren könne. Wenn wir aber fragen, was der Inhalt dieſer Betrachtungen ſei, ſo müſſen wir vor allen Dingen bezweifeln, daß ein junger Diplomat der Neuzeit, wenn er auch alle 366 Paragraphen auswendig lernte, von Natur die ſchönſten Anlagen zum Fach hätte, auch gut geſchult und gut erzogen wäre, damit einen Hund vom Ofen zu locken vermöchte, geſchweige einen alten Diplomaten der frühern Periode.

Für wen alſo iſt dieſes Büchlein geſchrieben? Für uns Andern, die wir nie Diplomaten werden können und werden wollen. Bedanke dich alſo zuvörderſt, Publicum, daß dich ein Eingeweihter mit in den Tempel nahm, dich in das Allerheiligſte führte und dein menſchliches Auge vor dem blendenden Glanze des verſchleierten Bildes ſchirmte. Für uns Bürger iſt es beſtimmt, die an Recht, Sittlichkeit und Tugend, an Wahrheit und an eine gewiſſe Schönheit des Lebens in den gebildetſten Kreiſen der civiliſirten Geſellſchaft glauben. Wird es locken oder abſchrecken? Wir wiſſen es nicht! Das Büchlein iſt ſo intereſſant, der Hr. Verf. hat ſo viel Geiſt, er ſchreibt ſo elegant, und doch — bei Gott, wenn etwas die Diplomatie der Zeit in den Augen des Bürgerthums noch verdächtig machen könnte, ſo würde es die Schrift des Hrn. Kölle thun. Alles, was wir im gemeinen Leben abgefeimt nennen, häuft ſich auf die Vollendetſten der Zunft, wenn ſie nicht ſind, wie er es wünſcht. Alles iſt Berechnung, ſelbſt das Maß ihrer Ehrlichkeit gegen ihre Vollmachtgeber, ihrer Herren und Fürſten! Nur die größte Geübtheit, die Schwächen Anderer zu erlauern und zu misbrauchen, das iſt die Diplomatie, welche Hr. Kölle als exiſtent bezeichnet! Sie iſt eine höchſt ſonderbare Thätigkeit des Menſchengeiſtes! Keine Erwärmung, kein Enthuſiasmus, kein Wohlwollen, keine Liebe — nichts, nichts als Trug und Täuſchung iſt dieſe Diplomatie. Ihr zum Dienſt müſſen alle Kräfte der geiſtig bevorzugteſten Naturen auf vollkommene Gleichgültigkeit, Kälte, Glätte und Verſtellung ein ganzes Leben hindurch gerichtet, es müſſen die Jahre der Kraft damit vergeudet werden! Und doch will Hr. Kölle gar noch Schulen für eine ſolche Kunſt, wie er ſie nennt. Sollte wol der geiſt- und würdevolle Pölitz, ſollte der ſittlich-enthuſiaſtiſche Rotteck, wenn ſie einen beſondern Unterricht oder einen Curſus auf wiſſenſchaftlichen Anſtalten für Diplomatenſchüler vorſchlagen, ſich Schulen dabei gedacht haben, in welchen alle jeſuitiſchen Kunſtgriffe ſich mit einmiſchen würden? Um Gottes willen, nur keine beſondern Schulen für ein Handwerk, welches ſchon zunftmäßige Auswüchſe genug hat und nur Dem die Meiſterſchaft zuerkennt, der von der Menſchheit ſich am weiteſten entfremdete.

Man muß ſelbſt lange Diplomat geweſen ſein, um Das, was man getrieben hat, mit dem edeln Worte: Kunſt, zu bezeichnen. Irren wir nicht, ſo hat man Hrn. Kölle lange in Rom geſehen. Bei ſeiner Gabe, Betrachtungen anzuſtellen, hätte man glauben dürfen, daß er die Gelegenheit, über das Wort Kunſt ſich einen würdigern Begriff zu bilden, nicht überſehen haben würde. Die Diplomatie, welche das argliſtige Rom ſeit Jahrhunderten und auch in dieſem Augenblicke wieder übt, hätte zu einer Vergleichung auffodern können. Treten wir näher an dieſen Sprachbegriff, um uns zu überzeugen, zu welchen Künſten die Diplomatie gehöre. Das alte deutſche Wort: kunne, iſt der Stamm. Überſetzen wir es mit arg und liſtig, wie manche Überſetzer des „Nibelungenlied", ſo thun wir dem Charakter wehe. Kunſt bezeichnet die vermögende Kraft des Geiſtes und Körpers, die hervorbringende, geſtaltende, ausübende Fähigkeit des Menſchen und den Inbegriff der Geſetze ſowie die verſchiedenen Gebiete menſchlicher Hervorbringungen. Subjectiv heißt Kunſt die beſonnen wirkende menſchliche Kraft und deren Ausübung im Gegenſatze von der Natur; objectiv iſt Kunſt der Inbegriff aller Grundſätze und Ausübungsregeln, deren Anwendung in irgend einem Gebiete menſchlicher Thätigkeit erfodert wird, um etwas hervorzubringen, d. h. zu machen. Nun wird bekanntlich ein Hauptunterſchied unter den ſchönen und den mechaniſchen Künſten ſtatuirt. Wir fragen Hrn. K., in welche Ordnung ihm beliebe ſeine Kunſt zu bringen? Gewiß, es muß eine neue Definition gegeben werden, und zwar nach Hegel'ſchen Principien! Bis jetzt kannten wir nur eine poſitive Kunſt und bekümmerten uns um die negative wenig, um jene zu erkennen. Hier erfahren wir, daß es wirklich eine negative Kunſt gebe, und in der That hat die Sprache ſchon den negativen Begriff in den Worten: Verſtellungskunſt und Teufelskünſte.

Im Ganzen ſcheint uns auch Hr. Kölle für unmöglich zu halten, daß ſich bei der Diplomatie ein Charakter ganz rein erhalten könne. Zwar will er, daß dieſes Ziel erreicht und die Ehre nicht nur öffentlich, ſondern auch im Geheimen bewahrt werde; allein wir möchten fragen: legt nicht Hr. Kölle zu wenig Gewicht auf die Gabe zu überzeugen, die Beredtſamkeit und jenes aus allen Zügen eines hochgebildeten, ſittlich ſtarken und klugen Mannes leuchtende Wohlwollen, welches ſtets das Nützlichſte und Beſte für Alle erſtrebt und kein ſichereres Ziel kennt, als der Menſchheit Gutes zu thun? Ein Diplomat ohne dieſe eminente Eigenſchaft iſt der gefährlichſte aller Staatsdiener. Mit ihr iſt ihm das große Feld ſeiner poſitiven Thätigkeit gegeben, ohne ſie iſt er ein bloßer Caſuiſt und hat mithin nach Goethe alle Anlage zu einem Teufel. Legt Hr. Kölle ferner durch ſein ganzes Werkchen hindurch nicht wieder zu viel Gewicht auf die äußern Vollkommenheiten des Handwerks, auf die Kanzleieinrichtung, den Bureaudienſt, die Sicherheit im Chiffriren und Dechiffriren, auf die Fertigkeiten im äußern Benehmen, die Diſſimulation, die Schlauheiten, die Myſtificationen, die Liſten und Ränke, um den Gegner ſeine Straße ſacht zu führen? Hat er dies Alles nicht mit dem diplomatiſchen Schleier der Eleganz überzogen, den wir mit Schauder lüften, und deſſen hintergrundliches Bild

uns Entsetzen vor der Möglichkeit menschlicher Bestrebungen auf den Höhen des Lebens einflößen muß?

Ein Mann, welcher über alle innern Bedingungen der Dauer socialer Verhältnisse, über das ewige sittliche Princip hinwegsieht, hat von Natur Anlage zum Diplomaten, wenn er sonst Fähigkeiten genug besitzt. Dies ist bisher die Meinung gewesen, und es ist keine Frage, daß sie es so lange bleiben muß, als die Richtungen des Zeitgeistes nicht anerkannt werden. Der Geist, der stets verneint, kann kein guter sein; er wirkt auflösend auf die Gesellschaft. Er hat in neuerer Zeit sich auch des Bürgerthums und sogar der Literatur zu bemeistern gesucht. Der Nichtanerkennung eines Volkswillens ist eine Verneinung der nothwendigen Herrscherrechte gegenübergetreten; diese gegenseitige öffentliche Unsittlichkeit hat die Sitte selbst erschüttert, und daher jene Erscheinungen in der Literatur, die man mit dem Namen des jungen Deutschlands bezeichnet, und deren Ernährer Goethe und Byron sind.

Um aber die Gefahr für die Gesellschaft deutlich zu machen, welche in der oben angedeuteten Meinung von den nothwendigen Eigenschaften eines Diplomaten liegt, wollen wir auf eine Erscheinung aus dem Leben Bezug nehmen. Unter dem gemeinen Haufen, der nicht gelernt hat, Klugheit und Redlichkeit für zweierlei zu halten, genießen die Geschäfts- und Gelegenheitsmacher, die Deutschadvocaten und Rabulisten eines hohen Ansehens. Diese Menschen, die sich in alle Verhältnisse der Familien und des Besitzes vermöge ihrer herzlosen Glätte und vorgespiegelten Theilnahme eindrängen, sind der Fluch der Gesellschaft und mit Recht von Staatswegen möglichst nicht gelitten. Wer Gelegenheit gehabt hat, diese arglistigen Geschöpfe zu beobachten, zu verfolgen und zu entblößen, dem werden die Betrachtungen des Hrn. Kölle über Diplomatie die traurige Gewißheit aufdringen, daß in den gebildetsten Sphären der civilisirten Gesellschaft zu häufig noch Das für eine Kunst gelte, was im bürgerlichen Leben für Verbrechen gehalten werden muß.

(Der Beschluß folgt.)

Travels in the Himalayan Provinces of Hindustan and the Panjab; in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara. By *William Moorcroft* and Mr. *George Trebeck*. From 1819 to 1825. Prepared for the press by *Horace Hayman Wilson*. Zwei Bände. London 1837.

Die Reihe der kühnen Reisenden, welche als Opfer ihres Unternehmungsgeistes und ihres Bestrebens, die Wissenschaft zu fördern, in fremden Erdtheilen eine frühe Beute des Todes wurden, ist leider schon allzu lang, und nur verhältnißmäßig wenige hatten sich eines Glückes zu erfreuen, das unter unsern Landsleuten z. B. Humboldt, Pöppig und Hügel zu Theil wurde, die gesund und unversehrt wieder ins Vaterland zurückkamen. Auch Moorcroft, einem der kühnsten und entschiedensten Männer, die jemals weite und gefahrvolle Reisen unternahmen, war es vom Schicksale nicht vergönnt, die Seinigen wiederzusehen; nachdem er Jahre lang Mühseligkeiten und Gefahren aller Art durch seine Beharrlichkeit überwunden, und ihnen männlich Trotz geboten hatte, raffte ihn ein bösartiges Fieber in Turkestan dahin. Er hat seinen Ruhm mit Verdrießlichkeiten, körperlichen Leiden und einem frühzeitigen Ende erkauft. Er war der erste Europäer, der die gigantische Kette des Himalaya überstieg, die Quellen des Indus und Setledsch besuchte und die Lage der heiligen Seen Rawanrhad und Manarosawara bestimmte, bis zu welchen letztern nach ihm kein Anderer wieder vorgedrungen ist. Er unternahm seine Reisen, ohne von der indischen Regierung Unterstützung zu erhalten, ja, die zweite ward von derselben entschieden gemisbilligt. Auf der ersten drang er, vom Capitain Hearsey begleitet, bis zu dem Lande vor, wo die zahlreichen Heerden weiden, deren Wolle zu den weltberühmten Kaschmirshawls verwebt wird; er eröffnete seinen Landsleuten den Weg, auf welchem sie jenes werthvolle Product seitdem bezogen haben. Späterhin faßte er den Entschluß, die Pferdezucht in Hindostan zu verbessern und zu diesem Behufe Hengste und Stuten von der herrlichen turkestanischen Race einzuführen. Ein ihm befreundeter Eingeborener, Mir Izzet Ullah, reiste daher in seinem Auftrage über Kaschmir, Le in Ladakh, Yarkand, Kaschgar, Kokan und Samarkand nach Buchara und nahm seinen Rückweg nach Indien über Balkh, Khulm, Bamiam und Kabul. Die Nachrichten, welche er mittheilte, bewogen Moorcroft zu dem Entschlusse, seine zweite Reise zu unternehmen, auf der wir ihm theilweise folgen und deren wichtigste Momente wir hier kurz berühren wollen. *)

William Moorcroft war aus Lancashire gebürtig, studirte in Liverpool Wundarzneikunst, wandte sich aber bald auf John Hunter's Rath der Thierarzneikunde zu, vervollkommnete sich in derselben besonders während seines längern Aufenthalts in Frankreich und bekam nachher in London eine sehr einträgliche Praxis, die ihn freilich oft in nahe Berührung mit ungebildeten Leuten brachte. Dieser Umstand, und daß eine Speculation, gußeiserne Hufeisen an die Stelle geschmiedeter einzuführen, fehlschlug und ihn viel Geld kostete, bewog ihn, eine Stelle als Gestütdirector der ostindischen Compagnie in Bengalen anzunehmen. Im Mai 1808 verließ er London zugleich mit Wilson, der damals nicht ahnete, daß er einst Moorcroft's Tagebücher herausgeben würde.

Nachdem er einige Jahre in Indien gewesen war, unternahm er seine erste und später zu dem oben angegebenen Zwecke seine zweite Reise, wiewol der Generalgouverneur ihm nicht einmal einen Brief an den König von Buchara mitgeben wollte. Einen officiellen Charakter hatte er daher nicht; er trat als Kaufmann auf und führte für Rechnung des kalkuttaer Hauses Palmer eine Menge Waaren bei sich, deren Werth etwa 4000 Pfund Sterling betragen mochte. Seine Begleiter, die Eingeborenen ausgenommen, waren diesmal George Trebeck, ein junger Mann aus Kalkutta, der trefflich zeichnete und in der Erdkunde wohl bewandert war, und ein junger Arzt, Namens Guthrie.

Moorcroft verließ 1819 gegen Ende des October Bareilly, um durch einen Theil des Pendschab und über den Himalaya zu reisen. Aber erst am 12. December, als die Jahreszeit schon so weit vorgerückt war, daß er nicht mehr daran denken

*) Die Resultate seiner ersten Reise, die Übersteigung des Niti-Ghat, die Entdeckung der heiligen Seen, der Setledsch- und Indusquellen hat Ritter („Asien", Bd. 2, S. 504, zweite Aufl.) nach einem Auszuge aus den „Asiatic researches", Bd. 12, mitgetheilt. Er bemerkt: „Die vollständigen Reisetagebücher sowol von der ersten wie von der zweiten Reise würden ein wichtiges Geschenk für die Wissenschaft sein." Dem großen Orientalisten Wilson verdanken wir nun dieses Geschenk. Über die zweite Reise spricht Ritter (S. 549 fg.) nach einzelnen Bruchstücken und Briefen, welche bisher in englischen Zeitschriften erschienen. Doch enthält das vollständige Werk Wilson's eine Menge wichtiger und neuer Daten und Beobachtungen, besonders über Ladakh.

durfte, über den Nitipaß gerades Weges nach Ladakh zu gelangen, kam er zu Josimar an und wandte sich deshalb nach Srinagur, um von Randschit Singh Erlaubniß auszuwirken, über den Kulupaß gehen zu dürfen. Im J. 1796 als Capitain Hardwicke sich in dieser Stadt befand, strömten Tausende von Pilgern dorthin, um sich im heiligen Ganges zu baden; jetzt aber lag sie in Folge eines Erdbebens, einer Überschwemmung, und weil sie 1812 von den Ghorkas eingenommen und ausgeplündert worden war, zur Hälfte in Trümmern. Zu Tiri sah Moorcroft, wie ein alter Mann sich dem Mahadewa dadurch wohlgefällig zu machen suchte, daß er sich an einem langen, von dem Gipfel eines hohen Baumes schräg bis zur Erde hinabgespannten Seile sechzehnmal hintereinander herabließ: eine Andachtsbezeigung, die dem Frommen außer dem Geruche der Heiligkeit auch eine gefüllte Tasche brachte. Wir übergehen, was Moorcroft über seine Reise, dem südlichen Fuße des Himalaya entlang, mittheilt, und machen nur darauf aufmerksam, daß er jedes Gewässer, das größte wie das kleinste, ferner jeden Tempel, jedes Dorf, ja, jeden Weiler, welchen er berührte, sorgsam verzeichnet und angegeben hat. Die meisten dieser Dörfer sind nur spärlich bewohnt, weil das übrigens betriebsame Volk zu arg unter dem Drucke und der Raubgier der Gewalthaber leidet; trotzdem waren die meisten Thäler gut bestellt und lieferten ergiebige Ernten an Getreide, Mohn, Zuckerrohr, Obst, Citronen und Oliven; die Berge waren oben mit Tannen bestanden; etwas tiefer liegen dichte Waldungen von immergrünen Eichen, Walnußbäumen und Pappeln; unterhalb derselben findet man Feigen und Bambusrohr in Menge, auch die Daphne, aus der Papier bereitet wird. Zu Bilaspur am Setledsch erwarb sich Moorcroft die Gunst des Radscha, der ihn anfangs wie einen gewöhnlichen Hausirer behandelte; ging darauf dem linken Ufer entlang bis Dehr und setzte hier über den Fluß auf Dezis oder aufgeblasenen Thierhäuten, die auch in Persien und in andern orientalischen Ländern die Stelle hölzerner Fähren versehen. Hier bei Dehr waren die 31 Fährleute so geübt und mit ihren Obliegenheiten dermaßen vertraut, daß 300 Menschen, 16 Pferde und 200 Ballen Gepäck ohne die mindeste Unordnung oder Gefahr hinübergeschafft wurden. Aber kaum befand sich jetzt Moorcroft im Gebiete Mundi, das dem Randschit Singh gehorcht, als er sich auch schon von einer Schar Bewaffneter umringt sah und, um fernere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, gezwungen war, selbst nach Lahore zu gehen. Er reiste daher am 29. März 1820 ab, ließ Trebeck bei dem Gepäck zurück, wurde vom Maharadscha zu Schahlimar freundlich empfangen, erhielt Erlaubniß, ganz Lahore zu durchforschen, auf jedem beliebigen Wege nach Ladakh zu ziehen, und kam glücklich wieder zu seinen Begleitern zurück. Den Zustand des von der Natur so reichlich gesegneten Pendschab fand er keineswegs blühend; die Satés (Sutties), Witwenverbrennungen, sind in manchen Gegenden noch so häufig, daß zuweilen nicht weniger als 30 Weiber auf einmal sich opfern, oder zum Flammentode gezwungen werden. Ohne Hinderniß erstieg Moorcroft das Kulugebirge, das dem benachbarten Himalaya an Höhe wenig nachgibt; der Paß von Ritanka Joth, über den 10 Jahre später auch Gerard ging, liegt zwischen 13—13,300 Fuß hoch. Im September erklomm er den Himalaya auf kleinen, etwa 15 Faust hohen Pferden und gelangte bald zu einem herrlichen Wasserbecken, das die von den umliegenden Bergen herabfallenden Bäche aufnimmt, etwa eine englische Meile im Umfange hat und als Quelle des Schinab betrachtet werden muß. Gerard's Messungen zufolge liegt es 16,200 Fuß hoch. Von hier aus ging er durch einen engen Paß, der über die abgerundeten Kuppen der Bara-Lachakette führt, und befand sich nun auf einer Höhe von 16,500 Fuß, während die Berge selbst wol noch 1000 Fuß höher sich erhoben. Gipfel und Abhänge waren mit Schnee bedeckt, der Paß selbst aber war davon frei und bequem zu übersteigen. Wer ihn hinter sich hat, pflegt einen Stein auf einen durch Beiträge zahlreicher Reisenden bereits vorhandenen Haufen zu werfen, an welchem man auch Lappen von allerlei Zeuch befestigt sieht, als Beweis der Dankbarkeit gegen die Götter. Am Ende der Bara-Lachakette fand Moorcroft einen kleinen Fluß, der bald in ein etwa drei englische Meilen im Umfange haltendes Wasserbecken fällt, das klar ist wie der hellste Krystall. Es heißt Pu-nam und der Fluß bekommt, nachdem er dasselbe wieder verlassen hat, den Namen Ling-ti. In ihm erhebt sich ein großer Felsen, der die Grenze des chinesischen Reichs (Ladakh) und des Gebiets Randschit Singh's bildet, denn diesem ist Kulu unterthan. Diese Gegend, welche durch Moorcroft bekannt wurde, ist später von Gerard, Johnston (1827), Hodgson und Fraser gleichfalls besucht worden. Aus Royle's Beobachtungen ergibt sich, daß hier Getreide auf der Südseite bis zu 10,000, auf der Nordseite, in Ladakh, aber, bis zu 12,000 Fuß Meereshöhe fortkommt und gedeiht; Bäume und saftiges Grün reichen aber weit über die Grenze der Cerralien hinaus. Bis 9000 Fuß wohnt der zur Affenfamilie gehörende Entellus; bis ebenso hoch verfolgen Tiger und Leoparden ihre Beute, z. B. Hirsche und Antilopen.

Nach langem Unterhandeln mit den chinesischen Behörden und Widerwärtigkeiten mannichfacher Art gelangte Moorcroft endlich nach Le, der Hauptstadt von Ladakh. Die Straßen waren gedrängt voller Menschen, denn Alles wollte den Feringhi (Franken, Europäer) sehen; neben dem eingeborenen Ladakhi standen Gruppen von Kaschmiris, Kaufleute aus Yarkand in ihren hohen Mützen, barhäuptige Lamas und Weiber in zahlloser Menge. Der Khalun hatte ihm nebst seinen Begleitern ein geräumiges Haus angewiesen, in dem es ihm, der so lange unter keinem festen Obdache geruht hatte, sehr wohl gefiel.

Das Land Ladakh liegt zwar niedriger als die Gebirgsketten, welche es im Norden und Süden begrenzen, es trägt aber im Allgemeinen ganz den Charakter dieser gigantischen Massen an sich, und seine tiefsten Ebenen liegen der Schneegrenze nahe. Es besteht eigentlich aus einer Reihenfolge von Thälern, die von Bergen gebildet werden, welche sich zwar nicht bedeutend über die Hochebene erheben, aber doch weit höher liegen als unsere höchsten Alpengipfel. Le selbst hat mehr als 11,000 Fuß Meereshöhe, ein Theil des nördlichen Districtes Nobra 13,000; die Ghats oder Pässe, welche von Süden her nach Ladakh führen, haben mehr als 16,000 Fuß, und einige Berge, die man übersteigen muß, um aus einem Thale ins andere zu gelangen, wie der Kandu-La, Chang-La und Parang-La ragen noch weit höher empor.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

In Paris erschien neulich ein junger Mensch vor Gericht, welcher aus einem Laden ein Paar Holzschuhe gestohlen hatte, um sie einem kleinen Knaben zu schenken, den er auf der Straße barfuß und frierend angetroffen hatte. Der junge edle Räuber, welcher vor Gericht sehr verschämt war und sich das Gesicht mit seinem Schnupftuche verdeckte, wurde von dem Präsidenten mit einer väterlichen und lehrreichen Ermahnung entlassen.

Die Irritabilität an manchen Thieren ist erstaunenswerth. So bei den Bären des amerikanischen Nordens, die, beiläufig gesagt, zuweilen die Höhe von 6 Fuß und das Gewicht von 1600 Pfund erreichen. Das Herz eines solchen zitterte, auf den Tisch gelegt, noch drei Stunden lang. Auch der Haifisch hat in seinen Muskeln eine erstaunliche Reizbarkeit. Nachdem man einen Hai in lauter kleine Stückchen zerschnitten hatte, waren diese Fleischstücke noch drei Tage lang in Bewegung! 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1839.

Betrachtungen über Diplomatie von Friedrich Kölle.

(Beſchluß aus Nr. 44.)

Sehr wohl hat Hr. Kölle das Gefährliche ſeiner Darſtellungen gefühlt. Jeder Satz, den er gibt, ſcheint eine tiefempfundene Ironie zu athmen. Er ſtellt eine Zukunft der Civiliſation auch in dieſem Zweige menſchlicher Beſtrebungen auf, für die wir keine Hoffnung hegen. Er weiß ſehr wohl, wie es ſein ſollte, und wie es leider iſt. Er will einen edlern Styl, einen tiefern Gehalt, eine ſittliche Würde für dieſes verrufene Fach. Die Mittel, welche er leiſe vorſchlägt, ſind vielſeitig; aber ſie müßten vor allen Dingen in dem Haupte und Herzen eines großen Fürſten Eingang finden. Das Gefühl, der erſte Diplomat zu ſein, der eine Theorie des Fachs im Geiſte des neuern Bürgerthums aufſtellt, blickt melancholiſch überall durch. Eine feine Ader von Médiſance zieht ſich durch das ganze Werkchen; eine ideale Verachtung der adeligen, unwiſſenſchaftlichen Diplomaten aller neuern Schulen und Zeiten weht uns aus den gegebenen Sätzen und Andeutungen an. Einen Reichthum von Betrachtungen menſchlicher Verſchlagenheit und Hinterliſt, ſowie der Irrthümer und Sünden gegen die Menſchheit gaben Praxis und Wiſſenſchaftlichkeit ihm an die Hand. Er fand mit Sicherheit heraus, daß die geübteſten Diplomaten ſich ein ſo hohes Anſehen unter ihres Gleichen erwerben mußten, um die bodenloſeſten Maximen, oft nur durch ein witziges Wort, zu Regeln der ſogenannten Kunſt zu erheben. Der reinſte Jeſuitismus tritt uns überall entgegen; der Zweck heiligt überall die Mittel. Der Diplomat handelt überall für ſeinen Lehnsherrn, dem er Treue, ſich ſelbſt und ſeine Ehre ſchuldig iſt. Mundus — i. e. populus — vult decipi — decipiatur! Eine ſolche Diplomatie will Hr. Kölle nicht. Man leſe z. B. §. 40:

Will man ermeſſen, wie weit die Maſſen in Erkenntniß ihrer wahren Intereſſen vorgeſchritten ſeien, ſo verſuche man es nur einmal, etwas recht Zweckmäßiges zu thun, ſei es auch mit einiger Wagniß. Die Reformen in Preußen zwiſchen 1807 und 1813, der deutſche Zollverein, das Betragen des engliſchen Miniſteriums gegen die Tories mögen hiervon Zeugniß ablegen. Es iſt ſehr erwünſcht, daß die einzelnen Menſchen nicht wiſſen, wie viel Kraft, Böſes zu thun, ſie haben, aber ſehr unerwünſcht, daß die Regierungen nicht ahnen, wie viel Kraft, Gutes zu thun, ohne ſich einer Gefahr auszuſetzen, ihnen gegeben ſei. Habe den Muth, weiſe zu ſein, ſollte man den Herrſchern täglich zurufen.

Und §. 41:

Es mag zugegeben werden, daß die Welt kälter und farbloſer geworden ſei; ſie iſt aber auch klarer und ernſter geworden, und die Öffentlichkeit macht lange fortgeſetzte Täuſchungen unmöglich und zwingt den ihr anheimgegebenen Staats- und Geſchäftsmann zur beharrlichern Durchführung des Sittengeſetzes, als es Religion und Ehrgefühl in frühern Zeiten vermochten. Der Grad der Erbitterung, welchen jene in vertrauten Geſprächen wider dieſe Öffentlichkeit zeigen, gibt einen ziemlich ſichern Maßſtab ab für die Beurtheilung ihres Kopfs und ihres Herzens.

Daher iſt es denn auch gekommen, daß, wie Hr. Kölle ſelbſt geſteht, eine andere Kunſt — die Kunſt, Geld zu verleihen — über die Diplomatie Herr geworden iſt, und daß Botſchafter zuweilen in Vorzimmern von Bankiers warten, bis ſie vorgelaſſen werden. Es iſt dahin gekommen, daß Der, welcher Renten zu emittiren und Curſe zu berechnen verſteht, ein Diplomat ſein kann und in neuerer Zeit ein beſſerer Diplomat und Politiker wirklich iſt als die an Höfen ergrauten. Nur wer richtig rechnet, daß er, nicht, wie Friedrich der Große ſagte, den letzten, ſondern die mehrſten Thaler im Sacke behält, iſt der klügſte Mann der Zeit. Man vergleiche §. 46:

Die bedeutende Erſcheinung unſerer Zeit iſt die beiſpielloſe Macht der Bankiers und überhaupt das Übergewicht des beweglichen Capitals über das unbewegliche, des Talents über die Geburt, der Maſſen und Vereine über die Einzelnweſen, auch wenn dieſe ſehr hochgeſtellt ſind. Rothſchild wurde durch ſein Syſtem der Rentenemiſſionen der Engel des Friedens für die Welt, ſowie der Freiherr v. Stein (bekanntlich nichts weniger als liberal im heutigen Sinne) der Apoſtel der geſetzmäßigen Freiheit durch die allgemeine Wehrverpflichtung. Man hätte zwar vorausſetzen dürfen, daß die Staatsmänner unſerer Zeit nicht nur den Handelsverkehr im Allgemeinen kennen, ſondern auch, daß ſie von der Wahrheit überzeugt ſein müſſen, daß die Handelsintereſſen ſchon ſeit einiger Zeit in der erſten Linie ſtehen; aber manche Erſcheinungen müſſen den Zweifel erregen, ob dieſe Anſicht bereits überall durchgedrungen ſei.

So kleinlaute Geſtändniſſe ſind nöthig, um die Weisheit dieſer Kunſtgenoſſen an dem Witze eines Geldmäklers meſſen zu lernen. Was in einem Jahre jeder Comptoirlehrling eines Wechſelgeſchäftes bis zur gleichgültigſten Fertigkeit bringt, das ſoll Diplomaten in einer Zeit fehlen, wo die Geldbeutel (das juste milieu) überall die Spitze der Geſellſchaft bilden, wo, weil der Mammon Herr der Welt iſt, die Herren der Erde täglich an Achtung in den

Augen der Völker verlieren. Wahrlich, das iſt ein ſeltſames Geſtändniß! Und woran liegt das wol? Weil die Financiers auf eine erreichbare Sache, die heutigen Diplomaten der Verneinung auf eine unerreichbare ſpeculiren; weil jene das poſitive, dieſe das negative Princip vertreten, jene den Vortheil im Gewinnen, dieſe im Nichtverlieren ſuchen. Es wäre Unrecht, wenn wir Hrn. Kölle nicht das Verdienſt laſſen wollten, daß er die ſehr ſchwachen und verderblichen Seiten der heutigen Diplomatie in Folge einer verkehrten Richtung zu ſtaatsrechtlichen und politiſchen Maximen ſehr wohl erkannt habe. Hr. Kölle iſt ein geiſtreicher Beobachter, und ſeine Betrachtungen ſind eine Folge einer höhern Bildung des Geiſtes und beſonders des Herzens, ſonſt würde er nicht die Schwächen der Kunſtgenoſſen ſammt und ſonders an das Licht gezogen und das gerechte Mistrauen gegen ſie und ihre Thätigkeit erhöht haben. Er ruft mit der ganzen Stärke zahlloſer Argumente zu einer liberalen zeitgemäßen Umgeſtaltung der Diplomatie und Politik auf. Er mahnt an die Öffentlichkeit, welche in unſern Tagen ſchnell die Fehler der Großen auch dem Kleinſten im Volke mittheilt, und warnt vor der Gefahr, durch den vermeintlichen Witz der Diplomaten, durch alles Rechtsgefühl kränkende Satzungen das Widerſtreben der Völker gegen eine, der Richtung des civiliſirten Menſchengeiſtes unangemeſſene Politik weiter zu reizen. Er ſieht klar, daß eine neue Zeit angebrochen ſei, daß Alles, und beſonders der Widerſtand gegen die neuern Ideen, die Auflöſung vieler veralteten öffentlichen Verhältniſſe bei nächſter ſtarker Gelegenheit andeute, und daß ſich eben jetzt eine neue Baſis des öffentlichen Rechts bilden wolle. Seine Stimme iſt eine edle Stimme, aber ſie kleidet ihre Worte in reiche Gewänder und zierliche Formen. Die Jeſuitik und Caſuiſtik muß aus der Politik und Diplomatie heraus. Wie die Whigs in England es wagten, den Tories das Ruder aus der Hand zu winden und ihre Grundſätze an die Spitze des Staats zu ſtellen, ſo ſollte jeder Staatsmann den Muth haben, wohlwollend an die Spitze der Zeit zu treten, ſollte ſich aber nicht von ihr zu Trotz und maßloſem Widerſtand fortreißen laſſen. Das iſt die Meinung des Hrn. Kölle, und ein Mann wie er, der in dem Fache ergraute, deſſen Neigungen und Leidenſchaften ſich im Sturme der Zeiten kühlten, der jenes höchſte, humane Wohlwollen gegen ſeine Mitmenſchen in ſeiner Bruſt nährte und ausbildete, der vielleicht ſein edleres Gefühl tauſendfach bekämpfen mußte, um im Geiſte der alten Schule fortzudienen, ein ſolcher Mann darf reden, und das Vaterland wird ſeine Stimme gern vernehmen und es ihm Dank wiſſen, daß er ſpricht.

Wenn es auch ſcheinen möchte, als wenn Hr. Kölle zu hohen Werth auf die Direction der Diplomatenkanzleien lege, ſo können wir doch auch dies nicht tadeln. Die Männer, die zum reinen Mechanismus des Geſchäfts gebraucht werden, müſſen darin klar und taktfeſt ſein, ſonſt gehören ſie in die Expeditionsſtube eines Advocaten oder Gerichtshalters, oder gar in noch tiefere bureaukratiſche Anſtalten. Je höher die Sphäre der Wirkſamkeit, deſto höher müſſen auch die Anſprüche an die Handlanger des Geſchäfts ſich ſteigern. Wer nicht Geiſt und Leben dem Mechanismus einzuhauchen verſteht, iſt und bleibt ein erbärmlicher Stümper in ſeinem Fache. Jedem hochgeſtellten Diplomaten, welcher nicht ſelbſt dieſen Mechanismus beherrſcht, fehlt die rechte Schule und jedenfalls ein klares Vorſtellungsvermögen. Wohl Denen, die ihre Lehrzeit unter einem Kanzleirigoriſten beſtanden, ohne die Luſt zur Sache zu verlieren! Aber noch einmal, wenn dies in wirklichen Schulen für Diplomaten gelernt werden ſollte, wenn dieſe Diplomatenſchulen nach dem Muſter der Mönchsnoviziate (§. 132) gehalten werden ſollten: welche Gefahr, eine ganze junge Generation gleichzeitig mit dem Gifte des in der Diplomatie üppig wuchernden Jeſuitismus zu vergeben, würde daraus entſtehen! Gerade die Jeſuiten- und mönchiſchen Kloſterſchulen hätten Hrn. Kölle an dieſe Gefahr erinnern können. Wo in geſchloſſenen Haufen gleichalterige Menſchen leben, bildet ſich ein Zunftgeiſt aus, und die leichtſinnige Neigung zum Heimlichfrevelhaften in einer Jugend aus den wohlhabendſten Familien würde ſich ſchwerlich hier leichter tilgen laſſen als in andern Anſtalten, die von Reichen vorzugsweiſe beſucht werden. Gibt es keine echt nobeln Geſinnungen mehr in den alten Geſchlechtern, ſo ſuche man ſie in den neuern, man wird ſie finden. Außer einer tüchtigen wiſſenſchaftlichen Erziehung überhaupt iſt nur das Leben die Pflanzſchule der Diplomaten. Alles Zunftmäßige, Einſeitige, Pedantiſche, Schulmäßige ſoll an ihnen gerade abgeſchliffen und nicht erkennbar ſein. Nur Leute, die gar nicht in die Schule gegangen, und blos ein wenig Franzöſiſch von der Bonne, etwas Hiſtorie aus Becker's Weltgeſchichte und die Kenntniß der Redner und Politiker alter und neuer Zeit blos aus dem „Converſations-Lexikon" gelernt, ſollten, und wenn ſie ſich auch für Genies halten wie weiland Ferdinand Wit, nicht zu Diplomaten gemacht werden; ihre Ignoranz und wiſſenſchaftliche Leerheit wird ſie immer nur zu Caſuiſten im ſchlechteſten Sinne des Worts erniedrigen und nichts ſie in ihrem Innern erinnern, daß ſie der ſocialen Sittlichkeit und Vernunft auch in der Heimlichkeit ihres Geſchäfts ſo wenig Hohn ſprechen dürfen als der Alles ſehenden Gottheit.

Wir bezweifeln, daß Diplomaten von Fach das Werk des Hrn. Kölle empfehlen werden. Je mehr es uns ein Spiegel zu ſein ſcheint, der, fein und tadellos geſchliffen, treu das edle Menſchengebild mit ſeinen heimlichſten Verzerrungen zurückwirft, deſto mehr wird es den Diplomaten misbehagen. Um ſo angelegentlicher empfehlen wir dieſe Schrift allen jungen Geſchäftsleuten, deren Herz und Geiſt durch eine redliche Erziehung und durch Wiſſenſchaft für die höchſten Ideen empfänglich und zugänglich gemacht und zu aufrichtiger Selbſterkenntniß befähigt worden iſt. Selbſt der gebildete Großhändler, deren es jetzt ſo viele gibt, wird mit großem Vortheile dieſes Werkchen nicht nur leſen, ſondern ſtudiren und einen Reichthum von tiefen, höchſt nutzbaren Blicken in die Zeit darin finden, den er für all ſein Geld anderswo nicht kaufen

kann. Ein Professor aber, mit Capacität und lebhafter Darstellungsgabe, könnte daraus ein Handbuch für Diplomaten bilden und so die philosophische Facultät auf den Universitäten ebenso bereichern, wie z. B. die Theologen eine Pastoralklugheit oder eine Pastoralwissenschaft und dergleichen aufgestellt und eine Methode in die geistliche Amtsverwaltung gebracht haben.

Beklagen müßten wir, wenn wir Hrn. Kölle durch irgend eine Äußerung zu nahe getreten wären. Nur der Sache, nicht der Person gilt Alles, und die erstere ist so wichtig, daß wir wünschten, die oft so übelverbrauchte Selbstverleugnung aller Diplomaten vor diesen Spiegel stellen zu können. Vielleicht ginge mancher in eins der von Hrn. Kölle vorgeschlagenen Diplomatenklöster, um die Novizen recht inbrünstig zu warnen, Gott, Tugend und Humanität nie aus den Augen und aus dem Herzen zu lassen. 52.

Travels in the Himalayan Provinces of Hindustan and the Panjab etc. By *William Moorcroft* and Mr. *George Trebeck*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Dieses Land, das von den Karakorumbergen im Norden bis zum Himalaya im Süden etwa 200 englische Meilen breit und von Westen nach Osten ebenso lang ist, wird seiner ganzen Länge nach vom Indus durchströmt, der in den Kailasbergen entspringt und in Ladakh den Namen Sin-khabab führt, d. h. der Strom, der aus des Löwen Rachen hervorquillt. Er empfängt hier eine Menge von Rieseln und Bächen; die wichtigsten Zuflüsse sind vom Norden her der Schayuk und vom Süden der Zanskar; bei Le mündet von Norden her der Dras, und im östlichen Theile fließt der Piti, welcher nebst seinen Zuflüssen den Hauptarm des Setledsch bildet. Daß ein so rauhes und hochliegendes Land wie Ladakh dem Ackerbau nicht eben günstig sein kann, leuchtet ein; die Abhänge der Urgebirge werden nur mit Mühe und vieler Arbeit ertragfähig gemacht; wo das Land nicht sorgfältig bebaut ist, da hat es das Ansehen einer öden Wüstenei. Das einzige Bauholz liefern Weiden und Pappeln, und man erblickt kein anderes Grün als tatarischen Stachelginster, Wermuthsträuche, Ysop, Hundsrosen und dergleichen. Auch das Klima ist ein excessives; vom September bis zum Mai friert, graupelt und schneit es; mitten im Winter steht das Thermometer selten über 15°, und am 1. Februar fand es Moorcroft auf 9½° Fahrenheit, während die Sommer ungemein heiß sind; am 4. Juli stieg das Thermometer auf 134° Fahrenheit in der Sonne und hielt sich Nachts auf 74°. Nur eine so bedeutende Hitze macht es möglich, daß überhaupt Getreide reif wird; Gerste, die am 12. Mai ausgesät worden war, ward am 12. September eingeerntet, und in einem 800 Fuß tiefer liegenden Thale konnte dasselbe schon in der Mitte des Juli geschehen. Doch ist der Ertrag gewöhnlich ein sehr lohnender, wiewol eine regelmäßige Düngung nicht stattfindet, auch haben die Chinesen Terrassencultur eingeführt und eine zweckmäßige Bewässerungsmethode. Der Pflug der Ladakhis besteht aus Weidenholz; der Pflugschar ist vorn mit Eisen beschlagen, das Werkzeug selbst wird von Zhoochsen gezogen, einem Thiere, das zwischen dem Bos grunniens und unserm gewöhnlichen Rindvieh mitteninne steht. Außer Gerste wird auch Weizen und Buchweizen gesät, und beide gedihen nicht minder gut; von ungemeinem Werthe für das Land aber ist eine Pflanze, die man dort Prangos nennt, und welche Moorcroft für das beste Futterkraut in der Welt erklärt. Der Same, welchen er 1822 nach England schickte, blieb leider zu lange unterwegs und verdarb. Diese Pflanze wächst, ohne daß man ihr die geringste Pflege angedeihen läßt, überall, in Haide- und Sumpfland, an kalten und warmen Stellen; auch das Longma oder Sandgras gibt ein gutes Viehfutter, macht aber die Thiere nicht fett und wirkt nur auf die Milch. Die Ladakhis bauen übrigens noch Kohl, Rüben, Möhren, Senf, Taback, Rhabarber und ziehen einige Obstarten; sie besitzen Pferde, Esel, Yaks, Rindvieh, Yakmaulthiere, Schafe, Ziegen und Hunde; am wichtigsten ist aber die Ziege, welche die feinste Shawlwolle liefert und auch in Tibet und dem chinesischen Turkestan häufig vorkommt. Kiang oder sogenannte wilde Pferde sind auch häufig.

Die Ladakhis wohnen in ziemlich schlechten, aus Lehmsteinen aufgeführten Häusern, die platte Dächer haben. Die Sparren dieser letztern bestehen aus Pappelholz, das mit Weidengerten durchflochten und mit Stroh und Erde bedeckt wird. Ihre Kleidung wird aus wollenen Zeuchen verfertigt, die Strümpfe sind von Filz oder wollenem Garne; Alle tragen Mützen von schwarzem Tuche. Jedermann trinkt täglich zweimal gesalzenen Thee; nur die Wohlhabenden essen Reis, Fleisch und Gemüse. Ein sehr gewöhnliches Getränk ist Gerstenbier, Buza genannt.

Das Volk ist arm wie das Land selbst; der Radscha und dessen Beamten erheben die Steuern in Natura; die Priester, welche Moorcroft als brave, wohlwollende Männer schildert, werden durch freiwillige Beiträge der Gläubigen erhalten. Die Tempel sind klein und niedrig, gewöhnlich mit einer Reihe roth angemalter, hölzerner Säulen umgeben. Auch Zelums und Anis, Mönche und Nonnen, sind vorhanden; indessen macht der Islam so reißende Fortschritte, daß nach einem halben Jahrhunderte wol ganz Ladakh sich zum Mohammedanismus bekennen wird. Eine herrschende Krankheit ist Blindheit; Moorcroft erwarb sich hohes Ansehen und eine sichere Stellung durch viele glückliche Staaroperationen; auch Kröpfe sind ungemein häufig, besonders bei den Weibern.

In diesem traurigen Lande blieb Moorcroft volle zwei Jahre und machte während dieser Zeit mehrfache kleine Ausflüge von Le aus. Die Höhe des Pfaka-La bestimmte er, wir wissen aber nicht wie, auf 15,000, die des Kanda-La und Parang-La jeden zu 16,000, Manbar 16,500, Chang-La auf 17,800 Fuß; Le selbst hat, wie schon bemerkt, 11,000 Fuß Meereshöhe. Von dieser Stadt aus hatte Moorcroft den Mohammedaner Abdul-Latif nach Yarkand geschickt, um dort bei den chinesischen Behörden Erlaubniß zur Durchreise auszuwirken. Sie wurde ihm jedoch standhaft verweigert, während gerade zu derselben Zeit die indische Regierung ihm, der täglich 40 Menschen zu ernähren hatte, seinen Gehalt nicht mehr auszahlen ließ. Als auch seine Anweisungen in Kalkutta ferner nicht mehr honorirt wurden, gerieth er in die größte Verlegenheit und hätte seine werthvollen Waaren, nur um das Leben fristen zu können, für ein Spottgeld verschleudern müssen, wenn er nicht ganz unerwarteterweise einen wahren Freund in der Noth gefunden hätte. Ein aus Khodschend (Khojand) gebürtiger yarkander Kaufmann nämlich, der früher bei seinem Verkehre mit den Russen Manches über die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist englischer Handelsleute gehört hatte, honorirte die Anweisungen Moorcroft's ohne Weiteres, wiewol er nie zuvor einen Briten gesehen hatte. Die eigenen Landsleute und Mitchristen des Reisenden ließen diesen im Stiche; ein Mohammedaner, der keinerlei Verpflichtungen gegen ihn hat, traut ihm aufs Wort. Dieser Ehrenmann hieß Mullah Partab Bai.

Da Moorcroft nicht über Yarkand reisen konnte, so nahm er nun von Le aus seinen Weg durch Kaschmir, um über Attok, Peschawer und Kabul nach Buchara zu gelangen. Kaschmir ist vor und nach ihm so häufig und ausführlich beschrieben worden, daß wir seine Schilderungen übergehen und nur bemerken wollen, daß er von dort aus Shawlmuster nach England sandte, um der Shawlweberei dadurch neuen Aufschwung zu geben. Seit Bernier Kaschmir als ein irdisches Paradies schil-

derte, was es an sich allerdings ist, hat das Land einen völlig andern Anblick gewonnen. Die Volksmenge, welche früher für das ganze Hochthal auf 800,000 Seelen berechnet wurde, beträgt nach Baron Hügel's Angaben jetzt kaum 200,000; die Hauptstadt liegt halb in Ruinen, viele Häuser stehen öde und drohen den Einsturz; die Einwohner beschäftigen sich meistentheils mit Shawl- und Waffenfabrikation. Kaschmir aber, mit seinem herrlichen Klima, 6000 Fuß über der Meeresfläche liegend, vom Hydaspes bewässert, von schützenden Bergen umschlossen, der üppigsten Fruchtbarkeit sich erfreuend, könnte unter einer nur halbwegs zweckmäßigen Verwaltung mehre Millionen Menschen ernähren.

Nach einjährigem Aufenthalte in Kaschmir, im October 1823, verließ Moorcroft das Land und ging über Peschawer und Kabul nach Buchara. Unterwegs, in Khundus, der Hauptstadt des gleichnamigen Khanats, ward er vom Beherrscher desselben, dem tyrannischen Murad Beg, den auch Burnes als einen der schamlosesten Räuber auf Erden schildert, festgehalten und konnte erst, nachdem er für etwa 20,000 Rupien Waaren eingebüßt hatte, weiter ziehen. Die Stadt Khundus selbst hat eine sehr ungesunde Lage, und dieser Umstand wirkte in Verbindung mit dem vielen Ärger und Verdrusse nachtheilig auf Moorcroft's Gesundheit ein. Aber auch hier fand er einen theilnehmenden Mohammedaner in der Person eines Heiligen, der als solcher einigen Einfluß auf den fanatischen Murad Beg übte und die Freilassung des Engländers auswirkte, ohne auch nur das mindeste Geschenk für seine Bemühungen anzunehmen. Von Balkh, das Moorcroft ähnlich wie Burnes schildert, der es zehn Jahre später besuchte, machte er sich auf den Weg nach Buchara und ging bei Khwaja über den Orus, der dort etwa so breit ist wie die Themse in London bei Temple Gardens. Da er an manchen Stellen fünf Faden Tiefe hat, so wurden die Boote von schwimmenden Pferden gezogen. Nachdem Moorcroft noch einmal in der blühenden Stadt Karsch Halt gemacht hatte, erreichte er endlich Buchara, das Ziel seiner Reise, am 25. Februar 1825.

Weiter theilt Wilson Moorcroft's Tagebuch nicht mit; denn Turkestan ist seitdem von Burnes und Meyendorff ausführlicher geschildert worden. Wir haben hier noch Weniges über die letzten Tage des kühnen Mannes zu berichten. Fünf Monate blieb er in Buchara, dessen König Mir Hyder, ein ebenso beschränkter als sinnlicher und bigoter Mann, ihn ziemlich gut behandelte. In der Mitte des Sommers verließ er die Stadt mit einem Zuge herrlicher Pferde, um nach Hindostan zurückzureisen. Er ging wieder über den Orus am 5. August 1825 und beschloß nun, einen Umweg über Maimana zu machen, wo er noch mehr Pferde aufkaufen wollte. Er schreibt vom Orus aus: „Bevor ich Turkestan verlasse, will ich noch die Gegend besuchen, in welcher man die besten Rosse auf Erden findet. Während der letzten fünf Jahre ist aller Verkehr mit derselben unterbrochen gewesen. Das Unternehmen ist allerdings sehr gewagt, aber le jeu vaut bien la chandelle.“ Er ward wirklich ein Opfer seines Unternehmungsgeistes. Zu Andkho, wo er sich einige Tage des Pferdekaufes halber aufhielt, ereilte ihn das Fieber und machte seinem Leben ein Ende. Der von Burnes geäußerten Meinung, als sei Moorcroft keines natürlichen Todes gestorben, widerspricht Wilson auf das entschiedenste. Die Leiche ward von seinen Begleitern nach Balkh geschafft und dort begraben. Auch Guthrie, der bald darauf starb, ruht hier und schläft den ewigen Schlaf. Trebeck ging nach Mazar, ward auch vom Fieber befallen und sank ebenfalls ins Grab nach viermonatlichem Dahinsiegen. Mir Izzet Ullah, der treue Gefährte Moorcroft's, der sich schon zu Khundus von den übrigen getrennt hatte, war nach Kabul gegangen und starb hier im folgenden Jahre. Die noch übrigen Reisenden fielen in Murad Beg's Hände und wurden von diesem völlig ausgeplündert. — Einen solchen Ausgang nahm Moorcroft's Expedition.

Wir müssen dem großen Orientalisten Wilson für die Herausgabe des Tagebuches Dank wissen; Moorcroft selbst nannte es eine rudis indigestaque moles. Es bestand aus einer Menge einzelner Blätter, mehren Notizbüchern, Skizzen und Andeutungen, ist aber zum Glücke ganz in Wilson's Hände gekommen, der die Masse geordnet, gesichtet und das ganze Werk in vier Abschnitte getheilt hat. Der erste begreift die Reise am Fuße des Himalaya und die Übersteigung des Gebirges; der zweite den Aufenthalt zu Le und die Ausflüge in Ladakh; der dritte die Reise nach Kaschmir und den Aufenthalt daselbst; der vierte die Reise nach Buchara. Der zweite Abschnitt ist der wichtigste, und deshalb haben wir in Obigem aus demselben einige Mittheilungen gemacht. Sollte das Buch in Deutschland übersetzt werden, so könnte das Ganze recht gut, und ohne daß dabei etwas Wesentliches verloren ginge, in einen Band zusammengedrängt werden. 47.

Kunstnotiz.

In einer berliner Privatgalerie, welche bereits einige meisterhafte Zeichnungen und kleinere Bilder des düsseldorfer Malers besitzt, dem wol der erste Platz in der Reihe der Schüler gebührt — wenn anders der längst als unübertroffener Meister anerkannte noch also bezeichnet werden darf —, in dieser Galerie bewundert man seit einigen Tagen eine sehr ausgeführte Farbenskizze von Lessing, die eigentlich ganz füglich ein Oelbild in kleinerer Dimension genannt werden kann. Der Gegenstand des etwa 2° 1′ breiten und 2° hohen Bildes ist ein sehr glücklicher: der Sturm auf Ikonium durch die Kreuzfahrer am 18. Mai 1190. Die Composition der etwa vierzehn bis funfzehn Personen, zusammengestellt zwischen dem bereits erstiegenen ersten und dem innern Wall, wie sie im erbitterten, fanatisch heftigsten Kampfe begriffen sind, bekundet so ganz den Meister, der für die wahrsten Zustände die angemessensten Mittel wählt und, was Tausenden Schwierigkeit wäre, leicht besiegt, daß jedes Wort, in dergleichen Sinn gesprochen, überflüssig wäre. Für eins der großen Frescogemälde auf dem Schlosse des Grafen Spee, dessen Ausführung Plüddemann übertragen ist, arbeitete Lessing unser Bild. Der Anführer der Kreuzfahrer, etwa der Herzog von Schwaben — denn das nur mit dem ornamentirten Kreuze versehene Wappen deutet wenigstens auf keine bestimmte Person —, wie die beiden Ritter ihm zur Seite in Stahl, Schuppenpanzer und kurze weiße Gewänder gekleidet, stürmt mit erhobenem Schwert gegen anbringende und abwehrende Sarazenen ein, niedergeschmettert liegt davon bereits ein Getroffener im Vorgrunde des Bildes. Rechts vom Beschauer sind vier Mauren (diese wie die Vorkämpfer in beiden Gruppen in kostbaren Gold- und Stahlwaffen und mit gewirkten Gewändern geschmückt) mit schwacher Abwehr des zur Seite des Führers kämpfenden Ritters und seiner Bogenschützen beschäftigt, der eine der Heiden sinkt eben, von einem Pfeil durchbohrt, zu Boden; ein anderer wendet alle Muskelkraft auf, einen Stein gegen die fürchterlichen Feinde zu schleudern. Links vom Beschauer eine zweite Sarazenengruppe von zwei Kämpfenden, einem mit dem Löwenfell geschmückt, zu deren Füßen die wundervoll gezeichnete Figur eines Getödteten, dem die Waffen entsinken. Nie kann dergleichen Rede einen, auch nur ungefähr entfernten Gedanken von der Herrlichkeit eines solchen Kunstwerkes geben; weil aber jene dereinst vollendeten Fresken zu sehen nur Wenigen vergönnt sein wird, unser Bild aber sich gern von den nur allzu häufig wiederkehrenden, den wahren Kunstsinn eben nicht fördernden Ausstellungen fern halten wird, schien es Pflicht, wenigstens von seinem Vorhandensein zu berichten. 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 46. — 15. Februar 1839.

Adam Öhlenschläger's Werke. Zum zweiten Mal gesammelt und verbessert. Breslau, Max u. Comp. 1839.

Wenn der jetzige Zustand Europas, wenigstens eines großen Theils desselben, ein unruhiger, revolutionnairer zu nennen ist, so darf man der deutschen poetischen Literatur der Gegenwart wol denselben Charakter beilegen. An Talent, Geist, Phantasie fehlt es unsern Dichtern keineswegs; aber Überspanntheit, Unreifheit, Unsicherheit ist in den Werken selbst vieler der bessern sichtbar. Zu den wenigen Ausnahmen gehört Öhlenschläger, ein Dichter, dessen schriftstellerische Laufbahn, der in den beiden ersten Bändchen enthaltenen interessanten Selbstbiographie zufolge, freilich schon vor mehr als dreißig Jahren begann, der aber in demselben Geiste weiter fortgeschritten ist und durch seine neuesten Arbeiten den besten Beweis seiner noch jugendlichen Kraft und Frische gibt; und so thut es denn wirklich wohl, sich dem Genusse der Dichtungen dieses Genius hinzugeben und der Freude daran in einer öffentlichen Anzeige Worte zu leihen.

Ein Schriftsteller dieser Art kann es denn aber auch verlangen und erwarten, daß man ihn nicht mit einem oberflächlichen Lobe abfertige, sondern daß man in den Kern seines Geistes und seiner Bestrebungen einzudringen, ihn hiernach zu beurtheilen, das Gelungene von dem Mindergelungenen zu sondern und ihn gründlich und aufrichtig zu loben und zu tadeln suche. Hieraus dürfte sich denn auch wol sein Verhältniß zu den ihm verwandten, zunächst über und unter ihm stehenden Dichtern ergeben.

Öhlenschläger hat eine bedeutende Reihe von Schriften geliefert. Die jetzige neue Ausgabe ist zwar noch nicht vollendet; indeß wird bei dieser Anzeige auch auf diejenigen Rücksicht genommen werden, welche in der ersten Ausgabe enthalten und seit längerer Zeit bekannt sind. Wenn nun Öhlenschläger zwar auch Romane, Erzählungen, Novellen, lyrische und epische Gedichte verfaßt hat, so darf man ihn doch vorzugsweise einen dramatischen und, wenn man auf die größere Menge seiner Dramen sieht, einen tragischen Dichter nennen. Nun kommt es, wie überhaupt im menschlichen Leben, so auch beim Dichten, und zumal bei der Dichtung von Dramen, ebenso wol auf Glück als auf Geschick an. Ich will hier weniger daran erinnern, daß nach Sophokles oder Shakspeare ein auch gleich begabter Dichter in einer sehr nachtheiligen Lage war; ich meine hier vielmehr die Wahl des Stoffs; und wenn Öhlenschläger durch die ihm vorangegangenen und gleichzeitigen deutschen dramatischen Dichter, Goethe und Schiller, große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, so wurde ihm dies auf andere Weise vergütet. Als Däne hatte er sich früh mit der alten Geschichte Skandinaviens sowie durch Zufall und Neigung mit Märchen vertraut gemacht, und diese Wahl und Richtung war unstreitig eine höchst glückliche. Er ist der erste bedeutende dramatische Bearbeiter der alten nordischen Geschichte und als vaterländischer Dichter in dieser Hinsicht nur etwa mit den drei großen griechischen Tragikern und mit Kalidas, weniger schon mit Calderon und Shakspeare zu vergleichen. Ebenso hat er in der Dramatisirung von Märchen in Deutschland außer Tieck nur wenige und nicht bedeutende, in Rücksicht des „Aladdin" jedenfalls keinen namhaften Vorgänger. So glücklich er aber in der Wahl dieses arabischen Märchens war, so trefflich hat er es auch behandelt. Seiner Lebensbeschreibung zufolge ist es das erste seiner größern poetischen Werke, und ich trage kein Bedenken, ihm auch dem Werth nach, wenn nicht die erste Stelle zu geben, doch es keinem der übrigen nachzusetzen. Daß er in dem „Aladdin" zum Theil sich selbst darstellen konnte, kam ihm dabei allerdings zu Hülfe; aber das ganze Werk athmet Lebendigkeit und Frische, ist reich an mannichfaltigen wohlgehaltenen, komischen und tragischen, derben und zarten Charakteren und ist zugleich didaktisch und symbolisch, ohne daß dem Märchen Gewalt angethan wäre. Für die dramatische Behandlung der alten nordischen Geschichte bot sich auf den ersten Blick ein starker und dem Dichter höchst willkommener Gegensatz der Charaktere oder in den Charakteren dar, der rauhen Tapferkeit und des ehrenhaftesten Hochsinnes nämlich bei eigenthümlicher Leidenschaftlichkeit, der Berserkerwuth auf der einen, und des zartesten Gefühls der Freundschaft, Liebe und Treue und selbst der Schwärmerei beider Geschlechter, nicht blos des weiblichen, auf der andern Seite: eine Mischung, wie sie sich in diesem Grade und in dieser Eigenthümlichkeit vielleicht nirgend findet, außer in den Gedichten Ossian's, und welche den Charakteren zwar eine etwas gleichartige, aber reizende Färbung gibt. Indeß man muß zugeben,

daß dieser glückliche Stoff nicht leicht in bessere Hände fallen konnte, daß das Verdienst des Bearbeiters ein höchst bedeutendes ist, und daß zumal die Tragödien „Hakon Jarl", „Axel und Walburg", „Palnatoke", „Abel und Erich" ein ausgezeichnetes Lob verdienen. Die letzte ist eine Verherrlichung der Bruderliebe und Entsagung, die zweite der Geschlechtsliebe, die dritte der Gewissenszartheit. Die erste, den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darstellend, ragt schon wegen dieser Aufgabe hervor, vereinigt aber auch fast alle tragischen Momente, Tapferkeit, Ehrenhaftigkeit, Religiosität, Liebe, Freundschaft, Irrthum und Reue, in der Person des heidnischen Helden; die Aristotelischen Foderungen des Schreckens und des Mitleids walten durch die ganze Tragödie, selbst etwas Shakspeare'sches, doch zugleich ebenso Eigenthümliches ist in den Charakteren des Grib, Karker und Einar beigemischt; dabei ein Fortschritt ohne Aufenthalt, eine Fruchtbarkeit an überraschenden Scenen und Wendungen, ein großartiger tragischer Witz, ein sententiöser Ausdruck, daß man, zumal am Schluß des ersten Acts, ausrufen möchte: quot verba, tot pondera! und daß man geneigt sein dürfte, diesem Stücke geradehin den ersten Rang unter den Tragödien des Verfassers einzuräumen, zumal da es ganz oder doch fast ganz frei ist von den Mängeln, die sich in mehren der andern Stücke finden. Eins der schwächsten scheint mir „Hagbarth und Signe" zu sein, das jüngst ein Recensent (die Musen mögen es ihm verzeihen!) mit Shakspeare's „Romeo und Julie" verglich und die Trefflichkeit desselben als anerkannt darstellte. Dies veranlaßt mich, obgleich ich es sonst der vielen trefflichen Leistungen Öhlenschläger's wegen nur vorübergehend erwähnen würde, etwas Näheres darüber hinzuzusetzen. Daß der junge Held, dem bei seiner Gefangennehmung die Hände mit einer Locke der Geliebten gefesselt werden, diese aus Respect nicht zerreißen oder lösen will, wovon Saxo Grammaticus wenigstens nichts berichtet, ist schon an sich höchst empfindelnd; aber die weitern Zuthaten verschlimmern die Sache noch, und es ist fast unbegreiflich, wie ein Dichter, der sonst sich durch rasche, lebendige Handlung auszeichnet, die drei letzten Acte hat dichten können, in welchen, offenbar aus Mangel an Stoff, die Handlung still steht und eine unerfreuliche Redseligkeit, besonders ein Liebesgeschwätz sich breit macht. Die Leute sind sämmtlich theils von falschem Ehrgefühl, theils von Liebe, theils von Rache bethört, und in der That seltsam klingt es, wenn die Megäre Vera endlich sagt, daß sie nicht so gewüthet haben würde, wenn sie die Neigung der beiden Liebenden für so stark gehalten hätte. Sehr richtig äußert sich der Verf. S. 220:

Es ist doch Sünde, Leute hinzurichten,
Die toll sind! Tollheit ist doch kein Verbrechen.

Der erste Act ist der beste, im zweiten ist schon Abspannung bemerkbar, von den drei letzten aber getraue ich mir zu beweisen, daß sie dem Dichter von „Axel und Walburg" kaum angehören können. Selbst der edle Ausdruck, worin der Verf. sonst ein Meister ist, macht oft nüchternen oder süßlichen Redensarten Platz. Aus mancher einzelnen der übrigen Tragödien ließe sich ein Blumenstrauß köstlicher Sentenzen, Gleichnisse, Bilder winden. Die letztern sind zum Theil so treffend und zart, die lyrischen Stellen des Dialogs oft so reizend, daß kaum irgend ein Dichter in dieser Hinsicht vorzuziehen ist. Freilich ist des Guten oft zu viel gethan, besonders durch die Einmischung oder Zugabe von Liedern, die nur sparsam und ja immer am rechten Orte in ein Drama eingeflochten werden sollten, wo sie die Handlung nicht aufhalten, wo sie vielmehr als nothwendig erscheinen. Nicht selten muß der Skalde ein Lied, und wol ein ziemlich langes singen, das wir nicht vermißten, oder dessen Inhalt im Dialog mehr Wirkung thun würde. „Hakon Jarl" ist auch hiervon am freiesten; es kommt nur Ein Lied vor, und zwar ein lateinisches, mit welchem das Christenthum sich ankündigt, und das an seiner Stelle ist, wiewol für die Aufführung statt der vier Strophen eine einzige hinreichend wäre.

Zu den nordischen Dramen gehören außer „Stärkodder", der im Hauptgedanken der Sühne mit „Palnatoke" Ähnlichkeit hat, und außer den „Wäringern", wo der Schauplatz Konstantinopel ist, und mit welchen die Reihe dieser Dichtungen schließt, noch „Baldur der Gute", „Helge" und „Olaf der Heilige", von denen das erste eine nordisch-mythologische Tragödie betitelt ist, fast ganz in den Regionen des altnordischen Himmels und der altnordischen Hölle spielt und von Göttern tragirt wird, das letzte aber den Sieg des Christenthums durch die von dem Leichnam Olaf Haraldson's, des Heiligen, ausgehenden Wunder darstellt. Alle drei Stoffe sind mehr für das Epos geeignet, wie denn auch die erste Hälfte des zweiten in Balladen bearbeitet ist. Ein Drama wie „Baldur", in welchem fast nur Götter spielen, gibt es sonst kaum, wenn nicht etwa im Indischen. Im „Prometheus" des Äschylus ist wenigstens die Hauptperson kein eigentlicher Gott; Sophokles ist sehr sparsam mit Göttern, und bei Euripides bedeuten sie nicht viel. Doch, wie dem auch sei, „Baldur" ist keine Tragödie, denn er leidet, ohne zu kämpfen; nicht einmal ein Drama, denn es fehlt an eigentlicher Handlung. Der dramatische Theil des „Helge" ist überdies ein schlechter Stoff, denn das Stück schließt mit ehelicher Verbindung zwischen Vater und Tochter. „Olaf" steht jedenfalls hinter der Tragödie „Hakon Jarl" zurück, in welcher Olaf Trygvason lebend und nicht als Leichnam siegt, und noch mehr hinter dem in seinen Leiden handelnden und nach seinem Tode als Geist seine Landsleute anführenden und siegenden „Principe constante" des Calderon.

Außerdem hat Öhlenschläger noch drei sehr verschiedenartige tragische Dichtungen geschrieben, „Hugo von Rheinsberg", „Correggio" (das nicht Tragödie, sondern Trauerspiel genannt wird) und „Sokrates", von welchen die erstere die schwächere ist und zum Hauptgedanken die Hoffnung einer Gattin hat, die Liebe ihres Gatten dadurch zu gewinnen, daß sie seine frühere Geliebte zu sich einladet und sie so ihrem Manne zuführt. „Correggio", der Kampf dieses Malers mit dem Schicksal, dem er unterliegt, ist unstreitig die bessere der genannten drei Dichtungen und Tieck's Kritik oder Verdammungsurtheil, worüber sich der Verf. in der Biogra-

phie mit Recht beklagt, übertrieben. Die erstern Acte, besonders die Charakterzeichnung der drei Maler, zumal die Scenen, in welchen Michel Angelo auftritt, gehören zu dem Schönsten, was in dieser Art gedichtet ist. Die Tragödie verdient die günstige Aufnahme, die sie auf deutschen Theatern gefunden hat, und wird sich darauf erhalten, da überdies die Hauptcharaktere den Schauspielern sehr willkommen sein müssen. Bei dem „Sokrates" muß man sich über die Kühnheit des Dichters wundern. Es waren bei diesem Stoffe bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, und er hat sie freilich auch nicht ganz überwunden. Sokrates ist kein tragischer Charakter, er leidet, wie Baldur, ohne Kampf; er stirbt und will auch sterben. Die Antigone des Sophokles theilt die Unschuld mit ihm; aber sie unterzieht sich dem Tode nur aus Pflicht und beklagt ihr frühes Ende; sie ist ein wahrhaft tragischer Charakter. Ferner ist das Stück zu griechisch geblieben. Wegen des Heliastengerichts, wegen der philosophischen Gespräche und vieler andern, um so zu sagen, Grácismen kann es nur von einem beschränkten Leserkreise verstanden werden. Indeß die Tragödie ist voll einzelner Schönheiten, wozu besonders die Entwickelung des Charakters der Xanthippe und die ganz erlaubte Dichtung einer Tochter des Sokrates, Daphne, und einer Liebe zwischen dieser und dem anfänglichen Gegner des Sokrates, dem Aristophanes, gehört; und so wenig sich das Stück für die theatralische Aufführung im Ganzen eignet, so könnten einzelne Scenen selbst ein gemischtes Publicum zu lautem Beifalle begeistern. Was an dieser Arbeit mir noch misfällt, obgleich der Verf. wahrscheinlich vielen Werth darauf legt und sich unstreitig viel Mühe dabei gegeben hat, ist der oftmalige Wechsel des Sylbenmaßes und die Einführung des griechischen Chors. Schon Schiller irrte damit in seiner „Braut von Messina"; noch mehr der große Verskünstler Apel. Öhlenschläger war ehemals selbst anderer Meinung und bezeichnet in seiner Vorrede zu der ersten Ausgabe des „Aladdin" mit großem Recht den fünffüßigen Jambus als denjenigen Vers, der „für alle Bewegungen der Rede" paßt, und fügt hinzu: „Durch das gar zu starke Kokettiren mit den Formen im Einzelnen verschwindet die Form im Ganzen"; und so hätte er denn an seine eigenen Worte und an das Beispiel Goethe's denken sollen, der in seiner Tragödie auch griechischen Stoffes nur an wenigen Stellen, z. B. in dem Parzengesange, ein leichtes lyrisches Sylbenmaß eintreten läßt. Hierbei will ich denn auch nicht verschweigen, daß Öhlenschläger, wenngleich im Ganzen ein trefflicher Verskünstler, sich doch bisweilen unstatthafte Licenzen zu Schulden kommen läßt, z. B. den fünffüßigen Jambus mit einer Präposition, zumal mit einer einsylbigen schließt, sodaß der folgende Vers mit dem regirten Casus anfängt, z. B. 9, 32: „— sondern auf"; 9, 36: „— sie werde Wasser aus"; 9, 36: „— die ganze Sache mit"; oder auch sich Härten erlaubt, z. B. 7, 91, wo auf derselben Seite Seel', führt', trieb', apostrophirt vorkommen, ohne daß ein Vocal folgt. Geborene deutsche Dichter machen es freilich nicht besser, und selbst in Goethe's auch in Rücksicht des Wohlklanges gefeierter „Iphigenie" heißt es: „Um Gut's zu thun, braucht's keiner Überlegung."

Es mag mir erlaubt sein, die übrigen Werke Öhlenschläger's zu übergehen, oder nur kurz anzuführen, insofern sie, obgleich an sich werthvoll, nicht zu seinen Hauptdichtungen gehören, z. B. der Roman: „Die Inseln in der Südsee", die zum Theil trefflichen Novellen, und die in Prosa oder gleich dem „Aladdin" in Versen bearbeiteten Märchen, „Die Fischerstochter", „Die Drillinge" und „Ludlam's Höhle", in welcher das Witzwort: „Ich lese nie Lecture", sprüchwörtlich zu werden verdiente, und die Bonhomie des Engländers vortrefflich, seine Korbertheilung originell ist. Nur Eines nehme ich von dieser oberflächlichen Erwähnung aus und habe es bis zuletzt aufgespart, das Lustspiel: „Der junge Schauspieler", um diesem ein uneingeschränktes Lob zu ertheilen. Der Stoff ist neu und anziehend, aus Schröder's Jugendjahren entnommen; die Charaktere mannichfaltig, gehalten, wahrhaft, jene Zeit so sehr bezeichnend; die Handlung lebendig, die Diction kernhaft, nirgend zu viel oder zu wenig. Ich stehe nicht an, es den besten Leistungen des Dichters zuzuzählen und es den deutschen Theatern, die noch immer über Mangel an guten Lustspielen klagen, aufrichtig anzuempfehlen. So schließe ich denn mit wahrhafter Freude über diese größtentheils trefflichen, meisterhaften deutschen Dichtungen eines Nichtdeutschen, aber mit einer Beimischung von Mismuth oder Wehmuth über die neuesten dramatischen Poesien geborener Deutschen, von welchen die berühmtesten den neuesten französischen Tragödien an Greuel und Unnatur nicht nachstehen, und endlich mit der den Freunden Öhlenschläger's gewiß erfreulichen Nachricht, die ich aus seinem eigenen Munde habe, daß er sich in der letzten Zeit mit einem neuen Trauerspiele, „Kanut", beschäftigt. Indeß, so sehr ich wünsche und hoffe, daß der Dichter des „Hakon Jarl" seine ungeschwächte Kraft und Meisterschaft dabei bewähren werde, möchte ich ihn doch zugleich auffodern, uns noch mehr echte Lustspiele, gleich dem oben erwähnten, zu dichten. 136.

Italienische Taschenbücher.

Zweiter Artikel.*)

Il presagio: ricordo di letteratura.

Dieses unter der Redaction von Giambattista Gremonesi erschienene Taschenbuch trägt folgende Weihe: „Ergriffen von der Bewegung eines ganzen Volkes, das wie aus Einem Herzen frohlockend den neuen Titus segnete, widmet G. Gremonesi diese edeln Früchte einer wackern Jugend dem Gedächtnisse des 6. September 1838, eines Tages, verewigt durch die schönste und hochherzigste Vergebung noch jener von Gott." Eine auserlesene Schar tüchtiger Schriftsteller hat verschiedene Beiträge in Prosa und in Versen zu diesem Taschenbuche geliefert: Carlo Bonucci und Carlo Gualta haben ihre Wanderungen, Ersterer in Prosa die seinige nach dem Thale Tramonti und Amalfi im südlichen Italien, Letzterer in Versen die nach dem Flusse Latte unter dem Lario beschrieben. Ottavio Tasca erheitert die Gesellschaft durch einen Dithyramben, Bousquet beschreibt den Assisenhof, Michele Tenore das Thal von Orsenta. Francesco Pertusati und T. beschenkten es mit zwei

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 21 d. Bl. D. Red.

Canzonen, woran sich drei Novellen anschließen, wovon eine, von C. M., ein zu Mailand zur Zeit Ludwig's (Moro) abgehaltenes Turnier schildert, eine zweite, von Antonio Verga, die verschiedenen Empfindungen eines Blinden malt und die dritte, „il velo del corrucio" (der Trauerschleier) betitelt, eine im 15. Jahrhunderte in Venedig vorgefallene tragische Scene zum Gegenstande hat. Hierauf folgen zwei Gedichte von Damen, eins von Eduige de' Battisti Scolari, das die süßen Gefühle der Freundschaft schildert, und das andere von Rita Fossa Gigli, das die Empfindungen der Mutterliebe beschreibt. Viele Stahlstiche, darunter ein ausgezeichneter von Hayez, zieren diesen eleganten Band, welcher gewiß von allen Verehrern der neuern italienischen Literatur nicht ohne Wohlwollen wird aufgenommen werden.

Quindici giorni in Milano delle L. L. M. M. I. I. R. R. Strenna per l'anno 1839.

Gewiß war der Gedanke des fleißigen Cremonesi, dem wir auch dieses Taschenbuch verdanken, nicht unstatthaft, die Geschichte eines großen gleichzeitigen Ereignisses hier aufzubewahren. Man findet hier sämmtliche Notizen von den Festlichkeiten, Ceremonien und Gebräuchen vereinigt, welche zur Zeit der Krönung in Mailand stattfanden und beobachtet wurden. In verschiedenen Stahlstichen sind die Nobelgarde des lombardisch-venetianischen Königreichs, die Waffenherolde der beiden Provinzen, die eiserne Krone und in der Perspective der Einzug ihrer Majestäten durch die Porta orientale sowie der Friedensbogen dargestellt. Hieran schließen sich die Beschreibung aller jener Festlichkeiten und der Localitäten, wo die wichtigsten Ceremonien abgehalten wurden, die Epigraphen, die bei Veranlassung dieser Feierlichkeit verfaßten italienischen und lateinischen Gedichte, die Namen aller Personen, welche bei diesen Festen einen Antheil hatten. Dieses Taschenbuch dient als Denkbuch für die Anwesenden, als Geschichtsbuch für die Fernstehenden und wird in einigen Jahren ein nützliches Document für alle Diejenigen sein, welche die Krönungsfeierlichkeit in Mailand näher kennen lernen wollen.

Album: Esposizione di belle arti in Milano, dedicato a S. A. I. il serenissimo arciduca Ranieri, vicerè del regno Lombardo-Veneto.

Das „Album" hat die Aufgabe, das Ausland mit den schönsten Kunstwerken, welche sich auf der letzten Kunstausstellung in Mailand befanden, nicht blos mittels Beschreibungen, womit bereits alle Journale zur Genüge angefüllt waren, sondern durch Stahlstiche von den tüchtigsten Künstlern bekannt zu machen. Auf diese Art wird das Ausland in den Stand gesetzt, sich über Composition und Styl der italienischen Künstler ein Urtheil zu bilden und sich wenigstens zum Theil einen Begriff von dem sie beseelenden Geiste zu machen. Das „Album" ist mit 14 Stahlstichen und einem Titelblatte geschmückt, welches das Bildniß des Erzherzogs Rainer darstellt. Von folgenden auf der Kunstausstellung früher befindlichen Werken sehen wir hier Zeichnungen: die Beichte von Molteni, gestochen von Barni; Rafael und die Fornarina, auf Porzellan gemalt von Bagatti Baiocchi, gestochen von Bridi; eine mildthätige Handlung von Scaramuzza; Maria mit dem Kinde von Cacciatori, gestochen von Gandino; Dante, von Giotto um Rath befragt, von Podesti, gestochen von Clerici; Bice von Hayez, gestochen von Bonatti; die Schlafende von Amerling, gestochen in der Schule von Toschi; die Melancholie von Ferrari, gestochen von Alfieri; la Sposa dei sacri cantici, gestochen von Paradisi; Adam und Eva von Sogni, gestochen von Barni; eine Orientalin von Schiavoni, gestochen von Viviani. Die Verdienste dieser einzelnen Stiche näher entwickeln zu wollen, würde hier zu weit führen; es genüge zu versichern, daß Canadelli mit großer Umsicht die für den Stich bestimmten Kunstwerke in der Malerei oder Bildhauerei sowie die Künstler auszuwählen verstand, welche am besten den verschiedenen Charakter dieser Künste wiederzugeben wissen, und diese lösten mit jener Sorgfalt ihre Aufgabe, welche Männern eigen ist, die den eigenen Ruf noch mehr zu verherrlichen und Lob in einem Werke zu ernten suchen, das gewissermaßen als ein Concurs für Stahlstiche zu betrachten ist. Die Erläuterungen dazu sind mit großer Einsicht und vielem Geschmacke von Bermani, Felice Turotti, Giambattista Cremonesi, A. Piazza, Gottardo Calvi, Francesco Gualdo, Cleto Porro, Francesco Cavezzali, Francesco Ambrosoli geschrieben. Felice Turotti gab über einige zwar ausgestellte, aber nicht gestochene Werke belehrende Winke, und Cremonesi hat die Redaction des Ganzen besorgt. Jedem Freunde italienischer Kunst wird es gewiß höchst erwünscht sein, in diesem in jeder Hinsicht geschmackvoll ausgestatteten Bande einen Überblick über deren neuesten Schöpfungen zu erhalten.

Strenna teatrale Europea, compilata da *Francesco Regli*. Anno II.

Nachdem bereits die ästhetischen Journale seit lange die Hälfte ihrer weiten Columnen mit den ernsthaftesten Berichten über Alles, was in dem Bereiche der Theaterwelt vorfällt, angefüllt haben, war es wol zu erwarten, daß diesem Kunstzweige auch ein eigener Almanach gewidmet würde, damit, was in den einzelnen Journalen zerstreut erschien, nun zu einem schöngeordneten Ganzen sich vereinigte. Die Idee zu einem solchen Buche hat Francesco Regli aufgefaßt, welcher eine Theaterzeitung herausgibt und von allen Kehlen und allen Beinen, welche die Theater der Welt ergötzen, eine so vollständige Statistik besitzt, wie sie bis jetzt keinem andern Gegenstande zu Theil geworden sein mag. In diesem Taschenbuche finden sich nun die Portraits, nicht etwa der Wohlthäter des Menschengeschlechts oder der berühmten Italiener, sondern der großen Sänger und Ballettänzer, ferner ihre Lebensbeschreibungen, die Verse, welche an sie gerichtet wurden, mit Einem Worte aller Ruhm, den sie eingeerntet. Tüchtige Mitarbeiter haben verschiedene in das Theater einschlagende Artikel und Verse zu diesem Taschenbuche beigesteuert, das gleichfalls ein Zeugniß von dem Geiste der Zeit ablegt, der unser Jahrhundert beherrscht. Für Diejenigen, welche sich das moderne Theaterwesen zu einem eigenen Studium machen, oder demselben in der einen oder der andern Branche angehören, ist es ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß des italienischen insbesondere und des Theaters überhaupt.

Le glorie delle belle arti esposte nel palazzo di Brera in Milano nell' anno 1838.

An das oben besprochene „Album" von Canadelli schließt sich unmittelbar dieses Werkchen an, welches alle im letzten Jahre in der Brera ausgestellten Kunstwerke mit vieler Sachkunde bespricht und zehn in Aquatintamanier höchst gelungen ausgefallene Stiche hinzufügt. Es ist bereits das zwölfte Jahr, daß dieses Taschenbuch erscheint, das seinem historischen wie kritischen Theile nach durch die Unabhängigkeit der darin ausgesprochenen Meinungen und den Reichthum seiner Notizen als der beste und zuverlässigste Wegweiser auf dem Gebiete der Künste gelten kann und für die Geschichtschreiber, welche Lanzi und Cicognara fortsetzen wollen, die nützlichsten Materialien liefern wird. 40.

Literarische Anzeige.

In Commission ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gute Botschaft von Christo.

Eine Sammlung Predigten

gehalten von

Eduard Neander.

8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1839.

Bonaparte's Bibliothek aus Ägypten in Marſeille.

Zu den anziehendſten Denkmälern der Expedition nach Ägypten unter dem General Bonaparte gehört ohne Zweifel die Fregatte le Muiron, auf welcher der Letztere von Ägypten mit wenigen Begleitern unter tauſend Gefahren nach Frankreich zurückgekehrt iſt, eine ehrwürdige Reliquie, welche ich im Hafen von Toulon an der Tafel mit einer Inſchrift erkannt habe; und dann derjenige Theil der Bibliothek des Generals Bonaparte aus Ägypten, welcher in der Stadtbibliothek von Marſeille aufbewahrt wird, und von deſſen Daſein und Schickſalen und einigen ſich daran knüpfenden ſehr merkwürdigen Umſtänden ich hier Dasjenige mittheilen will, was der Bibliothekar in Marſeille ſelbſt mir erzählte, als ich ihn mit einem eigenthümlichen Gefühle zu der Stelle begleitete, wo ich jene Bücher ſehen, ja betaſten und einen Blick hineinwerfen ſollte.

Die Bücher, aus welchen die Bonaparte eigenthümliche Bibliothek während ſeiner Feldzüge in Ägypten beſtanden hatte, wurden bei der Rückkehr der Expedition für den Augenblick in die Bibliothek von Marſeille deponirt. Dieſe Bücher waren noch faſt ſämmtlich in den Kiſten, in welche ſie in Ägypten eingepackt worden waren, als der Beamte, welcher in dieſer Epoche das Departement der Rhonemündungen verwaltete, ſie verlangte, um ſie eine Zeit lang auf ſeinem Landhauſe zu beſitzen. Vergebens thaten der Bibliothekar und ſeine Nachfolger in der Folge Schritte, um dieſe Sammlung der Stadtbibliothek einzuverleiben; alle ihre Bemühungen, alle Nachforſchungen von Seiten der Verwaltung hinterließen kein anderes Reſultat als die Überzeugung, daß die Wiedererlangung des Verlorenen unmöglich ſei. Man gab Thibaudeau als Denjenigen an, welcher dieſen Schatz unſichtbar gemacht hätte. Niemand dachte zuletzt mehr daran.

Als 1818 der gegenwärtige Bibliothekar ſein Amt antrat, war ſein erſtes Geſchäft, die Bücher und Handſchriften zu revidiren. Bei dieſer Arbeit entdeckte er eines Tages, indem er die obern Reihen einer Bücherwand durchmuſterte, tief an der Mauer und hinter einer erſten Bücherreihe in Octavform verſteckt, 34 Bändchen in 18., alle von gleichem Einband, mit goldenem Schnitt und auf dem Rücken mit einer beſondern Chiffre, welche ein B und ein P ineinanderverſchlungen vorſtellt. Er ſuchte die Bedeutung dieſer Chiffre zu errathen und ſann darüber nach, als der älteſte von den Bibliothekbeamten, der gegenwärtig war, ihm ſagte, daß dieſe Bände einen Beſtandtheil jener aus Ägypten gekommenen Sammlung gebildet hätten, deren Ganzes verloren gegangen, und daß ſie mit einigen Reiſebeſchreibungen in Quart Alles ausmachten, was davon in der Bibliothek von Marſeille übrig ſei.

Voll Freude und Verwunderung über dieſe unvermuthete Entdeckung durchlief der Bibliothekar dieſe 34 Bändchen und richtete ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf zwei Werke: die „Essais de morale et de politique" vom Kanzler Bacon, und auf das Buch der Frau v. Stael: „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations." Er fing aus bloßer Neugierde an, eine Seite in einem dieſer Bücher zu leſen, die erſte, welche beim Aufſchlagen deſſelben ſich ihm darbot, als man einen Fremden anmeldete, der ihn zu ſprechen wünſchte. Er mußte das Buch wieder hinlegen, und um die angefangene Stelle nachher fortzuſetzen, war er im Begriff, das als Zeichen angebrachte ſeidene Bändchen an dieſe Stelle zu legen. Den Augenblick aber hält er ſich zurück. Wie, fällt ihm ein, wenn gerade Bonaparte dieſes Werk geleſen, und wenn er ſelbſt das Zeichen an eine ihm auffallende Stelle gelegt hätte! Es wäre merkwürdig, eine ſolche Stelle kennen zu lernen! Und ſo legt er das Buch unverändert hin, um dem ſtörenden Beſuche entgegenzugehen, und kaum war er wieder frei, als er mit geſteigerter Neugierde zunächſt die beiden ſoeben angegebenen Werke unter dieſem Geſichtspunkte zu prüfen begann; und er erhielt an Dem, was er fand, wirklich reichen Stoff zum Nachdenken, den er ſeinen Freunden, welche ihn auf die Bibliothek zu beſuchen kamen, mitzutheilen ſich nicht enthalten konnte. Alle fanden in den Stellen, welche durch das Zeichen angemerkt waren, eine ſo frappante Beziehung zu der Lage, der vorausſetzlichen Geiſtesſtimmung, überhaupt zu der Rolle Bonaparte's, daß ſie hier keinen bloßen Zufall annehmen, ſondern überzeugt ſein wollten, der große Feldherr ſelbſt habe den angezeichneten Stellen ſeine nähere Aufmerkſamkeit geſchenkt und mit ſeiner Hand die bemerkten Zeichen hingelegt. Sie vermutheten Daſſelbe bei einem dritten Werke, deſſen Titel ſie zu einer ähnlichen Unterſuchung reizte, nämlich den „Visions philosophiques" von Mercier. Man hat alſo dieſe

Zeichen mit großer Religiosität an ihrem Platze belassen, und so habe ich sie noch vorgefunden. Merkwürdig und zugleich ein Gewicht zur Verstärkung der ausgesprochenen Vermuthung ist, daß die aufgefundenen 34 Bände seit der Ankunft der Bonaparte'schen Bibliothek aus Ägypten, unbekannt und von Keinem seit jener Zeit berührt, darauf warteten, aus dem Staube hervorgezogen zu werden. Die bezeichneten Stellen hat der Bibliothekar, der sich dieser anziehenden Entdeckung freut, schon vor einiger Zeit in einer zu Marseille erschienenen Zeitschrift abdrucken lassen, und ich glaube, daß man eine Übersetzung davon, womit diese Notiz beschlossen werden soll, nicht ohne Interesse lesen wird. Die Leser können dann nach ihrem Gefühle über die Richtigkeit des immer sehr merkwürdigen Umstandes urtheilen, wenn sie sich nur den General Bonaparte in Ägypten historisch recht lebhaft vergegenwärtigen. Es ist nicht lange her, daß in Corsica hundert handschriftliche Briefe von Napoleon aus seiner frühen Jugend, von der Militairschule in Brienne in seine Heimat an Ältern, Verwandte und Freunde, außerdem Denkschriften aus derselben Epoche seines Lebens über die Pflanzung der Maulbeerbäume in Corsica u. s. w. entdeckt wurden. Was davon in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und bald durch die Journale bekannt wurde, erregte allgemeine und gespannte Theilnahme. Wenn man nicht ganz Unrecht hätte, in folgenden Auszügen, unter den Umständen, welche die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt haben, gewissermaßen indirecte Bekenntnisse zu sehen, so würden sie vor jenen Briefen und Denkschriften, materiell freilich nicht, aber dem Geiste nach vielleicht einen Vorzug voraushaben. Der Heros, welcher der Menschheit Gesetze auferlegen wird, wartet unter den Schlachten, welche er in Ägypten liefert, daß die Stunde schlage, wo er mit einem einzigen Schritte die gesammte Mitwelt unendlich weit hinter sich lassen wird, um am Ende seiner Laufbahn auch einem unendlichen Falle zu erliegen. Sein ganzes Schicksal bis auf die letzte Katastrophe scheint Bonaparte, als er in Ägypten war, im Geiste vorausgeahnt zu haben.

In den „Essais de morale et de politique" von Bacon, und zwar dem ersten Theile, liegt das Zeichen an folgender Stelle:

Es ist eine sonderbare Leidenschaft, über die Andern herrschen zu wollen, indem man seine eigene Freiheit verliert. Man steigt nicht ohne Mühe zu den großen Würden hinauf. Man gelangt durch die Arbeit zu größern Arbeiten, durch Würden zu den Würden.

Es ist schwer, sich auf den großen Stellen zu erhalten, und man wird ihrer nicht beraubt, ohne einen Fall oder wenigstens eine Verdunkelung (une eclipse) zu leiden, welches immer eine traurige Sache ist. Cum non sis qui fueris, non es. Cur velis vivere?

Man kann nicht immer sich zurückziehen, wenn man will; oft will man es nicht, wenn man es könnte. Die Mehrzahl der Menschen kann ein Privatleben nicht ertragen, ungeachtet des Alters und einer schlechten Gesundheit, welche doch den Schatten und die Ruhe fodern. Sie gleichen jenen alten Bürgern, welche, außer Stande in der Stadt herumzuwandeln, sich noch vor ihre Thüre setzen und sich ein Schauspiel geben, obschon sie Gefahr laufen, daß man ihrer spotte.

Diejenigen, welche in den großen Ämtern sind, haben der Meinung der Andern nöthig, um sich glücklich zu finden; wenn sie nach Dem urtheilen, was sie selbst empfinden, so werden sie nicht finden, daß sie es seien. Aber wenn sie auf Das Acht geben, was die Andern denken, und wie sehr man wünscht, an ihrem Platze zu sein, so werden sie sich durch diese Meinung der Andern glücklich finden, während sie vielleicht in sich selbst fühlen, daß sie es nicht sind; denn sie sind die Ersten, um ihre Schmerzen zu fühlen, obschon sie die Letzten sind, um ihre Fehler gewahr zu werden. Die Männer von Einfluß kennen sich gewöhnlich nicht, weil sie, von den Geschäften zu sehr eingenommen und zerstreut, nicht die Zeit haben, an die Sorgen zu denken, welche der Körper und der Geist erfodern.

Das Zeichen im zweiten Bande findet sich bei Seite 124, welche Folgendes enthält:

Die Gewohnheit der Triumphe bei den Römern war nicht ein eitles Schauspiel, sondern eine edle und kluge Richtung, welche diese drei wesentlichen Punkte in sich enthielt: den Ruhm und die Ehre der Generale, die Vermehrung des öffentlichen Schatzes und Entschädigungen (Geschenke) für die Soldaten. Aber vielleicht paßt diese auffallende Ehre des Triumphes nicht für die monarchischen Staaten, außer nur in der Person der Könige oder ihrer Söhne. Auf diese Art finden wir sie bei den Römern in den Zeiten der Kaiser, welche sich und ihren Söhnen die Ehre des Triumphs für die Kriege vorbehielten, welche sie in Person zu Ende geführt hatten, und den Generalen nur das Oberkleid und andere Zeichen des Triumphes zugestanden.

Damit ich diesen Abschnitt schließe: Niemand, wie die heilige Schrift sagt, kann durch seine Bemühung einen Ellenbogen seiner Natur hinzufügen; aber bei der Schöpfung von Königreichen und Staaten ist es in der Macht der Fürsten und Derjenigen, welche die Zügel der Regierung handhaben, ihr Reich zu vermehren und auszudehnen; denn indem sie mit Klugheit ähnliche, oder von den daselbst vorgeschlagenen Gesetzen wenig verschiedene Gesetze einführen, ist es sicher, daß sie unter ihre Nachwelt den Samen der Größe auswerfen. Aber gemeiniglich denken die Fürsten an diese Dinge nicht und überlassen die Bestimmung darüber dem Glücke.

Von den Unruhen und Aufständen.

Diejenigen, welche das Steuer der Regierung in der Hand haben, müssen die Staatsstürme voraussehen können; sie sind gemeiniglich mehr zu fürchten, wenn die Dinge sich der Gleichheit nähern, wie die natürlichen Stürme häufiger sind gegen die Tag- und Nachtgleichen; und ebenso wie es zuweilen hohle Windstöße gibt und das Meer im Geheimen schwillt, so bewegt und regt sich auch zuweilen der Staat auf, ohne daß man die Ursache davon kennt.

Der ganze übrige Theil dieses Capitels: „Des troubles et des séditions", scheint die Aufmerksamkeit Bonaparte's auf eine vorzügliche Weise erregt zu haben. Man stößt unter andern Stellen auf folgende:

Es ist auch gewiß, wie Machiavell bemerkt, daß, wenn die Fürsten, welche die allgemeinen Väter sein sollen, sich einer Partei anschließen, der Staat in Gefahr ist, unterzugehen wie ein Schiff, welches man nach einer Seite überladen hat. Das Beispiel Heinrich's III., Königs von Frankreich, ist sehr bemerkenswerth; er schloß sich im Anfange an die Ligue an, um die Protestanten niederzuhalten, und bald nachher kehrte sich dieselbe Ligue gegen ihn.

Man muß die Unzufriedenheiten nicht verachten, weil sie lange Zeit vorhanden gewesen seien, ohne auszubrechen. Wenn alle Dämpfe nicht einen großen Sturm hervorbringen und sie zuweilen sich aufzulösen scheinen, so ist es gleichwol sicher, daß sie auf irgend eine Stelle fallen werden; und wie das spanische Sprüchwort sagt: zuletzt wird ein Nichts den Strick zerreißen.

In dem zweiten Werke, dem von Frau v. Stael: „Sur l'influence des passions", findet ſich das Zeichen beim erſten Theile in der Mitte des Capitels: „Sur l'ambition." Man lieſt hier:

Man braucht nur die Geſchichte aufzuſchlagen, und man wird die Schwierigkeit, die Früchte des Ehrgeizes feſtzuhalten, erkennen. Sie haben zu Feinden die Mehrheit der Privatintereſſen, welche alle eine neue Ziehung der Looſe verlangen, da ſie in dem gegenwärtigen Reſultate des Schickſals keines erhalten haben. Sie haben zu Feinden den Zufall, welcher einen ſehr regelmäßigen Gang hat, wenn man in einem gewiſſen Zeitraume und mit einer Anwendung im Großen rechnet; den Zufall, welcher beinahe dieſelben Wendungen (chances) von Glück und Mislingen herbeiführt und es übernommen zu haben ſcheint, das Glück unter die Menſchen gleich zu vertheilen. Sie haben zu Feinden das von dem Publicum gefühlte Bedürfniß, von Neuem zu urtheilen und zu wählen, einen zu oft wiederholten Namen zu entfernen, die Aufregung durch ein neues Ereigniß zu empfinden. Endlich, die aus obſcuren Menſchen zuſammengeſetzte Menge will, daß ein aufſehenerregender Sturz von Zeit zu Zeit den Werth der Privatzuſtände erhöhe und den abſtracten Raiſonnements ein ſtarkes Gewicht leihe, welche die friedlichen Vortheile der gewöhnlichen Beſtimmungen preiſen.

Die hervorragenden Plätze werden auch verloren in Folge der Veränderung, welche ſie auf Diejenigen ausüben, welche ſie beſitzen. Der Stolz oder die Trägheit, das Mistrauen oder die Verblendung erwachſen aus dem beſtändigen Beſitze der Macht. Dieſe Stellung, wo die Mäßigung ſo nöthig iſt als der Eroberungsgeiſt, erheiſcht eine faſt unmögliche Vereinigung, und die Seele, welche ſich abmattet oder beunruhigt, ſich berauſcht oder erſchrickt, verliert die nöthige Kraft, ſich feſtzuhalten.

In dem zweiten Theile dieſes Werkes findet ſich das Zeichen auf der zweiten Seite des ſiebenten Capitels: „De l'esprit de parti." Hier lieſt man Folgendes:

Man muß als Zeitgenoſſe einer religiöſen oder politiſchen Revolution gelebt haben, um zu wiſſen, welches die Kraft dieſer Leidenſchaft iſt. Sie iſt die einzige, deren Macht ſich nicht gleich erweiſt zu allen Zeiten und in allen Ländern. Eine Art von Gährung, durch außerordentliche Begebenheiten hervorgerufen, entwickelt dieſes Gefühl, deſſen Keim ſtets bei einer großen Anzahl Menſchen vorhanden iſt, aber mit ihnen ſterben kann, ohne daß ſie jemals Gelegenheit hatten, es zu erkennen.

Leichtfertige Zänkereien wie die Streitigkeiten über die Muſik, über die Literatur können einige oberflächliche Vorſtellungen von der Natur des Parteigeiſtes geben; aber er exiſtirt nur ganz, er iſt nur dann die verzehrende Thätigkeit, welche die Generationen und die Königreiche aufreibt, in jenen großen Kämpfen, wo die Einbildungskraft alle Motive des Enthuſiasmus und des Haſſes ohne Maß hervorlocken kann.

Während der Jahrhunderte, welche von den religiöſen Streitigkeiten zerriſſen wurden, hat man geſehen, wie unbekannte Menſchen, ohne eine Vorſtellung von Ruhm, ohne einige Hoffnung, ſich bekannt zu machen, alle Mittel anwandten, allen Gefahren Trotz boten, um der Sache, welcher ſie ſich geweiht hatten, zu dienen. Eine viel größere Zahl unter den Menſchen miſcht ſich in die politiſchen Streitigkeiten, weil bei den Intereſſen dieſer Gattung alle Leidenſchaften ſich mit dem Parteigeiſt verbinden und ihn beſtimmen, dieſer oder der andern Fahne zu folgen; aber der bloße Fanatismus, zu allen Zeiten und zu welchem Zwecke es ſei, exiſtirt nur bei einer gewiſſen Anzahl, welche im 16. Jahrhundert Katholiken oder Proteſtanten geweſen wären und heute ſich zu Ariſtokraten oder Jakobinern machen.

Die Exaltation Deſſen, was man die Philoſophie nennt, eine Superſtition wie der Cultus der Vorurtheile — dieſelben Fehler führen zu zwei entgegengeſetzten Exceſſen, und der Unterſchied der Lagen oder der Zufall eines erſten Wortes iſt es, welcher in der gemeinen Claſſe aus zwei Parteimännern zwei Feinde oder Verſchworene macht.

Aus Mercier's „Visions philosophiques" iſt ſchließlich der folgende Auszug:

Die Brille. Achtzehnter Traum.

Ich hatte einen von jenen herumſtreichenden Schelmen geſehen, welche ſich rühmen, die Zukunft vorherzuſagen. Während er frech log und auf Seelen, welche ſich der Neugierde und dem Schrecken hingeben, jene ſonderbare Übermacht ausübte, welche die niedrigſte Claſſe von Menſchen über die Schwächen höher ſtehender, gemeiniglich über ihre Beſtimmung unruhiger Menſchen zu ergreifen weiß, ſagte ich mir: dieſer Spitzbube iſt ein Betrüger; aber wenn ſeine Wiſſenſchaft nicht eitel wäre, wäre es nicht nützlich, etwas von zukünftigen Begebenheiten errathen zu können. Iſt nicht die Klugheit ſchon eine Art, Dasjenige wahrzunehmen, was eintreffen kann? Jener Inſtinct, welcher uns anſagt, was uns ſchädlich ſein kann, und die geheimen Ahnungen, ſind ſie nicht ein innerer Sinn, welchen ein höherer Grad von Aufmerkſamkeit vervollkommen könnte? Die Vergangenheit, die Gegenwart ſind nichts für uns in Vergleichung mit der Zukunft, welche der Zweck unſerer Gedanken und unſerer Arbeiten wird; aber während die vergangenen Zeiten in dem Focus unſers Gedächtniſſes wie in einem einzigen Punkt ſich zu verſammeln kommen, iſt die Zukunft wie eine undurchdringliche Mauer, woran der Hellſinn ſcheitert. Wäre es nicht zu wünſchen, daß wir einen Theil unſerer künftigen Beſtimmungen einſehen könnten, um den Begebenheiten, welche unſer warten, deſto beſſer Stand zu halten?

Im Verfolge dieſer Viſion läßt Quirote, der Gott des Indus und der Erde, durch den Ungeſtüm der Menſchen hingeriſſen, welche ihre Beſtimmung zu kennen wünſchen, Brillen mit zwei Gläſern unter ſie vertheilen, welche eine doppelte Eigenſchaft hatten. Von der einen Seite zeigten ſie die Summe des Glückes, deſſen man genießen könnte, und von der andern ſah man das Unglück, welches man zu fürchten hatte, in ſeinem ganzen Umfange. Das Folgende ſteht wörtlich in der Viſion:

Man ehrte Misnar als den tapferſten Feldherrn von Indien; unter die ſich um ihn drängende Menge geſtatteten ihm die Bewunderung, die Ehrfurcht, welche ſein Name einflößte, einen freien Zugang. Er war einer der Erſten, welche dieſes gefährliche Geſchenk erhielten. Er nahm es mit einem ironiſchen Lächeln auf wie Einer, der gleichgültig oder über ſein Geſchick erhaben iſt. Misnar heftete ſeine Blicke nach der Seite des Glücks. Er ſah den Sieg an ſeinen Wagen gekettet, unterworfene Städte, beſiegte Völker; Dichter, beeifert ſeine hohen Thaten zu ſammeln, um ſie der Nachwelt zu überliefern. Misnar hätte lange glücklich und zufrieden gelebt; aber er wollte die Folge ſeiner triumphirenden Beſtimmung kennen. — Welche Veränderung! Ein eiferſüchtiger König ſetzt ihn ab und verbannt ihn, und Diejenigen, welche er mit Gunſtbezeigungen überſchüttet hat, zerreißen ihn um die Wette. Die Bildſäulen, welche man ihm errichtet hatte, werden niedergeriſſen, die Inſchriften zertrümmert. Misnar bleibt ſtarr vor Erſtaunen. Man ſah ihn während ganzer Jahre unempfindlich gegen die Palmen, welche ſeine Stirn beſchatteten. Unter den glänzenden Feſten, welche zu ſeinen Ehren angeſtellt wurden, hörte er eine Stimme ihm ins Ohr flüſtern: Du wirſt in der Verbannung und in der Vergeſſenheit ſterben! Wie oft fluchte er dem Augenblicke, wo er gewünſcht hatte, eine ſolche Zukunft zu ſehen!

Napoleon hatte eine geheime Neigung, an Vorzeichen zu glauben; vielleicht machte dieſe Viſion einen tiefern Eindruck auf ihn, vielleicht ahnte er dabei dunkel die Ka-

tastrophe voraus, welche am Schlusse der Riesenlaufbahn seiner wartete. 137.

Sokrates nach dem Grade seiner Schuld zum Schutz gegen neuere Verunglimpfung. Von Theodor Heinsius. Leipzig, Kollmann. 1839. Gr. 8. 8 Gr.

In einer controvers gewordenen Sache kann eine mitredende Schrift des Charakters einer polemischen sich nicht wohl entäußern, ohne der Förderung des Ausschlags entgegenzutreten: denn die Construction wird da sofort durch die Einreden der Gegner gefährdet, wo die Abwehr fehlt. So bei vorliegendem Werkchen. Es ist, wie der Verf. selbst erklärt, veranlaßt durch P. W. Forchhammer's in „Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionnair" (Berlin 1837) gegen Sokrates erhobene Anklage und Rechtfertigung des Verfahrens der Athener in seinem Processe. So wenig wir dieser Ansicht unbedingt beipflichten möchten, ebenso wenig vermögen wir gleichwol den Ton und die Methode zu billigen, welche wir im vorliegenden Buche finden. Die Untersuchung eines Streitpunktes von diesem Belange und aus einer so entfernten Zeit erfodert nicht blos eine gründliche Kenntniß der einschlagenden Staats- und Rechtsverhältnisse, sondern auch ein sorgfältiges Zusammenstellen und Prüfen der Quellen, aus welchen uns die bezüglichen Vorfälle bekannt sind; die Darlegung beider vermissen wir hier. Noch mehr, wir vermissen sogar ein detaillirtes Eingehen auf die einzelnen Punkte der Forchhammer'schen Schrift; es liegt nichts als eine leicht gefügte Zusammenstellung bekannter Data über Sokrates' Leben und nicht viel unbekannterer Dicta über seine Philosophie in den ersten Abschnitten des Buchs, und ein den Standpunkt der Untersuchung um nichts weiter rückendes Raisonnement über die Klagepunkte und das Verfahren im Processe gegen Sokrates in den letzten Abschnitten vor. Über letzteres namentlich fühlt sich Ref., ein — wenngleich nur moderner — Jurist, geneigt, völlig den Stab zu brechen. Die Bemühungen des Verf. gehen überall nur dahin, zu zeigen, daß die ganzen Quellen, aus denen hier geschöpft werden könne, widersprechend oder trübe seien, weshalb es gerathener scheine, bei dem alten Glauben zu verharren an die heiligenartige Charaktereinheit des Sokrates. Das ist das so gewöhnliche als verderbliche Appelliren von dem Verstande an das Gefühl, von dem Rechte an die sogenannte Billigkeit. Das Streben nach Humanität führt den Verfasser an eine gewisse Grenze, wo er — es geschieht an der Spitze und am Schlusse des Buchs — Sokrates mit Christus parallelisirt. Wo solche Gedankenwächter an der Thüre stehen, da findet freilich die freie Forschung schwerlich Eingang. Jedes, wenn auch nicht evident begründete Urtheil, das sich historisch an Jahrtausende lehnt, wenn es die Welt beglückt, ersetzt, nach dem Verf. (S. 2), die Kraft einer doch nie zu findenden Wahrheit fast vollständig. Aber antiqua probo ist ein Ruhekissen, kein Kampfschwert! 39.

Notiz.

Die Jakobiner.

Lange vor der französischen Revolution spielte der Name Jakob's eine Rolle in der Geschichte der Sekten und Partein. In der christlichen Kirche des 6. Jahrhunderts gab es eine Sekte von Ketzern, welche Jakobiten (Monophysiten) hießen und nur Eine Natur in Christo annahmen. In England nannte man die Anhänger des 1688 vertriebenen Jakob's II. und seine Nachkommen, die den Nachfolgern der Stuarts den Eid verweigerten und ihre eigenen Kirchengemeinden bildeten, Jakobiten. In Portugal gab es eine geheime Gesellschaft, die Jacobeos, über welche die Regierung 1769 eine strenge Verfolgung ergehen ließ. Auch Frankreich hatte 1358 eine große Partei, die den Namen der Jacquerie führte. Als nämlich während der Gefangenschaft Johann's des Guten in England Frankreich in die größte Zerrüttung gerieth, empörten sich auch die Landleute, besonders im nördlichen Frankreich, und vergalten den Druck des Adels, unter dem sie so lange geseufzt hatten, mit den furchtbarsten Grausamkeiten. Sie bildeten einen Verein und nannten sich die Jacquerie, angeblich weil die Edelleute oft spöttisch den gemißhandelten Bauer den Jacques bonhomme genannt hatten. Es dauerte lange, ehe man dieser Rotten wieder Meister wurde. Endlich erhielt Frankreich 1789 seine Jakobiner. Sie bekamen diesen Namen von dem Orte ihrer Versammlungen, einem ehemaligen Dominikanerkloster in Paris, gingen übrigens eigentlich aus einem Club breton hervor, der aus 12—15 Deputirten der Bretagne bestand. Die Liste dieses Clubs war mit dem Namen der achtungswerthesten Männer geziert, welche die innigste Vereinigung der Tugend und Einsicht darstellten, und ihre Sitzungen waren ein fortlaufender Lehrcursus der gesunden Politik. Erst später artete diese Gesellschaft so sehr aus, daß, nach der Mittheilung eines Mitgliedes derselben, des nachherigen Bischofs Grégoire, der im September 1792 nach einem Jahre der Abwesenheit in der Versammlung wiedererschien, sie nicht mehr zu erkennen war. Es war damals nicht mehr erlaubt, eine andere Meinung zu haben als die pariser Factionen. Unwillig über diesen Druck, verlangte Grégoire zum Spotte, daß künftighin stets an der Thüre angeschlagen würde, zu welcher Meinung man an jedem Tage verpflichtet sei. Er selbst sagt, daß er nach dieser Ironie, die ihm große Mißbilligung zugezogen habe, nie wieder in eine Versammlung gegangen, die sonst anständig und vernünftig gewesen, nun aber ein Spielhaus der Factionen geworden sei. Daher ist es nöthig, in der Gesellschaft der Jakobiner zwei ganz entgegengesetzte Phasen zu unterscheiden, und noch ungerechter ist es, alle Mitglieder jener Gesellschaft mit dem Bannfluche zu belegen und den Namen: Jakobiner, überhaupt zu brandmarken, wie z. B. ein gewisser Mason gethan hat, der in seinem Supplement zu Johnson's Wörterbuche (London 1801) einen Jakobiner für „ein Glied der teuflischen Clique erklärt, welche als Grundsatz aufstelle, daß man Jeden erwürgen könne, der in politischen Dingen anders denke als wir, und daß dies sogar verdienstlich sei". Ähnliche Schicksale und parteiische Urtheile haben freilich auch andere mehr oder minder geheime Gesellschaften betroffen. 25.

Bibliographie.

Duttenhofer, F. M., Untersuchungen über die menschliche Stimme in Hinsicht auf Physiologie, Physik und Musik. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 8 Gr.

Glümer, Ch. von, Die Waldenser in Böhmen. Historischer Roman. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1 Thlr. 8 Gr.

Krönungs-Album. Ausführliche Schilderung aller bei der Huldigung in Tirol und der Krönung in Mailand begangenen Feierlichkeiten ꝛc. Nebst einer Festrede von Groß-Hoffinger. Gr. 8. Wien, Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1 Thlr.

Laurent, P. M., Geschichte des Kaisers Napoleon. Illustrirt von Horaz Vernet. 1ste Lief. Schmal 4. Leipzig, Weber. 4 Gr.

Lindner, F. L., Europa und der Orient. Verschiedene Auffassung der türkischen Frage. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr.

Maurenbrecher, W., Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät. Eine publicistische Abhandlung. Breit gr. 8. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 2 Thlr.

Orlich, L. v., Geschichte des Preußischen Staates im siebzehnten Jahrhundert. 2ter Theil. Lex.-8. Berlin, Dümmler. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 48. — 17. Februar 1839.

Der Freiherr von Sandau, oder die gemiſchte Ehe. Eine Geſchichte unſerer Tage. Von K. G. Bretſchneider. Halle, Schwetſchke und Sohn. 1839. Gr. 8. 21 Gr.

In mancherlei Formen und Geſtalten, und, nach deutſcher Weiſe, in allerlei Schriften, macht die öffentliche Theilnahme an den neueſten kirchlichen Irren und Wirren, an den vielſeitigen Streitfragen, die durch dieſelben neu angeregt wurden, ſich kund. Von dem Herrn Dr. Bretſchneider war am wenigſten zu erwarten, daß er diesmal ſchweigen werde. Man iſt's gewohnt, daß er gern jede Veranlaſſung ergreift, über theologiſche und kirchliche Gegenſtände, oder auch über andere, wenn ſie eben zur Sprache kommen, ſich vernehmen zu laſſen. Wer ſich einmal ſo, wie er, zum Publicum geſtellt und einen ſo einflußreichen Platz eingenommen hat, der kann und darf kaum ſchweigen, wenn wichtige Ereigniſſe oder neue Richtungen in der öffentlichen Meinung den wohlbekannten und kundigen Sprecher zur Abgabe eines Votums herausfodern; man würde ſonſt meinen, er ſei müde und gleichgültig, oder zweifelhaft und unentſchieden, oder er habe nicht den Muth, frei und offen in dem vorliegenden Falle ſich auszuſprechen. Es iſt alſo ganz in der Ordnung und faſt eine Nothwendigkeit, daß er wieder das Wort nimmt.

Die Sache, um die es ſich handelt, iſt notoriſch hochwichtig. Der neueſte kirchliche Streit, angeregt von einer katholiſchen Partei, die ſich ſelbſt für die Kirche, für die echt katholiſche und alleinwahre hält, greift viel tiefer, als es beim erſten Anblicke ſcheinen mochte, in das Leben der Gemeinden, der Völker und Staaten, der Familien und zahlloſer Individuen ein. Er droht die gegenſeitigen Verhältniſſe der Katholiſchen und Evangeliſchen, die lange in Frieden und Einigkeit beieinander gewohnt, unheilbar zu zerrütten; er hat eine Flamme angeſchürt, die wol noch einen furchtbaren Brand entzünden möchte, einen Kampf, der blutig enden könnte, wenn die Evangeliſchen gleich fanatiſch wie jene Partei den Handſchuh aufhöben, der ſo muthwillig und ſchnöde ihnen hingeworfen wird. Jene Eiferer, die, als hätten ſie gleich tapfern Siebenſchläfern in alter Zeit ſich zur Ruhe begeben und die ganze neuere Zeit mit ihren gewaltigen Bewegungen im wiſſenſchaftlichen, kirchlichen, politiſchen und Volksleben verſchlafen, nur von böſen Träumen verfolgt, nun beim Erwachen fortfahren, wo ſie ſtehen geblieben, als ſei indeß nichts, gar nichts geſchehen, nichts gedacht und nichts erforſcht, nichts geſucht und nichts gefunden, nichts gewollt und nichts gethan, überhaupt nichts erlebt worden, und die wieder anheben das alte Lied, deſſen wunderliche Weiſe dem Geſchlechte dieſer Zeit gar ſeltſam und fremd erſcheint, ſie wiſſen wohl, was ſie wollen, aber nicht, was ſie thun. Von ihnen heißt es mit höchſtem Rechte: ſie haben nichts gelernt und nichts verlernt, und ſo verſuchen ſie im Ernſt, die ganze heutige Welt wie ein Puppentheater, bei dem man leicht wieder von vorn anfangen kann, zurückzuſchrauben in eine Stellung, aus der ſie in manchem heißen Kampfe ſich herausgearbeitet hat. Viele ſehen mit ſpöttiſchem Lächeln, Andere mit wohlmeinendem Bedauern, Andere mit tiefem Unmuthe auf dieſes thörichte Beginnen hin; Manchen erſcheint es gar nicht ſo thöricht und unzeitig, ſondern recht klug und zeitgemäß, und weil Solcher doch Mehre ſind, als man erwarten mochte, ſo iſt es um ſo weniger ungefährlich, nöthigt vielmehr zu einem entſchloſſenen, kräftigen und umſichtigen Widerſtande.

Es handelt ſich darum, ob wir uns wieder unter das knechtiſche Joch wollen beugen laſſen, von dem wir frei geworden ſind, ob wir ruhig zuſehen wollen, wenn die Glieder der evangeliſchen Kirche nicht nur als Ketzer geſchmäht, verſtoßen und verflucht — worüber wir großmüthig und im Bewußtſein unſerer gerechten Sache uns hinwegſetzen können —, ſondern auch in ihren heiligen, wohlerworbenen, theuer erkauften und unveräußerlichen Rechten gekränkt und in einer hochwichtigen Angelegenheit von der trotzigen Willkür einer fremden Macht, gegen deren gebieteriſchen Einfluß wir unabläſſig proteſtiren, abhängig gemacht werden ſollen. Wie man auch die Streitfrage über die gemiſchten Ehen auffaſſen mag, die einzige Foderung der römiſchen Curie und eines Theils des katholiſchen Klerus, daß alle Kinder ſolcher Ehen der katholiſchen Kirche angehören ſollen, ſo begründet ſie ſein mag im Dogma der Römiſchgeſinnten, iſt nicht nur für uns ehrenrührig, ſondern verletzt auch unſere theuerſten Intereſſen und iſt von viel tieferer Bedeutung, als Viele meinen. Sie ſteht auch keineswegs iſolirt da, ſondern hängt mit Anſichten, Behauptungen, Anmaßun-

gen zusammen, gegen die wir uns standhaft verwahren müssen.

Es handelt sich weiter darum, ob wir uns wollen verurtheilen lassen zu einem totalen Stillstand in aller Erkenntniß und Forschung hinsichtlich der höchsten Angelegenheiten des Lebens, zum Aufgeben jeder freien Bewegung und jedes Fortschrittes des Geistes. Für jene Partei gibt's keinen Fortschritt, und sie will keinen dulden. Ihr ist die Kirche ein stagnirender See — um nicht Pfuhl zu sagen —, in welchem immer und immer das alte trübe Wasser aufwallt und, oben schwimmend, alles Leben in der Tiefe darniederhält. Die Jahrhunderte gehen vorüber und die Geschlechter der Sterblichen mit ihnen, und dieselben Fesseln sollen Alle umschlingen, jetzt wie früher. Alles Ringen der Geister nach Licht, alles Streben und Leben der Wissenschaft ist ihr nur ein nichtiges Spiel, höchstens für die irdischen Interessen brauchbar, für das christliche Leben unfruchtbar. Was hat die Wissenschaft ausgerichtet in dieser erstarrten Kirche, in der zwar noch christliches Leben innerhalb der Gemeinde, aber nur die todte Form im Regimente herrscht? Welchen Irrthum hat man, erleuchtet vom Licht der erkannten Wahrheit, aufgegeben, welchen Misbrauch abgeschafft? Und daß kein Irrthum, kein Misbrauch vorhanden sei, wagt man Das zu behaupten im Angesicht so vieler erleuchteten Katholiken, die über den Verfall der Kirche klagen, womit gewiß nicht blos die Abnahme der päpstlichen und bischöflichen Macht gemeint ist? Oder hat man vergessen machen können, daß schon vor 400 Jahren nicht Einzelne nur, sondern große Kirchenversammlungen laute Beschwerden erhoben über schreiende Misbräuche, die noch heute bestehen, eine Reformation an Haupt und Gliedern foderten, die noch heute verweigert, ja, für ganz unnöthig erklärt wird? Die Wissenschaft hat die Geister empfänglicher gemacht für Forschen und Prüfen, freier von den alten Banden des Wahns, des Vorurtheils, des Irrthums und des Aberglaubens, hat mitgewirkt, den todten Buchstaben zu beleben, das zu sehr verleiblichte Dogma zu vergeistigen, sie hat den Blick unumwölkter, die Ansicht reiner und heller, die Aussicht weiter und von ihrem Standpunkte aus die unerschütterliche Wahrheit des Christenthums anschaulicher gemacht, das lautere Gold von den Schlacken gereinigt. Und das Alles soll fruchtlos, ganz vergebens sein für die Kirche, die, an Menschensatzungen wie an eherne Fesseln gebunden, Alles verschmäht, was nicht von Rom ausgegangen, von wannen immer nur dieselben Machtsprüche herübertönen, die alles Forschen und Prüfen für überflüssig, wo nicht als verdammlich bezeichnen, die alten Bande wieder fester schlingen, den Buchstaben über den Geist erheben und die Geister einer tyrannischen Gewalt unterthan machen sollen? Und die sich nicht unter das knechtische Joch beugen wollen, sollen eben darum als Abtrünnige von der wahren Kirche Christi, als Empörer gegen die heilige Ordnung, als dem Gericht Verfallene an einer halben Duldung sich genügen lassen und gutwillig verzichten auf die Gleichheit der Rechte, die, wenn sie auch nicht durch öffentliche Verträge und anerkannte Staatsurkunden ihnen verbürgt wäre, ebenso gewiß durch das klare Zeugniß des göttlichen Worts wie der gesunden Vernunft begründet ist?

Daß man von Rom aus der großen evangelischen Gemeinde noch immer die Anerkennung als Schwesterkirche versagt, das ist zwar sehr consequent, aber auch so ungerecht wie lieblos. Wir stehen nicht als Fremde, noch weniger als Feinde der römischen Kirche gegenüber; wir ehren sie als Schwester, allenfalls auch, wiewol nicht unbedingt, nicht ein unsere Glaubens- und Gewissensfreiheit beschränkendes Recht der Erstgeburt ihr einräumend, als die ältere, und beklagen ihren stolzen Irrthum, wenn sie uns fort und fort nur als eine Sekte, eine ketzerische Partei behandelt. Wir dürften unsere Gemeinde mit mindestens gleichem Rechte, wie jene sich selbst, nicht nur eine, sondern auch die Kirche und mit noch größerer Wahrheit die apostolische nennen. Denn wenn aus einer Gesellschaft, in der ungeheuere Misbräuche überhandgenommen und eine despotische Gewalt die ursprünglichen einfachen Grundsätze und Institutionen, die Rechte der Glieder und der Verwaltungsbehörden unterdrückt hat, eine größere oder kleinere Anzahl treuer Genossen, nachdem sie vergebens die Abstellung der Misbräuche und die Ermäßigung der usurpirten Gewalt gefodert hat, ausscheidet oder ausgestoßen wird und nun, zu der ursprünglichen Verfassung zurückkehrend, auf dem Einen Grunde, der für alle Zeiten gelegt ist, sich als besondere Gesellschaft constituirt, so hätte die, von der sie ausgegangen, doch gewiß kein vernünftiges und moralisches Recht, ihr die Anerkennung als gleichberechtigte Gemeinschaft zu versagen und sie lediglich als abtrünnige Sekte zu behandeln; treu den ursprünglichen Grundsätzen und Verfassungsformen, festhaltend an den klaren Zeugnissen des Stifters und an der echten, allein entscheidenden Urkunde seiner Stiftung, dürfte sie sogar als die echtere Erbin seiner Güter, als die eigentliche von ihm gegründete Gemeinde sich betrachten. Die evangelische Kirche ist nicht eine neue, willkürlich improvisirte, sondern die erneute, von willkürlichen Menschensatzungen geläuterte, alte, apostolische Kirche und darf mit gleichem Rechte wie die griechische fodern, daß die römische sie als Schwester anerkenne. Es ist aber auch nicht der echte Katholicismus, es ist nur der Papismus, der uns diese Anerkennung verweigert, und nur die immer wiederkehrende Verwechselung der Kirche mit dem Klerus und der Hierarchie, der Wahn, diese sei die Kirche, verleitet zu den bald heimlichern, bald öffentlichern Angriffen und Feindseligkeiten gegen die Evangelischen, unter denen christlicher Geist und christliches Leben seit drei Jahrhunderten unverkennbar sich bezeugt hat. Indem man uns zur Rückkehr in den Schoos der Mutterkirche einladet und hereinnöthigt, fodert man doch zunächst nur resignirte Unterwerfung unter die Auctorität des römischen Stuhls; und wollten wir mit Verleugnung unserer Überzeugung dazu uns verstehen, so würde es an Dispensen und Indulgenzen nicht fehlen, den schweren Schritt uns zu erleichtern, ja, man möchte wol einige Ketzerei einstweilen uns zu

gute halten. Daß wir aber keinen Papſt, keinen menſchlichen Herrn und Gebieter unſers Glaubens anzuerkennen vermögen, das iſt die ärgſte Ketzerei, das berechtigt die Römiſchgeſinnten, uns als Abtrünnige, als Irrgläubige, als Außerkirchliche zu ſchmähen, zu haſſen, zu verfluchen, wo man kann zu verfolgen und die politiſche Gleichheit der Rechte beider Kirchen als eine ungehörige Conceſſion, gegen die Rom proteſtirt hat und immer proteſtiren wird, auf alle mögliche Weiſe uns zu verkümmern! Während wir die katholiſche Kirche, der wir die gerechte Anerkennung nicht verſagen, in der wir alle Elemente der wahren Kirche Chriſti vereinigt, obwol nicht unverfälſcht finden, unangetaſtet laſſen und nur gegen die Anmaßungen des Klerus ankämpfen, reizt man durch das Geſchrei: die Kirche ſelbſt ſei in Lebensgefahr, die Schwachen und Verblendeten auf und verſucht mit wiedererwachtem Trotz und Übermuthe, günſtig ſcheinende Zeitverhältniſſe und Stimmungen benutzend, uns einzuſchüchtern, die weltliche Macht, wo ſie vor der geiſtlichen ſich nicht beugen will, zu verdächtigen und zu ſtürzen, wo ſie nachgibt, zu Gewaltmaßregeln zu bewegen und allmälig uns in eine Stellung hineinzutreiben, in der wir uns aus Verzweiflung der Hierarchie in die Arme werfen, oder im Kampfe auf Leben und Tod unterliegen ſollen.

Gegen ſolche Anmaßungen und Unbilden müſſen die Waffen des Geiſtes erhoben werden im offenen ehrlichen Kampfe, und wem es gegeben iſt, ein wahres und kräftiges Wort in der Sache zu ſprechen, der iſt auch dazu berufen. Unſere Waffen aber ſind nicht fleiſchlich, ſondern geiſtlich; nicht in Haß und Feindſchaft, nicht mit Schimpfen und Schmähen, nicht mit Richten und Verdammen, nicht mit hinterliſtigen Künſten, ſondern mit den Waffen des Glaubens, der in der Liebe thätig iſt, mit dem Schwerte des Geiſtes, dazu gerüſtet mit Philoſophie und Geſchichte, gebührt es uns, den Gegnern zu begegnen. Der gerechten Sache ziemen und frommen ſo wenig gehäſſige, aufreizende und erbitternde Angriffe wie Winkelzüge.

In der vorliegenden Schrift iſt der Kampf offen und ehrlich geführt; wenn nicht überall mit den Waffen des Geiſtes, doch nirgend mit denen des Fleiſches; wol nicht mit philoſophiſcher Penetration, aber mit der allgemein verſtändlichen und darum unwiderſtehlichern Gewalt klarer Zeugniſſe der wahrhaften Geſchichte. Daß der Herr Verf. dieſe aufzufinden und in die rechte Beziehung zu ſtellen vorzüglich befähigt iſt, das bezweifelt wol Niemand. Die Gegner werden wahrſcheinlich nicht verfehlen, ſeinen theologiſchen Standpunkt für unzureichend zu einem vollgültigen Urtheile in der Sache zu erklären und geltend zu machen, daß er, der notoriſch weſentlichen Grundlehren der evangeliſchen Kirche widerſpreche und von ihren Bekenntniſſen ſich losgeſagt habe, kaum berufen ſein möge, für ſie das Wort zu nehmen. Aber der Anwalt kann ja die Sache ſeines Clienten, ohne deſſen ganze Überzeugung zu theilen, recht gut führen, zumal wenn er nur die Abwehr ungerechter Angriffe auf Ehre und Selbſtändigkeit, Vertheidigung äußerlicher Rechte und billigen Vergleich unter den Streitenden beabſichtigt. Es iſt mehr ein Rechtsſtreit als ein dogmatiſcher, wenigſtens wird das Dogma der Gegner, nur inwiefern es gegen die wohlerworbenen Rechte der evangeliſchen Kirche geltend gemacht werden ſoll, durch die Zeugniſſe der Geſchichte und des geſunden Menſchenverſtandes beſtritten. Das Ganze iſt zumeiſt eine Berufung auf dieſen geſunden Menſchenverſtand, auf das geſunde Gefühl unbefangener Herzen und auf das höchſte Geſetz des Chriſtenthums, die Liebe, die, wenn ſie überall lebendig wäre, wol Frieden ſtiften würde unter den Streitenden. Allerdings gibt es einen höhern Standpunkt, von dem aus das Dogma und das kirchliche Leben, auch der kirchliche Streit tiefer und vollſtändiger begriffen und um ſo gewaltiger der Geiſt verſöhnender Liebe erweckt wird; aber kein Unbefangener wird leugnen, daß Bretſchneider von ſeinem Standpunkte aus ein Wort zu rechter Zeit, und ein gutes, kräftiges, beherzigenswerthes, geſprochen hat.

Die Einkleidung in eine anſpruchsloſe Erzählung mit untermiſchten Geſprächen iſt der Sache angemeſſen. Der größte Meiſter hüllte die Lehren himmliſcher Weisheit in Parabeln, die, unmittelbar aus dem Leben gegriffen, das Überſinnliche auch einem ſinnlichen Geſchlechte näher brachten. Warum ſollten wir nicht, ſelbſt wenn die Gabe der Poeſie uns verſagt wäre, Wahrheiten, die für Alle, aber, nackt ausgeſprochen oder gelehrt demonſtrirt, nur Wenigen zugänglich ſind, in bildlicher Darſtellung verbreiten? Zumal in unſerer Zeit, in der Romane, Novellen, Geſchichten, Erzählungen das größte Publicum haben, iſt es Denen, die durch ihre Rede auf Viele wirken wollen, nahe genug gelegt, die Theilnahme an wichtigen Angelegenheiten und Verhandlungen durch eine bequeme und gefällige Form zu gewinnen. Das vorliegende Buch macht nicht die Prätention, ein Roman, eine Novelle, ein Drama, überhaupt nicht, ein Kunſtwerk zu ſein, wie es denn auch keine poetiſche Ader hat. „Eine Geſchichte unſerer Tage" iſt es, inwiefern Das, was hier erzählt wird, unter den neueſten kirchlichen Conflicten wol geſchehen könnte und wahrſcheinlich öfter geſchieht. Möchten nur alle durch dieſe Conflicte herbeigeführten Störungen des innern und des häuslichen Friedens ſo glücklich und ſo löblich beſeitigt werden wie hier!

Die Belehrungen und Tröſtungen, welche der Verf. mittheilen wollte, ſind ſo ganz mit dem Gange der Erzählung verwebt, daß wir den Inhalt der 14 Capitel derſelben andeuten müſſen.

1. Das Jubelfeſt der heiligen Urſula. Zu dieſem Feſte reiſt nach Köln von ſeinem Gute im Rheingau der Major a. D. v. Sandau, mit ſeiner Gattin und achtzehnjährigen Tochter. Er gehört mit dieſer und dem abweſenden, in der preußiſchen Armee dienenden Sohne der römiſchen, die Mutter der evangeliſchen Kirche an. Die Ehe iſt glücklich und friedlich, durch die Confeſſionsverſchiedenheit nicht getrübt, bis nach der Julirevolution, wo der Hausherr, der früher kirchlich indifferent geweſen, zu größerm Eifer für den Katholicismus und zur Verſtimmung gegen den Proteſtantismus, zugleich gegen die preußiſche Regierung ſich aufregen läßt, weil ein geſchäftiger Emiſſair der belgiſchen Jeſuiten, den

man ihm zum Pfarrer und Beichtvater empfohlen, ihn überredet, die Regierung beabsichtige die Unterdrückung der katholischen Kirche, die alte Blüte und die alten Vorrechte des Adels könnten nur durch Wiederherstellung der alten kirchlichen Verhältnisse, insbesondere der Priesterherrschaft, erneuert und nur so der revolutionnaire Geist, der auf den Sturz des Adels und auf Erhebung des Bürgerthums gerichtet sei, gedämpft werden. Vergebens bemüht sich die fromme, sanfte und verständige Gemahlin, ihn durch Hinweisung auf die großen, unverkennbaren Wohlthaten, welche die preußische Regierung ihren rheinländischen Unterthanen erwiesen, auf die reichen Dotationen, welche sie der katholischen Kirche und deren Geistlichen freiwillig gewährt hat, zu einer unbefangenern und gerechtern Würdigung der Verhältnisse zu bewegen. Erst als sie mit tiefer Wehmuth ihm andeutet, wie nicht nur der Friede ihrer Ehe gefährdet, sondern auch ihr Verhältniß zu der einzigen Tochter getrübt werde durch die kirchlichen Händel und durch die Einflüsterungen des Beichtvaters, erblickt er den Abgrund, der sich vor ihm eröffnet, und beschließt sogleich die Reise und einen längern Aufenthalt in Köln, um die Tochter in andere Umgebungen zu bringen. Diese, fromm und gutgeartet, aber bereits merklich fanatisirt und wirklich der Mutter entfremdet, wünscht an der Procession bei dem Ursulafeste Theil zu nehmen, muß aber nach dem Willen der Ältern darauf verzichten.

2. Der Pater Cyriar. Der verkappte Jesuit ist seinen Beichtkindern nach Köln gefolgt, um seinen Einfluß auf sie zu sichern. Da es ihm bei dem Major, dessen Befangenheit schon etwas gewichen ist, und der mit seinen streng rechtlichen und ehrenfesten Grundsätzen der pfäffischen Arglist entgegentritt, nicht gelingen will, umgarnt er um so eifriger die Tochter, die er durch die schärfste und starrste Auffassung der Lehre, daß die römische Kirche die alleinseligmachende, und wer ihr nicht angehöre, ewig und rettungslos verdammt sei, in so peinliche Seelenangst über das einstige Loos ihrer protestantischen Mutter hineintreibt, daß sie mit Handschlag gelobt, zu deren Bekehrung alles Mögliche aufzubieten, doch, wie der kluge Pater begehrt, heimlich, daß der Vater es nicht merke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Nach herkömmlicher Weise meinen viele italienische Literatoren dadurch der Wissenschaft noch immer zu dienen, wenn sie, in Bibliotheken vergraben, alte Schriften ohne Wahl, nur weil sie eben alt sind, dem Druck übergeben, und es ist zu verwundern und nur durch die Verhältnisse des italienischen Buchhandels zu erklären, daß für solche Unbedeutenheiten sich Herausgeber finden. Selbst den italienischen Beurtheilern scheint diese Aufwühlerei alten Staubes endlich ein Zeichen der höchsten Dürftigkeit der Gegenwart, und mit dem zweideutigen Ausspruche, daß die Bibliophilen einen Schatz darin erkennen würden, haben sie die Übersetzung eines Buchs, das im lateinischen Original nur durch den Namen seines Verf. vor der völligen Vergessenheit geschützt ist, abgefertigt, eine Übersetzung des Seneca aber nur mit Hülfe des nebenangedruckten Originaltextes lesbar gefunden. Wenn die so viele Verhältnisse berücksichtigenden Wälschen in dieser Weise unverhohlen sich äußern, so läßt sich wol voraussagen, wie wenig das Ausland bei dem „Volgarizzamento di maestro *Donato da Casentino* dell' opera di messer *Boccaccio* De claris mulieribus, rinvenuto in un codice del XIV secolo dell' archivio Cassinese, ora per la prima volta pubblicato per cura e studio di D. *Luigi Torti*, monaco della badia di Montecassino" (Neapel 1836), und der Schrift: „Del libro de' Beneficii di *L. Anneo Seneca* volgarizzamento del buon secolo della lingua, ora per la prima volta stampato per cura del cav. *Francesco Mortara*" (Parma 1838) Genuß finden werde, und doch werden gewissenhafte Sprachforscher im Sinne der Crusca glauben, daß sie in ihren Sammlungen nicht fehlen dürften.

Das Augustheft der „Biblioteca italiana" von 1838 gibt über die in der Lombardei jetzt sehr verbreiteten Stearinlichter beruhigende Mittheilungen, weil auch dort die aus England durch ganz Europa verbreitete Besorgniß, daß Arsenik zu ihrer Mischung genommen werde, den Fabriken von Turin und Mira, seithalb Venedig, sehr beeinträchtigend zu werden drohte. Das Verfahren soll in beiden Anlagen dasselbe sein, das H. Matairе in einer genfer Fabrik mit ansah und im Julihefte der „Bibliothèque universelle" bekannt machte. Noch sicherstellender scheint jedoch die Bereitung einer durch Ernst Machlig und Comp. gleichfalls zu Mira fabricirten Art von Lichtern, die unter dem Namen: candele cerogene, in den Handel gebracht werden. Es scheinen die in Deutschland unter dem Namen: Palmwachslichter, verkauften zu sein. Der Hauptbestandtheil ist das Wachs von Myrica cerifera oder Myrica sebifera, und sehr genaue Vergleichungen, die dort beigebracht sind, ergeben, daß ein genau ausgewähltes und bestimmter bezeichnetes Wachslicht bei einem strengwissenschaftlichen Versuche sich in der Intensität seines Lichtes zu einer Talgkerze und einer Cerogenkerze wie 1,00 (Wachs) zu 1,14 (Talg) 0,93 (Cerogen) verhielt; daß nach dreistündigem Brennen 225 (Wachs), 220 (Talg), 193 (Cerogen) Millimeter von den früher gemessenen Lichtern nachblieben; daß folglich mit Berechnung ihres relativen Preises der Aufwand für eine Stunde des Brennens 0,505 (Wachs), 0,140 (Talg), 0,455 (Cerogen) öſtr. Lire betrug, mit Rücksicht auf die Flamme jedoch 0,505 (Wachs), 0,123 (Talg), 0,405 (Cerogen) ausmachte, die Ersparniß sonach nicht groß im Vergleiche mit Wachs wäre, aber, selbst wenn der Aufwand sich gleich herausstellte, diese Cerogen- oder Palmlichter doch gegen die jetzt oft so betrügerisch angefertigten Wachslichter Vorzüge haben möchten.

Mit vielem Fleiße hat aus Urkunden und andern ihm zugängigen Quellen der Ritter Luigi Bianchini ein Werk über die Finanzen des Königreichs Neapel unter dem Titel: „Della storia delle finanze del regno di Napoli. Libri sette del cav. *L. Bianchini*" (Neapel 1834—35), zusammengestellt, das von 1140 an, wo Ruggieri die Monarchie in Neapel gründete, beginnt und seine Aufgabe bis 1835 fortführt. Das Werk ist in sieben Bücher getheilt, deren jedes eine Epoche der neapolitanischen Geschichte umfaßt, und gewinnt dadurch sehr an Übersichtlichkeit, weil der erste der fünf Abschnitte, in die jedes Buch zerfällt, im Allgemeinen die politischen Anordnungen und die Hergänge des Zeitabschnittes darstellt, von dem das Buch handelt. Gelegentlich werden in dem reichhaltigen Werke eine Menge Gegenstände verhandelt, die an gelehrte Untersuchungen anderer Gelehrten sich anschließen. So erhob sich schon früher über die Ableitung des noch in Venedig üblichen Wortes: fondaco, zwischen Depping und Silv. de Sacy eine Abweichung der Ansichten, indem der Erstere es aus dem Arabischen, der Letztere es aus dem Lateinischen des Mittelalters, von funda i. e. crumena, marsupium, ableitete. Bianchini gibt eine andere Abstammung, von fundus oder vom Arabischen fondac; aber ein Beurtheiler des Buchs in der „Biblioteca italiana" nimmt es für ausgemacht an, daß fondaco von el alfondiga herkomme, und führt eine spanische Urkunde von 1101 an, die in der „Cronache dell' ordine di S. Benedetto" abgedruckt steht, wo ein solcher Ort alfondicus genannt werde. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 49. — 18. Februar 1839.

Der Freiherr von Sandau, oder die gemiſchte Ehe. Eine Geſchichte unſerer Tage. Von K. G. Bretſchneider.

(Fortſetzung aus Nr. 48.)

3. Der Erzbiſchof. Die plötzliche Gefangennehmung des Kirchenfürſten überraſcht Auguſten (das ſchwärmeriſch aufgeregte Fräulein) aufs ſchmerzlichſte. Thomas, der alte Diener, ehemaliger Waffengefährte des Majors, an militairiſche Subordination gewöhnt, rapportirt: der Erzbiſchof habe nicht Parition leiſten wollen; wer die verſage, den nehme man beim Kopfe, das ſei in der Ordnung. Der Major kehrt ſehr aufgebracht heim, wird aber durch die beſonnene Gemahlin erinnert, daß der gerechte, gegen die Biſchöfe und die katholiſche Kirche ſo gütige König nur durch Gewalt der Verhältniſſe beſtimmt ſein könne, zum Äußerſten zu ſchreiten; man dürfe erwarten, daß die Regierung die Gründe ihres Verfahrens bekannt machen werde. Er läßt ſich beruhigen, misbilligt ſelbſt, als das erwartete Publicandum über die ſtrenge Maßregel gegen den Erzbiſchof erſchienen, deſſen Anmaßung, und wird durch die päpſtliche Allocution noch mehr abgekühlt, weil in derſelben der Gefangene nur als Märtyrer für die päpſtlichen Verordnungen gegen die gemiſchten Ehen dargeſtellt iſt. Aber bemüht, auch die Tochter zu beruhigen, erſchrickt er, da er erfährt, wie tief Cyriar's Lehren bei ihr gewurzelt, daß ihr Verhältniß zur Mutter ſchon ſehr getrübt ſei, und daß ſie am Seelenheile derſelben verzweifle. Er fährt auf und beſchließt raſch die Abreiſe aus Köln, um auf ſein Gut zurückzukehren.

4. Die kranke Mutter. Die fromme, zartfühlende Frau, deren Geſundheit durch die Wahrnehmung, daß die Tochter ſich ihr entfremde, ſchon ſehr erſchüttert iſt, erkrankt nach der Heimkehr; ihr Leben iſt in Gefahr, und weder ſie noch der alte ehrliche Thomas vermag Auguſtens Sorge und Angſt um das Seelenheil der Kranken zu mindern. Da erſcheint der Sohn, den ein naiver Brief des alten Thomas herbeigerufen, ausgezeichnet durch des Königs Gnade, die auch den Vater verſöhnt, und bringt Troſt der Mutter, Licht der Schweſter, die jedoch ſeinen vorurtheilsfreiern Anſichten des Vaters dreiſte Behauptungen zuverſichtlich entgegenſtellt und zweifelt, daß die Bibel, welche zu leſen jener ihr verboten hat, etwas ganz Anderes lehre. Er gibt ihr das Neue Teſtament in der Überſetzung von van Eß in die Hände, und ſie entſchließt ſich, es zu leſen.

5. Der glückliche Tag. Auguſte lieſt mit Eifer und Verſtand, mit beſtändiger Anwendung der ergreifendſten Zeugniſſe auf ſich ſelbſt und auf die kirchlichen Verhältniſſe raſch nacheinander die Evangelien, beherzigt die klaren und entſcheidenden Ausſprüche Jeſu, die in Beziehung auf die obſchwebenden Streitfragen hervorgehoben werden, unterredet ſich dazwiſchen mit ihrem wohlunterrichteten Bruder, der ihr auch die treffendſten apoſtoliſchen Zeugniſſe in ihrer Übereinſtimmung mit den Lehren des göttlichen Meiſters vorhält. Es leuchtete ihr ein, daß Denen, die das Evangelium zu verkündigen und zu ſegnen berufen ſind, das Verdammen und Verfluchen nicht nur übel anſtehe, ſondern auch zur Schmach gereiche; daß die Verheißung der Seligkeit an das Bekenntniß aller Lehren der römiſchen Kirche nicht gebunden ſei, ſondern nur an den einfachen Glauben, daß Jeſus Chriſtus der verheißene Heiland ſei, und daß um ſo gewiſſer die geliebte Mutter und die Proteſtanten überhaupt, wenn ſie nur in dieſem Glauben lebten, derſelben Verheißung ſich getröſten dürfen. Nun drängt ſie die Liebe, mit dem Bruder zur kranken Mutter zu eilen, ſich an ihr Herz zu legen, die glückliche Sinnesänderung ihr zu bethätigen. Die Mutter, erquickt und hocherfreut durch die neuen unumwölkten Beweiſe der kindlichen Liebe, preiſt dieſen Tag als einen der glücklichſten ihres Lebens.

Die Bekehrung des Fräuleins zu reinern, vorurtheilsfreiern Anſichten erfolgt allerdings etwas raſch, aber ſie iſt gut motivirt. Denn wie die zwar merklich erkaltete, aber nie unterdrückte Liebe zu der edeln proteſtantiſchen Mutter der beſſern Belehrung ſchon den Weg gebahnt hat, ſo leitet die ſiegreiche Gewalt des göttlichen Worts ſie zu der Erkenntniß, daß die Meinungen, welche Cyriar ihr aufgedrungen, und die verketzernden Lehren und Disciplinarregeln der römiſchen Kirche mit den deutlichſten und entſcheidendſten Ausſprüchen des Geiſtes Gottes in unverkennbarem Widerſpruche ſtehen. Dem irregeleiteten und verblendeten, aber noch nicht verſtockten Gemüthe geht das heilſame Licht auf, daß es nun zurückbebt vor der Vermeſſenheit, Andersdenkende, die an Chriſtum glauben und wandeln nach ſeinen Geboten, darum, weil ſie nicht an den Papſt glauben und dem Joche, das er der

Christenheit aufgelegt hat, sich nicht unterwerfen, zu verdammen und zu verwünschen.

6. Die Zofe. Der Pater, der seinen Einfluß in dem gutsherrlichen Hause seit der Krankheit der Baronesse, die nicht einmal seinen Besuch angenommen, und seit der Rückkehr des Sohnes gefährdet sieht, findet in Augustens Zofe eine gefällige Zwischenträgerin und ein gewandtes Werkzeug seiner Pläne. Er erfährt von ihr die Sinnesänderung des Fräuleins, dem er alsbald in einem geharnischten Briefe die Hölle heiß zu machen bemüht ist. Aber so vorsichtig die Zofe den Brief anzubringen meint, er kommt in des Majors Hände, der, heftig zürnend, daß der Pater hinter seinem Rücken eine Herrschaft über die Tochter zu behaupten und sie gegen die Mutter einzunehmen wage, die Zofe fortschickt und wol auch dem Pater hart zugesetzt hätte, wenn dieser nicht durch schnelle Abreise dem Sturme sich entzogen hätte. Der Vorfall dient zu Augustens Belehrung und zur Warnung vor der gefährlichen Gewalt katholischer Beichtväter und Gewissensräthe. Der Bruder gibt ihr noch manchen Wink und guten Rath und kehrt dann auf seinen Posten zurück.

7. Roma loquuta est, res dijudicata est. Die genesende Mutter beruft zur Feier des Abendmahls ihren evangelischen Beichtvater, einen würdigen Greis, der in Rede und That die heilige Handlung so kräftig und innig verwaltet, daß auch die anwesende Auguste tief ergriffen wird und Vertrauen zu ihm gewinnt. Sie legt ihm die Frage vor: ob nicht Christus durch die Worte, mit denen er dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs vertraut, auch dessen Nachfolgern, den Päpsten, das Recht ertheilt habe, über Seligkeit und Verdammniß zu entscheiden? Der Pfarrer erklärt ihr, jene Worte gelten dem Petrus für seine Person und als Apostel, nicht als Bischof, welches Amt er nicht bekleidete, und das Binden und Lösen beziehe sich nicht auf Gläubige, sondern auf Juden und Heiden, denen das Evangelium angeboten werde. (Letzteres ist nicht bewiesen, was auch dem Scharfsinne des Verf. kaum gelingen möchte!) Daß die Päpste, als angebliche Nachfolger des Petrus, der notorisch kein Bischof von Rom war, damit irgend eine Berechtigung nicht empfingen, am wenigsten die, eigenmächtig und willkürlich die Akatholischen zu verdammen, und daß das Schiboleth: Rom hat gesprochen, die Sach' ist abgethan! übelbegründet sei, das wird einleuchtend gemacht, und ebenso treffend die Prätention päpstlicher Infallibilität, gegen welche nicht nur die gesunde Vernunft der Protestanten, sondern auch die katholische Kirche selbst durch ihre Organe, die gesetzlichen Concilien, auch das Episkopat, in Deutschland noch 1786, aufs bestimmteste protestirt hat, zurückgewiesen, auch dargethan, daß die an Petrus ergangene Auffoderung des göttlichen Meisters: „Weide meine Lämmer!" keine Art von Ermächtigung für den römischen Bischofsstuhl enthalte. Dieses ist besser begründet und überzeugender als die Ausdeutung der auf die priesterliche Befugniß, zu binden und zu lösen, bezüglichen Schriftstellen.

8. Das Fernrohr. Der evangelische Pfarrer will dem Fräulein, um ihm den Wahn zu benehmen, daß der Papst nach Gutdünken den Himmel aufthun oder verschließen könne, eine hellere und reinere Ansicht vom Himmel mittheilen und holt deshalb ein Fernrohr herbei, in welchem er den Mond und die Sterne beobachten läßt, worauf er astronomische Bemerkungen über die unermeßliche Menge der Welten und ihre ungeheuere Entfernung voneinander vorlegt. — Das Alles ist recht gut; aber der Himmel, den die Christen als das Ziel ihrer irdischen Wallfahrt betrachten, ist hier doch gar zu sehr materiell gefaßt und die Übereinstimmung Dessen, was die Bibel vom Himmelreich verkündigt, mit den Ahnungen, welche die Astronomie erweckt, gar nicht beachtet. Die grassen, schriftwidrigen Vorstellungen von Himmel und Hölle, wie sie allerdings manchen priesterlichen Zusagen und Drohungen zum Grunde liegen, hätten weit mehr aus dem Standpunkte des christlichen Glaubens beseitigt werden sollen.

9. Der Doppelbesuch. Cyriak, eifrig darauf bedacht, sein Schäflein, das Fräulein, wieder an sich zu ziehen und den frühern Einfluß auf dasselbe zu erneuen, hat einen nicht mehr ganz jungen, aber reichen und strengrömischgesinnten Baron aus Westfalen, der Augusten kennen gelernt hat und zur Ehe begehrt, herbeigeholt. Der Major, der diesen wol zum Schwiegersohn haben möchte, ladet Beide zum Mittagsessen, an welchem zu ihrem Ärger und Verdrusse auch der protestantische Pfarrer Theil nimmt. Das Tischgespräch dreht sich lange um Görres' „Athanasius", welchen der Baron durch alle Prädicate preist, während der Major, ein wenig boshaft, mehre Stellen aus den Schriften des früher revolutionnair-liberalen Görres citirt und um so schärfer dessen neueste Berufung auf seine frühern, mit den spätern im grellsten Contrast stehenden Äußerungen rügt, wobei denn auch das gutkatholische München mit der Menge seiner Fleischessünden ins Gedränge kommt, ohne durch den Pater, welcher alle Schuld auf die Aufklärerei unter dem „allzu guten Könige Max" schiebt, hinreichend gerechtfertigt zu werden. Ebenso wenig gelingt es diesem und dem bornirtern Baron, die absolute Unabhängigkeit der Kirche und insbesondere des Episkopats von der Staatsgewalt, die unbeschränkte Macht des Klerus in den sogenannten rein geistlichen Dingen, die mehr oder minder doch die weltlichen Dinge nicht nur berühren, sondern auch beherrschen wollen, und die Unzulässigkeit der im vernunftgemäßen Staatsrechte begründeten Foderung, daß alle päpstlichen Bullen und Breves nur nach erlangtem Placet der betheiligten Staatsgewalt publicirt werden sollen, zu demonstriren, wobei der Pater ausspricht, was Viele seines Gleichen meinen, daß auch die deutsche Bundesacte für den römischen Klerus keine Verbindlichkeit habe. Der protestantische Pfarrer hält sich tapfer, der katholische Major steht ihm bei, die sanfte Hausfrau greift endlich versöhnend ein, der Pater entfernt sich, der Baron kauft geschwind dem Major das Rittergut ab und erklärt dem Fräulein, er habe dasselbe Der, die ihn durch ihre Hand

beglücken werde, zum Leibgedinge bestimmt. Der Major ist mit dem Verkauf und mit der Bewerbung zufrieden, die Gemahlin nur mit dem erstern, wobei es befremdet, daß die edle Frau den geschlossenen Handel gutheißt, obwol sie weiß, daß der Gemahl das Gut zu theuer erkauft hat und nun um zehntausend Thaler theurer verkauft, wobei denn der gute Baron, der die Tochter mit erhandeln will, doch wol übervortheilt ist.

10. Mainz. Im Frühling verläßt die Familie das Rittergut und zieht nach der schönen Rheinstadt, die mit ihren Umgebungen einen sehr günstigen Einfluß auf Auguste gewinnt. Sie hört hier in gebildeten Kreisen vorurtheilsfreiere Äußerungen über die kirchlichen Verhältnisse, starke auch gegen die Jesuiten, deren Machinationen der Kirche, deren Stützen sie zu sein vorgeben, Gefahr drohen und große Übel bereiten. Der alte Thomas unterläßt auch nicht, seine freiern Meinungen ihr treuherzig mitzutheilen, in seinen Ansichten von Predigt und Messe fast protestantisch. Auf einer Sonntagsspazierfahrt kehrt man in einer katholischen Kirche ein, die auch von evangelischen Ortseinwohnern fleißig besucht ist, weil der fromme Greis, der ihr vorsteht, diese ebenso sehr wie seine katholische Gemeinde durch evangelische Gesinnung und Beredtsamkeit anzieht. Er predigt eben von der rechten Werthschätzung, die Jeder seiner Kirche schuldig sei, und spricht da ein gutes Wort vom Herzen zum Herzen, auch die neuesten kirchlichen Streitigkeiten verständig und wohlmeinend berücksichtigend. Auguste ist noch von Dem, was sie gehört, bewegt, da fällt beim Austritte aus der Kirche ein Blitz aus den Augen eines schönen jungen Mannes, der, wie es scheint, schärfer auf das Fräulein gesehen als auf die Predigt geachtet hatte, in das Herz, das den reichen Baron verschmähte. Aber der schöne Fremde ist fort, ohne ihre Bekanntschaft zu suchen; doch hat er nicht verfehlt bei Thomas Erkundigung einzuziehen, und so ist ein süßer Trost ihr geblieben.

11. Das Gastmahl. Indeß hat der Baron seine Absichten und Hoffnungen noch nicht aufgegeben; Auguste erklärte aber dem Vater, daß jener ihr sehr zuwider sei. Bei einem Gastmahle, zu dem die Familie geladen wird, gerathen zwei Katholiken, ein „wohlgenährter Kanonikus" und ein „hagerer Doctor der Rechte", über das damalige Tagsgespräch, die kirchlichen Wirren, hart aneinander. Jener preist die Irreformabilität und Infallibilität des römischen Stuhls; dieser remonstrirt aus der Geschichte, daß mehr als Ein Papst die Verordnungen seines Vorgängers aufgehoben oder modificirt, einer oder der andere also doch wol ein wenig geirrt habe. Fast zu gelehrt für ein Tischgespräch, zeigte er, trotz dem Widerspruche des Kanonikus seinen Satz durchführend, den Ursprung, das allmälige Wachsthum, das Übergreifen und Umsichgreifen der päpstlichen Gewalt und folgert, daß die Kirche, da sie an tausend Jahre ohne Papstthum bestanden, desselben zu ihrer Erhaltung wol nicht bedürfe. Bestehe doch auch das Erzbisthum Utrecht mit den Bisthümern Deventer und Harlem seit mehr denn hundert Jahren in Ehre und Segen, obwol von Rom nicht nur getrennt, sondern auch verdammt. Man sieht, der Doctor weiß die wunden Stellen der Hierarchie zu treffen! Denn auch an die alten und neuen, oft laut erhobenen Beschwerden des Episkopats, besonders in Deutschland, über die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls wird erinnert und beklagt, daß die restituirten deutschen Bischöfe ihre Würde und ihre rechtmäßige Gewalt, zu deren Wiederherstellung und Aufrechthaltung gegen fremde Usurpation die vier deutschen Erzbischöfe vor funfzig Jahren kräftige Schritte gethan, so wenig zu wahren suchen. Weiter wird dem Kanonikus, der darauf pocht, daß der Papst einmal im Besitz seiner Rechte sei, gleichviel wann und wie er dazu gekommen, und daß er gegen den westfälischen Frieden wie gegen die wiener Congreßacte protestirt habe, sehr treffend bemerkbar gemacht, daß in den Rheinlanden, die eine Zeit lang zu Frankreich gehörten, durch das Concordat und die Gesetzgebung die päpstliche Macht bereits beschränkt gewesen, und daß, da Preußen seinen neuen Unterthanen nach ihrem Wunsche die französischen Gesetze ließ, auch die durch dieselben festgestellten kirchlichen Verhältnisse auf keine Weise der Regierung zum Vorwurfe gemacht werden dürften. Daß aber die päpstlichen Verordnungen gegen die gemischten Ehen vollzogen werden müßten, weil die katholische Kirche diese Ehen immer verworfen habe, wie der Kanonikus behauptet, das bestreitet der Doctor, indem er nachweist, daß selbst Papst Benedict XIV. erklärt habe, die frühern päpstlichen Decrete über diesen Punkt seien blos particulair und stimmten nicht untereinander überein, und daß die mildere Praxis, wie sie in mehren deutschen Ländern ein Gewohnheitsrecht geworden, von Rom selbst um so unbedenklicher, da man sie blos als eine Disciplinarsache ansah, zugelassen worden. Wenn nun die römische Curie jetzt, sehr zur Unzeit, eine strengere Praxis einführen wolle, so werde die gesetzlich bestehende Gleichheit der Rechte beider Confessionen rücksichtslos angetastet. Der lächerliche Einwand des Kanonikus, daß die Protestanten als Ketzer der katholischen Kirche gegenüber keine Rechte haben, wird treffend abgefertigt und die Inconsequenz der römischen Ketzertheorie, abgesehen von ihrer unchristlichen Liebllosigkeit, auch damit dargethan, daß der Papst, wenn es ihm Vortheil brachte, mit den Ketzern, die er in Thesi verdammte, und mit denen Umgang oder Verbindung zu pflegen bei Strafe des Banns verpönt worden, und im Nothfalle selbst mit dem Erbfeinde der Christenheit sich gar wohl zu vertragen und selbst Tractate abzuschließen kein Bedenken trug. Gegen die Bemerkung, daß das Seelenheil des katholischen Theils in einer gemischten Ehe vor Allem zu wahren sei, wird richtig bemerkt, daß man solche Ehen, wenn sie dem Seelenheile gefährlich sind, nie erlauben, oder wenn sie es nicht sind, unbedingt freigeben müsse. Der Kanonikus schweigt endlich, da der Doctor recht kräftig es ausspricht, daß die katholische Kirche mit dem heiligen Vater jetzt ein Werkzeug in der Hand der Jesuiten sei, die nur damit umgehen, Deutschlands Frieden und Wohlstand zu zerrütten, und in den preußischen Rheinlanden zu versuchen, was ihnen in Belgien

nur zu sehr gelungen sei. Nach diesem langen, aber sehr anziehenden und lehrreichen Tischgespräche tritt noch ein heiteres Intermezzo ein, indem Auguste unter den Gästen den Fremden erblickt, der einen so günstigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie erfährt, er sei ein Hauptmann v. Steinheim, der, weil ihm, dem Protestanten, die Luft in der Heimat zu schwül, der mächtige Einfluß einer fanatischen Partei zu unheimlich geworden, eben den bairischen Dienst verlassen habe und über gemischte Ehen aus Erfahrung sprechen könne, da seine katholische Mutter, von ihren Beichtvätern über ihre Ehe mit einem Protestanten in peinliche Gewissensangst versetzt, von dem Gemahl, den sie nicht bekehren konnte, sich schied und, nachher keine Ruhe findend, vor Gram starb. Steinheim nähert sich Augustens Ältern und nimmt die Einladung zum Besuch freudig an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pixerécourt als Bücherfreund.

Bevor noch der Dichter Nodier dem Dichter Pixerécourt in dem bereits von Techener angekündigten „Théâtre choisi de M. *Guilbert de Pixerécourt*" ein würdiges Denkmal stiften wird, hat der Bibliograph Nodier, gelehrt und geistreich, wie immer, den Bücherfreund Pixerécourt auf eine glänzende Weise gefeiert, und der Freund Beider, Paul Lacroix, hat sich zu gleichem Zwecke dem Verf. der „Mélanges" beigesellt. Beide nämlich haben es nicht verschmäht, den eben erschienenen Katalog der in ihrer Art einzigen Büchersammlung des Verf. der „Ruines de Babylon", des „Chien de Montargis", der „Valentine" einleitende und, wenn es deren bedürfte, empfehlende Aufsätze voranzuschicken und den bedeutendern Gegenständen lehrreiche und geschmackvoll gearbeitete bibliographische Bemerkungen hinzuzufügen. Pixerécourt, in Nancy 1773 geboren, erlangte seine erste Bildung auf den Schulen seiner Vaterstadt; schon hier erwachte seine Bücherliebe, eine damals in Frankreich nicht seltene Tugend. Kaum zum Jüngling gereift, benutzte Pixerécourt seine Sparpfennige zum Ankaufe von Büchern, und groß war seine Freude, wenn er Kundigen seine zweihundert Cazins in niedlichen Exemplaren vorlegen konnte; größer freilich sein Schmerz, als ihn eine Spielschuld nöthigte, sich von Dem zu trennen, was ihm bis dahin das Liebste war. Entschlossen und energisch wendete er der Roulette auf ewig den Rücken, um bald aufs neue die großen Didot'schen Ausgaben der Classiker und Anderes von Werth erwerben zu können; dieser Schätze sich zu entäußern, nöthigten ihn ungünstige Familienverhältnisse. Nun begannen glücklichere Zeiten; Pixerécourt's Dramen wurden von der Seine, der Donau, der Themse, der Newa mit beispiellosem Erfolge begrüßt und belohnt. Den Ehrensold widmete er ganz und ungetheilt der Begründung einer dritten Bibliothek. Das Werthvollste und Seltenste zunächst der französischen Literatur, bibliographische Edelsteine, was die Kunst der Galliot du Pré, der Roville, der Elzevir, der Estienne, Baskerville hervorgebracht und die kaum mehr Technik zu nennende Geschicklichkeit der Pasdeloup, Anguerrand, Derome, Bauzonnet, Thouvenin, Simier, Köhler aufs herrlichste geschmückt hatte, bewunderte man bald in den Salons des Dichters, der in 36 Jahren unablässig bemüht gewesen ist, seine Schätze durch immer neue Erwerbungen zu überbieten. Diese Bibliothek wird jetzt zum Verkauf gestellt, wenn nicht noch die Vaterstadt dieselbe zum Ehrengedächtniß ihres berühmten Mitbürgers erwirbt, wie Rouen einst die Sammlung Leber. Nicht mit Unrecht, und in gewissem Sinne unbedingt zu unterschreiben, sagt Lacroix: „La bibliographie nous semble une science, qui se perd tous les jours à mesure qu'elle devient plus vaste et plus difficile à embrasser", um eben mit diesen Worten zu entschuldigen, möchten wir fast sagen, daß er der nicht mühelosen Arbeit, Einzelnes aus diesem abgeschlossenen Gebiete zu erläutern, sich unterzogen, als wenn nicht gerade die Beschäftigung mit Dem, was man jenseit des Rheins bibliographies spéciales nennt, den französischen Bibliographen jederzeit zum Ruhm gereicht hätte und so auch bei dieser neuesten Erscheinung als durchaus wacker und tüchtig gepriesen werden muß. Allein eben darin liegt auch der Grund, daß das Referat über eine derartige Leistung sich jeder Details enthalten muß. Der „Catalogue des livres rares et précieux et de la plus belle condition composant la bibliothèque de M. G. de Pixerécourt", deren Verkauf am 29. Januar d. J. Rue des bons enfans No. 30 beginnen soll und mindestens vier Wochen währen wird, enthält in seinen vier Abtheilungen, von denen man in Frankreich nicht lassen will: théologie, sciences et arts, belles lettres, histoire, die allerkostbarsten Dinge aus der französischen Literatur, Alles aufgezeichnet mit der sorgfältigsten Liebe nach Dictaten und Vorarbeiten des Besitzers, genau bis ins Detail und geschmückt mit den Bemerkungen der genannten Meister, die eben durch ihre Namen die sicherste Bürgschaft geben, daß hier weit mehr geleistet wird als nüchterner bibliographischer Kram, so Nodier über den Verf. des „Moyen de parvenir" (vielleicht Henri Estienne, Béroalde de Verville bestimmt nicht), „Aloisia" (bestimmt Meursius, Chorier bestimmt nicht), die Übersetzung der „Facetiae" des Poggius (Amsterdam 1712) (vielleicht Lenglet Dufresnoy, Dav. Durand bestimmt nicht), „Le zombi du grand Pérou ou la comtesse de Cocagne" (1697) (als ein auf den Antillen gedrucktes Werk des Corneille Blessebois) u. dgl. m. Was aber einem größern Publicum vielleicht das Interessanteste ist, ist eine unbedingt vollständige Sammlung von Poesien, Chansons, Facetien, Almanachs, Theaterstücken, satirischen Bildern und Flugblättern zur Geschichte der französischen Revolution, welche, in ihrer Art einzig, die ehemals berühmte ähnliche Sammlung des Viellet le Duc weiter hinter sich zurücklässt; ein Schatz, den sich die Vorsteher der pariser Bibliothek nicht entgehen lassen dürfen, da ihre Anstalt bekanntlich an derartigen Dingen über alle Begriffe arm ist. Allen seinen Büchern hat Pixerécourt ein grünes Schildchen aufgeheftet, welches die Inschrift trägt: „Un livre est un ami, qui ne change jamais"; an diesem trefflichen Spruch wird man nach Jahrhunderten seine Schätze erkennen, wie Seguier's, Girardot's de Préfond, Hoym's, wenn sie zerstreut, in alle Welt, Bücherfreunde ergötzen. 61.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Franz Horn.

Ein

biographisches Denkmal.

Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen, Schülern und Schülerinnen des verewigten Dichters wird dieses Werk eine erwünschte Gabe sein.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 50. — 19. Februar 1839.

Der Freiherr von Sandau, oder die gemiſchte Ehe. Eine Geſchichte unſerer Tage. Von K. G. Bretſchneider.

(Fortſetzung aus Nr. 49.)

12. Die gemiſchte Ehe. Die Familie reiſt nach Frankfurt, wo Auguſte der ſcharfſichtigen Mutter ihre Neigung zu dem Hauptmanne geſteht und guten Rath empfängt. Der Vater hat nichts Erhebliches einzuwenden, da jener in Frankfurt ſich zu ihnen geſellt und, vertraulich ſich anſchließend, ernſte Abſichten zeigt, wobei es etwas befremdet, daß ein ſo verſtändiger junger Mann, dem in der unglücklichen Ehe ſeiner Ältern eine ſchmerzliche Erfahrung nahe liegt, ſo wenig bedenklich iſt, eine gemiſchte Ehe einzugehen, vielmehr ohne bemerkbar innern Kampf ſeiner Neigung folgt und ſich völlig daran genügen läßt, wenn nur die katholiſche Geliebte ſich aufgeklärt und wohlwollend genug zeigt, um ſich von dem böſen Dogma der Verdammniß der Ketzer loszuſagen, und ſtandhaft genug, um ſich den Einwirkungen fanatiſcher Beichtväter zu entziehen. Auguſte erſchrickt doch, als er bekennt, daß er Proteſtant ſei; aber die Liebe und die freiere Überzeugung tragen den Sieg davon. In ihrer Gegenwart wird der Grundſatz feſtgeſtellt, daß es in einer gemiſchten Ehe am rathſamſten ſei, alle Kinder in der Confeſſion des Vaters zu erziehen, und ſie ſtimmt dem bei. Die kirchlichen Händel haben bei ihr den günſtigen Einfluß gehabt, daß ſie von der blinden und unbedingten Hingebung an die Ausſprüche der Prieſterſchaft geheilt ward, und der Major, der daſſelbe von ſich bekennt, ſpricht die ſehr gegründete Hoffnung aus, daß die neueſten Anmaßungen der Hierarchie und das blinde Toben einer fanatiſchen Partei dieſelbe glückliche Wirkung bei Vielen hervorbringen werden.

13. Die Brautwerber. Die Familie iſt nach Mainz zurückgekehrt, wo auch der Hauptmann ſich einfindet, der Auguſten, wie ſie ihm ſich immer mehr nähert, und der Mutter ehrlich „ſeinen höchſten Wunſch“ ausſpricht. Vater und Mutter berathen ſich, was zu thun ſei, und dieſe fühlt von neuem das Schwierige ihrer Lage als Proteſtantin der katholiſchen Tochter gegenüber. Man fürchtet, Auguſte möge, in ihrer Liebe befangen, das Bedenkliche einer gemiſchten Ehe zu wenig in Anſchlag bringen. Indem die Mutter ſich traulich mit ihr unterredet, wird ſie aufs heftigſte bewegt, da jene ſie fragt, ob ſie es würde ertragen können, wenn die Prieſter ihrer Kirche die Abſolution im Beichtſtuhle, die Sterbeſacramente und das katholiſch-kirchliche Begräbniß ihr verweigerten? Die Anmeldung des wiedergekehrten weſtfäliſchen Barons unterbricht das Zwiegeſpräch. Auguſte entflieht dem Bewerber, die Mutter weiſt ihn zu ſeinem Erſtaunen ziemlich verſtändlich ab, nachdem er noch gegen den Hauptmann, den als Nebenbuhler und Proteſtanten ſein Haß verfolgt, gehäſſige Inſinuationen ausgeſtreut hat. Der alte Thomas macht ihn bange vor dem Degen und den Piſtolen des tapfern Steinheim und empfängt ein reiches Trinkgeld, damit er zum Verräther werde an ſeiner Herrſchaft.

14. Das Brautexamen. Drei Tage lang haben die Ältern Auguſten ſtill ihrer Betrachtung überlaſſen; am vierten kommt der vom Major eingeladene katholiſche Pfarrer, deſſen Predigt neulich einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht hatte. Er iſt kein Römling, ſondern dem Epiſkopalſyſtem ergeben, wie es in den emſer Beſchlüſſen von 1786 ausgeſprochen war. Auch er beklagt die kölner Händel, klagt aber nicht die Regierung, ſondern die Alles verwirrende Jeſuitenpartei an und die Verblendung, mit der man den allergefährlichſten und unheilvollſten Orden beſchütze und unterſtütze, aber auch den großen Fehler des wiener Congreſſes, daß die Rechte der getrennten Kirchen und das Verhältniß der Staaten zum Papſtthume und Prieſterthume nicht ſchärfer und beſtimmter feſtgeſtellt worden. Er rügt den verderblichen Einfluß jener Partei in Belgien, die Unverſchämtheit, mit der ſie ſchon vor den kölner Ereigniſſen von Baiern aus die preußiſche Regierung angegriffen, die Argliſt, mit der ſie den römiſchen Stuhl und den Erzbiſchof von Köln zu unzeitigen und verkehrten Maßregeln verleitet habe und die übrigen wehrloſen deutſchen Biſchöfe weiter treibe, als ſie vielleicht ſelbſt für gut hielten. Er fürchtet noch mehr Verwirrung, ja Aufruhr, Verbrechen und Blutvergießen, wenn dem aufwiegelnden Fanatismus nicht geſteuert werde, und das ſchon allzu lange, ruhige Zuſehen von Seiten des Bundestages und die Misgriffe von Seiten des Adels fortdauerten, der ſich durch die Meinung bethören laſſe, daß ſeine Privilegien mit der Erneuerung der geiſtlichen Macht wiederhergeſtellt werden könnten. Dem drohenden Unheile ſei zu

begegnen nur durch Förderung religiöser Aufklärung in allen Ständen und durch kräftigen Widerstand der Staaten, der katholischen wie der evangelischen, gegen die Anmaßungen Roms und der Priesterschaft. Das Gespräch wendet sich zu den gemischten Ehen. Auguste erklärt vorläufig, daß sie, da nach ihrer jetzigen Überzeugung der Katholik Gewissens halber keinen Grund habe, eine solche Ehe zu fliehen, keinen Anstand nehmen werde, einem würdigen Protestanten ihre Hand zu reichen. Der ehrliche Pfarrer fodert für einen solchen Fall nur, daß der evangelische Theil die katholische Überzeugung auch da, wo sie ihm irrig scheine, achte und gewähren lasse, der katholische Theil aber die seiner Kirche eigenthümliche Herbe und Unduldsamkeit ablege. (Viel gefodert!) Ein Protestant, der in Luther's und Calvin's Geist den Katholicismus für das Antichristenthum halte, handle ebenso gewissenlos wie der Katholik, der an alle päpstliche Aussprüche blindlings glaube und die Protestanten für Teufelskinder halte, indem er eine gemischte Ehe eingehe. Nur dann könne man mit gutem Gewissen eine solche wagen, wenn man einsehe, daß in beiden Kirchen das Wesentliche der christlichen Religion enthalten ist, daß sich in beiden aber auch Meinungen und Gebräuche finden, wegen welcher man sich wol friedlich vertragen könne und solle. Doch sei es immer besser, wenn Mann und Weib zu Einer Kirche gehören; dadurch komme mehr Einheit und Friede ins Haus. Das Fräulein äußert sich darauf sehr aufgeklärt und gut rationalistisch, und der Pfarrer meint, wenn sie so über das Schroffe und Engherzige beider Confessionen sich zu erheben wisse, so trage sie die Grundbedingung des ehelichen Glücks auch für eine gemischte Ehe im Herzen. Weiter stimmt Auguste dem Grundsatze des Vaters bei, daß die Confession des Familienhauptes auch für alle Kinder die herrschende sein müsse, und sie will, wenn katholische Priester ihr die Trauung und Aussegnung verweigerten, darauf keinen Werth legen, sondern an der Einsegnung durch einen Diener des Evangeliums sich genügen lassen, und selbst wenn man ihr die Absolution im katholischen Beichtstuhle versage, würde sie allein bei Gott Gnade und Vergebung suchen; auch bleibe ihr dann die Theilnahme an der Messe und die jährliche Kirchenfeier des Todes Jesu. Wenn endlich ihre Kirche sie sogar in Bann thäte und die Sterbesacramente ihr versagte, so werde sie aus Gottes Wort sich trösten. Dies billigt feierlich der katholische Priester! Nun kommt das Verhältniß des Fräuleins zum Hauptmann zur Sprache. Zum Glück kennt ihn der alte Pfarrer und legt ein gutes Zeugniß für ihn ab, erklärt sich auch bereit, nach vorschriftsmäßiger Verwarnung die Ehe einzusegnen. Alsbald wird der sehnsüchtig auf Entscheidung harrende Steinheim zum Thee und Abendbrot eingeladen, und Auguste läßt ihm noch mündlich sagen, er möge ja gleich kommen, die Mutter erwarte ihn mit Verlangen. Der hocherfreute Bräutigam beschenkt den alten Thomas reichlich.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire des généraux et chefs vendéens, par *Crétineau-Soly*. Paris 1838.

Zu einer frühern Geschichtsepoche, wo die Bretagne noch nicht mit der französischen Monarchie vereinigt war, hatte sie dieser ihren kräftigen Arm geliehen und nicht wenig dazu beigetragen, den britischen Überzieher von dem Boden Frankreichs zu vertreiben. Der ausdauernde Muth der Bewohner dieses Landes kam dem französischen Muthe zu Hülfe, der zwar auch Gefahren nicht achtete, jedoch minder beharrlich in seinen Unternehmungen war; Englands Übergriffen steckte das Schwert der Bretagner ein Ziel. Als die französische Revolution ausbrach, ward die Bretagne nebst den ihr benachbarten Provinzen zu einer neuen Rolle berufen, die sie, was man auch sonst von derselben an sich halten mag, mit einem Heldenmuthe und einer Hingebung durchführte, welche Anerkennung verdienen, und denen im vorliegenden Werke ein geschichtliches Denkmal zu setzen unternommen wird. Indeß ist Hr. Crétineau-Soly selbst ein Bretagner und der Sache, für welche die westlichen Provinzen kämpften, innigst ergeben; aus der Persönlichkeit des Verf. kann man daher auf die Färbung schließen, die er seinen Schilderungen gibt. Gleichwol scheinen uns in dem Betreff einige flüchtige Andeutungen um so weniger überflüssig zu sein, als ohnedies die von ihm gewählte Plutarchische Form keinen Anhaltepunkt gewährt, um von demselben aus den Schauplatz der Begebenheiten übersehen und diese Begebenheiten selbst in ihrer Verkettung sofort erfassen zu können. Späterhin aber werden wir eines der hervorstechendsten Charakterbilder der vor uns geöffneten biographischen Galerie wählen, um mit des Darstellers eigenen Pinselstrichen dessen Hauptzüge wiederzugeben.

Die französische Revolution war der Ausdruck eines unendlichen Fortschritts, einer bis zum Irrwahn getriebenen Unabhängigkeit und einer gesellschaftlichen Auflösung; die Bretagne und die Vendée dagegen werden der Typus der Ideen der Dauer, der Pflichttreue, des Festhaltens an König- und Priesterthum sein. Damit nicht gesagt werden könne, die monarchische Gesinnung und der christliche Glaube seien gänzlich aus Frankreich gewichen, gänzlich daselbst vernichtet, vertraute die Vorsehung sie dieser geweihten Erde an. Zu eben derselben Epoche von Kampf und Krisis schien Frankreich mit eigenen Händen seine Eingeweide zu durchwühlen, um Alles, was diese an kräftigen Charakteren, an gewaltigen Naturen enthielten, daraus hervorzuziehen, damit es einer verzehrenden Lage zu widerstehen vermöchte, der man auf allen Punkten die Stirn bieten mußte. Einerseits erzeugte es die Vertheidiger der Gebietsnationalität, alle jene Kriegsmänner, die aus den Reihen des Bürgerthums oder des Volks hervorgingen, und die, dem Stande der Rechtsgelehrten, des Handels, der Industrie oder dem Pfluge angehörend, Siege auf 20 Schlachtfeldern erfochten und ihren Namen die Unsterblichkeit erwarben. Andererseits erzeugte dasselbe Frankreich in der Vendée und in der Bretagne eine ganz andere Familie denkwürdiger Männer, die Vertheidiger eines Princips, eines Glaubens und jener intellectuellen Nationalität, die ebenfalls zu bewahren Noth that. Obschon sich einander bekämpfend, strebten, so meint es Hr. C.-S., das republikanische und royalistische Frankreich nach einem und demselben Ziele: „Das eine vertheidigte den Boden, das andere ein dem Boden, wo es heimisch geworden, nothwendiges Princip; das eine schützte das materielle Vaterland, das andere das moralische und politische.“ Es wäre gefährlich gewesen, hätte das monarchische Princip keine Früchte getragen, während die Liebe zum Boden Wunder der Tapferkeit und so viel wunderbare Triumphe erzeugte. „Die Vendée und die Bretagne beugten dieser Gefahr vor, sie legten Einspruch gegen jene vorgebliche Erschöpfung ein, der man das christliche und monarchische Princip beschuldigte; sie thaten dies, indem sie aus ihren blutenden Lenden ein ganzes Geschlecht von Helden hervorzogen, die mit den Worten: Gott und der König! den Sieg schufen und selbst Napoleon's Lippen Worte der Bewunderung und der

Achtung entlockten." Von nun an war das monarchische Princip gerettet, und triumphirte es nicht unmittelbar, so wurde es doch für die Zukunft bewahrt. Es ist dies das Werk der Vendée und der Bretagne, und darin besteht deren Ruhm. Noch einen andern Ruhm nimmt der Verf. für eben diese Provinzen in Anspruch. Seiner Meinung nach wäre der so muthige, so standhafte Kampf, in den sich ein Theil Frankreichs für den religiösen Glauben seiner Väter gestürzt, nicht ohne Einfluß auf die Entschließung Bonaparte's gewesen, die katholische Religion wiederherzustellen und das Concordat von 1801 zu unterzeichnen. Diese Meinung hat allerdings ihre paradoxe Seite, und heute mag wol noch stärker als früher die Zweifelsfrage sich aufdringen, ob es denn wirklich eine Art so großer Staatsklugheit war, als solches behauptet worden ist, daß Bonaparte den römisch-katholischen Kirchenglauben wiederum zur Staatsreligion in Frankreich erhob. Die Motive, die ihn dazu veranlaßten, sind bekannt. Man könnte auf sie anwenden, was Voltaire vom Kaiser Konstantin sagt, als dieser das Christenthum annahm: die Stufen des Altars dienten ihm, den Thron zu erklimmen. Indeß, wahr mag es sein, daß Napoleon, hielt er die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Frankreich zur Befestigung seiner Macht für unumgänglich, dabei vornehmlich die Beruhigung jener Provinzen im Auge hatte, wo die religiöse Begeisterung seither am grellsten hervorgetreten war. Die Hauptstadt selbst hatte im ganzen Verlaufe der Revolution zu viel Gleichgültigkeit bei der Entweihung ihrer Tempel bewiesen, daß Rücksichten auf deren Bevölkerung den großen Wiederhersteller hätten leiten können. Es war also, wir geben es zu, das Blut der Vendée, wodurch, wie unser Verfasser sich ausdrückt, das christliche Frankreich vom Götzendienste losgekauft ward.

Aus vorstehenden Andeutungen wird man schon ersehen, daß der Biograph der Häupter der Vendée nicht nur für die Personen, deren Leben er beschreibt, sondern auch für die Sache, der sie sich hingaben, eine offen ausgesprochene Vorliebe hegt. Allein abgesehen von dem lobrednerischen Charakter, den dadurch sein Werk erhält, und der, um es als Geschichtsquelle zu benutzen, Vorsicht gebietet, würde er seinen bereits angegebenen Zweck ohne Zweifel vollständiger erreicht haben, hätte er das große Drama, worin seine Helden die Hauptrolle spielen, im Zusammenhange dargestellt, hätte er, um uns kurz zu fassen, anstatt einzelner Biographien, eine Geschichte des Vendéekrieges geschrieben. Plutarch, auf dessen Autorität sich Hr. C.-S. beruft, wollte berühmte Männer schildern, deren Thaten nicht dem nämlichen Jahrhunderte, nicht dem nämlichen Systeme von Begebenheiten angehörten. Der Aufstand der Vendée aber ist eine Begebenheit, die eine abgeschlossene Einheit bildet, ein Drama, das seine Handlung, seine Entwickelung hat. Wir theilen nicht des Verf. Begeisterung für seine Helden, geben aber gleichwol zu, daß der Kampf, bei dem sie mitwirkten, eine fast poetische Episode in der Geschichte der französischen Staatsumwälzung zu nennen ist. Sie alle lebten auf den nämlichen Schlachtfeldern, bestanden die nämlichen Gefahren; persönliche und selbstsüchtige Triebfedern waren ihnen, zum Theil wenigstens, fremd; nur eine gemeinschaftliche Idee belebte sie; alle ihre Bestrebungen waren nur auf Einen Zweck hingerichtet: den Triumph der Religion und des Königthums. Es war dies für einen Enthusiasten ein schöner Stoff zur Bearbeitung in epischer Form. Aller dieser Mängel ungeachtet halten wir das vorliegende Werk für ein Buch, das viele schätzbare historische Elemente enthält, und dem wir zur Probe eine Schilderung entlehnen wollen, deren Hauptzüge, so weit es der Raum gestattet, mit des Biographen eigenen Pinselstrichen wiedergebend. Wir wählen zu dem Behufe Cathélineau, weil in ihm sich mehre Umstände vereinigten, ihn zum eigentlichsten Typus der Helden der Vendée zu stempeln, weil er selbst, ein Bauer, der erste Heerführer in dem Kriege war, der aus dem Aufstande sich ergab, dessen Fahne zuerst von Bauern erhoben ward.

Am 10. März 1793, dem zur Ziehung für die vom Nationalconvente decretirte Aushebung von 300,000 Mann bestimmten Tage, gab es zu St.-Florent, wie überall in der Vendée, zuerst eine Insurrection, auf die unmittelbar hernach ein Sieg folgte. Die jungen Leute wurden geschmäht, bedroht, mit Kartätschen zusammengeschossen. Der Unwille verleiht ihnen Waffen; sie triumphiren über die Gendarmen, verjagen die constituirten Behörden, verbrennen ihre Archive. Hierauf kehren sie, ohne an die furchtbare Rache zu denken, die sich über ihren Häuptern aufthürmt, ruhig an ihren Herd zurück, sich glücklich schätzend, sich dem Dienste der Republik entzogen zu haben. Einige von ihnen nahmen ihren Weg durch das Dorf Pin-en-Marges, zwei Stunden von Beaupréau in Anjou belegen. Hier lebte ein Fuhrmann, Jakob Cathélineau, der Gott fürchtete und seinen Nächsten liebte. In der tiefsten Dunkelheit begraben, hatte sich derselbe seither nur durch seine Religiosität, Redlichkeit und guten Sitten bemerklich gemacht. Das Rekrutirungsgesetz konnte ihn nicht treffen, denn er war 35 Jahre alt, verheirathet und Vater von vier Töchtern und einem Sohne. Als die Nachricht von jenem Aufstande in seine Hütte drang, war Cathélineau gerade mit Kneten seines Brotes beschäftigt. Er durchschaute auf der Stelle die Tiefe des Abgrundes, in den jene theilweisen Auflehnungen das Anjou fortreißen werden. Der Bitten seiner Frau ungeachtet, verläßt er seine Wohnung, versammelt um sich seine Nachbarn und die Widerspenstigen, die soeben zu St.-Florent triumphirten, und mit einer Beredtsamkeit, die im Herzen ihren Geheimsitz hat, beweist er den armen Bauern, daß sie, weil sie nur, wie er, eine Seele und einen Arm haben, einen gewaltsamen Entschluß fassen müssen, um ihre Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen. „Wir sind verloren", ruft er aus, „lassen wir es dabei bewenden; unser Land wird von den Republikanern erdrückt werden; erheben wir uns Alle, um ihnen Widerstand zu leisten!" Das Feuer, von dem er entflammt ist, theilt sich mit; an der Spitze von 27 Mann, die den Kern jenes Heers von 80,000 bilden sollen, die er innerhalb zwei Monaten zum Siege führen wird, marschirt Cathélineau nach La Poitevinière, einem Flecken, eine halbe Wegstunde von Pin entlegen. Die Sturmglocke erschallt. Cathélineau redet; Alles, was sich ihm naht, wird unwiderstehlich hingerissen. Sein Herz überströmt von heiliger Begeisterung; er elektrisirt die Köpfe, entflammt die Herzen. Seine Stimme ruft Soldaten ins Dasein; statt aller Waffen haben sie nur ihre Knotenstöcke, Heugabeln oder Pflugscharen; sie vermögen sich weder in Schlachtlinie aufzustellen, noch zu gehorchen, noch zu befehlen; ihr improvisirter Anführer versteht von dem Allen nicht mehr als sie; gleichwol rücken sie zum Angriff gegen das Schloß Jallais vor, das eine Schar Republikaner vertheidigt. Die Nationalgarde von Chalonnes, unter den Befehlen eines Arztes, Namens Bousseau, lag dort in Besatzung, und ein Sechspfünder, der Missionnaire genannt, war auf dessen Höhen aufgepflanzt. Die Nationalgarde hat einige Leute ohne Waffen wahrgenommen, die, in Haufen versammelt, zum Angriff sich anschicken. Der Missionnaire gibt Feuer, Niemand wird verwundet. Cathélineau eilt im Sturmschritte vor; die Seinigen folgen ihm; er ersteigt die Anhöhe. Die Blauen, bei dieser Kühnheit, die sie nicht begreifen, zerstreuen sich. Dies ist der erste Sieg des neuen Generals, der den Siegern keinen Augenblick Zeit lassen will, um zu Athem zu kommen. Er eilt nach Chemillé, das 200 Republikaner und drei Feldschlangen vertheidigen. Die Republikaner wollen Feuer geben; Cathélineau läßt ihnen keine Zeit dazu; er stürzt über sie her mit Heugabeln und Knütteln. Gewehre, Feldschlangen und die Stadt Chemillé, Alles fällt in seine Hände. Das Gerücht ähnlicher Erfolge verbreitet sich. Schrecken ergreift die Republikaner, die an einen regelmäßigen Krieg gewöhnt sind, während immer steigende Begeisterung ihre Gegner beseelt. Jedes Gebüsch erzeugt einen Soldaten; jeder Meierhof liefert Freiwillige. Forêt, einer der eifrigsten Prediger des Aufstandes zu St.-Florent, stößt mit den Vendéern, die er anführt, zu Cathélineau, auf dessen Stimme sich die Einwohner von Chanzeaux erheben,

und schon am 15. März drang diese durch Glauben und Hingebung rekrutirte Armee nach Chollet vor, nachdem sie sich mit der Truppe Stofflet's vereinigt hatte, die ebenfalls unter der Begeisterung eines seither unbekannten Mannes geschaffen worden war. Fünfhundert Mann und eine beträchtliche Artillerie vertheidigten den Platz. Die Reihen der Blauen wurden durch den ersten Stoß gebrochen; die Anführer der Royalisten verfolgen ihren Vortheil, und Chollet wird nebst seiner Artillerie und allen Kriegsvorräthen von ihnen genommen.

Indeß beeilt sich Cathélineau, vielleicht die größte historische Gestalt unter allen Helden der Vendée, mit einer Bescheidenheit, die seinen Ruhm nur erhöhen kann, sich nebst der von ihm innerhalb weniger Tage geschaffenen Armee unter die Befehle des Hrn. d'Elbée zu stellen, der zu den siegreichen Vendéern gestoßen war. Ihm übertrug er das Commando der Truppen, die er allein zum Siege geführt hatte. Mehr als einmal hörte man ihn ausrufen: „Den Edelleuten gebührt es, uns zum Siege zu leiten. Sie sind ebenso tapfer als wir; aber sie verstehen besser die Kriegskunst als wir. Und in Übereinstimmung mit seinen Worten rechnete er es sich zur Ehre an, unter Bonchamps und d'Elbée zu dienen. Er erwarb sich dadurch nur um so größern Einfluß auf Seinesgleichen und sogar auf Die, welche durch Geburt über ihm standen. Niemals, wie ihm sein Biograph nachrühmt, mißbrauchte er diesen Einfluß, vielmehr bediente er sich dessen nur zum allgemeinen Wohl, jeden Vortheil bei Seite setzend, den Ehrgeiz und Eigenliebe, die ihm fremd waren, daraus hätten ziehen können. Als es nun an der Zeit war, einen Schein von Organisation jenen Massen zu ertheilen, die seither nur einen gewissen militairischen Instinct hatten, und die Alles gethan zu haben glaubten, wenn sie mittels ihrer Tapferkeit den Feind durch einen plötzlichen Angriff zurückgetrieben hatten, da entwickelte Cathélineau eine Kenntniß des Krieges, die alle in strategischen Combinationen schon geübten Anführer überraschte. Ohne Mühe und allein durch die Kraft der Überredung erlangte er, was zu fordern kaum die Edelleute gewagt haben würden, welche Cathélineau's und Stofflet's Siege aus ihren Schlössern hervorzukommen bewogen, oder welche die Bauern gewaltsam dazu vermochten. Er führte Kriegszucht bei seinen Anjouern ein, soweit dies nur immer thunlich war, und hierauf begannen die Feindseligkeiten aufs Neue. Die Generale der Republik, von ihrer ersten Betäubung zurückgekommen, hatten gemeinschaftlich einen Plan entworfen, in ihrer Wiege diese Insurrection zu ersticken, welche die vom Nationalconvent eingesetzte Regierung bedrohte. Der Augenblick schien günstig für die Erreichung ihres Zwecks. Es war die Zeit der Ostern. Cathélineau selbst wollte, bevor er den Krieg fortsetzte, in sein Dorf zurückkehren, um im Schooße seiner Familie die von der Religion gebotenen Pflichten zu erfüllen. Jeder Vendéer folgte diesem Beispiele. Es gab keine Armee mehr, ja selbst keine sichtbaren Spuren des Aufstandes. Somit war es den Blauen leicht, einen furchtbaren Widerstand vorzubereiten und alle ihre Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Der von ihnen entworfene Plan schien unfehlbar zu sein, und mehr als 20,000 Mann waren zu dessen Ausführung in Bereitschaft, als plötzlich die Kirchspielsanführer, von dem Vorhaben unterrichtet, die Sturmglocke in allen Dörfern ertönen lassen. Am folgenden Tage entsprach ein ganzes Heer dem Rufe; Cathélineau war einer seiner Führer. Der republikanische General Dehour, an der Spitze von 5000 Mann, sollte zuerst die Schwere seines Armes fühlen. Es war dies die erste geregelte Schlacht, der die Soldaten und Generale der Vendée beiwohnten. Cathélineau, um das Beispiel zu geben, stürzt auf die Blauen. Die Bauern bleiben nicht zurück, sie greifen den Feind im Rücken und in den Flanken an, und dieser, der auf ein solches Manoeuvre nicht gefaßt war, weicht betroffen zurück. Dehour, von Cathélineau selbst verwundet, wird durch Menou ersetzt, der, das schreckliche Gemetzel der Seinigen gewahrend, zum schnellsten Rückzuge den Befehl ertheilt. General Lygonnier, zwischen Vezin und Corin gelagert, trifft das nämliche Schicksal. Die Vendéer erobern seine Artillerie, die sie gegen den Feind richten, der einige Tausend Todte auf dem Schlachtfelde zurückläßt. In Kurzem, etwa 10 Wochen nach der ersten Schilderhebung, war das Heer der Vendéer auf 35,000 Streiter angewachsen. Drei Wochen später, am 12. Juni im ersten Jahre der Regierung Ludwig's XVII., wurde Cathélineau, „dem der Sieg fast immer treu blieb", nach der Einnahme von Saumur, zum Oberbefehlshaber „der katholischen und königlichen Heere" durch einhellig gefaßten Beschluß aller ihrer Führer ernannt. Seine Bescheidenheit sträubte sich gegen diese Wahl, und man mußte fast Gewalt brauchen, um ihn zu zwingen, sich der Ehre des Oberbefehls zu unterziehen. „Dieser erlauchte Bauer, dessen richtiges Urtheil im Rathe, dessen Tapferkeit und Kaltblütigkeit im Treffen, dessen Vorsicht im Glück und dessen Standhaftigkeit bei Widerwärtigkeiten eine so glänzende Belohnung zu Theil ward, zitterte vor der Verantwortlichkeit, die auf seinem Haupte lastete." Endlich durch die Bitten der übrigen Führer, durch die Wünsche der Soldaten bewältigt, nimmt er den ihm zuerkannten Ehrenposten an, und seine erste Handlung ist, die Belagerung von Nantes zu befehlen, das die Vendéer im Einverständnisse mit Charette, der in Niederpoitou commandirte, anzugreifen sich anschickten. Doch hier sollte seine Laufbahn endigen. Am 29. Juni (1793) begann der Angriff des Platzes. Der Sieg war nach manchen rühmlichen Waffenthaten von beiden Seiten noch unentschieden. Ein Wunder von Tapferkeit konnte ihn fesseln; Cathélineau versucht es damit. Die Batterie am Thore von Vannes mußte genommen und so in die Stadt gedrungen werden. Es wird zum Angriffe geblasen; die Batterie wird genommen. Der Obergeneral stürzt sich in Begleitung einiger entschlossenen Männer auf den Platz Viarmes; hier bildet sich das 109. Linienregiment, das General Bayffer soeben gesammelt hat, in ein Viereck. Cathélineau hat nur noch dieses Hinderniß zu besiegen; es wird ihm gelingen. Doch in dem Augenblicke, wo er sich auf die Blauen wirft, trifft ihn eine Flintenkugel unterhalb des Ellenbogens und verliert sich im Fleisch. Der General fällt an dem nämlichen Orte, wo drei Jahre später Charette fallen wird, der aber nicht das Glück hat, an einem Schlachttage zu sterben. Das Gerücht seines Todes verbreitet sich mit geflügelter Eile in allen Reihen seines Heeres; die Royalisten verzweifeln am Erfolge. Sie weichen zurück und, von den Republikanern bedrängt, vermögen sie weder auf die Stimme ihrer Führer, noch bei dem Anblick der Gefahr, die ein solcher Rückzug mit sich bringt, sich wieder zu sammeln. Cathélineau war jedoch nicht auf der Stelle todt; er starb erst einige Tage später zu St.-Florent, wohin man ihn gebracht hatte, an seinen Wunden. Die Trauer über seinen Verlust und die allgemeine Trostlosigkeit waren aber so groß, daß „die übrigen Führer, nachdem sie den Generalissimus des katholischen und königlichen Heeres feierlich zur Erde bestattet hatten, dasselbe augenblicklich entließen, um Jedem die Freiheit zu lassen, den Heiligen von Anjou, den Mann, dessen Gewissen so rein als sein Herz war, zu beweinen". 13.

Notiz.

Der Pantoffel.

Der Pantoffel ist zwar auch im Abendlande zu einem Werkzeuge der Ehrerbietung und Ergebenheit geworden, indem die katholische Welt den Pantoffel des Papstes küßt, der Pole aus dem Schuh seiner Dame trinkt und die Bedeutung des ehelichen Pantoffels bekannt genug ist. Wir sind jedoch darin noch weit gegen das Morgenland zurück. Ein indischer Häuptling verehrt ein Paar prächtige Pantoffeln, auf deren Sohle sein Bildniß gestickt ist, dem Fürsten, welchem er seine Unterwürfigkeit bezeigen will, und bittet, er möge ihm die Gnade erweisen, ihn mit Füßen zu treten. 138.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1839.

Der Freiherr von Sandau, oder die gemiſchte Ehe. Eine Geſchichte unſerer Tage. Von K. G. Bretſchneider.

(Beſchluß aus Nr. 50.)

Dies der weſentliche Inhalt des Buchs, welches, wie vor Augen liegt, wohl verdient, daß wir länger bei ihm verweilten. Es wird gewiß zur Beruhigung vieler Gemüther und zur Wiederherſtellung des traurig geſtörten Kirchenfriedens etwas beitragen, um ſo mehr, da es klar, allgemein verſtändlich und gut geſchrieben iſt. Es iſt erfreulich und muß günſtig wirken, daß ein nichtpreußiſcher Theolog ſo entſchieden die gerechte Sache der preußiſchen Regierung vertheidigt, wie ſie denn auch nicht blos Sache eines Staats, ſondern aller Staaten, insbeſondere der evangeliſchen, und Sache Aller iſt, die für geſetzliche Ordnung und evangeliſche Freiheit, für die wohlerworbenen und wohlbegründeten Rechte der evangeliſchen Kirche und für den Sieg des echten vernunftmäßigen Chriſtenthums über Pfaffenthum und Pöbelwahn als Ein Mann zu ſtehen ſich gedrungen fühlen. An Preußen ſchließen ſich die theuerſten Hoffnungen aller Evangeliſchgeſinnten für kräftige Geſtaltung ihrer Kirche nach außen an, gewiß auch die Hoffnungen aller erleuchteten Katholiken für die Wiederherſtellung und Aufrechthaltung des Kirchenfriedens, der religiöſen, kirchlichen, bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen Freiheit, für Erhaltung und Förderung der allgemeinen Volksbildung, die eine Schutzwehr iſt gegen die neue Verfinſterung und Barbarei, in die eine fanatiſche Partei mit ihren verblendeten Gehülfen uns zurückführen möchte.

Wenn der geſchichtskundige und umſichtige Verf. eben dieſe Partei, deren öffentliche und geheime Obere über viele hohe und niedere, zum Theil blinde, aber gleichwol oder um ſo mehr brauchbare Werkzeuge gebieten, laut als Stifter und Förderer der kirchlichen Wirren anklagt, ſo wird Jeder, der die Zeichen der Zeit zu deuten und die verborgenen Triebfedern mancher Erſcheinungen dieſer Zeit zu erkennen vermag, ihm entſchieden beiſtimmen. Mit dieſer Partei, nicht mit der katholiſchen Kirche hat es die weltliche Macht zu thun; der katholiſche Glaube, der katholiſche Gottesdienſt, die katholiſche Kirchenverfaſſung, der katholiſche Epiſkopat hat nichts zu fürchten von einer Regierung, welche ihren katholiſchen Unterthanen Kirchen baut, Schulen gründet, treue Seelſorger beruft und die hohen Würdenträger der Kirche, Domſtifter und alle Stufen der Hierarchie ſo großmüthig ausſtattet, daß die evangeliſchen Unterthanen eiferſüchtig werden könnten, wenn ſie nicht die Weisheit und Gerechtigkeit der Staatsgewalt willig anerkennten und ſich beſchieden, daß die anſpruchsloſere evangeliſche Kirche für ihre Zwecke und ihr Wirken des äußern Glanzes nicht bedarf.

Es iſt noch nicht gar lange her, da man die Bieſter-Nicolai'ſche Jeſuitenriecherei belächelte und beſpöttelte. Damals mochte es unzeitig und überflüſſig ſcheinen, die Lärmtrommel gegen einen Orden zu rühren, der factiſch aufgehoben war und vernichtet ſchien, der aber (wie der Satan, wenn er Seelen fangen will, ſie träg und ſicher macht, oder ihnen einbildet, er exiſtire überhaupt nicht, und es habe alſo mit ſeinem Einfluſſe keine Gefahr) ſeine eigene Exiſtenz leugnete, in mannichfach wechſelnden Geſtalten ſich verkleidete und die argloſen Proteſtanten in Sicherheit einwiegte. Nicht mehr im Ordenskleide, aber in des Ordens Geiſt und Weſen beſtand geheim die phariſäiſche Geſellſchaft, deren Conſtitution ein ſo bewundernswürdiges, künſtleriſch verſchlungenes und umfaſſendes Werk menſchlicher Klugheit iſt, daß man um ſo mehr die Unlauterkeit der Zwecke und Mittel beklagen, aber auch fürchten muß. Das ſind die Leute, die, wenn man ſie zur Thür hinauswirft, zum Fenſter, oder auch zum Schornſteine, oder durch irgend ein Mäuſeloch wieder einſteigen, die in alle Formen ſich einzuzwängen wiſſen, hier ſcheinbar demüthig kriechen, dort übermüthig ſich ſpreizen, ſcheinheilig ſegnen und gottesläſterlich fluchen, bald als Republikaner, bald als Strengmonarchiſche, bald als die einzigen Bewahrer der Wiſſenſchaft, bald als Ankläger derſelben erſcheinen, je nachdem der Wind weht und das Eine oder das Andere ihren Zwecken entſpricht. Wer mag ſagen, daß es unzeitig oder überflüſſig ſei, wenn in dem vorliegenden Buche auf ſie mit Fingern hingewieſen und mit lautem Wächterrufe vor ihnen gewarnt wird?

Bei gerechter Anerkennung der Wichtigkeit und Verdienſtlichkeit dieſer kleinen, aber inhaltreichen Schrift dürfen wir nicht verſchweigen, daß Herr Dr. Bretſchneider den Kampf ſich etwas zu leicht gemacht hat. Der Pater Cyriax, der Baron und der Kanonikus ſind doch gar zu armſelige Subjecte und kaum tüchtige Repräſentanten ihrer Partei, noch weniger des Katholicismus. Wir wiſ-

ſen, daß es gerade ſolche Kämpen gibt, vielleicht viele; aber man thut beſſer, fördert die gute Sache mehr und trägt rühmlichern Sieg davon, wenn man aus der Maſſe der Gegner die Tüchtigſten und Streitbarſten ſich auswählt, gegen ſie die kräftigſten Waffen zu führen. Und gewiß, es ſtehen unter unſern katholiſchen Brüdern gar tapfere und ehrenwerthe Widerſacher uns gegenüber, die ſelbſt ehrbare und ſcharfe Waffen führen und den offenen Kampf nicht ſcheuen. Ob wir mit dem ehrlichen und echten Katholicismus uns verſtändigen, und welche Kirche den geiſtigen Sieg, auf den es zunächſt abgeſehen ſein muß, gewinnen wird, das mag zweifelhaft ſein; aber wir ſind zueinander ſo geſtellt, daß ſicherer als ein nur um der äußern Ruhe willen geſchloſſener, billiger, aber innerlich nicht begründeter, nur auf gegenſeitige leibliche Duldung berechneter Vergleich der offene, in die Tiefe des Zwieſpalts eindringende Kampf zu einem wahren und dauerhaften Frieden und zum erſehnten Sieg der Wahrheit führen kann. Solcher Kampf, der, wenn er wirklich der Wahrheit und des Friedens willen geführt wird, auch nur ein Kampf in Liebe, nicht in Haß und Feindſchaft ſein kann, in der Liebe, die nicht das Ihre und was von der Welt iſt, ſucht, ſich nicht ungebärdig ſtellt, nicht eifert mit Unverſtand und nicht nach Schaden trachtet, wird auch die einzige wirkſame Vermittelung ſein, die zur Verſöhnung führt.

Dahin ſtrebt und wirkt die vorliegende Schrift ſchon darum nicht, weil ſie viel zu wenig in einem kirchlichen Standpunkte wurzelt. Kirchliche Wirren ſind nimmer zu ſchlichten, wenn man den Begriff der Kirche völlig fallen läßt. So beſtätigt man, was die Gegner uns ſchuld geben, und was wir in Theſi wie in Praxi widerlegen ſollten, nämlich, daß wir von unſerm akatholiſchen Standpunkte aus kaum eine Gemeinde, viel weniger die Kirche zu conſtituiren vermöchten. Die Idee der Kirche, das iſt der Kampfplatz, auf dem ſie uns erwarten, auf dem wir ihnen begegnen müſſen; hic Rhodus! Selbſt unſer wohlbegründeter Kampf gegen die Uſurpationen und Anmaßungen der Hierarchie gewinnt Halt und kann von erwünſchtem Erfolge nur dann ſein, wenn wir von der reinen Idee der Kirche ausgehen und daran feſthalten. Die Kirche aber conſtituirt ſich durch den Glauben im Dogma, und man verläßt den kirchlichen Standpunkt nur zu ſehr, wenn man dieſes in ſeiner nothwendigen Entwickelung eben nur als eine willkürliche menſchliche Erfindung, nur als eine theologiſche Spitzfindigkeit, oder als hierarchiſches Machtgebot behandelt und die vom Dogma losgeriſſene, darum grundloſe Moral als das einzig Weſentliche im Chriſtenthume herausſtellt. Die ſcharfſinnigen Vertheidiger des Katholicismus, die nicht ſo leicht wie das Fräulein in der beſprochenen Geſchichte zu bekehren ſind, ſtehen, indem ſie das Dogma feſthalten, ſelbſt auf feſtem Grunde, den wir ihnen nicht ſtreitig machen können, wenn wir nicht auf Das, was ihnen das Lebensprincip der Kirche iſt, eingehen. Wir vermögen eine Kirchlichkeit, Gläubigkeit, Frömmigkeit, die nicht im chriſtlich-ſittlichen Leben thätig wird, nur im Kreiſe der kirchlichen Übungen ſich bewegt, nicht als echt anzuerkennen; wir müſſen auf das thätige Chriſtenthum als auf das lebendige Kirchenthum dringen; aber mit gleichem Rechte dringen die Gegner auf das Dogma als auf den Grund des chriſtlichen Lebens, auf die Wurzel der Moral, und ſie werden und können nicht das Chriſtenthum für das ganze und echte halten, welches das Dogma desavouirt. Herr Dr. Bretſchneider erkennt auch ein Grunddogma an, nämlich das, daß Jeſus Chriſtus der verheißene Heiland ſei. Aber dieſes Dogma ſteht doch in der Schrift ſo wenig als in der Kirche ſo nackt, iſolirt und abgeſchloſſen da, ſondern hängt mit andern, aus ihm in innerer Nothwendigkeit ſich entwickelnden Dogmen aufs innigſte zuſammen. Iſt Jeſus der Chriſtus, ſo wird der Glaube an ihn auch den Glauben an Das, was er von ſich ſelbſt und was der Vater und der Geiſt von ihm bezeugt, einſchließen, ſowie Annahme Deſſen, was ſeine von ihm erwählten Zeugen in des Geiſtes Kraft von ihm verkündigen. So kommen uns alsbald mehre Dogmen entgegen, die alle in Jeſus Chriſtus ihren Grund und Mittelpunkt haben und, in dem einmüthigen Bekenntniſſe aller chriſtlichen Kirchen bewahrt, die Grundlage der chriſtlichen Lehre, zugleich den feſten Einigungs- und Einheitspunkt für alle Gläubigen bilden. Die verſchiedenartige Auffaſſung und Entwickelung dieſer Dogmen iſt die Urſache des Zwieſpalts der ſtreitenden Kirchen, und der Streit kann um ſo weniger von günſtigem Erfolge ſein und entſcheidend in die kirchlichen Conflicte eingreifen, um ſo weniger zu der Verſtändigung führen, die wir doch immer im Auge behalten und beabſichtigen ſollten, und muß nur mehr verwirren und unheilbarer entzweien, wenn man von den Dogmen und ihrer Bedeutung gänzlich abſtrahirt. Den katholiſchen Kämpfern iſt von dem modern-rationaliſtiſchen Standpunkte aus, den ſie entſchieden als einen außerkirchlichen betrachten, gar nicht beizukommen; es reichen auch in der That die Waffen der Theologen dieſer Schule nicht zu ihnen hinüber, treffen nicht das Haupt, noch weniger das Herz der Gegner, und wenn der Proteſtantismus ſelbſt in jene Schule gebannt wäre, nicht ſeinen echt chriſtlichen Standpunkt zu behaupten und im Gebiete des Dogma ſich zu rechtfertigen und zu beglaubigen vermöchte, ſo ſtände unſere Sache bedenklich, und der Streit könnte zu nichts führen als zu größerer Spaltung und Erbitterung der Gemüther, oder etwa zu einem temporairen Vergleiche hinſichtlich der äußerlichen Verhältniſſe.

Der Streit über die zweikirchlichen, ſogenannten gemiſchten Ehen, welche der Hr. Verf. beſonders im Auge hatte, iſt mehr ein praktiſcher als ein theoretiſcher. Die evangeliſche Kirche iſt mit der katholiſchen über das Bedenkliche ſolcher Ehen völlig einverſtanden; beide laſſen ſie nur zu, ohne ſie begünſtigen und empfehlen zu können. Indem aber das römiſche Prieſterthum ſeine Foderung, daß alle aus ſolchen Ehen entſproſſene Kinder ihrer Kirche angehören ſollen, auf das zwar ſchwach begründete, aber hartnäckig behauptete Dogma, daß die römiſche Kirche die alleinſeligmachende ſei, ſtützt und ſteift, wird der gründlichere

Streit alsbald auf das dogmatische Gebiet versetzt. Hier müssen die Streiter beider Kirchen aufeinandertreffen, wenn der Streit gründlich und dadurch ergiebig werden soll. Darum hat der Hr. Verf. mit Recht die schärfsten Waffen gegen jenes Pseudodogma gerichtet. Wenn er aber dann das Aufgeben desselben, die Anerkennung, daß den Protestanten als solchen der Himmel nicht verschlossen sei, als die wesentlichste und fast einzige Bedingung der Zulässigkeit und des Glücks einer zweikirchlichen Ehe aufstellt, so legt er offenbar dem Confessionsunterschiede eine viel geringere Bedeutung bei, als man anerkennen muß, wenn man nicht einem kirchlichen Indifferentismus Thor und Thür öffnen will. Die gerechten Bedenken gegen eine solche Ehe sind allerdings mehr als einmal und von mehr als einer Seite anschaulich gemacht worden, aber nicht in der Tiefe und dem Umfange, wie sie sich darstellen, wenn man das Confessionelle nicht als etwas Außerwesentliches, für das wahre Christenthum fast Gleichgültiges betrachtet. Jene Geistesgemeinschaft und Geisteseinigkeit, zu der jede christliche Ehe, die in der Gemeinschaft Christi mit seiner Kirche ihr Vorbild hat, sich vollenden soll, findet in der Confessionsverschiedenheit ein viel stärkeres Hinderniß, als man zu statuiren geneigt ist.

Abgesehen von diesen Ausstellungen darf „Der Freiherr von Sandau" zur allgemeinsten Theilnahme empfohlen werden und wird gewiß in unsern Tagen eine nicht minder günstige Aufnahme finden als vor mehren Jahren des Verf. „Heinrich und Antonie". 139.

Correspondenznachrichten.

Brüssel, am 11. Januar 1839.

Seit mehren Jahren erscheint um die Mitte des December in Paris der „Almanach populaire", der mit einem Kalender im deutschen Sinne nichts als den Namen gemein hat. Die ersten vier Seiten bringen offenbar nur zum Schein, um den Titel einigermaßen zu rechtfertigen, das gewöhnliche Schema der Monate und Tage des Jahres und den Mondwechsel. Die Angaben über Sonnen- und Mondfinsternisse, den Planetenlauf u. s. w. fehlen, wie Alles, was unsere Kalendermacher sonst noch dem „lieben" Bürger und Landmann aufzutischen für gut finden. An ein Verzeichniß der Messen, Jahr-, Vieh- und andern Märkte, was einen deutschen Kalender mit populair macht, ist bei dem „Almanach populaire" vollends gar nicht zu denken. Dieser sucht seine Popularität vornehmlich im Verbreiten ultraliberaler und revolutionnairer Ansichten. Die vermischten Aufsätze, aus denen derselbe besteht, und die meist von den Herausgebern der Oppositionsblätter, ihren Mitarbeitern und anderm raisonnirenden und zum Reformiren aufgelegten Volke herrühren, verbreiten sich sämmtlich über Gegenstände, die das Interesse der Zeit in Anspruch nehmen. Die Censur des „Almanach" versah immer die Polizei. Da diese aber ihr Amt nur erst nach Beendigung des Druckes erfüllen konnte, so wurden oft Cartons nöthig, oder einzelne Aufsätze mußten herausgenommen und mit zahmern, die aber noch wild genug waren, vertauscht werden. Die Zügellosigkeit und Frechheit, welche sich in mehren Artikeln des „Almanach populaire" für 1839 aussprach, veranlaßte die Polizei, nicht nur die Erlaubniß zum Ausgeben dieses Jahrgangs zu verweigern, sondern auch die ganze Auflage in Beschlag zu nehmen und den verantwortlichen Herausgeber kraft der Septembergesetze zu belangen. Was war zu thun? Sollte das arme Volk um das so pikant für dasselbe zubereitete Gericht kommen? Verleger und Herausgeber vernünftelten so: in Belgien darf kraft der Constitution Alles gesagt, geschrieben und gedruckt werden, ohne daß die Polizei sich darein zu mischen hat; Belgien druckt uns zu unserm materiellen Nachtheile so Vieles nach, jetzt soll es zu unserm geistigen Vortheile etwas vordrucken. Die Sache ließ sich leicht ausführen, da es hier von Leuten wimmelt, die mit einem paar Dutzend Büchern, die sie in und vor ihren Läden zur Schau stellen, sich in den Zeitungen als Verleger ausposaunen, und so geschah es, daß der in Paris confiscirte „Almanach populaire" vor einigen Tagen in hiesigen Blättern bei einem ganz neuen Buchhändler angekündigt ward. Dieser, Hr. Geruzet, ist ein Franzose, der unter der holländischen Regierung als homme de lettres kümmerlich durch Übersetzungen aus der ihm nicht eben sonderlich bekannten holländischen Sprache sich nährte, seit der Revolution von 1830 aber gemeinschaftlich mit einem andern Franzosen einen kleinen Buchhandel treibt. Die Anzeige lautet pomphaft: „Dank sei der pariser Polizei, die den „Almanach populaire" am 3. Dec. vorigen Jahres in Beschlag nahm; so erscheint demnach das wichtige Werkchen diesmal zuerst in Belgien" u. s. w. Das vor uns liegende Büchlein enthält auf 180 Duodezseiten 30 größere und 6 ganz kleine Artikel (12 von diesen 36 sind incriminirt).

Gleich dem Haupttitel gegenüber unter der Rubrik: „Verfassung der höchsten Behörde in Frankreich", heißt es:

„Souverain: Das Volk, 33,000,000 Bürger (?!).

Staatsgewalt:
- Der König Ludwig Philipp, 65 Jahre alt.
- Die Pairskammer, vom König ernannt.
- Die Deputirtenkammer, von 190,000 Bürgern erwählt."

Die Anhänger der Bourbons können das gegen diese gebrauchte Witzwort, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen, mit größtem Rechte manchen revolutionnairen und ultraliberalen Schreiern zurückgeben. Was ist mit solcher Renommage gesagt, und wem kann dieselbe noch behagen? Sinnen die Leute denn gar nicht darauf, etwas Neues vorzubringen, wenn es auch ebenso aberwitzig und albern wäre!

Den Reihen der oft kaum eine Seite füllenden Aufsätze eröffnet der von J. Degeorges, einem der Hauptredacteure des Journals „Le progrès", überschrieben: „Vouloir c'est pouvoir", im Lamennais'schen Styl, eine derbe Paraphrase des bekannten, bis zum Ekel seit Jahren verhandelten, aber in neuern Zeiten wirklich etwas beseitigten Spruchs: Aide toi etc. Ganz unbedeutend ist A. Jullien's „Über Zeitersparniß" u. s. w. „Polen", von Lamennais, kurz und kräftig, aber höchst einseitig. „Politische Wünsche der Radicalen in Europa" und „Der Proletarier, wie die Vornehmen sich ihn denken", von Timon (Cormenin), sind zwei, kaum drei Seiten einnehmende Aufsätze, die vornehmlich der Heftigkeit wegen, mit welcher sie abgefaßt sind, bei der pariser Polizei Anstoß gegeben haben; daß sie den geringsten Werth hätten, ist nicht zu behaupten. Der Advocat A. Dornès verbreitet sich ausführlich „Über die Reform des Wahlgesetzes", und als Anhang folgt die von der Nationalgarde an die Deputirtenkammer gerichtete Bittschrift, die mit den Worten schließt: „Jedes Mitglied der Nationalgarde sei Wähler". „La probité politique", von Garnier-Pagès, ist in gemäßigtem Style abgefaßt, obgleich ganz in dem Sinne, den man an diesem Deputirten schon kennt. „Bestimmung (mission) des Weibes", von E. de G.....r, behandelt ein Lieblingsthema unserer modernen uneleganten Elegants. Der Verf. vergleicht die Frauen im Occident mit denen im Orient, kommt dann auf die ehemalige und jetzige Stellung derselben in Frankreich zu reden, entwickelt ferner die Fehler der weiblichen Erziehung, welche das Weib nach A. Dupin zur „unbezahlten Magd ihres Mannes" macht, und empfiehlt endlich als Mittel dagegen die Zulassung der Frauen zu allen öffentlichen Angelegenheiten. Das fehlte freilich noch! „Entre deux étapes", von Pourchet, Redacteur des „Bon sens", ist eine unterhaltende Geschichte. „Krieg und Civilisation", von Laurent, dem Verf. der sehr schwächlichen „Geschichte Napoleon's", der Verner's Umrisse auf

Digitized by Google

die Strümpfe helfen sollen, betrachtet den Krieg, der sich am Schreibtische leicht loben läßt, als Verbreiter der Civilisation. Namentlich sollen die Kriege Napoleon's, „dessen Lager immer gewissermaßen einer Universität oder Akademie ähnlich gesehen", die Cultur gefördert haben. In dieser Hinsicht ist Hr. Laurent, der gegen das jetzige Friedenssystem raborirt, gewissermaßen verrückt zu nennen. Beachtenswerth, obgleich für Deutschland weniger anwendbar, ist, was Bebes, der Redacteur der „France industrielle", über die Vortheile der Feuerversicherungsgesellschaften und die Mittel, sie populairer zu machen, sagt. „Das Alter der Welt", von V. Roquemaure, Verleger des „Almanach populaire", ist ein wunderlicher Aufsatz, der wenig Neues, aber desto mehr Irrthümer enthält; so behauptet der Verf., daß dem hebräischen Texte der Bibel zufolge die Welt 578,382 Jahre alt sei! „Mittel, die Leidenschaften zu beherrschen", von einer ungenannten Dame (wahrscheinlich Mad. Dudevant), nicht eben bedeutend und etwas schwülstig. Zuletzt wird ein Recept mitgetheilt, um 100 Jahre zu leben, von einem hundertjährigen, in Paris wohnenden Greis. Es schreibt folgende Diät vor: „Erste Mahlzeit, ein frisches Glas Wasser um 9 Uhr des Morgens; zweite Mahlzeit, Suppe, Gebratenes, Compote und ein Glas alten Wein um 2 Uhr Nachmittags; dritte Mahlzeit (!), Spaziergang, wobei man sich nicht ermüden soll, um 4 Uhr (das wäre, wie man im Deutschen zu sagen pflegt, eine Frischeluftkalteschale); endlich vierte Mahlzeit, ein Glas Zuckerwasser um 9 Uhr Abends, wenn man sich zu Bette begibt." Sollte man es mittels dieser Diät nicht gar dahin bringen können, am Ende gar keine Nahrung mehr zu bedürfen? Ein bedeutender Schritt zu diesem Zwecke ist damit jedenfalls gethan! Wir übergehen Latrade's leeres und oberflächliches, zum Glück kurzes Geschwätz „Über die Eisenbahnen". „Talleyrand", von L. Blanc, Hauptredacteur des „Bon sens", ist ein mit Sarkasmen angefüllter, aber geistreich ausgearbeiteter Aufsatz, worin diesem Staatsmanne arg mitgespielt und derselbe als ein gemeiner Verräther aller Parteien und Regierungen, denen er gedient, dargestellt wird. Verschiedene Bonmots dieses Diplomaten und über ihn sind aufgenommen. „Mögen", so heißt es am Schlusse, „die Höflinge, wenn's ihnen beliebt, die Asche dieses Mannes ins Pantheon bringen, wir haben nichts dawider; nur unterlasse man nicht, auf den Stein, der sie bedecken soll, die so berühmt gewordenen Worte einzugraben: Er hat alle Diejenigen verkauft, die ihn gekauft hatten." „Belles actions du peuple", von R. Gallois, eines der längsten Stücke, bringen neben manchem schon aus den Zeitungen Bekannten Anderes, was es zu sein verdient. Dieser Aufsatz ist einer der zweckmäßigsten von allen. Nicht so gut gemeint sind die „Einfachen Berechnungen der französischen Budgets", von C. Crépeaux, noch schlimmer und wirklich bösartig ist aber A. Billard's Artikel: „De l'impôt". Alle Steuern und Abgaben ohne Ausnahme verwirft dieser ehemalige Präfect als ungerecht und ungesetzlich; viele Misbräuche werden auf eine äußerst gehässige Weise vorgebracht, und ein ironischer Gesetzvorschlag wird gemacht, demzufolge der Reiche geschont und der Arme ausschließlich belastet wird. Die einzelnen Wahrheiten, welche der Verf. ausspricht, gehen in der durchgängig herrschenden Gehässigkeit und in den Übertreibungen unter. „La nouvelle Carmagnole", von Altaroche, Hauptredacteur des „Charivari", ist das einzige Stück der Sammlung in Versen, als Lied nach der bekannten Weise der Carmagnole; die höhern Stände werden unter dem Namen: Habit fin, den armen Carmagnolen entgegengesetzt und lächerlich gemacht. Der Verf. muß sein Machwerk selbst als ultrarevolutionnair betrachtet haben, da er in einer Schlußanmerkung sich zu entschuldigen sucht, daß er es nicht so arg meine. „Louis Bonaparte und die Schweiz", von J. Bastide, Redacteur des „National", ist ein äußerst parteiischer Aufsatz voller Invectiven gegen die Regierung. Woher die Redaction aber die kaum eine halbe Seite füllende, an sich ganz unbedeutende „Prophezeiung" von Chateaubriand erhalten habe, ist schwer zu sagen; von dem edeln Vicomte selbst gewiß nicht. „Die Börse", von A. Luchet, Verf. von „Frère et soeur", ist ein sehr heftiger Artikel, in welcher die Börse als eine Räuberhöhle und Mördergrube geschildert wird. Der Wahrheit geschieht auch hier durch Übertreibung Eintrag. „Man verlangt jetzt gerade Das, was man 1789 verlangt hat", von dem ehemaligen Deputirten E. Cabet, ist übermäßig revolutionnair und parteiisch. „Das achte Regierungsjahr", von dem Hauptredacteur des „Progrès", E. Denunques, ist ein äußerst frecher und alle gesetzliche Ordnung höhnender Aufsatz, worin die Schwächen und Blößen der Regierung des Königs und vorzüglich der Minister schonungslos aufgedeckt werden. Nach Aufzählung aller Übel des verflossenen Jahres wird behauptet, daß der Zustand Frankreichs nie so schlecht war als jetzt, und alles Unheil dem Cabinet zugeschrieben. Der Verf. läßt es auch an Prophezeiungen einer bevorstehenden Revolution, eines Angriffs von Seiten der Nachbarn u. s. w. nicht fehlen. Diese Prophezeiungen werden wie so viele nicht eintreffen; im Gegentheil würde Frankreich in Kriege mit dem Auslande verwickelt werden, wenn die Regierung sich zu Grundsätzen bekennen wollte, wie sie Hr. Denunques bekennt, oder wenigstens vorgibt, um schmähen zu können. „Charivari", von einem Ungenannten, Witzworte, wie man sie im „Figaro", „Corsaire", „Charivari" und ähnlichen Blättern täglich trifft, meist gegen die Regierung, besonders gegen die Minister. Ein Calembourg werde herausgehoben: „M. Frank Carré s'est crié dans l'affaire Laity: „Sait-on bien aujourd'hui comment se fondent les monarchies?" Eh! sans doute nous savons qu'elles se fondent au soleil de juillet." Der Curiosität wegen sei noch der „Zwei Gebete" von Georges Sand gedacht, die, quasisentimental und phantastisch, eher eine Art von Raisonnement mit Gott als Gebete sind. Kein Wunder! unser Herrgott kann es vielen Menschen überhaupt, besonders aber einer Anzahl Franzosen ebenso wenig recht machen als ihr König und ihre Regierung. 92.

Bemerkung.

Wer die „Blätter für literarische Unterhaltung" liest, wird in Nr. 304 vom 30. October 1838 auf einen Aufsatz gestoßen sein, der betitelt ist: „Die Sprache der Thiere", und worin Jemand über die Conferenz der Akademie zu Wilna sich ein wenig wundert und an der Thiersprache des Dr. Wiszniewski sich ergötzt. Diesem Aufsatze ist eine Erwiderung zu Theil geworden, welche im literarischen Anzeiger desselben Blattes Nr. 45 einen Platz gefunden hat, und deren Verfasser die Conferenz auf seine Weise in Schutz nimmt, doch nicht entbiedend dabei, den in der Gelehrtenwelt geachteten Namen des Staatsrathes Professor Eichwald einmal als Schild für die Conferenz, ein anderes Mal als Zielpunkt matter Angriffe zu misbrauchen. Ich bin weit entfernt, eine Kritik dieser Arbeit hier zu liefern. Es kann den Leser die Aufzählung von Irrthümern, von Sprach- und Denkschnitzern, die ihm ohnehin auffallen müssen, wenig interessiren. Ebenso wenig kann es mir in den Sinn kommen, den Professor Eichwald gegen die auf ihn gerichteten Angriffe zu vertheidigen, da er so glücklich ist, überhaupt, besonders aber in diesem Falle, keines Vertheidigers zu bedürfen. Meine Absicht ist blos, dem ungenannten Verfasser bemerklich zu machen, daß, wenn er seine Waffen gegen jenen ausgezeichneten Gelehrten deshalb gerichtet hat, weil er ihn für den Verfasser des Aufsatzes über die Sprache der Thiere hält, er einen Schuß nach dem unrechten Manne gethan hat, indem nicht von dem Hrn. Staatsrath Professor Eichwald, sondern von dem hier Unterzeichneten jener Scherz herrührt, der, unsern, wie er selbst sagt, von einem heftigen Drange zur Schriftstellerei beherrschten Autor in den Harnisch gebracht hat.

Mitau, 6. Jan. 1839.

Dr. Wilhelm Adolphi.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1839.

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung von F. C. Schlosser. Erster Band bis zum belgrader Frieden. Zweiter Band bis zum allgemeinen Frieden um 1763. Heidelberg, Mohr. 1837. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte, mit dem schönen Berufe ausgestattet, das Bewußtsein des Menschengeschlechts in lebendiger Frische zu bewahren, und verpflichtet, das gesammte Leben der Menschheit mit all seiner Mannichfaltigkeit in den Schranken des Raumes und der Zeit zu umfassen, ist ebenso unleugbar der allgemeine Richterstuhl, auf dem der Mensch über sich selbst zu Recht und Urtheil sitzt. Das höchste Gesetzbuch, nach dem sie zu richten hat, von der Vernunft und Erfahrung im Bunde mit der Wahrheit *) verabfaßt, soll die Gerechtigkeit selbst sein. Hier erfährt der Mensch nicht nur, was und wie er Das, was er ist, im Laufe der Zeit geworden, sondern er erhält auch die bedeutsamsten Weisungen, was und wie er etwas hätte sein können und sollen, was er nicht ist, und was er vielleicht noch sein wird. Das Letztere kann jedoch nie ein wesentlicher Theil der Geschichte selbst werden, so wenig als der Mensch der künftigen Zeit vorauszuleben, oder in die Vergangenheit zurückzuleben vermag. Daraus ergibt sich aber auch, daß die Geschichte nicht als ein Subjectives, sondern nur als ein Objectives dargestellt werden dürfe. Sie kann nie selbst Philosophie sein wollen — nur den Resultaten derselben mag sie zur Unterstützung dienen —, da sie sonst das Unbegrenzte und Unveränderliche auf ihrem Gebiete zu finden sich einbilden würde, während sie doch nur Endliches und Wandelbares in ihren großen Räumen zu sehen hoffen darf; wol aber muß sie mit philosophischem Geiste betrachtet, aufgefaßt und dargestellt werden. Dieser Geist ist es, der die Erscheinungen in der Außenwelt mit ihren Ursachen und Wirkungen in einen klaren und der Wahrheit gemäßen Zusammenhang zu bringen hat, der ihre Beziehung zur Individualität der Menschen im Allgemeinen sowol als im Besondern nachzuweisen und die unendliche Mannichfaltigkeit der Begebenheiten und Entwickelungen zu einer solchen Totalanschauung zu vereinigen verpflichtet ist, daß in derselben, wie in einem Spiegel, Völker oder Staaten, die Menschheit oder Individuen nach ihren Tugenden und Sünden, nach ihren Gebrechen und Herrlichkeiten, nach ihren glücklichen und unglücklichen Schicksalen bis zur Befriedigung des Gerechtigkeitsgefühls mit Überraschung, mag diese nun Freude oder Schmerz, oder beides gemischt erzeugen, sich wiedererkennen. So nur vermag die Geschichte eine unparteiische Richterin zu sein. Auf diese Weise wird sie „das Heiligste unter dem Heiligen, das Berührung unreiner Hände am wenigsten verträgt". Unter dieser Bedingung erfüllt sie ihren erhabenen Beruf, der Vorwelt das unbestreitbare Recht zu gewähren, von der Nachwelt Gerechtigkeit zu fodern.

Die Geschichte ist aber auch eine Lehrerin der Menschheit, deren Jugend und Kraft nie altert oder gebrochen wird. Sie stößt den Glauben an ein mit kaltem Despotismus waltendes Fatum ebenso entschieden zurück, als sie dagegen die Überzeugung von einer weisen, durch Güte nicht minder als durch Gerechtigkeit sich offenbarenden Weltregierung im Gemüthe und Kopfe des Menschen zu beleben und zu befestigen im Stande ist. Und ihr Beweis ist um so großartiger und sicherer, als er nicht auf den speculativen, falscher Richtung und Deutung unterworfenen Theoremen der Schule, sondern auf dem factischen, durch keinen menschlichen Frevel zu vernichtenden Inhalte des gesammten Menschenlebens beruht. Sie lehrt, daß Das, was von dem Irrthum oder der Sünde erzeugt ward, nie die Wahrheit oder die Tugend zur Welt zu bringen vermöge; daß das Geistige stets und unter allen Verhältnissen endlich das Übergewicht über das Physische erringe und dasselbe überlebe; daß die innere Stärke der moralischen Springfedern dem äußern Umfange jedes Lebensverhältnisses erst Sicherheit, Gedeihen und Dauer gebe; daß endlich nur in dem mächtigen Zusammenwirken der mannichfachen Kräfte, Ideen, Gesinnungen und Bestrebungen, oder in der Eintracht das Glück der menschlichen Gesellschaft im Großen wie im Kleinen gedeihen könne. Sie beweist aber auch ferner, daß die Gesetze des Himmels, als der menschlichen Brust mit einer wahrhaft anbetungswürdigen Weisheit anvertraut, die heilige Grund-

*) Wir sehen es als keinen Widerspruch an, wenn unser Verf. in der Einleitung zum ersten Bande S. 9 sagt: „Sogar das Streben nach absoluter Wahrheit in menschlichen Dingen will er (der Verf.) Andern überlassen, da sie ihm unerreichbar scheint."

lage der Gesetzbücher der Erde ausmachen müssen; Recht, Gerechtigkeit und Mäßigung sind die bedeutungsvollen Namen, deren Verehrer nicht minder ihre segensreiche Gunst erfuhren, als die Verächter derselben, selbst wenn sie die Mächtigsten der Erde waren, ihre schwere Rache empfanden. „Bei jeder Schwingung", sagt Johannes v. Müller, „bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades an dem mystischen Wagen der Weltregierung schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses Gericht sei, das zeigt die Geschichte." Die Geschichte will übrigens nicht blos erforscht, sie will auch beherzigt sein; und wahrlich sie lohnt's, indem sie „Jedem ihr Füllhorn darbietet, der mit Geist und Herz ihr naht".

Sie lehrt aber auch ferner ohne Widerrede, daß das Menschengeschlecht im Ganzen zu einem unaufhaltbaren Fortschreiten zum Bessern und Vollkommnern bestimmt sei, so groß auch die Summe und Schwere der Sünden Einzelner oder deren Mangelhaftigkeiten sein mag. Ihre Aussprüche bezeugen es unwiderlegbar, wie die ersten Schwingungen der Anfänge eines Volkes durch alle Zeiten seines Daseins hindurchgehen, sodaß sie keine Gesetzgebung, selbst keine Gewalt völlig spurlos verschwinden lassen kann; wie jedes Volk seine durch das Zusammenwirken der Natur und der Ereignisse scharf hervortretende Individualität besitzt, an welchem heiligen Gute sich die einzelnen Glieder erkennen und in der Vereinigung stark fühlen, dessen Verlust aber politische Auflösung und sogar physische Erniedrigung der Gesammtheit zur Folge hat; wie endlich der historische Ertrag des Gesammtlebens einzelner Völker andern zugute geht und deren individuelles Aufleben bewirkt. Was das eine Geschlecht erwarb, oft ohne es zu genießen, ward einem kommenden zu Theil, mit Keim, Frucht und Genuß. Und welch eine erhebende Lehre: Nichts umsonst, so weit das Menschenleben reicht und wirkt! Welche Größe, doch auch welche Verantwortlichkeit liegt in dem Gedanken: Gib das Pfund, das dir die Vergangenheit anvertraute, mit reichem Wucher an Gegenwart und Zukunft ab! Mit diesem Gedanken aber erhebt sich der Mensch zum Gipfel des Humanitätsgesetzes und läßt ihn den Egoismus in seiner dürftigen Geist- und Herzlosigkeit und in seiner Roheit empfinden, welche die hohe Würde der menschlichen Bestimmung entehrt.

Die bewährtesten Ergebnisse der Geschichte sprechen aber auch die hochwichtige Wahrheit aus, daß die Freiheit als der unentbehrlichste und mächtigste Hebel zur Gesammtentwickelung der menschlichen Fähigkeiten und zur Bildung eines wahrhaften Humanitätslebens betrachtet werden müsse. Die Freiheit aber, deren Bewußtwerden die Völker aller Zonen in Entzücken versetzt, Manche zu dem Herrlichsten begeistert, Viele zur Raserei getrieben oder durch Verführung in schmerzliche Täuschung versetzt hat, die Freiheit, welche der Schmerz und der Fluch des Einen zum hassenswerthen Phantom erniedrigte, während der Segen des Andern sie zum höchsten Ideal erhob; die Freiheit, das verhängnißvollste Wort, das die Sprache der Menschen erfand, kann, so scheint es, nichts Anderes sein als die natürliche Gewalt des in Vernünftigkeit lebenden Menschen, bei seiner ganzen Thätigkeit nur sich selbst und der auf vernünftigen Principien beruhenden Gesetzgebung zu folgen und verantwortlich zu sein. Darum, so spricht es laut die Geschichte aus, stürzt auch die höchste Begeisterung für Freiheit, wenn sie auf dem trügerischen Boden der Leidenschaft ruht, mit der letztern in die Tiefe der Niedrigkeit hinab. Inwiefern nun diese Freiheit die Ungebundenheit des Naturmenschen ebenso zurückweist, als sie die Willkür des Despoten von sich stößt — in beiden Verhältnissen werden die Kräfte entweder ertödtet, oder an Unwürdiges vergeudet —, und das wahre Lebensprincip der menschlichen Entwickelung in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit ist, die Staaten aber das Ziel, welches sie sich setzen müssen, nur dann zu erreichen vermögen, wenn sie mit dem Streben nach diesem Ziele den Eifer verbinden, die Freiheit der Verwirklichung näher zu führen: so können die Staaten als ebenso viele Versuche angesehen werden, jene Freiheit zu verwirklichen und als Erziehungsanstalten für den höchsten Lebenszweck. Freiheit und Staat, Mensch und Bürger, Menschen- und Bürgerpflichten und Rechte sind demnach wahre Wechselbegriffe, deren gegenseitiges Verhältniß nie in directem Widerspruche oder in völliger Ausschließung, sondern nur in derjenigen Beschränkung gedacht werden kann, in welche jeder Einzelne mit seiner Überzeugung eintritt, um mit der Gesammtheit sich so weit als möglich dem höchsten Lebenszwecke zu nähern. Hierin liegt unstreitig das Ideal des Staates; je näher er diesem Ziele steht, desto vollkommener ist er. Von solchen Staaten weiß die Geschichte das Herrlichste zu erzählen; am liebsten verweilt sie bei deren Betrachtung, und die meiste Ausbeute an Weisheit vermag sie von dort aus zu gewähren. Wie gering ist aber nicht die Anzahl solcher Staaten; wie schwer sind nicht selten die Kämpfe gewesen, bevor sie auch nur so weit durchdrangen, daß sie das Licht jenes Ideals aus der Ferne erblickten! Indeß, noch nie war ein Volk so arm, nie eine Zeit so leer und überhaupt noch kein Theil der Geschichte so trostlos, daß kein Strahl der Hoffnung durchgeleuchtet hätte, kein Senfkorn zu einer neuen Frucht gelegt gewesen wäre, oder daß der theilnehmende Beobachter ohne alle Beruhigung über das Geschick der Menschheit und der Wißbegierige ohne alle Belehrung hätte davongehen müssen! Auch der Trost bleibt: Klio wird ihren Griffel auf dem ebenso inhaltschweren als lehrreichen Buche der Geschichte so lange führen — mag sie es immerhin nicht selten mit zitternder und unsicherer Hand thun —, als die Menschheit an sich selbst Interesse nimmt, und während sie mit einem Ende ihres Griffels die Grabesinschrift vor Alter und Ermattung hingesunkener Völker in ihre Annalen einträgt, weckt sie mit der Zauberkraft des andern junge Geschlechter zu neuem Leben auf. Könnte sie aber je ihr verhängnißvolles Buch zu schließen berufen sein, dann würde sie es in den Ocean der Welten

werfen mit der Aufschrift: Unsterblichkeit des sterblichen Geschlechtes!

Diese und ähnliche Gedanken bemächtigten sich der Seele, als wir das oben angezeigte Werk theilweise selbst mehr als einmal lasen. Nicht als ob die Darstellung zu begeistern oder tiefen Eindruck zu machen vermöchte; nein, sie ist die gewöhnliche des Verf., etwas breit, zuweilen eckig und der Zusammenhang nicht ohne Zerrissenheit; die Zeiten und die Thatsachen aber sprechen mächtig genug durch sich selbst, und die historischen Studien, deren Ergebnisse wir in dem Werke niedergelegt finden, sind so ausgezeichneter Art, daß man mit dem größten Verlangen den folgenden Bänden entgegensehen muß. Der Verf. führt das 18. Jahrhundert in seiner politischen, philosophischen, religiösen und sittlichen Gestalt vor den Richterstuhl der Geschichte, wie es bis jetzt noch Niemand gethan hat; und in Absicht auf die reichen Materialien, die derselbe aus den pariser Bibliotheken, aus französischer und englischer Literatur gezogen hat, müssen alle Freunde der Geschichte, mögen sie der strengen Wissenschaft, oder einer gediegenen Unterhaltung und Belehrung zugethan sein, dieses Werk als eine höchst rühmliche und dankenswerthe Bereicherung der deutschen Geschichtsliteratur anerkennen. Wie werden sich aber auch die historischen Büchermacher freuen, daß ihnen die Aussicht gewährt ist, aus dieser neuen Fundgrube historischen Stoffes lange wieder zehren zu können. Und wir wollen ihnen den Dank oder die Aufmerksamkeit ihres Publicums nicht verkümmern, wenn sie nur mit Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Geist zu Werke gehen. Die Grenzen und der Zweck d. Bl. erlauben uns nun allerdings nicht, das vorliegende Werk in seiner ganzen Ausdehnung und Reichhaltigkeit zu besprechen; zugleich ist es aber auch in der That nicht leicht, bei dem Charakter desselben gerade Dasjenige herauszufinden, was für ein größeres wissenschaftliches Publicum vorzüglich Interesse hat*) und Belehrung gewährt; indeß, wir wollen es versuchen, wie unsern Lesern Genüge geschehen und dem Werke selbst Gerechtigkeit wiederfahren könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutschland und die Deutschen von Eduard Beurmann. Erste bis sechste Lieferung. Altona, Hammerich. 1838. 8. Jede Lieferung 9 Gr.

Beurmann gehört zu den sogenannten socialen Schriftstellern; wie er ein Kind der gegenwärtigen Gesellschaft ist, der feinern Lebensformen, der Civilisation, wie sie sich jetzt im Allgemeinen gestaltet und entwickelt hat, so ist er auch ihr Verehrer und, so viel in seinen Kräften steht, ihr Beförderer. Er ist Gegner der alten Politik, der alten Gelehrsamkeit, der alten Studenterei, des alten Schul-, Preß-, Militair- und Adelswesens, insofern sie der Entwickelung freierer Gesellschaftsformen, ich will nicht sagen aufgelösterer, sich entgegenstellen. Ob die Welt durch die möglichste Ausbildung dieser modernen Geistesrichtung glücklicher und poetischer werden dürfte, ist freilich noch die Frage; genug, das Bedürfniß nach der Realisirung der modernen Ideen ist vorhanden und in vielen Organen laut geworden. Beurmann hat sich die Stichwörter der Gegenwart wohl gemerkt; er ist, wie gesagt, ein Geschöpf der modernen Gesellschaft und der Foderungen, welche diese an den Staat erhoben hat. Die socialen Schriftsteller haben mit dieser Gesellschaft gemein, daß sie rein raisonnirend sind, und daß ihnen kein Gegenstand zu hoch, keiner zu fern liegt, um nicht in bester oder schlechtester Form von ihnen besprochen zu werden. Kunst, Musik, Theater, Mimik, Poesie, Ästhetik, Philosophie, Haus, Schule, Kirche, Gerichts-, Militair-, Staatsverfassung, alle diese Dinge und noch hundert andere sind nur verlorene Posten, um von der Gesellschaft und ihren literarischen Organen auf dem Wege des Raisonnements aufgehoben und aufgerieben zu werden. So viel ist gewiß, daß viele unserer renommirtesten Schriftsteller ohne den Stoffinhalt der Gegenwart, von welchem sie zehren, nie zu einem so bedeutenden Namen gekommen wären, wenigstens zu keiner Zeit, wo statt der blos raisonnirenden Werke Dichtwerke oder wenigstens auf streng historischen Basen ruhende Bücher verlangt würden. Wir aber wurzeln uns von der Vergangenheit los und glauben Alles gethan zu haben, wenn wir statt der Geschichte den Hegel'schen Begriff und Geist der Geschichte, die Romanenliteratur der Mad. Dudevant, die politische Litteratur seit 1830 und die Debatten der englischen und französischen Repräsentantenkammern in uns aufgenommen haben. Diese Verfahrungsart ist im Ganzen allerdings ein Fortschritt, aber es wird doch nöthig sein, daß der Einzelne für jeden Schritt, den er thut, festern Boden zu gewinnen suche und nicht blos aus dem Munde der Zeit in ihre Ohren hineinrede.

Gegenwärtiges Buch Beurmann's wurde irgendwo ein fast oberflächliches Buch, aber doch ein Buch des Fortschritts genannt. Es liegt jedoch in der Natur solcher raisonnirenden Bücher selbst, daß sie gründliche Erörterungen eines Gegenstandes von sich abweisen; ihr Verdienst liegt eben darin, daß sie in leicht verständlicher Darstellung die Hauptposten des socialen Lebens in ihren Kreis ziehen und bei keinem längere Zeit verweilen, als eben hinreicht, die subjective Ansicht des Verf. über den fraglichen Gegenstand wie ein Streiflicht über ein Tableau gleiten zu lassen. Auf diese Weise wird der mehr angestreifte als erörterte Gegenstand wenigstens in einzelnen Partien licht gelegt werden, vorausgesetzt, daß die Ansicht des Verf. selbst hinlängliches Licht habe und sein Verstand ein gesunder sei. Dies wird man Beurmann nicht ableugnen können. Er legt über allerlei Erscheinungen des deutschen Lebens, über Staats- und Adelsverhältnisse, über Schule und Kirche, über Militair- und Civilstand manche ganz leibliche Discussionen und Petitionen auf der Tafel des parlamentarischen Bewußtseins der Nation nieder, wenn auch ein logisches Fortschreiten nicht überall wahrzunehmen ist. Vor Allem fehlt dem Verf. die Kunst, sich zu concentriren; jenes behagliche, bequeme und selbstzufriedene Raisonnement, welches für die Modernen charakteristisch ist, ist bei ihm vorherrschend und breitet sich lieber zu monotonem Wüstensande aus, als daß es sich in eine gedrungene Oasenvegetation zusammenzöge. Der Verf. ist in vielen Dingen Opponent; aber seine Sprache ist gar nicht revolutionnair, gar nicht kriegerisch; sie sieht nicht aus wie Milch und Blut, sondern wie Milch allein; es fehlt ihr die rechte Würde, der rechte Ernst, der rechte Zorneifer. Es gibt so viele Dinge in der Atmosphäre der Gegenwart, bei deren Betrachtung das Herz des Schriftstellers in Liebe oder Haß und mit ihm die Sprache höher zu schlagen ein Recht hat, sei es auch nur, daß diese sich mit den Stacheln eines Taciteischen Styles waffnet und man ihr den verbissenen Zorn anmerkt; nicht so bei Beurmann! Der Styl Beurmann's bleibt immer conversationsmäßig, er hütet sich, fest aufzutreten und vor Grimm sich an die Brust zu schlagen, er schlüpft wie ein Tänzer leicht dahin, er bildet die angenehmsten Touren, aber immer in zu weiten Kreisen; er galoppirt, er geht in Carriere wie ein gezähmtes Roß, aber er bäumt sich

*) Ein Artikel über dieses Werkes ersten Band befindet sich bereits in Nr. 121—123 d. Bl. f. 1837. Es beschäftigt sich jener Artikel aber lediglich mit dem Hofleben und Hofsitten; deshalb haben wir hier diesen Punkt fast gar nicht berührt.

Digitized by Google

nicht, er knirscht nicht wider die Zügel. Bei alledem hat Beurmann's Styl, der in seinen Erstlingswerken, z. B. den „Frankfurter Bildern", ganz unpolirt war, sich außerordentlich gebessert; aber er macht es sich auch jetzt noch zu bequem, und eine originelle Persönlichkeit läßt sich aus ihm durchaus nicht erkennen. Ref. würde diese tadelnden Bemerkungen über Beurmann's Styl gern unterdrückt haben, wenn Beurmann selbst auf den Styl der jungen Literatur und mithin auch auf den seinigen nicht ein so großes Gewicht legte.

Das Buch erscheint in Lieferungen und scheint mithin auf ein großes Publicum Anspruch machen und populair werden zu wollen. Wir fürchten indeß, daß es nur für die Hoch- und Höchstgebildeten und auch für diese nur theilweise genießbar sein wird. Hierzu kommt, daß unsere Schreibelicenzen unsern poetischen Licenzen noch lange nicht gleichkommen, und die Delicatesse, welche bei der Besprechung inländischer Verhältnisse erfodertlich ist, der Wirkung eines Buchs wie das in Rede stehende offenbar Abbruch thun wird. Betrachten wir jetzt in möglichster Kürze, was uns Beurmann in seinem Werke über Deutschland geboten hat, indem wir uns vorbehalten, auf einzelne beherzigenswerthe Wahrheiten wie Irrthümer und Einseitigkeiten aufmerksam zu machen.

Wir stoßen zuerst auf eine Einleitung, worin viel über Diplomatie raisonnirt wird, und die eigentlich dazu geschrieben ist, um den Leser auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welche einer vorurtheilsfreien Darstellung der deutschen Zustände im Wege stehen. Der Verf. theilt Deutschland in ein natürliches, ein nationales, ein historisches und ein politisches ein, worauf sogleich die zweite Phrase folgt, daß einmal Gott selbst über dieses Land durch Gestalt und Boden entschieden habe, dann die Völker und Arndt in seinem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland", darauf die Völker und Fürsten durch die Geschichte und zuletzt die Fürsten allein durch den wiener Congreß. Den Mittelpunkt jenes Deutschlands, das uns vorliegen muß, nennt Beurmann späterhin Gott, die Radien, die von diesem Mittelpunkte auslaufen, die Völker, und die Peripherie, die diesen Kreis schließen soll, die Humanität. Die östlichen Staaten stehen Beurmann zufolge an der Spitze der Diplomatie, woran man, selbst nach Talleyrand's Tode, welcher an der Spitze der westeuropäischen und der europäischen Diplomatie überhaupt stand, mit Grund der Wahrheit zweifeln darf. Man kann der osteuropäischen Diplomatie höchstens eine reagirende Kraft zugestehen, welche überall den status quo aufrecht zu halten sich abmüht. Sehr wahr sagt der Verf., daß die national deutschen Vorurtheile und Rücksichten mehr noch als die öffentlichen Verhältnisse der freiern Entwickelung des Gedankens und der Rede hemmend im Wege stehen. Ebenso wahr ist die (S. 31) von dem Verf. entwickelte Ansicht: „Hier muß ich noch eine deutsche Eigenthümlichkeit anführen, die nur zu sehr in die Augen fällt. Man liebt nämlich den Skandal fast mehr als die Wahrheit; nicht diese hat man zunächst im Auge, sondern ihre Wirkung auf Einzelne und Classen; man freut sich über eine Züchtigung mehr aus Rache, oder doch aus Schadenfreude, als aus einer Tendenz; nicht die Reform, sondern die Strafe erblickt man zunächst in der Wahrheit. Ich will nicht behaupten, daß dieses Merkmal sich bei andern Völkern nicht vorfindet, aber in dem Grade gewiß nicht wie bei uns. Man kann selbst behaupten, die Deutschen wollen die Wahrheit nicht, aber sie wollen den Skandal häufig recht gern, und wenn jenes traurig ist, so ist dieses nicht selten schädlich."

Nach dieser etwas weitschweifigen und confusen Einleitung kommt der Verf. auf sein Hauptthema. Er müht sich nämlich zuvörderst ab, darzuthun, daß, wie Frankreich den Kopf und Deutschland das Herz, so Rußland den Unterleib Europas darstelle. Vor Rußland hat Beurmann eine entsetzliche Angst, die wir nicht theilen; er sagt selbst: ich fürchte Rußland über Alles. Die Uncultur hat noch nie über die Cultur triumphirt; der Sieg der naturfrischen, lebenskräftigen und culturfähigen Germanen über das alte, abgestandene, demoralisirte Rom bestätigt diese Meinung mehr, als er dieselbe widerlegt; es sei denn, Beurmann nähme an — was übrigens seiner hohen Meinung von der gegenwärtigen Civilisation der westeuropäischen Völker widerspricht —, daß auch unsere Cultur sich in einem absterbenden Zustande befände und wir demoralisirt seien. Hierauf (S. 53) geht dieses lose und lockere Raisonnement in eine topographische Beschreibung Deutschlands über. Hübsch ist, was der Verf. (S. 55) von den Alpen und dem festen Lande im Vergleiche zur See und den Seegegenden sagt: „Auf den Alpen träumt man sich wenigstens, wenn auch nicht der Allmacht, doch der Pracht Gottes um einige tausend Fuß näher, dem Menschen steht hier nichts entgegen, daß er so groß und erhaben fühlt und empfindet, wie die Natur ihn anblickt — —; im Norden aber ist das Gefühl fast so, wie der Sand und die Haide und das Meer und die Tannen: klein, dürftig, ängstlich. — — Was ist die Sonne, die aus dem Meere taucht und in die Fluten versinkt gegen jene, die von dem Eise der Gletscher strahlt und über die grünen Matten der Berge einherzieht? Hier begrüßt die Sonne Menschen, dort Menschen mit Fischblut. Ich ziehe es vor, die Sonne auf festem Boden zu empfangen; auf dem Meere ist sie jedenfalls sehr einförmig und, wenn auch immer Königin, doch keine so reizende wie dort, wo sie nicht schweigsam und verlassen in den Tag tritt, sondern begrüßt von dem Jubel der Senner, von Menschen, die leben und sich nicht den ganzen Tag über damit beschäftigen, den Tod zu überlisten." Später jedoch, auf Arkona, rächt sich das verschmähte Meer, indem sein überwältigender Anblick den Verf. zu Bewunderung und Entzücken hinreißt. Der Verf. kommt hierauf auf den Nationalunterschied zwischen den Nord- und Süddeutschen zu sprechen, wobei ihm der eigene Haß gegen alles Norddeutsche ihm jene im trübsten Lichte erscheinen läßt. Man möchte ihm zufolge fast glauben, daß es nur in Süddeutschland Menschen, in Norddeutschland nur wandelnde Rechenmaschinen gibt. Besonders sind es die Hansestädte, denen er seinen Fehdehandschuh hingeworfen hat. Das Plattdeutsche ärgert ihn über alle Maßen; dieser Dialekt, sagt Beurmann, sei nur ein Vorurtheil des Nordens. Ebenso gut könnte man auch sagen, der schwäbische oder der bairische Dialekt sei ein Vorurtheil des Südens. Wohin übrigens Beurmann sein Norddeutschland verpflanzt, kann man nicht wohl angeben; wenn er äußert, daß Norddeutschland indifferent gegen die süddeutschen Dichter und gegen alles Französische eingenommen sei, so passen beide Merkmale nicht auf Berlin, eine Stadt, die, wie man doch annehmen muß, im Norden von Deutschland liegt. Beurmann hat hier abermals seine verhaßten Hansestädte im Auge, deren sonstige Gediegenheit, Thätigkeit und Ehrenfestigkeit er viel zu gering anschlägt. Trotz vieler Spuren von offenbarer Medisance liegt in dieser Vergleichung zwischen Norddeutschen und Süddeutschen mancherlei Wahres, nur daß es, wie man fast sagen möchte, von dem Verf. überwahrheitet worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Galgenmännlein.

Ein dramatisches Gedicht

von

Arthur Lutze.

8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 53. — 22. Februar 1839.

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung von F. C. Schlosser. Erster und zweiter Band.

(Fortsezung aus Nr. 52.)

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts war reich an merkwürdigen Männern auf dem Felde der Politik, des Krieges und der Wissenschaft: Verhältnisse, Verwickelungen und Gefahren weckten die Geister und strengten die Kräfte an; eine Erfahrung, die zu allen Zeiten in größerm oder kleinerm Maßstabe ihre Bestätigung erhalten hat und erhalten wird. Die damalige Politik aber, verschmitzten Ränken, niedrigen Cabalen und geschickter Verwirrung der Verhältnisse vielfältig gleichgeachtet — sie war noch nicht weit genug über ihren Ursprung in Italien und Spanien hinaus —, der höhern Staats- und Rechtsgrundsätze nicht selten gänzlich entkleidet, oft genug aller Moralität entblößt, wie die Männer selbst, die sie leiteten, aber nicht ohne die Spiegelglätte von Talleyrand's Marmorgesicht, verachtete die Völker und brachte sie unbedenklich zum Opfer. Die Feldherren, noch in den furchtbaren Grundsätzen der Schulen erzogen, die der dreißigjährige Krieg geschaffen und Ludwig's XIV. Regierungsgrundsätze in ihrer Art trefflich fortgebildet hatten, plünderten mit ihren zahlreichen Heeren die Staaten aus, während gleichzeitig mehre von ihnen die Kriegskunst in Vertheidigung und Angriff mit einer Genialität vervollkommneten, die in allen Zeitaltern, für die Menschheit bezeichnend genug, des Ruhmes und der Auszeichnung sicherer gewesen ist als die Geistesgröße des Friedens. Eugen und Friedrich II. hatten mehr die Bewunderung als die Nachahmung auf ihrer Seite. Die Männer der Wissenschaft, von der Eitelkeit getrieben, in den verweichlichenden Regionen der Höfe und der höhern Gesellschaften sich sonnen zu dürfen, mishandelten die Kirche, spotteten mit frivolem, oft aber auch treffendem Witze des christlichen Dogmas und seiner Lehrer, verlachten herzlos — was in ihrer Sprache geistvoll hieß — den Glauben des Volkes und erbauten sich Glaubens- und Staatsgebäude, in denen sie ihre sinnlichen und geistigen Orgien geräuschvoll feierten, um den Hülferuf ihrer leergelassenen Gemüther zu übertäuben. Doch Ein Verdienst bleibt ihnen, trotzdem daß sie in dem Schooße der Wissenschaften mehr leidenschaftlich wühlten als ruhig forschten, das, gezeigt zu haben, wie reich der menschliche Geist und wie herrlich die Wissenschaft sei. Die Deutschen waren übrigens, Dank sei es ihrem Genius, noch mittelalterlich-derb genug, um den Geißelhieben oder der Verachtung spottender Ausländer nicht zu unterliegen, aber auch noch geschmacklos genug, daß sie die geistigen Reize des Auslandes nicht durch und durch fühlten und den bedeutenden Überrest ihres gesunden Sinnes nicht zum Opfer brachten. Die Künste, besonders die der Dramatik, Plastik und des Pinsels, standen in dem Dienste schwelgender Höfe und derjenigen hochgestellten Männer und Weiber, die das Schöne in der unmittelbaren Anschauung des Sinnlichen und dessen Genusse fanden. Die Musen — nur Klio nicht — trugen die durchsichtigen Gewänder pariser Grisetten und buhlten mit schlechtverhaltener Schamlosigkeit um die Gunstbezeigungen verdorbener oder überreizter Phantasien. Die Völker aber, die sieht man nur arbeiten, zahlen und bluten; doch erstanden bald mitten unter ihnen die Verkündiger einer nothwendigen und nahen Erlösung. Das ist der erste Theil des Jahrhunderts, das uns Schlosser zu schildern angefangen hat.

Der Verf. eröffnet sein Werk, wie natürlich, mit dem spanischen Successionskriege und mit den nordischen Kämpfen. Auf beiden Kriegstheatern tritt eine Gruppe von mehr oder minder ausgezeichneten Männern hervor. Im Süden, von dem wir zunächst sprechen wollen, stehen obenan Eugen und Marlborough, Ludwig v. Baden, der unermüdliche Feind der Franzosen Wilhelm III. von Oranien, der freilich schon 1702 vom Schauplatze abtritt, der Herzog v. Vendôme, Berwick, Villeroi, Boufflers, Tallard, Villars und der erst seit 1837 in den „Mémoires militaires" richtig gewürdigte Catinat. Ludwig XIV. vermag unter der Last des Alters, der Bigoterie und des Weiberregiments seine frühere Größe nicht mehr aufrecht zu erhalten; er nimmt vielmehr die Theilnahme in Anspruch durch sein Familienunglück und durch die Treulosigkeit, mit der ihm das frühere Kriegsglück fast bis zur Verzweiflung den Rücken kehrt, bis ihm endlich am Spätabende seines Lebens das Glück noch einmal die Hand bietet und ihn durch die veränderten politischen Conjuncturen dennoch in der Hauptsache zum Ziele kommen läßt: Spanien bleibt seiner Familie, und Marlborough mochte wie einstens Hannibal sagen: So hat mich denn nicht Ludwig von Frankreich,

ſondern Anna von England beſiegt! Wie ſehr aber Ludwig XIV. 1709 nach der verhängnißvollen Schlacht bei Malplaquet gedemüthigt war, mag Folgendes beweiſen. Als die Alliirten auch nicht den kleinſten Theil der ſpaniſchen Monarchie dem Hauſe Bourbon überlaſſen wollten und ſelbſt auf der Abtretung von Lille beſtanden, ging der König nicht nur auf die Präliminarien ein, ſondern es erfolgte auch im königlichen Rathe eine Scene, von der das Manuſcript Nr. 71 *) ſagt: „Une scène si triste serait difficile à décrire, quand même il serait permis de révéler le secret de ce qu'elle eut de plus touchant", und unter die Depeſche, welche Torcy an den franzöſiſchen Geſandten im Haag, Rouillé, mitnahm, ſchrieb Ludwig mit eigener Hand: „J'approuve ce qui est contenu dans cette dépêche, et mon intention est que Torcy l'exécute." Bei dieſer Gelegenheit macht das genannte Manuſcript von dem Großpenſionnair Heinſius, der damals unter die Lenker der europäiſchen Angelegenheiten gehörte, bei einer frühern Sendung aber in Paris ſehr verächtlich behandelt worden war, folgende ebenſo vortheilhafte als merkwürdige Schilderung:

Le Pensionnaire n'était pas accusé de se complaire assez dans la considération que lui donnait la continuation de la guerre pour la vouloir prolonger, ni d'aucunes vues d'intérêt personnel. Son extérieur était simple, nul faste dans sa maison, son domestique, composé d'un secrétaire, un cocher, un laquais, une servante, n'indiquait pas le crédit dans le premier ministre. Les appointements qu'il recevait de la république étaient de vingt-quatre mille florins, la plus grande partie comme garde du sceau. Son abord était froid, mais n'avait rien de rude, sa conversation s'échauffait rarement dans la dispute.

Wie imponirend muß die Perſönlichkeit dieſes Mannes in ſeiner Einfachheit und zugleich in ſeiner politiſchen Bedeutſamkeit geweſen ſein, daß ſich der ſtolze Franzoſe zur gerechten Anerkennung genöthigt ſah. Wie ſticht dagegen die Beſchreibung der Umgebung des römiſchen Königs Joſeph I. ab, als er 1702 zu den Reichstruppen ins Elſaß reiſte. Noch ehe die zweite Abtheilung des Hofſtaates, „Offiziere und Bediente" überſchrieben, beginnt, findet man bereits in einem Verzeichniſſe folgende Perſonen erwähnt: Ihro fürſtlichen Gnaden des Königs Oberhofmeiſter, Ihre Excellenz Herr Graf Trautmannsſohn, Ihro fürſtlichen Gnaden Fürſt Dietrichſtein, der königliche Herr Oberſtkuchelmeiſter, zwölf königliche Kämmerer, ein Unterſilberkämmerer, ein Mundſchenk, Vorſchneider, Truchſeß; ein Beichtvater mit ſeinem socio, ein Hofprediger, zwei Hofkapellane, ein Kapelldiener und = Jung. Außerdem hielt man für nöthig, der Perſon des Königs für den Rheinfeldzug unter anderm Hofgeſinde mitzugeben: vier Zuſetzer, vier Träger, drei Keſſelreiber und drei Ordinari = Jungen. Unter der Bagage befinden ſich: zwei Geflügelwagen, Kammerheizerzeltwagen, Tafeldeckerzeltwagen, drei Mundkuchelwagen, zwei große Bagagekuchelwagen, ein Wagen mit der Feldtafel zum Speiſen, zwei Wagen Ziergartenbagage, eine Tafeldeckerbagage, Kammerfourierbagage, ſechs Kellerwagen mit Wein beladen, 21 mit je ſechs Ochſen beſpannte Rüſtwagen. Sehr treffend bemerkt bei dieſer Beſchreibung unſer Verf.:

Wenn die öſtreichiſche Monarchie die Einnahme des Staats unter den Händen eines prunkenden Adels und einer Armee von Dienern und Troß verſchwinden ließ, dann wird man begreifen, warum ſich Öſtreich wie Spanien und der Papſt nur durch die Kraft der Trägheit der Maſſen unwiſſender und abergläubiger Menſchen erhalten konnten.

Und wir fügen hinzu, daß es der Gutmüthigkeit und bleiernen Tapferkeit der Deutſchen und der zähen Ausdauer der Holländer und vor Allem des Genies, das wir an Eugen und Marlborough bewundern, bedurfte, um unter ſolchen Umſtänden über einen Feind glänzende und folgereiche Siege zu gewinnen, der die größten Meiſter in der Kriegskunſt und den kriegeriſchen Geiſt ſeines Volkes entgegenzuſetzen hatte. Freilich zeigten ſeine Heerlager denſelben luxuriöſen Anblick wie die ſeiner Gegner.

Am Ausgange des Krieges, während welcher Zeit die diplomatiſchen Künſte in gleichem Grade gegeneinander um den Sieg rangen, wie ſie vor dem Beginnen deſſelben den Knoten der Verhältniſſe ſo feſt geſchürzt hatten, daß ihn das Schwert zerhauen mußte, erregen die meiſte Theilnahme die dem Hauſe Öſtreich mit Gut und Blut ergebenen Catalonier; ſie wurden zur Belohnung — es war ja nur ein Volk! — von Öſtreich ihren Feinden preisgegeben.

Ihre Hauptſtadt Barcelona, ſchon im Mai 1713 von den kaiſerlichen Truppen unter Stahremberg verlaſſen, vertheidigte ſich nichtsdeſtoweniger noch ein ganzes Jahr lang. Man mußte eine neue Armee ſchicken, um ſie im folgenden Jahre zu bezwingen. Der Marſchall v. Berwick erſchien im Mai 1714 an der Spitze der vereinigten Spanier und Franzoſen vor der Stadt. Er bot zwar den Catalonierm die Verzeihung ihres Königs (Philipp's von Bourbon) an, aber unter einer Bedingung, welche gerade Dasjenige über ſie verhängte, was ſie durch Aufopferung des Lebens und der Güter von ſich abwehren wollen. Den Aragoniern hatte man während des Krieges die caſtiliſche Verfaſſung aufgedrungen, die Catalonier ſollten dieſe Verfaſſung jetzt ebenfalls annehmen; ſie zogen vor, obgleich ſie von Denen, die ſie aufgereizt hatten, ſchändlich verlaſſen waren, ſich gegen eine überlegene Macht, gegen den größten Feldherrn der Zeit aufs äußerſte zu wehren. Berwick verſuchte mit 20,000 Mann vergebens einen Sturm; ſie trieben ihn zurück und behaupteten ſich, bis Georg I. und mit ihm die Whigs in England die Regierung erlangten. Einige Wochen ſpäter hätte ſich vielleicht Robert Walpole ihrer angenommen; unglücklicherweiſe waren aber gerade fünf Tage vor Georg's I. Ankunft in England alle Hülfsmittel der Stadt erſchöpft, und die Verwendung des neuen engliſchen Miniſteriums kam zu ſpät. Vom 12. Juli 1714 an waren die Laufgräben eröffnet; im Auguſt war ſchon Alles zum Sturm bereit, doch dauerte der Widerſtand bis zum September. Endlich am 11. Sept. ward Barcelona mit Sturm erobert, und ganz Europa nahm an der Einnahme der Stadt, an der grauſamen Verfolgung der diplomatiſch geopferten Catalonier, an dem Untergange ihrer Verfaſſung einen ähnlichen Antheil als in unſern Tagen an dem Schickſale von Polen und der letzten Einnahme von Warſchau.

Wie das deutſche Reich mit ſeinen Intereſſen von Öſtreich geopfert wurde — eine Politik, die übrigens nicht neu war —, mag man bei dem Verf. ſelbſt nachleſen; doch wird

*) In der königlichen Bibliothek in Paris befindlich, ein Foliant, der alle Protokolle, Depeſchen, Briefe und den vollſtändigen, freilich einſeitigen officiellen Bericht enthält unter dem Titel: „Relation des causes de la guerre de 1701 – 13."

man leicht zweifelhaft bleiben, ob man mehr die Saumseligkeit der deutschen Fürsten und die Ungelenkigkeit ihres diplomatischen Benehmens anklagen, oder über den Egoismus Östreichs erstaunen soll. Übrigens trieben auch bei den Verhandlungen in Rastadt und Baden jesuitische Künste ihr Spiel; das Werk derselben war es, daß Östreich und Frankreich, in der Religionsangelegenheit die holländischen und englischen Gesandten als Protestanten zurückweisend, ganz in der Stille übereinkamen, die den deutschen Protestanten nachtheilige Clausel, unter dem Namen der ryswiker bekannt, zu übergehen, da sie doch hätte getilgt werden sollen. Mit dieser berüchtigten Clausel hat es folgende Bewandniß:

Die Franzosen hatten in Ryswik, als der Friede schon geschlossen war und die Originalschrift gerade copirt wurde, um Mitternacht im letzten Augenblick hinter dem vierten Artikel, der dem Reiche die Zurückgabe der außer dem Elsaß seit dem nimweger Frieden besetzten Orte zusicherte, die Clausel beigefügt: doch sollte die römisch-katholische Religion an den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutschland und die Deutschen von Eduard Beurmann. Erste bis sechste Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 52.)

Der Verf. beschreibt weiterhin die Ströme und Stromgebiete Deutschlands, am ausführlichsten den Rhein und seine Ufer, die er am genauesten kennt, am dürftigsten die Oder, die er wahrscheinlich nicht befahren hat. So macht sich an dem Buche Vieles durch die rein zufällige Erfahrung. Unstätig wird der feingebildete Verfasser einmal S. 124, wo es heißt: „Der Hamburger wähnt sich von aller Welt gesehen und geachtet, wenn er nur seinen Hintern aus den hamburger Stadtthoren herausstreckt.“ Wir glaubten nicht, daß uns der Styl der jungen Literatur solche Zumuthungen machen würde; es kommt indessen Alles auf Gewöhnung an. Weiterhin sind die schlimmen Folgen der Reformation neben ihren guten bezeichnend hervorgehoben, und wir sind der Meinung des Verf., daß die Aufklärung, wäre sie im Schooße der katholischen Kirche geblieben, dauerhafter und allgemeiner geworden wäre. „Nur der Umstand“, setzt der Verf. hinzu, „daß sie in diesem Falle aufgedrungen scheint, macht den Katholicismus so störrig, man verharrt weniger in der Dummheit aus Überzeugung als aus Hartnäckigkeit.“ Ref. hält diesen Ausspruch für durchaus wahr und unleugbar. Wir halten aber nicht für wahr, was der Verf. später äußert, daß in Deutschland republikanische Sympathien nicht zu erwarten seien, da doch bekannt ist, daß die Deutschen in Nordamerika die unbändigsten Republikaner und Demokraten sind. Es kommt auch hier, wie überall bei den Deutschen, auf bloße Gewöhnung an. S. 198 war uns die Ansicht über Gentz ebenso überraschend als sie uns wahr dünkt. Der Verf. sagt: „Die Gelehrten, wie z. B. Hr. Gentz, benutzten die Richtung der Zeit, die nationale Richtung der Zeit zu selbstsüchtigen Zwecken, zu einer Vermittelung mit einer guten Stelle. Sie schreiben dem Auslande gegenüber fortwährend von Freiheit und Nationalität; wie sie dem Inlande gegenüber schrieben, ist sattsam bekannt.“ Diese durchaus richtige Bemerkung überraschte uns aus dem einfachen Grunde, weil Herr Gentz sonst bei den Repräsentanten der jungen Literatur gut accreditirt ist, und man sich, wenn auch vergeblich, bemüht hat, den weichlichen und zweideutigen Diplomaten in der Erinnerung der deutschen Nation, in der er erloschen ist, wiederaufleben zu machen. Es genügt hier die einfache Frage: Was ist, was war Gentz der deutschen Nation? Und wenn er einmal der zartfüßigen Elsler Alles war, wie sie ihm, was ist und war Gentz der deutschen Literatur, für die man ihn mit seinen Briefschaften und Nachlaßpapieren so gern retten möchte? Guter Styl, weltmännische Bildung, Geschäftskenntniß und einzelne menschenfreundliche Gedanken reichen nicht hin, irgendwem für die Dauer eine Stelle im Bewußtsein der Nation zu sichern. Über die letzten und wahrhaften Gründe der Titel-, Rang- und Ordensucht unter den Deutschen finden wir von S. 207 an treffende Bemerkungen, ebenso über das Paßwesen, welches in der That dazu dient, das Nationalgefühl immer mehr zu durchbrechen und zu zersetzen. Für jedes Mitglied der großen britischen Nation ist der vaterländische Boden so frei wie Luft und Sonne; wir aber müssen zittern, wenn wir uns von Berlin nach Kassel übersiedeln, ob man uns hier dulden, oder ob man uns den Paß, wenn er abgelaufen ist, in Berlin verlängern wird. So finden wir uns überall aufs schärfste policeilich signalisirt und controlirt, der vielen Unbequemlichkeiten nicht zu gedenken. Der Verf. setzt noch hinzu: „Es ist bekannt, daß Pässe nur ein Reiseerschwerniß für ehrliche Leute sind, während sie Spitzbuben und gefährlichen Leuten die Flucht bequem machen“ (S. 212).

Hierauf ein Capitel über den Adel. Fürst Pückler-Muskau, der von vielen Mitgliedern der jungen Literatur so hoch Gepriesene, wird mit seinem Adelsstolze und seinem Systeme vom Vernunft- und Majoratsadel gebührend abgewiesen; es wird dargethan, daß dieser Majoratsadel nur unter einer Verfassung nach Art der englischen räthlich und von Einfluß sein kann. Im Übrigen glaubt Ref. nicht, daß der Adel in Deutschland wieder zu seiner einseitigen Übermacht gelangen wird; es ist schon dafür gesorgt, und die Zeit selbst hat diese Sorge übernommen, daß Alles, auch der Grundbesitz, wieder ins Gleiche kommt oder wenigstens nicht einer einzelnen Kaste verfallen bleibt.

Das siebente und achte Capitel beschäftigt sich mit dem deutschen Universitätswesen, das neunte mit den Schulen und Schullehrern. Es finden sich auch hier viele gute Bemerkungen über noch vorhandene arge Misbräuche, aber die Darstellung könnte noch eingreifender und energischer sein, wenn sie gedrängter wäre. Die Rathschläge, welche der Verf. ertheilt, sind nur allgemeine Humanitätsfloskeln. Gegen die Roheit des Comments und der Landsmannschafterein spricht sich der Verf. aufs entschiedenste aus, und die Mängel, welche bei den Staatsprüfungen obzuwalten pflegen, sind auf genügende Weise namhaft gemacht. Daß unsere Schulen früher oder später eine neue Gestalt erhalten werden, leidet gar keinen Zweifel, so schwierig auch die Lösung dieses wichtigen Problems erscheinen mag. Seltsam genug bildet eine Betrachtung über deutsche Kunst den Schluß des Capitels über die Schulen. Beurmann scheint sich mit der Kunst nur durch Hörensagen verständigt zu haben; diese Betrachtung ist sehr dürftig und zum Theil sogar schief. Rubens wird, wie jetzt Brauch geworden ist, wie ein Stubenpinsler abgefertigt, obgleich Rubens, was die eigentliche geniale Schöpferkraft anlangt, es mit den größten Meistern seiner und aller Zeit aushält. Diese Betrachtung scheint sich wie zufällig in das Buch verirrt zu haben. Über die deutsche Nationalliteratur finden wir nichts, dagegen ein Capitel, welches sich speciell mit der gegenwärtigen Bühne und dem Drama beschäftigt und viel Wahres enthält. Kotzebue wird, was das Leben in seinen Lustspielen betrifft, als Komödiendichter mit Recht über Raupach gestellt. Wenn der Verf. sagt: „Im Style, ich meine im Style der jungen Literatur, liegt die Bewegung der Zeit und ihr Charakter; die Zukunft der Bühne wird zum großen Theil dem Style angehören“, so ist dieser Ausspruch nur eine stolze Phrase, welche dem Ansehen der jungen Literatur eher Schaden als Nutzen bringen wird. Wir verkennen den stylistischen Fortschritt, den wir durch den Styl der jungen Literatur gemacht haben, keineswegs, aber wir verlangen von jeder Richtung zuvörderst, daß sie bescheiden sei und sich nicht überall auf sich selbst zurückbeziehe, als sei und habe sie allein die Wahrheit, die zum Bessern fortschreitende

Bewegung. Nichts hat dieser jungen Richtung mehr Eintrag gethan als das Selbstbewußtsein, womit sie sich als die alleinige Inhaberin der fortschreitenden Kraft proclamirte. Beurmann namentlich erkennt nichts an, als was im Geiste und im Style dieser jungen Literatur denkt, fühlt und schreibt. So heißt es an einer andern Stelle: „Wir dürfen populaire Romane erwarten, nachdem Gutzkow bereits seinen Vater Blasedow und Kühne seine Klosternovellen edirt hat; hier liegen auch die Anfänge einer neuen Bühne.“ In Gutzkow's „Vater Blasedow“ wenigstens wissen wir nicht zu bestimmen, wo der Anknüpfungspunkt mit dem Volke und der Bühne zu finden sei. S. 368 heißt es: Mundt, Marggraff, Gutzkow und Andere haben sich in einer bestimmten Richtung über die Bühne geäußert. Nicht außer diesen Tieck und Immermann ebenso bestimmt? Und wo hat sich Mundt je principienmäßig mit der deutschen Bühne beschäftigt als eben in seiner Komödie: „Das Lustspiel der Neigungen“, welches den Bühnenprincipien ganz zuwiderläuft? Bd. 2, Lief. 1, S. 56, wird gesagt, daß sich in Wismar eine literarische Bewegung bemerkbar gemacht habe, welche nach der Morhof's im 17. Jahrhunderte vielleicht die erste sei. Beurmann versteht darunter die „Baltischen Blätter“, welche unter Klein's Redaction zu Wismar im Verlage der „unternehmenden“ Schmidt und von Cossel'schen Buchhandlung erschienen, aber bereits wieder eingegangen sind. Warum eine Buchhandlung mit dem Epitheton „unternehmend“ beehren, weil sie zufällig ein Buch von Mundt und ein wieder eingegangenes belletristisches Journal verlegte? Hüten wir uns doch, unsere Leute auf eine so auffallende Weise zu bevorzugen, und glauben wir, daß ein Verdienst um so höher leuchtet, je weniger Ansprüche es macht. So beklagt sich Beurmann auch, daß man auf den Schulen aus Pedantismus gegen die Lebenden eingenommen sei und der Styl der modernen Literatur verworfen werde. Gestehen wir doch selbst, daß unsere Bücher voll Raisonnement über sociale Fragen und voll oppositionairer Elemente doch wahrlich für die Schulbuben nicht geschrieben sind. Was sollten sie wol mit unsern Betrachtungen über Frauen- und Judenemancipation, über Varnhagen von Ense und Cousin, über Thiers und Gutzkow, über George Sand und Pückler-Muskau's Majoratsadel, über belgische Nationalität, über den „Thurm von Nesle“, über die Taglioni, die Dejazet, die Georges und die St.-Simonisten wol anfangen? Mundt's „Kunst der deutschen Prosa“ wäre vielleicht noch ein Buch, woraus die Schulknaben etwas lernen könnten, aber selbst diese Manifestation der jungen Richtung ist nur für gereifte, ihres Urtheils gewisse und der Selbstprüfung fähige literarische Männer. Die Periodik ist in der Stylehre auf Schulen unerlaßlich; der Meister in jeder Kunst, also auch im Style, geht nur aus dem gebundenen und bindenden Gesetz hervor. Die Leichtigkeit, womit wir schreiben, und die häufig, wie oft bei Beurmann selbst, bis zu ihrem Äußersten ausschweift, würde bei den Schulknaben in Zügellosigkeit, Frechheit und Liederlichkeit des Styls ausarten.

Mit dem zweiten Bande des Werks beginnt die Specialbeschreibung der deutschen Landestheile, die mit einer Topographie von Mecklenburg und Pommern ihren Anlauf nimmt. Hier fängt der populaire Theil des Buchs an, und man muß zugeben, daß man den Verf. um so mehr mit Vergnügen auf seinen Wanderungen begleitet, je mehr er diese Gegenden und ihre Bewohner aus eigener Anschauung kennen gelernt zu haben scheint. Die Beschreibung von Rügen ist in der That recht artig und spielt zuweilen mit Glück in das Gebiet dichterischer Anschauung und Darstellung über. An einzelnen müßigen Betrachtungen und unnützen Abschweifungen fehlt es auch in diesen topographischen Partien leider nicht. Wir müssen auch tadeln, daß der Verf. so gut wie Chateaubriand gern sein Ich einfließen läßt, etwa auf diese Weise: Ich habe schon gesagt; Ich weise wiederholt darauf zurück; Man wird mir glauben, selbst wenn ich es nicht schon ausdrücklich erklärt hätte u. s. w. Wir wünschen dem Werke übrigens trotz seiner vielen Mängel, Einseitigkeiten und schiefen Ansichten ein möglichst ausgebreitetes Publicum, der vielen beherzigenswerthen und freisinnigen Wahrheiten wegen, welche das „Buch des Fortschritts“ enthält. 25.

Miscellen.

Die neuesten Nachrichten und Bestimmungen über die unter dem Namen der Sechellen bekannte Inselgruppe verdanken wir dem Capitain Barrow, welcher unlängst eine Denkschrift über diesen Gegenstand der geographischen Gesellschaft in London eingereicht hat. Die Gruppe der Sechellen, berichtet der Capitain, besteht aus ungefähr 30 kleinen Eilanden in dem indischen Ocean, welche unter dem fünften Grad südlich vom Äquator und ungefähr 600 (englische) Meilen nord-nord-östlich von der Insel Madagaskar liegen. Von diesen 30 Inseln sind nur 15 von einiger Wichtigkeit hinsichtlich ihrer Größe und ihrer Erzeugnisse. Die Insel Mahé, das Hauptland der ganzen Gruppe, ist 16 (englische) Meilen lang und etwas über vier Meilen breit. Sie wird in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitten von einer Hügelreihe, deren höchste Gipfel sich gar nicht über 400 Fuß erheben, deren Kern aber aus Granit besteht. Flüsse finden sich auf der Insel mehre. Waldungen sind gleichfalls vorhanden, welche ein vortreffliches Schiffsbauholz liefern. Das Klima ist gesund; das Thermometer übersteigt selten 84 Grad Fahrenheit, und Orkane sind unbekannt; die Regenzeit fällt zwischen dem October und Januar. Die Flut an den Küsten erhebt sich in der Regel über sechs Fuß. Ochsen und Schweine sind auf der Insel in hinlänglicher Anzahl vorhanden; an Fischen aber und Tauben ist Überfluß. Spärlicher ist es mit den Vegetabilien bestellt. Unter den Bäumen kommt am häufigsten die Platane vor. Die gesammte Bevölkerung der Sechellen betrug 1837 5000 Seelen, mit Einschluß der Neger, deren Zahl sich allein auf 3800 beläuft. Im Laufe des Jahres 1836 erbaute man auf der Insel Mahé acht kleinere Fahrzeuge; 22 Schiffe besuchten in Allem den Hafen dieser Insel. Das merkwürdigste Naturproduct des Eilands Mahé ist der sogenannte Coco do Mar, eine seltenere Gattung des Kokosbaums, der sich außerdem auf den Malediven und Lakediven, wiewol hier in weit geringerer Anzahl, vorfindet. 4.

Die Entdeckung des größten Diamanten, von dem die Welt bisher Kenntniß genommen, wurde durch fast romanhafte Umstände herbeigeführt. Drei Brasilier, Antonio de Souza, José Felix Gomez und Thomas de Souza, waren irgend eines Verbrechens wegen zur Verbannung in den traurigsten und uncultivirtesten Theil des innern Landes verurtheilt worden. So grausam die Strafe war, so war doch die Gegend, in welche sie sich verwiesen sahen, die reichste, die man sich denken kann: jeder Fluß strömte über ein Goldlager, jedes Thal enthielt unerschöpfliche Diamantengruben; die Unglücklichen versüßten sich ihr hartes Loos mit der Hoffnung, irgend eine reiche Goldmine entdecken und so ihre Zurückberufung bewirken zu können. Sechs Jahre lang durchstreiften sie die Gegend nach jeder Richtung, als sich das Glück für sie wunderbar erklärte. Eine außerordentliche Trockenheit hatte den Strom Abarte wasserlos gemacht, und während sie in dem trockenen Strombette nach einem Goldlager suchten, fanden sie einen ungewöhnlich großen Diamanten. Von Freude und Hoffnung erfüllt, kehrten sie sogleich nach Villa-Rica zurück, um ihren Diamanten dem Gouverneur der Stadt vorzuweisen, der seinen Augen nicht trauen wollte und eine Commission zur Prüfung des Steins zusammenberief. Man erklärte den Stein für einen echten Diamanten und schickte ihn sogleich nach Lissabon; die Verurtheilten aber wurden freigesprochen. Dieser berühmte Diamant, welchen man auf 300 Millionen Pf. St. abschätzte, wurde an Gallatagen von dem letzten Könige von Portugal, der bekanntlich für kostbare Steine eine besondere Leidenschaft hatte, am Halse getragen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 54. — 23. Februar 1839.

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung von F. C. Schlosser. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Welche Summen endlich der Successionskrieg den Völkern gekostet hatte, das gibt am besten Englands Staatsschuld zu erkennen, die, 1689 wenig mehr als eine halbe Million Pf. St. betragend, und 1697 noch auf 20 Millionen beschränkt, am Ende dieses Krieges zu 53 Millionen herangewachsen war.

Der nordische Krieg (1700—21), in welchem Rußland, Dänemark, Sachsen, Polen und Schweden auftreten, zu denen sich zuletzt noch Preußen gesellt, hat ebenfalls eine Gruppe von Männern aufzuweisen, die theils durch ihre Charaktere, theils durch ihre Thaten, theils auch durch ihre Schicksale merkwürdig geworden sind. Während aber der gleichzeitige südliche Kampf die Fürsten fast alle im fernsten Hintergrunde erscheinen läßt, treten hier drei Monarchen in den Vordergrund, welche als die Säulen des nordischen Staatensystems die ungetheilteste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Karl XII., dessen Vater, Karl XI. und dessen Staates Zustand der Verf. in der Einleitung sehr gut geschildert hat, ein ausgezeichneter Soldat, schlechter Feldherr und halsstarriger Politiker, würde unstreitig obgesiegt haben, wenn er nicht mit einem Gegner wie Peter I. zusammengetroffen wäre, der, obschon ein barbarischer Mensch und Reformator, doch als Regent und Politiker eine Thätigkeit, Umsicht, Berechnungsfähigkeit und besonders eine so felsenfeste Ausdauer besaß, daß an ihr der Stahlkopf seines Gegners zerschellte. August von Polen, ein sinnliches Genie, dessen Größe die edlern Anlagen absorbirte oder zur Unterordnung zwang, war an den Siegeswagen seines Verbündeten, des Zaren, gefesselt, während das unglückliche Sachsen den Triumphwagen Karl's XII. glänzend auszustatten gezwungen ward. Und dennoch mag man ihm weniger gram sein als seinem Lebensbeschreiber Faßmann, der mit einer empörenden Selbstgefälligkeit und Eitelkeit — er diente nämlich in der Armee des Königs und sah ihn und seine Umgebung öfters — nicht nur bei Gelegenheit einer Festlichkeit sich zu sagen erdreistet: „Die Herren Landstände, wenn sie anders Belieben gehabt, hätten etliche Wochen die meisten Abende in die Redouten bei Hofe gehen, auch Opern und Komödien besuchen können; Se. Majestät wären so prächtig maskirt gewesen, daß die Juwelen, die sie auf dem Leibe gehabt, auf mehre Millionen geschätzt worden", sondern auch von einer andern Festlichkeit Folgendes erzählt:

Die Gräfin Cosel aber repräsentirte die Göttin Diana und saß nebst vielen Nymphen und einer starken Bande von Musikanten auf einem über die Maßen prächtigen Triumphwagen. Beim Damenrennen, welchem Ihre Majestät die Königin nicht selbst beiwohnte, sondern nur mit ansah, ist der Gräfin Cosel große Ehre widerfahren; denn sie wurde vom Könige von Dänemark geführt, und Ihro Majestät der König Augustus war ihr Assistent zur rechten, der Kammerherr v. Holzendorf aber zur linken Hand.

Man wird in dieser Darstellung einen wahren Hohn finden müssen, wenn man bedenkt, daß es in einer Vorstellung der Stände, zur Zeit als die Schweden in Sachsen waren, unter Anderm heißt: „unterschiedliche Einwohner wären wegen allzu großer Drangsal und ermangelnder Subsistenz in Melancholie, Desperation, ja zum Selbstmord verfallen, da man ihnen Vieh und Hausrath unbarmherzig wegnähme, es den sich einschleichenden Juden um halbes Geld verkaufte, die Hausmannskost (nämlich der schwedischen Soldaten), da sie täglich in zwei Pfund Fleisch nebst Gemüse und zwei Kannen Bier wenigstens bestehen sollte, aber wol besser abgezwungen und bis auf 8—10 Groschen Werth täglich getrieben würde und mit Kaisergroschen vergütet". Verbindet man damit die Bedrückungen der Schweden, worüber die Urkunden in Weiße's „Kursächsischer Geschichte" (Bd. 6) zu lesen sind, mit Dem, was unser Verf. hinzufügt, ohne jedoch die Angaben verbürgen zu wollen, „daß nach den Nachrichten jener Zeit der Verlust, den Sachsen bis dahin ohne allen Zweck und Nutzen im polnischen Kriege erlitten hatte, auf 88 Mill. Thaler, 800 Kanonen und 36,648 Mann angegeben wird", so wird man die elende Lobhudelei verächtlicher finden müssen als den Fürsten, der wenigstens nicht ohne eine gewisse Genialität der Ludwig XIV. von Sachsen war. König Friedrich IV. von Dänemark kann man nicht zu dieser merkwürdigen Fürstengruppe rechnen, wenn auch Andreas Hojer 1732 dessen Biographie, die auch unser Verf. benutzte, überschrieben hat: „König Friedrich des IV. glorwürdigstes Leben." Die neue Ausgabe ist von Falk (Kiel 1829).

Beiweitem mehr Interesse haben Patkul und Görz.

Den Erstern übergehen wir, indem uns der Raum nicht gestattet, das Viele und zum größten Theile dem Historiker Bekannte, was unser Verf. über ihn mitgetheilt hat, hier zusammenzustellen; wir wählen Görz, weil er das treueste Bild der damaligen Politik ist, wie sie von uns oben geschildert worden.

Der Baron, nachher Graf Görz war ein Mann von vielen Talenten, der unstreitig weit über allen deutschen Pedanten stand und besonders im Finanzfache Kenntnisse besaß, die außer Law seinen übrigen Zeitgenossen fremd waren; aber er folgte dem leider als diplomatische Weisheit den Adepten derselben empfohlenen Grundsatze, daß Geradheit, Ehrlichkeit, Worthalten in größern Geschäften, wo nur Schlaue und Abgefeimte den Vortheil ernten, durchaus nicht passend seien. Er war durch schwedischen Einfluß nach dem Tode des Herzogs (1702 in der Schlacht bei Clissow) ins holsteinische Ministerium gekommen, welches bisher der alte, erfahrene, geschickte, in den Ränken deutsch-römischer Rechtswissenschaft tief gelehrte, geizige, gierige und bestechliche Wedderkopp geleitet hatte.

Diese beiden Männer konnten natürlich nicht nebeneinander auf einem und demselben Boden stehen. Der gewandte und nie rastende Görz, noch dazu von seinem Adel unterstützt, siegte. Wedderkopp ward als Staatsgefangener nach der Festung Tönningen gebracht, wo ihn die Dänen endlich befreiten, da der Festungscommandant Bedenken getragen hatte, den alten Mann enthaupten zu lassen, wie ihm Görz von Berlin aus den Befehl zugeschickt hatte. Das Schicksal nahm schwere Rache an dem Letztern. Er ward ein Opfer der schwedischen Aristokratie, von deren baldiger Furchtbarkeit schon Karl XII. eine Ahnung hatte, als er nach seiner Rückkehr aus Bender zum Grafen Horn spottend sagte: „Ihr seid während meiner Abwesenheit recht stark gewachsen." Der Tod seines Königs entschied sein Geschick; der Mann, der allein seine Verdienste zu schätzen wußte und ihn zu schützen vermochte, war nicht mehr. Er ward gefangen gesetzt; ein Gericht unter dem Präsidium Peter Ribbing's brachte 400 Klagepunkte gegen ihn vor, die, weil sie keine Prüfung aushalten konnten, auch nicht geprüft werden durften; und als neun Reichsräthe sich gegen den beabsichtigten Justizmord erklärten, entgegnete der unwürdige Präsident des Gerichts: „Was bedarf es der Formen, als Schelm hat er gelebt, als ein Schelm muß er auch sterben." Am 13. März 1719 ward Görz öffentlich enthauptet. Der wüthende Haß, der den Adel Schwedens gegen Rußland beherrschte, opferte den Mann, der durch eine Annäherung an Rußland den einzig möglichen Weg eingeschlagen hatte, um Karl XII. und sein Land von dem Falle zu erheben. *)

(Der Beschluß folgt.)

Die englischen Taschenbücher für das Jahr 1839.

Zweiter Artikel. **)

The keepsake.

Dieses Taschenbuch, mit seinem traulichen, alt-englischen Namen, erscheint für das Jahr 1839 mit mehr als seiner gewöhnlichen Eleganz und Vorzüglichkeit ausgestattet. Alle Stahlstiche sind gut, einige darunter ausgezeichnet. Als Titelkupfer erblicken wir das von Chalon kunstreich ausgeführte Portrait der berühmten Gräfin Guiccioli; der Stahlstich ist ungemein gelungen zu nennen. Die Vignette: The corsair's isle ist anmuthig und leicht, als wäre sie mit einer Feder aus Ariel's Fittich gezeichnet. Auch finden sich darin einige liebliche Landschaften und schöne charakteristische Gruppen, als z. B. Maida und die Bridesmaid (Brautjungfer). Allein die Blume des ganzen Bandes in artistischer Hinsicht ist Mary Danvers, ein holdes kleines Mädchen, in einer leichten, natürlichen Stellung und mit dem glücklichsten Ausdrucke von wahrer Offenheit in ihrem lieblichen Gesichte. Dieser schöne Stahlstich erläutert eine Erzählung, wie sie sich selten in Büchern dieser Art findet; sie ist von Bernal in einem anziehend-natürlichen Style geschrieben und flößt dadurch, daß sie als die wahre Grundlage menschlichen Glückes die Lust und das Vermögen, Gutes zu thun, darstellt, eine heitere, dabei tiefe und gesunde Moral ein. Der von Chalon gezeichnete Reefer wird indeß das Lieblingsbild in diesem Jahrgange des „Keepsake" bleiben. Die Vortrefflichkeit und der gelungen aufgefaßte Charakter desselben ergibt sich am besten aus der Bemerkung, daß, wer auch mit der Bedeutung des Bildes im Voraus nicht bekannt gemacht wurde, doch auf der Stelle „die Seele des Seehelden Nelson" auf dem Gesichte des Knaben erkennt. Zu diesem vortrefflichen Stahlstiche hat Lord Nugent eine sehr glücklich gedachte Erzählung geschrieben, welche das Jugendleben des berühmtesten Seehelden der neuern Zeit auf ebenso wahre als anziehende Weise schildert. Die gegenseitigen Übelstände, die daraus entspringen, wenn ein Mädchen und ein junger Mann beide kurzsichtig sind, hat Edmund Phipps auf lebendige Weise geschildert. „The eve of All-Hallows", von Lady Charlotte St.-Maur, ist eine Schauergeschichte. Mrs. Shelley hat außer einigen kleinen Poesien eine heroische Geschichte aus dem griechischen Freiheitskampfe beigesteuert. „The marriage of Sion", in Prosa, mit Versen vermischt, ist eine poetische Erzählung von St.-John. Die poetische Ausstattung gehört nicht zu den Vorzügen des vorliegenden Jahrgangs, obwol in der zuletzt erwähnten Erzählung sowie in jener des „Reefer" sich Scenen von hohem dichterischen Werthe finden, denen freilich die gebundene Rede fehlt. Eine komische Skizze, worin spanische Nationalcharaktere vorgeführt werden, ist „The two blind beggars of Segovia". Miß Sheridan's „Tagebuch einer Brautjungfer" gehört zu ihren vollendetsten Productionen. Wie lebendig ist der Anfang, wo sie die angenehme Pflicht einer Brautjungfer mit jener andern des Jünglings vergleicht, dem Freunde als Secundanten zur Seite zu stehen! Wie zierlich sind die weiblichen Launen und Eitelkeiten und jene lustigen Nichts, die Streitigkeiten der Liebenden, in diesem geistvollen Tagebuche geschildert! In dieser Erzählung leuchtet ein Funke von jenem erblichen Geiste, welcher „The rivals" und „The duenna" erzeugte. Gern würden wir dem Leser eine Probe davon mittheilen, wenn es die eigenthümliche Verschlingung des Ganzen zuließe.

The diadem; a book for the boudoir.

Dieses glänzende, neue Taschenbuch ersten Rangs wird von der Miß L. H. Sheridan herausgegeben, welche früher die Herausgabe des „Comic annual" besorgte, die nun in andere Hände übergegangen ist. Die Stahlstiche tragen den gewöhnlichen Charakter und Styl der Taschenbücher an sich, und der literarische Inhalt besteht aus verschiedenartigen Mittheilungen nach Art des „Scrap-book" oder „Album", welche von der vornehmen Welt angehörenden, theils lebenden, theils verstorbenen Personen herrühren. Für diese höhere Gesellschaftsclasse mag das Werk Interesse haben und auch sein Glück machen; außerdem dürfte es auf einem Felde, wo die Mitbewerbung so schwer gemacht wird, sich keinen sonderlichen Erfolg versprechen. Die Herausgeberin klagt über schwache Gesundheit und den Verlust werthvoller Freunde; eine Klage, die gegründet

---

*) Wer als Sachverständiger das merkwürdige und geistvolle Schreiben aus dem Norden über Schweden und sein Verhältniß zu Rußland in der augsburger „Allgemeine Zeitung", außerordentliche Beilage vom 20. Oct. 1838 gelesen, wird ernste Betrachtungen zu machen vermögen.

**) Vgl. Nr. 56 d. Bl. D. Red.

ſein mag. Mr. Campbell hat eine Ballade beigeſteuert, deren Gegenſtand ein rührender Zug aus dem Leben Napoleon's iſt, deſſen hiſtoriſche Wahrheit wir jedoch nicht verbürgen mögen. Mrs. Fitzroy Howard gibt eine Schilderung von den türkiſchen Bädern, welche ſie auf den Rath der Ärzte beſuchte, um ihre geſchwächte Geſundheit wiederherzuſtellen, und deren Einwirkung ſie ihre raſche Erholung von einer bereits ſichtbaren Auszehrung zuſchreibt. Hierauf folgt eine Legende, welche Walter Scott der Mrs. Coutts, ſpäter Herzogin von St.-Albans, mittheilte und, um die Geſchichte noch merkwürdiger zu machen, ihr den Schauplatz, wo ſie vorfiel, nämlich the burnt Hill Fort in der Nähe von Abbotsford, zeigte. Es iſt eine aus den Sagen von Macdonald zuſammengeſtoppelte Schreckensmähr voll Blut und Grauen und Scott's gänzlich unwürdig. „The alpine lovers", eine niedliche Erzählung in ungereimten Verſen, iſt von Lady Bleſſington und darf bei ihrer Anſpruchsloſigkeit nicht zu ſtreng beurtheilt werden. „Love's inquest", eine lebendige, in gereimten Couplets verfaßte Conception von Mrs. J. C. Weſtenra, gehört zu dem Beſten der Sammlung. Auch iſt der von Lady Thomſon die Männer betreffende Einfall, welcher ſich durch ſeine Kürze auszeichnet, gar nicht mislungen; er lautet alſo:

Man's three perfections.

Men confess some defects, that their sense you may know;
But to boast on three points with the whole sex is common: —
When they ride, they are Centaurs no horses can throw;
When they drink, they 're such heads the effects never shew;
When they love, they' are ne'er cheated in love shewn by woman!

Die beſte Leiſtung iſt Miß Sheridan's Erzählung: „The priest", der Luther's Leidenſchaft und Begeiſterung beſitzt, deſſen Tapferkeit und hohe Einſicht ihm aber mangeln. Wenn jedoch dieſe Dame das Publicum mit einem andern Bande zu beſchenken wieder die Abſicht haben ſollte, ſo möge ſie weniger ihre faſhionablen Mitarbeiter dabei zu Rathe ziehen und mehr ihren eigenen Hülfsquellen vertrauen.

Syria and the Holy Land, Asia Minor etc.

Dieſes Werk eignet ſich durch ſeine vortreffliche Ausſtattung ganz vorzüglich zu einem werthvollen Geſchenke. Die von Bartlett, Allom und andern Künſtlern und Kunſtfreunden nach der Natur aufgenommenen Anſichten ſind ungemein ſchön und charakteriſtiſch. Der Inhalt iſt mit Einſicht und Kenntniß gewählt und die Zeichnungen verrathen Geiſt und Geſchmack. Letztere werden durch die von Carne, der den Orient zu ſeiner Heimat gemacht zu haben ſcheint, geſammelten Anekdoten, Legenden und Überlieferungen auf eine ſehr anziehende Weiſe erklärt. Karten ſetzen uns in den Stand, ſeinen Schritten durch das heilige Land zu folgen, obwol keine fortlaufende Erzählung ſtattfindet, indem gewöhnlich ſeiner graphiſchen und poetiſchen Beſchreibung ein Stabliſtich zum Texte dient. Eine Anſicht von den Umgebungen Beiruts führt uns weiter nach Sidon, das von erſterm nur durch einen ſiebenſtündigen Ritt getrennt iſt. Beirut iſt ein gaſtfreundlicher, und für Engländer ein vorübergehend-angenehmer Aufenthaltsort. Wir lernen mit Carne das Innere der orientaliſchen Wohnungen kennen und erfahren durch ihn, der öfters Gelegenheit gefunden, ſich zu den Privatwohnungen dieſer Völker Eintritt zu verſchaffen, mehr über die häuslichen Gebräuche und ſocialen Einrichtungen als bei irgend einem andern Reiſenden. Nachdem er in Sidon ſein einſames Karavanſerai verlaſſen hatte, machte er einer Kaufmannsfamilie ſeinen Beſuch. Der Contraſt mit ſeinem frühern, aller Bequemlichkeit entbehrenden Aufenthalte war frappant und angenehm. Nachdem ſie ſich auf weichen Kiſſen und Teppichen niedergelaſſen, wurden ihnen Pfeife und Kaffee dargereicht und einige leichte orientaliſche Gerichte nebſt vortrefflichem Weine aufgetragen. Die Frau vom Hauſe, hübſch und wohlgekleidet, machte die Honneurs des Mahles, und die Unterhaltung war fließend und angenehm. Die Familie gehörte zu den ſyriſchen Chriſten und ſprach die Lingua franca. In Jeruſalem wohnte Carne nahe am Thore Bethlehem, und ſeine Zimmer öffneten ſich auf die alten Wallmauern, nahe am Thurme David. Zum Mittageſſen ſervirte man ihm Wein von Jeruſalem, deſſen vortreffliche Eigenſchaften Chateaubriand rühmte, obwol wir hier keine Erwähnung davon finden. Abends verſammelte ſich die Familie um ihn und ſang Nationallieder zur Begleitung der Guitarre. Der Zuſtand der Juden in Antiochia erweckt des Verf. Mitleid über das Unglück dieſes ſeltſamen Volkes und das „bittere Gefühl, keine Heimat zu haben". Der Paß von Suhk Barrada, dem alten Pharpar, ſtellt eine wilde und maleriſche Landſchaftsſcene dar. Etwas weiter in dem Thale liegt das Dorf Zebdané, wo ein Reiſender einige Wochen lang einen lieblichen verborgenen Aufenthalt finden könnte. Die Vegetation iſt reich, die Straßen ſind ſchattig und mit Roſenhecken eingefaßt, überall fette Weiden, die Bevölkerung umgänglich und gaſtfreundlich, ihre Wohnungen reinlich, ihr Äußeres anſprechend, die Lebensbedürfniſſe im Überfluſſe vorhanden, religiöſe Unduldſamkeit und Bigoterie unbekannt. Hier ſingt man die Gebirgsballade, erzählt ſich Volksſagen und trinkt den Wein vom Libanon, und der freundliche wohlgekleidete Kreis der Eingeborenen verſammelt ſich am Abende um den Fremdling. Und dies iſt ein Land, das Europäer ſich noch vor Kurzem fürchteten zu beſuchen! Nach Balbek kann man jetzt in einem Tage von Beirut aus ohne Gefahr und mit ſehr verminderten Ausgaben kommen, und es wird bald unmöglich ſein, eine Tagereiſe zu machen, ohne nicht einem Yankee mit ſeinem Weib und Kindern, einen Ruſſen, Deutſchen oder Polen, oder gar allen Dreien zugleich zu begegnen. Nach Allem, was über die Cedern Libanons bekannt geworden, iſt Folgendes ebenſo neu als ſchön: „Jedes Jahr im Monat Juni ſteigen die Einwohner von Beſherai, Eden und andern nahegelegenen Dörfern und Thälern zu den Cedern des Libanon hinauf, um zu ihren Füßen an der Communion Theil zu nehmen. Männer, Frauen und Kinder, Alle betrachten es als eine Begünſtigung, unter den heiligen Bäumen zu knien und ihre Hymnen zu ſingen, und dieſe Sitte läßt das ganze Jahr hindurch einen freundlichen Eindruck in der Erinnerung zurück und ſpricht insbeſondere das Gefühl der Kinder an. Hier bringen ſie oft einen oder mehre Tage zu; bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang und in Zwiſchenräumen während des Tages wird die erhabene Einſamkeit durch ihre ſüßen Stimmen unterbrochen." Es herrſchen noch andere ſchöne Gebräuche in dieſem heiligen Lande. In Bethlehem beſuchen die Chriſten am Weihnachtmorgen die nämlichen Felder, wo die Hirten ihre Schafe hüteten, und wie ſchön iſt es, während die Sonne aufgeht, da zu ſitzen und nach dem Hügel von Engeddi und dem Grabe der Rahel zu ſchauen! Der einzige ſichtbare Strom fließt das Thal hinunter aus ſeiner Quelle von Bethlehem, in welcher David zu trinken ſich ſehnte; noch bis auf den heutigen Tag enthält ſie ein reines, köſtliches Waſſer.

Der wahre Charakter, die innerſte Seele und Gefühle des unverdorbenen Juden ſind Themata, welche Carne mit Vorliebe behandelt; er ſympathiſirt aufs tiefſte mit den Bekümmerniſſen des Jakob und mit dem troſtloſen Zuſtande von Zion. Indem er den Contraſt zwiſchen dem ſchmuzigen jüdiſchen Hauſirer und aller Welt unterwürfigen Geſchäftsmacher und zwiſchen dem an ſeine großen Vorfahren und glorreichen Vorrechte ſich erinnernden Hebräer hervorhebt, fährt er fort: „Hier (in Jeruſalem) in ſeiner Synagoge kann der Jude fühlen, daß er einen Glauben, eine Heimat beſitzt. Hier dringt der Unterdrücker nicht ein; Israel iſt allein mit ſeinen nie ſterbenden Erinnerungen und ſeiner feſten Rechtgläubigkeit. Sein Antlitz mag bleich, die Geſtalt gebeugt und die Ruthe des Unterdrückers in ſeine Seele eingedrungen ſein; allein an dieſem Orte zeigt er einen erhabenen Stolz in ſeinem Blicke und Verachtung gegen jeden andern Glauben. Da herrſcht ein feierliches Ceremoniel, die reichſten Kleider werden angelegt; denn es leben viele einflußreiche und wohlhabende Juden in der Stadt; ſogar die Liebe zum Gewinne wird vielleicht vergeſſen, während

die Erinnerung sich den herrlichen Zeiten ihrer frühern Geschichte zuwendet und die Hoffnung auf den kommenden Messias noch immer fortlebt."

Unter den Städten des gelobten Landes und der umliegenden Gegenden bieten viele einen vorübergehend angenehmen Aufenthalt dar, und die letztverflossenen Jahre haben manche Bequemlichkeiten und Erleichterungen des Lebens dort eingeführt. Besonders ist die heilige Stadt gegenwärtig kein zu verachtender Aufenthaltsort. Anstatt daß man früher nur in den Klöstern Wohnungen fand, kann man sie jetzt zu mäßigen Preisen in der Stadt selbst bei höflichen und aufmerksamen Wirthen, mögen sie Armenier, Griechen oder Katholiken sein, haben. Früchte und Wein, Fleisch und Vegetabilien sind wohlfeil und leicht zu bekommen, und jedes Jahr wird diese Stadt als Wohnort mehr Bequemlichkeiten darbieten, obwol leider dieselben Umstände auch dem erhaben einsamen Charakter, welcher über die hehren Stätten Israels einen so hohen Zauber verbreitet, Vieles rauben werden. Der Reisende, welcher einige Zeit in Jerusalem lebte, bemerkt, daß „das Klima gesund, die Luft auf den umliegenden Hügeln frisch und rein und die Hitze selten zu groß sei". Bei den köstlichen, größtentheils geschichtlich denkwürdigen Umgebungen, welche zu den herrlichsten Spaziergängen einladen, muß der Frühling einen hohen Genuß gewähren.

Unter den merkwürdigsten Stahlstichen, welche dieses Werk schmücken, nennen wir: die große Moschee von Antiochia, Sidon von der Seite von Beirut, der Engpaß von Barrada, das Grabmal von St.-Georg, Tortosa, die Fuhrt durch den Fluß Kischon, nebst der Bucht von Acre; auch enthält es viele architektonische Zeichnungen und scenische Darstellungen von Bazars, Brunnen, Khans und solchen Gegenständen, die von dem Charakter und den gesellschaftlichen Gebräuchen des Landes eine lebendige Vorstellung zu geben vermögen. Mit einem Worte, unter den illustrirten Werken gehört dies zu den anziehendsten, die zugleich einen bleibendern Werth besitzen.

Heath's Book of beauty.

Dieses Taschenbuch ist nicht sowol ein Almanach, als eine Galerie von Portraits jener hochgebornenen und vornehm erzogenen englischen Frauen, die durch ihren Rang oder ihre persönlichen Reize berufen sind, Glanz über die Kunst zu verbreiten. Einige begleitende Strophen sind in der Regel jedem schönen Bildnisse beigefügt, und so viele literarische Beiträge, als der feine Geschmack der gräflichen Herausgeberin zuzulassen für gut fand, aufgenommen, um dem Ganzen Abwechselung und Mannichfaltigkeit zu geben. Der vorzüglichste Künstler, der diesem Werke sein Talent gewidmet, ist jener moderne Lely, Chalon, dem die weibliche Aristokratie so gerne sitzt. Zwei oder drei Portraits sind von Roß, und eins, die Viscounteß Fitz-Harris, von Landseer. Wohl mochte Miß Sheridan zum Refrain ihrer Strophen wählen: „Wie lieblich!" Dieser Ausruf wird ebenso sehr durch den Genius des Künstlers als durch das schöne Original seines vollendeten und wahrhaft bewundernswürdigen Bildes hervorgelockt, welches in jedem Kunstwerke wie ein glänzender Edelstein leuchten würde. Das Titelkupfer stellt die Herzogin von Sutherland dar, eine vornehme Dame, jedoch mit lieblichem und natürlichem Ausdrucke, dem ihr reiches Gewand keinen Eintrag zu thun vermag; es ist von Chalon gemalt und ein sehr vollendeter Stich. Die Viscounteß Mahon, von Lucas gemalt, empfiehlt sich besonders durch jenen Ausdruck der Individualität, welcher in modernen Portaits von vornehmen Damen so oft gänzlich fehlt. Die Viscounteß Vallétort, ein liebliches Bild von Roß, zieht besonders durch den zarten Ausdruck glücklicher, inniger Mutterliebe an.

Was die literarische Ausstattung betrifft, so passen eine lebendige Skizze von der Herausgeberin, Lady Blessington, und eine andere von Francis Howard ganz zu dem Charakter dieses Werkes. Erstere stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, daß junge fashionable Mütter, welche Ammen und Kindermägde zu halten im Stande sind, niemals durch eine thörichte Mutterzärtlichkeit sich so weit fortreißen lassen sollen, sich ihren gesellschaftlichen Pflichten deshalb zu entziehen, und daß, wenn sie nicht ihre lebensfrohen jungen Ehemänner zu erheitern verstehen, diese Gentlemen in andern weiblichen Gesellschaften, wo die kleinen Kinder in die Ammenstube verwiesen sind, wahrscheinlich Entschädigung finden werden. Die Behandlung dieses Themas in solcher Weise kann nur in dem high life der londoner Gesellschaften Anklang erwarten. Die andere Skizze von Howard entwirft ein lebendiges Bild von dem ersten Misverständnisse und Streite eines neuvermählten Paares, das, bei gegenseitiger Achtung und Liebe, noch nicht die große Lehre, wie man in Kleinigkeiten nachgiebig sein und in der täglichen Lebensberührung zarte Nachsicht und Duldung üben müsse, sich angeeignet hat. Mrs. Erskine Norton theilt eine lange romantische Erzählung von der ewig wiederkehrenden Rosamond Clifford mit, die sich weder durch Neuheit noch durch Verdienste anderer Art auszeichnet. „Sibyl Craven", eine Erzählung, worin ein junger Mann von Stande sich in eine wandernde Sängerin, die sehr liebenswürdig, schön und tugendhaft ist, verliebt, konnte zu gefährlicher Nachahmung verlocken, wenn sich nicht herausstellte, daß sie von ebenso guter Familie als die seinige ist. Ein Beitrag aus der Feder von Barry Cornwall verräth eine größere Tiefe in der Auffassung der Lebensbeziehungen als irgend eine der übrigen Erzählungen; er hat den Titel: „A passage in the life of a philosopher"; die Entwickelung, welche zu Liebe und Ehe führt, ist mit großer Zartheit und Seelenkenntniß motivirt. Zwei dramatische Scenen von Lander — Anna Boleyn im Tower, als sie die Nachricht von der ihr bevorstehenden Hinrichtung erhält, und ihr grausamer Tyrann, der, während die Tragödie vollführt wird, im Epping Forest jagt, sind — besonders die erstere, ungemein schön behandelt. Auch an Poesie fehlt es diesem eleganten Taschenbuche nicht; darunter eine anspruchslose, aber schön gedachte Ode von Bulwer: „To a tree, leafless in June."

The book of royalty.

Der Name erinnert an etwas Reiches und Prachtvolles; auch befriedigt dieses kostbare Taschenbuch alle Anforderungen, die sein vornehmer Titel erwecken möchte. Sein Einband besteht aus scharlachrothem Maroquin und Gold, mit dem königlichen Wappen verziert. Die Herausgeberin ist Mrs. S. Hall und hat ihr Werk ehrfurchtsvoll zu den Füßen ihrer königlichen Gebieterin, Victoria, als Huldigung niedergelegt. Seinen Inhalt bilden im Allgemeinen „Characteristics of palaces". Entweder sind es kleine historische Erzählungen oder leicht hingeworfene Skizzen von Höfen und Hofsitten, wobei der Ton in der That sehr höfisch und loyal gehalten ist. Einige davon sind in Prosa, andere in Versen. Allein der neue und wirklich anziehende Theil dieses Werkes sind colorirte Platten, welche die prachtvollen, schmucken oder reichen Costume sehr vortheilhaft darstellen. Die Zeichnungen von Perring und Brown sind besonders hinsichtlich der Gruppirung sehr gelungen. Einige davon, als z. B. New court beauty und Charles I. parting from his children vereinigen auf das glücklichste Zartheit mit Geist und Wahrheit. Der literarische Inhalt bedarf keiner besondern Erwähnung, da er dem artistischen nur zur Erklärung dient.

Ehe wir unsern Bericht über die elegante Literatur der diesjährigen Almanachs und Skizzenbücher schließen, dürfen wir die in der Krönungswoche zum ersten Mal erschienene „Court gazette" nicht unerwähnt lassen, welche, außer ihrer eigentlichen Aufgabe, ein Spiegel des fashionabeln Lebens in London zu sein, der leichten und eleganten Literatur ihre specielle Aufmerksamkeit zuwendet und Alles berücksichtigt, was die vornehmere Frauenwelt interessiren könnte. Für ihre Berichte über Das, was in der Welt der Moden und des high life der großen Weltstadt vorgeht, scheinen ihr die besten und reichsten Quellen zu Gebote zu stehen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 55. — 24. Februar 1839.

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung von F. C. Schlosser. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Was den Tod Karl's XII. anbetrifft, den der Verf. mit Recht einen nie ins Klare zu bringenden Punkt nennt, sich aber mit Hojer und Rühs, welcher Letztere in seiner „Geschichte Schwedens" Schlözer's „Briefwechsel", III, 144 und IV, 230, sowie dessen „Staatsanzeigen", Heft XXIV, Nr. 6, S. 454, in dieser Sache übersehen hat, für den Meuchelmord erklärt, so machen wir gelegentlich darauf aufmerksam, wie ein Reisender, der die Localität 1837 genau untersuchte, aus dieser die Unmöglichkeit annehmen zu müssen glaubt, daß eine Pistolenkugel aus der Festung des Königs Haupt habe erreichen können; auch aus diesem Grunde hat die Ermordung die Wahrscheinlichkeit für sich.

Unter den Männern, welchen die nordischen Ereignisse ein tragisches Interesse bereitet haben, gedenken wir noch des unglücklichen Königs Stanislaus, gegen den sich allein Karl XII. bis an seinen Tod mit wahrhaft ritterlicher Freundschaft benahm, trotzdem daß derselbe aus Liebe zu den Jesuiten mehr Neigung zeigte, Proselyten zu machen, als Geschick an den Tag legte, die ihm von seinem gewaltigen Freunde aufgetragene Rolle zu spielen. Aus den Documenten des Carton K des französischen Staatsarchivs, welcher des Stanislaus sämmtliche Papiere enthält, weist unser Verf. sehr überzeugend nach, wie thöricht es schon seiner Privatverhältnisse wegen war, daß er die polnische Krone annahm. Übrigens hat sich Faßmann auch seiner Person — wir können keinen bezeichnendern Ausdruck finden — bemächtigt, er, der den Geschichtschreiber des nordischen Kampfes wie ein unleidlicher Dämon immer verfolgt, und doch muß er ihn anhören. Er sagt von Stanislaus:

An seinen übrigen hohen und guten Qualitäten haben wir weiter nichts auszusetzen; es müßte denn Jemand das allzu viele Rauchen des Tabacks für ein Laster halten; denn es ist ihm ein kalter Schweiß über das Angesicht gelaufen, wenn er sich des Tabackrauchens etliche Stunden enthalten müssen, und ich meines Orts habe gleichwie viele tausend andere Menschen denselben mit seiner großen Tabackspfeife im Munde in der Carosse sitzend in Städten auf der Straßen fahren sehen.

Übrigens darf man zuversichtlich von diesem Biographen auf seine ganze Zunft und deren Kunst in der damaligen Zeit schließen.

So schwer es uns nun auch wird, Mittheilungen unterdrücken zu müssen aus den Darstellungen, die der Verf. über Frankreichs, Englands, Spaniens, Östreichs, Rußlands Geschichte entworfen hat, und nichts hier niederlegen zu können von den Früchten seiner archivalischen Lecture in Paris, so gebietet uns dennoch der Raum, zum zweiten Bande und zwar zu Friedrich II. überzugehen. Da der Verf. (S. 217) ausdrücklich erklärt, die Erwähnung der Verdienste dieses Fürsten um die neue Ordnung der Dinge, nach welcher das Wohl des Volkes mehr als der Glanz der Höfe berücksichtigt wird, bis zu dem Abschnitte zu verschieben, wo von dem großen Kampfe des alten Europas gegen Preußen ausführlich gesprochen wird, so wollen wir auch hier unsern Verf. vorzugsweise über den siebenjährigen oder den dritten schlesischen Krieg und seinen Koryphäen hören. Daß derselbe auch bei dieser Gelegenheit höchst dankenswerthe Auszüge aus seinen französisch-archivalischen Studien dem Historiker von Fach darbietet, mag nur beiläufig erwähnt sein.

Die Geschichte des einzigen großen Regenten im 18. Jahrhundert — fängt jener Abschnitt an — ist besonders darum merkwürdig, weil er seiner Zeit vorauseilte und den überlieferten Vorurtheilen aller Art militairisch trotzte, noch ehe die öffentliche Meinung ihm zum Beistand dienen konnte. Als Schöpfer einer neuen protestantischen, aber durchaus nicht kirchlichen europäischen Hauptmacht kämpfte Friedrich, gestützt auf seine eigene Geistesüberlegenheit, auf seine Kriegserfahrung, auf das Wohlwollen eines Volkes, für dessen Wohlfahrt und Ruhm er angestrengter arbeitete als je ein besoldeter Diener, gegen den Haß der alten Höfe, deren lächerlichen Prunk er verlachte, gegen die Pfaffen, die er verachtete, gegen die Feudalaristokratien, denen er demokratisch die Wahrheit sagte. Die rühmlichste Zeit der unermüdeten und zuweilen etwas übereilten Gesetzgebung und Verwaltung des Königs ist die vom dresdener Frieden bis auf den siebenjährigen Krieg; denn um die Wunden zu heilen, die dieser dem Lande geschlagen hatte, wählte er hernach oft Mittel, die den Menschenfreund betrüben. Dahin rechnen wir besonders die Regie und die Verpachtung drückender Abgaben, die französischen Zollkünstler, die er gebrauchte, und die Begünstigung von Spionen und Anklägern, die das Contrebandwesen herbeiführte, wodurch dem Armen der unschuldigste Genuß (Kaffee) verkümmert ward.

Alles, was Friedrich für Aufklärung, Duldung, Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetze that, ward nur durch die an sich für seinen kleinen Staat ganz unnatürliche Stärke des Heeres möglich. Nicht in und für Preußen war Friedrich's Heer

und dessen strenge Disciplin nachtheilig; denn Friedrich's Ruhm war der Ruhm seines Volkes, und die Deutschen, die noch heute einen Engländer oder Franzosen eher ehren und aufsuchen als ihren eigenen bescheidenen Landsmann, gewannen durch ihn eine Zeit lang edles Selbstgefühl; nachtheilig ward Friedrich's Heer nur dadurch, daß alle kleine Fürsten, besonders Hessen, ihn nachahmten, dem Adel die Offizierstellen vorbehielten, mit dem Bayonnet und dem Kolben regierten und ihre zu Soldaten gequälten Bauern dem Meistbietenden verkauften, selbst übers Meer.

Daß Friedrich über Criminalrecht, Cabinetsjustiz, persönliche Freiheit der Bürger militairische Begriffe hatte, war sehr natürlich, da ein Staat, der wie eine Armee durch Ordres regiert wird, nimmer bestehen kann, wenn nicht der Regent als commandirender General im Nothfall über Leben, Freiheit und Eigenthum des Staatsbürgers wie des Soldaten verfügen kann; aber der König allein behielt sich vor, über den Nothfall zu entscheiden; das war groß.

Von Friedrich's Art von Verwaltung, von Sorge für Betriebsamkeit und Landbau läßt sich dasselbe sagen, was von Justiz und Policei gilt. Seine strenge Aufsicht auf Rechnungswesen und Verwaltung, seine unablässige Thätigkeit, sein Takt, sein richtiger Blick, seine Wahl brauchbarer und vorurtheilsfreier Männer, seine Sparsamkeit, ja seine Kargheit sogar machten ihn nützlich und bewunderungswürdig; das System, das er befolgte, war schlecht, und unter den unzähligen Verordnungen und Maßregeln wiegen die nachtheiligen die vortrefflichen völlig auf. Dies zu untersuchen und zu beweisen gehört nicht hierher, wir wollen nur an einigen Beispielen deutlich machen (die wir freilich nicht hier anführen können), daß es ein Irrthum ist, wenn ein Sterblicher, wäre er auch der Größte, sich einbildet, er könne das Leben eines Volkes, die Richtung seiner Industrie, die Art und Weise seiner Gewerbe bestimmen, wie er die Einrichtungen und die Bewegungen seines Heeres zu ordnen gewohnt ist.

Wir haben absichtlich diese längere Stelle aus dem umfänglichen Urtheile unsers Verf. über den größten Monarchen Deutschlands ausgehoben, theils um das Urtheil eines Historikers, dessen Stimme nicht ohne Gewicht sein kann, zu veröffentlichen, theils aber auch, um zu zeigen, daß die neuere historische Kunst ihr Wesen in ganz andern Dingen suche als in Jahreszahlen, Schlachtberichten, in leblosen Actenstücken und einförmigen Hofgeschichten.

Welche Stimmung im russischen Cabinete, das Bestuscheff leitete, schon sechs Jahre vor dem Ausbruche des großen Kampfes gegen Friedrich herrschte und Rußlands Beitritt zur Vernichtungspolitik gegen Preußen schon im Voraus erwarten ließ, spricht sich in dem barschen Tone aus, der in dem Actenstücke (Archives des affaires étrangères. Autriche, Nr. 246) herrscht, wovon der Verf. den Schluß mittheilt. Zuletzt heißt es dort:

La cour de Russie ayant examinée avec attention la conduite du roi de Prusse envers son ministre (den russischen nämlich), en a tiré avec justice la conclusion que le roi de Prusse ne se souciait plus de cultiver l'amitié et l'alliance avec elle (mit der russischen Kaiserin). En conséquence de quoi il lui a plû d'ordonner à Mr. Gros, conseiller de chancellerie de Russie, et son ministre à la cour de Prusse, de partir de Berlin sans aucun délai et sans prendre congé de personne et de revenir à sa cour, afin que la suprême dignité de S. M. l'impératrice de Russie, blessée dans la personne de son ministre, ne fût plus exposée à des inconvéniens, dont la mesure avait déjà été comblée ainsi qu'il a été exposé ci-dessus.

Die Sprache ist französisch, aber der Ton ist — russisch. Wie sehr sich indeß der russische Ton auch in diplomatischer Beziehung verfeinert hat, werden Alle zugeben, die z. B. Nesselrode's diplomatische Noten der englischen Politik gegenüber in den neuesten Zeiten gelesen haben.

Zu der Stelle, an welcher der Bestechung des östreichischen Gesandschaftssecretairs v. Weingarten und des sächsischen Geheimen Kanzlisten Menzel gedacht wird, „der Friedrich II. posttäglich durch den preußischen Gesandten die ihm anvertrauten geheimen Briefschaften copirt nach Berlin schickte und mit Schlüsseln, die in Potsdam gemacht waren, die Actenschränke öffnete, zu denen er keinen Zugang hatte", macht Hr. Schlosser die Anmerkung:

Daß das Verhältniß mit dem Hrn. v. Weingarten dem Jüngern und mit Menzel 1755—56 moralisch und gesetzlich unerlaubt war, wird Jeder einräumen; aber wenn es der Existenz eines Staates gilt, wenn anerkannt ist, daß politisch und diplomatisch Alles erlaubt ist, was nicht einfältig ist und nützt, dann ist die Sache anders. Das wahre Geheimniß wußte übrigens Niemand; denn Kaunitz hatte weder Freund noch Vertrauten und war sein eigener Secretair.

Der erste Theil des Satzes paßt allerdings für Friedrich's Lage, der zweite stimmt wol auch mit dessen politischer Gesinnung überein; dennoch muß man behaupten, daß auf diese Weise der Politik und Diplomatie fast aller moralische Grund und Boden entzogen wird. Aber allerdings ward Friedrich dadurch in den Stand gesetzt, Östreich zu überraschen und Erfolge zu erringen, die, wenn der Tag von Kolin nicht in seinem Schicksalsbuche gestanden hätte, das Herz der großen Allianz dermaßen zu lähmen im Stande gewesen wären, daß es wol schwerlich einen siebenjährigen Krieg gegeben haben möchte. Hören wir in dieser Beziehung bei unserm Verf. die Geständnisse eines östreichischen Veteranen:

Es war kein Mangel an Truppen, obgleich die Völker aus Italien und den Niederlanden noch gar nicht, jene aus Steiermark, Östreich, Ungarn aber nur zum Theil angekommen waren; sondern der Mangel an Geschütze, Pontons, Wagen und allerlei Kriegsbedürfnissen, selbst der Mangel der Remonte, die ein großer Theil der Cavalerie erst zu Ende August im Lager bei Kollin, d. h. zu einer Zeit erhielt, da sie schon dem Feinde entgegengeführt werden mußte, kurz der Mangel an so vielen wesentlichen Bestandtheilen eines brauchbaren Kriegsheeres drückte unsere Feldherren und schränkte die Kriegsoperationen, für welche das Cabinet, weil es noch ein Jahr Zeit zu haben glaubte, auf diesen unerwarteten Fall keinen Plan entworfen hatte, blos auf solche Maßregeln ein, wodurch dem Könige das weitere Eindringen in Böhmen verwehrt werden möchte.

Herr Schlosser berichtet, daß unter den Papieren des französischen Archivs Carton K, Nr. 156 *) sich ganz vortreffliche Urkunden zur Geschichte des siebenjährigen Krieges befänden, unter Anderm auch eine sehr gute Nachricht über die Schlacht bei Roßbach und übereinstimmend mit Dem, was Mauvillon in dem Leben Ferdinand's von Braunschweig berichtet hat. Unser Verf. hebt folgende Stelle heraus:

Les généraux furent battus pour n'avoir pas éclairé leur ennemi et pour avoir été surpris par son attaque imprévue, on aura de la peine à le croire, au moment où ils allaient le combattre eux-mêmes.

*) Carton K, Nr. 155, enthält dagegen eine militairische Kritik aller französischen Kriegsoperationen im siebenjährigen Kriege.

Darf uns das von einer Armee wundern, von deren Offizieren der Graf Ségur Folgendes erzählt:

Mon père, un des moins favorisés, fut à dix-neuf ans colonel du régiment de Soissonnais et fut blessé en le commandant à la bataille de Rocoux. Le duc de Richelieu, fils du maréchal de Richelieu, fut nommé à sept ans du régiment de Septimanie. Son major n'avait que cinq années de plus que lui.

Die Friedensunterhandlungen zwischen den streitenden Parteien nahmen einen raschern Gang, als man anfänglich hoffen durfte. Der Wechsel politisch wichtiger Persönlichkeiten und die Erschöpfung der Staaten und ihrer Finanzen waren von wesentlichem Einflusse dabei. Diejenigen drei Punkte, die, was Östreich und Preußen betrifft, einige Schwierigkeiten machten, nämlich die Zurückgabe der Grafschaft und Festung Glaz an Preußen, der Heimfall von Anspach und Baireuth an Brandenburg und die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige wurden bald erledigt, indem Östreich hinsichtlich der beiden ersten Punkte nachgab, da Friedrich gegen den letztern seinen Widerspruch fallen ließ. Und wenn nun, wie ein deutscher Historiker sagt, Preußens König nicht so viel Land gewann, um darauf seine Todten zu begraben, so dürfen wir mit demselben Rechte auch sagen: Europa war zu klein, um allein den Ruhm eines königlichen Feldherrn zu fassen, der mit seinen sechs Millionen Unterthanen, von keinem Bundesgenossen mit Aufopferung unterstützt, gegen 80 Millionen, über die seine Feinde geboten, das Feld behauptet hatte!

Dies möge genügen, um Schlosser's Werk in seinem politischen Theile zu charakterisiren. Jedem Bande ist aber noch eine, wenigstens ein Drittheil des Ganzen umfassende Charakteristik des Literaturzustandes im 18. Jahrhundert beigegeben, und wir möchten dieser fast einen noch höhern Werth beilegen als den politisch-historischen Darstellungen dieses Werkes in Absicht auf die ausgebreiteten Studien, die derselben zum Grunde liegen, und in Rücksicht der Belehrung, die daraus dem Verehrer der Wissenschaft erwächst. Wenn nicht eher, so gedenken wir doch bei dem Erscheinen des dritten Bandes, dem wir mit Verlangen entgegensehen, in einem besondern Artikel lediglich über diesen Gegenstand zu berichten. Karl Zimmer.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht. Von Ludwig Gottfried Blanc. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Drei Theile. Mit erläuternden Abbildungen. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

Ref. ist erfreut, über ein Buch sprechen zu können, welches von dem Bedürfnisse unserer Zeit nach einer zweckmäßigen geographisch-historischen Lectüre ein unwiderleglicher Beweis ist; denn nach kaum vier Jahren ist eine neue Auflage von Blanc's Handbuche nöthig geworden, obschon auch die vorige, zweite Ausgabe sehr verbreitet war. Es ist dies, wir wiederholen es, eine sehr erfreuliche Erscheinung und zeigt, wie neben den politischen und theologischen Kämpfen unserer Zeit und neben den entgegengesetzten Richtungen auf dem Gebiete der Ästhetik und Philosophie sich ein verständiges, gut geordnetes und wohlgeschriebenes Buch Bahn zu machen verstanden hat. Nur der Hochmuth oder ein literarischer Kastengeist kann dabei gleichgültig sein, oder wol gar ein Werk ungern sehen, das in den mittlern und höhern Ständen vielseitige Belehrung verbreitet und die fortschreitende Civilisation in so tüchtiger Weise unterstützt.

Wir haben bereits bei der zweiten Auflage Gelegenheit gehabt, das Blanc'sche Handbuch nach seiner Anlage und nach seinem Inhalte ausführlich zu besprechen*), und uns namentlich darüber geäußert, wie nützlich dasselbe sei, wenn es sich auch in seiner geographischen Richtung nicht gerade den Ansichten der Schule anschließt, welche den Namen des berühmten Ritter an der Stirne trägt. Fern sei es von uns, die großen Verdienste dieses ausgezeichneten Gelehrten um die Erdkunde zu verkennen; aber für den Jugend- und Schulunterricht ist sein großartiges Werk noch zu umfassend, seine außerordentliche Gelehrsamkeit noch zu reich, seine ausgedehnte Forschung noch zu erhaben, und seine Schüler haben es noch nicht verstanden, alle diese vortrefflichen Eigenschaften zu populariſiren, gleichwie Jakob Grimm's Schüler und Anhänger uns noch keine Schulgrammatik der deutschen Sprache zu geben vermocht haben. Endlich ist auch bei den im Ritter'schen Geiste verfaßten Schulgeographien uns das besonders störend gewesen, daß sie nur zu sehr den Boden und die Oberfläche berücksichtigen und alle Kenntniß der Bewohner desselben zu sehr hintansetzen, wobei die Erfahrung hinlänglich gelehrt hat, daß solche Dinge weit mühsamer nachgeholt werden, als die Orientirung in irgend einem Lande nach Höhenzügen und nach Flußgebieten.

Demnach ist nun auch das Blanc'sche Werk in allen Haupttheilen unverändert geblieben; aber in unzähligen Stellen — wir möchten fast sagen auf jeder Seite — ist die bessernde Hand des Verf. sichtbar und sein unermüdliches Streben, dem Buche durch Benutzung aller ihm bekannt gewordenen Bemerkungen und Berichtigungen die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben. So sind z. B. mehre bedeutende Länder, namentlich Frankreich, Schweden und die östreichische Monarchie, von namhaften dort lebenden Gelehrten durchgesehen und berichtigt worden. Wer sich die Mühe geben will, die vorliegende Ausgabe mit der frühern zu vergleichen, wird sich leicht überzeugen können, wie genau der Verf. zu schreiben und wie anschaulich zu schildern er durchaus bemüht gewesen ist. Man vergleiche nur seine Beschreibungen von London, Wien, Paris, Rom, Konstantinopel und Petersburg, von der afrikanischen Wüste, von den Gletschern und Alpen der Schweiz, man lese seine Nachrichten über Galvanismus, Elektricität, Erdbeben, die englischen Schiffe, die Dampfmaschinen, die Chausseen in England und ähnliche Gegenstände, man durchmustere seine literarischen und historischen Übersichten, und man wird zugeben müssen, daß es nicht leicht möglich war, auf einen kleinen Raum mehr Gehaltvolles und Erschöpfendes zusammenzudrängen. Alle statistischen Nachrichten, die Eintheilungen der Länder, die Namen und Zahlen haben an Bestimmtheit gewonnen, und selbst in Kleinigkeiten ist eine Sorgfalt an den Tag gelegt, die für die Genauigkeit im Größern ein vollgültiges Zeugniß ablegt. Da fehlen die strasburger Gänselebern in der neuen Auflage ebenso wenig als die edeln Weine im Regierungsbezirk Koblenz; die neue Realschule zu Gotha, die Erwerbung des Meckel'schen anatomischen Cabinets für die Universität Halle, das Denkmal Gustav Adolf's bei Lützen sind ebenso wenig vergessen als die jetzige Verfassung der Galeerensklaven zu Toulon. Die Aussprache der fremden Namen ist überall durch Worte oder Zeichen angedeutet worden, und zwar nicht blos die der Eigennamen, wo wir uns nur wundern, daß Hr. Blanc, der die englischen, französischen, spanischen, portugiesischen, italienischen und amerika-

*) Über den ersten Theil in Nr. 305 u. 306 d. Bl. f. 1833; über den zweiten Theil in Bell. 5 f. 1834; über den dritten Theil in Bell. 1 f. 1835. D. Red.

nischen Namen so sorgfältig bezeichnet hat, dasselbe Verfahren bei mehren russischen Namen (nicht bei allen) unterlassen hat. Auch Novalis wird künftig einer solchen Anzeichnung bedürfen. Hierbei müssen wir aber auch der Zugabe gedenken, in welcher das russische Alphabet mit einer vergleichenden Tabelle des deutschen Alphabets begleitet ist.

In Absicht auf politische Urtheile ist die lobenswürdige Mäßigung der frühern Ausgabe überall beibehalten worden. Hr. Blanc hat nirgend weder auf die eine noch die andere Weise die Jugend fanatisiren wollen, so bei Erwähnung der spanischen Thronstreitigkeiten, der holländisch-belgischen Angelegenheiten und der neuesten polnischen Revolution. Daß er das Unternehmen der Herzogin von Berri ein thörichtes genannt hat, konnte der Wahrheit gemäß nicht anders geschehen.

Sollen wir nun auch nach beliebter Manier einige Ausstellungen an dem vortrefflichen Buche machen, so gestehen wir, daß uns dies wirklich recht schwer fällt. Wir würden denn etwa unser Befremden darüber aussprechen, daß der russischen Nationalliteratur, die doch jetzt sehr frische Blüten treibt, auch nirgend mit einem Worte gedacht ist. Ebenso dürfen auch in der deutschen Literatur die Namen Uhland's, Rückert's, Varnhagen's von Ense und der Gebrüder Grimm nicht fehlen, wogegen Müllner sehr füglich wegbleiben wird. Überhaupt kann hier die Nomenclatur schon reichlicher sein, da der Verf. für Deutsche geschrieben hat. Der Ausdruck: furculae Caudinae, ist wol nicht passend durch „Schlagbaum" übersetzt. Dem Worte: Serail, hat Hr. Blanc die richtige Benennung: Serai, hinzugefügt, aber bei einem so vielgebrauchten Worte wäre wol der Zusatz nicht überflüssig gewesen, daß in Serail und in seraglio das l nichts als ein ganz unbefugter Eindringling sei.

Eine neue Zugabe dieser Auflage sind einige Kupfertafeln am ersten Bande. Besonders verkauft wird ein Atlas von 24 Blättern (2 Thlr.), die von W. Walter in Stein gravirt sind.

Und so möge denn auch in der erneuerten, verbesserten Gestalt das Blanc'sche Handbuch alle die Früchte tragen, welche der Verf. trotz seiner großen Anspruchslosigkeit von demselben zu erwarten berechtigt ist. 2.

Mancherlei.

Das Erstreben regelmäßiger Schauspiele und deren Zuschnitt nach den Kunstformen der französischen Bühne hat in Italien jene alten Maskencharaktere verdrängt, welche vordem zwar derb, aber lebendig und volksthümlich die Zuschauer belustigten. Goldoni nahm ihnen schon die Hälfte ihrer Herrschaft, bei Federici kommen sie gar nicht mehr vor, und der geniale Karl Gozzi, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sie vom Tode retten wollte und eine Zeit lang rauschenden Beifall gewann, ist gegenwärtig vergessen. Leider ist mit solcher für geschmackvoll angesehenen Regelmäßigkeit das Lustspiel der Italiener im Ganzen langweilig geworden, wie Jeder an den Stücken des gefeierten Goldoni, ungeachtet seines Talents, erfahren kann. Die gegenwärtigen Sitten des Volks, nämlich der gebildeten Classe, sind undichterisch; Leidenschaft und schwärmerische Liebe der Weiber entwickelt sich nicht *vor*, sondern *nach* der Heirath, in dem bekannten Verhältniß der Cicisbeen, während Mädchen entfernt von aller Gesellschaft leben und im Allgemeinen der Wahl ihrer Ältern bei der Heirath folgen müssen. Wie sollen sich nun die Bühnendichter helfen? Daß Verhältnisse zwischen Jünglingen und Mädchen mit Aussicht auf Heirath angeknüpft werden, ist den Sitten zuwider; eine leidenschaftliche Verbindung mit verehlichten Weibern ist zu anstößig, weswegen denn die cavalieri serventi, welche im Gefolge der Frauen auftreten und der Voraussetzung nach in einem durch die Sitten erlaubten anständigen Gesellschaftsverhältniß stehen, die abgeschmacktesten Personen von der Welt sind und nichts als wässerige Schmeicheleien und Alltagshöflichkeiten vorbringen. In manchen italienischen Lustspielen wird dies einem deutschen Leser unausstehlich, und wird es versetzt mit rührenden Wiedererkennungen, überraschenden Entdeckungen, moralischen Sentenzen, so haben wir nichts Anderes als zu Hause und bei Kotzebue, sodaß uns eine Sehnsucht nach dem Pantalon, Tartaglia, Brighella und Truffaldino anwandeln kann, obwol diese Leute gar nicht zu unserm Lebenskreise gehören und jenseit der Alpen geboren sind.

Hält man in der Feier des christlichen Gottesdienstes alle schönen Künste und jedweden Gebrauch derselben für zulässig, so führt dieses zum Heidnischen, verdirbt durch überwiegenden Sinnenreiz die auf ein Übersinnliches gerichtete Andacht und steht im Widerspruche mit der erhabenen Einfachheit und Kraft des christlichen Glaubens; will man hingegen die Wirkung und Erregung der Kunst gänzlich ausschließen, so beraubt man sich theils eines wirksamen Hülfsmittels für religiöse Gesinnung, theils ist auch die Sache unmöglich, indem schon die Versammlung der Christengemeinde und irgend ein damit verbundener heiliger Brauch ästhetisch wirkt, sonach der öffentliche Gottesdienst immer etwas Anderes ist als die gewöhnliche Praxis des Lebens. Nur scheinen die Künste selbst für das Christliche eine verschiedene Wirkung zu haben, indem sie der innern Höhe des Gedankens und der Begeisterung näher oder ferner liegen, und sie müssen sich allemal einem gewissen Maß unterwerfen, über welches hinaus sie sich in das Weltliche verlieren und alsdann dem Überweltlichen nicht mehr einen Dienst leisten, sondern dasselbe in ihre irdischen Kreise ziehen. So sind Dichtkunst, Beredsamkeit, Tonkunst, auch Malerei und Sculptur dem Christenthum am nächsten verwandt; am wenigsten die Schauspielkunst, Tanzkunst, Mimik. Nach einem richtigen Gefühle wird das christliche Gemüth beleidigt, wenn gewisse Kirchengebräuche auf dem Theater vorgestellt werden, und das Theatralische soll nicht in den christlichen Gottesdienst kommen. Die Verschiedenheit des Geschmacks und der Völkergewohnheit zieht hierin eine verschiedene Grenze; doch darf gesorgt werden, daß nicht ein falscher Geschmack und eine schädliche Gewohnheit dem Wahren und Würdigen sich unterschiebe. Für Beibehaltung der lateinischen Sprache im christlichen Gottesdienst ward einmal folgender Grund angeführt: „die *geistliche Mimik* mache Alles verständlich genug". Wehe der Gemeinde, welche ihre Geistlichen als Mimiker betrachtet! Haben Dichtkunst, Beredtsamkeit, Tonkunst, Malerei und Sculptur sich zuweilen am Christenthume versündigt, so die weltlichen Gaukelkünste weit mehr, weswegen man ihrer um der Würde des Gegenstandes willen nicht gedenken sollte, dagegen jene, durch den Gegenstand geheiligt, ihre höchste Würde erringen und in dieser Eigenschaft der christlichen Andacht Flügel und dem gemeinschaftlichen Gottesdienst zweckmäßige Beihülfe ertheilen. 7.

Bibliographie.

Angelstern, W., Angelica. Eine moderne Tragödie. 8. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 18 Gr.

Biernacki, J. C., Der braune Knabe, oder die Gemeinden in der Zerstreuung. Novelle. 2 Theile. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 18 Gr.

Blum, C., Theater. 1ster Band. Das laute Geheimniß. Der Ball zu Ellerbrunn. 8. Berlin, Schlesinger. 1 Thlr. 8 Gr.

Herloßsohn, C., Eine Theater-Liebschaft. Novelle. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 1 Thlr. 6 Gr.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet, herausgegeben von D. Marbach. Frühling, 1839. Gr. 12. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 8 Gr.

Wedekind, E., Prometheus. Tragödie. 2te Auflage. Gr. 12. Emden, Rakebrand. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 56. — 25. Februar 1839.

Europa und der Orient. Verschiedene Auffassung der türkischen Frage, von F. L. Lindner. Stuttgart, Metzler. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

Es enthält diese kleine Schrift zwei Aufsätze: 1) eine Übersetzung durch Hrn. Lindner von Armand Lefebvre's Abhandlung: „Frankreichs Politik in Bezug auf die Angelegenheiten des Orients"; 2) ein Gespräch zwischen einem Deutschen und einem Nordamerikaner über vorstehende Schrift und den Gegenstand ihrer Untersuchung. Der erstere Aufsatz ist aus dem Augusthefte der „Revue des deux mondes" gezogen, der zweite Originaleigenthum des auf dem Titel genannten Publicisten. In dem ersten Aufsatze, der mit großer Sachkenntniß geschrieben ist, sucht der Verf. zu zeigen, daß Rußland durch die Bedürfnisse seiner Kriegs- und Handelsmarine mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die Ufer des Bosporus gedrängt werde. Nach seiner Ansicht gehört das schwarze Meer derjenigen Macht, welche die Dardanellenschlösser in der Hand hat. Wäre eine Rußlands Absichten feindliche Macht Herr dieser berühmten Durchfahrt, so wäre Rußland mit seinen südlichen Producten und mit einem Theile seiner Flotten im schwarzen Meere eingesperrt. Ist im Gegentheil Rußland im Besitze der Dardanellen, so fühlt der Orient seine Gegenwart; Kleinasien, Syrien, Ägypten, die Länder am adriatischen Meere sind seiner unwiderstehlichen Einwirkung unterworfen; die ganze alte Welt muß sein Übergewicht anerkennen; mit dem Scepter des Nordens verbindet er das des Orients. Seinen natürlichen Reichthümern fügt es neue hinzu, und ein neues Leben der Arbeit und Ordnung eröffnet sich für die durch ottomanische Gewaltherrschaft bisher an Zahl immer sich vermindernden, fast zur Thierheit erzogenen Völker. Die Civilisation, indem sie diese Länder der Barbarei entreißt, ruft aus ihrem Boden unberechenbare, lange vergrabene, nicht gekannte Schätze hervor. Diese Länder erfahren dann die glückliche Umwandlung, der sich die Moldau und Walachei erfreuen, welche seit 50 Jahren nach einer bessern Verwaltung im Vergleiche mit ihrem frühern Zustande nicht mehr zu kennen sind.

Solche für die Fortschritte der Civilisation höchst erfreuliche Aussichten werden jedoch nicht wenig getrübt, wenn man bedenkt, daß alle diese Vortheile einem Reiche zu gute kommen, welches zwischen dem Eispole, Persien, China und der Pforte sich ausbreitet, und das, wenn hierzu noch der Besitz des Bosporus kommt, mit vollem Rechte ein Gegenstand des Schreckens für Europa wird.

Aus den bisherigen Ereignissen folgert der Verf., daß Rußland sich in seinem Vordringen gegen den Bosporus nicht aufhalten lasse. Ruhig und befriedigt kann es nur sein, wenn es sich in dem Besitze der Meerenge befindet. Der ganze Gedanke des russischen Cabinets liegt in Alexander's berühmten Worten: „Es ist nöthig, daß ich den Schlüssel meines Hauses in der Tasche habe", als er 1808 in der Voraussicht einer nahen Theilung der Türkei gegen seinen Verbündeten Napoleon auf dem Besitze von Konstantinopel beharrte.

Der Verf. weist nunmehr nach, daß in Bezug auf den Orient alle Elemente einer mehr oder minder nahen Krise vorhanden seien; die Pforte könne einem neuen Angriffe ihres furchtbaren Feindes unmöglich widerstehen. daher müsse die Politik des Abendlandes in dieser Beziehung eine neue Richtung nehmen, und die Mächte müssen sich zum Handeln rüsten. Daß die Türkei sich nicht selbst schützen kann, ist offenkundige Thatsache. Nun untersucht der Verf. den Zustand derjenigen Reiche, welche bei der Auflösung des türkischen Reiches bedroht sind. Östreich, obwol es als einer der fest begründetsten Staaten Europas erscheint, verräth seine Schwäche in der Verschiedenheit seiner Völkerschaften und in dem gänzlichen Mangel einer umfassenden Einheit in der Organisation seiner vielen Staaten. Es erscheint umringt auf allen Seiten von nebenbuhlenden Staaten, deren Ehrgeiz, Ländersucht und natürliche Entwickelung früh oder spät sie gegen den Nachbar bewaffnen werden; und diese umliegenden Reiche bewahren in sich ein gewisses Band der Verwandtschaft mit den verschiedenen Stämmen, welche den Kern der Bevölkerung der östreichischen Monarchie bilden. So gehören unter den Bewohnern Ungarns, Siebenbürgens, Galiziens viele dem slawischen Stamme an, sind dem griechischen Ritus ergeben und neigen sich daher zu Rußlands Einfluß hin. Auf einer andern Seite ziehen sich Frankreich und Italien durch bedeutsame Sympathien an. Preußen endlich scheint dem Verf. durch seinen commerciellen und protestantischen Eifer, seine aufgeklärte, einsichtsvolle Verwaltung dahin zu streben, der Mittelpunkt einer neuen deutschen Einheit zu werden,

welche stufenweis Östreich seiner Rolle als Oberhaupt germanischer Nationalität zu entsetzen strebt. Aus dieser schwierigen Lage Östreichs folgert der Verf., daß diese Macht nur Vertheidigungskriege führen könne. Nichtsdestoweniger zeigt der Verf. durch eine Reihe von Schlüssen, daß die Politik des wiener Cabinets bei der orientalischen Frage zum voraus vorgezeichnet sei: es müsse als Feind der russischen Stellung, als äußerster Posten des Abendlandes gegen Rußland, als natürlicher Beschützer der Türkei und aller in ihr bedrohten Interessen eher den letzten Mann und das letzte Geld aufs Spiel setzen, als dulden, daß der Zar seine Herrschaft über den Süden der Donau ausdehne.

England anbelangend, so sucht der Verf. nachzuweisen, daß dessen Handelsinteressen, diejenigen seiner Marine und des Besitzes von Ostindien, Alles, was dem britischen Reiche Glanz und Macht gibt, in Gefahr wären, wenn die Russen sich des Bosporus bemächtigten. Daher sei es für England Pflicht der Selbsterhaltung, mit aller Energie sich den Absichten des Cabinets von Petersburg zu widersetzen.

Indem der Verf. sofort auf Frankreich übergeht, zeigt er, wie es sowol in dem Interesse Aller als besonders in dem seinigen liegt, sich einem Bunde anzuschließen, der darauf berechnet wäre, Rußland in Schranken zu halten und ihm die Beute zu entziehen, falls die Ungeduld seines Ehrgeizes oder der Gang der Ereignisse es bestimmen sollten, sich in den Besitz dieser ersehnten Beute zu setzen. Ist das Abendland entschlossen, so folgert der Verf. weiter, die Türkei zu erhalten, so muß es im Augenblicke der Entscheidung gewaffnet sein, und in diesem Falle muß Östreich schnell den Feldzug gegen Rußland eröffnen. Wäre aber die Kraft des wiener Hofes durch eine zweideutige Stellung Frankreichs gelähmt, so könnte es seine Heere nicht nach dem Osten entsenden, und die Türkei wäre verloren. Östreich hat das größte Interesse den Untergang der Pforte zu verhindern. Nun kann es aber die Freiheit seiner Bewegung gegen Rußland nur unter der Bedingung sichern, daß es der Hülfe von Frankreich gewiß ist. Daher, so schließt der Verf., müßten die Cabinete von Wien und London diese Hülfe um jeden Preis zu erhalten suchen.

Nach diesen Präliminarien nähert sich der Verf. seiner Hauptidee. Dem wiener Congresse macht er drei große Fehler zum Vorwurfe: 1) das Überlassen der Warthelinie an Rußland; 2) die mangelhaften Grenzen der preußischen Monarchie; 3) die Zerreißung der nordöstlichen Militairlinie Frankreichs. Die beiden ersten Punkte nennt er einen doppelten Sieg des Nordens über den Westen. Unterwürfigkeit im Norden, unvollständiges Dasein im Mittelpunkte und Gefahr im Westen sei seit 1815 der bedenkliche Zustand Preußens. Durch die belgische Revolution erscheint ihm der furchtbare Reifen, in welchen man Frankreich einzwängen wollte, zur Hälfte gebrochen. Vollständig wird die Freisprechung der französischen Grenze erst sein, wenn Frankreich sich wieder bis an den Rhein ausgedehnt hat und Preußen und Baiern auf das rechte Ufer zurückgehen. Diese Hauptidee des Verf., welcher sein ganzes bisheriges Raisonnement zum Träger zu dienen scheint, entwickelt er mit großem Feuer. Was daher der deutsche Bund und die betheiligten Staaten von Frankreich zu erwarten haben, spricht er klar in folgenden Sätzen aus: Europa wäre im Irrthume, wenn es aus unserer bisherigen Mäßigung schließen wollte, daß wir für immer auf Besitzungen verzichtet haben, welche unabweislich von der Sicherheit unsers Gebietes und unserer Hauptstadt zurückgefodert werden. Wir sind nicht auf ewig an das System des Friedens gefesselt. Der Frieden ist ein Aufschub. An dem Tage, wo der Krieg auf einer Seite ausbricht, werden auch wir auf dem Schauplatze erscheinen, unsere Rechte geltend zu machen.

Um nun die großen Fehler des wiener Congresses gut zu machen und gewissermaßen eine europäische Wiedergeburt, gegründet auf die Gesetze eines geordneten Gleichgewichts, zu Stande zu bringen, schlägt der Verf. ein großes Bündniß zwischen Östreich, England, Frankreich, Preußen und dem deutschen Bunde vor, verhehlt sich jedoch die großen Schwierigkeiten nicht, die einem solchen entgegenstehen. Nicht mit Unrecht zweifelt er am meisten daran, daß Preußen sich von Rußland werde abwenden lassen, obwol er für den ersten Staat genug mächtige Lockspeisen in Aussicht stellt, nämlich 1) den Besitz des Landes zwischen dem Niemen und der Warthe, welches jetzt den Russen gehört, nach der dritten polnischen Theilung aber Preußens zugefallenes Land war; 2) die Abtretung von ganz Sachsen als Ersatz für die auf dem linken Rheinufer liegenden Besitzungen, welche an Frankreich abgetreten würden.

Doch auch dafür, daß das berliner Cabinet dem großen abendländischen Bunde nicht beiträte, weiß der Verf. Rath; er hält es schon für Gewinn, Preußen zur Neutralität zu bewegen, und dazu könnte die Zusicherung von Sachsen vielleicht das Mittel sein. Die Antwort auf die Frage, auf welche Weise die sächsische Dynastie und Baiern zu entschädigen wären, ist der Verf. schuldig geblieben.

Am Schlusse beleuchtet der Verf. noch eine neue Combination: ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland. Bei dem einen Theile zeigt sich das Verlangen, seine Vertheidigung an der östlichen Grenze zu sichern; bei dem andern ein glühender Ehrgeiz, sich im Orient zu vergrößern. Sind beide Mächte vereint, so gehört das Festland ihnen, keine andere Macht, keine Coalition könnte ihnen widerstehen; sie verfügen über Alles und leiten alle Fragen in letzter Instanz.

(Der Beschluß folgt.)

Evariste Gherardi.

Was ist der Ruhm eines Schriftstellers? So mancher, der von seinen Zeitgenossen vergöttert wurde, ist schon in 50 — 100 Jahren so unbekannt, daß kaum ein oder der andere Gelehrte eine dürftige Auskunft über ihn geben kann. Da lebte in dem letzten Viertheil des 17. Jahrhunderts ein Evariste Gherardi in Paris. Wann und wo er geboren,

wann und wo er gestorben ist, kann ich schon nicht sagen, denn kein Conversations-Lexikon, keine Real-Encyklopädie, kein Gelehrten-Lexikon erwähnt seine Lebensumstände.*) Und doch spielte der Mann in jenen Jahren eine große Rolle; er war Director der Comédiens italiens du Roi in Paris, des italienischen Theaters im Hôtel de Bourgogne, das mit dem Théâtre français harte Kämpfe in Betreff seiner Fortdauer von 1682 an bestehen mußte, welche endlich zu Ausgange des 17. Jahrhunderts mit seiner Auflösung oder vielmehr Vertreibung aus Paris endigten.**) Allein er war nicht blos Director desselben, oder Princeps, wie ihn die Umschrift um das gelungene geistreich aufgefaßte Bildniß nennt, das ich von ihm habe, sondern spielte auch eine Hauptrolle auf demselben, nämlich die des Arlekin und schrieb eine Menge der geistreichsten Stücke für dasselbe, insofern sich solche schreiben ließen. Bekanntlich wurden hier fast alle Lustspiele und Possen extemporirt. Der Schauspieler ging ins Theater, wo in der ersten Coulisse das Scenarium des aufzuführenden Stückes angeschlagen war. Die Rollen waren meist fest und stehend, zum Theil Masken: Arlekin, Pantalon, Mezzetin, Doctor ꝛc., wozu noch etwa ein Liebhaber oder eine Nebenperson kam. Der Schauspieler, welcher den Doctor z. B. spielte, wußte also, daß er heute Abend zu thun habe; wie und was ihm zu sagen oblag, deutete ihm das Scenarium an, welches Scene für Scene dem Inhalte nach bestimmte; die Ausführung, Spiel und Sprache, blieb aber seinem Genie überlassen und bedingte allerdings eine Fertigkeit in der Sprache, eine Lebendigkeit der Phantasie, von welcher die allermeisten Schauspieler unserer Zeit keinen Begriff haben. Indessen ein gutes Scenarium zu entwerfen, setzte nicht minder Erfindungsgabe voraus, besonders da sich das Ganze immer aufs Intriguenstück und fast stets auf dieselben Charaktere beschränkte, die in immer neuen Situationen und Ränken auftreten mußten, wenn nicht das Publicum abgestumpft werden sollte. Und in solcher Weise zeichnete sich nun unser Gherardi nicht weniger wie als komischer Schauspieler selbst aus. Seine Zeitgenossen konnten ihn nicht genug in beiderlei Hinsicht bewundern. Es sind der Ausgabe seiner Werke mehre Distichen von Freunden vorgesetzt, die sein Lob im höchsten Grade verkünden. Das eine bezeichnet ihn als orator, vates, auctor und actor; vom Schauspieler (actor) sagt es, daß er dem Zuschauer tausend Freuden bereitet habe, und vom Dichter (auctor, vates) versichert es, daß er dem Leser nicht minder tausend Freuden bereiten werde. Ein anderes Distichon nennt ihn den einzigen aller Schauspieler und vergleicht ihn mit dem Phönix; ein drittes versichert, daß einst nur eine Stimme ihm Beifall gezollt habe, sowie jetzt über seine Werke nur eine Stimme sein werde. Allerdings würden solche Urtheile an sich nicht viel beweisen. Es redet hier der Freund in Gegenwart des Freundes, welcher bescheiden das Lob ablehnt und, ein Gegencompliment machend, versichert, daß er den Druck nur aus Rücksicht auf seinen (des Freundes) Geschmack zugelassen habe. Indessen es sprechen andere Zeugnisse für Gherardi's Verdienste als komischer Dichter. Der erste*) Band seiner Werke erschien in Paris 1694. Er wurde von oben herab auf Betrieb mehrer Schauspieler unterdrückt, obschon Gherardi ausdrückliche Erlaubniß dazu gehabt hatte. Indessen 900 Exemplare kamen als Depositum in die Hände eines Schauspielers von Gherardi's Gesellschaft und wurden nicht allein alle verkauft, sondern bald erschien auch ein Nachdruck davon in Holland, in Brüssel, in Lüttich und fast in allen Provinzen Frankreichs. Zwei andere Bände folgten nach, zu denen das Manuscript dem Dichter halb gestohlen wurde, während man die andere Hälfte auf Rechnung seines Namens setzte. Gherardi's Unternehmung hatte 1697 ein Ende; er zog sich, scheint es, nach Holland ins Privatleben zurück und gab nun hier in Amsterdam seine Werke heraus, wo nur der todte Buchstabe, aber doch dermaßen immerfort wirkte, daß ich die fünfte Auflage von 1721 vor mir habe.**) Insofern sie von einem Estienne Roger besorgt ist, scheint Gherardi damals schon gestorben zu sein.***) So viel ergibt sich aber schon aus dem Mitgetheilten, daß die Freunde desselben sein Lob nicht gar zu sehr übertrieben haben können, denn Lustspiele, die fünf Auflagen in der Zeit von 1694—1721 und zahlreiche Nachdrücke und Doppelgänger erleben, können unmöglich ganz schlecht sein, in einer Zeit, wo Molière bereits die Bahn ins Unendliche eröffnet hatte. Allein wir haben ja die Stücke selbst vor uns; zum großen Theil allerdings nur als Scenarium, zum Theil aber auch in einzelnen Scenen ausgeführt. Theils scheinen die Franzosen das immerwährende Extemporiren nicht geliebt zu haben; sie wollten etwas haben, woran sie sich halten, dessen Genuß sie auch nach der Vorstellung wieder, wenn auch in schwächerm Maße, durchs Lesen oder Auswendiglernen wiederholen konnten; theils hatten sich die italienischen Schauspieler in Paris daran gewöhnen müssen, ihre Sprache häufig mit der französischen zu vertauschen. Gherardi's Stücke bieten daher oft einen immer wechselnden Dialog; der eine Satz französisch, der andere italienisch, oft in demselben Satze sogar von einem zum andern springend, um sich der großen Menge desto leichter verständlich zu machen, während dagegen manche Hauptscenen, welche ausgeführt sind, ganz französisch erscheinen. †) In der einen und der andern Art erscheint nun Gherardi nicht selten allerdings überraschend, und wenn ihn Kotzebue, Jünger, Schröder oder ein älterer Lustspieldichter gekannt hätte, was sich wol bezweifeln läßt, so müßte er ihnen Stoff zu den frappantesten Lustspielen gegeben haben. Mögen unsere jetzigen Theaterdichter sich in dieser Fundgrube Raths erholen, er wird ihnen nicht fehlen, und die Quelle soll so leicht nicht entdeckt werden, denn Gherardi's „Théâtre italien" ist wol in wenigen Händen und dürfte, wenn es der Fall wäre, jetzt nicht leicht gelesen werden.

Doch was würde alles Reden nützen, wenn wir nicht das Gesagte ein wenig praktisch darthäten. Also wenigstens eine kleine Probe, so weit sie sich aus dem kleinen Umrisse von einem Stücke ergibt. „Die Matrone von Ephesus" ist bekannt. Christian Felix Weiße debutirte damit auf seiner dramatischen Laufbahn, und sie hat sich lange auf der Bühne erhalten. Sehr natürlich; die Verzweiflung einer Witwe, die neben dem Leichnam des geliebten Gatten in ihrem Jammer umkommen will und dann fast im nächsten Augenblick ihn am Galgen aufhängen

*) Wenn der Verf. die „Biographie universelle" (17. Th., Paris 1816) nachgeschlagen hätte, so würde er aus L. Beuchot's Artikel über Gherardi ersehen haben, daß derselbe, ein geborener Pratenser, in dem Collége de la Marche in Paris unterrichtet ward und, nach Beendigung seines sogenannten philosophischen Cursus, am 1. Oct. 1689 in der seit Dominique's Tode (5. Aug. 1688) unbesetzten Rolle des Arlekin debutirte. Er starb am 31. Aug. 1700, nach der Rückkehr von Versailles, wo er dem Dauphin sein „Théâtre italien" überreicht hatte, plötzlich in Folge eines Falls auf den Kopf in einem kurze Zeit vorher mit la Thorillière und Poisson zu St.-Maur aufgeführten Divertissement. Die bibliographischen Irrthümer anlangend, welche in diesem Aufsatze vorkommen, so wird man in Quérard's mit gewissenhaftem Fleiß verfaßtem Werke deren Berichtigung suchen müssen. D. Red.

**) Erst 1716 begann eine neue italienische Komödie, vom berühmten Riccobini organisirt.

*) Nicht alle sechs Bände, wie Sulzer in seiner „Theorie der schönen Künste", I, 562, behauptet.

**) Noch 1741 erschien eine sechste Auflage nach Jöcher-Adelung's „Gelehrten-Lexikon".

***) 1717 lebte er noch und gab die vierte Auflage heraus, wie die angeführte Quelle besagt, die übrigens mehre Unrichtigkeiten enthält.

†) Unter andern Klagepunkten, welche 1694 das Théâtre français bei Ludwig XIV. selbst gegen die italienische Komödie einreichte, war auch der, daß die Schauspieler darin Französisch sprächen. „Ei nun, wißt Ihr was", erwiderte Ludwig XIV., „so redet Ihr doch Italienisch."

Digitized by Google

läßt, um einem gemeinen Soldaten, der den Leichnam eines Diebes stehlen ließ, ihre Hand zu geben, ist zu komisch, um nicht anzusprechen. Gherardi hat demselben Stoff unter gleichem Titel zur tüchtigen Burleske bearbeitet, aber besser motivirt. Wie kann, muß man fragen, die Witwe sich so schnell unter den bewußten Umständen zu einer zweiten Heirath mit einem gemeinen Soldaten entschließen? Das Erstere, der Entschluß zur zweiten Heirath, gleich nachdem sie sich vorgenommen hat, vor Verzweiflung umzukommen, wird bewirkt, indem Arlekin als Schatten des Verstorbenen heraufsteigt, um ihr zu sagen, daß sie leben, aber nicht sterben solle; denn, meint er, als sie nach dem Warum fragt, er würde nur aus dem Regen in die Traufe kommen, wenn sie ihm in die Unterwelt nachfolge, und so verspricht ihm denn nun die Witwe: „a distillarsi in un continuo pianto". Bald darauf erscheint nun Arlekin als gemeiner Soldat, er bewirbt sich um die Liebe der jungen Witwe, und das zweite Hinderniß wird ebenso einfach beseitigt. Der Witwe ist nur noch seine geringe Herkunft, seine Armuth ein Dorn im Auge, aber Arlekin ist früher Schreiber bei einem Advocaten gewesen; es fehlt ihm nur an Geld, sich die Praxis von einem solchen zu kaufen und so mit Ehren und Würden als ihr Gemahl zu figuriren. Jetzt ist der Weg ins Holz gefunden; die Witwe hat einen alten Advocaten zum Vetter, der seine Praxis für Geld gern aufgibt. Arlekin ist Advocat, ehe noch die Hochzeit geschlossen wird, und Gherardi führt uns nun in seiner Expedition alle möglichen Chicanen, Prellereien und Schelmenstreiche vor, welche sich die pariser Rabulisten damals zu Schulden kommen ließen. *) Indessen benutzt er dies auch noch dazu, den Leichtsinn der Witwe zu strafen; denn leichtsinnig erscheint sie doch im hohen Grade. Es kommt eine alte Frau auf die Expedition, die nun schon sechs Jahre processirt und immer noch nichts gewonnen, aber 300,000 Livres im Vermögen hat. So einer Lockung kann Arlekin nicht widerstehen. Er bietet der Alten Herz und Hand, denn mit der Witwe ist noch kein Bund geschlossen, und als sie jetzt gerade hereinkommt, den ganzen Vorgang belauscht und ihn mit Vorwürfen überhäuft, ist seine Rechtfertigung gleich bei der Hand: „Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Ihren ersten Mann ließen Sie meinetwegen aufhängen, und für den dritten könnten Sie mich am Ende rädern lassen." Jedoch Arlekin's Spitzbübereien dürfen doch auch nicht so ungestraft hingehen. Gerade in diesem Augenblicke erscheint die Justiz, um ihn als einen echten Galgenvieb in Verhaft zu nehmen.

Hoffentlich zeigt diese kleine Skizze, wie Gherardi arbeitete und sein Witz sich äußert. Von letzterm noch einige kleine Belege. Eines seiner Stücke führt den Namen des „Galanten Mercur". Mercur macht den Vermittler Jupiter's bei einer schönen Sterblichen, Rosalba. Erst muß er dem Jupiter aber, der sich als Schäfer auf der Erde herumgetrieben hat, Bericht über alle Vorgänge im Himmel und auf der Erde abstatten, und nun kommen unter manchen derben Späßen auch wahrhaft treffende Einfälle. „Der Mond", erzählt Arlekin z. B., „ist in schmerzlichen Zorn gerathen. Er redet tausenderlei untereinander, was gar keinen Sinn gibt, und ich fürchte, daß er am Ende mondsüchtig wird. Besonders tobt er gegen die Astronomen, weil sie sagen, daß er Flecken auf seinem Gesicht habe, und hat mich gebeten, ihm diese wegzuschaffen, denn auf seine Schönheit hätt er etwas. Ich will nun fünf oder sechs pariser Fleckausmacher in Sold nehmen, die werden wol in kurzer Zeit mit ihm fertig werden. Dann ist auch ein Komet am Himmel angekommen mit einem Schweife von 200 Meilen. Er wollte mich als Bedienten engagiren, allein ich dankte schön; denn, sagte ich, wenn ich der Madame Kometin dann die Schleppe nachtragen müßte, hätte ich allemal 200 Meilen zu machen, ehe ich zum Essen käme." Von der Erde berichtet Mercur, daß die Antipoden eine Klage eingereicht hätten; sie wollten wissen, ob sie oder die andern Menschen auf dem Kopfe gingen. In Paris seien alle Männer in größter Bestürzung; alle, welche mit ihren Weibern in Unfrieden lebten, sollten zu Soldaten genommen werden. Ginge die Sache durch, so blieben nicht zehn Männer dienstfrei. Noch hübscher ist die Antwort Jupiter's darauf, aber sie läßt sich nicht übersetzen. Das Wort: dragon, heißt Drache, aber auch Dragoner, und so meint der Gott: es wäre besser, die Weiber zu Soldaten zu nehmen, „cela ferait de beaux régiments de *dragons*". Von Spanien berichtet endlich der Götterbote, daß in einem Stiergefechte der wüthende Stier lammfromm vor dem entgegentretenden Matador auf die Knie gefallen sei; Alles habe sich gewundert, bis man entdeckt habe, daß der Matador, mit einer schönen Frau verheirathet, größere Hörner zeige als der Stier selbst, denen dieser daher seine Achtung habe bezeigen wollen. Bald nachher eröffnet er der schönen Rosalba, wie Jupiter sie anbete, wie er selbst gekommen sein würde, dies ihr zu sagen, allein ein Unglück habe ihn abgehalten: die Fleischer hätten ihn in Paris, als er eben in Gestalt eines Stiers von der Jungfrau Europa gekommen wäre, für einen Flüchtling aus den Schlachthöfen angesehen und würden ihn getödtet und zu boeuf à la mode verkauft haben, wenn er (Mercur) nicht herbeigeeilt wäre und gerufen hätte: es ist der Jupiter. Wir könnten noch aus diesem einzigen kleinen Stücke, sowie aus der „Mätrene von Ephesus" wer weiß wie viel solcher Einfälle ausheben; allein auch diese reichen wol schon hin, ein kleines Bild von einem komischen Dichter der Bühne zu geben, der einst eine Zierde derselben, die Freude von Paris war und jetzt ganz vergessen ist. 15.

*) Außer den Advocaten muß bei Gherardi wie bei Molière oft der Stand der Ärzte zum Stichblatt dienen. Die stehende Maske des Doctors gibt dazu die beste Gelegenheit. So weiß Arlekin in dem einen Stück („Le chevalier du soleil") nicht, welchen Stand er wählen soll, um leben zu können. „Werde ein Arzt", empfiehlt ihm Pasquariel, „und da bist du ein gemachter Mann. Sieh 'mal den Doctor! Was hat dieser gewonnen, seitdem er durchs Podagra in Ruf gekommen ist! Und er versteht gerade so viel wie du. Nicht die Wissenschaft macht den Arzt, sondern die Unverschämtheit und das Maulwerk (le jargon)." Die ganze Scene gehört zu den ergötzlichsten.

Notiz.

Papst Leo XII., Gregor's XVI. zweiter Vorgänger, über den jetzigen König von Preußen.

Der Hofrath Dorow zu Berlin theilt im zweiten Bande der von ihm herausgegebenen „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur" einen Bericht über die Unterredung mit, die er 1827 zu Rom mit dem Papste Leo XII. gehabt hat. In demselben äußert er unter Anderm mit Beziehung auf die enragirten Katholiken, die Helden der Congregationen: „Dumme und hitzige Freunde sind allerdings viel gefährlicher als kluge aber rechtliche Feinde, wie es in der Mehrzahl die Protestanten sind." Als er hierauf über verschiedene europäische Fürsten sprach, sagte er vom König von Preußen: „Ihr König ist der bravste, rechtlichste Herr, den ich kenne, auf ihn blickt der Himmel mit Freude, und seine Unterthanen finden ihre Zuflucht in seiner Gerechtigkeit. Ja, Ihr König ist ein wahrhaft gerechter Herr aller seiner Unterthanen; **das Glück seiner katholischen Kinder liegt seinem milden Herzen ebenso nahe als das seiner eigenen Glaubensgenossen.** Ich kann nur Freude und Beruhigung empfinden über Alles, was ich aus Preußen über diese meinem Herzen so wichtige Angelegenheit höre." Ob sich nun wol die Verhältnisse der katholischen Bevölkerung in Preußen 1827 und 1838 so wesentlich verschlimmert hatten, daß der zweite Nachfolger Leo's XII. eine so heftige und unpassende Sprache anzunehmen brauchte, als in seinen beiden Allocutionen geschehen ist? 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 57. — 26. Februar 1839.

Europa und der Orient. Verschiedene Auffassung der türkischen Frage, von F. L. Lindner.

(Beschluß aus Nr. 56.)

Auch der Fall wird noch besprochen, wenn Rußland, Preußen und Östreich sich allein das Recht zuerkennten, bei einer Katastrophe im Orient die dortigen Angelegenheiten zu entscheiden. In diesem kaum denkbaren Falle würden nach des Verf. Ansicht sich Frankreich und England vereinigen und gegen die absoluten Monarchen ihre Heere, ihre Flotten und — ihre Grundsätze entfesseln. Ein Rückblick auf das verflossene Jahrzehnd beschließt die interessante, wenngleich etwas excentrische Broschüre. Als Rußland 1828 den Türken den Krieg erklärte, schien für den ältern Zweig der Bourbons die Gelegenheit gekommen, mit dieser Macht eine Allianz zu schließen, die ihren Ehrgeiz befriedigen konnte.

Damals — sagt der Verf. — beging Frankreich das Unrecht, zugleich zu viel und zu wenig zu thun. Entweder mußten wir ganz russisch sein und an den Rhein gehen, oder ganz östreichisch und den Russen nicht gestatten, die Donau zu überschreiten. Indem wir uns für keinen Theil entschieden, lähmten wir Östreich und England, ließen Rußland freies Feld und brachten die Pforte zur Verzweiflung und dem Ende ihres Daseins näher. — Möge dieser Fehler — so schließt der Verf. seinen Aufsatz — uns eine Lehre für die Zukunft sein, damit bei dem ersten Zeichen der Krise wir bereit seien, zwischen dem Norden und dem Abendlande zu wählen. Rußland von der einen Seite, England und Östreich von der andern werden sich um unsere Allianz bemühen. In einem wie in dem andern Systeme können wir Ruhm und Größe finden. Der Bund mit dem Westen würde dem Interesse Europas, der Bund mit Rußland dem französischen Ehrgeize entsprechen. Eine vorausseheude, gemäßigte conservative Politik räth zu dem ersten; Nationalstolz, die Rechte allgemeiner Civilisation und Vorliebe für das Große machen uns dem russischen Systeme geneigter. Frankreich kann wählen!

Schon diese kurzen Andeutungen werden hinreichen, das Interesse unserer Leser für den Aufsatz des Hrn. Lefebvre anzuregen, welcher bei der dem Franzosen eigenen Einseitigkeit doch auch vieles Wahre und Beherzigenswerthe enthält.

Das angehängte „Gespräch zwischen einem Deutschen und einem Nordamerikaner", von Hrn. Lindner, commentirt die voranstehende Schrift auf geistreiche Weise. Es wird darin gezeigt, daß die Größe eines Staates nicht der Ausdruck seiner höchsten Bedeutung sei, und daß daher die mittlern und kleinen Staaten fodern dürfen, daß bei der besprochenen Krisis sowie überhaupt auch ihre Nothwendigkeit anerkannt werde. Durch eine Reihe von Schlüssen wird gezeigt, daß ein europäischer Krieg für die Erhaltung der Pforte nur ein Krieg für das englische Interesse, für den englischen Handel wäre; daß Rußland weit davon entfernt sei, die Eroberung der Türkei zu beabsichtigen; daß es vielmehr nur die nöthigen Bürgschaften für den Handel seiner südlichen Provinzen verlange. Es werden sofort die Zustände der Länder Europas untersucht und mit den Wirren Spaniens begonnen. Die gegenwärtige Lage dieses Landes dient als klarer Beweis, daß das gegenwärtige europäische System den Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft nicht entspreche. Einige Regierungen in Italien möchten in ihrem einsamen, altmütterlichen Geiste als glänzende Figuren des Mittelalters zu rühmen sein; in das 19. Jahrhundert sich zu schicken scheinen sie nicht fähig. Von Frankreich heißt es, ehe die Harmonie des Nationalgeistes mit dem Geiste einer starken, die Bewegung ordnenden, die moralischen und geistigen Fortschritte verbürgenden Regierung sich nicht offenbare und bethätige, dürfte dieser Staat nicht gegen eine Revolution gesichert sein. In Deutschland sei vielfacher Anlaß zu billigen und verständigen Wünschen gegeben, die, wenn sie nicht befriedigt werden, einen gewissen Mangel an Übereinstimmung zwischen den Regierungen und Völkern unterhalten; der lange Krieg gegen Studenten und Handwerker habe Zeit und Kräfte gekostet, die wohlthätiger für nöthige Reformen hätten verwendet werden können. Den deutschen Regierungen wird jedoch das Vertrauen geschenkt, daß sie die gegenwärtige Frist zu benutzen, mit dem Geiste des Jahrhunderts einen aufrichtigen Frieden zu schließen und durch umfassende Institutionen unsere Selbständigkeit zu begründen und zu sichern wissen würden.

Von England behauptet der Nordamerikaner in seinem Zwiegespräche mit dem Deutschen, es sei dies der einzige Riesenstaat, der ohne Gegengewicht eine Weltherrschaft ausübe. Er wünscht Rußland hinreichende Macht, um Englands Suprematie das Gleichgewicht zu halten; Europa müßte ein solches Verhältniß als ein gutes Glück ansehen, womit die Vorsehung seiner Abhängigkeit von englischem Geiz und Stolz abhilft und die Emancipation vorbereitet.

Von Rußlands Zuſtand wird ein glänzendes Bild entworfen. Leute, ſo heißt es, die von dieſem Staate nur als von der Heimat der Knute ſprechen, geben dadurch nur ein Zeugniß von der eigenen Unwiſſenheit über die Verhältniſſe dieſes intereſſanteſten neueſten Gliedes der europäiſchen Geſellſchaft. Allerdings iſt dort noch Vieles roh, nur im Groben angelegt und unvollendet; aber die Regierung iſt ſich dieſer Unvollkommenheit bewußt und hat ſeit einem Jahrhunderte von ihrer Geſchicklichkeit in Verbeſſerung derſelben die bewundernswürdigſten Beweiſe gegeben. In keinem andern Lande werden mit größerm Eifer Schulen zu Tauſenden geſtiftet, die praktiſchen Wiſſenſchaften mit größerer Liberalität begünſtigt. Nach allen Gegenden ſendet die Regierung unterrichtete Reiſende, die Natur des Bodens, ſeine Erträgniſſe und ſeine Empfänglichkeit für Cultur zu unterſuchen; wo ſich eine günſtige Ausſicht zeigt, werden ohne zeitraubende Pedanterie, ohne bei einer veralteten Routine Rath zu ſuchen, mit Verſtand und reichen Mitteln Anſtalten zur Ausbeutung des Gefundenen geſtiftet. Der Univerſalmedicin der repräſentativen Verfaſſung iſt freilich der Eingang nicht geſtattet, denn die Natur des Landes und die Bildungsſtufe der großen Maſſen iſt dafür nicht empfänglich; aber die Civiliſation iſt in der Regierung, die ihre Völker für dieſelbe zu erziehen bemüht iſt. Der Ruſſe fragt nicht, ob Derjenige, der ſich Anſehen bei ihm erworben, zu den alten Gevatterfamilien gehöre, welche die Staatsſtellen für ihr Erbrecht anſehen. Eine patriarchaliſch menſchenfreundliche Geſinnung zeichnet die Glieder der kaiſerlichen Familie aus. Jeder durch hohe Geiſtesgaben ausgezeichnete Mann iſt in Petersburg hoffähig, und der Adel würde ſich ſchämen, ihn von ſeinen Theegeſellſchaften auszuſchließen. Rußland verſteht ſeine Aufgabe im 19. Jahrhundert und geht der Zukunft mit Vertrauen entgegen; daher es nur dann für Europa gefährlich werden könnte, wenn dieſes ſich mit der Bildung ſeiner Nationen und dem Geiſte der Zeit in Widerſpruch ſetzen wollte.

Nach einer Reihe von Schlüſſen zeigt der Amerikaner, daß es thöricht wäre, zu rathen, Europa ſolle ſich unbeſonnen auf den Orient ſtürzen, ehe Frankreich durch Einführung einer haltbaren Ordnung in Spanien der eigenen Nation Bürgſchaft für die Einſicht der Regierung in die Bedürfniſſe der Zeit gegeben hat; ehe Italien wenigſtens um einen Schritt weiter in Übereinſtimmung mit der Civiliſation des Jahrhunderts gebracht iſt; ehe der deutſche Bund ſeine Organiſation nach innen und außen vervollſtändigt hat; ehe den Niederlanden und der Schweiz eine mächtige Stütze geboten und den ſkandinaviſchen Staaten die Möglichkeit eröffnet worden, aus ihrer iſolirten Stellung herauszutreten; ehe endlich das engliſche Handelsintereſſe und die britiſche Alleinherrſchaft zur See in ihrer egoiſtiſchen Einſeitigkeit erkannt und zugleich der von England aus verbreiteten Furcht vor der ruſſiſchen Eroberungsſucht dadurch ein Ende gemacht worden iſt, daß man ſich überzeugt, wie Rußland durch die Eroberung der Türkei ſeinen Einfluß auf Europa ein Jahrhundert lang ſchwächen würde.

Das Intereſſanteſte aber, was Hr. Lindner beſpricht, und beiweitem das Gehaltvollſte, was ſeit langer Zeit aus der Feder eines deutſchen Publiciſten gefloſſen iſt, findet ſich am Schluſſe dieſer Schrift und beleuchtet den Streit um politiſche Doctrinen, der Europa gleichſam in zwei feindliche Lager theilt. Wir enthalten uns weiterer Andeutungen, um der Neugier unſerer Leſer nicht vorzugreifen und den verdienten Abſatz der kleinen, aber inhaltſchweren Schrift nicht zu ſchmälern. 43.

Correſpondenznachrichten.

Berlin, im Februar 1839.

— — Gehen wir zu einer Betrachtung des geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Lebens der Gegenwart in Berlin über, um die neueſten Bewegungen auf dieſem Gebiete zu verfolgen, ſo wären hier wol zuerſt die Philoſophie und die philoſophiſchen Beſtrebungen der letzten Zeit ins Auge zu faſſen, einmal wegen der Bedeutung, die Berlin als Hauptſitz der Philoſophie hat, und dann wegen der mancherlei Colliſionen, die ſich hier erhoben haben. Wenn übrigens nur von Philoſophie ſchlechtweg die Rede iſt, ſo verſteht es ſich wol für Berlin von ſelbſt, daß darunter nur die Hegel'ſche gemeint ſein kann. Beſonders ſeit des Stifters Tode hat ſie zwar ihre Eroberungszüge von hier aus nach allen Seiten hin angetreten, von hier ſind die Jünger ausgezogen, welche das neue geiſtige Evangelium in alle Welt verbreitet haben; aber noch immer iſt Berlin die Metropole der Hegel'ſchen Lehre, in der die Hauptrepräſentanten derſelben ihren Sitz aufgeſchlagen haben, und in der die zahlreichſte Schülerſchaft verſammelt iſt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Hegel'ſche Philoſophie ſchon jetzt zu einem Grade der Verbreitung gelangt iſt und eine geiſtige Oberherrſchaft errungen hat, wie ſie ſelbſt der Kant'ſchen Philoſophie in ihren glänzendſten Zeiten nicht zu Theil geworden iſt. Unter den begünſtigenden äußern Einflüſſen iſt die Niederlaſſung in Berlin unzweifelhaft obenan zu ſtellen, denn noch in Heidelberg hatte Hegel nur eine kleine Gemeinde um ſich verſammelt, und die Lehre war noch einer eſoteriſchen Religion zu vergleichen. Nur in dem norddeutſchen Geiſte konnte ſie feſte Wurzeln faſſen und in Berlin den geeignetſten Mittelpunkt zur weitern Ausbreitung finden. Hier wurde auch erſt die ſtarre Form allmälig flüſſiger und der tiefe Gedankeninhalt ſtrömte in die übrigen Wiſſenſchaften und durch laufende Kanäle in das allgemeine Leben über und theilte ſich trotz ſeiner ſtrengen und harten Faſſung dem Geſammtbewußtſein mit. Ihr Einfluß auf die übrigen Disciplinen iſt ihr hier längſt geſichert, und in jeder hat ſie zahlreiche Vertreter gefunden. Auf dem Felde der Theologie wirken Marheineke, der Papſt der ſpeculativen Philoſophie, und Vatke, der Strauß des Alten Teſtaments; das Haupt der philoſophiſchen Rechtsſchule iſt Gans und der Äſthetik hat ſich vorzüglich Hotho bemächtigt, während von Henning, Michelet, Werder ſich mehr auf die eigentlichen philoſophiſchen Wiſſenſchaften beſchränken und über Logik, Anthropologie und Geſchichte der Philoſophie Vorleſungen halten, am öfterſten aber die Logik tractiren, ſodaß dieſelbe zuweilen von fünf bis ſechs Hegelianern zugleich geleſen wird, was gewiß des Guten etwas zu viel iſt, wenn auch dieſe Wiſſenſchaft in dem Hegel'ſchen Syſteme eine größere Bedeutung als ſonſt hat und, da ſie zugleich die Metaphyſik in ſich begreift, als der Grundſtein des ganzen Syſtems anzuſehen iſt. Hierher wäre auch Gabler zu rechnen, der den durch Hegel's Tod erledigten Lehrſtuhl eingenommen hat, und der, wenn auch ſeine Wahl vielfach angefochten wurde und man auch nicht an die Fortpflanzung des philoſophiſchen wie die des heiligen Geiſtes glaubt, doch dieſen Vorzug in vielen Beziehungen verdient. Derſelbe zeichnet ſich freilich nicht durch Originalität und ſchöpferiſche Kraft aus, aber wol durch Klarheit, Verſtändlichkeit und ein großes Lehrtalent, und

ist wie vielleicht kein anderer Schüler seines Meisters befähigt, die Ideen desselben zu reproduciren; außerdem besitzt er unter den Hegelianern eine sonst nicht allzu häufig vorkommende Gabe, die — gut lateinisch zu schreiben. Unter den jüngern Lehrern ist es Werder gelungen, durch seinen eleganten und gebildeten Vortrag in kurzer Zeit eine größere Zuhörerschaft zu erwerben; ein Ziel, das auch Hotho dadurch erreicht hat, daß er in öffentlichen Vorlesungen ästhetische und literarhistorische Fragen von allgemeinerm Interesse behandelt. Der größte Vorwurf, den man Hotho machen könnte, wäre der einer zu geringen Rührigkeit und Productivität. Seine „Vorstudien über Kunst und Leben" bekunden auch in dieser aphoristischen Form sein Talent für geschmackvolle Darstellung philosophischer Fragen, und die von ihm herausgegebenen Hegel'schen „Vorlesungen über Ästhetik" zeichnen sich nicht minder durch Klarheit der Sprache und durch die auf den Ausdruck verwendete Sorgfalt aus, sodaß sie durch diese Vorzüge nächst den „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" am geeignetsten sein möchten, in die so häufig als scholastisch verschriene Hegel'sche Philosophie einzuführen. Wer übrigens Hotho's Vorlesungen über Ästhetik gehört hat, der weiß auch, daß sich derselbe nicht blos auf eine Abglättung und Milderung der Form beschränkt hat, daß nicht blos die Gruppirung und Anordnung des Stoffes vortrefflich und äußerst durchgearbeitet ist, sondern daß seine Bearbeitung zugleich als eine wesentliche Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaft, als ein Fortbau auf dem von Hegel gelegten Grunde zu betrachten ist.

Am wenigsten würde der Vorwurf der Unproductivität und der Zurückhaltung, der anderen Mitgliedern der Schule in noch höherm Grade zu machen ist, den Prof. Gans treffen, der in der That mit dem ihm anvertrauten Capitale am besten wuchert und von allen Hegelianern gewiß der beweglichste und geistig lebendigste ist. Gans hat von Allen den größten Einfluß auf die Studirenden erworben, seine Vorlesungen gehören zu den besuchtesten, und sein Name ist einer der populairsten. Gans hat fast alle Gaben, welche den Redner constituiren, besonders alle äußern Mittel, ein sonores Organ, große Redefertigkeit und die Fähigkeit zu improvisiren und sich über jeden Gegenstand lebendig und geistreich auszusprechen. Man hat ihn oft scherzweise den O'Connell der Hegel'schen Schule genannt, und es läßt sich nicht leugnen, daß er auf der Tribune vielleicht noch mehr als auf dem Katheder leisten würde. Manche vermissen Tiefe an ihm; aber seine Hauptstärke liegt in dem gesprochenen Worte, welches er trefflich zu handhaben weiß und womit er auf seine empfänglichen Zuhörer elektrisch wirkt. Das ist viel werth und unter den deutschen Professoren zur Zeit noch eine seltene Erscheinung. Übrigens dürfen auch Gans' wissenschaftliche Bestrebungen nicht zu gering angeschlagen werden. Er ist der Hauptrepräsentant der philosophischen Rechtsschule. Als solcher ist er kürzlich in einer kleinen Broschüre: „Über die Grundlagen des Besitzes", den Kampf mit der historischen Schule wieder eingegangen, oder hat vielmehr den von Savigny in der sechsten Auflage des „Rechts des Besitzes" ihm hingeworfenen Handschuh aufgenommen. Diese kleine Abhandlung ist als ein glänzendes Beispiel einer wissenschaftlichen Polemik, oder, wie Gans sagt, Kriegführung, zu betrachten. Sie enthält ein vortreffliches Résumé der beiden verschiedenen Ansichten, nach welchen der Besitz entweder als ein bloßes Factum, oder als anfangendes unmittelbares Eigenthum schon als ein Recht zu betrachten ist, und geht, nachdem sie die beiden verschiedenen Ansichten einander gegenübergestellt, zu einer scharfen und schlagenden Kritik der historischen Ansicht über. Auch Thibaut hat in einer Schrift: „Über die sogenannte historische und nichthistorische Rechtsschule", sein Votum über die Differenz beider Schulen abgegeben. Man findet darin mehr Expectorationen über sein Verhältniß zu dem gegenwärtigen Zustand der Rechtswissenschaft als ein scharfes Hervorheben der Hauptpunkte. Er erklärt darin, daß es die kläglichste Lüge sei, wenn man ihm nachsage, daß er ein Verächter der Rechtsgeschichte sei, und daß er sich um so mehr verpflichtet halte, sich über diesen Gegenstand auszusprechen, als eine von ihm 1814 erschienene Abhandlung über Verbesserung des bürgerlichen Rechts jene Eintheilung veranlaßt habe. Von Interesse dürfte ein charakteristischer Zug von Niebuhr sein, welcher hier angeführt wird. Thibaut und Niebuhr waren Universitätsfreunde, wurden sich aber später durch die von einem Jeden eingeschlagene eigenthümliche Richtung entfremdet. Besonders war Niebuhr nicht gut auf Thibaut zu sprechen, weil er diesen für einen Verächter des römischen Rechts hielt. Als nun Niebuhr später nach Heidelberg kam, waren Beide ziemlich kühl gegeneinander, bis Thibaut auf Niebuhr's Befragen: Welchen von allen römischen Schriftstellern er, wenn alle römische Autoren vertilgt werden sollten, von der Zerstörung ausnehmen würde? antwortete: Unbedenklich Cicero. Mit dieser Antwort war Alles ausgeglichen und das alte Freundschaftsverhältniß wiederhergestellt. Um auf Gans zurückzukommen, so werden von diesem bald die Vorlesungen über die neueste Geschichte, welche durch ihre geistvolle Auffassung der Revolution kein gewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen dürften, im Druck erscheinen.

Nächst Gans wäre Michelet zu erwähnen, der in seiner „Geschichte der neuern Philosophie" eine entschiedene Stellung eingenommen hat und geradezu zur sogenannten linken Seite der Hegel'schen Schule übergetreten ist; ein Schritt, der ihm die Auszeichnung verschafft hat, in Leo's Denunciation mit inbegriffen zu werden. In dem genannten Werke tritt der Verf. kecker und polemischer auf, als man es sonst von ihm gewohnt war, und besonders findet sich darin ein harter Ausfall gegen Göschel, der ein pietistischer Jurist genannt wird, welcher in die Philosophie hineinpfusche. Wenn man die Eintheilung der Hegel'schen Schule, welche Strauß in seinen „Streitschriften" zuerst aufgebracht hat, gelten lassen will, so muß Göschel unbedenklich als das Haupt der rechten Seite bezeichnet werden. Gewiß ist es Niemand mehr Ernst mit der Allianz zwischen der speculativen Philosophie und der Theologie, die, so oft angeregt, sich doch immer zerschlagen hat, als ihm, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß er seine Aufgabe mit Geschick, Talent und vieler Beharrlichkeit, obgleich ohne allen Erfolg, verfolgt. In seinem Einigungsbestreben scheint er jedoch die Philosophie immer mehr aus den Augen zu verlieren und das freie Denken ganz aufzugeben, um sich dem Glauben unbedingt in die Arme zu werfen. Dabei ist dann natürlich von einer Vermittelung keine Rede mehr. Übrigens fängt Göschel auch schon geradezu an, seinen philosophischen Meister zu desavouiren, und er trägt kein Bedenken, dessen Ansichten für voreilig und einseitig zu erklären, weil Hegel nicht, wie er, blos bei der Möglichkeit der Sünde stehen bleiben wollte. Auch gegen die von Strauß in der Theologie eingeschlagene Richtung ist Göschel in der neuesten Zeit in seinen „Beiträgen zur speculativen Theologie" aufgetreten und hat die mythische Auffassung theils durch salbungsvolle und erbauliche Phrasen, theils durch philosophische Argumentationen zu widerlegen gesucht. Das Letztere ist wenigstens als mislungen zu betrachten. Nach einer langen Abschweifung über Realismus und Nominalismus, in welcher die mythische Ansicht als pantheistischer Realismus bezeichnet wird, urgirt er hier gegen Strauß vorzüglich das Princip der Individualität und Persönlichkeit, an welchem die rationalistische Christologie (!) ein besonderes Ärgerniß nehmen solle. Was er darüber anführt, ist zwar recht schön und gut, aber es trifft den eigentlichen Punkt des Streites nicht. Auch Strauß wird nicht ableugnen, daß die Idee ohne das Moment der Persönlichkeit abstrakt und unwirklich bleibt; aber er will dieselbe nicht auf ein einzelnes Individuum beschränkt wissen und betrachtet das Übergehen der allgemeinen Idee in den Einzelnen als einen ewigen Proceß. Wenn er also wirklich widerlegt werden sollte, so genügte es nicht, zu zeigen, daß der Idee das Moment der Einzelheit und Persönlichkeit zu ihrer wahrhaften Realisation nothwendig ist, sondern vielmehr, daß die göttliche Idee in einem einzelnen Wesen auf eine vollkommene und von ihrem sonstigen Eingehen in das menschliche Bewußtsein specifisch ver-

schiedene Weise zur Darstellung gekommen sei. Das ist nun freilich nicht geschehen und durch Göschel's Versuch noch weniger als durch Schaller's zur Erledigung dieser wichtigen Frage gethan.

Noch kläglicher als der Leo-Ruge'sche Streit, den wir nach Allem, was darüber bereits verhandelt wurde, mit Stillschweigen glauben übergehen zu müssen, ist die von dem bekannten Goethe-Erklärer K. E. Schubarth gegen die Hegel'sche Rechtsphilosophie versuchte Verdächtigung. Derselbe hat dadurch aufs neue bewiesen, daß der Ausdruck, mit dem Hegel seine Polemik bei einer andern Gelegenheit bezeichnete — er nannte sie eine schäbichte —, nur zu gegründet war. Die Philosophie hat schon mancherlei Anfechtungen zu bestehen gehabt, aber etwas Ähnliches ist ihr noch nie zugemuthet worden, in Preußen eine preußische, in Baiern eine bairische u. s. w. zu sein. In diesem Falle bliebe ihr wirklich nichts Anderes übrig, als der Erde gleich Valet zu sagen oder sich irgendwo auf einer wüsten Insel eine Zufluchtsstätte zu suchen. Das Libell ist spurlos vorübergegangen und hat nicht einmal Skandal erregt; so mag es denn auch hier abgethan sein. Die Philosophie hat auch in Deutschland schon viele Roheiten hinnehmen müssen, doch dürften dieselben leicht noch durch folgenden Ausfall eines Schweizerblattes, den wir der Merkwürdigkeit wegen hersetzen wollen, noch überboten werden, derselbe lautet so: „Bei alledem hat die Akademie von Lausanne mehr Glück als Verstand gehabt. (Es handelt sich um die Berufung eines Hegelianers auf den dortigen Lehrstuhl der Philosophie, welche nicht durchgesetzt werden konnte.) Die dortigen Studirenden sind um den Vortheil zu beneiden, daß sie nicht Gefahr laufen, ihren Verstand, ihren Fleiß und ihr thatkräftiges Streben an den unfruchtbaren Speculationen der Kant, Schelling, Fichte, Hegel u. s. w. abzustumpfen, deren Systeme sich einander wie die Wolken im Sturme jagen. Eine leere Windhose flieht vor der andern. Was die Väter als die höchste Weisheit betrachteten, belächeln schon die Söhne als den Aberglauben einer finstern Zeit. Der solide, praktische und wohlgenährte Schweizer verschmähe, seine Jugendkraft an den verworrenen Geistesproducten zu vergeuden, welche in den Sandsteppen und Föhrenwäldern Ostpreußens der Hunger oder die vom Pumpernickel herrührenden Verdauungsbeschwerden hier und da gezeugt haben" u. s. w. So betrachtet man die Sachen an manchen Orten in der Schweiz.

Eine Neuigkeit von eigentlich nur localem Interesse mag hier noch erwähnt werden. Es ist dies die Errichtung eines neuen Lesecabinets durch den Schriftsteller Hrn. Rebenstein in Verbindung mit dem Criminaldirector Hitzig und Willibald Alexis. Soweit man bis jetzt darüber urtheilen kann, scheint dasselbe den besten Fortgang zu haben. Für Berlin ist dies insofern von einiger Bedeutung, als man früher öfter dergleichen Versuche anstellte, die jedoch immer mislangen, während jetzt zwei derartige Institute nebeneinander existiren. Man hat nicht mit Unrecht daraus eine erhöhte Theilnahme an den Vorgängen des Tages ableiten wollen, und es läßt sich in der That kaum bezweifeln, daß die politische Bildung in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht hat. Die hanoverschen und kölner Vorgänge haben dem Interesse an den Begebenheiten des Tages zuerst wieder eine neue Anregung gegeben, und wenn auch beiden Begebenheiten noch der eigentliche Abschluß fehlt, so sind sie doch nicht minder folgewichtig gewesen. Die Sündflut von Broschüren, welche die kölner Angelegenheit hervorgerufen hat, ist jetzt auch vorübergebraust, ohne daß ein erheblicher Schritt in der Sache selbst geschehen wäre. Der Knoten ist weder gelöst noch zerhauen und die unvermeidliche Lösung des Conflicts zwischen der weltlichen und geistlichen Macht nur hinausgeschoben. Doch scheint dies auch beabsichtigt zu sein und der Staat sich für das System des Temporisirens entschieden zu haben. Daß ein solches Verfahren nicht nach Aller Sinn ist, läßt sich leicht denken, und während die Einen die Mäßigung der Regierung rühmen, wo sie die Gewalt in Händen hat, verlangen Andere ein energischeres Auftreten gegenüber den unbegründeten Ansprüchen der römischen Kirche. Man fragt sich wol, wie Friedrich der Große in einer ähnlichen Collision gehandelt haben würde, und erinnert auch daran, daß dem römischen Hofe noch nie durch Nachgiebigkeit und Unterhandlungen etwas abgewonnen worden sei. Wie dem aber auch sei und wie die Lösung auch ausfallen möge, so hat diese Verwickelung immer das Gute gehabt, daß sie der öffentlichen Meinung Gelegenheit gegeben, sich lauter und kräftiger auszusprechen als dies seit langer Zeit geschehen. Unsere Zeitungen haben den wenigsten Nutzen daraus gezogen, denn der Streit wurde meist in auswärtigen Blättern geführt und in den preußischen fast ein gänzliches Stillschweigen darüber beobachtet. In bairischen Blättern wurde das Verfahren der preußischen Regierung verhöhnt und mit den gröbsten Invectiven überhäuft und kein preußisches Blatt durfte es unternehmen, die Interessen der Regierung zu vertheidigen. Erst in der letztern Zeit ist in dieser Beziehung eine Milderung eingetreten, und auch unsern Blättern scheint eine etwas freiere Bewegung verstattet zu sein. Doch sind die Zügel nur *etwas* schlaffer gelassen und nur gegen die Angriffe der bairischen Blätter *etwas* mehr Spielraum gegeben. Die Intelligenz und die Wissenschaft haben in Preußen immer Unterstützung und Begünstigung gefunden, aber die Tagespresse wird ängstlich überwacht, und der öffentlichen Meinung ist nur selten ein lauter Ausdruck gestattet, entweder weil man deren Macht zu hoch oder weil man sie zu niedrig anschlägt. Wie es scheint, betrachtet man dieselben als gefährliche Bundesgenossen, die man nur in der Zeit der höchsten Noth loslassen muß; und doch haben sich dieselben, wie oft auch abgewiesen, immer wieder zu Preußen zurückgewendet, und das aus einem sehr richtigen Instincte. Man hat uns oft zu verstehen gegeben, daß wir in der Politik noch Kinder seien; wir wollen das auch gern glauben und uns gern bescheiden; wir wollen uns sogar des Gängelband einstweilen gefallen lassen, bis wir frei gehen können; aber man gebe uns auch die Gelegenheit, unsere Kräfte zu üben, denn nichts ist übler, als die Unarten großer Kinder. 140.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder

Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben

von einem Vereine praktischer Ärzte.

Zweiten Bandes erstes Heft.

Gr. 8. 16 Gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste. Der erste aus vier Heften bestehende Band (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1839.

1. Reformation, Lutherthum und Union. Eine hiſtoriſch-dogmatiſche Apologie der lutheriſchen Kirche und ihres Lehrbegriffs von A. G. Rudelbach. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.
2. Über die Kircheneinigung. Sieben Sendſchreiben an die Lutheriſchgeſinnten in den preußiſchen Provinzen von Fr. Aug. Koethe. Leipzig, Reclam. 1837. Gr. 8. 16 Gr.

Es iſt noch mehr als bloße Erfahrung, daß man von denjenigen Gütern, die man nicht hat, gerade am meiſten zu ſprechen gewohnt iſt, ſowie man über ſie und ihre Bedeutung eben deshalb, weil man ihren Beſitz nicht kennt, am beſten urtheilen zu können meint. Es ließe ſich in dieſer Beziehung und Richtung eine noch viel reichere Satire, als die erſte des Horaz, über das krankhafte Haſchen unſerer Zeit nach Dem, was ſie nicht hat, ohne den Ernſt, das Vermißte in der rechten Weiſe ſuchen zu wollen, aus der Geſchichte der Gegenwart zuſammenleſen; indeß genüge es uns, aus jener Beobachtung nichts weiter als die einfache Folgerung abzuleiten, daß unſerer Zeit doch wol gerade Dasjenige in der größten Ausdehnung fehlen müſſe, wovon ſie mit wahrhafter Unerſchöpflichkeit und mit Aufbietung ihrer letzten, allerdings trotz aller Nachhülfe durch Dampf und andere Surrogate eben nicht mehr bedeutenden Kräfte unermüdet fortfährt zu disputiren, allerlei Rühmens zu machen, Wunderſchätze dem kommenden Geſchlechte zu verheißen, für ſich ſelbſt aber, je nachdem der Beſitz deſſelben gelingt oder nicht gelingt, Segen und Fluch abzuleiten. Eine lange, ausgedehnte Liſte müßte es geben, wenn man alle die Artikel, die nach dieſem Kriterium in dem großen Zeithaushalte vermißt werden müſſen, aufzeichnen wollte; wir aber gedenken jetzt nur eines einzigen, der nach der fleiſchlichen Schätzung der Zeit nicht einmal den vornehmſten und bedeutendſten beizuzählen ſein dürfte, von dem es ſich gleichwol am Ende bald genug zeigen möchte, daß, wie das Fleiſch, aller Rehabilitation zum Trotze, ohne den obſiegenden und in Wahrheit beherrſchenden Geiſt keine Stütze iſt, ſo ohne die vorgängige Aneignung eben desjenigen Kleinods, das wir zur Zeit noch in petto haben, die Gewinnung aller übrigen Lebensgüter ein Traum bleiben, eine noch länger fortgehende Entbehrung deſſelben aber — wie dieſe in der Nähe beſeitigt werden ſoll, ſehen wir ganz und gar nicht ein — zu den traurigſten Verwickelungen führen werde. Wenn wir nach dieſer ziemlich verzerrten Einleitungsarabeske nun das Wort: Union, ausſprechen, ſo ſind wir gewiß, daß unſere Leſer an keine andere als an eine kirchliche denken, aber dabei auch zugleich alle die zahlloſen Fäden und Bänder, die zerriſſen daliegen und die Oberfläche dieſes Gebiets als in der größten chaotiſchen Verwirrung begriffen darſtellen, ſich vergegenwärtigen werden. Ob ſie nun unſere Anſicht theilen, nach welcher wir meinen, daß das gerade in der neueſten Zeit mit beſonderer Heftigkeit erwachte Verlangen nach Union — aus welchem wir übrigens nach unſerer Prämiſſe ſchließen, daß wir von der wahren Union nie entfernter geweſen ſind als eben jetzt — als ein neuerdings erſt hinzugekommenes und ganz vorzüglich bedenkliches Symptom der immer acuter werdenden Zeitkrankheit betrachtet werden müſſe, das wollen wir jetzt dahingeſtellt ſein laſſen. Möchten ſie indeß uns wenigſtens einige Aufmerkſamkeit nicht verſagen, wenn wir es uns angelegen ſein laſſen wollen, den merkwürdigen Gegenſtand, der ſomit zur Sprache gebracht worden iſt, vor ihren Augen möglichſt zu iſoliren, ihn von den Entſtellungen, mit welchen er von Einſeitigkeit und Leidenſchaftlichkeit verunſtaltet worden iſt, zu entkleiden, ſie aber damit in den Stand zu ſetzen, den wunderlichen Ankömmling recht ordentlich ins Auge zu faſſen und ſich darüber zu entſcheiden, ob ſie mit ihm etwas zu ſchaffen haben wollen oder nicht. Die nächſte Veranlaſſung dazu bieten uns die in der Überſchrift genannten beiden Bücher, von welchen wir mit gutem Gewiſſen im voraus verſichern, daß ſie, obwol genau genommen Parteiſchriften — wie ſie denn in ihren Endreſultaten einander völlig entgegengeſetzt ſind —, mit einer großen Milde und Umſicht ihren Gegenſtand behandeln und inſofern vorzugsweiſe ſich eignen, um an und aus ihnen über die Sache ſelbſt uns zu orientiren. Wir beginnen mit einer kurzen, paralleliſirenden Charakteriſtik der vorliegenden Werke.

Das haben beide Schriften miteinander gemein, daß ſie auf dem Grunde des echtlutheriſchen Bekenntniſſes ſtehen und die feſteſte Überzeugung von der Wahrheit deſſelben, mithin nicht blos indirect, ſondern ſogar unter ausdrücklicher Hinweiſung auf das alte lutheriſche Feldzeichen: Gottes Wort iſt Luther's Lehr u. ſ. w., zugleich Wunſch

und Hoffnung bezeigen, dies Bekenntniß dereinst doch noch zum allgemeinen der Christenheit erhoben zu sehen. Während aber die Koethe'schen „Sendschreiben" mehr den Charakter, und somit auch die beschränktere Eigenthümlichkeit einer Gelegenheitsschrift, einer durch besondere Veranlassung hervorgerufenen Erörterung an sich tragen, so ist das Rudelbach'sche weit umfangreichere Werk, sei es auch, daß irgend ein besonderer Impuls seine Erscheinung gerade in der gegenwärtigen Zeit bedingt habe, doch von einem völlig allgemeinen Standpunkte, von einer ganz allgemeinen Betrachtung des gegenwärtigen Zeitbarometerstandes ausgegangen und war schon dadurch genöthigt, seinen Gegenstand viel tiefer aufzufassen und schärfer zu begrenzen. Es hat dies auf die Schätzung Desjenigen, was zum lutherischen Bekenntnisse gerechnet werden muß, seinen Einfluß bewährt. Die größere Subjectivität des Koethe'schen Standpunktes ließ sich unter dem Vorwande der Individualität Luther's denn doch so Manches abdingen, wozu die größere Objectivität Rudelbach's, die es mit der Persönlichkeit Luther's gar nicht, sondern nur mit dem Bekenntnisse der Kirche selbst zu thun hatte, schon in ihrer eingenommenen Stellung in keiner Weise versucht werden konnte. Aber ebenso wenig ist der Einfluß zu verkennen, den, hinweggesehen von der Individualität beider Verfasser, jene bemerkte Verschiedenheit auf die ganze Form beider Werke äußern mußte. Der milde, jeder Vermittelung in voraus gewogene Koethe sollte einem Abgeschickten aus dem Mittel eines zahlreichen lutherisch-gesinnten Kreises, in welchem Zweifel über die Zulässigkeit des längern Verbleibens in der unirten Kirche sich erhoben hatten, sein unparteiisches, freies, theologisches Gutachten über den Gegenstend mittheilen. Dies die nächste Veranlassung, die ihn zum öffentlichen Auftreten in dieser Angelegenheit bestimmte. Wie natürlich, daß dafür die weichere Form der brieflichen Exposition gewählt wurde, womit zugleich die Folge, daß die ganze Untersuchung mehr die Gestalt einer rhetorischen Exposition als die einer erschöpfenden wissenschaftlichen Erörterung annahm, sich sehr natürlich verbinden mußte. Dagegen erschien der mit allen, vielleicht seit längerer Zeit schon gesammelten Schätzen gründlicher und fleißiger kirchenhistorischer Forschungen auf dem einschlagenden Gebiete ausgerüstete Rudelbach offenbar hauptsächlich aus eigener, innerer Bewegung auf dem Schauplatze. Ihm galt es, nicht eine Geschichte der Reformation, des Lutherthums und Dessen, was damit zusammenhängt, zu schreiben, wol aber auf jenen apologetischen Standpunkt überhaupt zu treten, von welchem aus es sich um Sein und Nichtsein in der größten Allgemeinheit handelt. Ganz natürlich mußte sich ihm da die Form wissenschaftlicher Erörterung und Begründung, die ihre Rüstung ebenso wol aus der Geschichte als aus der Dogmatik entlehnt, als die weit angemessenste und entsprechendste empfehlen, die er denn auch wirklich mit großer Sicherheit und Consequenz unter dem Beistande eines ebenso gründlichen und vielseitigen Wissens als einer gewandten und scharfen Dialektik im edlern Sinne des Worts in einer Weise zu handhaben versteht, die die Aufmerksamkeit durch das ganze große Werk hindurch in einem seltenen Grade spannt und in dieser Spannung bis ans Ende erhält, um dann den Leser recht sehr befriedigt zu entlassen. Es ist uns sehr erfreulich gewesen, wahrzunehmen, wie dieser geistvolle und tüchtige Theolog, der bei seinem ersten Auftreten in Deutschland in dem wenigstens immer schreckenden Harnisch der Polemik erschien, in dem vorliegenden Werke den klarsten Beweis liefert, daß das südlichere Klima seines neuen Vaterlands nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist und ihm das Gewand der Apologetik annehmlich gemacht hat, in welchem seine übrige wissenschaftliche Tüchtigkeit eines viel freundlichern Empfangs als früher versichert sein darf.

Eine weitere Parallele läßt uns nun die Übereinstimmung beider vorliegenden Schriften in dem Ziele, welchem sie zustreben, bei völliger Verschiedenheit in der Absicht, die dem beiderseitigen Streben unterliegt, erblicken, und jenes ist nichts Anderes, als über Union der beiden protestantischen Kirchen, namentlich über den neuesten großartigen Versuch derselben im Königreiche Preußen zu einem sichern und entschiedenen Urtheile zu kommen; während diese bei dem vermittelnden Koethe eine Apologie der preußischen Union in Aussicht stellt, wie sie nur irgend vom lutherischen Standpunkte aus denkbar sein mag, bei dem entschiedenen und scharfbestimmten Rudelbach aber sehr bald als eine Anklage sich kundgibt, die eine Union auf solchen Grundlagen, wie sie der nur gedachten untergebaut sind, als schlechthin zurückzuweisen bezeichnen und mit einer ernsten Warnung vor aller Vermengung mit ihr schließen muß. Der Titel der Koethe'schen Schrift läßt über jenes Ziel, wie wir es angegeben haben, keinen Zweifel; denn die „Kircheneinigung" ist eben nichts anders als die preußische Union. Und wenn Rudelbach seine Schrift eine „Apologie der lutherischen Kirche und ihres Lehrbegriffs" nennt, so tritt er eben jetzt offenbar nur deshalb als Apologet auf, weil gerade in der preußischen Union die rechtmäßige und freie Existenz der lutherischen Kirche, indem sie unter der zweideutigen Hülle einer unirten Kirche gleichsam versteckt werden soll, ihm gefährdet erscheint, womit zugleich der Sinn, in welchem Rudelbach mit Union überhaupt sich eingelassen hat, unverkennbar genug angedeutet ist; sowie über Koethe's Absicht kein Zweifel übrig bleiben kann, wenn wir bemerken, daß das Endresultat seiner „Sendschreiben" sich auf die Warnung reducirt, von der unirten Kirche, wenn man ihr einmal angehört, sich nicht loszusagen und daran, daß auch sie Gottes Werk sei, in keiner Weise zu zweifeln.

Sollen wir noch sagen, um die Parallele abzuschließen, in welchem Verhältnisse die Bedeutung beider Schriften für die Zeit, in der sie erschienen sind, sich darstellt, so sprechen wir es getrost aus, daß die kleinere wie die größere, jede in ihrer Sphäre, in Rücksicht der specifischen Schwere nicht unwürdig nebeneinander stehen mögen. Die Koethe'sche wird, obwol sie von Ultras und Einseitigen Widerspruch erfahren wird und, so viel wir wissen, bereits erfahren hat, doch in einer großen Ausdehnung be-

ruhigend und sänftigend wirken und gar vielen geängstigten Gewissen unserer Tage und unserer Nachbarschaft ein willkommenes und jedenfalls wohlthuendes Palliativ sein, unter dessen Schutz die Krise ihres innern geistigen Lebens leicht und sicher vorübergehen wird. Die Rudelbach'sche Schrift aber gehört nach unserer vollen Überzeugung zu den Notabilitäten der neuesten theologischen Literatur, werth, von Jedem, der eine gründliche und aus den Quellen geschöpfte Deduction über den dermaligen Stand des lange anhängigen Processes, in welchem die preußische Union eine Art Instanzurtheil bildet, in einer lebendigen und geistreichen Darstellung sucht, werth insbesondere, auch von dem jüngern Geschlechte der Theologen, das endlich doch gewiß aus fader, mikrologischer und lau zerfließender theologischer Sentimentalität heraus nach einer körnigern und kräftigern Nahrung verlangen muß, aufgesucht und mit Liebe und Ernst gelesen zu werden.

Was aber hat nun das wunderliche und vielbesprochene Wort: Union, durch beide Monographien gewonnen, und wie urtheilen wir wirklich, nachdem wir beide Schriften uns möglichst sorgfältig angeeignet haben, über dieses in einer Zeit allgemeinen Zwiespalts und allgemeiner Zerwürfnisse höchst bedeutungsvolle Thema, eben durch Das, was hier gegeben ist, zunächst bestimmt und motivirt? Wir kommen somit zu der eigentlichen Aufgabe, die wir uns gestellt haben, werden indeß, eingedenk des Orts, an welchem wir sprechen, uns begnügen, blos das Urtheil in seiner Nacktheit und Schroffheit hinzustellen, die Angabe der Zweifels- und Entscheidungsgründe aber, der constitutionnell-juristischen Praxis entgegen, als etwas betrachten, wozu uns die beiden Kategorien der Anschauung, Raum und Zeit, gänzlich mangeln.

Es ist freilich viel ergötzlicher, mit dem geistreichen Rudelbach die ersten Keime der wahren Reformation und ihrer Stiefschwester, der Afterreformation, somit aber zugleich des eben dadurch fast gleichzeitig gegebenen Gegensatzes beider, womit auch sofort der Wunsch, den Gegensatz aufgehoben zu sehen, mithin der Wunsch nach Union — wie nothwendig es auch sein mag, daß dieser Wunsch, wenn Union im strengen buchstäblichen Sinne genommen wird, in alle Ewigkeit ein desiderium bleiben muß — ins Leben trat, schon im Mittelalter aufzusuchen; dann nach dem Eintritte der Reformation und von da an die Unionsversuche in ihrer organischen Aufeinanderfolge, in welcher sie natürlich, je weiter sie der Zeit nach von dem Ursprunge der Reformation entfernt waren, immer unvollkommener und nebulistischer werden mußten, nach ihrer jedesmaligen Zeitsignatur zu verfolgen; und endlich neben dem historischen Gesichtspunkte die eigentliche dogmatische Bedeutung derselben, wobei es sich von selbst ergibt, daß man nur die einen eigentlichen Entwickelungsknoten bildenden Versuche zu beachten braucht, aufzuzeigen und hinzustellen — es ist dies, sagen wir, freilich viel ergötzlicher, als etwa mit Hering („Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit", 2 Bände, Leipzig 1836 — 38) durch 1032 Seiten hindurch ein bunt zusammengewürfeltes Chaos mühsam colportirter geschichtlicher Einzelheiten, durch nichts zusammengehalten als die trübe, graue, immer mit Regen drohende Atmosphäre rationalistischer Allgemeinheit, wobei man noch immer ungewiß bleibt, ob auch wirklich nichts versehen ist, durchmustern zu müssen, ohne irgend einen Ruhepunkt in den noch alle Höhenpunkte überflutenden Wassern finden zu können. Davon jedoch jetzt hinweggesehen, so betrachten wir allerdings die Darstellung der wahren Reformation sowie ihrer Vindicirung für die lutherische Kirche bei Rudelbach als höchst gelungen und finden zugleich bei der größten Unbefangenheit der Ansicht, deren wir uns bewußt sind, daß auch die Stellung der drei christlichen Confessionen, die hier zunächst in Betrachtung kommen, gegeneinander, abgesehen von ihrer verschiedenen Entwickelung oder Entstellung in den verschiedenen Zeitabschnitten, in ihrer Principdifferenz aufgefaßt, von demselben Theologen sehr glücklich nachgewiesen und gezeichnet worden ist. Der Katholicismus, das glauben wir mit unserm lutherischen Apologeten ohne alles Zweifeln und Schwanken, trat damit ins Leben, daß die römische und die mit ihr verbundenen Kirchen von der Totalität und Einheit des christlichen Lebens, wie diese in dem Glauben der apostolischen und der nachfolgenden Kirche der ersten Jahrhunderte in voller Übereinstimmung mit der Schrift organisch, und eine unendliche Entwickelungsfähigkeit von Seiten der Form involvirend, als die für alle Zeiten unveränderliche Basis aller christlichen Wahrheit sich herausgestellt hatte, abwichen und, indem sie dem materiellen und leiblichen Elemente das entschiedene Übergewicht einräumten, eine Einseitigkeit in sich aufnahmen, die in ihrem Fortschreiten von Stufe zu Stufe sich immer unverhältnißmäßiger zeigen und über lang oder kurz mit dem völligen Einsturze endigen mußte. Dieser anfangs freilich kaum merkliche Abfall von dem eigentlichen christlichen und wahren kirchlichen Principe rief bei der großen Bedeutung, welche die abendländische Kirche mit vollem Rechte vor der morgenländischen voraus hatte, sehr bald die Opposition hervor, und die ersten Regungen der echten Reformation waren, wie sie es sein mußten, wenn sie ihres Namens nicht unwerth sein wollten, darauf gerichtet, das eingedrungene falsche Element auszuscheiden und zu der ungetheilten und im rechten Mittelpunkte ruhenden Lebensfülle der frühern Kirche zurückzuführen, um dadurch dieser die ihr verkümmerte Entwickelungsfreiheit wiederzugewinnen. Freilich aber ist es nicht zu verwundern — wer erkennt nicht eben darin ein nur zu oft wiederkehrendes Gesetz aller historischen Entfaltung? —, wenn ziemlich gleichzeitig mit diesen echten und wahrhaft heilsamen Bestrebungen nun auch ein reformatorisches Treiben sich offenbarte, das der abweichenden katholischen Richtung die derselben völlig entgegengesetzte gegenüberstellte und den Materialismus jener mit einem Spiritualismus aufzuwiegen suchte, der in den bedeutendsten Häresen der ersten Jahrhunderte von der, damals ihre ruhige Haltung sicher behauptenden Kirche schon längst gerichtet war. Diese beiden antikatholischen Be-

ſtrebungen, die allerdings im Principe ſo geſchieden waren, daß eine Vereinigung derſelben in Ewigkeit in keiner andern Weiſe vermittelt werden konnte als dadurch, daß die eine, der andern völlig ſich unterordnend, ihr Eigenthümliches ohne alle Einſchränkung der Gegnerin zum Opfer brachte, während dieſe Vereinigung nur dann eine zum Leben ſein mochte, wenn die ſpiritualiſtiſch-einſeitige der im Mittelpunkte der urſprünglichen Einheit ruhenden ſich gefangen gab — dieſe beiden reformatoriſchen Beſtrebungen zogen ſich von nun an durch mehre Jahrhunderte der vorproteſtantiſchen Ära als Parallellinien hin, die an Intenſivität mit dem Fortſchreiten der Zeit und des katholiſchen Abfalls wuchſen, die ſich aber ſo ziemlich auf jeder Zeitenſtufe ſehr genau voneinander ſcheiden laſſen, wenigſtens nie für die Dauer gemiſcht werden konnten; und in der entſcheidenden Zeit der Reformation ſelbſt traten ſie nun in den beiden proteſtantiſchen Confeſſionen in einer Geſchiedenheit einander gegenüber, die jeder ihr eigenthümliches Gepräge verlieh und ſie an mehr als einer beſtimmten Entwickelungsform des zu Grunde liegenden Princips, an ſehr markirten einzelnen Zügen und Beſonderheiten voneinander unterſcheiden ließ. Die lutheriſche Beſtrebung wich und wankte nicht aus dem Mittelpunkte jener klar erkannten Einheit und Totalität des urſprünglichen kirchlichen Lebens und wußte mit einer wirklich erſtaunenerregenden Sicherheit den Materialismus der einen und den Spiritualismus der andern Seite ſich fern zu halten, bewahrte ſomit aber den Charakter der echten Reformation in einer Reinheit, die als die ſicherſte Bürgſchaft der ewigen Dauer und des endlichen Sieges derſelben anerkannt werden muß. Dagegen trägt die zwingli-calviniſche Erhebung gleich von vornherein das Mahlzeichen der falſchen Spiritualität auf das unverkennbarſte an ſich; ſie bekämpft die materialiſtiſche Richtung des Katholicismus mit einer Anſicht, bei der, conſequent durchgeführt, das eigentliche chriſtliche Leben in nicht geringerm Maße als bei jener gefährdet ſein würde, ja, die nach jenem Naturgeſetze, demzufolge jede Extreme gleiche Früchte tragen, von der entgegenſetzten Seite her nur in einem völlig mit dem Romanismus gleichen Materialismus endigen kann; und könnte es je dazu kommen, daß dieſe Confeſſion in der antikatholiſchen Beſtrebung, die ſie mit der lutheriſchen theilt, jedoch mit voller Aufrechthaltung ihrer einſeitigen Individualität den vollſtändigen Sieg und mit ihm die Alleinherrſchaft erringen ſollte — eine Möglichkeit, die ſich ſelbſt freilich ebenſo widerſpricht wie der Gedanke an den endlichen Sieg des Todes über das Leben —; daß ſie mithin fortan die eine und allumfaſſende Kirche für die ganze Chriſtenheit wäre: ſo würde alles chriſtliche Leben in völlig gleicher Weiſe vernichtet und ſchlechthin unmöglich gemacht ſein, wie dies die ſichere Frucht eines die ganze Chriſtenheit durchdringenden Katholicismus geweſen ſein würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus Italien.

Über die frühern Schickſale der Kirchen zu Cremona und alle Verhältniſſe, die mit ſeinem Kirchenweſen zuſammenhängen, gibt es eine fleißige Schrift eines dortigen Geiſtlichen: „Memorie di storia ecclesiastica Cremonese, raccolte ed ordinate da *Ferrante Aporti*, prete" (Cremona 1835—37), die wie ähnliche Schriften eine Menge geſchichtlicher Angaben, die man nicht alle hier vorausſetzen ſollte, beibringt. So finden ſich hier die reichhaltigſten Angaben über die Verbreitung der Buchdruckerei im Cremoneſiſchen, namentlich über die Preſſen zu Soncino, Caſalmaggiore und Sabbionetta, wo unter der Herrſchaft der Sforza die Juden, die ſich viel verbreitet hatten, der Anlaß zum Drucke talmudiſcher Bücher wurden. Auch kunſtgeſchichtliche Angaben bringt das reichhaltige Buch, bei deſſen Anzeige in der „Biblioteca italiana" (Septemberheft 1838) der gelehrte Zardetti einige belehrende Nachträge über die Bezeichnung der Kirchen als Schiffe gegeben hat. Man bemerkt in dieſen Unterſuchungen mehr verſtändige Kritik als in den „Dissertazioni bibliche di *Gius. Brunati*, sacerdote" (Mailand 1838), welche den Nordländern aus dem Grunde empfohlen werden können, damit ſie erfahren, welche Aufgaben ſich die bibliſche Kritik in Italien ſtellt. So wird die angebliche Kreuzaufſchrift, die man in Rom in der Kirche Sta.-Croce in Geruſalemme zu beſitzen glaubt, hier alles Ernſtes als echt in Unterſuchung genommen, und ſelbſt die Form des myſtiſchen Buches, das St.-Johannes in der Offenbarung ſah, wird in einer eigenen Abhandlung erörtert.

Ein gelehrter Profeſſor zu Pavia, Antonio Bordoni, hat den Probabilitätscalcul, den Viele früherhin zu nichts Anderm dienlich glaubten, als um die Wahrſcheinlichkeit zu berechnen, ob eine gegebene Nummer oder Karte im Spiele gewinnen könne, in einer ſehr ſcharfſinnigen Schrift: „Sopra gli esami scolastici" (Mailand 1837), auf die Folgerungen angewandt, die auf die Schulprüfungen gebaut werden. Schon Laplace nannte die Wahrſcheinlichkeitsrechnung den geſunden Takt durch Zahlen beſtätigt. Bordoni's Berechnungen bekräftigen dieſe Erklärung. Auch die ausführlichſte Prüfung gibt keine Gewähr über die vollſtändige Kenntniß der Sache bei dem Geprüften, während die kürzeſte ſie beweiſen kann. Doch da Prüfungen nothwendig als Maßſtab der Beurtheilung bleiben, ſo werden Prüfungsbehörden nicht ohne Vortheil die hier gegebenen Sätze benutzen können, vorausgeſetzt, daß ſie mit des Verf. etwas fremdartig klingendem Sprachgebrauche ſich vertrauter gemacht haben.

Mit dem Wunſche der Sehnſucht: Wenn ich ein Vöglein wär', verbindet die Mehrzahl der ihn Ausſprechenden auch die Überzeugung von Wohlſein und durch kein äußeres Hemmniß verkümmerter Ungebundenheit. Aber wo wäre dieſe Unabhängigkeit zu finden? Auch ins Reich der Lüfte greift der Arm der Beſchränkung, und ſelbſt den Falken in ſeinem Horſte erhaſcht er, um ihn mit einer Krankheit zu plagen, die durch die Beobachtungen italieniſcher Ornithologen erſt außer Zweifel geſetzt iſt. Prof. Balſamo Crivelli hat durch ſeine Erfahrungen dargethan, daß nicht allein Raubvögel, wie der Falco apivorus — vom Falco peregrinus hatten es ſchon franzöſiſche Naturforſcher erzählt —, ſondern auch Fringilla montana, Anthus arboreus, Loxia cardinalis einer Krankheit ausgeſetzt ſind, die man Melanismus genannt hat, weil ſie ſich durch die ſchwarze Farbe des Gefieders zunächſt bemerklich macht; ſondern auch den Albinismus hat er uns leider als ein erbliches Übel bei Vögeln nachgewieſen, ohne jedoch über den Grund dieſer Erſcheinung noch im Klaren zu ſein, da die bisherigen Erklärungen ihm nicht genügen.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 59. — 28. Februar 1839.

1. Reformation, Lutherthum und Union. Eine hiſtoriſch-dogmatiſche Apologie der lutheriſchen Kirche und ihres Lehrbegriffs von A. G. Rudelbach.
2. Über die Kircheneinigung. Sieben Sendſchreiben an die Lutheriſchgeſinnten in den preußiſchen Provinzen von Fr. Aug. Koethe.

(Beſchluß aus Nr. 58.)

Bis daher ſind wir mit der höchſt wackern Rudelbach'ſchen Deduction vollkommen einverſtanden und rühmen die Sicherheit, mit der die ſchwierigſten Probleme, an welcher die Unterſuchung vorbeiführen mußte, erforſcht und behandelt worden ſind. Es iſt ein ſehr ſicherer Takt, mit welchem er nicht nur ſelbſt das höchſt einflußreiche Princip von der Untrennbarkeit und Untheilbarkeit des Geiſtlichen und Leiblichen, ſowie von der Einheit des Lehrenden und Schaffenden im Worte für ſich feſtzuhalten, ſondern auch in der Schrift und im Glauben der rechtgläubigen Kirche und ihrer ausgezeichnetſten Väter nachzuweiſen verſteht, ſodaß er in der That den wichtigen Capiteln vom Worte, von den Sacramenten, von den Fundamentallehren und der Glaubensregel mit der intereſſanten Diſtinction zwiſchen Principiellem und Fundamentellem, dann insbeſondere von der Prädeſtination, namentlich auch der tiefſinnigen Luther'ſchen Schrift: „De servo arbitrio", eine Gerechtigkeit hat widerfahren laſſen, die jenen und dieſer lange nicht zu Theil geworden iſt. Aber was hat es nun von hier aus, und die Prämiſſen, die im Vorſtehenden nach Rudelbach und in voller Übereinſtimmung mit ihm gegeben worden ſind, zugeſtanden, mit der Union der lutheriſchen und reformirten Kirche für eine Bewandniß? was für Bewandniß mit den gemachten, namentlich in der jüngſten Zeit gemachten Unionsverſuchen? Die zweite Frage müſſen wir zumeiſt auf ſich beruhen laſſen; aber wie lautet die Antwort auf die erſte?

Wie die beiden Verfaſſer der vorliegenden Schriften auf unſere Frage antworten, haben wir ſchon oben im Vorbeigehen berührt. Wir müſſen indeß noch Einiges nachholen. Für ſchlechthin unthunlich kann Koethe eine Union der fraglichen beiden Kirchen nicht halten, da er es keineswegs misbilligt, der preußiſchen Union, hat man ſie einmal angenommen, getreu zu bleiben, vielmehr in eben dieſem Sinne ſeinen evangeliſchen Rath ertheilt. Wir wollen es der Kürze wegen auf ſich beruhen laſſen, in welcher Weiſe und aus welchen Gründen er eine Union für ausführbar und thunlich hält. Rudelbach dagegen weiſt jede Vereinigung mit der reformirten Confeſſion zurück, dafern dieſe nicht aufgegeben und dem lutheriſchen Bekenntniſſe ganz identificirt wird. Er hat in ſeiner Schrift ein eigenes Capitel, das elfte (S. 420 — 540), in welchem eine recht tiefe und ſorgfältige Unterſuchung über den „ſchriftmäßigen Begriff der Union" geführt wird. Seine Hauptgründe, aus welchen er jede andere Union, als die eben angegebene ablehnen muß, ſind: 1) die wahre Union muß auf der vollkommenen Wahrheit der Zuſammentretenden beruhen; 2) ſie kann nur im Bekenntniſſe der Wahrheit geſchloſſen werden, das gläubige Herz und der bekennende Mund gehören zuſammen; 3) bei mangelnder Geiſteseinigkeit im Glauben iſt die Trennung eine Gott wohlgefällige, mit Beziehung auf die Schriftworte vom „wenig Sauerteige, der den ganzen Teig verſäuert", von „Mitziehen an fremdem Joche" u. ſ. w.; 4) die wahre chriſtliche Union in ihrer concreten Geſtalt iſt weder blos ein friedliches Nebeneinanderſtehen, noch iſt ſie lediglich ein Übereinkommen über das Mein und Dein, noch beſteht ſie darin allein, daß des Leids vergeſſen, des Streits geſchwiegen und allerſeits die Kräfte auf das Erbauen gerichtet werden. Die ganze geiſtreiche Unterſuchung verdient auf das ſorgfältigſte beherzigt zu werden, mit allem Sinnreichen, aber freilich eben darum auch Zweideutigen, das er von dem „Frieden, der kein Friede iſt", von dem „Kampfe um den Frieden" u. ſ. w. zu ſagen weiß. Wir jedoch, um nun unſere Meinung kurz herauszuſagen, wir ſtimmen in dieſem Punkte und bei der Antwort auf dieſe Frage weder mit Koethe noch mit Rudelbach völlig zuſammen. Mit Koethe nicht, weil es uns doch bedünken will, als ſei er mit ſeiner Überzeugung von Dem, was die eigentliche Wahrheit in den verſchiedenen Confeſſionen iſt, noch nicht ganz im Klaren, und ſomit ſeine Union immer mehr oder weniger doch eine Art Miſchung und Mengung der Bekenntniſſe, wobei wir jedoch zugeben, daß bei ihm an gar vielen Punkten die rechte Anſicht, wie wir ſie wenigſtens dafür halten und nachher kurz und rund ausſprechen wollen, durch den Nebel, der noch über dem Ganzen ruht, wie einzelne Lichtſtrahlen durchbricht. Unſerm Rudelbach dagegen, obwol wir die Tüchtigkeit aller ſeiner Gründe anerkennen,

auch mit der Schärfe seiner Scheidung sogar durchgängig einverstanden uns erklären, geben wir zuvörderst folgende allgemeine Betrachtungen zu bedenken. Ein Kampf um den Frieden und für den Frieden, wie mag er nur beschaffen sein sollen? Es wäre wol gut, wenn uns davon ein recht klares und ausgeführtes Bild gegeben würde, damit wir am Ende nicht über einen Gegenstand uns streiten, bei dem Jeder etwas Anderes denkt. Unser Apologet kennt die Glaubensanalogie als ein gar entscheidendes Correctionsmittel in der Exegese; und was sagt er nun, wenn wir seinem ὀξύμωρον mit leichter Mühe gar viele andere völlig entgegengesetzter Art gegenüberstellen, z. B. vom Herrn, der der Gewalt sich bewußt, mit welcher er die zu seiner Gefangennehmung herbeikommende Schar zurückweisen konnte, von dieser Gewalt keinen Gebrauch macht und selbst seinem Jünger gebietet, das Schwert in die Scheide zu stecken; vom Vergelten des Bösen mit Gutem; von der Feindesliebe und dem Segen, über den Fluchenden ausgesprochen u. s. w.? Was sagt er, wenn wir an den Sauerteig erinnern, dem der Herr selbst das Himmelreich vergleicht? Was sagt er wol zu den schönen Mittheilungen aus dem Leben der ersten christlichen Kirche von der Kraft, mit welcher die ausdauerndste Liebe und Geduld endlich den bittern Haß, von dem sie jahrelang gefoltert wurde, besiegte und sich somit als die rechte christliche Waffe auswies? Polemik mit dem Schwerte, mit der rohen körperlichen Gewalt kann er doch gewiß nie der Christenheit empfehlen. Wird die Waffe der äußern Gewalt, und sei es nur zur Vertheidigung des Glaubens, wirklich erhoben, so ist das Gericht, wie es der Mensch nie halten soll. Ist es denn aber wol viel Anderes, wenn das Wort zur verletzenden Streitwaffe gemacht und seine Mark und Bein durchdringende Kraft gebraucht wird, um die Andersgläubigen niederzuschlagen, oder auch nur fern zu halten? Auf diese Prämissen hin, die wir gern noch vermehrt hätten, wenn der Raum es uns verstattete, die wir übrigens in ihrer ganzen Prägnanz verstanden wissen wollen, tragen wir nun unsere einfache Ansicht über Union der beiden protestantischen Confessionen, und zwar in besonderer Anwendung auf den concreten Fall der preußischen jüngsten Union, zum Schlusse noch in aller Kürze vor.

Wir — ich meine wir Lutheraner — sind nach Obigem in der vollen Gemeinschaft mit der ersten christlichen Kirche, wie sie fröhlich wuchs und ihre Zweige entfaltete, ehe die Ausartung des römischen Materialismus ihre freie, ungetrübte Entwickelung störte. Wir haben zu dem Ende in dem großen Läuterungsprocesse der Reformation uns vor dem allerdings naheliegenden Abwege des häretischen Spiritualismus zu bewahren gewußt. Wir können somit jedem geistigen Auge, das nur sehen will, beweisen, daß wie jene Einheit und Universalität des christlichen Bekenntnisses festhalten, die das sicherste Kennzeichen der echten Katholicität einer Kirche ist, sowie wir genau anzugeben wissen, an welchen Stellen die römische und die zwingli-calvinische Confession aus dem Verbande der reinen, christlichen Lehre gewichen ist. Dies nun vorausgesetzt und anerkannt, so wäre es offenbar Unrecht — das sieht Jeder vom christlichen Standpunkte aus —, wenn wir dem Wunsche der einen oder der andern der von uns getrennten Confessionen, mit uns sich wiederzuvereinigen, keine Aufmerksamkeit schenken wollten. Nun aber ist blos eine zweifache Modification eines solchen Verlangens gedenkbar. Entweder verlangt die unionslustige Confession von uns, wir sollen mit ihr über das Bekenntniß unterhandeln und das unserige, wenn auch nicht ganz, was freilich das Erwünschteste sein würde, doch wenigstens theilweise aufgeben; oder sie will unser Bekenntniß unangetastet lassen, mit der stillen, in der Regel gar nicht zum Bewußtsein gebrachten, doch gewiß immer als stillschweigende Voraussetzung geltenden Hoffnung, durch die Kraft der eigenen Wahrheit den Irrthum im gegenüberstehenden Bekenntnisse mit der Zeit zu bewältigen, wenn nur erst der Verkehr der Liebe und Gemeinschaft hergestellt ist. Wir wollen hier nicht fragen, ob unsere lutherische Confession in dem einen oder dem andern Sinne Union zu suchen und anzutragen sich verflichtet fühlen könne, und, für den bejahenden Fall, in welcher besondern Weise dies von ihr geschehen müsse. Wir nehmen ja eben an, daß der Antrag an uns ergehe und wollen über Das, was wir in solchem Falle für das Rechte halten müssen, ins Klare kommen. Da aber kann es allerdings kein Zweifel sein; schon nur auf Verhandlungen zu einer Vereinigung der ersten Art können wir nun und nimmermehr uns einlassen, es wäre denn, daß uns in Aussicht gestellt würde, die Gegnerin sei geneigt, wenn sie überzeugt werden sollte, ihre Confession in die unserige ganz aufgehen zu lassen. In solchem Falle müssen wir freilich auch „bereit sein Jedermann, der Grund fodert der Hoffnung, die in uns ist". In der zweiten Annahme dagegen halten wir dafür, daß der Antrag auf Vereinigung unbedingt und ohne alle Einschränkung angenommen werden müsse, sofern nur die feste und unumwundene Versicherung, daß unser Bekenntniß unangetastet bleiben soll, gegeben wird. Wie, sind wir wirklich im Besitze der Wahrheit und in der Gemeinschaft der noch nicht veränderten und abgefallenen Kirche, sollen wir dann sorgen, daß sie sich nicht Bahn machen und im Fortgange der Zeit den Sieg über jeden ihr gegenüberstehenden Irrthum gewinnen werde? Ist ein solches Entgegenkommen nicht eben die erste Liebespflicht des wirklich erleuchteten Christen, während der schwächere Bruder schon durch die Concession, die er macht, seine Geneigtheit, sich belehren zu lassen, sowie ein gewisses Mistrauen gegen seine eigene Ansicht an den Tag gibt? Wollen wir durch ein Zurückweisen der Gemeinschaft mit der irrenden Confession nicht unwürdiges Mistrauen gegen die Wahrheit der unserigen verrathen, bleibt dann wol etwas Anderes übrig, als öffentlich zu erklären, daß wir den ernsten Willen nicht haben, freudig zu wachen, daß die Wahrheit uns nicht entrissen werde? Und nun nur noch die Anwendung auf die jüngste, preußische Union! Die Initiative zu dieser Union ist von der reformirten Confession ausgegangen. Dem reinen, wesentlichen Inhalte nach ging der Antrag dahin:

laß Frieden sein zwischen uns; dein Bekenntniß soll dir unangetastet bleiben; wir wollen dem Herrn vertrauen, daß er seine Wahrheit, wo sie wirklich ist, schützen und zur allgemeinen Anerkennung unter uns zuletzt bringen werde. Ich meine und werde immer so meinen: die lutherische Confession mußte die dargebotene Hand mit Freuden annehmen, es ahnen, daß ihr eben da eine Thür aufgethan werde, der Wahrheit in einem weitern Kreise Anerkennung zu gewinnen, und, treu und unverrückt, aber in großer, sich selbstverleugnender Liebe über ihrem Bekenntnisse wachend, alles Übrige dem Herrn befehlen! Daß ein ähnlicher Antrag von der römischen Kirche an uns gelangen werde, ist nicht zu erwarten. Erginge er aber wirklich an uns, und wäre es möglich, daß über die Berge herüber uns die Unantastbarkeit unsers Bekenntnisses, so lange wir es nicht selbst und freiwillig aufgeben, in einem feierlichen Vertrage zugesichert würde, wir müßten auch dann im festen Vertrauen auf die weltüberwindende Kraft des Worts die dargebotene Hand annehmen und des neuen Schrittes dem großen Ziele entgegen von Herzen uns freuen. Wir meinen wirklich, von Rechtswegen! 94.

Der königlich bairische Centralschulbücherverlag und der Buchhandel in Baiern. Eine Denkschrift. Baiern, zu haben in allen Buchhandlungen. 1839. Gr. 8. 8 Gr.

Schon Zeitungen haben den Gegenstand erwähnt, welcher hier erörtert wird, und ein Blick in diese Denkschrift zeigt, daß es sich um weit mehr handle als um eine unzweckmäßige Maßregel, als um zufällige Beeinträchtigung Einzelner in ihren Gerechtsamen, als um eine bloße Buchhändlerangelegenheit. Jeder Freund echter Jugendbildung, literarischer Cultur und unverletzten Rechtes muß sich für die Sache interessiren, muß, was er hier mit Ruhe, Klarheit und edlem Freimuth auseinandergesetzt findet, tief beklagen, weil er alle jene Güter nicht zufällig und ausnahmsweise, sondern durch bedachte, oft wiederholte und stets verstärkte Angriffe bedroht sieht. Wir erfahren erstlich, daß jener königliche Centralschulbücherverlag, welcher schon seit langen Jahren ein Privilegium auf den Verlag der Schulbücher für die deutschen oder Volksschulen Baierns ausübte und neuerdings ein gleiches auch für die Gymnasien erhalten und auszuüben angefangen hat, einen Ursprung gehabt, der mit dem frühesten Wirken der Jesuiten in Baiern zusammenhängt. Schon unter Herzog Wilhelm V. wurde von dem Jesuitenprovinzial Melchior Hartel das sogenannte „goldene Almosen" begründet, ein Institut, in welchem die, besonders für die Jugend bestimmten, erbaulichen Büchlein der Jesuiten gedruckt wurden. Schon dieses „goldene Almosen" ruinirte mehre Buchhandlungen in Ingolstadt, Dillingen, Regensburg, Augsburg, oder verwandelte sie in Jesuitencommanditen. Die Jesuiten wurden aufgehoben (1773); aber das „goldene Almosen" dauerte fort und verwandelte sich in den Centralschulbücherverlag, dem sein Druckprivilegium als einem königlichen Institute zu gute kam.

Dieses Druckprivilegium wurde 1808 erneuert, in welchem freilich höchst unbestimmt „alle planmäßigen Schulbücher und andere zum Unterrichte und zur Erziehung dienliche Schriften" als die bezeichnet wurden, welche zu drucken, zu verlegen und verkaufen zu lassen das Institut allein berechtigt sein sollte. Doch ward dieses Privilegium lange nur auf Elementarschulbücher angewendet, da es ohnehin schon die Verlags- und auch die Sortimentshandlungen genug beeinträchtigte, da Buchbinder, Krämer, Lehrer ꝛc. als Commissionnaire gebraucht wurden, unter dem Vorwande, daß sonst nicht der Zweck der höchsten Wohlfeilheit erreicht werden könne. Doch allmälig fing man an, auch wissenschaftliche Werke zu drucken, die nicht einmal für höhere Schulanstalten mehr sich eignen, z. B. die „Acta philologorum Monacensium", den „Hortus regius Monacensis", über den Donau-Mainkanal ꝛc. (siehe den Katalog von 1836). Schon 1823—24 nämlich ging, befremdlich genug, von der philologischen Classe der königlichen Akademie der Plan aus, Schulausgaben der Classiker mit Anmerkungen zu 5—10,000 Exemplaren im Schulbücherverlag zu verlegen und zu drucken. Gymnasialprofessoren sollten die Arbeit machen, sie der Revision und Approbation der Herren Akademiker in München unterwerfen ꝛc. Wenn man bedenkt, daß Männer wie Thiersch, dem es weder an erleuchteter Einsicht noch an humaner Gesinnung fehlt, an einem solchen, aller Würde wissenschaftlicher Arbeit Hohn sprechenden Plane Theil nehmen konnten, so erschrickt man, wie der jesuitische Gedanke knechtischer Geistesthätigkeit und wissenschaftlicher Knechtung selbst Männer ganz entgegengesetzter Gesinnung berücken kann. Aber der ganze Plan scheiterte an seiner innern und äußern Unausführbarkeit, obgleich der Hammelburger Reisende sich zum Musterreisenden und Notensammler der philologischen Classe anerbot. Auch hatten die nürnberger Buchhändler nicht unterlassen, das Unrechtliche und Unräthliche des philologischen Bücherfabricationsplanes in einer Vorstellung an den König auseinanderzusetzen. Sechs Jahre später, 1830, wurde dem Verein der Mechitaristen-Congregation in Wien ein katholischer Verein in München nachgebildet und ihm ein Privilegium auf Verlag und Druck nützlicher, belehrender und echtchristlicher Bücher ertheilt, dem dann ein ähnlicher protestantischer Verein folgte, nicht unwahrscheinlich geistesverwandt dem katholischen. Da nun aller Grund vorhanden war, daß auch hier der Centralschulbücherverlag als Mitvollstrecker jener Vereinsplane im Hintergrunde stehe, so erfolgte abermals eine remonstrirende Eingabe der nürnberger Buchhändler, die ohne Erfolg blieb, da die Thätigkeit des katholischen Vereins wenigstens sich durch Subscriptionsankündigungen vom Jahre 1838 nachweisen läßt. Daß übrigens immer nur bestimmte Zwecke gewisser Genossenschaften den Anlaß zu Concessionen geben, welche Buchhandel und freien literarischen Verkehr gefährden, die Regierung selbst dagegen wohlwollend und human gesinnt ist, geht aus Manchem hervor. So zeigte dieselbe 1834 Bereitwilligkeit, wo es ersprießlich erachtet würde, eine süddeutsche Buchhändlermesse in Nürnberg zu gründen; ein Plan, der noch im Frühjahre 1838 von der königlichen Regierung in Mittelfranken aufs neue angeregt worden. Mittlerweile regte sich doch auch schon 1834 wiederum der Plan der Einführung gleichförmiger Lehrbücher für die bairischen Gymnasien und ihres Druckes durch den Centralschulbücherverlag (Extrabeilage zum „Kreisintelligenzblatt des Rezatkreises", 1834, §. 118), d. h. der Plan einer, den Grundsatz der Lehrfreiheit vernichtenden Uniformität des Unterrichts, dessen Ausführung durch ein rechtsverletzendes Monopol bewirkt werden soll. Abgesehen davon, daß protestantische Gymnasien nur zu ihrem größten Nachtheil, ja zum Verderben des Protestantismus unter ein katholisches Unterrichtsprincip gestellt werden können, so verlangt das Gedeihen des höhern Schulunterrichts wol Conformität, nicht aber Uniformität, welche der Tod aller Geistesbildung ist. Dieser aber ist durch die Ministerialverfügung vom 5. März 1838, die Einführung gleichförmiger Lehrbücher in den Studienanstalten betreffend, decretirt. Grammatiken, Chrestomathien, Anthologien und ganze Classiker sind Classe für Classe vorgeschrieben und sollen — im Centralschulbücherverlag gedruckt werden; auch sind die Schulvorstände persönlich verantwortlich gemacht, daß nur diese Bücher und zwar nur die mit dem Stempel des königlichen Centralschulbücherverlags versehenen von den Schülern gebraucht werden. Außerdem hat aber nun der Centralschulbücherverlag noch das Privilegium des Sortimentsgeschäfts erhalten, indem er in auswärtigen Buchhandlungen erschienene und geeignet befundene Schulbücher

in großen Partien kaufen, stempeln und an die Schulen unmittelbar abgeben darf. Ja, selbst zum Nachdruck der Texte schon vorhandener Ausgaben ist der königliche Centralschulbücherverlag autorisirt. Schon werden: „*Horatii* Epistolae", nach Jahn's Ausgabe bei Teubner; „*Horatii* Carmina ex recensione *Orellii*"; *Ciceronis* orationes selectae", ebenfalls nach der Orelli'schen Ausgabe, *Homeri* opera ed. *Wolff* gedruckt. Doch genug für unsere Leser, um sie auf die Lecture der ganzen, sehr treffenden Auseinandersetzung über die Rechtsverletzung nach allgemeinen und bairischen Gesetzen, über das Verderben des bairischen Buchhandels, über Gefährdung geistiger und literarischer Bildung ꝛc. hinzulenken, welche nothwendig mit jener Maßregel verbunden sind. Alle Vorstellungen gegen dieselbe haben bisher nichts gefruchtet! 72.

Reise in den südlichen Theilen von Neu-Griechenland. Beiträge zur Charakteristik dieses Landes. In Briefen von E. R. Friedrichsthal. Herausgegeben von seinem Freunde C. P. Mit einem botanischen Anhange. Leipzig, Engelmann. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Man kann nun einmal von den Deutschen nicht verlangen, daß sie nicht als Deutsche reisen sollen, und dann können sie auch nur als Deutsche ihre gemachten Reisen beschreiben. Sie werden also immer viel von sich selbst sprechen und ihr liebes Ich wird da jedesmal ziemlich die Hauptrolle spielen. Dessenungeachtet ist aus solchen Reisebeschreibungen, auch wenn sie etwas viel Ballast und viel an und für sich unnützes Beiwerk mit sich führen — was man eben als Ballast sich muß gefallen lassen —, nicht wenig zu lernen. Die unmittelbare Auffassung, die lebendige Gegenwart läßt so Alles besser und in lebendiger, gleichsam plastischer Gestaltung sehen und erkennen; man ist in gewisser Hinsicht mit dem Reisenden Eins, man sieht und hört mit ihm, was er selbst sah und hörte, man ist sein geistiger Doppelgänger, sein belebter Schatten, der ihm folgt, so lange man an der Hand seiner Reisebeschreibung ihm selbst dahin folgt, wohin er mit seiner unmittelbaren Anschauung, mit seiner lebendigen Gegenwart gezogen war. So ist es auch, mehr oder weniger, mit der Reisebeschreibung. Zuerst freuen wir uns aufrichtig, daß wenigstens Manche von Denen, die das neuerwachende Griechenland besucht haben, ihre Wahrnehmungen über dessen reiche, und dennoch so arme, Gegenwart und über die schon in der Gegenwart schwächer oder stärker sichtbaren Entwickelungen für die Zukunft Andern, die nur aus der Ferne die Beobachter machen können, mittheilen, und eben darum unterlassen wir dann auch nicht, diesen Andern, wenn sie es nur sonst der Mühe für werth halten, dergleichen Führern zu folgen, diese Führer selbst zu empfehlen. Mit den, ebenfalls 1838 erschienenen „Erinnerungen an Griechenland", von Schönwälder, hat sich in d. Bl. ein anderer Ref. befaßt, und allerdings können diese Erinnerungen, bei der Lebendigkeit und Tiefe der Auffassung, bei dem durch das Alterthum genährten Geiste, der das Ganze durchdringt, sowie bei der Lebhaftigkeit der Darstellung, allen Denen, die sich für Griechenland in seiner Gegenwart, also für Volk und Land, für Gewordenes und noch im Werden Begriffenes nur sonst interessiren, nicht genug empfohlen werden. Indeß läßt Ref. auch der vorliegenden „Reise" ihr Recht widerfahren; denn auch sie klärt über Griechenland, über Volk und Land, sowie über die dortigen Verhältnisse auf, wenn schon sie zunächst auf eine frühere Zeit, nämlich auf die letzten Monate des Jahres 1834 bis Mai 1835, auch außer Athen und den Inseln Poros und Ägina nur auf den Peloponnes sich beschränkt. Die Fehler des Deutschen fehlen indeß auch diesem Reisebeschreiber nicht. Um so anerkennenswerther ist die Unparteilichkeit, mit der auch er über die nachtheiligen Einflüsse des deutschen Regiments in Griechenland und der sogenannten Civilisation überhaupt auf das griechische Volk, auf das dortige Leben und Volksgebräuche klagt. Dabei spricht er (S. 60) geradezu von einem „Chaos von Wünschen und Interessen, von Bavarismus und Hellenismus, dessen durchkreuzende Fäden zu entwirren fast mehr als Menschenkraft erfodert". Nun! das Mittel dazu, da man die Sache nun einmal so weit verwirrt hat, daß man darnach gegen dieses Übel sich umsehen muß, liegt ganz nahe, wenn man es nur sehen und zur Anwendung bringen will. Man darf nur nicht vergessen, daß Griechenland auch nur Griechenland ist, und daß es, selbst wider seinen etwaigen Willen, doch immer nur Griechenland sein und bleiben soll. Aber freilich hat der Verf. nur gar zu sehr Recht, wenn er an obige Worte die Erzählung aus einer Fabel Äsop's knüpft, von einem Sperlinge, der allzu früh sein Nest verließ, in die Hände roher Knaben fiel und die wiedererlangte Freiheit mit dem Verluste eines Füßchens gar theuer bezahlen mußte. Sollte denn aber der arme Sperling wirklich für immer gelähmt bleiben und sein Leben nur mühsam fristen? Wir wollen dies nicht fürchten; dazu hat dieser Sperling wol zu viel innere Lebenskraft, gleichwie dort in dem altgriechischen Epigramme die Weinrebe, die zum Bock, dem gefräßigen Thiere, in die Worte ausbricht:

Frißt du mich bis zur Wurzel, doch trag' ich Trauben genug noch,
Wein zu spenden, o Bock, wenn du als Opfer erliegst!

Eine interessante Zugabe des Verf. ist der botanische Anhang (S. 265—311), worin er die Resultate seiner Forschungen im Reiche der Flora der von ihm durchreisten Gegenden zusammengestellt hat. 25.

Bemerkungen.

Im „Literatur-Blatt", 1838, Nr. 130, findet es der Recensent bei Anzeige einer latinisch geschriebenen Grammatik der italienischen Sprache „eine sonderbare Idee, in unserer Zeit noch eine lateinische Grammatik des Italienischen zu schreiben". Gewiß würde er diese Idee nicht so sonderbar gefunden haben, wenn er gewußt hätte, daß noch in den letzten Monaten des verflossenen Jahres in dem Amtsblatte der „Wiener Zeitung" für die Lehrkanzel der italienischen Sprache und Literatur an der pesther Universität ein Concurs ausgeschrieben war, wobei Vortrag in lateinischer Sprache zur Bedingung gemacht wurde.

In einer Recension von Gentz's Schriften, herausgegeben von Weick, im „Literatur-Blatt", 1838, Nr. 139, heißt es: „Man hat Gentz häufig einen Renegaten genannt, weil er die Religion wechselte, um in Wien angestellt zu werden" u. s. w. Hiergegen ist dreierlei zu erinnern. Erstens ist Renegat ein sehr unschicklicher Ausdruck für Einen, der vom augsburgischen Bekenntnisse zum Katholicismus übertritt. Zweitens wechselte Gentz nie die Religion so wenig wie seine politische Überzeugung, welches letztere in der Recension recht gut herausgehoben und bewiesen wird. Daß Gentz Protestant geblieben, wurde mir vor Jahren zur Berichtigung des „Conversations-Lexikon" von dem damaligen, seitdem verstorbenen ersten Geistlichen der lutherischen Gemeinde in Wien versichert und fand sich nachmals bestätigt, indem nach dem Hintritt des Hrn. v. Gentz von Seiten der Staatskanzlei ein evangelischer Geistlicher beauftragt wurde, die Bestattung nach lutherischem Ritus zu besorgen. Daß übrigens die Religion ein sehr geringfügiges Moment für Gentz war, ist aus seinen Schriften ersichtlich; es liegen aber noch anderweitige Beweise vor, daß Gentz nur eine sehr schwache Vorstellung von Religion und Kirche hatte und weder des Begriffes noch viel weniger der Idee dieser hehren Gegenstände fähig war. Offenbar war ihm der Staat, wie er ihn sich dachte, das Höchste, die Kirche aber nur ein mittelalterlicher Spuk. Daß drittens zu einer Anstellung in Wien, wenn es nur sonst der rechte Mann ist, kein Religionswechsel nöthig sei, beweisen Gentz und viele andere Beispiele. 141.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 60. — 1. März 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer. Drei Haupttheile in fünf Abtheilungen.*) Stuttgart, Schweizerbart. 1838. Gr. 8. 9 Thlr. 8 Gr.

Aufgefodert von der Redaction d. Bl. zur Anzeige des vorliegenden Werkes, bekennt Ref., daß er nicht ohne einiges Zögern an diese Arbeit gegangen ist. Er wird nämlich bei der Beschaffenheit des anzuzeigenden Buches und bei seiner persönlichen Stellung zu demselben in den Augen unkundiger Leser den Schein nicht wohl vermeiden können, als sei sein Urtheil ein durch Rivalität gegen den Verf. getrübtes; vor Kundigen aber durch eine ausführlich eingehende wissenschaftliche Kritik dieses Urtheil zu rechtfertigen, ist in d. Bl. der Ort nicht. Letzteres zu unternehmen, würde überdies nicht einmal der Mühe lohnen: das wissenschaftliche Publicum kann über den Werth des Buches schwerlich auch nur einen Augenblick im Zweifel bleiben, und zum Überfluß hat der Verf. selbst Sorge getragen, durch seine in der That allen Glauben übersteigende Anmaßung, sowie durch die unerhörte Ungezogenheit und Gehässigkeit seiner Äußerungen über die anerkanntesten theologischen und philosophischen Notabilitäten jeden Funken von Wohlwollen, der etwa in der Seele eines gutherzigen Lesers für ihn aufsteigen könnte, zu ersticken, sodaß die derbsten und wohlverdientesten Zurechtweisungen von allen Seiten gewiß nicht ausbleiben werden. Unter diesen Umständen würde man es wol Keinem Derer, die in gleichem Fache mit dem Verf. selbst forschend aufgetreten sind, verargen, wenn er, allen Schein der Rivalität mit demselben vermeidend, das Werk vor der Hand ignorirte und die Feststellung des Urtheils darüber dem übrigen urtheilsfähigen Publicum überließe. Dennoch hat Ref. die Veranlassung, sich seinerseits darüber auszusprechen, zwar nicht ausdrücklich aufsuchen, aber der zufällig ihm dargebotenen auch nicht geflissentlich aus dem Wege gehen wollen. Allerdings nämlich hält er es für eine Art von Pflicht der Forscher, auf einem Gebiete, welchem die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht so sehr zugewandt ist, zur Orientirung auch des größern Publicums über den Gang ihrer eigenen und fremder Forschungen, so viel in ihren Kräften steht, beizutragen und keine Gelegenheit, welche diesem Zwecke dienen kann, zu verabsäumen. Im gegenwärtigen Falle wird der Versuch, solches in Bezug zunächst zwar auf das Werk des Hrn. Gfrörer, nebenbei aber auch auf einige andere dieses Gebiet berührende Zeiterscheinungen zu thun, um so mehr am Platze sein, mit je blendenderm Pomp und je geräuschvollerer Zudringlichkeit das erstere schon vor seinem Erscheinen angekündigt worden ist und nun auch sich selbst ankündigt, und je näher mithin die Besorgniß liegt, daß durch das ungeheuere Selbstvertrauen, mit welchem der Verf. auftritt, sowie vielleicht auch durch die, wenigstens auf den ersten Anblick schon durch ihr fremdes und ungewohntes Ansehen imponirende Gelehrsamkeit, mit welcher er sein Werk auszustatten nicht ermangelt hat, das Urtheil des minder kundigen Publicums, wenn auch nur auf kurze Zeit, bestochen und irre geführt werde. Noch mehr steht zu befürchten, daß, wenn die Einsicht in die Nichtigkeit jenes blendenden Scheines aufgeht, wenn das Publicum in den Erwartungen, welche der Verf. zu erregen gewußt, sich getäuscht findet, hieraus ein ungünstiges Licht auf jedes ähnliche Unternehmen falle, das sowol von den Anhängern des unbedingten Unglaubens wie auch von denen des unbedingten Glaubens, zu ihrem Vortheil und zur Verdächtigung desjenigen Strebens, durch welches allein eine wahrhafte Vermittelung der gerechten Ansprüche der Wissenschaft mit den gleich gerechten des Glaubens erzielt werden kann, benutzt werde. Ref. wünscht, daß es ihm in gegenwärtiger Anzeige gelingen möge, wenigstens ein deutliches Bewußtsein über die Aufgabe, welche dem Verf. wie dem

*) Die ersten zwei Abtheilungen auch unter dem Titel: „Das Jahrhundert des Heils", die zwei folgenden: „Die heilige Sage", die fünfte: „Das Heiligthum und die Wahrheit".

Ref. gemeinſchaftlich vorlag, über die von der ſeinigen abweichende Richtung, in welcher jener ſie zu löſen verſucht, und über die Gründe der Erfolgloſigkeit dieſer Richtung an den Tag zu legen; im Unterſchiede von dem Hrn. Verf., welcher alle ihm im Wege ſtehenden Forſchungen Anderer nur durch rohes Schimpfen und ungeſtümes Poltern zu beſeitigen ſucht, aber nirgend den Beweis gibt, ſich auf ſie auch wirklich eingelaſſen, ihren Gang und ihre Ergebniſſe ernſtlich erwogen zu haben.

Das Buch des Verf. nimmt, ähnlich wie die „Evangeliſche Geſchichte" des Ref., ſeinen Ausgangspunkt inſofern von dem „Leben Jeſu" von Strauß, als es, die Berechtigung der hiſtoriſchen Kritik und Skepſis des letztgenannten Werkes im Allgemeinen anerkennend, ſich die Aufgabe ſtellt, von dem gänzlich vorausſetzungsloſen Standpunkte dieſer Kritik ſelbſt aus den hiſtoriſchen Kern der Lebensgeſchichte des Heilandes und der Stiftungsgeſchichte des Chriſtenthums auszumitteln und nachzuweiſen. Daß dieſe Aufgabe jetzt und zwar eben durch ſein Werk der Wiſſenſchaft geſtellt iſt, daß mit ſeinem Werke die hiſtoriſche Forſchung über jenen erhabenen Gegenſtand noch keineswegs zu Ende gebracht und abgeſchloſſen iſt, dies iſt von Strauß ſelbſt wiederholt in mehrfachen Äußerungen anerkannt und zugeſtanden worden. Selbſt Hand angelegt, um an der Löſung dieſer Aufgabe mitzuarbeiten, hat der Verf. des „Lebens Jeſu" zur Zeit noch nicht; es ſcheint, als wolle er erſt eine Reihe von Verſuchen Anderer zu ſolcher Löſung abwarten, um dann entweder einem derſelben ſich anzuſchließen, oder ſelbſt mit einem eigenen hervorzutreten; dafern er ſich anders nicht, was uns aber von ihm anzunehmen ſchwer fällt, in ſeiner negativen Richtung bereits ſo ſehr verfeſtigt hat, daß er nur noch die allgemeine Möglichkeit einer poſitivern anzuerkennen vermag, aber nicht mehr eine ſolche ſelbſt einzuſchlagen oder einer bereits mit Erfolg eingeſchlagenen mit ſelbſtändiger Überzeugung nachzufolgen im Stande iſt. Wie nun dem auch ſei — was uns hier nicht weiter angeht —, für jeden andern Bearbeiter der chriſtlichen Urgeſchichte bietet ſich, wenn er mit dem vorhin angedeuteten Bewußtſein an ſeine Aufgabe geht, zuvörderſt eine doppelte Möglichkeit dar. *Entweder* er wird, die Berechtigung der Strauß'ſchen Polemik gegen ſämmtliche bisher vorhandenen Anſichten und Auffaſſungsweiſen der evangeliſchen Geſchichte nur zum Theil als richtig gelten laſſend, ſich einer dieſer Anſichten anſchließen, in Bezug auf ſie jene Polemik als zu weit gehend bezeichnen und ſich gegen letztere mit gewiſſenhaften Gründen ihrer annehmen; *oder* er wird, in der Verwerfung *aller* jener Anſichten mit Strauß übereinſtimmend und deſſen Polemik als eine *durchgängig* berechtigte anerkennend, eine in ihrem innerſten Grunde wirklich neue und bisher noch nicht dageweſene, ſondern erſt durch die Strauß'ſche Kritik möglich gemachte und bedingte Anſicht aufſtellen und durchführen.

Welcher von dieſen beiden Fällen nun der in Anſehung des Gfrörer'ſchen Werkes ſtattfindende ſei, darüber dürfte zwiſchen dem Hrn. Verf. und denjenigen ſeiner Leſer, welche ſich einigermaßen in der theologiſchen Literatur der Zeit umgeſehen haben, wahrſcheinlich eine Verſchiedenheit der Meinung eintreten. Hr. Gfrörer iſt von der völligen Neuheit ſeines Standpunktes und der Entdeckungen, welche er dieſem Standpunkte verdankt, ſo durchdrungen, daß er es nur in ſeltenen Fällen der Mühe werth hält, nach dem Verhältniſſe ſeiner Auffaſſung zu frühern auch nur zu fragen. Zwar ſcheint er dieſe Nichtbeachtung des Vorhandenen dadurch gut machen zu wollen, daß er an einzelnen Stellen, wo er zufällig einer von neuern Forſchern verlaſſenen ältern Anſicht begegnet, welche er zu der ſeinigen zu machen für gut findet, mit ſeiner gewöhnlichen Schmähluſt auf die Neuerungsſucht unſerer Zeitgenoſſen ſchilt und mit ſelbſtgefällig prunkender Beſcheidenheit ſeinen Grundſatz, das wohlgeprüfte Alte dem unſichern Neuen vorzuziehen, hervorhebt und anpreiſt. Allein mit dieſen Anwandlungen von Beſcheidenheit im Einzelnen contraſtirt nur um ſo ſchroffer ſein Verfahren im Ganzen und im Allgemeinen. Er kündigt gleich von vorn herein in der Vorrede zum erſten Haupttheile das Geſammtergebniß ſeines Werkes mit folgenden Worten an:

> Die drei erſten Evangelien ſind aus der alten chriſtlichen Sage entſtanden und enthalten ſolchem Urſprunge gemäß Wahrheit und Dichtung untereinandergemengt; doch kann man letzteres Element mit Hülfe des vierten Evangeliums ausſcheiden. Dieſes dagegen iſt von einem Augenzeugen, der Wahrheit gemäß, geſchrieben, es muß als lautere hiſtoriſche Quelle betrachtet werden.

Mit einer Unterſuchung, die auf *dieſes* Ziel gerichtet iſt, iſt der Verf. an ſich ſelbſt ſo weit entfernt, eine neue Bahn betreten zu haben, daß er ſich vielmehr nur auf der geebneten Heerſtraße der vor-Strauß'ſchen Forſchung befindet. Der traditionnelle Urſprung der ſynoptiſchen Evangelien und die ſagenhafte Natur ihres Inhalts galt bereits vor Strauß der großen Mehrzahl derjenigen Theologen, die nicht geradezu einen buchſtäblichen Glauben an alles von den Evangeliſten Berichtete fodern, ſo ſehr als Thatſache, daß dieſe Anſicht bereits in Compendien übergegangen war (vgl. z. B. Haſe's „Leben Jeſu", Cap. 4); was aber das Johanneiſche Evangelium betrifft, ſo galt der einzige Angriff von Bedeutung, der gegen daſſelbe (von Bretſchneider) erhoben worden war, faſt unter Allen ohne Ausnahme als ein durch die zahlreichen Entgegnungen, die er bald gefunden hatte, ſiegreich widerlegter. Nun ſind wir zwar weit entfernt, den Unterſuchungen des Verf. die Neuheit ſchon darum abzuſprechen, weil ſie in ihrem Reſultate mit einem ſchon früher Dageweſenen, ja mit einem unter einem großen Theile unſerer theologiſchen Zeitgenoſſen als beglaubigt Geltenden zuſammentreffen. Der Verf. könnte für das alte Reſultat neue Beweismittel gefunden haben; er könnte — was für Diejenigen, die ſich zu dieſem Reſultate bekennen, jetzt offenbar als die nächſte Aufgabe erſcheinen muß — auf die Wendung, wodurch Strauß den Geſichtspunkt, aus welchem man bisher nur die ſynoptiſchen Evangelien betrachtet, auch über das Johanneiſche erſtreckt und dieſes ſogar zum Hauptaugenmerk ſeiner kritiſchen Angriffe gemacht hat, eine glückliche Entgegnung gefunden haben. Doch muß dagegen, daß dieſe

Erwartung ſich erfüllt finden werde, ſogleich von vorn herein der auffallend in dem Verf. ſich kundgebende Mangel an Bewußtſein über die Stellung ſeiner Aufgabe mistrauiſch machen. Sei es Unkunde der neuern theologiſchen Literatur, von welcher Notiz zu nehmen er vielleicht über der „hübſchen Mauer von Folianten (rabbiniſchen, patriſtiſchen und apogryphiſchen), durch welche er ſich durcharbeiten gemußt“ (Vorrede zum 1. Theil, S. xxv), vergeſſen hatte, ſei es Verblendung der Eigenliebe: der Verf. legt allenthalben die Meinung an den Tag, nicht nur in dem Gange ſeiner Unterſuchung, ſondern auch in deren Reſultaten völlig neu zu ſein; er zeigt überhaupt, mit Ausnahme der ganz allgemeinen Notiz, daß durch Strauß die ganze evangeliſche Geſchichte in Zweifel gezogen ſei, und daß es jetzt gelte, den hiſtoriſchen Grund für ſie wieder zu erobern, durchaus keine Einſicht in den dermaligen Stand der hiſtoriſch-kritiſchen Fragen und in die eigentliche Sachlage. Dadurch entgeht ihm denn natürlich die Fähigkeit, den Gegenſtand auch beim rechten Zipfel zu packen. Das Buch von Strauß, ſo viel Redens er im Allgemeinen davon macht, iſt, was ſeinen gegenſtändlichen Inhalt betrifft, für ihn ebenſo wie faſt alle andern neuern Unterſuchungen ſo gut wie nicht vorhanden. Er verſteht es nicht nur nicht, ſondern er verſucht es nicht einmal, die negativen Reſultate der Strauß'ſchen Kritik durch gründliches Eingehen in den Weg, auf welchem dieſelben gewonnen ſind, in einfache, klar ausgeſprochene Fragpunkte umzuſetzen, deren Erledigung dann mittels einer Reviſion jenes Weges ſich ergeben müßte. Statt deſſen ergeht er ſich in einer Reihe von Hypotheſen, die entweder ſelbſt, oder denen ganz ähnliche durch Strauß auf das bündigſte und einleuchtendſte widerlegt worden ſind.

Was in dem Verf. die Einbildung erweckt haben mag, für ſeine Perſon auf einem dergeſtalt neuen Standpunkte der Forſchung zu ſtehen, der ihn alles genauern Eingehens in die Leiſtungen ſeiner Vorgänger überhebe, war, ſo viel ſich aus ſeinen Äußerungen und der Geſammtanlage ſeines Werkes ſchließen läßt, das allerdings nicht unbegründete Bewußtſein, Studien und Vorarbeiten zu ſeinem Unternehmen mitzubringen, deren ſich nicht Jeder, der in gleichem Fache mit ihm arbeitet, rühmen darf. Wir gedachten ſoeben der „Mauer von Folianten“, welche der Herr Verf. zum Behuf ſeiner Arbeit bewältigt zu haben uns ankündigt, und daß dieſe Ankündigung keine leere Prahlerei iſt, beweiſt uns ſogleich der Anblick der zwei erſten Abtheilungen des Buches; dieſe nämlich ſind ausſchließlich angefüllt mit einer Reihe von Excerpten, hauptſächlich zwar aus den rabbiniſchen Quellen der jüdiſchen Theologie, den Targumim, Midraſchim, den Büchern des Talmud und der Kabbala, bis auf den der Zeit ſeiner ſchriftlichen Entſtehung nach ſo ſpäten Sohar herab, ſowie auch aus verſchiedenen, bisher wenig benutzten, jüdiſchen und chriſtlichen Apogryphen der erſten Jahrhunderte nach Chriſto, ſodann aber aus den Kirchenvätern, von denen wir dem Verf. auf ſein Wort gern glauben wollen, daß er die ältern und vorzüglichern zu dieſem Behufe ganz durchgeleſen, die ſpätern und minder bedeutenden aber wenigſtens ſtellen- oder partienweiſe verglichen hat. Seine Kenntniß eines noch ältern und für die Kunde des „Jahrhunderts des Heils“ bedeutendern Quellengebietes, nämlich der vorchriſtlichen oder unmittelbar gleichzeitigen jüdiſchen Theologie, hatte der Verf. bereits in ſeinem frühern Werke: „Philo und die alexandriniſche Theoſophie“, bethätigt. Auf dieſe Studien geſtützt, meint er (Vorrede S. II), mit directen Worten zwar Strauß, mittelbar aber ohne Zweifel auch allen ſeinen übrigen Mitforſchern „Mangel aller Kenntniß der Zeit, über welche ſie abſprechen“, vorwerfen zu dürfen. Wir müſſen alſo vor allen Dingen folgende Frage ſtellen: Geben dieſe Studien — von denen wir keineswegs in Abrede ſtellen, daß der Verf. ſie in größerer Ausdehnung als andere Forſcher ſeines Gebietes unternommen und ihre Früchte ſeinem Werke einverleibt hat — ihm wirklich von vorn herein eine ſo entſchiedene Überlegenheit über jene ſeine Mitforſcher, daß ſie ihn von der Pflicht einer Rückſichtnahme auf ſie, einer Aufnahme der Unterſuchung möglichſt genau an der Stelle, bis zu welcher ſie von jenen gebracht worden iſt, entbinden, daß ſie, mit andern Worten, ſeine Forſchung vermöge der neuen Quellen, die für ſie benutzt worden ſind, als einen völlig neuen, das Frühere unbrauchbar machenden Anfang erſcheinen laſſen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Italieniſche Literatur.

Nuove novelle del conte *Cesare della Chiesa di Benevello* da Saluzzo. Turin 1838.

Graf Benevello, welcher zugleich die Feder und den Pinſel zu führen verſteht, hat ſchon mehre Novellen geſchrieben, die Beifall fanden. Als Erzähler iſt er von ſeinen Zeitgenoſſen gänzlich verſchieden; von demſelben innern Feuer getrieben, mag er nun malen oder ſchreiben, bequemt er ſich nicht den Geſetzen, denen Andere gehorchen. Mit einer ſtarken Einbildungskraft begabt, vermag er nicht immer dieſelbe Bahn zu verfolgen und ſchwingt ſich in Regionen, zu denen die Andern ihre Gedanken nicht erheben. Seine Novellen tragen daher ſtets den Charakter des Wunderbaren und Phantaſtiſchen an ſich, ohne daß ſie ſich jedoch von dem Wahrſcheinlichen entfernten. Das Wunderbare liegt nicht, wie bei Hoffmann, in Zauberei und Erſcheinungen, ſondern in den Begebenheiten ſelbſt, denen er einen neuen und unerwarteten Anſtrich zu geben weiß. Benedetto Marcello, ein großer Muſikmeiſter, ſchrieb ſeine ſchönſten heiligen Compoſitionen in dem Zuſtande einer Narrheit, welche ihn ins Grab brachte. Benevello machte daraus eine Novelle, worin der arme Meiſter aus Liebe närriſch wird und erſt dann wieder geneſt, nachdem ihn ſeltſame und unerwartete Ereigniſſe begegnet ſind. In einer andern Novelle tritt ein Gatte auf, der ſeines tugendhaften Weibes überdrüſſig wird; ſie ſcheidet ſich von ihm und überläßt ihren Mann ſeinen Laſtern. Da ſie aber wünſcht, ihn wiederzugewinnen, ſo erſcheint ſie ihm in ſo verſchiedenartigen Charakteren, daß es an das Wunderbare grenzt. Ihr Mann erkennt ſie nicht, verliebt ſich in ſie und endigt damit, daß er wieder zu ſeiner erſten Neigung zurückkehrt. Beide Novellen ſind verſchiedenartig, aber in beiden führt der Verf. nur mittels eines geheimnißvollen Fadens zu dem gewünſchten Ende. Sämmtliche acht neue Novellen von Benevello erwecken in dem Leſer ein mächtiges Intereſſe, man lieſt ſie ohne Unterbrechung, öfters mit klopfendem Herzen und einer Angſt, welche uns forttreibt, die Auflöſung zu ſuchen. Dieſer Schriftſteller hat ſich, was gegenwärtig nicht ſehr häufig erſcheint, einen originellen Charakter bewahrt, und er kann von

seinem Buche wie von seinen Gemälden sagen: ich habe Niemanden nachgeahmt.

Aconzio e Cidippe, favola del conte *Antonio Sassi* di Forlì.

Diese Fabel oder eigentlich Romanze zeichnet sich besonders durch die gewählte, vollendete Sprache aus, welche an die schönsten Zeiten von Firenzuola und Caro erinnert. Der Verfasser zeichnete glücklich die griechischen Sitten und stellte mit vieler Anmuth die Charaktere und Leidenschaften seiner Helden dar. 40.

Die Insel Méio und ihre Bewohner.

Die Entdeckungsreise des französischen Schiffes Iris hat uns mit einer Insel im Südmeer bekannt gemacht, welche der Schilderung nach ein wahres Paradies zu sein scheint. Diese Insel heißt Méio; sie ist wie ein Garten Gottes mitten in das Meer gesäet, ein gelobtes Land, welches zu beschreiben keine Feder ausreicht. Die Vegetation auf Méio ist überaus üppig und stirbt nie ab; Méio ist ein Obstgarten, ein Lustwäldchen, wo man nicht fünf Minuten ohne Schatten oder Wasser sein kann, um sich zu erfrischen. Die Vegetation entwickelt eine Kraft und Lebendigkeit, die ans Wunderbare grenzt. Man findet Cocosnüsse von enormer Größe und Bananen, welche das Gewicht von 55 Pfund erreichen. Das Zuckerrohr gedeiht ohne Pflege und ist von einer Höhe und Stärke wie in keinem andern Lande der Erde. Der Eingeborene kann nicht hundert Schritte thun, ohne für den ganzen Tag Nahrung vollauf zu finden; man darf hier nur pflücken und auflesen. Die Bäume sind stets grün und in voller Pracht; Blüten, reife und unreife Früchte stehen nebeneinander. Der Cocosbaum allein würde hinreichen, um den Einwohnern ihren Lebensunterhalt zu gewähren. Mit seinen langen Blättern decken sie ihre Wohnungen oder flechten Körbe und Matten daraus; es ist nichts an dem Baum, was man nicht nutzbar machte. Dazu ist die Luft rein und gesund, man findet hier nicht jene Schwärme von lästigen Insekten, welche die tropischen Länder in der Regel so unwohnlich machen, keine Schlangen, keine Skorpione, keine Kröten, keine Frösche, nur eine Art dicker Ameisen. Die Nächte sind frisch, ohne kalt zu sein, und wenn der starke Thau nicht wäre, könnte man die Nächte im Freien und selbst unbekleidet zubringen. Dabei ist das Klima nicht viel wärmer als das portugiesische. Diesen localen Verhältnissen entspricht die kräftige und elastische Menschenrace, welche Méio bewohnt und in drei Arten zu zerfallen scheint. Die eine zeichnet sich durch ihre Schönheit aus, auch ist sie die zahlreichste, denn sie umfaßt drei Viertel der Einwohnerschaft. Sie ist hochgebaut, stark und muskelkräftig und diejenige, welcher die Nation die Sorge für die Vertheidigung des Landes anvertraut hat; denn alle Krieger gehören ihr an. Häufig legten sie vor den Franzosen Proben ihres Muthes ab. Das Tatowirungssystem herrscht bei ihnen, wie bei den Südseeinsulanern überhaupt. Ihre Augen zeichnen sich vorzüglich aus, sie sind groß, schwarz, lebhaft, voll Feuer und drücken die Gemüthsbewegungen so entschieden aus, daß man einen Bewohner von Méio nur betrachten darf, um im voraus zu wissen, was er im Begriff ist zu sagen. Sie sind leidenschaftlich bis zum Äußersten; sie treiben die Freundschaft bis zur Verehrung, die Freude bis zur Tollheit, den Zorn bis zur Wuth. Die französischen Reisenden, dem galantesten Volke der Erde angehörig, widmeten natürlich dem weiblichen Geschlechte ihre vollste Aufmerksamkeit. Die Weiber von Méio sind, was die herrschende Classe betrifft, noch schöner als die Männer. Ihre schwarzen oder blauen Augen sind süß und liebreich, um nicht zu sagen wollüstig, außerdem haben sie eine hohe Gestalt und schöne Haare, welche sie meist auf dem Scheitel aufbinden, zuweilen aber auch nachflattern lassen, sodaß sie ihnen bis auf die Schenkel reichen. Wenn sie in ihrem Staate sind, so binden sie einen Schurz von leichtem Stoffe um, der so zart ist, daß das leiseste Lüftchen ihn vom Körper weghebt. In dem Gebrauche dieses Schurzes liegt viel mehr Koketterie als Scham. Mutterfegen raubt ihnen viel von ihren Reizen; die Mütter auf Méio sind überaus fruchtbar und meist außerordentlich stark, selbst unförmig. So anmuthsvoll diese Weiber sind, so liebenswürdig sind sie; in ihrer Nähe schmilzt der Unempfindlichste hin; die naive und kindliche Lebhaftigkeit, welche ihre geringsten Handlungen und Bewegungen beseelt, ist hinreißend; sie wissen zu lachen, wie man sonst nirgend auf der Welt lacht, mit einer unbeschreiblichen Grazie, einem Gemisch von Schlauheit und Aufrichtigkeit, Sittsamkeit und Muthwillen, Scham und einem Etwas, was alle Schamhaftigkeit zum Spott macht. Hätten diese Frauen die Erziehung unserer Europäerinnen, so würden sie, wie der Franzose meint, die verführerischesten von der Welt sein. Auch ihre Stimme ist so einschmeichelnd, daß man sie ohne Erregung nicht hören kann, sie dringt zum Herzen. Man kann ihnen nichts verweigern, so zärtlich und schmeichlerisch wissen sie zu bitten. Vielleicht würden sie sich selbst nicht verweigert haben; die zudringliche Vertraulichkeit der Matrosen jedoch erregte die Eifersucht der Männer, welche ihre Weiber zum Rückzuge zwangen, selbst mit Schlägen, wenn sie sich dem Schiffe näherten. Die Weiber scheinen überhaupt sehr wollüstig zu sein, und die leicht erregte Eifersucht der Männer zeugt davon, daß sie auf die Standhaftigkeit ihrer Weiber kein allzu großes Vertrauen setzen. Diese Menschenrace erster Qualität hat eine Hautfarbe, welche weder braun noch elfenbeinfarben ist, sondern zwischen beiden nuancirt. Die Einwohner von Méio zweiter Qualität bilden die eigentlich arbeitende Classe; sie sind groß und mager, haben eine hervortretende Stirn und tiefliegende Augen; die Weiber dieser Classe sind nicht gerade häßlich, aber nicht so anmuthig wie die der ersten Classe und haben wie die Männer eine kupfer- oder bronzefarbene Haut. An Kraft und Länge des Körpers gibt diese Classe der ersten nichts nach oder übertrifft sie darin; nur ist sie im Gange schwerfälliger und überhaupt nicht so geweckt. Die dritte Classe, die mindest zahlreiche, besteht aus Individuen, welche nicht seit langer Zeit Einwohner der Insel zu sein scheinen und in manchem Betrachte den Einwohnern der Küsten von Neuholland gleichen. Sie sind außerordentlich beweglich, weder schön noch häßlich, wenigstens nicht unangenehm, weil sie voller Ausdruck sind; dagegen kann man die Weiber dieser dritten Classe im Allgemeinen häßlich nennen und äußerst wollüstig und hingebend; oft schwammen sie bis an das Schiff, indem sie sich für einen Nagel und andere Kleinigkeiten anboten; aber die Matrosen fanden keinen Geschmack an ihnen, und die Männer waren immer hinter ihnen her, hinderten den Handel und schlugen die in diesem Geschäft betroffenen Weiber mit der Faust oder mit Stöcken auf eine rohe Weise. Die Individuen dieser dritten Classe sind dunkelfarbiger als die der ersten und zweiten, ohne darum der Negerrace anzugehören. Im Ganzen sind die Insulaner verständig, nicht so uncivilisirt wie viele andere Wilden und außerordentlich arbeitsam. Während der Arbeit singen sie, und ihre Melodien sind keineswegs unangenehm. Bei allen ihren Verrichtungen verriethen sie viel Genauigkeit, Geduld und selbst Nachdenken, und eine Art Wetteifer, womit Einer den Andern zu übertreffen bemüht ist, läßt sich ihnen nicht absprechen. Ihre Sprache ist sehr vocalreich und fällt daher angenehm ins Ohr; zuweilen sprechen sie langsam, besonders im Zustande der Niedergeschlagenheit, meist jedoch mit einer außerordentlichen Beweglichkeit, besonders die Weiber, in deren Munde das Idiom einen unaussprechlichen Reiz erhält, zumal wenn sie bitten oder schmeicheln. Die Insulaner von Méio sind übrigens sehr gefräßig. Ein Häuptling verzehrte in einer Mahlzeit mehr als sechs Pfund Schweinefleisch — an Schweinen hat die Insel Überfluß — und eine große Menge verschiedenartiger Früchte; man kann annehmen, daß ein Eingeborner von Méio eine dreifach stärkere Mahlzeit zu sich nimmt als der kräftigste französische Matrose. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 61. — 2. März 1839.

Geſchichte des Urchriſtenthums durch A. Fr. Gfrörer. Drei Haupttheile in fünf Abtheilungen.

(Fortſetzung aus Nr. 60.)

Könnte unſere Abſicht hier ſein, eine ausführliche wiſſenſchaftliche Kritik des vorliegenden Buches zu geben, ſo würden wir die ſoeben aufgeworfene Frage nach zwei verſchiedenen Seiten hin zu beleuchten haben. Wir würden zuvörderſt das Unternehmen der beiden erſten Abtheilungen des Werkes, aus Quellen, die ſämmtlich einer ſpätern, zum Theil einer ſehr beträchtlich ſpätern Zeit angehören, von denen ſich zum Theil erweiſen, zum Theil in hohem Grade wahrſcheinlich machen läßt, daß ſie ihrerſeits dem Einfluſſe des Chriſtenthums nicht unzugänglich geblieben ſind, eine Überſicht des jüdiſchen Religionsſyſtems der Zeit, als Chriſtus auftrat, in der Abſicht zuſammenzuſtellen, um daraus (Vorrede S. xxi) „ein möglichſt genaues Bild der Zuſtände des Volks, unter dem Chriſtus erſtanden, zu verſchaffen" — wir würden dieſes Unternehmen ſeiner allgemeinen Beſchaffenheit nach prüfen und ſeine Verkehrtheit nachweiſen müſſen, ſowol in Anſehung des argen Anachronismus, welcher offenbar von Demjenigen begangen wird, der ſeinen Leſern zumuthet, Zeugniſſe einer weit ſpätern Zeit als gültig auch für die frühere hinzunehmen, als auch in Anſehung der ſonderbaren Grundvorausſetzung, als ſeien die „Zuſtände des Volks" Eins und Daſſelbe mit den ſpitzfindigen theologiſchen Syſtemen ihrer Sekten und Schulen und die Kenntniß der letztern gleich geeignet, wie die Kenntniß der erſtern es allerdings ſein würde, unſere Einſicht in die Beſchaffenheit der großen Thatſachen, durch welche das Chriſtenthum gegründet worden, zu fördern und zu erweitern. Wir würden ſodann zweitens die Anwendung, welche der Verf. von den Ergebniſſen ſeiner zwei erſten Abtheilungen in den drei letzten macht, zu unterſuchen haben; und hier könnte es uns nicht ſchwer fallen, zu zeigen, einestheils, wie dieſe Anwendung eine äußerſt ſeltene, ſparſame und geringfügige iſt, wie die drei letzten Abtheilungen den zwei erſten gegenüber ſo gut wie ſelbſtändig daſtehen, die erſten alſo den letzten, ſofern in dieſen doch der eigentliche Zweck des Werkes ruht, nur als ein müßiger gelehrter Prunk vorangeſchickt ſind; anderntheils, wie dieſe Anwendung, wo ſie dennoch ſtattfindet, eine unſtatthafte und verkehrte iſt. Gelänge es uns, dies Alles auf überzeugende Weiſe darzuthun — wie wir denn zu verſichern keinen Anſtand nehmen, daß es andern Beurtheilern des Werkes theils ſchon gelungen iſt *), theils ferner mit gar nicht allzu großem Kraftaufwande gelingen wird —, ſo würde ſich hieraus von ſelbſt die Leerheit der Prätentionen ergeben, welche der Verf. auf die ihm eigenthümliche Gelehrſamkeit begründet; es würde ſich dieſe Gelehrſamkeit ſelbſt als Das, was ſie in Bezug auf den Gegenſtand, dem ſie dienen ſoll, ihrem größern Theile nach wirklich iſt, als eine Allotriengelehrſamkeit kundgeben. Indeß wir müſſen der Grenzen d. Bl. eingedenk bleiben; wir dürfen, um dieſe nicht zu überſchreiten, uns hier nicht näher auf jenen eigentlich gelehrten Theil der Arbeit des Verf. einlaſſen, ſondern müſſen unſere Aufmerkſamkeit andern Seiten dieſer Arbeit zuwenden, welche dem Intereſſe unſerer Leſer näher liegen. **)

*) Wir meinen die ebenſo gründliche als ſcharfe Recenſion der beiden erſten Abtheilungen des Buches in den „Halliſchen Jahrbüchern für deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft" (Nov. 1838, Nr. 272—277). Ref. kann ſich mit dem Inhalte dieſer Recenſion, nach aufmerkſamer Vergleichung derſelben mit dem beurtheilten Buche, Punkt für Punkt einverſtanden erklären und erlaubt ſich daher, die Leſer d. Bl. zur weitern Begründung und Rechtfertigung ſeines Urtheils auf dieſelbe zu verweiſen.

**) Nur beiſpielsweiſe wollen wir hier einige der Entdeckungen anführen, welche der Verf. durch Hülfe ſeiner gelehrten Unterſuchungen für die evangeliſche Geſchichte gemacht haben will. Die erheblichſte von allen dieſen Entdeckungen, falls ſie wahr und nicht vielmehr nur erträumt wäre, würde wol folgende ſein. Der Verf. meint (Haupttheil 1, Abtheilung 2, S. 219 fg.) ſeinen rabbiniſchen Studien unter Anderm dieſen Fund zu verdanken, daß unter den Juden zu Chriſti Zeit nicht, wie man bisher annahm, nur ein einfacher, ſondern ein drei- oder vierfacher Meſſiasglaube beſtand. Es ſollen nämlich nach ihm das gemeinprophetiſche Meſſiasbild, das Danieliſche und das Moſaiſche (nach 5. Moſes 18, 15) als drei verſchiedene exiſtirt haben und von den Anhängern verſchiedener Schulen und Lehrmeinungen bekannt worden ſein; dazu noch als ein viertes das myſtiſche der alexandriniſchen Theoſophie und der ſpätern Kabbala. Dieſe ſcharfſinnige Unterſcheidung bleibt leider freilich, wenigſtens nach der Seite hin, welche allein an ihr neu zu nennen wäre, ungeachtet der mehre Hundert Seiten einnehmenden Citate, welche dafür angeführt werden, ſchon dort ſo gut wie unerwieſen. Dies nämlich, daß in einzelnen Stellen jüdiſcher und chriſtlicher Schriften bald die Bilder und Ausdrücke des einen, bald die des andern

Eine Äußerung des Verf. sogleich in der Vorrede zum ersten Bande ist an sich selbst sehr geeignet, eine Theilnahme und Aufmerksamkeit eigenthümlicher Art für das Werk zu erwecken. Er bekennt dort, früher ein Verächter alttestamentlichen Buches vorwaltend gebraucht werden, ist, wie sich doch wol von selbst verstehen sollte, noch lange kein Beweis dafür, daß von Denen, welche sich der einen bedienten, der Begriff, der sich an die andern, von ihnen nicht gebrauchten knüpfte, verworfen worden wäre; und der Verf. sieht sich am Schlusse (S. 438) selbst genöthigt, einzugestehen, daß „in den alten jüdischen Urkunden, wie auch im Neuen Testament viele Züge, welche verschiedenen Sprossen des Messiasbegriffs angehören, bunt durcheinandergemischt sind", und daß er „aus allen Hauptquellen für jedes der vier Vorbilder Beweisstellen entnehmen konnte". Dieses Geständniß sagt offenbar so viel, als daß der ganze Plunder jener 218 Seiten voll Excerpten aus der gesammten jüdischen und jüdisch-christlichen Literatur vom Pentateuch an bis zum Sohar herab völlig unnütz und müßig, nur um das Papier zu füllen dasteht. Denn daß in den verschiedenen alttestamentlichen Schriften schon in Folge der allmäligen Ausbildung des Messiasbegriffs verschiedene Vorstellungsweisen und Ausdrücke von dem Messias vorkommen, deren bald die einen, bald die andern von den Spätern benutzt worden, hat noch nie Jemand in Abrede gestellt und wird Niemand je in Abrede stellen. Indeß der Verf. kommt auf seine Entdeckung noch einmal im dritten Haupttheile des Werkes (S. 30 fg.) zurück, um nun erst die Frucht derselben für den Hauptgegenstand seiner Untersuchung zu pflücken. Worin nun besteht diese Frucht? Jesus soll sich, dem Verf. zufolge, nur zum mosaischen, aber nicht zum prophetischen Messiasbegriffe bekannt haben, Messias nur in dem Sinne haben sein wollen, in welchem 5. Mos. 18, 15. die Erweckung „eines Propheten wie Moses" dem israelitischen Volke verkündigt wird, nicht in dem Sinne des spätern, von den Propheten ausgehenden Messiasglaubens. Dieses Ergebniß wäre in der That neu und allen frühern Forschern ungeahnt; aber wie beweist es der Verf.? Zunächst durch eine doppelte Voraussetzung — welche selbst ihrerseits erst durch jene Combination erwiesen oder bestätigt werden soll —, nämlich, daß der Verf. des vierten Evangeliums (dieser aber soll zum Theil *eben deswegen, weil* sich bei ihm diese Andeutungen finden, mehr Glauben verdienen, als die Verf. der drei ersten Evangelien) an den Stellen, wo er den Ausdruck: der Prophet, im Singular braucht (Joh. 1, 21., 6, 14., 7, 40.), den Propheten von 5. Mos. 18, 15. meine und damit andeuten wolle (oder vielmehr wider seinen Willen andeute, vgl. Joh. 1, 46. und die Deutung, welche der Verf. S. 33 dieser Stelle gibt), daß Jesus dieser Prophet und nicht der von den spätern Propheten verkündigte Messias oder Christus sei. Weiter motivirt der Verf. seine vermeintliche Entdeckung durch die Hypothese, Jesus sei ein Essener gewesen, die Essener aber haben nur den Pentateuch, nicht die Propheten anerkannt. Alle diese Annahmen sind vollkommen willkürlich und enthalten, wie jeder Kundige uns zugestehen wird, fast genau so viel Unrichtigkeiten oder wenigstens unerweisliche Voraussetzungen, als Assertionen in ihnen enthalten sind; die Behauptung selbst aber, daß Jesus lieber der von Moses verkündigte Prophet als der von den Propheten verkündigte Messias habe sein wollen, läßt sich nicht nur durch keine irgendwie bemerkliche Vorliebe desselben für Moses im Gegensatze der Propheten, dergleichen denn doch müßte erwartet werden, unterstützen, sondern wird auch offenbar widerlegt durch die vielfache ausdrückliche Bezugnahme auf Prophetenstellen und Prophetenbilder, durch den an Daniel 7, 13 erinnernden Namen: „Menschensohn", den Jesus bekanntlich selbst sich beilegte, durch das von ihm verheißene „Himmel- oder Gottesreich", das offenbare Gegenbild des prophetischen Messiasreiches, durch die vom Verf. selbst (S. 115 fg.) in ihrer Bedeutsamkeit anerkannte Rückbeziehung auf Jes. 53 u. s. w. Und — man erlaube uns noch diese Frage — was wäre denn durch die Entdeckung des Verf., wenn man sie dessenungeachtet als wahr gelten lassen wollte, für das Verständniß des Sinnes, in welchem der Erlöser sprach und handelte, gewonnen? Was sonst, als daß die Grundidee seines Thuns, statt als eine in seinem eigenen Geiste, wiewol auf durchaus organischem Wege vollbrachte Erhebung und Verklärung jener volksthümlichen Vorstellung zur erhabensten Geistigkeit, vielmehr als ein schon vor ihm Fertiges und durch den zufälligen Verkehr mit einer jüdischen Idee ihm Eingeflößtes erschiene!

Wer an dieser Probe über die Beschaffenheit der Aufschlüsse, die er von des Verf. rabbinischen Lucubrationen für die evangelische Geschichte erwarten darf, noch nicht genug hat, für den wollen wir noch folgende zweite beifügen. Nichts schien den einstimmigen Berichten der Evangelisten zufolge unter den Juden zu Jesu Zeit größern Anstoß erregt zu haben als seine galiläische Herkunft (vgl., um nur aus demjenigen Evangelium Beweisstellen anzuführen, dessen Zeugnisse der Verf. allein für unmittelbar historische gelten läßt, Joh. 1, 47., 4, 22., 7, 41.). Hat ja doch die Sage von der bethlehemitischen Geburt Jesu auch nach unserm Verf. (Haupttheil II, Abtheilung 2, S. 285) sehr wahrscheinlich dem Umstande ihren Ursprung zu verdanken, daß die Kunde von seiner Geburt in Nazareth seinem Ansehen schadete. Dennoch hat unser Hr. Verf. die Entdeckung gemacht (Haupttheil I, Abtheilung 2, S. 236 fg.), daß es jüdischer Volksglaube war, der Messias müsse zuerst in Galiläa sich offenbaren. Dies beweist er aus zwei Stellen des Sohar und einer eines talmudischen Buches, der Pesikta Sotarta, in welcher letztern geradezu von dem niedern Messias, dem Sohne Joseph's, die Rede, in den erstern aber auf den christlichen Ursprung dieser Meinung gleichfalls mit Fingern gezeigt ist. Nichtsdestoweniger, behauptet Hr. Gfrörer, müsse dieselbe schon in Jesu Zeiten hinanreichen; denn nur aus ihr lasse sich Matth. 28, 7. die Erwähnung Galiläas als des Schauplatzes, wo der Auferstandene sich seinen Jüngern zeigen wolle, erklären (?!). Wäre diese Entdeckung gegründet, so stünde zu befürchten, daß ein zweiter Strauß sie benutzen würde, um auch dasjenige Factum noch zu einem mythischen zu machen, was der erste als ein historisches hat stehen lassen: die galiläische Heimat und Wirksamkeit Jesu. Dies thut nun zwar Hr. Gfrörer nicht; dagegen aber gibt er durch einen andern Gebrauch, welchen er von seiner Entdeckung macht, Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu bewundern. Diese Entdeckung nämlich gibt ihm — wer sollte es glauben? — den Schlüssel zu der räthselhaften Erzählung von der Wasserverwandlung bei der Hochzeit zu Kana (Haupttheil III, S. 308). Bei diesem Wunder war es nach unserm Verf. sehr natürlich zugegangen: Jesus und seine Mutter hatten Wein mitgebracht, um ihren Wirthen damit auszuhelfen und die Gäste damit zu überraschen. Der Evangelist aber, dieser „Augenzeuge", welcher durchaus nur „der Wahrheit gemäß geschrieben hat", diese „lautere historische Quelle", hat diesen natürlichen Hergang für ein Wunder genommen, weil er, durch jenen Volksglauben befangen, in der Meinung stand, Jesus müsse sein erstes Wunder in Galiläa verrichten; Kana aber liege bekanntlich in Galiläa. Eine solche Wunderdeutung ist denn doch wol schwerlich besser zu nennen als jene, welche den angeblichen Irrthum des Johannes aus dem weit einfachern und näher liegenden Grunde erklärt, daß er beim Hochzeitmahle dem Becher etwas zu reichlich zugesprochen habe!

ter des Neuen Testaments gewesen zu sein (als solchen hatte das Publicum ihn in der That noch aus seiner Schrift über „Philo und die alexandrinische Theosophie" kennen gelernt), auf dem mühsamen Wege historischer Studien aber ein Christ geworden zu sein. Er spricht nicht ohne anscheinende Begeisterung von der großen Anschauung, welche ihm durch das Ergebniß dieser Studien geworden ist. Die Persönlichkeit Jesu Christi, sowie er dieselbe aus dem Evangelisten Johannes kennen gelernt hat, erscheint ihm in einem so glänzenden Lichte, daß er sein Auge von jenen Himmelsstrahlen geblendet fühlt.

Etwas Ähnliches weist die Weltgeschichte nicht auf. Er ist kein bloßer Mensch, wenn man Die Menschen nennt, welche von den alltäglichen Triebfedern, denen sonst jeder Sterbliche unterliegt, geleitet werden; er ist ein Gott, wenn man Den so nennen will, der alle menschliche Tugenden im höchsten Maße besitzt.

Gewiß, eine captatio benevolentiae an den Leser, durch welche sich Manche beim Lesen dieser Vorrede und beim Erblicken des gelehrten Apparates, dem der Verf. diese seine glückliche Sinnesänderung zu verdanken versichert, bestechen lassen werden, wenn anders nicht das Geräusch, mit welchem er jenes Endergebniß seines Buches zum Voraus ankündigt, und die Gehässigkeiten, mit denen er diese Ankündigung seiner Bekehrung zum Christenthum zu würzen nicht ermangelt, ihnen von vorn herein gegen die Lauterkeit dieses Resultats einiges Mistrauen einflößen. Indessen bekennen wir uns ihm für diese Ankündigung insofern dankbar, als er uns durch sie die Richtung bezeichnet, nach welcher hin wir den Inhalt seines Buches im Interesse der Leser d. Bl. zunächst zu prüfen haben. So wenig nämlich eine ausführliche Erörterung der Ausbeute, welche der Verf. aus seinen rabbinischen Studien für seinen Gegenstand gezogen haben will, hier am Platze sein würde, so hoffen wir dagegen durch eine kurze Darlegung des Misverhältnisses, in welchem sowol der Gang als die Resultate der Untersuchung zu dem Sinne jener Ankündigung stehen, den Dank unserer Leser um so mehr zu verdienen, als wir gerade hiermit ohne Zweifel wol den Kernpunkt des Interesses berühren, welches auch das nichttheologische Publicum an den durch das Strauß'sche Werk neu angeregten Forschungen über die Urgeschichte des Christenthums nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mylord Marshall.

Unter allen den Männern, mit denen sich Friedrich II. zum vertrautern Umgang in dem engern Kreise von Sanssouci umgeben hatte und die Preuß in seinem Buche über den großen König mit seinen Verwandten und Freunden vor uns auftreten läßt, finden wir keinen von zugleich so edelm und liebenswürdigem Charakter als Mylord Marshall, den ältern Bruder des Feldmarschalls Keith, dessen Heldenname der preußischen Geschichte angehört. Beide Brüder, als Anhänger des Stuart'schen Hauses in die Vertreibung desselben aus ihrem Vaterlande verwickelt, durch ihren Stand ebenso wie durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Bildung ausgezeichnet, hatten, nachdem sie sich und ihren Degen in fremden Ländern rühmlichst bekannt gemacht, endlich in Preußen ein neues Vaterland und bei dessen König eine Stellung und Befriedigung gefunden, wie sie nur durch Wahlverwandtschaft großer Seelen möglich wird. Der ältere Georg, erblicher Marschall und Pair von Schottland, dessen Geburtsjahr bei Preuß zwischen 1685 und 1693 ungewiß bleibt, in den „Souvenirs", von denen weiter unten die Rede ist, aber in 1686 gesetzt wird, hatte schon sein sechzigstes Jahr überschritten, als er sich nach dem zweiten schlesischen Kriege dem in voller Manneskraft stehenden Könige anschloß. Bei ihm blieb er, da ihn selbst das wiedergeöffnete Vaterland nach einem kurzen Besuch nicht mehr zu fesseln vermochte, bis an seinen Tod, der ihn erst im höchsten Alter in seinem Ruhesitze bei Sanssouci von seinem königlichen Freunde trennte. Rührend ist die nie getrübte Herzlichkeit des beinahe 30jährigen Verhältnisses zwischen dem Könige und dem philosophischen Greise, dessen sich immer gleichbleibende Wärme und Reinheit des Gemüthes den auch auf Friedrich's Fürstenthron oft erschütterten Glauben an das Edlere in der Menschenbrust nie untergehen ließ. Bei dem Wenigen, was wir im obenerwähnten Werke über die Lebensumstände von Mylord Marshall erfahren und was überhaupt darüber zu finden sein mag, erinnern wir an einen Beitrag, den die Marquise de Créquy dazu in dem ersten Bande ihrer „Souvenirs", von denen schon einige Mal in diesen Blättern die Rede gewesen, gegeben hat, und der um so interessanter ist, je getreuer sich darin die Persönlichkeit Beider abspiegelt. Sie erzählt von einer zärtlichen Jugendneigung zwischen Mylord Marshall und ihr, und wir hören sie mit Vergnügen die naive Sprache der Natur und des Herzens sprechen. Die Jakobiten hatten Mylord Marshall um 1710 mit Aufträgen an die ausgewanderten Großen ihrer Partei nach Paris geschickt, und die Zusammenkünfte wurden in dem Hôtel de Breteuil gehalten, wo die Marquise als Mademoiselle de Froulay damals bei ihrem Onkel lebte und sie, die junge, vornehme und reizende Erbin, sowol auf ihn, als er, der 24jährige Schotte, der hohe Geburt mit schöner Gestalt, Verstand und Gefühl mit einer ernsten, Vertrauen erregenden Haltung verband, auf sie den lebhaftesten Eindruck machte. „Wir fingen an", sagt sie, „uns mit Überraschung, dann mit Interesse, endlich mit Unruhe anzusehn, erst hörten wir uns sprechen und vermochten es nicht über uns, Eines an das Andere das Wort zu richten, dann wagte Eines in Gegenwart des Andern gar nicht mehr zu sprechen, weil uns die Stimme zitterte und bald ganz versagte. Endlich fragte er mich einmal aus dem Stegreif: „Wenn ich so dreist wäre, Sie zu lieben, würden Sie mir verzeihen?" „Es würde mir Freude machen", antwortete ich. Sogleich verfielen wir wieder in unsere schweigsame Zurückhaltung, sahen uns aber so oft als möglich mit Blicken an, aus denen unser Glück hervorleuchtete, und setzten die stumme Augensprache 6 Wochen oder 2 Monate mit immer neuem Entzücken fort." Er gab ihr Unterricht im Spanischen, und sowie sie überall kleine Züge, welche für die Sitte der Zeit bezeichnend sind, in ihre Erzählung zu verweben weiß, so bemerkt sie, daß es in Frankreich noch unerhört gewesen wäre, Englisch oder eine Sprache des Nordens zu lernen, und fährt fort: „Er setzte sich auf einen Klappstuhl hinter dem meinigen; kein Fräulein hätte sich damals auf einen Lehnstuhl, noch weniger auf einen Armsessel gesetzt. Stets war die Tante und andere Gesellschaft dabei gegenwärtig. Er übersetzte mir in blankverses (sans rime, aber nicht sans raison) ein Quatrain seines Vaters an ihn:

Als du geboren wardst, da lachte froh
Dir jedes Aug' entgegen, du nur weintest.
O, lebe so, daß sterbend dir allein
Wenn alles weint, der Blick in Freude schwimmt!"

So weit ging die Sache gut; als aber die Religion mit ins Spiel kam, konnte die Marquise die Schule nicht verleugnen, in der sie aufgewachsen und deren Grundsätze unerschütterlich zu den ihrigen geworden waren. Diese Schule war der Hof Ludwig's XIV., des Königs, der, als ihm hinterbracht wurde,

Digitized by Google

sein Neffe wolle einen Edelmann, dessen Mutter für eine Jansenistin galt, in seinen Dienst nehmen, diesen darüber zur Rede stellte und auf die Versicherung, jener sei kein Jansenist und möge eher zu wenig an Gott glauben, sagte: „O, si ce n'est que cela, pourvu qu'il n'est pas Janseniste, vous pouvez le prendre.“ Eine gemischte Ehe war an diesem Hofe ein größerer Greuel als eine Mißheirath und ein Hoffräulein, in welches sich der dänische Gesandte verliebt hatte und welches damit geneckt wurde, wußte die pure Unmöglichkeit, daß sie ihn begünstigen könne, nicht besser ins Licht zu setzen als mit den Worten: „Il est Huguenot.“ Als daher der Lord einen förmlichen Heirathsantrag machte, die Angehörigen aber fanden, daß er Calvinist sei, was bei der Marquise ein Collectivname für alle evangelischen Confessionen ist, ließ dieser Umstand, aus dem er kein Hehl machte, an den beide aber vorher nicht gedacht hatten, sie keinen Augenblick anstehen, seine Hand auszuschlagen. Zwei Tage nachher reiste Mylord Marshall nach Hause und stürzte sich daselbst, wie er der Tante schrieb, aus Schmerz und Verzweiflung in so gefährliche Unternehmungen seiner Partei, daß er nahe daran war, deren Opfer zu werden. Erst nach 40 Jahren, als Gesandter des Königs in Paris, sah er die Marquise wieder. „Dieses Wiedersehen“, sagt sie, „ließ uns eine überraschend rührende Entdeckung machen. Wir hatten nie aufgehört, aneinander zu denken, unsere Herzen waren so tief voneinander durchdrungen, daß sie eine Empfindung festgehalten hatten, die anfangs schmerzhaft, nachher unendlich süß war. Um sich ewig zu lieben, muß man sich einmal wahrhaft geliebt haben und dabei stehen geblieben sein. Keine Erfahrung von Unvollkommenheit oder Schwächen hat die Illusion zerstört, die idealische Vorstellung, die man sich voneinander gemacht hat, übt noch immer ihren Zauber aus, und wenn man sich am Ende des Lebens wiedersieht, empfindet man ein so zartes, reines und feierliches Gefühl, daß ihm kein anderes im Leben zu vergleichen ist.“ Die Marquise erinnert uns hier an das Mütterchen in Fahlun, welches bei Auffindung eines verschütteten, längst vergessenen Bergmanns in ihm den Liebsten ihrer Jugend wiedererkennt. Schwerlich würde selbst die romantisch-tragische Gewalt dieser Situation im Stande gewesen sein, in der Brust der Marquise eine Saite der Empfindsamkeit anklingen zu lassen; vor der verschrumpften Mumie wäre sie kalt vorübergegangen. Aber hier steht der lebendige, ausgezeichnete Mann wieder vor ihr, der selbst im Alter jugendliche Wärme des Gefühls mit der ritterlichsten und zartesten Galanterie zu verbinden weiß. „Hören Sie“, sagt er zu ihr, „die einzigen französischen Verse, die ich je gemacht habe, die einzigen, die einen Vorwurf gegen Sie enthalten mögen:

Un trait, lancé par caprice,
M'atteignit dans mon printemps,
J'en porte la cicatrice
Encore sous mes cheveux blancs.
Craignez les maux qu'amour cause,
Et plaignez un insensé
Qui n'a point cueilli la rose,
Et que l'épine a blessé.“

und eine Thräne stand in seinem stolzen Auge. „Wollen Sie denn wieder zu Ihrem König zurück, werden wir uns nicht wiedersehen? werden Sie sich nicht bekehren?“ „Ich bin diesseits wie jenseits einer der Ihrigen“, antwortete er mit bewundernswürdiger Simplicität; „ich habe Sie immer zu sehr geliebt, um nicht auch Ihre Religion zu theilen. Welche Religion mußte das sein, die ihnen Kraft geben konnte zu entsagen! Ich bin Katholik geworden und bin es im Geist und in der Wahrheit.“ Der Antheil, den er der Marquise in dieser Antwort auf ihre letzte zudringliche Frage an seiner Religionsveränderung beilegt, scheint jedoch mehr auf Schmeichelei als auf Wahrheit zu beruhen; denn warum hätte er sonst den einzigen Anstand, der seiner Verbindung mit ihr im Wege stand, nicht gleich beim Heirathsantrag hinweggeräumt. 138.

Bibliographie in Großbritannien.

Daß Lowndes' „Bibliographer's manual“ bald nach seinem Erscheinen in Deutschland die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat, weil das Buch einem sehr dringenden Bedürfnisse genügte, war dem Verfasser ein Mitbeweggrund, seine Kenntnisse und seinen Fleiß einem andern Gebiete der Bibliographie zuzuwenden. Er kündigte vor einigen Monaten den „British librarian“ an und hat unlängst bereits die erste Lieferung versendet, über welche, wären anders diese Blätter der Ort für eine kritische Besprechung, sich jetzt noch kein Urtheil abgeben läßt, weil das Vorliegende — eben ein Fragment ist. Aber es genügt vollkommen, um den Zweck des neuen Unternehmens kennen zu lernen. Dieser ist kein anderer, als die besten Bücher in jeder Wissenschaft aufzuführen und mit kritischen und bibliographischen Noten zu versehen, damit der „Librarian“ sei ein „book-collector's guide to the formation of a library in all branches of litterature, science, and art, arranged in classes“ ꝛc. Man hat früher schon in England einen ganz ähnlichen Versuch gemacht, allein er fiel so unglücklich aus, daß Dibdin's „Library companion“ gegenwärtig kaum mehr in irgend einer bibliographischen Bibliothek gesehen wird. Wollte man mit dieser die neue Arbeit vergleichen, so würde man Lowndes zu nahe treten; denn was seiner frühern Leistung Ruhm erworben — die große Genauigkeit, die maßhaltende Kürze der Noten, die Übersichtlichkeit —, muß auch an dieser gelobt werden, die freilich, und das wäre denn wol die Hauptsache, eine Aufgabe lösen will, welche der noch so bewährten Kraft eines Einzelnen dennoch zu schwer sein möchte. Wie, sollte wirklich der Verfasser glauben, daß die Tableaux, die er in den selbstgeschaffenen Abschnitten: „Religion and its history“, „Ethics and morals“, „Legislation and politics“, „Sciences and arts“, „History and antiquities“ und „Miscellaneous litterature“, aufstellen wird, wirklich „the best works of the best authors“ enthalten werden? Das Vaterland war früher der Gegenstand seiner trefflichen Arbeit. Da war freilich leichter Genügendes zu geben, und er hatte den Vortheil für sich, die Sichel in eine noch nicht geschnittene, herrlich aufgegangene Saat zu legen; jetzt ist es die Literatur der Welt, und man kann sich kaum des Schwindels erwehren, wenn man vernimmt, daß ein Einziger sich auf die unermessene Höhe stellt, um Allen zu zeigen, was für Alle das Beste sei! Für dieses Mal liegt ein Stück von der Literatur der Gottesgelahrtheit vor, zunächst die bibliographischen Einleitungen in die Heilige Schrift, dann die Ausgaben derselben, die Polyglotten, Originaltexte, Übersetzungen; die theologische Philologie, Einleitung in das Studium, Abhandlungen über die kanonischen und apokryphischen Bücher, Concordanzen, Wörterbücher, Kritik, Commentare und Interpretationen — Alles recht fleißig aufgestellt; nur möchte man gar zu oft fragen, warum ist eben nur dies und nicht mit eben dem Rechte Anderes gewählt? weshalb z. B. Gabelenz' und Loebe's und Schmeller's Ausgabe der neuentdeckten Fragmente der gothischen Übersetzung des Matthäus und nicht die des Grafen Castiglioni; weshalb bei den deutschen Bibelübersetzungen, wo doch wahrlich an trefflichen Vorarbeiten kein Mangel ist, so durchaus Ungenügendes nur nach Townley, weshalb Lachmann's Ausgabe des Neuen Testaments vermißt wird, da doch andere von beiweitem geringerm Werth Platz gefunden haben; weshalb mit einem Worte, deutsche Arbeiten so unendlich zurücktreten. Dergleichen ist kaum zu rechtfertigen und thut einer Arbeit Eintrag, an der, ist sie erst vollendet, gewiß auch viel zu rühmen sein wird. Weshalb nur der so große Bau, wo es noch an bequemen Häusern und Wohnungen fehlt? 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 62. — 3. März 1839.

Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer. Drei Haupttheile in fünf Abtheilungen.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Ist es wahr — diese Frage möge uns der Hr. Verf. hier verstatten —, daß, wie er weiter noch in der soeben angeführten Stelle der Vorrede behauptet, nach seiner Forschung Alles übrig bleibt, „was man nöthig hat zum Grundstein einer geoffenbarten Religion"? daß „nur von den äußern Säulenhallen einige einstürzen"? daß „das Allerheiligste, die Flamme auf dem Hochaltar nicht dadurch getrübt wird, sondern sogar, weil alter Rauch entfernt wird, glänzender aufbrennt"?

Niemand ist gewiß weiter entfernt als wir, diese Frage schon darum mit Nein zu beantworten, weil der buchstäbliche Glaube an die Thatsächlichkeit der evangelischen Erzählungen mit den Resultaten dieser Untersuchung nicht zusammenbestehen kann. Auch wir theilen von ganzem Herzen die Überzeugung, daß durch die Entfernung mancher ungeschichtlichen Züge die Herrlichkeit, in welcher das Charakterbild des Heilandes strahlt, nur gewinnen, die Flamme, wie sich der Verf. ausdrückt, nur heller aufleuchten kann. Indessen täusche man sich auch nicht über die Erfodernisse einer solchen historischen Restauration jenes erhabenen Bildes, welche den Ruhm in der That verdienen soll, die Züge dieses Bildes in reinern Umrissen und in hellern Farben vor unsern Augen leuchten zu lassen. Auch Strauß scheint sich über diese Erfodernisse getäuscht zu haben; nicht blos in der bekannten „Schlußabhandlung", welche den historischen Christus gänzlich aufgibt und statt seiner den Gesammtbegriff der Menschheit zur Idee des Gottmenschen ausprägen will, sondern auch noch in der spätern Abhandlung im Mundt'schen „Freihafen", welche in der Anerkenntniß des Geschichtlichen einige Schritte vorwärts zu thun Miene macht. In dieser nämlich reiht er Jesum von Nazareth in die Classe der „Genien" ein, deren Verehrung, sowie sie sich unter Andern in der Lust, ihnen Denkmäler zu setzen, bethätige, er für die eigentliche „Religion unsers Zeitalters" erklärt; er reiht ihn unter diese ein, mit dem Vorbehalte jedoch, daß die Art seiner Wirksamkeit und der Umstände seines Auftretens vielleicht uns bestimmen können, in ihm den größten aller weltgeschichtlichen Genien zu erblicken. Daß Jesus solch ein Genius gewesen sei, dies kann indessen Strauß den Resultaten seines Werkes zufolge nur aus den Wirkungen des Auftretens dieser Persönlichkeit, welche die Geschichte im Ganzen und Großen zeigt, zu erschließen sich berechtigt glauben; die unmittelbare Anschauung dieser genialen Persönlichkeit wird er nach jenen Resultaten nicht als Kenntniß für sich in Anspruch nehmen wollen. Nun aber fragen wir — abgesehen vorerst noch von der weitern Frage, die wir wenigstens an Strauß nicht richten würden, ob diese Kategorie des Genius eine zureichende sei, um die Integrität des historischen Gehaltes des Christenthums darin erhalten und aufbewahrt zu finden —, ob dies für eine Offenbarung des göttlichen Geistes, für eine nicht an die ersten Jünger blos, sondern auch an uns gerichtete Offenbarung gelten könne, wenn die Person, in welcher dieser Geist sich offenbart haben soll, unserer Anschauung, unserer lebendigen unmittelbaren Kenntnißnahme entzogen ist? wenn wir diese Persönlichkeit nicht so zu sagen von Angesicht zu Angesicht sehen, sondern nur dies, daß eine solche überhaupt müsse dagewesen sein, aus ihren entferntern Wirkungen (denn die nähern, allein eigentlich charakteristischen sollen ja nach Strauß gleichfalls in die Nacht des Mythus gehüllt sein) erschließen können?

Wir haben diese Frage hier nicht aufgeworfen, um gegen Strauß einen Vorwurf darauf zu begründen, der wenigstens in seinem frühern größern Werke gar nichts der Art, wie wir hier vermissen, zu geben versprochen hatte. Wol aber würde ein Vorwurf solcher Art unsern Verf. treffen, wenn sich zeigen sollte, daß ungeachtet seiner glänzenden Versprechungen in der Vorrede und ungeachtet der durch sein ganzes Werk sich hindurchziehenden trotzigen Scheltreden gegen Die, welche einen historischen Kern in der evangelischen Geschichte vermissen, auch sein Christus ein trübes Nebelbild bleibt, von dem wir kaum etwas Mehres wissen als nur jene ganz allgemeinen Züge, die uns auch Strauß nicht hat entreißen wollen. Er würde ihn um so härter treffen, wenn sich überdies finden sollte, daß er, trotz der Emphase, mit welcher er den Strenggläubigen gegenüber die Reinheit seines angeblich vom Staube der Überlieferung gesäuberten Christusbildes anpreist, den weit häßlichern Schmuz, mit welchem der Naturalismus einer jetzt glücklich vorübergegangenen Zeit durch seine geschmacklosen Wunderdeutungen und an-

dere in die evangelische Geschichte hineingebrachten Absichtlichkeiten jenes hehre Bild verunreinigt hatte, aus dem Kehrichtwinkel, wohin ihn Strauß geworfen, wieder hervorsucht, um die Lücken, die auch seine angebliche Kritik in der Geschichte zurückläßt, damit auszustopfen und das als historischen Inhalt Stehenbleibende damit herauszuputzen. Ob wir nun dem Verf. Unrecht thun, wenn wir behaupten, daß Beides in seiner Darstellung wirklich der Fall sei: dies wird sich, hoffen wir, aus nachfolgender kurzen Skizze des Inhalts der drei letzten Abtheilungen seines Werkes ergeben.

Entsprechend dem Unterschiede, den er laut der ersten Vorrede zwischen dem Charakter und Inhalte der synoptischen und dem des Johanneischen Evangeliums annimmt, gibt Hr. Gfrörer seine eigentliche Hauptuntersuchung in zwei voneinander abgetrennten Theilen, deren ersten er „Die heilige Sage", den zweiten „Das Heiligthum und die Wahrheit" benennt. Man erräth, daß der erste zu seinem Gegenstande die Synoptiker, der zweite den Johannes haben wird. Der Überschrift entspricht nun der Inhalt des ersten dieser beiden Theile insofern allerdings, als die Tendenz desselben wesentlich diese ist, nicht etwa die geschichtliche Grundlage der als sagenhaft bezeichneten synoptischen Berichte, sondern vielmehr nur etwa dies, daß ihre Natur eine mythische sei, zu erweisen. Man könnte meinen, ein solches Beginnen nach Strauß sei eine Ilias post Homerum, um so mehr, da wir über die Natur jener „Mythen" durchaus nichts Positiveres erfahren als bei Strauß auch, sondern Alles ganz ebenso wie dort auf eine angeblich unmittelbare, d. h. mechanische Übertragung alttestamentlicher Vorbilder und jüdischer Nationalmeinungen über den zu erwartenden Messias auf die Person Jesu von Nazareth hinauskommt. Doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Verfahren des Hrn. Gfrörer auch hier ein eigenthümliches, von Strauß abweichendes und das Werk des Letztern nur zu sehr ignorirendes ist. Strauß war bei seiner Kritik überall zunächst auf den Inhalt losgegangen, er hatte die Widersprüche und sonstigen Inconvenienzen desselben aufzudecken gesucht und den Schluß über die schriftstellerische Beschaffenheit und das gegenseitige Verhältniß der evangelischen Berichte theils an jeder einzelnen Stelle erst aus jener Untersuchung resultiren lassen, theils in Bezug auf das Ganze und Allgemeine seinen Lesern zu ziehen überlassen. Hr. Gfrörer spinnt umgekehrt seine Kritik an dem Faden einer Untersuchung über den Ursprung, die schriftstellerische Composition und die wahrscheinlichen Quellen der Evangelienschriften als solcher fort. Die Gesammtansicht, welche er dabei zum Grunde legt, wird von ihm zwar in seinem gewohnten prahlerischen Tone für eine neue ausgegeben; sie ist aber, genauer angesehen, keine andere als die von Schleiermacher zuerst in seiner, von dem Verf. so bitter gescholtenen und für ein „Machwerk" erklärten Abhandlung über Lukas ihren Hauptzügen nach entwickelte und seitdem von einem großen Theile, wo nicht von der Mehrzahl der theologischen Kritiker und Exegeten angenommene. Eine Menge verloren gegangener schriftlicher Aufsätze über einzelne Partien und Begebenheiten der evangelischen Geschichte von verschiedenen Verfassern, theils historischen, theils sagenhaften Inhalts, soll unsern synoptischen Evangelisten gemeinschaftlich zum Grunde liegen; aus diesen Denkschriften soll mindestens 50 Jahre nach Christi Tode zuerst das Evangelium, welches, jedoch mit Unrecht, den Namen des Lukas trägt, noch später das sogenannte Matthäus-Evangelium zusammengestellt worden sein, aus beiden endlich der, versteht sich gleichfalls mit Unrecht so genannte Marcus seine Evangelienschrift extrahirt haben. Dieser Ansicht gemäß, welche der Verf. zunächst durch eine Zergliederung der Einleitungsworte des Lukas-Evangeliums zu erweisen sucht, geht er in der ersten Abtheilung dieses Theils zuvörderst das ebengenannte Evangelium nebst der Apostelgeschichte mit großer Ausführlichkeit durch und sucht, ohne sich noch näher oder im Zusammenhange auf den Inhalt einzulassen, ähnlich wie Schleiermacher vor ihm — der es aber unserm Verf. nirgend zu Danke macht und deshalb von ihm in einem fast mehr als schulmeisterlichen Tone unaufhörlich zurechtgewiesen wird —, überall nur die Nähte nachzuweisen, welche auf eine Benutzung und ziemlich unverarbeitete Zusammenstellung verschiedenartiger Quellen durch den Evangelisten schließen lassen sollen. Kürzer wird hierauf in der zweiten Abtheilung über Matthäus und Marcus gehandelt und sodann die Resultate des Ganzen gezogen, welche in der Hauptsache die von uns schon bezeichneten sind und durchaus noch keine irgendwie geschichtlich zu nennende Ausbeute, welche der Verf. aus seiner Kritik gezogen hätte, erkennen lassen.

Was nun den wissenschaftlichen Werth dieser Untersuchung an sich selbst, abgesehen von ihrem Verhältnisse zu den großsprecherischen Verheißungen des Verf. betrifft, so bekennt Ref., daß er für seine Person dieselbe, selbst wenn sie, was sie nicht ist, mit dem eindringendsten Scharfsinne, mit der höchsten Umsicht, Kaltblütigkeit und Besonnenheit, ungefähr wie die zum Theil damit parallel gehende Abhandlung des unsterblichen Schleiermacher, geführt wäre, auch dann noch als eine ihrem ganzen Umfange nach völlig unnütze und in den Wind geschriebene würde betrachten müssen. Der Verf. hat es nämlich unterlassen, obgleich er es in der Zeit seines Erscheinens im Drucke noch sehr wohl gekonnt hätte, ein Werk zu benutzen oder nur zu berücksichtigen, welches diese gesammte Untersuchung über Ursprung, Charakter und gegenseitiges Verhältniß der synoptischen Evangelien auf einen völlig neuen Standpunkt stellt und alles bisher darüber Geschriebene mit wenigen Ausnahmen unbrauchbar macht. Wir meinen die Schrift: „Der Urevangelist", von Ch. G. Wilke (Dresden 1838). Ref. hat sich über dieses wichtige Buch und über das Verhältniß desselben zu seinem eigenen Werke über die evangelische Geschichte an einem andern Orte umständlicher ausgesprochen; er will also hier nur kurz bemerken, wie durch dieses Buch dasselbe Ergebniß, zu welchem unabhängig davon auch Ref. auf seinem Wege sich hingeführt gefunden hatte, die Ursprünglichkeit des Marcus-Evangeliums und sein Verhältniß als Quelle zu den beiden andern, durch eine allen Foderun-

gen der ſcrupulöſeſten Genauigkeit genügende Kritik zu einer Evidenz gebracht worden iſt, für die man wol mit größerm Rechte als Hr. Gfrörer anmaßlicherweiſe für ſeine Anſichten den Namen einer „mathematiſchen" in Anſpruch nehmen könnte. Das Reſultat iſt dort um ſo feſter und ſicherer geſtellt, als es durchaus nur auf die vergleichende Betrachtung des Textes der Evangelienſchriften begründet iſt, ohne irgend einen vorläufigen Hinblick auf die Folgen, die es für die Beurtheilung ihres ſachlichen Inhalts zu haben freilich nicht umhin kann. Daß dieſe Folgen im Allgemeinen nicht anders als für den hiſtoriſchen Charakter der ſynoptiſchen Berichte günſtig ausfallen können, dies glaubt Ref. in ſeiner „Evangeliſchen Geſchichte" für jeden unbefangenen Betrachter überzeugend ans Licht geſtellt zu haben. Dennoch bleibt er weit davon entfernt, von dieſem Ergebniſſe, für ſo wichtig und folgenreich er daſſelbe auch erkennt, ſowie von dem Übrigen, was er in dem eben genannten Werke, zum Theil von Wilke abweichend, über den wahrſcheinlichen Urſprung der dem Marcus fremden Partien des Matthäus- und Lukas-Evangeliums feſtgeſtellt hat, die Überzeugung, daß wir hier geſchichtlichen Kern von ganz anderm Umfange und ganz anderer Intenſität vor uns haben, als Hr. Gfrörer es zugeben will, geradezu abhängig zu meinen. Solche Überzeugung ruht bei ihm überhaupt nicht auf dem juriſtiſchen Beweiſe aus glaubwürdigen Zeugenausſagen; ſie ruht auf der innern Wahrheit des aus der ſynoptiſchen Darſtellung hervorleuchtenden Charakterbildes, von welchem die Unmöglichkeit, daß es ein erſonnenes oder ein aus verſchiedenartigen ſagenhaften Zügen zufällig zuſammengewürfeltes ſei, nur um ſo heller in die Augen ſpringt, je deutlicher es ſich herausſtellt, daß die evangeliſchen Berichte nicht auf die Gültigkeit und Bedeutung unmittelbarer Zeugenausſagen Anſpruch machen können. Ja, Ref. geht noch weiter; er wagt zu behaupten, daß es bei allen hiſtoriſchen Unterſuchungen über evangeliſche Geſchichte ſchlechterdings um nichts Anderes zu thun ſein kann, als einzig und allein um ein ſolchergeſtalt durch ſich ſelbſt und durch ſeine innere Wahrheit ſich beglaubigendes Chriſtusbild; daß eine Kunde über die Perſon, die Reden und die Thaten des Heilandes, deren Glaubhaftigkeit nur auf Zeugenausſagen oder auf ſonſtigen äußern Beweismitteln ruhte, von keinem oder nur von untergeordnetem Werth für uns ſein könne. Und in dieſer Beziehung nun ganz beſonders iſt es, daß er Hrn. Gfrörer's Darſtellung nicht ohne Unwillen und widerwärtige Eindrücke hat durchleſen können. Möchte derſelbe immerhin geirrt haben in Bezug auf das Äußere, auf den Urſprung und den ſchriftſtelleriſchen Charakter der ſynoptiſchen Überlieferung; dieſen Irrthum, wie es wenigſtens nach unſerm Dafürhalten allerdings ein ſolcher iſt, theilten und theilen noch jetzt viele ehrenwerthe Männer mit ihm, die darum für den weſentlichen Gehalt dieſer Darſtellung nicht verſchloſſen ſind. Allein gerade in Bezug auf den ſoeben ausgehobenen Punkt können wir nicht umhin, des Verf. Skepſis für eine weit bösartigere und verderblichere zu achten als die Skepſis von Strauß. Strauß, ſo wenig es ihm auch gelungen iſt, oder vielmehr, ſo wenig es bei ihm vermöge der geſammten Anlage ſeines Werkes darauf abgeſehen ſein konnte, das Charakterbild des Heilandes in ſeiner poſitiven Wahrheit hinzuſtellen, zeigt doch, wie Ref. auch früher in d. Bl. rühmend anerkannt hat, allenthalben eine gewiſſe Offenheit des Sinnes für die individuellen Züge, welche dieſem Bilde angehören. Er reſpectirt ſolche Züge meiſt um des Geiſtes willen, der aus ihnen ſpricht, auch wenn er an ihnen äußerliche Widerſprüche oder Unwahrſcheinlichkeiten zu rügen findet; eine und die andere wirkliche Beeinträchtigung derſelben hat er ſich in den ſpätern Auflagen des „Lebens Jeſu" zurückzunehmen ſchnell bereit gezeigt. Kurz, man erhält von ſeiner Kritik, obſchon ſie an einzelnen Stellen auch in dieſer Beziehung zu weit geht, doch im Ganzen den Eindruck, daß es ihm um ein geſchichtlich treues Charakterbild Jeſu in der That redlich zu thun und er keineswegs für ein ſolches verſchloſſen iſt; daß er ſich zum buchſtäblichen Glauben an die evangeliſchen Berichte nur darum nicht entſchließen kann, weil er durch ſie jenes Bild, ſtatt in ſein Detail ausgeführt, vielmehr in weſentlichen Beziehungen getrübt findet, aber gern einem Berichte Glauben ſchenken würde, der ihm in reinen, klaren und mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden Zügen ein ſolches Bild vorführte. Hr. Gfrörer dagegen verfährt in ſeiner Kritik der ſynoptiſchen Berichte auf eine Weiſe, welche zeigt, daß ihm auch jede Ahnung von der Bedeutung Deſſen abgeht, was er bei dieſer Kritik preisgibt oder aufs Spiel ſetzt. Nirgend erblickt man bei ihm ein lebendiges Charakterbild jener heiligen Perſönlichkeit, welche den Inhalt der evangeliſchen Geſchichte ausmacht, oder auch nur den Gedanken an die Möglichkeit eines ſolchen Charakterbildes im Hintergrunde. Er wirft mit gleicher Schonungsloſigkeit Reden und Ausſprüche des Herrn — mögen dieſelben noch ſo ſehr durch das Zeugniß des Geiſtes ſich beglaubigen, noch ſo ſehr den Stempel jener erhabenen, wahrhaft göttlichen Eigenthümlichkeit tragen, von der wir mit Recht bezweifeln, daß es je einem Dichter ſie nachzubilden gelingen könne — unter die Machwerke der Sage, wie die gleichgültigſten Nebenumſtände, oder wie die abenteuerlichſten Wundererzählungen, ſobald irgend eines ſeiner ſelbſterdachten, oder aus den rabbiniſchen Studien herausgeklügelten Merkmale des angeblich Mythiſchen auf ſie zu paſſen, oder irgend ein Widerſpruch zwiſchen ihnen und dem eigenmächtig vom Verf. erſonnenen Geſchichtszuſammenhange ſich hervorzuthun ſcheint. Überhaupt kennt die Willkür der combinatoriſchen Auslegung, deren Launen der Verf. auch den bewährteſten Kern der Überlieferung opfert, keine Grenzen. Er häuft Einfälle auf Einfälle, Hypotheſen auf Hypotheſen und wird nicht müde, dieſelben mit marktſchreieriſcher Unverſchämtheit als „ſonnenklare" Ergebniſſe ſeiner „hiſtoriſchen Mathematik" dem Leſer anzupreiſen. Durch dieſes Gewirr weit ſicherer als durch eine blos negative Kritik erreicht er es, den Leſer ſchwindeln zu machen und in ihm das Gefühl zu erwecken, als werde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen, ſodaß nach der Lecture ſeines Werkes gewiß Keiner ſo leicht, wie es nach der Lecture des

Strauß'schen Manchem so geschah, zu eigenem rüstigen Forschen nach der positiven Wahrheit des Evangeliums sich angereizt und ermuntert fühlen wird.

Indessen der Verf. hatte uns sogleich in seiner ersten Vorrede darauf vorbereitet, daß in seinem zweiten Haupttheile Manches vorkommen werde, „was rechtgläubigen Ohren sehr wehe thun mag"; er hatte dort zugleich versprochen, daß „die Wunden, welche dieser Theil schlagen möchte", durch den dritten, betitelt: „Das Heiligthum und die Wahrheit", geheilt werden würden. Es ist daher billig, daß auch wir, wie er von seinen Lesern überhaupt verlangt, unser Urtheil über das Buch nicht eher abschließen, als bis wir auch diesen Theil, „die Krone seiner jahrelang fortgesetzten, mühseligen Arbeit", geprüft haben.

Wir wollen nun hier nicht fragen, wie es mit der „Vollständigkeit" des Beweises aussieht, den der Verf. geführt zu haben vorgibt, daß Johannes — mit dem Evangelium dieses Apostels nämlich beschäftigt sich dieser Theil — „ein Augenzeuge war, daß er Geschichte erzählt, daß der christliche Glaube auf sturmfestem Boden ruht". Ref. hat bei Hrn. Gfrörer nichts gefunden, was ihn bewegen könnte, von seiner anderwärts ausgesprochenen Ansicht über dieses Evangelium abzugehen; ja, er muß bei der Schonungslosigkeit, mit welcher derselbe die kirchlichen Zeugnisse über die Verfasser der synoptischen Evangelien behandelt, ihm geradezu das Recht absprechen, denjenigen Umstand für sich zu benutzen, der von allen übrigen noch am meisten für die Authentie dieser Urkunde spricht, und der auch Ref. bestimmt, eine wirklich von dem Apostel Johannes herrührende Grundlage dieser Evangelienschrift nicht in Abrede zu stellen. Jedoch es sei, das Evangelium des Johannes möge wirklich in allen seinen Theilen für das Werk eines Augenzeugen und dieses Augenzeugen gelten: was haben wir bei dem Verfahren, welches sich der Verf. auch mit dieser Urkunde erlaubt, dadurch gewonnen? Ich frage jeden Leser, der einigen Begriff von Dem hat, worauf es bei historischer Treue und Glauben ankommt, welchen Werth das Zeugniß eines Schriftstellers haben kann, der sich solche Dinge zu Schulden kommen läßt, wie dem Johannes von unserm Verf. aufgebürdet werden? Johannes war bei der Hochzeit zu Kana gegenwärtig, gegenwärtig als vertrauter Jünger seines Meisters und unstreitig auch Freund von dessen Familie, hörte (so deutet der Verf. die Wechselreden Joh. 2, 3—5.) das Zwiegespräch zwischen Jesus und seiner Mutter über die passende Zeit zur Eröffnung des mitgebrachten Weinvorraths mit an und berichtet uns dasselbe treulich; und dennoch geräth er auf den Gedanken, der Meister habe durch seine Wunderkraft das Wasser der Reinigungsgefäße in Wein verwandelt, und erzählt uns diesen abenteuerlichen Einfall als wirklich vorgefallene Geschichte! Johannes war bei der Speisung auf dem Berge gegenwärtig, er wußte recht wohl oder konnte es wissen, daß die fünf Brote und zwei Fische, mit deren Vertheilung Jesus die Losung zu jener allgemeinen Gastlichkeits- oder Wohlthätigkeitsscene gab, in welcher nach unserm Verf. das angebliche Wunder der Brotspeisung bestehen soll, nicht der einzige Mundvorrath waren, der sich unter der versammelten Menge fand; und dennoch erzählt er diese Scene in Ausdrücken, als theile er die Meinung des thörichten Hausens, welcher in diesem ganz natürlichen Hergange ein Mirakel erblickte und Jesum deshalb zum König ausrufen wollte! Johannes war nicht minder in dem Schiffe, welches nach dieser Begebenheit die Jünger über den See hinüberführte, er berichtet genau alle die kleinen Umstände, aus welcher der Scharfsinn unsers Verf. jetzt, nach 1800 Jahren, den wahren Hergang haarklein zu entwickeln weiß; und dennoch ließ er sich durch eine „optische Täuschung", welche zufällig dabei „mit unterlief", seinen gesunden Sinn dergestalt bethören, daß er den am Ufer wandelnden Meister für ein auf den Wogen einherschreitendes Gespenst hielt und sich auch nachher dieses Wunder — über das er denn doch wol mit dem Meister selbst Unterredung gepflogen haben wird — nicht ausreden ließ. Bei der Erweckung des — scheintodten — Lazarus (von der übrigens, beiläufig gesagt, unser Verf. höchst scharfsinnig beweist, daß sie eine und dieselbe Begebenheit ist mit der von Lukas erzählten Erweckung des Jünglings zu Nain) war zwar Johannes, nach der Meinung des Verf., dem hier die „optischen Täuschungen" doch selbst ein wenig zu arg werden, wahrscheinlich nicht selbst gegenwärtig, hat aber mit größter Treuherzigkeit die Erzählung seiner Mitjünger so aufgestutzt angenommen und wiedergegeben, wie sie darauf berechnet war, die vollkommen der Wahrheit gemäße Versicherung der Juden, daß Lazarus nicht todt, sondern nur scheintodt gewesen sei, Lügen zu strafen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Nordamerikas
sittliche Zustände.

Nach eigenen Anschauungen
in den
Jahren 1834, 1835 und 1836,
von
Dr. N. H. Julius.

Zwei Bände.

Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses ebenso wichtigen als anziehenden Werks führen die Überschriften: Boden und Geschichte, Religiöses, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Volk und Gesellschaft, Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerikas seiner Betrachtung unterstellt.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 63. — 4. März 1839.

Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer. Drei Haupttheile in fünf Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 62.)

Auf ähnliche Weise hat zwar Johannes keinen unmittelbaren Theil genommen an den geheimen Berathungen und künstlichen Veranstaltungen des Johannes von Arimathia und anderer angesehener und einflußreicher Anhänger Jesu, durch welche nach unserm Verf., nicht ohne Vorwissen und Mitwirkung des Pilatus, der wirkliche Tod Jesu am Kreuze und das Zerschlagen der Beine bei der Abnahme vom Kreuze verhindert und die Wiederbelebung des abermals nur scheintodten Körpers in einem eigens dazu bereit gehaltenen Grabe herbeigeführt ward; aber was sollen wir von der Urtheilskraft eines Beobachters denken, dem, obgleich er alle Vorgänge bei der Kreuzigung und der Kreuzesabnahme mit angesehen hatte und von seiner Augenzeugenschaft recht ausdrücklich uns zu versichern Sorge trägt, doch dies Alles hatte entgehen können? der, als ihm der vermeintlich Gestorbene und Beerdigte leibhaftig wieder entgegengetreten war, auch da noch, überrascht und unvorbereitet wie er war, lieber das unerhörteste Wunder annahm, als daß er sich bewogen gefunden hätte, dem wahren Hergange der Sache, der doch, wie jetzt das Beispiel unsers Verf. zeigt, so leicht zu errathen war, ein wenig auf den Grund zu gehen?

Klingt es nicht wie ein Hohn gegen den Leser, wenn bei alle diesem der Verf. unaufhörlich das Johannes-Evangelium als die lauterste historische Quelle anpreist und seiner Darstellung den Ruhm zueignet, dies erwiesen zu haben? wenn er den Triumph des „gesunden Menschenverstandes", der „Logik" oder „historischen Mathematik" im Gegensatz gegen die Afterweisheit der Philosophie damit zu feiern vorgibt, daß er die Geschichte auf das Zeugniß solcher Schriftsteller basirt, wie nach ihm der Evangelist Johannes wäre?

Worin nun aber besteht nach allen diesen Gewaltsamkeiten, die der Verf. sich erlaubt, um die Augenzeugenschaft des Johannes zu retten, ohne doch in die Nothwendigkeit sich zu versetzen, den von ihm erzählten Wundern Glauben beizumessen, das von dem Verf. so pomphaft angekündigte positive Ergebniß seiner kritischen Betrachtung dieses Evangeliums? Etwa in derjenigen Anschauung der Persönlichkeit des Erlösers, welche wir aus den in diesem Evangelium mitgetheilten Reden desselben gewinnen? Von diesen Reden gesteht der Verf. selbst ein, daß sie nur dem kleinsten Theile, den allerallgemeinsten, von der fremden Zuthat kaum mehr zu unterscheidenden Grundgedanken nach Jesu persönlich angehören können, in ihrer vorliegenden Gestalt und Ausführung aber dem Berichterstatter, welcher sie nach einer von ihm später gefaßten Theorie theils aus schwankender Erinnerung, theils auch selbst nur aus Hörensagen — da er keineswegs überall als Augen- oder Ohrenzeuge spricht — seinem Meister in den Mund gelegt hat, sodaß also auch nach dieser Seite hin die Eigenschaft des Johannes-Evangeliums als „lautere historische Quelle" eine bedeutende Einschränkung erleidet. Alles gehörig ineinandergerechnet, läßt der Verf. als historische Thatsachen, worauf nach ihm das Christenthum sturmfest beruhen soll, nur diese zwei bestehen: erstens daß ein Individuum israelitischer Nation, genannt Jesus von Nazareth, mit freiem Geiste sich über die sittliche und religiöse Beschränktheit seines Volkes erhob, eine humanere Moral und eine von nationalem Aberglauben freie deistische Lehre verkündigte; sodann zweitens, daß dieser Jesus sich bereit erwies, diese seine Lehre durch seinen Tod zu besiegeln, und sie wirklich dadurch besiegelt haben würde, wenn er nicht durch die hülfreiche Hand einiger unbekannten Verehrer nach einigen Stunden erduldeter Pein gerettet und, nachdem er sich ein paar Mal seinen Jüngern gezeigt, um den erloschenen Muth derselben wiederanzufachen, bei Seite geschafft worden wäre, wahrscheinlich um den Rest seiner Tage in einem gemächlichen Einsiedlerleben zu verbringen, während seine betrogenen Jünger ihn zur Rechten des himmlischen Vaters entrückt meinten und als den eingeborenen Sohn dieses Vaters aller Welt verkündigten.

Dies also ist das Ergebniß, welches zu gewinnen der Verf. sich die Mühe seiner dreizehnjährigen Riesenarbeit nicht hat verdrießen lassen; dies die Einsicht, durch deren Besitz er sich sowol über die gläubigen Schwachköpfe, welche in Christus die als lebendige Persönlichkeit sich offenbarende Gottheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen wähnen, als auch über die metaphysischen Schwärmer, welche in philosophisch-geschichtlicher Construction das Christenthum zu begreifen sich unterfangen, so unendlich erhaben weiß. Wir würden über die Armseligkeit dieses Resultats, die ebenso klar am Tage liegt wie die Ver-

kehrtheit der Mittel, die er, um es zu erreichen, aufgeboten hat, kein Wort weiter verlieren, wenn wir nicht die Erscheinung des vorliegenden Buches, die sonst so wenig erfreuliche Seiten darbietet, wenigstens dazu nutzen zu müssen glaubten, an diesem warnenden Beispiele auf einen Grundmangel aufmerksam zu machen, an welchem eine weitverbreitete Hauptrichtung der durch Strauß neu angeregten Untersuchungen über die Urgeschichte des Christenthums leidet. Das vorliegende Buch steht seinen Principien und seiner Gesammttendenz nach keineswegs so vereinzelt da, wie man es in Folge der barocken und seltsamen Gestalt desselben meinen sollte; es ist nur die fratzenhafte Ausgeburt jener Richtung, welche die historischen Grundthatsachen des Christenthums durch einen Beweis der Art, den die Anhänger dieser Richtung zwar einen geschichtlichen nennen, den man aber richtiger einen juristischen nennen würde, durch einen äußerlichen Zeugen- und Urkundenbeweis erhärten will. Solches von Haus aus misverstandene und verkehrte Beginnen kann, für sich abgesondert verfolgt, ohne daß ein höheres geistiges Moment hinzutritt, welches man, fasse man dasselbe übrigens auch, wie man wolle, zuletzt doch wird Glauben nennen müssen, durchaus auf keine andern als auf solche Resultate führen, die, wenn sie mit den Resultaten unsers Verf. nicht unmittelbar zusammenfallen, doch auch nicht wesentlich von ihnen verschieden sind. Die Meinung, als komme es in letzter Instanz auf solche Facta an, über die ein gültiges Zeugniß nur von einem Augenzeugen abgelegt werden kann, diese Meinung wird immer dazu verleiten, in der Abschätzung der historischen Zeugnisse über Christus die Ordnung, die, wenn auch indirect, schon von der alten Kirche anerkannt worden ist, umzukehren und das Johannes-Evangelium, welchem man ehemals mit Recht, wenn auch nicht ganz in dem richtigen Sinne, eine blos supplementarische Bedeutung beimaß, wegen der angeblichen Augenzeugenschaft seines Verfassers zum Grundstein der evangelischen Geschichte zu machen. Wie nun aber dieses Evangelium durchaus kein lebendiges, anschauliches, individuell charakteristisches Bild der erhabenen Persönlichkeit gibt, mit der es sich beschäftigt, sondern nur ein solches, dessen „native hue", um mit Hamlet zu reden, „is sicklied o'er with the pale cast of thought", so ist die natürliche Folge jenes ersten Fehlers diese, daß man die lebendigen, geistvollen Farben jenes Charakterbildes, wie sie uns aus den Synoptikern entgegenleuchten, als das minder Wesentliche in den Hintergrund drängt und so Denen gewonnenes Spiel gibt, welche, auf die angeblich mythische Natur der synoptischen Überlieferung pochend, dieses Charakterbild selbst zu einem Gemächte der Sage machen. Wir haben nach Verlust dieses unschätzbaren Bildes nur noch die Wahl, ob wir uns den geschichtlichen Christus — denn nur der Christus des Johannes ist der geschichtliche — als einen mystischen Wundermann, welcher von der Gottheit, deren Sohn er sein will, zwar viel redet, sie auch wol vor den Augen seiner Zeitgenossen durch einzelne Mirakel bethätigt, aber nimmermehr sie auch vor den unserigen zur wirklichen Anschauung, zur Offenbarung bringt, oder ob wir ihn mit unserm Verf. als einen aufgeklärten, aber keineswegs durch Geistesgaben, die auch in unserer, so herrlich vorgeschrittenen Zeit noch für außerordentliche gelten können, noch weniger gar durch Genialität (diese perhorrescirt der Verf., wie aus der Vorrede zum zweiten Theil zu ersehen, ganz besonders) ausgezeichneten Menschenfreund denken wollen. Wählen wir das Letztere, so tritt dann weiter jene unselige Nothwendigkeit ein, die Wundererzählungen dieses angeblich reinhistorischen Evangeliums als wirkliche Ereignisse, bei denen es aber ganz natürlich zuging, ausdeuten zu müssen. Insbesondere ergibt sich dann für die Haupt- und Grundthatsache der apostolischen Verkündigung jene leider unter Theologen sowol als Laien unserer Tage, die sich der „mythischen Ansicht" gegenüber ihres Geschichtsglaubens rühmen, so verbreitete Ansicht, welche — es klingt hart, aber es ist nichtsdestoweniger wahr — das Bestehen und die Verbreitung des Christenthums zum Werke des albernsten Betruges macht: eine Ansicht, in Bezug auf die man es noch als eine Wohlthat erachten muß, wenn Schleiermacher die Auferstehung Christi als eine gleichgültige, das Wesentliche des Christenthums nicht berührende Thatsache bei Seite zu stellen suchte.

Eine so verkümmerte und verschrobene Auffassung der edelsten Gestalt und der außerordentlichsten Begebenheit, welche die Weltgeschichte kennt, ist, sagen wir, die unausbleibliche Folge eines Verfahrens, welches bei der Untersuchung über die Glaubwürdigkeit jener Thatsachen wie bei der Instruction eines Criminalprocesses zu Werke geht. Man ist gewohnt, gegen solches angeblich reinhistorische Verfahren keinen andern Gegensatz kennen zu wollen als nur den eines gleicherweise angeblich reingeistigen, d. h. eines aprioristischen Verfahrens, eines solchen, welches keines historischen Christus zu bedürfen vorgibt, sondern sein Christusideal als „Urbild der Menschheit" aus dem „reinen Begriffe" oder der „absoluten Idee" zu construiren unternimmt. Aber man vergißt, daß es zwischen diesen Beiden allerdings ein Mittleres gibt, das allein wahre, d. h. ebenso sehr allein wissenschaftliche oder historische wie allein im wahrhaften Wortsinne gläubige Verfahren, welches die Gestalt des persönlichen Christus erst auf dem Wege geistigen Schauens und der — einstweilen nur als solche, nicht als juristisch beglaubigte Zeugenaussage dahingenommenen — Überlieferung zu gewinnen sucht und nicht eher an die Untersuchung des äußern Thatbestandes, sowol des formalen der Überlieferung als auch des materialen der Begebenheiten geht, als bis es die so gewonnene Gestalt mit voller innerer Klarheit und mit unverlierbarer Sicherheit ihres Besitzes sich angeeignet zu haben bewußt ist. Nur eine solche Untersuchung braucht keine Resultate zu scheuen, denn nur sie weiß das Heiligthum geschützt, gleichviel welches die Beschaffenheit der Hülle sei, in der uns dasselbe überliefert ist.

Dem Ref. ist von einem Recensenten seiner „Evangelischen Geschichte" vorgeworfen worden, er erweise sich parteiisch für Christus und parteiisch gegen die Evangelisten. Träfe ihn dieser Vorwurf — und er würde sich

glücklich schätzen, wenn er glauben dürfte, durch seine Darstellung denselben in der That verdient zu haben —, so wäre damit nichts Anderes als eben dies gesagt, daß jene seine Darstellung aus der Anschauung dieser innern Wahrheit des evangelischen Christusbildes herausgearbeitet ist, von welcher die Berichterstatter ihrerseits nur ein unvollkommenes Bewußtsein hatten, und welche aus ihren Erzählungen zum Theil ohne ihr Verdienst und wider ihren eigenen Willen hervorgeht. Ch. H. Weiße.

Histoire de la France pendant la dernière année de la Restauration par un ancien magistrat. Zwei Bände. Paris 1839.

Die von Schlachtengetümmel und welterschütternden Katastrophen durchtobte Geschichte der Napoleon'schen Periode ist heutzutage das Lieblingsthema der historischen Forschung und der historischen Neugier. Die riesige Kriegergestalt des Kaisers, umstrahlt vom Nimbus eines märchenhaften Waffenglücks, getragen durch eine endlos gegliederte politisch-militairische Hierarchie, deren Basis ein ganzes Volk von Heroen — um nicht zu sagen von Klopffechtern — bildet, das ist der Gegenstand eines Cultus, den der historische mit dem poetischen Genius des Jahrhunderts theilt. Solche Götzendienerei wird schwerlich die Generation lange überdauern, die, Augenzeuge der unerhörten Thatsachen der Regierungsperiode Napoleon's, nach immer über dem Staunen das Urtheilen vergißt. Man misverstehe uns nicht. Wir sind weit entfernt die außerordentliche Bedeutung jener Periode zu leugnen, aber wir sehen dieselbe weder in der Persönlichkeit Napoleon's, noch in den hundert Schlachten, die er gewann, noch in dem mannichfaltigen Dynastienwechsel, dessen Zeuge jene Zeit war, noch endlich in irgend einem der materiellen Ereignisse, die sie hervorrief, sondern in den moralischen Völkerzuständen, die sie herbeiführte oder für die Zukunft vorbereitete, in den nationalen Vorurtheilen, die sie zerstörte oder schuf, in dem mächtigen Aufschwunge des Geistes der Menschheit, der ihr kraft des Princips der Reaction folgte, kurz in Gegenständen, die von der gewöhnlichen historischen Auffassung nur eines gelegentlichen Blicks gewürdigt werden.

Der funfzehnjährige Zeitraum, welcher dem Sturze Napoleon's folgte, ist vergleichsweise arm an lärmenden Vorgängen und darum viel weniger beachtet als die Kaiserperiode; aber er ist weit reicher als diese an Momenten, die in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit Epoche machen und einer erfreulichen Zukunft organisch vorarbeiten. Das Ereigniß, welches diesen ganzen Zeitabschnitt beherrscht (wir reden nur von Frankreich), ist der erneuerte Kampf der historischen Rechts- und Staatsprincipien mit den Grundsätzen der rationalen Theorie: ein Kampf, der mit ungeheuerm Aufwande von Willen, Geist, Scharfsinn und Beredtsamkeit bis zu seinem letzten Stadium, wo die Waffengewalt einschritt, nicht um ihn zu entscheiden, sondern um ihn zu suspendiren, durchgefochten wurde. Hier ist keine gigantische Persönlichkeit, welche ihre ganze Umgebung erdrückt, aber eine ganze Schar bedeutender Individualitäten, die durch keine andere Disciplin als das Band einer begeisternden Idee als mächtiger Körper zusammengehalten werden; hier sind keine blutigen Trophäen eines finstern Schlachtengeistes, aber unverwelkliche Kränze von der Volksgunst dem politischen Muthe zuerkannt; hier ist kein Puppenspiel mit Königsfiguren, keine blendende Soldatenaristokratie, aber hier sind Redner, Schriftsteller, Bürger, würdig der classischen Zeit der politischen Freiheit.

Das Buch, welches uns zu den vorstehenden Betrachtungen Veranlassung gegeben hat, begreift den Abschnitt der Restaurationsperiode, in welchem sich die historische Handlung rasch zu der nunmehr unvermeidlichen Katastrophe drängt. Der Standpunkt des Verf. ist der eines Mannes, welcher den Legitimitätsprincipien mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe huldigt, der ferner bei Beurtheilung von Personen und Verhältnissen mit redlichem Willen gegen die Befangenheit durch Liebe oder durch Haß ankämpft, und der es sich zum Gesetze gemacht hat, nie den kleinsten Theil der Wahrheit, oder seiner Überzeugung dem Parteiinteresse aufzuopfern. Wir begegnen bei ihm zuweilen dem Irrthum, aber nie der Lüge, wir finden bei ihm Sympathien, die wir nicht theilen, aber nicht jenen bald gehässigen bald lächerlichen Fanatismus, welcher seine Partei im Allgemeinen charakterisirt, und der gewöhnlich ebenso sehr das Werk des gekränkten Egoismus als der eigensinnigen Selbstverblendung ist.

Die Opposition der 15 Jahre hatte den Bourbons unversöhnlichen Haß geschworen, und alle Concessionen, die man ihr machte, weit entfernt, sie zu beschwichtigen, dienten ihr nur als Waffen zu neuen und tödtlichern Streichen gegen das Fürstenhaus, dem Frankreich seine Befreiung von der fremden Invasion, das Wiederaufblühen seines Wohlstandes, seiner Macht und seines Einflusses verdankte; das ist der Grundgedanke, durch welchen der Verf. die Geschichte des unheilvollen Ministeriums Polignac einleitet und die Politik desselben, nicht gerade zu rechtfertigen, aber doch zu entschuldigen, oder wenigstens zu erklären sucht. Er gesteht zu, daß die Einsetzung dieses aus ziemlich heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Cabinets ein Misgriff war. Nicht allein der Chef, sondern auch mehre andere Mitglieder desselben, namentlich Labourdonnaye und Bourmont hatten sich durch ihre Antecedentien eine Unpopularität zugezogen, welche durch den ehrenfesten Charakter eines Montbel und die liberalen Sympathien eines Courvoisier nicht aufgewogen werden konnte. Der Admiral Rigny flüchtete sich auf die erste Nachricht von seiner Ernennung zum Marineminister auf Nebenwegen nach Toulon, um dem ihm zugedachten gefährlichen Ehrenplatze zu entgehen. Die exaltirten Royalisten begrüßten das Ministerium Polignac mit lautem Jubel als die Bürgschaft eines entschiedenen Reactionssystems, und ihre Freude schien keineswegs durch die Bemerkung gestört zu werden, daß auch der einsichtsvollere Theil der revolutionnairen Opposition eine lebhafte Zufriedenheit mit der Einsetzung des neuen Cabinets verrieth. Der Verf. ist indessen überzeugt und sucht zu beweisen, daß das Ministerium Polignac nicht von vornherein zur Durchführung eines Staatsstreichs bestimmt war, und daß es bis kurze Zeit vor dem Erscheinen der verhängnißvollen Ordonnanzen nur auf streng verfassungsmäßige Mittel zur Bekämpfung der revolutionnairen Leidenschaften sann. Ein vollgültiges Zeugniß für den constitutionnellen Sinn des Cabinets findet der Verf. in zwei Documenten, die durch die Juliusereignisse ans Licht gezogen wurden, nämlich in einem vertraulichen Ministerialberichte, der unterm 14. April an den König gerichtet ward, und in einer mit diesem Berichte im Zusammenhange stehenden eigenhändigen Note des Fürsten Polignac. In beiden Actenstücken wird in der That die Verfassung als eine Nothwendigkeit für Gegenwart und Zukunft hingestellt; Polignac sieht jedoch in seiner Note den möglichen Fall voraus, „daß die Gewalt der Umstände irgend ein Ereigniß, eine Abweichung von den bestehenden Institutionen nöthig mache", fügt aber hinzu, daß diese Abweichung durchaus nur eine augenblickliche sein und keinen andern Zweck haben dürfe als die festere Begründung der Einrichtungen des constitutionnellen Regierungssystems. Inwiefern der hier geäußerte Respect vor der bestehenden Verfassung aufrichtig gewesen, können wir füglich dahingestellt sein lassen; genug, daß er eine etwaige Verletzung derselben nicht ausschloß, eine Verletzung, deren verbrecherischen Charakter Polignac freilich durch die Beschränkung ihrer Dauer und die Bezeichnung ihres Zwecks zu mildern sucht, die aber in beiden Hinsichten schwerlich den beruhigenden Worten des Ministers entsprochen haben würde, wenn ihm nicht die Ereignisse die Gefahr, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, erspart hätten.

Von dem Charakter Karl's X. spricht der Verf. mit Verehrung; sein Urtheil über den Geist und die politische Einsicht des Fürsten ist weniger günstig, aber immer in vorsichtige Form, welche mehr errathen läßt, als sie verräth, eingehüllt. Den alten Ideen königlicher Machtvollkommenheit zugethan, konnte Karl X. kein aufrichtiger Freund der constitutionnellen Institutionen sein, die seiner Meinung nach ein wenig voreilig von Ludwig XVIII. dem französischen Volke bewilligt waren. Seine Staatsansicht wurde gänzlich von dem Gedanken beherrscht, daß die Verfassung, als eine königliche Concession, etwas der monarchischen Souverainetät Untergeordnetes sei. Die Idee der Ordonnanzen gehört ihm an, und der moralische Zwang, auf den sich später mehre seiner Minister zu ihrer Entschuldigung berufen haben, wurde wirklich mit großer Rücksichtslosigkeit von ihm ausgeübt.

Über den Herzog von Orleans spricht der Verf. mit ziemlicher Schonung, doch leugnet er nicht, daß dessen Stellung, namentlich zu Anfang und gegen das Ende der Restaurationsperiode, eine etwas zweideutige war. Schon auf dem wiener Congreß zum König von Frankreich vorgeschlagen, von dem Thron nur durch ein Zwischenglied getrennt, Popularität suchend, zumal durch Schaustellung liberaler Grundsätze und Neigungen, durfte der Herzog von Orleans mit Recht dem herrschenden Hause verdächtig sein. Der Vorwurf, daß er gegen Karl X. selbstthätig machinirt, und daß er namentlich die Bewegungen von 1830 beschleunigt oder unterstützt habe, wird indessen von dem Verf. nicht wiederholt. „Ich werde die Krone nicht von dem Haupte, welches sie trägt, herunterstoßen, aber ich werde sie aufnehmen, wenn sie fällt", sagte der Herzog von Orleans 1815 zum Marschall Mortier, und diesem Programm seiner Prätendentschaft scheint Ludwig Philipp bis zum letzten Augenblicke treu geblieben zu sein.

Auch die übrigen Männer, welche in den letzten Ereignissen der Restaurationsperiode auf der einen oder der andern Seite eine Rolle spielten, werden von dem Verf. mit großer Unparteilichkeit behandelt, und es ist namentlich die Gerechtigkeit, die er dem von seinen politischen Gegnern so sehr verschrienen Lafayette widerfahren läßt, ein ehrenvolles Zeugniß für die Unabhängigkeit und die Gewissenhaftigkeit seines historischen Urtheils.

Bei der Darstellung der Juliuskatastrophe wird das strenge Gerechtigkeitsgefühl des Verf. in einen peinlichen Conflict mit seiner Vorliebe für die Dynastie gesetzt, deren Sturz er als nicht unverschuldet anerkennen muß; aber er bleibt der Wahrheit und seiner Überzeugung getreu, wie hart diese auch seine theuersten Sympathien verletzen. „Um die Juliusordonnanzen zu rechtfertigen", sagt er, „beriefen sich die Minister auf den Art. 14 der Charte Ludwig's XVIII., dessen letzter Satz dem Könige die Vollmacht gab, Anordnungen und Ordonnanzen, die zur Vollziehung der Gesetze und zur Sicherheit des Staats nöthig seien, zu erlassen. Aber wenn man aus diesen Worten das Recht, die bestehenden Gesetze zu verändern und die Verfassung zu modificiren, ableitete, so gab man einer nicht genau bestimmten Befugniß eine offenbar gezwungene Auslegung. War es möglich, daß die Charte den Keim ihrer eigenen Zerstörung in sich trug, und daß die von ihr gegebenen Garantien von Umständen abhingen, deren Würdigung dem Könige allein vorbehalten werden? Eine solche Ansicht ist der Natur der Gesetze fremd. — — Man kann nicht annehmen, daß die Charte gleichzeitig zwei einander entgegengesetzte Gewalten begründet habe, deren eine in der Handhabung der Gesetze, deren andere in der Befugniß, sich von der Herrschaft der Gesetze zu befreien, bestand. Man kann nicht annehmen, daß eine so wichtige Disposition wie die, welche die eventuelle Suspension der gesetzlichen Ordnung erlaubt hätte, in dunkeln Worten und gleichsam nur gelegentlich am Ende eines Artikels der Charte ausgedrückt worden wäre." Der Verf. geht noch weiter, er erklärt, daß die Ordonnanzen nicht allein verfassungswidrig, sondern auch unnöthig und unklug waren und auf der Verwechselung einer kleinen Faction entschlossener Revolutionnairs mit der Masse der Unzufriedenen beruhten, die sich durch einige Modificationen des herrschenden Regierungssystems leicht hätten beschwichtigen lassen. „Wenn die Krone, statt sich dem Eindringen des tiers-état in ihren Bereich zu widersetzen, sich ihm angeschlossen hätte, so würde sie von ihm ohne Zweifel denselben Beistand gegen den früher oder später zu erwartenden Sturm der demokratischen Faction erhalten haben, den er einige Jahre später der Juliusregierung leistete." Sehr wahr; aber das Anschließen an den Mittelstand mußte wol der Restauration ein unermeßliches, ein unmögliches Opfer scheinen, da ja selbst die Juliusregierung sich von dieser Macht, der sie ihre Existenz und ihre bisherige Erhaltung verdankt, immer mehr loszusagen sucht.

Obwol aber der Verf. den von der Regierung Karl's X. eingeschlagenen Weg misbilligt, so trauert er doch darüber, daß sie auf demselben nicht zu ihrem Ziele gelangt sei. Er beklagt die Vernachlässigung aller militairischen Maßregeln, um den Vollzug der Ordonnanzen zu sichern, sowie die übrigen Fehler, die sich die Regierung in den letzten Tagen ihres Bestehens zu Schulden kommen ließ, und deren Vermeidung ihr den Sieg über den Volksaufstand hätte geben mögen.

Die Geschichte des letzten Jahres der Restauration endet mit der Erzählung der definitiven Einsetzung der neuen Dynastie und der beinahe gleichzeitigen Landung Karl's X. an der englischen Küste. Ein starker Anhang historischer Beweisstücke enthält die interessantesten Documente, nicht allein aus der dargestellten Periode, sondern zum Theil, und insofern sie für die Beurtheilung von Personen und Verhältnissen des fraglichen Abschnitts wichtig sind, auch aus früherer Zeit. Unter den letztern ist vorzüglich beachtenswerth ein Brief, den der Herzog von Orleans 1810 an den Regentschaftsrath von Spanien schrieb, um ihm für die Übertragung eines Commandos in Catalonien (welches er bekanntlich durch englische Dazwischenkunft verhindert wurde wirklich anzutreten) zu danken. „Wahrlich es ist Zeit", sagt der Herzog in diesem Schreiben, „daß der Ruhm der Bourbons aufhöre eine leere Erinnerung für die Völker zu sein, deren Verfahren sie so oft zum Siege führten. Glücklich, wenn die Vorsehung sich meines Armes bedient, um die Zeitgenossen und die Nachwelt zu überzeugen, daß das beispiellose Unglück, dessen Opfer wir sind, das Blut, welches in unsern Adern fließt, nicht hat entarten machen! Glücklich, wenn meine schwachen Kräfte dazu beitragen können, die Throne wieder aufzurichten und zu stützen, die der Usurpator gestürzt hat, die Unabhängigkeit und die Rechte der Völker wiederherzustellen, die er schon so lange mit Füßen tritt! — — Wenn es Gott gefällt, werde ich die Ehre haben, die siegreichen Spanier zu begleiten, wenn, Dank ihrem edeln Beispiele und ihrem Beistande, ihre Nachbarn sich erheben." Man sieht aus diesen Worten unter Anderm, daß das vielgerühmte negative Verdienst Ludwig Philipp's, nie die Waffen gegen Frankreich getragen zu haben, ein durchaus unfreiwilliges ist. 14.

Notiz.

Der „Morning advertiser" kündigt an, daß die „Chansons" von Béranger in englischer Übersetzung und mit Begleitung des Pianoforte erscheinen werden. Béranger, welcher den Herausgeber des englischen Werkes zur Veröffentlichung der „Chansons" ermächtigte, drückt nur bescheiden den Zweifel aus, ob seine Lieder anderswo als in Frankreich Erfolg haben könnten. Das englische Journal theilt diese Meinung nicht. Wieviel Verehrer und Übersetzer Béranger in Deutschland gehabt hat, scheint der Dichter selbst nicht zu wissen, oder er hält nach französischer Sitte die Sympathien Deutschlands für zu unerheblich, um daraus auf den Erfolg seiner Gesänge außerhalb Frankreichs irgend einen Schluß zu machen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 64. —— 5. März 1839.

Deutſche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Vierter und letzter Artikel.*)

57. Fr. W. German Mäurer's poetiſche Lehrjahre. Paris, Amiot. 1837. Gr. 8.

Hier tritt einer der Männer der Bewegung in politiſchen Gedichten gegen das heutige Deutſchland auf, verſchanzt gegen die Pfeile, die von hier aus gegen ihn zurückgeſandt werden könnten, hinter dem Montmartre; dort konnten die Sachen wol gedruckt werden, hier möchte ihnen das Imprimatur mit allem Rechte verſagt ſein. „Ich weiß es", ſagt er in der geharniſchten Vorrede zu der 262 Seiten ſtarken Sammlung ſeiner bittern Diſtichen und gereimten Sentenzen, „die Verdorbenen werden mich einen böſen Träumer, einen Abenteurer, wol gar einen Irrlehrer des Volks nennen. Sei es!" Ref. glaubt nicht zu den Verdorbenen zu gehören, wol aber zu den Gemäßigten, und als ein Mann aus der Claſſe der Letztern behauptet er, daß der Verf. die Grenzen der Mäßigung weit überſchreitet, wenn er in Deutſchland nichts ſieht als Glanz, getrübt von den Thränen Millionen Leidender; Geſchäfte ohne Fortſchritt zum Beſſern; Gymnaſien und Univerſitäten — Laboratorien aller Arten Vorurtheile und ohne die mindeſte Vorbereitung für das eigentlich praktiſche Leben; Kirchen — Impfſtätten der Intoleranz gegen Nichtchriſten; die Klugen ſtolz auf ihre Thorheit; den Menſchen zum Galeerenſklaven herabgewürdigt; das Elend der Maſſe durch Staatsintriguanten vergoldet; Gefängniß, Tod und Leben in den Launen eines Menſchen; das bunte Gaukelſpiel der Höfe, und ſo noch tauſend ähnliche Krebsgeſchwüre. Sein Haß gegen die Könige iſt ſo groß, daß er Baierns Ludwig ſogar als Menſchen angreift und ihm den Rath gibt:

Laß, o laß das Gefiedel,
Närriſcher Muſenſohn,
Sonſt krächzen dem ſchnarrenden Liedel
Die Raben des Landes noch Hohn.

Seine Anſichten über die moderne Philoſophie und Theologie haben eine ſcharfe Bitterkeit, die auch Hegel nicht verſchont, und über Pädagogik heißt eine Sentenz, betitelt: „Unterrichtsanzeige für Ältern":

Wollt ihr die Geiſter recht mürbe ſchmoren,
Vertraut ſie den deutſchen Profeſſoren!
Könnt ſie dann vor die Fürſten ſetzen,
Werden ſich an dem Gerichte letzen.

Die Paraphraſen zu Schiller's „Glocke" (S. 142) klingen wie Redefragmente aus einem gemäßigten Jakobinerclub in der Zeit des Terrorismus. Überhaupt macht es Schiller dem Verf. nicht recht; denn er ſagt (S. 204):

Seh' ich als Rieſen dich hier den Tempel der Freiheit erbauen,
Stell' ich den Himmliſchen gleich deines Wirkens Verdienſt;
Seh' ich als Fröhner dich dort der Fürſten Paläſte erheben:
Wie mir verächtlich erſcheint deine Zwergennatur.

Dagegen iſt Lamennais ſein Mann. Dr. Wirth iſt ihm ein edler Geiſt, ein hoher Muth; den Manen Robespierre's wird (S. 208) ein Feierſonett geſungen, wie auch (S. 259) den Manen St.-Juſt's. Daß es für Harro Harring an ſolchem nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. An Wolfgang Menzel, den Kosmopoliten, richtet er den Vers (S. 177):

Des Römers Herz hat ausgeſchlagen;
Doch komm in Frankreichs Rieſenſtadt,
Und hör' die Bruſt des Volkes ſchlagen —
So weißt du, welchen Klang es hat!

Sein politiſches Glaubensbekenntniß legt er (S. 103) in den Worten ab:

Politik iſt eine göttliche Religion;
Wenn andre ſucht, die Laſter zu verbrämen,
Vom Menſchenwahne Zinſen einzunehmen,
Lehrt dieſe nur: Will Gott, daß wir hienieden ſchon
Um eine höh're Zukunft Alle uns bewerben;
Dann ſetzt er dieſen Zweck in unſer Erdenleben,
Ließ Jeden gleiche Rechte ſeiner Liebe erben
Auf alle Güter — frei und leicht ihn zu erſtreben —
Und blinde Narren ſind, die für den Fürſten ſterben,
Verräther, die zu Herrſchern ſich des Volks erheben.

Das politiſche Gedicht ſelbſt aber wird (S. 211) alſo charakteriſirt:

Wie der Donner ſoll es ſchallen,
Wie der Orkan in Gewittern,
Wann die hohen Sonnenhallen
Wolkenberge ſchwarz umgittern;
Drohend wie der Ätna dröhnen,
Gleich des Blitzes Fackel zünden
Und im Einklang der Camönen
Große, freie Staaten gründen.

Dergleichen Verſe mögen wol von des Verf. Geiſtesverwandten vortrefflich gefunden und gern geleſen werden; wir müſſen jedoch dagegen erinnern, daß die Politik kein würdiges Object für die Poeſie ſei. Die Muſe liebt Frieden, Demuth, ſtillen Sinn; ſie verliert ihren angeſtammten Charakter ganz und gar, wo ſie polemiſch auftritt, und wo das Herz im Spiel irdiſcher Leidenſchaften und Affecte zum wilden Tummelplatze gemacht wird. Wo dies der Fall iſt, fehlt auch Conſequenz. So ſagt unſer Fürſten- und Menſchenfeind (S. 107) von der Welt, ſie ſei ſo bös nicht, als wir wol meinen, wenn wir ſie nur recht kennen lernen; dieſem Satze widerſpricht er aber ſchnurſtracks (S. 200):

Lernt man die Welt recht kennen,
Möcht' ſolch Otternneſt verbrennen.

Glücklich noch, daß wir unter dem Waffengeräuſche dieſer Muſe doch auch einige ſanftere, weichere Töne vernehmen und

*) Vgl. den erſten bis dritten Artikel in Nr. 213 — 216, 294 — 297 und 362 — 365 d. Bl. f. 1838. D. Red.

hin und wieder dem Leben, der Liebe, der Freundschaft ein pierisches Opfer gebracht wird, wo wir „Erinnerung", frei nach Lamartine bearbeitet, gleich einer Oase aus der Wüste auftauchen sehen.

58. Das Luftschiff. Ein Gedicht von H. E. Oersted. Aus dem Dänischen von J. C. G. Johannsen. Kopenhagen, Reitzel. 1837. 12. 12 Gr.

Eine ganz artige Kleinigkeit, vollkommen geeignet, die Kräfte des Geistes während eines Vegetationsstündchens in ein angenehmes Spiel zu setzen, oder uns auch wol in einen sanften Schlummer zu wiegen. Hr. Oersted ist Professor der Physik an der kopenhagener Universität und wollte mit diesem Gedichte, sich von seiner rastlosen Beschäftigung mit der Naturwissenschaft abziehend, durch Veränderung sich geistig erfrischen und durch den Reiz der Neuheit stärken. Wie jedoch ein vorsichtiger Luftschiffer kleinere Ballons dem größern vorangehen läßt, hat er schon früher Versuche in der Musenkunst der Welt bekannt gemacht und sie vorausgeschickt, um hier ein Werk à plus longue haleine folgen zu lassen, welches uns überall den gebildeten Mann und den treufleißigen Naturforscher vor Augen stellt. Die Dichtung, welche die Erfindung der Montgolfière und des Aërostaten erzählt, ist aus mehren kleinen Gedichten zusammengesetzt, deren jedes seine Überschrift hat, und die in Sechsfüßlern, Jamben und Daktylen sich der Form nach bewegen. Was die erstern anbetrifft, so stießen wir im Lesen zuweilen auf Härten und Klüfte, was freilich wol dem, übrigens sehr geistreichen Übersetzer, Herrn Hauptpastor Johannsen an der Petrikirche in Kopenhagen, zur Last fällt, der ein im elegischen Versmaße abgefaßtes Enkomium des Dichters und Gedichts dem Texte voranschickt. Der Schluß gibt zu des Textes Erläuterung historische und physikalische Anmerkungen, die dem Leser nur willkommen sein können. Auf dem Umschlage des Duodezbändchens sieht man Abbildungen der beiden ersten Luftschiffe, mit denen der Mensch eine Fahrt unternahm. Auf der Vorderseite erblickt man die Montgolfière, deren Erfinder im Büchlein ein Denkstein gesetzt ist, und auf der letzten Seite erscheint der vom Pariser Charles erfundene Aërostat.

59. Biographie und Gedichte von Johann Valentin Königer. Wesel, Becker. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Ein gutgesinnter Mann — ein redlicher Mann — ein armer Mann — großer Gott! — hat hier seine Biographie zu Nutz und Frommen seines Beutels, einige erbauliche Betrachtungen und Abhandlungen in Duodez zu Nutz und Frommen seiner Söhne und seine Gedichte vermischten Inhalts zu Nutz und Frommen seiner lieben Freunde auf eigene Kosten drucken lassen. Gott kröne denn die Bestrebungen des Redlichen und lasse ihn deren Früchte in Fülle ernten!

60. Glätzische Sagen, bearbeitet von August Kypselos. Erstes Bändchen. Breslau, Schulz und Comp. 1838. 8. 12 Gr.

Enthält: „Entstehung der Hirtensteine", „Die Hummelfrau", „Der Gang nach dem Hummelberge", „Der nächtliche Reiter", „Der kahle Berg", „Die entweihete Hostie", „Der goldene Stollen" (ungereimt); Anhang: zwei sagenartige Erzählungen im Dialekte der habelschwerder Gegend. Auf dem Titelblatte gibt das Wort: erstes Bändchen, die Drohung, es werde ein zweites folgen. Eheu, jam satis est!

61. Opferkränze. Novellen und Gedichte von Clara Gilbert. Berlin, Burmeister und Stange. 1838. Gr. 12. 20 Gr.

Zu Wriezen a. O. bildete sich zum Ausbaue der dortigen St.-Marienkirche ein Verein von Jungfrauen, welche durch den Fleiß ihrer Hände zum freundlichen Schmucke des Gotteshauses mitzuwirken wünschten. Da die gesammelten Beiträge nicht ausreichten, so entschloß sich Eine derselben, „die schüchternen Erzeugnisse ihrer Feder zu vollständigerer Erreichung des Zwecks an das Licht treten zu lassen". Dies ist Clara Gilbert. Wenn man schon Das nicht streng richten darf, was auf Anerkennung eigenen Werths keine Ansprüche macht und mit der ganzen Anmuth fraulicher Demuth geboten wird, so ist es um so erfreulicher, wenn man versichern darf, daß die anspruchlose Gabe nicht ohne innern Werth ist. Der in unsern Tagen so beliebten Novellen sind vier. „Die blonde Locke" bietet Manches, was wir nicht aus Clara's Feder geflossen zu sehen wünschten. Sie selbst wird fühlen, was wir meinen; indessen macht sie es in „Frauenliebe" wieder gut. Noch mehr als die Novellen möchten die Gedichte befriedigen, unter denen „Rosmarinzweige, ein Sonettencyclus", durch Weichheit der Empfindung, Wahrheit und fromme Sehnsucht hervorstrahlt. Auch die sechs „Seebilder" sind in die dunklen Flut der Wehmuth und Sehnsucht getaucht und setzen den Leser in die elegische Stimmung, aus der sie hervorgegangen sein mögen und die sie erzielen wollen.

62. Gedichte von Franz Dingelstedt. Kassel, Fischer. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Dem Verf. der hier vorliegenden lyrischen Gaben können wir Geist, Gemüth und Kunstsinn nicht absprechen, sie sichern ihm eine würdige Stelle neben Mosen, A. Grün und Freiligrath, womit jedoch nicht gesagt sein soll, er habe den genannten Dichtern die Schuhe ausgetreten, oder wandle sklavisch in den von ihnen betretenen Gleisen; denn ihm scheinen die Musen einen Theil von Mosen's weicher Gemüthlichkeit, A. Grün's energischer Lebendigkeit und Freiligrath's Phantasie als Weihgeschenk in die Wiege gelegt zu haben. Die psychologische Wahrheit, die aus den selbsteigenen von ihm geschilderten Gemüthszuständen hervorgeht, schützt ihn gegen jeden Vorwurf der Nachahmung und charakterisirt ihn zugleich als einen Dichter, der mit dem ihm verliehenen Pfunde im edelsten Sinne des neutestamentlichen Worts zu wuchern weiß und sich selbständig aus sich selbst herausgebildet hat. Im „Buche der Liebe" lesen wir zunächst Liebeszustände, die, von der keuschesten Phantasie ersonnen, beredte Zeugen eines tiefsinnigen Gefühls sind. Aus „Dämmerung der Liebe" aber sehen wir, wie die rechte Liebe nicht fragt nach gestern und morgen, wie sie nicht scheut nach vorn und nach hinten, wie sie nicht stirbt im Tode und im Leben, und wie man im Arme der Geliebten weder leben noch sterben kann (S. 33); zu welchen Sternen, zu welchen Quellen, zu welchen Hügeln sie führt (S. 35), und (S. 39) wie die wahre Liebe küßt. Noch Zarteres und Süßeres bietet sich uns dar in „Der Liebe Leid", das eben dadurch so schlagend und wirksam sich erweist, daß es sich fern hält von all jener hyperbolischen Überschwänglichkeit und fratzenhafter Geberdung der modernen Jünger aus Heine'scher Zucht. Den Zügen aus dem Gemüthsleben des Dichters (und diese sind ja eigentlich das lyrische Element), wie sie uns, größtentheils in Sonettenform, in „Dichterwehen" dargestellt sind, fehlt es nicht an überraschender Eigenthümlichkeit und schlagender Wahrheit. Im ersten dieser Sonette wird uns ein Dichterbild aufgestellt, zu welchem der Verf. in selbsteigener Person gesessen haben mag. Da wird der Dichter gepriesen, der als ein Sohn der Zeit keck und kräftig durch ihre Wogen steuert, und er mag klagen oder mahnen, sich an sie anschmiegt, und dessen Kraft in Sturm und Streit sich stählt; beneidenswerth ist er, wenn er sich mit milder Besonnenheit im eigenen Busen seinen Weg und seine Welt schafft; Der aber ist beweinenswerth, der, obwol den Gott im Herzen, die Steppen der Prosa fluchbeladen durchziehen muß. Nicht geizt er (S. 61) nach jenen dürftigen Lobesbrocken, die als Mitleidsabhub von des Reichen Tafeln fallen, noch will er Gold mit der Lyra erringen; das Lied soll die eigene Brust erfrischen und ihm die schmutzige Sorge aus der Seele nehmen; er ergrimmt, wenn ein Philister eines seiner Blätter mit kritischem Blicke zur Hand nimmt und pfiffig mit den Fingern nachweist, was für ein Brocken in der Sauce schwimmt; wonnig ist's dagegen, wenn aus leiser, träumerischer Ahnung ein neues Lied den Tiefen der Brust entlaucht, oder die bunten Blumen desselben auf die Wange der Geliebten gestreut werden. Der Verf. fährt fort in der Selbstmalerei. Mit schmerzlich tiefer Selbstqual wühlt er in der Vergangenheit,

umschlingt aber doch auch die Zukunft mit tausend Ranken sinnender Gedanken, sodaß er, zwischen diesseits und jenseits schwebend, unter Werdenden und Todten oft die Gunst des Augenblicks und der Gegenwart verliert, ein Zustand, in welchen sich jeder Gefühlvolle wol zuweilen versetzt fühlt. Im neunzehnten Sonette ist abermals ein Dichterzustand dargestellt, in welchen gewiß mehr als ein poetisches Gemüth versenkt wird; es ist die Äußerung des lebhaften Wunsches, aus der Dichtkunst beschränktem Kreise, dem knabenhaften Ahnen, dem Liebeln mit ewigen Lenzen und aus den Träumen von Myrten und Cypressen in die wirkliche Welt zu treten; dabei die niederschlagende Erfahrung, daß die Kraft gleichwol dazu nicht ausreicht und der Dichter dem zauberischen Bann nicht zu entfliehen vermag. Dieser Zustand kann indessen doch nur einen süßen Schmerz bieten, und wir meinen, der Dichter versehe sich im Ausdruck, wenn er in der letzten Terzine sagt:

So fühl' ich treulos meine Kraft erschlaffen,
Ich klebe wieder an der dunkeln Scholle
Und meine Dichtung knirscht in ihre Ketten.

Die Dichterbande sind ja ebenso süß wie die Liebesbande, und eben deshalb will uns auch die bittere Klage im zwanzigsten Sonette nicht behagen, wo er sich im tiefsten Sein vernichtet fühlt, wenn er sein dichterisches Treiben überblickt, und Diejenigen beneidet, die ihr Leben klug und praktisch eingerichtet. Hier lauten die Terzinen:

So liegt bestäubt, von Spinnen überwoben,
Wie hoch es auch sich früher aufgeschwungen,
Mein Saitenspiel daheim und ist verklungen.

Und nur zuweilen haucht es, wie von oben,
In stillen Stunden durch die losen Saiten,
Gedächtniß und Vermächtniß bess'rer Zeiten.

So soll es aber nicht sein; dem echten Apollojünger ist der Zwang, der ihn in der Welt der Ideale festhält, süß; die Lyra bleibt ihm fort und fort das dulce lenimen laborum gerade im praktischen Leben, und sein Saitenspiel klingt stets mildernd und sänftigend in die grellen Mißtöne des Alltagslebens und der Wirklichkeit. In dem Abschnitte: „Jahreszeiten", bieten sich uns eine Menge süßer Klänge dar, von denen wir die meisten dem auflösenden und fortschwemmenden Strome unserer Zeit entreißen möchten. Wie lieblich ist im „Frühlingsliede" (S. 82) das seltsame Klingen, Duften und Leben gemalt, aus welchem sich, gleichsam wie wider Willen, das Lied entfaltet! Wie kindlich-schmerzlich ertönen (S. 85) „Der Lilie Klagen um den Knaben Hyacinth", wie reizend ist sie anzuschauen, wenn sie dabei das wunde, duftend bleiche Haupt an der Brust der Rose verbirgt, die Bäume mitleidig auf das arme Kind hinstarren, die Vögel ihre Klagen wiederhallen, die Sterne voll Mitgefühl herniederschauen und die Wolken um sie weinen! Wie sinnig (S. 88) „Der Roman unter Blumen", wo die verliebte Rose die Nelke umbuhlt und beide die laue Nacht durchküssen, bis Ost, der windige Geselle, mit zügellosem Wüthen und wilder Begier der Nelke Blüte und Blätter vernichtet! Welch ein ansprechender Gedanke in „Blumenbotschaft" (S. 95), woran sich in den „Wanderschaftsliedern", die auch hier nicht fehlen, das tiefe Gefühl in dem Hauche (S. 123) anschließt:

Ich kam in die Heimat wieder
Nach manchem schweren Jahr;
Im Auge stand eine Thräne,
Das Herz schlug wunderbar.

Erst klopft' ich mit zitternden Händen
An des Vaterhauses Thor.
Da sah aus der alten Pforte
Ein neues Gesicht hervor.

Und als ich kam zu den Linden,
Wo einst meiner Liebsten Haus,
Da sah sie mit einem Kinde
Gar froh zum Fenster hinaus.

Man muß selbst die Wirkung eines solchen Anblicks erfahren haben, um diese Verse schön und wahr zu finden; ein Schmerzgefühl anderer Art weckt der Dichter, wenn er in einer spätern Strophe in diesem Liede singt:

„Vigilien" (S. 125) belehren uns, unter welchen Umständen man nicht schlafen, lieben, beten und singen kann. Unter den „Episteln" haben wir blos „Am Geburtstage der Mutter" (S. 145) wegen seiner Pietät notirt; auch hier zeigt sich der bedeutende Einfluß mütterlicher Einwirkung auf das Gemüth und den Geist vorzüglicher Menschen. Der letzte, „Stimmen der Wüste" überschriebene Abschnitt hat es mit socialen und politischen Zeiterscheinungen zu thun; hier ist speciell von Hessen-Kassel die Rede. Wir geben zu, daß dies ein poetisches Object sei, behaupten aber, daß dennoch alle Nummern gegen die Zartheit und, wir möchten sagen, metaphysische Durchsichtigkeit der vorangehenden Musengaben gewaltig abstechen, wie das speciell im „Ständchen dem Ständehause" (S. 170) augenfällig ist. Nur „Das Gespenst der Kattenburg" (S. 176), ein in der That ergötzlicher Gedanke, macht hier eine ehrenvolle Ausnahme. Nach 11 Uhr nämlich wandelt durch die Burg der Katten eine lange Spukgestalt, tappt durch der Höfe Nesseln und kauert, etwas suchend, an einer Kellerpforte nieder.

Drauf aus altem Schuttgerölle gräbt der Geist in stiller Hast
Ein geliebtes, süßes Etwas, das er sanft am Zipfel faßt,
Das er küßt mit welken Lippen und an seinen Busen drücket,
Und womit er freudigzitternd endlich seinen Schädel schmücket.
Wißt ihr, was der Geist, der irre, hinten trägt an seinem Schopf?
Seht ihr's wehn im Mondenscheine? Kennt ihr das? Das ist —
ein Zopf,
Ist ein Zopf wie wenig Zöpfe, dick und strotzend, streng gemessen,
Fettgewichst und glattgewickelt, daß kein Härlein drin vergessen.

Mit diesem Schatze dreht er sich entzückt um die Pfeiler, blickt ihn zärtlich an, küßt ihn und jubelt laut:

Du, mein Zopf, dich hab' ich wieder, meines Hauptes beste Zierde,
Marschallstab für Hessens Helden, Ehrensäule ihrer Würde.

Dies pathetische Lob setzt sich noch durch einige Strophen fort, bis es sich in wehmüthige Klage verliert, daß der Tag gekommen sei, wo die frevele Mode mit der Schere das hessische Heldenthum beschnitten und demselben somit ein Abälard'scher Schimpf angethan sei. Der Geist erzählt weiter, wie er mit stillen Thränen auf des Herrn Befehl das Kleinod vergraben, und ruft des Himmels Rache auf die Zopf- und Bilderstürmer herab. Gut nimmt sich das Lob der guten alten Zeit aus:

Preist nur die modernen Helden, eure Krieger kurzgeschört,
Deren Wachtparadenschnurbart jedes Naß herunterstößt:
Leicht beschuht — zum schnellen Laufen! — mit gestutzten Sklavenhaaren
Sind sie nimmer Mavors' Söhne, wie wir's mit den Zöpfen waren.
Wo die Zucht und Mannesordnung, wo der kindliche Respect,
Wenn der Rohrstock des Sergeanten die Rekruten nicht mehr deckt?
Wo der Maßstab von Soldatentauglichkeit und rechtem Muthe,
Wenn der Zopf nicht mehr wie sonsten innrer Schätze Wünschelruthe?
Wie der Zopf, so auch der Bursche: bei dem rechten, voll und straff,
Bei dem schlechten wie von Mäusen angefressen, kahl und schlaff;
Bei dem rechten kühn sich schwenkend und im Bogen aufwärts steigend,
Wie der Schweif des Schäferhundes bei dem schlechten niedersteigend.

Nachdem der Geist murmelnd so gesprochen, hört er's vom Martinsthurme Mitternacht schlagen, küßt den Zopf noch ein Mal und versinkt in den Trümmern der Kattenburg. Etwas dem Ähnliches bietet das Märchen vom „Hercules auf Wilhelmshöhe" (S. 188), nur daß der Scherz hier minder harmlos ist.

So bringe uns denn der begabte Sänger noch mehr solcher Lieder aus dem Schatze seines Geistes und beweise seinen dichtenden Zeitgenossen, daß man bei dem betäubendsten Geräusche

Digitized by Google

poetischer Schreier und Leierer die selbsteigene Sangweise treulich retten und wahren kann.

63. Marschall Vorwärts und die Freiheitskriege in Liedern von Friedrich Heinzelmann. Magdeburg, Creuz. 1838. Gr. 8. 8 Gr.

Die fünfundzwanzigjährige Gedächtnißfeier des großen Kampfes für Deutschlands Freiheit begehend, strebt hier ein patriotischer Preuße nach dem Lorber des Tyrtäus und meint denselben unfehlbar zu gewinnen, wenn er die jedem Preußen theuere Heroengestalt des alten Marschall Vorwärts in möglichster Originalität und Treue darstellt. Mit Bedauern müssen wir indessen das Urtheil fällen, Hr. Heinzelmann aus Salzwedel ist kein Tyrtäus, auch kein Stägemann oder Körner, und wir fürchten, er geht trotz seines glühenden Patriotismus und trotz der Mannichfaltigkeit in der Form der hier gebotenen Lieder des erschnten Kranzes verlustig. Bei Lichte besehen, ist in seinen Versen viel Gereimtes und Geschwatztes, viele hinkende und schleppende Rhythmen, bei einigem Talente für das Genre descriptiver Poesie doch viel matte Prosa, und wie sehr er sich abmühen und zerarbeiten mag, so reißt uns doch keines seiner Lieder hin und entflammt uns durch und durch. Eine ehrenvolle Ausnahme können wir jedoch dem Liede: „Die Schlacht an der Katzbach" (S. 30) zugestehen, in welchem einiges Feuer lodert und sich mittheilt; ebenso bietet „Die Neujahrsnacht an der Katzbach" (S. 77) Einiges dar, was der Poesie ähnlich sieht, obwol solche nächtliche Schlachtvisionen und Revuen etwas verbrauchte Stoffe sind. Naiver Volkston soll aus „Wartenburg" (S. 34) klingen. Man höre:

An der Elbe auf den grünen Wiesen
Geht der Brummbaß, geht die Fidel,
Tanzt mit Juchhe Bursch und Dirn.
Gen'ral Blücher's wackre Reiter,
Grenadiere und so weiter
Tanzen, daß die Sporen klirr'n.

Mit Hopsprüngen, Schottisch und Masurek
Machte man curiose Touren,
Jeder zeigte seine Kunst.
Drüben tuckten die Franzosen,
Trieben gern auch solche Schosen,
Doch für sie war's blauer Dunst.

Blücher hatt' in den vergangnen Tagen
Schnippchen Bonapart' geschlagen,
Führt herum ihn bei der Nas'.
Jetzt auch sollte er nichts ahnen,
Von geheimen Kriegesplanen,
Die maskirte jener Spaß u. s. w.

Das Bestreben, das kernige und populaire Wesen Blücher's recht treu darzustellen, verleitet den Sänger nicht blos zu gauwörtlichen Kraftausdrücken, sondern auch zu Plattheiten; so beginnt das Lied: „Flucht der Franzosen" (S. 43):

Du Blitzfranzos,
Wie machtest du dich groß!
Nun läufst du geschwinde
Durch Blachfeld und Gründe.

Du lässest die Kanon',
Bagag' und Munition;
Die Säbel, die Flinten,
Die wirfst du nach hinten.

Das sind die Trophä'n,
Von denen thät krähn
Dein Haupthahn, der Kaiser;
Nun kräht er schon leiser.

Nun ist es vorbei
Mit deiner Prahlerei,
Mit deinem Spioniren,
Mit deinem Coujoniren.

Wir haben anjetzt
Die Scharten ausgewetzt.
Brav hast du dich geschlagen,
Das müssen wir sagen;

Doch hab' nach Gebühr
Auch Respect vor uns hier;
Grüß nur deine Brüder
Und komme nicht wieder!

Einiges aus des Helden Leben ist sagenhaft behandelt; das Meiste bewegt sich jedoch auf dem festen Boden der Geschichte, zu deren Anschauung also hier ein Scherflein beigetragen werden soll; doch müssen wir bemerken, daß es nach Hrn. Heinzelmann's Darstellung scheint, als habe Blücher in jenem Kampfe Alles, Rußland, Östreich und England aber nichts gethan, wo den Verf. denn der Patriotismus blind macht. Einige andere volksthümliche und patriotische Lieder aus dem Freiheitskriege, von Arndt, Rückert und Körner sind ergänzend den Marschall-Vorwärts-Liedern angehängt, und unter diesen ist ein Sonett von A. Brecht, betitelt: „Der Feldmarschall an die Schreiber in Paris 1814", aus welchem Hr. Heinzelmann Kraft und Glut für die Bildung seiner Lieder hätte schöpfen können. Schade, daß wir es hier nicht mittheilen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Mistreß Jameson, die geistreiche Auslegerin Shakspeare'scher Dichtweise und mehr als oberflächliche Kennerin der deutschen Literatur, ertheilt aus entschiedener Vorliebe für den Genius unsers Mendelssohn-Bartholdy diesem ausgezeichneten Componisten einen etwas seltsamen Kunstrath. Es besteht derselbe in der freundlichen Aufforderung, Mendelssohn möge doch einen — Laokoon componiren, welches Ersuchen sie in ihrem neuesten Werk: „Winterstudien im Sommerstreifzuge" niederlegt. „Wie schön", sagt die Verf., „müßte sich eine solche musikalische Darstellung und Tongestaltung der vielbewegten und vielgestaltigen, gegen das ungeheuerste Loos auf das mächtigste anringenden Leidenschaft, wie schön müßte sich diese in dem Zauberspiegel der Mendelssohn'schen Auffassung ausnehmen! Welch ein Feld ist dies für das Talent dieses Meisters! Zuerst der priesterliche Festzug am Meeresufer; dazwischen die brausende Brandung der Wellen; dann das Herannahen der verderbensprühenden, riesenhaften Ungeheuer; das Entsetzen, die Angst, die doppelte und dreifache Todesangst; hierauf die ungeheure Verwirrung in Tönen dargestellt, das Zucken des Todeskampfes; zuletzt die unendliche Wehklage und die feierlich-prächtig hereinschreitenden Schlußklänge des Trauermarsches, der sich endlich zum erhabensten Hymnus verklärt auf den Pfeile schleudernden Gott Apollo!" So Mistreß Jameson, welcher unserm Ermessen nach für die Ehre, die sie der deutschen Tonkraft in diesem Ansinnen erweist, aller Dank gebührt. Aber dennoch hätte wol der deutsche Sinn auch hiergegen Einiges einzuwenden. Denn anerkannt, daß Mendelssohn's Talent sich hervorragend zeigt in derjenigen musikalischen Sphäre, welche als die reproductive Plastik der Musik überhaupt sich bezeichnen ließe, so ist doch jene unmittelbare Verklärung des an und für sich Poetischen, jene musikalische Apotheosirung Dessen, was als poetisches Object vorschwebt, noch beiweitem nicht die wahre Gestaltung, noch beiweitem nicht die letzte und höchste Aufgabe der Musik. Vielmehr hat ja jede Kunst ihre eingeborene Plastik, ihr abgeschlossenes Reich des Schöpferischen, in welchem Bereich denn auch ihr Schaffen ein rein ursprüngliches und selbständiges ist, ein individuellstes Gestalten, in welchem von keiner Reproduction mehr die Rede sein kann. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 65. — 6. März 1839.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

61. Abälard und Heloise. Ein Cyclus epischer Dichtungen. Von O. L. B. Wolff. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1838. 8. 18 Gr.

Peter Abälard erweckt ein zwiefaches Interesse, ein Mal dem Philosophen und Theologen wegen seiner Gelehrsamkeit, und ein anderes Mal dem Ästhetiker wegen seines Verhältnisses zu Heloise und wegen seiner Schicksale. Das Ideale, was in den letztern und in seiner ganzen Persönlichkeit liegt, hat mehr als einem Dichter die Lyra gerührt, und wir erinnern nur an die kleinen, aber lieblichen Klänge des Briten Pope und des Deutschen Bürger. Auch Hr. Wolff hat gar wohl gefühlt, daß Abälard und Heloise ein nicht unwürdiger Stoff für poetische Darstellung sei, wie er das auch in einer „Père Lachaise" betitelten Vorhalle zeigt. An der Hand eines Invaliden betritt er zu Paris jenen merkwürdigen Friedhof, der Jenes Namen trägt, und S. 16 heißt es:

Wie wunderbar! Von allen Grabesstätten
Hemmt meinen Fuß im Scheiden grade diese,
Als ob mich Höhere geleitet hätten,
Die Inschrift: „Abälard und Heloise."

Oft hatt' ich ihr Geschick in ernsten Stunden
Und ihre Trennung, ach, so qualvoll Beiden,
In voller Glut der Seele nachempfunden
Und mitgefühlt das unnennbare Leiden.

Es hatte sich im Liede mir gestaltet,
Und Geist und Herz zu jeder Zeit erkräftigt,
Wenn von dem Alltagsleben sie erkaltet,
Das nie entflammt, wie es uns auch beschäftigt.

Was so in mir, fortbildend, ich getragen,
Zu schildern mit dem redlichsten Bestreben,
Gelobt' ich nun. Ich wollt' es endlich wagen,
Und es gewann unpflüglich in mir Leben.

Schade nur, daß es nicht das rechte Leben gewonnen hat! Denn so sehr ihn der Stoff angezogen haben mag, so viele treue historische Studien er aufwendet, und so genau die Schicksale der Beiden nach Abälard's „Liber calamitatum" erzählt sind, so bringt doch das Werk den beabsichtigten Effect durchaus nicht hervor. Der ganze erste Abschnitt: „Buch der Leiden", nach Abälard's ebengenanntem Buche betitelt, erscheint als eine schleppende metrische Übertragung ins Deutsche, bei deren Lesung uns ein unwillkürliches Gähnen anwandelt. Die iambischen Vierzeilen in durchweg weiblichen — und weibischen — Reimen wirken wie ein Schlaftrunk. Dazu kommt nun aber, daß der Verf. einen Fehlgriff that, wenn er seinen Stoff episch behandelte; denn der Gegenstand ist durch und durch lyrisch und verlangt so behandelt zu werden, das haben alle frühern Bearbeiter desselben erkannt und gefühlt. Etwas genügender als das Buch der Leiden erscheint der Abschnitt: „Aus Heloisens Briefen", wiewol auch sie jener süßen Lebenswärme ermangeln, die das Herz dieses glühenden Weibes bis zu ihrem letzten Athemzuge und auch da noch in Spannung erhielt, als Abälard für sie längst erkaltet war. Welch ein tiefes Schmerzgefühl athmet eben wegen dieser schweigsamen Kälte des Geliebten einer ihrer Briefe, den Hr. Wolff also abfaßt:

Um Christi willen, der am Kreuz gelitten,
Daß er die Sünder reinige vom Bösen,
Laß dich, mein Freund, mein Herr und Gatte, bitten,
Dein Schweigen endlich gegen uns zu lösen.

Wir sind die einz'gen Freunde, die dir blieben,
Ich und die Schwestern, die sich mir gesellten;
Hier findest du ein unbeschränktes Lieben,
Das weder Furcht, noch Haß, noch Neid entstellten.

Laß uns dein Leid, uns deine Freuden theilen,
Gib Nachricht nur von Dem, was dich betreffen;
Laß, Herr, dein Wort als Gast bei uns verweilen,
Es findet unsre Herzen stets ihm offen.

Was auch dir werden mag, laß es uns wissen,
Denn Tröstung bringt es wahrlich unserm Innern;
Es deutet uns in unsern Kümmernissen,
Du wolltest doch der Deinen dich erinnern.

Auch das für Heloise von Abälard verfaßte „Gebet", welches hier mitgetheilt wird, laborirt an gleich schleppender Prosa wie dieser Brief und sieht wie eine Übersetzung aus, die in flüchtiger Eile gemacht ist. In dem Schlußabschnitte: „Der letzte Kampf", werden uns die letzten Schicksale Abälard's mitgetheilt; aber, weiß der Himmel, wie es zugeht, auch da können wir den Mann nicht einmal liebgewinnen und müssen unbefriedigt ein Buch aus der Hand legen, das uns seinen kümmerlichen Inhalt durch eine gefällige äußere Ausstattung verdecken zu wollen scheint.

65. Das Nahethal in Liedern von Gustav Pfarrius. Aachen, Kohnen. 1838. 8. 20 Gr.

Wir können unsern Bericht über das niedliche Buch kurz fassen. Es ist eine in den mannichfaltigsten Formen versificirte Beschreibung einer Reise durch das liebliche Thal der Nahe bis zu ihrem Einfluß bei Bingen in den Rhein, in welcher eine Fülle von Romanzen, Sagen und Legenden, die gut geschrieben und unterhaltend sind, den Hauptgegenstand bilden.

66. Judith. Bruchstück eines Gedichts von Christian Winther. Kopenhagen, Reitzel. 1837. 8. 9 Gr.

Schon früher ist der Verf. mit dem Gedanken umgegangen, aus der Sage von Judith und Holofernes eine epische Dichtung zu bilden. Die Gemälde, die den Hauptpunkt dieser Erzählung darstellen, vorzüglich aber das herrliche Bild des Francesco Allori im Palaste Pitti zu Florenz machten ihm diese Idee noch lieber, und während seiner Reisen ward in

Rom der Anfang gemacht. Der Verf. iſt kein Deutſcher, ſondern ein Däne; dennoch ſchrieb er deutſch und ſagt in einem Nachworte, es laſſe ſich auf die Frage, warum er Solches gethan, wenig Geſcheites erwidern. Indeſſen glauben wir, er wolle durch dies Bruchſtück den Deutſchen zeigen, daß auch der Ausländer in den Geiſt ihrer Sprache eindringen könne; denn nirgend haben wir einen Ausdruck gefunden, der den Fremdling und Ausländer verriethe, und das Bruchſtück zeigt von epiſchem Talent; doch iſt es zu ſehr Bruchſtück, als daß ein genügendes Endurtheil darüber gefällt werden könnte. Ein Freund des Verf., H. P. Holſt, hat es ins Däniſche überſetzt, und dieſe Überſetzung iſt dem Deutſchen gegenübergedruckt. Cui bono, möchte man dennoch fragen, iſt das Fragment (32 Blattſeiten) gedruckt?

67. Des Felſenthales Winterreiz. Ein Gedicht von Karl Zincken. Quedlinburg, Franke. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Das in dem Titel genannte Felſenthal iſt kein anderes als das romantiſche Unterharzthal der Roßtrappe beim preußiſchen Dorfe Thale, und namentlich ſind hier die „engen Wege", oder eine ſchmale Schlucht beſungen, in welcher der ſogenannte Keſſel, das Felſenbett eines Waſſerfalls der Bode, befindlich iſt. Wenn im Winter dieſer Harzfluß zufriert, ſo kann man auf dem Eiſe in dieſen Keſſel hinabſteigen und ſich den Anblick der ſonſt unzugänglichen, höchſt grotesken Roßtrappfelsgruppe verſchaffen. In den harten Wintern von 1829—30 und von 1837—38 war der Fluß, was ſelten geſchieht, feſt zugefroren, und der Verf. (irren wir nicht, der erſte Beamte auf dem anhalt-bernburgiſchen Hüttenwerke Mägdeſprung im Selkethale, nicht weit vom Alexisbade) beſuchte in beiden Wintern in Verfolg wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen das auch in der rauhen Jahreszeit überaus reizende Thal, und es kam ihm der Gedanke ein, die Winternatur in Hexametern zu beſingen und daran ſeine Betrachtungen zu knüpfen; zugleich ſollte ſein Gedicht ein Mittel der Erinnerung für Alle werden, die in jenen beiden Wintern, die Gunſt des Augenblicks benutzend, in jenes Felſenthal ſtiegen, und endlich wollte er auch durch daſſelbe theuren Freunden, die ſeine Arbeit im Manuſcripte kannten und deren Veröffentlichung wünſchten, ein Andenken an das Zuſammenleben in freundlichen Stunden geben. Dieſe Erinnerung an die Erhabenheit und die pittereske Natur jener Winterlandſchaft hat er außerdem durch ſechs Vignetten gehoben, die er, der Natur getreu, auf dem Eiſe aufnahm und von Herrn Reinhard in Ballenſtedt (zwar etwas matt, aber doch ſauber) ausführen ließ. Sie ſtellen den Mönch über der Hirſchbornklippe, einen merkwürdigen Granitfelſen, den Roßtrappfels, vom Keſſel aus geſehen, im Hintergrunde die Teufelskanzel, den Tempel, eine Auswaſchung in einer Granitwand, die obengenannten engen Wege, den braunen Sumpf und Sambleben's Grab dar, welches letztere nicht eben ein maleriſches, wol aber durch die den Schluß des Gedichts bildende Sage von dem Manne dieſes Namens ein poetiſches Intereſſe gewinnt. Der Volksſage konnte in dieſem Gedichte der Zutritt um ſo weniger verſagt werden, da alle Partien des Unterharzes reich an örtlichen Volksſagen ſind, unter denen die vom Hünen Bodo und der böhmiſchen Königstochter Emma, welche, von jenem verfolgt, mit ihrem Zelter die Kluft überſpringt, nicht die letzte Stelle einnimmt. Wir tadeln es übrigens gar nicht, daß dieſe Sage hier als bekannt vorausgeſetzt und nur flüchtig erwähnt wird. Die Naturſchilderungen geben uns den Beweis, daß der Verf., ſelbſt in reizender Umgebung lebend, Empfänglichkeit für Naturreiz hat und auch wohl befähigt iſt, ſein individuelles Gefühl für ſie darzuſtellen. Beſonders werden wir durch die harmloſe Lectüre dieſes Gedichts befriedigt werden, wenn wir keine zu großen Anſprüche an die Originalität des Verf. machen und die Phantaſie durch pikante Genüſſe kitzeln wollen; denn es zieht ſich eine edle Schlichtheit durch das Ganze, die alle zu großen Anſprüche niederſchlägt. Die moraliſchen und religiöſen Betrachtungen, die ſich an die Naturſchilderungen leicht anreihen, bekunden ſattſam des Verf. Gemüthlichkeit und inwohnenden Tugendſinn. Laſſen wir nun ihn ſelbſt reden, wenn er (S. 2) das Thal ſchildert:

Wo der ragende Dom des wildgethürmten Granites
Von des Roßtrapps Höh' die Fluren des Landes begrüßet.
Wo das liebliche Thale, mit freundlich lachenden Auen,
Sich dem Rieſenkoloß anſchmiegt der harziſchen Berghöhn.
Dringt aus dem Schlunde der Felſen, verzürnt ob dauernder Stimmung,
Waldſtromkräftig hervor der Bode ſchäumende Woge.
Mit dem grauſen Gewirr der Klippen im ſchrecklichen Bunde
Wehret der Sterblichen Fuß ſie neidiſch, den Ort zu betreten,
Wo in den Tiefen der Schlucht ihr Heiligthum treu ſie bewahret.
Rings umſtarren als Wacht dort hohe Rieſen den Strudel;
Keſſel nennt ihn das Volk, denn ſiedend erſcheinet die Woge,
Wenn von dem Felſengeſtad' abgleitend mit ſchäumender Brandung
Sie der Tief' entſteigt in wallenden, ewigen Kreiſen.
Hierher dringen nicht mehr der Sonne belebende Strahlen,
Feuchte Dämmrung umgibt das Bette des ſtürzenden Stromes,
Wenn im wirren Gebraus, auf engem, felſigem Pfade
Er verſchüchtert entflieht dem ſchaurigen Dunkel der Öde!
Hier bekränzen die Ficht' und dunkle Schatten des Taxus
Mit unvergänglichem Grün die nackten Felſengewände,
Unvergänglich wie ſie, in deren zackigen Gipfel
Tauſend Jahre wol kaum die Spur der Veränderung drückten.
Dahin eilte mein Fuß; denn lockend erſcholl mir die Kunde,
Daß des Winters Gewalt die kräftige Strömung gefeſſelt
Und die emſige Hand der fleißigen Männer von Thale
Dort ſich Wege gebahnt ins Innre des heiligen Tempels,
Um den ragenden Schaft der Ficht' und mächtige Zweige
Alternder Eichen zu fällen; den Schatz, den treu dort bewahret
Durch die hüpfende Flut der menſchenfeindliche Waldſtrom,
Mit den Rieſen vereint, die wehrend den Strudel umſtarren.

Recht artig klingt auch, was (S. 15) die Fabel, „eine würdige Matrone mit ſilbernen Locken", dem Wanderer ſagt:

„Sei gegrüßet, o Wandrer, in meinem geheiligten Reiche!
Siehe dich um und vernimm, was ich dir freundlich vertraue!
Vor dir raget empor des Chrysol herrliche Felswand,
Unter dir kreiſet, gedeckt vom bläulich ſchimmernden Eiſe,
Ewig murrend der Strudel, in deſſen heimlicher Tiefe
Einſt die Krone ſich barg, der Königstochter entfallen,
Als in mächtigem Schwung, beflügelt durch Tugend und Liebe,
Ihr gewaltiges Roß ſie glücklich dem Frevler entführet.
Da vernahmſt wol ſchon, wie treu ſeit mythiſcher Vorzeit
Dieſes Thal den Muth der kräftigen Jungfrau bezeuget.
Hier iſt unſterblich die Sage, hier trägt ſie von Munde zu Munde
Lebendes Wort, und gläubig empfängt ſie der ſtaunende Enkel.
Wo der Gebirge bläuliches Haupt den Himmel berühret,
Da bleibt kindlich das Herz und reich der Schatz des Gemüthes!
Da ſteht offen mir noch, wie einſt zu Zeiten Homeros',
Herz und Gemüth des Volkes, da bleibt mir dauernde Zuflucht;
Denn gar lieblich iſt es, mit mir im traulichen Koſen
Auf der ragenden Höh' und in den Schatten des Thales,
Mild, in Wehmuth erweicht, zu wandern auf Stätten der Vorzeit,
Wo in Nebel gehüllt, erhellt vom Streiflicht des Mondes,
Zauberiſch uns umſchweben die Geiſter entſchwundner Äonen;
Wo wie Accorde der Harfe des Windes uns leiſe erklingen
Laut' aus Oſſian's Zeit, geweckt durch gaukelnden Nachhall!
Da, o Wandrer, weil', auf luftiger Höh' und im Thale
Bin ich nahe dir ſtets und ſchaffe dir heitere Stunden."

Beide Stellen geben hinlängliche Auskunft über den Geiſt und die Form eines Gedichts, das anſpruchlos vom Verf. geboten wird und anſpruchlos vom Leſer genoſſen ſein will.

68. Gedichte von J. G. Holſt. Altona, Aue. 1838. 8. 16 Gr.

Der alte, etwas trivial gewordene Ausſpruch: Pectus est, quod disertum facit, bewährt ſich an dieſen Gedichten, die bei mancher Unbehülflichkeit im Ausdrucke, bei mancher proſaiſchen Wendung und bei mancher Mahnung an Schiller'ſche und Klop-

stock'sche Rede- und Liedesweise den einzigen Vorzug haben, daß ein reicher, frommer Glaube und eine elegisch-weiche Gemüthlichkeit sie mit der Glorie eines Himmelsstrahls kränzt und wenigstens einige Zoll hoch über die Flut der Alltäglichkeit erhebt. Einem begütigenden, die Kritik entwaffnenden Vorworte folgt ein starkes Subscribentenverzeichniß, welches glauben macht, des Verf. Muse sei an ihrem Orte (im Dänischen) geschätzt und geliebt. Dann kommt die erste Abtheilung: Gedichte vermischten Inhalts, worunter abgenutzte, oft bearbeitete Stoffe und Reimgeleier, aber aus denen auch hin und wieder tiefsinniges Gefühl athmet, wie z. B. aus: „Sehnsucht nach der Heimat" (S. 36) und „An die Geliebte" (S. 59), welches rhythmischen Schwunges nicht ermangelt, während „Der Pilger" (S. 42) ein gar confuses Bild bietet, bei dem sich weder etwas denken noch empfinden läßt. Auch antik gemessene Sachen und Stücke gibt es nebst breit ausgesponnenen Balladen. In einer zweiten Abtheilung werden uns religiöse Festgesänge geboten, in denen sich der Verf., der ein Geistlicher ist, noch heimischer zu bewegen scheint; indessen fehlt ihnen die Weihe der Harfe David's und Assaph's, und wir haben kein neues Originalbild darunter gefunden.

69. Gedichte von Alfred Breitenfeld. Leipzig, Schumann. 1838. 8. 15 Gr.

Hier waltet eine leichtfertige, in chamäleontischen Gestalten und schillernden Proteus-Figuren in der Luft flatternde Phantasie, die selten den sichern Grund und Boden des Verstandes berührt. Hat man zwölf, funfzehn, zwanzig Nummern gelesen und fragt sich dann: Was hast du gelesen? so kann man sich selbst nur mit Hamlet erwidern: Worte, Worte, Worte! Mitunter hat es den Anschein, als habe der wahrscheinlich eben von der Georgia Augusta abgegangene Verf. gemeint, das Wesen der Poesie bestehe in künstlichen Formen, in läppischen Diminutiven, in klapperndem Reimspiel und klingenden Alliterationen. Die unparteiische Kritik soll jedoch bei diesem Urtheile nicht in Abrede stellen, daß die Muse ihm diese Lieder spielend in den Schoos geworfen hat, und daß sie ohne alle Geburtswehen zu Tage gefördert sind; aber er tändelt und kokettirt auch nur mit der Muse und vergißt es ganz und gar, sie um solide, würdige Gaben und Weihgeschenken anzuflehen; denn selbst wo er das Gebiet der Liebe, des Frühlings, der akademischen Lust verläßt und in die Hallen der Zeitgeschichte und Heroenwelt eintritt, kann er das Getändel und Geflatter nicht lassen. Die burschikosen Lieder mit allen ihren Witzen und komischen Terminologien aus der Studentenwelt lassen hier ziemlich kalt, und mit den in einem Anhange gebotenen Blütenblättern, Leuten (?), Menschen und Männern gewidmet (Sentenzen und Gedankenspäne und Reflexionen), ist's nicht besser. Eigenthümlich genug schließt die Sammlung mit drei gereimten griechischen Gedichten. Also — mehr Ernst, mehr Studium der Alten, mehr Respect vor der Muse, die hier wie eine leichtfertige Dirne behandelt ist!

70. Gedichte von Theodor Kühne von Randau. Magdeburg, Bühler. 1838. Gr. 8. 12 Gr.

Das Urtheil über diese Gedichte läßt sich bequem an ein „Schlußlied an den Leser" (S. 54) anreihen. Dasselbe heißt:

Es ist nichts Neues,
Es ist nichts Rares;
Doch ist's ein Treues,
Und ist ein Wahres,
Und ist ein Freies,
Und ist ein Klares,
Wer's wissen will,
Nun, der erfahr' es,
Und Freundesherz,
Wünsch' ich, bewahr' es.

Wir deuten nämlich hier mit wenigen Worten an, wo der Verf. vorliegende poetische Leistungen richtig charakterisirt habe. Es gibt „nichts Neues" hier; ganz Recht; denn die Reflexion sowie das didaktische Moment in den Liedern, welche die erste Abtheilung bilden, theilt er ja mit so vielen andern Sängern der Neuzeit. „Es ist nichts Rares"; abermals wahr gesprochen; denn in unserer schreib- und singlustigen Zeit gehört nicht wenig dazu, etwas Rares, d. h. Originelles zu gestalten. „Doch ist's ein Treues"; meint der Verf. damit die Treue, mit welcher er an der Muse hängt, so geben wir das gern zu. „Und ist ein Wahres"; Manches allerdings hat Wahrheit, namentlich ein unter dem Collectivtitel: „Mariandel", befindlicher Hauch (S. 67), den wir hervorheben und empfehlen. „Und ist ein Freies"; doch wol nicht ganz; denn der Verf. ahnt wahrscheinlich nicht, wie und wo Goethe und Uhland ihre Herrschaft über ihn ausüben. „Und ist ein Klares"; Vieles ja; vorzugsweise sind unter den „Bildern" einige sehr gut und klar gemalt, z. B. S. 81, das von den drei wilden Gesellen handelt, die in der Neujahrsnacht von ihren eigenen Schatten erwürgt werden; doch sind auch Miniaturbilder zu farblose und in zu schlichten Rahmen befindliche dabei. S. 126 hat er mit düstern, Ossian'schen Farben gemalt. Die Collectivtitel: „Rahmen" und „Echo", möchten sich schwer motiviren lassen, wenigstens haben wir nicht eingesehen, woher die Benennung. Wie keusch und schön des Verf. Phantasie spielt und wirkt, bezeuge uns: „Die Seelen der Rosen" (S. 16):

Die ihr auf Gräbern blüht,
Thauige Rosen, wehmuthsvolle,
Die ihr aus dem Thränenzolle
Eures Lebens Nahrung zieht,

Eure Seelen gehn als Boten
Zu den Engeln himmelwärts,
Bringen Grüße an das Herz
Unter euch ruhender Todten,

Schweben dann auf bleiche Wangen
Der Geliebten rosig nieder,
Und ein Ende hat das Bangen,
Und die Wangen blühen wieder;

Denn sie kommen ja herab
Der Unsterblichkeit Verkünder:
Eine Wiege wird das Grab
Und die Todten Gottes Kinder.

71. Gedichte von Eduard Lafitte. Zweite Sammlung. Leipzig, Böhme. 1838. 8. 8 Gr.

Hier haben wir eine zweite Sammlung von Gedichten, über deren erste wir in Nr. 89 d. Bl. f. 1835 sagten: „In Rhythmus und Reim gegossene, der Prosa sich zuneigende, schwächliche, aphoristische, hundertmal dagewesene Productionen": — ein Urtheil, welches wir hier wiederholen.

72. Die Welt-Reiche zu Anfange des Jahres 1838. Eine Bilderreihe von L. M. Fouqué. Halle, Anton. 1838. 8. 6 Gr.

Schon im Winterhalbjahre von 1834 — 35 hielt der verehrte Dichtergreis zu Halle an der Saale vor Damen und Herren Vorträge über die Zeitgeschichte, die er drucken ließ, und worüber wir in Nr. 210 d. Bl. f. 1835 referirt haben. Diese fleißig besuchten und gern gehörten Abendunterhaltungen wiederholte er im Winter von 1837 — 38 und läßt wie damals den poetischen Theil derselben drucken, wahrscheinlich auf den Wunsch seiner Hörer und Hörerinnen. Es hat ihm dieses Mal beliebt, am Schlusse seiner Betrachtung jedes einzelnen Landes eine welthistorische Notabilität redend einzuführen und selbst durch Dialoge dem Ganzen einen drastischen Beischmack zu geben. So spricht bei Spanien der Cid, und wenn er seine Rede mit den Worten schließt:

Spanien ist ein Meer geworden,
Drinnen schwankt die Hauptstadt kraftlos,
„Carlos sterbe!" schreibt Madrid.
Spanien ruft: „Hoch lebe Carlos!"

so geht daraus die legitime Ansicht des ritterlichen Sängers hervor, der er bis in sein höheres Alter treu bleibt. Etwas

dürftig und dürr ist, was König Sebastian über Portugal sagt, während das Wort Colombo's über Amerika in jeder Hinsicht beachtenswerther erscheint; zum Beweise die Terzinen:

— Nirgendwo als in Amerika.
Ward schlimmres Loos den Sterblichen beschieden.

Da stöhnt von Nord und Süd ein ächzend Ja!
Im Süden reich an Schwindelwohnsinnsjammer,
Im Nord mehr systematisch, doch stets da!

Vor Allem da, wo mit der Ohnmacht Hammer
Der weiße Mann auf rothen Inder schlägt,
Die Neger peitscht, zu bau'n Saal, Garten, Kammer.

Gott aber wägt, Ihr Trotz'gen, ja, Gott wägt
All Eu'r Beginnen auf streng ernster Wage,
Nicht fragend, ob's der Zeitwahn preist und hegt.

Bei Afrika läßt er den von Belisar besiegten Vandalenkönig Gelimer sprechen, der schon dadurch ein poetisches Interesse hat, daß er von seinem Sieger folgende drei Dinge erbat: ein Brot, um seinen Hunger zu stillen; einen Schwamm, seine Thränen zu trocknen, und eine Zither, um seinen Schmerz zu singen. Er schließt seine emphatische Rede mit den prosaischen Worten: „O Afrika, du bist sehr dunkel noch. Nichts hilft, wenn bald nicht ew'ger Strahl hindurchstrahlt!" Über Asien spricht Xerxes nicht mehr und besser als Sebastian über Portugal, und was Konstantin IX. und Mohammed II. über Konstantinopel sagen, gibt uns den Beweis, daß der Verf. dem Loose der Greise, sich einer matten Geschwätzigkeit hinzugeben, nicht entgangen ist; diese ward schon 1835 hier und da sicht- und fühlbar; vier Jahre später hat sie gewaltig zugenommen, wie sich das bei einer Vergleichung der beiden kleinen Schriften ergibt. Bei Griechenland spricht erst Herodot, dann eine athenienſische Greisin der Neuzeit, die sich alle Mühe gibt, das Jetzt recht hoch zu preisen, uns aber doch kalt läßt. Robert Guiscard spricht sich in einem Sonette über Neapel und Sicilien aus; Maria Stuart und Elisabeth von England, die hier als versöhnte Schwestern sich unterhalten, zeigen sich höchst galant gegen die junge Königin Victoria:

Maria.

O mag der Jungfrauenkranz ein Brautkranz werden,
Einst edlem, holdem Schirmvogtherrn geweiht!
So ziemt es Himmelstöchtern ja auf Erden,
Treu dem Gemahl in keuscher Lieblichkeit.
Die Kön'gin wach' ob ihren Völkerheerden,
Ihr Ehmann sei zum Heldenstreit bereit,
Wo's gilt, nach heilig ritterlichen Rechten
Die Gattin und die Herrin zu verfechten.

Elisabeth.

Du wünschest schön, Geliebte, Zartverklärte!
Gott woll' es lenken, wie du's hast gesprochen,
Daß Frauenherrschaft, selten nur bewährte,
Hier wecke vieler Herzen dankbar Pochen.

Maria.

Ja, was mein ahnend Herz umsonst begehrte,
Bis es nach herbster Prüfung war gebrochen:
Ein edles Liebesreich in frommer Gloria. —

Beide.

Gott spend' es dir, hochliebliche Victoria!

St.-Patricius gibt den Irländern den Rath:

O laßt euch der papist'schen Greul verdrießen,
Und fühlt's, wer fromm aufringt in Lieb', in Treue,
In Wahrheit, wird der Läutrung mild genießen.

und schließt mit einer Ermahnung zur Friedfertigkeit. Im Königreich der Niederlande spricht der heldenmüthige van Speyk — höchst Unbedeutendes. Frankreich ist rasch mit den Worten Napoleon's abgefertigt:

Straßen, modern asphaltisch gepflastert, bezeichnen die Stätte,
Wo ich in Attila's Glut flammende Geißel einst hob. (?)

Länger, aber nicht eben kräftiger, spricht Arnold von Winkelried den unruhigen Neuschweizern zu und ermahnt zum Frieden und zur Fügsamkeit. Über Dänemark, Norwegen und Schweden expectoriren sich drei Skalden, wo denn der Dichter ganz in seiner Sphäre ist. Rurik verbreitet sich über Rußlands heutige Größe und sagt dem kaiserlichen Herrscherpaare viel Schönes. Maria Theresia räth ihrem Sohne Joseph, die neufranzösischen Theorien und Eroberungsplane zu meiden; sie können sich jedoch darüber nicht einigen, springen von dem Thema ab und kommen auf die Flut in Pesth und auf die ungarische Nation. Was Luther und der große Kurfürst über Preußen sagen, trägt überall den Stempel des Bestrebens, recht mannlich und kräftig zu sprechen; aber man sieht, wie das kraftlose Alter das Haupt erheben möchte, es aber immer wieder zitternd sinken läßt. Gleiches Urtheil müssen wir über Hutten's und Sickingen's Conversation, Deutschland betreffend, fällen; auch Heinrich der Löwe und Hermann reden schwächlich. Das Schlußwort bezieht sich auf das fünfundzwanzigjährige Erinnerungsfest an die Befreiung Deutschlands aus französischer Zwingherrschaft. Ach, auch hier waltet die Geschwätzigkeit des Alters; haben wir jedoch diesen Lyratönen in den Jahren der Kraft so gern gelauscht, so wollen wir jetzt nicht ungeduldig, unwillig und unbillig werden, wenn der ehrenwerthe Dichtergreis wie Ossian den Ruf der Jahre hört und dabei nicht die Mahnung zu beachten scheint, es sei Zeit, die Leier, reich bekränzt mit Immortellen und Lorber, niederzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Lottin de Laval hat die Liebesabenteur Bassompierre's, des Königs der galanten Höfe im 17. Jahrhundert, unter dem Titel: „Les galanteries du maréchal Bassompierre", verarbeitet. Gewiß ein interessantes Buch, das einen Helden der Liebe und des Krieges zum Gegenstande hat, welcher bald in England, in Spanien, in Sicilien, bald in Deutschland, in der Schweiz und in Italien, sonst aber überall zu finden ist, wo es der Verzweiflung nahe Väter, Brüder und Ehemänner gibt. Man rühmt das Buch als höchst anziehend, da es, abgesehen von seinem historischen Inhalte, reizend geschrieben ist und viel Geist und Originalität bekundet.

Merkwürdig ist die Verehrung, welche Beethoven's Symphonien in der an leichte französische und italienische Musik gewöhnten Hauptstadt Frankreichs finden. Seine B-moll-Symphonie ist, wie der „Temps" ausdrücklich sagt, bereits in Paris populair geworden, wenigstens in der Sphäre des Concertpublicums; je mehr und öfter sie gehört wird, desto höher steigt die Bewunderung. „Man kann gar nicht sagen", heißt es im „Temps", „was an sinnreichen Combinationen, fruchtbarer Inspiration und geistreicher Laune in diesem Werke des genialen Mannes Alles vorhanden ist." Auch die Eroica reißt das Publicum jedesmal zur Entzückung hin. 108.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Friedrich Wilhelm Rogge.

Dritte vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 66. — 7. März 1839.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

73. Gebete, Lieder und Gedichte von F. F. Franke. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der pseudonyme Verf. dieser ziemlich starken Sammlung größtentheils religiöser Erzeugnisse übergab dieselben dem Drucke, um das Talent eines armen jungen Malers der Heimat zu unterstützen, und hofft, wie er in einer Vorrede bescheiden sagt, mit diesem guten Zwecke ihre Mangelhaftigkeit entschuldigen zu können; auch macht er, laut genannter Vorrede, weder auf Dank von Seiten des Publicums, noch auf Ruhm Anspruch und findet in der glücklichen Erreichung seiner Absicht und in der stillen Anerkennung einer hier und da allgemein verständlich und in harmonischer Weise ausgesprochenen guten Gesinnung den süßesten Lohn für die Mühe und Zeit, welche ihm des Buches Herausgabe gekostet hat. Wir sind weit entfernt, uns nicht unter die Anerkennenden stellen zu wollen und einzugestehen, daß in dem Religiösen sich hier der reiche Schatz eines frommen, gemüthlichen Wesens entfaltet und der Seele durch weise Belehrung und milde Reflexion eine gedeihliche Nahrung geboten wird. Überhaupt gelingt dem Verf. das Religiöse viel besser als Das, was er unter der Aufschrift „Vermischtes" uns bietet, obwol auch hier „Der Frühlingsspaziergang" (S. 213) eine Fülle mannichfaltiger und ansprechender Bilder aufstellt. Aus den „Morgenliedern" haucht ein frommer, schöner Sinn, und wir möchten ihnen, ihrem ästhetischen Werthe nach, eine Stelle über den „Abendklängen" geben; doch können sie bei der Bildung neuer Gesangbücher zu christlicher Erbauung wol nicht unbedingt als Muster aufgenommen werden. Bei den sogenannten, in Terzinen abgefaßten „Gottesgrüßen" fürchteten wir anfänglich die beliebte Witzelei zu vernehmen, aber glücklicherweise täuschten wir uns. Sie enthalten in Paraphrasen über Bibelstellen, namentlich aus der Bergpredigt Christi, moralische Betrachtungen und sind ganz geeignet, dem christlichen Leser Erbauung zu gewähren. In dem „Confirmationsliede" (S. 162) ist ein Fuß zu viel, was wir blos als Beweis anführen, daß wir das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Den „Deutschen Psalm" (S. 178) müssen wir, bei all seiner Trefflichkeit an sich, dem Geiste eines David und Asaph gegenüber verunglückt nennen; auch fehlt ihm die Parallelisirung, und er ist zu lang. Wie schön an und für sich und im Geiste unserer Bildung und Sprache Manches darin ist, mögen die Stellen bezeugen: „Das Weltmeer zittert wie eine Thräne deiner Wange und bethaut mit salziger Flut die Becken und Hügel der Erde; doch jeder Tropfen trägt in sich den Himmel, aus welchem er stammt und zu welchem er wieder flutet." „Mache meinen Geist zu einem Spiegel deiner Vollkommenheit und mein Herz zu einem warmen irdischen Herde deiner ewigen Liebe." „Die Gedanken gehen von dir aus und kehren zu dir zurück wie himmlische Wanderer, die an zarten, goldenen Fäden auf- und niederziehen." „Die reine Empfindung pflegst du wie eine Blume, die zu dir sich aufrichtet im Glanze des Morgens und, an deine Vaterbrust gelehnt, schlummert in der thauigen Nacht." „Die verborgene gute That schimmert vor dir wie im Laube die edle Frucht und trägt Keime in sich, die still mit zarten Armen hinüberreichen über die dunkle, frostige Todesbrücke in dein Reich des Lichts und in die Glut deines ewigen Frühlings." „Die Säle des Waldes sind deine Wohnungen der Erde, die Straßen der Wüste und des Wassers deine Spaziergänge, und die Blumen und Fruchtteppiche der Auen und Äcker deine Werkstätten und Ruheplätze." „Wo mein Herz dein gedenkt, da bist du, und wo es deiner zu vergessen beginnt, da erinnerst du es durch den Athem des Maies, daß du die ewige Liebe bist, und durch die blitzreiche Sprache des Donners und des Sturmes, daß deine Allmacht Alles geschaffen." Angehängt ist eine Übersetzung der Sittensprüche Cato's, bei der wir jedoch die Form, gereimte Hexameter, nicht loben können.

74. Lyrische und epische Dichtungen von C. A. Kaltenbrunner. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1838. Gr. 12. 20 Gr.

Obwol ein Dichter selten in der Beurtheilung eigener Leistungen competent ist, so hat Hr. Kaltenbrunner doch in einer Zueignung an seinen Freund Schleifer seine eigenen Gaben ziemlich richtig also charakterisirt:

Du kennst sie (meine Muse nämlich): ihr Auge sprüht nicht Feuer,
Doch zeigt es eines heitern Ernstes Spur;
Sie folgte nicht der neuen Schule, treuer
Ist sie dem Geist der ewigen Natur;
Sie flieht den Prunk, ihr ist die Wahrheit theuer,
Und ihrer Laute Ton ist einfach nur;
Du siehst sie arm an blendendem Geschmeide,
Sie kommt zu dir in ihrem schlichten Kleide.

Und was sie singt? — Du kennst ja all das Süße,
Das Lenz und Lust im Jüngling einst genährt,
Die Welt der Phantasie und die Genüsse,
Wodurch das Sein auf Erden sich verklärt,
Des warmen, strömenden Gefühls Ergüsse,
Und was uns Schmerz gebracht und Glück gewährt;
Die Freuden kennst du, die den Mann beglücken,
In Lieb' und Häuslichkeit sein Leben schmücken.

Manch' episch Blättchen auch ist mitgewunden
Und eingereiht, wie es die Stunde gab;
Doch, was auch meine Muse hier verbunden,
Sie pflückte keine neuen Blumen ab,
Bekannte Art nur ist's, die sie gefunden,
Ihr fehlt des Wundergartens Zauberstab;
Doch meine Lieder freun sich an dem Loose,
Wenn sie nur Veilchen sind, und manche Rose.

Vieles, recht Vieles schleppt sich hier in matter Prosa hin; so heißt's, um nur Eine Stelle anzuführen, in einem Liede auf dem Friedhofe (S. 55):

Alle Differenzen
Gleichen hier sich aus;
Bettler — Excellenzen
Ruhn in einem Haus;
Denn wir werden Brüder
Erst im Grabe wieder.

Das letzte der Lieder: „Sylvesternacht" (S. 180), ist das beste.

75. Vergißmeinnicht. Poetische Freundesgabe von Arnold Halder. St.-Gallen, Huber und Comp. 1838. 8. 12 Gr.

Ein Schweizerjüngling nimmt hier in vermischten Gedichten, Räthseln und Epigrammen und Gedichten in der St.-Galler Mundart die Nachsicht der Leser in Anspruch. Sie sind nicht Werke eines Originalgeistes, verfolgen keinen andern Zweck, als den, zu ergötzen, sind der ungekünstelte Ausdruck Dessen, wovon das Herz momentan in der hebenden Stunde erfüllt war, und suchen bei frohen Herzen Eingang zu gewinnen. Da heutiges Tages so viele Verse gedruckt werden, die viel unbedeutender und farbloser sind als die hier gegebenen, warum sollte dem Verf. die erbetene Nachsicht versagt werden?

76. Heliotropen. Eine Sammlung poetischer Versuche von Jean Cornelia Wolf. Köln, Eisen. 1838. Gr. 12. 8 Gr.

Fast ganz dem Vorigen ähnlich: auf 66 Blattseiten Erstlinge eines poetischen Lenzes, Repräsentanten der mannichfachen Gefühle, die frommer Sinn, Freundschaft, Liebe und Begeisterung für die Kunst hervorgerufen, gleichgestimmten Seelen geweiht und gedruckt auf vielfache, dringende Aufforderung der Freunde. Es finden sich wunderliche Rhythmen und Bilder, herbeigezogen obtorto collo, namentlich unter den Oden und Liedern. Die Legenden und Sagen sind locale und betreffen größtentheils Köln und dessen Umgebung. Etwas Besseres bieten die Anacreontischen Lieder; Summa: Mittelgut.

77. Fünf poetische Gerichte für humoristische Gäste von Hospinianus. Rudolstadt, Fröbel. 1838. 8. 8 Gr.

In Dialogen zwischen Mercur und Vulcan, zu denen sich späterhin auch der Gott Teut gesellt, wird uns hier ein satirisches Sittengemälde der Jetztwelt geboten, das einige Reimhärten und eine Orthographie hat, wegen welcher wir mit dem Verf. rechten würden, wenn er nicht in einem NB. erklärte, diese Orthographie sei hier nicht die seine, sondern die der Verlagshandlung. Das Ganze bereitet er den Lesern in fünf Gerichten zu, die nicht eben ausgesuchte Delicatessen, aber für jeden Magen, der nicht durch pikante Speisen verwöhnt ist, verdaulich sind. Im ersten Gerichte bedauert es Vulcan, sich auf die Oberwelt gemacht zu haben, nachdem er von Mercur gehört, wie es heutzutage Philosophen, Theologen, Dichter, Studenten und Schüler auf der Erde treiben. Das zweite Gericht ist aus den Substanzen des heutigen Patriotismus bereitet, und Teut beklagt, wie die alte gute Zeit mit ihrer echten Vaterlandsliebe verschwunden sei. Der dritte Abschnitt verlegt die Scene in einen Ballsaal, wo sich der Verf. ein weites Feld öffnet, die Sitten der Zeit zu malen, und recht gut ist, was er über Amor's Wirkungen sagt. Das vierte Gericht wird in einem Gesellschaftszimmer aufgetragen, in welchem wir Raucher und Biertrinker erblicken. Das fünfte, ein Nachtisch, bespricht Diejenigen aus der jetzigen Gesellschaft, die in ländlicher Stille Naturgenuß suchen und das bessere Theil erwählt haben.

78. Die Biene. Eine sentimentale, humorisch-didaktische Epopöe von Th. F. K. Rolle. Strasburg, Schuler. 1837. Gr. 12. 10 Gr.

Ein lehrreiches, ein nützliches Buch, welches, nach Virgil's Vorgang, die Bienen zum Gegenstande der Poesie macht, aber ein höchst prosaisches Buch. Hören wir die Prosa aus dem Abschnitte: „Stand und Wohnung der Bienen" (S. 14):

Nimm die Kappe herab und stelle sie sachte bei Seite,
Deck' die Mündung drauf zu mit einem (?) geeigneten Leinwand,
Kehre dein Käppchen, das voll vom lieblichsten Honige triefet,
Um, in Schatten gebracht, und treibe die Bienen mit Räuchern
Und dem Bart einer Feder heraus, so viel du im Stand' bist,
Wie die Erfahrung dich lehrt, und dann erbeute den Honig;
Setz' es dem Korb wieder auf, bis Phöbus die Jungfrau verlassen,
Und erbeute zuletzt noch, was dann der Jahrgang gewährte.
Man bekam auf die Art von einem einzigen Stocke,
Da man es drei Mal geleert, schon vierundzwanzig Pfund Honig;
Aber der Jahrgang war auch dazu besonders geeignet.

Auf solche Weise belehrt sich hier der Landwirth und Naturhistoriker über Stand und Wohnung der Bienen, über ihr Vorliegen, ihre Arbeit, ihren Zustand im Sommer und Winter, ihre Ordnung, ihre Speise, ihre Mäßigkeit im Genusse, ihren kriegerischen Muth, ihre Waffen, ihre verschiedenen Todesarten und die schreckliche Lage ihrer Verurtheilten. In einem zweiten Gesange werden gleich schleppend folgende Themata abgehandelt: fabelhafte und parabolische Ansichten über die Entstehung der Bienen. Die Bienen sind Lüftlinge und Finsterlinge; Bemerkungen über ihr Sehen und ihre Organe. Die Bienen schwitzen. Ihr Ausfliegen und Zurückfliegen. Die Bienen stechen. Die dreierlei Geschlechter. Und das wird eine Epopöe genannt! Lese das, wer da will; wir danken dafür. Höchst ergötzlich ist es, daß der Verf. den Hexameter zu seinem naturhistorischen Exeurs gewählt hat, weil — risum teneatis amici! — die Bienen auch sechs Füße und ihre Zellen sechs Ecken haben!! Du lieber Himmel! Was für Themata und Motive zu ihren Formen haben manche unserer neuen Dichter!

79. Scherben von C. Herloßsohn. Leipzig, Müller. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir kennen den Verfasser dieser Gedichte als einen Romanschriftsteller, der immer sein Publicum gehabt hat. Hier tritt er als Lyriker in Liedern von eigener Färbung mit Kraft und Anmuth auf, und wenn das Publicum seine Leistungen in diesem Fache ebenso ansprechend findet wie Ref., so wird das Buch, welches überdies äußerlich die zierlichste Ausstattung erhalten hat, gern und viel gelesen werden. Das Leben des Dichters war, wie die Widmung lehrt, ein leeres, weißes Blatt; als er Thaten und Gedanken darauf niederschreiben wollte, da kam das Schicksal und lähmte ihm die Hand, und so konnte er nichts als Thränen auf dasselbe fallen lassen. Sie vertrockneten darauf; doch blieb ihre Spur zurück, und ihre Spuren sind diese Lieder; sonach ist denn ihr Urcharakter eine elegische Sentimentalität, die, entsprossen dem echten Gefühl, ihrer Wirkung auf das Herz gewiß ist. Über die Wahl des Titels gibt das letzte Gedicht, „Scherben" überschrieben, Auskunft. Es zeigt uns, wie der Sänger zur Hoffnung geht,

— — die am Sprudelquell
Des Lebens sitzt und ihre Gaben spendet.
Da sah ich Kränze, Wappen, Kronen hell,
Sodaß mein Auge magisch ward geblendet;
Den Becher reicht' ich ihr mit muth'ger Hand,
Sie füllte gnädig ihn bis an den Rand —
Ich trug ihn heim, schon schwelgend im Erwerben;
Doch er entglitt der Hand und brach in Scherben.

Er geht zum Glück; doch der Becher, mit Juwelen angefüllt, gleitet hin, und drin sind nur Scherben. Er geht zur Liebe; aber der von ihr geweihte Nektarbecher bricht gleichfalls in Scherben. Zur Freiheit geht er:

Ich wollte kämpfen, ringen, siegen, sterben;
Der Becher wich — der Inhalt — alles Scherben.

Er geht endlich zum Glauben,

— — ernst und deutungsvoll
Blies er empor zum blauen Himmelsdome.
Weil ich denn Eines, Eins erringen soll,
So gib ein Licht mir statt der Staubatome!
Mir hielt nicht Hoffnung, Liebe, Freiheit Stand,
Nicht Glück, drum füll' den Becher bis zum Rand!

Du Sternendom, Eins muß ich doch erwerben —
Du blauer Dom! bricht denn auch du in Scherben?

In der Schlußfrage liegt in der That etwas Trostloses, und sie läßt die Seele in bangem Zweifel. Übrigens begegnen wir einer dreifachen Richtung in diesen Gedichten, nämlich dem Sentiment, dem Humor und der individuellen historischen Gegenwart. Aus der Classe der sentimentalen Stücke heben wir zunächst aus (S. 2): „Mein Weihnachtsbaum", das eine überaus wehmüthige Erinnerung aushaucht, die ihren Effect auf das Herz nicht verfehlen kann. In gleicher elegischer Weichheit bewegt sich das Lied (S. 11): „Laß mir die Thräne!" und wir können uns nicht enthalten ein Lied dieser Gattung zur Probe mitzutheilen. Es hat die Überschrift: „Weine nicht!", und lautet:

Weine nicht, daß deine Blumen modern,
Daß der Frühling scheidet voll von Schmerz;
Laß die Flamme nur vom Altar lodern
Und zu Asche brennen dieses Herz!
Was zu schön, zu theuer für die Erde,
Nehmen Götter in ihr himmlisch Licht;
Daß die Liebe dort zum Sterne werde,
Stirbt in Flammen sie. — O weine nicht!

Weine nicht, daß Herzen losgerissen,
Die ein Engel für einander schuf.
Wenn die Nachtigallen scheiden müssen,
Hält sie hier kein süßer Liederruf;
Wenn der Wintersturm die Rose entblättert,
Blickt sie hoffend nach des Lenzes Licht,
Und der Held, auf Erden früh zerschmettert,
Wird dort oben groß. — O weine nicht!

Weine nicht, daß es kein Wiedersehen
Unterm Monde hier im Jammerthal;
Diese Berge werden ewig stehen,
Dauernd, wie auf Erden jede Qual;
Und das Herz, wenn auch in Staub zerfallen,
Ist so ewig, wie die Erde nicht —
Aber unter sternenlichten Hallen
Wird es wieder jung: drum weine nicht!

Im Erotischen findet sich überall eine bewegliche Phantasie, welche Bild und Reflexion mit magischer Kunst zu verweben weiß. Man vergleiche über diese Behauptung (S. 215): „Die Zweifelerin." Ein kecker und krauser Humor entfaltet sich zunächst in den Trinkliedern (S. 88); noch ergötzlicher spricht derselbe aus „Moderner Liebe" (S. 71), wo dem Dichter träumt, er sei eine Blüte und die Nachtigall sei seine Geliebte; aber der Frosch tritt dazwischen und erklärt sich als rechtmäßiger Ehegemahl der letztern; er zieht sie mit sich in das schlammig feuchte Element. Mit folgender Anwendung auf des Dichters Verhältniß wird geschlossen:

Mein Liebchen hieß Caroline,
Sie war die Nachtigall;
Man gab ihr einen Ökonomen,
Einen Seebund zum Eh'gemahl.

„Der fatale Tag" (S. 74) entfaltet eine Fülle humoristischer Momente, Zustände und Ereignisse, sodaß der Leser geneigt wird, das Stück zum zweiten Male zu lesen. Wo der Vers. sich der historischen und politischen Gegenwart zuwendet, wird er mitunter bitter. Schon „Die drei Worte", nach Schiller, sind stark, freimüthig und kühn gesprochen, doch haben sie noch nicht die Schärfe und Bitterkeit wie „Das große Ordensfest" (S. 52), bearbeitet nach Schiller's „Theilung der Erde". „Die Krone" (S. 64) gibt den Herrschern auf dem Throne beherzigenswerthe Winke und Lehren, und überall bekämpft er Pfaffenthum und Despotismus. Wie kräftig redet er S. 110 die Polen an! Das Thema über den großen Todten von St.-Helena, der den früh vollendeten Sohn zu sich einladet und bei sich aufnimmt (S. 152 — 163), ist zwar etwas verbraucht, aber überaus reich an überraschenden, großartigen Zügen, was der Leser selbst nachsehen wolle. „Der Deutschen Weihnacht" (S. 174) endlich malt die Gegenwart des germanischen Volks schlagend und treu, aber doch mit etwas dunkeln Farben. Folgen wir überhaupt dem Eindrucke, den die Lecture des Ganzen auf uns gemacht, so müssen wir diese Gedichte zu den bessern Erzeugnissen der Neuzeit zählen.

80. Schneeglöckchen. Deutsche Lieder aus den Ostseeprovinzen gesammelt und herausgegeben von Arnold Tideböhl und Wilhelm Schwartz. Riga, Goetschel. 1858. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Nach dem Vorgange einiger dramatischen Autoren, die in Paris in literarischer Kameradschaft arbeiten, ist hier eine vaterländische Camaraderie in den Ostseeprovinzen zusammengetreten, um dem deutschen Publicum unter Direction der Hrn. Tideböhl und Schwartz etwas vorzusingen. Wir zählen, inclusive die letztgenannten Concertdirectoren, dreizehn Sänger in dieser äußerlich schön ausgestatteten Sammlung und charakterisiren dieselben, da uns hier eine kleine Spanne Raum zugemessen ist, mit wenigen Federstrichen. Die Gesangunterhaltung beginnt Hr. Tideböhl mit einem Sonette, in welchem Schneeglöckchen den Frühling einläutet. Ihm folgt Heinrich Pierson v. Balmadies (ein Pseudonym?) mit sechs Liedern, unter denen „Sangeslust" und „Once more upon the waters" (S. 9) recht zart hingehaucht sind; nur scheint der Dichter noch nicht die Fertigkeit erlangt zu haben, seine poetischen Conceptionen in ihrer ganzen Kraft und Frische zu Tage zu fördern. Die fünf Nummern von Georg v. Grindel zeugen von einer nahen Geistesverwandtschaft mit Hrn. v. Balmadies und bieten nichts Originelles. In „Quellentreich" (S. 22), einer Art von Romanze in sechs Nummern, von Guido Kieseritzky, offenbart sich episches Talent und rascher Fortschritt der Handlung; das Ganze macht keinen übeln Effect, und die Sprache ist edel. Unter den vierzehn Liedern des Andreas v. Wittorf möchten wir „Die Trauerbirke" (S. 18) auszeichnen. Auf die Frage des Wanderers, warum sie so traurig sei, gibt sie die Antwort:

Mich hat der Knecht zu schnödem Dienst erlesen;
Ach, morgen holt er meinen vollen Strauß,
Denn binden will er ihn zu Ruth' und Besen,
Und säubern soll ich knechtisch Hof und Haus.

Seg', Wandrer, dich zu mir, daß ich noch heute
Des Baumes schönste Pflicht erfüllen kann.
Weht, Zweige! spielt, ihr kleinen Waldspielleute!
Den Takt gibt Specht mit seinem Schnabel an.

Auch klingt die letzte Strophe, „Vom Berge" (S. 49) herabgesungen, recht elegisch:

Was zieht's dich hin, du thörig Herz,
Wo dort die blaue Wald umhüllt?
Der Himmel steigt nicht niederwärts,
S' ist nur ein lockend Lügenbild!
Zum Himmel geht der Weg bergab,
Steig' nieder nur ins Thal — ins Grab.

Er hat dabei ein Ohr für die Sprache der Natur und ein Auge für ihre Reize, wie sich das in „Abschied von der Natur" (S. 60) und in vier frischen Frühlingssonetten bekundet. Die Beiträge von F. W. Hülsen bewegen sich, ohne eben schlecht zu sein, in dem Gleise der Mittelmäßigkeit. Für die Mittheilung der „Kleinrussischen Volkslieder" durch C. von der Borg sind wir demselben sehr verbunden. In Nr. 4 hat sich der läppische und unverständliche Volkston eingeschlichen; schön ist aber Nr. 7, und noch schöner Nr. 2 (S. 78):

Gräser rauschen, Windhauch flötet —
Liegt dort der arme Kosack getödtet;
Mit dem Kopf auf einem Strauche,
Riedgras decket ihm das Auge,
Schwarzroß steht zu seinen Füßen,
Adler grau zu seinen Häupten,
Und er naget den Kosacken.

Digitized by Google

Und er tritt auf seine Locken.
Jener spricht darauf zu diesen:
„Aar, laß Brüderschaft uns schließen!
Wenn du, Bruder Aar, die Augen
Aus der Stirne mir gerissen,
Laß mein Mütterlein es wissen,
Mein alt Mütterlein, die treue,
Welche mich gebar und säugte.
Weißt du, Aar, was du mußt sagen,
Wann mein Mütterlein mit Zagen
Dich nach mir nun wird befragen?
Sprich: er dienet bei dem Khane,
Beim Herrn Khane, dem Tataren,
Dort bei Dobrodoi, dem Krymek;
Und verdiente sich 'nen Gäulen
Und ein Grab auf den Gefilden."

Aus den „Skizzen aus Wilna", die Friedrich Glasenapp mittheilt, geht ein descriptives Talent hervor; er beobachtet treu und fein Formen und Zustände der heutigen socialen Welt, und alle seine Beiträge lassen sich lesen. Die Gedichte von Eduard Carlblom gehen so mit durch. Christian v. Stein entfaltet in funfzehn Nummern eine ziemlich reiche Objectivität. In den Beiträgen vom Freiherrn Budberg heben wir den nicht eben geistreichen, aber sinnigen Einfall aus in „Moderne Liebesliteratur" (S. 182), wo mit den Namen neudeutscher beliebter Dichter folgendes Spiel getrieben wird:

Ihr sagt, mein Lied komm' andern Damen
In seiner Kenntniß gleich.
Wie diese, wiss' es kaum die Namen
Im jungen Dichterreich.

Zwar weiß es nichts von Heinrich Heine,
Und trägt auch kein Gelüst;
Doch weiß es wol von einem Haine,
Wo süß zu träumen ist.

Zwar weiß es nichts von Heinrich Laube,
Und trägt auch kein Gelüst,
Doch weiß es wol von einer Laube,
Wo süß zu kosen ist.

Zwar weiß es nichts zu dieser Stunde
Von einem Doctor Mundt;
Doch gab es mir gar sichre Kunde
Von einem rosigen Mund.

Der Chordirigent, Hr. Wilh. Schwarz, hat das Buch mit einigen elegischen Liedern ausgestattet, die wir nicht ausgezeichneter gefunden haben als die Beiträge der Andern. Den Beschluß macht Hr. Tideböhl, sein College und Geistesverwandter. Er entfaltet in einem Gedichte: „Am Meere", in zehn Nummern eine recht blühende und gesunde Phantasie, und man übersieht bei manchem Guten gern das Mittelmäßige. Die ganze Sammlung zeugt vom Geschmack der beiden Sammler und von ihrem Takt, das für die Neuzeit Passende zu geben; aber wer kann heutzutage den gesteigerten Foderungen der Gegenwart Genüge leisten? Das Publicum ist durch pikante lyrische Genüsse so überreizt und verwöhnt, daß es hier Vieles unberührt und ungekostet bei Seite legen und nur Weniges sich herauswählen wird. Das Schneeglöckchen gehört überdies mit zu den vergänglichsten Blumen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Wie schlimm es in Italien um die dramatische Kunst bestellt sei, haben Reisende und Berichterstatter vielfältig verrathen. Alle Schäden, an denen das Theaterwesen leidet, hat jetzt in einer geistreichen Schrift: „Delle attuali condizioni del teatro drammatico in Italia e dei mezzi di promoverne il miglioramento. Osservazione di *G. Battaglia* con una postilla di *G. Imperatori*" (Mailand 1838), ein Mann aufgedeckt, der Gelegenheit gehabt hat, sie in der Nähe zu beobachten, der aber weise genug blieb, von diesen häufig widerwärtigen Erscheinungen die Laune sich nicht verderben zu lassen, die allein sie leichter zu ertragen den Muth gibt. Nach dieser Schrift gibt es in Italien etwa einige vierzig dramatische Banden, sämmtlich beinahe blos in der Hoffnung angeworben, mit ihrer Hülfe Geld zu verdienen. Hat in einer schönen Nacht ein stumpfgewordener Schauspieler, ein abgesetzter Souffleur, ein Theaterschreiber oder gar ein guter Freund, ein Gönner, vielleicht selbst ein Eheherr einer einst gehätschelten Schauspielerin sich einfallen lassen, eine Schauspielergesellschaft zusammenzubringen, so reichen die so nothwendigen Talente, sie zu leiten, nicht aus; das Geld, sie zu bezahlen, bleibt eine Hauptsache. Vielleicht gelingt es, einen alten Capitalisten zu beschwatzen; doch auch dadurch sind die Bedrängnisse nicht beseitigt; denn nun erst beginnt des Unternehmers schwierigste Rolle, nämlich die zuströmenden Künstler abzuhalten, die mit leeren Beuteln, aber desto ausgestopfter mit Selbstgefälligkeit, von allen Endpunkten Italiens zuströmen, um ihre unbezahlten Rechnungen durch Hülfe des neuen Directors in Ordnung zu bringen. Fast alle haben auf den Tagebühnen begonnen und entwöhnen sich selten des Tons, der darauf Wirkung macht. Durch eine gute Auswahl der Stücke wäre einige Hoffnung auf Erfolge; aber wer wählt die Stücke? Gewöhnlich der Vorlauteste in der Gesellschaft, der, wenn es nicht die erste Liebhaberin etwa selbst thut, auch wol das Zuschneiden der französischen Stücke übernimmt, die, auf eigene Faust übersetzt, als die wohlfeilsten den Vorzug vor allen andern haben. G. Battaglia geht noch tiefer in diesen Sumpf, hoffentlich des Mückennetzes sicher, das er gegen das aufgeregte Ungeziefer brauchen wird. Indessen auch jenseit der Alpen wird man manche seiner Bilder wie aus dem Spiegel genommen finden; denn wie Viele, die hinter die Coulissen zu sehen Beruf hatten, werden an sich selbst denken müssen. Mutato nomine de te narratur fabula.

Wahrscheinlich hat Boccaccio's berühmte Beschreibung der Pest in Florenz oder des Bibliophilen Jakob Medianoche den Anlaß zu einem Buche: „Maria e Giorgio o il colera in Palermo di *Vinc. Linares*" (2 Bde., Palermo 1838), gegeben, das, abgesehen von seinem einfachen Romane, beinahe als ein Denkmal für die Zeitgeschichte angesehen werden kann, indem es die Ereignisse lebendig und treu vor die Augen führt, die 1837 die gefürchtete Seuche in Palermo begleiteten. Zaghaftigkeit war dort der unbedachten Zuversicht gefolgt und veranlaßte namentlich unter den Ärzten eine Flucht, die gegen die muthige Ausdauer der herbeieilenden Helfer auf das unwürdigste abstach. Indeß auch diese Zeiten der Noth und Bedrängniß hat man sich zu sehr ins Schwarze gemalt. Während die Tageblätter neben dem De profundis der Brüderschaften den Lärm der Trommeln erschallen ließen, die den Aufruhr betäuben sollten, versichert Vinc. Linares, daß kein Soldat sein Bajonnet oder einen Schuß Pulver gebraucht habe, und auch hier scheint aus dem Romanschreiber ein geschichtliches Gewissen zu sprechen. Denn was er gelegentlich anführt, bestätigt eine andere kleine Schrift: „Biografie e ritratti d'illustri Siciliani morti nel cholera l'anno 1837" (Palermo 1838), die für die Literargeschichte einige nicht unbedeutende Beiträge gibt.

Inschriften in der Sprache des Landes verdrängen allmälig die früher beliebten lateinischen, und immer seltener werden daher die Männer, die, wie Labus noch jetzt und früher Zaboni und Gaetano Marini, eine beinahe europäische Berühmtheit sich durch ihre gelungenen lateinischen Aufschriften erwarben. Für Freunde solcher Curiositäten ist jetzt unter dem Titel: „*M. F. Gagliuffi*, Ragusini Inscriptiones curn et diligentia *Joann. Antonii Scazzola* ab Alexandria primum in lucem editae" (Alessandria 1837) eine Sammlung erschienen, die durch die geschichtlichen darunter auch außerhalb ihres nächsten Kreises dem verstorbenen Verf. Beachtung zusichern werden. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 67. — 8. März 1839.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 66.)

81. Werdelust des hallischen Dichterbundes. Halle, Anton. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine der vorigen ähnliche Sammlung mit dem Motto: „Vorwärts." Aus einem „Gruß an die Leser" von Körner aus Mietleben und einem Epiloge von L. M. Fouqué nehmen wir ab, daß hier ein Verein junger akademischer Sänger im Halle-Saalathen zusammengetreten ist und durch Liebeslust sich umschlungen sieht. „Wir haben", sagt jener Körner, der die meisten Beiträge gegeben hat,

an der Brust der Zeit gesogen,
Von Werdelust ward unser Herz geschwellt
Und hoffnungskühn zum Vorwärts hingezogen,
Euch aufzuschließen unsre Liederwelt;
Drum, seid ihr junger Werdelust gewogen,
So sehet, was zur Schau wir hingestellt,
So tretet ein in unsre Bilderhallen
Und lasset's euch recht herzlich drin gefallen!

Ob nun aus diesem Vereine ein Sängerchor hervorgehen werde wie weiland aus dem sogenannten Hainbunde auf der Akademie Göttingen, läßt sich freilich nicht vorausbestimmen und ist auch zu bezweifeln; der Titel der Sammlung ist jedoch gut und passend gewählt, denn wie das ganze Leben dadurch, daß es hier nur ein Werden und Gestalten ist, Reiz empfängt, so gewährt auch das Schaffen eines poetischen Kunstwerks die meiste und die wahre Lust. Überdies sind die meisten hier mitgetheilten Proben von jener „Werdelust", wenn sie auch kein Verdienst weiter hätten, alle gestempelt mit der Frische und der Regsamkeit der Jugend, und L. M. Fouqué, der einzige greise Sänger unter dieser Schar, ruft ihnen in dem Epiloge zu:

Gegrüßt seid auf gemeinschaftlicher Spur,
Ihr Jünglinge, der Zeit nach fern geschieden
Von mir, nah' mir in dicht'rischer Natur!
Wer säh' nicht gern auf seiner Bahn hienieden,
Der lang durchwallten, nah' schon ew'gem Meer,
Genossen, frisch aufleuchtend, sich beschieden!

Das Ganze hat man in acht Abschnitte getheilt, von denen der erste „Stethoskop für unser Jahrzehnd" heißt. Die meisten Gedichte athmen eine heitere Lebensphilosophie, die nach dem akademischen Leben der Neuzeit schmeckt, aber glücklicherweise nur auf wenigen Blättern nach Taback und Bier riecht. Die productivsten Sänger sind Heinrich Beta und Körner von Mietleben. Ersterer stellt im „Stethoskop" recht frische Bilder auf, wo er den Cicero eine heutige Doctorpromotion belauschen läßt, sowie in der „Akademischen Jeremiade", die mit den Worten schließt:

Examengespenst, wenn's lange noch droht,
Wird keine Studentenwange mehr roth.

„Alte Historie" handelt von einem wunderlichen Lord, der den Frühling ausrotten will. „Neuer Himmelsweg" zeigt uns, wie man nicht durch Hegel und Kant zum Himmel gelangen könne, sondern sich hinlachen müsse. „Zeitwunden" besprechen die Emancipation der Juden, die heutige Frömmigkeit und ähnliche Zeitthemata, die sich in den „Modernen Stimmungen" fortsetzen. Herrn Beta's Geist und Ton bekunde S. 76: „Kant und Hegel":

Ein Fürst erstand im Norden,
Der baut ein großes Haus.
Da kamen große Horden
Und bauten's weiter aus.

Auch Viele waren drunter,
Die bauten neben dran
Von unbrauchbarem Plunder
Sich ihre Häuschen an.

Da kam ein neuer Kaiser,
Riß ein die Bauten all'
Und baute neue Häuser
Aus diesem Trümmerschwall.

Nun seht nur die Philister,
Die sitzen immer noch
Wie friedliche Geschwister
In ihrem alten Loch.

Sie denken, ihre Häuser
Die ständen unversehrt,
Da doch der neue Kaiser
Sie längst schon hat verheert.

Körner von Mietleben ist in „Rübezahl auf der Universität", „Drei ewige Juden gegen Strauß", „Die Doctorseele vor der Himmelsthür", „Die Welt auf der Reise", „Der Verstand als Kaiser" und „Nationalismus und ästhetisches Kriterium" zuweilen minder plastisch als der Commilito Beta, aber sein Pinsel ist oft treuer, kecker und an Callot erinnernd. Der zweite Abschnitt ist überschrieben: „Jean qui rit, Jean qui pleure", und gibt Ausbrüche eines muthwilligen Humors. Beleidigend für das Zartgefühl ist es, wenn hier eine Auguste Eschhoff sich in die burschikose Kameradschaft mischt und ihr Contingent in einer „Geschichte vom Kloße" (S. 115) höchst unweiblich gibt. „Des Junker Amor Gardinenpredigt an eine Achtzehnjährige" (S. 128), von Derselben, ist ein Gegenstück zum „Kloße". Eines gleichen Mangels an Zartgefühl müssen wir eine Albertine Herschel zeihen, obwol ihre Beiträge mehr weiblichen Geist und Sinn bekunden. Die Epigramme von Beta, die in diesem Abschnitte unter den Namen „Finten", vorkommen, sind nicht ohne Salz. Der dritte Abschnitt: „Welt und Lieb", macht uns mit einem gewissen August S... bekannt, der sich dem Episch-Romantischen zuwendet. An ihn schließt sich ein Herr August Waldhecker, sein Geistesverwandter, indem auch seine Beiträge im Romanzentone sich vernehmen lassen, der überhaupt durch den ganzen Abschnitt hindurchklingt. In die hier mitgetheilten

„Löwenromanzen" von Fouqué hat das Alter all sein Wasser gegossen. Der vierte Abschnitt: „Lieb' und Lieb", bringt Erotisches, worin sich Körner von Nietleben nicht ohne Glück, W. Künstler in sechs Nummern und A. Peters versuchen. Der fünfte: „Lenziaden", gibt Frühlingslieder, größtentheils von Körner, der sich überhaupt als der Vielseitige hier darstellt; der sechste aber unter dem Titel: „Weinhumer", Trinklieder, wo bei manchem burschikosen Scherze mancher Geistesblitz. Dann folgen „Schlaftränke", d. h. Wiegenlieder, unter denen das „Lied von dem guten Knaben" (S. 301), von Körner, als das gelungenste erscheint. Im achten und letzten Abschnitte unter dem Titel: „Philosophische Facultät", bietet Hermann v. Gnappert vorzugsweise eine Reihe kleiner Lieder, unter denen wir die Strophe (S. 315) ausziehen:

Verzeiht mir, Menschen, wollt nicht schelten
Bescheidnem stillen Herzensſang!
Ich will für keinen Dichter gelten.
Wenn's auch mich oft zum Liede zwang.
Was mir die lieben Blumen künden.
Ist gar zu süß und wundervoll.
Drum mußt' ich wol zum Liede ründen.
Was mir aus ihrem Busen quoll.

Vieles von dem hier Mitgetheilten ist wegen seiner elegischen Haltung der Überschrift nicht entsprechend. Aufmerksam müssen wir machen auf das „Lied der göttinger Studenten beim Auswandern" (S. 333), und auf „Der Forscher und sein Kind" (S. 337) von A. H. Unter den Dichternamen mögen wol Pseudonymen sein.

82. Stauf, eine Dichtung von Theodor Scheerer. Berlin, Heymann. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Goethe hat durch seinen „Faust" so manchen deutschen Geist angeleuchtet und angeregt, etwas Ähnliches zu schaffen. So manche Idee, die jener Dichterfürst nur obenhin andeutete und hinwarf, ist von spätern Nachbildnern mit Liebe ergriffen und ausgeführt worden. Auch für den wahrscheinlich noch jungen Verfasser vorliegender Dichtung scheint die Goethe'sche Faust-Dichtung so anregend gewesen zu sein, daß er nicht widerstehen konnte einen Faust zu bilden. Er thut das hier, aber er bildet einen modificirten Faust; einen Faust (Stauf steckt ja auch den Buchstaben nach in Faust) aus dem fünften, sechsten und siebenten Lustrum des 19. Jahrhunderts; einen Faust, der seinen Wissensdurst, seinen Skepticismus und seine Unzufriedenheit auf die socialen Verhältnisse und nachher auf den Standpunkt der heutigen Naturkunde, Philosophie und Gottesgelahrtheit überträgt, und dessen Klage und Sehnsucht am Ende nur in der glücklich gewonnenen Überzeugung endet, daß die ewige Wahrheit und Lebensweisheit nicht in der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, sondern einzig in dem Glauben, in der Liebe, in der Freundschaft, im Lebensgenusse und einem dichtenden Gemüthe zu finden sei. Dieses Thema führt er nun auf 154 Octavseiten folgenderweise aus. Wie bei Goethe treten in einem Prologe der Herr, die himmlischen Heerscharen, der Erdgeist und Mephistopheles auf. Der Dichtung erster Theil hat den Titel: „Die Naturwissenschaften." Stauf sitzt in der Dämmerung in seiner Studirstube. Sein Monolog belehrt uns, wie wenig ihm das gewöhnliche Burschenleben genüge, und wie der Trieb nach etwas Höherm in ihm mächtig erwacht sei; er ist jedoch in Ungewißheit, mit welchem Studio er beginnen soll, um in den Besitz der ewigen Wahrheit zu gelangen. Da unterbricht ihn in seinem trüben Sinnen ein lustiger Commilito durch den Gesang: „Knaster den gelben hat uns Apollo präparirt und uns denselben recommandirt", und bringt durch die burschikose Terminologie, die sich durch das ganze Buch zieht, viel Farbe, Frischheit und Leben in die Unterhaltung. Er kann indessen den ernst gewordenen, sonst so fidelen Stauf nicht bewegen, mit auf den Commers zu gehen, und verläßt bald unwillig den Grübler. Die folgenden Scenen sind in den Hörsälen einiger Professoren, zunächst beim Professor der Mineralogie, wo vor dem Erscheinen desselben mehre Studenten auf ihre Art und Weise sich unterhalten, aber auch den Stauf schlecht machen, daß er nicht mit am lustigen Commers Theil genommen. Jetzt tritt der Professor auf und zeigt des Breitern, daß es mit der innern Wesenheit der Dinge eine gar misliche und kritische Sache sei:

Ich sag' dies, meine Herrn, ganz ohne Hehl heraus,
Ich weiß es selber nicht, wie ich's am besten mache.
Denn sehr begabte Männern führen diesen Strauß.

Der Professor der Chemie führt den nach Wahrheit dürstenden Stauf auf einen ebenso unsichern Grund und Boden. Unter Anderm äußert er, nachdem er die Unzulänglichkeit dieses und jenes Systems besprochen:

So muß auch hier die alte Lehre sich bewähren,
Daß Der, der unbedacht stets folgt dem innern Drang,
Nicht Einhalt thut der Leidenschaften Gähren,
Mit aller seiner Kraft doch nichts vermag.
Doch, was ist jenes innre Streben?
Was ist des innern Triebes Kraft?
Was selbst im Element erzeugt ein Leben,
Was es hervorlockt aus der Haft?
Naturkraft wir's mit einem Worte nennen,
Verwandtschaft der Materie heißt's auch wol;
Doch müssen, trotz der Namen, wir bekennen,
Wir wissen nichts davon, und unsre Nuß ist hohl.
Elektrisch: Das ist eins von jenen Worten,
Die jeder Chemiker nur allzu sehr gebraucht;
Elektrisch! tönt's in der Chemie an allen Orten,
Wo sich verborgne Kraft vor'm Später untertaucht.
Elektrisch drum auch hier muß die Naturkraft sein!
Der Name will nun wol nicht viel erklären;
Zwar kriegt das Ding dadurch von außen einen Schein;
Doch weit ist's noch, daß wir in seinem Innern wären!

Der Professor der Geologie setzt in einem dritten Collegium mit gelehrtem Wortschwall die Systeme der Neptunisten, Vulcanisten und Pluto-Neptun-Galvanisten auseinander und stößt den armen Stauf gleichfalls auf das endlose Meer des Zweifels und der Ungewißheit. Nachdem er beim Astronomen in einer vierten Vorlesung in den freudelosen Steppen gelehrter Conjecturen umhergeirrt ist, so macht er seinem Herzen Luft auf einer geognostischen Excursion in einer rauhen Felsgegend; aus dem trefflichen Monologe hier die Stelle:

Sind doch vielleicht nur all' die Theorien,
Die wir erdachten, bloßer Täuschungsschluß.
Den wir aus Dem, was wir begreifen, ziehen!
Wer sagt's dem Menschen, daß mit seinem ird'schen Fuß
Er kann den Weg zur geist'gen Wahrheit finden?
Es fehlet ihm hierzu ein höhres Licht
Als der Verstand, mit dem wir jämmerlich uns winden.
Der uns wol Dämmrung zeigt, doch Tageshelle nicht!

In der Freundschaft indessen, die er mit einem jungen Mediciner, Namens Theodor, schließt, findet sein verwundetes Gemüth einigen Balsam. „Gesteh", ruft Stauf (S. 52) aus,

daß auch dein Herz es schmerzlich fühlt,
Wie bald des Geistes Schwächen uns zur Ruhe bringen.
Wenn nichts in uns den heißen Durst nach Wahrheit kühlt.
Laß uns mit Macht ihn durch Philosophie erringen!
Schon fühlt' ich längst in mir ein mächt'ges Regen
Nach einem Freund auf meiner Forscherbahn,
Und heute folgte mir des Himmels reicher Segen:
Es wollt' ein Gott, daß wir uns sahn!
Ich fühl's, daß unsre Herzen für einander schlagen.
Hier biet' ich dir die Hand zum ew'gen Freundschaftsschluß.
Zwei Seelen sind jetzt eins, wir brauchen nie zu zagen.
Besiegelt sei der Bund durch diesen Bruderkuß!

Der Dichtung zweiter Theil ist betitelt: „Freundschaft und Philosophie." Oben schon deutet Stauf an, er hoffe den Durst

nach Wahrheit durch die Philoſophie ſtillen zu können. An einem ſchönen Sommerabend ſitzt er an einem mit Weinreben umrankten Fenſter und blickt in eine heitere Abendlandſchaft. Mit tiefem Gefühle ſpricht er das Glück aus, in Theodor einen Freund gefunden zu haben, der ihm nun erſt das Daſein erheitere. Da tritt als reiſender halliſcher Student Mephiſtopheles zu ihm ein. Stauf fragt ihn, zu welcher Facultät er gehöre? worauf er ihm erwidert:

Geſtanden unumwunden,
Iſt keine, die mir ganz gefallen hätt';
Drum hab' ich ſchon ſeit langen Zeiten
Darin herumgepfuſcht, bald dies, bald jen's ſtudirt.
Das jus hat für mich wol recht intereſſante Seiten,
Doch iſt auch Manches drin, was mich ſehr ennuyirt.
Die Medicin halt' ich in großen Ehren,
Mich freuen viele ihrer Theorien;
Allein ſie müßte ihren Fleiß noch ſehr vermehren,
Wenn ſie mich ganz ſollt' an ſich ziehn.
Die beſte bleibt denn doch von allen,
Die höchſte Wiſſenſchaft, Philoſophie —

und nun beginnt der kalte Mephiſto dem horchenden Jünger die philoſophiſchen Syſteme von Ariſtoteles bis auf Fichte und Schelling herab auseinanderzuſetzen. Wir müſſen es uns verſagen, hier des Weitern zu beſchreiben, wie tief er den armen Stauf durch manche troſtloſe Anſicht das Gemüth verwundet, ſodaß er, nachdem ihn der boshafte Lehrer verlaſſen, in ſchmerzlicher Betäubung eine Weile daſteht. Doch er ermannt ſich: „Geduld", ruft er,

ich ſelber will erproben
Was die geprieſene (nämlich die Philoſophie) mir beut;
Doch wenn die Ernte mehr nicht iſt zu loben,
So ſei ſie ſpottend in den Wind geſtreut!
Nicht ſoll Philoſophie das Bild mir rauben,
Was höhre Hand mir in das Herz gemalt;
Beharren will ich feſt auf meinem Glauben.
Der mir aus Herz und Schrift entgegenſtrahlt!
Hab Dank, o Gott, daß du den Freund gegeben
Der Seele, die ſonſt einſam ſtand;
Der Freunde doppeltes Beſtreben
Bekämpft die Nacht mit ſtarker Hand.
Wie auch der Schatten windet ſich und dreht,
Ich will ihn doch zum Weichen bringen;
Ob Tod und Zweifel auch im Wege ſteht,
Ich will zu Gott, ich will zum Lichte dringen.

Ein heiteres Intermezzo folgt dem ſchwermüthigen Monologe. Stauf und Theodor gehen an einem freundlichen Sommerabende auf der mit Fußgängern, Reitern und Wegen bedeckten Landſtraße nach einem Dorfe zur Kirmeß. Zwei luſtige Studenten führen zwei junge Leute durch eine kecke Lüge hinters Licht. Dann Geſpräche und Anſichten der Studenten über Mephiſtopheles, der unter dem Namen Kuno aus Halle überall Händel ſucht und dabei bald den Galanten, bald den Philoſophen ſpielt; Allen erſcheint ſein Charakter räthſelhaft. Stauf und Theodor entfernen ſich indeſſen von den übrigen und begeben ſich in ein romantiſches Thal, wo ſich Stauf über ſein bisher vergebliches Beſtreben, durch Philoſophie Wahrheit zu erringen, ausſpricht. Die Philoſophie, ſagt er, zerſtöre die Liebe, laſſe das Herz kalt; zur Religion müſſe man ſeine Zuflucht nehmen:

Die neuern philoſophiſchen Syſteme
Verein'gen mehr und mehr ſich mit Religion
Und ſchleudern ihre Anatheme
Auf jene erſten von dem Thron.
Es wird noch ein Syſtem einſt kommen,
Was nicht mit Herz und heil'ger Schrift in Streit;
Dann denke dir davon hinweggenommen
Unnützen Wortkrams Herrlichkeit,
All dieſe aufgeputzten breitgetretnen Gloſſen,
Des fremden Worts unehelichen Sohn,
Und welches Unkraut ſonſt hier möge ſproſſen,
Was bleibt uns übrig dann! — Die chriſtliche Religion!
Doch was uns Chriſtus in der Weisheit Fülle
Verkündet hat von ew'ger Wahrheit,
Bedarf dies noch der philoſoph'ſchen Hülle?
Erſtrahlt es nicht in höchſter Klarheit?

Theodor iſt ganz ſeiner Meinung. „Halt ein", ſagt er (S. 94)

nicht ſoll der Philoſoph uns rauben.
Was dem Gefühl vom Himmel ſtrahlt ſo mild,
Wir halten feſt an Gott, an unſrer Liebe Glauben,
Nichts ſchwäche mehr in uns dies helle Bild.

Erweicht reichen ſich Beide die Hand zum ewigen Freundſchaftsbunde und geloben einander Treue bis zum Tode. Damit ſind wir zu der Dichtung drittem Theile, „Lebensfreuden" betitelt, gelangt. Wir finden Stauf und Theodor nebſt andern Studenten bei der Flaſche in einem Gaſtzimmer. Die burſchikoſe Unterhaltung betrifft den Lebensgenuß ſowie das Streben und Treiben der Jetztwelt, und kommt ſodann auf ein Duell, in welchem ein Offizier von einem Studenten erſtochen worden iſt, und wobei Kuno ſecundirt hat, dem man überhaupt die Veranlaſſung des ganzen unglücklichen Streits beimißt. Verſchiedene Urtheile über Kuno. Stauf läßt keine Gelegenheit vorbei, auf die Philoſophie loszuziehen und den Lebensgenuß zu rühmen. Die Studenten laſſen den Wirth kommen, um ihn zu necken, und kommen dann überein abwechſelnd ein Lied zu ſingen. Theodor beginnt mit einem Lobliede auf Berthold Schwarz, Gutenberg und Luther, die drei Männer, welche in Deutſchland die Barbarei und die Tyrannenmacht bekämpften; Stauf folgt ihm. Hören wir, wie er das Gift bittern Spottes auf die Philoſophie ſpritzt:

Es lebte einſt ein großer Koch,
Jetzt iſt er längſt begraben.
Doch Viele heutzutage noch
An ſeiner Koſt ſich laben.
Zwar iſt's Gericht entſetzlich alt,
Was ſüß war, wurde ſauer,
Die ganze Brühe wurde kalt
Und ſchmeckte ſo noch ſauer.

Darob hat Mancher ſich gehärmt
Und auf dem Stubenofen
Die Speiſe wieder aufgewärmt
Wie alte Liederſtrophen.
Man koſtet' drauf die warme Brüh,
Doch fand man nicht Behagen;
Es brach ſie aus trotz aller Müh
Der unzufriedne Magen.

Da kam derbei ein großer Mann,
Der wollt' den Brei verbeſſern,
Thät mancherlei der Dinge dran,
Wornach die Zungen wäſſern;
Thät Zucker und Gewürz hinein
Und luft'ger Weisheit Flocken,
Verſchimmelt Griechiſch und Latein,
Selbſt mathemat'ſche Brocken.

Dies Alles rührte er zuſamm';
Ihm ſchien's zu concentriret,
Drum hat er drauf den ganzen Kram
Mit Waſſer angerühret;
Mit Waſſer lang und breit verdünnt,
Daß es aus allen Töpfen
Bis auf die offne Straße rinnt,
Wo es die Leute ſchöpfen.

Das iſt das große Leibgericht,
Verkauft an allen Ecken,
Wonach manch hochgelahrter Wicht
Die Finger ſich thut lecken.

Digitized by Google

Und wollt zuletzt ihr wissen, wie
Die Leut' die Brühe nennen?
Sie ward getauft: Philosophie;
Nun werdet ihr sie kennen.

Stauf stellt in diesem Liede sowol wie in seinen frühern Reden die Philosophie geflissentlich in Schatten, um Freundschaft, Liebe, Glauben und Poesie in ein um so helleres Licht zu stellen. Den letztgenannten Genien huldigen denn auch die Studenten in manchem patriotischen, frohsinnigen Liede und schwören einander dauernde Freundschaft. Theodor ruft die Liebe, Stauf den Glauben in den heitern Kreis und zeigt dabei zugleich, daß der Philosoph unfähig zu wahrer Liebe sei (S. 126):

Auch woll'n die Philosophen lieben.
Das schwören sie, wenn man sie fragt;
Jedoch der ganze Wust, den sie geschrieben,
Dem Herzen nicht ein Wörtlein davon sagt.
Sie führen selber sich herum im Kreise,
Bis sie vom Drehen schwindlich sind.
Bestauben sich dabei auf philosoph'sche Weise,
Bis sie gleich einem Maulwurf blind.
Dann sind sie in dem rechten Stande,
Um jede Eck' herum zu sehn
Und Andern mit dem philosophischen Sande
Die Augen thränend voll zu wehn.
Es lebe der Verstand! so höret man sie schrein
Und sieht sie tanzen in des Unsinns Pfütze,
Wo sie Verehrung ihrem Abgott weihn,
Hoch aufgesteckt wie eine Jakobinermütze!
Doch laßt sie tanzen, laßt sie schrein,
Mit dem Verstand sich blähen, bis sie platzen,
Zum pereat spendir' ich kein Glas Wein
Für diese langgeschwänzten Wasserratzen.

Diese bittere Kapuzinade wird dem Stauf durch ein schallendes Gelächter von Seiten der Hörer gelohnt, und Stauf ruft: „Der Stab sei den Philosophen für immer gebrochen; sie mögen begraben sein!" Ein lustiges Weinlied der Musensöhne schließt das Ganze. Doch ist noch ein Nachspiel angehängt: „Die Freude der Erschaffenen", das mit einem Chore der Wesen beginnt, und worin sich in den Monologen verschiedener Thiere, als eines Adlers, einer Bachstelze, einer Elster, einer Katze, einer Schwalbe, einer Käsemilbe, eines Lachses, eines Heimchens, eines Hundes, eines Grashüpfers, eines Mistkäfers, einer Nachtigall, eines Schwans und eines Frosches ein höchst ergötzlicher und oft tiefer Humor bekundet, den Mephistopheles durch seine Einmischung noch steigert und hebt. Der Dichter tritt indeß zuletzt hinzu, legt dem Mephistopheles Schweigen auf, verjagt ihn und schließt die Dichtung mit den Worten:

Da sich wider euch verschworen
Schon so mancher böse Geist,
Sei der Dichter denn erkoren,
Daß er euch die Wahrheit weist.
Denn wenn selbst des Dichters Klänge
Schlaue Teufelskunst bezwingt,
Wenn der Athem der Gesänge
Aus dem Höllenrachen dringt,
Dann wird alles heil'ge Fühlen
Zum gemeinen Spott,
Und des Teufels Krallen wühlen
Aus dem Herzen uns den Gott.
Verflucht sei jedes Dichters Hand,
Die mit trügrisch schöner Hülle
Euch umgibt den ird'schen Tand
Und der Laster graue Fülle!
Wahren Dichters freud'ger Sang
Soll uns stets zum Himmel heben;
Aus dem Herzen kommt sein Klang:
Dem Herzen soll er Freude geben!

106.

Notizen.

Unter dem Titel: „Les fastes de Versailles", ist ein prächtiges Werk erschienen, bestimmt, die geschichtlichen Momente der Stadt Versailles, jenes pompösen Wahrzeichens einer Monarchie, welche diese Stadt als Zeugniß ihrer Macht erhob und in ihren Sturz nothwendig mit verwickelte, durch Bild und Schrift dem Publicum vorzuführen. Man findet hier die malerische Darstellung des Schlosses, der Gärten, der beiden Trianon, die Portraits von Frauen, deren Dasein an das Dasein der Stadt wesentlich geknüpft war, wie des Fräuleins de la Vallière, der Mad. de Montespan, Maintenon, Marie Antoinette, ferner genreartige Darstellungen, wie „Ludwig XIV. frühstückend mit Molière", „Der Empfang der Gesandten von Siam" u. s. f. Den Text verdankt man einem ernsten und sinnreichen jungen Schriftsteller, der von der Höhe herab seine Aufgabe betrachtete und mit allen Eigenschaften eines Geschichtschreibers ausgerüstet ist.

Marschall Soult hat Hrn. Curmer autorisirt, die vorzüglichsten Gemälde seiner herrlichen Galerie copiren und sie für die Curmer'sche Ausgabe von Bossuet's „Discours sur l'histoire universelle" in Kupfer stechen zu lassen. Gewiß ein schöner Gewinn für die Kunst, da diese Meisterwerke noch nie durch den Grabstichel vervielfältigt worden sind. 108.

Bibliographie.

Constant, B., Adolph. Novelle. Nach dem Französischen von H. Künzel. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.

(Conversations-Lexikon.) Universal-Register zur 8ten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. Druckpap. 16 Gr. Schreibpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Dorner, G., Liederkranz. 12. München, Jaquet. 6 Gr.

Dräxler-Manfred, C., Herz und Ehre. Novellen und Schilderungen. 2 Bändchen. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 12 Gr.

Hildebrandt, C., Merkwürdige Abenteuer des Grafen Alexander von Cagliostro und Anderer. Nach authentischen Quellen. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 4 Gr.

Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Franz Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmales. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Neu entdeckte Jesuitenbriefe. Bevorwortet durch ein Sendschreiben an Herrn H. Leo. Zum erstenmal herausgegeben von W. Hegeling. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 9 Gr.

Julius, N. H., Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus. 6 Thlr.

Lewald, A., Die Krönung in Mailand im Jahre 1838. Gr. 4. Carlsruhe, Creuzbauer. 6 Thlr. 16 Gr.

Lutze, A., Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Gr.

Pontolino, der furchtbare Räuberhauptmann; oder die Schrecknisse der Teufelsgrotte. 2 Bände. 3te Auflage. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Preu, H. A., Die Theologie des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, in Auszügen aus seinen Schriften dargestellt und herausgegeben. 8. Berlin, Oehmigke. 10 Gr.

Rogge, F. W., Gedichte. 3te, vermehrte Auflage. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Taschenbuch des Rheinischen Postillon. Ohne Stahlstiche. 1ster Jahrg. Das Jahr 1838. 8. Mannheim, Hoff. 12 Gr.

Ulrici, H., Über Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Göthe. Gr. 8. Halle, Anton. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 68. — 9. März 1839.

Die deutſche Sprache auf ihrer nördlichen Grenze.

Die Grenzen des deutſchen Reiches und jetzt der deutſchen Bundesſtaaten ſind lange nicht mehr die Grenzen der deutſchen Sprache; denn die Schweiz, Elſaß, Lothringen, die Niederlande, deutſche Länder, gehören ja lange nicht mehr zu dem deutſchen Vaterlande, wenn man dies nach ſeinen von der Diplomatie gezogenen Grenzen abmißt. Weſt- und Oſtpreußen, Kurland, Liefland und Eſthland ſowie das Herzogthum Schleswig gehören ebenſo wenig jetzt dem deutſchen Staatenbunde an als früher dem Reichsverbande, und doch werden dieſe Länder zum größten Theil von Deutſchen bewohnt, die Sprache iſt ganz oder mehrentheils deutſch. Es iſt bemerkenswerth, daß die Sprache in dieſen weſentlich deutſchen Ländern, die zum Theil fremder Herrſchaft unterworfen ſind, ſelbſt unter ihr ungünſtigen äußern Verhältniſſen ſich doch nicht allein innerhalb ihrer alten Grenzen erhält, ſondern ſelbſt ſich innerhalb und außerhalb derſelben ausgebreitet hat. So iſt es ja bekannt, daß in der Schweiz das Deutſche in den franzöſiſchen Cantonen immer mehr Raum gewinnt, daß das Volk im Elſaß ſeine Sprache feſthält, obgleich es hauptſächlich von franzöſiſchen Beamten regiert wird, und nicht unbedeutende deutſche Dichter und Schriftſteller in der neueſten Zeit dort aufgeſtanden ſind, und daß in dem ſich politiſch zu Frankreich neigenden Belgien die deutſche Sprache unter dem Volke ihr Terrain behauptet und von den Gebildeten unter den Franzöſiſchredenden mit Eifer gelernt wird. So auch in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen und in den mit Dänemark unter einem Regenten ſtehenden Herzogthümern Schleswig und Holſtein. Der reprimirende Einfluß auf die Sprache iſt hier wie dort nicht gering, und dennoch behauptet ſich dieſe, ja bildet und breitet ſich immer weiter aus. Die Kraft und Fülle, welche der deutſchen Sprache eigen ſind, die Ausbildung, welche ſie gewonnen hat, die Höhe, worauf die Wiſſenſchaften namentlich von Deutſchen gebracht ſind, der anerkannte Werth und der unermeßliche Reichthum der deutſchen Literatur, das ſind die Erklärungsgründe für dieſe Erſcheinung. Käme dazu ein freierer Austauſch der Ideen, könnte die periodiſche Preſſe in den deutſchen Landen wirkſam ſein wie in England und Frankreich, ſo würde ohne Zweifel nicht allein die Herrſchaft der deutſchen Sprache ſich ausdehnen, ſondern es würden auch die deutſchen Völker, welche bisher widernatürlich andern amalgamirt ſind, einiger und eifriger hinſtreben zu einem großen Ganzen.

Doch kommen wir näher auf unſern Gegenſtand, die Schickſale und gegenwärtigen Verhältniſſe der deutſchen Sprache auf ihrer nördlichen Grenze, namentlich im Herzogthume Schleswig. Hier trifft ſie mit einer Sprache zuſammen, die ihr nicht ſo fremd iſt, wie dies nach der einen Seite die romaniſchen und nach der andern die ſlawiſchen Sprachen ſind, die vielmehr mit ihr eine Mutter in dem Altgermaniſchen hat, welche jedoch in der Entwickelung nach Form und Geſtalt ihr eine ziemlich unähnliche Schweſter geworden iſt; wir meinen die däniſche. Um die gegenwärtigen Verhältniſſe richtig würdigen zu können, müſſen wir unſere Leſer bitten, einen Schritt mit rückwärts zu thun in die Geſchichte der Vorzeit.

Vor dem Zuge der Sachſen und Angeln nach Britannien um 449 bewohnte der letztere Volksſtamm das jetzige Schleswig, ja wahrſcheinlich das jetzige Jütland mit, alſo den größten Theil der cimbriſchen Halbinſel. Ihr Sprachidiom war, wie einige Reliquien beweiſen, eine Mundart des Deutſchen, wie es ſich in dem nördlichen und nordöſtlichen Deutſchland eigenthümlich zu dem im ſüdlichen und ſüdweſtlichen entwickelte. Als ſie zum größten Theil die Heimat verlaſſen hatten, kamen aus dem germaniſchen Norden die Jüten, den Skandinaviern, deren Sprache ſich ſchon ziemlich verſchieden von der deutſchen entwickelt hatte, angehörend, nahmen das Land ein, welches noch ihren Namen führt, und dehnten ſich noch weit über den kleinen Fluß aus, der jetzt Jütland vom Herzogthume Schleswig trennt, die ſogenannte Königsau, öſtlich bis an die Schley hinunter und weſtlich bis dahin, wo ſie mit den Nordfrieſen zuſammenſtießen. Nach ihnen wurde dieſer Theil des jetzigen Schleswig eine lange Zeit hindurch Südjütland genannt und bildete einen Theil des Dänenreichs, als dieſes unter den Königen von Lethra conſolidirt ward. Die däniſche Sprache wurde damit zwiſchen der Königsau und der Schley vollkommen herrſchend, denn die wenigen Angeln, welche in einem Winkel des Landes zurückgeblieben waren und dort ihren Stamm und ſeinen Namen erhalten, nahmen zum größten Theil die Sprache des herrſchenden Stammes an, die ſich damals wol nur als eine ziemlich verſchiedene

Mundart zu der ihrigen verhielt. So blieb es, bis Knud Laward dänischer Lehnsherzog von Südjütland ward. Dieser Fürst hatte geraume Zeit am Hofe des Herzogs Lothar von Sachsen gelebt, dort deutsche Sprache, Kunst und Sitte kennen gelernt und lieb gewonnen. Er zog daher deutsche Handwerker in sein Land, verlieh ihnen Vergünstigungen in den Städten und führte an seinem Hofe, oder wo es sonst anging, deutsche Kleidertracht und deutsche Sprache ein. Nach ihm wurde jedoch die deutsche Tendenz oft wieder unterdrückt, bis im 14. Jahrhunderte das Herzogthum an das holsteinische Grafenhaus der Schaumburger kam. Mit diesen deutschen Herrschern trat das deutsche Element in Südjütland mächtiger auf, indem zugleich die schleswigsche Markgrafschaft und Nordfriesland enger damit verbunden und der Name Südjütland mit dem Namen Schleswig vertauscht und in einer Urkunde (die Constitutio Waldemariana von 1326) festgesetzt wurde, daß Schleswig nie wieder mit Dänemark unter Einem Herrscher sollte verbunden werden, sondern mit Holstein auf immer vereint bleiben. Diese Urkunde ließ Adolf VIII. sich von seinem Neffen, Christian von Oldenburg, erneuern, als er ihn zum dänischen Königsthrone verhalf. Mit Bewilligung der schleswig-holsteinischen Landstände wurde der erste Punkt zwar geändert und Christian von ihnen 1460 zum Grafen und Herzoge gewählt, aber auch er mußte unter Anderm urkundlich versichern, daß Schleswig und Holstein ewig zusammenbleiben sollten, ungetheilt; daß in diesen Landen eine besondere Regierung geführt, der gemeinsame Herrscher durchaus in zwei verschiedenen Qualitäten betrachtet werden solle. Diese Urkunde, welche noch vorhanden ist und noch jetzt die Grundlage des positiven Staatsrechts des Herzogthums ausmacht, ist in deutscher Sprache und zwar in der sassischen Mundart abgefaßt. Obgleich die somit constituirte Landesverfassung Schleswig-Holsteins bald in mehren Stücken vernachlässigt wurde, zumal seit 1660 in Dänemark die Absolutherrschaft eingeführt war, so blieb die deutsche Sprache doch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihrem Rechte, wurde als officielle Sprache in allen Verordnungen und Erlassen der Regierung und der höhern Gerichtshöfe gebraucht; jedoch blieb in den dänischen Districten die dänische Sprache Kirchen- und Schulsprache, auch mußten die unmittelbar mit dem Volke verkehrenden Beamten und Richter gleichfalls der dänischen Sprache hinreichend mächtig sein, sodaß also auch auf dieser Seite kein Unrecht geübt wurde. Während nun zugleich die deutsche Sprache sich mächtig entwickelte und in ihr bald eine reichhaltige Literatur erschien, blieb die dänische Sprache zurück, und die Dänen mußten ihre geistige Nahrung größtentheils aus Deutschland holen. Eine natürliche Folge davon war, daß die deutsche Sprache selbst in Dänemark unter den Gebildeten sehr verbreitet wurde, im Herzogthum Schleswig aber auch als Volkssprache immer weiter um sich griff. Was Dänemark betrifft, wirkte allerdings die äußere Gewalt mit dazu, der deutschen Sprache eine Oberherrschaft über die dänische zu verschaffen, indem die Königsfamilie deutschen Geschlechts war und sehr oft auch die einflußreichsten Minister. Dies war vorzüglich der Fall während der Zeit, als Struensee, ein Mann von bürgerlicher Herkunft und von ausgezeichneten Geistesgaben, längere Zeit großen Einfluß auf den König Christian VII. übte und kurze Zeit als geheimer Cabinetsminister die Macht seines Souverains fast ganz in Händen hatte. Er war von Geburt ein Deutscher und deutsch war seine Bildung, wenngleich Rousseau's philosophisch-politische Ideen darauf eingewirkt hatten. Die dänische Sprache und Literatur, welche er vielleicht nicht viel kannte, wurde von ihm gering geachtet, deutsche Sprache dagegen überall, wo es nur möglich war, angewandt und deutsche Art und deutsches Wesen gefördert auf Kosten der dänischen Nationalität. Wol trug dieses mit bei zu seinem Sturze, wol mögen patriotische Dänen deshalb Abneigung und Haß gegen ihn hegen; allein sie sollten auch nicht verkennen, um wie viel er sie weiter gebracht hat, wie er in kurzer Zeit die Finanzen des Staats bedeutend verbesserte, mehre gute Gesetze gab, und wie er allein wegen der von ihm proclamirten Preßfreiheit, durch deren Ueberbleibsel man ja noch jetzt Freiheit, Gemeingeist und Fortbildung der politischen Institutionen nährt, immerwährende Verehrung verdient. Struensee's Sturz machte den Tendenzen in der dänischen Staatsverwaltung wie zum Demokratismus so zum Germanismus ein Ende, jedoch ging diese Umbildung nur allmälig vor sich, und die Herzogthümer, deren dänische Districte keine Veränderung unter Struensee erlitten hatten, erlitten hinsichtlich ihrer deutschen Volksthümlichkeit vorläufig auch keine Beeinträchtigung, jedoch wurde selbige vorbereitet. Der Kronprinz nämlich, dessen erste Erziehung in körperlicher und geistiger Hinsicht von Struensee, und zwar, wie vorurtheilslose Pädagogen bekennen müssen, gut geleitet wurde, kam nun in die Hände ganz anderer Leute, die, so viel sie sich seine Geistesbildung überhaupt angelegen sein ließen, auf dieselbe in dänischem Geiste einwirkten; damit entstand für die deutsche Sprache und deutsche Nationalität eine Periode der Unterdrückung von Seiten Dänemarks und des Dänenthums, nicht mittels geistiger Kraft, sondern mittels äußrer Gewalt und Machtgebots.

Als nämlich der Kronprinz zur Theilnahme an der Regierung gelangte, vermochte ihn seine dänische Umgebung, ihren propagandistischen Bestrebungen zur Verbreitung der dänischen Sprache auf Kosten der deutschen in den Herzogthümern behülflich zu sein. So wurde in der Armee das deutsche Commandowort abgeschafft und das dänische allgemein eingeführt, auch bei den deutschen Abtheilungen; die Verordnungen erschienen dänisch und deutsch, die Bestallungen der Beamten wurden blos dänisch ausgefertigt; es erging der Befehl, daß in den deutschen Schulen die dänische Sprache ein besonderer Unterrichtsgegenstand sein solle, und als der König 1808 den Thron bestieg, zeichnete er seinen Namen nicht wie seine Vorfahren: Friedrich der Sechste, sondern auch vor seinen deutschen Unterthanen: „Frederik den Sjette". Dänische Literaten bemühten sich, den deutschen Schleswig-

Holsteinern einzureden, daß sie zum dänischen Volke gehörten, eigentlich schon Dänen wären, weil sie unter einem dänischen Regenten ständen, und nur noch, aber auch nothwendig, die dänische Sprache, die schon ihre zweite Muttersprache sei, zu ihrer alleinigen Muttersprache machen müßten. Am weitesten ging darin der Professor Hoegh-Guldberg, der solches mit der größten Extravaganz in Schriften und mündlich in der deutschen und streng deutsch gesinnten Universitätsstadt Kiel vortrug. So weit ging die Unkenntniß und Nichtachtung der verfassungsmäßigen Rechte des schleswig-holsteinischen Volks, so weit das oberflächliche Raisonnement, daß manche Dänen schon im Ernst thaten, als ginge ihr Königreich und ihre Sprache schon bis an die Elbe. In solchem Wahn wurden sie aber auch durch die Zeitereignisse und politischen Zustände bestärkt. Wie Napoleon hier und da ein Stück vom deutschen Lande abriß und Frankreich einverleibte, diese und jene deutsche Stadt für eine Stadt des französischen Kaiserreichs erklärte, so verleibte der König von Dänemark nach Auflösung des deutschen Reichs, 1806, das Herzogthum Holstein seinem Königreiche ein, selbstverständlich, aber nicht mit größerm Rechte als Napoleon. Die höhern Regierungscollegien hatten und haben noch ihren Sitz in Kopenhagen, ihre Mitglieder waren nicht immer energische, deutsch gebildete und deutsch gesinnte Männer, und die, welche es waren, unterlagen dem Einflusse der Mehrheit und der Macht der Verhältnisse, sodaß die Interessen der deutschen Lande dem dänischen Gutdünken preisgegeben waren. Dieser Zuspruch dauerte fast ohne Widerspruch bis zur Entfernung Napoleon's und Errichtung des deutschen Bundes. Der deutsche Freiheitskrieg erweckte auch im nördlichsten Winkel Deutschlands Begeisterung, und in Kiel feierte man schon 1815 und späterhin alljährlich die Siegestage von Leipzig und Belle-Alliance. Der König von Dänemark lehnte es zwar ab, für das Herzogthum Schleswig und sein Königreich dem deutschen Bunde beizutreten, that es aber für Holstein und das neu erworbene Lauenburg. Nun traten die Bestrebungen für die eigenthümlichen Rechte und die deutsche Nationalität Schleswigs und Holsteins wieder häufiger hervor in besondern Druckschriften, in öffentlichen Blättern, besonders in den von einer Anzahl kieler Professoren von 1815 — 19 — das Jahr der Einführung der Censur mittels der karlsbader Beschlüsse — herausgegebenen „Kieler Blättern", in unmittelbaren Vorstellungen an den König und von Seiten der holsteinischen Ritterschaft in Anträgen an die deutsche Bundesversammlung. Die Reactionsperiode von 1819 — 30 war auch diesen Bestrebungen wenig hold, die gewünschten Resultate blieben aus, der Stand der Sachen blieb wie bisher, und wie im übrigen Deutschland, so trat auch hier eine Art Lethargie ein.

Inzwischen lieferte die Begünstigung der dänischen Sprache in den Herzogthümern für dieselbe wenigstens keinen günstigen Erfolg. Auf Schulen wie auf der Universität zeigte sich eine Abneigung gegen das anbefohlene Erlernen der dänischen Sprache, wogegen die Bewohner Nordschleswigs sich bemühten, Deutsch zu lernen, theils weil sie mit Dänemark in geringem Verkehr standen, mit den deutschen Städten Schleswig-Holsteins und mit Hamburg aber in großem; theils auch weil sie einsahen, daß sie auch rücksichtlich der Sprache und Nationalität dem Volke inniger verbunden sein müßten, mit dem sie durch Geschichte und Verfassung schon verbunden waren. Denn ihre Sprache war schon längst das schlechteste Patois, ein Gemisch von Dänisch und Plattdeutsch, von den eigentlichen Dänen kaum besser verstanden als von den Deutschen und von jenen noch mehr verachtet als von diesen. So breitete sich die deutsche Sprache gegen die künstliche Beschränkung durch eigene Kraft und die Macht natürlicher Verhältnisse immer weiter aus, bis ganz unerwartet von Dänemark aus und von einer an Zahl wie an Wortführern ganz unbedeutenden dänischen Partei in den Herzogthümern sogar Beschwerden erhoben und propagandistische Maßregeln ergriffen wurden, welches Alles aber nur zur weitern Verbreitung der deutschen Sprache im Herzogthum Schleswig beigetragen hat und zu ihrem vollkommenen Siege führen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke. Zwei Theile. Prenzlau, Kalbersberg. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Bei der wissenschaftlichen Behandlung der Geographie ergibt sich unter andern Hindernissen als eines der lästigsten und am schwersten zu besiegenden die Beschaffenheit der Quellen. Schon wenn man es erwägt, daß es bis vor wenigen Jahren hinreichte, Nachrichten zu sammeln, und daß auf diese Weise eine roh aufeinandergehäufte, niemals geordnete Masse von Materialien zusammengebracht ist, deren Bewältigung und gleichmäßige Verarbeitung die Kräfte eines Einzelnen beiweitem übersteigt, kann man sich eine Vorstellung von den Beschwerden machen, welche die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geographie mit sich bringt. Hierin liegt wol hauptsächlich der Grund, warum auf dem von Karl Ritter zuerst betretenen Wege ihm bis jetzt nur Wenige gefolgt sind, zugleich aber ergibt sich aus dieser Lage der Dinge die dringende Nothwendigkeit geographischer Monographien. Denn obwol das Ziel, nach dem die Wissenschaft der Erdkunde streben soll, von Ritter vorgezeichnet ist, so fehlt doch an der Erreichung desselben noch sehr viel, und vor Allem ist dazu die genaueste und sorgfältigste Durchforschung der einzelnen Landindividuen, wie sie nur aus den vereinten Kräften Mehrer hervorgehen kann, unumgänglich nothwendig. Prof. Ritter ist dem Verf. Muster und Vorbild. Die erwähnte Beschaffenheit der Quellen hat zur Folge gehabt, daß in neuerer Zeit Mancher, zurückgeschreckt durch die Schwierigkeiten, welche ein gründliches und erschöpfendes Quellenstudium nothwendig mit sich führt, sich damit begnügt, einen oder den andern Bericht als eine Hauptquelle allein zu benutzen, die übrigen als unbedeutend unberücksichtigt zu lassen. Diese unwissenschaftliche Weise hat der Verf. nach Möglichkeit vermieden. Die Quellen, welche seinem Werke zu Grunde liegen, verdankt er zum größten Theile der in dieser Hinsicht reich ausgestatteten königlichen Bibliothek zu Berlin. Nur wenige der ungedruckten Quellen blieben ihm unzugänglich. Mit Recht bedauert der Verf., daß Allan Cunningham, der an Eifer in Erforschung der australischen Natur von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen ist, die versprochene Herausgabe seiner Reisejournale auf unbestimmte Zeit verschoben hat; desto erfreulicher mußte

es ihm sein, daß ihm derselbe eine Reihe von Notizen aus eben diesen Journalen bereitwillig mittheilte, von denen der Verf. den gehörigen Gebrauch gemacht hat.

In der Einleitung gibt der Verf. einen kurzen Überblick der Entdeckungsgeschichte Australiens und geht dann an die Beschreibung dieses Erdtheils. Die Entdeckungsgeschichte desselben zerfällt in drei Epochen, die ältern Entdeckungen bis auf Tasman, die Zeit des Stillstandes von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, und die neuern Erforschungen seit Cook.

Australien liegt überall von Meeren umgeben, im Osten vom stillen, im Westen, Norden und Süden vom indischen Ocean; von den Continenten Asien am nächsten, Europa am fernsten. Es reicht von 10° 40′ 42″ (C. York) bis 39° 11′ 30″ (C. Wilson) oder 43° 39′ südl. Br. (C. South in Vandiemensland), und von 113° 46″ (C. Inscription) bis 153° 39′ 40″ östl. L. von Greenwich (C. Byron). Der Flächeninhalt ist nach den neuesten Küstenaufnahmen noch nicht berechnet worden. Der Verf. folgt hier Freycinet's Angaben, die der Wahrheit wol am nächsten kommen möchten. Danach beträgt die größte Ausdehnung von Ost nach West 2190 Meilen*), die größte von Nord nach Süd (C. York bis C. Wilson) 1716 Meilen, die kleinste, Carpentariagolf bis Golf Spencer, 870 Meilen. Den Flächeninhalt berechnet Freycinet auf 142,425 Quadratmeilen, mit Vandiemensland und den übrigen Inseln werden es etwa 143,800 sein, und in Vergleich zu den übrigen Continenten ist Australien der kleinste. Der Küstenumfang ist nach einer ungefähren Berechnung 7750 Meilen, wovon auf die östliche 1200, die nordöstliche 1150, die nördliche 900, die nordwestliche 1300, die westliche 900, die südwestliche 1200 und die südöstliche 1100 kommen. Die zunächst gelegenen Länder sind im Norden, durch die Torresstraße getrennt, Neuguinea 100 Meilen und Timor an 300 M., im Osten Neucaledonien 900 M. und Neuseeland 1400 M., im Westen Afrika 1800 M. entfernt. Nur im Süden ist jenseit Vandiemensland der Ocean unbegrenzt.

Man kann Australien den oceanischen Continent nennen. Schon in der äußern Begrenzung gegen die Oceane zeigt sich große Einfachheit; die Küsten sind sehr regelmäßig und meist ohne die großen Einschnitte und Meerbusen, die andere Continente auszeichnen. Inseln finden sich gewöhnlich nur sparsam längs derselben; dennoch aber zeigt das Land in dem Verhältnisse zwischen Küstenumfang und Flächeninhalt gar nicht so ungünstige Verhältnisse, als man erwarten sollte, es übertrifft darin nicht blos Afrika, sondern auch Asien und Südamerika. Was das Innere betrifft, so herrscht daselbst die Form des Flachlandes, die Hauptübergangsform der Continente zu den Oceanen, auf eine Weise vor, wie dies in den übrigen Continenten ohne Beispiel ist. Die Form des Gebirges ist dagegen sehr beschränkt und nur unbedeutend. Es erheben sich aus den Ebenen Bergländer, gewöhnlich von sehr einfachem Bau, stets isolirt und ohne Verbindung miteinander; stände der Ocean um einige Hundert Fuß höher, so würde sich ganz Australien in eine Gruppe von Inseln auflösen. Die Hochgebirge und Plateauländer fehlen fast ganz; Stufenländer gibt es theils gar nicht, theils erscheinen sie so zurückgedrängt und von der einförmigen Massenerhebung wie zerdrückt, daß sie für die Fortbildung des Menschengeschlechts und für Culturverhältnisse von fast gar keiner Bedeutung sind. Kurz, auch die Gebirgsländer Australiens zeigen durchaus den Mangel an Abwechselung und an Gegensätzen, der das ganze Land charakterisirt. Und dem entspricht denn auch die Form der Flüsse. Daß es hier, wie man früher glaubte, keine großen Flüsse gebe, ist hinlänglich widerlegt, seitdem ein Flußgebiet entdeckt ist, das wahrscheinlich den vierten Theil des ganzen Landes einnimmt. Allein die australischen Flüsse, ohne feste Quellen und gewöhnlich nur aus Ketten von Teichen sich bildend, mit kurzem Quellaufe, der von dem Mittellaufe, wo es anders einen solchen gibt, sich fast nie unterscheiden läßt, größtentheils durch die Flachländer fließend, mit Zuflüssen sparsam, häufig gar nicht versehen, ohne feste Betten, nicht selten ohne ein Thal, zu manchen Zeiten stagnirend, in Sümpfe und Seen sich auflösend, oder ganz austrocknend, zu andern wieder dem verheerendsten und unregelmäßigsten Schwellen unterworfen, endlich häufig mit unzugänglichen, durch Bänke verstopften Mündungen, denen die Delta-Bildung abgeht — so gestaltet geben diese Flüsse das traurige Bild einer Form der Erdoberfläche, die, dazu bestimmt, Glück und Segen zu verbreiten, hier vielmehr hemmend als fördernd auftritt.

Wie aber derselbe Grundcharakter des Vermittelnden, alle Gegensätze weniger Auflösenden als einer höhern Gewalt Unterordnenden auch in den klimatischen Verhältnissen, in der Pflanzen- und Thierwelt Australiens sich zeigt, wird vom Verf. in den nächstfolgenden Capiteln nachgewiesen. Diese Beschaffenheit des Landes muß natürlich auch auf dessen Bewohner großen Einfluß haben. Die ungemeine Einförmigkeit, die sich in der ganzen Physiognomie Australiens zeigt, kann nach dem Obenbemerkten, als etwas durchaus Nothwendiges, nicht mehr auffallen. An welchem Punkte der Küste der Reisende auch landen mag, immer treten ihm die ähnliche Beschaffenheit des Bodens, die gleichen Pflanzen- und Thierformen, dieselben Menschen entgegen, ohne daß eine Ausdehnung von mehr als 30 Breitengraden bedeutende Verschiedenheiten erzeugt, und diese Einförmigkeit wirkt um so abstoßender, je seltsamer und ungewöhnlicher die Natur ist, die dem Beobachter sich darbietet. Aus dem Grundcharakter der australischen Natur folgt, daß die Übergänge der verschiedenen Formen ineinander so viel als möglich fehlen. Wenden wir uns nun zur Weltstellung Australiens, so bedarf es nur eines Blickes auf die Karte, um einzusehen, daß es auch in dieser Beziehung den Namen des oceanischen Continents verdient: es liegt in der Mitte der oceanischen Hälfte des Erdbodens, wie Europa in der Mitte der continentalen, und daher beherrscht Australien die es umgebenden Oceane wie Europa die umliegenden Continente. Die aus dieser Weltstellung hervorgehenden Vortheile werden durch die schöne Bildung der Steilküsten und Häfen erhöht, welche den südöstlichen Theil Australiens auszeichnet und ihn eben befähigen wird, die aus seiner Lage entspringenden Vortheile auf das äußerste zu benutzen. Die australischen Küsten sind theils Steil-, theils Flachküsten; die Form der Klippenküsten tritt nur an einer Stelle bedeutend hervor, wenn man nämlich die Korallenriffbildung im tropischen Australien an der Nordküste nicht dahin rechnet. Die hafenreichen Steil- und Klippenküsten treten da ein, wo Bergländer sich dem Rande des Landes nahe erheben, die Flachküsten, die im Allgemeinen überwiegen, hängen genau mit den daran stoßenden Flachländern zusammen. Daher die Abwechselung in der Küstenbildung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Meilen sind stets kleine Seemeilen (60 = 1°), aber Quadratmeilen die geographischen (15 = 1°).

Literarische Notiz.

Madame Ancelot gab einen neuen Roman in zwei Theilen unter dem Titel: „Gabrielle", heraus, welchem man einen glänzenden Salonerfolg verspricht. Gabrielle und Eleonora sind darin die weiblichen Hauptfiguren, Beide miteinander contrastirend und sich in das Interesse theilend, ohne sich einander Abbruch zu thun; Beide werden die Sympathie aller Frauen für sich haben. Eine andere Figur, der Herzog Yves de Mauléon, ist eine frappante Personification jener jungen Männer, welche, in den hohen Regionen der Gesellschaft geboren, durch ihre Vorurtheile gehindert werden, in einer neuen Gesellschaft sich zurecht zu finden. Der Roman soll sehr spannend, außerdem rein und elegant, oft leidenschaftlich, zuweilen schneidend und beißend geschrieben zu sein und eine strenge Moral sehr deutlich hervortreten lassen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 69. — 10. März 1839.

Die deutsche Sprache auf ihrer nördlichen Grenze.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Als nämlich 1830 der jetzt verstorbene Kanzleirath Lornsen mit einer kleinen Schrift über das Verfassungswerk Schleswig-Holsteins auftrat und mit Rücksicht auf die alte Landesverfassung, die Bundesacte und das dringende Bedürfniß der Gegenwart eine durchgreifende Reform in der factischen Verwaltung des schleswig-holsteinischen Landes foderte, erklärten sich die Dänen aus Mangel an Kenntniß der schleswig-holsteinischen Rechte und in dem scheinbaren oder wirklichen Wahne, ihre rechtlich bestehende absolutistische Staatsverfassung sei die beste, anfangs gegen Lornsen und den großen Beifall, den seine Vorschläge und Bestrebungen in den Herzogthümern fanden; jedoch kehrten sie bald um, und es zeigte sich dort immer allgemeiner ein Enthusiasmus für Freiheit und Nationalität wie nie zuvor. Wie aber der Enthusiasmus leicht die rechtlichen und factischen Zustände übersieht, so griff der lobenswerthe Eifer für Sprache und Belebung dänischer Nationalität auch auf fremdes ungünstiges Gebiet über, wollte die dänisirenden Districte im nördlichen Schleswig ganz Dänisch machen, um dann weiter die dänische Sprache vorzuschieben bis zu der Grenze, die sie vor Jahrhunderten einmal, aber auch nur mit Untermischung des Deutschen hatte, bis zur Schley. Zuerst trat für solche Zwecke in die Schranken der Professor des dänischen Rechts in Kiel, Christian Paulsen, mit einer Schrift über die Volksthümlichkeit des Herzogthums Schleswig, der er späterhin noch einige kleine Schriften ähnlichen Inhalts folgen ließ. Er bestimmt die Zahl der dänischen Einwohner des nördlichen Schleswigs, nennt dieselben Südjüten und ihr Patois den südjütischen Dialekt, und knüpft an seine statistischen Berechnungen und Behauptungen die Foderung, daß die dänische Sprache für jene Districte in allen Acten der Justiz und Administration angewandt und auch als Kirchen- und Schulsprache nicht nur nicht abgeschafft, wo sie noch gebräuchlich, sondern an mehren Orten, wo sie abgeschafft ist, wieder eingeführt werden solle. Dies bewirkte, daß man sich auch andererseits wieder erhob, daß man die Unrichtigkeit der statistischen Angaben des Professors Paulsen nachwies, wie die Volkssprache Nordschleswigs mit geringer Ausnahme nichts Anderes sei, als ein Gemisch aus Plattdeutsch und Dänisch, das, wie die verschiedenen Dialekte des Deutschen doch fast durchweg *), nicht die geringste Literatur aufzuweisen habe. Man bemühte sich von deutscher Seite nicht, dem Volke Nordschleswigs eine rein deutsche Nationalität aufzudringen, wie man sich von dänischer Seite Mühe gab, machte es ihm aber klar, daß es entweder deutsch oder dänisch werden müsse, da es in seiner jetzigen gemischten Natur selbst eine unglückliche Stellung einnehme, indem ihm dadurch die fortschreitende Bildung gehemmt und seine Bedeutung im Staatsleben verkümmert werde. Wolle es mit den übrigen Bewohnern Schleswig-Holsteins verbunden bleiben, die Vortheile, welche die durch Herkommen und Recht begründete Verbindung mit sich führe, genießen, so müsse es auch die deutsche Nationalität derselben ganz annehmen. Im Gegentheile müßten sie sich Dänemark näher anschließen, mit der größten Aneignung dänischer Nationalität in den dänischen Staatsverband treten, unter das dänische Königsgesetz und die dänische Gesetzgebung. Diese Alternative faßten die dänischen Propagandisten auf und entwickelten eine außerordentliche Thätigkeit, für ihre Zwecke auf das Volk Nordschleswigs zu wirken. Dabei kam ihnen die große Gesellschaft für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit in Dänemark zu Hülfe, indem diese, über nicht unbedeutende Geldmittel gebietend, unentgeltlich dänische Flugschriften, Tageblätter, Karten u. s. w. in jenen Gegenden verbreitete, die sämmtlich darauf berechnet waren, das Volk für die dänische Nationalität zu gewinnen. Dahin gehört eine neue Schrift von Paulsen über das Sprachverhältniß in Schleswig, die Vertheilung des „Dänischen Volksblattes", des Organs jener Gesellschaft, und eine Karte von Dänemark, Holstein und Lauenburg von Capitain Olsen, mit Bemerkungen begleitet von Professor Schouw. Diese Karte bewirkte eine starke Aufregung in ganz Schleswig-Holstein und vorzüglich in dem nördlichen Schleswig. Sie nämlich zeigt Jedem klar, was die große dänische Preßgesellschaft bezweckte, indem darauf das Herzogthum

*) Rücksichtlich des Plattdeutschen erinnern wir hier an Neocorus' dithmarsische Chronik, herausgegeben von Dahlmann, worin jene Mundart sich in vortrefflicher Fülle und Reinheit findet; rücksichtlich des Nordfriesischen aber an „Nahrung für Leselust in nordfriesischer Sprache, von J. P. Hansen, vormals Seefahrer, jetzt Küster und Dannebregsmann in Keitum auf Sylt" (Sonderburg 1833).

Schleswig nicht nur nicht in seiner staatsrechtlichen Verbindung mit Holstein erschien, sondern ganz dem Königreiche Dänemark einverleibt und als eine Provinz desselben mit dem Namen: Soederjyllande (Südjütland), bezeichnet. Nordschleswigsche Abgeordnete brachten diese famöse Karte in die schleswigsche Ständeversammlung, wo sie nach einstimmigem Beschluß als eine Denkwürdigkeit zu den Acten gelegt wurde und sich ebenso einstimmig die Misbilligung über die dänischen propagandistischen Umtriebe aussprach.

Zu gleicher Zeit (im Sommer 1838) gelang es aber den dänischen Propagandisten, im nördlichen Schleswig ein dänisches Tageblatt zu gründen, dessen Aufgabe es sein sollte, für Danisirung des Herzogthums Schleswig in Sprache und Institutionen zu wirken. Den Namen: „Dannewirke", entlehnte es von dem alten Grenzwall, den der Dänenkönig Gotrik im 8. Jahrhunderte gegen Karl den Großen von der Schley bis an die Treene führte. Bis dahin sollte also, das lag klar vor, diese Nationalität ausgebildet, bis dahin wo möglich Schleswig dem Königreiche Dänemark einverleibt werden. Zur Herausgabe eines Tageblattes bedarf es in Schleswig-Holstein eines allerhöchsten Privilegiums, und dieses wird in neuerer Zeit nur sehr ungern ertheilt, wenn es aber ertheilt wird, in der Regel nicht an Literaten, sondern an Leute, die einen reellen Gewinn für sich daraus zu ziehen suchen, als Kaufleute, Buchdrucker u. s. w. Zudem wird noch dem ertheilten Privilegium regelmäßig die Clausel einverleibt, keine politischen Artikel oder Nachrichten aufzunehmen. Unter diesen Umständen vermochte man einen Kaufmann in Hadersleben, um das Privilegium zur Herausgabe des „Dannewirke" nachzusuchen und für die Redaction den Namen herzugeben; indessen wurde auch ihm mehrmals eine abschlägige Antwort von der Kanzlei ertheilt, bis es ihm gelang, durch Vermittelung des Erbprinzen — dem man eine große Vorliebe für dänische Nationalität zuschreibt und von dem die liberalen Dänen eine ähnliche Verfassung hoffen, wie er sie 1814 in Norwegen beschwor, in welcher Hoffnung sie jedoch leicht getäuscht werden dürften — seinen Zweck zu erreichen. Die hauptsächlichste Unterstützung wurde dem Blatte aus Dänemark; von den wenigen Abonnenten im nördlichen Schleswig aber traten die mehrsten zurück, als sie die wahre Tendenz des Blattes, eine dänische und absolutistische, erkannten.

Das Beste glaubte die dänische Propaganda aber durch die schleswigsche Ständeversammlung zu erreichen. Gleich bei ihrer ersten Einberufung im Frühling 1836 wurden deshalb in den nördlichen Districten Petitionen betrieben, welche die Ständeversammlung vermögen sollten, den Antrag an die Regierung zu stellen, daß die dänische Sprache dort als amtliche sowie als Kirchen- und Schulsprache sanctionirt werden solle. Zwar begründete ein Abgeordneter darauf eine Proposition, aber ein anderer Abgeordneter Nordschleswigs stellte daneben den Antrag, daß in allen dänischen Schulen des Herzogthums Schleswig auch die deutsche Sprache einen Theil des öffentlichen Unterrichts abgeben solle, da schon eine gute Kunde dieser Sprache wegen der dort wohnenden Deutschen und ihrer Verbindung mit den rein deutschen Districten, und weil überhaupt „der Blick nach Süden gerichtet" durchaus nöthig sei. Die Ständeversammlung ließ beide Anträge von einem Ausschusse erwägen; indeß ließ Mangel an Zeit sie nicht zur Verhandlung und zum Beschlusse kommen. Beim Anfange der zweiten Diät (1838) erneueten sich die Bestrebungen der dänischen Partei, die Petitionen wurden noch eifriger betrieben, riefen nun aber zugleich Petitionen im entgegengesetzten Sinne in denselben Gegenden hervor, und die beiden obengenannten Anträge wurden zeitig genug gestellt und verhandelt. Einstimmig trug die Versammlung darauf an, daß in den öffentlichen Schulen der nördlichen Districte Deutsch gelehrt, und hinfüro dort kein Schullehrer angestellt werde, der nicht mittels einer Prüfung bewiesen habe, daß er der deutschen Sprache mächtig sei. Für den Antrag, daß die gerichtlichen Verhandlungen in denselben Districten in dänischer Sprache geführt werden sollten, stimmte eine geringe Majorität, und nur weil man es für einen Volkswunsch hielt, auch den wahren Zustand und das wahre Bedürfniß nicht hinreichend kannte. Dagegen beantragte die Minorität, der Herzog und der Prinz von Augustenburg an der Spitze, ein Separatvotum, daß auch diese Verhandlungen deutsch geführt werden müßten, wie es bisher geschehen, und nur die Beamten der dänischen Sprache mächtig sein müßten für etwa vorkommende Fälle. Die Minorität zeigte in der Begründung eine ebenso gute Kenntniß der factischen Zustände als richtige Einsicht in die Erfoderniſſe einer guten Gesetzgebung und Rechtspflege, indem sie darauf hinwies, daß die Bewohner des nördlichen Schleswigs, deren Idiom ein Gemisch aus Plattdeutsch und Plattdänisch sei, die deutsche Sprache weit besser verständen als die gebildete dänische, daß ihnen jene namentlich als Gesetzessprache aus Gewohnheit weit geläufiger sei, daß aber die Übertragung der deutschen Gesetze in dänische Sprache mit der größten Schwierigkeit, ja mit dem größten Nachtheile für die Betheiligten selbst verbunden sei und der Gebrauch der dänischen Sprache bei den höhern administrativen und gerichtlichen Collegien, die für das gesammte Land fungirten, in Betreff jener Districte weder verlangt noch verwirklicht werden könne.

(Der Beschluß folgt.)

Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Aus dem bisher Angedeuteten ergibt es sich, daß Australien allerdings zu den unausgebildeten Erdindividuen gehört. Daraus folgt aber nicht, daß es für die Aufnahme einer höhern, christlichen Bildung ungeeignet ist; vielmehr scheint es für eine solche gerade sehr empfänglich zu sein, und das um so mehr, da die ihm ursprünglich angehörigen Menschen von der Natur des Landes wie beherrscht und einer eigenthümlichen, höhern Ausbildung ganz unfähig erscheinen.

Der oceanische Charakter Australiens tritt in dem Klima des Landes sehr bestimmt hervor. Nach bekannten, aus der

Verbindung zwischen Wasser und Luft entspringenden Gesetzen besteht die Eigenthümlichkeit des oceanischen Klimas darin, daß es die Gegensätze im täglichen und jährlichen Wechsel, so weit es möglich ist, ausgleicht, und dies läßt sich auch in den klimatischen Verhältnissen Australiens deutlich nachweisen. Daß es darum doch nicht an Verschiedenheiten und Abweichungen fehle, leuchtet ein; auch ist bei einem Lande, das über 30 Breitengrade einnimmt und von dem über ein Drittel in der Tropenzone liegt, Verschiedenheit in dem Klima seiner einzelnen Theile sehr natürlich; es fehlt selbst dem außertropischen Australien daran nicht. Das Klima Nordaustraliens ist ganz tropisch; Ost- und Westaustralien haben in den ebenen Theilen ein subtropisches Klima, wo der Wechsel der Jahreszeiten bereits in den der nassen und trockenen Zeiten übergeht. Auf der Südküste und in Vandiemensland ist das Klima gemäßigt und bedeutend kühler als auf der Ostküste, und auf den 2000 Fuß hoch liegenden Ebenen von Bathurst und Argyle findet sich das Klima von Vandiemensland wieder; in beiden Gegenden gedeihen Mais und Orangen nicht mehr, wol aber die Stachelbeere und andere Früchte des kältern Europas, für die es in Sidney schon zu heiß ist. Ja, es finden sich endlich im Einzelnen oft ganz auffallende, durch locale Verhältnisse bedingte Abweichungen. Aber alle diese Unregelmäßigkeiten heben den vorherrschenden Charakter der Gleichförmigkeit nicht auf. Das australische Klima wird im Ganzen als eines der gesundesten der Erde gepriesen. Bei der Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur und der Trockenheit und Dunstfreiheit der Atmosphäre ist das sehr begreiflich; die einzige Ausnahme macht die Tropenzone im Westmousson, obwol auch dieser Theil des Landes nicht ungesunder als irgend eine andere Tropengegend ist.

Über das Alter Australiens in geologischer Hinsicht sind Hypothesen aufgestellt worden, die wir, da sie ohnehin der tiefern wissenschaftlichen Begründung ermangeln, unberührt lassen. Daß uns der Gebirgsbau des Landes noch wenig bekannt ist, erklärt sich leicht aus der geringen Aufmerksamkeit, welche die Colonisten bisher auf diesen Theil der australischen Natur gewandt haben; doch reicht das Wenige, das wir erfahren, hin, uns bei vielen Verschiedenheiten im Einzelnen auch auffallende Ähnlichkeiten in der geologischen Bildung der Theile des Landes kennen zu lehren. So zeigt sich als ein allgemeines Gesetz hier die unmittelbare Verbindung der Urgebirge mit tertiären Felsenarten, sodaß die Mittelglieder entweder zurückgedrängt erscheinen, oder auch ganz fehlen; besonders sparsam sind die Kalksteinbildungen. In Cumberland und der Küste nördlich und südlich davon findet man die Kohlensandsteinbildung von höchst einförmigem Charakter. Es ist ein weißer Sandstein, der gewöhnlich horizontal gelagert ist, an der Küste fast stets steil abgeschnitten und entblößt, im Innern theils rauhe und sehr öde Berge von auffallender Form, theils in Cumberland, wo er von großen Lagern Thons bedeckt ist, ausgedehnte hügliche Ebenen bildend. Untergeordnet zeigt dieser Sandstein die gewöhnlichen Mineralien, Schieferthon mit Pflanzenabdrücken, versteinertes Holz und Eisenerz und endlich Steinkohlen in unerschöpflichen Lagern. Kalklager erscheinen gar nicht oder höchst unbedeutend. Porphyrstriche unterbrechen hier und da diesen Sandstein. Die Beschaffenheit des westlichen Landes wird uns durch Verfolgung der beiden Straßen nach Nordwest am Macquarie und nach Südwest am Morumbiji herab zum Flachlande klar werden. Auf der ersten erreicht man im Thale Cleoyd das Urgebirge; es ist vorherrschend Granit, dem untergeordnet Syenit und Porphyrbildungen auftreten, und diese Formation bildet hier wie in Argyle die welligen, dünn bewaldeten Ebenen mit saftigem Grase, das hochgepriesene Weideland des Innern. Die nördlichern und südlichern Theile des Gebirgslandes sind bis jetzt in geologischer Hinsicht noch sehr wenig bekannt. Noch viel dürftiger sind unsere Kenntnisse von der geologischen Beschaffenheit der übrigen Küsten. An der ganzen Nordostküste bis zur Prinzeß-Charlottebai scheint Granit vorzuherrschen und die Gebirge der Küste hauptsächlich zu bilden, womit die größere Feuchtigkeit und üppigere Vegetation derselben zusammenhängt. Aber auf den Inseln ist nicht selten eine Porphyrbildung beobachtet, die der in Ostaustralien ähnlich scheint. Was die Verbreitung über das Land betrifft, so ist von den Metallen nur Eisen in Menge vorhanden, theils in den Sandsteinen aller Küsten eingeschlossen, theils sehr häufig als Thoneisenstein und auch in andern Oxyden. Dann sind Spuren von Kupfer gefunden. Salz soll es im Innern der blauen Berge und auf der Insel King in ganzen Bergen geben. Der Boden des Flachlandes ist sehr salzhaltig; ob es dort aber Salzquellen gibt, bedarf noch genauerer Untersuchung.

Fast allen Reisenden, welche den Boden Australiens betreten haben, ist die Einförmigkeit seiner Vegetation vor allen Dingen aufgefallen. Der Grund jener Einförmigkeit bei einem doch nicht unbedeutenden Reichthum an Pflanzenarten liegt zunächst darin, daß einzelne, noch dazu durch sehr bestimmte und in den Arten wenig Verschiedenheiten darbietende Geschlechter und Familien entschieden vorherrschen. Die Blätter der vorherrschenden Pflanzen, die zu ihrer Erhaltung in einem so trockenen Lande wesentlich an das Licht gewiesen sind, stehen vertical und haben überdies auf beiden Seiten gleiche Hautdrüsen. Diese mit der Beschaffenheit des Klimas aufs engste zusammenhängende Erscheinung nimmt den Blättern der Bäume den Glanz und die Frische, welche sie in der nördlichen Hemisphäre auszeichnen; die Blätter sind fast stets hart und starr, zum Theil lederartig, selbst holzig. Daher gibt es auch fast keinen Baum im Lande, der seine Blätter verliert, wol aber geschieht dies sehr gewöhnlich mit der Rinde, was nicht wenig dazu beiträgt, das finstere, zurückstoßende Ansehen der Wälder zu erhöhen. An Schönheit der Blumen übertrifft nicht leicht ein Land Australien; aber seine Blumen sind ebenfalls sehr einförmig gebildet, und Überfluß an Honig muß den auffallenden Mangel an Wohlgeruch, dem geistigen Elemente der Pflanze, ersetzen. An eßbaren Früchten ist der größte Mangel, überhaupt liefert die Vegetation dem Menschen nur wenig Nahrung; ein Umstand, der auf die Ausbildung der Ureinwohner sehr nachtheilig eingewirkt hat. Das Holz der meisten Bäume ist harzreich und aromatisch, daher fault es schwer; gutes Bauholz ist eben deshalb selten. Aus allen diesen Bemerkungen folgt, daß die australischen Wälder, namentlich zu den Zeiten, wo die Bäume nicht blühen, ein düsteres und finsteres, wenig einladendes Ansehen haben. Auch darf man nicht übersehen, daß auf die australische Vegetation eine Breitenausdehnung von 30 Graden verhältnißmäßig nur geringen Einfluß ausübt. Wo der Reisende landet, zeigen sich ihm dieselben Pflanzenformen. Zu der ursprünglichen Vegetation ist aber jetzt eine nicht unbedeutende fremde gekommen. In den Colonien sind nicht blos die europäischen Cerealien, Obst- und Gemüsearten, sondern sogar Zierpflanzen und Gräser auf künstlichen Wiesen eingeführt worden, und die einheimischen Pflanzen weichen rasch vor ihnen zurück. Ebenso gedeihen auch in verschiedenen Gegenden Pflanzen Südafrikas, Südamerikas und des tropischen Asiens, und die Verbreitung fremder Pflanzen entspricht ganz dem ähnlichen raschen Zunehmen der Thiere.

Bei der Betrachtung der australischen Thierwelt muß man die auf dem Lande lebenden Thiere von denjenigen, die den australischen Meeren angehören, trennen. Was zuerst die letztern betrifft, so zerfallen sie in zwei große Abtheilungen, die Thierwelt des tropischen und des südlichen Meeres. Dasjenige, welches Australien im Süden bespült, hat sein besonderes Gebiet, das an der Südküste und besonders in Vandiemensland vorherrscht und hier die höchste Vollkommenheit erreicht; sie geht auf der Ost- und Westküste allmälig in das zweite große Reich der in den indischen Meeren lebenden Geschöpfe über, die sich im Westen und durch die Torresstraße im Osten längs beiden Küsten herüberstrecken. Im Allgemeinen erscheint dieser ganze Theil der australischen Natur höchst ausgebildet; das tropische Gebiet möchte in den niedern Thiergattungen, das südliche in den höhern das Übergewicht haben, und die letztern überwiegen bestimmt an

den Inseln und Küsten der Baßstraße, wo die oceanischen Geschöpfe überhaupt in einer Vollkommenheit auftreten, wie in der südlichen Hemisphäre nur noch an der Südküste Amerikas. Die australischen Fische sind durch Menge der Individuen und Schönheit und Abwechselung der Formen sehr ausgezeichnet. Die Tropenzone theilt den Reichthum der indischen Meere, und ihre Fische dehnen sich an beiden Küsten hin weit nach Süd aus. Aber die südliche Abtheilung möchte der nördlichen schwerlich nachstehen und scheint an Zahl der Individuen das Übergewicht zu haben; denn die in den höhern südlichen Breiten lebenden Fische ziehen, wie es scheint, periodisch in großen Schwärmen nach Norden, und sie sind es, die alsdann jede Bai von Vandiemensland, der Süd- und Ostküste anfüllen und diese Gegenden zu den fischreichsten der Erde machen. Die Familie der Vögel gehört in Australien zu den vollkommensten und ausgebildetsten, und das Land scheint den Reichthum, der bekanntlich die indischen Inseln, namentlich Neuguinea und die Molucken auszeichnet, zu theilen. Die australischen Vögel zeigen jedoch Eigenthümlichkeiten in der Organisation, die sie von denen anderer Länder sehr bestimmt unterscheiden. So findet man namentlich bei vielen Arten die Zunge in einer Art Pinsel endigend, da bei dem Mangel an Früchten viele Vögel auf den Honig der Blumen als Hauptnahrung hingewiesen sind. So reich das Land an schöngezeichneten Vögeln ist, so auffallend arm ist es an Singvögeln; es entspricht dies vollkommen der Seltenheit des Wohlgeruchs bei der Schönheit der Farben der australischen Blumen. Mit dem Reichthum an Vögeln steht die Armuth des Landes an Mammalien im grellsten Gegensatz; sie ist ein neuer Beweis des für die Thier- und Pflanzenwelt Australiens gleich charakteristischen Mangels an den höher organisirten Wesen. Und zugleich tritt die Einförmigkeit, dieser Grundcharakter des Landes, in dieser Familie auf das merkwürdigste hervor; fast alle australische Arten sind Beutelthiere, und überhaupt sind diese rein australisch bis auf wenige, in Neuguinea und den Molukken vorkommende Arten. Wie aber die australische Pflanzenwelt allmälig einer fremden weichen muß, so geschieht dasselbe und noch viel schneller mit den Thieren des Landes. Diejenigen, welche durch Nutzbarkeit oder Schönheit die Aufmerksamkeit erregten, sind so eifrig verfolgt worden, daß sie in den Colonien bereits zum Theil vertilgt sind, und das große Känguru, das Schnabelthier, der Emu, der schwarze Schwan, der Waldfasan sind um Sidney jetzt gar nicht oder höchstens in der Gefangenschaft zu finden. Nur die kleinern, zwischen Felsen und in Dickichten lebenden Mammalien haben sich hier erhalten, und vermehrt haben sich seit der Gründung der Colonien nur mehre Vögelarten, welche durch die Kornfelder und Gärten der Colonisten angelockt werden. Dagegen ist eine neue Thierwelt eingeführt worden und hat sich mit reißender Schnelligkeit über das Land verbreitet; die Gesundheit des Klimas, die Nahrhaftigkeit der Gräser und die Abwesenheit der Raubthiere erklären dies zum Theil. Im zahmen Zustande finden sich alle europäischen Hausthiere, einige, besonders Schafe, in großen Heerden, und breiten sich noch immer weiter aus, denn Viehzucht ist die Basis des gesellschaftlichen Zustandes der europäischen Australier geworden. Aber auch andere Thiere sind den Colonisten gefolgt, z. B. Ratten in großen Schwärmen, manche Insekten u. s. w.; selbst Jagdthiere sind eingeführt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Miß Landon.

Bei der Theilnahme, welche gegenwärtig distinguirte weibliche Personen finden, und zwar verhältnißmäßig in höherm Grade als die Männer, konnte es nicht fehlen, daß auch die französischen Journale sich den Ergießungen über den Tod der Miß Landon hingeben. Eins derselben beschreibt uns die Dichterin wie folgt: „Miß Landon galt lange Zeit als eine der schönsten Personen; ihre Figur war ernst, ruhig und vornehm; sie pflegte früher ihre mächtige Stirn mit den Flechten ihrer schönen blonden Haare wie mit einem Stirnbande zu umgeben; ihr Auge war süß, melancholisch und spiegelte zuweilen die Lebhaftigkeit ihres Geistes wider. Alles in Allem, sie war ein anziehendes Weib, gottesfürchtig, wohlwollend und wohlthuend, mit einem Anstrich von durchaus aristokratischer Eleganz. Miß Landon erfreute sich in Londons großer Welt eines reinen und schönen Rufes als Dichterin. Ihre Werke beurkunden ein zartes und reiches Gemüth; Kraft mangelt ihr allerdings, aber sie ist voll Grazie, gedankenvoller Träumerei und Zierlichkeit.“ Bei den Herren Fisher, Rittner und Goupil erschien zuerst ein sehr ähnliches und in englischer Manier trefflich ausgeführtes Portrait der Dichterin.

Ein französischer Capitain, Namens Lucas, hat die etwas abenteuerliche Idee gefaßt, eine Seeschule auf einem Fahrzeuge anzulegen und damit die Welt zu umsegeln. Er verspricht den jungen Leuten, welche sich ihm anvertrauen und entweder für die Marine oder den Handel unter seiner Leitung sich ausbilden wollen, immer an Ort und Stelle die nützlichsten Belehrungen zu geben, und ihnen so auf die praktischste Weise, die man sich denken kann, und durch den Augenschein Astronomie, Schiffskunde, Handelswissenschaft und Geographie beizubringen. Der Marineminister Rosamel hat an den Unternehmer ein freundliches Handschreiben erlassen und ihm die erbetenen Empfehlungen an die verschiedenen französischen Consuln in den Häfen, welche die fahrende Seeschule besuchen werde, zugesagt. 108.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ausführliche Encyklopädie
der gesammten
Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte.

Zwei Bände, in Heften von 12 Bogen.

Erstes bis siebentes Heft.
Aal—Matricaria chamomilla.
Gr. 8. *Jedes Heft im Subscriptionspreis* 20 Gr.

Mit dem sechsten Hefte war der erste Band (A—K) dieses mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen und als wahrhaft praktisch erkannten Werks beendigt. Der Druck des zweiten Bandes geht ohne Unterbrechung fort, sodass das Werk bald vollständig in den Händen der Abnehmer sein wird.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 70. — 11. März 1839.

Die deutsche Sprache auf ihrer nördlichen Grenze.

(Beschluß aus Nr. 69.)

In Holstein, wo sich auch nicht die geringsten Elemente dänischer Nationalität finden, aber auf die deutsche Nationalität um so ernstlicher und strenger gehalten wird, als man von dänischer Seite auch dort, wie bemerkt, allerlei Eingriffe auf dieselbe gemacht hat, kamen diese Anträge bei den Ständen nicht vor; gleichwol that die letzte holsteinische Ständeversammlung gegen die Danisirung und die Eingriffe in die Nationalität und Rechte der deutschen Lande noch entschiedenere Schritte, indem sie die Anstellung dänischer Beamten, das dänische Commando bei den deutschen Truppen, die anbefohlene Erlernung der dänischen Sprache, die Ertheilung dänischer Bestallungen, die Begleitung der Verordnungen mit dänischer Übersetzung in Berathung zog und um Abstellung solcher Ungehörigkeiten einen Antrag an den König beschloß. Daß nun auf solche Anträge der beiden Ständeversammlungen von der Regierung wird Rücksicht genommen werden, steht gar nicht zu bezweifeln, da sie zu wohl begründet sind, Gerechtigkeit und Politik dafür sprechen und ein ähnlicher Antrag der ersten schleswigschen Ständeversammlung, daß nämlich die dänische Übersetzung, welche der deutschen Ständezeitung gegenübergedruckt war, hinfüro wegbleiben möge, bei Eröffnung der zweiten Gewährung gefunden hat. Das scheint auch die dänische Propaganda selbst einzusehen, denn mit vermehrtem Eifer hebt sie ihre Declamation gegen schleswig-holsteinische Stände und Ausbreitung deutscher Nationalität wieder an, und neue Mittel werden ersonnen, das nördliche Schleswig dänisch zu erhalten, oder richtiger, zu machen und die Einheit und Selbständigkeit Schleswig-Holsteins zu untergraben. In erster Beziehung schlägt man jetzt die Errichtung eines dänischen Schullehrerseminars in Nordschleswig vor, worauf die Regierung aber um so weniger eingehen kann, da sie in Holstein das kieler Schullehrerseminar noch nicht wieder aufgerichtet hat und deshalb viele Holsteiner auf dänische Seminarien zu gehen gezwungen sind, was sehr unangenehm empfunden wird. In anderer Hinsicht wiederholt man immerfort die historische Unwahrheit, daß Schleswig seit 1721, wo der frühere herzogliche Antheil mit dem königlichen Antheile an Schleswig, aber nicht mit dem Königreiche Dänemark vereinigt wurde, eigentlich eine Pertinenz von Dänemark sei und auch beim etwanigen Aussterben der männlichen Linie in Dänemark wie dieses an die weibliche Linie und nicht wie Holstein an die Sprößlinge der männlichen Nebenlinie, das Haus Augustenburg, fallen werde. Derartige Aufstellungen wird ohne Zweifel auch eine Geschichte der Herzogthümer für das Volk, die von jener Partei eben jetzt bearbeitet wird, vorführen, aber eben deshalb vom Volke zurückgewiesen werden und von geschichtskundigen und wahrheitsliebenden Männern der Herzogthümer die gebührende Würdigung empfangen, wie alle andern Producte dieser Art sie noch immer gefunden haben.

Was nun aber das statistische Verhältniß der dänischen Sprache in Schleswig-Holstein betrifft, so findet sich von der Elbe bis zur Schley nichts Dänisches als einige dänische Beamte, Offiziere und die obenangeführten und von den Ständen gerügten officiellen Documente. Das Sprachverhältniß jenseit der Schley aber findet sich anschaulich und genau dargestellt auf einer „Karte zur Übersicht der Volks- und Kirchensprache im Herzogthum Schleswig", entworfen von F. H. G. Geerz (Kiel und Eutin 1838). Hiernach beträgt die Zahl der Einwohner des Herzogthums Schleswig mit deutscher Kirchen- und Schulsprache 223,238, und die mit dänischer 114,954. Das Verhältniß der dänischen Sprache ist unter Letztern Folgendes: Die Städte sind deutsch, als Tönning, Friedrichstadt, Husum, Eckernförde, Schleswig, Flensburg ganz, und Tondern, Apenrade, Sonderburg und Hadersleben bis auf die untersten Volksclassen. Das Dänisch, was denn unter dem Landvolke nördlich von Flensburg, zuerst mit Unterbrechungen von Deutsch, weiter hinauf aber allein gesprochen wird, ist, wie schon bemerkt, ein Gemisch aus einem Plattdänisch und Plattdeutsch, welches von den Inseldänen ebenso wenig verstanden wird als von den Deutschen. Unter ihnen wohnen aber viele Deutsche, theils von alter Zeit her, theils in späterer Zeit als Landwirthe seßhaft geworden, die sich um die Verbesserung des Ackerbaues dort sehr verdient gemacht haben. Daher und wegen des großen Verkehrs mit den Städten jener Gegend und den südlichen Gegenden des Landes, ja selbst mit Hamburg und des geringen Verkehrs mit Dänemark kommt es, daß fast Alle ohne Ausnahme das Deutsche verstehen und

mehrentheils auch Deutsch, aber nur Plattdeutsch, sprechen können, jedoch das reine Dänisch weder sprechen noch verstehen. Nicht blos weil der Mangel einer bestimmten Nationalität immer und überhaupt ein Übelstand ist, sondern auch und besonders wegen dieser Verhältnisse und wegen der ganz verschiedenen Verfassung Schleswig-Holsteins und Dänemarks, liegt es nun offenbar im Interesse jener halbdänischen Bevölkerung, daß sie sich der deutschen Nationalität ganz zuwende, da sie damit erst selbst die Vortheile ganz genießen kann, welche aus ihrer staatsrechtlichen Verbindung fließt, und weil der Staatsverband, wozu sie gehört, durch Ausprägung Einer und einer bestimmten Nationalität an Festigkeit und Selbständigkeit gewinnen muß. Daß diese Tendenz auch unter ihnen herrscht, zeigen die von uns angeführten Bestrebungen, zeigt die Erfahrung, daß sie sich selbst nicht Dänen, sondern Holsteiner nennen, und daß das eigentliche dänische Volk mit diesem Namen alle Bewohner des Landes von der Königsau bis zur Elbe bezeichnet. Ob die Ausbreitung des Deutschen in Nordschleswig nun rascher oder langsamer gehen wird, hängt davon ab, ob bald oder erst nach einer Reihe von Jahren die deutsche Sprache ein Hauptunterrichtsgegenstand in den dänischen Schulen werden wird. Diese von den Ständen beantragte Maßnahme würde nämlich in kurzer Zeit, wie die Dänen richtig bemerken, Nordschleswig ganz deutsch machen; allein bleibt es auch vorläufig noch, wie es bisher gewesen, so wird die deutsche Sprache, die trotz der Hemmungen, welche sie von obenher erfuhr, bedeutende Fortschritte gemacht hat, sich doch mächtig ausbreiten. Es leidet gar keinen Zweifel, daß auch unter den jetzigen Verhältnissen in mehren Kirchspielen, wo jetzt noch dänisch gepredigt wird, nach zehn Jahren die deutsche Predigt wird eingeführt werden müssen, weil Niemand mehr die dänische Sprache versteht.

Eine Änderung zu Gunsten der Dänen und ihrer Nationalität könnte nur eine günstige Wendung der politischen Verhältnisse in Dänemark hervorbringen. Würde dort nämlich, wie Viele hoffen, beim Regierungsantritte des jetzigen Erbprinzen das Königsgesetz aufgehoben und die norwegische Constitution etwa mit einigen Modificationen eingeführt, ohne daß Schleswig-Holstein eine gleich freie Verfassung erhielte, so wäre es allerdings möglich, ja wahrscheinlich, daß Nordschleswig sich Dänemark näher anschlösse und damit zugleich der dänischen Nationalität zugänglicher würde. Wir fürchten jedoch, daß die Dänen sich in dieser Erwartung täuschen, und sind fest überzeugt, daß ohne solche politische Änderung die sprachliche und nationale Entwickelung ihren bisherigen Fortgang haben wird, eine Einverleibung aber Nordschleswigs in Dänemark, etwa bis Flensburg, durch einen bloßen Machtspruch, wie es Einige von dem Erbprinzen, aber gewiß mit Unrecht erwarten, zu den Unmöglichkeiten gehört. Dagegen würde eine gänzliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark, wie sie gewünscht wird, im Wesentlichen auch von den schleswig-holsteinischen Ständen ausgesprochen ist, und wie sie erfolgen würde mit dem Aussterben der jetzigen Dynastie, worauf die Herzogthümer an das Haus Augustenburg fielen, die vollkommene Germanisirung Nordschleswigs von selbst und ohne alle Aufdringlichkeit, so zu sagen, mit einem Schlage herbeiführen.

Handelten die Dänen und Die, welche Dänisch sein wollen, klug, so suchten sie den Zwiespalt, den ihre Übergriffe auf Schleswig-Holstein mit den Bewohnern dieser Lande erregen, zu vermeiden, da er der Fortbildung der politischen Institution, auf welche sie doch mehrentheils so viel Gewicht legen, nur sehr schadet; handelten sie klug und mit Kenntniß der Zustände, so gäben sie es ganz auf, Schleswig ganz oder zum Theil an sich zu bringen oder auch nur zu danisiren, wendeten dagegen alle ihre Kräfte hin auf die Belebung ihrer Nationalität innerhalb der Grenzen, die sie wirklich inne haben, und bildeten, sich den Schweden und Normännern anschließend, sie aus zu einer skandinavischen Nationalität. Dahin scheint indeß der herrlich aufblühende Gemeingeist des skandinavischen Nordens sich auch jetzt zu wenden. Die ganze Jugend und viele gereifte Männer der drei skandinavischen Reiche fraternisiren mit einander aufs herzlichste, sind sich einend „ein herrliches Vorbild", das zwischen Norwegens Felsen entstanden ist. Fast eben, da wir diese Worte niederschreiben, kommt uns die erfreuliche Kunde von einer Verbindung, die zwischen den Literaten Dänemarks, Schwedens und Norwegens geknüpft ist und jährliche Zusammenkünfte halten wird nach Art der Naturforschergesellschaft Deutschlands. Auf diese Weise wird die Literatur des skandinavischen Nordens, die schon in Tegnér, Öhlenschläger und Andern sehr Schätzenswerthes aufzuweisen hat, zu einer größern Bedeutsamkeit erwachsen. Dann auch, und wenn die Aufdringlichkeiten und der Zwang hinweggeräumt wäre, würden die deutschen Literaten der Herzogthümer, würde das ganze gebildete Deutschland sich weit mehr um dänische Sprache und Literatur bekümmern; es würde ein gleiches Verhältniß eintreten, wie es jetzt in Dänemark ist, und in einem etwas geringern Maße auch in Norwegen und Schweden. Dort lernt jetzt aus freiem Antriebe Jeder Deutsch, der auf Bildung Anspruch machen will; mit deutscher Sprache kann man in allen Städten Dänemarks und in den größern der beiden andern Reiche auskommen, und unter den wissenschaftlichen Männern und den gebildeten Classen überhaupt trifft man auf eine umfassende Kunde der deutschen Literatur. Der Erklärungsgrund ist derselbe, den wir im Anfange dieses Aufsatzes für die jetzige Verbreitung der deutschen Sprache aufstellten: die hohe Culturstufe, welche die deutsche Sprache und Literatur jetzt einnimmt. Mögen Deutschlands Literaten stets eine Ehre darin suchen, sie auf dieser Stufe zu erhalten, dann wird es trotz seiner politischen Zerrissenheit immer eine ehrenvolle Stufe unter den europäischen Staaten einnehmen, und die geistige Einheit könnte im Laufe der Zeiten selbst jene Zerrissenheit ausgleichen. 85.

Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 69.)

Nachdem der Verf. im ersten Abschnitte die Natur Australiens im Allgemeinen beschrieben hat, beschreibt er im zweiten die australischen Meere, Küsten und Inseln; im dritten Ostaustralien; im vierten Westaustralien, und im fünften und letzten Abschnitte die Bewohner Australiens. Zuletzt folgen drei Anhänge, von denen der erste ein Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen der wichtigsten australischen Küstenpunkte; der zweite eine Beschreibung der Insel Norfolk und der dritte statistische Tabellen enthält, welche die Brauchbarkeit des Werkes noch vermehren. Karten sind demselben nicht beigefügt; als Ersatz dafür empfiehlt der Verf. den Lesern entweder zwei Blätter aus dem von der Society of useful knowledge herausgegebenen Atlas, deren eines Westaustralien und Vandiemensland, das andere Neusüdwales enthält, oder das 73. Blatt des Stieler'schen Handatlasses von 1834.

Da uns die Enge des uns in diesen Blättern gegönnten Raumes es unmöglich macht, dem Verfasser ins Detail seiner Beschreibungen zu folgen, so müssen wir uns darauf beschränken, zuletzt noch einige Bemerkungen über die Bewohner Australiens hinzuzufügen, und zwar wollen wir nach Anleitung des Verfassers zuerst von den Ureinwohnern und dann von den Colonisten reden.

Der Verf. sagt: „Wenn Australien ein Erdindividuum und die australische Natur in allen Theilen des Landes wesentlich dieselbe ist, so kann es auch nicht auffallend sein, daß man unter seinen Bewohnern eine wahrhaft überraschende Gleichförmigkeit findet, und sowie wir diese Erscheinung als bedingt durch die vorherrschende Einförmigkeit in der Landesnatur Australiens ansehen müssen, so wird sich auch der ganze Bildungszustand der Australier in eben derselben begründet ergeben, und er muß zugleich im Ganzen in allen Theilen des Continents derselbe sein."

Wo der Europäer landete, fand er die Australier stets auffallend scheu, vorsichtig und mistrauisch, sehr oft schienen die ungewohnten Erscheinungen gar keinen Eindruck auf sie zu machen, ihre Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen die Geschenke der Fremden bei diesen ersten Berührungen ist auffallend. War diese Scheu durch kluge Behandlung besiegt, so zeigten sie sich freundlich, zuvorkommend und zutraulich; sie waren so fern von der lästigen Zudringlichkeit der Bewohner der Südsee als von den Lastern, womit diese den Europäern jederzeit entgegentraten; von den heimtückischen Verräthereien und Überfällen, von denen die Geschichte der Seereisen in der Südsee voll ist, findet sich bei den Australiern kein Beispiel, außer wo sie länger mit den Fremden in Berührung gekommen sind und von diesen die ihnen ursprünglich fremden Laster angenommen haben. Frohsinn und Heiterkeit ist ein Grundzug in dem Charakter der Australier, dabei sind sie gutmüthig, lenksam, gefällig, von Eigennutz meist frei. An Muth und Entschlossenheit fehlt es ihnen so wenig, daß diese Eigenschaften oft selbst die Bewunderung der Europäer erregt haben, und trotz der vorherrschenden Milde und Sanftheit ihres Charakters sind sie zu Zeiten den heftigsten Gemüthsbewegungen unterworfen, obschon solche Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit stets schnell vorübergehen. Auch an Talenten und Anlagen fehlt es ihnen durchaus nicht, dies hat sich bei den Versuchen, sie durch Schulbildung zu bilden, wohl gezeigt.

Wenn diese guten Seiten in dem Charakter der Australier bisher so oft verkannt worden sind, so liegt der Grund zunächst in den Eindrücken, welche ihre äußere Erscheinung, verbunden mit dem Mangel an Bildung, auf die Europäer hervorbrachte, dann aber besonders darin, daß man bei näherer Bekanntschaft mit ihnen eine Unbildsamkeit entdeckte, wie sie sonst selten angetroffen wird. Eine funfzigjährige, fast stets friedliche Verbindung, die zwischen den Colonisten und den Ureinwohnern in Ostaustralien besteht, ist von keinem andern Einfluß gewesen, als daß sie den Charakter der Letztern verschlimmert und sie mit den Lastern der Europäer bekannt gemacht hat; weder Missionen und Schulen, noch die Versuche, sie allmälig an ein geordnetes, ansässiges Leben und an den Landbau zu gewöhnen, sind, so gut sie die Vortheile begreifen, welche die höhere Cultur den Fremden gewährt, im Stande gewesen, ihre Unthätigkeit und Wanderlust und die damit verbundene Sorglosigkeit und Trägheit zu besiegen und sie ihren angestammten Sitten und Gebräuchen zu entfremden. Daß die Australier so werden mußten, wie sie sind, läßt sich leicht zeigen. Ein Land wie Australien, in welchem Lebensmittel, animale und vegetabile, so selten sind, mußte schon dadurch seine Bewohner zwingen, alle Kraft auf die Erwerbung der täglichen Nahrung zu wenden. Landbau oder Cultur der Fruchtbäume konnten die Basis eines gesellschaftlichen Lebens nicht werden, wo nährende Pflanzen und Früchte sich überaus sparsam, fast gar nicht finden; ebenso wenig konnte es die Jagd werden, wo Landthiere nur selten und größere, sowie Vögel, kaum zu erreichen waren, und die Fischerei blieb bei der Unausgebildetheit der Flußsysteme auf die einem bedeutenden Theile der Bevölkerung unzugänglichen Küsten beschränkt. Unter solchen Umständen war es den Australiern jederzeit unmöglich, ihre geistige Thätigkeit auf einen Punkt zu concentriren, sie hatten genug zu thun, um für ihre täglichen Bedürfnisse zu sorgen; Alles ging ihnen in der fortdauernden Noth und der Sorge, sich ihrer zu erwehren, zu Grunde. Dadurch wurden sie zu dem wandernden Leben, zu der Unstetigkeit gezwungen, von der sie jetzt nicht lassen können, und so kamen sie zu der Sorglosigkeit und Trägheit, die sie nie weiter gehen läßt, als den Bedarf zur Stillung des Hungers sich zu verschaffen; ist dies geschehen, so kennt der Australier kein anderes Geschäft, als sich müßig umherzutreiben.

Die Zahl der Australier ist äußerst gering; vielleicht hat das Land 60—90,000 Bewohner von den Eingeborenen. Ihrer Körperbildung nach sind sie nur von mittlerer Größe, nicht ohne Muskelkraft, gewöhnlich schlank und gut gebaut, aber mager. Die Weiber sind im Allgemeinen häßlicher als die Männer. Die Hautfarbe ist dunkelbraun, das Haar schwarz und kraus; der Kopf ist im Verhältniß zu groß und der obere Theil desselben zu breit gegen den untern schmalern und vorspringenden. Die Stirn ist breit und hoch, die Augen klein und eingesunken, die Augenbrauen und Augenwimpern dick und lang, die Nase breit, flach und wie eingedrückt, die Nasenlöcher sehr groß, die Backenknochen spitz, häufig stark vorspringend, der Mund groß und breit, die Lippen dick, aber nicht aufgeworfen, die Zähne schön, das Kinn spitz und mit langem, buschigem Barte besetzt. Der Leib ist stark, die Brust breit, der Bauch oft hervorspringend, der Körper würde überhaupt regelmäßiger geformt erscheinen, wenn nicht hauptsächlich die unverhältnißmäßig langen Arme und Beine jederzeit so dünn und zart wären. Die Schärfe ihrer Sinne wird sehr gerühmt; sie sind in den Colonien leicht geschickte Schützen geworden und stehen im Aufsuchen der Spuren den nordamerikanischen Wilden nicht nach; daher sind sie den Colonisten beim Verfolgen entflohener Verbrecher oder verlaufener Heerden sehr dienlich. Im Übrigen sind sie gesund, obgleich sie kein hohes Alter erreichen und vorzüglich Viele als Kinder sterben. Die Milde des Klimas macht sie gegen Kleidung sehr gleichgültig. Die Mehrzahl geht nackt. Sie bemalen ihre Körper mit drei Farben, roth, weiß und schwarz.

Die Australier leben von Fischen und dem Fleische der Landthiere, welches sie auf das Feuer oder auf Kohlen werfen und so rösten lassen; nur auf der Nordküste werden die Fische oder das Fleisch auf heißen Steinen gebraten. Die Australier essen, wenn sie etwas haben, unmäßig viel, können aber auch hungern. Sie bauen sich Hütten, die sie wenigstens einen Theil des Jahres bewohnen, nämlich so lange sie an dem Orte Nahrungsmittel finden. Die Hütten liegen häufig beisammen und

bilden so kleine Dörfer. Sehr einfach sind ihre Geräthe: sie haben eine Art Axt, die aus einem vorn geschärften Stein besteht; eine Art Meisel von ähnlicher Form, ein sägenartiges Messer aus Holz, hölzerne Spateln zum Ausgraben der Wurzeln. Zum Tragen der Geräthschaften, der Lebensmittel oder des Wassers brauchen sie Säcken und Körben ähnliche Gefäße aus Rinde, Rohr, Netzwerk, Seetang oder Muscheln. Sie sitzen und schlafen auf Matten, die aus Rohr geflochten sind u. s. w., und haben aus Holzstämmen gemachte Kähne. Fischerei ist ihre Hauptbeschäftigung. Netze aus der Rinde des Hibiscus sind in Ostaustralien in Gebrauch, im Innern werden sie mit Sorgfalt und Geschick aus einer Art Flachs verfertigt. Zum Fischen bedienen sie sich auch des Hakens mit der Leine und einer Art von Speer. Zur Jagd haben sie Hunde und den Speer, auch Netze. Ihre Waffen sind: Speer, Keule und Wurfstock. Bogen und Pfeil scheinen ihnen ganz zu fehlen. In ihren Kriegen zeigen sie Muth und Tapferkeit. Ihre religiösen Vorstellungen sind noch wenig erforscht; doch machen sie einen Unterschied zwischen gut und böse und haben eine dunkle Ahnung eines zukünftigen Lebens, das sie gewöhnlich in die Wolken versetzen. Sie glauben an einen guten und einen bösen Geist u. s. w. Ihre Priester sind gewöhnlich bejahrt und dann sehr geachtet; in schwierigen Fällen ertheilen sie Rath, heilen Wunden und Krankheiten und sagen die Zukunft vorher. Ihre Todten begraben oder verbrennen die Australier, wobei Klagegeschrei und viele Ceremonien stattfinden. Von einer geordneten Staatseinrichtung findet man fast keine Spur. Im ganzen Lande sind die Australier in kleine Stämme getheilt, die gewöhnlich nur aus wenigen Familien bestehen. Die Stämme unterscheiden sich voneinander durch verschiedene Formen der Waffen, Geräthe, besonders durch abweichende Bemalung des Körpers. Zu Oberhäuptern wählen sie die Ausgezeichnetsten. Polygamie ist in Ostaustralien erlaubt. Die Frauen werden hart behandelt. Die Männer sind sehr eifersüchtig, obgleich die Frauen keusch und züchtig sein sollen. Die Geburten geschehen leicht und sind meist gefahrlos. Tanz, mit Gesang begleitet, bildet das Lieblingsvergnügen für beide Geschlechter.

Die Zahl der Einwohner in den australischen Colonien hat in neuerer Zeit sehr rasch zugenommen und steigt noch schnell sowol durch Einwanderungen als durch die Überführung von Deportirten. Am Ende des Jahres 1833 lebten in Neusüdwales 60—70,000 Menschen, 1836 wahrscheinlich 90—100,000; Vandiemensland hatte 1835 über 35,000 Einwohner, und rechnet man in Westaustralien an 3000, so wird die Zahl aller Europäer in Australien zu Ende 1836 wahrscheinlich zwischen 140,000 und 150,000 betragen haben. Diese Bevölkerung besteht aus Freien und Deportirten. Die ersten zerfallen wieder in die beiden Hauptabtheilungen der ursprünglich Freien und der Emancipirten. Die ursprünglich Freien sind theils Beamte, theils freie Einwanderer aus guten Familien, die sich in der Regel als Gutsbesitzer auf dem Lande niedergelassen haben und Landbau und Viehzucht im Großen treiben, zum Theil auch als Kaufleute in den Städten leben, theils pensionirte Offiziere, die ihre Pensionen für Land in den Colonien aufgegeben haben. Außerdem sind noch gemeine Soldaten und Matrosen zu jeder Zeit von der Regierung angesiedelt und freie Arbeiter und Handwerker seit Kurzem besonders übergeführt worden; allein diese Alle haben sich meist mit der großen Zahl der im Leben ihnen näher stehenden Emancipirten verschmolzen. Diese Classe der Bevölkerung hat nichts Eigenthümliches und unterscheidet sich nicht von den ähnlichen Bewohnern des Mutterlandes. Der wahrhaft nationale Theil der Colonisten sind dagegen die Emancipirten, die im Ganzen aus frühern Deportirten, welche ihre Freiheit erhalten haben, und deren Nachkommen bestehen.

Die Verfassung der Colonien war anfangs rein militairisch und alle Gewalt, selbst die unbedingte Begnadigung, dem Gouverneur übertragen; erst mit der stärkern Zunahme der freien Bevölkerung wurde es nöthig, auf eine weitere Ausbildung der Verfassung zu denken, die für Neusüdwales und Vandiemensland im Laufe des vorigen Jahrzehnds erfolgt ist; ähnliche Institutionen, wie hier, sind auch in Westaustralien eingeführt worden. Darnach hat jede Colonie einen selbständigen Gouverneur. Diese Männer leiten die Colonien und repräsentiren ganz die königliche Macht. Ihnen zur Seite steht ein executiver Rath, aus fünf Personen bestehend. Der legislative Rath besteht aus 15 Personen u. s. w. Die Einkünfte der Colonien fließen größtentheils aus den Einfuhrzöllen, nächstdem aus Taxen, aus dem Landverkauf und den Grundzinsen. Die Ausgaben bestehen aus Gehalten für die Beamten, Anweisungen für den Bau von Straßen, Brücken, Kirchen und Schulen, Pensionen u. s. w.; für das Militair wird fast gar nichts gezahlt. Das Verhältniß zwischen Einkünften und Ausgaben ist jederzeit sehr günstig gewesen. Schulden haben die Colonien nie gehabt. Die Einkünfte haben in neuerer Zeit erstaunlich zugenommen und betragen jetzt in Neusüdwales und Vandiemensland zusammen über 300,000 Pfund Sterling, wovon die Zölle 200,000, die Taxen und Kronländereien jedes 50,000 bringen mögen. Dies zeugt für den blühenden Zustand der Colonien. Für Kirchen und Schulen geschieht zwar mehr als sonst, doch lange nicht genug. Die Colonisten zerfallen in Protestanten und Katholiken. Städte und Dörfer sind in Australien selten. Alles Land der Colonien, mit Ausnahme des als Eigenthum an Bürger vergebenen, gilt für Kronland. Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Einwohner und demnächst Ackerbau. 60.

Notiz.

Unter den Händen des Herrn Samson, Lehrers der berühmten Rachel, wird, wie man sagt, ein neues Wunder der französischen Bühne zugezogen. Diese junge Dame befand sich in den untergeordnetsten Lebensverhältnissen und soll eine Mademoiselle Beedebaire sein. Ligier richtet für die Tragödie ein Fräulein Paillard zu, Versailles applaudirt Fräulein Maxime, welche man auf dem Théâtre français erwartet. Der „Temps" bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die Damen verherrlichen die Bühne; die Männer haben nur noch die Ehre, das Talent dieser Johannen von Arc, welche für die Sache Corneille's und Racine's zu streiten kommen, zu entdecken und auszubilden." 108.

Bibliographie.

Die Cousinen. Novelle von der Verfasserin der Frauen, der Freunde u. s. w. Nach der 2ten Auflage des Originals aus dem Schwedischen übersetzt von C. Eichel. 3 Thrle. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Goltz, G. F. G., Die evangelische Kirche in den Königlich Preußischen Landen. Ein Beitrag zur Berichtigung der über das Wesen derselben verbreiteten Irrthümer. Gr. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 16 Gr.

Lewitz, Friedrich, Ueber Goethe's Torquato Tasso. 8. Königsberg, A. W. Unzer. 18 Gr.

Rodnagel, A., Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen. Lex.-8. Darmstadt, Jonghaus. 1 Thlr. 8 Gr.

Reuchlin, H., Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. 1ster Band, bis zum Tode der Angelica Arnauld 1661. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 4 Thlr.

Sand, G., Spiridion. Ein Roman. Aus dem Französischen übersetzt von E. Susemihl. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 11. März 1839.

Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa selenographica. Von Wilhelm Beer und Joh. Heinr. Mädler. Zwei Theile. Mit fünf Steindrucktafeln. Berlin, Schropp u. Comp. 1837. Gr. 4. 7 Thlr.

Erzeugnisse von so eigenthümlicher Art wie das vorliegende, die ebenso viel Geisteskraft, Scharfsinn und Combinationsvermögen als beharrliche Ausdauer, Zeit und Kostenaufwand erfodern, können nicht mit dem Maßstabe der gewöhnlichen Tagesliteratur gemessen werden. Lange Zeit hindurch wurde das jetzt vorliegende Werk von der wissenschaftlichen Welt erwartet; Bedeutendes durfte man sich nach Dem, was die Verf. bisher geleistet, von demselben versprechen; sehen wir nun, ob die gehegten Hoffnungen sich erfüllt, ob die Verf. dem nicht geringen Rufe, den ihnen ihre Mondkarte erworben, durch diese neue Leistung entsprochen haben. Zuvor aber sei es uns vergönnt, einen wiederholten kurzen Blick auf die vorangegangenen selenographischen Arbeiten zu werfen, der um so mehr an seinem Orte sein wird, als die Geschichte dieses Zweiges der Astronomie in der Zukunft eine von der bisherigen durchaus verschiedene Gestalt annehmen wird. Die Zeit der Fragmente, der unvollendeten oder ganz mislungenen Versuche, der bodenlosen Phantasien ist nunmehr auf immer abgeschlossen, um einer Periode des ruhig besonnenen und consequenten Fortschreitens auf dem von den Verf. angebahnten Wege Platz zu machen. Als Hevel vor beinahe 200 Jahren die erste Mondkarte zu Stande brachte, konnte an eine Leistung, wie sie jetzt die Wissenschaft fodert, noch nicht gedacht werden. Kaum die ersten Grundlinien einer Mondtheorie standen dem verdienstvollen Begründer der Selenographie zu Gebote, und ebenso unvollkommen waren auch die optischen Hülfsmittel, die er und seine Zeitgenossen anwenden konnten. Von seinen Nachfolgern bis auf Tobias Mayer kann man nur sagen, daß sie theils hinter ihm zurückblieben, theils gar nicht mit ihren Arbeiten zu Stande kamen. Man kann nichts Schlechteres sehen als Riccioli's Mondkarte; aber auch Cassini und Lahire haben, obgleich die Theorie der Mondbewegung und Rotation schon bedeutend vorgerückt war, zwar größere, aber keineswegs bessere und brauchbarere Bilder als Hevel geliefert. Tobias Mayer wäre der Mann gewesen, der die Aufgabe für seine Zeit wenigstens zur Vollendung hätte führen können. Aber mitten in der Ausführung seines großartigen Planes ergriff ihn Überdruß und Verzweiflung am Gelingen; nur eine kleine Mondkarte von sieben Zoll Durchmesser und eine Anzahl Längen- und Breitenbestimmungen erschien nach seinem Tode; beide waren bis zu den Arbeiten unserer Verf. die Basis aller nachfolgenden Versuche sowie die Quelle zahlreicher, die Wissenschaft um nichts bereichernder Nachbildungen. Schröter hatte gar nicht die Absicht, eine Mondkarte zu zeichnen, auch wären seine unvollkommenen Meßinstrumente schlecht geeignet gewesen; er lieferte Fragmente, und diese in einer Form, die seinen Nachfolgern wenig nützen konnte. Inzwischen hatten die astronomischen Wissenschaften eine Höhe und Vollendung erreicht, welche die Lücke, die die so höchst mangelhafte Mondkenntniß verursachte, schmerzlicher als vorher empfinden ließen. So viele ungenügend ausgefallene Versuche hatten den Muth gelähmt, neue zu wagen, man schien auf die Lösung der Aufgabe verzichten zu wollen, ja es sprach sich hin und wieder unter den Astronomen die Meinung aus, eine mathematisch genaue, naturgetreue Darstellung der Mondoberfläche habe unbesiegbare Schwierigkeiten. Diese Ansicht war zwar durch Lohrmann's Arbeiten schon widerlegt, seine Blätter entsprachen wirklich den gesteigerten Anfoderungen unserer Zeit, und hätte er den vier Sectionen, die 1824 von ihm nebst einer topographischen Beschreibung erschienen, die 21 übrigen in gleicher Art folgen lassen, so wäre ihm der Ruhm zu Theil geworden, den jetzt unsere Verf. ernten. Auch ihn, den trefflichen und gewandten Zeichner und Meßkünstler, scheint der ungeheuere Umfang der Arbeit entmuthigt zu haben; denn daß er den, freilich außerordentlichen Schwierigkeiten gewachsen war, beweisen die gelieferten Proben. So fanden unsere Verf. noch fast Alles, nicht etwa blos zu vollenden und auszuführen, sondern zu gründen und buchstäblich zu erschaffen. Selbst als bloße Orientirungskarten zeigten sich die vorhandenen Arbeiten, mit wenigen Ausnahmen, unbrauchbar. Erst jetzt, wo das vollständige Detail der Arbeiten uns vorliegt, gewinnt man einen Begriff von dem kolossalen Umfange des Ganzen und von den zu überwindenden Schwierigkeiten. Das Werk soll aber nicht blos ein Commentar der Karte oder ein compte-rendu der ausgeführten Messungen und Berechnungen sein; es soll Alles, was den Mond betrifft, in sich aufnehmen, es soll Jeden, der über den Mond in irgend einer Beziehung sich unterrichten will, aufklären und befriedigen, soweit es auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft möglich ist. Es beginnt daher mit einem allgemeinen mathematischen Theile, worin über Bahn, Gestalt, Größe, Masse, Dichtigkeit, Rotation u. s. w. des Mondes eine gedrängte, aber vollständige Belehrung gegeben wird, worin ferner von den Jahreszeiten, Tagen und Nächten auf dem Monde sowie von den Finsternissen, welche er oder die Erde erleiden, die Rede ist, und in welchem die detaillirte Schilderung einer Himmelsschau, deren Centrum unser Trabant ist, den Beschluß macht.

Ein specieller mathematischer Theil enthält sodann als Einleitung zwei Nomenclaturtabellen, die eine zur Parallelisirung der von verschiedenen Selenographen für denselben Gegenstand angeführten Namen, die zweite zum leichten und schnellern Auffinden der in der Karte aufgenommenen Benennungen eingerichtet. Hierauf die angestellten, auf mehre Tausende sich belaufenden Messungen der Länge und Breite der Punkte, der Durchmesser, endlich der Höhen und Tiefen, nebst vollständigen Berechnungsformeln, Rechnungsbeispielen und geordnet aufgestellten Resultaten. Etwa ein Zwölftel dieser Arbeit konnte von Lohrmann entnommen werden, alles Übrige war neu zu schaffen. Durch diese Arbeiten sind nunmehr die Längen und Breiten von 106 Hauptpunkten des Mondes mit einer Genauigkeit bestimmt, daß für die meisten nur etwa eine halbe Meile Unsicherheit übrig bleibt, sodaß beiweitem noch nicht alle europäischen Orte — der andern ganz zu geschweigen — sich einer solchen Genauigkeit rühmen können. Von 5—600 andern sind die genäherten Orte, von jenen Hauptpunkten aus, mit einer für den Kartenmaßstab (sie stellt den 468 Meilen haltenden Durchmesser des Mondes 3 Fuß groß dar) völlig ausreichenden Schärfe ermittelt. Von 150 Kratern und Ringgebirgen sind die Durchmesser in Meilen und deren Hunderttheilen genau gemessen, und durch 1090 Messungen der Bergschatten und Vergleichungen derselben mit dem Abstande von der Lichtgrenze und der Lage der Mondkugel etwa halb so viele Höhenunterschiede (da viele mehrfach gemessen sind) berechnet und in pariser Toisen angegeben. Die Mittheilung dieses größtentheils aus Zahlen und Formeln bestehenden Details würden freilich Viele dem Verf. gern erlassen haben; wer aber bedenkt, daß wir in der ganzen Astronomie nichts besitzen, was nicht nothwendig auch auf mathematischer Basis ruht, und daß daher längst der Grundsatz angenommen

iſt, in der Wiſſenſchaft nichts anzuerkennen, was einer ſolchen Grundlage entbehrt, dem wird die Mittheilung dieſer Details nicht nur höchſt willkommen erſcheinen, ſie wird ihm auch eine Bürgſchaft ſein, daß er bei unſern Verf. nicht Meinungen und Hypotheſen, ſondern feſte, dauernde Thatſachen und conſequente Schlußfolgen zu ſuchen habe.

Es folgt nunmehr ein allgemeiner phyſiſcher Abſchnitt, eine Totalüberſicht der Mondoberfläche, wie ſie ſich aus den ſiebenjährigen Beobachtungen der Verf. ergeben hat. Die Eigenthümlichkeiten der Mondgebirge, ihre oft ſo ſcharf ausgeprägte Kreisform und daraus hervorgehende Bergkranz-Ringgebirges- und Kraterbildung, die merkwürdigen Centralberge, die Kanal- oder Rillenbildung werden hier erläutert und mit Beiſpielen belegt. Der Mangel einer Mondatmoſphäre wird dargethan; die Gegenſtände Schröter's und Anderer widerlegt und auf dem Grund einer ſpeciell durchgeführten Vergleichung die weſentliche Verſchiedenheit ſowol der phyſiſchen Lebensbedingungen als der geſammten Naturökonomie des Monds im Vergleich mit unſerer Erde als unabweisbar dargeſtellt. Die Verf. ſtellen den Satz auf, daß die Weltkörper nicht Exemplare, ſondern Individuen ſeien; daß ſie wenig oder nichts miteinander gemein haben, was ſie nicht in Folge des allgemeinen Geſetzes der Schwere miteinander gemein haben müſſen, und daß wir zwar nach allgemeinen teleologiſchen Gründen uns für berechtigt halten können, Bewohner auf ihnen anzunehmen, nicht aber, ſie uns ähnlich oder gar gleich zu ſetzen. Ob namentlich Menſchen auf dem Monde wohnen, iſt eine Frage, welche nach Dem, was unſere Verf. aus überzeugenden Gründen darlegen, mit dem entſchiedenſten Nein beantwortet werden muß.

Die Verf. verbreiten ſich ferner über die Farbe der Mondlandſchaften, erläutern die Scala derſelben und finden, daß kein allgemeines Verhältniß zwiſchen der Lichtſtärke und der Terrainbildung durchweg beſtehe. Sie weiſen namentlich nach, daß in dem beiweitem größern Theile der räthſelhaften hellen Streifen, die man im Vollmonde bemerkt, die größere Helligkeit nicht von einer Erhebung des Bodens herrühre.

Dieſem Totalüberblick folgen eine Reihe von Abhandlungen über verſchiedene einzelne, den Mond betreffende Gegenſtände. In der erſten werden die Mond- und Sonnenfinſterniſſe in phyſiſcher Beziehung, nach den dabei wahrgenommenen beſondern Erſcheinungen betrachtet und dieſe Erſcheinungen zu erklären verſucht. Die rothe Farbe des Mondes, die beobachteten größern Schattendurchmeſſer, als die Rechnung ſie ergibt, die Phänomene, welche man bei ringförmigen und totalen Sonnenfinſterniſſen beobachtet hat, und manches Andere wird hier erwähnt und durch zahlreiche Beiſpiele belegt. In einer zweiten handeln die Verf. von dem im Monde beobachteten Erdenlichte, wobei auch die vermeintlichen Vulkane des Mondes zur Sprache kommen und mit Gründen beſeitigt werden. Eine dritte Abhandlung erwähnt einiger beſondern Wahrnehmungen, die man bei Sternbedeckungen gemacht hat und woraus ſcheinbar eine, obwol äußerſt ſchwache Mondatmoſphäre reſultirt. Die vierte behandelt den Einfluß des Mondes auf die Witterung, worüber Dr. Mädler, von dem dieſer Abſchnitt allein bearbeitet iſt, alle bisherigen wiſſenſchaftlich gewonnenen Reſultate zuſammengeſtellt, ſie durch neue, aus ſeinen eigenen, ſeit 16 Jahren in Berlin angeſtellten und einer Reihe Guineiſcher Beobachtungen gezogene vermehrte und als Endergebniß zu dem Reſultate gelangt, daß dem Monde ein beſtimmter, obwol ſchwacher und untergeordneter Einfluß nicht abzuſprechen ſei, daß er aber bis jetzt weder durch numeriſche Formeln und Geſetze feſtgeſtellt werden, noch auch zur Vorausſicht des Wetters dienen könne. Dem Monde kommt hier nicht, wie bei der Ebbe und Flut des Weltmeers, der hauptſächlichſte, ſondern nur ein die andern mächtigern Einflüſſe modificirender Theil der Einwirkung zu. Ein fünfter Aufſatz endlich gibt eine Überſicht der Geſchichte der Selenographie ſeit den älteſten Zeiten.

Damit iſt der erſte Hauptheil des Werkes beendet. Die große Mannichfaltigkeit der darin behandelten Gegenſtände konnte hier nur angedeutet, ihre volle Würdigung muß ſtreng wiſſenſchaftlichen Kritiken und der Zeit überlaſſen werden. Die Verf. verhehlen nicht, wie lückenhaft noch das Meiſte iſt, was wir auf dieſem Felde erforſcht haben, und wie Vieles ſelbſt nach einer ſo bedeutenden Bereicherung den vereinigten Kräften der Aſtronomen noch zu thun übrig bleibe.

Der zweite Haupttheil — die größere Hälfte des ganzen Werkes — iſt der Topographie der einzelnen Mondlandſchaften gewidmet und ſteht im genaueſten Zuſammenhange mit der mehrfach erwähnten großen Mondkarte, ohne welche er ebenſo wenig verſtanden werden kann als dieſe ohne ihn. Das Vorbild der Verf. war Ritter in ſeiner vergleichenden „Erdkunde". Freilich konnten von den undeutlich mannichfaltigen Beziehungen, die ſich dem Geographen darbieten, hier nur wenige in Betracht kommen; denn was können wir im Grunde Anderes erkennen, als Mondberge und Mondfarben, und wie vorſichtig müſſen die darauf gebauten Schlüſſe ſein, zumal wenn man, wie die Verf. durchaus gethan haben, die Ausſchließung auch ſelbſt der lockendſten Hypotheſe ſich zum ſtrengen Geſetz macht? Die Leſer mögen es im Buche ſelbſt unterſuchen, wie dieſe Klippe vermieden und wie es dennoch möglich geworden iſt, eine wenigſtens äußerlich vollſtändig zu nennende topographiſche Beſchreibung eines fremden Weltkörpers zu geben, die Keinen unbefriedigt laſſen wird, der ſich die Aufgabe des Selenographen klar gemacht hat. Wo die Karte Mangelhaftes enthält, was ſpätere Beobachtungen den Verf. gezeigt haben, verhehlen ſie es keineswegs, ebenſo wenig, wo ein gar zu feines Detail dem angewandten Fernrohr auch beim unermüdlichſten Fleiße Trotz bot und die vollſtändige Enthüllung und Entwickelung erſt von künftigen Arbeiten, mit ſtärkern Inſtrumenten unternommen, erwartet werden kann. So bei der Beſchreibung des Mare nectaris S. 362, wo die Verf. ſich in dem Ausſpruche Luft machen: „Quae potui feci — faciant meliora potentes!" Eines Auszuges ſind dieſe topographiſchen Beſchreibungen nicht fähig; aber das ſei hier erwähnt, daß ſie durchaus nur das unmittelbare Ergebniß der eigenen Beobachtungen unſerer Verf. ſind, und daß ein großer Theil derſelben vor dem Fernrohre ſelbſt niedergeſchrieben worden iſt. Wer irgend eine Mondgegend gleichſam bereiſen will, der nehme dieſe Beſchreibung, die „Mappa selenographica" und ein Fernrohr — ſelbſt nur ein mäßiges — zur Hand, und er wird einen hohen Genuß empfinden, wie keine der bisherigen Arbeiten ihn auch nur annähernd zu verſchaffen im Stande war. Hiernach leidet es keinen Zweifel, daß die würdigen Herren Verf. ein Werk vollendet haben, welches ihnen nach den competenten Stimmen von Beſſel, Gauß, Littrow, A. v. Humboldt und Gautier die Unſterblichkeit in dieſem erhabenen Zweige der Naturerkenntniß ſichert. Vieles iſt aber noch von denſelben in der Zukunft zu erwarten, da ſie Beide erſt in der Blüte ihres Mannesalters ſtehen und, wie das Geleiſtete deutlich kund gibt, mit friſchem Lebensmuth gewiß gern weiter auf einer Bahn vorſchreiten werden, die ſie ſo würdevoll ſeit Jahren betreten haben.

Noch verdient es Erwähnung, daß Prof. Mädler faſt gleichzeitig mit dieſem Werke eine reducirte Mondkarte in einem Fuß Durchmeſſer gegeben hat, welche theils als Überſichtsblatt für die große dienen kann, theils auch, da ſie für ihren mäßigen Umfang ein ungemein reiches Detail bietet, eines ſelbſtändigen Gebrauches fähig iſt. Dieſe „Generalkarte der ſichtbaren Mondoberfläche" dürfte ſich insbeſondere Lehranſtalten ſehr empfehlen. Vorſteher derſelben wünſchen oft, ihren gereiftern Schülern etwas mehr als die dürftigen Abriſſe zu bieten, welche die Lehrbücher herkömmlich unter dem Titel: mathematiſche Geographie, enthalten, ſie wiſſen nur meiſtens nicht, wo ſie ſich Raths erholen ſollen. Hier iſt ein höchſt intereſſantes, bequem zu gebrauchendes, leicht verſtändliches Hülfsmittel geboten, erläuternde Notizen ſind am Rande hinzugefügt, und die ſchon eben genannte Verlagshandlung

(Schropp u. Comp. in Berlin) hat für dieses schöne Blatt den Preis auf 16 Gr. gesetzt. Da kann und wird hoffentlich die allgemeinste Verbreitung nicht ausbleiben. 142.

Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden. Herausgegeben von C. O. L. von Arnim. Vermehrte Ausgabe. Berlin, Nicolai. 1838. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser reiste von Neapel durch Apulien und die ionischen Inseln nach Athen, von da über Smyrna nach Konstantinopel und kehrte über das schwarze Meer, durch die Moldau, Bukowina, Galizien, Schlesien und Böhmen nach Berlin zurück. Apulien, sonst seiner Unwegsamkeit und Unsicherheit wegen der Schrecken der Reisenden, fand der Verfasser von einer guten Chaussée durchzogen und durch wachsame Gendarmen von allem Gesindel gesäubert. Die Schönheit der ionischen Inseln entschädigte Herrn v. Arnim für die gefährliche und unbequeme Überfahrt; er verweilte aber auf ihnen zu kurze Zeit, um mehr als ihre allgemeine Naturschönheit kennen zu lernen. Endlich auf griechischem Boden angelangt, fand er in dem Fremdenbuche des Gasthofes zu Patras folgendes seltsame Lob von einem Deutschen eingetragen: „Wenn man sich in den Wäldern Griechenlands wochenlang herumgetrieben und Hunger und Durst, Prügel und sonst was hat erdulden müssen und alle Betrügereien erfahren hat, so ist es eine wahre Freude, in einen Gasthof einzukehren, wo der Wirth, obschon selbst ein Grieche, ein redlicher braver Mann ist, und bei dem man Alles findet, ohne es zu theuer zu bezahlen.“ Die sonst so ungesunde Luft von Patras ist durch Abzugsgräben verbessert worden, der Hafen ist voll Schiffe und die Gegend ringsum eine fruchtbare Fläche. Von Vostizza nach Korinth ist der Weg längs dem Golfe entzückend schön; aber die Pfade sind nicht gebahnt, bei dem geringsten Fehltritte des Pferdes läuft man Gefahr, in den Golf zu stürzen, über die kleinen Flüsse fehlen alle Brücken. Das einst so berühmte Korinth ist, während Athen, Patras und selbst Vostizza sich heben, fortwährend ein sehr trauriger Ort. Auf der Fahrt vom Piräus nach Athen gewahrte der Verf. unzählige Gräben, die das Wasser von Athen und den nun trocken gelegten Olivenwäldern dem Meere zuleiten und die frühere scheußliche Luft völlig gereinigt haben. Auf beiden Seiten der Chaussée sah er viel neuangebautes Land. In Athen verkehrte er mit dem Fürsten Pückler, dem Grafen Armansperg, dem preußischen Gesandten Grafen Lusy, dem bairischen, Herrn v. Kobell, dem östreichischen, Herrn Prokesch v. Osten, dem englischen, Sir Edmund Lyons, dem französischen, Herrn Langrené, den russischen, Herrn v. Katakasi, besuchte die Minister und sah auf einem Balle bei dem Staatskanzler den alten Kolokotronis, über dessen Schuld oder Unschuld die Stimmen der Griechen sehr getheilt sind. Über alle diese einflußreichen Personen verbreitet sich der Verf. viel zu wenig, und daß er mehr hätte sagen können, deutet sein „Mündlich ein Mehres“ hinreichend an. Von dem jungen Könige erfährt man fast nur, daß er gegen den Verf. „sehr gnädig“ gewesen ist; aber wie der deutsche Fürstensohn in diesem fernen, fremden Lande lebt wie sein persönlicher Einfluß wirkt, welcher Art die Schwierigkeiten sind, mit denen er zu kämpfen hat, das und so vieles Andere sucht der Leser vergebens in dem Buche. Desto mehr geht der Verf. im Verhältniß bei der Beschreibung der Alterthümer in das Einzelne. Er zieht den Anblick, den man auf der Akropolis genießt, dem Campo Vaccino zu Rom und Pompeji weit vor, denn es gebe „keinen Fleck der Erde, von dem eine solche Masse der Erinnerungen an eine berühmte Vergangenheit uns in dieselbe versetzte“. Von Athen nach Smyrna ging die Reise in einem Dampfboote, und der Verf. gibt Jedem, der zur See gehen will, den wohlgemeinten Rath, sich sorgfältig nach der Beschaffenheit des Schiffes, ob es alt oder neu sei, sowie nach dem Rufe des Capitains zu erkundigen. „Ist das Dampfschiff gut gebaut und der Capitain versteht seine Sache, so ist eine Seereise ebenso sicher, wo nicht sicherer, als eine Landreise. Wie selten gehen Dampfböte unter, und wenn es geschah, war fast immer entweder das Schiff zu alt, oder der Capitain taugte nichts.“ Der Capitain des Dampfbootes erzählte unter Anderm von Rhodos, daß man dort vor nicht gar langer Zeit tief versteckt die bedeutendsten Pulvervorräthe gefunden habe, was den Verdacht, den man gegen den Großmeister Villiers genährt, daß er bei der Übergabe der Insel an die Türken 1522 bestochen gewesen sei, zu bestärken scheine. Mit unbeschreiblichen Gefühlen konnte der Verf. nach einer der glücklichsten Fahrten ausrufen: „Du bist in Asien!“ Wer seinen Teint liebt, thue ihm nach und verfehle nicht, das Gesicht mit einem großen Strohhute zu bedecken, auf daß es nicht zur „Maske werde“. Auf dem Sklavenmarkte waren nur kleine Negerinnen — „denn weiße Mädchen werden immer seltener und bekommt auch der Christ niemals zu sehen“ — zum Verkauf, aber nicht, wie man gewöhnlich denkt, in der ihnen von Gott verliehenen Kleidung, sondern in weißlich gelbe Mäntel gehüllt. Von Liebe ist hier durchaus nicht die Rede, sondern von Tüchtigkeit zu häuslichen Diensten, und die armen Negerinnen sehen ihrem Verkaufe, wie es scheint, mit gleicher Freude entgegen, mit welcher etwa bei uns eine Magd ihr Miethgeld in Empfang nimmt. Im Bazar, einer Straße mit hölzernen Buden, die sich völlig über dem Kopfe von beiden Seiten wölben, bewunderte der Verf. den großen Gleichmuth der Handelsleute, ob man kaufe oder nicht, ja, in einem Gewölbe ging der Verkäufer nur sehr schwer daran, ihm einige der vortrefflichen, unverwüstlichen smyrnaer Fußdecken zu zeigen.

Abermals auf einem Dampfboote in einer bunten Gesellschaft von Europäern und Orientalen, über deren Sitten manches Interessante berichtet wird, segelte der Verf. nach Konstantinopel, ward aber, da das Schiff in der Nacht sehr schnell lief, um den Anblick gebracht, das stolze Stambul nach und nach aus den Fluten emporsteigen zu sehen. Das Hôtel des preußischen Gesandten, Grafen Königsmark, nahm den Verf. in seine gastfreien Prunkgemächer für einen Monat auf. Es war die Zeit der großen Feste, welche der Sultan bei Gelegenheit der Vermählung einer seiner Töchter und zur Feier der Beschneidung seiner Söhne gab. Der Verf. wohnte ihnen bei; wir würden aber seinem Buche das Interessanteste rauben, wenn wir die Beschreibung dieser absonderlichen Feierlichkeiten ausziehen wollten, nur bemerken wir, daß der öffentlich einhergetragene Schmuck der Prinzessin Mirimah ihn zu dem Ausrufe veranlaßt: „Der größte Neid, die höchste Sucht nach Glanz würde hier geheilt worden sein, denn den über uns Stehenden, den Reichen beneiden wir; aber sowie die Sonne uns zu hoch erscheint, so verschwindet auch bei diesem Glanze alle und jede Hoffnung, nur irgend etwas zu erlangen, was sich mit ihm messen könne.“ Aber der Verf. vergaß hinzuzusetzen, daß an den Schätzen der Sultane der Staub und das Blut von fast einem Jahrtausende klebt. Eine ergötzliche Anekdote wird von der Art erzählt, wie sieben türkische Frauen auf eine höchst sinnreiche Weise ihre argwöhnischen Männer betrogen (Heft 3, S. 49). Oft aber sind die koketten Türkinnen mit ihren Männern im Bunde, und der Europäer, der unvorsichtig genug ist, sich einzulassen, muß seine Thorheit mit schwerem Gelde büßen. Der Verf. fand Gelegenheit, die Sophienkirche, oder vielmehr Sophienmoschee, zu besuchen und die Kuppel zu besteigen; ein besonders klarer Horizont begünstigte die Aussicht von diesem in der Welt einzigen Punkte.

In nur vierzig Stunden fuhr der Verf. auf dem Dampfboote Ferdinand I. aus dem Bosporus nach den Donaumündungen. Die Küste des schwarzen Meeres gewährte einen höchst trostlosen Anblick. In Gallacz mußte Quarantaine gehalten werden, und wer wissen will, wie man in einer solchen Anstalt leben müsse, damit die Zeit Einem nicht allzu lang werde, lese des Verf. Rathschläge nach (Heft 3, S. 106). Die Reise von da durch die Moldau enthält manche interessante Bemer-

kung über dieses wenig bekannte Land, dem nur eine fleißigere Bevölkerung fehlt, um es zu einem der reichsten der Erde zu machen. Durch die Bukowina und Galizien gelangte der Verf. ohne Unfall, aber höchst unzufrieden mit den Gasthöfen in diesen Ländern, über Krakau, Breslau, Reichenbach und Tetschen nach Teplitz, überreichte hier seinem königlichen Herrn ein ihm von dem preußischen Gesandten zu Konstantinopel anvertrautes Schreiben des Sultans und kehrte dann nach Berlin heim. Die vierte Abtheilung, durch welche die vorliegende neue Ausgabe vermehrt worden ist, enthält eine „Gedrängte Geschichtserzählung der Thronbesteigung des regierenden Sultans Mahmud, nach gedruckten und mündlichen Überlieferungen", auf die wir hier nicht weiter eingehen können. 143.

Ideen über Erziehung und Unterricht im Geiste der Monarchie. In Briefen von Wilhelm Götte. Braunschweig, Meyer. 1837. Gr. 8. 18 Gr.

Wenn der eigentliche Schlag- und Lebenspunkt aller Philosophie seit Jahrtausenden darin gesehen wird, die sich unaufhaltsam aufdrängende Idee des Bösen und des Übels zu erfassen, zu bestimmen, zu reinigen, dadurch sich mit ihr zu versöhnen oder auf die Entfernung und Vernichtung ihrer Erscheinung bedacht zu sein, so kann es erlaubt sein, die verschiedenen Weisen, in denen die eine Philosophie aufgetreten ist, als ebenso viel Wege zu betrachten, um zur Lösung jenes mächtigen Räthsels zu gelangen. Ist jene Frage auf religiösem Gebiete zunächst die nach der Möglichkeit und Weite einer Entfremdung und Ablösung des menschlichen Willens von dem göttlichen, so kehrt sie in socialer Beziehung unter der Gestalt des Widerstreits des Individuums mit dem allgemeinen Inhalt des Staates wieder. Während Thaten oder Speculationen bei dem Versuche, diese Conflicte zu heben und jene Hauptfactoren zu fesseln, selbst der Gewalt beider verfielen, knüpft sich hieran die Erinnerung an alles Dasjenige, was unter der allgemeinen Bezeichnung von Verfassungen mehr oder weniger glücklich in dem Leben der Völker erschienen ist. Wir sehen hier bald die einseitige Herausbildung jedes einzelnen dieser Staatsmomente, bald in der Bemühung, beide zu erhalten, ein wie unwillkürliches Verletzen des einen, nicht selten demselben Bestreben, dem Individuum die höchste Geltung zu verschaffen, eben dieses rücksichtslos als despotisches Opfer hingeben; bald endlich traten unter der Macht der Wirklichkeit beide Elemente zu einem auf- und abwogenden Leben zusammen, in denen, als der Verwirklichung des philosophischen Begriffs, die rechte Gesundheit allein zu beruhen scheint. Keine Praxis oder Theorie hat wol im Angesichte dieser Macht des Gegebenen eines wenn auch dunkeln Bewußtseins ermangelt über die nothwendige Einheit und Versöhnung jener Momente; aber ein ganz Anderes ist die zur Klarheit entfaltete Thätigkeit des Gedankens, welche eben darin, daß sie jedem Momente seine Geltung läßt und seine Stelle bezeichnet, daß sie in der scheinbaren Vernichtung desselben es zu höherer Einheit erhebt und darin aufbewahrt, jene Durchsichtigkeit und Ungetrübtheit erhält, welche ihr den Stempel der Wahrheit aufdrückt. Der Staat, als die höchste irdische Verwirklichung der Freiheit und der haltende Mittelpunkt aller seiner näher oder entfernter liegenden Radien, mag eben in diesem Hineingegebensein in die Äußerlichkeiten der Kämpfe und Zweifel nicht ledig bleiben, aber zugleich liegt in dieser seiner Bestimmung die Nothwendigkeit, jede seiner Stufen und Materien anzuerkennen, die eines Gesammtlebens, athmend und pulsirend durch die selbständigen Kräfte einer Menge von Einzelnen. Wer diese zerstört oder beschränkt, oder den Gedanken nicht zu ertragen vermag, daß in dieser Bewegung auch die trüben Materien heraufgespült werden, und darum zu ihrer Vertilgung die absolute Macht in ihrem ganzen moralischen Ingrimm zu Hülfe ruft, wird als Handelnder das Ganze untergraben, als Denkender nicht aus dem Cirkel der Unwahrheit heraustreten. Die Zeit wühlt und arbeitet mehr als eine vergangene im Großen an der Bändigung dieses Problems, und es scheint nicht, als ob die Waffen des Verstandes, die vorzugsweise ins Treffen geführt werden, die Schlichtung herbeiführen können, welche nach dem Verhältniß der aufgewendeten Anstrengung ganz nahe liegen müßte.

Diese und ähnliche Betrachtungen sind es, zu denen ein Lesen der vorliegenden Schrift Anlaß geben möge. Die Hauptsätze darin berühren: 1) das Beklagen der bisherigen fast gänzlichen Vernachlässigung der staatlichen Erziehung gegen den Unterricht; die vorzugsweise sorgfältige, durchaus militairische Bildung des Adels, als das eigentlich monarchischen Elements, durch Mathematik, kriegerische Zucht und Übungen in der Jugend; Sprachen werden abgelehnt; 2) einen ununterbrochenen bürgerlichen (nicht eigentlich nachgewiesenen) Gesichtspunkt, eine fortdauernd höhere Policei für den Civiladel, d. h. Leute hoher Gesinnung, als Inhaber der Wissenschaften — durch Aufsicht auf Sitten, bis zu den Speisen und Getränken hinab, durch Abschließung der Classen und Concentrirung des Unterrichts; 3) das Ausschließen der mittlern und dem Gelderwerb ergebenen Stände von weiterer Bildung, als derselben nicht minder unfähig und unwürdig wie die Heloten des Alterthums; 4) die Unterdrückung des Zuvielernens, die Hervorhebung der Tugend gegen das todte, unnütze Wissen, vielmehr die Beschränkung des letztern auf Religion (d. h. Pflichten- und Tugendlehre), Naturwissenschaften, die gesammten classischen Studien, Mathematik und Logik, mit Ausschluß der neuern Sprachen und der Geschichte. Da es dem Verf. im Hintergrunde seiner Absichten nicht an ehrenwerther Gesinnung fehlt, so wird er vielleicht Muße finden, falls er seinen Entschluß, die einzelnen Punkte in besondern Schriften noch ferner zu behandeln, ausführt, den Mangel an philosophischer Tiefe und Umsicht des Lebens, an strengem Begründen und Festhalten seines Gegenstandes, sowie an bestimmter Wahl seines Standpunktes zwischen der antiken und jetzigen Welt bis dahin ausgeglichen zu haben; in welcher Voraussetzung eine große Zahl sich aufdrängender Bemerkungen unterdrückt bleiben möge. 63.

Notiz.

Werther's Leiden.

Wie es um die Erkenntniß und Beurtheilung deutscher Geisteswerke bei französischen Kritikern noch jetzt zuweilen aussieht, davon hat Philarète Chasles, der unter den pariser Schöngeistern keine geringe Stelle einnimmt, in einem Artikel über Balzac im Feuilleton des „Journal des débats" (Aug. 1838), wo er zwischen ihm und Goethe eine Vergleichung anstellt, eine merkwürdige Probe gegeben, indem er von „Werther's Leiden" Folgendes sagt: „Dem Leser dieses Buchs werden unaufhörliche Sprünge aus dem Kuchenladen in abstracte Speculationen zugemuthet, er wird von Brätzeln und Pastetchen weg, in die äußersten Tiefen der Ästhetik geworfen. Da sind so viele Bonbons, Marcipan, Coteletten, Fricandeaux und Küchenerinnerungen mit so viel Begeisterung, Schwärmerei und träumerischer Exaltation verbunden, daß der doppelte Dunst des Backofens und der Metaphysik dem Leser zu Kopf steigt und ihn betäubt, wenn er ihn nicht einschläfert." Wäre hier von einem Schriftsteller wie v. Rumohr die Rede, der wegen seiner gastronomischen Gaben wirklich der Restaurateur des deutschen Parnasses genannt zu werden verdient, so würde ein solches Urtheil einigermaßen erklärlich sein. So aber läßt sich nur mit der Annahme aushelfen, daß sich bei der Übersetzung von „Werther's Leiden" ins Französische, mit den darin vorkommenden Victualien nicht nur das Wunder der Vervielfältigung, wie bei Speisung der 5000 Mann, sondern auch der Verwandlung in jene Leckerbissen, wie mit dem Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Kana, wiederholt habe. 138.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 71. — 12. März 1839.

Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien, von Friedrich Thiersch. Drei Theile. Stuttgart, Cotta. 1838. Gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Eine der belebtesten und interessantesten Episoden des großen Kampfgewühls vor Troja in der „Ilias" ist uns immer der nächtliche Zug gewesen, den nach dem zehnten Buche auf Nestor's Anregung der gewaltige Rufer Diomedes und mit ihm der listenreiche Odysseus nach dem Lager der Troer unternehmen und, das mächtige Kampffeld, mit Leichen und Waffen und Blut überdeckt, hin und zurück durchmessend, glücklich vollenden. Unsere Leser wollen es natürlich finden, wenn wir die Anzeige einer Schrift, die nichts Geringeres im Schilde führt als den Kampf auf Leben und Tod für das Palladium der classischen Studien, mit der Hinweisung auf den ältesten und gefeiertsten aller Classiker überhaupt, auf Homer, und eine Stelle in ihm, welcher kein Mensch die höchste Note der Classicität streitig machen wird, einzuleiten versuchen. Wir sind zufrieden, wenn unsere Hinweisung als eine Arabeske oder Randverzierung sich bewährt, die zu dem Schlachtenbulletin, das wir mit ihr zu umschließen gedenken, nicht in dem ungeeignetsten Verhältnisse steht.

Gewiß, es ist eine Art von kriegerischem Übermuth in der berühmten „Doloneia", wie selbst das ganze zehnte Buch der „Ilias" bekanntlich von dem nur gedachten Zuge genannt worden ist, gar nicht zu verkennen. Es bedarf nur eines auffodernden Wortes aus dem Munde des im Alter noch jugendlichen Nestor, und Diomedes ist bereit, unter dem Schutze der Nacht in das Lager der hoffentlich schlummernden Feinde mit recht feindlicher Absicht zu ziehen, begleitet vom göttergleichen Odysseus, dem Schützling der ihm geistesverwandten Pallas Athene. Unter günstigen Zeichen, welchen die Erfüllung auf den Fuß folgt, wandern sie fort; fangen den Sendling der Troer, der, in ähnlicher Absicht wie sie, doch mit geringerm Glück, den Schiffen der Griechen zusteuert; vernehmen von ihm die Wachen und Lagerstätten der Troer wie ihrer Verbündeten, unter andern des jüngst erst angekommenen Rhesus mit seinen trefflichen Rossen; und bald ist das nächtliche Werk gethan, der König mit seinen Genossen vom Diomedes getödtet und sein Rossepaar geraubt. Gern möchte der Leue, der Blut gekostet hat, noch weiter würgen; aber der Gefährte erinnert ihn an die Heimkehr, und kaum sind sie ins Freie gelangt, so vernehmen sie auch das Wehgeschrei und Getümmel im Lager der erwachten Troer, und — möchten sie dann wol im Stande gewesen sein, dem Gewichte der auf sie eindringenden Masse zu widerstehen, wenn sie nicht bereits die sichernde Schutzwehr der befreundeten Scharen gewonnen gehabt hätten? Der kühne Zug ist gelungen und findet offenbar in diesem Gelingen seine vornehmste Rechtfertigung, wenigstens jene Empfehlung, die es ihm nicht an Lobsprüchen und verwunderter Anerkennung fehlen läßt. Die Feinde freilich — nun sie erhitzen sich in erbitterten Schmähungen, senden den schon in Sicherheit Geborgenen wol gar noch manche langhinschattende Lanze nach, gehen am nächsten Morgen mit zwiefacher Erbitterung, die zum Theil von der Scham über die eigene Schuld geschärft sein mag, in den allgemeinen Kampf, können aber doch weder den erlittenen Verlust noch die aufgedrungene Beschämung damit zurückweisen und trösten sich zuletzt immer nur mit dem Gemeinplatze, daß eine solche episodisch beigebrachte Wunde noch nicht die tödtliche sei.

Was werden unsere Leser sagen, wenn wir in der hier in ihren allgemeinsten Umrissen angedeuteten Doloneia ein Bild und Gleichniß des merkwürdigen Streifzuges zu erblicken glauben, welchen der gefeierte Vorkämpfer des Classicismus in Baiern unlängst in die Standlager der Gegner gemacht hat, und über den nun, nicht eine Ilias post Homerum, wol aber eine ausführliche, geist- und sinnvolle Berichterstattung in dem Werke, das die Überschrift nennt, uns vorliegt? Wir getrauen uns wol, eine recht weitgreifende Parallele zwischen jenem homerischen und unserm Diomedes zu ziehen, und ermüdete die Geduld der Leser nicht, uns zu folgen, so würden wir zum Theil auf gar überraschende Weise in beiden Thatsachen fast Zug für Zug das Einzelne dem Einzelnen gegenüberzustellen vermögen, am Schlusse aber getrost fragen dürfen: welchem der beiden Helden und welchem der beiden nächtlichen Züge gegen den Feind gebührt wol der Preis? Widerstehen wir indeß aus mehr als einem Grunde der Versuchung zu solcher Parallele, so soll wenigstens diese Andeutung uns Veranlassung werden, zuvörderst das Geschichtliche unserer neuesten Doloneia zu

geben und ihre hervorſtechendſten Züge zu markiren, unſer Hauptgeſchäft aber — wir meinen Das, was unſere Leſer am Ende von uns vorzugsweiſe erwarten, die motivirte Erklärung, welcher Partei Panier und Feldzeichen wir ergriffen haben — bis dahin zu verſparen, wo die Baſis dafür breit und ſicher genug gewonnen ſein wird.

Von den merkwürdigen Bewegungen und Geburtswehen, in welchen das öffentliche Erziehungsweſen in Baiern von der Elementarſchule bis zum Lyceum und der Univerſität ſeit länger als einem Decennium begriffen iſt, dürfen wir wenigſtens eine allgemeine Kenntniß bei unſern Leſern vorausſetzen. So viel wiſſen ſie alle, daß es gar chaotiſch und kreiſend in dieſer Beziehung bei den Nachbarn hergeht, und ſelbſt der Unterrichtetſte dürfte kaum etwas Beſtimmteres und Geſchiedeneres davon zu ſagen wiſſen. Ebenſo hat ſich die öffentliche Meinung darüber ſo ziemlich allgemein verſtändigt, daß die allmälig, aber freilich noch vielfach ſchwankend hervortretende Hauptrichtung der bairiſchen Volkserziehung entſchieden von den Tendenzen ſich hinwegneigt, die, mehr oder weniger feſt gewurzelt, ſeit einem halben Jahrhundert und darüber im übrigen Deutſchland ſich geltend gemacht haben, erſt in der neuern Zeit aber mit einem ernſthaft prüfenden Auge angeſchaut und von mehr als einer Seite her ziemlich inquiſitoriſch um ihre Legitimation befragt zu werden pflegen. Zugleich unterliegt es keinem Zweifel, daß der geniale und claſſiſch tiefgebildete Thierſch, unſer mit Recht gefeierter Landsmann, der aus dem Heimatslande des helleniſchen Alterthums kaum etwas Anderes als geſteigerte Begeiſterung und Hingabe für den ſchönen Idealismus der Claſſicität zurückbringen konnte, in dem Entwickelungsproceß des bairiſchen Erziehungsweſens mit großer Entſchiedenheit thätig iſt und in vielfacher Beziehung als deſſen spiritus rector ſich kundgibt. Iſt auch der Schulplan von 1829, der in ſeiner idealen und darum freilich von der Wirklichkeit, wie ſie dermalen noch iſt, verſchmähten Conſequenz die Thierſch'ſche Vaterſchaft unleugbar an der Stirn trägt, nicht ſo, wie er iſt, zur Ausführung gebracht worden, ſo ſpiegeln gleichwol ſeine weſentlichen Elemente in den Ordnungen, die ſeit 1830 für die bairiſche Schule ins Leben getreten ſind, ſich ganz unverkennbar ab, und wir ſind keinen Augenblick im Ungewiſſen, wie wir ſelbſt die neueſte Lycealverfaſſung mit dem vielbeſprochenen Ephorat aus der Wurzel jenes — ſogar zugegeben, daß der Vater ſich nicht dazu bekennen ſollte — abzuleiten haben. Wir finden es darum in der Ordnung, daß Thierſch ganz vornehmlich als das Organ gebraucht wurde, um da, wo der neue pädagogiſche Morgen am längſten mit ſeinem Aufgange zögerte, die Wolken zu zerſtreuen und die Thore der Eos zu öffnen. Und ſo ſehen wir ihn denn zu dreien verſchiedenen Malen, in den Jahren 1834 — 36 in den freundlichen Herbſtmonaten mit königlichem Auftrage den **bairiſchen Rheinkreis** beſuchen, zunächſt um die Abſolutorialprüfungen bei den Gymnaſien und Lyceen zu leiten, zugleich aber auch, um bei dieſer Gelegenheit die ebengenannten Anſtalten überhaupt zu unterſuchen; und die freundliche Berufsreiſe umſchlang jedesmal als nicht unwillkommene Einfaſſung der Befehl, auch die Unterrichtsanſtalten benachbarter Staaten mit zu ſehen und auf dieſe Weiſe eine Vergleichung des Eigenen mit dem Fremden, als die ſicherſte Probe des vaterländiſchen Strebens, zu vermitteln. Weſſen Schuld nun mag es wol ſein, daß die Wanderungen des kühnen, muthigen Claſſikers zu den Schulen der Nachbarländer in den gedachten drei Jahren, nach den Reſultaten zu ſchließen, die eben in den vorliegenden Schriften uns geboten werden, zu feindlichen Streifzügen ſich geſtalteten, jenem nächtlichen Zuge des Diomedes zu den Schlafſtätten der Troer vergleichbar, von welchen der wackere Streiter, wenn nicht blutige, doch für die beſuchten Nachbarn gar verhängnißvolle Trophäen zurückgebracht hat? Wir beantworten erſt ſpäter dieſe Frage, da, wo wir ſelbſt unſer Viſir heben und dem kühnen Ritter gegenüber getroſt in die Schranken zu treten verſuchen wollen.

Wir werden zunächſt im erſten Theile des vorliegenden Werks und zwar in der kleinern Hälfte deſſelben durch ſämmtliche Schulanſtalten des bairiſchen Rheinkreiſes geführt, und wir verdanken es dem Verfaſſer, daß er, das königliche Commiſſoriale überſchreitend, auch den Elementarunterricht dieſer Provinz nicht unbemerkt gelaſſen hat. Drei verſchiedene Lichtphaſen an dem aufgehenden Geſtirn der öffentlichen Erziehung im Rheinkreiſe nach den drei Jahren, in welchen die Reviſionsreiſe ſtattfand, lernen wir kennen; und wenn im erſten Jahre (1834) der Reviſor nur wenig erfreuliche Früchte in ſeinem Sinne als das Reſultat der Jahresernte bezeichnen konnte und darum ſich genöthigt ſah, für die Zukunft zu ermahnen, zu erinnern, aufmerkſam zu machen auf das Fehlende und zu neuen Inſtitutionen zu ermuntern, ſo ſieht er im zweiten Jahre (1835) doch ſchon manchen Keim, der im vorigen Jahre noch nicht da war, geweckt, die Empfänglichkeit für das neue Licht, das die materielle Finſterniß, die, von der franzöſiſchen Zeit auf unſerm Gebiete zurückgeblieben ſein ſollte, zu zertheilen beſtimmt iſt, im Allgemeinen geſteigert, und er konnte ſchon hin und wieder in der Freude über den nahenden Frühling manches heitere Schulfeſt mit den Zöglingen der Claſſicität feiern, wenn auch unfreundlicher Nord noch zuweilen erkältend dazwiſchenblies und, um für die Zukunft beſchworen zu werden, noch mehr als ein „Quos ego!" von ihm beanſpruchte. Im dritten Jahre aber (1836) da iſt, hören wir, Alles ſchon um ein Bedeutendes vorgerückt; die Blüten ſind aufgebrochen, die Pflanzungen — dies die eigenen Worte des Reviſors — faſt überall im größten Flor; nur der Landrath des Kreiſes bleibt noch immer „das Organ, durch welches der Geiſt der überwiegenden materiellen Beſtrebungen der Zeit zu der Regierung und zum Volke ſpricht" (Thl. 1, S. 203), und das gefoderte Gymnaſium für Grünſtadt, das die fremde (franzöſiſche) Herrſchaft mit einem tiefen Inſtincte der Selbſterhaltung wie andere ähnliche Anſtalten hatte eingehen laſſen (S. 199), hat auch in dieſem Jahre vor der Gegenrede des Landrathes noch nicht zum Leben kommen können (S. 201). Das Hauptreſultat jedoch dieſer dreijährigen Periode für das öffentliche Schulweſen des Rheinkreiſes möchte in Zahlen ungefähr folgendes ſein:

Für den Elementarunterricht sind bei einer Schülerzahl von 105,546 1189 Lehrer mit einem Besoldungsetat von 362,126 Fl. 35 Kr., in welchem jedoch zur Zeit 58,303 Fl. noch nicht gedeckt sind, angestellt, und wie sehr auch die Regierung bemüht gewesen ist, den als völliges Brachland aus den Händen der französischen Herrschaft übernommenen Boden zu cultiviren, so ist doch noch viel zu thun, und außer den allgemeinen Übeln, mit welchen der Elementarunterricht überall auf deutscher Erde zu kämpfen hat und die auch hier nicht fehlen, findet sich noch manches besondere, das erst die Zeit heben kann. Das eine Seminar zur Heranbildung von Elementarlehrern in Kaiserslautern mit seinen 92 Zöglingen und seinem zweijährigen Cursus ist weder ausreichend für den Kreis, noch, selbst abgesehen davon, daß es für beide Confessionen bestimmt ist, frei von großen innern Gebrechen, und die Vorbildung der in das Seminar Aufzunehmenden in der Zeit vom 13. oder 14. bis zum 16. oder 17. Lebenjahre, mit welchem sie erst in die Anstalt eintreten können, bleibt zu sehr dem Zufall überlassen.

Weit mehr im Werden noch begriffen ist das gelehrte Schulwesen, und ihm hat der Revisor allerdings seine vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt. Durch sein kräftiges Einwirken ist so viel erzielt worden, daß, als 1834 in neun lateinischen Schulen 605, und in zwei Gymnasien 139, zusammen 744 Schüler Unterricht erhielten, 1836 schon funfzehn lateinische Schulen bestanden, und in ihnen mit den beiden Gymnasien 1004 Schüler unterrichtet wurden, die Hoffnung aber festgehalten werden konnte, daß in den nächsten drei Jahren die Zahl der Schüler bis auf 2000 sich erheben werde.

Weiter beginnt nun aber unser Verf. in der letzten größern Hälfte des ersten Theils des vorliegenden Werks seinen Streifzug zu den Schulpflanzstätten der Nachbarländer und beschränkt sich in dieser Hälfte, wie es dem deutschen Sinne gar wohl ansteht, blos auf die Völker deutscher Art und Zunge, um dann in dem ganzen zweiten Theile nur mit dem Auslande, mit Holland, Frankreich und Belgien, den Kampf zu beginnen, in dem dritten Theile aber, gleichsam als mitgebrachte Siegestrophäen, hauptsächlich die erbeuteten Schulgesetze und Verordnungen der Befehdeten mitzutheilen. Der Zug selbst vertheilt sich in die drei Jahre, in welchen ihn der Beruf an den vaterländischen Rhein rief, ohne daß die Folge der einzelnen Kämpfe, wie sie in der Schrift vorliegen, genau an den Verlauf dieser Jahre sich anschließt, vielmehr sich hauptsächlich durch die Rücksicht auf die Contiguität des Raums bestimmen läßt. Wenn aber die Heimgesuchten, im Glauben an ihre Vortrefflichkeit und Vollkommenheit, freilich eben darum durch eigene Schuld, ziemlich arglos den Besuchenden aufnehmen und über die voraussichtlichen Früchte dieses Besuchs sich in ähnlicher Weise verblenden, wie die schlummernden Troer und ihre Verbündeten durch die verdunkelnde Hülle des Schlafs beim verhängnißvollen Angriff des Diomedes in Blindheit gefangen waren, so wird allerdings in den Abtheilungen unsers Werks, über die wir nun das Nähere referiren müssen, mit gar scharfem Schwerte gegen Alles gekämpft, was in den Nachbarländern das Feldgeschrei unsers Ritters nicht versteht und die Parole nicht zu geben vermag; die Niederlage aber, die sich somit über einen gar weiten Umkreis ausdehnt, zeigt dem überraschten Blick, daß der wackere Kämpfer wenig von Schonung weiß und Ort und Zeit gar wohl zu benutzen verstanden hat, um seinen Rückzug zu decken und wenigstens den beabsichtigten Schlag recht vollständig auszuführen, mag es sein, daß man ihm den Überfall noch lange und eben nicht auf das freundlichste gedenken wird. Wir müssen natürlich dem Zuge zu den einzelnen Stellen, welchen es gilt, folgen und über jede eine kurze summarische Übersicht der bittern Erfahrungen, die ihr geworden sind, zum Bewußtsein unserer Leser zu bringen suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire politique, anecdotique et littéraire du Journal des débats, par M. *Alfred Nettement*. Zwei Theile. Paris 1838.

Im Jahrgange 1837 bereits gab die „Gazette de France" eine Reihefolge von Artikeln, die aus Hrn. Nettement's Feder flossen und wozu das „Journal des débats" den materiellen Stoff lieferte. Vorliegendes Werk, wennschon von dem nämlichen Verf., behandelt jedoch eben diesen Gegenstand beiweitem erschöpfender und ist um mehr als das Doppelte umfangreicher als dessen frühere Arbeit, die er zu dem Behufe mit einer Sorgfalt durchsah und verbesserte, welche beweist, daß er sich den Unterschied nicht verhehlte, der zwischen Journalartikeln, die für die Tagesunterhaltung oder Belehrung geschrieben werden und die man am andern Morgen wieder vergessen hat, und zwischen einem Buche stattfindet, das zu einem Leben von längerer Dauer berufen ist. Unstreitig ist das „Journal des débats" eines der wichtigsten Organe der Tagespresse Frankreichs, die man wol nicht mit Unrecht eine Macht nennt, die aber, wie jede andere Macht, mindestens einer moralischen Verantwortlichkeit unterworfen ist. Es zu dieser Verantwortlichkeit zu ziehen, ist unsers Geschichtschreibers Auftrag, dessen sich mit Erfolg entledigen zu können, Unparteilichkeit seinerseits die erste Bedingung ist. Allerdings spricht in dem Betreff Hrn. N.'s oben angedeutete persönliche Stellung nicht zu seinen Gunsten; gleichwol scheint das Stillschweigen des „Journal des débats" selbst seine Befugniß anzuerkennen; denn bis jetzt hat sich seit der Veröffentlichung der vorerwähnten Artikel in demselben, so viel uns bekannt, noch keine Stimme vernehmen lassen, welche die darin erhobenen Thatsachen in Abrede stellte, oder die gegen die Beurtheilung seines Verhaltens während seines länger als dreißigjährigen Bestehens Einspruch geltend machte. Unter diesen Umständen findet sich der deutsche Berichterstatter um so weniger veranlaßt, des Geschichtschreibers Unparteilichkeit in Zweifel zu ziehen, als derselbe keineswegs durchweg nur Tadel über den politischen Gegner verhängt; vielmehr erhebt er sich auf den Standpunkt des historischen Richters, indem er an dem Blatt lobt, was lobenswürdig ist, im Schlimmen nichts übertreibt und nichts mildert, im Ganzen aber sich frei von jener Leidenschaftlichkeit hält, wodurch sein Urtheil hätte bestochen werden können. Aus literarischem Gesichtspunkte vorliegende zwei Theile betrachtet, könnte man dieselben eine Monographie der Presse nennen, einer Macht, deren Gewalt bereits d'Alembert in seiner Vorrede zur „Encyclopédie" anerkennt und die in unsern Tagen Throne erhoben und umgestürzt hat, die so viele Übel schafft und diejenigen heilt, die sie geschaffen hat. Das Gebiet dieser Macht ist zu weitschichtig, daß Ein Geschichtschreiber dessen Raum zu ermessen vermöchte; es muß daher in mehre

Einzeltheile zerfällt werden. Bei dieser Zerstückelung aber hat Hr. N. eben nicht den schlechtesten Theil für sich gewählt. Die Geschichte des „Journal des débats" nämlich hat das Eigenthümliche, daß sie ein vollständiges, homogenes und in sich abgegrenztes Capitel einer allgemeinen Geschichte bildet. Es ist ein Drama, das durch mehr als drei Decennien spielt, das mittels unterschiedlicher aufeinanderfolgender Wandlungen einer lange ungewissen Entwickelung zuschreitet, und das somit eine lebhafte Theilnahme bei Denjenigen erregt, die den verschiedenen Aufzügen beiwohnen; das endlich in jedem seiner Aufzüge erlauchte Namen und tönende Erinnerungen auf die Bühne bringt und so Leidenschaften, die noch warm sind, und Interessen, die noch bestehen, in Anspruch zu nehmen weiß.

Um den Einfluß richtig zu beurtheilen, den das „Journal des débats" auf das Publicum geübt hat, mußte vor Allem eine Schilderung der revolutionnairen Gesellschaft entworfen und die revolutionnaire Literatur analysirt werden, aus deren Schoos dieses Journal entsprang. Die beiden ersten und längsten Capitel des Werks, die dieser Darstellung gewidmet, sind ganz neu; wir entlehnen derselben aber vorzugsweise einige Züge, weil sich darin die ganze Persönlichkeit des Geschichtschreibers dem Leser sofort kund gibt. „Die französische Revolution", so beginnt derselbe, „war, eigentlich zu sagen, der Aufstand des menschlichen Ichs gegen Alles, was es umgibt; sie ist die Religion, der Aberglaube der menschlichen Macht, die Verneinung aller andern Kräfte, aller andern Mächte, aller andern Gottesverehrungen. Der Mensch, dem man den Glauben an alles Andere geraubt, glaubt nur noch an sich; er ist selbst sein Gott: von nun an will er von allen Attributen seiner Gottheit Besitz ergreifen; er will schaffen, befehlen, ihm soll man gehorchen, und alle Hindernisse sollen vor seinem souverainen Willen verschwinden. Erforscht man nicht die Revolution unter diesem Gesichtspunkte, so hört man auf, sie zu begreifen. Aus dem Verhalten der constituirenden Nationalversammlung und des Convents gewahrt man, daß sie nicht in einem Saale, sondern in einem Olymp zu sitzen vermeinen, und der letztere erinnert ganz wohl an den wilden Odin in seinem blutigem Paradiese, der seinen Auserwählten den Trank der Unsterblichkeit aus Menschenschädeln trinken läßt. Es ist so wahr, daß der Mensch zu diesem Zeitpunkt Gott ist, als keine andere Religion mehr besteht wie die des Gesetzes, das heißt, die Apotheose des menschlichen Willens; denn das Gesetz ist nicht mehr der Ausdruck von Dem, was gerecht, und die Verdammung Dessen, was ungerecht ist; sondern es ist der Wille des souverainen Volkes. Alles richtet sich nach diesem Begriff. Jede Widersetzlichkeit wird als Entheiligung, unehrerbietige Worte werden als Gotteslästerungen betrachtet. Es gibt ein Gesetz der beleidigten Majestät des Volks, sowie es zu Rom ein Gesetz der beleidigten Majestät des Kaisers gab. Zur Seite des Convents ist die Guillotine wie zur Seite Jupiter's der Donnerkeil. Die Gottheit der Zeit ist eine unversöhnliche Gottheit, die alle Schwierigkeiten als Aufstände ansieht, und die in dem Dünkel ihrer Macht das lebendige Fleisch durcharbeitet wie der wahre Schöpfer den Erdenkloß, woraus er im Garten Eden den ersten Menschen machte. Um jeden Preis will diese neue Gottheit ihr schöpferisches Vorrecht üben; sie bricht mit der Vergangenheit, sie würde sie leugnen, dürfte sie es; und bis zu einem gewissen Punkte leugnet sie solche wirklich, indem sie eine neue Zeitrechnung mit der Republik beginnt und 18 Jahrhunderte nach Jesus Christus mit dem Jahre Eins datirt. . . Der Gott gewordene Mensch will, daß die Schöpfung mit ihm beginne; Alles, was seiner Gelangung zur Gottheit vorherging, ist von Rechtswegen dem Nichts verfallen. Auf Condorcet's Antrag läßt man die unermeßlichen Arbeiten der gelehrten Congregationen verbrennen, als könnte man auf dem nämlichen Scheiterhaufen die Vergangenheit vernichten. Man schleift die Denkmäler, jene Zeugen von Marmor und Stein; um Alles gleich zu machen, fährt das Schwert über die aristokratischen Familien hin, diese lebendigen Denkmäler unserer Geschichte. . . Die Orte wurden wie die Menschen behandelt. . . Den Tagen, den Wochen, den Monaten erging es nicht besser als den Orten und Menschen. Die Uhren geben nur noch zehn Stunden an, die Wochen haben zehn, statt sieben Tage; es waren sogar nicht einmal Wochen, es waren Dekaden. . . Es liegt in dem Gedanken eine unerbittliche Logik. Weil der Mensch Gott ist, bedarf er eines Tempels. Daher das Pantheon, wohin man drei oder vier auserwählte Unsterblichkeiten zum Verwesen sendet. Das Pantheon ist das philosophische System des 18. Jahrhunderts, in Marmor und Stein verkörpert. Und wer sind die Götter dieses seltsamen Olymps? Voltaire und Rousseau, die Vergötterung der Kraft des Verstandes, in der Sphäre des Gedankens im Aufstande begriffen; Mirabeau, die Vergötterung derselben Kraft, in der Sphäre der Handlung im Aufstande; und endlich Marat, ebenfalls eine Vergötterung der menschlichen Kraft, allein der rohen Kraft, die Guillotine zum Gott erhoben!"

Nachdem nun der Verf. mit nicht minder lebhaften Zügen als den hier angeführten die ganze Physiognomie der revolutionnairen Gesellschaft gezeichnet und diesen fruchtbaren Gegenstand erschöpft hat, geht er zur Würdigung der revolutionnairen Literatur über. Er zeigt zuerst die Ursachen der Unfruchtbarkeit dieser Literatur; er macht bemerklich, daß zu dieser Zeit politischer Katastrophen „das Schaffot das Drama beeinträchtigen mußte, und daß, neben jenen furchtbaren Sitzungen des Convents, wo man offen um den Kopf spielte, das Interesse aller Bücher und aller Theaterstücke erbleichte". Hierauf jene seltsame Anomalie der jakobinischen Literatur hervorhebend, welche die abgeschmackten Schmeicheleien des Boudoirs mit den blutdürstigen Greueln des Marktplatzes vereinigte, gewahrt er darin einen neuen Zug von Ähnlichkeit zwischen der philosophischen und der heidnischen Sittenverderbtheit, „welche Verse an Cynthia und Lesbia mit den mörderischen Gladiatorenkämpfen vermengte, um im Blute ihre durch Ausschweifungen und abgestumpfte Wollüste erkalteten Leidenschaften wieder zu erwärmen". Er weist nach, wie selbst die Sprache dem Einflusse des Sansculottismus unterlag und das Wörterbuch der Akademie gleich allen andern Legitimitäten vor den revolutionnairen Sturmfluten weichen mußte. Er führt einige jener schrecklichen Neologismen an, vor denen Laharpe's Purismus schauderte, und faßt seine ganze Darstellung in folgendem Redesatze zusammen: „Die niedern Classen der Gesellschaft, indem sie mit ihrem Schmuze die Regionen der Regierung überfluteten, führten auch ihr Idiom in derselben ein; durch Eroberungsrecht drang das Rothwälsch in die Sprache, seitdem die Galeerenbänke an der Gewalt waren."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Alexander Dumas' nächstes und bereits zur Aufführung bestimmtes Stück trägt den provisorischen Titel einer „Mademoiselle de Belisle". Es heißt, er habe das Drama mit allen seinen vorzüglichern Dichtergaben ausgestattet und seine Fehler und gewöhnlichen Übertreibungen zu vermeiden gewußt. Indeß sagt das Feuilleton des „Temps": „Wir wollen wünschen, daß es so sei; aber leider erinnern wir uns der miraculösen Anzeigen, welche die Wiege des „Caligula" und „Camp des croisés" umgaben, jener armseligen Kinder, deren Geschrei in Alexandrinern bestand und so bald verklungen ist, und die dem Theater nichts hinterließen als die Kosten ihres prunkenden Wickelzeuches."

Im Laufe des Jahres 1838 wurden in Frankreich gedruckt: 6608 französische, lateinische, griechische, italienische, deutsche, englische, polnische, spanische, portugiesische Werke, 976 Kupferstiche und Lithographien, 183 Pläne und geographische Karten, endlich 1000 musikalische Werke. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 72. — 13. März 1839.

Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien, von Friedrich Thiersch. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

Die Folge der Schrift läßt uns zuerst unsern Helden zum nachbarlichen Würtemberg im J. 1834 begleiten. Bei dem Elementarvolksschulwesen ist zu wünschen übrig, trotz Denzel's Schullehrerseminar in Eßlingen. Sonst aber, hören wir, ist zur Zeit das Land noch immer, einer alten Überlieferung getreu, die Pflegemutter der lateinischen Schulen, die von den 72 des alten Herzogthums nur erst auf 59 in demselben herabgesunken sind, und in ihnen weiß der Humanismus noch seine Superiorität geltend zu machen. Sie erhalten sich ihr frisches Leben hauptsächlich im Verhältniß zu „jener bewundernswürdigen Institution" der sechs sogenannten Stiftsschulen oder niedern Convicte, der Gymnasien für Theologen, in welchen sechsmal 36 der ausgezeichnetsten Schüler der lateinischen Schulen des Landes, die früher durch das Läuterungsfeuer von sechs jedesmal ein Jahr voneinander entfernten Prüfungen ausgefunden wurden, neuerdings vor ihrer Aufnahme nur drei, ja für die Folge, wie man beabsichtigt, nur zwei Prüfungen zu bestehen haben, vier Jahre lang unentgeltlich für die Universität vorbereitet werden, wo dann für sie in gleicher Weise das obere Convict oder Seminar gestiftet ist. Vornehmlich in der Concurrenz um jene Convictstellen ist der Grund zu suchen, aus welchem die lateinischen Schulen des Landes ihre alte Richtung beibehalten haben und Ausgezeichnetes für den Sprachunterricht leisten, insofern aber als würdige Muster über allen übrigen Ländern deutscher Zunge leuchten. Leider ist nun aber in den niedern Convicten der Sprachunterricht beiweitem keine würdige Fortsetzung des schönen Anfangs in den lateinischen Schulen; die großen Bestrebungen der norddeutschen Philologen sind zur Zeit Würtemberg fast ganz fremd geblieben; mehr oder weniger gilt dies auch von den neben jenen niedern Seminarien noch bestehenden fünf Gymnasien; und so ist in dem würtemberger Lehrorganismus für die gelehrte Bildung nur die Basis vortrefflich, alles Übrige aber, besonders auch da Würtemberg überhaupt nicht reich ist an guten Lehrtalenten in den Gymnasien und Seminarien, wie an der Universität, in mehr oder minder argem Pedantismus befangen. Nun hat noch dazu auch in Würtemberg der Realismus seine Stimme laut erhoben, zunächst gekräftigt durch den zwar versteckten, aber nicht minder unleugbaren Utilitarismus der Pestalozzi'schen Lehre, dann aber vornehmlich in Schutz genommen von dem entschiedensten Gegner des Humanismus, dem stuttgarter Gymnasiallehrer Klumpp; ja, der unselige Parasit aller wahren Erziehung hat in dem realistischen Erziehungsinstitute des Letztern und seiner beiden Genossen, Dr. Klaiber und Wiedersheim, im königlichen Jagdschlosse zu Stetten im vollsten Sinne des Worts seine eigene Schande errichtet (S. 232—243), sodaß selbst Klumpp in einer neuern Schrift, zur Besinnung gekommen, gar viele Schritte zurückthut und alles Ernstes bemüht ist, die lateinische Schule seines Vaterlandes aus dem Feuer, das er selbst geschürt hat, zu retten (S. 265). Ernste, ungewisse Zukunft des würtemberger Landes!

Jeder — so schließt unser neuer Diomedes seinen Excurs über Würtemberg —, dem ein Herz für die edelsten Güter jenes achtungswürdigsten Volks im Busen schlägt, muß wünschen, daß dem Lande bewahrt werde, wodurch es geistig stark und groß geworden u. s. w. (S. 262.)

Wir gehen weiter und treffen zunächst im Großherzogthume Baden in den J. 1834 u. 1835 mit dem rüstigen Kämpfer zusammen. Was wird man in dem rasch vorwärtsschreitenden Lande sagen, wenn man gleich im Beginne aus dem Munde des Meisters über die Anstalten des höhern Unterichts vernimmt:

Im Ganzen fehlt noch Zusammenhang und Gedeihen. Ist weniger geschehen, als der edle Minister v. Reitzenstein wünscht, so liegt die Hemmung in dem Vorurtheil, in der Überzahl schlechter Lehrer und in dem beschränkten Erfolge, welchen das philologische Seminar zu Heidelberg hatte.

Im Ganzen gibt es für 1,200,000 Einwohner noch immer nicht mehr als zwölf lateinische Schulen und sieben Pädagogien, die eine bloße Erweiterung jener sind, sowie sechs Gymnasien und vier Lyceen oder erweiterte Gymnasien, und ihnen droht noch überdies Reduction durch ihren Erbfeind, den Realismus. Ein schweres Gericht wird deswegen über den „Entwurf einer Verordnung, die Gelehrtenschulen im Großherzogthume Baden betreffend" (Karlsruhe 1834), der von einem Mitgliede des Oberschulrathes, Sonntag, nach den Ansichten und Grundsätzen des hoch-

verdienten Staatsraths Nebenius in höherm Auftrage der Hauptsache nach bearbeitet worden ist, gehalten.

In Baden — heißt es am Schlusse des langen Urtheilsspruches (S. 291) —, ist man bereits so weit gekommen, in jenem Kampfe der humanistischen und realistischen Principien den Foderungen der Neuerer die Basis der gelehrten Erziehung, das Gedeihen der Gymnasien und die Integrität der Universitäten vorläufig als Opfer anzubieten, bis dieselbe Weisheit, welcher man Altäre baut, finden wird, daß des Veralteten, des Überflüssigen noch zu viel geblieben ist, und mit gleicher Entschiedenheit die Entkleidung der Schule von diesen Resten alten Pedantismus und die Einführung eines neuen Reichs und einer neuern Zeit in ihr begehren wird.

Wird Nebenius die Rathschläge, die ihm (S. 292 fg.) gegeben werden, beherzigen? und wird das nur zu üppig gepflegte Schooskind, die polytechnische Schule in Karlsruhe, sich's gefallen lassen, mit beschnittenen Flügeln bei der Landesuniversität, wie ihr (S. 317) gerathen wird, unterzukriechen?

In der dritten Reihe steht das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, das 1834 besucht, aber zunächst nur in Rücksicht seiner Gelehrtenschulen und der Gefahren, die ihnen von dem auftauchenden Realismus drohen, scharf ins Auge gefaßt wurde. Wirklich recht scharf!

In capite ac membris — heißt es im Schlußrésumé — ist eine Reformation erfoderlich, wenn geholfen werden soll. Mit dem edeln Minister Grolman, der unter des wackern Osann Leitung das philologische Seminar in Gießen gründete, ist der eben aufgegangene bessere Stern für die gelehrten Schulen Hessens auch wieder untergegangen, und wenn die seitdem gebildete centrale Doppelbehörde eines Oberschul- und Oberstudienraths für das gesammte Landesschulwesen unter einem gemeinschaftlichen Vorstande, dem Ministerialrathe v. Linde, in ihrer eigenthümlichen Construction sich selbst gar nicht klar werden kann über ihre Beschaffenheit und Wirksamkeit, so hat ihr dermaliger Chef für die Aufgabe seines Amtes nicht die gehörige Zeit, und hätte er sie, so würde die Sache darum nicht besser stehen, da ihm mit der gründlichen humanistischen Bildung zugleich die Einsicht in die volle Bedeutsamkeit des sie fördernden Unterrichts und in die Bedingung seines Gedeihens abgeht. (S. 341.)

Schwere Anklagen treffen dann weiter so manches gefeierte Haupt des Oberstudienraths. In letzterm ist das classische Studium nur allein durch den Oberstudienrath und Director Dilthey vertreten, aber nicht blos von dem deutschen Grammatiker Schmitthenner befehdet, und mit ziemlicher Sicherheit läßt sich vorhersehen, daß von den sechs Gymnasien des Landes in kurzer Zeit die zu Bensheim, Büdingen und Worms ihrem Schicksale erliegen und Realschulen Platz machen werden, zumal die zweite Kammer der Stände selbst noch 1834 den Gymnasiallehrern in Büdingen den bisherigen Staatsbeitrag verweigert hat, indem die Lehranstalt doch so schlecht dotirt sei, daß „die Lehrer zum Leben zu wenig und zu viel zum Sterben hätten" (S. 343). Der arme Schmitthenner'sche „Studienplan für die Gymnasien des Großherzogthums Hessen" von 1832 wird (S. 345 fg.) nicht blos mit einfachem Schwertstreich zu Boden geschlagen, sondern ausführlich anatomirt oder vielmehr macerirt, sodaß daneben die Gnade, welche die in demselben Jahre erschienene „Verordnung, den Gymnasialbesuch, die Maturitätsprüfungen und die Beziehung der Universität betreffend", vor der gehobenen Waffe findet, etwas wahrhaft Beruhigendes hat, obgleich zuletzt noch beim Rückzuge dieselbe Waffe den „Lehrplan für Gymnasien und Realschulen" des Geheimrathes Schleiermacher, von 1835, gar wohl zu treffen weiß. Konnte es fehlen, daß solche Verheerung, wie sie nun offen da lag, gar schmerzlich empfunden werden und zur bittern Klage wecken mußte? Nun, die Klage ist wirklich schon vernommen worden; der schwer angegriffene Chef des Oberstudienraths zu Darmstadt, Hr. Dr. Linde, hat sie in einer ausführlichen Schrift: „Übersicht des gesammten Unterrichtswesens im Großherzogthume Hessen ꝛc. nebst gelegentlichen Bemerkungen über die neueste Beurtheilung desselben durch den Hrn. Hofrath Thiersch in München" (Gießen 1839) erhoben, und wahrlich, sie wird weithin schallen durchs gemeinschaftliche deutsche Vaterland.

Die nächste Reise nimmt die freie Stadt Frankfurt a. M. ein, fast nur im Vorbeigehen, doch immer scharf und ernstlich genug berührt. Wer wundert sich, wenn Thiersch in „dem goldreichen Korinth von Deutschland" die materiellen Interessen überwiegend und darum Veranlassung genug findet, sein für den Idealismus gezogenes Messer in Anwendung zu bringen? Der Elementarunterricht der Stadt für Christen und Juden ist im Ganzen gut bedacht. Die gefeierte Musterschule neben einer Mittelschule — beide Anstalten gehen über den Elementarunterricht hinaus, aber freilich hauptsächlich im Solde des Realismus, jene dem zukünftigen Kaufmann, diese dem künftigen Techniker vorzugsweise dienend. Wer aus der Anstalt ins Gymnasium übertreten will, der kann lateinischen Privatunterricht erhalten. Doch seine lateinische Schule im eigentlichen Sinne findet Thiersch wirklich in der Selectenschule, wenn auch von etwas schwachem Gliederbau, und sodann in den obern Abtheilungen der großen katholischen Schule, die im Gymnasium endigen, wo sechs Classen bei manchen guten Einrichtungen gar wohl geeignet sein sollten, zu den Quellen der rechten Classicität zu führen. Wie so Manches findet aber das classische Messer unsers Helden eben hier zu richten! und schonungslos wird der Nepotismus des die Aufsicht führenden Consistoriums sowie der verwickelte und vielfach verschränkte Organismus des kleinen Freistaats überhaupt neben der Gleichgültigkeit gegen die Sache und der Mangel an Einsicht bei Denjenigen, welche helfen könnten, zur Verantwortung gezogen. Ob man wol dies Alles, wenn man es nun beim Lichte des Tages besieht, so ruhig hinnehmen wird?

Wie Frankfurt, so wird auch das nachbarliche Herzogthum Nassau schon 1834 heimgesucht. Welche Ernte für sein Schwert findet hier der ritterliche Held der classischen Studien! Nicht genug, daß man im Elementarunterricht von der alten religiösen Grundlage sich entfernt und dem kirchlichen Indifferentismus die Thür geöffnet hat, indem der Lehrer jeder Confession den Schülern jeder Confession statt des Katechismus eine allgemeine religiöse Sittenlehre vorzutragen angewiesen ist; nicht genug, daß der Realismus seine Höhen und Altäre überall gefunden hat, wie denn mehre lateinische Schulen einge-

zogen worden sind, um in Realschulen verwandelt zu werden; nicht genug, daß das Schullehrerseminar in Idstein bei seinen Zöglingen durch das Übermaß seiner Unterrichtsgegenstände an die Stelle einer schlichten, festen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit Seichtigkeit und die aus verworrenem Wissen hervorgehende Eitelkeit setzen muß; man hat in einem der entschiedensten und einseitigsten Realisten des würtemberger Landes, Denzel aus Eßlingen, einen Reformator auch für das gelehrte Schulwesen gefunden, den unser Classiker natürlich in jeder Beziehung perhorresciren muß. Und was sieht er nun in der ganzen, von der Regierung mit edlem Willen und unverkennbarer Liberalität gesuchten, aber leider in die Hände „eines der unheilvollen Plan- und Projectmacher, die das ihrem Unvermögen anvertraute Werk mit der diesen Leuten eigenen leichtsinnigen Unwissenheit zu Grunde richten", gerathenen Organisation des Schulwesens in dem freundlichen Ländchen mit seinen 350,000 Einwohnern? Natürlich die schroffste Opposition gegen das humanistische Princip, das er verkündigt, und somit für sich die Aufforderung, ihr das Urtheil schlechthin zu sprechen! Er sagt es unverhohlen heraus: der ganze Inbegriff altüberlieferter Mittel der Bildung wird in Nassau als veraltet bei Seite gestellt und zugleich die Sache des positiven Christenthums ebenso behandelt wie die der classischen Studien; denn in jener „allgemeinen Religionslehre", die „ohne Unterschied allen Schülern" vorgetragen wird, kann Christus nur noch als „der jüdische Sokrates" gelten, und von diesem Standpunkte aus ist der bei einer Schulconferenz 1834 gethane Vorschlag, die Bibel aus den Schulen wegzulassen, natürlich. Während aber die Construction von drei Pädagogien und Eines Landesgymnasiums, von welchen jene den lateinischen Schulen anderer Länder entsprechen sollen, weder ausreichend für die gelehrte Bildungsangelegenheit des Landes, noch in ihrem Innern nur einigermaßen angemessen und die ungebührlichen Foderungen des überfliegenden Realismus zügelnd gefunden werden kann, so ist man „mit der ganzen Basis der gelehrten Bildung hier recht eigentlich auf den Sand gerathen"; und da noch dazu die Schule in gleicher Weise wie die Kirche in der obersten Regierungsbehörde so gut wie gar nicht vertreten, beide Anstalten vielmehr als Theile der Staatspolicei ganz in die Gewalt der administrativ strengen und concentrisch angespannten Führung des Landes gebracht sind, so kann der endliche Erfolg von diesem Allen auch den Befangenen bald nicht mehr verborgen bleiben. Wahrlich, ein ernstes Gericht! Wird man sich ihm ohne Weiteres unterwerfen? Wir geben, wie vorbehalten, unsere ebenso unbefangene als unvorgreifliche Affirmative erst später.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire politique, anecdotique et litteraire du Journal des débats, par M. *Alfred Nettement*. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Die beiden Schilderungen nun, deren wir soeben erwähnten, die der revolutionnairen Gesellschaft nämlich und die der jakobinischen Literatur, füllen einen großen Theil des ersten Theiles und sind die natürliche Vorhalle der Geschichte des „Journal des débats" geworden. Die Gemüther werden auf diese Weise vorbereitet, die Wichtigkeit des Einflusses zu fühlen, den dieses Blatt ausübt, und die glänzende Gerechtigkeit zu billigen, die der Geschichtschreiber seinen ersten Diensten und Arbeiten widerfahren läßt. Indeß so gerade der Weg bezeichnet war, den es bei seinem ersten Auftreten verfolgte, so sieht man es doch bald im Verfolg desselben Krümmungen einschlagen, je nachdem die Umstände es zu gebieten schienen, und sich den Foderungen der jedesmaligen Zeit fügen. Man gewahrt bei seinem Gange jenes Gemisch von richtigen Ansichten und von Geschmeidigkeit in der Anwendung, worin die eigentlichste Politik dieses Blattes besteht. Von seinem Ursprunge an macht sich derselbe Egoismus bemerklich, der das „Journal des débats" bei allen seinen Wandlungen leitet, was ohne Zweifel daher kommt, daß es schon bei seiner Begründung weniger ein Princip im Auge hatte als vielmehr eine wohlverstandene Berechnung. Hierin liegt der ganze Knoten der Geschichte. Eigennutz bringt das „Journal des débats" auf die gute Bahn und wird es auf die schlimme versetzen, und da es nur seine eigenen Zwecke verfolgt, indem es auf der erstern wandelt, so wird es ohne Bedenken auch die zweite beschreiten, wenn mittels dieser sein Ziel leichter zu erreichen sich ihm die Aussicht eröffnet. Welcher Meinungsschattirung man auch angehören mag, so kann man diesem Urtheile wol kaum seine Beistimmung versagen. Das „Journal des débats" ist so zu sagen nur ein Speculant, der mit den Ereignissen Wucher treibt; es verfolgt das Steigen und Fallen der Politik und realisirt am Ende jeder Katastrophe die Differenzen. So nimmt denn auch nach dem Sturze des Kaiserreichs das „Journal des débats" einen ganz neuen Charakter an. Diese Übergangsepoche wird von Hrn. N. mit sehr treffenden Zügen geschildert. Als Seitenstück zur revolutionnairen Literatur stellt er uns ein Gemälde der Literatur während der Restauration vor Augen, das, wenn schon nicht ohne eine gewisse Vorliebe gezeichnet, doch im Ganzen der Wahrheit ähnlich ist. Es zeigt, wie das Königthum bei seiner Rückkehr die unter dem Kaiserthume fast ertödtete Literatur wieder belebte. „Zur Zeit des Kaiserreichs", sagt er, „reichten die Kräfte der ganzen Gesellschaft kaum hin, um die Kosten der Schlachtfelder zu bestreiten; alle Geistesthätigkeit war auf den nämlichen Zielpunkt hingerichtet: den Krieg. Es gab nur Einen Glanz: den des Degens; nur Eine den hohen Geistesfähigkeiten eröffnete Laufbahn: die des Krieges. Die Epopöen, die Oden und die Dramen jener Zeit waren Austerlitz, Jena, Marengo, Friedland, die Pyramiden: Dramen, sämmtlich widerhallend vom Brüllen der Kanonen; Epopöen, umkränzt, wie der Berg Sinai, mit Donner und Blitzen; Oden, die sich zum Himmel in Mitte leuchtender Granaten und flammender Bomben erhoben. Die Napoleon'sche Epopöe erfüllte Europa mit ihren majestätischen Harmonien, und die zwölf Marschälle, diese Rhapsoden des Ruhms, schritten von Schlacht zu Schlacht, auf dem ganzen Erdballe die Gesänge dieser siegreichen Iliade ausstreuend." Unter der Restauration nun verändert sich dieser Zustand der Dinge. Es tritt gleichsam eine Bewegung der Ausdehnung in den Gemüthern ein, die von der Schwere des Scepters befreit sind, das alle ihre Freiheit erdrückt und ihren Aufschwung gelähmt hatte, und die, wie der Geschichtschreiber nachweist, ihre Poesie, die sie nicht mehr auf dem Schlachtfelde fanden, auf den Gefilden des Gedankens suchten. Durch den Eintritt dieser Verhältnisse erklärt er den Umschwung, der in der neuern Literatur statthatte, und das Aufkommen der neuen Schule, deren Ursprung, Fortschritte und Verirrungen er darlegt.

Inmitten dieser literarischen Würdigung der Restaurationsepoche schreitet die Geschichte des „Journal des débats" ununterbrochen voran. Der Verf. verbreitet über diese Wandlung ein vollständiges Licht. Man darf ihm nachrühmen, daß er in seinen Forschungen unermüdlich war, um die erfoderlichen Be-

weisstücke beizutreiben, damit es seinen Behauptungen nicht an historischer Glaubwürdigkeit fehle. Man gewahrt im kritischen Augenblicke der Restauration einen Gedanken von Stolz und Ehrgeiz, der das Journal beschleicht und es zu Krümmungen auf der Bahn verleitet, die es in gerader Richtung seit der Rückkehr der Monarchie verfolgte. Geheimnisse der ernstesten Art werden enthüllt und Thatsachen ans Licht gezogen, deren Wahrheit das Stillschweigen des „Journal des débats" selbst bekräftigt. Karl X., dessen im Staatsrathe gesprochene Worte angeführt werden, fällt über das Blatt das nämliche Urtheil wie zu einem frühern Zeitpunkte Napoleon. Fortan ist es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß es zu allen Zeiten Subventionen erhielt; der beigebrachte Beweis ist schlagend, zumal da der auf dessen Grund der Schuld überwiesene Theil ihn nicht einmal durch Widerspruch zu entkräften versuchte.

Gegen Ende des Ministeriums Villèle und späterhin, wo die liberale Coalition ihr Haupt erhob, gewahrte das „Journal des débats", daß das seither von ihm vertheidigte System nicht mehr haltbar sei. Von dieser Voraussicht ließ es sich leiten, als es zu derselben Zeit, wo der „Constitutionnel" die Revolutionnaire aufstachelte, die Royalisten einzuschläfern suchte. „Wenn man glaubt", ruft es 1828 aus, „daß man unter uns einen Usurpator wählen kann, so sind dies Träume, die man nur in Charenton haben kann." In dem nämlichen Jahre noch schreibt es: „Es verschwört sich Niemand; die Revolution ist unmöglich; Frankreich will für immer das legitime Geschlecht seiner Könige." Mittels dieses treulosen Optimismus, bemerkt Hr. N., fügte das „Journal des débats" der Monarchie noch weit mehr Schaden zu als der „Constitutionnel" durch seine erbitterten Angriffe. „Um eine Revolution ausführbar zu machen, ist viel geschehen, wenn man Die, welche sie fürchten, überredet, es sei dieselbe unmöglich."

Endlich bricht die Katastrophe ein, womit die Zeitrechnung der Restauration schließt. Man wird nicht erwarten, daß Hr. N. den dadurch geschaffenen neuen Zuständen das Wort redet, indem er die Lage Europas und Frankreichs 1830 mit der zu Anfang 1838 vergleicht. Zum Beschlusse unsers Berichts aber entlehnen wir seinem Geschichtswerke noch folgende Stelle; sie enthält in einer Steigerung das Endurtheil seines langen Anklageacts. „Es gibt Jemand", sagt er, „der sich gegen das Land noch vollständiger und auf eine gehässigere Weise verschuldet hat als die revolutionnaire Schule; es gibt Jemand, auf dessen Haupt die Verantwortlichkeit wegen der Lage Frankreichs noch schwerer bürdet als auf dem Haupte derjenigen Menschen, die während der königlichen Regierung an die Kraft und Stärke der Lehren der Revolution glaubten: es ist dies jene intelligente, aber egoistische Schule, die Irrthümer verbreitete, von denen sie sich selbst nicht bethören ließ; die aus Ehrgeiz und Eigennutz Täuschungen unterhielt, die sie nicht theilte; eine Schule, die, ohne weder Aberglauben noch Glauben zu haben, auf den Aberglauben und den Glauben Anderer speculirte: kalte und hartherzige Croupiers des großen Faro der Politik, die den Augen der Spieler Glückswechsel vorspiegelten, von denen sie wußten, daß sie eitel und trügerisch waren, damit sie sich bestimmen ließen, auf den grünen Teppich gegeneinander das Gold zu setzen, das am Ende der Partie die Bank mit ihrem unbarmherzigen Rechen einscharren sollte. Von dieser Schule ist das „Journal des débats" der Mittelpunkt, der wichtigste Typus, das treueste Symbol. Um sich Täuschungen über die Wirkungen einer Revolution hinzugeben, dazu war es zu einsichtsvoll; es hegte sie nicht. Es sah im Voraus, es wußte, es verkündigte öffentlich, daß eine Revolution Frankreich wieder in die Lage versetzen würde, worin es sich zur Zeit der hundert Tage befand; und gleichwol ging es so zu Werke, daß diese Revolution unvermeidlich gemacht wurde. Es that wissentlich das Böse, denn es ermaß die Folgen, indem es die Ursachen in Bewegung setzte. Minder schuldig noch gegen das Haus Bourbon, von dem es abtrünnig ward, nachdem es sich durch alle Eidesformeln zur Treue gegen dasselbe verpflichtet, als gegen das Land selbst, gab es dem Ungefähr alle Wechselfälle von Frankreichs Glück preis, und überließ den vier Winden des Himmels die Bestimmungen unseres Schicksals und die unseres Ruhms." 13.

Notizen.

Von Brisset erschien ein Roman in zwei Bänden: „La maréchale de Saint-André", an welchem die französische Kritik nur das Eine auszusetzen hat, daß das Terrain des Romans von einer zu großen Menge gleich interessanter Personen in Besitz genommen wird; denn außer der Hauptheldin machen sich in fast gleichem Maß Diana von Poitiers und Katharina von Medici, der Prinz von Condé und Theodor von Beza, sodann die Triumvirn jener Periode: der Herzog von Guise, der Connetable von Montmorency und der Marschall von St.-André geltend, besonders der Letztere, von welchem de Thou urtheilt: „Natur und Glück bemühten sich gleicherweise, ihn mit ihren reichen Gaben zu bedenken; ein großer Kriegshauptmann, ein geschickter Unterhändler, vereinigte er mehre Eigenschaften, von denen eine allein hingereicht haben würde, ihm einen großen Namen zu verschaffen. Aber seine verderbten Sitten, seine unersättliche Habsucht, seine Ungerechtigkeiten machten ihn ebenso verächtlich wie verhaßt." Brisset hat sich das Portrait, welches de Thou von dem Marschall entwirft, in seinen schwärzesten Zügen zu nutze gemacht. Ein französischer Kritiker stellt bei dieser Gelegenheit über den historischen Roman folgende Betrachtung an: „Der historische Roman hat einen großen Vortheil für sich. Unsere geschichtlichen Jahrbücher liefern Material in Masse, mittels dessen ein Schriftsteller im Stande ist, Interesse zu erwecken. Er findet da schon fertige Helden, vollständig umrissene Charaktere. Diejenigen Leser, welche sich mit der Geschichte beschäftigt haben, treffen hier auf Personen, die ihnen, weil alte Bekanntschaften, von doppeltem Interesse sind. Für Diejenigen, welche weder die Facta noch die Personen kennen, haben diese Gemälde einen Reiz gerade entgegengesetzter Art. Die thätigste Phantasie kann keine so dramatischen Begebenheiten und unerwarteten Ausgänge ersinnen, als sie in der Geschichte der Religionskriege massenweise vorliegen. Gerade die Periode seit dem Dahinscheiden Franz I. bis zum Tode Heinrich's IV. ist eine unerschöpfliche Fundgrube für unsere Romanschriftsteller. Freilich ist es auch ein Fehler des historischen Romans, daß darin die Zahl der interessanten Personen zu groß zu sein pflegt, sie decken sich, sie sind sich eine der andern Wege. Es ist damit wie mit einem Gemälde, worauf eine prunkvolle Ceremonie abgebildet ist. Der Maler drängt in Fülle Portraits zusammen, er vermeidet es, irgend eine bekannte Physiognomie in den Hintergrund zu verweisen. Alles ist gleich verdienstlich gemalt, aber das Verdienstliche zu gleichmäßig vertheilt, Alles gleich gut gedacht, gleich gut beleuchtet; aber das Auge kann nirgend festhaften und wird von allen Seiten zu gleichmäßig in Anspruch genommen. Diesen Fehler haben auch die Romane Hrn. Brisset's, des Verf. der „Templer", jedoch hat das Publicum über ihn günstig geurtheilt, seine Schriften erlebten mehre Auflagen und selbst die Ehre des Nachdrucks."

Unter dem Titel eines „Traité de la confection des lois" erscheint eine raisonnirende Untersuchung der Verordnungen aller gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs seit 1789, verglichen mit denen der andern Mächte. Das Buch wird ein Vademecum für die Herren Pairs und Deputirten genannt und ist zugleich ein Noth- und Hülfsbuch für alle Rechtsbeflissene und Magistratspersonen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 73. — 14. März 1839.

Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien, von Friedrich Thiersch. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Der verhängnißvolle Zug berühret den letzten Ländercomplex deutscher Zunge, auf welchen es noch abgesehen war, und beschließt damit zugleich den ersten Theil unsers Werks. Nicht ohne eine gewisse Scheu der Ehrfurcht betritt unser Held das Gebiet der preußischen Rheinprovinz, und sie verläßt ihn nicht auf seiner ganzen Wanderung durch diese und die benachbarte Provinz Westfalen. Er ehrt das Streben der Regierung, das Große, das von ihr auf einem Boden, den die französische Herrschaft in ihrem Materialismus zur geistigen Wüste hatte werden lassen, für das öffentliche Unterrichtswesen in kurzer Zeit bewirkt wurde, wofür sie aber auch schon jetzt durch eine Gesinnung der Rheinländer, die bereits zum festen Bande zwischen dem Volk und der Regierung sich ausgebildet hat, sehr erfreulich belohnt worden ist. Er fühlt durch und durch, daß im Wesen der Geist, in welchem die große Angelegenheit der Volksbildung in ihren mannichfaltigen Abzweigungen in der Elementar-, in der Real-, in der Gelehrtenschule von Preußen aufgefaßt worden ist, gar viel Verwandtes mit Dem hat, was er sucht, und findet für seine Lieblingsansichten an mehr als einem Orte Ausgezeichnetes geleistet. Gern bezeugt er es, daß Preußen durch sein ganzes Verfahren nicht nur um seine Angehörigen, sondern um die deutsche Wissenschaft und Bildung selbst ein bleibendes Verdienst sich erworben habe, und daß die Verbreitung eines gründlichen Unterrichts, namentlich über die Rheinlande und Westfalen, welche desselben bis dahin meist entbehrt hatten, eine der glorreichsten Thaten in der Geschichte deutscher Bildung sei, gekrönt durch die Errichtung und Führung der Universität Bonn. Aber sollte er wirklich diese ausgedehnten und reichen Länderstrecken mit fast vier Millionen Einwohnern durchziehen können, ohne Gegenstände seines kriegerischen Reinigungseifers zu finden? Gewiß nicht! und wir fassen das Wichtigste, das seinem Schwerte sich dargeboten hat, zusammen, um so seine gesammelten Trophäen in einen übersichtlichen Kranz zu vereinigen. Das Elementarschulwesen berührt er fast nur im Vorbeigehen, um desto länger bei seinem Lieblingsthema, den Gelehrtenschulen, zu verweilen. Doch weiß er über jenes so viel zu sagen, daß für dasselbe noch viel zu thun übrig ist, und daß namentlich die drei Seminarien des Rheinkreises und die zwei Westfalens für das Lehrerbedürfniß in beiden Provinzen beiweitem nicht ausreichen. Wichtiger ist sein Zusammentreffen mit seinem Erbfeinde, dem Realismus, und mit dem schon anderwärts von ihm bekämpften Hauptrepräsentanten dieser Richtung, dem vormaligen Director des Seminars in Meurs, Diesterweg, der zum großen Verdrusse unsers Helden von der obersten Behörde sogar nach Berlin berufen worden ist, von wo aus er bekanntlich die Universitäten angegriffen und damit — so heißt es S. 422 — „das letzte Wort seiner Partei, Erzielung einer dialektisch-mathematisch-realistischen Schulmeistereinsicht, vielleicht nur zu unvorsichtig ausgesprochen hat". Realismus, wie er eben, nach dem Thiersch'schen Maße gemessen, die Grenze, die man ihm ja nicht zu liberal bestimmen mag, überschreitet, ist selbst nicht ganz vom Elementarschulwesen, weniger von den höhern Bürgerschulen, die, in begüterten Städten errichtet, nur zu leicht mit den eigentlichen Realschulen sich vermengen, wenn sie nicht gar, wie gewöhnlich, mit ihnen in Streit gerathen, ebenso nicht völlig von den Schullehrerseminarien entfernt gehalten worden, und da nun gab's denn freilich so Manches aufzufangen und zur Verantwortung zu ziehen, was mit bairischer Idealisirung und Thiersch'scher Genügsamkeit, die in einem Realcursus Wunder thun zu können glaubt, nicht aufs beste sich vernehmen konnte. Aber in den Mittelschulen, in den Gymnasien, zum Theil trefflich bestellt, zum Theil freilich auch noch weit, wenigstens hinter dem Musterbilde unsers Helden, zurück — wie denn „die oberste Behörde trotz der starken und durchgreifenden Verwaltungsformen viel mehr auf eine von ihr unabhängige Weise gewähren läßt" —, da zeigt sich freilich das Übel in gar vielfacher Gestalt. Als schlimm über schlimm muß es natürlich hier gelten, daß die Scheidung zwischen lateinischen Schulen, Gymnasien und Universitäten noch immer nicht mit der Schärfe des bairischen Richtmaßes vollzogen; daß die Präparandenclassen nicht in der rechten Ausdehnung eingerichtet; daß die Realien noch durchgängig zur vollen, freien Concurrenz mit den Sprachen zugelassen; daß darüber die gelehrten Schulen alle, was

auch auf das ehrenwerthe Institut der Abiturientenprüfung zerstörend einwirken müsse, mit einer Masse Lehrgegenstände überladen waren, bei der selbst die Lorinser'schen Anklagen (S. 538) nicht ganz ungegründet seien und die frische Freudigkeit an den Studien in den Herzen der erschlafften und abgespannten Jünglinge nun und nimmermehr emporkommen möge. Und überdies nun mit der verwünschten Richtung, die man mehr und mehr zu nehmen scheint, und nach welcher die lateinischen Schulen in Preußen bald aufhören werden, was sie nach dem bairischen Systeme sein sollen, als die einzigen Mittelschulen zu gelten; nach welcher bald die vom crassesten Materialismus erzeugten Realschulen sich ihnen ebenbürtig an die Seite stellen werden — muß denn nicht Jeder, der mit den Augen unsers Helden sieht, mit dieser Richtung das Verderben hereinbrechen sehen und so sich aufgefodert fühlen, den schlimmen Riesen in die Lüfte zu erheben, um da ihn ausathmen zu lassen? Die Niederlage, wir sehen es, ist nicht so mörderisch wie etwa bei Nassau und Hessen; dennoch fehlen die Trophäen des glücklich ausgeführten Feldzugs auch dem aus Preußen Zurückgekehrten nicht; und ob man wol in diesem Lande dazu ganz still schweigen, ob man wol alle die getroffenen Glieder als solche betrachten wird, die man gern mißt, und für deren Bezeichnung man dem kühnen Besucher zuletzt wol gar noch zu Dank sich verpflichtet fühlt?

Wir schicken uns an, unserm rüstigen Kämpfer ins Ausland zu folgen und ihn möglichst übersichtlich zu seinen kühnen Thaten jenseit des deutschen Rheins zu begleiten. Das Ausland liegt freilich weit und groß vor uns, aber unser Held weiß sich zu beschränken, und so gilt es nur einem Zuge nach Holland, von da nach Frankreich und dann über Belgien in die Heimat zurück. Im zweiten Theile des vorliegenden Werks liegt Kampf wie Kampfbulletin vor uns, und wenn das erstgenannte Land 1835 besucht wurde, so sah das darauffolgende Jahr im Herbst die beiden letztern die große Schau der öffentlichen Volkserziehung beschließen.

Der einfache Organismus des öffentlichen Unterrichts in Holland mußte natürlich gleich von vornherein Gnade vor den Augen des Mannes finden, der die einfache Regel: Elementarunterricht, gelehrte Schule, höchstens mit einem Realcursus, und Universität als das entscheidende Richtmaß überall anzulegen bemüht ist. Er fand ihn passend in diese Regel und konnte sich freuen, die schlimme Wurzel des Realismus kaum noch in eigentlichen Gewerbschulen (z. B. der Schipp-Quock-School), wohin sie gehört, und in den sogenannten französischen Schulen (Pensionnaten) spärlichen Boden gewinnen zu sehen. Hoch mußte sein Herz schlagen vor Freude, als er die weite Fläche des mit 2½ Millionen Einwohnern bevölkerten Königreichs überblicken und sich sagen konnte, daß hier noch allgemein die Legitimität der classischen Studien anerkannt, in den 66 lateinischen Schulen aber, den sechs Athenäen — Universitäten nach verjüngtem Maßstabe, wir möchten sagen Prouniversitäten — und den drei Landesuniversitäten eine sichere Bürgschaft gegeben sei, es werde diese Legitimität sobald noch nicht erschüttert werden; auch mochte diese Freude nicht herabgestimmt werden, als er wahrnahm, daß der Elementarunterricht in den 4451 Schulen des Landes nicht nur nach außen und innen auf einer sehr sichern Basis ruhe, sondern auch jene Sphäre, die ihm nach unsers Helden Ansicht allein gebührt, nicht überschreite. Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß es uns verwundert hat, wie unser Verf. den Charakter des gegenseitigen Unterrichts (der Bell-Lancaster'schen Methode) S. 16 verkennen und S. 55 die Verbindung der Buchstabir- und Lautirmethode in der Rademaker'schen Armenschule zu Amsterdam als etwas Neues und Eigenthümliches begrüßen durfte.

Dennoch sollte es auch hier dem richtenden Schwerte nicht an Gegenständen seiner Thätigkeit fehlen, und wir wenden uns nun mit unserm Helden zu den weniger hellen Seiten der holländischen Schulverfassung. Wie mußte es kommen, daß man sich genöthigt sah, den Religionsunterricht ganz von der holländischen Schule auszuschließen? Erklärt wird dies, und daß in Folge dessen die Geistlichkeit vom Einfluß auf das öffentliche Schulwesen ganz geschieden ist, allerdings aus der bunten Mischung der Confessionen, die staatsbürgerlich mit gleichen Rechten nebeneinander bestehen, die Juden selbst noch ungerechnet; und gemildert durch den Nachweis, daß alle Schüler angehalten werden, den Unterricht in der Religion in den von den Geistlichen angeordneten Stunden und zwar in der Kirche selbst zu empfangen. Indeß im Ganzen muß es immerhin auffällig gefunden und anders gewünscht werden, so gewiß es auch sein mag, daß in der Tüchtigkeit und Biederkeit des Volks ein gar nicht zu verachtender Damm gegen die schlimmsten Folgen dieser Mangelhaftigkeit gegeben ist. Am schlimmsten aber steht es freilich in der lateinischen Schule, nicht von Seiten ihrer ursprünglichen Anlage, sondern von Seiten ihrer dermaligen Ausführung und innern Construction aus, und da nun heißt es: Hier Schwert des Herrn und Gideon! Das Lateinische hat noch die alte Schlichtheit und den praktischen Betrieb seines Unterrichts; aber im Griechischen ist man freilich fast hundert Jahre (!) hinter der Gegenwart zurückgeblieben. Hier muß geholfen werden. Denn was hindert, die lateinischen Schulen in drei Ordnungen übereinander (untere, mittlere, obere) abzutheilen, natürlich um somit die beliebte Präparandenclassen in den Organismus hereinzubringen? Und nun ein Realcursus, wenn auch nur als Fontanell, dem gesunden Organismus als Schutzmittel beigegeben, um im voraus die überall näher herandringende realistische Influenza abzuhalten, darf er in die Länge wol fehlen? Wird nun noch eine gehörig beschränkte Absolutorialprüfung eingeführt, hiernächst das erst neuerdings gesetzlich eingerichtete Zwangs- und Formenwesen bei den Universitäten beseitigt, im Ministerium des Innern aber, dem die ganze Leitung des öffentlichen Schulwesens zusteht, forthin das Element praktischer Erfahrung im Schulfache weniger vermißt — wahrlich, dann wird unser Freund, wenn er wieder einmal kommen sollte, das gesegnete Land, in welchem in Utrecht selbst an pfäl-

Digitized by Google

zer Theologiestudirende jährlich 14 Stipendien, jedes von durchschnittlich 500 Fl. ausgezahlt werden (S. 51), zu besuchen, freudig ausrufen: Es ist Alles sehr gut! Wir meinen, Holland hat die freundliche Behandlung, die ihm geworden ist, mit vollem Rechte zu preisen.

Unserm nachbarlichen Frankreich mögen wir von dem Heldenzuge, der nun zu ihm fortgeführt wird, schon im voraus und nach Dem, was früher von seinem materialistischen Einflusse auf die deutschen Länder, die vor nicht gar langer Zeit unter seinem Scepter standen, gesagt wurde, das Freundlichste und Erfreulichste nicht prognosticiren, und unsere Besorgniß bleibt nicht unerfüllt. Weiter dringt freilich unser Held in das weitausgedehnte Land nicht vor als über Weißenburg, Nancy, Metz und Strasburg nach Paris, von wo er dann nach München wieder sich umwendet. Natürlich kann es uns nicht einfallen, die sehr interessante und ausführliche Untersuchung unsers Werks über das ganze französische Unterrichtswesen in einem Auszuge zu geben; wir begnügen uns, die Angriffspunkte zu bezeichnen, die unser Ritter sich erwählt hatte, und ihm zu den hauptsächlichsten Resultaten seines Kampfes auf jene Punkte zu folgen. Da aber werden wir allerdings auch ganz kurz sein können, denn gleich beim Beginn vernehmen wir, daß an der ganzen französischen Volkserziehung nicht viel weniger als die Basis mitsammt jedem Überbaue, der etwas mehr als Schein oder Grimasse ist, fehlt, und daß überhaupt das französische Princip, das im Grunde auch jetzt noch das jesuitische ist, dem germanischen — natürlich ist damit zunächst das neubairische gemeint —, mit welchem es erst durch Cousin und Saint-Marc Girardin bekannt geworden, so völlig entgegengesetzt sei, daß an eine Vermittelung nicht gedacht werden kann. Gilt es also hier nicht offenbar einen Angriff auf das Ganze, einen Assalto, mit welchem geradezu der Bau französischer Unterrichtsweise in allen seinen Theilen über den Haufen geworfen und somit Bahn gemacht werden soll, um in optima forma die Schulpläne für das Königreich Baiern von 1829 im schönen Frankreich auf einem völlig geräumten und gereinigten Boden durchführen zu können? Und hätten wir also, genau genommen, nicht den genügendsten Bericht über die Kriegsthaten gegen Frankreich schon abgestattet, wenn wir mit wenig Worten nur noch die Versicherung hinzufügten, daß der Angriff mit allem möglichen Ernst geschehen, mit gebührendem Nachdruck, dem es hin und wieder gar nicht an der nöthigen Erbitterung fehlt, fortgeführt und zuletzt mit einer Bravour geendigt worden sei, die wirklich recht wenig an dem ganzen großen Gebäude unbeschädigt gelassen hat? Vielleicht unterhält es indeß unsere Leser, wenn wir wenigstens noch auf einige interessante Einzelheiten der kühnen Attaque aufmerksam machen.

Mit großer Sicherheit wird immer und immer wiederholt, daß, nachdem Frankreich im Sturm der Revolution und in ihren noch lange nicht beschlossenen Folgen die historische, überlieferte Basis aller seiner Institutionen mehr und mehr verloren hat und noch verliert, die blinde Verehrung des Augenblicks und der Gegenwart der Gifthauch sei, der die schöne Atmosphäre des gesegneten Landes in sicher fortschreitender Proportion zu erfüllen strebe und unwillkürlich auch die bessern Geister, die Halt gebieten und dem Verderben wehren wollen, in Taumel und Verblendung mit fortreiße, daß sie, statt zu retten, zuletzt selbst noch das Unheil erfüllen helfen müssen. Für die geringen Vortheile, die Cousin dem Elementarunterricht durch das Gesetz vom 28. Juni 1833, die Frucht seiner immer nur halbwahren Relationen über Preußens Volksschulen, brachte, indem er einigermaßen deutsche Institutionen damit nach Frankreich übersiedelte, hat er zugleich durch gelegentliche Anregung des Streites zwischen Humanismus und Realismus, da, wo der Gesetzvorschlag über die Secundärschulen im Hintergrunde gezeigt wurde, eine Debatte veranlaßt, in welcher durch die übelgerathene Vertheidigung der classischen Studien durch Saint-Marc Girardin gegen Tracy diesen die tödtlichste Wunde beigebracht worden ist, sodaß, als endlich 1837 jenes Gesetz zur Discussion wirklich kam, alle klaren und tiefaufgefaßten Darlegungen des geistreichen Guizot, des Mannes, der allein noch nach unserm Verf. weiß, was in Frankreich der Schule Noth thut, einen Beschluß nicht hindern konnten, durch welchen dem Realismus der entschiedenste Sieg zuerkannt, das classische Studium aber in großer Ausdehnung der Willkür preisgegeben wurde. Und hätte es freilich an dieser Stelle nicht ernstlich gerügt und gezüchtigt werden müssen, daß Saint-Marc Girardin, der über Deutschland besondere Studien gemacht zu haben sich rühmt, die Blasphemie behauptet: „A Munich on ne pense pas, on regarde", und daß er noch dazu es ausspricht, in Baiern sei das System des wissenschaftlichen Unterrichts in Trümmern gegangen?

Ein riesenhafter Bau steht die Universität in Paris da, noch eine Schöpfung des Kaiserreichs, ihre Polypenarme in Akademien, Facultäten, Communal- und königlichen Collegien, an den Seminarien und Collegien der Bischöfe und den Unterrichtsbemühungen der frères ignorantins vorbeistreifend, bis in die unterste Primairschule im letzten Dorfe des letzten Departements, sowie in die zahllosen Pensionnate der Städte ausbreitend und in der verhängnißvollen Normalschule neben der polytechnischen in Paris selbst ihre Basis consolidirend. Riesen aber sind sonst ihrer großen Intelligenz wegen nicht berühmt. Und wo hätte sich nun wol unserm Helden ein würdigeres Object des Kampfes darbieten können, als eben die gefeierte pariser Riesin? Gewiß, die Streiche fallen dicht, und bald ist das Ungeheuer zerstückelt und zerlegt, aus dessen Trümmern mit leichter Mühe aller Orten in Frankreich, wo nur Akademien sind, Universitäten nach bairischem Schnitt erbaut, lateinische Schulen mit Präparandenclassen und Realcursen errichtet, das ganze Unterrichtswesen aber einer sicherstehenden Behörde, die nicht mit dem ewig schaukelnden Ministerium steht und fällt, untergeordnet wird.

Welch ein interessanter Einzelkampf wird nach allem Diesen mit dem Heros des französischen Schulwesens,

Digitized by Google

Cousin, eingegangen! Wenn dieser, entzückt über sein Schooskind, die Normalschule, Preußen reformiren und ihm in einer Normalschule zu Berlin unter Böckh's Leitung das einzige Heil aufnöthigen will; wenn er die französische Freigebigkeit gegen die königlichen Collegien rühmt, wohlweislich es verschweigend, daß die Universität in Paris jeden lateinischen Schüler im ganzen Lande als solchen brandschatzt, um ihre Existenz fristen zu können; wenn am Ende das Resultat Cousin's doch kein anderes ist, als: in Frankreich ist Alles ganz vortrefflich, und seine wissenschaftliche Präponderanz über das ganze übrige Europa unterliegt keinem Zweifel; kann dann Thiersch wol anders als in edlem Unwillen entbrennen, mit schneidendem Schwert Methode und Inhalt des gelehrten Studiums in Frankreich vor Gericht ziehen, vor diesem, mit Ausnahme der Mathematik und physikalischen Wissenschaften, auch nicht das kleinste Zweiglein weiter passiren lassen, dann aber die französische Unfehlbarkeit zum Schlusse noch mit vollem Rechte und nach Gebühr züchtigen?

Wir enden hiermit und werden sehen, ob Baiern so ganz vergessen sein wird, wenn die neue Kammer Frankreichs an dem stereotypen Sultanskopf der Unterrichtsangelegenheiten ihre Fechtübungen machen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Genz.

Die neulich von gewissen Seiten erhobenen Zweifel und Einsprüche gegen die Bedeutung und den Werth des großen Staatsstylisten Genz sind völlig im Charakter des schlechten und gemeinen Bestandtheils unserer Zeit und unserer Nation. Scheint es doch, das Princip der Gleichheit beherrsche uns in der unglücklichsten Anwendung: kaum erhebt sich eine Gestalt, ein Name, gleich soll er wieder herunter; alles Große, Ausgezeichnete, Vortreffliche weckt sofort den Ostracismus, damit nur die Mittelmäßigkeit, ja die Gemeinheit nicht in ihrer Niedrigkeit erscheine. Außer den Unredlichen, die geradezu aus Lüge und Bosheit eine falsche Meinung ausbringen, gibt es freilich auch Unkundige, die sich dann am leichtesten bethören lassen, wenn der Gegenstand nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist. Einem Blücher wird man seine Schlachten und Siege nicht absprechen können; aber ein Hardenberg, ein Metternich sind schon schwerer zu fassen; und einen Scharnhorst zu würdigen, wie vieler Einsicht, Kenntniß und Erfahrung bedarf es dazu nicht! Der Mann hat keine Schlachten geliefert; der Unkundige kann fragen, was er denn gethan? Sein König aber hat ihm mit allseitiger Beistimmung der unterrichteten Zeitgenossen in Berlin eine Statue gesetzt! Auch was Genz war, wissen die Kundigen wohl, und wer des Zeugnisses braucht, frage den Fürsten von Metternich. Warum glaubt man den Mathematikern, wenn von den Verdiensten eines Mathematikers die Rede ist? In das Gebiet dieser Verdienste kann der gewöhnliche Tagesschriftsteller so wenig eindringen als in das der Staatswirksamkeit. Der Streit über Genz erinnert auch an einen ähnlichen, früherhin mit Ereiferung gegen das Andenken des Prof. Kraus geführten. Der Mann war Lehrer der Staatswirthschaft zu Königsberg und allerdings ein seltsamer Kauz, sein Ruf aber groß und seine Thätigkeit fruchtbar. Als er gestorben war, sprachen ihm Adam Müller und Heinrich von Kleist (und das sind doch noch Namen! wie aber heißen die Detractoren von Genz??) alles Verdienst ab und meinten, er habe wenig geleistet und gewirkt. Seine Schriften freilich waren unbedeutend; fragte man aber Männer wie den Minister von Stein, den Minister von Schrötter, den Präsidenten von Auerswald, so hörte man sein ungemessenes Lob, als eines Mannes, der durch sein Lehramt auf die ganze Provinz segenvoll eingewirkt, den Anbau des Landes gefördert, die wichtigsten Einrichtungen veranlaßt, ja auf die Gesetzgebung einen bedeutenden Einfluß geübt. Hier darf es, wie bei allen Männern solcher Art von eigener und einziger Stellung, und also auch von Genz, mit Recht nach den Worten des Dichters heißen:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen! 144.

Notiz.

Der Stoff zu einem ebenso rührenden Romane, wie etwa Abälard und Heloise, findet sich in Polen vor. In Galizien blühete vor Zeiten die adelige Familie von Oswiecim. Einer dieses Stammes, Stanislaw Oswiecim, der zur Zeit Wladyslaw's IV. (1633—49) lebte, entbrannte von so heftiger Liebe gegen seine Schwester Anna, daß er, als seine zärtlichen Wünsche bei der Schwester Anklang fanden, sich nach Rom zum Papste begab, um dessen Dispensation zu seiner Verheirathung mit Anna nachzusuchen. Seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt, der Papst ertheilte die Dispensation, und ein Bote eilte dem Geliebten mit der Nachricht nach Polen voraus. Doch da Stanislaw Oswiecim nach Odrzykon, dem Stammschlosse der Familie, zurückkehrt, findet er seine Schwester und Braut auf der Bahre. Die Freude über die Verwirklichung eines Glückes, das unerreichbar schien, hatte die Jungfrau in der Blüte der Jahre dahingerafft. Noch heute wird in dem Städtchen Krosno in Galizien das Denkmal gezeigt, das der tiefbetrübte Bruder seiner Anna in der dortigen Kirche hat setzen lassen. 9.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Das

Geschlechtsleben des Weibes

in

physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.*

Erster Band.

Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens.

Gr. 8. Auf feinem Druck-Velinpapier. 3 Thlr. 20 Gr.

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreißigjähriger Erfahrung nieder und liefert seit A. E. von Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen und der zweite Band, womit der praktische Theil beginnt, noch in diesem Jahre erscheinen.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 74. — 15. März 1839.

über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien, von Friedrich Thiersch. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 73.)

Belgien, das letzte der Länder, die von unserm Normannszuge berührt werden, steht, so bemerkt unser Held, zu Frankreich etwa in demselben Verhältnisse wie Holland zu Deutschland, und mithin zwischen Frankreich und Holland in der Mitte. Der Kampf, so mögen wir hieraus vermuthen, wird also gegen die belgischen Mischlinge aus Radicalismus und Servilismus nicht völlig vernichtend, zur Hälfte wenigstens das dem eigenen Streben Verwandte anerkennend ausfallen müssen. So ist es wirklich, nur daß die belobte Hälfte offenbar die größere ist. Vier Universitäten hat Belgien ganz unerwartet bekommen. Die in Gent und Lüttich sind Staatsuniversitäten, ohne theologische Facultäten, und als in Löwen die Bischöfe die sogenannte université catholique mit glänzender Ausstattung ins Leben riefen und ihren Flor gar bald zu heben wußten, da gründete die liberale Partei in Brüssel die université libre mit weit geringern Kräften und ebenso zweideutigem Erfolge. Vierfache Eifersucht gönnt keiner der Schwestern die Rechte der Universität, und so muß das wunderliche Mondkalb einer jury d'examen zum Dasein kommen, die allein in Belgien die akademischen Grade zu ertheilen das Recht hat. Der Krummstab, das ist gewiß, läßt die classischen Studien nicht fallen, und wie natürlich also, daß unser Kämpfer ihn in Belgien, wo er so entschieden das Ruder lenkt, gar vorsichtig behandelt. Hat er für seine pädagogischen Tendenzen nicht wenigstens den freien Boden gewonnen, so lange der Klerus voransteht und vorangeht? Es ist ganz in der Ordnung, daß das neue priesterliche Löwen eine Perle ist, die wenigstens das reinste Wasser vor allen übrigen voraus hat. Aber freilich das wohlgenährte und genußliebende Volk der Flamländer will seine materiellen Götzen auch nicht aufgeben, und mit dem Griechischen und Latein geht's doch recht langsam vorwärts. Da hilft es nichts, die freie Universität in Brüssel muß fallen; ihr müssen wol auch die andern beiden des Staats zu seiner Zeit, mit Einschluß der jury d'examen, damit doch deutsche Universitäten die belgischen Doctoren anzuerkennen vermögen, nachfolgen; und wenn es nun dahin gekommen ist, wird dann der Klerus noch sprechen: Liberté en tout et pour tous? oder nicht lieber: Liberté en tout et pour nous?

So ist denn der kühne Zug beendigt; seine Folgen liegen vor uns; und wir sehen uns nun billig, nachdem dem geschichtlichen Interesse so viel, als es billigerweise hier geschehen konnte, genug gethan worden ist, nach einem Urtheil um, das wir uns über diese neue Doloneia zu bilden haben. Sehr natürlich unterscheiden wir, indem wir uns anschicken, unsere Pflicht in dieser Beziehung so kurz wie möglich abzuthun, hierbei zwischen Form und Wesen des ausgeführten Angriffs, und daß die erste sich als sehr einschneidend erwiesen habe, davon geben die lauten und nachdrücklichen Reclamationen, die schon erschienen sind, Zeugniß, davon werden in Kürze jedenfalls noch lautere zeugen. Wir zweifeln nicht, das Geschrei und Getümmel der betroffenen Völker wird nicht geringer und vorübergehender sein, als es einst im ähnlichen Falle bei den Troern war (ἄσπετος ὀδμός). Die hessische Gegenrede haben wir schon oben erwähnt, und das Heer pädagogischer Zeitschriften ist bereits geschäftig genug gewesen, den heimkehrenden Löwen mit Gezisch und giftigen Schmähungen zu verfolgen, da ihm sonst nicht viel anzuhaben sein mochte. Diesterweg wird gewiß nicht schweigen, und sein vierter „Beitrag zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation" (Essen 1838), der schwerlich geeignet ist, die Gesinnung unsers Helden gegen ihn zu mildern, besonders von S. 52 an, ist offenbar nur der Vorgänger eines fünften, der die nächtliche Unbill, an den preußischen Rheinlanden verübt, nicht ungerächt lassen wird, vorausgesetzt, daß er in den „Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik" (1838), die wir jedoch nicht gesehen haben, nicht etwa schon gegeben ist. Sollen wir sagen, was rücksichtlich der Form unsere Ansicht ist? Was könnte wol Ungeistiges und Unlebendiges von Thiersch kommen? Es ist eine herrliche, frische Kraft, voll lebendiger Jugendlichkeit, zugleich aber durch und durch gebildet und wahrhaft zu Achilleischer Vollendung ausgearbeitet, die uns in dem reichen Werke überall begegnet. Mag es sein, daß einzelne Beobachtungen an Flüchtigkeit leiden und Unrichtiges hin und wieder berichtet worden ist; minima non curat praetor. Eine große Consequenz schreitet

ſicher vom Anfang bis zum Schlußwort durchs Ganze, und mit ſcharfem Adlerblick ſchaut der Verf. umher, die ſichere Beute überall gewinnend. Gewiß, dieſes neueſte Werk des genialen Thierſch iſt die geiſtvollſte und tüchtigſte Anwendung ſeiner großartigen berühmten Schrift: „Über gelehrte Schulen, mit beſonderer Rückſicht auf Baiern“ (drei Bände mit einer großen Beilage), und kein Jota nimmt er in ihm zurück von Dem, was er dort, obwol bald des Jeſuitismus, bald des Obſcurantismus angeklagt, ſo kühn und keck behauptet hat. Wer könnte die beiden erſten Theile des Buchs ungeleſen laſſen, wenn er nur einige Klippen des Anfangs überſtiegen hat und in das Innere einigermaßen eingedrungen iſt? Friſche der Darſtellung und Klarheit des Gedankens und freie Ausbreitung großartiger Anſichten halten die Aufmerkſamkeit auf jedem Punkte feſt, ſowie das Bewußtſein, daß man überall weiß, wo man iſt, keinen Augenblick getrübt wird. Gleichwol, wir müſſen es geſtehen, den kriegeriſchen Übermuth, den wir ſchon im Eingange von der griechiſchen Doloneia rügten, wir können ihn aus der ganzen Form unſers Werks und ſeines Inhalts nicht austilgen. Er iſt da, und wir wünſchen, er wäre nicht da, und alle Gewiſſensrührungen, die unſer Held von Zeit zu Zeit hat, und in welchen er verſichert, das Alles ſei nicht in irgend einer Abſicht zu verletzen oder zu meiſtern geſchrieben, können uns nicht über ihn hinüberhelfen. Welche verletzenden Perſönlichkeiten! Welche Schärfe im Urtheile vor Europa über Miniſterien, Beamte, Individuen und Corporationen! Dieſe ſchlimmen nächtlichen Überfälle! Selbſt im Kriege mit der eiſernen Waffe ſind ſie das Ehrenhafteſte nun und nimmermehr.

So viel von der Form! und nun unſer Schlußwort, freilich kurz, wie wir es hier, um nicht zu lang zu werden, nur geben können, die weitere Ausführung vielleicht einem zweiten Artikel über des ganzen Kampfes Inhalt und innere Bedeutung vorbehaltend. Kurz und gedrängt redet davon die Einleitung des erſten Theils, dann das franzöſiſche Fragment im Anfange des dritten Theils, wozu wir noch den von unſerm Verf. ausdrücklich geiſtig adoptirten Aufſatz: „Über den chriſtlichen Religionsunterricht in Lateinſchulen“, von H. Dittmar (Thl. 3, S. 21 fg.), nehmen; ausführlich aber das ſchon gedachte große Werk: „Über gelehrte Schulen“, vom Anfang bis zum Ende. Sind wir damit einverſtanden? treten wir unter dieſe Fahne, ſchon ſo hart und ſchwer befehdet und doch mit neuer Luſt und Unerſchrockenheit erhoben? Wir ſprechen frei und ohne Rückhalt ein offenes Nein aus, ſtellen Anſicht der Anſicht gegenüber und überlaſſen es dem Leſer, zwiſchen uns zu richten.

Der Kampf zwiſchen Idealismus und Realismus, welchen unſer Verf. für unſere Zeit vorausſetzt, und von welchem er ausgeht, um ſeine angebliche Vermittelung zu bewirken, ja, er hat ſeine Richtigkeit. Wir möchten am Ende auch gegen die Art und Weiſe, wie er die beiden Glieder des Kampfes zu beſtimmen und zu bezeichnen ſucht, nicht viel einzuwenden haben. Wirklich iſt der eine Lebensfactor, aus welchem aller Gehalt und Inhalt des wunderlichen Seins oder Daſeins der Menſchen zuſammengeſetzt iſt, jenes Überlieferte und Empfangene, das, von der Vergangenheit auf die Gegenwart vererbt, von dieſer nur beſeſſen wird, um der Zukunft aufbewahrt zu werden; ja vielmehr, das ohne allen Bezug auf den Begriff der Zeit aus der gebenden Hand mit kindlichem und dennoch untäuſchbarem Glauben im eigentlichen Sinne hingenommen und angeeignet wird und das Leben mit dem Univerſum und zuletzt mit dem oberſten Herrn deſſelben in die beglückendſte Verbindung bringt; und der andere jenes Selbſtgewonnene und Errungene, das, aus dem unerſchöpften Brunnen der Räumlichkeit ſchöpfend, ja vielmehr ohne allen Bezug auf Räumlichkeit nur in der unvergänglichen Luſt am Daſein aus dem wunderlichen Ich heraus die unendlich endlichen Hüllen und Schalen des Sichtbaren entfaltend, die nur in ſtetem Schwanken beſtehende Grenze der Individuen zu ſchaffen verſteht; von dieſen Lebensfactoren aber mögen wir gern mit unſerm Verf. jenen das Ideale und dieſen das Reale oder Materielle nennen. Wer aber ſieht nun nicht, daß die zur urſprünglichen Einheit Beſtimmten und Verbundenen eben jetzt in trauriger Empörung ſich voneinander losgeriſſen haben, im Kampf auf Leben und Tod einander gegenüber ſtehen und ſomit das Leben der Gegenwart in eine neue Sphäre gedrängt haben, die, ein unſeliger Mittelzuſtand zwiſchen Sein und Nichtſein, nichts Anderes als Krankheit iſt, beſtimmt und ſcharf ausgeprägte Krankheit, zum Tode führend, wenn ſie nicht vorher gelöſt und ſo das Leben in ſeiner friſchen Einheit wiedergewonnen werden kann? Halten wir dieſen Punkt feſt, und bei ihm wird es uns erſt klar werden, was unſer Verf. will, was wir aber freilich nicht mit ihm wollen können. Die in gegenſeitigem Kampfe Verſchlungenen, ſo fodert er, ſollen vermittelt werden! Heißt das etwas Anderes, als ein Mittleres ſoll gewonnen werden, das weder Leben noch Tod iſt? und, wenn nun zwiſchen Leben und Tod kein Mittleres weiter als die Krankheit iſt, heißt's etwas Anderes, als die Krankheit ſoll verewigt werden? Und wird ſo nichts weiter als Verewigung der Zeitkrankheit geſucht, kann's dann freilich anders kommen, als daß unſer Kampfrichter Partei und gerade die Partei ergreift, die ihm am meiſten zuſagt? Ja, iſt's zu verwundern, wenn nun von ihm ein ungerechter, einſeitiger Kampf gegen den Realismus beſchloſſen wird, bei welchem es, freilich unſerm Helden unbewußt, nur einzig und allein darauf abgeſehen ſein kann, den gefeierten Idealismus zum abſoluten Herrſcher zu erheben, ſomit aber das Leben in dieſelbe Erſtarrung des Todes zu verſenken, die nicht ausbleiben kann, wenn der Realismus den entſcheidenden Sieg gewonnen und ſeinen Gegner ſich unterworfen hat? O, es iſt ſo, und dem aufmerkſamen Beobachter geht eben darum durch alles friſche, kräftige, geiſtreiche Streben des kühnen bairiſchen Reformators ein Hauch des nahenden Todes hindurch, vor welchem die zahlreichen Gegner deſſelben größtentheils bewußtlos ſchaudern, offenbar in der, trotz allen Verſicherungen vom Gegentheil, entſchiedenen Einſeitigkeit deſſelben, mit welcher er den in den Kampf verſchlun-

Digitized by Google

genen Classicismus als solchen geltend machen und in das Prokrustesbett desselben alle öffentliche Bildung schlechthin einzwängen will! Wir meinen freilich ganz etwas Anderes! Der Kampf ist es, den wir so tief und schmerzlich beklagen wie irgend wer in unsern Tagen, der aber schlechthin aufhören, der von diesseits und jenseits ohne alle Einschränkung in gleicher Weise aufgegeben werden muß, wenn wieder von frischem Leben die Rede sein soll. Der eine wie der andere Factor des Lebens muß erst wieder dahin geführt sein, wo er jede, auch die letzte Spur von Eifersucht gegen den Genossen aufgegeben hat; die volle Lebenseinheit beider muß wieder sich offenbaren und festgehalten werden; dann erst mag man jeden in seiner Wesenheit pflegen, und was dem einen Förderndes geschieht, wird dem andern nur zum Frieden dienen. Wir bitten, die dunkle, aber ernste Rede zu erwägen; hier oder nirgend scheiden sich unsere Wege — die Wege des Kampfs und des Friedens, der Genesung und des immer höher und höher gesteigerten Zeitsynochus. Wir sind bereit, zu einer andern Zeit das Detail zu geben. Jetzt, und wahrlich in einem edlern Sinne als einst Saint-Marc Girardin in der französischen Kammer (Theil 2, S. 264), sprechen wir: „Sat prata biberunt." 91.

Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken von Hermann Marggraff. Leipzig, Engelmann. 1839. 8. 2 Thlr.

„Um meinen Recensenten", sagt der Verfasser, „die sich größtentheils in meiner Schrift recensirt finden werden, ihr Geschäft zu erleichtern, schlage ich ihnen Folgendes vor: Jeder wird in meiner Arbeit, wie es bei einer solchen Schrift nicht anders möglich ist, etwas finden, was mit seinen Ansichten nicht übereinstimmt; diese einzelnen Momente fasse man auf, reiße sie aus ihrem Zusammenhange, widerlege sie vom eigenen individuellen Standpunkte aus und man wird ein leichtes, gewonnenes Spiel haben." Zur leichtern Handhabung dieser Kritik gibt er den bekanntern Recensirinstituten Winke, wo sie Schwächen, die in ihr Rügesystem passen, finden mögen. Wir wollen davon keinen Gebrauch machen. Es ist uns von der Redaction dieser Blätter keine Kritik, sondern nur eine Anzeige des Buches aufgetragen. Wie aber — wir verstehen den Scherz des Verfassers und halten ihn für keinen unglücklichen —, wenn wir ein Buch wie seines, wie er es wünscht, d. h. umgekehrt, als er angibt, kritisch behandeln wollten! Vierhundertvierunddreißig enggedruckte Seiten, Kritik und Ansichten über — ich habe sie nicht gezählt, aber so und so viel hundert Verfasser, deren Jeder mehre Werke schrieb, und in jedem Werke Verschiedenes, was verschieden beurtheilt wird. Welch ein Monstrum nun eine Kritik dieser Kritik, wenn sie auf Vollständigkeit, auf ein Eingehen, Würdigen, Widerlegen der ausgesprochenen Ansichten Anspruch machen wollte! Wäre es noch ein philosophisches System, eine politische oder ethische Schule, aus deren Guckkastenfenster Hr. Marggraff unsere Literatur und Cultur betrachtete! Wäre ich seiner Ansicht, so lobte ich Alles und hätte nur nach etwas verschiedenen Ausdrücken zu suchen; wäre ich von der entgegengesetzten Partei, so tadelte ich Alles, und die Arbeit wäre noch leichter. Aber dem ist nicht so. Hr. Marggraff ist ein Mann von ursprünglich gemäßigten Ansichten, Einer, der es ernst mit den Sachen meint; wie mannichfaltig wird daher seine Betrachtungsweise. Er ist überdem ein junger Mann und hat es hier mit Freunden und Gönnern, dort mit Freunden, denen er etwas gönnt, zu thun. Er muß sich schlängeln zwischen den Alten und Jungen, zwischen Systemen und Freiheit, hier zugeben, dort abnehmen, hier sich hüten und dort seine Selbständigkeit zu bewahren suchen. Er braucht eine ziemlich lange Vorrede, um sich über seine Gesinnungen und seinen Standpunkt auszusprechen, wie er zu den Parteien stehe und nicht stehe, und das ganze Buch ist der Commentar zu dieser Vorrede. Wie viel brauchte ich nun erst, wenn ich Hrn. Marggraff durchweg, d. h. in allen seinen Aussprüchen recensirte, um meinen Standpunkt gegen seinen mir, ihm und den Lesern klar zu machen.

Also nichts von Kritik und Recension, sondern nur eine Anzeige, ebenso „ehrlich" als sein Buch, daß es da ist, und daß es verdient gelesen zu werden. Es ist eine geistreiche Wanderung durch die Literatur unserer jüngsten Gegenwart, wo uns freilich nichts überraschend Neues aufstößt, was auch nicht die Absicht ist, aber manche neue Ansicht von Bekanntem. Bei der nicht zu bewältigenden Unmasse unsers kritischen Waldwuchses ist es ganz angenehm, wenn dann und wann ein mit Geist und Fleiß ausgerüsteter Mann das Vorhandene, ehe es in sein Nichts erdrückt wird, zusammenfaßt und geordnet dem Publicum zur Anschauung bringt. Gerade in solchen Sammlungen ist die — nicht Unparteilichkeit, denn wer ist unparteiisch, sondern die nicht allzu große Präponderanz subjectiver Überzeugungen willkommen. Damit sei nicht angedeutet, daß Hr. Marggraff nicht Meinungen habe, die er scharf durchführte, nicht daß er eine Parteistellung niemals annehme — denn er schlägt hier und da muthig los, z. B. gegen Menzel, worin er freilich nicht neu ist —; aber es ist uns willkommen, die Angriffsart des einst so Gefürchteten und das Gesammtgeschütz seiner Gegner so scharf zusammengefaßt zu übersehen. Und so Vieles. Ach, wenn es aber nur nicht zu viel wäre! Wenn der Verfasser, eben wie er die periodische Literatur in ihren tausendfachen Verästungen kennt und zur Anschauung bringt, auch die Werke kennte, die sie zerfleischt, zersetzt! Oft aber erscheint es, als klängen in ihm wieder alle Stimmen, die über ein Buch ertönten, aber die Stimme des Buches selbst hätte ihm nur ins Ohr geklungen. Wer darüber hadern könnte, dem gibt er eine Antwort, die in ihrer bleiernen Gewichtigkeit alle Rüge deshalb zu Boden schlägt: „Was sollen wir nicht Alles sein? — Sprach-, Natur- und Geschichtekundige; eine Einsicht sollen wir haben in den Kern der politischen Institutionen einheimischer und auswärtiger Staaten; was seit Lessing in der literarischen und politischen Welt irgend Erhebliches geschehen ist, davon sollen wir Kenntniß haben und uns mit Allem, was um uns her geschieht, bezweifelt, geschrieben, ausgedacht wird, auf vertrautem Fuße erhalten. Und was ist seitdem bezweifelt, geschrieben, ausgedacht worden! In Deutschland allein mehre große philosophische Systeme; in Frankreich mehre politische Systeme, theils theoretische, theils praktisch ausgeführte; dazu die Revolutionen, Weltkriege und partiellen Aufstände, dazu Byron und Walter Scott, die Parlamentsverhandlungen, Pitt's, Canning's und Brougham's Parlaments- und Gerichtsreden, Victor Hugo, die Sand, die Lehren der Saint-Simonisten, die politische Doctrin Chateaubriand's, die philosophische des Ballanche, in Deutschland die romantische Schule, Tieck's Novellen, Willibald Alexis, Gutzkow, Mundt, die vielen Zeitungen und belletristischen Journale, spanische, portugiesische, italienische, altdeutsche Literatur, selbst dänische, schwedische, russische und morgenländische Dichter, die fortlaufenden Erscheinungen der Zeit, die Broschüren über den Erzbischof von Köln, die Düsseldorfer, die Lyriker, die Opern, Symphonien und Oratorien von Mozart bis Felix Mendelssohn, Kenntniß der Eisenbahnen, Dampfschiffe, der neu erfundenen Heil- und Lehrmethoden" — und die Liste läßt sich ins Unendliche fortführen. Hic haeret aqua. Was soll der gewissenhafte Mensch da thun? Keine Bücher über die Gesammtliteratur schreiben? Die Antwort liegt nahe; aber doch immer besser, wenn es der Gewissenhafte übernimmt, als wenn er's den Ungewissenhaften überläßt. Proben genug, wie die Ungewissenhaften dies Geschäft treiben, sind im Buche des weitern zu lesen. Statt der Antwort gibt uns der Verf. seine Meinung, was Lessing thun würde, wenn er lebte:

Lessing mit seinem beweglichen, für den Fortschritt enthusiasmirten und die Thorheiten der Zeit rasch und scharf auffassenden Geiste würde sich, lebte er jetzt, ohne Zweifel dem Strome der Zeit überlassen, ihrer Fragen und Debatten sich bemächtigt und sich möglichst an die Spitze der Bewegung gestellt haben; grundgelehrt würde er schwerlich geworden sein.

Dies wissen wir nicht. Aber daß der Verf., wie er von sich selbst rühmt, das Amt der Kritik in dieser Schrift ehrlich und gewissenhaft verwaltet und im Interesse des Guten und Schönen, des Ernsten und Würdigen, der Wahrheit und Freiheit, der Religiosität und der Sittenstrenge seine Stimme erhoben hat und mit Muth gegen mannichfache Lügensysteme der Zeit zu Felde gezogen ist, mögen wir ihm gern bezeugen. 20.

Frauenspiegel. Von Franz Dingelstedt. Mit sechs Kupfern. Nürnberg, Schrag. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diesem Büchlein hätte auch der Titel: Wie es Euch gefällt, gegeben werden können; denn es enthält eine Idylle: „Frauenleib' und Leben", in Voß'schen Hexametern und im Geschmacke von 1815, und eine Novelle: „Räthsel der Liebe", im modernsten Geschmacke. Die Idylle verdankt ihre Entstehung, wie es scheint, den sechs Kupfern, welche, einst fürs „Frauentaschenbuch" seligen Andenkens von Näke componirt, von A. Reindel's Meisterhand gestochen worden. Hier ist das Glück und der Frieden des ehelichen Lebens, der Häuslichkeit und Frömmigkeit des weiblichen Geschlechts Gegenstand der Darstellung, ein Product jener kriegerisch bewegten Zeit, jener Zeit der ungeheuern Anstrengungen und Aufopferungen, welche die gegenwärtige aufgeregte Jugend, die von ihnen keine Ahnung mehr hat und ihrer schwerlich fähig wäre, zu verhöhnen pflegt. Die Novelle dagegen verdankt ihre Entstehung unserer egoistischen, kleinern oder größern Zwecken dienenden Zeit. Sie sucht das Große, Ungeheuere, Erhabene, Imponirende in der Vergötterung des Selbst, mag dies ein philosophisches, poetisches, künstlerisches, ein ministerielles oder liberales, ein männliches oder ein weibliches sein. Die Selbstvergötterung des weiblichen Selbst spricht sich in der Foderung der Frauenemancipation am grellsten aus; und die Heldin des Liebesräthsels ist eine solche emancipationsdurstige Person, welcher die Schriften der Madame Dudevant Kopf und Herz an die unrechte Stelle gebracht haben. Gleichwol trifft der Vorwurf unsittlicher Tendenz insofern unsere Novelle nicht, als das etwas sehr tragische Ende der Heldin, zum Theil durch ihre über die weibliche Natur hinausgehende Tendenz herbeigeführt, eben nicht einladend ist, denselben Weg, der über die Grenzen der weiblichen Natur hinausführt, zu wandeln. Allein die Protestation, welche der Verf. in einer Dedication gegen den etwaigen Vorwurf nicht löblicher Tendenz seiner Novelle eingelegt, zeigt, daß ihm doch sein poetisches Gewissen ein wenig geschlagen hat. Und das hat es allerdings nicht ganz mit Unrecht gethan. Denn wenn er uns versichert, die dort vorgetragenen theils bedenklichen, theils greuel- und schmerzenvollen Scenen und Situationen seien noch dichterisch gemilderte gegen die wirklichen, thatsächlichen, denen die ganze Dichtung ihr Dasein verdanke, so zweifeln wir zwar an solcher Versicherung nicht, aber wir fragen: ob solche nackte, greuelvolle Wirklichkeit an und für sich Gegenstand der Poesie sei? Wir müssen diese Frage verneinen. Wahrheit und Wirklichkeit als solche sind weder Gegenstand noch Zweck der Poesie, so wenig wie Religion und Moral es an und für sich sind. Nur schöne Wahrheit und Wirklichkeit, nur schöne Religiosität und Moral sind schon an und für sich poetisch. Zur Schönheit, zur Poesie gehört aber als unerläßlich Harmonie, Übereinstimmung des wahrhaft Wesentlichen mit seiner Form; und wenn dieses auch nicht in jedem einzelnen Gliede eines Ganzen sich finden kann oder muß, so muß doch die Harmonie jedes poetischen Ganzen die Mißtöne in den einzelnen Theilen überwiegen, ja in sich aufheben; denn Poesie ist überall, wo das Irdische, Endliche vom Himmlischen, Ewigen durchleuchtet und verklärt, nicht aber, wo dieses von Jenem verhüllt ist.

Aufgenommen und aufgehoben in einem poetischen Ganzen finden auch die Greuel und Schmerzen der Wirklichkeit ihre Stelle, und sind, so angewendet, allerdings geeignet, die echt poetische Wirkung nicht allein zu erhöhen, sondern selbst hervorzubringen. Allein hiervon will unsere moderne Poesie nichts mehr wissen, nicht bedenkend, daß sie dadurch zu einer bloßen Situationsmalerei herabsinkt. Die jungen Poeten und Maler fangen an, uns ihre Studien statt eigentlicher Kunstwerke darzubieten, sich selbst mit einer gegenwärtig leicht zu erwerbenden Darstellungsfertigkeit täuschend. Wir aber betrachten diese Leistungen der modernen Poesie eben darum nur als Exercitien und wollen wünschen, daß es von diesen mit der Zeit wieder zu Werken komme. Vielleicht könnte Hr. Dingelstedt, wenn er nicht zu sehr von seinen bisherigen Leistungen eingenommen und nicht zu prässirt ist, eine literarische Notabilität für heute und morgen zu werden, selbst mit der Zeit Bedeutenderes von tieferm und bleibenderm poetischen Gehalte leisten. Talent der Darstellung besitzt er, und die Novelle, so wenig sie unsern höhern Anfoderungen entspricht, weil sie einer Landschaft zu vergleichen ist, welcher es zu sehr an Himmel, Luft und Licht fehlt, ist gut, interessant, nur auch, was freilich in dem Gegenstande liegt, zu absichtlich spannend erzählt. Auch die Charakteristik der einzelnen Personen ist sprechend, der Phantasie bestimmte Umrisse darbietend; die Gruppirung ist einfach und bestimmt, die Entwickelung des Ganzen überraschend, die Katastrophe aber zu gewaltsam und in eine Höhle führend, aus welcher keine Rückkehr ins Land der Lebendigen ist. 72.

Neue französische Literatur.

Unter den auf den gegenwärtigen politischen Zustand Frankreichs Bezug habenden Schriften nennen wir folgende: „Du gouvernement du roi et de la dissolution de la chambre"; „D'une des faces de la situation actuelle"; „La France en 1839"; „Des doctrinaires et de l'article de M. Guizot sur la démocratie dans les sociétés modernes". Über die orientalische Frage erschien eine kleine Schrift unter dem Titel: „Statu quo d'Orient"; ferner über industrielle Fragen: „Recherches relatives aux intérêts matériels de la France. Des chemins de fer; par *Marivault*"; „Economie sociale des intérêts du commerce et de l'industrie, sous l'influence des applications à la vapeur etc., par *Pecqueur*" (2 Bde.). Die Sklaven- und Colonialfrage ist behandelt in folgenden Schriften: „Outre-mer, ou les intérêts coloniaux, par *Lauffauris*"; „Reflexions sur le rapport fait à la chambre relativement au sort des esclaves dans les colonies françaises, par *Ruyneau de Saint-Georges*". Ferner erwähnen wir: „Observations sur le projet de loi relatif à la propriété littéraire" und „Du malaise social, ses causes et ses remèdes, par *Maurel*". Unter den historischen, philosophischen und literarhistorischen neu erschienenen Werken sind vorzüglich zu nennen: „Nouvelle histoire de Paris, par *de Gaulle*"; „De l'existence de la destinée humaine découlant de la combinaison universelle, par *Bri.....*"; „Le livre des peuples et des rois, par *Sainte Foi*" (2 Bde.); „Analectes historiques, ou documents inédits pour l'histoire de la littérature, par *Le Glay*" (mit 4 Facsimiles); auch ist Luden's deutsche Geschichte unter dem Titel: „Histoire d'Allemagne, par *Luden*, continuée jusqu'à nos jours, par *Savagnes*" (erster Band), übersetzt worden. Unter den Reisen nennen wir: „L'Angleterre, l'Ecosse et l'Irlande, voyage par *Saint-Germain Leduc*" (4 Bde.), unter den Schriften gemischter und belletristischer Gattung: „La folle vie, par de *Calvimont*" (2 Bde.); „Le jeu de la reine, par Mad. *d'Ash*" (2 Bde.); „Mémoire d'un étranger, ou vingt ans à Paris"; „Napoléon à Brienne, par *Petit*"; „Pauvres fleurs, par Mad. *Desbordes-Valmore*"; „Près de ma mère, par Mlle. *Michel*"; „La rose rouge, par *Réal*" (2 Bde.). 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 75. — 16. März 1839.

Destinée sociale, par *Victor Considérant*. Zwei Bände. Paris 1836—39.

Es gibt Zeiten in der Geſchichte, wo dieſe wie der einzelne Menſch in einer unendlichen Unruhe der Gedanken hin- und herſchwankt. Bei dem Einzelnen ſind es jene Perioden, wo kein beſtimmter Lebenszweck vor ihm liegt und kein Drängen danach alle Kräfte der Seele gegen dieſen einen Punkt hinrichtet: die Zeiten, welche zunächſt dem Ergreifen eines neuen Lebensweges, dem Feſthalten einer neuen Ideenreihe vorangehen. Auch die Geſchichte hat Zeiten, die eine ſolche allgemeine Verworrenheit charakteriſtiſch bezeichnet. Haben die Geiſter in irgend einer falſchen oder einſeitigen Richtung ſich ermüdet, ſind die wirkſamen Kräfte durch ungeſegnete Anſtrengung erſchöpft, oder nahen im Gefolge eines verkehrten, mit Verſtockung und Hartnäckigkeit fortgeſetzten Treibens große welterſchütternde Begebenheiten, dann iſt der Geiſt der Welt unendlich queckſilberig und ſcheint ohne innern Zuſammenhang von Gedanken zu Gedanken überzuſpringen. Jeder Ton klingt vielmal an, ehe eine neue Harmonie den Zaubergeſang der Schickſalsmächte begleitet. Alles iſt abgeriſſen und Stückwerk in ſolchen Zeiten; viele Wege werden eingeſchlagen und vorgeſchlagen, aber keiner wird ausgegangen und verfolgt; es iſt ein Rennen und Laufen, ein Haſten und Taſten, wie wenn ein böſes Gewiſſen oder ein nicht abzuweiſendes inneres Gefühl der Unſicherheit die an ſich ſelbſt Irregewordenen zur Eile triebe.

Das jetzt lebende Menſchengeſchlecht iſt mit ſeinem Daſein in ſolche ängſtliche, ungewiſſe Zeit hineingefallen. Die Gegenwart macht, im Grunde genommen, nichts als Experimente und quält ſich mit ewigem Suchen und Verſuchen. Nichts wird zu Ende geführt, aber Alles angefangen; es ſcheint, als ob die Welt ſich hin- und herwälzt wie ein Sterbender auf ſeinem Siechbett, der die rechte Stelle nicht finden kann. Was hat Frankreich in den letzten 50 Jahren nicht durchgemacht? Zu Anfang des Jahrhunderts war es republikaniſch, dann conſulariſch, kaiſerlich, legitimiſtiſch; für den jetzigen Zuſtand der Dinge hat man noch gar keinen Namen; jedenfalls iſt er nur interimiſtiſch.

Dieſe lange Reihe von politiſchen Experimenten mußte die Geiſter natürlich auf Speculationen jeder Art hinlenken und mit dem Ausbrüten neuer Experimente beſchäftigen; die tollſten Vorſchläge und Experimente haben gerade am wenigſten gefehlt. Es ſind in der letzten Zeit unter den Franzoſen ſo viel Genies aufgeſtanden, daß man in der größten Verlegenheit war, was man damit anfangen ſollte; man zählte Götter zu Hunderten, Propheten zu Tauſenden und Apoſtel zu Hunderttauſenden. Myſticismus, Logik, Magnetismus und Vernunft, Alles iſt aufgeboten worden, den verſtockten Unglauben und Zweifel der Mitwelt zu beſiegen; allein nichts hat an- und eingeſchlagen; das 19. Jahrhundert iſt entweder ein großer Starrkopf, oder ein großer Dummkopf, oder gar beides zugleich. Die unglücklichen Reformatoren nehmen meiſtens das Letztere an und ſind der Meinung, eine blödſinnige Beſchränktheit und eine Art von geiſtigem Idiotismus und Kretinismus liege der Hartnäckigkeit zum Grunde, mit der die Welt noch an dem alten Aberwitze und Aberglauben feſthalte.

Paris, als Mittelpunkt der modernen Zeitwirren, wo es von tief eingewurzelten Vorurtheilen wimmelt, wo man ſo ſchnell um die geringſte Kleinigkeit zuſammenrennt und alles Neue mit Verwunderung angafft — Paris, ſage ich, iſt der große Weltmarkt jener Verkäufer von politiſchen und ſocialen Recepten geworden. Wir haben hier einen hübſchen Haufen von Wunderdoctoren vorbeipaſſiren ſehen; mit Pauken und Trompeten und in glänzenden Carroſſen ſind ſie durch alle Straßen der Hauptſtadt kutſchirt und haben auf allen Plätzen ſtillgehalten, um dem verſammelten Volke ihre Tincturen moraliſcher Wiedergeburt anzupreiſen und den Vorrath ihrer philoſophiſchen Eſſenzen auszukramen. Hier geſticulirte ein Wundarzt, gleich erbötig, der ganzen Welt die Glieder zu verrenken, um ſie nach ſeiner Art wieder ins Gelenk zu bringen; dort perorirten Salbenverkäufer, Erfinder von untrüglichen Mitteln, alte Leute jung zu machen und alten Jungfern die Runzeln wegzuwaſchen; zehn Schritte weiter ſchrien zehn Operateurs auf einmal die arme Geſellſchaft an, faßten ſie beim Kragen und wollten ſie durchaus nothzüchtigen, nach ihren Curmethoden zu brechen und zu purgiren. Bis auf dieſe Stunde hat ſich die eigenſinnige Kranke gegen alle angebotene Medicin geſträubt und alle Experimente von der Hand gewieſen, ſie ſchleppt von einem Tage zum andern ihr kümmerliches Daſein hin, liebkoſt ihre Gebreſte und Gebrechen, anſtatt ſich

davon zu befreien, und fürchtet das Heilmittel mehr als das Übel.

Du haſt wohl daran gethan, kranke, ſchwächliche Geſellſchaft, jene ärztliche Hülfe zu verſchmähen und zu fürchten; dulde, wenn es ſein muß, aber wehre dich dagegen mit Hand und Fuß. Du biſt hinfällig, lungenſüchtig, durch und durch zerfreſſen; du ſchminkſt deine abgemagerten Wangen mit Roth und benähſt deine Lumpen mit ſilbernen Flittern; es lebt noch in dir die Begierde nach Laſtern, aber die Energie dazu iſt bei dir erloſchen; du wirſt eines ſchönen Tags wie ein altes verkümmertes Mütterchen vor Körperſchwäche an einer Straßenecke ſterben; die Erde wird dir Flüche nachſenden wegen deiner Selbſtſucht, und der Himmel wird dich verdammen wegen deiner Gottloſigkeit. Aber was thut das zur Sache? Bis dahin brüſte dich, genieße, wie und was du genießen kannſt, rühre dich ſo viel als möglich, um zu zeigen, daß du noch am Leben biſt und nicht immer auf demſelben Flecke ſtehen bleibſt; klammere dich an das Steckenpferd der Routine, verſchanze dich hinter die böſen Gelüſte und übeln Gewohnheiten, deren unterthäniger Diener du biſt, ſtecke dich hinter die kleinen niedrigen Intereſſen, welche du privilegirſt; und wenn abermals ein Ritter in die Schranken tritt, der dich mit groben Worten ſchmäht und dir den Handſchuh ins Geſicht wirft, ſo richte dich in die Höhe, ermanne dich ſeiner Schwäche gegenüber und erwidere ſeine Herausfoderung mit der Herausfoderung: Ich bin garſtig, abſcheulich; aber mach' es beſſer!

Es iſt für mich die heiligſte Gewiſſensſache, die Autoren hochzuachten, welche ſich mit ſocialen Fragen befaſſen. Meinem Dafürhalten nach ſind dieſe der Wahrheit näher als die politiſchen Theoretiker, die ſo ſehr gewohnt ſind, in die Luft zu hauen, viel Worte um nichts zu machen und wegen bloßer Formalitäten in Eifer zu gerathen. Es liegt allerdings unendlicher Reiz in der tagtäglichen Polemik der Journale, in welche ſich die Einen aus Ehrgeiz, die Andern aus Überzeugung hineinwerfen; ſowol der Mithandelnde als der bloße Augenzeuge fühlt ſich unwillkürlich wie von einem geheimen Zauber auf dieſes Terrain hingezogen, wo der Kampf ſchön und der Kampfpreis golden iſt; aber je weiter wir in unſerm Jahrhunderte vorrücken werden, deſto mehr werden wir die Eitelkeit dieſer großen Wortſchlacht fühlen und einſehen lernen, daß alle politiſchen Theorien inconſequente Schlüſſe bleiben, ſo lange die Menſchheit nicht ihre neue ſociale Formel gefunden hat.

Achtung daher vor allen Denen, welche eine andere Welt träumen, minder barbariſch, minder holperig, minder ungerecht und unvernünftig als die gegenwärtig beſtehende; welche einen Stützpunkt und einen Hebel ſuchen, um unſer altes Univerſum aufzurichten; Achtung vor ſolchen Leuten! Es hat abgeſchmackte, lächerliche neuere Propheten gegeben; aber, glaubt mir, es gehört Energie und Muth dazu, um abgeſchmackt und lächerlich zu ſein wie jene neuen Propheten. Von der Menge verſpottet oder von den Sticheleien der Schöngeiſter geprickelt, mit der problematiſchen Ausſicht auf Indifferenz oder Haß und Gefängniß, und mit der gewiſſen Ausſicht auf Elend und Armuth beharren dieſe Männer dennoch gläubig bei ihren Ideen und ſprechen, ſchreiben, handeln und predigen darnach. Was berechtigt uns Profane, die wir nicht einmal genau wiſſen, ob wir noch einen Glauben haben, der Stirn jener Menſchen das Brandmal: Narr, aufzudrücken; ein ſchmähliches Epitheton, welches ihnen den letzten Reſt von Ehre rauben würde, wenn es nicht die größten Genies, die ihrem Jahrhunderte vorauseilten und der Menſchheit neue Bahnen eröffneten, getragen und zu Ehren gebracht hätten? Der Galgen des Kreuzes galt auch für ehrlos, bevor ihn Chriſtus geheiligt. Sollen wir etwa jene Leute ſchelten, daß ſie eine neue Religion ſtiften wollen, in einer Zeit und in einem Lande, wo alle Religionen davongehen? daß ſie unaufgefodert für das Volk gutſagen, ſein materielles Wohlſein vergöttlichen und ſich zu Apoſteln ſeiner Bedürfniſſe machen? Wenn ſie predigen: „Es gibt Sterbliche, welche Hunger leiden, Kälte ausſtehen und ohne Obdach ſind; man höre auf unſere Worte, und jene Unglücklichen werden nicht lange ohne Brot, ohne Kleidung und Wohnung ſein; und was wir ihnen geben wollen, ſtehlen wir keinem Andern"; wenn ſie ſolche Dinge predigen, ſo kann man ihnen ja die Beweiſe ihrer Behauptungen abverlangen, die angegebenen Mittel beſprechen, den Irrthum durch Vernunft, die Narrheit durch Witz bekämpfen und braucht ſie deshalb nicht einzuſperren, zu ſteinigen, zu proſcribiren und zu deportiren.

Die kühnſten, fremdartigſten und dabei doch praktiſchſten Reformatoren in Paris ſind unſtreitig die Fourieriſten, die Schüler von Karl Fourier, welcher etwa vor anderthalb Jahren geſtorben. Ich geſtehe unverhohlen meine Vorliebe für dieſen edeln Mann und tiefſinnigen Grübler. Eins ſeiner Bücher: „La théorie des quatre mouvements et des destinées générales", im J. 1808 gedacht und geſchrieben, ſeitdem vergriffen und ſchon ſeit vielen Jahren aus dem Buchhandel gekommen, ſodaß es nur mit großer Mühe zu haben iſt, ſcheint mir das Staunenswürdigſte zu ſein, was je ein menſchliches Gehirn concipirt haben mag. Es iſt barock, aber ſchön; es iſt vielleicht abſurd, aber wunderbar conſequent. In einem Jahrhunderte, wo man für die Poeſie des Stols Lanzen bricht, ſteht ein Ideendichter auf, welcher eine neue phyſiſche und moraliſche Welt geſtaltet, welcher die Jahreszeiten umkehrt, das Klima verbeſſert und Das, was wir gewöhnlich ſchlechte Triebe nennen, zum Guten wendet und aus der Leckerei, Schwelgerei, Völlerei, Faulheit und Hochmüthigkeit Nutzen zieht. Mit Staunen und Ehrfurcht betrachte ich jenen ſimpeln Ladendiener aus Beſançon, der ſich neben ſeinen Handlungsgeſchäften in den wenigen Freiſtunden an den Brüſten der Wiſſenſchaft und Geſchichte nährt, mit dem feſten Vorſatz, zu beweiſen, die Wiſſenſchaft ſei ſeit 5000 Jahren falſch und die Geſchichte unnatürlich begriffen worden; ich habe allen Reſpect vor jenem Theoſophen, welcher Gott und ſeine Vorſehungsbeſchlüſſe durchſchaut, welcher mit unbarmherziger Logik pro-

phezeit und nicht zugeben will, daß unsere Natur sich selbst belüge, und darnach das Programm zu künftigen Schöpfungen aufsetzt. Als Vorsteher einer großen „Gesellschaftswerkstätte" führt er seine Bevölkerung mit Blumenkränzen, mit Tanz und Gesang zur Arbeit, stellt die „leidenschaftliche Anziehung" (attraction passionnelle) als leitendes Gesetz für die Gesellschaft auf, läßt Jedem freie Wahl zur Arbeit oder zum Müßiggange, garantirt den Ärmsten ausgesuchte Speisen u. s. w. Als Astronom durchforscht er alle Tiefen des Firmaments, commentirt die Bahnen der Himmelskörper, ruft Planetencongresse zusammen, nimmt ihre Verhandlungen zu Protokoll und wendet die große Theorie von der Harmonie der Himmelssphären auf unsere sublunarischen Zustände an. Von seinen Träumen übermannt und in dichterische Berserkerwuth versunken, stülpt er die Erde von oben nach unten um, improvisirt einen Nordschein, spricht von einer Vicesonne und von zwei, drei, vier Monden, erneuert die drei Reiche, öffnet Berge, höhlt Meere aus und läßt Orangen in Grönland wachsen. Als Gesetzgeber achtet Fourier unsern alten hergebrachten Glauben und schickt sich in die Erblichkeit; aber er theilt das ganze Menschengeschlecht gruppen- und sektenweise, oder, wie er sich ausdrückt, phalangenweise ab, und stellt die „zusammengesetzte Association" (l'association composée) als einziges Mittel dar, dem Fortschritte der Verarmung zu steuern und Allen einen Zustand behaglichen Lebensgenusses zu bereiten. Er unterscheidet drei Hauptbasen der Production: das Capital, das Talent und die Arbeit; an die Stelle der Ehe setzt er die „progressive Wirthschaft" und die „Liebeszünfte" u. s. w. Das Ganze dieser mit einer unerbittlichen Consequenz durchgeführten Synthese ist im Vergleich mit den Details noch gar nichts. Um Fourier beurtheilen zu können, muß man ganze Seiten und Capitel voll der tiefsten und klarsten Ideen lesen, mit denen die größten Thorheiten und Hirngespinnste abwechseln. Will der Leser mir ein wenig Gehör schenken?

Die Welt hat vier Phasen und 32 Perioden und dauert im Ganzen 80,000 Jahre, 40,000 in zunehmender und 40,000 in abnehmender Strömung. Wenn wir bis zur zweiten Phase oder neunten Periode gekommen sind, so haben die Menschen den Erdball bis zum 60. Grade im Norden ausgebeutet, und dann zeigt sich am Himmel der große Nordschein (couronne boréale), ein fruchtbringender Strahlenring, welcher Kamtschatka in ein zweites Andalusien verwandelt. Die Leute, welche dann unter diesen Breitengegenden leben, trinken norwegische und russische Weine, die mit dem besten Madeira und Xeres Stich halten.

Die Wirkung dieses Nordscheins — schreibt Fourier — wird den Geschmack der Meere verändern und durch Ausgießung einer nördlichen Citronensäure alle Schwefeltheile auflösen oder niederschlagen. Dieses mit dem Salz vermischte Fluidum wird dem Meerwasser den Geschmack einer Limonade geben, welche wir Säuersalz (aigre-sel) nennen. Das auf solche Weise geschwängerte Meerwasser kann man mit geringer Mühe in süßes Wasser verwandeln, sodaß fortan die Schiffe der Sorge überhoben sind, ihren Vorrath von Wassertonnen mitzunehmen. Diese Zersetzung des Meerwassers mittels des Borealfluidums ist eine unerläßliche Vorbedingung zur Geburt neuer Seegeschöpfe; es wird eine Menge Amphibiendiener auftauchen, welche sich vor die Schiffe spannen und zum Fischfang abrichten lassen, und die Legionen von schrecklichen Seeungeheuern werden durch den Eintritt des Borealfluidums und die in Folge desselben bewerkstelligte Auflösung aller salzigen Theile des Seewassers allmälig aussterben.

Arme Walfische, Narwale, Pottfische, Delphine, Seehunde, Tümmler und ihr übrigen Riesen des Oceans, welche Fourier „infame Creaturen" nennt, wie wird es euch ergehen! Der Leser glaubt vielleicht, daß an diesem jüngsten Tage der Fischsäugethiere die Posaune des Herrn auch die Schollen, Flundern, Steinbutten, Dorsche, Stinte, Sardellen, Heringe, Thun-, Stock- und alle übrigen wohlthätigen Seefische vor Gericht rufen wird; das ist durchaus nicht der Fall. Fourier läßt uns die Landseen übrig, wo diese nützlichen Racen der Rückgrathtiere eingesetzt werden, wie ehemals die Thiere in die Arche Noah's; man verwahrt sie dort als gerettete Strandgüter, so lange bis mit dem Ocean die große Radicalcur vorgenommen worden ist.

Wenn die Sekten oder Phalangen aus unserm Planeten Alles herausgelockt haben, was eben aus ihm herausgebracht werden kann, so werden die Lebenden Wunderdinge schauen. In dieser Aera des Glanzes und der Harmonie „hat jede Frau einen Gatten, von dem sie zwei Kinder hat, einen Erzeuger (geniteur), von dem sie ein Kind hat, einen Geliebten, der mit ihr aufs vertrauteste lebt und offenkundig diesen Namen führt, und außerdem noch einfache Besitzer, welche aber von den Gesetzen nicht anerkannt werden".

(Die Fortsetzung folgt.)

Polnische Romanenliteratur.

1. *Edward Tarczn.* Kolyszczyzna i stepy. (Der Kosackenaufstand und die Steppen.) Wilna 1858.
2. Kurpie. Powieść historyczna *Wojcickiego.* (Die Kurpen. Historische Erzählung von Wojcicki.) Lemberg. Zwei Theile.

Wie einst durch Mickiewicz' Genius die lithauische Volksthümlichkeit und Geschichte zu einem Elemente der polnischen Literatur erhoben worden ist, so hat sich während des letzten Jahrzehnds in derselben auch ein ukrainisches Element geltend gemacht und sich bereits ein weites Terrain erworben. Erst durch diese ukrainisch-polnische Literatur ist uns die wundersame Gestaltung eines Landes und die überaus interessante Eigenthümlichkeit eines Volkes bis in die besondersten Züge enthüllt worden, von denen wir bisher kaum allgemeine Vorstellungen hatten. Dieser Literatur gehören u. A. die dem innersten Leben entquellenen und in jedem Herzen anklingenden Lieder von Bogdan Zaleski an sowie die poetischen Erzählungen von Goszczynski und die durch eine gute Übersetzung auch den Deutschen zugänglich gewordenen zauberischen „Kosackensagen" von Czajkowski. Als eine Einleitung in diese neuen Gebilde der polnischen Literatur kann nun die erste der oben angeführten Erzählungen betrachtet werden, deren unter dem Pseudonymen sich verbergender Verf. der bereits durch werthvolle Schriften bekannte Grabowski ist. Je harmloser und bescheidener der Dichter dieser Erzählung sich als Führer uns anbietet, um so freudiger ergreifen wir seine Hand, mit um so größerer Bereitwilligkeit folgen wir ihm; wir finden uns gar bald zurecht und fühlen uns mit ihm wohl in der fremden Umgebung, ja das

Interesse für das Land und die Bewohner steigert sich, je tiefer uns in deren Eigenthümlichkeit zu blicken vergönnt wird. Mit der größten Anspruchslosigkeit von der Welt erzählt uns unser Führer, wie er im vorigen Jahrzehnd in den poetischen Coterien zu Warschau, umgeben von mehren ausgezeichneten Dichtern, sich ebenfalls für einen Dichter gehalten, wie er dann nach seinem Heimatlande, der Ukraine, nach vieljähriger Abwesenheit zurückgekehrt sei, um auf dem angeerbten Gute, ungestört durch das Treiben der Welt, den Musen zu huldigen. Er befindet sich in dem Lande, nach dem alle polnischen Dichter sich sehnen; aber die Musen wollen nicht erscheinen, die poetische Begeisterung bleibt aus, die Historie, die weiten Ebenen des Landes und selbst die durch das Land zerstreuten Hünengräber schweigen und eine nüchterne Stimmung gewinnt die Oberhand. Da kommt unserm Führer eine Gelegenheit zu einer Reise weiter ins Land sehr erwünscht; er geräth wider Willen in eine adelige Familie, die ein einsames Gut bewohnt, und wird schon durch diese zum Theil von seinen Vorurtheilen gegen sein Vaterland geheilt und auf den rechten Standpunkt der Betrachtung gestellt. Endlich entfaltet sich ihm in den Erzählungen eines Greises, der unweit des Dorfes seine Hütte aufgeschlagen hat, das vielbewegte historische Leben des ukrainischen Volkes. Dieser Greis ist in seiner Jugend durch seine Unbesonnenheit in den Aufstand der Kosacken hineingezogen worden, in Folge dessen beim Beginn der Regierung des Königs Stanislaus August ein Theil der Ukraine aufs schrecklichste verwüstet worden ist. In der Erzählung seiner Erlebnisse stellt nun dieser Greis das ganze Haidamakenleben mit allen seinen Greueln und Unthaten, zugleich aber auch des Volkes innerste Gesinnung, des Landes eigenthümlichste Gestaltung auf das anschaulichste dar. Und zwar muß diese Erzählung das Gefühl um so tiefer berühren und die Phantasie um so lebhafter beschäftigen, je weniger ein Haschen nach Effect und ein selbstgefälliges Verweilen an den Schreckensscenen sich offenbart, je einfacher vielmehr und natürlicher, ja volksmäßiger die Sprache ist, die Manches lieber bedecken und errathen lassen möchte. Diese Erzählung bildet den Haupttheil des Werkchens, sie bekundet einen aufmerksamen und verständigen Beobachter seines Volks, der zugleich eine sehr glückliche Darstellungsgabe besitzt. Was sich als Epilog an diese Erzählung anschließt, ist mehr alltäglicher Art; natürlich hat unser Führer bei der Rückkehr in sein Dörfchen sein Vaterland mit ganz andern Augen zu betrachten gelernt, und vernehmbar reden zu ihm sein Land und dessen Geschicke.

Nicht von so hohem Interesse ist die zweite der obengenannten Erzählungen. Sie erscheint beiweitem mehr als etwas Gemachtes, es gibt sich ein mühsames Zusammenwerfen verschiedener historischer Momente und ein Verlangen kund, mannichfache Vorstudien über Gebräuche und Aberglauben des polnischen Volkes zu offenbaren und gelegentlich in die Darstellung zu verweben. So geschickt dies auch an mehren Orten geschehen sein mag, so wirkt doch diese Absichtlichkeit zuweilen störend auf den Leser. Es ist aus Karl's XII. Geschichte bekannt, daß derselbe während seiner Züge durch Polen mehrmals von polnischen Bauern überfallen wurde, und daß diese den schwedischen Heeren oft hart zusetzten. Woycicki stellt nun in seiner Erzählung die Kämpfe dar, die Karl mit einem kleinen Völkchen in Masowien zu bestehen hatte, das noch heute die Gegend von Ostrolenka bewohnt und nach seiner eigenthümlichen Fußbekleidung, einer Art Bastschuhen, Kurpie genannt wird. Die im Büchsenschießen gewandten und muthigen Kurpen erringen in ihren dichten Wäldern manchen Vortheil, erliegen jedoch endlich der Übermacht, und Karl rächt sich an ihnen auf die grausame Weise, daß er die gefangenen Kurpen zwingt, sich gegenseitig aufzuknüpfen. Vor allen Andern interessirt uns das Schicksal eines Waldwärters, dessen Gestalt in vollem Leben heraustritt. Einige Scenen, da Karl XII. in der Hütte eines Bauern Zuflucht sucht und, wenngleich erkannt, doch nicht ausgeliefert wird, dann da ebenso August II. durch einen seiner edelmüthigen Gegner aus sehr schwieriger Lage befreit wird, sind fast meisterhaft gezeichnet. Die eingestreuten Sittenzeichnungen sind wenigstens als Beiträge zur Kenntniß des polnischen Landvolkes dankenswerth; eine eingewebte, ziemlich verwickelte Liebesgeschichte dagegen erhebt sich nicht über gewöhnliche Erfindungen und vermag nur geringes Interesse zu erregen. 9.

Literarische Notizen.

Der Heroismus der bekannten Johanna Fourquet (nach Andern Jeanne Fouquet oder Jeanne Laine), welche im 15. Jahrhunderte Beauvais von gefahrlicher Belagerung im Vereine mit andern heldenmüthigen Frauen rettete und dadurch bewies, daß die Allmacht nicht auf Seiten der Bärte sei, ist soeben von den Dramenfabrikanten Bourgeois und Demerry zu einem Melodrama verbraucht worden, gewiß auf eine schnöde und ekelhafte Weise, wenn man hört, daß diese Herren aus Johanna, welcher sie auf dem Titel des Stücks den Namen Hachette gegeben, eine unverheirathete Mutter gemacht haben, die sich das ganze Stück durch mit ihrem schandlichen Verführer und ihrem Kinde beschäftigt. Wie weit die unanständige Verletzung aller Scham von Seiten besagter Herren geht, wird man aus Folgendem erkennen. Johanna erklärt, daß sie sich zum Kampfe anschicken wolle, sie hat neben sich das Kind, womit das Melodrama sie versorgt hat, und ruft: „Ein anderes Weib, Johanna genannt wie ich, hat schon einmal Frankreich errettet; ich habe den Muth dieses Weibes, aber ich habe noch etwas, was jenes nicht hatte — ein Kind!" Zuletzt bittet Johanna, die fille-mère, König Ludwig XI. um einen Namen für ihr Kind; sie glaubt, daß ihr Liebhaber, der Befehlshaber von Beauvais, so oft schon Verräther, sie verlassen hat oder geblieben ist; Ludwig XI., überhaupt geizig, schwankt, er fürchtet, daß das Geschenk eines Namens zu groß sei, als plötzlich und noch ganz zu rechter Zeit der Verführer anlangt. „Johanna", sagt der König, „du bittest um einen Namen für dein Kind, ich gebe ihm den Namen seines Vaters." Was hilft es, wenn ein französischer Kritiker selbst in gerechter Entrüstung ausruft: „O, gebt dem Melodrama die reinsten Namen, und es wird sie besudeln und beschmutzt wiedergeben!" Man kann dreist behaupten, daß die Theaterdirectionen auf eine consequente, fast systematische Weise dahin gearbeitet haben, den Geschmack, die Seelenkeuschheit des Publicums zu untergraben, und wenn der Sinn für das Keusche, Edle und Heilige so gebrochen, so erstorben erscheint, so ist ihnen wahrlich, bei der großen Wirksamkeit der Bühne, neben dem Einfluß der Leihbibliotheken der größere Theil der Schuld beizumessen. Gebt ihnen das Ärgste, das Sittenloseste, das Geschmackloseste, das Abscheulichste — sie werden es zur Aufführung bringen, wenn es einen guten Erfolg verspricht. Denn die Sitte gilt gegenwärtig nichts, der pecuniaire Erfolg Alles.

Ein für die Kenntniß des Nachdrucks in allen seinen Formen und Richtungen wichtiges Werk trägt folgenden Titel: „Traité de la contrefaçon et de sa poursuite en justice, ou de la propriété littéraire et industrielle. Par *Etienne Blanc*, avocat à la cour royale de Paris." Das Buch ist 600 Seiten stark und umfaßt zugleich die Erfindungs- und Vervollkommnungspatente, also überhaupt das industrielle Eigenthumsrecht, ferner das literarische Eigenthumsrecht, in Bezug auf dramatische und musikalische Werke, Maler-, Kupferstich- und Bildhauerwerke, Zeichnungen der Künstler und Fabrikanten, sei es in Seide, oder Tapeten, buntem Papier, Meubles, Stickereien u. s. w. Zugleich sind die darauf bezüglichen Gesetze und Verordnungen im Text, ferner mehr als 200 Rechtssprüche und Beurtheilungen, diese Materie betreffend, mitgetheilt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 76. — 17. März 1839.

Destinée sociale, par *Victor Considérant*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Nach der Liebe die Arbeit; diese wird sektenweise abgetheilt.

Jede Sekte bildet verschiedene Gruppen, welche wie ein Heer geordnet sind. Nehmen wir eine Anzahl von 600 Personen, die Hälfte Männer, die Hälfte Frauen, welche alle die Leidenschaft*) haben, Blumen oder Früchte zu bauen, z. B. sich auf Birnencultur zu legen. Diese Sekte würde die Sekte des Birnbaues heißen und in verschiedene Gruppen zerfallen, welche sich mit der Pflege einer oder mehrer Birnarten speciell befassen; so entstände eine Gruppe Schmelzbirnsektirer, eine Gruppe Bergamottebirnsektirer u. s. w.

Der Nordschein, das Limonadenmeer, die zur Arbeit herantanzenden Phalangen, die Erzeuger und die Bergamottebirnsektirer lassen voraussehen, daß sich der Erdboden wie die Menschheit verbessert und zu einer fabelhaften Vegetation gelangt. Das ist eine unausbleibliche Folge; es werden ungeheuere, übersüße Melonen und Kartoffeln wachsen, so groß wie die Kürbisse. Aber das kann nicht wol anders sein; denn die Menschen jenes Zeitalters leben 144 Jahre, erreichen einen Wuchs von sieben pariser Fuß, wiegen demnach wenigstens an die 300 Pfund und essen den Tag über ein Zwölftel ihres Gewichts, d. h. 25 Pfund. Man begreift daher, wenn die Brüste unserer gemeinsamen Amme, der Erde, das Unglück hätten, zu vertrocknen, so würden sich diese Kameraden von sieben Fuß untereinander aufspeisen. Obschon sehr gefräßig, so sind diese Riesen nichtsdestoweniger die ärgsten Feinschmecker; es gibt unter ihnen Sekten von Garköchen, Küchenmeistern u. s. w., und da auf Alles ein Preis und eine Belohnung gesetzt ist, gibt es sogar eine Sekte von „Vorschmeckern".

Die Gerichte dritter Classe, der gewöhnliche Nothbehelf des Volkes, werden an Feinheit und Delicatesse beiweitem die Schüsseln übertreffen, welche die modernen Gutschmecker als ausgesuchte Leckerbissen rühmen. Was die Mannichfaltigkeit der Gerichte anlangt, welche auf die gemeinsame Tafel kommen, so kann man solche nicht unter dreißig Schüsseln per Tag veranschlagen, welche in drei Absätzen servirt und bei jedem Absatz mit einem Dutzend verschiedener Weine und Getränke aufgetragen werden.

Und will man wissen, warum die Kinder so gern Süßes essen? Weil ihnen Gott eine angeborene Neigung, oder, mit Fourier zu reden, eine leidenschaftliche Anziehung für die Nahrung mitgegeben, welche ihnen in der neuen Fourier'schen Ordnung der vollkommenen und combinirten Association vorbehalten ist; denn das feinste Eingemachte wird nicht so viel kosten als das Roggenbrot, und sparsamkeitshalber wird die Regierung Crême und Confituren unter die Kinder der Armen austheilen lassen.

Die mit so mannichfaltigen und schmackhaften Gerichten beladenen Tafeln der combinirten Association sind mit einem Kranz von fröhlichen Gästen und schönen Frauen umgürtet. Von Ausschlußgesetzen, von Etiquette, von Kugelung, von läppischer Rangordnung ist keine Rede, in der vollkommensten Ordnung herrscht ein prächtiges Durcheinander, eine köstlich gemischte Gesellschaft.

Neben der Bacchantin, welche die Tugend der Brüderschaft übt und sich den Freuden des ganzen Menschengeschlechts widmet, trifft man Vestalinnen und keusche Jungfrauen, deren Treue erprobt ist.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Bericht abstatten von der galanten Politik, welche zum Aufgebot des Heeres angewandt wird; von den industriellen Zünften, wo Jeder seinen Rang und seinen Namen nach seinem Alter und seinem Geschmacke hat; von den prächtigen Festen, wo die Vestalen und Vestalinnen, die Bacchanten und Bacchantinnen Ballete aufführen unter dem Vorsitz der hohen Matrone. Ich verschweige ferner die Eroberung der Wüste Sahara, welche schiffbar werden soll, die Siege der Arbeiterarmeen über die Meerengen von Suez und Panama und übergehe endlich das symbolische Thier, die Sphinx und Hieroglyphe der combinirten Associationsordnung, die „Antigiraffe", ein Geschöpf, welches noch erst geboren werden soll und von

*) Der Ausgangspunkt des ganzen Fourier'schen Systems ist der „leidenschaftliche Organismus" des Menschen. Fourier gebraucht das Wort: passion, in dem Sinne von angeborenen Neigungen und Geschmacksrichtungen, welche er als die ersten und einzigen Triebfedern aller unserer Handlungen betrachtet, da wir ja nur handeln, um ein Bedürfniß, eine Neigung, einen Wunsch, eine Leidenschaft zu befriedigen; alle socialen Verhältnisse müssen daher nach dieser „leidenschaftlichen Naturanlage" geregelt werden. Das Böse existirt für Fourier keineswegs in der Natur des Menschen, sondern nur in der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, welche den angeborenen Neigungen Zwang anthut und, anstatt sie zum Guten hinzulenken, ihnen nur die Wege des Betruges, der Heuchelei und Ungerechtigkeit übrig läßt, wenn sie Befriedigung wollen.

seinem Vorläufer Karl Fourier zum voraus verkündigt und benannt worden ist.

Alles das und noch viel mehr liest man in jenem wunderbaren Octavbande, wovon, wie ich unlängst erfahren, die frommen Jünger des seligen Meisters eine neue Ausgabe veranstalten wollen. Etwas, was man nicht darin liest, was der Prophet bei seinen Lebzeiten nicht drucken zu lassen gewagt, sondern seinen Schülern als ein Vermächtniß hinterlassen hat, will ich verrathen; ich muß jedoch offen bekennen, daß ich das Geheimniß nicht aus der ersten Hand habe. „Wißt", soll Fourier auf seinem Sterbebett ausgerufen haben, „in 200 Jahren werden alle Menschen einen Schwanz von 32 Fuß Länge haben." Tod und Teufel!

Es ist Zeit, diese phantastische Welt mit der wirklichen zu vertauschen. Wird man mir aber unter dem Eindruck obiger Citationen Glauben beimessen wollen, wenn ich versichere, daß eben jener Mann, welcher so närrisches Zeug geschrieben, oft ein großer Weltweiser ist, der ernste, nicht genug zu beherzigende Worte sagt; ein gewissenhafter Schriftsteller, der unsere Gesellschaft kennt, wie sie Wenige kennen, und sie kritisirt, wie sie Wenige kritisiren, ein tüchtiger Physiolog und gründlicher Beobachter, ein guter Statistiker und ein ausgezeichneter Staatshaushaltslehrer, welcher mit Zahlen belegt, was für eine Unmasse socialer Kräfte in Folge unsrer mangelhaften Organisation verschleudert und vergeudet wird. Ist die Metaphysik Fourier's oft beschränkt, barock, dürftig, fabelhaft und dunkel, so ist dagegen seine Kritik klar, präcis, umfassend, tiefeingehend, schneidend, gedrängt, oft kaustisch, stets energisch. Er gefällt sich nie in leeren Declamationen über die Verdorbenheit der Menschen und Dinge; er analysirt, classificirt und beschreibt die Mängel unserer Civilisation nach Familien, Zünften und Gattungen und verfaßt gleichsam eine Naturgeschichte der Auswüchse unserer Culturzustände. Von Fourier gilt, was Saint-Martin von sich sagt: daß die meisten Schriftsteller nur vergoldeten Schmuz darböten, er dagegen schmuziges Gold darbiete.

Dieselben widersprechenden Eigenschaften charakterisiren Fourier's ausgezeichnetsten Schüler, Victor Considérant, welcher in den beiden vorliegenden Bänden eine Darstellung der „théorie sociétaire", d. h. des Systems seines Meisters gibt. Der theoretische, positive und organische Theil des Werkes bietet große Schwächen und phantastische Verirrungen; die Fragen der Geschichte und Metaphysik, der Industrie und Kunst sind allerdings stets mit eng zusammenhängenden Raisonnements abgehandelt, beruhen jedoch auf einer bestreitbaren, die ganze Weltgeschichte umkehrenden philosophischen Grundlage; die Vorschläge zu Sitten- und Familienreformen, die Entwürfe zu einer neuen Gemeindeorganisation und zu Phalanstèrestiftungen verrathen mehr poetische Einbildungskraft als praktischen Blick. Der ganze negative, kritische Theil des Buchs ist meisterhaft: mit Demosthenischer Beredtsamkeit und attischem Witze geißelt der Verf. die Stänker und Zänker, die nur in einer bissigen, unredlichen Tagspolemik ihres Lebens froh werden; die Notabilitäten des seichten, leeren und aufgeblasenen Journalismus, die ohne allen höhern geistigen Besitz einige wenige verknöcherte Gedanken, welche sie hier und da aufgerafft, fort und fort benagen; die Abnormitäten der gegenwärtigen Industrie- und Handelsverhältnisse, welche furchtbare Massen von Elend und Betrug erzeugen u. s. w. Die Kritik des Verf. ist keineswegs unbesonnen, eingebildet und oberflächlich wie die Kritik der französischen Blätter und Parteien, sondern sie dringt bis auf den Grund und stützt sich auf positive Thatsachen, auf constatirte und einregistrirte Übel, für welche eine friedliche, wissenschaftliche Heilung angeboten wird. Der Styl des Verf. hat jedoch eine durchaus kriegerische Haltung, und die sengenden und brennenden Ausfälle gegen den Bestand mancher Dinge sind viel mehr der wilden, ungebundenen Laune eines Eroberers als dem sanftmüthigen Charakter eines Friedensapostels angemessen. Die häufigen Abschweifungen aufs Gebiet der Tagspolitik hätten ebenfalls wegbleiben können, da sie zu den großen, tiefen kritischen und organischen Wahrheiten nicht passen wollen, deren Verbreitung das Buch befördern soll und deren Reinheit dadurch befleckt wird. Der Verf. gesteht übrigens in der Vorrede des zweiten Bandes, daß er oft zu weit gegangen, und verspricht, daß er in seinen künftigen Schriften den Bramarbasten und das Waffengeklirre des Styls vermeiden wolle.

Sind nun auch die Farben des Gemäldes, welches V. Considérant von unserer Civilisation entwirft, zu stark aufgetragen, so ersieht man doch daraus klar, welches hohe Capital von menschlicher Thätigkeit und Kraft unter den jetzigen Umständen verloren geht und zu durchaus nichts producirenden Gewerben und Handelsunternehmungen angewandt wird. Der Verf. zergliedert darauf die Falschheit unserer Handelsverhältnisse im Großen und Kleinen und beweist, welches Verderben die freie Concurrenz oder, wie er sich ausdrückt, die „anarchische Divergenz" bereitet.

(Die Fortsezung folgt.)

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Von Heinrich Theodor Rötscher. Erster und zweiter Theil. Berlin, Duncker und Humblot. 1837—38. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Im Allgemeinen ist philosophischen Kunstbetrachtungen manches Verdrießliche nachzusagen, besonders wenn sie das Einzelne berühren und lobend oder tadelnd hervorheben, woran man ohnedem sich erfreute, oder was man gern übersah, ohne jenes Eingehen ins Einzelne aber in ein allgemeines Gerede sich verlieren, weswegen Ref. gestehen will, er sei ihnen nicht besonders gewogen. Sagt doch der Verf. selbst: das erste Moment der philosophischen Thätigkeit in Behandlung des Kunstwerks sei ein „Zerbrechen der Form", wodurch im eigentlichen Sinne der schöne Bau decomponirt werde. Zerbrechen, um zu genießen, ist kein sehr rühmliches Verfahren, höchstens anwendbar bei mechanischen Werken, die sich zu ihrem Ganzen wieder zusammenfügen lassen und durch den Anblick ihrer einzelnen ineinanderwirkenden Theile anziehende Belehrung verstatten; tödtlich wie das Messer des Anatomen für die Freude an einem fröhlichen organischen Leben und unbefriedigend für die poetischen Schöpfungen des Genius, die doch immer mehr sind als

ein bloßer Gebrauch der Kunstmittel und eine Verkettung einzelner Theile. Goethe wünscht sich daher die unbefangensten Leser, die in dem Buche leben, sich vergessen, nicht analysiren, sondern wie ein Geheimniß das Dargebotene auffassen, Kindern gleich, die zuerst vor eine Schaubühne treten, nicht dramatischen Kunstrichtern, welche hinter den Coulissen gewesen und den Proben des Schauspiels beigewohnt.

Indessen Andere denken anders, und da ist ihnen unser Verf. willkommen, der die Kunst als Offenbarung des absoluten Geistes und die Einheit des in sich selbst vernünftigen Gedankens und seiner sinnlichen Gliederung begreift. Sie ist die Durchdringung des Idealen und Realen, und ihr Concretestes ist das einzelne Kunstwerk, in welchem sie erst wirklich ist. Man fragt: wie gewinnt der freiangeschaute Gedanke Form und Umgrenzung, warum hat die dichterische Phantasie sich gerade in diese Form entäußert? Dabei muß die Methode befolgt werden, das Allgemeine der concreten Idee in ihrer Besonderung nachzuweisen und die von der dichterischen Phantasie erzeugte Gestaltung derselben als vernünftig zu begreifen. Man soll das ästhetische Ganze auffassen und nicht blos stellenweise sich entzücken. Je umfassender das Denken ist, je mehr es sich der concreten Lebenselemente bemächtigt hat, desto sicherer wird es sich in die Schachten eines Kunstwerks hineinlassen und seine Schätze heben können; und dann wird die Macht der Kritik zur rechtfertigenden Erkenntniß des Objects, sobald sie in Schöpfungen eingeht, die, obwol in der Zeit erscheinend und eine Entwickelungsstufe bezeichnend, sich zugleich durch den innern absoluten Gehalt als für alle Zeiten gegeben, als ewige Offenbarungen der göttlichen Idee kund geben. Von diesem Standpunkte aus betrachten die vorliegenden zwei Theile Shakspeare's „König Lear" und Goethe's „Wahlverwandschaften".

Die gewaltige Schöpfung des Briten hat von jeher alle Leser und Bühnenzuschauer erschüttert. Ihr liegt zum Grunde eine Verletzung des ursprünglichsten sittlichen Verhältnisses der Familie, des Bandes zwischen Altern und Kindern, man erblickt eine von ihrer ursprünglichen sittlichen Wurzel sich lossagende Menschheit. An einem leidenden Individuum kommen diese Sünden zur Erscheinung, welches selbst nicht fleckenlos ist, indem es das Wort an die Stelle der That setzt und von dem erstern die Entscheidung über das größere oder geringere Maß der Liebe abhängig macht. Dieser Wahn ist seine Urschuld, und sie zeigt sich auch in einem der Haupthandlung parallel laufenden Verhältniß Gloster's zu seinen Söhnen. An beiden Schuldigen wird aber unendlich mehr gesündigt, als sie selbst gesündigt haben. Ref. möchte indessen nicht eben das ganze Gewicht der Schuld dieser Beiden auf den Wahn legen, daß in Worten die Gesinnung sich ausspreche. Der edle Mensch vertraut dem Worte und nimmt es für den wahren Ausdruck der Gedanken, erst Erfahrungen müssen ihn belehren, daß er dies nicht immer darf, und sie sind bei alter gewordenen Leuten allerdings vorauszusetzen dennoch aber wird bei aller Vorsicht der Geradsinnige ein Spiel des Schlauen und Versteckten, und ein Mangel an Vorsicht wird oft stärker bestraft als wirkliche sittliche Schuld. Allein jene leidenschaftliche Hast, mit welcher sich beide Väter zum ungleichen Verfahren gegen ihre Kinder entschließen und rucksichtslos das Gesetz der Gerechtigkeit beleidigen, ist durchweg tadelhaft und ein Vergehen wider ursprüngliches Familienverhältniß, welches die Unbehutsamen büßen. Ein solcher Mangel an Haltung führt zum Verderben und Wahnsinn, und der Dichter entrollt mit den eintretenden Folgen ein Blatt des Schicksals, der Menschengeschichte überhaupt. Laßt Könige im Momente blinder Übereilung willkürlich ihr Königreich vertheilen, erzürnte Väter die Söhne ohne Weiteres aus dem Hause werfen, und sie werden die Wahrheit des Spruches fühlen: Discite justitiam moniti nec temnere divos.

Cordeliens und Kent's Erscheinung verdichten sich im Gegensatz zu einem Bilde der sittlichen Menschheit, der kindlichen Liebe und Treue. Die Wahrheit rettet sich hinter die Maske des Narren, der mit seinem Humor den geliebten Herrn begleitet, hat aber keine Stelle mehr, als die Wolke des Wahnwitzes sich um den Geist des königlichen Greises lagert. Edgar muß durch erheuchelten Wahnsinn sich der wachsamen Bosheit entziehen, und hier hat die Verkehrung der sittlichen Weltordnung ihre Spitze erreicht. Die humoristische, erheuchelte und wirklich wahnwitzige Narrheit gewähren in ihrem Wechselspiel ein so tragisches Bild zerstörter menschlicher Verhältnisse, daß es kaum von einem andern übertroffen werden kann.

Den Herzog von Albanien betrachtet der Verf. als den Vertreter der sittlichen Ordnung in ihrer Erscheinung und Offenbarung im Staate. Seine schwach widerstrebende und übertäubte Stimme bezeugt die völlige Auflösung der sittlichen Idee in ihrer Erscheinung im Staate, ihm sind gleichsam wie einem Chor die über das Ganze sich erhebenden Gedanken zugetheilt, und er schließt auch wie ein antiker Chor beschwichtigend das Ganze. Ob der Dichter mit seinem Herzoge an den Staat und dessen Offenbarung gedacht, möchte Ref. sehr bezweifeln, und die Beziehung scheint etwas künstlich; indeß will er einem Ausleger die Freude nicht verkümmern, solche Deutung angemessen zu finden.

Die erschütterndste Verletzung des Pietätsverhältnisses konnte nur von der weiblichen Natur enthüllt werden, deren eigentlichste Stellung im sittlichen Kreise der Familie ist. Die beiden Schwestern Goneril und Regan zeigen eine totale Verstockung alles sittlichen Lebens und haben darum keine Charakterverschiedenheit. Der schlechte Edmund ist schon eine bestimmtere Gestalt und kann trotz seiner Verbrechen ritterliche Tapferkeit kund geben; außerdem gewährt auch die uneheliche Geburt, als eine unverschuldete Makel, ihm den Töchtern Lear's gegenüber eine menschlichere Folie, und sein Untergang ist deshalb ein anderer, nämlich durch eine ewige, in der Gestalt Edgar's einschreitende Gerechtigkeit, nicht durch eine sich selbst zerstörende Bosheit.

Der Wahnsinn hat weder als Strafe noch als bloßes Leiden poetische Bedeutung, und so auch nicht in unserer Tragödie, sondern er erscheint als ein großes Verhängniß, woran sich die Verrückung ursprünglich unverrückbarer Elemente enthüllt, als der Culminationspunkt einer totalen Verkehrung des ganzen Geschlechts. Der Anblick wirkt daher erschütternd, weil sich in ihm ein Äußerstes des menschlichen Unglücks darstellt, und erregt zugleich das tiefste Mitleid, weil an dem einzelnen Individuum der für Alle mögliche Ausgang eines ursprünglichen Wahns gegeben ist.

Den Untergang der Cordelia hat man als einen Verstoß gegen die poetische Gerechtigkeit betrachtet und daher auch wol das Stück dahin abgeändert, Cordelien siegreich und glücklich leben zu lassen. Allein sie, welche die reinste Pietät als Quelle alles sittlichen Lebens darstellt, hat mit dem Augenblick, wo sie durch ihr Erscheinen wie ein milder Genius auf Lear eingewirkt, ihre Aufgabe völlig gelöst. Da sie als Weib überhaupt ihre Stellung nur in der Familie hat, so vermag ihr auch diese wüste und zerstörte Welt keine Befriedigung mehr zu gewähren. Der Dichter wird auf solche Weise vom Verfasser gerechtfertigt.

Darf der Verf. mit diesen und andern sich daran knüpfenden Zergliederungen des großen britischen Kunstwerks sich beistimmender Leser im Ganzen versichert halten, so wird dies bei dem Gegenstande der zweiten Abtheilung, den „Wahlverwandtschaften" von Goethe, minder gewiß; denn es hat dieses Werk seit seiner Erscheinung mancherlei Anfechtungen erfahren, besonders von der sittlichen Seite, und wer es dagegen vertheidigen will, hat ziemlich festgewurzelte Vorurtheile zu besiegen. Der Verf. sieht in den Misverständnissen und Schiefheiten, welche die „Wahlverwandtschaften" erfahren haben, einen Beweis für deren hohe künstlerische Vollendung. Hätte der Dichter ohne letztere die Lehre des Ganzen in ein moralisirendes Wort gefaßt, so hätte er sich als Sittenprediger bei der Menge gerettet; aber gerade im Verschmähen dieses Auswegs liegt der künstlerische Takt, der seiner Sphäre nichts vergibt, selbst auf die Gefahr,

Digitized by Google

darüber für unsittlich gehalten zu werden. Er hat sich zur Aufgabe gestellt, die absolute Bedeutung und substantielle Macht desjenigen Instituts künstlerisch zu entfalten, welches die Grundlage aller sittlichen Ordnung, der Pfeiler des sich zum Gebäude des Staats abschließenden sittlichen Geistes ist — die Ehe. Sie ist erst durch das christliche Princip gestaltet zu ihrer absoluten Bedeutung und zu ihrem höchsten Rechte gekommen. Ihre Apotheose beruht auf der idealen Darstellung und Enthüllung aller ihrem Wesen und Begriffe entspringenden Verhältnisse und Collisionen, durch deren Reichthum sich ihre absolute Bedeutung und Macht als höchstes und erschöpfendes Resultat ergibt. Die „Wahlverwandtschaften" offenbaren in der Form der Kunst das Geheimniß der Ehe in ihrem höchsten, durch das Christenthum erst erreichten Begriffe. Die Ehe ruht auf der Liebe, die sich für ein Höheres, einen gemeinsamen Zweck freiwillig beschränkende, also die sittliche Empfindung. Wird der Mensch durch eine hiermit unverträgliche Naturgewalt so ergriffen, daß er wie durch Wahlverwandtschaft in diesen Proceß hineingerissen ist und durch dessen dämonische Gewalt zerstört wird, so ist dieser Untergang zugleich die Besiegelung der sittlichen Macht, der er nach seinem Bewußtsein angehört. Der Mann soll durch Kampf siegen, das Weib lebt wesentlich in der Empfindung; fällt jener der letztern anheim, so ist dies Schwäche und Ohnmacht, bei dem Weibe ist ihre That Entsagung. Daher wird ein Weib die Heldin unsers Kunstwerks, und in ihr erscheint sowol das Tragische eines großen, ja ungeheuern Schicksals als der Sieg der sittlichen Idee in höchster poetischer Fülle und Reinheit.

Diesen Hauptgedanken verfolgt der Verf. bei Entwickelung der einzelnen Charaktere. Des Hauptmanns Grundzug ist der klare, besonnene, seiner selbst gewisse, umsichtige Verstand. Charlotte zeigt das Bild eines vollen und gelungenen Lebens, in dem Verstand und Empfindung, Kälte der Reflexion und seelenhafter Ausdruck, bewußtes sittliches Verhalten und zarter Takt einander durchdringen. Daß ihr das gelungenste und befriedigendste Dasein versagt worden, ist ihr Verhängniß, ihr über alle Zurechnung erhabenes Geschick. Eduard's Grundzug ist Mangel an innerer Haltung und an dem nur durch die Arbeit mit sich und der Welt zu gewinnenden sittlichen Ernst und Energie. Dies bringt Lebensüberdruß und, vermöge einer durch Leidenschaft erzeugten Verkehrung der Verhältnisse, eine Sophistik des Verstandes. Ottilie ist ein mysteriöses Wesen, eine rein innerliche Natur, im Gegensatz zu Charlotten, ein Charakter unmittelbarer Naturbestimmtheit. Luciane, ihr Gegensatz, ist eine ganz in den Schein und die Oberflächlichkeit verlorene Individualität. Der Gehülfe gibt das Bild eines Mannes, der mit ganzer Seele und klarem Sinne einen höchst würdigen Beruf erfüllt und der Naturgewalt der Empfindung enthoben ist. Der Architekt ist edle Künstlernatur, ein voller, ganzer Mensch. Mittler erhebt sich einerseits wie ein Chorgesang zur Idee des Ganzen, andererseits wird er uns zu einer komischen Figur.

Wie der Verf. nun in den Verhältnissen solcher Charaktere seine Aufgabe weiter verfolgt und die Absicht des Dichters rechtfertigt, kann hier ohne ungebührliche Ausführlichkeit nicht dargelegt werden. Viel Scharfsinn und Feinheit der Bemerkungen zeigt sich in der gesammten Auffassung. Mit Recht gebührt der künstlerischen Composition der „Wahlverwandtschaften" eine volle Anerkennung. Man muß die Einfachheit der äußern Hülfsmittel und der ganzen Handlung des Werkes bewundern, und weil Alles im Innern der Individualitäten vor sich geht, die ganze Entfaltung sich auf dem Boden der Innerlichkeit begibt, fodert die Auffassung einen höchst gebildeten Sinn. Die Composition des Künstlers ist hier Alles, der bloße Stoff dagegen nichts. Was gibt es Alltäglicheres als zwei Gatten, welche sich durch ihre Empfindung mächtig von zwei Individualitäten angezogen fühlen, denen sie durch ihre Verhältnisse nicht angehören können? Und doch bewegt sich Alles um diesen einzigen Punkt. Aber welcher Reichthum in seiner Entfaltung, welcher Zauber in der Darstellung der Gemüthszustände, die zu einer so sinnlichen Klarheit gediehen sind, daß wir einen jeden ganz mit durchleben, ohne daß jemals die Idealität dabei eingebüßt wäre!

Ungeachtet der Gegengründe des Verf. steht zu vermuthen, daß die „Wahlverwandtschaften" für sehr viele Leser — vielleicht die meisten — einen Eindruck des Unsittlichen beibehalten. Irrt Ref. nicht, so liegt die Ursache in Folgendem. Eine krankhafte Schwäche mit mehr oder weniger Überspannung bringt die Glieder der Familie in Leiden und Tod, welche Schwäche freilich der leidenschaftlichen Liebe überhaupt eigen ist und erfahrungsmäßig sentimentale Zeitalter beherrscht, mithin dem Dichter wahre Farben eines Naturgemäldes verstattet. Allein dies Krankhafte erscheint im Namen und Sinn der „Wahlverwandtschaften" als das Nothwendige, Unvermeidliche, als das eigentlich Gesunde, hingegen das eheliche Band als ein Gesundheitstörendes, Pein und Krankheit Verursachendes, was man fortzuschaffen wünscht, es wegen seiner bürgerlichen Geltung nicht kann und dadurch zu Grunde geht. Wer Theil nimmt an den leidenden Personen, welche der Dichter mit vieler Achtung und Liebe behandelt und dadurch das Mitleiden verstärkt, wird aufgeregt gegen die ehelichen Verhältnisse, deren — doch mögliche — Auflösung Alles ins Gleiche brächte. Dadurch kommt die Erzählung in sich selbst den Verstandessätzen der Weltleute entgegen, welche das eheliche Leben als ein Zufälliges, dem Herzen selten Befriedigung Gewährendes betrachten. Und wenn nun am Schlusse Ottilie — die bedauernswerthe, mit Kopfweh und Überspannung behaftete Kranke — mit einem Heiligenscheine umgeben wird, sodaß die Berührung ihres Leichnams eine für wundervoll geltende Heilung hervorbringt, ist nicht die Verirrung selbst dadurch geheiligt? Ja, der Dichter bezeichnet dies auch für die Zukunft bleibend, als ein ewiges Gesetz gegen das eheliche Zeitliche, mit den Schlußworten des Werks am Grabe der Liebenden: „Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch' ein freundlicher Anblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen!" 7.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes kann von mir bezogen werden:

Der tiefe Meissner Erbstolln.

Der einzige, den Bergbau der Freyberger Reier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan,

dargelegt von

Siegm. Aug. Wolfg. Freih. von Herder,

königl. sächs. Oberberghauptmann.

Nebst einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grund-Risse.

Gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Das Werk des berühmten Verfassers war schon vor seinem Tode im Drucke beendigt und es wird jetzt gewiss die allgemeinste Theilnahme des bergbaukundigen Publicums und der „Freunde des Vaterlandes", denen der Verfasser dasselbe widmet, erregen. Für die würdige Ausstattung des Werks sind keine Kosten gespart worden.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 77. — 18. März 1839.

Destinée sociale, par *Victor Considérant*. Zwei Bände.

(Fortſetzung aus Nr. 76.)

Der zweite Abſchnitt des kritiſchen Theils iſt der Prüfung der verſchiedenen ſocialen Formen gewidmet. Der Verf. ſtellt zunächſt eine transſcendente Formel für die Bewegung im Allgemeinen auf und wendet nachher dieſe Formel auf die geſchichtliche Bewegung der Menſchheit an, welche er in folgender ſinnbildlichen Curve ausdrückt:

Zunehmende Tranſition	oder	Geburt.
Erſte Phaſe	oder	Kindheit.
Zweite Phaſe	oder	Jugend.
Gipfel und Höhepunkt	oder	Reife.
Dritte Phaſe	oder	Verfall.
Vierte Phaſe	oder	Greiſesalter.
Abnehmende Tranſition	oder	Tod.

Die vier Phaſen zerfallen jede in eine gewiſſe Anzahl von Perioden. Die Kindheitsphaſe begreift deren folgende ſieben:

1. Urperiode (Edenisme)	—	Dämmerung des Heils.
2. Wildheitsperiode (Sauvagerie).		Zeitalter der Treuloſigkeit, Ungerechtigkeit, Falſchheit, Bedrängniß, Armuth, Umwälzung und Schwachheit.
3. Patriarchaliſche Periode.		
4. Barbareiperiode	— —	
5. Civiliſationsperiode.		
6. Garantienperiode (Garantisme).		
7. Einfache Aſſociationsperiode	—	Morgenröthe des Heils.

Die erſte Periode umfaßt den Zuſtand der erſten Menſchen, welchen die Dichter in den Garten Eden und in das goldene Zeitalter verlegen, wo es noch keinen individuellen Grundbeſitz gibt, wo die Liebe durch keine geſellſchaftlichen Verträge und Vorurtheile gefeſſelt und die Fülle der natürlichen Reichthümer ſo überwiegend über die Bedürfniſſe iſt, daß kein Intereſſenſtreit entſteht und die größte Milde der Sitten herrſcht. In dieſer Urperiode iſt der Menſch glücklich, aber er iſt ſich ſeines Glücks nicht bewußt; ſie kann daher nicht ewig dauern und muß ein Ende nehmen. Gleich wie das Kind, wenn es die Milch der Mutterbruſt verweigert und ſubſtantiellere Nahrung verlangt, durch die ſchmerzliche Kriſe des Zahnens die Werkzeuge erhält, womit es ſtärkendere Speiſen zermalmen und ſich einverleiben kann, ebenſo muß die Menſchheit eine ſchmerzliche Kriſe durchmachen, welche ihr die Werkzeuge und Mittel des Fortſchritts verſchafft; die Geburt der Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie bewerkſtelligt ſich nur in anarchiſch verworrenen Perioden, welche die Waffen des Glücks ſchmieden, wovon die kommenden Geſchlechter Nutzen ziehen. Mehre ganz natürliche Urſachen führen den Bruch der Urgeſellſchaft herbei, namentlich das Anwachſen der Bevölkerung, welches den urſprünglichen Überfluß vermindert und allmälig in Hungersnoth verwandelt. Sobald dieſes Ergebniß ſich bemerkbar macht, ſo iſt die Eintracht zerſtört; Zwietracht, Feindſchaft und Eigennutz nehmen ihren Wohnſitz unter den Menſchen; die ſocialen Bande löſen ſich auf, und in dieſem allgemeinen Schiffbruch des menſchlichen Bewußtſeins bleibt nichts übrig als die Familienliebe, welche fortan zur engen, ausſchließlichen Baſis der geſellſchaftlichen Zuſtände erhoben wird. Daraus entſpringt die „Wirthſchaft in Paaren", und von Stund an fällt die Menſchheit in die Incohärenz der Wildheitsperiode, der sauvagerie.

Der Krieg beginnt; die Familien ſtehen zuſammen, ſchließen Offenſiv- und Defenſivbündniſſe untereinander, und ſo bildet ſich die Horde. Die Induſtrie beſchränkt ſich auf Jagd, Fiſchfang und Waffenfabrikation. Die Frau lebt in Knechtſchaft, der Mann in völliger Ungebundenheit und im Genuß der ſieben Naturrechte: Ernte, Weide, Jagd, Fiſcherei, innerer Verband, auswärtiger Diebſtahl, Sorgloſigkeit. In den beiden folgenden Perioden des Patriarchats und der Barbarei herrſcht das Familienprincip unbedingt vor; die Induſtrie macht jedoch einen Fortſchritt: neben Jagd und Fiſcherei wird auch Ackerbau betrieben und der Unterſchied von Mein und Dein auf den Grundbeſitz angewandt. Der Menſch klebt ſich an die Scholle; Staaten entſtehen, Tauſchhandel und Manufacturen fangen an zu blühen; aber da alle dieſe Fortſchritte unter Kriegen und Verwirrungen ins Leben treten, ſo herrſcht und gebietet die rohe Kraft allein; der Einzelwille beugt ſich vor dem Willen des Anführers; die Sklaverei der Wehrloſen, Gewerbtreibenden und Frauen erreicht den höchſten Grad. Die Prieſterregierung vermittelt den Übergang aus der Barbarei in die Civiliſationsperiode, in welcher wir gegenwärtig leben. Da dieſe Epoche für die Zeitgenoſſen von der größten Wichtigkeit iſt, ſo hat ſie der Verf. ſpeciell definirt und die Entwickelungen, welche bereits durchlaufen oder noch zu durchlaufen ſind, bis ins Einzelne angedeutet. Er unterſcheidet darin vier Phaſen „zunehmender und abnehmen-

der Strömung oder Schwingung", und nimmt zwischen beiden in der Mitte eine Zeit der Höhe an. Jede Phase hat ihren „einfachen und zusammengesetzten Keim", ihren „Gipfel- oder Hauptcharakter", ihr „Gegengewicht" und ihren besondern „Ton".

Die erste Phase zunehmender Strömung ist die Kindheit der Civilisation, deren einfacher Keim die ausschließliche Ehe oder Monogamie, und deren zusammengesetzter Keim die patriarchalische Herrschaft und das Feudalwesen ist. Die Frauen sind aus den Harems und Gynäceen entlassen und bürgerlicher Rechte theilhaftig geworden. Diese Errungenschaft der Frauen ist der regelmäßige Übergang aus der Barbarei zur Cultur und bildet den Gipfelcharakter dieser Epoche; denn „wenn die Barbaren die Monogamie annähmen, so würden sie durch diese Neuerung allein Cultivirte werden, gleich wie wir zu Barbaren herabsänken, wenn wir die Einsperrung der Frauen einführen wollten".

Diese Standesänderung der einen Hälfte des Menschengeschlechts verleiht den Sitten eine neue Färbung, erzeugt die Galanterie, das Ritterwesen und begünstigt in hohem Grade das Aufblühen der Wissenschaft, Kunst, Musik und Poesie; allein mit diesen schönen Keimen entwickeln sich zu gleicher Zeit List, Falschheit, Betrug und Heuchelei. In der Periode der Barbarei war die Herrschergewalt noch unumschränkt; in der ersten Phase der Culturepoche ist sie bereits getheilt und die großen Kronvasallen bilden das Gegengewicht gegen die königliche Macht. Diese Sachlage bewirkt die Emancipation der Gewerbtreibenden, welche aus Sklaven Leibeigene werden. Die Edelleute belieben ihre Vasallen in gnädigen Schutz zu nehmen und die Rechte der Schwachen zu vertheidigen. Aus der Galanterie gegen die Frauen und aus dieser oberlehnsherrlich-liberalen Tendenz entspringt der ritterthümliche Geist, welcher den „Ton" dieser Culturepoche angibt.

Die zweite Phase zunehmender Strömung ist die Jugend der Civilisation, welche als „einfachen Keim" die Communalfreiheiten und als „gemischten Keim" die Pflege der Künste und Wissenschaften in sich schließt. Die ehemaligen Vasallen sind Bürger und Volk geworden, welche sich gegen die Feudalität mit dem Königthum verbunden haben und sich Privilegien erkämpfen. Der Hauptcharakter dieser Phase ist die Emancipation der Gewerbtreibenden, und wie früher an den großen Kronvasallen, so findet nunmehr die Staatsgewalt ihr Gegengewicht in dem Repräsentativsystem, und auf die Illusionen des Ritterthums folgen die Illusionen der politischen Freiheiten, welche den Ton in dieser Periode angeben.

Inzwischen ist die Civilisation auf ihrer Höhe angelangt; sie hat ihre Aufgabe erfüllt und die Seewege und die Experimentalchemie entdeckt, zugleich aber auch Entwaldung und Staatsanleihen veranlaßt, welche den Verfall herbeiführen. Die Auffindung der Seewege erzeugt das Seemonopol; die Chemie trägt zur Verfälschung aller Lebensmittel und Fabrikate bei; die Entwaldung enthält den Keim der materiellen Verschlechterung, weil sie die Atmosphäre verdirbt, und die Staatsanleihen begründen die politische Verschlechterung, indem sie ein industrielles und finanzielles Feudalwesen zu Stande bringen.

Der Mensch hätte mit den Hülfsmitteln, welche ihm diese Höhenperiode der Civilisation an die Hand gab, in die Periode der Garantien treten können; allein da er das Ziel verfehlte, so begann sofort die abnehmende Strömung der Civilisationsbewegung, in welcher sich heutiges Tags die gebildetesten europäischen Nationen befinden. Das Schlimme dabei ist, daß diese schmach- und gefahrvolle Bahn bis ans Ende zurückgelegt und ausgegangen werden muß; denn wenn wir unterwegs stecken bleiben oder uns auflehnen, so fallen wir unmaßgeblich in die Barbarei zurück. Jedoch wird diese Barbarei nicht so arg ausfallen wie die barbarischen Zeiten, welche auf den Untergang der Civilisation im westlichen Asien, in Ägypten und im römischen Reiche folgten, Dank sei es der Buchdruckerkunst, welche unsere wissenschaftlichen Documente zu sehr vervielfacht hat, als daß sie selbst im Fall einer solchen Katastrophe alle untergehen könnten; und wenn nur ein einziges Exemplar von Fourier's Werken gerettet wird, so geht diese Krise glücklich vorüber.

Die abnehmende Strömung der Civilisation tritt mit der dritten Phase ein, wo der Verfall der Cultur anfängt. Der Reichthum der Gewerb- und Handeltreibenden hat das Feudalwesen des Mittelalters getödtet; die sociale Macht beruht nicht mehr auf Wappen und Pergament, sondern auf Geld. Der einfache Keim dieser Phase ist der Handelsgeist und der zusammengesetzte Keim begreift die Actiengesellschaften der großen Capitalisten, welche die kleinen Verkäufer und Producenten erdrücken. Daraus entspringt das Seemonopol oder das hohe Handelsmonopol, welches den Hauptcharakter dieser Epoche bildet und sich zum Schiedsrichter der Nationen aufwirft. Das Princip der freien Concurrenz, welchem die Finanzaristokratie ihr Entstehen verdankt, erzeugt zu gleicher Zeit die Handelsanarchie, welche als Gegengewicht drückt und dem Kleinhandel sein Bestehen neben dem Großhandel sichert. Der allgemeine Ton dieser Periode sind die staatswirthschaftlichen Illusionen.

Die vierte und letzte Phase dieser abnehmenden Strömung umfaßt das Hinscheiden, das Absterben der Civilisation, welches wir zunächst erleben werden. In Folge der Handelsanarchie wird man wieder zu privilegirten Zünften und einer bestimmten Anzahl von Meisterstellen seine Zuflucht nehmen, um die überzähligen Reihen des kleinen Handelsstandes zu lichten. Auf dem platten Lande werden die großen Capitalisten „landwirthschaftliche Leihhäuser", d. h. Localbanken stiften, welche dem kleinen Landmann auf Gutshypothek und gegen übermäßige Zinsen baar Geld vorstrecken, und durch diese Manœuvres nach und nach den größten Theil des Territorialeigenthums in die Hände Weniger bringen und den kleinen Grundbesitzer verdrängen. Auf diese Weise wird das industrielle Feudalwesen förmlich constituirt werden; die Landbauern, ihres kleinen Eigenthums ledig, werden als Taglöhner auf den großen Gütern arbeiten, wie heutzutage die Fabrikarbeiter in den Manufacturen arbeiten. An die Stelle

der individuellen Leibeigenschaft, welche dem Lehnsherrn das Eigenthumsrecht über seine Vasallen zusprach, tritt die Collectivleibeigenschaft, welche den Grafen, Baronen und Herzögen der Finanz, Industrie und Ökonomie die untern Volksclassen scharenweise zur Verfügung stellt. Die neuen Vasallen werden von ihren neuen Herren allmälig gnädig behandelt werden und auf den großen Gütern stets Nahrung und Obdach finden. Auf diese Weise begründet der neue Handelsadel eine neue Gewalt neben der Staatsgewalt und drückt als Gegengewicht gegen das Umsichgreifen der Regierung. Falsche Ideen über Association geben den Ton dieser letzten Culturepoche an.

Die Civilisationsperiode beginnt und endigt, wie aus dieser flüchtigen Analyse erhellt, mit einem Feudalsystem. Die beiden Phasen der zunehmenden Strömung vermindern die persönliche oder directe Knechtschaft, und die zwei Phasen der abnehmenden Strömung vermehren die collective oder indirecte Knechtschaft. In den beiden äußersten Phasen bildet sich zwischen den mächtigen Herren und ohnmächtigen Vasallen ein Schutz- und Protectionsverhältniß; in den dazwischenliegenden Phasen dagegen, wo die Kräfte noch ungleicher sind, steht das Barometer stark auf Krieg und Revolution, welche in den ersten Perioden einen politischen Charakter, zuletzt eine industrielle Farbe annehmen.

Damit beschließt der Verf. den negativen, kritischen Theil des ersten Bandes. Das erste Buch des positiven, organischen Theils verbreitet sich weitläufig über die Feststellung des socialen Problems und die höchst wichtige Frage der materiellen Interessen. Das Problem der Zeit ist „die Vermehrung des Nationalreichthums und die Vertheilung dieses Reichthums auf Alle, je nach Verhältniß des Capitals, des Talents und der Arbeit, welche Jeder auf die Production gewandt hat". Die Mittel zur Lösung dieses Problems sind die Organisation der Gemeinde und die Association.

Die Association ist das Grundgesetz der neuen Ordnung und die Gemeinde das „Zellenelement" des neuen Gesellschaftsverbandes. Von einer nach den Grundsätzen der Fourier'schen Schule eingerichteten Gemeinde, commune societaire, wird das Heil der Menschheit ausgehen; man gebe den Fourieristen nur eine kleine Quadratmeile Terrain und einige Millionen, um ihre Versuche anzustellen, und von dem Augenblicke an sind sie Herren des Weltalls.

(Der Beschluß folgt.)

Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans.

Der Ursprung des jetzt in Frankreich regierenden Hauses Orleans schreibt sich von dem Bruder Ludwig's XIV. her, der in zweiter Ehe an die Tochter des vorletzten Kurfürsten von der Pfalz von der Simmern'schen Linie, Elisabeth Charlotte, verheirathet war. Diese, die Mutter des berüchtigten Herzogs von Orleans, der während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. Regent war, ist also die Stammmutter jenes Hauses und würde, wäre sie nicht schon an sich eine der merkwürdigsten Frauen, dadurch noch mehr Aufmerksamkeit verdienen. Ihre deutsch geschriebenen Briefe, von denen leider nur der kleinste Theil durch den Druck veröffentlicht worden, sind bekannt genug.*) Ihrer wird daher auch in fast allen Memoiren über den Hof Ludwig's XIV., namentlich in denen des Herzogs von St.-Simon u. A. gedacht, und zwar auf eine Weise, die meist mit Dem, was sie von sich selbst sagt, übereinstimmt. Die neueste Gelegenheit zu einer solchen Vergleichung geben die Memoiren der Marquise von Créquy**), dieser in anderer Art merkwürdigen Matrone, die aus dem siècle de Louis XIV durch alle Stürme der Revolution bis in die Regierung Bonaparte's hinübergelebt hat. Ihr unbegrenzter Haß gegen die Familie Orleans, der hochfahrende Übermuth, mit dem sie im Geiste des altfranzösischen Adels alle fremde, besonders deutsche Rivalität behandelt, ihr blinder Religionseifer läßt eine Lobrednerin jener Prinzessin nicht erwarten, und die Correspondenz der Letztern, in der sie, ebenso wahr als unbefangen und derb, die Krebsgeschwüre des französischen Hoflebens aufdeckt und ihrer gleißenden Hülle entkleidet, ist ihr ein besonderer Dorn im Auge. Diese Correspondenz ist aber auch einzig in ihrer Art; sie zeigt uns eine deutsche Prinzessin, die, durch Politik plötzlich von dem kleinen heidelberger Hofe an den glänzendsten, aber auch lasterhaftesten von Europa versetzt und zur Madame (Gemahlin des Bruders des regierenden Königs) gemacht, ohne körperliche Reize, ohne imponirenden verwandtschaftlichen Rückhalt, von ihrem Gemahl hintangesetzt, dem tausendfältigen Spiel der Intrigue unter den Gliedern der königlichen Familie, den Maitressen und Bastarden des Königs, den Großen und Hofleuten preisgegeben, dennoch auf eigenen Füßen steht, sich überall in Achtung erhält, den König, der Alles beherrschenden Maintenon zum Trotz, die bei ihr nur „die alte Zotte" heißt, und selbst ihren Gemahl in dessen letzten Lebensjahren zu gewinnen weiß, ohne daß sie aufhört eine deutsche Frau zu sein und eine Ehre darein zu setzen. Es konnte nicht fehlen, daß sie damit an einem Hofe, dessen Sitte von der deutschen so sehr abwich und so allgemeine, ja sklavische Nachahmung fand, mancherlei Anstoß gab, daher sie der Herzog v. St.-Simon eine „princesse toute de l'ancien temps, fort allemande et sauvage" nennt. Wenn ihre Briefe einem Historiker wie Spittler, der sie wohl zu schätzen wußte, dennoch Veranlassung zu der Äußerung geben, man wisse nicht, ob man wünschen solle, daß die Prinzessinnen viele Briefe schreiben und sich diese auf die Nachwelt erhalten mögen, so ist daran der Charakter der Zeit und des Hofes, an dem sie lebte, schuld. Beide sind inzwischen anders und besser geworden; wie sie aber damals waren, ist die deutsche Geradheit, welche das Kind überall beim rechten Namen nennt, ehrenwerther als das lüsterne Versteckspielen französischer Zeitgenossen. Doch wir kommen zur Créquy zurück, die Alles, was jene mit ebenso großer Unbefangenheit als scharfer Beobachtungsgabe von ihren Umgebungen Nachtheiliges berichtet, einem angeborenen Hange der Prinzessin zur Médisance zuschreiben möchte, übrigens ihr aber doch nur von Seiten der Garderobe und Küche beikommen kann. Sie schildert als Augenzeugin einen Besuch, den die Prinzessin als veuve de Monsieur, also schon über 60 Jahre alt, bei der Maintenon in Gegenwart des Königs macht. Diese ließ ihr einen Lehnstuhl bringen und erhob sich, um sie zu grüßen, ging ihr aber weder entgegen, noch gab sie ihr beim Abschiede das Geleit. „Die Prinzessin war amazonenartig gekleidet, in einem tuchenen Mannsüberrock mit Tressen besetzt; dazu trug sie einen Weiberrock, eine Perücke mit drei Zipfeln wie der König und eben solchen Hut wie dieser. An den Fü-

*) „Anekdoten vom französischen Hofe aus der Zeit Ludwig's XIV. und des Herzog Regenten, aus Briefen der Madame d'Orleans" (Straßburg 1789); „Bekenntnisse der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans aus ihren Originalbriefen" (Danzig 1791); Schütz's „Leben und Charakter der Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans, nebst Auszügen aus ihren Briefen" (Leipzig 1820).

**) „Souvenirs de la M. de Créquy" (7 Bde., 3. Aufl., Paris 1837, deutsch von Fanny Tarnow unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten einer Aristokratin" (4 Bde., Leipzig 1835—37).

sen hatte sie Stiefeln und in der Hand eine Reitgerte. Während der Begrüßungen, die sie ungezwungen und pünktlich vollzog, wurde der Hut von ihr weder abgezogen noch gelüftet. Sie hatte eine schlechte Figur, ein schlechtes Benehmen, und war schlechtdenkend gegen die ganze Welt. Ihr Gesicht war kurz, breit und stark von Farbe, wenig Nase, kein Kinn, auf den Backenknochen roth, die Augen schwarz und lebhaft, ohne Geist, man glaubt solche Gesichter überall gesehen zu haben. Sie sprach und träumte nur vom heiligen römischen Reiche; wollte der Himmel, sie wäre darin geblieben, dann wäre uns der Regent und seine traurige Sippschaft nicht über den Hals gekommen." Der hier geschilderte halbmännliche Aufzug ist ein selbst im Alter noch unverwischter Überrest ihrer Jugendneigungen, die denen ihres weibischen Gemahls geradezu entgegengesetzt waren und von denen sie selbst sagt: „Ich bin mein Lebtag lieber mit Degen und Flinte umgegangen als mit Puppen, wäre gar zu gern ein Junge gewesen und das hätte mir schier das Leben gekostet, denn ich hatte erzählen hören, daß Marie Germain*) vom Springen zum Mannsmenschen geworden, das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen." Ebenso naiv beschreibt sie ihr eigenes Äußere in folgender Stelle, wo sie nicht viel besser mit sich selbst umgeht als oben ihre Feindin: „Ich muß wol häßlich sein, ich habe gar keine traits gehabt, kleine Augen, kurze dicke Nase, platte lange Lefzen, das kann kein Gesicht formiren, große hängende Backen, ein groß Gesicht, ich bin gar klein von Person, dick und breit, kurzer Leib und Schenkel, Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen. Hätte ich kein gut Gemüth, könnte man mich nirgends leiden."

Endlich erzählt die Créquy von ihrer Liebhaberei für die deutsche Küche Folgendes: „Sie lebte nur von Biersuppe und Pökelfleisch. Besonders liebte sie ein Gericht von gegohrenem Kohl, den sie sich aus der Pfalz schicken ließ, und der jedesmal, wenn sie davon aß, das ganze von ihr bewohnte Schloßviertel mit dem abscheulichsten Geruch verpestete. Sie nannte das schaucrnout, und da Jeder, der sie essen sah, davon kosten sollte, so war es zum Davonlaufen. Sie machte daraus eine patriotische Verfolgung und setzte eine unbegreifliche Eitelkeit darein. Gegen meine Großmutter, die übrigens wohl wußte, was sie davon zu halten hatte, war sie äußerlich so freundlich, daß sie sie zuweilen bei Tische behielt. Da gab es denn verwünschte Ragouts, gebackene Pflaumen und Birnenschnitze mit Speck und Zwiebeln gekocht, Salat von rohem Herring, rohem Lauch und rohen Äpfeln mit Öl und Senf, endlich Pasteten von Fisch und Schnecken, die sie aus Baiern bekam, und ich kann versichern, daß sie die Melonenscheiben, die sie aß, gewöhnlich mit Spaniol bestreute. Wem nach solchen Speisen übel wurde, dem wollte sie mit einer Latwerge von Mumie helfen. Nichts war in ihren Augen heilsamer als Mumie; sie wurde nicht müde solche anzupreisen."

Auch dies stimmt mit Dem überein, was die Prinzessin an mehren Stellen von ihrer Vorliebe für die derbe vaterländische Kost sagt, nur daß sie damit mehr Glück gemacht zu haben scheint, als die Marquise vermuthen läßt. „Niemand ist verwundert, daß ich die Metwürste gern esse, ich habe auch hier den rohen Schinken in Mode gebracht, alle Menschen ißt es nun auch hir undt viel von unsrn deutschen Essen, als Sauer- und Süßkraut, Krautsallat mit Speck, Braunkohl auch Wildbret, daß man hier schier gar nicht ißt, daß alles habe ich à la mode gebracht und pfannenkuchen mit Bückling dem gutten König Essen gelehrt. Ich habe mein teutsches Maul so auf die teutschen Speißen verleckert, daß ich keinen Einzigen französischen ragout leiden kann. Ich bin in allem ganz auf den teutschen Schlag." „Alles fremde Zeug kann ich weder leiden noch vertragen, nehme weder Choccolade, Caffée noch thée, alles dieses ist mir durchaus zuwider. Ich esse keine Suppe als Milchsuppe, Biersuppe und Weinsuppe, ich kann gar keine Fleischbrühe vertragen, esse ich sie pur, so muß ich mich aufs Blut übergeben, Schinken und Knackwurst ersetzt mir den Magen wiedr." Hätte die Arme nur alles andere Widerwärtige, was sie hier erleben mußte, ebenso abweisen oder unterdrücken können! Das Fürchterlichste und Schmerzhafteste war ihr die unverschuldete, mordbrennerische und unmenschliche Verheerung ihres Vaterlandes durch Ludwig's XIV. Truppen 1689 und der Brand dessen blühendster Städte, worunter ihre eigene Geburtsstadt. Dieses Schreckensbild verfolgte sie damals bei Tage, und Nachts lag sie wie auf glühenden Kohlen, und schreckliche Träume ängstigten ihre Seele. Aber gegen die raisons d'état des tyrannischen Königs und seines hartherzigen Ministers war keine Hülfe zu finden. 138.

*) Marie Germain war, wie Montaigne (B. I, Cap. 20) erzählt, ein Hermaphrodit, bei dem nach einem heftigen Sprunge das männliche Geschlecht zum Vorschein kam; daher ein französisches Volkslied die Mädchen warnt, nicht so viel zu springen, damit es ihnen nicht wie Marie Germain gehe.

Notiz.

Lamartine und das „Journal des débats".

Das „Journal des débats" zeigt die neue Ausgabe an, welche die Buchhändler Gosselin und Furne von den Werken Lamartine's veranstalten, und ergießt sich bei dieser Gelegenheit in die überschwänglichsten Lobeserhebungen, um den Dichter mit vollem Athem und Anstrengung aller Kräfte zu feiern. Das ministerielle Journal hat gut loben, seitdem Lamartine die Opposition mit dem schwarzfarbigen Pinsel seines Tadels zu zeichnen gesucht hat; es streicht Hrn. Lamartine wie ein Kaufmann seine Waare heraus. Lamartine ist diesem Journale zufolge nicht blos ein Poet, den auch die dichterische Vergangenheit Frankreichs mit Entzücken als den Ihrigen anerkennen würde, sondern auch Derjenige, auf dessen zarten Schultern die dichterische Zukunft Frankreichs beruht; er ist ein bewundernswürdiger Poet, „qui tient à la fois de Racine et de lord Byron", jenem verbrüdert durch die Sprache, diesem durch die Erfindung, gläubig wie jener, begeistert wie dieser, ein christlicher Dichter wie jener, ein leidenschaftlicher wie dieser u. s. w. So geht es in diesen Lobphrasen fort, deren sich in Deutschland ihrer Trivialität wegen bereits das untergeordnetste belletristische Blatt schämen würde; man liest dergleichen bei uns höchstens in den enthusiastischen Berichten über Theater- und Concertabende, wie sie besonders in den wiener Journalen zum Ausbruch kommen. Weiterhin heißt es: „Quel beau livre les Méditations! Quel poème les Nouvelles Méditations! Quel cantique admirable les Harmonies! Quel beau, simple et touchant roman de l'amour aux prises avec le devoir, Jocelyn!" Quel beau und wieder quel beau! Aber Jules Janin, jene bekannte Feuilletonnotabilität, bleibt bei dem Dichter Lamartine allein nicht stehen, er bewundert auch seinen „unerschöpflichen Muth"; er bewundert in ihm nicht nur den Prosaisten, den Historiker, den Reisenden, den Dichter, den Philosophen, sondern auch — man höre! — den Politiker, über den die französische Tribune erstaunt und entzückt, auf den sie stolz sei u. s. w. Lamartine mit seinen dichterischen Phrasen und seiner dünnen und doch verworrenen antinationalen Politik ist allerdings ein Staatsmann, welcher in dem niedern politischen Dunstkreise eines Jules Janin und seiner Geistesgenossen, deren Begriffe Goldschaum sind, vollkommen heimisch und nur innerhalb desselben verständlich ist. Übrigens erscheinen die Werke des Lamartine, dessen Verdienste als Dichter wir durchaus nicht schmälern wollen, in 12 Octavbänden auf feinem Velinpapier, mit 450 Vignetten und 31 Kupferstichen geschmückt. Diese neue Ausgabe wird in 168 Lieferungen, jede zu 50 Centimen, ausgegeben, alle Donnerstage eine derselben. 105.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 78. — 19. März 1839.

Destinée sociale, par *Victor Considérant*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 77.)

In dem zweiten Buche des organischen Theils macht uns der Verf. mit der architektonischen Anlage und innern Einrichtung eines Phalanstère bekannt, welches er durch einen beigefügten Plan veranschaulicht hat. Ein Phalanstère ist nämlich der gemeinsame Wohnsitz einer Phalange, d. h. einer Bevölkerung von 3—400 Familien oder 1800—2000 Individuen verschiedenen Alters, Geschlechts und Charakters, die auf einer Quadratmeile beisammen leben und sie bebauen. Die Schlösser von Versailles und Manheim, das Louvre und die Tuilerien vereinigt sind Kartenhäuser gegen diesen Riesenpalast. In der Mitte des Centralgebäudes von kolossalen Dimensionen erhebt sich der „Ordnungsthurm" mit einer Sternwarte, einem Telegraphen, einem Brieftaubenbureau u. s. w., von wo aus die Arbeitsmanoeuvres des ganzen Cantons vermittels monströser Sprachröhre und anderer Signale geleitet werden. Von beiden Enden des Centralgebäudes laufen in gerader Linie zwei Schloßflügel aus, welche den großen „Ehrenhof" bilden, worauf die Paraden der industriellen Armeen gehalten werden. Diese Flügel biegen in Hufeisenform um und verlängern sich in Hintergebäude, welche den Palast umschließen; den Zwischenraum bilden Gartenanlagen mit Springbrunnen und Gewächshäusern, welche als Winterpromenaden benutzt werden. Durch alle Theile des Palastes circulirt eine Galerie, schöner als die Arcaden und die Galerie d'Orléans im Palais royal. Dieser Ringgang, welcher selbst mit den Mansarden in Verbindung steht, wird im Sommer hübsch kühl, im Winter hübsch warm gehalten, sodaß die jungen Mädchen, wenn sie Abends vom Tanze erhitzt nach Hause gehen, keine Erkältung zu befürchten haben und sich keine Auszehrung zuziehen; die Männer können ihre Ausgänge und Geschäfte im Trockenen abmachen und brauchen folglich keine Überschuhe, Mäntel und Regenschirme mehr.

Die großen Gesellschafts- und Conversationszimmer, die Börse, die Ball- und Concertsäle liegen im Mittelpunkte des Palastes um den Ordnungsthurm herum. Die Werkstätten sind sämmtlich zu ebener Erde; nur die Putzmacherinnen wohnen im ersten Stock. Die theuersten und prächtigsten Wohnungen sind gleichfalls in der Nähe des Ordnungsthurms; in den entlegenern Flügeln gibt es wohlfeilere Stuben; Jeder kann sich nach seinem Geschmack und nach seinem Geldbeutel logiren, mit oder ohne Meubles miethen u. s. w. Kleider und Stiefel muß man sich selbst halten; auf alles Andere, wie Wäsche, Halsbinden u. s. w. abonnirt man sich bei der Phalange. Man ißt in prachtvollen Speisesälen; die Tafel wird unten zu ebener Erde gedeckt und durch Maschinen in den ersten Stock hinaufgeschroben wie eine Theaterdecoration; kurz, man hat alle Vortheile, welche die Association von Familienwirthschaften gewährt, und welche allerdings sehr groß sind; ob sie jedoch so ungeheuer sein werden, als die Fourieristen träumen, mag dahingestellt bleiben. Wenn man der Versicherung des Verf. Glauben beimessen will, so gibt es in einem Phalanstère weder Gicht noch Rheumatismen, und in den Gartenteichen leben Biber und in den Hühnerställen Merinoschafe; die kleinen Kinder reiten Zebrapferde u. s. w. Der Verf. versichert ferner, daß, wenn das Fourier'sche System erst einmal überall eingeführt wäre, der ärmste Bewohner eines Phalanstère Genüsse haben wird, welche sich heutzutage der reichste Monarch nicht verschaffen kann. Die Arbeiter pflügen, säen und ernten unter Schirmdächern und finden überall auf dem Felde chinesische Kioske und Gartenhäuser, wo sie sich Zelte und Kleider holen dürfen, und wenn sie mit der Arbeit fertig sind, so bringt man ihnen Erfrischungen und fährt sie in Equipagen nach Hause.

Alle Diejenigen, welche jetzt in elenden Dorfhütten oder in ärmlichen Dachstuben auf einem Strohsack schlafen, leben alsdann in 800,000 Palästen, die alle Paläste von Rom und Paris übertreffen, wo man nicht den vierten Theil des Luxus, der Eleganz und des Comfort findet, welche ein Phalanstère darbietet.

Die Bewirthschaftung eines Phalanstère wird nach drei Methoden betrieben: 1) die „einfache oder Massenwirthschaft", wo man jedes vom andern abgesondert anbaut, wo auf der einen Seite blos Feld, auf der andern blos Wald oder Wiese ist; 2) die „gemischte oder vague Wirthschaft", der vervollkommnete englische Gartenbau; 3) die „zusammengesetzte oder ineinandergreifende Wirthschaft", welche das Auge durch Mannichfaltigkeit entzückt und zu gleicher Zeit am meisten einbringt.

Jeder Phalansterianer thut Das, was ihm ansteht und wozu er sich angezogen fühlt, sodaß die Arbeit für

ihn eine Luft, ein Vergnügen wird. Alles muß anziehend gemacht werden. Die Anziehung iſt das allgemeine und höchſte Geſetz der harmoniſchen Weltordnung. Wie die „ſtoffliche Anziehung" die Himmelskörper in ihren Bahnen hält und die Sphärenharmonie bewirkt, ſo muß die „leidenſchaftliche Anziehung", der Naturtrieb, die Regel der menſchlichen Geſellſchaft werden, wenn ſie ihre Beſtimmung hienieden erfüllen ſoll.

Es gibt drei große allgemeine Attractionsgeſetze. Das erſte iſt der Luxus: der innere Luxus oder Geſundheit und Körperkraft; der äußere Luxus oder Reinlichkeit und Eleganz der Umgebung, worin das Individuum lebt. Das zweite Attractionsgeſetz iſt die Bildung der Gruppen, d. h. einer Anzahl von gleichgeſtimmten Individuen, welche ſich freiwillig nach dem Princip der Wahlverwandtſchaften zuſammenfinden. Das dritte Attractionsgeſetz iſt die Verbrüderung der Gruppen in Serien. Das erſte Geſetz, der Luxus, befriedigt die Anfoderungen des Sinnenlebens; das zweite Geſetz, die Gruppe, entſpricht den Bedürfniſſen des Gemüthslebens; das dritte Geſetz, die Serie, den Foderungen des geſellſchaftlichen Lebens.

Das erſte Element der Aſſociation nach Fourier'ſchen Principien iſt demnach nicht die Familie, ſondern die Gruppe, mehre Gruppen zuſammen bilden eine Serie, und mehre Serien machen eine Phalange, welche unter der oberſten Leitung einer von Allen erwählten Regentſchaft ſteht. Jede Gruppe läßt mehre Untergruppen zu und vertheilt die Arbeit unter ſich bis in die kleinſten Parcellen; ein Arbeitszweig gibt ſo viele Gruppen, als er Producte liefert. In der Gartenwirthſchaft gibt es Serien von 9, 24 und 32 Gruppen, welche z. B. die 9 Johannisbeerſorten, die 24 Pfirſichſorten, die 32 Birnenſorten pflegen und anbauen. Da die lange, anhaltende Arbeit ermüdet, ſo hat Jeder die Freiheit, von einem Gegenſtande zum andern überzugehen und dieſe Gruppe mit jener zu vertauſchen.

Das Princip der Arbeitstheilung herrſcht, wie man ſieht, vollkommen im Phalanſtère; um nun aber dieſe Arbeitstheilung feſtzuſtellen, mußten natürlich die einzelnen Leidenſchaften definirt werden, welche die Arbeit anziehend machen. Das hat der Verf. im zweiten Bande nicht vergeſſen, wo er ein analytiſches und ſynthetiſches Gemälde des leidenſchaftlichen Syſtems gibt. V. Conſidérant unterſcheidet zwölf Radicalleidenſchaften, welche er in drei Ordnungen bringt. Erſte Ordnung: Leidenſchaften der fünf Sinne, Sehen, Hören, Fühlen, Schmecken, Riechen, welche fünf Arten von Bedürfniſſen und Vergnügungen der Verf. „ſenſitive Leidenſchaften", Sinnesleidenſchaften, nennt. Sie beziehen ſich ſpeciell auf das innere animaliſche Leben und ſetzen den Menſchen in directe Attraction mit dem Luxus. Zweite Ordnung: Seelenleidenſchaften, oder die Bedürfniſſe und Vergnügungen der vier Gemüthsſtimmungen: Freundſchaft, Liebe, Ehrgeiz und Familienſinn, „passions affectives". Dieſe haben auf das äußere Leben Bezug und walten bei der Bildung der Gruppen vor. Dritte Ordnung: Verſtandesleidenſchaften, welche ſich mit der Geſtaltung des ſocialen Lebens, mit der Hierarchie der Gruppen, mit der Combination der Sympathien und Antipathien, mit dem Zuſammenſtimmen der Accorde und Diſcorde befaſſen. V. Conſidérant nennt ſie „passions distributives", welche die Serien zu Stande bringen und die Triebfedern der harmoniſchen Ordnung ſind. Es gibt deren drei: a) „la Cabaliste", das Bedürfniß zur Intrigue und zu allerhand feindſeligen Combinationen, welches zum Nachdenken, Berechnen und zur Vorſicht anregt; ſie ſchlägt die Diſcorde an; b) la Papillonne, das Bedürfniß nach Abwechſelung und Mannichfaltigkeit, die Flatterhaftigkeit und Schmetterlingsnatur, welche alle Modulationen durchläuft; c) la Composite, das Bedürfniß feuriger Gefühle und Handlungen, welches durch die Miſchung mehrer zu gleicher Zeit empfundener Sinnes- und Seelengenüſſe entſteht und den Glaubenseifer, die poetiſche Begeiſterung und den politiſchen Enthuſiasmus ins Leben ruft; ſie bringt die Accorde zuwege.

Dieſe drei „Diſtributivleidenſchaften", welche unter den obwaltenden Verhältniſſen für laſterhaft gelten und ſchädlich ſind, tragen in der harmoniſch geordneten Welt der Phalanſtère die ſchönſten Früchte. Wenn z. B. die 9 Gruppen, welche Himbeergeléeſorten einmachen, untereinander wetteifern und alle möglichen Intriguen und Cabalen anwenden, um ſich einander den Rang abzulaufen, ſo wird durch dieſes Intriguenſpiel und Cabalenweſen der Himbeerbau im Allgemeinen und das Himbeergeléeeinmachen beſonders vervollkommnet, ein Reſultat der Cabaliſte und Composite. Daſſelbe Argument wendet der Verf. auf die übrigen Serien an, welche leidenſchaftlich Kohlrüben u. ſ. w. bauen. Glückliche harmoniſche Welt, wo man leidenſchaftlich Miſt ſtreuen und Abtritte auskehren wird!

Eine Fourier'ſche Serie iſt ein Clavier, welches alle Töne anſchlägt und wo Accorde und Diſcorde harmoniſch ineinanderklingen. Alle untergeordnete Accorde und Diſcorde der leidenſchaftlichen Handlungen löſen ſich am Ende in einen höhern Totalaccord auf: der Accord der Untergruppen in der Einheit der Gruppe, der Accord der Gruppen in der Einheit der Serie, der Accord der Serie in der Einheit der Phalange, der Accord der Phalangen in der Einheit der Provinz, der Accord der Provinzen in der Einheit der Nation, der Accord der Nationen in der Einheit der Menſchheit, welche in der harmoniſchen Welt ein großes Rieſenconcert aufführt, worin jede der drei Millionen Phalangen mit einem Orcheſter von 1800 Muſikanten ſpielt, und zwar mit einer Präciſion und Taktfeſtigkeit, daß die ſchönſte Harmonie erklingt.

Die oben aufgezählten drei Ordnungen von Leidenſchaften entſprechen den drei Seiten der menſchlichen Natur oder den drei Principien der Welt: die verlangenden Sinne geben die materielle Sphäre, und repräſentiren die Materie, das paſſive und bewegte Weltprincip; das liebende Herz gibt die Gemüthsſphäre (sphère animique) und repräſentirt den Geiſt, das active und bewegende Princip; der ordnende Verſtand gibt die intellectuelle Sphäre und repräſentirt die Mathematik, das neutrale, ſchiedsrichterliche und regelnde Princip.

Das Bedürfniß nach Harmonie, welches diese drei Sphären untereinander und in ihrem Verhältnisse zur Außenwelt, zu Gott haben, bewirkt der Unitéisme, eine Leidenschafe, welche dem Menschen allein mitgegeben ist, und worin sich alle seine übrigen zwölf Leidenschaften auflösen: es ist das gemeinsame Band der Menschheit.

Wir finden in dem zweiten Bande noch nichts über die Art und Weise der Einnahmevertheilung, über die Erziehung der Kinder und den Wirkungskreis der Frauen in einem Phalanstère, welche höchstwichtige Gegenstände der Verf. wahrscheinlich im dritten Bande abhandeln wird, den er bald nachzuliefern verspricht. In den beiden vorliegenden Bänden hat Considerant seine Ansicht, Fourier's System klar zu machen, mit Glück und Talent durchgesetzt; seine lebendige, warme, oft fast zu stark colorirte Darstellung hat ungemein viel Interesse für den Leser, welcher die streng methodisch vorgetragenen Beweisführungen und Folgerungen des Verf. oft mit Kopfschütteln, aber stets mit Vergnügen bis zu Ende verfolgt.

Die Fourier'sche Doctrin repräsentirt ohne Zweifel eine der bedeutsamsten Tendenzen unserer Zeit, welche sie ins Leben einzuführen sucht. Die Parteigänger dieser Lehre sind von den lautersten Absichten durchdrungen und alle ihre Schriften charakterisirt ein tiefes Gefühl für Gemeinwohl und Wahrheit; sie sind rein von allen versteckten Nebenansichten und ehrgeizigen Plänen. Sie fügen sich ganz in die bestehende Ordnung der Dinge und achten die Sitten, Glaubensmeinungen und Vorurtheile der Zeit; sie wollen einzig und allein so viel öffentliches Zutrauen gewinnen, daß ihnen die Staatsregierung oder ein Millionnair die Mittel vorstreckt, um ihre Versuche zu machen und ihre Organisationsprincipien zu prüfen. Wenn die Fourieristen die gegenwärtigen Zustände mit Bitterkeit kritisiren, so geschieht es nicht in der Absicht, den Umsturz der Dinge herbeizuführen; denn sie wollen nur durch allmälige „anziehende Umgestaltungen", nicht durch plötzliche abschreckende Revolutionen einen neuen Himmel und eine neue Erde bereiten.

Die Fourier'sche Lehre enthält unbedenklich mehre Keime, welche die Zukunft befruchten wird. Abgesehen von der engen philosophischen Grundlage der leidenschaftlichen Anziehung, so bleibt doch das Associationsprincip, welches im Mittelalter die Kathedralen gebaut, in der neuern Zeit den Gebrauch der Dampfmaschinen und Eisenbahnen möglich gemacht hat und in der Folge noch so vieles Andere bewirken kann. Die Fourieristen haben dies Princip viel richtiger und praktischer aufgefaßt als die St.-Simonisten, bei denen Rafael ein Lichtgießer, Michel Angelo ein Hufschmied, Mozart ein Mechanikus und Beethoven ein Viehhirt geworden wäre. Die Fourieristen wollen keine Gütergemeinschaft, sondern eine Gütergemeinsamung, d. h. das Zusammentreten von Individuen, welche ihre Kräfte vereinigen und den Gewinn unter sich vertheilen, je nach Verhältniß der Capitalien, der Hände- und Kopfarbeit, welche Jeder auf die Production gewandt. Wenn Fourier's Schüler es über sich gewinnen können, die poetischen und phantastischen Ideen ihres Meisters bei Seite zu lassen und lediglich auf praktische Verbesserungen in Industrie, Handel und Ackerbau zu dringen, so werden ihre Bestrebungen gewiß Anerkennung finden und sich Einfluß verschaffen. 35.

Der Engländer und die Jungfrau aus Eisen.

Wie seltsam sind doch die Beweggründe, den Wanderstab zu ergreifen und ferne Länder kennen zu lernen! So ist denn auch wirklich vor einigen Jahren ein Hr. Pearsall auf Reisen gegangen, um, weil er davon hört, man habe in Deutschland gar grausame Torturmaschinen angewendet, eine derselben, die man ihm unter dem Namen der eisernen Jungfrau als besonders pikant geschildert, zu finden. Post tot discrimina hat er endlich ein Exemplar aufgetrieben, und nun schreibt er eine prächtige Abhandlung über Gegenstände, die wir längst in die Rumpelkammer verwiesen haben, und schmückt seine Arbeit mit sechs äußerst sauber gestochenen Blättern. Weil aber der Titel: „The kiss of the Virgin", manchen Leser d. Bl. wol Anderes erwarten läßt, als hier geboten ist, finde eine gedrängte Analyse der Pearsall'schen Arbeit hier ein Plätzchen. Der Verf ist nicht etwa Criminalist, sondern lediglich Curiositätenfreund; weil Siebenkees in den „Materialien zur nürnbergischen Geschichte" aus einem alten Chronisten berichtet, 1533 sei in Nürnberg eine eiserne Jungfrau aufgestellt worden, reist er nach dieser Stadt. Lange kriecht er in allen Kellern und unterirdischen Bürgergefängnissen umher — vergebens; vielfach bemüht er sich um die Bekanntschaft eines Mannes, der ihm als besonders erfahren in den Alterthümern der Stadt genannt wird — vergebens; keine eiserne Jungfrau erscheint, nichts findet er als ein, schauerlich genug aberconterfeites Gewölbe mit wunderlichen Blöcken, Instrumenten u. dgl. Im schönen Salzburg zieht's ihn in die Marterkammer — vergebens; endlich und zufällig wird seine Sehnsucht befriedigt. Der Baron Dietrich bewahrt auf seinem Schlosse Feistritz in Steiermark wirklich ein Exemplar des Marterinstruments und hat es vor Jahren aus Nürnberg erhalten. Nun berichtet der Verf. genau bis ins Detail die grausam schauerliche Einrichtung des Bildes, welches, im Costum eines nürnberger Mädchens des 16. Jahrhunderts, mit Federn, Hacken, Charnieren u. dgl. versehen, bei einer gewissen Bewegung des Verbrechers sich schnell öffnete und mit nicht weniger als 23 Messern und Dolchen den Unglücklichen aufs fürchterlichste ums Leben brachte. Den gutmüthigen Deutschen traut Hr. Pearsall so grausame Dinge nicht zu, in Spanien nur können dergleichen erfunden werden, und wirklich gedenkt auch der Verf. einer vor zehn Jahren in Paris erschienenen Romanze: „Cornelia Boroquia", die im 16. Jahrhundert jenseit der Pyrenäen spielt, eines solchen Dinges! Weil wir aber einmal noch in Deutschland sind, müssen wir mit dem Verf. aufs neue in die Gewölbe des Hradschin, des Schlosses Ambras und des berliner Schlosses. An den beiden erstgenannten Orten suchte Hr. Pearsall vergebens, an dem letztgenannten hat sich erweislich nie ein solches Ding befunden. 61.

Aus Italien.

Cardinal Angelo Mai (nicht wie in diesen Blättern bisweilen gedruckt worden, Maio) hat sein berühmtes Werk: „Scriptorum veterum nova collectio e vaticanis codicibus edita", durch zwei Bände (Bd. 9 u. 10, Rom 1837—38) vermehrt, die jedoch nur homiletisch und kirchenhistorisch wichtige Beiträge bringen und, wenn auch Photius' amphilochische Untersuchungen durch sie zur Kenntniß der Literaturfreunde kommen, doch die Überzeugung befestigen werden, daß zur Zeit, als die Bücher die Rollen verdrängten, als Codices an die Stelle der Volumina traten, die meisten der vermißtesten Schätze der Literatur schon verschwunden waren.

Digitized by Google

Für ihren Verlust kann Das, was die Bibliotheken Europas in den letzten 30 Jahren hergaben, selbst den „Phaethon" des Euripides eingerechnet, kaum als Ersatz gelten. Wäre nicht jeder Beitrag, der uns das Leben der Alten in den verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung kennen lernen hilft, auch so vereinzelt er sich finden mag, dankenswerth, man würde manchmal versucht sein, die Mühe zu verwünschen, mit der man die Metallsplitter aus dem tauben Gesteine des Sedulius Scotus, des Leontius von Jerusalem, des Luculentius herausklopfen muß. Indessen, was unsere Zeit nicht darin zu verwerthen weiß, wird vielleicht eine folgende schätzen, und die Kirchenordnungen der chaldäischen, syrischen und armenischen Gemeinden, die im zehnten Bande beigebracht sind, erklären schon durch sich ausreichend, wie man mit solchen Gaben die Zahl der bisherigen Bände vermehren konnte. Gleichzeitig ist die Reihe „Classicorum auctorum e vaticanis codicibus editorum, curante *A. Maio*" (Rom) bis zum zehnten Bande vorgeschritten, und die Mannichfaltigkeit ihres Inhaltes, wo ein Vocabular aus dem 12. Jahrhunderte (Bd. 8), ein Commentar zu Aristoteles' „Metaphysik" von Herennius dem Philosophen und eine Chronik des Georg Frantza von 1401—77 (Bd. 9) mit Scholien zu Virgil's Gedichten und zu den Evangelien des Matthäus und Marcus, endlich mit einer medicinischen Schrift über die Kräfte der Pflanzen („Dynamidia") u. s. w. abwechseln, dürfte dieser Sammlung eifrigere Leser gewinnen. Ein verdienstliches Kupferwerk ist die von demselben unermüdeten Gelehrten besorgte vollständige Ausgabe der alten Gemälde zur „Ilias", die Mai schon vorher bekannt machte und jetzt zusammen mit den Handschriftbildern des vaticanischen Virgil's ans Licht gestellt hat. Die in so vieler Beziehung lehrreiche Ausgabe dieser ältesten Illustrationen der beiden berühmten Werke erschien unter dem Titel: „Homeri Iliados picturae antiquae ex codice Mediolanensi bibliothecae Ambrosianae. Virgilii picturae antiquae ex codicibus vaticanis" (Rom 1835).

Trotz der Beschuldigungen, zu denen das Benehmen einzelner Ärzte im südlichen Italien während der Choleraseuche Veranlassung gab, stehen die Ärzte selbst doch in verdienter Achtung, da sie mit Eifer bei ihrem so einflußreichen Berufe die Wissenschaft selbst im Auge behalten. Die Schule der Scarpa hatte zu viele Berührungen mit der Schule der Galvani ꝛc., als daß die Neigung für Naturforschung im weitesten Umfange nicht einheimisch sich zeigen sollte. Man wird selten eine Büchercanzeige neuer Werke zur Hand nehmen, ohne die Beweise für diesen Satz zu finden, und wenige Beiträge in den zu Bologna seit 1838 erscheinenden „Nuovi annali delle scienze naturali" lassen diesen Bund zwischen Natur und Heilkunde nicht ahnen. Käme der Buchhandel dem Fleiße der Einzelnen mehr zu Hülfe, so würde man eine noch günstigere Meinung über diese Thätigkeit gewinnen. Selbst eine mißlungene Arbeit eines Arztes in Venedig: „Della gloria che in fatto di mediche scienze agl' Italiani compete. Dissertazione accademica di *Giuseppe Coen*" (Venedig 1838), kann für die wissenschaftliche Wirksamkeit der italienischen Ärzte Zeugniß geben; weit besser eine gutgeschriebene Biographie des um die heutige Gestaltung der Heilwissenschaft in Italien vielverdienten G. Rasori („Della vita di G. Rasori, libri sei composti da *Giuseppe Del Chiappa*", Mailand 1838), worin der Kampf der Systeme sehr belehrend dargestellt ist. Besser gemeint als zu Ende geführt ist Spongia's „Memoriale storico di Franc. Fanzago, nobile e medico padovano" (Padua 1838); aber hat der Verf. auch mit unerträglicher Weitläufigkeit die Verdienste seines Gönners aufgezählt, so bleiben sie doch immer Verdienste, die man erst recht würdigen lernt, wenn man die Schwierigkeiten übersieht, unter denen jene Männer sich bildeten. Ein Eifer für die nicht genug erkannten Segnungen der schönen Halbinsel tritt oft mit naiver Angelegentlichkeit hervor; so in der Schrift: „Isachi e Venezia. Memoria del dottore *C. Val. L. Brera*" (Venedig 1838), die allen Fremden, die Ischl krankheitshalber besuchten, zur Sicherstellung ihrer Heilung einen Winteraufenthalt in Venedig anräth, dessen Klima aus vielen Gründen für Brustkranke u. s. w. während der Wintermonate der gerühmten Milde Pisas und Nizzas und der rauhern Bergluft von Florenz vorgezogen wird.

In einem Gesammtartikel gibt die „Biblioteca italiana" (Septemberheft 1838) Nachricht über einige der bedeutendern Gedichte, die Kaiser Ferdinand II. bei seiner Huldigungsreise durch die Lombardei überreicht wurden. Die Götter des Olymps sind in diesen Cantaten vielfältig incommodirt; denn auch die romantische Schule weiß ohne ihre Hülfe solche Dinge nicht feierlich zu machen. Die gegebenen Proben waren von Rusconi, Bellini und Solera, dessen Verse den herzlichsten Ausdruck haben, obgleich man durch seine rechts und links hin verwundenden „Lettere giocose" (Mailand 1838) auf etwas ganz Anderes gefaßt war. Eine geschichtliche Zusammenstellung über die Krönungen mit der eisernen Krone, die nicht ohne Fleiß gearbeitet ist, hat nach Muratori und Sigonius in der Schrift: „Dei re d'Italia inaugurati o no con la corona ferrea da Odoacre fino al regnante Augusto Imperatore Ferdinando I. Opera tratta dagli Annali di *L. Muratori* e dalla storia del regno d'Italia di *C. Sigonio* da *Fr. Antolini* (Mailand 1838), Antolini gegeben, der durch die beigefügten Abbildungen der Kronen Manchem eine willkommene Erinnerung verschafft hat. Der Verf. ist Mitglied der Akademie de' Catenati zu Macerata.

Graf S. Quintino hat in der Akademie zu Lucca die Handelsverhältnisse der Lucchesen und Genuesen im 12. und 13. Jahrhunderte zur Sprache gebracht, und man muß es ihm Dank wissen, daß er seine sachreiche Abhandlung früher, als sie in einer Sammlung von Denkschriften in die Hände der Leser kommen konnte, jetzt einzeln zum Druck befördert hat. Unter dem Titel: „Cenni intorno al commercio dei Lucchesi coi Genovesi nel XII e XIII secolo, lezione detta nella reale accademia Lucchese dall accademico *Giulio* dei Conti di *S. Quintino*" (Lucca 1838) gibt sie mehr noch, als man erwarten sollte, indem sie aus Urkunden über die Zünfte, die Künste und das Münzwesen eingreifende Belehrungen beibringt. G.

Bibliographie.

Bilder aus Paris. Herausgegeben von Fr. v. R. 2 Bände. Gr. 8. Ulm, Stettin. 1 Thlr. 18 Gr.

Jäger, A., Der Deutsche in London. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Flüchtlinge unserer Zeit. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 3 Thlr.

Marx, A. B., Allgemeine Musiklehre. Ein Hulfsbuch für Lehrer und Lernende. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 2 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Ed. Widenmann und H. Hauff. 17. Lief. Der Geist des Orients erläutert in einem Tagebuche über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit. Von D. Urquhart. Aus dem Englischen übersetzt von F. G. Buck. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Riepenhausen, F. u. J., Leben Raphael Sanzio's von Urbino, in 12 Bildern dargestellt; in Kupfer gestochen von C. Barth, Gottl. Nist und Friedr. Schultze. Gr. Fol. Stuttgart, Scheible. 6 Thlr. 12 Gr.

Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz. Herausgegeben von H. Goedsche. 1. Band. 1. Heft. 8. Meißen, Goedsche. 6 Gr.

Wagner's, J. J., kleine Schriften herausgegeben von Ph. L. Adam. 1ster Theil. Strahlen deutscher Welt-Anschauung. I. Gr. 8. Ulm, Stettin. 1 Thlr. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 79. — 20. März 1839.

Schwedische Zustände.

Erster Artikel.

Allgemeines.

Die innere Ruhe, welche Schweden seit der Ermordung des Grafen Fersen (1810; diese Greuelthat ward bekanntlich aus Rache wegen angeblicher Vergiftung des damaligen Kronprinzen verübt) und seit dem unbedeutenden Bauernaufstande in Schonen wegen Einführung der Conscription (1811) genoß, ward in der Mitte des verflossenen Jahres, freilich nur in der Hauptstadt, durch unruhige Auftritte gestört. Allerdings ist der gegen den Assessor Crusenstolpe eingeleitete Proceß als die nächste Veranlassung zu diesen beklagenswerthen Vorgängen zu betrachten; der eigentliche Grund derselben liegt jedoch tiefer. Wollte man der Opposition Glauben beimessen, so trüge an Allem die Regierung einzig und allein die Schuld, weil sie durch eine unpopulaire, an Rußland sich schließende Politik, durch eine Menge von Misgriffen in der Verwaltung und durch ihr Nichtbeachten Dessen, was man die Foderungen der Zeit nennt, die allgemeine Unzufriedenheit aufgeregt habe. Man braucht keineswegs alle Maßregeln der Regierung und dingt gutzuheißen, um doch einzugestehen, daß der allgemeine Wohlstand und die Landescultur zwar keine glänzenden, aber doch sehr beachtenswerthe Fortschritte in den letzten zwanzig Jahren machten. Ein charakteristisches Zeichen des Geistes unserer Zeit ist aber eine unbestimmte Unruhe, ein Haschen nach einem ebenso unbestimmten Glücke, ein rastloses Streben nach einem weder klar erkannten, noch auch wol überhaupt, mindestens nicht ohne gewaltsame Zersprengung aller bestehenden Formen, zu erreichenden Ziele. Dieser Geist hat auch bei uns, anfangs leise, dann immer lauter werdend, gearbeitet, von einer Presse gehegt und aufgereizt, die endlich gegen die bürgerliche Ordnung entschieden feindlich aufgetreten ist. Bei uns hat die Opposition einen ganz andern Charakter als in den meisten andern constitutionnellen Staaten: so z. B. vertritt die Opposition in England und sogar in Frankreich gewisse allgemeine große Interessen und tritt daher oft auf die Seite der Regierung, wenn sie die Ansichten dieser theilt; in Schweden steht sie immer feindlich gewaffnet gegen die Constitution, die ihrer Behauptung nach nichts taugt, gegen das Bestehende, dessen Formen sie mittelalterlich, morsch und faul nennt, gegen die Regierung, der sie Alles zur Last legt, selbst widrige Naturereignisse, und ihr bald vorwirft, sie herrsche zu viel, bald sie zu großer Fahrlässigkeit und der Schwäche anklagt, und gegen die Beamten, die es ihr nie recht machen können. Ihr Axiom ist, daß die Regierung immer Unrecht hat; wenn diese ja einmal etwas mit der Meinung der Opposition Übereinstimmendes ausführt, so heißt es wieder, es sei nicht in hinreichendem Umfange, nicht auf die rechte Weise geschehen u. dgl. Man kann indessen einräumen, daß unser König, theils durch frühere Erfahrungen belehrt, theils wol wegen der dem Alter eigenen Bedächtigkeit, eine etwas zu große Scheu vor durchgreifenden Reformen hat; ferner, daß ein wirklicher Mangel an großen Talenten und bedeutenden Kräften in den höchsten Stellen bemerklich ist. Letzteres kann der Regierung nicht angerechnet werden, und am wenigsten sind die rechten Männer in den Reihen der Opposition anzutreffen; auch hat man wahrgenommen, daß diese Partei, die doch immer von Verbesserungen schreit, wenige Vorschläge zu gemeinnützigen Reformen gemacht hat, und daß diese wenigen sämmtlich ganz unpassend, einige sogar lächerlich befunden worden sind.

Eine eigentliche Opposition in der edeln Bedeutung des Wortes gibt es demnach in Schweden nicht; die vorhandene geht nur immer auf den Umsturz des Bestehenden, ohne sich sonst eines positiven Endzwecks bewußt zu sein. „Man muß vorher den Platz reinigen, bevor man daran denkt, ein neues Gebäude aufzuführen", ist ihr Gemeinspruch, wenn sie gedrängt wird. Weil aber ein großer Theil der Menschen kurzsichtig, mit der Gegenwart gewöhnlich unzufrieden ist, nach Neuigkeiten jagt und Veränderungen immer für Verbesserungen hält, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die ultraliberale Presse eine bedeutende Masse des Volks, nämlich die Masse der Unmündigen und der Proletarier, repräsentirt, welche von den Zeitungsschreibern blindlings gegängelt werden, während diese behaupten, von der öffentlichen Meinung geleitet zu werden. Am größten ist die Gewalt der Presse in der Hauptstadt, weil in dieser eine Menge Leute zusammengehäuft sind, denen Bewegungen und Unruhen nur Vortheil bringen können, während in den Provinzen, unserer Meinung nach, die Partei die stärkste ist,

welche zwar Verbesserungen, aber ohne gewaltsame Mittel, die immer und allenthalben das Übel nur verschlimmern, wünscht.

Bei diesem Stande der Dinge war der Cruſenſtolpe'sche Proceß, über welchen wir hier einen möglichſt kurzen unparteiischen Bericht geben wollen, ein zündender Funke. Cruſenſtolpe, ein Mann von anerkannt schlechtem Charakter, aber mit einem glänzenden Schriftſtellertalente begabt, hatte, im Grunde ein Erzariſtokrat, ſich in den letzten zehn Jahren als eine vollkommene politiſche Wetterfahne gezeigt; früher als Zeitungsſchreiber im Solde des Miniſteriums, aber, wie er in ſeinem letzten Pamphlet behauptet, nur ſchlecht bezahlt, war er plötzlich in das Lager der Liberalen übergegangen und lieferte eine Menge Schriften, welche eine pikantes Gemiſch von Dichtung und Wahrheit, ſkandalöſen Anekdoten und Klatſchereien aller Art waren. Dieſe Schriften wurden ebenſo begierig geleſen als verabſcheut. In der letzten derſelben („Ställningar och Förhållanden", 3. Heft) hatte er geäußert, der Staatsrath habe durch Ernennung eines jüngern Hauptmanns zum Major, mit Übergehung eines ältern, eines Bruders des bekannten Oppoſitionsmannes Anckarswärd, ſich, weil die Sitzung an einem Sonntage ſtattfand, ſowol gegen das göttliche als das weltliche und conſtitutionnelle Geſetz vergangen. Dieſer Äußerung wegen ward er als Beleidiger der Majeſtät angeklagt. Der Kronfiscal behauptete, daß in dem Worte „Conſelj" der König nothwendig mitbegriffen ſei, weil nach dem Grundgeſetze, da die Staatsräthe nur berathende, keine entſcheidende Stimme haben, jede Ernennung im Staatsrathe zu irgend einem Amte einzig durch den König geſchehen kann. Cruſenſtolpe ſelbſt und ſeine Partei behaupteten dagegen, er könne nur nach der Grundbedeutung und Etymologie des Wortes verurtheilt werden; übrigens wäre dieſe Stelle blos ein unſchuldiger Scherz. In der That war, wenn man einmal eine Anklage gegen den Schmähſchriftler erheben wollte, gerade die Wahl dieſer Stelle aus einer Schrift, die einen wahren embarras des richesses weit frecherer und minder zweideutiger Sätze darbot, ein arger Misgriff. Es kam noch hinzu, daß die Anklage von zwei Beamten, dem Juſtizkanzler Nerman und dem Hofkanzler v. Hartmansdorff, ausging, welche, da ihnen die Aufſicht über das Preßgeſetz von Amtswegen zuſteht, den Tagesſchriftſtellern wegen ihrer ungebundenen und frechen Äußerungen oft mit Ernſt und Strenge hatten engegentreten müſſen; die periodiſche Preſſe war daher zur Vergeltung ſeit längerer Zeit unaufhörlich bemüht geweſen, dieſe Männer als illiberal zu verſchreien, ſie in jeder Hinſicht auf das ſchamloſeſte zu verleumden und allgemein verhaßt zu machen, welchen Zweck ſie auch erreichte. Übrigens ward das von dem königlichen Svea-Hofgerichte eingeleitete Verfahren in mehren Punkten als ein willkürliches, von Cruſenſtolpe ſogar als ein geſetzwidriges bezeichnet.*) Die gleichzeitig erfolgte Abſetzung eines Secretairs bei einer Verwaltungsbehörde, der als ein heftiger Liberaler bekannt und deshalb von Cruſenſtolpe als Schiedsmann erwählt war, trug, da man dieſelbe als eine politiſche Verfolgung deutete, auch nicht dazu bei, die gereizte Stimmung zu beſchwichtigen.

Zugegeben, daß das Verfahren der Regierung etwas zu ſtreng und zu rückſichtslos war, ſo iſt andererſeits das Verfahren der Preſſe doch noch verwerflicher zu nennen. In Schweden kann faſt jeder wegen Preßvergehen Angeklagte auf allgemeine Sympathie rechnen, und das Vergehen muß ſehr grob ſein, wenn eine Verurtheilung erfolgen ſoll. In dieſem Falle wurde Alles aufgeboten dieſe Sympathie noch zu erhöhen, weil der Eigenthümer des einflußreichſten Oppoſitionsblattes zugleich Verleger der Cruſenſtolpe'ſchen Pamphlete war und natürlich fürchtete, daß ihm eine bedeutende Erwerbsquelle durch Unterdrückung dieſer Schandſchriftenfabrik verſiegen müſſe. Die andern Zeitungsſchreiber der Oppoſition, und ſelbſt diejenigen unter ihnen, welche ſich früher äußerſt misfällig über die Art und Weiſe ausgeſprochen hatten, auf welche mit dem guten Namen und Rufe anderer Leute umgeſprungen ward, rückten jetzt als Bundesgenoſſen ins Feld. Sie ſuchten nunmehr erſt durch Entſchuldigung und Vertheidigung des Angeklagten ihre Freiſinnigkeit an den Tag zu legen und ſpäter ſelbſt durch Drohungen den Schiedsmännern und Richtern zu imponiren.

Alle dieſe Bemühungen waren jedoch vergeblich. Am 19. Juni ſprach das Hofgericht ſein Urtheil, welches auf dreijährige Einſperrung in der Feſtung Warholmen lautete. Dieſe Sentenz ward von den Anweſenden mit Pfeifen, Pochen und einem Lebehoch auf den Verurtheilten (hier etwas Unerhörtes) aufgenommen. Noch an demſelben Abende wurden dem Juſtizkanzler Nerman die Fenſter eingeworfen; dem Hofkanzler war Daſſelbe zugedacht, aber man verfehlte ſeine Wohnung. In den darüber von den Zeitungen der Oppoſition erſtatteten Berichten hieß

*) Und zwar aus folgenden Gründen: 1) Unterließ das Hofgericht, einem Geſetze von 1777 zufolge, bei dem König anzufragen und es ſeinem Ermeſſen anheimzuſtellen, ob die Anklage verfolgt oder niedergeſchlagen werden ſolle; da dieſes Geſetz jedoch in der jetzt geltenden, alle Momente des Rechtsganges genau vorzeichnenden Verordnung über die Preſſe nicht einmal erwähnt iſt, ſo hat ſich unter den Rechtsgelehrten Streit erhoben, ob daſſelbe als noch gültig, oder als aufgehoben zu betrachten ſei. 2) Fanden ſich unter den Richtern zwei, die mit den beleidigten Staatsräthen, in freilich ſehr entferntem Grade, verwandt ſind und, ſtatt ſich ſelbſt auszuſchließen, an dem Urtheilsſpruche Theil nahmen. 3) Wählte das Hofgericht zu Geſchworenen größtentheils Militairs und Hofleute, bei denen, wiewol ſie übrigens unbeſcholtene Männer waren, doch der Umſtand Berückſichtigung verdient hätte, daß ſie ſchwerlich günſtige Geſinnungen für den Angeklagten hegten. Bediente ſich auch der Gerichtshof bei dieſer Wahl nur ſeines unbeſtrittenen Rechts, ſo ward doch das Verfahren als illiberal und parteiiſch getadelt. Zu den Ausnahmen bei der Zuſammenſetzung der Geſchworenen, da er keinem der genannten Stände beizuzählen, gehörte der Freiherr Berzelius; aber weder ſein europäiſcher Ruf, noch ſeine Selbſtändigkeit, der er nichts vergab, noch ſeine anerkannt freiſinnige Denkungsart ſchützten den großen Mann vor den hämiſchen Angriffen und Beſchimpfungen der öffentlichen Blätter.

es: „dergleichen, wie das Fenstereinwerfen bei unpopulairen Ministern und andern Staatsbeamten, sei in allen constitutionnellen Staaten etwas ganz Gewöhnliches, das eben keine Aufmerksamkeit errege und dem man keine sonderliche Wichtigkeit beizulegen pflege"; „der ganze Schade betrage höchstens 20 Reichsthaler"; endlich erklärte man geradezu diese Vorgänge als „einen Ausdruck des allgemeinen Unwillens", „das Gefühl für Gerechtigkeit und die theuersten Rechte des Volks spreche sich darin auf eine nicht genug zu lobende Weise aus" u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu der Außenwelt. Aus dem Englischen des George Combe von Ed. Hirschfeld. Mit Holzschnitten. Bremen, Heyse. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

George Combe, den man nicht mit seinem Bruder Andrew Combe, dem Verf. von „The principles of physiology applied to the preservation of health and to the improvement of physical and mental education", einem Werke, das in England drei Auflagen erlebt und auch in Deutschland eine verdiente Aufnahme gefunden hat, verwechseln darf, gehört zu den warmen Anhängern der Phrenologie und hat sich bereits früher durch ein System dieser Wissenschaft (deutsch, Braunschweig 1833) bekannt gemacht, von welchem gegenwärtiges Werk gewissermaßen als eine Fortsetzung betrachtet werden kann.

Es sind nun bereits an vierzig Jahre, daß die Schädellehre, durch ihren Entdecker Gall selbst in die bedeutendsten Städte eingeführt, die Reise durch Deutschland gemacht hat und, wenn auch von Vielen als Gegenstand der Neugierde und als Spielwerk zur Ausfüllung müßiger Stunden behandelt, doch von bedeutenden Männern einer ernsten Beachtung und Prüfung unterworfen worden ist. Vieles wurde damals für und wider die Sache geschrieben, und man kann wenigstens den Deutschen nicht vorwerfen, daß sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und das Gute, was an ihm war, verkannt hätten. Man ließ einzelnen Wahrheiten, welche die Gall'sche Lehre enthielt, Gerechtigkeit widerfahren und widmete insbesondere der eigenthümlichen Untersuchungsweise des Gehirns, wie sie von Gall zuerst gelehrt wurde, große Aufmerksamkeit; aber man sträubte sich gegen seine Schlußfolge, daß gewissen Erhöhungen am Schädel besondere Fähigkeiten und Neigungen entsprächen, und daß man aus dem Vorhandensein oder Mangel jener Erhöhungen die Fähigkeiten und Neigungen der Menschen beurtheilen könne. So stand die Sache, als Gall in Begleitung seines Freundes und Schülers Spurzheim sich nach den Hauptstädten Frankreichs und Englands wandte und dort, theils durch mündliche Vorträge, theils durch Schriften seiner Lehre Eingang zu verschaffen suchte. Während nun in Deutschland der Enthusiasmus, mit dem sie damals von der Menge aufgenommen worden, ebenso schnell wieder verschwand, als er entstanden war, und sich eine jüngere Generation kaum noch vom Hörensagen der Zeit erinnert, wo sich die Leute die Köpfe von angehenden Kranioskopen betrachten und betasten lassen mußten, ja, nachdem die ganze Sache jetzt fast als verschollen anzusehen ist, gewinnt sie in Paris und London immer mehr Terrain und scheint jetzt, nachdem Gall und Spurzheim längst dahingeschieden, namentlich am letztern Orte eine solche Stabilität erlangt zu haben, daß an ein ähnliches misgünstiges Geschick, dergleichen sie in Deutschland erfahren, wol schwerlich mehr zu denken sein möchte. Vorzüglich trugen die an mehren Orten sich bildenden phrenologischen Gesellschaften viel zu ihrer Aufnahme bei. Die erste dieser Gesellschaften wurde 1820 von David Welsh, Prof. der Kirchengeschichte zu Edinburg, gegründet. Mehre ihrer Mitglieder begannen 1823 die Herausgabe einer vierteljährigen Zeitschrift: „The phrenological journal and miscellany", welche bereits im Juli 1835 bis zu 44 Heften oder etwa neun Octavbänden herangewachsen war. Dieselbe Gesellschaft gab 1824 auch einen Band Verhandlungen heraus. Außerdem entstanden in Schottland noch ähnliche Vereine zu Glasgow, Dundee, Kilmarnock, Dumfermline, Greenock, Alyth und Stirling; in England zu London, Wakefield, Exeter, Hull, Liverpool, Manchester, Portsmouth und Warwick; in Irland zu Belfast und Dublin; in Frankreich zu Paris (gibt seit mehren Jahren ein phrenologisches Journal heraus); in Indien zu Kalkutta; in den Vereinigten Staaten zu Philadelphia, Washington, Boston (edirte 1833 das erste Heft der „Annals of phrenology"), Hingham, Nantucket, Braunschweig, Andover, Amherst, Hanover, Reading, Leicester, Worcester, Providence, Hartford und Oneida.

Es ist sehr zu bedauern, daß uns in Deutschland die Resultate, welche man in Folge dieser verschiedenen Vereine über die Schädellehre gesammelt hat, so durchaus fremd geblieben sind. Die ganze Lehre ist Sache der Erfahrung, und selbst ihr Entdecker und Begründer, dem man bekanntlich das Verdienst eines guten Beobachters nicht abstreiten konnte, hatte Jahre lang gesammelt, beobachtet und verglichen, bevor er damit vor das größere Publicum trat; es läßt sich daher auch wol nicht erwarten, daß man jemals anders zu einer endlichen Entscheidung über das Wahre oder Unwahre dieser Lehre wird gelangen können als auf dem Wege der Erfahrung. Auf diesem Wege die Sache zu fördern, dazu sind nun aber gerade dergleichen Vereine am besten geeignet. Als Gall in England zuerst auftrat, wurde sie von der Presse mit einem allgemeinen Geschrei der Verhöhnung empfangen. Das „Edinburgh review" erklärte sie geradehin für Plunder, lächerliches Geschwätz, eine Zusammenstellung reiner Abgeschmacktheiten ohne Wahrheit, Einheit und Gehalt, und für ein Stück completer Marktschreierei von Anfang bis zu Ende. Jetzt urtheilt man anders darüber, wahrscheinlich aber deshalb, weil die Erfahrung zu Resultaten geführt hat, die sich durch ein blos theoretisches Raisonnement nicht aus dem Wege räumen lassen. Männer wie Andral, Präsident der phrenologischen Gesellschaft in Paris, und Broussais in Frankreich, wie Elliotson, Barlow, Conolly, Mackintosh und Macnish in England, die sich sämmtlich zu Gunsten der Phrenologie ausgesprochen haben, sollte man meinen, hätten auch gesunde Sinne und müßten wissen, was zu einer guten Beobachtung gehört. Übrigens bedünkt uns, daß ein Samenkorn, was, wie die Phrenologie, so lange allen Stürmen getrotzt und, ohne seine Keimkraft zu verlieren, immer wieder neue Wurzeln geschlagen hat, wenigstens etwas Tüchtiges in sich schließen müsse, was es der Erhaltung werth mache. Die Bedenken und Einwürfe, die in Deutschland von einer genauern Prüfung derselben abgehalten und alles Interesse dafür haben erkalten lassen, sind zumeist theoretischer Art und vornehmlich gegen ihre psychologische Grundlage gerichtet. Von dieser Seite mag sie allerdings manchen Angriffen ausgesetzt sein; allein wundern muß man sich, wenn ein ausgezeichneter neuerer Physiolog noch irgend ein Gewicht auf Einwürfe legen mag, wie derjenige ist, welchen Napoleon gegen dieses System vorbrachte, indem er gegen Las Cases äußerte: „Gall schreibt gewissen Hervorragungen Neigungen und Verbrechen zu, die nicht in der Natur vorhanden sind, die nur aus der Gesellschaft, aus der Convention hervorgehen. Was würde aus dem Organe des Diebstahls werden, wenn es kein Eigenthum gäbe; aus dem Organe der Trinksucht, wenn es keine geistigen Getränke, aus dem Ehrgeiz, wenn es keine Gesellschaft gäbe?" Abgesehen davon, daß Gall kein Organ der Trinksucht annimmt, so läßt sich wol nicht zweifeln, daß der Schöpfer, als er den Menschen schuf, ihn zur Geselligkeit bestimmte und ihm daher auch alle die Organe mitgeben mußte, die ihm zum Verkehr mit andern Menschen nöthig waren, selbst wenn er deren in manchen Verhältnissen des Lebens nicht bedurfte, gleichwie er ihm einige Muskeln des äußern Ohres verlieh, deren er sich im gewöhnlichen Leben nicht bedient. Übrigens gibt es nach Gall's spätern Verbesserungen seines Systems

auch weder ein Organ des Diebstahls noch des Ehrgeizes, sondern nur ein solches des Erwerbtriebes, das zwar misbräuchlich zu jenen werden kann, begrifflicherweise aber als eine höchst nöthige Mitgabe für das Leben betrachtet werden muß. Dergleichen Einwürfe — und es fehlt nicht an ähnlichen, die dem Systeme auch in Deutschland gemacht werden sind — erschüttern das Princip nicht. Die große Differenz zwischen den einzelnen Fähigkeiten und Neigungen, wie sie bei einzelnen Menschen in der Erfahrung sich ergibt, spricht sehr für die Richtigkeit dieses Princips; eine andere Frage aber ist, ob jene Fähigkeiten und Neigungen gewissen Erhöhungen und Vertiefungen am Schädel entsprechen oder nicht. Die Lösung dieser Frage ist aber lediglich Sache der Erfahrung, und um sich in Besitz dieser Erfahrung zu setzen, ist eine Summe von Beobachtungen erforderlich, wie sie bis jetzt nicht vorhanden ist und nur durch Hülfe jener Vereine beschafft werden kann.

Sollte sich nun aber das System in der Erfahrung bewähren, so dürfte es noch sehr zu bezweifeln sein, ob sich dann wirklich ein praktischer Nutzen für die geselligen Verhältnisse daraus ziehen lassen würde, wie man hier und da wol gewähnt hat. Als Hülfsmittel der Erziehung und zur nähern Bestimmung, welche Fähigkeiten bei einzelnen Menschen besonders auszubilden und welchen Neigungen vorzüglich entgegenzuarbeiten wäre, möchte sein Werth sehr problematisch sein, indem die Form des Schädels bei Kindern noch ziemlich indifferent erscheint, und Erhabenheiten und Vertiefungen erst in spätern Jahren sichtbar werden, wo Fähigkeiten und Neigungen ohnehin aus ihren psychischen Äußerungen erkennbar sind. Wollte man es aber als Mittel des Verkehrs nützen, um sich seinen Mann unter der Menge auszusuchen und dem mit dem Organ des Zerstörungs- oder Verheimlichungstriebes u. s. w. Bezeichneten aus dem Wege zu gehen, so fürchten wir, würde alles Vertrauen unter den Menschen aufhören und Individuen, welche mit schlimmen Neigungen begabt, diese aber durch die Kraft des Willens zu besiegen glücklich genug wären, der äußerlich sichtbaren oder fühlbaren Abzeichen jener Neigungen wegen dem Verdacht und dem Mistrauen ihrer Mitmenschen stets bloßgestellt sein. Ja, wenn sich Polizeidirectoren und Criminalisten der Phrenologie bemächtigten, so könnte leicht Ähnliches geschehen, was einst Lichtenberg von der Lavater'schen Physiognomik fürchtete, man würde die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan hätten, die den Galgen verdienen. Es würde eine neue Art von Firmelung jedes Jahr vorgenommen werden müssen — ein physiognomisches Auto da Fe.

Wenn wir nun aber auch nicht mit Hrn. Combe die Phrenologie als das klarste, vollständigste und begründetste System der Natur anerkennen können, welches bisher gelehrt worden ist, vielmehr sehr bezweifeln müssen, daß es dies jemals werden könne, so müssen wir doch seinem Streben, einige der wichtigsten Naturgesetze, ihre Beziehungen und ihre Folgen mit Rücksicht auf die Vervollkommnung der Erziehung und die Begründung von Verhaltungsregeln für Individuen sowol als Nationen herauszustellen, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er selbst gibt zu, daß der praktische Werth der von ihm entwickelten Ansichten nicht ganz von dieser Lehre abhängig sei. Die letztere, als eine Theorie des Geistes, sei an und für sich nur insofern werthvoll, als sie eine richtige Darstellung Dessen liefere, was lange vor ihr schon in der menschlichen Natur vorhanden gewesen sei. Wir seien physische, organische und moralische Wesen, welche unter dem Einflusse allgemeiner Gesetze handeln, möge nun die Verbindung verschiedener Geisteseigenschaften mit besondern Gehirntheilen, wie die Phrenologie sie lehrt, zugestanden oder geleugnet werden. Der Einzelne werde stets nach dem Antriebe der Leidenschaft oder unter der Leitung des Verstandes hoffen, fürchten, staunen, wahrnehmen und handeln, gleichviel, ob der Grad, in dem er es gewöhnlich zu thun pflege, durch die von jener Wissenschaft angegebenen Mittel zu erforschen sei oder nicht.

So ist es denn auch. Die Wahrheit der Glückseligkeitslehre unsers Verf. fällt nicht, wenn auch jenes System fallen sollte; nur einzelne Glieder derselben, die nicht ihr Wesen ausmachen, würden mit ihr verloren gehen. Sie stützt sich auf Vernunft und sittliches Gefühl und muß von Jedem anerkannt werden, der sein Ohr nicht den Leiden der Menschheit verschließt und die Möglichkeit, daß das menschliche Geschlecht einer sittlichen Vervollkommnung ebenso fähig sei wie einer intellectuellen, nicht geradehin ableugnet. Es ist wol möglich, daß seine Philosophie der Denkungsweise mancher unserer deutschen Philosophen nicht zusagen mag, denn sie gründet sich zumeist auf das Gefühl, aber es liegt darin ein solcher Fonds von Liebe zu den Menschen und zu Recht und Wahrheit, daß man sich gerne dem Wunsche hingibt, es möge dereinst verwirklicht werden, was der Verf. in seinem Eifer für das Gute und für die Verbesserung menschlicher Zustände fodert. Bewährt sich sein phrenologisches System, so müssen sein eigenes Haupt die Organe des Wohlwollens und das Gewissen zieren. Aber nicht Alles, was der einzelne sittlich gute Mensch zur Abhülfe der auf der menschlichen Gesellschaft lastenden Mängel und Gebrechen in Vorschlag bringt, findet Eingang, so einleuchtend auch die Vortheile sind, die daraus für das Ganze wie für den Einzelnen hervorgehen würden. Wie Mancher hat schon zum Heile der Menschheit kräftig und erhebend gesprochen, aber seine Worte sind verhallt wie die des Wanderers in der Wüste. Erwerbtrieb und Egoismus haben sich der Menschen in einem Grade bemächtigt, daß an keine ruhige Besinnung und Erwägung der wahren menschlichen Interessen zu denken ist, und nur in einzelnen Gemüthern keimt stille das Samenkorn der Wahrheit fort, auf daß es nicht ganz unter dem geräuschvollen Treiben verschwinde.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Die Grafen Stroganoff und Altrykoff, unter deren Vormundschaft die Kinder des verstorbenen Alexander Puschkin stehen (das „Journal des débats" schreibt Pouschkine), haben unlängst auf Kosten ihrer Mündel die Werke des großen Dichters in acht Bändchen herausgegeben, zugleich mit dem Portrait des Dichters, nach dem im kaiserlichen Museum befindlichen Originalgemälde von Outkine. Diese Ausgabe, obgleich 10,000 Exemplare stark, war in der kurzen Frist von sechs Wochen gänzlich vergriffen, so sehr beeiferte sich die russische Nation, den Kindern ihres berühmtesten Dichters die Zukunft zu sichern. Die Herausgeber gehen nun damit um, eine neue Ausgabe von den Werken des Dichters zu veranstalten, welche sie mit einigen nachgelassenen und noch unedirten Poesien und einer Biographie des Verstorbenen vermehren wollen. Man rechnet nach, daß die literarische Erbschaft Puschkin's seinen Erben über 600,000 Francs einbringen dürfte.

Friedrich Soulié, der bekannte Romanschriftsteller, hat sich in jüngster Zeit auch auf die Bühne gewagt und mit einem fünfactigen und in Prosa verfaßten Drama: „Diane de Chivry", unglücklich debutirt. Der Name des Verf. schien wenigstens einen nicht ganz ungünstigen Erfolg zu verbürgen, man durfte sich wenigstens versprechen, daß das Drama anziehend sein und von einigem Talente zeugen werde; dagegen fand man es in hohem Grade ermüdend und kaum eine Spur von Talent darin bemerkar. Die Intrigue schleicht matt und dunkel dahin, der Styl ist gewöhnlich und weitschweifig, die Behandlung schwerfällig, die Sentenzen frostig, der Dialog falsch, es sind nicht die Personen des Stücks, welche sprechen, sondern der Autor. Ein französischer Kritiker sagt, der Verf. habe nur an den äußern Gewinn gedacht und seinen Beruf gänzlich mißkannt; die Strafe sei ihm auf dem Fuße gefolgt, er sei um den erwarteten Profit gekommen und laufe sogar Gefahr, an Ruf und Namen einzubüßen.

106.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 80. — 21. März 1839.

Schwedische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Der König, aufgebracht über diese Vorfälle, entschloß sich sogleich, neuen und verstärkten Ausbrüchen solchen Unfugs auf das kräftigste zu begegnen oder deren Wiederholung unmöglich zu machen. Am folgenden Morgen sah man das Schloß mit doppelten Wachen besetzt, Kanonen waren aufgefahren, Truppen auf mehren Plätzen aufgestellt, Kanonenboote befanden sich am innern Hafen. Diese Vorkehrungen erregten Unruhe und Befremden, zeugten von Mistrauen in die loyalen Gesinnungen der Hauptstadt und gaben der Tagespresse Anlaß zu bittern und spöttischen Bemerkungen. Selbst bei dem bald hernach fallenden Laubmarkte, einer Art Volksfest, wirkte die Policei durch die von ihr getroffenen Maßregeln störend auf den bei solchen Gelegenheiten so gern ungebunden sich kundgebenden Frohsinn. Nach einigen Tagen wurden alle diese übertriebenen Vorsichtsmaßregeln aufgehoben, und in der Staatszeitung ward angedeutet, man habe damit blos beabsichtigt, den eben damals in Stockholm anwesenden Großfürsten Thronfolger gegen etwaige Insulten zu schützen. Es ward darauf erwidert, gerade in jenen Tagen habe man den hohen Gast, den man beschützen wollte, ganz ruhig und ohne alle militairische Begleitung überall Arm in Arm mit dem Kronprinzen herumwandeln gesehen; derselbe habe Letztern, als sie auf dem Laubmarkte angekommen, lächelnd gefragt: „Ist das die sogenannte Rebellion?"

Der damalige Oberstatthalter von Stockholm, Freiherr von Sprengtporten, der sich sehr beliebt gemacht hatte und selbst bei den Liberalen schon darum geachtet war, weil er, wie man glaubte, mit seinem Schwager, dem Grafen Brahe, nicht im besten Vernehmen stand, wurde von der Regierung befragt, ob er die Ruhe jetzt so weit hergestellt glaube, daß man allen auf dem Ladugårdsgårde (bei Stockholm) versammelten Truppen nach den eben beendigten Waffenübungen in ihre Heimat zurückzukehren erlauben könne. Die Bedenklichkeit, welche er in seiner bekannt gemachten Antwort auf diese officielle Frage ausdrückte und welche ihm Tadel und Zurechtweisung von Seiten der Oppositionsblätter zuzog, veranlaßte die Verfügung, ein paar Regimenter zur Verstärkung der Garden zurückzubehalten, sie in die Casernen der Stadt zu legen und besonders zu den Nachtpatrouillen zu verwenden. Diese Maßregel erregte große Unzufriedenheit, die sich bald nur allzu deutlich kundgab: die Soldaten wurden selbst am hellen Tage von dem Pöbel beschimpft, bei ihrem nächtlichen Patrouilliren goß man aus den Häusern Wasser auf sie herab, warf mit Steinen nach ihnen, verwundete mit Stiletten ihre Pferde u. s. w. Das Militair, durch die Insulten, deren Gegenstand es war, zur Rache gereizt und voll Eifer, seine Pflicht zu erfüllen, überschritt mehrmals die Schranken der ihm wol gebotenen Mäßigung. Mit flachen Säbelhieben traf es, was bei dem nächtlichen Dunkel unvermeidlich, nicht immer die Tumultuanten und verhaftete bisweilen Unschuldige. Diese beschwerten sich über ein solches Verfahren in den Zeitungen. Der Opposition kam dergleichen erwünscht, sie klagte die Garden und die Soldaten als die einzigen Ruhestörer an und wiederholte unaufhörlich, die bewaffnete Macht führe einen schändlichen Krieg gegen friedliche Bürger. Die Erbitterung stieg, da die Regierung das Publicum über das wahre Sachverhältniß aufzuklären unterließ; die „Staatszeitung" schlug nicht den rechten Ton an und die ministerielle „Minerva" benahm sich wirklich feig. Selbst der Bessern bemeisterte sich die von den Gegnern der Regierung täglich mit neuem Stoffe genährte Misstimmung, und ein förmlicher Widerstand begann sich zu organisiren. Ein großer Theil der eigentlichen Bürgerschaft Stockholms war wegen gewisser neuer Einrichtungen *) mit der Regierung unzufrieden und verleitete, statt zur Herstellung der Ruhe kräftig beizutragen, durch Verabreichen von Geld und Branntwein den Pöbel zu neuem Unfuge. Der spätern Auffoderung des Königs, zur Aufrechthaltung der Ordnung mitzuwirken, antworteten die Bürger durch den mit 40 — 50 Unterschriften versehenen Antrag, den unpopulairen Justizkanzler zu verabschieden. Die Zeitungen ergossen sich in Schmähungen über die Geschworenen und

*) Einige Zünfte, z. B. Fleischer und Bäcker, waren schon vorher misvergnügt, weil die Regierung den Bauern die Erlaubniß ertheilt hatte, Fleisch und Brot in die Städte zu verkaufen und auf den Märkten diese Artikel feilzuhalten.

Richter Cruſenſtolpe's *), eröffneten Subſcriptionen für des Verurtheilten Gattin, druckten die frechſten Deviſen, womit die eingegangenen Gaben verſehen waren, ab und lieferten Auszüge aus aufrühreriſchen Schriften und Liedern. Alle dieſe Sächelchen fanden Anklang, Eigenthümer und Redacteurs der liberalen Blätter ſtanden ſich gut dabei, ihre Abonnenten mehrten ſich, ſie ſelbſt kamen zu Anſehen und unterließen deshalb ſchon zum Theil aus Speculation nichts, den großen Haufen in Aufregung zu erhalten. Als der Oberſtatthalter, weil er ſich bei den bisherigen Unruhen ſchwach benommen hatte, ſeinen Abſchied erhielt, huldigte man ihm, der ſeine Abreiſe verſchob, um ſich möglichſt lange in den Strahlen der Volksgunſt zu ſonnen, auf alle erdenkliche Weiſe und begleitete ihn, als er endlich Stockholm verließ, in einem wahren Triumphzuge durch die Stadt. Sein Nachfolger glaubte ſich der Stelle in dieſer ſtürmiſchen Zeit nicht gewachſen und trat daher bald wieder ab; man fand endlich den rechten Mann dazu in dem Präſidenten Möllerhjelm.

Nach kurzer Zeit begannen, wie vorauszuſehen war, die Unruhen von neuem, und ſo fielen in der erſten Hälfte des Juli von Zeit zu Zeit mehre Scharmützel zwiſchen der bewaffneten Macht und dem ſteinewerfenden Pöbel vor; ſelten ging ein Abend ohne Unordnungen vorüber. Wenn auf der einen Seite die Zeitungen von dieſem Unfuge ſorgfältig ſchwiegen oder denſelben mindeſtens zu beſchönigen ſuchten, ſo iſt wol nicht zu leugnen, daß auf der andern dem Könige nicht ganz der Wahrheit gemäße und etwas übertriebene Berichte über die Vorgänge hinterbracht worden ſein mögen. Der erzürnte Monarch wollte in Perſon an der Spitze ſeiner Garden den tumultuariſchen Auftritten mit einem Male ein Ende machen. Als er auf Bitten des Kronprinzen und des Grafen Brahe von dieſem Vorſatze abließ, gab er dem Militair die ſtrengſten Befehle zu kräftigem Einſchreiten. Einmal ſollen ihm in Zorn die Worte: „Ecrasez la canaille!" — wobei man gefliſſentlich den Vorderſatz: „Wenn ſie nicht gehorchen", verſchwieg — entfahren ſein. Als dies, denn bei uns exiſtirt kein Geheimniß, bekannt ward, wandte ſich der Unwille auch gegen den König: man begrüßte ſeine Adjutanten mit groben Schimpfworten, ſchlug Pasquille an, verbreitete die angeführten Worte durch Gaſſenhauer und Flugſchriften, machte Caricaturen und ſetzte die boshafteſten Gerüchte in Umlauf. Es ſchien eine Weile, als hätte der ſonſt ſo beliebte Fürſt plötzlich ſeine ganze Popularität eingebüßt, und als wären alle die Wohlthaten, die er beſonders der Hauptſtadt erzeigt, auf einmal vergeſſen.

Der 20. Juli, der Tag, an welchem Cruſenſtolpe, der nicht gegen das Urtheil appellirt hatte, auf die Feſtung gebracht werden ſollte, war endlich herangekommen. Eine Zeitung benachrichtigte am Tage zuvor das Publicum, die Abführung des Gefangenen werde um 12 Uhr erfolgen. Gerade um dieſe Zeit brach in der Nähe des Stadthauſes, in welchem Cruſenſtolpe in Gewahrſam ſaß, Feuer aus, das indeſſen bald gelöſcht ward. Nun beſchuldigte man die Oppoſition, ſie habe die Feuersbrunſt veranlaßt, um Volkshaufen herbeizuziehen; die Oppoſition gab die Anſchuldigung der Policei zurück und behauptete, es ſei die Abſicht dieſer geweſen, dadurch die Aufmerkſamkeit von dem Gefangenen abzulenken. Letzteres iſt lächerlich, und auch das Erſtere iſt ſchwer zu glauben. Cruſenſtolpe's Abführung unterblieb, und der Haufen verlief ſich nach ein paar Stunden auf die Vorſtellungen mehrer Beamten, deren Beredtſamkeit ein heftiger Platzregen trefflich unterſtützte. Die Hoffnung, die Ruhe zunächſt nicht wieder unterbrochen zu ſehen, ward leider nicht erfüllt, denn noch am ſpäten Abend dieſes Tages machte eine große Volksmaſſe ernſtliche Miene, das Stadthaus zu ſtürmen, um den Gefangenen zu befreien. Der die nächſte Wache befehligende Lieutenant, Graf Sandels, rückte ſogleich mit ſeiner Mannſchaft zur Beſchützung des Stadthauſes heran. Seine Ermahnungen und Vorſtellungen ſchienen anfangs einigen Eindruck auf die Menge zu machen; bald aber ward mit Pflaſterſteinen nach den Soldaten geworfen. Der junge, ebenſo muthige als beſonnene Offizier drohte, als der Haufe, ſeine Warnungen nicht achtend, immer mehr vordrang, er werde ſchießen laſſen. Auch dieſe Drohung blieb fruchtlos, und der Graf ſah ſich genöthigt, den Befehl zum Feuern zu geben. Da er der Mannſchaft insgeheim die Weiſung ertheilt hatte, hoch zu halten, ſo wurde Niemand getroffen. Die Tumultuirenden erhoben über dieſe erfolgloſe Salve ein wildes Triumphgeſchrei und ſchallendes Hohngelächter und ermunterten einander, von neuem die Wache anzugreifen. Ein Mann ſprang plötzlich aus dem Haufen hervor auf den Offizier los, um dieſem den Degen zu entreißen; aber eine Kugel ſtreckt ihn ſogleich todt nieder, und gleichzeitig werden mehre der Vorderſten von einer neuen Salve verwundet. Eine augenblickliche Beſtürzung tritt ein, aber bald drängen die Aufrührer ernſtlicher als vorher gegen die Wache und werfen ſie noch heftiger mit Steinen. Sie wehrt ſich mit dem Muthe der Verzweiflung, bis eine ſtarke Truppenabtheilung heranrückt und die Menge auseinanderſprengt. Da dieſe ſich an mehren Punkten wieder ſammelt und Widerſtand verſucht, ſo hatte die Verfolgung, das Geſchrei und der Lärm erſt ſpät ein Ende. Am folgenden Morgen ſah man faſt alle Fenſterſcheiben in dem Stadthauſe, den benachbarten Gebäuden und der Marienkirche zerſchlagen, die Mauern fürchterlich zugerichtet und das Pflaſter große Strecken aufgeriſſen.

So endete ein Auftritt, bei welchem drei Menſchen das Leben verloren, eine Anzahl mehr oder minder ſchwere Wunden erhielt. Was that die Oppoſition, da mehre Tauſend Augenzeugen des Vorgefallenen geweſen waren und ſie alſo nicht behaupten konnte, das Militair habe

*) Caricaturen auf dieſe Männer und der Vorſchlag, ihre Namen regelmäßig einmal jeden Monat in den Zeitungen zu nennen, um ſie ſo der ewigen Verachtung der Nation preiszugeben, wurden mit großem Beifall aufgenommen; ebenſo freute man ſich über die Beſchimpfungen, welche zwei der Geſchworenen auf einem Dampfſchiffe erfahren hatten.

angegriffen? Zudem ward das Benehmen des Offiziers allgemein gebilligt. Auf wen sollte man nun die Schuld schieben? Natürlich wieder auf die Regierung, welche die Vorgänge hätte voraussehen und eine hinreichende Zahl Truppen beordern sollen! Das traurige Ereigniß öffnete jedoch Manchen die Augen, und sie fingen an einzusehen, daß es unter Umständen wol möglich sei, die Volksmasse aufzuregen, aber schwer, wo nicht unmöglich, den Ausbrüchen ihrer Leidenschaft durch den Ruf: bis hierher und nicht weiter! zu gebieten. Ja, Mehre sollten erfahren, daß die Bewegung, die sie in ihrem Leichtsinne und in ihrer Verblendung mit hervorgerufen hatten, die von ihnen gezogenen Schranken überstürmend, sich gegen sie selbst in rächender Vergeltung kehrte. Der Redacteur des angesehensten Oppositionsblattes ward durch eine solche Lection überrascht: ihm wurden einige Nächte nach den geschilderten Auftritten die Fenster eingeworfen, weil er nach der Meinung des Pöbels in seinem Berichte über das in der Nacht des 20. Juli Vorgefallene die Sache des Volks zu lau und schwach geführt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu der Außenwelt. Aus dem Englischen des George Combe von Ed. Hirschfeld.

(Beschluß aus Nr. 79.)

Der Verf. selbst räumt ein, daß seine Ansichten sich in dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande nicht verwirklichen lassen, bevor nicht die natürlichen Mittel zu ihrer Verbreitung und Geltendmachung hinreichend lange gewirkt haben. Bis dahin müßten die einmal bestehenden gesellschaftlichen Gebräuche aufrecht erhalten, wenn nicht geachtet werden, und Derjenige sei kein Freund des wahren Fortschreitens der Menschheit, der, nachdem er kaum die Saat seiner moralischen Principien ausgestreut, auch sofort deren Früchte zu ernten verlange, ehe er noch den Sommer und Herbst erwartet, um ihren Ertrag zur Reife zu bringen. Der vernünftige Menschenfreund müsse mit Eifer seine Grundsätze verbreiten, müsse, wo und wann sich günstige Gelegenheiten dazu darbieten, sie ins praktische Leben einführen und dabei die Überzeugung haben, daß er auf diese Weise schneller sein Ziel erreiche als durch verfrühte Realisationsversuche, die nothwendigerweise stets verunglücken müßten.

Doch kommen wir zu des Verf. Ansichten selbst. Nach ihm hat man bisher zu sehr die Beziehungen verkannt, welche zwischen dem Geiste und der Natur außer uns stattfinden, und man konnte sich daher unmöglich denken, bis zu welchem Grade der Einzelne und die Gesammtheit durch natürliche Mittel der Vervollkommnung fähig sind. Man übersah, daß die Natur des Menschen und die äußere Welt so geschaffen sind, daß sie die Entwickelung der höhern Kräfte unsers Geistes begünstigen; daß das Studium der Naturgesetze zu unserer Vervollkommnung ein unerlaßliches ist, und daß diese Welt und ihr Thun und Treiben allerdings wol ersprießlich für die Tugend werden kann, wenn man die natürlichen Eigenschaften und Beziehungen ihrer Elemente und den moralischen Plan, wonach Gott sie schuf und regiert, zu verfolgen strebt. Man hat ferner übersehen, daß die physischen, organischen und moralischen Naturgesetze als unabhängig voneinander zu betrachten sind, sodaß jedes für sich Gehorsam fodert, jedes auf seine ihm eigenthümliche Weise Gehorsam belohnt, Ungehorsam bestraft, und die Menschen in demselben Maße glücklich sind, wie sie sich mit der Gesammtheit dieser göttlichen Anordnungen in Einklang zu bringen wissen. Die Verletzung dieser Gesetze, welche nur zum Wohle des Menschen gegeben sind, führt zu mancherlei Übel. Als Folge der Vernachlässigung der organischen Gesetze verschmähen die höhern Stände zu arbeiten, die niedern hingegen sind mit Anstrengung überhäuft, und beide erleiden dafür Strafe. Es können sowol die Triebe als auch die moralischen und intellectuellen Kräfte, einzeln oder gruppenweise, den Geboten der Gesammtheit der moralischen Gefühle und der Verstandeskräfte, sofern sie durch Kenntnisse aufgeklärt und zusammenwirkend sind, entgegenhandeln, und alle solche Handlungen sind verkehrt. Das richtige Verhalten ist nur dasjenige, welches durch die Gesammtheit der völlig aufgeklärten und harmonisch zusammenwirkenden moralischen und intellectuellen Vermögen gutgeheißen wird. Aber verschiedene Individuen besitzen diese Vermögen in sehr verschiedenen Graden, und die Gebote der moralischen und intellectuellen Kräfte eines jeden Individuums, das Verhältniß seiner Organe sei, wie es wolle, bieten keineswegs unbestreitbare Verhaltungsregeln dar. Im Gegentheil sind bei den meisten Individuen eines oder mehre der moralischen und intellectuellen Organe im Verhältnisse zu den Organen der Triebe so gering an Größe, daß deren eigene Begriffe von den Pflichten gar weit von dem höchsten Ziele entfernt bleiben werden. Die Gebote der moralischen und intellectuellen Kräfte, welche als Gesetze unsers Betragens dienen sollen, bestehen vielmehr nur in den Gesammtaussprüchen der edelsten Gemüther, welche zugleich mit den größten Kenntnissen ausgestattet sind. Auch die niedern Triebe sind uns als nothwendig gegeben, um unsere thierische Natur aufrecht zu erhalten und uns mit den äußern Gegenständen der Schöpfung in Einklang zu bringen. Weit entfernt, an sich schädlich oder schlecht zu sein, besitzen sie, als Nutzen schaffend, ihren Werth und sind, wenn sie zweckmäßig verwendet werden, Quellen großer Freuden. Das Erwerben von Kenntnissen ist Genuß; um aber den Genuß in größter Fülle zu schöpfen und ihn dauernd zu erhalten, müssen die Vermögen harmonisch befriedigt werden; mit andern Worten: wenn der erste Rang unter den verschiedenen Kräften den moralischen Gefühlen gebührt, so muß unser Streben im Allgemeinen auf Dinge gerichtet sein, welche diese zu befriedigen geeignet sind. Soll endlich das menschliche Glück eine feste Grundlage haben, so müssen die äußern Naturgesetze selbst mit den Ansprüchen der moralischen Gefühle im Einklange stehen, und der Verstand muß befähigt sein, die Natur und die Verhältnisse beider zu entdecken und unser Handeln ihnen entsprechend zu leiten.

Zur Begründung dieses Glücks fodert der Verf. 1) eine gewisse Anzahl Stunden täglich zur Arbeit, wobei die Functionen des Muskel- und Nervensystems geübt werden; der Lohn für diesen Gehorsam gegen die Natur würde Gesundheit und ein freudiges Gefühl des leiblichen Daseins sein. 2) Eine gewisse Anzahl von Stunden täglich müßten in erster Beschäftigung der Erkenntniß- und Denkvermögen hingebracht werden, im Aufsuchen der Eigenschaften äußerer Gegenstände und deren Beziehungen, der Natur belebter Wesen und ihrer Verhältnisse; nicht blos in der Absicht, rein abstracte und unfruchtbare Kenntnisse zu erlangen, sondern um das wirkliche Vergnügen geistiger Thätigkeit zu genießen und jede Entdeckung als ein Mittel, Glück zu vermehren oder Unglück zu mindern, zu Nutzen zu machen. 3) Eine Anzahl von Stunden des Tages müßten der Ausbildung und Befriedigung unserer moralischen und religiösen Gefühle geweiht sein, d. h. der Übung derselben im Einklange mit dem Verstande und namentlich der Aneignung der Gewohnheit, den Schöpfer und seine Gesetze zu verehren, zu lieben und ihnen zu gehorchen.

Sehr klar und durch lehrreiche Beispiele zeigt der Verf., inwieweit das Elend unter den Menschen der Übertretung der Naturgesetze zuzuschreiben ist. Es kommen hier interessante Gegenstände zur Sprache; unter Anderm die unglücklichen Folgen, die daraus entspringen, wenn Menschen sich miteinander verheirathen, deren Temperamente, Talente und Anlagen nicht

miteinander harmoniren; die Folgen, welche aus Unkenntniß des Gesetzes entstehen, nach welchem körperliche und geistige Übel und Gewohnheiten von Ältern auf die Kinder übergehen. Offenbar aber geht der Verf. in seiner Vorliebe für die Phrenologie zu weit, wenn er meint, man werde sich künftig zu Dienstboten, Compagnons u. s. w. mit Hülfe dieses Systems Diejenigen auswählen können, welche uns und unsern Interessen am angemessensten seien. Aber vollkommen beistimmen müssen wir ihm darin, daß die Welt nach dem Princip des Vorherrschens der moralischen Gefühle und des Verstandes geschaffen worden, daß folglich das Hauptstreben des Menschen, wenn er glücklich werden soll, der Art sein müsse, daß es jene Kräfte ausbilde und befriedige, und daß nothwendig sein Leben elend sein werde, sobald es gänzlich dem Erwerb von Reichthümern gewidmet sei. Es sei daher die Nothwendigkeit gegeben, durch Lehre und Beispiel nachzuweisen, daß der civilisirte Mensch seine moralischen und intellectuellen Beschäftigungen vermehren, seine körperlichen dagegen beschränken müsse, als einziges Mittel, sich vor unaufhörlichen Strafen durch die Naturgesetze sicher zu stellen. Der Verf. zeigt sehr anschaulich, daß die von den Kaufleuten so genannten glücklichen Zeiten die Perioden der größten Verstöße gegen die Naturgesetze und Vorläufer großer Drangsale sind. Das ganze Leben werde hier dem Dienste der Triebe gewidmet, was nothwendigerweise mit Strafe endigen müsse, wenn die Welt nach dem Grundsatze des Übergewichts der höhern Kräfte eingerichtet sei. Ackerbau, Fabriken und Handel seien zwar der menschlichen Natur entsprechend, aber sie seien nicht der Endzweck des menschlichen Daseins, selbst nicht hier auf Erden. Arbeit sei heilbringend für den ganzen menschlichen Haushalt, und es sei Täuschung, sie an und für sich als ein Übel zu betrachten, aber das Hauptbedingniß sei, daß sie mäßig, sowol der Anstrengung als der Dauer nach sein müsse, damit der Mensch sich ihrer freue und nicht durch sie erdrückt werde. Eben deshalb müsse man sich freuen über die große Verbreitung mechanischer Erfindungen, als Werkzeuge der Civilisation, indem sie dem großen Haufen des Volks Muße gewähren, seine moralischen, intellectuellen und religiösen Kräfte zu bilden und zu genießen.

Ein interessantes Capitel dieser Schrift ist das, welches von der Strafe handelt, insofern sie durch die Naturgesetze auferlegt wird. Der Verf. zeigt hier, daß Gesetze entweder zur selbstsüchtigen Befriedigung des Gesetzgebers oder zum Frommen der Untergebenen gegeben werden können, und weist dieses im Beispiel an Geßler's Vorschriften für die Schweizer für jenen, in den Naturgesetzen Gottes für diesen Fall nach. Zweck der Strafe für Ungehorsam gegen das göttliche Gesetz sei, dem Übertreter Einhalt zu thun und ihn vor größerm Schaden zu bewahren. Gottes Strafen in dieser Welt bezwecken, die Leidenden ihres eigenen Wohles wegen zum Gehorsam zurückzubringen und ihr Elend durch den Tod zu beenden, wenn der Fehler nicht mehr auszugleichen sei. Hierauf stellt der Verf. die gegenseitigen Strafen der Thiere denen der Menschen gegenüber und weist nach, wie bisher das peinliche Gesetz nach dem Princip thierischer Rache gebildet worden sei, deshalb aber unwirksam bleiben müsse, weil die Ursachen des Verbrechens übersehen wurden und nach der Bestrafung ungeschwächt fortwirkten. Daß diesen Grundsätzen zufolge anstatt der thierischen Vergeltung die moralische empfohlen wird und die Todesstrafe an dem Verf. keinen Vertreter findet, läßt sich leicht einsehen.

Man hat bereits dem Systeme des Verf. den Vorwurf gemacht, daß es in die jetzigen geselligen Verhältnisse nicht passe, und wir müssen dies für seine phrenologische Grundlage unbedingt und zum Theil auch für seine philosophischen Ansichten zugeben; aber leugnen können wir nicht, daß ihm etwas Wahres zum Grunde liegt, und daß dieses Wahre, wenn es auch nur durch approximative Annäherung Einfluß auf individuelle und gesellige Verhältnisse gewönne, viel zur Wohlfahrt und zum Glücke der Menschen beitragen würde. Daß der größere Theil der Menschen noch in Unwissenheit hinsichtlich der physischen und organischen Gesetze lebt; daß das Wenige, was er von den moralischen weiß, sich auf die göttliche Offenbarung beschränkt und nicht mit jenen Gesetzen im Einklang steht; daß niedere Triebe und namentlich Streben nach Erwerb und Ehre alle edlern moralischen und intellectuellen Kräfte überwuchern; daß Übercultur des Verstandes bei Vernachlässigung physischer und organischer Gesetze in den höhern Regionen der menschlichen Gesellschaft und auf der andern Seite Arbeitsbedrückung bei Mangel an moralischer und intellectueller Ausbildung in den niedern Extreme sind, die eine vermittelnde Ausgleichung fodern — das Alles sind Thatsachen, welche sich der fühlende und betrachtende Mensch nicht verhehlen kann. In dieser Beziehung scheint uns Hrn. Combe's Buch Beachtung, keineswegs aber jene vornehme und geringschätzende Abfertigung zu verdienen, mit der es z. B. in Menzel's „Literaturblatt" behandelt worden ist. Jedenfalls verdient das warme Gefühl des Verf. für das Leiden der Menschen und seine redliche Absicht, auf Verbesserung menschlicher Zustände hinzuwirken, Anerkennung und Dank. Die Übersetzung liest sich gut. 16.

Notizen.

Ein Pseudonym, Jean le Rond, eigentlich Chemin Dupontès, Professor der schönen Wissenschaften, hat vor Kurzem über eine der wichtigsten Fragen der Zeit, über die Verbesserung der arbeitenden Classe, ein philanthropisches Schriftchen veröffentlicht, welches einfach und gedrängt geschrieben ist, aber voll Wärme und Kraft des Raisonnements. Das „Journal des débats" nennt diese Schrift ein wahres Handbuch, einen Codex der Arbeiter. Chemin Dupontès prüft hier mit Talent den Einfluß der Sparkassen und der Gesellschaften für gegenseitige Unterstützung. Letztere Einrichtung besonders scheint ihm geeignet, wenn sie ausgebreitet würde, das Loos der Arbeiter auf eine günstige Weise zu ändern. Zugleich geht er die Reichen und Verwaltenden um eine kräftige und wirksame Unterstützung an, damit dem gealterten Arbeiter oder seiner Witwe eine Wohlthat zu Theil werde, welche der Staat dem geringsten seiner besoldeten Diener nicht verweigert, und auch diese Unterstützung sucht er auf ein System zurückzuführen. Man kann überhaupt sagen, daß man sich gegenwärtig in Frankreich mit philanthropischen Fragen viel eifriger und eindringlicher beschäftigt als in Deutschland, und daß man dort namentlich der dienenden Classe, dem Polster, möchte man sagen, auf welchem die genießende und verdauende Vornehmheit ihre Siesta hält, jetzt seine vollste Aufmerksamkeit zuwendet.

Über die von den Amerikanern auf der Westküste Afrikas gegründete Colonie Liberia hat man folgende neue Nachrichten. Die Stadt Liberia, auf einer Anhöhe gelegen und mit einem Hafen versehen, zählt gegenwärtig 860 Einwohner, die ganze Colonie deren 3000, welche in mehren an Flüssen gelegenen Dörfern leben. Jede Familie, welche sich hier ansiedelt, hat das Recht auf eine Hütte, auf einen gewissen Antheil an Grund und Boden und auf Ackergeräthschaften, auch wird sie außerdem während des ersten Jahres mit Lebensmitteln versorgt. Das Klima ist gesund. Der Kaffee, das Zuckerrohr und die Baumwolle gedeihen hier vortrefflich, aber die Erfolge, welche man von der Fruchtbarkeit des Bodens erwarten sollte, werden durch die Trägheit und Sorglosigkeit der Anbauer gelähmt, indem diese lieber dem Tauschhandel mit den Eingeborenen und den ankommenden Schiffen als der Cultivirung des Bodens obliegen. Die Amerikaner machen mit kleinen Fahrzeugen Küstenfahrten in die Nachbardistricte und beziehen von daher Elfenbein, Campeche- und Farbeholz, Palmöl und Schildkrötenschalen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 81. — 22. März 1839.

Schwedische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Eine unterm 30. Juni erlassene, aber erst am 10. August durch die „Staatszeitung" bekannt gemachte königliche Verfügung, welche den Juden, sowol den schon hier befindlichen als den in Zukunft mit Erlaubniß des Königs sich niederlassenden, fast gleiche Rechte mit den übrigen schwedischen Staatsbürgern einräumte, fachte das noch immer fortglimmende Feuer der Unzufriedenheit zu hellen Flammen an. Freilich hatte man die Angelegenheit der Juden auf mehren Reichstagen berathen, die Mehrheit der Opposition hatte die Emancipation derselben, als mit den liberalen und philanthropischen Grundsätzen der Zeit übereinstimmend, gebilligt, endlich hatten dieselbe verschiedene darüber befragte Autoritäten, im ganzen Umfange der Oberstatthalter, dem man so gern folgte, empfohlen. Dennoch war und blieb die Emancipation unpopulair. Es schien unvorsichtig, daß die Regierung ohne Berathung mit den Reichsständen die Verantwortung einer so wichtigen, in das Interesse so Vieler eingreifenden Maßregel allein auf sich nehmen wollte; doppelt unvorsichtig erschien es aber, daß sie mit der Promulgation in dem Zeitpunkte einer allgemeinen Gährung vortrat. Von allen Seiten erhoben sich Stimmen gegen die neue Verfügung; am lautesten und heftigsten aber ließ sich das „Aftonblad" (Abendblatt) vernehmen, das bis dahin gerade der wärmste Anwalt der Juden gewesen war. Der Aufstand nahm einen drohendern Charakter an, weil man jetzt einen wirklichen Grund zur Unzufriedenheit vorschützen konnte. Laut den militairischen Rapports bemerkte man Leute in grauen Mänteln, die mit Pfeifen das Zeichen zum Zusammenrottiren gaben, bei Annäherung der Patrouillen flohen sie, kamen aber plötzlich wieder in Nebengassen pfeifend und neckend zum Vorschein. Die nächtlichen Angriffe wandten sich nunmehr nicht blos gegen die höhern Beamten und das Militair, nicht blos gegen die Juden und den Staatssecretair, der die Verordnung contrasignirt hatte, sondern auch gegen eine große Anzahl Privatpersonen, Kaufleute und Bürger. Eine inzwischen erschienene Schrift, welche nachdrücklich gegen die Friedensstörer, deren Gönner und Anstifter sprach, die traurigen Folgen eines Bürgerkrieges entwickelte u. s. w., verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Gesinnungen begannen allmälig sich zu ändern, man war der Unruhen herzlich satt und konnte sich nicht länger verhehlen, daß ein solcher Zustand zu einer gänzlichen Auflösung der gesetzlichen Ordnung führen müsse. Als in den stürmischen Vorgängen zu Anfange Septembers sich die Frechheit des sogenannten Volks gegen das Militair, das sich wie in der ganzen letzten Zeit mit lobenswerther Mäßigung und Schonung benahm, auf die schamloseste Weise kundgab, da ließ sich nur Ein Schrei des Unwillens vernehmen, und alle Bessere, die drohende Gefahr erkennend, bestanden darauf, daß der Unfug nicht länger fortdauern dürfe, Ruhe und Ordnung endlich zurückkehren müßten. Die liberalen Blätter mußten der allgemeinen Stimmung nachgeben und ihren Ton bedeutend mäßigen. Im „Dagligt Allehanda", dem ehrlichsten, aber inconsequentesten der ultraliberalen Blätter, erschien plötzlich ein donnernder, mit Schimpfwörtern gespickter Aufruf an „nos amis les ennemis", worin eben Diejenigen, die früher als wohlgesinnte, freisinnige Bürger gelobt wurden, elendes Lumpengesindel, gemeines Pack, frevelnde Verletzer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit u. s. w. titulirt werden. Seit dieser Zeit haben die Unruhen gänzlich aufgehört und die Ordnung ist vollkommen hergestellt. Die Regierung hat der öffentlichen Meinung nachgegeben, indem sie durch eine Erklärung vom 20. Sept. die so misfällig aufgenommene Verfügung so modificirte, daß die in derselben den Juden eingeräumten Rechte im Wesentlichen ihnen wieder genommen sind.

Es muß geleugnet werden, daß den Unruhen ein tieferer Plan zu Grunde gelegen, und daß man es damit gar auf einen Umsturz der Verfassung, oder auf eine Entsetzung der herrschenden Dynastie abgesehen hätte. Man beabsichtigte hauptsächlich wol nichts weiter, als der Regierung auf etwas empfindliche Weise die Lehre zu geben, die öffentliche Meinung mehr zu beachten, und durch freie Äußerungen derselben dem Unwillen über das gegen Crusenstolpe beliebte Verfahren Luft zu machen. Daß der Pöbel nicht aus eigenem Antriebe für diesen Mann handelte, ist an sich einleuchtend, theils weil überhaupt Preßvergehen die niedern Classen wenig oder gar nicht interessiren, theils weil der Verurtheilte kein Volksschriftsteller war, vielmehr seine Schriften durch ihren Styl,

ihre verdeckten Anspielungen und das verborgene Gift, das sie enthielten, der Menge völlig unverständlich waren. Daß die Oppositionsblätter bei den Bewegungen, die sie hervorriefen und unterhielten, ihre Rechnung fanden, haben wir erwähnt; ebenso daß sie endlich, da die Erfolge ihrer Partei ihnen über den Kopf wuchsen, ihren Ton bedeutend herabstimmen mußten, oder sie sich selbst zum Theil zu Ansichten zu bekennen für gut fanden, die mit denen in vollkommenem Widerspruche standen, die sie kurz zuvor auf so unheilvolle Weise verbreitet hatten. Wir stellen übrigens nicht in Abrede, daß unter den Rädelsführern einzelne sich befanden, die verderblichere Zwecke im Auge hatten. Zu diesen gehören der Herausgeber der „Freya", des stockholmer Blattes und einer der Redacteure des „Aftonblad". Ein Mitarbeiter an letztgenanntem Blatte, dem tonangebenden Organe der liberalen Presse, gab im November vorigen Jahres eine Schrift: „Revolution und Republik", heraus, worin der Verf. unumwunden zu einem allgemeinen Aufstande und zur Errichtung einer Republik dringend auffodert. Die „Minerva" sprach beim Erscheinen dieser Schrift die Vermuthung aus, der Verf., welcher früher als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, aber völlig begnadigt ward, habe es jetzt, von Erinnerung seiner frühern mislungenen Bestrebungen und von dem Beispiele seines Freundes Grufenstolpe begeistert, darauf angelegt, sich noch einmal als Märtyrer zu zeigen und neue Verwirrungen herbeizuführen. Der Hofkanzler von Hartmansdorff trug, seiner Amtspflicht gemäß und seinen Grundsätzen treu, im Staatsrathe darauf an, den Aufruhrprediger in Anklagestand zu versetzen. Schon war die Genehmigung des Königs erfolgt, als der Kronprinz den entgegengesetzten Befehl auswirkte, daß die Sache niedergeschlagen werden solle. Da der Hofkanzler Gegenvorstellungen machte und auf Vollziehung seines Antrages bestand, widrigenfalls er seinen Abschied foderte, so ward ihm der letztere bewilligt und ihm die Landhauptmannsstelle zu Kalmar ertheilt.*) Als der Hergang der Sache durch die öffentlichen Blätter bekannt ward, konnte man die Weisheit und Mäßigung der Regierung nicht genug preisen, selbst die Opposition stimmte mit sauerer Miene ein. Die so gefährliche Schrift fand keine Beachtung, das befreundete „Aftonblad" schwieg, und ein anderes Oppositionsblatt, „Dagligt Allehanda", machte sich über dieselbe lustig.

Daß der König in den letzten Monaten des vorigen Jahres seine frühere Popularität wiedererworben und die radicale Partei fast alles Ansehen verloren, bezeugen mehre spätere Vorfälle, namentlich die Art, wie der Monarch überall in den Provinzen auf seiner letzten Reise nach Norwegen im December empfangen wurde. In Norrköping bewillkommnete der Landshauptmann, Freiherr Palmstjerna an der Spitze einer Deputation von 400 angesehenen und durch ihre Besitzungen meist unabhängigen Einwohnern der reichen Provinz Östgothland den König, drückte in der an ihn gehaltenen Rede den tiefsten Abscheu über die vorgefallenen Unruhen aus und maß die Schuld geradezu der Frechheit der Presse bei. Da der Freiherr Palmstjerna als ein sehr tüchtiger und dabei freisinniger Mann bekannt ist, so hat die Opposition sich seine Rede sehr zu Herzen genommen. Aus der Antwort des Königs hat man schließen wollen, er beabsichtige dem nächsten Reichstage (Januar 1840) ein verbessertes Preßgesetz vorlegen zu lassen. Wahrscheinlich wird die Regierung ihrem bisherigen Rechte, Zeitungen nach Gutdünken zu unterdrücken, entsagen und die persönliche Strafe für Preßvergehen abschaffen, dagegen auf Cautionen bei Begründung neuer Zeitungen und hohe Geldbußen, etwa wie in Frankreich, antragen.

Außer den besprochenen Unruhen, die, wenngleich sie drei Menschenleben kosteten, doch vornehmlich von moralischer Seite von Bedeutung waren, ist Schweden im vergangenen Jahre noch von andern Unfällen heimgesucht worden. Im Februar zerstörte eine Feuersbrunst mehr als die Hälfte der Stadt Werió; dann empfanden besonders die nördlichen Provinzen die Folgen des Miswachses im vorvorigen Jahre; endlich brachte der lang anhaltende Winter der Fischerei in Bohuslän großen Schaden. Das ganze Reich ward daher von Armen überschwemmt, und fast die Hälfte der Bewohner des obern Dalekarliens wanderte aus. Durch Geschenke und Anleihen aus Staatsmitteln und durch allenthalben veranstaltete freiwillige, reichlich ausfallende Sammlungen wurde der Noth möglichst abgeholfen; ja, Werió bekam fast so viel, als es verloren hatte. Obgleich die Ernte im vorigen Jahre in Folge der bis Johanni anhaltenden Dürre und der dann eintretenden ebenso lange dauernden Nässe in mehren Provinzen schlecht ausgefallen ist, so läßt sich, da die Kartoffeln, das Hauptnahrungsmittel eines großen Theiles der niedern Classen, gut gerathen sind, eine bedeutende Minderung des Nothstandes erwarten.

Zur Bestätigung der im Eingange ausgesprochenen Behauptung, daß Schwedens Wohlstand im Zunehmen sei, mögen folgende Angaben dienen, welche zugleich als Beiträge zur neuern Statistik des Landes betrachtet werden können.

Dem öffentlichen Berichte des Justizministers zufolge hat der Bauernstand von 1822 — 34 sein Vermögen durch Ankauf von Grundeigenthum um 3,318,710 Reichsthaler*) vermehrt, der Adel dagegen das seinige durch Verkauf um 7,723,650 vermindert. Das Grundeigengenthum ist bis etwas über 50 Procent seines Werths mit Hypothek beschwert; ein günstiges Verhältniß gegen

*) Als Hr. v. Hartmansdorff seine bisherige Stelle verließ, begannen seine Feinde ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die „Freya" behauptet, er habe seiner illiberalen Gesinnung und seines Starrsinns wegen zwar nicht zum Hofkanzler getaugt; aber die Regierung verdiene harten Tadel, einen so tüchtigen, kenntnißreichen und thätigen Mann in die Provinz zu schicken.

*) Ein schwedischer Reichsbankthaler in Papier, und ein solcher ist hier allemal zu verstehen, ist = 2 Francs oder 15 Groschen Courant. Der schwedische Silberreichsthaler ist etwa = 2⅔ solcher Reichsbankthaler in Papier oder einem Reichsthaler hamburger Banco.

Frankreich, wo nach Say („Economie politique", II, 59) die Beschwerung volle 60 Procent beträgt.

Durch Errichtung vieler Provinzialbanken in den letzten Jahren ist, zur großen Erleichterung des Handels und der Industrie, der gesetzliche Zins, 6 Procent, bedeutend herabgedrückt worden.

Schweden hat keine Staatsschuld. Die Grundsteuern sind seit mehren Jahrzehnden dieselben, während sie in eben dieser Zeit in Frankreich von 875 auf 1233 Millionen gestiegen sind. Während an directen und indirecten Abgaben im Durchschnitte jeder Engländer 28½, der Franzose 20, der Nordamerikaner 10 Reichsthaler an den Staat bezahlt, kommt auf den Schweden nur 7⅓ Reichsthaler.

In der Periode von 1770 — 90 wurden in Schweden durchschnittlich etwa 400,000 Tonnen Korn, von 1790 — 1810 etwa 350,000 eingeführt. In den beiden letzten Jahrzehnden war die einheimische Production meist für den Bedarf ausreichend; 1834 wurden sogar 177,589 Tonnen nebst 170,000 Lißpfund Mehl ausgeführt. Selbst 1834 betrug die Einfuhr kaum ⅓ der ältern Periode, und nur 1827 stieg sie bis 300,000 Tonnen. Unleugbar hat der Ackerbau in Schonen große Fortschritte gemacht, doch beschränkt ihn die Ungunst des Klimas; der Landmann muß unter fünf Jahren auf ein Miswachsjahr und drei mittelmäßige Ernten rechnen. Die provinziellen landwirthschaftlichen Gesellschaften verbreiten immer mehr Kenntnisse und Erfahrungen über diesen wichtigen Zweig. Zu Gunsten des Ackerbauinstituts in Degeberga, wo etwa 40 Zöglinge unterhalten werden, sei der Umstand erwähnt, daß sogar vier Ausländer um Aufnahme in dasselbe baten. Wir haben schon in Nr. 131 d. Bl. f. 1838 berichtet, daß in Schonen von dem Grafen Barck ein Anfang mit Anbau der Runkelrüben zur Zuckerfabrication gemacht wurde. Dieser Versuch ist so weit gediehen, daß im letztverwichenen December 70,000 Pfund gepreßt und geformt waren. Man ist gespannt, zu vernehmen, ob und welcher Gewinn dieser neue Erwerbszweig unserm Lande bringen dürfte. Ein Gartenverein besteht seit einigen Jahren, durch dessen erfolgreiche Bemühungen eine große Menge fremde Bäume, Sträuche, Küchengewächse und Zierpflanzen über das Land verbreitet wurden.

Erst in den letzten Jahren hat man die Verbesserung der Waldwirthschaft zum Gegenstande einer größern Fürsorge erhoben. Die Errichtung eines Forstinstituts unter einem tüchtigen Vorsteher ist für die Förderung der wichtigen Angelegenheit von wesentlichem Nutzen gewesen; mehre Hunderttausend Bäume sind theils in den Kronwaldungen, theils auf den Flugsandfeldern in Schonen und Halland und 50,000 Eichen auf der Insel Wisingsö gepflanzt worden. Eine andere neue Eichenpflanzung besteht auf Öland, dessen Klima man weniger für diesen Baum günstig gefunden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von J. J. Ch. Wilder. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1838. 8. 1 Thlr.

Diese Gedichte sind erst nach dem Tode des Verf., der erster Pfarrer an der Heiligengeistkirche zu Nürnberg war, erschienen. Sie geben Zeugniß von wahrer poetischer Empfindung und Bildung ihres Verf., der, ohne auf Dichterruhm Anspruch zu machen, doch den Namen eines wahren Dichters eher verdient als manches os magna sonaturum. Seine Muse war nur seine Freundin, welche seinen eigenen und seiner Umgebungen Erlebnissen gern einen duftenden Kranz der Weihe flocht; doch umfaßten seine innern Erlebnisse einen weitern Kreis, da ihm ein echtliberales Studium der Geschichte, Kunst und Literatur den Zugang zu den geweihtern Bezirken des Lebens öffnete. Auch hier sprach ihn, nach seinen Gedichten zu urtheilen, meistens Dasjenige an, worin persönliche, edlere, menschliche Empfindung und Gesinnung ans Licht tritt. Mit Recht bezeichnet der Herausgeber diejenigen Gedichte als die gelungensten, denen ein geschichtlicher, sagen- oder legendenartiger Stoff zu Grunde liegt. Wir machen aufmerksam auf die hierher gehörigen Gedichte: „Helene", „König Watzmann", „Die Opfer", „Frühmesse am Allerseelentag", „Der Meiler", „Die Lerche" (ein rührender Zug aus Gustav Adolf's Leben), „Vom starken Roland", „Kampf des Herzogs von Bouillon", „Der Flüchtling zu Ossiach". Sie reihen sich würdig dem Bessern an, was die deutsche Literatur in dieser Gattung besitzt. Doch fehlt es auch nicht an lyrischen, gewöhnlich dem Contemplativen sich zuneigenden Gedichten, die das Prädicat der Vollendung verdienen. Wir nennen nur: „Mutterwonne", „Hymne", „Winterblumen", „Schneeglöckchen", „Himmelblau", „Hinauf zu ihm!" „Jägerbursche und Heckenröslein" (Umkehrung von Goethe's „Haidenröslein"). Auch unter den Spruchgedichten sind mehre gelungene, zu denen man auch die vierzeiligen Fabeln rechnen möchte. Hier ist eine:

Gärtners Klage.

Von Schloßen sind die Blumen mir zerschlagen,
Die starke Eiche dort sprach ihnen Hohn.
So müssen stets die Kleinen Alles tragen,
Wer groß und reich ist, der kommt gut davon. 72.

Martin Rinkhart und das Märchen von der Tonne.

Unter allen Liedern in den christlichen Gesangbüchern ist wol keines so oft beim Gottesdienste, bei feierlichen öffentlichen Gelegenheiten und in häuslichen Kreisen gesungen worden wie das erhebende, kräftige „Nun danket alle Gott ꝛc.", das sogar ins französische Idiom überging*) und allgemein dem Archidiakonus Martin Rinkhart in Eilenburg, geboren daselbst 1586 und gestorben 1649, zugeschrieben wird. Auch als Componist der Melodie davon wurde er bis in die neueste Zeit gehalten, bis die Zweifel darüber, welche schon Knecht und Schicht gehegt hatten, durch C. F. Becker zur Gewißheit gebracht wurden, indem Letzterer die Melodie aus dem 1646 in Gotha erschienenen „Cantionale sacrum"**) mittheilte, wo sie ausdrücklich als „melodia Lucae Laurentii" aufgeführt ist. Es war Letzterer (gestorben 1599) bekannt unter dem Namen „der süßeste Schwan" (il più dolce cigno), von 1581 bis zu seinem Tode Kapellmeister in Rom, und man könnte sich allerdings darüber wundern, wie ein eilenburger Prediger die Composition eines römischen Kapellmeisters kennen gelernt hatte. Allein Marenzo hatte eine Sammlung von „Motetti à quattro voci" schon 1588 in

*) Oeuvres chrétiennes (Frankfurt a. M. 1729, Nr. 99, und N. Ausgabe 1740, Nr. 107): „Rendes tous grace à Dieu de coeur et de parole etc."

**) Louis Plato, M. Martin Rinckart (Leipzig 1830), S. 48 und 56, 57.

Venedig drucken lassen, Rinkhart dichtete seinen Gesang 1644*) und bis dahin war ihm also dieselbe wol um so leichter bekannt geworden, da er mit allen italienischen Componisten aufs genaueste vertraut war. Wir haben ein äußerst seltenes, seinem genannten fleißigen Biographen unbekannt gebliebenes Werk von ihm: „Triumphi de Dorothea, sive laus musicae d. i. Geistliches musikalisches Triumphkränzlein" (Leipzig 1619), eine Sammlung von Gesängen enthaltend, das mit einer Aufzählung der Componisten beginnt und nicht weniger als 32, meist italienische Meister zählt, von denen viele noch allgemein bekannte Namen führen, z. B. Gabrieli, Gastaldi, Croce, Porta, und unter ihnen ist denn namentlich Luca Marenzo genannt, sodaß also über Rinkhart's Kenntniß desselben und Benutzung dieser Melodie, insofern schon noch bei seinen Lebzeiten nicht er, sondern der eigentliche Componist genannt wurde, gar kein Zweifel mehr obwalten kann. Indessen ist Martin Rinkhart nicht nur als Dichter jenes Liedes und als einer der tüchtigsten Musiker seiner Zeit, sondern auch als Schauspieldichter zu nennen. Plato bezeichnet (S. 26) ihn als Verf. einer Tragödie: „Thomas Münzer".**) Dagegen sagt er nichts von einem andern viel merkwürdigern Stücke: „Der Eißlebische christliche Ritter. Eine newe und schöne geistliche Comödia ꝛc." (Eisleben 1615). Rinkhart war damals Diakonus in Eisleben, und das Stück wurde „agiret vom Gymnasium daselbst post ferias caniculares". Wir besitzen das Stück nicht selbst; es möchte auch wol nirgend mehr zu finden sein als auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar, wo man über dasselbe in der Gottsched'schen Sammlung von alten Schauspielen nachzusuchen haben würde; allein Gottsched theilt in seinem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen Dichtkunst" (Leipzig 1757, Bd. 1, S. 169 fg.) den Inhalt des Prologs mit, der nebst dem langen Titel hinreicht, einen genauen Begriff davon zu geben. Ein König Immanuel hinterließ drei Söhne, Pseudopetrus (der Papst), Martin (Luther) und Johannes (Calvin). Der Pseudopeter ging nach Italien, Martin nach Eisleben und Johannes in die Schweiz. Während ihrer Abwesenheit starb der Vater und verordnete in seinem Testamente, daß sie stets in Friede und Eintracht leben sollten. Aber kaum war der Pseudopeter nach Hause gelangt, als er sich allein die Krone aufsetzte, und alle bescheidenen Vorstellungen des Bruders Martin, der von Eisleben kommt, helfen so wenig als die noch heftigern Angriffe des Bruders Johann, der aus der Schweiz anlangt. Am Ende muß sich der verstorbene König selbst hineinmischen; er erscheint ihnen allen im Schlafe und pringt den Pseudopeter nebst Johann aufs empfindlichste, den mittelsten aber, Martin, belohnt und krönt er aufs herrlichste, kurz, es ist hier der Sieg des Lutherthums über Papst und Calvinisten dargestellt, die damals den Bekennern des erstern gleich verhaßt waren. Das Stück wäre, als Product jenes berühmten Dichters von „Nun danket alle Gott", merkwürdig genug; allein nun kommt noch die Hauptsache. Man nehme Swift's Märchen von der Tonne vor, und die damit nicht zusammenhängenden Digressionen abgerechnet, hat man eine neue veränderte Auflage davon. Die Veränderung besteht darin, daß der Immanuel zu einem Schneider gemacht ist, der testamentarisch den drei Söhnen, Peter, Martin und Hans, einschärft, den ihnen hinterlassenen Rock (die Bibel) in keiner Art zu verändern, weder von ihm wegzunehmen, noch etwas zuzusetzen. Wie der Peter dies Testament zu verdrehen, zu erklären und am Ende ganz aus dem Wege zu schaffen weiß, wie er seine Brüder so arg tyrannisirt, bis ihm endlich Beide den Gehorsam aufsagen, das Testament des Vaters gewaltsam an sich bringen, den neuen Putz vom Rocke abreißen, welcher letztere dabei aber vom Hans ganz zerrissen wird, ist die zweite Veränderung, welche, mit Swift's Laune ausgeführt (1693), freilich unterhaltender ist, als es Rinkhart's steife Komödie von 1613 sein kann. Aber wie in aller Welt mag Swift zur Kenntniß derselben gekommen sein? Oder hätte ihn blos der Zufall auf denselben Stoff geführt? Möglich wäre Letzteres allerdings, obschon nicht wahrscheinlich. Freilich konnte ihm schon die Kenntniß des Ideenganges genügen, da er die Fabel selbst ins eigentlich komische Gebiet versetzte, was Rinkhart, ob er schon eine „Comödia fürs Gymnasium" schrieb, nicht gethan zu haben scheint. In jedem Falle bleibt die Sache interessant, selbst wenn nur die Idee davon, die Fabel in den allgemeinsten Umrissen, aus dem kleinen Eisleben zu Swift's Kenntniß gelangte, woran sich fast gar nicht zweifeln läßt. 15.

*) Plato a. a. O., S. 25 und 32.

**) Erschienen in Leipzig 1625.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.

Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben
von
Dr. Friedrich Jakob Behrend.

Erste Lieferung.

Tafel I—V und Text Bogen 1—8.

Gross-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten, deren erste Lieferung wir hier dem Publicum vorlegen, bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie**, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt. Ausführlicher hat sich derselbe über das bedeutende Unternehmen auf dem Umschlage der ersten Lieferung ausgesprochen, worauf ich hier verweise.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten wird aus sechs Lieferungen bestehen und 30 colorirte Tafeln mit ungefähr 30 Bogen Text enthalten. Jeden Monat erscheint eine Lieferung. Haupttitel und Inhaltsverzeichniss folgen mit der letzten Lieferung, wo dann das Werk auch erst eingebunden werden kann. Jede Lieferung kostet 2 Thlr., die ganze Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten also 12 Thlr., und man macht sich immer nur zu einer solchen Abtheilung verbindlich.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 82. — 23. März 1839.

Schwedische Zustände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Das Hauptausfuhrproduct Schwedens ist das Eisen. Obgleich man in der Bearbeitung desselben nicht stehen geblieben, hat man sie doch auch noch nicht auf den wol erreichbaren Punkt der Vollkommenheit gebracht. Von 1790 — 1810 wurden etwa 350,000, von 1822 — 32 aber 452,481 Schiffspfund*) jährlich geschmiedet, was ungefähr einem Zehntel der Eisenproduction Englands entspricht; aber wegen der vorzüglichen Güte des schwedischen Eisens hat letzteres einen verhältnißmäßig weit höhern Werth. Gegenwärtig kann man die Production zu 520,000 Schiffspfund annehmen. Die Ausfuhr betrug

1813 — 22	335,092 Schiffspfund	durchschnittlich.
1823 — 32	387,365 —	
1833	413,054 —	
1834	407,881 —	
1835	479,208 —	
1836	466,221 —	

Wegen der amerikanischen Krisis betrug 1837 die Ausfuhr kaum $^2/_3$ der gewöhnlichen, nahm aber im folgenden Jahre desto mehr zu. Man kennt blos den Betrag aus den beiden Haupthäfen. Von den 316,402 Schiffspfund, die man zu Stockholm gewogen, wurden, mit Abzug von 34,000 Schiffspfund für den heimischen Bedarf, 282,000, von Gothenburg 206,826 Schiffspfund nach dem Auslande verschickt. Rechnet man dazu die allerdings unbedeutende Ausfuhr aus den Häfen Gefle, Norrköping und Kalmar, so kann man die ganze Summe gewiß auf 520,000 Schiffspfund anschlagen, wol die größte Ausfuhr, die bisher stattfand.

Seit mehren Jahren hat man lebhaft darüber gestritten, ob es nicht zweckmäßig wäre, alle von dem Gesetze eingeführten Beschränkungen über die Menge der Production der einzelnen Eisenwerke nach dem Verhältnisse des Waldgebietes, worauf dieselben angewiesen, aufzuheben und dazu das Verbot rücksichtlich der Ausfuhr von Roheisen gänzlich fallen zu lassen. Man hat dagegen eingewendet, daß die Production, wenn man sie völlig freigäbe, wahrscheinlich zwar ungeheuer steigen, nach wenigen Jahren aber die Wälder zu Grunde richten und durch das unfehlbar erfolgende Drücken der Preise auf den ausländischen Märkten wenig Gewinn bringen würde. Nach langen Berathungen und vielem Schreiben für und wider ist im vorigen Herbste eine Verordnung erlassen worden, welche die weise Mitte zwischen der frühern Beschränkung und einer unbeschränkten Production hält.

Unter den neuern großartigen Eisenfabriken bemerken wir: die Walzenwerke bei Skebo, Kloster und Thorshälla nach englischen Mustern, die aber auch mit verschiedenen Modificationen von dem Baron St.-Cyr, Bergwerksbesitzer in Wermland, von französischer Abkunft, in mehren seiner Eisenhütten eingeführt sind. Eskilstuna war schon von Alters her seiner Stahl- und Eisenfabriken wegen berühmt; diese haben sich jetzt sehr vervollkommnet und Arbeiten, namentlich damascirte, geliefert, die mit den besten ausländischen wetteifern. Der Engländer Owen gründete vor 20 Jahren in Stockholm die erste mechanische Werkstätte; diese ist jedoch später weit durch die zu Motala auf Staatskosten errichtete übertroffen, in welcher allerlei Maschinen, am meisten für Dampfschiffe verfertigt werden, die ebenso gut als die englischen, aber viel wohlfeiler sind. Diese Werkstätte ist mit Bestellungen, sogar aus Rußland, so überhäuft, daß sie neulich erweitert werden mußte. Eine dritte befindet sich in Nyköping.

Die Bergwissenschaft wird in der Bergschule zu Fahlun von Professor Sefström gelehrt.

Die Fortschritte der Fabriken mögen folgende Angaben bezeugen; Schweden hatte nämlich

1824 1177 Fabriken mit 8156 Arbeitern, die für 7,281,182
1834 2021 " " 14,479 " " " 11,288,324

Reichsthaler producirten. Die wichtigsten sind die Tuchfabriken, deren Hauptsitz Norrköping, welche Stadt für mehr als 3,000,000 Reichsthaler Tuch liefert, das mit dem ausländischen zwar an Güte, aber nicht im Preise wetteifern kann, weshalb im südlichen Theile des Reichs viel von dem Auslande eingeschmuggelt wird. Große Quantitäten Wadmal (grobe Tücher) werden auch von den

*) Im Stapelgewicht, das nur beim Wiegen der auszuführenden Metalle gebraucht wird, hat die Mark 7078$^1/_2$ As und ist $^1/_8$ leichter als das Victualiengewicht (zu 8848 As), worin 20 Pfund oder Mark 1 Lißpfund, 20 Lißpfund 1 Schiffspfund machen.

Bauern in Westgothland verfertigt. Die Wollcultur hat in dem letzten Jahrzehnd bedeutende Fortschritte gemacht, gewährt aber jetzt wegen der niedrigen Preise keine Vortheile.

In den nördlichen Provinzen ist die Pottaschebereitung zu dem von lange her gebräuchlichen, holzverwüstenden Theerbrennen und der neuern Salpetersiederei hinzugekommen. Einige Kirchspiele in Norrland fahren fort halb Schweden mit dem Bedarfe von Leinwand zu versorgen.

Woll- und Baumwollspinnereien in großartigem Maßstabe sind jüngst in der Umgegend von Gothenburg und in Stockholm angelegt worden. Die zwei jetzt im Lande befindlichen Porzellanfabriken haben sich durch gegenseitige Nacheiferung sehr vervollkommnet und eine Anzahl englische Arbeiter verschrieben.

Die Papierfabriken versehen nicht blos Schweden, sondern senden auch viel Papier nach Dänemark, Norwegen und Finnland. Papiermaschinen gibt es jetzt vier. Auch die Buchdruckereien haben sich verbessert, und die Producte der Presse sind meist schöner als früher.

Von der fröhlichen und thätigen Entwickelung der Industrie überhaupt gibt die jährlich stattfindende Ausstellung in Stockholm ein erfreuliches Zeugniß.

Nächst England war Schweden das erste Land in Europa, wo die Dampfschiffahrt Eingang fand; gegenwärtig besitzt es 40 — 50 Dampfschiffe, die während des Sommers die früher sehr mangelhafte Communication sehr erleichtern. Mit jedem Jahre mehrt sich die Zahl derselben, und jetzt ist eine Gesellschaft zusammengetreten, um eins von Eisen bauen zu lassen. Der Schiffsbau sonst ist sehr gesunken, und der Frachthandel hat besonders durch die Concurrenz der Norweger sehr abgenommen; doch macht sich eben ein neuer Aufschwung bemerklich, und die Werften zu Gefle, Norrköping u. a. O. sind in Thätigkeit. Die Regierung hat durch Errichtung von Schifferschulen, einer Schiffergesellschaft (Sjömanna-sällskap) unter des Kronprinzen Präsidium und andere zweckmäßige Anstalten auch für diesen Zweig ihre Vorsorge gezeigt.

Eine Erweiterung des allzu engen Trollhättakanals wurde 1837 beschlossen und von einem stockholmer Handelshause übernommen. Während des ersten Jahres sind, laut dem öffentlichen Berichte, die Arbeiten weiter vorgeschritten, als in dem Contracte ausgemacht war. Die Einkünfte der übrigen Kanäle steigen mit jedem Jahre, besonders die des Göthakanals. Andere kleine Kanäle sind in den letzten Jahren theils eröffnet, theils ältere verbessert worden. In Schonen hat man einige neue Häfen angelegt.

Für den Unterricht der Offiziere ist durch die treffliche Schule zu Marieberg und für den der Soldaten durch ein Instructionsbataillon und Corporalschulen gesorgt. *) 81.

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im nächsten Monate. D. Red.

Neue Land- und Seebilder. Auch u. d. T.: Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften. Vom Verf. des Legitimen; des Vierey ꝛc. Erster und zweiter Theil. Zürich, Schultheß. 1839. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Man kennt die unendliche Vorliebe des Verf. dieser Bilder für den nordamerikanischen Volkscharakter. Bis jetzt hat er in seinen frühern Arbeiten die Charaktere der Nordamerikaner und der Deutschen stets als gleichsam polarisch getrennt, fast wie Contraste behandelt. Es ist ihm auf einmal ein anderes Licht aufgegangen; er spricht und er schildert uns das Sympathische in beiden Volkscharakteren, er spricht von ihrer Wahlverwandtschaft zueinander. Allein wie es einem geschickten Zeichner geziemt, und nach einem guten Vorbilde in der deutschen Literatur, kommt er zu diesem Resultate der Wahlverwandtschaft nicht auf einmal; sondern er gelangt zu demselben durch eine Reihe seiner Vermittelungen, durch eine Folge von Nuancen, die seiner Beobachtung zu großer Ehre gereichen, die den guten Denker verrathen und die seinem Werke den Stempel der Wahrheit und das Gepräge der Kunst zugleich aufdrücken.

So sehen wir im Eingange des Romans — denn als einen solchen zeigt sich diese Schrift trotz ihres Übergewichts im schildernden Element — den jungen Rambleton in seiner ganzen amerikanischen Schroffheit, die Deutschen in ihrer ganzen nationalen Unbeholfenheit und gemüthlichen Überschwänglichkeit, bis hier und dort nach und nach eine Verhüllung nach der andern fällt, die reine Menschenform hervortritt und die Vermittelung der Gegensätze durch die Liebe vollendet wird. Ein solcher Plan kündet den Künstler an, und als einen solchen erkennen wir den Verf. Man hat darüber gestritten, ob diese Schriften ursprünglich deutsch oder englisch geschrieben sind; es scheint uns unzweifelhaft, daß ihr Original englisch und das Buch, wie es vorliegt, nur eine freilich sehr glückliche deutsche Bearbeitung sei. Die Formgebung im Großen wie im Kleinen ist durchaus und echt englisch, und einzelne Ausdrücke, wie „bewildernd" (bewildering), „unirdisch" (unearthy), die beständige Anrede an den Leser mit Ihr und Euch nebst allen technischen Bezeichnungen beweisen zur Genüge, in welcher Sprache das Original verfaßt ist.

Dem Autor, dem es wenig um Begebenheit, desto mehr aber um Charakterschilderung zu thun ist, ist mit dem erstern Element äußerst keusch und sparsam. Der ganze erste Theil füllt sich mit dem Zusammentreffen des jungen Rambleton mit einer zahlreichen deutschen Familie am Zürchersee und dem Gemälde aus, wie der junge und schöne, aber im Gemüth tief verletzte und menschenscheue Amerikaner von der gemüthvollen Liebenswürdigkeit der deutschen Familie sowie von der Schönheit Luitgardens endlich erweicht, überwältigt, sich selbst entrückt wird und nun die Flucht ergreift, um den sanft um seine Seele geschlungenen Fesseln der Grazie und Liebenswürdigkeit nicht zu erliegen. In diesem Widerstreit von Gewohnheit, Grundsätzen und Gefühlen kommen alle Grundzüge des amerikanischen wie des deutschen Seelenlebens in seinen geheimsten Falten zur Erscheinung und zur Beurtheilung des Lesers. Es ist ein Gemälde der Gattung, in welcher unter uns Jean Paul und Schefer groß und einzig, bei den Engländern Sterne und Mackenzie ausgezeichnet sind, und als ein willkommenes Zeichen geistigen Fortschritts darf es für Amerika gelten, daß solche Gemälde auch dort Würdigung und Ansprache finden können.

Unser deutscher Amerikaner, voller feindseliger Abneigung gegen die Briten, sucht vor allen Dingen den Charakterunterschied zwischen Engländern und Amerikanern herauszustellen. Zu diesem Ende läßt er Rambleton zuerst bei den Deutschen für einen Engländer gelten, nach und nach aber an seinen Charakterzügen erkennen, daß es ein Amerikaner sein müsse. In dem Streit über Shakspeare und unsere deutsche Bewunderung des fremden Genius ist unser deutscher Amerikaner nicht auf der Höhe der Frage. Dergleichen ist nicht seines Gebiets und

Digitized by Google

seine ganze Dialektik hierüber ist mit dem einzigen Satze niederzuschlagen, daß, was wir an Shakspeare, Dante, Homer oder Calderon bewundern, eben nicht das Englische, Italienische, Griechische oder Spanische, sondern das Allgemein-Menschliche des Genius, das kosmische in ihm ist. Es ist daher auch kein „Auswaschen, Fegen, Bürsten und Wenden fremder Röcke", wie er sagt; sondern ein Aneignen des für die ganze Menschheit Geschaffenen, und wir wollen nicht glauben, daß der Verf. mit aller seiner Vorliebe für die Principien der Mechanik, die Amerika groß gemacht haben, diese Neigung für eine fehlerhafte halte. Sie beweist eben nur, daß der Deutsche vorzugsweise der Vorkämpfer des Humanitätsprincips sei, das er jeder individuellen und materiellen Richtung vorordnet. Jedes Volk hat seinen welthistorischen Auftrag — und dies ist der unsrige.

Besser als in Fragen dieser Art ist der Verf. auf seinem Gebiet, wenn es gilt, die Unbeholfenheit, Furchtsamkeit und den Mangel an praktischer Geschicklichkeit zu malen, der den Deutschen, gegenüber unserm jungen Amerikaner, auszeichnet. Auf dem Wasser besonders darf es uns nicht wundern den letztern seine ganze Überlegenheit entfalten zu sehn und Zeugen zu sein, wie er den stets verlegenen, in Ideen und Gefühlen verlorenen und immer von den Umständen überraschten Söhnen Deutschlands überall aus der Noth helfen muß. Diese Bilder sind äußerst anziehend, weil sie fein und wahr sind. Auch das ist geschmackvoll und wahr, wie sich das deutsche Wesen, anfangs so zurückgezogen und schüchtern, allmälig entpuppt, wie das Négligé, in dem es anfangs auftritt, sich nach und nach abstreift, der Schein von Ärmlichkeit, der den Amerikaner zurückschreckt, in Reichthum und Wohlstand übergeht, die Schüchternheit in Gemüthsfülle, herzliche Zuneigung, tiefes Mitempfinden, zu jedem Opfer bereite Freundschaft ausbiegt, und die volle Liebenswürdigkeit der in sich vielfach nuancirten deutschen Familie sich entwickelt, während diesem mit Vorliebe gemalten Bilde gegenüber der Amerikaner in stolzer Zurückhaltung, Überschätzung seines Werthes, kalter Behandlung der Untergebenen, frostiger Zurückweisung angebotener Liebesdienste, selbstsüchtiger Isolirung, der es jedoch nicht an Gefühl fehlt, das Gegenbild liefert, so jedoch, daß man erkennt, es öffne sich für den Transatlantiker eine neue Welt des Seelenlebens, die er bis dahin gar nicht ahnte. Diese Gegenüberstellung des Praktischen und Materiellen in den neuweltlichen Charakteren mit dem auf das Immaterielle Gerichteten und dem Verstandesurtheil nicht Unterworfenen in dem Seelenleben der Deutschen ist denn auch die Hauptaufgabe und das Ziel dieses Buchs. Wir können damit zufrieden sein, ja der deutsche Stolz findet bei einer solchen Unterstellung sogar noch Nahrung genug, besonders wenn er sieht, wie schlimm von demselben Autor Franzosen und Engländer behandelt werden. Es ist in diesem Romane, wo die Volkscharaktere die Rolle von Personen übernehmen, offenbar die Absicht des Verf., zu zeigen, daß der amerikanische Charakter mit diesen Völkern gar keine Sympathie ausspreche und sich in Wahlverwandtschaft nur zu dem deutschen hinneige. Vorzüglich übel kommen die Engländer mit ihrem sneer, jener hochmüthigen Wegwerfung gegen alles Fremde, jener prahlerisch-unwissenden Verachtung des Ausländischen weg und eher wird den muntern Franzosen noch ihre Gefühlsdürftigkeit, ihr, wenigstens harmloser Egoismus verziehen. Eitelkeit ist erträglicher als Hochmuth, mit Unwissenheit gepaart; so lehrt der vielgereiste und erfahrene Verf., dessen Beruf zu solchen Volkscharakterbildern wir auf alle Weise anzuerkennen haben. Unter den Deutschen selbst macht der Verf. noch Unterschiede, die uns durch ihre Feinheit und Wahrheit überraschen. Er zeigt uns in einzelnen Zügen das etwas hochfahrende und schneidende herrische Wesen des Preußen, dessen Stolz er jedoch als einen gerechten bezeichnet, gegenüber der geistigen Mattigkeit des Süddeutschen und der Habgier und Geldsucht des Schweizers, alles dies in Zügen, die wie von selbst zum Vorschein kommen.

Nachdem Rambleton's eigensinnige Zurückhaltung endlich besiegt und zwischen der Familie Schochstein und dem jungen Amerikaner ein Verhältniß der versprechendsten Art hergestellt ist, wird diese von dem jungen Manne plötzlich verlassen, theils weil ihn heimatliche Briefe abrufen, theils weil er, wie wir wol sehen, sich mit Gewalt den Banden entreißen will, die Luitgardens Liebenswürdigkeit um ihn zu schlingen droht und die mit einem alten Liebesharm in Conflict treten. Nach seiner Abreise bespricht die Familie die von ihm empfangenen Eindrücke. Der Vater rechtfertigt seine steife Zurückhaltung. „Wir Deutsche", sagt er, „haben eine gewisse vertrauliche Annäherungsweise, eine allzu cordiale Hingebung... überhaupt habe ich gefunden, daß, je freier eine Nation wird, desto mehr verliert sich jene gemüthliche Hingebung. Sieh nur den Franzosen, welch ein Abstand zwischen dem heutigen und dem Franzosen vor 50 Jahren. Ich glaube überhaupt, daß ein gutes, gemüthliches Volk nie zur sogenannten republikanischen Freiheit gelangen kann" u. s. w. Dagegen findet nun Wilhelm die ruhige Klarheit, die selbstbewußte Würde in Rambleton's Benehmen um so anziehender, weil sie durchweg den Deutschen fehlt, die ein Amerikaner alle für Bediente halten muß, wenn er von ihrem äußern Verhalten zueinander schließt. Hierin ist viel Wahrheit.

Auf einem amerikanischen Packetschiff, das eine Ladung deutscher Auswanderer am Bord hat, macht Rambleton, Luitgardens Bild immer vor Augen, nun die Überfahrt von Havre nach Neuyork. Die Schilderung des Seelebens beginnt nun, in dem der Verf. wahrhaft unvergleichlich kostbar, unerreichlich ist. Wir haben viele Seereisen und Seebilder gelesen; aber gern bekennen wir, daß die Gemälde, welche der Verf. uns vorführt, ihres Gleichen nicht weiter haben. Es ist ein organisches Leben in diesen Bildern, ein Detailleben, eine Fiber- und Muskelbewegung in diesen Scenerien, die durchaus von classischem Charakter hat, und mit der verglichen, alle ältern Seegemälde der Franzosen und Engländer wie todt und farblos erscheinen. Diese aber leisten geradehin das Unglaubliche: nachdem wir diese Überfahrt, 62 Tage, die Alles darbieten, was eine Seereise gewähren kann, Sturm und Windstillen, Einschiffung und Landung, höchsten Genuß des Naturlebens und äußerstes Elend der geistigen Abgestorbenheit, Jubel und Noth, wie sie sich in den heterogensten Charakteren malen, nachdem wir diese Überfahrt gelesen, haben wir eine Seereise nach Amerika gemacht. Unsere Seele ist alle diese Wechselzustände, von der erhabensten Loslösung alles Irdischen bis zur Verzweiflung durchgemacht, vom Göttlichen bis zum Thierischen haben wir Alles an uns selbst erfahren. Die Kunst der Darstellung kann gar nicht weiter gehen, sie kann uns nicht mehr, als hier geschieht, von innen heraus in fremde Zustände versetzen, indem sie diese an den verschiedenartigsten Charakteren erläutert. Wollten wir dies darthun, so müßten wir alle diese Capitel: „Seewelt", „Seetafeln", „Seeleiden", „Seefreuden", „Kein Wind", „Land, Land!" ausziehen und würden doch nur Bruchstücke eines meisterlichen Gemäldes geben. Wir haben nun endlich den herrlichen Anblick von Neuyork genossen, den Konstantinopel und Neapel nicht übertreffen, und eine neue Welt thut sich vor uns auf.

Zuerst ist es ein Bild von sybaritischem Luxus und mehr als orientalischer Verweichlichung, das uns die Feder unsers Deutsch-Amerikaners vorführt und das sich vom Wollustleben Asiens nur durch das Princip der Thätigkeit unterscheidet, das sich durch alle diese Genußsucht hindurchzieht. In Dougaldine, der Tochter eines Bankdirectors, lernen wir den liebenswürdighassenswerthen Gegenstand kennen, der Rambleton's Seele mit Schmerz erfüllte. Auch dies Bild ist meisterlich; es lebt und spricht zu uns, und mit ihm durchgehen wir die gesellschaftlichen Zustände der neuen Welt, dieses Paradieses so vieler Übelberathenen, dieses Edens, in dem die Scenen des stillen Glücks der Bescheidenheit dicht neben dem Elend der Habgier und des übertriebenen Genusses, in dem die Wildheit neben der Überfeinerung steht. Der Verf. malt gut, wie es in diesem Zustand

allgemeinen Ringens unmöglich sei, still zu stehen, sich zu bescheiden, Grenzen festzuhalten und ruhig zu genießen, was der Fleiß gewonnen hat; denn — das allgemeine Ringen erzeugt in sich selbst die allgemeine Unsicherheit des Besitzes, diesen Feind der Ruhe und des Genusses. Der Verf. meint diese letztern werden kommen, mit der Zeit, und wir wollen hoffen. Beneidenswerth scheint uns inzwischen dieser Zustand nicht, in welchem selbst der äußerlich Glückliche — und wie Viele werden dies nicht? — niemals zum Gleichgewicht und zur Ruhe des Genusses gelangt. Vielmehr kann man diese Unruhe füglich als den Fluch der neuweltlichen Zustände ansehen und dafür halten wir sie.

Diese neuweltlichen Zustände malt der zweite Theil auf eine ebenso neue als pittoreske Weise. Die verschiedenen Scenen, z. B. die Damensitzung eines Mäßigkeitsvereins, die politische Männerversammlung im Caucus, mit ihrer Adresse und ihrer offenen Verschwörung; die Assemblée, wo jeder Eintretende nach seinem Geldwerth präsentirt wird; das dienstfreigige Gedränge um Schachstein, mit dem unaussprechlichen Namen, sobald man auf sichere Art erfährt, daß er Baron und Kammerjunker Sr. Majestät ist, und die Art, wie alle diese Dienstbeflissenen ihn plötzlich im Stiche lassen; der Streit mit der geliebten Dougaldine, weil der gute Deutsche einem Betrunkenen mit seiner Hand Hülfe leistet; dann der Abend in den Hochlanden bei dem Oheim, der zwei Dinge nicht begreifen kann, nämlich wie ein König aussieht, und daß der strasburger Münster 500 Fuß hoch sein soll; die sittenmalende Scene zwischen Dougaldine und ihren Pa (Vater): Alles ist so voll Charakter und Wahrheit, daß wir unter diesen neuen und seltsamen Verhältnissen zu leben glauben und sie wie unser Eigenthum ergreifen. Das Buch, als Reisewerk oder Roman angesehen, schließt mit dem zweiten Theile nicht ab und macht uns auf die Fortführung begierig. In der Art der Darstellung wird es nicht jeden Geschmack befriedigen. Es ist etwas Bareckes darin, fast jeden gesprochenen Satz unbeendet zu lassen und dasselbe Wort oft bis zum Widerwillen wiederholen zu sehn. So beginnt S. 293 ein Gespräch zwischen Vater und Tochter z. B. folgendermaßen:

„Sie erschien jetzt an der Schwelle des Prunkgemachs."
„Wohl denn, Pa."
„„Wohl denn, Galdi"", erwiderte der Pa. „Komm näher, Galdi.""
„Was soll es nun, Pa."
„„Was es soll, Galdi, was es soll"", sprach der Pa. „„Was es soll? Laß sehen, will dir sagen, was es soll." ...
„Aber Pa — was soll ich nun, Pa?"
„„Ja, was du sollst, Galdi? Was du sollst? Ja, was wollte ich sagen? Sagen sollst du mir, was das wieder bedeuten soll.""
„Was das wieder bedeuten soll, Pa", versetzte Galdi. ...
„„Ja, was das wieder bedeuten soll"", wiederholte der Pa.
„Aber, welche besondere Frage, Pa?"
„„Bah, Dougaldine — keinen Scherz. Sage dir, Dougaldine"" — u. s. w.

Auf diese whimartige Weise und nach diesem Typus, der wol amerikanisch sein mag, sind fast alle Dialoge durchgeführt. Hier fände der deutsche Bearbeiter zu kürzen und zu bessern; es geht in der That wol ein Viertel des Buchs mit diesen trostlosen Repetitionen verloren. Eigenthümlichkeit müssen wir jedem Autor von Verdienst gestatten; aber barocke Unform dürfen wir nicht ungerügt durchgehen lassen. Es ist gut, daß dies Buch an Verdienst mannichfacher Art reich ist, sonst dürfte es den Eigensinn der Form schwer büßen. 80.

Notizen.

Interessant ist ein Aufsatz von Dubois d'Amiens: „De l'influence de quelques-unes de nos lois fiscales sur la santé publique", welcher in einem französischen medicinischen Journale mitgetheilt wird. Sogar die Thür- und Fenstersteuer wird nicht geschont; sie gilt dem Verf. zugleich für eine Steuer, welche auf Licht und Luft gelegt ist. Er erwähnt hierbei der Ansicht, welche neulich in einem der Akademie der Wissenschaften vorgelegten Berichte ausgesprochen worden ist, daß das Licht des Geistes mit dem Lichte, welches durch die Fenster zu uns dringt, in genauem Verhältniß steht, sodaß man nach dieser fast komischen Ansicht, die indeß etwas Wahres hat, diejenigen Personen für die erleuchtetsten halten müßte, welche große mit zahlreichen Fensteröffnungen versehene Hôtels bewohnen. Hierauf kommt der Verf auf das Salz zu sprechen, welches seiner Ansicht nach nicht ein bloßes Gewürz, sondern für die untere Classe ein unentbehrliches Nahrungsmittel ist. Man kann sich allenfalls der Fleischspeisen und des Weins enthalten, aber es ist unmöglich, daß ein Individuum ohne Nachtheil für seine Gesundheit den Gebrauch des Salzes ganz aufgeben könne. Trotz der strengen Diätregeln, welche gewisse religiöse Sekten zu beobachten hatten, blieb ihre Gesundheit unangefochten, weil ihnen der Gebrauch einer gewissen Quantität Salz gestattet war. So bedarf jedes Nahrungsmittel, welches derb und schwer verdaulich ist, oder aus vegetabilischen Stoffen besteht, einer größern Menge von Salz. Der Gebrauch des Fleisches als Nahrungsmittel ist unumgänglich, besonders für Leute, welche schwere Arbeiten zu verrichten haben. Obgleich man nun meinen sollte, daß der Gebrauch des Fleisches mit dem Wachsen der Volksmenge und der Consumtion täglich steigen müßte, so weist der Tarif offenbar eine Verringerung nach. Die Consumtion des Fleisches von guter Qualität hat immer mehr abgenommen; dagegen ist das Kuhfleisch so sehr in Aufnahme gekommen, daß davon in Paris gegenwärtig fast funfmal mehr als 1819 consumirt wird. Wenn nun im Ganzen die Menschen gegenwärtig ebenso viel sowol an festen als an flüssigen Nahrungsmitteln zu sich nehmen als sonst, so ist es doch eine traurige Wahrheit, daß die Nahrung der Arbeiter, je mehr der Tarif erhöht wird, in der Qualität sich verschlechtert. Die Arbeiter trinken gegenwärtig statt Wein Branntwein oder verfälschten Wein und das Fleisch von Kühen und Schweinen kommt immer mehr in Aufnahme. Auch der Preis und der Tarif des Brennholzes sind im Steigen; und doch hat die Kälte, wie man weiß, einen so fühlbaren Einfluß auf den Gesundheitszustand der Greise und Kinder. Von dem Städtchen Givors, vier Lieues von Lyon, ist es bekannt, daß dort die Sterblichkeit der Kinder äußerst gering ist, weil man dort das Brennholz fast umsonst haben kann. Nun bedenke man, daß in Frankreich das Mittel der Abgaben für den Kopf 31 Fr. 25 Cent. betragt, und daß es unter gewissen localen Bedingungen bis auf 100 Fr. steigen kann; daß dagegen die Wohlthätigkeitsbureaux höchstens eine Summe von 20 Fr. für das Jahr bewilligen können, und man wird einsehen, wie viel die Gesetzgeber unserer Staaten, die, meist ohne im Volke gewesen zu sein und seine Bedürfnisse zu kennen, das Volk und sein Wohl bevormunden, zu berücksichtigen haben, wenn sie nicht der Ungerechtigkeit gegen die größere Masse des menschlichen Geschlechts sich schuldig machen wollen.

Während Daguerre seine bekannte wichtige Erfindung in Frankreich machte, ist es dem Prof. Jacobi in Petersburg durch eine andere für die Kunst kaum minder wichtige Erfindung gelungen, die geringsten Züge vertiefter Kupferarbeiten, also der Kupferstiche, mit Hülfe eines galvanischen Processes in Reliefs umzusetzen. Der Kaiser von Rußland hat ihm die nothwendigen Fonds zur Vervollkommnung dieser Entdeckung bewilligt. Der günstige Erfolg der ersten Versuche berechtigt zu der Hoffnung, daß diese schöne Erfindung in Kurzem auf die Kunst des Kupferstichs ihre Anwendung finden und zu köstlichen Resultaten führen werde. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 83. — 24. März 1839.

Leben Jeſu. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede von Friedrich Rückert. Stuttgart, Cotta. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn es wahr wäre, was Manche für wahr zu halten geneigt ſind, daß durch die Forſchung der neueſten Zeit uns die Einſicht geworden ſei, wie die Erzählungen der vier Evangelien nichts Anderes als ein Gewebe mythiſcher Dichtungen ſind, mit welchem die Phantaſie der werdenden chriſtlichen Gemeinde die perſönliche Geſtalt und die Lebensgeſchichte ihres Urhebers umklammert hat, ſo wäre Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß jetzt auch für die Dichtkunſt die Zeit gekommen ſei, wo es ihr gelingen könne, was ſie ehemals vergeblich angeſtrebt hat, die Begebenheiten der evangeliſchen Geſchichte in ein eigentliches Kunſtepos zu verarbeiten. Daß Klopſtock dieſes Unternehmen mislungen iſt, davon ſetzt man nicht mit Unrecht den Grund entweder allein oder zum Theil in den Umſtand, daß es ſeinem Gegenſtande gegenüber ihm an der zu einer Dichtung echter Art erfoderlichen Geiſtesfreiheit gebrach, daß er die bibliſche Geſchichte, und was mit ihr zuſammenhängt, mehr mit den Augen eines dogmengläubigen Chriſten, als mit denen eines begeiſterten Poeten anſchaute. Dieſem gegenüber ſtellt ſich durch die tiefer eindringende Erforſchung der Völkerpoeſien des Morgenlandes und des Abendlandes, des europäiſchen Südens und des europäiſchen Nordens immer klarer die Wechſelbeziehung heraus, die zwiſchen den Begriffen des Mythus und des Epos obwaltet; wie ein Epos im wahren Wortſinne weder ohne allen zuvor gegebenen Gegenſtand aus willkürlicher Erfindung des Dichters, noch in Bezug auf eine eigentlich hiſtoriſche, ſondern eben nur in Bezug auf eine mythiſche Gegenſtändlichkeit möglich iſt, und wie umgekehrt jeder wahrhaft lebendige und dichteriſche Mythus in ſich ſelbſt die Anlage und ſo zu ſagen den Trieb hat, ſich zu der Kunſtgeſtalt des Epos zu befeſtigen. Iſt daher die evangeliſche Geſchichte in der That ein Mythus, ſo entſteht die Vorausſetzung, daß ſie auch zum Inhalte eines Epos ſich nicht nur als geeignet, ſondern in gewiſſem Sinne ſogar vorkusbeſtimmt erweiſen wird, und wenn es bisher noch nicht zu einer wahrhaft epiſchen Behandlung derſelben gekommen iſt, ſo liegt es nahe, den Grund hievon eben in jener dogmatiſchen Erſtarrung und Verknöcherung zu ſuchen, welche der bibliſche Mythus, ähnlich wie unter den Juden, bei denen man ja auch eine epiſche Dichtung vergeblich ſucht, ſehr bald auch unter den Chriſten erlitten habe. Iſt dieſer Grund hinweggeſchafft, wie ihn die neueſte Kritik ſich rühmt hinweggeſchafft zu haben, ſo ſcheint dann nichts mehr im Wege zu ſtehen, daß jene Umgeſtaltung des Mythus zum Epos auch in dieſem Falle wirklich vor ſich gehe, vorausgeſetzt, daß, wie wir doch wol von unſerm Zeitalter vorausſetzen dürfen, der ſpecifiſche Gehalt dieſes Mythus noch hinreichend in den Gemüthern lebendig iſt, um zu ſeiner künſtleriſchen Behandlung einen echten Dichter begeiſtern zu können.

Daß die vorliegende poetiſche Bearbeitung des Lebens Jeſu nicht darauf Anſpruch macht, ein Epos in dieſem Sinne zu ſein, und nicht auf einer Anſicht der evangeliſchen Geſchichte beruht, durch welche ein Epos in dieſem Sinne bedingt werden würde, dies Beides hat der Dichter in folgendem kleinen Gedichte ausgeſprochen, welches wir im zweiten Bande ſeiner „Haus- und Jahreslieder" (S. 358) finden:

In Suhrab hab' ich dies gelernt:
Geſtalt, von Grübelgeiſt entfernt,
Geſtalt, ſo feſt wie Erz und Stein,
Durchſichtig, doch kryſtallenrein.
Nun lern' ich, die dort Alles galt,
Hier auch verlernen die Geſtalt,
Da ich das Leben Deſſen ſchreibe,
Der höher lebet als im Leibe.

Mit „Roſtem und Suhrab", welchem Gedichte hier der echt epiſche Charakter zugeſchrieben wird, hat zwar gegenwärtige Dichtung die äußere Form gemein: die Form der frei behandelten alexandriniſchen Reimpaare, von denen je eine unbeſtimmte Mehrzahl erſt zu kleinern, dann zu größern Gruppen und Erzählungsſtücken aneinander gereiht wird, um ſo allmälig aufſteigend ſich zum Ganzen zuſammenzuſchließen. Allein man erinnert ſich, daß eben dieſe Form von unſerm Dichter keineswegs urſprünglich zum epiſchen Gebrauche ausgeprägt worden iſt; er hat ſich derſelben zuerſt in ſeiner „Weisheit des Brahmanen" bedient, und gewiß wird Keiner, der ihre Natur und ihren Charakter unbefangen erwogen hat, in Abrede ſtellen, daß ſie in der That ungleich mehr ſich zu didaktiſchem als zu epiſchem Gebrauche eignet. Wenn Rückert nichtsdeſtoweniger, nach unſerm Gefühle wenigſtens, gerade

in „Roſtem und Suhrab" einen vorzüglich glücklichen Wurf gethan, wenn er in dieſem Gedichte ein Werk gegeben hat, dem an Reinheit, geſunder Kraft und künſtleriſcher Gediegenheit der Behandlung des echt epiſchen Gegenſtandes gewiß nur ſehr wenige gleichartige aus neuerer Zeit an die Seite zu ſtellen ſind, ſo ſcheinen uns dieſe Vorzüge mit dem didaktiſchen Charakter der gewählten Form nicht nur nicht im Widerſpruche zu ſtehen, ſondern ſogar weſentlich dadurch bedingt zu werden. Je weniger nämlich zu unſerer Zeit dem Dichter noch ein wirklich unmittelbares Verhältniß zu der mythiſch-epiſchen Gegenſtändlichkeit möglich iſt, ein Verhältniß gleicher Art wie das der großen Epiker des Alterthums und Mittelalters; je mehr er, um ein Gedicht in echt epiſchem Geiſte zu liefern, dieſen Geiſt ſelbſt ſich erſt an den epiſchen Dichtungen der Vergangenheit zur Anſchauung zu bringen ſtreben muß: um ſo weniger wird er es umgehen können, daß dieſes Element der Reflexion und Vermittelung auch in ſeinem Werke zur Erſcheinung kommt und demſelben ein von dem alten, eigentlichen Epos allerdings unterſchiedenes Gepräge ertheilt. Hier nun iſt es der wahren Poeſie unſtreitig günſtiger, wenn dies auf ſelbſtbewußte, unverhohlene Weiſe geſchieht, wenn der Dichter den Ton der Betrachtung, der Reflexion, durch die er zu ſeinem Gegenſtande gelangt iſt und deſſelben ſich lernend, wie Rückert es doch bezeichnend ausdrückt, bemächtigt hat, ausdrücklich der Haltung und Form ſeines Gedichtes einverleibt, als wenn er, die alte, epiſche Unmittelbarkeit nachkünſtelnd, ihn nur unwillkürlich in jenem ſentimentalen Anklange zum Vorſchein kommen läßt, an welchem faſt alle epiſche Gedichte der Neuern, auch ſolche nicht ausgenommen, denen wir übrigens, wie z. B. der mit Recht gerühmten „Frithiofsſage" von Tegnèr, wahrhafte Poeſie keineswegs abſprechen dürfen, zu kränkeln pflegen. Eben jenen Ton nun glauben wir durch die Rückert'ſchen Alexandriner im „Roſtem" deutlich hindurchzuhören; der Dichter ſcheint uns hier durch dieſe einfache, an didaktiſche Proſa anſtreifende Form Daſſelbe erreicht zu haben, was er in dem gleich trefflichen „Nal und Damajanti" durch das heitere, üppige Spiel mit buntfarbig ſchillernden Wortbildungen und Reimklängen erreicht hat, nämlich den Inhalt für ſich und für den Leſer in eine ſolche Ferne zu rücken, daß nicht ſowol er ſelbſt unmittelbar, als vielmehr ſeine im Bewußtſein des Dichters und des Leſers als ſchon vorhanden vorausgeſetzte poetiſche Geſtaltung zum Gegenſtande einer gleichſam potenzirten poetiſchen Betrachtung wird. Haben ſonach ſelbſt in „Roſtem und Suhrab", wo es doch auf ein in ſich geſchloſſenes epiſches Gebilde abgeſehen war und dieſe Abſicht auch auf das glücklichſte erreicht iſt, die Alexandriner nicht die epiſche, ſondern eine weſentlich contemplative oder didaktiſche Bedeutung, ſo wird es um ſo mehr verſtattet ſein, eine ſolche ihnen, der Rückbeziehung auf die „Weisheit des Brahmanen" eingedenk, die ſich hier noch weit unabweislicher aufdrängt, auch in dem vorliegenden „Leben Jeſu" zuzuſchreiben. Das „Leben Jeſu" iſt, auch nach der Abſicht des Dichters, glauben wir ſagen zu dürfen, wenn wir anders ſeinen Wink in den oben angeführten Zeilen richtig verſtanden haben, kein Epos, ſondern ein Lehrgedicht; es iſt, wenn man will, eine freie Fortſetzung der „Weisheit des Brahmanen", in der man ſich gar wohl denken mag, daß der Brahmane, deſſen Sinnſprüche ſich ja auch dort ſchon nicht ſelten aus einer höhern Quelle, als die Weisheit ſeines Volkes iſt, geſchöpft erweiſen, zuletzt ſich ganz jenem Borne zuwendet, aus welchem die höchſte, gottmenſchliche Weisheit in reichſter und reinſter Fülle ſtrömt.

Über die Grundſätze, welche unſer Dichter bei dieſer poetiſch-didaktiſchen Bearbeitung ſeines großen Gegenſtandes befolgt hat, gibt eine kleine Reihe weiterer Gedichte Aufſchluß, die an der angegebenen Stelle auf das vorhin mitgetheilte nachfolgen. Zuvörderſt folgende zwei:

Das Heer der Schrifterklärer
Macht Leichtes ſchwer und Schweres ſchwerer.
Halte dich an den einfachen Text,
Nicht was in den Noten wird gelehrt.

und:

In jedem Worte, wenn wir's erwägen,
Liegt ein ganzes Buch,
Und mannichfach iſt auszulegen
Der einfachſte Spruch.

Viel kann aus wenig Worten lernen,
Wem es iſt verliehn,
Als wie du kannſt aus kleinen Kernen
Große Bäume ziehn.

Die Ermahnung, ſich an den einfachen Text zu halten, hat der Dichter ſelbſt in ſeinem Werke mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit befolgt. Er gibt nämlich durchaus nichts als nur eine einfache, möglichſt genau die eigenſten Worte des Schrifttextes beibehaltende Paraphraſe der evangeliſchen Perikopen, nur hin und wieder durch einen kleinen Zuſatz oder durch eine leiſe vermittelnde Wendung dem Sinne der Tertesworte, da wo dieſer es zu bedürfen ſchien, nachhelfend. Daß er ſich jedoch außer der Aufgabe, ſolchergeſtalt das Einzelne, ohne von ſeinem Sinne und ſeinem ernſten Gehalte das Mindeſte aufzuopfern, durch eine gebildete poetiſche Form in ein poetiſches Licht zu ſetzen, in Bezug auf das Ganze noch eine weitere Aufgabe ſtellte, dies findet ſich in den folgenden Zeilen angedeutet:

Leicht iſt's, Widerſprüche finden,
Iſt dein Witz nicht allzu ſeicht;
Aber Eins iſt nicht ſo leicht:
So die Glieder zu verbinden,
Daß die Widerſprüche ſchwinden
Und ſich aus das Ganze gleicht.

Allerdings nämlich beabſichtigt er, wie auch ſchon der Titel ſagt, eine „Evangelien-Harmonie" zu geben; ob zugleich als kritiſche Hypotheſe für den Hiſtoriker, oder nur zum Behufe dichteriſcher Anſchauung müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Wir nehmen hier, wie billig, nur das Letztere an und erſparen alſo dem Dichter die Einwürfe, welche man vom hiſtoriſch-kritiſchen Standpunkte gegen ſeine Ausgleichungen und Verſchmelzungen der verſchiedenen evangeliſchen Berichte erheben könnte, auch ohne darum ebenſo zu denken, wie der Verf. den hiſtoriſchen Kritiker ſprechen läßt:

Wo alle Zeugen stimmen ein,
Ist mir verdächtig der Verein;
Und wo der eine widerspricht,
Da glaub' ich allen beiden nicht.

Die Frage ist für uns nur, ob es ihm gelungen ist, durch diesen seinen Ausgleichungsversuch das Ganze zu einer wahrhaft künstlerischen, dem poetischen Sinne eindringlichen Totalanschauung zu gestalten. Da auf diese Frage eine einfache Antwort nicht wohl möglich sein möchte, ohne entweder dem Dichter Unrecht zu thun, oder andererseits mehr in seine Darstellung hineinzulegen, als wirklich darin liegt und er selbst hat hineinlegen wollen, so versuchen wir, die Sache nach den verschiedenen Momenten der Betrachtung, welche dabei erwogen sein wollen, in Erwägung zu ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Diätetik der Seele, von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Wien, Armbruster. 1838. 12. 15 Gr.

Man hält die Ärzte gewöhnlich für Materialisten, die in dem Menschen einen vom Oxygen der Luft durchs Blut in Bewegung gesetzten Knäuel von Knochen, Knorpeln, Muskeln, Eingeweiden und Häuten sehen. Der Freiherr v. Feuchtersleben hat dagegen in diesem Buche die ethische Bedeutung der medicinischen Wirksamkeit hervorzuheben und zu zeigen gesucht, wie die Wege des Arztes, des Moralisten, des Pädagogen und Geistlichen Einem Ziele zuführen, wie Gesundheit des Leibes und der Seele aus einer Quelle fließt. Und in der That sind die Ärzte die Beichtväter in hochgebildeten Zeitaltern! Ein Philosoph, dem stets ein nie dagewesenes Ideal der Menschennatur vorschwebte, meinte zwar, „Ärzte und Advocaten, in Fülle vorhanden, wären ein Symptom, daß eine Nation oder eine ganze Zeit physisch und moralisch nicht gesund sei"; allein wer vermag mehr als gerade die Ärzte wenigstens einen Theil jener künstlichen Leiden zu heilen, welche eine überbildete Zeit sich selbst bereitet? Natürlich müssen sie die psychologische Anthropologie ebenso gut verstehen wie die physiologische, da der ethischen Übel allenthalben mehr sind als der körperlichen und auch von diesen viele durch geistiges Einwirken sich hemmen lassen, wie sie im Geistigen wurzeln. Ein Blick in den ersten Band von Sprengel's „Geschichte der Arzneiwissenschaft" lehrt, daß schon die älteste medicinische Praxis den Geist des Menschen bei ihren Curen nicht außer Acht ließ und durch Zaubersprüche ebenso sehr Phantasie und Glauben desselben wie durch Medicamente die Natur in Anspruch nahm. Hr. v. Feuchtersleben hat selbst zahlreiche Beispiele dafür angeführt, daß das menschliche Gemüth die Kraft besitze, nicht allein die Genesung zu befördern, sondern Krankheiten gänzlich abzuwehren, oder auch bei entgegengesetzten Vorstellungen sich solche zuzuziehen; und wenn manche Fälle auch räthselhaft erscheinen mögen, so ist doch die innige Verbindung und Wechselwirkung von Seele und Leib durch die vielfachsten Wahrnehmungen der Art erwiesen, daß man, wie die Alten die Gesundheit jener von diesem abhängig machten, umgekehrt versuchen darf, die körperliche Gesundheit unter den Einfluß der geistigen Thätigkeit zu stellen.

Der Verf., der sich zwar nicht als praktischen Arzt, aber als einen sehr denkenden Kopf kund gibt, hat in dem vorliegenden Buche diesen Versuch gemacht. Schon Kant schrieb eine Abhandlung: „Von der Macht des Gemüthes, durch den bloßen Vorsatz krankhafter Gefühle Meister zu werden"; Hr. v. Feuchtersleben geht viel weiter und bemüht sich im ersten Capitel, nicht blos die Möglichkeit einer geistigen Wirksamkeit zur Abwehrung von Krankheiten zu zeigen, indem er vielfache Belege beibringt, daß das Erkranken selbst bemeistert werden könne, sondern außer dieser Kraft des Widerstandes gegen die Welt äußerer Einflüsse sucht er auch noch eine Kraft der directen Einwirkung auf die Beschaffenheit des Körpers für den Geist in Anspruch zu nehmen. Doch bangt uns hier vor den mystischen Illusionen, zu denen Sätze wie der S. 15 angenommene verleiten können: „Jetzt freilich ist es nur noch als Hypothese hinzuwerfen, daß der gute Mensch den Boden und die Luft gesund mache, der Böse und die böse That hingegen die Stelle verpeste, sodaß den Tugendhaften daselbst ein Schauder, den Schwachen ein Gelüst zum Unerlaubten anwandle; aber nach 100 Jahren gehört dies vielleicht zu den trivial gewordenen Sätzen", und es wird dafür der Volksglaube von den Orten angeführt, an denen ein Mord begangen wurde: ein Glaube, in dem doch Niemand etwas Anderes als einen natürlichen Schauder erblicken wird. Bebt ja das Thier auch an dem Orte, an welchem das Blut eines andern vergossen wurde! Überhaupt herrscht in dem Abschnitte, welcher von der Einwirkung des Geistes auf Gesundheit und Schönheit im Allgemeinen handelt, keine sonderliche Klarheit und Consequenz der Beweisführung, was vielleicht nicht der Fall sein würde, wenn der Verf. sich einer weniger rhapsodischen, weniger ungebundenen Weise des Philosophirens überlassen hätte. Es macht dem Arzt Ehre, wenn er den Satz aufstellt: „Um die Menschen gesund zu erhalten, müsse man sie vor allen Dingen verbessern" (S. 23), auch ist es richtig: „Die Gestalt sei der Ausdruck unsers Wohlseins" (S. 16); aber unsers moralischen? Eine solche Annahme ist gewagt und gefährlich und muß nothwendig unser Urtheil über die Menschen irre leiten, wie jede unbedingte Annahme der Lehre der Physiognomisten. Findet eine so sichtbare Harmonie zwischen moralischer und körperlicher Schönheit, zwischen moralischer und körperlicher Häßlichkeit statt, wie sie von dem Verf. vorausgesetzt wird (S. 17), hat wirklich die ewige Weisheit jedem Wesen seine bestimmte Form zuerschaffen, und sind in der Organisation bereits alle Entwickelungsformen bedingt und vorgebildet, dann ist ja die Moralität selbst nur die nothwendige Frucht unserer Constitution, nicht das Ergebniß unserer Freiheit, dann ist es mit der Herrschaft eines selbständigen Willens vorbei, unsere Vernunft ein Wahn, und der Verf. zerstört selbst seine darauf gebauten Hoffnungen. Ist Schönheit die äußere Erscheinung der Gesundheit, Gesundheit die Frucht der Tugend, und findet die nämliche Verkettung zwischen Häßlichkeit, Krankheit und Lasterhaftigkeit statt, dann muß z. B. Spinoza, der 20 Jahre an der Schwindsucht litt, lasterhaft gewesen sein. Nun war Spinoza aber tugendhaft, muß also auch gesund gewesen sein; und doch war Spinoza krank. Freilich hat der Verf. die Begriffe Schönheit als „den die Hülle verklärenden Geist", als „äußere Erscheinung der Gesundheit", und Gesundheit als „Schönheit in den Functionen" u. dergl. m., so vag hingestellt, daß die Unklarheit in diesen Begriffen nothwendig zum Irrthum über die Ursachen und das Wesen der Dinge führen muß. Schönheit ist in dem Begriffe Tugend ein wesentliches Merkmal, aber bei dem Tugendhaften ein zufälliges. Er braucht ebenso wenig schön zu sein oder zu werden, als der Componist, der Concertmeister oder der Dichter, der uns die schönsten Leistungen seiner Kunst mittheilt, dadurch schön werden oder sein wird. Nicht anders ist es mit der Gesundheit des Tugendhaften; denn wäre sie ein nothwendiges Merkmal desselben, so könnte es ohne sie keine Tugend geben, was nach dem Obigen Niemand behaupten wird. Daher, daß der Verf. dies nicht unterschieden hat, kommen die Widersprüche, in welche er sich verwickelt. Die zufällige Gabe einer kraftvollen Constitution, welche die Natur dem Menschen ohne sein Verdienst verleiht, kommt bei ihm gar nicht einmal in Betracht, und doch kann dieselbe weder als die Frucht des ethischen Verhaltens unserer selbst, noch unserer Väter betrachtet werden, wie es der Hr. Verfasser zu thun scheint. Wie paßt es aber wiederum zu der leiblich bildenden Gewalt des Geistes, daß er mit den Physiognomisten das ethische Verhalten des Menschen von

Digitized by Google

seiner Organisation abhängig macht? Ist denn die consequente, sich im Wollen als Charakter offenbarende Vernunft nicht mehr als dieses Nervengeflecht einer gebrechlichen Hülle mit seinen Trieben und Begierden, seinen Neigungen und Affectionen, über welche der Verf. selbst der [illegible] ein so bedeutende Macht zugesteht? Und gesetzt auch, wir würden von jenen hingerissen, ist denn Selbstbeherrschung die alleinige Mutter der Tugend? Die Tugenden der Selbstbeherrschung und Mäßigung, mögen sie immerhin die Grundlagen unserer persönlichen Glückseligkeit sein, sind eben darum doch mehr egoistischer Natur im Vergleich gegen die ewige, dem Gemüth entquellende Liebe, den echten Götterfunken, der selbst die Gerechtigkeit erst verklärt und Barmherzigkeit, Großmuth, sogar Aufopferung und heroische Hingebung erzeugt, Tugenden, welche jetzt, wo die Philosophie das Gemüth immer geringer zu schätzen anfängt, nicht genug mehr gewürdigt werden. Durch die Tugend der Selbstbeherrschung ohne die Liebe vermag man höchstens ein starrer Heide, ein Stoiker, oder eine ebenmäßige griechische Statue, durch die Liebe aber Gott ähnlich zu werden, und das Christenthum lehrt uns, dies sei mehr als jenes. Diese Tugend vermag uns zwar nicht vor Krankheit zu bewahren, aber sie erhebt uns über sie wie über alles Körperliche. Das ist es, was der so verkannte Spinoza meinte, indem er sagte: „Alles, worauf unser ganzes Glück und Heil beruht, ist die beharrliche unwandelbare Liebe zu Gott."

Dabei ist jedoch, was der Verf. eigentlich will, unverkennbar richtig und über jeden Widerspruch erhaben, nämlich daß strenges ethisches Verhalten wohlthätig auf die Beschaffenheit des Leibes wirke, die Laster aber zerstören, und wir dürfen hierin den Physiognomisten vollkommen glauben. Wie nun die Seele durch die dreifache Thätigkeit des denkenden, wollenden und empfindenden Vermögens, in welchem bei ihm Phantasie und Gefühl zusammenfließen, gegen die hereinbrechenden Leiden der Leiblichkeit thätig sein kann, wird von dem Verf. gesondert in Betracht gezogen, und die Resultate seiner Betrachtungen sind etwa folgende.

Die zerstörende wie die heilende Kraft der Phantasie, dieser Quelle so vieler Freuden und Leiden für den Menschen, ist bekannt, und der Verf. führt für Beides aus der Geschichte der medicinischen Praxis mehre wichtige Beispiele an. So wurde ein londoner Kellner im September 1824 von der Wasserscheu befallen, nachdem er in einem Blatte die Geschichte von einem durch den Biß eines tollen Hundes verursachten Todesfall gelesen hatte. Können wir uns einbilden, zu erkranken, und werden wir dadurch wirklich krank, warum sollten wir uns nicht auch einbilden können, gesund zu sein, und dadurch unsere Gesundheit erhalten? Wurde doch Jemand, der seit langer Zeit an Zungenlähmung litt, schon dadurch geheilt, daß er ein kleines Taschenthermometer, welches der Arzt unter die Zunge brachte, um sich von der Temperatur derselben zu überzeugen, für ein von diesem erfundenes Instrument hielt, von dem er seine Heilung hoffte! Darum Hoffnung und als ein Reales der Genuß der Kunst, mag sie Musik, mag sie Dichtkunst oder Malerei sein! Sie bilden das Palladium unserer Gesundheit und unseres Frohsinns.

Das Meiste jedoch, insofern der Mensch selbstthätig auf seinen Zustand einzuwirken vermag, hängt von der Kraft zu wollen ab. Ein fester Entschluß vermag Alles und gibt auch dem Innern Halt, Richtung und Kraft, wie ein kräftiger Impuls auch körperliche Schwäche zu heben im Stande ist. Nicht in der vielgerühmten Zerstreuung also, sondern in der Sammlung, d. i. dem auf Selbstthätigkeit fixirten Willen, erblickt er ein sicheres Heil- und Vorbauungsmittel gegen Krankheiten des Gemüths wie des Körpers. Ein starker Wille vermag über Unaufgelegtheit, Verdrießlichkeit, üble Laune und alle jene Qualen Herr zu werden, die theils in dem Organismus, theils in der Gewohnheit ihre Quelle haben, und der Verf. läßt es nicht an Beispielen fehlen, um Dem, der sich vielleicht für zu schwach hält, zu zeigen, zu welchen Triumphen über unsere Mängel die Bemühungen eines ernsten Willens führen. Besonders glaubt er seiner Zeit, mit deren Thatkraft er im Ganzen sehr wenig zufrieden ist, und deren Geschlecht er geradezu als ein willenloses bezeichnet, das Beispiel der Stoa vor Augen stellen zu müssen.

Was sollen wir aber wollen? Die Stoa hat allerdings Musterbilder der Tugend aufzuweisen, Zeno selbst war ein solches; aber ihre höchste Kraft bestand in der Negation der Wirklichkeit, der sie sich durch den Selbstmord entzogen. Man darf indeß bei der bloßen Verneinung nicht stehen bleiben, sondern man muß auch ein Anderes dafür setzen; was sollen wir also wollen? Erkenntniß, antwortet der Verf., der als die höchste Aufgabe der Seelendiätetik ansieht: „die Gewalt der Bildung über die dunkeln Kräfte der sinnlichen Natur zu erörtern und auszusprechen, was geistige Cultur zur Begründung der Gesundheit Einzelner wie ganzer Gesammtheiten, ja der Menschheit im Großen vermag" (S. 48). Denn, „wenn der Hauptgrund des Kränkelns in der ängstlich übertriebenen Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des lieben Körpers zu suchen ist, wie ein erfahrener Blick auf das Geschlecht unserer Mitgebornen lehrt, was kann dem Übel sicherer begegnen als jenes höhere, geistige Streben, welches uns von einem niedrigen erhebend abzieht?" Gewiß wirkt die Ausbildung des Denkvermögens wohlthätig auf den Körper, und von der Entwickelung der intellectuellen Kräfte, von der wahren Bildung des Geistes darf man eine physische Schwächung des menschlichen Geschlechts weder herleiten noch besorgen. Dies ist ein Irrthum, der die Überfeinerung und die Depravation des Luxus, welche oft bei Barbaren am höchsten ist, mit jener verwechselt. Gelehrte erreichen meistens ein hohes Alter, namentlich ist es das Studium der Naturwissenschaften, welches belebend einwirkt, indem es das Gemüth mit Ruhe und Heiterkeit erfüllt, und äußert sich in dieser Hinsicht ebenso wohlthätig wie wahre und innige Religiosität. Unser Arzt erkennt dies in hohem Maße an und erinnert an den Brahminen, „der, in Beschauung versenkt, einen ungleich längern Zeitraum als der sich in rastlosen Sorgen aufreibende Europäer verlebt", sowie an Kant, „der, stiefmütterlich von der Natur bedacht, aus großen Gedanken Lebenskraft saugend, sich eine dauernde Gesundheit gründete"; aber wer möchte, wie der Verf. es thut, von Kant und den Brahminen gerade den Beleg hernehmen wollen, um die Verwandtschaft der Hindus und Deutschen zu erweisen?! Von einem Arzte hätten wir übrigens wol erwartet, daß er uns hier ein Wort über falsche Bildung, über schlechte Lecture u. dergl. gesagt hätte. Ist es wahr, was Voltaire sagt, daß Bücher die Sitten nicht verderben? Der Verf. nimmt häufig ein Ärgerniß an seiner Zeit und sieht in ihrer Bildung nicht lauter echtes Gold; aber etwas mehr aus seiner medicinischen Praxis wäre sehr wünschenswerth für uns gewesen, die wir das Leben nicht so wie der Arzt in seinem innersten Raume kennen zu lernen Gelegenheit haben.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Der Herzog von Orleans, berichtet das „Journal des débats", hat auf eine Schrift subscribirt, welche jüngst unter dem Titel: „Mort d'un enfant impie, et mort chrétienne de Napoléon", erschienen ist. Das Buch erhält durch einen bisher ungedruckten Brief des Generals Montholon und eine Zeichnung von Horace Vernet, Napoleon darstellend, wie er sterbend das heilige Abendmahl empfängt, doppelten Werth. Der Verf. bereitet eine neue Schrift vor, welche sich schon durch ihren Titel: „Essai sur la religion de l'empereur Napoléon", dem Interesse des Publicums empfiehlt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 84. —— 25. März 1839.

Leben Jeſu. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede von Friedrich Rückert.

(Fortſetzung aus Nr. 83.)

Zuvörderſt erinnern wir nochmals daran, wie der Dichter ausdrücklich angekündigt hat, daß es nicht die Geſtalt, die poetiſch ſcharf umſchriebene, epiſche, plaſtiſche Geſtalt ſei, was er im gegenwärtigen Werke ſeinem Gegenſtande zu geben beabſichtigt hat. Wir wiſſen nicht, ob er in dieſer ausdrücklichen Abſicht den Spruch vom „Goldwort und Kryſtallwort“ (a. a. O. S. 362) auf die übrigen poetiſchen Ausſprüche, die ſich auf das gegenwärtige Werk beziehen, hat folgen laſſen, aber wir ſind ſehr geneigt, die Bezeichnung, die er dort von dem Goldworte gibt, welches ſeinen Werth unverſehrt erhalte, gleichviel wie man es zertheile, zerſchlage, zerfeile, um- und einſchmelze, auf das vorliegende Gedicht zu beziehen, im Gegenſatze gegen das Kryſtallwort, welches, alldurchſichtig, nur Dem gefalle, der es ganz hält, zerbrochen aber unnützerweiſe in Staub zerfalle und ein Raub des Windes werde. Wie viel Mühe ſich auch immerhin der Dichter, poetiſche oder combinatoriſch-exegetiſche, mit der Anordnung des Ganzen gegeben habe: der poetiſche Kern des Gedichts liegt offenbar nicht in ſeiner Compoſition, ſondern in der Behandlung des Einzelnen und in der dichteriſch-religiöſen Geſinnung, die ſich in dem Ganzen, nicht als einer künſtleriſch geſchloſſenen Einheit, ſondern als einer ins Unbeſtimmte ausgedehnten, wiewol von Einem Geiſte durchdrungenen poetiſchen Maſſe offenbart; ganz ebenſo wie in jenem, von dem Dichter ſelbſt ſo genannten „Lehrgedichte“, für welches er noch bis jetzt keinen eigentlichen Abſchluß gefunden hat und wol nie einen finden wird. Der hiſtoriſche Zuſammenhang und Einklang, die Harmonie der evangeliſchen Erzählungen iſt von dem Verf. zunächſt wol mehr in der negativen Abſicht angeſtrebt worden, um das Störende zu entfernen, was für die Betrachtung des Einzelnen die ſcheinbaren Widerſprüche haben würden, als in der poſitiven, ein, wo nicht mit hiſtoriſcher, doch mit poetiſcher Überzeugungskraft ausgeſtattetes Geſammtbild der Laufbahn des Erlöſers zu geben; wiewol wir die Möglichkeit nicht in Abrede ſtellen wollen, daß in dem Dichter durch die Luſt am Gelingen der erſtern hin und wieder vorübergehend vielleicht auch die letztere Abſicht geweckt worden ſein mag. Im Allgemeinen aber und auf die Dauer hat ihm, wie auf das deutlichſte die vorhin angeführten poetiſchen Bekenntniſſe zeigen, das Bewußtſein nicht gefehlt, wie der heilige Gegenſtand ſeiner Dichtung ein ſolcher iſt, deſſen Geiſt und innerſtes Weſen jenſeit der Region liegt, welche der Geſtaltenbildung des Dichters zugänglich iſt, und der mithin auch nicht dem eigentlichen Kernpunkte ſeiner Einheit nach in poetiſche Geſtaltung ein- oder darin aufgehen kann.

Wollen wir alſo den wirklichen poetiſchen Werth der vorliegenden Dichtung richtig würdigen, ſo erhellt aus dem ſoeben Bemerkten, daß wir uns zunächſt an das Einzelne zu halten und nach dem Eindrucke, den es für ſich allein oder in zufälliger Verbindung unter ſich hervorruft, zu forſchen haben. Und hier nun dürfen wir mit der aufrichtigſten Freude die Anerkennung ausſprechen, daß, ſo gering im Ganzen der Aufwand poetiſcher Mittel iſt, welche der Dichter zum Behuf ſeines Unternehmens aufgeboten hat, er mit den wenigen doch etwas Echtes, wahrhaft Edles und Schönes erreicht hat. Freilich hat er gerade im Einzelnen — und in demjenigen Einzelnen, welches wir für das Gelungenſte halten, vielleicht am meiſten — an poetiſchem Zierath ſo gut wie nichts hinzugethan; er hat ganz nur die Poeſie, die an und für ſich ſelbſt in dem Stoffe liegt, walten laſſen und den Stoff in ſeiner ungeſchwächten Reinheit, ja, wenn man will, Nacktheit wiedergegeben; die tiefſte Wirkung, welche das Gedicht erreichen kann, gehört inſofern allerdings nicht ihm, ſondern dem Stoffe an. Allein ſo leicht bei oberflächlicher Betrachtung die Arbeit ſcheinen mag, die er an den Stoff gewandt hat, und ſo leicht ſie auch unſtreitig wol ihm ſelbſt geworden iſt, ſo dürfen wir doch behaupten, daß ſie nur einem ſo hohen und edel gebildeten Dichtergeiſte wie Rückert gelingen konnte, daß nur ein ſolcher ſie zu unternehmen wagen durfte. Das Übertragen der evangeliſchen Sprüche und Erzählungen in die gleichmäßig wiederkehrende Form der gebundenen Rede iſt, wenn der Inhalt darin rein erhalten werden ſoll, keineswegs eine blos mechaniſche Arbeit; es wird dabei vorausgeſetzt, daß der Dichter allenthalben in die dadurch nothwendig werdenden Veränderungen des Ausdrucks und der Wortſtellung eine Bedeutung hineinzulegen wiſſe, durch welche zwar in dem Stoffe als ſolchem nichts geändert, nichts dazugeſetzt und nichts davon hinweggenom-

men werde, worin aber der theils frei über dem Stoffe schwebende, theils betrachtend und sinnend sich in ihn versenkende Geist des Dichters auf eine würdige Weise seinerseits zur Anschauung des Lesers oder Hörers komme. Dies ist das lyrische Moment, welches, wie wir uns anderwärts, gleichfalls bei Gelegenheit der didaktischen Dichtungen Rückert's darüber erklärt haben, der didaktischen Poesie nicht fehlen darf, wenn dieselbe wirklich Poesie und nicht gereimte (d. h. vielmehr ungereimte) Prosa sein soll, und welches ihr am wenigsten da erlassen werden kann, wo, wie hier, der zu überliefernde Lehrstoff ein objectiv genau begrenzter, der Person des Dichters als eine in sich geschlossene Gegenständlichkeit gegenüberstehender ist. Versteht es der Dichter, wie Rückert solches wenigstens zum großen Theile in dem hier Vorliegenden gelungen ist, dieses subjective Moment seiner Dichtung dergestalt einzuverleiben, daß der Leser sich gar nicht ausdrücklich desselben bewußt wird, sondern rein nur den Eindruck des Gegenstandes zu empfinden glaubt, so ist sein Verdienst darum kein geringeres, sondern im Gegentheile ein um so größeres, je mehr sich gerade hierin die Gesinnung ausspricht und unbewußt dem Leser mittheilt, welche dem Dichter einem solchen Gegenstande gegenüber, wie der hier vorliegende, vor Allem geziemt und wohlansteht; die Gesinnung des sich selbst Vergessens vor der Würde des Gegenstandes und des sich ganz Hineinversenkens in seine Tiefe und in seine Fülle.

Täuschen wir uns nun nicht, wenn wir dieser Dichtung wirklich in ihrer Gesammtmasse und in ihren Einzelnheiten die hier gerühmte und näher bezeichnete Trefflichkeit zuschreiben, so dürfen wir mit Zuversicht annehmen, daß der Dichter sich durch dieselbe zugleich ein wahrhaftes und nicht gering zu achtendes Verdienst um den großen Gegenstand derselben erworben hat. Wir schätzen dieses Verdienst um so höher, als es in mehrfacher Beziehung gerade jetzt zur rechten Stunde auftritt und in die geistige Bewegung der Zeit vielleicht nicht ohne Erfolg eingreifen wird. Die so sich nennende „mythische Ansicht" der evangelischen Geschichte nämlich, weit entfernt, daß sie, wie man etwa von ihr erwarten könnte, den Gegenstand, dem sie seine historische Wirklichkeit zu rauben suchte, um so mehr in ein poetisches Licht gestellt hätte, hat vielmehr an ihrem Theile denselben von aller der Poesie entkleidet, die ihm so, wie er in seiner geistigen und geschichtlichen Wahrheit ist, unstreitig inwohnt. Zwar pflegt man, und nicht mit Unrecht, das Verdienst zu rühmen, welches jene Bearbeitung sich durch die Beseitigung jener ebenso unschönen als unwahren naturalistischen Ausdeutungen um die gesunde und unbefangene Anschauung des evangelischen Geschichts- und Sagenstoffs erworben hat; allein die Erklärung, welche sie an die Stelle jener mit so glücklichem Erfolge von ihr hinweggeräumten setzt, ist, welches auch ihre übrigen Vorzüge sein mögen, an geistigem Gehalte solcher Art, welcher eine dichterische Anschauung gewähren könnte, nicht im Mindesten reicher. Es gibt nichts Kahleres und Poesieloseres als den Strauß'schen Begriff des Mythus; denn was man auch zu seinen Gunsten sage, er besteht durchaus nur in der mechanischen Übertragung einer bereits vorhandenen Masse von Symbolen und bildlichen Ausdrücken auf einen Inhalt, dessen geistige Natur und Beschaffenheit vor der „mythischen Ansicht" nur vorausgesetzt, aber nicht nachgewiesen, am wenigsten durch Vermittelung jener Bilderwelt zur lebendigen Anschauung und Gegenwart gebracht wird. Möge es sich mit der historischen verhalten, wie es wolle, gerade die poetische Bedeutung der evangelischen Geschichte ist eine nach Strauß recht eigentlich erst neu wieder zu entdeckende; und daß Rückert auf diese Entdeckung ausgezogen ist, dies werden ihm Diejenigen ganz vorzüglich danken, welche einsehen, wie eng, ja unabtrennlich eben hier die poetische Wahrheit und Bedeutung mit der geschichtlichen zusammenhängt. Wie wenig man auch mit den Ergebnissen jener negativen Kritik sich zu begnügen gesonnen sein mag, so viel ist allerdings durch sie erwiesen und wird bei Allen, die sich dem Principe der Wissenschaftlichkeit nicht gänzlich verschließen, immer mehr Anerkennung finden, daß ein eigentlicher Zeugen- und Urkundenbeweis von der Wahrheit der evangelischen Geschichte unmöglich ist, und daß eine vernunftgemäße Überzeugung von dieser ihrer thatsächlichen Wahrheit durchaus nur auf geistigem Grunde, auf dem Grunde des Bewußtseins oder Gewahrwerdens ihrer innern Wahrheit beruhen kann. Ausdrücklich aber diese innere, geistige Wahrheit der geschichtlichen Gestalt und Begebenheit vor das geistige Auge des Lesers zu bringen und eine lebendige Intuition derselben in ihm zu erwecken, ist recht eigentlich das Werk und Geschäft des Dichters; des epischen, inwiefern die Gestalt vollständig in die Anschauung der Phantasie aufgehen und also von ihrem äußern, historischen Dasein losgelöst werden sollte; des lyrisch-didaktischen, inwiefern eben dies hier nicht der Fall ist, sondern in der poetischen Darstellung eine Doppelbeziehung festgehalten wird, einerseits auf die geschichtliche Äußerlichkeit, andererseits auf eine Innerlichkeit, welche die Gestalt zugleich für den phantasielosen Gedanken und die sittliche Gesinnung hat. Gerade jetzt also, wo die wissenschaftliche Forschung auf den Punkt gebracht ist, nach Zerstörung der äußern sich nach innern Gründen für die Wahrheit der heiligen Geschichte im Ganzen oder im Einzelnen umsehen zu müssen, gerade jetzt dürfte es an der Zeit sein, auch dem Dichter ein Wort in der großen Angelegenheit zu vergönnen und es dankbar aufzunehmen, wenn ein so bewährter, nicht blos als Poet überhaupt, sondern als sittlicher, religiöser, philosophischer Poet so bewährter Dichter wie Rückert das Wort ergriffen hat.

Indessen je höher die Bedeutung ist, die wir hiernach selbst in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung dem Unternehmen unsers Dichters beizulegen nicht umhin können, desto mehr steigern sich nothwendig auch die Ansprüche, die wir an sein Werk zu machen uns berechtigt glauben. Und hier nun wollen wir nicht bergen, daß, so aufrichtig dankbar wir ihm für das Treffliche sind, was er gegeben hat, wir doch den Wunsch nicht unter-

drücken können, daß es ihm gefallen möchte, sein Werk mit dieser ersten Ausgabe noch nicht für abgeschlossen zu achten, sondern aufmerksam nachzuforschen, ob er nicht bei wiederholter Überarbeitung in der That noch mehr und Vollendeteres geben könne, als er jetzt gegeben hat. Zum Theil betrifft diese Mahnung die äußere Form, das Technische des Ausdrucks und Versbaues, wo wir allerdings dafürhalten, daß es auch für den Geist und die Poesie des Werks sich nicht als gleichgültig erweisen wird, wenn ihm der Verf. noch fernerhin seine Aufmerksamkeit zuwenden und die durchgängige Correctheit und Feile ihm ertheilen will, die wir jetzt allerdings hin und wieder noch vermissen. Mehr aber noch finden wir uns veranlaßt, von dem durch unsere vorstehende Betrachtung gewonnenen Standpunkte aus noch einen Blick auf die Composition des Ganzen zu werfen. Bleiben wir auch hierbei Dessen eingedenk, was wir oben bemerkten, daß nicht sie es ist, worin wir das Wesen und den poetischen Kern der Dichtung vorzugsweise zu suchen haben, so wird sich auch von diesem Gesichtspunkte aus noch immer das Bedenken erheben lassen, ob der Dichter in seiner Gruppirung und Zusammenschmelzung der evangelischen Erzählungen nicht einerseits zu viel, andererseits zu wenig gethan habe, auch wenn seine Absicht dabei nur war, das Einzelne in sein rechtes Licht zu stellen und die Hindernisse, welche seinem Verständnisse entgegenstehen, zu beseitigen; zu viel in der Vereinigung des Heterogenen und Widerstrebenden, zu wenig im ausdrücklichen Auseinanderhalten des Ungleichartigen und im poetischen Motiviren und Erklären der trotz aller Vermittelungs- und Ausgleichungsversuche zurückbleibenden Unebenheiten. Das Bestreben des Dichters scheint dahin gegangen zu sein, so wenig als möglich von dem Stoffe der evangelischen Reden und Erzählungen bis auf die kleinsten Züge und Nuancirungen herab verloren gehen zu lassen; um so größere Freiheit hat er sich dagegen in der Anordnung und Stellung des Einzelnen verstattet. Den leitenden Faden seiner Evangelien-Harmonie entnimmt er nicht, wie die historisch seinwollenden Harmonisten es zu thun pflegen, aus dem vierten Evangelium, sondern wie billig aus den drei ersten; er macht sich kein Bedenken daraus, den Verfasser des vierten, der Jesum unaufhörlich zwischen Galiläa und Jerusalem hin und her ziehen läßt, stillschweigend Lügen zu strafen und, der synoptischen Darstellung gemäß, seinen Helden erst am Schlusse seiner Laufbahn zum ersten und letzten Male nach Jerusalem zu führen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Diätetik der Seele von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

(Beschluß aus Nr. 83.)

Das Capitel von den Temperamenten und Leidenschaften steht ziemlich vereinzelt da, wie denn überhaupt Alles sehr lose zusammenhängt und die Abhandlung über die Affecte gar nur eine eingeschaltete Übersetzung des vierten Abschnitts von Spinoza's „Ethik" ist. Der Temperamente nimmt der Verf. nach Lavater's, Zimmermann's u. A. Vorgange zwei an: ein actives und ein passives, und für die Leidenschaften setzt er, „um der deutschen Wortklauberei zu entgehen", die Affecte an die Stelle.

Wir glauben dem Verf. hier aber bemerken zu müssen, daß zur Feststellung philosophischer Begriffe keine lebende Sprache so wie die deutsche geeignet ist, und daß in dieser wenig schöner gebildete und bezeichnendere Ausdrücke als das Wort Leidenschaft vorhanden sind. Ein leidenschaftlicher Mensch schafft oder ist thätig, aber so, daß seine Seele oder die Vernunft sich leidend verhält. Mit Affect hat die Leidenschaft nichts gemein, wiewol sie von Affecten begleitet sein kann; denn Affect ist das Fremdwort für heftiges Gefühl, insofern es durch die Vorstellung des Angenehmen oder Unangenehmen entsteht. Der Affect entspringt demnach immer aus der Vorstellung und bezeichnet das Formelle der Empfindung, Leidenschaft aber hat immer ein Begehren zum Grunde. Daher ist auch die Leidenschaft nicht mit Traurigkeit verbunden, wiewol die Seele leidet, sondern mit Freude, indem die Befriedigung der Begierde angenehm ist. Affecte dagegen sind gemischter Natur, bald Lust, bald Schmerz, je nach der Vorstellung; die Affecte nehmen mit der Zeit ab, während die Leidenschaften durch dieselbe größere Stärke erlangen. Das sind in der Kürze die Hauptzüge, worin beide sich unterscheiden. Durch die Sprachverwirrung nun, welche der Verf. vermeiden will, ist er dahin gekommen, Rührung eine Leidenschaft zu nennen. Keine Sprache ist für die Bezeichnung der Seelenvermögen und ihrer Thätigkeiten reicher als die deutsche, und ich glaube nichts mehr empfehlen zu dürfen, als daß man sich eine genaue Kenntniß der Bedeutungen und des etymologischen Ursprungs aller dieser zahlreichen Wörter verschaffe, man wird dann sehen, daß es mehr ist als Wortklauberei, daß es die psychologische Erkenntniß außerordentlich fördert.

Der Verfasser hält sich ziemlich im Allgemeinen über diese Dinge. Wie aber wirken die Leidenschaften auf das Wohlsein des Menschen? Wie namentlich die in unserer Zeit so stark angeregten des Ehrgeizes, der Habsucht, Gewinnlust, Speculationssucht, wie jene Eitelkeit und jener Dünkel, der, kaum dem Knabenrock entwachsen, schon den Lorber um die Schläfe tragen will? Das sind Krankheiten der Zeit, die wol die Beachtung eines Seelenarztes verdient hätten. Doch widmet er der Sache unter einem andern Capitel einige Aufmerksamkeit und zwar unter dem „Von der Hypochondrie".

Wir haben vorhin gesehen, wie er in zu ängstlicher Aufmerksamkeit auf den Körper eine Hauptursache des Kränkelns der jetzigen Generation sieht. Genau genommen ist dies schon Hypochondrie; in Dem aber, was der Verf. über diese besonders sagt, liegt die eigentliche Stärke und der Werth seines Buchs, das zwar viel zu humoristisch ist, um von uns philosophisch genannt zu werden, aber auch wiederum zu ernst und zu wissenschaftlich, als daß wir es für ein bloßes Antidotum gegen die Hypochondrie halten sollten. Hypochondrie ist ihm auch die Amme der modernen Literatur, „entgeisternde, gramliche, affadirende Hypochondrie, und der Arzt taugte besser als der Kritiker zur Beurtheilung unserer jüngsten Dichter. Ein im mütterlichen Hause vielleicht verzogener junger Mensch ohne Studium, ohne Erfahrung, ohne bestimmte Richtung, ohne Kraft zu arbeiten, wird sich eines elenden Schwebens zwischen Sein und Nichtsein inne; er liest Novellen, geht ins Theater, vergleicht sich mit Dichtern und Helden, macht Verse, und nun wird es ihm mit einem Male klar, daß sein erbärmlicher Zustand von Langweile eigentlich eine unausgefüllte Tiefe, eine unbefriedigte Sehnsucht ist, er greift also in das Meer melancholischer Phrasen, Camoens und Byron sind seine Leidensgenossen, nur daß, weil seitdem die Zeit vorgeschritten ist, sein Jammer noch viel interessanter ist. So bringt der Unglückliche seine Jugend hin; greift ihm nun aber das Leben, das er versäumt hat, wirklich an die Kehle, dann ist sein Elend fertig, und kläglich geht er zu Grunde, da er weder die Welt noch sich selbst kennen gelernt hat. So ergeht es dem Unbegabten, aber

noch schlimmer dem Talentvollen, der vielleicht von der Natur zum Dichter berufen war. Er verliert sich erst recht in die schauerlichen Abgründe seines kleingroßen Ich, glaubt zu dichten, indem er hypochondrisch grübelt, und ladet sich jene größte Lebenskrankheit des innerlichen Zwiespalts wirklich auf den Hals, welche jener nur heuchelt. Solche Dichter ziehen dann natürlich ihr Publicum, und da jetzt Alles lesendes Publicum, so wird man begreifen, welche Verstimmung die Young und Byron unserer Tage verbreiten, die man vergebens wird zu überzeugen suchen, daß sie vor allen Dingen erst etwas Ordentliches lernen sollten."

Worin liegen aber die Ursachen der hypochondrischen Stimmung unserer Zeit? Zum großen Theil — der Verf. hätte dies wenigstens nicht unbeachtet und ununtersucht lassen sollen — in der Kleinlichkeit eines sich in engen Kreisen um sein Ich und um winzige Dinge drehenden Lebens. Da werden die Menschen Egoisten und Hypochondristen, während das Herz sich erweitert, wenn wir an großen und allgemeinen Interessen Theil nehmen, wenn wir aus uns heraustreten und die Kräfte im gemeinsamen Wetteifer regen. Die Alten waren weniger hypochondrisch als wir, weil sie ans Allgemeine dachten und für das Öffentliche lebten. Die Anwendung hiervon auf die schriftstellerische Thätigkeit ist sehr leicht zu finden. Der Geist des Mysticismus, der Unklarheit und Verworrenheit würde weit geringer sein, wenn die Formen des Lebens weniger beengend wären.

Unter den Mitteln, uns gesund und frisch zu erhalten, nennt der Verfasser zuletzt, aber mit besonderm Nachdruck, Natur und Wahrheit. Das Bild, welches er in dieser Hinsicht von der Gegenwart entwirft, die er als Arzt kennen muß, erscheint keineswegs erfreulich. „Eine einzige, große, allgemeine, unausweichliche Lüge", sagt er, „umgibt uns: die Lüge des gesellschaftlichen Umgangs. Niemand hat mehr den Muth, Er selbst zu sein, und doch beruht alle Gesundheit nur auf der Behauptung des echten Selbst gegen Alles, was das Individuum in die Enge treiben will. Es gibt nur eine Sittlichkeit: das ist die Wahrheit; es gibt nur ein Verderben: das ist die Lüge. Alles, was ihr als Genie bewundert, es ist nichts als die Wahrheit. Von der Lüge, die uns von außen umgibt, kann uns nichts erretten als die Freude an der Natur."

Dieser Abschnitt über Wahrheit und Natur ist unstreitig der trefflichste in dem ganzen Buche, und wir wünschen demselben recht viele Leser und eine recht innige Beherzigung. Der Verf., der mit den höhern Regionen der Lebensverhältnisse vertrauter zu sein scheint als mit den mittlern und untern, verdient gerade wegen des Freimuths, mit welchem er der gesellschaftlichen Lüge und dem gesellschaftlichen Zwange die Maske abgerissen hat, die größte Hochachtung. 50.

Mancherlei.

J. D. Hunter, welcher als Knabe von den nordamerikanischen Indianern gefangen wurde, unter ihnen aufwuchs und darüber Denkwürdigkeiten herausgab, behauptet, daß diese Indianer einen höchst einfachen Deismus als religiöse Lehre haben, den großen Geist anbeten, und zum Theil — nicht eben allgemein — ihm einen bösen Geist entgegenstellen. Er glaubt: „daß alle Menschen, wenn sie von Kindheit an der Übung ihrer Vernunftfähigkeit überlassen wären, im Laufe der Zeit und in Übereinstimmung mit diesen Fähigkeiten zuerst den Deismus annehmen und nicht leicht anders davon abweichen würden, als in dem Verhältniß, wie die Mittel zur Befriedigung ihrer niedrigen Leidenschaften zunähmen." Die Indianer sind aber nach Hunter's Schilderung nicht ohne niedrige Leidenschaften, sind namentlich der Rache furchtbar ergeben und befriedigen sie unmenschlich grausam; nur halten sie dieses ganz in der Ordnung, machen sich darüber keinen Vorwurf, zeigen außerdem edle Gesinnung, Treue, Ehrgefühl, kriegerische Tapferkeit. Kämen sie zur Besinnung über die niedrige Leidenschaft, brauchten sie Sühnopfer ꝛc., deren Bedürfniß nur aus einem Gefühl der Sündhaftigkeit entspringen kann, so würde der einfache Deismus gewiß zusammengesetzter. Es liegt also am Besinnen, nicht am Haben niedriger Leidenschaften und ihrer Befriedigung. Auch stützt sich dieser reine Deismus der Indianer nicht blos auf ihre sich selbst überlassene Vernunftentwickelung, sondern die Tradition hat ihnen denselben von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, so gut wie dieses bei irgend einem andern Götzen- oder Gottesdienst unter den Völkern geschehen.

Was Cervantes von den Weibern sagt: „Sie lieben Den, der sie verachtet, und verachten Den, der sie liebt", gilt mehr oder weniger von allen Menschen. Die harten Worte wären sogar ein Grundtext zum Gesetzbuch der Freundschaft und Liebe. Verachtung entspringt aus einem Überlegenheitsgefühl Desjenigen, der sie übt; sie erweckt bei Andern ein Streben zur Beseitigung des Beschwerlichen, Theilnahme für den Kühnen, der Verachtung wagt, Begierde, ihm zu gefallen und trotz seines Versagens der Achtung werth zu sein. Liebe dagegen und hingebende Freundschaft gibt, was sie hat, macht Andern das Verhältniß bequem, erweckt kein sonderliches Bestreben und erzeugt dadurch Geringschätzung. Die Menschen achten stets einen gesicherten Besitz geringe, wollen noch mehr besitzen (habendo crescit amor habendi) sowol in Beziehung auf Geld und Gut als auf Freundschaft und Liebe. Geringschätzung kann nicht aufkommen, sobald sich Jemand sagt, daß er wenig habe, also das Mehr eifrig suchen müsse. Beim vollständigsten Verlaß auf den Freund, auf die Geliebte gibt es kein Mehr, darum schafft es sich die Phantasie in wunderlich nichtigen Bildern. Im Jagen darnach entspringen Anmaßungen, Reizbarkeiten, Eifersucht und das ganze Heer des Verderbens in Freundschaft und Liebe. 7.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science
von **F. Sporschil** und **K. Hartmann.**
14 Lieferungen. Mit 375 Abbildungen.
Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als: **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** 9 Gr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 6 Gr. — **Pneumatik.** 6 Gr. — **Akustik.** 6 Gr. — **Pyronomik.** 6 Gr. — **Optik.** 9 Gr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** 6 Gr. — **Mineralogie.** 18 Gr. — **Krystallographie.** 6 Gr. — **Geologie.** 21 Gr. — **Versteinerungskunde.** 12 Gr. — **Chemie.** 18 Gr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 12 Gr. — **Meteorologie.** 9 Gr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. Kl. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 85. — 26. März 1839.

Leben Jesu. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede von Friedrich Rückert.

(Beschluß aus Nr. 84.)

So wenig wir nun anstehen, diese Kühnheit unbedingt gutzuheißen und rühmend anzuerkennen, da wir dies nicht nur für die historisch richtigere Ansicht halten, sondern auch für diejenige, welche ein beiweitem großartigeres, poetischeres Bild von der Laufbahn des Heilandes gibt, als nach der Johanneischen Darstellung möglich wäre, so zweifelhaft dagegen erscheint uns der Erfolg des von dem Dichter gemachten Versuchs, die solchergestalt aus dem Zusammenhange, der sie dort untereinander verknüpft, herausgenommenen Perikopen des Johannesevangelium mit der synoptischen Erzählungsreihe zu einem Ganzen zu verknüpfen. Er erscheint uns zweifelhaft, sagen wir, und meinen damit nicht etwa die historische Zuverlässigkeit dieser Verknüpfung — sonst würden wir es unter Andern rügen, daß der Dichter zu zwei verschiedenen Malen (LVII und LXXV) den Heiland, ehe er ihn nach Jerusalem führt, auf seinen Wanderungen bis nach Bethanien, eine halbe Stunde vor der Hauptstadt, streifen läßt —, sondern allein das poetische Gelingen. Die Johanneischen nämlich und die synoptischen Erzählungen sind wir allerdings geneigt für zwei ein für allemal ungleichartige, ihrem Charakter nach einander widerstreitende Massen zu halten, welche auch bei einer kunstvollern Behandlung kaum würden in ein Ganzes für die Anschauung zu verschmelzen sein, in so schlichter Paraphrase aber wie bei unserm Dichter nebeneinander gestellt oder wol gar (wie z. B. CXLVI, CLIII u. a.) zu einem Erzählungsstücke verschmolzen, nur einander ihre Wirkung stören und schmälern, aber nicht sich gegenseitig heben und tragen können. Beide für sich einzeln genommen hat der Dichter mit gleicher Meisterschaft und gleich feinem Sinne für die Eigenthümlichkeit einer jeden von beiden behandelt, bei den Johanneischen insbesondere mit ebenso großer Enthaltsamkeit als sicherm Takte für das Nothwendige der Erzählung des Evangelisten leise nachhelfend. Um so weniger nun können wir uns des Gedankens erwehren, ob es nicht seinem Gedichte zum Vortheile gereicht hätte, wenn er beide Massen ganz hätte auseinanderhalten und durch irgend eine, den Sinn des betrachtenden Dichters beim Anblicke des heiligen Doppelbildes unserer evangelischen Berichte glücklich ausdrückende Wendung, bei deren Aufsuchen ihn sein Genius wol nicht würde im Stiche gelassen haben, solche Duplicität seiner Darstellung poetisch motiviren wollen.

Ein anderer Punkt, in Bezug auf welchen uns ein solches Auseinanderhalten wol als wünschenswerth erscheinen könnte, wiewol wir hier mit weniger Zuversicht als dort die Möglichkeit desselben zum voraus zu behaupten wagen, betrifft den Gegensatz der Wundergeschichten zu den einfach historischen Erzählungen, insbesondere zu den Reden und Aussprüchen des Erlösers. Der Dichter sagt von dem „rechten Wunder" (a. a. O. S. 361) Folgendes:

Ein rechtes Wunder, das für alle Zeiten gilt,
Muß dieses eigen haben, daß in gleicher Art,
Wie äußerlich der Wunderglaube, innerlich
Der Wunderunglaub' es sich auch aneignen kann.

Man könnte meinen, er stelle sich durch diese Worte selbst die Aufgabe, die evangelischen Wundergeschichten in seinem didaktischen Gedicht so darzustellen, daß nicht blos der Gläubige in seiner Darstellung das äußere Factum zur lebendigern Anschauung, sondern daß zugleich der Skeptiker den Sinn, die Bedeutung des Wunders zum Bewußtsein gebracht finde. Hätte er indeß dieser Aufgabe in der That genügen wollen, so hätte er nicht die Wundererzählungen so ganz nur in dem Tone des einfachen historischen Berichts mitten unter solche stellen müssen, welche den rein geschichtlichen Charakter tragen, und bei denen von keiner innerlichen, symbolischen Bedeutung der Art, wie bei den Wundersagen, gesetzt auch, man wollte dieselben gleichfalls für wirkliche Geschichte nehmen, die Rede sein kann. Wir wollen uns nicht anmaßen, zu entscheiden, wie weit der Dichter, ohne aufzuhören Dichter zu sein, in der ausdrücklichen Andeutung des in der wunderbaren Begebenheit verborgenen geistigen Sinnes hätte gehen dürfen. Daß im Allgemeinen solche Andeutung möglich sei, ohne darum die wunderbare Begebenheit — was auf keine Weise dem Dichter anstehen würde, gleichviel was sein persönlicher Glaube sei — als erdichtet auszusprechen, dies scheint von dem Verf. selbst in den angeführten Zeilen zugestanden zu werden, und wird jedenfalls bewiesen durch das Beispiel so mancher ältern Erklärer, welche (man denke z. B. an Luther's Auslegung der Genesis) bei ihren nicht selten höchst geistvollen und

sinnreichen Deutungen den äußern Geschichtsglauben an die thatsächliche Wahrheit der von ihnen gedeuteten Wundersagen keineswegs aufgaben. Wie sehr einer symbolisch-dichterischen Behandlung der Art, wie wir sie hier im Sinne haben, gerade die evangelischen Wundergeschichten fähig sind, hat unter den Neuern namentlich Gustav Schwab in seiner wahrhaft poetischen und im schönsten Sinne romantischen „Legende von den heiligen drei Königen" bewiesen. Auch zugestanden indeß, daß schon die einfache poetische Relation, wie bei Rückert, die Ahnung und das lebendige Gefühl der tiefern Bedeutung des Wunders erregen könne, so kann sie solches doch schwerlich dann, wenn der Leser sie in gleiche Reihe und unmittelbar äußerlichen Zusammenhang mit rein historischen Erzählungen gestellt findet und dadurch sie aus gleichem Gesichtspunkte, wie diese letztern auch, zu betrachten verleitet wird. Wollten wir endlich auf jenen Anspruch, den der Dichter selbst durch jene Zeilen vielleicht ohne seine Absicht in uns geweckt hat, durch sein Gedicht die geistige Bedeutung der Wunder vor unsern innern Sinn gebracht zu sehen, ganz verzichten und uns auch hier mit der unmittelbaren Gestalt begnügen, so fragt sich auch dann noch, ob nicht die Verschmelzung der Wundersage mit der Geschichte in poetischer Hinsicht einen ähnlichen Übelstand gibt wie die vorhin erwähnte der synoptischen Berichte mit den Johanneischen. Freilich hat sich in diesem Falle der Dichter die Verschmelzung nicht eigenmächtig gestattet, sondern nur die bei den Evangelisten schon vorgefundene so, wie er sie gefunden hat, wiedergegeben; aber eben dies möchten wir hier in Frage stellen, ob nicht, wie dort das Auseinanderhalten des ohnehin Getrennten, so hier die ausdrückliche Sonderung des in der Quelle allerdings Vereinigten dem Gedichte würde haben vortheilhaft sein können. Zwar wird es in diesem Punkte zum Theil wol auf den Religionsglauben des Lesers ankommen, ob er gerade so empfindet, wie Ref. hier zu empfinden bekennen muß. Uns nämlich scheint die lebendige, poetische Anschauung der Gestalt des persönlichen Christus, sowol des synoptischen als auch selbst des Johanneischen, durch die unmittelbare, unmotivirte Beimischung der Wundergeschichten nicht gefördert, sondern eher getrübt zu werden, ebenso, wie uns auch umgekehrt die hohe Poesie, die unstreitig in der Wundersage als solcher liegt, in dieser Vermischung mit dem eigentlich Geschichtlichen nicht ganz zu ihrem Rechte zu kommen, sondern eine gesonderte Behandlung zu verlangen scheint. Doch, wie gesagt, ob es dem Dichter möglich gewesen wäre, oder vielleicht noch ins künftige möglich sein wird, diese oder diesen ähnliche Wünsche zu erfüllen, ohne dem Wahren und Schönen, was er wirklich uns in dieser Dichtung gegeben hat, Eintrag zu thun, darüber sind und bleiben wir weit entfernt, uns ein entscheidendes Urtheil zu erlauben. Weit lieber erfreuen und erbauen wir uns an dem glücklich Vorhandenen und fodern Alle auf, denen der große Gegenstand so wie uns am Herzen liegt, in dem Werke des edeln Dichters ein frohes Zeichen zu erblicken, daß dieser Gegenstand nicht in seiner allgemeinen begrifflichen Wahrheit blos, sondern auch in seiner lebendigen Unmittelbarkeit und Eigenthümlichkeit unserm Zeitalter noch keineswegs entfremdet ist.

Chr. H. Weiße.

Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique, publiés pour la première fois en français par M. *H. Ternaux-Compans*. Paris 1837—38.

Der ruhmreichste Zeitabschnitt in der Geschichte der neuern Völker ist ohne Zweifel das 16. Jahrhundert. Es war dasselbe für das abendländische Europa insbesondere die Epoche einer großen religiösen Reform, das Vorspiel einer unermeßlichen intellectuellen Bewegung und jener gesellschaftlichen und politischen Revolutionen, worin wir noch verstrickt sind. Damals fing der Stern der Muselmänner vor dem unserigen zu erbleichen an. Seine Hand über das ferne Asien und Amerika, nach Sonnenauf- und Untergang hin ausstreckend, begründete Westeuropa seine Herrschaft in jenen Welttheilen. Den glänzendsten Theil dieses großen Dramas aber bildet die Entdeckung und Eroberung Amerikas. Nunmehr, wo das Werk der Colonisation vollendet ist und die ehemaligen Colonien ihre Leitseile mehrentheils zerrissen haben, ist es von besonderm Interesse, die Rolle zu ermitteln, welche die unterschiedlichen Nationen Europas dabei spielten. Hrn. Ternaux-Compans' literarische Arbeit bezweckt die Lösung dieser Aufgabe, die er bereits zum Theil erledigt hat. Derselbe nämlich beabsichtigt, in französischer Sprache eine große Anzahl von Werken herauszugeben, die seit der ersten Reise Colombo's bis 1700 erschienen sind und die seither auch nicht ins Französische übertragen worden waren. Zum Behufe der Ausführung dieses weitschichtigen Unternehmens hat Hr. T.-C. mit großen Kosten von allen Seiten eine Menge von Schriften zusammengebracht, die selbst in den Ländern, wo sie erschienen, nur wenig bekannt sind. Das Verzeichniß aller dieser lateinischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, englischen und deutschen Bücher enthält, die französischen Reiseberichte mit eingeschlossen, 1153 Werke. Unter dieser großen Masse aber hat Herr T.-C. eine Auswahl getroffen, bei welcher Gewissenhaftigkeit und Scharfsinn ihn leiteten. Seit einigen Jahren bereits liegt er dieser Arbeit ob, die um so mühevoller ist, als im Verlaufe der Zeit die neuern Sprachen so große Veränderungen erfahren haben, daß die vor zwei oder drei Jahrhunderten in denselben geschriebenen Bücher heute kaum verständlich sind. Von diesem großen literarischen Unternehmen sind bis jetzt neun Bände erschienen, wovon mehre 500 Seiten stark sind. So große Befriedigung sie alle der Wißbegier namentlich Derjenigen gewähren mögen, die ihre Blicke vorzugsweise der in ihrer Entwickelung begriffenen westlichen Hälfte unseres Erdballs zugewendet haben, so wollen wir uns doch hier darauf beschränken, in speciellere Erwähnung denjenigen Theil dieser schätzbaren Sammlung zu ziehen, welcher Mexico betrifft, das, wie man weiß, unter allen ehemaligen spanischen Colonien das mächtigste Reich in jenem Welttheile vor der Eroberung, nach derselben aber die blühendste und reichste von allen Statthalterschaften war, die Spanien daselbst errichtete, und dem seine geographische Lage, seine Volkszahl und seine unerschöpflichen Reichthümer an Erzeugnissen des Berg- und Landbaues noch gegenwärtig die glänzendste Zukunft verheißen. Die diesen Erdstrich betreffenden Darstellungen entlehnen wir vornehmlich einer um das Jahr 1600 erschienenen Denkschrift des Don Fernando Alva Ixtlilxochitl, des Abkömmlings eines mexicanischen Häuptlings, der unter Cortez' Fahnen stritt, einem Supplemente zur Geschichte des Paters Sahagun, das durch C. M. de Bustamente 1829 zu Mexico veröffentlicht wurde, und den im achten Bande der Sammlung abgedruckten Actenstücken, die auf die Eroberung Mexicos Bezug haben.

Es gehört wol zu den unterscheidenden Merkmalen einer aus ihrer Wiege hervortretenden Civilisation, daß der Mensch

jene engherzigen Begriffe abstreift, in Folge deren er nur in dem Stammesgenossen Seinesgleichen gewahrt, und daß er selbst gegen den Feind, den er auf dem Schlachtfelde besiegte, Großmuth zu üben sich geneigt fühlt. Dieses Gefühl nun, woraus die ritterlichen Sitten der neuern Völker im Mittelalter entsprangen, hatte auch bei den Mexicanern bereits angefangen seine Blüten zu treiben, als Europäer ihren Boden betraten. Der soeben erwähnte mexicanische Schriftsteller erstattet Bericht über eine Unterredung zwischen, freilich entthronten, Königen, die von ihrer Urbanität, Seelengröße und selbst einem gewissen edeln Frohsinn Zeugniß ablegt. Allein sie übten auch gegen überwundene Heerführer einen großartigen Edelmuth, wovon in den Actenstücken Juan Diaz erzählt. „War ein Kazike", heißt es daselbst, „zum Gefangenen gemacht worden, so führten ihn die Sieger im Triumphe nach ihrer Stadt und stellten ihn auf eine Terrasse, in deren Mittelpunkt er durch eine Schnur am Fuße befestigt wurde. Man gab ihm Schwert und Schild, und Der, welcher ihn gefangen genommen, mußte aufs neue mit ihm kämpfen. Trug der Letztere den Sieg davon, so wurde er als ein Mann von bewährter Tapferkeit betrachtet und ihm in deren Anerkennung ein Ehrenzeichen verliehen. Gelang es aber dem Gefangenen seinen Gegner und noch sechs Andere, die nacheinander den Kampfplatz betraten, zu überwinden, so wurde er frei, und man gab ihm Alles zurück, was er während des Krieges verloren hatte. Einstmals trug es sich zu, daß in einem Kriege zwischen dem Souverain von Huexotzingo und dem Fürsten von Tula dieser so weit in die Mitte der Feinde vordrang, daß die Seinigen nicht zu ihm stoßen konnten. Er wurde daher zum Gefangenen gemacht. Die Einwohner von Huexotzingo feierten ihr herkömmliches Fest, und sieben Männer bekämpften den Gefangenen. Er besiegte sie nacheinander. Da indessen die Huexotzinger meinten, ein so furchtbarer Gegner, einmal wieder in Freiheit gesetzt, würde sie Alle vernichten, so tödteten sie ihn. Allein sie zogen sich dadurch die Verachtung des ganzen Landes zu, von dem sie für Leute ohne Rechtlichkeit und Treue gehalten wurden, weil sie in der Person dieses Heroen einen Gebrauch verletzt hatten, der zu Gunsten aller Häuptlinge eingeführt worden war."

Die Belagerung von Mexico ist, nach der Schilderung des Indianers Ixtlilxochitl, dessen Angaben übrigens von andern Geschichtschreibern und durch die Bulletins von Cortez selbst bestätigt werden, ein noch merkwürdigeres Ereigniß als die Belagerung von Troja, dem, um ebenso poetisch zu sein, nur Personen fehlten, einer Helena und Andromache ähnlich, und ein Sänger wie Homer. Der mexicanische Charakter, wie er bei diesem Drama hervortritt, erregt Bewunderung. Den Feindseligkeiten ging eine Heerschau voran, die am Tage nach dem Pfingstfeste statt hatte. Cortez hatte 86 Reiter, 118 Bogenschützen oder Flintenträger und 700 Fußknechte, die mit Degen und Schild bewaffnet waren. Allein seine eingeborenen Hülfstruppen, deren größerer Theil unter den Befehlen des Fürsten von Tezcuco, Ixtlilxochitl, einem der Vorfahren des Geschichtschreibers, stand, beliefen sich auf 250,000 Mann, unter denen sich 50,000 Arbeiter befanden, um Brücken zu bauen und Kunststraßen quer durch den See zu errichten. Außerdem wurden noch 40,000 Menschen verwendet, um einen Kanal anzulegen, auf welchem die Brigantinen, die Cortez in den See, der Mexico umgibt, gelassen hatte, bis unter die Mauern der Stadt gelangen sollten. Cortez Seemacht war nicht minder beträchtlich als sein Landheer. Er hatte 16,000 Fahrzeuge, bestimmt, die mexicanische Flotte zu bekämpfen und um die Stadt zu kreuzen, damit derselben die Zufuhren von Lebensmitteln und die Verstärkungen von Truppen abgeschnitten würden. Ihrerseits hatten die Mexicaner 300,000 Mann zusammengebracht, denen der Kaiser Guatimozin seinen eigenen Muth einzuflößen wußte. Die Belagerung wurde feierlich eröffnet. Guatimozin und die Könige, die ihn unterstützten, wurden aufgefodert, die Waffen niederzulegen; man machte in ihren Augen die achtunggebietende Macht der Christen geltend, und man bewies ihnen, erzählt unser Geschichtschreiber, mit mehren Gründen, daß sie besiegt werden müßten. Allein sie antworteten, „daß sie lieber in der Vertheidigung ihres Vaterlandes sterben, als von den Söhnen der Sonne, diesem grausamen und habsüchtigen Geschlechte, geknechtet sein wollten". Nunmehr begann ein Angriff, der 80 Tage dauerte. Bald gebrach es den Mexicanern an süßem Wasser, weil man die Wasserleitung abschnitt, die ihnen solches aus den Quellen von Chapultepec zuführte, die noch heute die Stadt versorgen. Cortez, mit seinen Brigantinen auf den Seen und seinem groben Geschütze, war in kurzer Zeit Meister von mehr als der Hälfte der Stadt, obschon die Azteken, die den mexicanischen Adel bildeten, Wunder der Tapferkeit verrichteten. Die benachbarten Nationen, die mit Ungeduld das Joch der Azteken ertrugen, sandten ihm Tausende von Soldaten zu. Indeß verstärkte sich Guatimozin ebenfalls, und bei einem Angriffe, der, wie es schien, zu Gunsten der Belagerer entscheidend sein sollte, schlugen die Mexicaner, von drei Seiten bestürmt, die Feinde zurück und brachten ihnen einen großen Verlust bei. Cortez, auf der Flucht begriffen, stand auf dem Punkte, das Leben zu verlieren, indem er durch einen Graben schwamm, als der vorerwähnte Fürst von Tezcuco herbeieilte und dem Mexicaner den Arm abhieb, der ihm den Kopf zu spalten sich anschickte. „Es war dies", bemerkt der Geschichtschreiber, „ein unglückseliger Tag für die Eroberer." Cortez wurde verwundet; sein Erretter, der vornehmste Anführer der Hülfstruppen, ward es gleichfalls; eine große Anzahl Canots wurde genommen oder versenkt; 30 Spanier wurden getödtet, 3 verbrannt und 40 andere, die in die Gewalt der Mexicaner gefallen waren, wurden in dem großen Tempel von Mexico geopfert. Die Hülfstruppen erlitten einen ungeheuern Verlust.

Allein der Hunger trat mit Cortez in Bund, um die Belagerten zu bezähmen, und dieser Triumph war der letzte, den sie errangen. Eines Nachts sah Ixtlilxochitl zwei mexicanische Offiziere, die er vordem gekannt hatte, in sein Zelt treten. Sie waren aus der Stadt entflohen, weil sie Hungers starben. Von ihnen erfuhr er Alles, was in dieser einst so blühenden Hauptstadt vorging: Unglück aller Art, Hungersnoth und pestartige Seuchen plagten die Einwohner. Die Belagerten waren dadurch so weit gebracht, daß sie jeden Abend nach Sonnenuntergang sich an den See schlichen, um Fische zu fangen, Gräser abzureißen oder Baumrinden zu nagen. Auf diese Nachricht beschloß Cortez, einen großen Schlag auszuführen. Am 20. Juli, am Vorabende des St.-Jakobstages, des Tages des Schutzheiligen Spaniens, ward ein neuer Sturm angeordnet, in Folge dessen der kaiserliche Palast genommen ward. Die Mexicaner, über den Haufen geworfen, sahen sich genöthigt, sich insgesammt in ein Stadtviertel zu werfen. Vier Tage später wurden die beiden großen Tempel der Stadt erobert, und man fand die Straßen mit Weibern, Kindern und Männern angefüllt, die vor Kraftlosigkeit dahinstarben. Nunmehr knüpfte Cortez Unterhandlungen mit seinen unerschrockenen Widersachern an. Demnach begab sich der Befehlshaber der Hülfstruppen zu den Belagerten und drang lebhaft in sie, sich zu ergeben und Karl V. als ihrem Oberherren zu huldigen. Indeß antworteten sie ihm, daß sie nicht die Freunde der Spanier sein wollten; Cortez solle auf keine Beute rechnen, weil sie Alles, was sie besäßen, verbrennen, oder in den See werfen würden, und daß endlich, bliebe von ihnen auch nur ein einziger Mann übrig, derselbe für die Vertheidigung seines Vaterlandes sterben würde. Somit befahl denn Cortez einen weitern Angriff. Er hatte am Tage eines von den Mexicanern hochgefeierten Festes statt. Der Adel und die Krieger hatten ihre Waffen abgelegt und standen auf den Terrassen ihrer Häuser. Aufgefodert zu capituliren, erwiderten sie, daß sie an diesem Tage keine Geschäfte verhandelten, und daß man am folgenden Morgen mit ihnen davon sprechen möchte, weil sie das Fest der Kinder feierten, die sie verloren hätten. Als man jedoch auf sie losrückte, eilten sie zu den Waffen und vertheidigten sich. Auf einen noch

Digitized by Google

kleinern Raum zusammengedrängt, gewahrten sie mit Schmerz und Entsetzen, daß von ihrer unermeßlichen Hauptstadt nur noch einige kleine Inseln unversehrt geblieben waren; denn Cortez verwandte 100,000 Mann, die Stadt zu schleifen, je nachdem er vorrückte. „Ha, Feldherr Cortez", riefen sie ihm in einem Augenblicke zu, wo der spanische Heerführer ihnen nahe gekommen war, „Feldherr, Sohn der Sonne, warum setzt dein Vater unsern Drangsalen kein Ziel?" Hierauf entsandte Cortez den Belagerten abermals einen ihrer Häuptlinge, den er zum Gefangenen gemacht hatte, um Guatimozin zum Unterhandeln zu bewegen. Die Wachen ließen ihn als einen ihrer Führer eintreten; allein sobald er seine Botschaft ausgerichtet hatte, wurde er geopfert, die Schlacht begann aufs neue und dauerte bis zum Einbruche der Nacht.

Am andern Tage fanden neue Unterhandlungen statt. Cortez erschien nebst Itzlilxochitl vor einem Verhaue, wo eine große Anzahl von Edeln, Verwandte dieses Letztern, beisammen waren. Als man in sie drang, sich zu unterwerfen, weil ihnen kein Hoffnungsstrahl der Rettung mehr leuchtete, antworteten sie: „Wir wissen gar wohl, daß unsere Sache verloren ist; allein unsere Pflicht ist, unsern Kaiser zu gehorchen." Gleichwol schloß erst die Unterredung, nachdem die bis zu Thränen gerührten Mexicaner versprochen hatten, Guatimozin zu fragen, ob er sich ergeben wolle. In der That erschienen folgenden Tages fünf mexicanische Vornehme, um den Frieden mit Cortez zu unterhandeln. Dieser hatte einen Thron für Guatimozin errichten und ein großes Festmahl bereiten lassen; allein er lehnte jede Unterhandlung mit den Abgesandten ab, ihnen erklärend, daß er ohne den mexicanischen Kaiser keinen Vertrag abschließen könne. Demnach kehrten sie zu ihrem Souverain zurück, der ihnen sagte: „es wäre für einen aztekischen Kaiser die größte Niederträchtigkeit, in dieser Lage vor dem Feinde zu erscheinen; nur mit den Waffen in der Hand, und um zu sterben, darf ich ihm entgegentreten." Gleichwol ließ er Itzlilxochitl den Auftrag ertheilen, Cortez zu versichern, er gebe sein kaiserliches Wort, alle die Versprechungen zu erfüllen, die seine Gesandten eingehen würden, denn es wären ihn die vornehmsten Herren des Landes; genehmige aber Cortez diese Vorschläge nicht, so könne er thun, was ihm beliebe; denn zu zerstören gebe es beinahe nichts mehr. Am folgenden Tage erstürmten die Spanier die letzten Verschanzungen. Guatimozin, die Edeln und die vornehmsten Krieger bestiegen Canots, um durch angestrengtes Rudern quer über den See den spanischen Brigantinen zu entkommen, die sie verfolgten. Von allen Seiten eingeschlossen, ergab sich Guatimozin und wurde vor Cortez gebracht, der ihn mit aller, einem großen Könige gebührenden, Achtung empfing. Die Antwort, welche Guatimozin auf Cortez' höfliche Worte ertheilte, war der Größe seines Unglücks angemessen. Die Hand auf den Dolch des spanischen Heerführers legend, sagte er ihm: „Feldherr, ich habe alle meine Kräfte angestrengt, um mein Reich zu vertheidigen, um zu verhindern, daß es in Euere Hände fiel. Da mir jedoch das Schicksal widerwärtig war, so nehmt mir das Leben und Ihr werdet wohl daran thun. Ihr werdet auf diese Weise dem Dasein der mexicanischen Dynastie ein Ende machen, nachdem Ihr meine Hauptstadt zertrümmert und meine Unterthanen gemetzelt habt." Man weiß, daß späterhin Cortez diesen Wunsch erfüllte, und daß 1525, vier Jahre nach der Eroberung von Mexico, Guatimozin, nebst den beiden Kaziken von Tezcuco und Tlacopan gehenkt wurde.

Auf diese Weise verschwanden das Reich und die Dynastie Montezuma's; sie endigten, man darf es nicht verkennen, wie ein Reich und eine Dynastie, würdig, dereinst wieder aus ihrer Asche zu erstehen. Nachdem man aber die Geschichte gelesen, fragt man sich mit Recht, wie es denn zugehe, daß die Hand voll Weißen, die das Plateau von Anahuac beherrscht, verblendet genug ist, um die Veröffentlichung von Schriften zu begünstigen, in denen man den großen Cortez als einen Räuber behandelt, da doch dessen Schatten allein sie gegen den Aufstand der rothen Bevölkerung beschützt, besonders seitdem Spaniens Fahne und Veteranen von dem mexicanischen Boden entfernt wurden. Sie haben noch überdies als abschreckendes Wahrzeichen die Ausrottung der Weißen vor Augen, welche die Eroberung von Guanaxuato begleitete, als vor nunmehr beinahe 30 Jahren (1810) der Pfarrer Hidalgo an der Spitze seiner Pfarrkinder die Unabhängigkeit verkündigt hatte. Endlich ist es eine bekannte statistische Thatsache, daß zwischen dem Äquator und dem dreißigsten Grade nördlicher Breite die rothe Bevölkerung sich wie drei oder vier gegen eins zu der weißen Bevölkerung verhält. Mehr als ein Reisender aber, der das Land in jüngster Zeit besuchte, hat die Wahrnehmung gemacht, daß seit der Emancipation der indianischen Bevölkerung die Macht und das Übergewicht des weißen Stammes im Abnehmen begriffen ist, während die Rothhäute, wenn schon langsam, auf der Bahn zur Gewalt vorschreiten. Und da nun die Vergangenheit ein Spiegel der Zukunft ist, so gewährt die Erforschung des Zustandes, worin sich Mexico befand, bevor es unter das spanische Joch gebeugt wurde, das beste Mittel, um zu errathen, wie es sich betragen wird, wenn einstens die Rothhäute wieder dessen Herren werden sollten. Zum Behufe dieser Forschungen verdient Hrn. T.-C.'s Werk vor Allem empfohlen zu werden, weshalb es denn in politischer wie in geschichtlicher Hinsicht von gleich großer Wichtigkeit ist. 13.

Literarische Notiz.

Victor Cousin's „Fragments philosophiques".

Von Cousin's „Fragments philosophiques", zuerst gedruckt 1826, erschien die dritte Ausgabe, durch eine Vorrede eingeleitet, worin der Verf. seine Ideen übersichtlich zusammenfaßt. Er versucht darin, wie ein französischer Kritiker sich ausdrückt, eine Versöhnung zwischen dem deutschen Rationalismus und der psychologischen Methode der Schotten. In diesem Versuche beruht, wie der Kritiker fortfährt, die Originalität des Cousin'schen Systems, und eben dieser Versuch war es auch, welcher ihm von den verschiedensten und entgegengesetztesten Seiten her die absprechendsten Vorwürfe und Einwendungen zuzog. Der französische Sensualismus, die schottische Schule und der deutsche Idealismus bestritten zu gleicher Zeit seine Methode, indem sie einwandten, man könne aus der Kenntniß einer endlichen Ursache noch nicht auf das Dasein einer unendlichen schließen. Cousin hat in dieser dritten Ausgabe seine Vertheidigung gegen diese Angriffe fortgesetzt, indem er besonders gegen Schelling und gegen Hamilton die Rechte seiner Ontologie und seiner Methode in Schutz nimmt. Der französische Kritiker, Hr. Serty, feiert die eklektische Methode Cousin's, die, wie er einräumt, freilich nichtig sein würde, wenn sie sich blos auf das Ausputzen und Ausbeuten schon bekannter Systeme beschränkte, die sich aber, auf die Geschichte des menschlichen Geistes angewendet, als eine fruchtbare Methode und als demonstratives Gesetz für den ununterbrochenen Fortschritt der Menschheit herausstelle. Auf dieser Basis, sagt Hr. Serty, müsse man sich bemühen, das Gebäude der „socialen" Philosophie fortzuführen; diese sociale Philosophie sei diejenige, auf welche unsere Zeit hoffe und welche die Ehre der französischen Nation zu werden verspreche. Hr. Cousin habe hier, wie er fest glaube, nicht das letzte Wort gesprochen, noch zum letzten Male seine eklektische Methode in Anwendung gebracht. Jedenfalls sei ihm der Ruhm gesichert, eine geistigere Verfahrungsart gefunden und mit einer scientifischen Methode verbunden zu haben; er werde seinen Weg einzuhalten wissen, den Sarkasmen einiger seiner Verleumder und selbst der Bewunderung zum Trotz, womit ihn einige seiner Schüler überschütteten, ohne ihn begriffen zu haben. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 86. — 27. März 1839.

Ferdinand Raimund's sämmtliche dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von Johann N. Vogl. Vier Theile. Wien, Rohrmann u. Schweigerd. 1837. 8. 4 Thlr.

Es würde schwer fallen, einem Franzosen oder Engländer der Jetztzeit eine Vorstellung von des Volksdichters Raimund Poesie zu geben; nur der Italiener etwa möchte uns begreifen, wenn wir ihn einen potenzirten Gozzi nennten. Die Mannichfaltigkeit, der Umfang und die lebenvolle Freiheit der deutschen Poesie aber ist stolz auf einen solchen Besitz, der seinerseits wieder ihren muthigen, durch keine Convenienz gehemmten, in jeder Richtung hin freien und frischen Flügelschlag kundgibt.

Raimund weicht in seinen poetischen Intentionen so sehr von allem Herkömmlichen und Stereotypen ab, daß er für sich ein eigenes Gebiet umschreibt, in dem er unbestrittener Herr und Meister ist. Zwischen ihm und Molière, den beiden Polen und Endpunkten der Komik, liegt das ganze Reich des Launigen, liegen Aristophanes, Plautus, Shakspeare, Lope de Vega, Gozzi und die Mysterien des Mittelalters — und von allen diesen hat Raimund etwas. Die Freiheit, ja die Kühnheit der Komik verkörpert sich in seinen Dichtungen, die keine andern Grenzen als ihre eigenen kennen. In diesen Grenzen aber ist Raimund ein höchst gewissenhafter, mit sich selbst vollkommen einiger Poet, der mit höchster Consequenz völlig harmonisch wirkt und schafft, so sehr, daß es schwer fallen würde, ihn in allen seinen Hervorbringungen einer einzigen Inconsequenz, z. B. einer falsch angebrachten Sentimentalität zu zeihen. Ob er in jedem Betracht bei seinen Leistungen zu völliger Harmonie durchgedrungen sei, oder ob es ihm, um zu gänzlichem Abschluß mit sich selbst zu gelangen, an Durchbildung gefehlt habe, mag hier dahingestellt bleiben; allein er war und ist eine mächtige, eine bedeutende poetische Individualität.

Raimund war darum eine so außerordentliche Erscheinung, weil er den Geschmack seines Volkes nicht blos kannte, sondern weil er ihn von ganzer Seele theilte, und weil er den Muth hatte, von allem Schriftstellerthum und Schriftstellerruhm absehend, den Eingebungen seines launigen Geistes allein zu folgen. Weder auf ein Vorbild blickend, noch auf Nachfolger rechnend, durch keine Eingenommenheit für diesen oder jenen Literaturgeist gehemmt, nichts fürchtend und gewissermaßen nichts hoffend, erstrebend oder erwartend, hat er sich ganz an seine Eingebungen überliefert und so in der deutschen Literatur eine Stelle eingenommen, auf die Niemand sonst einen Anspruch hat, weil Niemand sonst darauf geachtet hat. Die Eigenthümlichkeit seiner vis comica ist ganz ausschließlich und nimmt ihre Stelle für sich ein, unvergleichbar nach unten wie nach oben hin. Eine genauere Prüfung zeigt uns, worin ihr glänzender Erfolg besteht, worin er wurzelt. Es ist dies nichts Anderes als eine eigenthümliche Art der Verspottung des Poetischen selbst, die selbst wieder höchst poetisch ist. Der Charakter der Poesie Raimund's wird durch eine kecke Mischung des Trivialsten aus dem Volksleben, das er wie sonst Niemand aufzufinden weiß, mit hochpoetischen Allegorien dargestellt, und zwar in Mischungen so kühner Art, daß wir nicht wissen, ob das Poetische oder das Triviale die Oberhand behauptet, und mit welcher Seite der Darstellung es dem Verfasser eigentlich Ernst sei, da sein Humor gleich hoch über beiden schwebt. In dieser Intention sind seine Dramen: „Der Diamant des Geisterkönigs", „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", „Der Bauer als Millionnair", „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", „Die gefesselte Phantasie" und „Der Verschwender", unerschöpfliche Fundgruben des heitersten, anspruchlosesten Scherzes, wie ihn das Volksleben darbietet, organisch gemischt mit wahren Perlen der Poesie und mit Proben größten dichterischen Vermögens. In diesen Intentionen wurde Raimund der Schöpfer eines Volksschauspiels, wir wir es noch nicht besaßen, und wie es, wenn es wirklich mit ihm erstorben sein sollte, jeden Verständigen mit Bedauern und Verlangen erfüllen müßte. Er hat uns Deutschen ein lang erstrebtes Ziel gezeigt; sind wir nicht fähig seinen Spuren zu folgen, so mag die Kritik wenigstens Leid tragen, daß ein so unvergleichliches Muster uns wieder verloren gegangen sein soll.

Raimund's Dichtungen zergliedern, heißt eigentlich so viel, als eine Blume entblättern, um ihre Schönheit zu zeigen; sie wollen, sie müssen, wie eigentlich alle wahre Poesie, von dem heitern Sinne genossen werden, wie sie sind. Wir wollen indessen doch versuchen auf die einzelnen Mittel hinzudeuten, durch welche diese mit unendlicher Leichtigkeit hingeworfenen frischen, und unter

anderm Gesichtspunkte höchst poetischen Darstellungen vorzüglich wirken. Zunächst sei bemerkt, wie es gewiß ist, daß, wenn Jemand im Ernste die Absicht hätte, mit Shakspeare zu rivalisiren, es nur auf dem Wege geschehen könnte, den Raimund eingeschlagen hat, indem er in seinem poetischen Drange sich von jeder herkömmlichen und gemachten Regel losband, der poetischen Erfindung frei den Zügel schießen ließ und Alles für erlaubt erachtete, was die innere Consequenz seiner Gedanken und die Gesetze des Geschmacks nicht verletzte. Und in der That, der Unterschied zwischen der „Unheilbringenden Krone" und dem „Sturm" ist gar nicht so groß, wie die dramaturgischen Blätter glauben mögen. Ins Französische übersetzt, würden beide Dramen derselben Gattung anzugehören und so ziemlich auf den gleichen Preis Anspruch zu machen scheinen. Hier wie dort dieselbe Mischung von Tiefsinnigem mit Burleskem, dieselbe poetische Erfindungskraft, derselbe Humor, dieselbe Absichtslosigkeit endlich und dieselbe Wirkung; mit dem einzigen Unterschiede nur, daß wir bei Raimund uns der schalkhaften Neckerei in jedem Augenblicke bewußt bleiben, während wir bei Shakspeare den Ernst des Lebens gewissermaßen seiner Laune Herr werden und diese bewältigen sehen. Zu einer solchen Unterordnung des einen Elements unter das andere kommt es bei Raimund nicht; dieser wirft beide vielmehr beständig untereinander, oder er läßt, Gozzi ähnlich, beide ihren selbständigen Gang gehen, mit sichtbarer Scheu vor den tiefsten Tönen des Lebens, die er kennt, aber die er flieht.

Zurückblickend auf die Mittel, durch welche unser Volksdichter vorzüglich wirkt, stellt sich uns als Grundcharakter seiner Poesie eine Mischung von Leichtsinn und tragischer Wirkung dar, die sich einander selbst verspotten. Es ist unrecht, sich blos an dem Spaße zu vergnügen, der aus dieser Mischung so leicht und so reichlich hervorwächst, ohne an das poetische Verdienst zu denken, das sich in dieser Poesie, aufs äußerste bescheiden, verbirgt. Sehen wir z. B. eines dieser Stücke, etwa die schon erwähnte „Unheilbringende Krone", näher an, so erkennen wir neben der dichterischen Intention, Macht, Heldenthum und Schönheit, diese großen Zielpunkte menschlicher Wünsche und menschlichen Neides, in ihrer Nichtigkeit und Flüchtigkeit darzustellen, noch das Bestreben, uns durch eine höchst launige Burleske zu ergötzen, wie sie der wiener Localbühne eigenthümlich ist. In diesem Nebeneinandersein der heterogensten Elemente gibt uns nur die Intention des Dichters, den Ernst durch den Scherz zu neutralisiren, den Faden; um ihn aber als den vermögenden Dichter zu erkennen, bedarf es nur der Ansicht seiner einzelnen poetischen Gestalten. So ist seine Erscheinung des Hades und die der Lucina fürwahr nicht minder poesievoll als eine der poetischen Gestaltungen im zweiten Theile des „Faust", und wir wissen nicht, ob sie an Reflexionstiefe der Helena oder dem Plutus des hohen Dichterwerks untergeordnet sei. Daß Raimund aber solche Gestalten wie spielend, wie zu seinem Vergnügen, wie im Scherze hervorruft, hinwirft und wieder verläßt, wird eben nicht für einen Beweis eines niedern poetischen Standpunktes gelten können; der liebenswürdige Poet bezwingt in ihm nur den erhabenen, und seine Absicht ist, uns, die er gebunden und ergriffen hat, durch Scherz wieder frei zu machen. Von allen diesen flüchtigen, glänzenden poetischen Erfindungen, die gleich Schmetterlingen an uns vorüberstreichen und deren Farbenpracht uns bei längerm Verweilen blenden müßte, bleibt jedoch, wie es der Dichter will, keine Vorstellung haften; er ist sein eigener Gegner — er will nichts, als uns vergnügt haben!

Dies ist der Charakter, die Dichtweise Raimund's, und derselbe poetische Haushalt, dieselbe neckende und wechselnde Form findet sich in allen seinen Dramen wieder. Sie sind Volksdramen im wahren Sinne des Worts, dem Volke durchaus faßlich, für das Volk berechnet und geschrieben und von dem Volke beliebt, und zwar von dem deutschen Volke.

Dies führt uns zu einer nothwendigen Bemerkung über die locale Färbung der Raimund'schen Dramen. So ausschließlich, so besonders diese auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so zeigt sich bei näherer Prüfung doch, daß, das Idiom und die Provinzialismen abgerechnet, Raimund's Volkscharaktere keineswegs blos wienerisch im beschränkenden Wortsinne, sondern vielmehr allgemein deutsch und nur deutsch sind. Hierin ist ein Hauptgrund der großen und allgemeinen Popularität dieser Dramen zu suchen, die in Wien wie in Aachen, in Berlin wie in München ansprechen und gefallen, und hierin liegt das Übergewicht, das Raimund als dramatischer Volksdichter über andere, z. B. über Raupach, behauptet. Raupach's Till ist — Gott Lob! — kein deutscher Charakter, Raupach's Schelle ebenso wenig. Ist der Deutsche, wir fragen alle Einsichtigen, in seinem Grundwesen so boshaft wie Till? Ist er ein so eitler Geck und ein solcher Fanfaron wie Schelle? Gewiß nicht, wenigstens nicht im Bewußtsein des Volks! Und nun vergleiche man damit den Raimund'schen Holzwurm im „Verschwender", oder den Verschwender selbst, den Barometermacher, Florian Waschblau, Rappelkopf und Andere, und sage uns, ob hier nicht viel mehr echt deutsche Charaktere gegeben sind, abgenommen von der „form and pressure" des deutschen Volks? Der vielgereiste Raupach kennt und weiß keinen andern Typus zu schildern als höchstens etwa den berliner; der nicht gereiste Raimund hat die ganze Bildersammlung deutscher Volkscharaktere stets zu seiner Verfügung, und dies Bild bleibt treu und treffend auch in seiner wienerischen Färbung, während jenes andere nur fremde (französische) Farben zeigt. So sind Shakspeare's Engländer stets Engländer, und so bekundet sich ein wahres und originales Studium der Volkscharaktere, das Raupach niemals zugänglich war.

Wir können hiernach den Inhalt der vorliegenden vier Bände etwas näher durchgehen, ohne zu besorgen, daß der Leser ihn im Widerspruche mit unsern vorausgeschickten Bemerkungen finden werde.

„Der Diamant des Geisterkönigs" und „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", welche den ersten Theil füllen, sind allbekannt. Mit dem ersten heilt der Dichter die Geldbegierde, mit dem zweiten den Menschenhaß, die unnöthig düstere Lebensansicht. Der Scherz wie der Ernst in beiden Dramen streben nach demselben Ziele, und ihre Mischung verdient daher den Namen einer organischen. Wie viel Laune und wie viel liebenswürdige Wahrheit aber verbirgt sich hier? Welcher Reichthum origineller Witzfunken, auserlesener Scherze, welche köstliche Ironie, welche sprühende Laune? Der Gedanke z. B., den Geisterkönig in Sprache und Gesinnung eines leopoldstädter Kleinbürgers auftreten zu lassen, die Scene, wo dieser originelle König die Jahreszeiten vor sich erscheinen läßt, um sie ihres unordentlichen Lebenswandels wegen zurechtzuweisen, die Cukmethode, welche Astrologus gegen den Menschenhasser anwendet, indem er sich zum Spiegelbilde dieser Verirrung macht — sind sie nicht köstlich?

Im zweiten Theile ist „Moisasur's Zauberfluch" einer schönen Parabel ähnlich. Der Gedanke, daß der höchste Triumph der Tugend darin bestehe, mit Freudenthränen dem Tode in die Arme sinken zu können, ist gewiß ein hochpoetischer. Diesen Gedanken versinnlicht dies allegorische Drama, unter manchem Gesichtspunkte, obschon weniger bekannt, das sinnreichste und poesievollste der Raimund'schen Stücke. Moisasur, der Genius des Hasses und der Selbstsucht, der Alzinden verfolgt, die ihn durch ihren freudigen Tod besiegt, spiegelt sich irdisch in dem reichgewordenen Bauer Gluthahn zurück, der in den kleinen Verhältnissen des Lebens dieselben Gedanken durchspielt, welche im Reiche der Genien Moisasur, Alzinde, der Genius der Tugend, Hoanghu u. s. w. durchgehen. Das Bild der Selbstsucht und die Art ihrer Bestrafung sind trefflich gelungen, und der edle Scherz, der dem Stücke zum Rahmen dient, verliert nichts dabei. „Der Bauer als Millionnair, oder das Mädchen aus der Feenwelt" ist weder weniger ergötzlich, noch minder poetisch, obgleich der Scherz überwiegend und die Gestalt des launigen Fortunatus Wurzel vorherrschend ist. Die Idee, daß Millionen nichts seien, die Zufriedenheit aber Alles, ist in geistreichster Mannichfaltigkeit hier vorgestellt. Jedermann kennt das Aschenlied und den Abschied an die Jugend, und Jeder erfreut sich des guten Wurzel, der nicht eher wieder glücklich ist, als bis er seiner Millionen los und wieder ein Bauer ist.

Im dritten Theile ergötzt uns „Der Barometermacher auf der Zauberinsel". Queckſilber hat fast mit jedem Worte einen Witzesblitz zur Hand; dabei ist er so behend, so graziös, so unnachahmlich spaßhaft, daß wir unwiderstehlich von seiner Laune hingerissen werden. Durch Zadi von seiner langen Nase geheilt, wendet er sich z. B. an diesen: „Lieber Freund, wie soll ich Ihnen meinen Dank abstatten? Wollen Sie mir nicht 200 Gulden leihen? Zadi: Zweihundert Prügel kannst du haben. Queckſilber: Gut. Ich weiß nicht, wie die Münzen bei Ihnen heißen!" „Die gefesſelte Phantaſie", Original-Zauberspiel gibt sich nur durch die Figur des wiener Harfenisten in zwei Aufzügen, hat wieder einen ernstern Inhalt und Nachtigall als eine Posse zu erkennen. Dieser scherzhafte Charakter, mitten im Getriebe der Geisterwelt, durch deren Feindseligkeit er im Begriff steht, mit seiner Bänkelsängerei die gefesſelte Göttin zu erlösen und ein König des Gesanges zu werden, ist ein Meisterstück der vis comica. Die tiefere Idee spricht sich von selbst aus.

Im vierten Theile treffen wir auf die tragi-komische Zauberoper: „Die unheilbringende Krone", in zwei Acten. Wir haben ihres poetischen Werthes schon gedacht; die dazwischengeworfene Burleske zwingt aber sicher der übelsten Laune ein Lächeln ab. Die Zauberposse: „Der Verſchwender", gehört zu Raimund's geistvollsten Erfindungen und wiederholt im Tischler Holzwurm die Lehre von dem unvergleichlichen Werthe der Zufriedenheit in den launigsten Bildern. Der Gedanke darin, die Idee der Armuth dem übermüthigen Reichthume personificirt zur Seite zu stellen, kann uns von neuem darthun, wie leicht und üppig unserm Dichter poetische Intentionen zuströmen, während er nur Scherz zu suchen scheint. Gegen den Schluß hin begegnet dem Dichter der seltsame Fehler, daß er uns unerklärt läßt, wie der reiche Mann plötzlich arm wird.

Raimund's Biographie und seine lyrischen Dichtungen, welche die Sammlung abschließen, stellen uns denselben heitern Geist dar, der der Vertiefung nicht blos fähig ist, sondern von Natur zur Tiefe hingezogen wird, gegen welche er jedoch, gleichsam aus einer gemachten Lebensmaxime, ankämpft. Von Geburt aus ein Dichter, sehen wir Raimund sein ganzes Leben hindurch dagegen streiten, kein Dichter sein zu wollen. Er ist es wider seinen Willen, weil er es sein muß, nicht weil er strebt es zu sein. So angesehen wird uns dieser seltene Charakter allein klar und verständlich; die Kritik aber hat um so größere Verpflichtung, zu seinem Verständnisse mitzuwirken, als es in der That scheint, daß die Gattung, für welche er Muster ist, der er Regel, Bedeutung und Gesetz gab, mit ihm auszusterben im Begriff stehe, was Apollo verhüten möge.

Um so mehr Grund haben wir, dem Herausgeber zu zürnen, daß er uns mit so trockenen und kurzen Lebensnotizen über einen so außergewöhnlichen Charakter abzufinden meint. Die Biographie Raimund's ist noch zu schreiben; wir können uns unmöglich mit so magern Nachrichten begnügen, wie sie uns hier geboten werden. Äußerlich mag Raimund wenig Verzeichnenswerthes erlebt haben — wir rechnen nicht darauf —, aber innerlich muß ihm viel begegnet sein. Es kommt nur darauf an, daß einer seiner Freunde Auge und Sinn für diese seine wahren Erlebnisse gehabt habe, welche schon der Artikel in dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" besser als hier geschehen andeutet. Einen solchen Freund, seiner würdig, muß der seltene Mann besessen haben, und ihn fodern wir auf, mit Ernst und Gewicht uns einen befriedigendern Lebensabriß als der gegenwärtige ist zu liefern. Viel kleinere Geister als Raimund

haben gute Biographen gefunden; sollte denn einer der Geister, auf welche Deutschland stolz zu sein Ursache hat, leer ausgehen? 54.

Aus Italien.

Der Pater Secchi von der Gesellschaft Jesu zu Rom glaubt aus einer Abkürzung der bekannten Inschrift von Stratonicea aus der Zeit des Diocletian, welche seit Leake so oft behandelt worden ist, die Andeutung eines bei den spätern Römern gebräuchlichen Scheffelmaßes darthun zu können, welches wirklich bei den Agrimensoren und in einer Schrift des Palagenius über die Thierheilkunde, die C. Cioni (Florenz 1826) aus einer Ricardi'schen Handschrift herausgab, im zweiten Capitel erwähnt wird. Man unterschied dieses Getreidemaß durch den Namen Kastrensis Modius, von dem gewöhnlichern Italicus und schrieb beide Benennungen abkürzend K. M. und Ital. M. Da jetzt die Untersuchungen über Maß und Gewichte der Alten mehre deutsche Gelehrte lebhafter beschäftigen, so kann die Angabe, daß der Brief des Pater Secchi im Septemberhefte der „Biblioteca italiana" von 1838 steht, vielleicht für einige nicht ohne Werth sein.

Am 12. Juli 1838 wurde in Pavia mit mancherlei Feierlichkeiten eine Zeichnenschule eröffnet, die der Marchese Luigi Malaspina di Sannazaro zum größern Theile durch großmüthige Schenkungen begründet hatte. Der Marchese vermachte nämlich seine auch durch einen Katalog berühmt gewordene Kupferstichsammlung („Catalogo d'una raccolta di stampe antiche, compilata dallo stesso posessore", Mailand 1824) und eine Anzahl von Gemälden als eine Art Fideicommiß seiner Vaterstadt, besonders mit der Verbindlichkeit, daß sie den jungen Kupferstechern und Zeichnern zum Studium dienen könnten. Er wies der Sammlung bequeme Räume in dem von ihm erbauten Palaste an, und die Gemeinde vervollständigte diese Stiftung durch Anstellung eines Lehrers — für jetzt Cav. Ferrari, ein Schüler von Garavaglia — und bewies selbst durch Abbrechung mehrer Gebäude am Platze Loreto, welche die Ansicht des Palastes Malaspina hinderten, wie dankbar sie dieses großmüthige Legat zu würdigen wisse. Die Festreden bei der Eröffnung dieser Anstalt findet man in der Schrift: „Nell' aprimento delle sale di belle arti del marchese L. Malaspina. Discorso del dottore *P. Carpanelli*" (Pavia 1838), vereinigt, die mit einem fast gleichzeitig erschienenen Buche: „Sui pubblici stabilimenti di beneficenza della città di Pavia. Appendice alle ricerche sulle pie fondazioni del cavaliere *Pio Magenta*" (Pavia 1838), eine günstige Meinung von dem bereitwilligen Sinne der Bewohner Pavias erregt, gemeinnütziges Gutes zu fördern, aber auch die Überzeugung feststellt, daß nicht unbedeutende Mittel dort nicht besonders zweckmäßig verwandt werden. Fast alle die vielen wohlthätigen Anstalten reichen nicht mit ihren Mitteln aus und müssen fortwährend durch milde Beiträge unterstützt werden; namentlich fällt la pia casa degli esposti dem reichen Hospital von S.-Matteo zur Last, indem seine gewöhnlichen Einkünfte kaum den sechsten Theil seiner Ausgaben decken. Das kleine Buch des Ritters Magenta verräth vertraute Bekanntschaft mit seiner schwierigen Aufgabe, wohlwollenden Sinn und viel Talent zur Verwaltung.

In Vicenza gibt es Trümmern eines alten Theaters, das schon Palladio's Aufmerksamkeit anzog. Da die Überreste zu unbedeutend schienen, so blieb dieses sogenannte teatro Berga neuerdings unbeachtet; nur ein Architekt, Joh. Miglioranza, nahm es in Schutz und machte sogar 1824 eine Beschreibung bekannt, die damals als eine Träumerei verlacht ward. Indessen der Mann ließ sich nicht irre machen. Er erwarb sich 1832 die Beachtung des Erzherzog-Vicekönigs, erhielt einige Unterstützung, und auf öffentliche Kosten wurden seit dem 6. August 1833 Nachgrabungen angestellt, die nicht allein mehre seiner Voraussetzungen bestätigten, sondern auch antike Sculpturfragmente zu Tage brachten, die jetzt im Palaste Chiericati aufgestellt sind, den die Stadt Vicenza für den Zweck eines vaterländischen Museums erkauft und bei der Anwesenheit des Kaisers Ferdinand I. eröffnet hat. Der gerechtfertigte Baumeister Miglioranza gibt in der Schrift: „Relazione intorno gli scavi intrapresi per l'illustrazione del antico teatro Berga in Vicenza" (Padua 1838), darüber genauere Nachricht. 6.

Literarische Notiz.

Man empfiehlt in französischen Journalen ein Werk, welches der französische Consul zu Santander, Hr. Graslin, unter dem Titel: „De l'Ibérie, ou essai critique sur l'origine des premières populations de l'Espagne", herausgegeben hat. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß in Spanien der Unterschied der Racen, der in fast ganz Europa durch die Verbindungen der Völker untereinander und die sich fortbewegende Civilisation zur Hälfte ausgelöscht ist, sich viel deutlicher und erkennbarer erhalten hat, sodaß der Reisende mit Erstaunen nahe beieinander, aber unvermischt, Racen findet, welche durch Sprache, Gebräuche, Sitten, leibliche Constitution und geistige Fähigkeiten völlig voneinander unterschieden sind. Hat auch der Verf. das Ganze dieser schwierigen Frage nicht systematisch abgehandelt und zum Schlusse gebracht, so ist es ihm doch durch die Kenntniß der Alten sowie der Resultate, welche der wissenschaftliche Geist der neuern Zeit in Betreff dieser Frage zur Folge gehabt, gelungen, im Einzelnen mehr als eine irrige Meinung zu berichtigen und mehr als eine dunkle und schwierige Frage zu beantworten. 108.

Bibliographie.

Elsner, M., Eine gegen Hegel gerichtete Anklage des Hochverrathes aus dessen Schriften beantwortet. Gr. 8. Breslau, Hirt. 6 Gr.

Elvenich, P. J., Vertheidigungsschrift. 1ste Lief. Gr. 8. Breslau, Hirt. 8 Gr.

Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Bilder des Lebens. 1ster Band. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Hirtz, G. D., Gedichte. Mit einem Vorwort von E. Reuß. Gr. 8. Strasburg, Schmidt u. Grucker. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Papst. Nöthige Aufklärungen aus der Geschichte. Gr. 8. Berlin, Reimer. 4 Gr.

Rückert, F., Leben Jesu. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Rupp, J. G., Das Nichtentstandene und das Entstandene. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8 Gr.

Altfranzösische Sagen gesammelt von H. A. Keller. 1ster Band. 8. Tübingen, Osiander. 1 Thlr.

Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht. Neu gereimt von K. Simrock. Mit 12 bildlichen Darstellungen. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 8 Gr.

Schneider, L., Schauspieler-Novellen. 2 Bände. 8. Berlin, Hayn. 2 Thlr.

Stillfried (R. Freih. v.), Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern. 1stes Heft. Gr. Fol. Stuttgart, Cotta. 1838. 3 Thlr. 8 Gr.

Strahlheim, C., Napoleon Bonaparte's vollständige Lebensbeschreibung. Nach den zuverlässigsten Quellen. 1ster Band. Breit gr. 8. Frankfurt a. M., Comptoir f. Liter. u. Kunst. 1 Thlr.

Über die Acta Romana. Aus den historisch-politischen Blättern besonders abgedruckt. Gr. 8. München, Literar.-artist. Anstalt. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 87. — 28. März 1839.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von G. H. v. Schubert. Erster Band. Erlangen, Palm und Enke. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Unsern vielgewanderten trefflichen Schubert haben wol Viele auf seiner weitesten Pilgerfahrt mit frommen Wünschen begleitet und der Mittheilung seiner Reiseberichte mit lebhaftem Verlangen entgegengesehen; denn durch ganz Deutschland sind seine Freunde und Verehrer verbreitet, und auch jenseit der heimatlichen Grenzen wird sein Name mit Achtung und Liebe genannt.*) Wie viele Arbeiten und Geschäfte bei der Heimkehr seine Thätigkeit in Anspruch nehmen, und wie viele Stunden und Tage Einheimische und Fremde, die alsbald mündliche Berichte zu hören begehrten, ihm entziehen mochten, sein freudiger Fleiß, der schon manche köstliche Ausbeute der Betrachtung und Forschung zu Tage gefördert hat, machte es möglich, daß schon im Herbst des vorigen Jahres der erste Band seines neuesten Wanderbuchs ausgegeben werden konnte. Die wackern Verleger haben durch die untadelhafte würdige Ausstattung dieses ausgezeichneten Werkes um dasselbe und um die Leser sich wohlverdient gemacht und den gerechtesten Anspruch auf ehrende Anerkennung erworben. Bildliche Darstellungen sind nicht beigegeben, weil solche in einer besondern Sammlung unter dem Titel: „Vierzig ausgewählte Originalansichten aus dem heiligen Lande", aufgenommen und gezeichnet von J. M. Bernatz, lithographirt von Emminger und Federer, mit erläuterndem Text von G. H. v. Schubert, in der J. F. Steinkopf'schen Buchhandlung zu Stuttgart herausgegeben werden. Wir überlassen es einem Sachverständigern, den Kunstwerth dieser Ansichten zu würdigen, dürfen aber versichern, daß die bis jetzt erschienenen zehn Platten und die sie begleitenden kurzen, aber lebendigen Erläuterungen einen reichen und wahrhaft erbaulichen Genuß gewähren.

Da wir das Werk eines allbekannten und längst anerkannten Schriftstellers zu besprechen haben, ist es überflüssig, zuvor seine Eigenthümlichkeit umständlicher zu bezeichnen. Seinen Schriften ist das Gepräge seiner ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit seelenvoll aufgedrückt, und dasselbe, was Alle, die ihm näher treten, unwiderstehlich zu ihm hinzieht, überall ihm Gönner, Freunde, Schüler, Verehrer erworben hat und selbst seine Widersacher, wenn er solche haben könnte, im persönlichen Begegnen versöhnen würde, das hat auch sowol seinen strengwissenschaftlichen als Unterhaltungsschriften den weitesten und treuesten Leserkreis gewonnen, sodaß z. B. durch seine tiefsinnig-speculative und mit großem gelehrten Apparat ausgestattete „Geschichte der Seele" auch Frauen, denen mit der Vorliebe für den Verfasser ein kräftiger Geist und ungemeine Bildung zu Hülfe kam, sich durchgearbeitet haben. Seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" sind fast ebenso beliebt und einflußreich geworden wie sein „Wanderbüchlein", die „Reise durch das mittägige Frankreich und Italien" und sein „Altes und Neues aus dem Gebiet der höhern Seelenkunde". Er hat wol Manches geschrieben, wenn nicht gerade „für den Brotschrank", doch um Mittel zur Befriedigung seiner immer wachen Wanderlust und seiner unerschöpflichen Mildthätigkeit zu gewinnen; aber auch in der leichtesten und flüchtigsten Arbeit ist er immer sich selbst treu geblieben. Überall derselbe tiefe Ernst mit dem heitersten Humor vereint, die christlich-religiöse Weltanschauung im Bunde mit dem reichen vielseitigen Wissen, das anspruchslos belehrend und anregend hervortritt, der harmlose Witz, der die sinnreichsten Combinationen und anmuthigsten Beziehungen zu finden weiß, die von schwerfälliger Pedanterie und leichtfertiger Oberflächlichkeit gleich weit entfernte Beobachtungs- und Auffassungsgabe, der scharfe, unumwölkte Blick, der so sicher in die Bedeutung der Erscheinung eindringt und, von derselben zu lichtern Höhen aufstrebend, Augen und Herzen der Begleiter emporrichtet, die reine, treue Gesinnung, die unmittelbar zum Herzen

*) Die „Revue de Paris" sagte neulich von ihm: „Schubert passe parmi les savants de son pays pour un auteur plus ingénieux qu'exact. Mais si son imagination pleine de poésie a nui à sa réputation de naturaliste, en revanche elle lui a acquis une juste célébrité comme écrivain, et il est peu d'auteurs, qui soient maintenant plus populaires en Allemagne." Was den angedeuteten Mangel des Exacten betrifft, so soll derselbe zwar nicht durchaus in Abrede gestellt, aber nur nicht als unwissenschaftliche Ungenauigkeit gedacht werden. Wer weiß nicht, daß die Wissenschaft zu allen Zeiten am mächtigsten durch jene genialen Köpfe gefördert ward, welche mit weitumfassendem Blick ins Große und Weite bauten und den Ausbau des Einzelnen andern dazu mehr befähigten Genossen anheimgaben.

ſpricht: dieſe Sterne leuchten in allen Schriften Schubert's, und ſein klarer, anmuthig hinfließender, behaglicher Styl gibt ihnen dazu einen ganz eigenthümlichen Reiz. Dieſes Alles werden unbefangene Leſer in der morgenländiſchen Reiſe, über die wir berichten ſollen, recht gediegen wiederfinden. Die kleinen Roſtflecken, welche ſcharfſichtige Kritiker an dem „Wanderbüchlein" und der „Reiſe durch das mittägige Frankreich" entdeckt haben, ſind hier verſchwunden vor dem lebendigen Hauche der Begeiſterung, welcher aus dem Anſchauen ſo vieler geweihten Stätten und der erhabenſten Denkmale einer großen Vorwelt auf die Darſtellung übergegangen iſt und ſie innig durchdrungen hat.

Nach der Zueignung an die regierende Königin von Baiern folgt das kurze Vorwort, die genaue Inhaltsanzeige, dann die Einleitung, in welcher der Verf. unter der Aufſchrift: „Wohin willſt du?" die innern Beweggründe zu ſeiner Reiſe und deren Ziel anſchaulich macht. Er läßt uns hier einen Blick in ſeine Kindheit und ſein Vaterhaus, in den Bildungsgang des Jünglings und die Richtung des männlichen Alters thun. Er zeigt uns die theuern Geſtalten ſeiner längſt in Gott ruhenden Ältern, denen in dieſer Einleitung das kleine, ſchmuckloſe, aber würdige Denkmal wol gebührte, das Bild der tiefinnigen, liebebeſeelten Mutter, deren Geiſt auf den Sohn vererbt iſt, wie viele ausgezeichnete Männer gerade von der Mutter das beſte Erbe empfingen, und des ehrwürdigen ernſten Vaters, der ſich mehr geübt ſein tiefes Gefühl zu verbergen als zu äußern. Er führt uns ein in die herrliche Gebirgslandſchaft, in der ſeine kleine Vaterſtadt beſonders anziehend hervortritt, und wir meinen den Einfluß, welchen ſolche Umgebungen ſeit der erſten Kindheit auf die Entwickelung und den Aufſchwung eines ſolchen Geiſtes äußerten, nicht blos in dem tiefen Heimweh, das nach der erſten Trennung von dem theuern Vaterhauſe ihn gewaltig ergriff, ſondern auch weiterhin wahrzunehmen. In einer fruchtbaren Ebene, oder in ſandiger Haide am Föhrenwalde erwachend und aufwachſend, würde dieſer Geiſt wol auch nicht verkümmert ſein, aber doch weniger Anregung empfangen haben, und die beſondere Sprache, welche jeder bunte Stein, jede Blume im Garten des Vaters, im Thal und auf den Höhen für ihn hatten, wäre ihm dort vielleicht nicht ſo klar, oder nicht ſo bald vernehmlich geweſen *), wie er ſelbſt geſteht, daß an dem Orte, wo er nachher ſeine erſten Jünglingsjahre verlebte, weil nichts da war, was die Tiefe aufregte, nichts Tiefes aufkommen konnte. Herder's gefeierter Name (auch ihm hat die Liebe und Dankbarkeit des jüngern Freundes hier ein ſinniges Denkmal errichtet), mehr noch eine dunkle Ahnung und vor Allem die unſichtbare Hand, die ihn freundlich leitete, zog ihn nach Weimar, wo er ſeine Schuljahre vollendete. Da erging zum zweiten Mal an ihn die Frage: „Wohin willſt du?" und nun war die Antwort ſchon nicht mehr: Ich will zum Hauſe meiner Ältern! ſondern dahin, wohin ein tieferes Heimweh die fromme Seele zieht, „in das Land des Aufgangs der Geſchichte meines Geſchlechts!" Da ergriff ihn zuerſt die Wanderluſt. Wollten wir einzelne Züge aus dem großartigen Bilde, welches der Verf. von der gewaltigen Vorzeit und Urzeit jenes Landes des Aufgangs entwirft, hier ausheben, ſo würden wir den Eindruck des wohlgeordneten Ganzen zerſtören; wir müſſen den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen. Wie dann den Jüngling zu den Griechen und Römern nicht blos die Verwandtſchaft der äußern Form und der innern Richtung mit der des eigenen Volkes hinzog, ſondern ein jugendliches Wohlgefallen an jener jugendlich-ſelbſtthätigen Kraft, die ſich, wie der Adler des Flugs, ſo der Arbeit und des Sieges über das feindlich-hemmende und beſchränkende Element freut, und wie die claſſiſchen Alten auf ſeinen Bildungsgang einwirkten, das mag ein neues Zeugniß gegen den Wahn Derer ſein, welche auch für die wiſſenſchaftliche Laufbahn an die Stelle der alten Sprachen die ſogenannten Realien ſetzen wollen.

Ganz beſonders machen wir noch aufmerkſam auf die ſinnreiche und tiefgehende Entwickelung der drei verſchiedenen Richtungen des Bewegens und der äußern Geſtaltung, in welche von der früheſten Zeit an die Maſſe der Völker ſich ſcheidet, objectivirt in den drei von der heiligen Urkunde bezeichneten Hauptſtämmen des auf Erden angeſiedelten Geſchlechts der Menſchen, welche nach der allverheerenden Flut in das Geſchäft der Beſitznahme und des Wiederaufbaus der Länder ſich theilten. Und hat man dieſe Entwickelung gefaßt, dann wird man auch die Stimmung begreifen, in welcher an den Wanderer, da die Zeit ſeines Lebens ſchon dem Mittag näher gerückt war, indem er dem Räthſel nachſann, wie doch Das, was durch eigenen, inwohnenden Zug ſeiner Natur gleich dem fallenden Steine hinab zur Tiefe geſunken war, ganz ſeiner Natur entgegen, ſich wieder erheben und emporſteigen konnte, zum dritten Mal in ſeinem Innern die Frage gethan und beantwortet ward: „Wo willſt du hin?" Es iſt da nicht von einem äußern, ſondern von einem innern Ereigniſſe die Rede, welches wol Jeder erlebt, der mit rechter Inbrunſt den Frieden ſucht, den die Welt nicht geben kann.

Als der Pilger nach manchem ſauern Wege und heißem Kampfe die Stätte des Ausruhens gefunden hatte und ſein krankes Haupt geneſen, ſein mattes Herz erquickt und geſtärkt fühlte, da erwachte von neuem der alte Wandertrieb, und als nun wieder die Frage: „Wo willſt du hin?" an ihn erging, da antwortete er ähnlich wie im Jünglingsalter auf dieſelbe Frage, nur entſchiedener: „Ich will mich aufmachen nach der Stätte des Aufgangs und der Geburt, nicht des Lebens des Einzelnen, ſondern des Lebens Aller, damit ich beim Sammeln der Gewürzkräuter (wozu der Herr des Weinbergs ihn berufen hatte)

*) Schubert's Vaterſtadt, das kleine Hohenſtein im Schönburgiſchen, hegte und pflegte eine merkwürdige Menge ausgezeichneter Geiſter, die zum Theil im niedern Stande und unter den Sorgen und Beſchwerden eines mühſeligen Berufs mit genialer Kraft oder tiefſinnigem Ernſt eine ſeltene Höhe der Intelligenz oder des chriſtlichen Lebens erreichten.

wenigstens in der lebendigen Erinnerung an Das, was hier geschehen, die Kräfte des Sehens mit eigenen Augen, des Berührens mit den eigenen Händen erfahre." Das Ziel der Pilgerreise war also nur „ein kleiner, armer Fleck der Erde, bewohnt von einem durch eigene Schuld sehr verachteten Volke, wo es der ewigen Weisheit gefiel, den Grundstein zu einem geistigen Gebäude zu legen, welches Das wahrhaft erlangte, was jener alte Thurmbau zu Babel in seinem Übermuth vergeblich erstrebte: ein Hinansteigen des Irdischen und Menschlichen zu dem Himmlischen und Ewigen".

Der alte Wandersmann bittet zum Schluß dieser Einleitung noch, daß man es ihm zu gute halte, wenn er in der Beschreibung seiner Reise nach den Ländern des Aufgangs nicht blos manches äußerlich unscheinbare Blümlein, sondern selbst die dürren Grashälmchen und Keime an seinem Wege je zuweilen in dem rosenfarbenen Lichte einer sich selbst nicht mehr beherrschenden Liebe betrachtet. Nun, die Blümchen und die Grashälmchen, auf dieser Pilgerfahrt mit Liebe und Andacht gesammelt und sinnig geordnet, wer wird sie verschmähen?

Es versteht sich, daß die Beweggründe zu dieser Reise wissenschaftliche Zwecke nicht ausschlossen, und daß auch in dieser Hinsicht eine reiche Ausbeute zu erwarten ist, wenn solche auch nicht ganz in dem Reiseberichte mitgetheilt, sondern in größerm Umfange einem andern Werke vorbehalten bleibt, das zugleich für Theologen und Naturforscher eine ergiebige Fundgrube werden und, was der redliche alte Scheuchzer vor hundert Jahren in seiner Kupferbibel („Physica sacra") geleistet hat, entsprechend dem jetzigen Standpunkte der Bibelkunde und der Naturwissenschaft fortführen möchte. Vollständig ausgerüstet mit vertrauter Kunde und tiefem Verständniß der heiligen Schrift, mit allen erfoderlichen naturwissenschaftlichen, historischen und antiquarischen Kenntnissen, war Schubert vorzüglich geeignet, auf einer solchen Reise reiche Beiträge zur Förderung mehr als Einer Wissenschaft zu sammeln. Nur vertrautere Bekanntschaft mit der arabischen und den verwandten Sprachen fehlte ihm; aber sein gewandter Geist wußte diesen Mangel so viel möglich zu ersetzen, und er vermochte befriedigende Antwort zu finden auf viele wichtige Fragen, Aufschlüsse über bedeutsame Probleme, wie schon der vorliegende erste Band seiner Reisebeschreibung bezeugt, die denn auch den Gelehrten manche willkommene Aufschlüsse, wie allen Gebildeten Genuß und Belehrung in vollem Maße gewähren wird.

Wollten wir nun auch nur die bedeutendsten Ergebnisse des ersten Bandes dieser Pilgerfahrt oder die anziehendsten Reisebilder hier zusammenstellen, so müßten wir einen weit größern Raum, als in d. Bl. gestattet sein kann, in Anspruch nehmen. Doch können wir uns nicht versagen, für die Leser, denen es noch nicht vergönnt war und vielleicht nicht so bald vergönnt sein wird, aus dem lieben Buche sich selbst zu belehren, Einiges, was uns etwa besonders ansprach, herauszuheben und besonders die hervorragendsten Punkte des weiten Weges zu bezeichnen.

Am Morgen des 6. Sept. 1836 verließ Schubert München, begleitet von seiner treuen Lebensgefährtin, die schon manchen schönen und manchen mühseligen Weg mit ihm zurückgelegt hat und auch auf diesem weitesten ihn nicht allein ziehen lassen wollte. Zwei wackere junge Naturforscher und Ärzte, Dr. J. Roth und Dr. M. Erdt, und der geschickte Architekt und Landschaftsmaler M. Bernatz hatten sich ihm beigesellt. In dem herrlichen Salzburg, von dem schon das „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten" ein treues, liebliches Bild entworfen hat, vergönnte man sich nur einen halben Rasttag, denn das ferne Ziel zog mächtig weiter. Durch einen Garten Gottes, über den schon im 2. Jahrhunderte das Licht des Evangeliums seine Strahlen verbreitete, führt der Weg der Donau zu, dann an dem reizenden Mölk, an St.-Pölten und Perschling vorüber nach Wien, das am 12. Sept. erreicht ward. Hier trat eine viertägige Rast ein, wohl benutzt, das Sehenswürdigste der großen Kaiserstadt, in der man, um sie etwas näher kennen zu lernen, mindestens ebenso viele Wochen verweilen müßte, zu betrachten. Wir aber eilen weiter, die Reisenden auf der Donaufahrt zu begleiten.

Von Wien hatte sich eine geisteskräftige und muthige Gefährtin, die nur mit ihrem Vornamen, Elisabeth, bezeichnet ist, zu ihnen gesellt. Im Dampfschiff großes Gedränge und Gesumme wie auf einem Jahrmarkte. Zu beiden Seiten des Stromes eine grünende Ebene, die noch Spuren der Celten, Römer und Hunnen trägt, welche hier gehaust; dann hügeliges Land bis Presburg, bei dem, obwol es von Wien 12 Stunden entfernt ist, schon in der dritten gelandet ward, da, wo der majestätische Strom 780 Fuß breit ist. Am folgenden Morgen fuhr das neue Dampfschiff, das minder mit Menschen überladen war, unter Regengüssen weiter, an dem festen Comorn, Gran, Wissegrad, Waitzen vorüber, und erreichte schon nach 13 Stunden das von Presburg auf geradem Wege 32 Stunden entfernte Pesth, von wo am nächsten Tage mit der ersten Morgenröthe weiter geeilt ward, um am Abend bei dem 40 Stunden entfernten Mohacs anzulegen. Zur Seite die große ungarische Ebene mit grünem Gebüsch und einzelnen Laubwäldern, fern ab vom Ufer einsame Dörfer, weidende Heerden; dichter Nebel hemmte die Fahrt; in Tolna ward übernachtet, erst gegen Mittag des folgenden Tages Mohacs erreicht. Die weite Ebene um diese Stadt her ist das blutgedüngte Schlachtfeld, auf welchem am 29. August 1526 das christliche Heer unter der Führung des ungarischen Königs Ludwig's II. der Übermacht Suleiman's des Großen völlig unterlag, am 16. August 1687 aber der Herzog von Lothringen und der heldenmüthige Prinz Eugen mit ihren tapfern Scharen einen glänzenden Sieg über die Türken gewannen und ihre Macht brachen.

Billig wird hier auch der schönen und zugleich männlich-kräftigen Sarolta, der Gattin des Ungarkönigs Geysa, gedacht, die ihren Gemahl und durch ihren Sohn Stephan I. das Volk zum Christenglauben führte. Gegen Abend ward nicht weit hinab von der Stelle, wo die

Drau sich in die Donau ergießt, mitten im Strome Anker geworfen; denn von dem römischen Teutoburgum und der spätern Feste Erdöd, die einen gastlichen Ruhepunkt gewährt hätten, sind nur noch wenige Ruinen vorhanden. Slawonien, zur Rechten des Stromes, vom Einfluß der Drau bis zu dem der Sau sich hinziehend, und Ungarn zur Linken, oft den Einbrüchen der Fluten ausgesetzt, bieten hier schöne Ansichten dar. Bei der Feste Peterwardein erneut sich das Gedächtniß des heldenmüthigen Prinzen Eugen, der dort am 5. August 1716 einen der größten und glänzendsten Siege über die Türken erfocht. Seitdem erhob sich Neusatz, mit Peterwardein durch eine Schiffbrücke verbunden, aus einem armen Fischerdorfe zu einer blühenden Handelsstadt. An dem mit Eichenwaldungen gekrönten, von Weinpflanzungen umsäumten Gebirge von Fruska Gora vorüber, an dessen äußerstem Saume Karlowitz mit seinen köstlichen Reben liegt, die Ausmündungen der mächtigen Theiß in die mächtigere Donau flüchtig begrüßend, eilte das Schiff nach Semlin, wo übernachtet ward. Vom Gasthause aus eine freie Aussicht nach dem nahen, am jenseitigen Ufer der Sau gelegenen Belgrad mit der hochgewölbten Moschee und dem Palaste des Fürsten Milosch. Näher trat bei der Abfahrt am andern Morgen diese Feste, welche Zeugin außerordentlicher Wechselfälle des Krieges und der Kampfpreis der Tapferkeit christlicher und türkischer Heere vom 14. Juli 1456 an war, da Johann Hunyad's und Capistrano's Heldenmuth und Heldenglaube die Macht Mohammed's II. brachen und den Übermuth der Türken züchtigten, bis 1791, wo das Unglück jener Zeit Östreich nöthigte, die kurz zuvor erst durch Laudon wiedereroberte Feste den Türken abzutreten.

Die 75 Meilen des Weges von Pesth nach Semlin hatte das Dampfschiff, den Aufenthalt bei Nacht und bei Nebel abgerechnet, in 26 Stunden, die sechs Meilen von Semlin bis zur serbischen Fest ng Semendria in kaum zwei Stunden zurückgelegt, und den Reisenden waren daher nur flüchtige Blicke hinüber in die fruchtbare Ebene des Banats und in die näher an den Strom heranrückenden waldbedeckten Gebirge und Weinberghügel Serbiens vergönnt. Wo die Morava in die Donau sich ergießt, sind die Trümmer der alten Burgfeste Kulich unter der Fülle der Gärten und Weinberge fast versteckt. Rama mit seinem alten römischen Castell auf hohem waldumkränzten Felsen erinnert an den ritterlichen Lieutenant Lopresti, welcher mit 23 Mann das Schloß gegen 4000 Türken und ihre Kanonen vertheidigte, bis am 28. Juni 1788 das vom Feinde in Brand gesteckte Gebäude die tapfere Schar unter seinen Trümmern begrub. Von Rama und dem gegenüber am linken Donauufer liegenden Uj-Palanka an tritt das banatische Gebirge dem Ufer näher; der Strom windet sich nach Südosten, rauscht an den Ruinen der serbischen Festung Gradiska vorüber und von Altmoldava an durch beengende Gebirgswände hindurch, aus denen rechts die Burgruinen Golubacz, links die von Babakaly thronen. Die Gegend ist hehr und reizend, aber in der wärmern Zeit des Spätfrühlings durch die golubaczer Mordmücken den Bewohnern verleidet, eine furchtbare Landplage, die erst dann weichen wird, wenn die fleißige Menschenhand, die dem serbischen reichbegabten Waldgebirge und Wiesenlande noch fehlt, das feuchte Dickicht durchbrechen, die Sümpfe trocken legen und den fruchtbaren Boden bebauen wird.

Von Golubacz an ist die Strombahn wieder breiter, bald aber tritt sie mit reißender Schnelle in jenen ungeheuren Engpaß ein, der bis zum eisernen Thore jenseit Orsowa sich erstreckt und der Dampfschiffahrt eine Grenze setzt. Ein kleines, aber bequemes Ruderschiff, von kundigen Schiffsleuten gelenkt, brachte die Reisenden von Trenkowa glücklich durch die Felsenriffe, die Scylla und Charybdis des untern Donaulaufes, den Jardor oder Kurdapwirbel und den mitten aus dem Flußbette hervorragenden Doppelfels Bicoli, sowie durch die dreiviertel Stunden weiter hinab aufbrausende Brandung und die hervorragenden Klippen, denen man entgeht, wenn man sich näher am serbischen Ufer hält. In der Nähe der jähen Felsenwand des 2000 Fuß hohen Sterbezberges drängt sich der schäumende Strom durch ein anderes Engbett bis zum Blutberge, an dessen Fuße die Türken eine blutige Niederlage erlitten. Unfern vom linken Ufer erblickt man in diesem Berge die mit Schanzen umgürtete Höhle, welche 1692 der General Veterani, mit 300 deutschen und einigen serbischen Soldaten, die Schiffahrt der Türken und ihre Landoperationen hemmend, tapfer vertheidigte, bis gänzlicher Mangel an Lebensmitteln ihn zur Capitulation mit dem Pascha von Belgrad nöthigte. Dieselbe Höhle ward 1718 durch den tapfern Major v. Stein ruhmvoll gegen die Türken vertheidigt. Alte Inschriften bezeugen, daß auch die Römer schon hier ihre Waffen er[illegible]n, und die großartige Gegend hegt überall Spur[illegible] Thaten der Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Unter dem Titel: „Le naufrage et le désert", erschien eine Schrift von Creuzé de Lesser, dem Verfasser von „Le secret de ménage", „Le nouveau seigneur de village etc." In diesem neuen Werke schildert der Verfasser die Leiden, welche eine Anzahl von Schiffbrüchigen auf einem Durchzuge durch die Wüste zu erdulden hatte. Der Verfasser erklärt, daß er in allen Stücken der Wahrheit getreu geblieben sei, und der Leser fühlt sich versucht, ihm Glauben zu schenken, denn, wie ein französischer Berichterstatter sagt: die Phantasie kann solche Ereignisse, wie sie hier geschildert werden, nicht ersinnen.

Von dem Romane der Mad. Ancelot: „Gabrielle", wird die zweite Auflage und von Michel Masson's „Souvenirs d'un enfant du peuple" der fünfte bis sechste Band angekündigt; ferner soll erscheinen: „Archives des découvertes et des inventions nouvelles faites dans les sciences, les arts et les manufactures, tant en France que dans les pays étrangers, en 1836." Von der „Histoire de l'Angleterre" des Baron de Roujoux erschien die dritte mit zehn vortrefflichen englischen Stichen vermehrte Ausgabe; das Werk complet umfaßt drei Bände. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 88. — 29. März 1839.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von G. H. v. Schubert. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Alt-Orsowa, an der türkischen und walachischen Grenze, oberhalb der mitten im Strom auf einer Insel gelegenen türkischen Festung Neu-Orsowa, bot vom 21. bis zum 24. Sept. in einem wohleingerichteten Gasthause einen angenehmen Aufenthalt dar, um das Dampfschiff zur Fortsetzung der Reise zu erwarten. In der Umgegend viel Wein- und Maisbau; nahe dem Orte das Dorf Schupaneck mit einer wohleingerichteten Quarantaineanstalt, und die Skella, der Grenzüberfahrtspunkt, wo die diesseitigen und jenseitigen Bewohner, ohne einander nahe zu kommen, mittels der Quarantainebeamten ihre Waaren, die man sich gegenseitig von fern zeigt, austauschen, weiter fünf Poststunden von Orsowa an dem linken Ufer der Bella-Reca die Herculesbäder von Mehadia, schon den Römern bekannt und wichtig, mit einer überreichen Fülle sehr heißen heilkräftigen Wassers. Hier gedeiht schon der Feigenbaum, wenn auch nur in strauchartiger Größe.

Den Weg von Orsowa nach Kladowa, einem armseligen walachischen Örtchen, wo das schöne große Dampfschiff Pannonia wartete, machten Einige aus der Gesellschaft zu Lande, Andere, die das bessere Theil erwählt hatten, zu Wasser durch das sogenannte eiserne Donauthor, die hehre Felsenpforte, durch welche der mächtige deutsche Strom in das Land des Ostens hinaustritt. Das Dampfschiff, von welchem, wer es einmal bestiegen, nicht zum Lande zurückkehren darf, ohne eine strenge Quarantaine zu bestehen, war trefflich eingerichtet, begann Nachmittags seinen kräftigen Lauf, und eilte bald an den Resten der berühmten Trajansbrücke vorüber, von deren 20 durch Bogen einst verbundenen Pfeilern man bei niedrigem Wasserstande noch die Reste von 11 und am rechten Ufer zwei nebst den Trümmern der Brückencastelle erblickt. Im hellen Mondlichte ward auf dem ruhigern Strome die Fahrt fortgesetzt und nach Mitternacht bei Widdin geankert, unter dessen 25,000 Bewohnern einige Tausend griechische Christen der Leitung eines Erzbischofs befohlen sind. Mit dem Grauen des Tages vernahmen die Reisenden am 25. Sept. zum ersten Mal von dem nahen Minaret des türkischen Imans Ruf zum Gebet. Von da an füllte sich das Schiff je mehr und mehr mit türkischen Passagieren, die aus der trägen Ruhe, in der sie nur durch das Dampfen ihrer Pfeifen Lebenszeichen gaben, sich erhoben, sobald die Zeit ihrer Gebete und Waschungen kam. Der Strom wird nun breiter und ruhiger; das rechte (südliche) Ufer, in dessen Nähe die Schiffenden sich meist hielten, ist fruchtbares Hügelland, im Gewande des Südens; viele Ortschaften in der Nähe; kleine Cypressenhaine, hohe Platanen, auf den Höhen immergrüne Eichen, in den Gärten der edle Lorber und der Feigenbaum, mit reifenden Früchten bedeckt; Weinreben an den Gehängen der Hügel; das tiefe Blau des Himmels von keinem Gewölke getrübt.

Bei Nikopolis (von Trajan gegründet und zum Gedächtniß seines entscheidenden Sieges über die Dacier „Siegesstadt", von den Deutschen Schiltau genannt) erwacht die Erinnerung an jene entsetzliche, durch den frevelnden Übermuth der 1000 französischen Ritter, welche mit 1000 Knappen und 6000 Söldnern dem Könige Siegmund von Ungarn zu Hülfe gezogen, schwerverschuldete Niederlage eines wohlgerüsteten, waffenkundigen und muthigen Christenheeres, welches am 28. Sept. 1396 von dem Tyrannen des Ostens, Bajasid I., überwältigt und fast gänzlich aufgerieben ward. Vorüber an den bedeutenden Handelsstädten Systov und Ruszczuk, dann an dem von Mohammed I. gegründeten Giurgewo, das gegen drei Stunden im Umfange hat, an dem einförmigen Hügel- und Flachlande des rechten (bulgarischen) Stromufers hinschiffend, ward Silistria erreicht, das in der neuesten Zeit sich zu einer Herrscherin des Stromes und des angrenzenden Landes erhebt, nahe dabei die Reste jener Grenzmauer, welche die Griechen zur Abwehr gegen die Einfälle der Barbaren erbauten. Jenseit Rossowa wird der Strom durch die am rechten Ufer sich hinziehenden Ausläufe des Balkangebirges nordwärts gedrängt; jenseit Hirsowa oder Kersowa theilt er sich in viele Arme, die, mächtig breit, vor Brailow (türkisch Ibrahil), einer ansehnlichen Stadt mit wichtigem Getreidehandel, sich einander wieder nähern. Das linke Stromufer wird nun durch den Völkerverkehr das belebtere; da erhebt sich die mächtigste Handelsstadt des untern Donaulaufes, Gallacz, in dessen Hafen Schiffe aller Nationen, auch die ersten Dreimaster sich zeigten. Den Reisenden war durch die strengen Quarantaineanstalten der Eintritt in die Stadt

und in das ganze Fürſtenthum Moldau verſagt. Hier ward das große, ſchöne Dampfſchiff Ferdinand bezogen, das in der erſten Frühe des 30. Sept. ſeine mondbeleuchtete Fahrt antrat und den 50 Stunden weiten Weg bis zur Donaumündung bei Sulina an demſelben Tage zurücklegen wollte. Als die Sonne ſich neigte, ſchauten die Schiffenden die blaue dunkle Fläche des ſchwarzen Meeres, dem die gewaltige Strömung der breiten Donau zueilt.

Höher und ruheloſer als dieſe wogt der Pontus Euxinus, deſſen eigenthümliche Lage zwiſchen dem kaukaſiſchen Hochgebirge im Oſten, den ihn umgürtenden Hämus und Olympos in Süden und der von Weſten und Norden her verlaufenden Ebene des untern Donaugebiets ein ſich ſtets erneuendes Bewegen der Atmoſphäre erregt. Auf unſern der Seefahrten ungewohnten Reiſenden lag am folgenden Tage drückend und ſchwer alle Pein der Seekrankheit, die durch das kurze Verweilen bei Varna nur wenig gemäßigt ward. Aber das gebeugte Haupt erhob ſich und die erſchlafften Glieder regten ſich wieder, als das Schiff bei Fanaraki in das ruhigere Gewäſſer des Bosporus eintrat. Hier ergreifen zugleich die Reize einer wunderherrlichen Natur mit den mannichfachſten und bedeutſamſten mythiſchen und geſchichtlichen Erinnerungen das Gemüth. Das Bild, welches der begeiſterte Verf. von dem Zaubergarten, dem Innern des eigentlichen Bosporus entwirft, iſt ergreifend, ſehnſuchterweckend. Über die heftige Strömung der Meerenge ſteuerte ruhig das Dampfſchiff hinweg; das Boot, das die Reiſenden aufnahm, landete bei Galata, von wo ſie nach Pera hinanſtiegen, das ihnen gaſtliche Aufnahme gewährte.

Konſtantinopel gewährt vom Meere aus, von fern und von der Höhe herab geſehen, einen prächtigen Anblick; aber der überall auf den Straßen herrſchende Schmuz verleidet jeden Schritt im Innern der Stadt, und die zahlreichen Spuren der untergegangenen und verwüſteten Herrlichkeit einer ſchönern Vorwelt ſtimmen die Freude an Dem, was Großes und Anziehendes dem Blicke begegnet, ſehr herab. Neun Tage verweilten unſere Reiſenden und ſahen faſt Alles, was das Schönſte und Sehenswürdigſte in der Stadt, den Vorſtädten und den Umgebungen ſein mag. Es breitet ſich hier vor uns ein üppig reiches Landſchaftsgemälde mit noch reicherer, aus vielen vergangenen Jahrhunderten herüberragender hiſtoriſcher Staffage aus. Die Kirchen und die Moſcheen, das alte und das neue Serail, die wichtigſten öffentlichen Plätze, der Hippodrom mit der dreifachen Schlange und dem Obelisk, die hohe Pforte und die Ruinen des byzantiniſchen Kaiſerpalaſtes, der weithinſchauende Thurm des Seraskiers, von dem aus der Umfang des alten Byzanz ſicher überſchaut wird, und jenſeit auf der aſiatiſchen Küſte der befeſtigte Leanderthurm, die ſieben Thürme und die goldene Pforte des alten Cyclobion, die Thore und die Begräbnißplätze, die Kaffeehäuſer und Sorbetbuden, das bunte Volksleben und Treiben in der Stadt und in den zahlreichen Vorſtädten, die Prinzeninſeln und Bujukdere, die wichtigſten Punkte der Umgebungen, Alles, was auf wiederholten Wanderungen und Waſſerfahrten den forſchenden Augen ſich darſtellte, wird anſchaulich vergegenwärtigt und mit bedeutſamen geſchichtlichen Erinnerungen und Reflexionen verwebt. Geognoſtiſche und andere naturgeſchichtliche Notizen ſchließen ſich an. Die Flora, die im Spätſommer und Herbſt ohnehin immer dürftig iſt, war diesmal durch eine langwierige Dürre noch mehr verkümmert. In der Stadt ſelbſt wüthete eben die Peſt, welcher die Türken mit gewohnter Apathie zuſehen, die Franken aber mit ängſtlicher Vorſicht aus dem Wege gehen. Unſere Reiſenden ließen durch dieſelbe an ihren Umzügen und Beobachtungen ſich nicht hindern, und obwol der Verf. ſelbſt von einem choleraartigen Unwohlſein einige Tage, mehr noch die kühlen Nächte geplagt ward, erhob er ſich doch bald wieder kräftig, den kurzen Aufenthalt in dem Mittelpunkte des byzantiniſchen und des osmaniſchen Reichs in eifriger Forſchung zu benutzen; doch ſehnte er ſich um ſo mehr hinaus in die friſche Luft des Meeres, da eine ganz in der Nähe ſeiner Wohnung ausgebrochene Feuersbrunſt, ſpäter das Heulen und Wehklagen der Familie einer im Nachbarhauſe an der Peſt geſtorbenen jungen Griechin und der Dampf, welcher von den alsbald im Hofe verbrannten Gewändern und Betten der Verſtorbenen in das Schlafzimmer eindrang, ſeine krankhafte Stimmung empfindlich erhöht hatte. Als er aber Montag am 10. October in großer Schwäche zum Hafen geſchlichen war und das Dampfſchiff beſtiegen hatte, wirkte die Seeluft und die neuerwachte Erinnerung an die großen Thaten und Ereigniſſe, deren Schauplatz einſt dieſe Gegend geweſen, belebend, kräftigend, ermunternd auf Geiſt und Körper.

Als an einem unbeſchreiblich ſchönen Abend das Dampfſchiff über die Propontis hinſchwebte, ward noch einmal der Wunder gedacht, die ſich an dieſen Küſten einſt begeben, zunächſt der Rettung, Erhaltung und neuen Ausbreitung der kleinen Chriſtenſchar, welche der wüthenden Diokletianiſchen Verfolgung (ſeit 303) entgangen war, durch die in Nikomedien, von wo das Blutbad ausgegangen, und in der Landſchaft Bithynien 150,000 Bekenner des Gekreuzigten und Hunderttauſende in den übrigen römiſchen Provinzen umgekommen waren, ſodaß Säulen und Münzen mit prahlenden Inſchriften die Vernichtung der Nazarener und die Ausrottung ihres Glaubens mit einem Schein von Wahrheit verkündigten. Zwanzig Jahre ſpäter ſchlug Konſtantin der Große bei demſelben Nikomedien den Nebenkaiſer Licinius, den Vertheidiger des Heidenthums, und empfing dort dreizehn Jahre ſpäter die Taufe. Unfern bei Libyſſa iſt Hannibal's Grab, und weiterhin bei dem alten Athyras überwand der greiſe Feldherr Beliſar die mächtigen Hunnen, dem ſchon wankenden oſtrömiſchen Reiche noch ein längeres Daſein friſtend.

Am 11. October, ſchon vor Sonnenaufgang, als das Schiff auf der breiten Bahn der Propontis ſich dem Eingange zum Hellespont näherte, richteten ſich die Blicke ſehnſüchtig hinüber nach dem Rhodopegebirge, nach dem Geſtade Ilions und des Skamandros blühenden Gefilden, wo der Jüngling ſchon im Geiſte ſich angebaut hatte. Die Strahlen der Morgenſonne fielen auf das ſchöne Gallipoli, durch die Türken, die hier zuerſt auf europäiſchem

Boden festen Fuß faßten, aus der durch die Barbarei der Lateiner und durch ein furchtbares Erdbeben bewirkten Verwüstung wieder hergestellt, während das ehemalige Lampsakus (jetzt Lebsek oder Lamsaki) auf der entgegengesetzten asiatischen Küste nur noch ein Häuflein armer Hütten ist, aber in seiner Umgegend noch immer den weltberühmten köstlichen und feurigen Wein erzeugt, von feuchtreichen Feigenbäumen und grünen Cypressenwäldern umgürtet.

Immer reizender und genußreicher wird die Fahrt in der Meerenge des Hellespont zwischen dem asiatischen Ufer — in der unvergleichlich schönen Fülle seiner Lorber- und Terebinthenhaine, im Schmuck der Wein- und Kirschengärten, über deren niedere Hügel von Süden her der hohe Ida hervorblickt, die Schluchten von immerblühenden Rosengehängen geröthet — und dem von Seelilien umsäumten, noch jetzt mit den Trümmern der Mauern des Miltiades umgrenzten Chersoneses — vorüber an Sestos und dem Vorgebirge von Abydos, wo die beiden Küsten einander am nächsten treten, wo Xerres seine Schiffbrücke herüberbaute und Alexander der Große sein Heer hinüberführte. Man weilte nur kurze Zeit bei den Dardanellen, die, mit ihren ungeheuern Feuerschlünden bewehrt, als eine schwerfällige Prosa mitten in der erhabenen und heitern Poesie der herrlichen Nachbarschaft erscheinen. Die geistige Bedeutung und unsterbliche Wirkung der Homerischen Gesänge wird in der unmittelbaren Nähe der Höhe, auf der Ilions Feste stand, im Anschauen der Grabeshügel des Achill und des Patroklus tiefer empfunden, klarer vergegenwärtigt, und der hinter Imbros hervorragende Saoka, der Berg von Samothrace, mahnt noch immer an jene tiefsinnigen Mysterien, die, dort auf einen engen Kreis beschränkt, einer höhern Offenbarung und himmlischen Weisheit, die über alle Völker sich ausbreiten soll, weichen mußten.

Das Dampfschiff war an Tenedos und Lemnos vorübergeeilt, hatte nur kurze Zeit in einer Bucht des schönbewachsenen Lesbos, der Heimat von Alcäus, Sappho und Theophrast, angelegt und erreichte schnell Smyrna, von wo in der ersten Dämmerung des nächsten Morgens das Geläute christlicher Betglocken herübertönte und die Schiffenden vom Schlaf erweckte, daß sie die schöne Stadt im Glanze der aufgehenden Sonne begrüßten.

In Smyrna und der Umgegend verweilte Schubert mit seinen Gefährten fast vier Wochen; dort oder im Cypressenhaine von Budscha war der Mittelpunkt ihrer Ausflüge nach dem Thale des Kaystros, des Hermos und des Paktolos. In einer luftigen Nebenstraße des Frankenquartiers, unfern vom reinlich-gepflasterten Hafenplatze nahm ein wohleingerichtetes griechisches Gasthaus sie auf; Gäste aus allen Welttheilen waren dort vereinigt. Die Lage der Stadt ist unvergleichlich schön und wol der Bucht von Neapel vergleichbar, nur daß die grüne Bekleidung der Berge und Hügel, welche die italienische Landschaft so reizend macht, hier fehlt, weil der Muselmann, wie sein Haupt, die Berge und Hügel, so weit er vermag, kahl schert und ihres Schmucks beraubt. Schöner sind die Ebenen und Schluchten um die Stadt her, die duftenden Orangen- und Feigengärten und die Hügel mit Ölbäumen, daneben die Heerden weidender Kameele, nahe das Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen Paradeisos führt. Vom Berge der alten Burg herab überschaut man den Umfang der alten und der neuen Stadt. Die Stätte des alten römischen Theaters, des größten in Asien, des Stadiums, des Tempels des Jupiter Acräus läßt sich noch in der alten Akropolis bestimmen. Unten, nahe bei den Trümmern einer längst zerstörten christlichen Kirche, lag das Grab des heiligen Polykarpus, eines Schülers des Lieblingsjüngers des Herrn, das selbst von den Türken in Ehren gehalten wird. Die Stadt erweckt große Erinnerungen; hier und in der Nähe, in dem Landstrich an der kleinasiatischen Küste, dessen längste Ausdehnung kaum dreißig geographische Meilen beträgt, wurden die gepriesensten Meister und Väter griechischer Wissenschaft und Kunst geboren. In Smyrna aber baute sich und blühte unter allem Wechsel und allen Stürmen der Zeiten, bis in unsere Tage, die Erfüllung der alten Verheißung, die über „die Getreue" ausgesprochen ward, sichtbar bezeugend eine jener sieben Christengemeinden Kleinasiens, an welche die bekannten Sendschreiben in der Offenbarung Johannis gerichtet sind, in prophetischen Worten ihre Zukunft deutend: Ephesus und Laodicea, Smyrna und Sardis, Pergamus, Thyatira und Philadelphia.

Einige dieser sieben Gemeinden zu besuchen, lag vom Anfang im Plane der Reisenden; die Pest, welche in dem herrlichen Brussa wüthete, verhinderte sie, von Konstantinopel aus sich dorthin zu wenden und von da nach Smyrna vorzudringen. Nun wurden von hier aus mehre der geweihten Stätten besucht. Sie liegen großentheils verwüstet in den fruchtbaren Flußthälern der Nachbarschaft von Smyrna, namentlich des Hermos (jetzt Sarabat) und des Mäander (Meinder), nördlich und südlich der Halbinsel. Die zerstörenden Kräfte der Natur haben mit der Barbarei der Menschenhände gewetteifert, die einst blühenden Gefilde und Wohnstätten ihrer Herrlichkeit zu berauben. Wie Kolossä liegt Laodicea (am Lykus) mit seinen prächtigen Marmorgebäuden in Trümmern, die von dem ehemaligen Reichthum und Glanz Kunde geben, aber auch bezeugen, daß das drohende Wort des Herrn nicht minder als seine Verheißung erfüllt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Memoiren des Generals Grafen Dumas.

Paris, im März 1839.

Eine der interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur zur Zeitgeschichte sind die vor einigen Tagen in drei Bänden erschienenen „Souvenirs du lieutenant-général comte Matthieu Dumas de 1770 à 1836. Publiés par son fils." Einige Auszüge daraus hatten schon vor mehren Wochen die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen und nicht geringe Erwartungen vom Ganzen erregt. Diese Erwartungen werden durch die vorliegenden Bände vollkommen befriedigt. Sie gehören ihrem Inhalte und der Eigenthümlichkeit des Verfassers nach zu den wichtigsten und interessantesten Beiträgen zu der Quellenliteratur der Geschichte der französischen Revolution, und um in dieser Hinsicht ihren Charakter und ihren Werth gleich hier anzudeuten, glauben wir ihnen einen

Digitized by Google

ehrenvollen Platz neben den gehaltvollsten Memoiren über diese so merkwürdige Zeit anweisen zu müssen, zu welchen wir namentlich die Memoiren von Ségur, Montlosier und Lafayette rechnen. Sowie diese, geht auch Dumas auf die frühere Zeit zurück und läßt uns einen tiefern Blick in das politische und gesellschaftliche Leben Frankreichs thun, welches der Revolution vorherging und dessen genauere Kenntniß zum Verständniß der spätern politischen und gesellschaftlichen Erschütterungen so wesentlich, so unerlaßlich ist. General Dumas gehörte in der That zu jener kleinen Schar merkwürdiger Männer, welche berufen waren, an den Ereignissen der letzten funfzig Jahre nicht nur als scharfe Beobachter, sondern thätig und auf eine Weise Theil zu nehmen, welche ihrem Urtheile über dieselben bei der Nachwelt ein ganz besonderes Gewicht und bleibenden Werth gibt. Und dieser Werth ist in unsern Augen um so größer, wenn sich, wie es bei General Dumas der Fall ist, zu einem hochgebildeten Verstande, einer seltenen Beobachtungsgabe und einer reichen Erfahrung noch jene edle Ruhe des Geistes gesellt, welche in so sturmvollen Zeiten, in einem so vielbewegten Leben nur Wenigen beschieden ist und nach unserer Meinung ein wesentliches Element wahrer Größe des Charakters ausmacht. General Dumas, von den Regungen der Zeit tief ergriffen, hat sich gleichwol nicht einmal zu jener edlern Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen, welche manchen seiner ihm geistesverwandten Zeitgenossen mit in den Strudel politischer Parteiung hineingezogen hat, und er steht in dieser Beziehung z. B. Ségur weit näher als Lafayette, obgleich ihn das Schicksal in den gefahrvollsten Zeiten seiner langen Laufbahn mit diesem in weit nähere Verhältnisse brachte. Wir glauben in der That, daß die Verwandtschaft des Geistes zwischen Ségur und Dumas größer war als zwischen Dumas und Lafayette, obgleich wir in Dumas nicht jene Feinheit und Gewandtheit des Geistes wiederfinden, welche der Darstellung Ségur's einen so ganz eigenthümlichen Reiz verliehen hat. Es ist fast derselbe Geist, nur unter verschiedenem Gepräge, welches ihm die individuelle Stellung Beider zu der Gesellschaft und den Ereignissen in verschiedenen Sphären aufgedrückt hat. Denn wenn Ségur jene diplomatische Leichtfertigkeit, wodurch er an dem Hofe der Kaiserin Katharina II. und in den Appartements zu Versailles glänzte, nie ganz verleugnen konnte und selbst bei der Beurtheilung der spätern so ernsten Ereignisse noch hier und da durchblicken läßt, so hatte dagegen Dumas, unter dem Einflusse ernster Studien, durch welche er sich zum militairischen Berufe vorbereitete, schon in seiner Jugend eine ernstere und gemessenere Haltung angenommen, welche wir, wie in seinen frühern Schriften, so auch wieder in diesen „Erinnerungen" antreffen. Und gerade dieser Ernst der Darstellung thut um so wohler, weil er auf der andern Seite doch auch wieder mit einer Lebendigkeit gepaart ist, welche in der Regel nur das Resultat unmittelbarer Anschauung der dargestellten Verhältnisse ist. General Dumas glaubte in diesen „Erinnerungen", wie er sich am Ende derselben in einem im December 1836 geschriebenen Briefe an seinen Sohn selbst ausdrückt, der Nachwelt nichts zu hinterlassen als eine weitere Entwickelung seiner Dienstlaufbahn, deren Bekanntmachung erst nach seinem Tode er zur ausdrücklichen Bedingung des Vertrauens machte, mit welchem er sie in die Hände seines Sohnes niederlegte. „Du allein", sagt er ihm dabei, „kannst darüber urtheilen, welche Wichtigkeit diese Bekanntmachung später haben dürfte, und ob sie überhaupt an der Zeit wäre. Vielleicht könnte sie doch dazu dienen, die öffentliche Meinung über einige Punkte in der Geschichte der Zeit aufzuklären, in welcher ich gelebt habe; vielleicht wirst du auch der Meinung sein, daß die Sorge für die Ehre meines Andenkens dir es zur Pflicht machen könnte, durch die Aufrichtigkeit meiner Erzählung den verleumderischen Einflüsterungen zu antworten, welche die Feinde unserer Freiheiten in ihren Schriften über mein persönliches Benehmen in wichtigen Momenten verbreitet haben." Als General Dumas diese Worte niederschreiben ließ — denn seit längerer Zeit schon war er völlig erblindet und mußte sich der Hülfe Anderer bedienen — hatte er sein 84. Jahr vollendet, und sein noch reger Geist konnte eine thatenvolle Laufbahn überschauen, welche ihn seit 1770 fast in beständiger Berührung mit den Ereignissen und den ausgezeichnetern Männern der Zeit ließ. Wir finden ihn nach seinen ersten bildungsreichen Jahren, wo er die Alpen und Flandern, vorzüglich in militairischer Beziehung bereiste, schon bei den Rüstungen, welche zur Zeit des amerikanischen Krieges, freilich ohne den erwünschten Erfolg, an der Nordküste Frankreichs gegen England unternommen wurden; in den Jahren 1780—83 nahm er an der Expedition nach Amerika Theil, kam hier mit den merkwürdigsten Männern, deren Andenken jener denkwürdige Kampf verewigt hat, in unmittelbaren Verkehr, war Zeuge aller wichtigen Begebenheiten, welche damals beide Welten in Erstaunen setzten, brachte nach seiner Rückkehr nach Frankreich auf verschiedenen Missionen zwei Jahre in der Levante und in Deutschland zu, sah ferner während eines mehrjährigen Aufenthaltes zu Versailles und Paris, welcher nur durch eine kurze Mission nach den Niederlanden unterbrochen wurde, den Sturm herannahen, welcher endlich 1789 über Frankreich und das Haus der Bourbons hereinbrach, und war dann Augenzeuge und thätiger Theilnehmer aller wichtigern Ereignisse in der ersten Zeit der Revolution, den Julitagen von 1789 in Paris, der Gährung der Geister in Versailles und in der Nähe des Hofes, des berüchtigten Gastmahls der Gardes du Corps, der Scenen des 5. und 6. October u. s. w. Wir finden ihn dann auf verschiedenen Missionen im südlichen und östlichen Frankreich, welche ihn in den Stand setzten, den Geist und die Verhältnisse der Provinzen näher kennen zu lernen; er gibt einige wichtige Aufschlüsse über die Flucht des Königs im Juni 1791 und ist bei der Eröffnung der legislativen Versammlung wieder in Paris. Hier schließt der erste Band. Der zweite umfaßt blos die Zeit dieser legislativen Versammlung, und um zu zeigen, von welcher Seite Dumas die in diesen Zeitraum gehörenden Ereignisse betrachtet, welche Vortheile die Beurtheilung derselben aus seiner Darstellung ziehen kann, müßten wir gleich hier auf Einzelnheiten eingehen, welche nicht am Orte sein würden, zumal da wir uns vorbehalten, später einige Punkte besonders herauszuheben, welche uns für die Aufklärung der Geschichte der Revolution wesentlich erschienen sind. Im letzten, dritten Bande erhalten wir zunächst eine belebte Schilderung der Schicksale des Verf. während seines Exils in England und während der Schreckenszeit bis zum 9. Thermidor; wir sehen ihn dann im Rathe der Alten und im Verkehr mit dem Directorium; ein zweites Exil führt ihn 1797 nach Holland und in das nördliche Deutschland, wo er unter Andern auch mit den Gefangenen von Olmütz zusammentrifft. Der 18. Brumaire führt ihn nach Frankreich zurück und bald in nähere Verhältnisse zum ersten Consul; fast an allen Feldzügen der letzten Zeiten der Republik und des Kaiserreichs nimmt er den thätigsten Antheil; bis 1806 ist er in Deutschland; von 1806—8 ist er eine der kräftigsten Stützen des Napoleonischen Königreichs Neapel; 1808—9 verweilt er in Spanien; dann in den folgenden Jahren wieder bei der Hauptarmee in Deutschland; 1812 ist er in Rußland und 1813—14 theilt er das Schicksal des Theiles der Hauptarmee in Sachsen, welcher auf kurze Zeit nach der Capitulation von Dresden in die Gefangenschaft nach Ungarn abgeführt wurde. Von der Restauration anfangs mit Gunst aufgenommen, verscherzte er dieselbe durch sein Verhältniß zum Kaiser während der hundert Tage; er blieb daher während der zweiten Restauration den Ereignissen etwas ferner und widmete sich vorzüglich den historischen Arbeiten, deren Resultate rühmlichst bekannt sind. Auch ist dieser letztere Abschnitt der „Erinnerungen" fast nur fragmentarisch gehalten; er schließt mit dem Jahre 1826. 96.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 89. — 30. März 1839.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von G. H. v. Schubert. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

Höchst anziehend ist eine tiefer eingehende Schilderung der Reise nach Ephesus, im Thale des Kaystros, von dem paradiesisch schönen Budscha aus, im Geleit von ortskundigen Freunden und des vielgereisten Armeniers Jussuf Effendi, auch zweier Surutschuis (Postknechte). Durch immergrünende Eichenwälder und dichtes Myrtengebüsch zieht sich der Weg zur Ebene hin, auf der von fern die Felsenhöhle von Teos und die Gebirge des Kaystros und des Mäander sich zeigen, über eine uralte Brücke, welche erinnert, daß das jetzt fast ganz ausgetrocknete Flußbett des Mastusiaflusses einst wasserreich war, nach Trianda hin, in dessen Nähe die Reisenden zuerst die Jurucken kennen lernten, einen ansehnlichen, unabhängigen, aber die Souverainetät des Sultans anerkennenden Volksstamm, der unter einem eingeborenen Fürsten neben den Turkmanen in Kleinasien meist nomadisch mit reichen Heerden umherzieht und manches Verwandte mit den Zigeunern hat. Im Kriege wild und räuberisch, üben sie in Friedenszeiten nicht minder als die Turkmanen zuverlässige Gastfreundschaft und Mildthätigkeit. In ihrer schlanken Gestalt, in dem glänzend schwarzen, gerad herabhängenden Haar und in der dunkeln Hautfarbe wie in ihrer dürftigen Bekleidung den Beduinen ähnlich, wohnen sie wie diese in Zelten, die aus schwarzen, wasserdicht gewebten härenen Decken, über Pfähle gespannt, bestehen. Äußerlich bequemen sie sich nach der Lehre des Islam; aber ererbte heidnische Gewohnheiten und abergläubige Gebräuche scheinen ihre eigentliche kümmerliche Religion auszumachen. Ihre halbnackten, muntern Kinder zeigen Lust und Fähigkeit zum Lernen, und die von Menschenfreunden für sie gestifteten Schulen lassen einen gesegneten Einfluß auf Gesittung und Umgestaltung des ganzen Volkes hoffen.

Aus altem Schutt und aus Kohlen und Asche der erst neuerlich von den Turkmanen verbrannten Gebüsche ragen am Wege überall Trümmer von Marmorsäulen, Gebäuden und Wasserleitungen hervor, und auf einem Hügel die Mauerreste der Akropolis und des Theaters der alten lydischen Metropolis, in deren Nähe unter Feigen, Granaten und hohen Platanen Jeni-köi, ein anmuthiges Dorf, liegt, in welchem die Hütte des Ortsvorstehers ein unbequemes und durch die Menge blutsaugender, schleichender und hüpfender Insekten sehr beunruhigtes Nachtlager auf Binsenmatten darbot. Mit dem anbrechenden Tage erblickte man jenseit des pegaseischen, vom kleinen Phyrites durchströmten Sees eine Gegend von seltener Schönheit. Das herrliche Thal des schilf- und schwänereichen, langsam fließenden Kaystros, zur Rechten vom Kalkgebirge des Mimas begrenzt, führt zu dem pyramidalen Hügel, dessen Gipfel von dem Castell des alten und des neuen Ephesus gekrönt wird, und an dessen Abhange das von Turkmanen bewohnte Ajasaluk sich anlehnt, einst eine Vorstadt des griechisch-römischen Ephesus und wahrscheinlich die Wohnstätte der apostolischen Christengemeinde. An der westlichen Seite des Hügels liegt, nach der Sage der griechischen Kirche, das Grab des heiligen Timotheus, der als Bischof der ephesinischen Gemeinde dort den Märtyrertod erlitt; in der Johanniskirche das Grab des Apostels, des Lieblingsjüngers, der vor und nach seiner Verbannung auf Patmos längere Zeit hier weilte, mit ihm vielleicht Maria, die der göttliche Meister sterbend seiner kindlichen Obhut vertraut hatte, und am Abhange eines nachbarlichen Hügels das Grab der Maria Magdalena. Dort am Hügel von Ajasaluk, wo jetzt eine verödete große Moschee hervortritt, stand wahrscheinlich die prachtvolle von Justinian erbaute Kirche des heiligen Johannes und nicht fern davon vielleicht der berühmte Tempel der Diana von Ephesus, dessen Säulen und Werkstücke wahrscheinlich zu neuern Gebäuden nah und fern verwendet worden sind. Der Liebesgeist, den Johannes der ephesinischen Gemeinde eingehaucht hatte, war längst entflohen, als im ersten Zehend des 14. Jahrhunderts die Macht der Osmanen hereinbrach, deren Zerstörungswuth ein Jahrhundert später der Khan der Tataren Timur-Tamerlan noch übertraf. Nur noch wenige Christenfamilien leben zerstreut unter den weiten Ruinen von Ephesus. Die Reisenden, welche die Stätte der alten und der neuen Stadt umwandelten, genossen einen köstlichen Abend in Ajasaluk und erreichten um Mitternacht im hellen Mondschein wieder Jeni-köi, am Abend des folgenden Tages Budscha.

An die paradiesisch schönen Gefilde des Hermosthales grenzt weiterhin das Gebiet des lydischen Brachfeldes (Katakekaumene) mit seinen erloschenen Vulkanen; so sind die

Schreckniſſe und die Lieblichkeiten der Natur einander nahe geſtellt. Aber auch das reizende Thal ſelbſt ward bald durch Erdbeben, bald durch blutige Kriege verwüſtet. Unter dieſen mannichfachen Stürmen hat die Gemeinde von Pergamus, die noch heute, wenn auch nur aus 250 Seelen beſteht, das Zeugniß beſtätigt, welches in dem an ihren Engel (Biſchof) gerichteten Sendſchreiben (in der Offenbarung Johannis) über ſie ausgeſprochen iſt. Thyatira, oſtwärts von Pergamus, im nördlichen Gebiete des alten Lydiens, hegt auch noch neben Trümmern alter Herrlichkeit eine Chriſtengemeinde, zahlreicher als jene, und der Segen ihrer erſten Werke in Glauben, Liebe, Geduld und lebendigem Eifer, welche das vierte prophetiſche Sendſchreiben rühmt, iſt nicht ganz von ihr gewichen.

Ein heftiger Herbſtregen hatte das dürre Erdreich erfriſcht und die Luft abgekühlt, als unſere Pilger eine Wallfahrt nach Magneſia und Sardis antraten (am 27. Oct.). Aus der fruchtbaren Ebene von Smyrna zieht ſich der mit dem ſogenannten Probir- oder lydiſchen Steine bedeckte Weg eine bedeutende Anhöhe hinan, die eine köſtliche Ausſicht darbietet. Von dort, und noch klarer von der angrenzenden Ebene aus, erblickt man zwiſchen Baumgärten und Cypreſſenhainen Magneſia mit ſeinen 32 hohen und prächtigen Minarets, eine der ſchönſten und ſtattlichſten Städte Kleinaſiens. Im Palaſte des eben abweſenden, aber durch den Biſchof von Hierapolis vertretenen griechiſchen Erzbiſchofs fand man gaſtliche Aufnahme. Die ſchöne Stadt, am Fuße des hohen Sipylos gelegen, ſoll 9000 Häuſer, von denen 800 den Griechen, 360 den Armeniern, 100 den Juden angehören, und 80,000 Einwohner enthalten. Am Abhange eines der Vorberge, auf welchem die alte Akropolis lag, finden ſich die bedeutendſten Überreſte aus der älteſten chriſtlichen Zeit, beſonders die längſt in eine Moſchee verwandelte Kirche. Nahe dabei blüht eine wohleingerichtete chriſtliche Schule, ein noch herzerfreulicherer Anblick als die prächtigen Tulpengärten, die im Frühling die Stadt ſchmücken. Das Grab des Themiſtokles, des verbannten Atheners, dem der Perſerkönig Artaxerxes Magneſia ſammt Lampſakus und Myus zum Ruheſitz verliehen, in welchem er ſtarb, wird nicht mehr gefunden; aber der Sieg, den Cornelius Scipio, der Bruder des Afrikaners, hier über Antiochus' Heer gewann, lebt noch im Gedächtniß der ſpätern Geſchlechter, dauernder als die Prachtgebäude, welche die Sultane Murad II. und III. hier errichteten. Um Magneſia her üppige Baumwollenfelder und Gemüſegärten, in denen beſonders die Fülle der ſüßeſten und aromatiſchſten Melonen und der Honigkürbis ſich auszeichnet.

Die fruchtbare Thalgegend, die am Sipylos und weiterhin am Tmolos ſich hinzieht, hat treffliches Weideland. Es war ein ſchöner Nachmittag, da man durch das grünende Gefilde hinzog; gegen Abend ward Kaſſabah, ein anſehnlicher Flecken, erreicht, wo der Pachter des Erzbiſchofs gaſtfreundlich reiche Erquickung und bequemes Nachtlager darbot. Kaum begann es zu tagen, als man weiter zog, vorüber an ſeltſam geformten Sandſteingruppen, an einem türkiſchen Todtenacker, der allein noch Kunde von längſt untergegangenen Wohnſitzen gibt, deren Inſaſſen dort ruhen, dann an ältern Grabmälern der heidniſchen Lydier und dem rieſenhaften Grabeshügel des Alyattes, des Vaters des Kröſus. Armenier kamen mit ſchwerbeladenen Kameelen entgegen, ſpäter wandernde Turkmanen, die mit ihren ſchönen Ziegenheerden im Frühling und Herbſt das Thal des Hermos durchziehen und in den Wintermonaten an den wärmern Küſtengegenden Weide für die Heerden ſuchen, welche wie in der patriarchaliſchen Zeit der einzige Reichthum dieſer Nomaden ſind. Der bedeutungsvolle See von Gygäa, der Koloeſee, ein Abbild des ägyptiſchen Möriſees, umgeben von Grabmälern der lydiſchen Herrſcher und Helden, ward nur flüchtig berührt, weiterhin der majeſtätiſche Tmolos, deſſen Gipfel mit Schnee, die Abhänge mit friſchem Grün bedeckt waren, und an deſſen Fuße die fruchtbare Ebene von Sardis, das Ziel dieſer Wanderung, begrüßt. Auf ſchroffem Sandſteinfelſen thront die impoſante Ruine der Akropolis der alten Herrſcherſtadt Lydiens; nicht fern davon in der Ebene ein verfallenes mächtiges Bauwerk, wahrſcheinlich die Gerusia, einſt Kröſus' Herrſcherhaus, in deſſen verödeten Hallen, aus rieſenhaften Werkſtücken erbaut, der Tritt des Wanderers dumpf widertönte.

Auf großen Steinen im Bette des Paktolos ſchreitet man trockenen Fußes über den jetzt kleinen Fluß zu dem von Tiberius erneuten römiſchen und byzantiniſchen Sardis. An den Hütten der Turkmanen, dann an den ſchwarzen Zelten einer Jurukenhorde hin, gelangt man zu den Trümmern des römiſchen Theaters und des mit ihm verbundenen Stadiums, jetzt von Erdbeben zerriſſen, mit Schutt und Graus, mit wucherndem Unkraut und häßlichen verwilderten Hunden bedeckt. Am öſtlichen ſchleichenden Nebenfluſſe des Paktolos liegen die Reſte der beiden chriſtlichen Kirchen, der Maria und dem St.-Johannes geweiht, erbaut aus den Marmorblöcken, Säulenfragmenten und Tafeln alter Heidentempel und Paläſte, die einzigen Reſte des chriſtlichen Sardis, an welchem die Drohung des prophetiſchen Sendſchreibens furchtbar erfüllt iſt. Nur noch zwei Chriſten ſind von der einſt blühenden Gemeinde überblieben.

Nach kurzer Ruhe am heißen Mittage wurden die Ruinen des alten Cybeletempels beſucht, deſſen zwei noch ſtehende wunderſchöne Säulen vom reinſten weißen Marmor — die andern ſind durch Erdbeben und türkiſche Barbarei zertrümmert — wahrſcheinlich gleichzeitig mit dem alten von Heroſtratus verheerten Dianentempel von Epheſus ſind. Auf den Marmorſtufen dieſes Cybeletempels mußten wol die Stimmen vergangener Zeiten mächtig wach in der Bruſt unſerer geſchichtskundigen Reiſenden werden, und wie Solon der Weiſe den mächtigen Herrſcher von Sardis, der ſich für den Glücklichſten, weil Reichſten aller Sterblichen hielt, ermahnte, vor Allem das Ende zu bedenken, ſo bezeugte ringsum das Bild der Zerſtörung das Ende aller irdiſchen Herrlichkeit.

Ein drohendes Regenwetter trieb zur eilenden Rückkehr nach der gaſtlichen Pächterwohnung in Kaſſabah, die am Abend glücklich erreicht ward und auch am folgen-

den Tage, einem Sonntage, während der Regen gewaltig herabströmte, eine sichere, wenn auch nicht ganz trockene Zuflucht gewährte. Hier theilte Jetter, der treue Gastfreund aus Budscha, welcher die Reisenden nach Sardis begleitete, Kunde von Philadelphia mit, der siebenten apokalyptischen Gemeinde, die man sowie Pergamus und Thyatira nicht selbst besuchen konnte. Nicht nur lebt das ungetheilteste Lob, welches ihr wie der Gemeinde von Smyrna die prophetische Stimme ertheilt, im Gedächtniß der Nachwelt fort, auch die Verheißung, die sie empfing, erfüllt sich noch immer. Zwar besteht die Gemeinde nur noch aus etwa 50 Familien griechischer, fast nur türkischredender, doch treuer Christen; aber sie besteht doch noch als die letzte einsame Warte des Christenthums im feindlichen Lande, wunderbar errettet aus den Stürmen, die Alles umher verwüsteten.

Noch einmal nahm der erzbischöfliche Palast in Magnesia die Reisenden gastfreundlich auf. Schubert ward auch dem Oglu-Bei, einem der reichsten Fürsten Natoliens, vorgestellt und zu dem Kadi des Orts berufen, bei dem er Zeuge des einfachen und raschen Verfahrens türkischer Rechtspflege war. Der Weg über das Gebirge nach Budscha, zum Theil durch einen Wald von Granatbäumen, war nicht unbeschwerlich, aber reich an herrlichen Ansichten.

Nach Smyrna zurückkehrend, gedenkt der Verf. dankbar der vielen und mannichfachen Beweise von Theilnahme und Wohlwollen, die ihm und seinen Gefährten dort zu Theil geworden. Die naturgeschichtlichen Notizen, die er anschließt, müssen wir hier übergehen und erwähnen nur, daß nicht so lieblich wie die Feigen und Rosinen von Smyrna, vielmehr fast ungenießbar, der dortige Wein befunden ward.

Man rüstete sich nun zur Seefahrt nach Alexandrien. Mehre Schiffsgelegenheiten waren zum Glück für die Reisenden versäumt worden; denn jene alle hatten unterwegs Pestanfälle erlitten. Endlich bot ein türkisches Schiff, von einem griechischen Capitain geführt, sich dar. Es war fast zu dicht mit moslemischen Pilgern, Hadschis, 134 an der Zahl, befrachtet, die über Kairo nach Mekka wallfahrteten und großentheils aus Gegenden kamen, in denen die Pest wüthete. Um so weniger war das enge Beisammenwohnen mit ihnen unbedenklich. Aber man befahl sich der Obhut des Herrn, „der im Meere Weg und in starken Wassern Bahn macht", und bestieg wohlversehen mit allen Vorräthen zu einer vielleicht zwanzigtägigen Fahrt das Schiff „zur Sonne" am 5. November, sogleich in der gemietheten Kajüte erträglich sich einrichtend.

Mit günstigem Winde ging das Schiff in der ersten Frühe des nächsten Tages unter Segel, und schon vor Sonnenuntergang war die erythräische Halbinsel umschifft. Indeß hatte man mit den zahlreichen Schiffsgefährten Bekanntschaft gemacht, die zum Theil in breternen, kastenähnlichen Hütten auf dem Verdeck, dessen übrigen Raum die Hadschis einnahmen, sodaß nur ein schmaler Weg für das Schiffsvolk übrig blieb, ihr Unterkommen fanden. Es gehörte die träge Unbeweglichkeit der Türken dazu, so viele Menschen in so engem Raume zu beherbergen.

Am nächsten Morgen hoffte man bei Patmos zu ankern; in fünf Tagen, meinten Einige, könne man im Hafen von Alexandrien einlaufen. Aber am Morgen lag das Schiff in einer engen Meeresbucht zwischen felsigen Inseln, die zu der südlichsten der Gruppe der Spalmaderen (Spermateren) gehören, noch fern von Patmos vor Anker. Der Wind hatte sich umgesetzt und war ganz ungünstig geworden. Der Verf. fuhr mit seinen jungen Gefährten hinüber nach dem kleinen westlichen Eiland, das keine Bewohner, aber gutes Quellwasser hat und nur aus einem Berge besteht, der auf der Westseite, Chios gegenüber, hohe, jähe Felsenwände bildet. Den Naturforschern bot sich hier Stoff genug zu Beobachtungen dar.

Die Nacht auf dem Schiffe wäre ruhiger gewesen, wenn die Mekkapilgrime nicht selbst den Schlaf unterbrochen hätten, um ihre Eßlust zu befriedigen. Da das Schiff sich noch nicht hinauswagte in die stürmische See, besuchte man am folgenden Tage die größere, östliche Insel, von deren Höhe herab die Bucht von Tschesme erblickt wird, erinnernd an die Schreckensnacht des 5. Juli 1770, wo der russische Admiral Orloff mit Lord Elphinstone die türkische Flotte verbrannte, die ans Ufer geflüchteten Türken aber ein entsetzliches Blutbad unter den wehrlosen Griechen anrichteten.

Auch am dritten Tage, da das Schiff noch immer still lag, ward das kleinere Eiland wieder besucht und die Sorge um die Seefahrt in der vorgerückten Jahreszeit durch ernste Betrachtung sowie durch den Hinblick nach dem vor Augen liegenden lieblichen Chios verscheucht. Endlich am 10. November lichtete das Schiff die Anker, und mit Sonnenaufgang blickte man in das ganz nahe Chios, das als das Paradies der griechisch-asiatischen Inseln gepriesen wird, in das Dickicht seiner Granat-, Orangen-, Öl- und Mastixbäume sehnsüchtig hinein. Nachmittags segelte man an dem mit dem Cercetiusberge gekrönten, herrlichen Samos vorüber, das nicht mehr wie einst, da Polykrates es beherrschte, vor allen griechischen Inseln und Städten reich und mächtig ist, aber die Fülle des köstlichsten Weins hervorbringt. In den Abendstunden erblickte man zur Rechten Ikaria und hoffte nun bald das ersehnte Patmos zu erreichen, mußte aber, da in der Nacht sich Sturmwind erhob, der die Fahrt durch die nahen Klippen und Riffe gefährlich machte, den Capitain von seinem Versprechen, dort anzulanden, entbinden. Am folgenden Vormittage, als der Sturm sich gelegt und der Wind günstig war, erblickte man zur Linken die Insel Leros, am Nachmittag das honigreiche Kalymna (Kolmona), am Abend das schöne Kos, das Vaterland des Apelles und des Hippokrates. Am andern Morgen, da der Wind sich wieder umgesetzt, schwebte man noch immer südöstlich von Kos und schaute hinüber nach dem Gebirge bei Halikarnaß, der Heimat des Vaters der Geschichte, Herodot's, nach Knidos, der Geburtsstätte des Praxiteles und des Sostrates, des Erbauers des Pharus von Alexandrien, und nach Nisyros. In der Nacht hatte ein schwacher

Wind das Schiff vorwärts getrieben, und Sonntag am 13. Nov. erblickte man ganz nahe Rhodus im Glanze der aufgehenden Sonne. In einer Stunde hoffte man in den Hafen einzulaufen; aber plötzlich eintretende Windstille stellte den ganzen Tag über die Geduld auf eine schwere Probe, und als am Abend der Südostwind das Schiff weiter von Rhodus auf die gestrige Bahn zurücktrieb, wollten Zweifel und Ungeduld überhandnehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Rumohr und Raumer.

In seiner neuesten Schrift, der „Reise nach der Lombardei" ꝛc., wirft C. F. v. Rumohr dem F. v. Raumer vor: daß er über die Thatsachen hinwegsehe, oder sie gewaltsam unter vorgefaßte Begriffe bringe, mögen sie auch hineinpassen oder nicht u. s. w. Seine Vorschläge überstiegen die kühnsten Richtungen der französischen Revolution, welche bekanntlich zwar einen großen Theil der Besitzer von Haus und Hof getrieben, aber die Idee des Grundbesitzes selbst stets unangetastet gelassen habe u. s. w. Damit hange zusammen eine Vorliebe für den Zustand der, von Grundbesitz und Ackerbau abgewandten Juden, oder der Wunsch, den Freibeuterstaat der Sueven und sonstiger germanischer Vagabunden wiederherzustellen.

Wenn ein Mann, von dem es heißt: er sei Meister der Geschichtsforschung, erster Kunstkenner (sodaß er auf einem Bilde den Zeichner des Schwalbennestes von dem der Schwalbe zu unterscheiden versteht), eingeweiht in die Geheimnisse der Staatsweisheit und Staatsverwaltung, Chorführer unter den Dichtern und Köchen; wenn ein solcher, fünf große Mächte in sich vereinigender Mann wie ein Koloß die enge Welt beschreitet, so kann er mit den kleinen Leuten, die zwischen seinen Füßen wandeln, nicht viel Umstände machen. Vielmehr müssen Diejenigen sich bedanken, welche durch einige Stöße (wie der treffliche Burger) auf den rechten Weg gewiesen werden; und wenn Raumer an ähnlicher Behandlung Todes verbleicht und der Verdammniß anheimfällt, so liegt die Schuld lediglich an seiner schlechten, schwächlichen Constitution.

Während Hr. v. Rumohr äußerst empfindlich ist, daß Recensenten seiner frühern Schriften der Meinung waren, die Ansichten eines Barons wären ihm geläufiger als die eines Bauern, trägt er keine Scheu von seiner Wolkenkuckucksburg hinab hic niger est auszurufen und seinen Gegner noch über Marat, Hebert und Robespierre hinaufzusetzen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Sachen selbst näher einzugehen; wer jedoch wissen will, was Raumer über die in Frage stehenden Punkte gesagt hat, lese „England im J. 1835", Th. 1, S. 570, 592 und Th. 2, S. 404. Er wird finden, in welchem Sinne Raumer den Grund und Boden als die Maschine betrachtet, mit welcher der Landmann arbeitet, und warum sich der Ertrag beim Verpachtungssystem nothwendig zwischen Verpächter und Pächter theilen muß. Er wird finden, daß Raumer jedem Landmann Landeigenthum und feste Ansiedelung, also buchstäblich und ausdrücklich das Gegentheil von dem Vagabundiren herbeiwünscht, welches man Juden und Irländern aufgezwungen hat. Es wird sich ergeben, daß er nicht blos das übertriebene Mobilisiren des Grundes und Bodens, sondern auch der ihn bebauenden Menschen verwirft. Was Raumer Th. 2, S. 405 fg., zur Rechtfertigung seiner Ansichten sagt, hat Rumohr gar nicht gelesen, oder doch gewiß nicht berücksichtigt oder widerlegt. Eine große Zahl der reichsten irischen Gutsbesitzer sprach sich dagegen bald nach Erscheinen des Raumer'schen Buches öffentlich dafür aus, man müsse das verderbliche System der dortigen Verpachtungen (welches wesentlich von den englischen verschieden ist) aufgeben, den unglücklichen Pächtern und Inhabern größere und dauerndere Rechte bewilligen und sie zu Eigenthümern erziehen und erheben.

Warum sucht aber Hr. v. Rumohr nur F. v. Raumer an den Pranger zu stellen? Warum bezeichnet er nicht vielmehr die Könige von Preußen als Revolutionnaire der ärgsten Art? Denn Raumer hat gar nicht leichtsinnig über die Thatsachen hinweggesehen, sondern (wie er in jenen Stellen seines Buches ausdrücklich sagt) nur die Theorie und Praxis der großen preußischen Herrscher angepriesen, welche den Auskauf der Bauern verboten, die Separationen beförderten, die Dienstaushebungen erlaubten, die Unterthänigkeit aufhoben, das Eigenthum verliehen. Das hat nicht blos dem Volke neues Leben und doppelte Vaterlandsliebe gegeben, sondern auch dem thätigen großen Eigenthümer und dem Adel genutzt und ihn in eine gesundere und natürlichere Stellung gebracht.

Schriftstellerische und gesellige Verhältnisse haben Hrn. v. Rumohr sehr weislich abgehalten, bei seinen Demonstrationen die abschreckenden Beispiele von unsern Königen herzunehmen; er dachte: fiat experimentum in corpore vili; so lassen sich die eigenen Meinungen besser einschmuggeln. Und worauf laufen diese denn hinaus? Zuvörderst z. B. daß der Bauer in manchem Theile des Jahres wenig arbeite. Wäre er denn etwa besser daran, wenn er Jahr ein, Jahr aus tagtäglich zwölf Stunden arbeiten müßte wie die Kinder in den englischen Fabriken? Hat Hr. v. Rumohr gar keinen Begriff von Dem, was Bequemlichkeit und dolce far niente sei? Ist diese Ruhe dem Landmanne, dem Bürger, dem Gelehrten, ist sans souci den Königen nach gethaner Arbeit nicht zu gönnen? Ob aber im Hintergrunde jenes Tadels der Unthätigkeit des Landmanns nicht die heimliche Sehnsucht nach ungemessenen Leistungen, Zwangsdienst, Knechts- und Sklavenwirthschaft liegt, wird Hr. v. Rumohr bei aufrichtiger Selbstprüfung wol entdecken.

Die alte Welt ging an den latifundiis und der Sklaverei zu Grunde; Hr. v. Rumohr zeigt uns als unausweichbares Ziel der heutigen europäischen Entwickelung latifundia und Knechte, Auskauf und Vertilgung aller freien Eigenthümer und Untergang des eigentlichen Volkes. Zugegeben, diese Thatsache sei wahr, diese Richtung so gewaltig und gefährlich, so ist es nicht an der Zeit, die Achseln zu zucken, die Hände in Unschuld zu waschen und die entgegentretenden Könige und Schriftsteller als Revolutionnaire zu bezeichnen; sondern Hand ans Werk zu legen, wie dies in verschiedener Art von den weisesten Gesetzgebern seit Moses und Lykurg bis König Friedrich Wilhelm III. geschehen ist. 86.

Notizen.

Ein Hr. Dumoulin, Ingenieur, hat über die Erdbeben in Chile eine Reihe von Beobachtungen angestellt und dem Hrn. Arago in Paris eingesandt, aus denen hervorgeht, daß sie keineswegs, wie man bisher gemeint hat, in einer Jahreszeit häufiger als in der andern vorkommen. Dagegen ist es unbestreitbar, daß diese Naturrevolutionen die Oberfläche des Bodens allmälig erhöhen. So z. B. konnte man den kleinen Fluß Tarbul, der noch 1834 bis 28 Leguas von Talcahuana für Briggs fahrbar war, nach dem Erdbeben von 1835 zu Fuß durchwaten, und man machte die allgemeine Bemerkung, daß in der ganzen Nachbarschaft die Strom- und Flußbetten eine merkliche Erhöhung erfahren hatten. In einem einzigen Jahre fand Capitain Costa, ein Walfischfänger, den Seegrund bei der Insel Santa Maria um 9 Fuß erhöht, und Felsen, die selbst zur Zeit der Ebbe nicht unbedeckt gewesen waren, ragten aus dem Wasser heraus und wurden auch zur Zeit der höchsten Flut von diesem nicht überströmt.

Nach Bent's „Monthly literary advertiser" für 1838 sind in diesem Jahre in England 1550 neue Werke in 1850 Bänden erschienen, die neuen Auflagen, Flug- und periodischen Schriften nicht mitgerechnet. Das Jahr 1838 hat 170 neue Bücher mehr als das Jahr 1837 hervorgebracht, in welchem nur 1380 herauskamen. 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 90. — 31. März 1839.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von G. H. v. Schubert. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Am 14. November beleuchtete die aufgehende Sonne das schroffe, wilde, mit unzähligen Zacken und vorragenden Felsenspitzen bedeckte Kalkgebirge von Symi, in dessen Hafen die nachsichtigen Quarantainebeamten den wenigen Franken, aber keinem der türkischen Reisegefährten zu landen, doch nicht die Stadt zu betreten oder den Bewohnern zu nahen gestatteten. Hier war drei Tage lang Rast und Erholung vergönnt. Früher den Johannitern von Rhodus unterthan und, als diese 1522 dem Sultan Soleiman dem Großen weichen mußten, den Osmanen anheimfallend, wird die Insel noch jetzt fast ausschließlich von griechischen Christen bewohnt, welche die berühmtesten Taucher und Schwimmfischer des Mittelmeeres sind und darin sowol als im Anbau des Safrans, für den jede Handbreite des Erdreichs dem Felsen abgewonnen wird, ihren Haupterwerb finden. Beschwerlich und mühsam war das Hinansteigen an das Felsenufer und die Wanderung an demselben hin, aber belohnend für die Naturforscher, die am Abend zum Schiff zurückkehrten und am Morgen wieder ans Land stiegen, worüber die Hadschis eifersüchtig grollten. Endlich wurden die Anker wieder gelichtet, aber bald von Windstille, bald von widrigem Winde gehemmt, hielt sich das Schiff in der Nähe von Symi einen ganzen Tag vor der bergigen Landspitze von Loryma, worauf ein gewaltiger Sturm die Plage der Seekrankheit erneute, bei den Hadschis um so heftiger und widerwärtiger, da sie, so oft das Übel ein wenig nachließ, den Magen mit ihrem geknoblauchten Pillau überfüllten. Da sie ihre Öfchen oder Handküchen in den untern Schiffsraum mitzunehmen sich nicht hindern ließen, hatte eine derselben die Binsenmatten und Teppiche in Brand gesteckt; nur der Entschlossenheit und Thätigkeit des Capitains und der griechischen Matrosen gelang es, das Feuer, welches Gefahr drohte, zu löschen, während die an Zahl überlegenen Türken sich beeilten, zu ihrer Rettung das Boot auszusetzen.

Endlich Sonnabend am 19. November, eine Stunde vor Mitternacht, ward im Hafen von Rhodus Anker geworfen, und der Anblick der schönen Insel erquickte am folgenden Morgen Leib und Seele, die während des fast fünftägigen Verweilens auf dieser Zufluchtsstätte zu neuer Kraft für die gefahrvolle Weiterreise genasen. Die Quarantainebeamten hemmten zwar die Schritte der Landenden, die froh waren, den festen Boden des erhaben schönen Eilandes zu betreten; doch waren jene so nachsichtig wie möglich, gestatteten den Franken sogar, obwol unter Aufsicht, der Stadt zu nahen, und nach drei Tagen ward die Quarantaine für alle Schiffsbewohner aufgehoben. Der Verf. gedenkt der ältern Geschichte der Insel, und insbesondere der Telchinen, jener kunstgewandten Meister in Erz, welche ihren Statuen auch durch eingegrabene magische Sprüche eine mysteriöse Bedeutung mittheilten und den schöpferischen Geist entzündeten, der gegen Ende des peloponnesischen Krieges die drei ältern Städte der Insel in eine kolossale und herrliche Hauptstadt vereinte und diese mit mehren Tausend Statuen schmückte. Von dem hohen Sonnenkoloß, der vom J. 282 vor Christi Geburt an nur 56 Jahre den Eingang des innern Hafens krönte, dann aber durch ein Erdbeben umgestürzt ward, ist keine Spur mehr vorhanden, da die erobernden Araber im 7. Jahrhunderte nach Christi Geburt die Reste, deren Erzmasse noch 9000 Centner lastete, hinwegführten. Die Hallen des alten Rhodus, in denen die herrlichsten Werke des Apelles und Zeuris prangten, sind verödet; die Johanneskirche ist halb, die Allerheiligenkirche ganz in eine Moschee verwandelt; aber überall erneut sich unter dem Graus der Verwüstung das Gedächtniß der griechischen, der römischen und der spätern christlich-ritterlichen Herrschaft. Die feste und heldenmüthig vertheidigte Stadt hatte den Mauerbrechern des Städtebezwingers Demetrius, später — als der Großmeister der Johanniter, Foulques von Villaret, aus Akre vertrieben, 1411 den Orden in den Besitz der Insel gesetzt und dessen Nachfolger Heliode Villeneuve sowie nach ihm der in Schiller's Lied vom Kampf mit dem Drachen (dessen Kopf noch im 17. Jahrhundert am Hauptthore befestigt war) gefeierte Dieudonné de Gozon die Stadt stark befestigt hatte — 1444 dem Heere des ägyptischen Sultans in zweiundvierzigtägiger Belagerung und 1480 der weit überlegenen Macht Mohammed's II. siegreich widerstanden; aber unter dem greisen Großmeister Villiers de l'Isle Adams, als Suleiman der Große mit 100,000 sieggewohnten Streitern 1522 am Johannistage gelandet, mußte nach tapferer Vertheidigung am 20. De-

cember die Feste dem Feinde übergeben werden, nachdem alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren. In der Ritterstraße erblickt man wehmüthig noch an den verödeten Palästen die Wappen der edeln Geschlechter, deren Söhne unter dem Panier des Kreuzes wider den Halbmond der Osmanen kämpften.

Die Kirche der Franciscaner und eine andere, „Liebeinsam" genannt, die St.-Elmoburg, der Johannesthurm, die öffentlichen Plätze und Straßen und die reizenden Umgebungen der Stadt wurden von unsern Reisenden unter freundlicher Obhut des östreichischen und russischen Consuls durchwandelt, und die Winterflora der schönen Insel bot noch manches Anziehende dar, mehr noch die Beobachtung der bunten Felsgeschiebe der Küste. Ein gewaltiger Seesturm gewährte, vom Lande aus gesehen, einen erhabenen Anblick, und die Locanda della Luna bot unter dem nachfolgenden heftigen Gewitterregen eine, wenn auch nicht bequeme, doch sichere Zuflucht. Aber das Unwetter und die gleichzeitig eingehende Nachricht vom Ausbruche der Pest in Alexandrien erregte neue Sorge. Der Himmel erheiterte sich am Nachmittage wieder, wie denn auf dieser Insel des Sonnengottes selten ein Tag vergeht, an welchem seine mächtigen Strahlen nicht auch die dichtesten Wolken durchbrechen. Aristophanes, der auf dieser Insel geboren ward, scheint seine heitere, lachende Laune von dem Himmel seines schönen Vaterlandes empfangen zu haben.

Am 24. November hatte sich ein günstiger Wind erhoben, der besonders in dieser Jahreszeit schnell benutzt werden mußte, wozu auch der Capitain bereit war, obwol die Hadschis mit dem Untercapitain lieber noch den folgenden Tag im bequemen Kaffeehause verweilt hätten. Bald nach Mittag wurden die Anker gelichtet, und nach kurzem Kampfe mit den Wogen des Hafens, unter dem bei jeder anstrengenden Arbeit oder Gefahr sich erneuenden Rufe der griechischen Matrosen: „Kyrie Eleison!" schwellte der günstige Wind die Segel auf dem offenen Meere. Mehre Stunden lang steuerte das Schiff an der Küste von Rhodus hin. Bald erhob sich wieder Regenwetter und Sturm; aber er trieb dem Ziele zu, und am 27. November Nachmittags legte sich das Schiff im äußern Hafen von Alexandria vor Anker.

Da lag nun das alte, nie alternde Land der Pharaonen und Ptolemäer, das Land des beständigen Grünens und Blühens mit seinen dichtgedrängten Palmenwäldern und kolossalen Denkmälern, und die Stadt, die unter dem mannichfachsten Wechsel und Wandel nie ihre Bedeutung verloren hat, zunächst die neue Straße, an deren ansehnlichen Gebäuden, den Wohnungen der Generalconsuln, auf hohen Mastbäumen die Flaggen der Nationen des Westens vor den Augen der Reisenden wehen. Aber ehe sie des Anblicks recht froh werden konnten, mußten sie eine vierundzwanzigtägige Quarantaine bestehen. Es war ihnen vergönnt, diese Prüfungszeit auf dem Schiffe zu verleben; denn in den Gebäuden des Quarantainehauses wüthete die Pest. Als die Menge der Hadschis endlich ausgeschifft und unter Sanitätsobhut gestellt war, durfte das Schiff in dem innern, ruhigern und sicherern Hafen anlegen, und da es gereinigt worden, bot es einen geräumigen und erträglichen Aufenthalt dar. Die Generalconsuln, an welche Schubert empfohlen war, vornehmlich der dänische, Hr. v. Dumreicher, nahmen sich seiner und der Gefährten mit zuvorkommender und aufopfernder Theilnahme an, und mehre wackere Landsleute erleichterten ihnen die Quarantainepein, während welcher die herrliche Beleuchtung der Flotte, der Gebäude und Minarets der Stadt beim Beginn des Ramadans ein kurzes, anmuthiges Intermezzo bildete, die Geduld der sehnsüchtig vorwärtsstrebenden Pilger aber auf eine lange Probe gestellt ward.

Endlich am 20. December war die Quarantainezeit abgelaufen, und von freundlichen Landsleuten geleitet, ging man durch die Straßen der ältern türkischen Stadt zum Frankenquartier, wo in einem europäisch eingerichteten Gasthause bequeme Aufnahme sich darbot. Die nächste Aufgabe war, in dem weiten Alexandrien nach seinem alten und neuen Umfange sich zu orientiren. Anhaltspunkte bieten die Nadeln der Kleopatra dar, jene herrlichen, mit Hieroglyphen bedeckten Obelisken, von denen nur der eine noch steht, der andere aber wenigstens von Schutt befreit ist und zu Tage liegt; ferner die felsigen Vorgebirge Lochias und Pharos, die Säule des Pompejus und die Katakomben. Bei den Obelisken war die Ostseite des Stadtviertels der Königspaläste, Bruchion genannt, das fast ein Drittheil der auf drei Stunden im Umfange ausgedehnten Stadt einnahm. Mitten in diesem Bezirke der mit Gartenanlagen umgebenen Paläste stand das berühmte Museum, welches durch seine Säulenhalle mit Marmorsitzen, durch seinen großen Saal und durch die von der Munificenz der Ptolemäer zur täglichen Bewirthung der hier zusammenberufenen Gelehrten bestimmten Speisezimmer das einmüthige Zusammenwirken der Geister zum gemeinsamen Zweck höherer Bildung befördern sollte. Daß hier nicht vergebens gesucht, geforscht, gestrebt ward, das bezeugen Eratosthenes von Cyrene, Euklid und Aristarch, Erasistratos und Hipparch, auch Appian und Herodian, welche den Ruf der alexandrinischen Wissenschaft und Gelehrsamkeit weithin verbreiteten. Nicht unwahrscheinlich gehörten die großen und prächtigen rothen Granitsäulen, welche man am Ende der schönen neuen Straße unfern dem Frankenquartier noch aufrechtstehend in bedeutender Tiefe fand, als der griechische Generalconsul den Grund zu einem Palaste graben ließ, jenem Museum an.

Das Heptastadion — ein sieben Stadien langer Damm, welcher den Hafen in zwei große Becken trennte und durch zwei nun längst verschüttete Öffnungen unterbrochen ward, über welche von hohen Säulen getragene Brücken so hoch sich spannten, daß die Schiffe unter ihnen hindurchfahren konnten — ist jetzt in die 5—6000 Schritte breite, durch Schuttmassen und Anschwemmungen des Meeres erweiterte Landzunge verwandelt, auf welcher die dermalige Stadt der Türken erbaut ward. Nach Südwesten zog sich die Nekropolis, Gräbervorstadt, zwischen dem Meere und dem jetzt wieder versumpften Moreotissee bis zu dem sogenannten Bade der Kleopatra und den angrenzenden Grabgewölben,

die eine unterirdische Stadt, zum Theil mit domartigen, in den Felsen gehauenen Wölbungen, von Säulen getragen, bilden.

Die Pompejussäule, deren riesenhafter Schaft bei einem Durchmesser von 8 Fuß und einer Höhe von 68 Fuß aus einem einzigen Stück rothen ägyptischen Granits gehauen ist, ruht mit seinem Fußgestell auf Steinen, die mit Hieroglyphen beschrieben sind; 98½ pariser Fuß hoch, wird diese Säule weithin gesehen. Im Süden von den Nadeln der Kleopatra deuten noch jetzt einzelne mächtige Trümmer die Stätte an, wo das Gymnasium stand, dessen mehr denn 60 Fuß lange Säulenhallen von den Ptolemäern mit Marmorsäulen geschmückt waren. Ostwärts von dieser Stätte, vor dem Kanopusthore lag der große Circus, auf dessen Boden jetzt armselige Hütten der Araber stehen.

Die Baustelle des berühmten Serapistempels, von dem der ganze umgrenzende Stadtbezirk den Namen Serapeion erhielt, ist nicht mehr zu bezeichnen. Dort stand die weltberühmte alexandrinische Bibliothek, die neben der im königlichen Palast aufbewahrten und zu Julius Cäsar's Zeit, als dieser die ägyptische Flotte verbrannte, ein Raub der Flammen geworden, sich gebildet und große Schätze alter Wissenschaft gesammelt hatte, 651 aber auf des Khalifen Omar Befehl zur Heizung der Bäder verwendet ward.

Viele Denkmäler des alten Alexandriens waren schon nach Rom und Byzanz entführt, als die Araber 651 die Stadt nach sechszehnmonatlicher Belagerung eroberten und verwüsteten. Doch standen im 12. Jahrhunderte noch viele großartige Monumente, und bis ins 13. blieb die Stadt, in deren Räumen die Sieger eine neue gebaut hatten, die erste an der afrikanischen Küste, blühend durch den Handel mit den drei Welttheilen, bis 1517 Selim, der Wüthrich, mit den Scharen seiner Henker und Mordbrenner die alte Herrlichkeit zerstörte. Das arme entartete, gedrückte Volk der Araber haust jetzt auf den Ruinen; aber im Frankenquartier fand man sich wie mitten in einer großen europäischen Stadt.

Zur Weihnachtszeit schien die Sonne so warm, daß man am Tage den Schatten der Palmen aufsuchte, oder im wohleingerichteten Bad sich erquickte, am Abend, der Kühle sich freuend, lustwandelte. Am Weihnachtsabend, der still, nach europäisch-christlicher Weise im Zimmer gefeiert ward, ersetzten Palmenzweige mit Wachslichtern die heimischen Tannenbäumchen.

Am 27. Dec. schieden unsere Reisenden von Alexandrien, um die Nilfahrt nach Kairo anzutreten. Am Abend segelte die wohleingerichtete Barke, die mehre bequeme Kajüten enthielt, ab, an Seilen gezogen von dem arabischen Schiffsvolk. Am Morgen bot sich den Augen eine liebliche Aussicht auf die grünenden Ufer dar; die Barke lag bis zum Abend still, günstigen Wind erwartend. Der Machmutskanal, von 25,000 Fellahs (ägyptischen Landleuten) gegraben und 1820 vollendet, führte dem Nil zu. Bei Adfu ward eine größere, nicht minder treffliche Barke bestiegen und die Zeit des Umladens zur Beschauung der reizenden Gegend benutzt, in der die kegelförmigen Hütten der armen ägyptischen Bauern unerfreulich hervortraten. Der Verf. schildert die Nilfahrt als die herrlichste und anmuthigste auf Erden, die Fahrt auf der Rhone und Etsch, auf dem Rhein und der Donau weit übertreffend. Die Waldungen der Palmen und der blühenden Mimosen, die weithin schattenden Stämme der Sykomoren, das Smaragdgrün der Saatfelder, der balsamische Duft, den jeder Windhauch aus den Orangenhainen und blühenden Feldern entgegenführte, der in den letzten Decembertagen schon erwachte Frühling, mit der großen wunderschönen Blüte des Baumwollenstrauchs, den Orangenbäumen mit reifen Früchten, den Palmen mit Datteln, und mehr noch die Erinnerung an das geistige Leben, das einst hier gewaltet, erfüllte die Seele mit Wohlgefallen und Entzücken. Der Nil war in sein Bette zurückgetreten, aber noch in voller Strömung, die zumal bei meist widerwärtigem Winde den Lauf der aufwärts steuernden Barke den gemächlichen Schritten eines lustwandelnden Wanderers gleich machte und Muße genug zum Umschauen und Beobachten gewährte.

Die Fahrt ward auch in der Nacht bei hellem Mondscheine fortgesetzt, und so war man, als die Morgensonne am 30. Dec. El Gudabi beleuchtete, unbemerkt, und es schmerzlich beklagend, an Sa el Habschar vorübergezogen, in dessen Nähe die Ruinen von Sais liegen, dessen Stätte man gern begrüßt hätte, obwol nur noch wallartige Hügel, die einen viereckigen Raum umschließen, von dem Tempel und dem Grabmal des Osiris übrig sind. So oft die Barke bei widrigem Winde gezogen werden mußte, stieg man aus und wandelte am Ufer hin, besah Schabur, durch die siegreiche Schlacht der Franzosen am 14. Juli 1798 bekannt, schritt über die verödete Stätte von Andropolis hin und unter den Baumpflanzungen von Salamum. Am letzten Tage des Jahres 1836 lag die Barke bei El Zayrah still, und am ersten des Jahres 1837, der durch das verheerende Erdbeben, welches auch im Nilthale Verheerungen anrichtete und in Kairo Häuser umstürzte, den Bewohnern Syriens und Palästinas ein Tag des Schreckens ward, hinderte der gleichzeitige Sturmwind die Fahrt. Aber die reizende Gegend ließ keinen Unmuth über das lange Verweilen aufkommen. Auch das Messer, welches ein nachschleichender Araber, der mit Andern die Orangenbäume beschnitt, über dem Haupt einer der beiden Reisegefährtinnen, die in der Wärme des Mittags im Schatten der Bäume sich erzingen, drohend schwang, als der laute Ruf der Andern ihn verscheuchte, hatte wol einen plötzlichen Schreck erzeugt, aber die Freude an den Reizen der Gegend nicht verkümmert. Am folgenden Morgen ward Nadir, noch vor Mittag Gazaieh erreicht, wo die Barke, wie mehre Nilschiffe, anhielt, um frische Lebensmittel zu kaufen. Dort wollte man den arabischen Diener Ibrahim, der die Reisenden als Koch begleitete, zum Soldaten pressen; aber das rüstige Schiffsvolk befreite ihn sammt den Vorräthen, die er angekauft hatte.

Man hatte an diesem Tage fast zehn Stunden zurückgelegt; aber in der Nacht und am Morgen des 3. Januars war die Fahrt wieder gehemmt. An der Westseite des Flusses zeigten sich nichts als Sandhügel; aber schon vor Sonnenaufgang erblickte man von einem Sandhügel am Ufer aus die Pyramiden, zuerst die beiden größern bei Ghizeh, dann die kleinern, und die aufgehende Sonne beleuchtete diese ältesten Wunder der Baukunst, welche schon Abraham und Moses schauten, deren Höhe Thales maß, deren Pracht Herodot bewunderte, in deren Nähe Joseph Fruchtspeicher errichtete und 18 Jahrhunderte später ein anderer Joseph, dem noch mehr vertraut war, eine Zufluchtsstätte fand. Im Angesichte dieses Zieles war der Stillstand des Fahrzeuges eine neue Geduldsprüfung. Desto rascher war die Fahrt am Nachmittag, aber unbequem, da der Westwind die Barke schief auf die Seite legte. Als sie, gegenüber von Emkabeh, in den Nilhafen von Kairo, in Bulak eingelaufen und im sichern Landungsplatz geborgen war, da stürzte der Regen, eine Seltenheit in dieser Gegend, strömend herab; aber die Kajüte gewährte einen, wenn auch feuchten, doch heitern Aufenthalt.

Am Morgen des 4. Januar war der Himmel wieder hell und rein; schon kamen, von dem vorausgesendeten Ibrahim benachrichtigt, Freunde und Landsleute den Reisenden entgegen; vor den Augen lag das große, mächtig ausgedehnte Kairo, mit seiner hohen Burg, seinen 300 Moscheen und, so sagt man, mehr denn 700 Thürmen. Unter dem Gewühl und Gedränge unzähliger Reiter und Fußgänger, Lastthiere und Treiber, im Angesicht der Pyramiden wanderte man zur Herrscherstadt des jetzigen Ägyptens.

So weit führt uns der erste Band dieser morgenländischen Reise, die noch viel Belehrung und Genuß verspricht. Die Fortsetzung wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen. F. A. Koethe.

Noch etwas über Gentz.*)

Daß Gentz Katholik geworden, wie kürzlich angeführt, ist unbegründet.

Die Nachricht von der Ermordung Kotzebue's versetzte Gentz in Todesangst; zunächst sah er sich nun dem Dolch geweiht. So im Innersten bedrängt, eröffnete er sein Herz in einem Briefe gefühlvollen Tones, sogar mit frommen Redensarten durchwirkt, an seinen Freund A. M. Dieser jubelte hoch auf und rief: „So hat dieser Mord die glücklichsten Folgen: Gentz wird zur Kirche zurückkehren.“ Es geschah nicht.

Gentz war wirklicher kaiserlicher Hofrath, soll aber nie im Staatsschema aufgeführt gestanden haben, weil Kaiser Franz seinen Namen mit der Äußerung strich: „Der ist kein Östreicher.“ Andere nicht geborene Östreicher ließ der Kaiser im Schema stehen. Diese Anekdote bedarf jedoch der Bestätigung.

Während eines freundschaftlichen Mittagmahles bei Gentz charakterisirte er in sehr heiterer Laune die Persönlichkeiten der auf dem wiener Congreß anwesenden Monarchen und sagte: „Der Unterrichtetste von allen war der K. v. O.; die Finanzwissenschaft hat er ganz approfondirt.“ Die unterzeichnete Nummer fragte: „Ohne Zweifel kennen Sie den Finanzzustand seines Staates?“ — „Genau; aber damit wird meine Ansicht nicht widerlegt, vielmehr bestätigt.“ Bekanntlich hatte auch Gentz die Finanzwissenschaft approfondirt, aber seine eigenen Finanzen waren meist wenig in Ordnung.

In Wien war Gentz durch alle Classen bis weit herunter sehr bekannt, was viel sagen will. Der Lohnbediente eines Reisenden betitelte diesen nach wiener Art Ew. Gnaden; alsbald aber erhöhte sichs zur Excellenz, als derselbe zu Gentz eingeladen wurde. 102.

*) Vgl. die Notiz in Nr. 50. sowie Nr. 73 d. Bl. D. Red.

Literarische Notizen.

Unter der Leitung des Hrn. Dumont-d'Urville, Schiffscapitains, erscheint: „Voyage pittoresque autour du monde“, ein allgemeines Résumé der Entdeckungsreisen von Magellan, Anson, Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook, Lapérouse, Bligh, Vancouver, Krusenstern, Kotzebue, Bellinghausen, Basil-Hall, Dumont-d'Urville ꝛc. Diese „Voyage pittoresque“ erscheint in zwei Bänden, geschmückt mit 600 Vignetten, nach Sainson's Zeichnungen von den besten Künstlern ausgeführt, mit sechs Karten und acht Portraits berühmter Seereisender. Jeden Sonnabend erscheint eine Lieferung von 2—3 Blättern Text und 4—6 Vignetten.

Das Kriegsministerium in Frankreich subscribirte auf 141 Exemplare (wovon für jedes der 141 französischen Cavalerie- und Infanterieregimenter eins bestimmt ist) der „Tableaux des guerres de la révolution de 1792 à 1815“. Dies Werk wird als ein unentbehrliches Handbuch für unterrichtete Militairpersonen und seiner Genauigkeit wegen gerühmt, erscheint in einem Octavbande mit 20 Karten und 30 Portraits. 108.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu finden:

Die naturgemäße

Behandlung der Schafwolle

durch

schwanenweiße Wäsche vor der Schur,

oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe.

Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet von

Friedrich Barthels.

Mit zehn lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Methode des Verfassers hat sich schon mehrfach praktisch bewährt und überall die größte Aufmerksamkeit erregt. In vorliegendem Werke legt er klar dar, wie er zu so überraschenden Resultaten gelangte, und gibt die genaueste, durch lithographirte Tafeln noch deutlicher gemachte Darstellung seines Verfahrens.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 91. — 1. April 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Über das jüdische Drama.

Im Jahre 1837 erschien zu Leipzig ein dramatisches Gedicht in hebräischer Sprache und in vier Abtheilungen vom gefeierten Moscheh Chajjim Ben-Jakob Luzzato, unter dem Titel: „Migdal-Oz, oder die Unschuld der Gerechten", aus beinahe 2800 Versen bestehend. Lange schien dieses Drama aus dem 18. Jahrhunderte völlig verloren zu sein, bis es ein Zufall in Mailand wieder auffinden ließ und so in die Hände des gelehrten Herausgebers, Franz Delitzsch, brachte, welcher seine Ausgabe mit trefflichen Einleitungen in lateinischer Sprache versehen hat. Schon die für mich und auch wol für Andere überraschend neue literarische Erscheinung an sich, dann aber vornehmlich die wahrhaft dichterischen Schönheiten des Werkes, der Wohllaut und die ganze technische Vollendung der Sprache zogen mich so mächtig an, daß ich die lieblichen und wohltönenden Metrorythmen, wenn auch wörtlich, doch ohne ängstlich an der Sylbenmessung zu haften, wiederzugeben versuchte. Dies Drama selbst war eine um so erwünschtere Erscheinung, da gerade in neuester Zeit, vornehmlich durch F. Delitzsch in seiner „Geschichte der jüdischen Poesie seit Schließung des Kanon bis auf die neueste Zeit", ein für die Mehrzahl der christlichen Gelehrten ganz unbekanntes Gebiet eigenthümlicher Literaturperioden eröffnet und man auf größere Proben dieser hebräischen Literatur, deren Stimme nach dem Schlusse des Kanons kaum in einzelnen Zeiten ganz verstummte, mit vollem Rechte gespannt war.

Nach Allem, was uns von der nachkanonischen Poesie bekannt geworden, kann sie im Allgemeinen von dem Vorwurfe nicht freigesprochen werden, überall an die Richtungen ihrer Zeit und desjenigen Wohnlandes, in welches sie gepflüchtet, sich angeschlossen und von ihrem ersten Auftreten an der Nationalität sich entäußert zu haben. Überhaupt möchten wir bezweifeln, ob der Wunsch: die Poesie der Juden möge ein lebendiges Lebensbild von der Freiheit des Volkes in der Knechtschaft werden, jemals in der Art sich verwirklichen könne, daß die jüdische Poesie ihre Nationalität dabei bewahrte; denn die immer mehr alle Verhältnisse durchdringende moderne Lebensanschauung muß die Eigenthümlichkeit eines Volkes, das mitten in diesen Lebensstrudel geworfen ist, immer mehr zersetzen und auflösen. Die nationale Seite der jüdischen Poesie tritt noch am schärfsten in der Gnomik und der religiösen Hymne hervor, obwol die eigentliche Spruchweisheit, auf Abstraction von Lebenserfahrungen und Verhältnissen beruhend, fast Gegensatz der Poesie genannt werden kann.

Am wenigsten ward eine Dichtungsform, welche uns hier zunächst beschäftigt, das jüdische Drama, durch den Judaismus begünstigt. Freilich hat man diese Darstellungsform selbst innerhalb der heiligen Schriften nachweisen wollen, und es gab unter Juden und Christen, selbst der neuesten Zeit, gewisse Kritiker, welche den Hiob, das Hohelied und die Offenbarung Johannis in Acte und Scenen zerlegten; doch ist diese abgeschmackte Ansicht nun wol für immer von der Kritik zurückgewiesen worden. Der kanonischen Literatur ist die Form des Dramas völlig unbekannt, und wie sehr noch im makkabäischen Zeitalter, als Antiochus Epiphanes fremde Götter und Sitten in Palästina einzuschwärzen versuchte und Abtrünnige dem fremden Einflusse nachgaben — wie sehr damals noch Abneigung und eingewurzeltes Vorurtheil der Einführung entgegenwirkten, beweist das Beispiel des Theodectes Phafelita, der nach des Josephus Bericht mit Blindheit geschlagen sein und erst, als er den Plan, die heiligen Geschichten seines Volkes zu dramatisiren, aufgegeben, das Licht seiner Augen wieder erlangt haben soll. Später aber, als der ungesetzliche Tempel des Onias zu Leontopolis gegründet war, als immer mehr wachsender Zwiespalt die Palästinenser und Hellenisten trennte, da fanden sich freilich auch ägyptische Juden, welche aus Nachahmung der griechischen Poesie dem Drama sich zuwandten. Bekannt sind die Fragmente des Dramas „Die Ausführung Israels aus Ägypten", von Ezechiel, dem

jüdiſchen Tragiker aus dem zweiten Jahrhunderte vor Chriſtus. Ezechiel ſchrieb zwar nicht für die Aufführung, wollte aber doch die bibliſche Geſchichte gleichſam in einem Rahmen und in lebendigen Bildern dem Auge vorführen, indem er die heilige Geſchichte mit dem fremdartigen Schmucke der heidniſchen Mythologie und mit eigenen Erfindungen verbrämte. Auch Philo der Alexandriner, freilich auch ſonſt ein ſchlechter Kenner des alten Judenthums, fand an den theatraliſchen Vorſtellungen in ſeiner Vaterſtadt Gefallen. In Paläſtina führte aber zuerſt das um römiſche Gunſt buhlende Geſchlecht der Herodeer die theatraliſche Kunſt ein und gründete koſtbare Theater mit verſchwenderiſcher Pracht, ſodaß Joſephus („Antiquitates", 15, 8. §. 1, 2) den dadurch verurſachten Verderb der vaterländiſchen Sitten beklagen muß.

Im talmudiſchen Zeitalter beſtand eine zu weite Spaltung zwiſchen den Juden und andern Nationen, als daß bei jenen von Nachahmung fremder Poeſie die Rede ſein konnte; wir finden daher auch keine Spur von Tragödien und Komödien, deren Stoff etwa aus der heiligen Geſchichte entnommen wäre. Dazu kommt, daß in dem Zeitalter der römiſchen Kaiſer, namentlich nach dem Tode des Diodorus und Nikolaus, welche in Aſien das Theater beſchützten, die dramatiſche und ſceniſche Kunſt überhaupt von Tage zu Tage mehr verfiel. Größern Beifall fand nun bei Kaiſern wie beim Volke die Pantomimik, ja, auch die Juden fanden daran Gefallen, obwol jene loſe Kunſt, als den guten Sitten gefährlich, von orthodoxen Juden in den ſtrengſten Bann gethan wurde. Auch im geonäiſchen und im folgenden Zeitalter, als die Juden, vornehmlich die in Arabien und Spanien lebenden, der arabiſchen Poeſie nacheiferten, finden wir bei ihnen keine Spur von dramatiſcher Poeſie oder Pflege der dramatiſchen Kunſt. Vieles ſtand ihr im Mohammedanismus entgegen, namentlich die Strenge und der ſchwerfällige Ernſt des Islam wie auch der politiſche Zuſtand des Orients; daher dem Islam das Drama völlig unbekannt geblieben iſt.

Wir übergehen die Perioden, in welchen das Drama bei den Juden wie ausgeſtorben zu betrachten iſt, und eilen ins 17. Jahrhundert, wo nach Erneuerung und Wiederherſtellung der claſſiſchen Literatur die einheimiſche Poeſie in Italien und Spanien mit der claſſiſchen wetteiferte. Man ſchrieb Komödien nach den Muſtern des Plautus und Terenz; Boccaccio und Petrarca dichteten, dem Virgil nachahmend, Hirtenſchauſpiele, und auf dieſe folgte das hiſtoriſche Drama, deſſen Stoff man der heiligen und profanen Geſchichte entnahm. Die Juden, welche auch in der dramatiſchen Poeſie die Nachahmer der Italiener und Spanier wurden, folgten ihnen auch in ihren Fehlern nach, nicht aber ſo, daß ſie heilige Gegenſtände etwa mit allzu lebhaften und üppigen Farben ſchilderten, ſondern indem ſie die heilige Geſchichte vom Standpunkte einer Moralphiloſophie aus, wodurch die ſtrenge Orthodoxie der Synagoge ſpäter faſt ganz vertrieben wurde, betrachteten und behandelten. Der Urheber dieſer neuen Gattung dramatiſcher Poeſie iſt Judah Arje von Modena, ein Zeitgenoſſe des Taſſo, der nicht allein ein Hirtendrama: „Rahel und Jakob", verfaßte, ſondern ſich auch in einer italieniſch geſchriebenen bibliſchen Tragödie verſuchte. Ihm folgten in demſelben Jahrhunderte Daniel Levi de Barios, der Verfaſſer eines italieniſch verfaßten allegoriſchen Dramas, der Vorkämpfer der hebräiſchen Komik, welcher ein hebräiſches Drama, „Asire Tiqvah", jedoch weder für die Bühne noch für die Muſik, in drei Abtheilungen ſchrieb. Wie ſich im 15. Jahrhunderte in Frankreich und England das Drama aus den ſogenannten Myſterien entwickelt hatte und ein gewiſſer John Raſtel ſogar dieſe allegoriſche Darſtellung gebrauchte, um die Naturwiſſenſchaften einzuprägen, ſo ſchildert auch jene jüdiſche Komödie den Sieg des freien Willens, als König, über die ſinnliche Luſt, als Knabe Cupido, wobei dann die Leidenſchaften perſonificirt auftreten. „Leicht erkennt man an dieſem Drama ſeine Abkunft von einem Portugieſen an dem grandesken Pathos, an der Regelloſigkeit der Phantaſie in den vergleichenden Bildern, an der Häufung der Wortſpiele und der Darangabe der Spracheigenthümlichkeit an das Sonore der Form."

Belgien, wohin ſich die jüdiſche Cultur ſeit den ſchrecklichen Verfolgungen der Juden in Catalonien, Caſtillien und Aragonien von 1391 an geflüchtet hatte, ward nun der eigentliche Pflanzgarten auch des jüdiſchen Dramas. Vornehmlich wurden im 18. Jahrhunderte ſeine Pfleger Moſcheh Chajjim Luzzato und deſſen Schüler Mendez. Jener machte mit einem allegoriſchen Drama: „La-Jesharim-Tehillah" (Der Gerechten Preis), großes Aufſehen, und mehr noch würde das ſchon genannte Drama: „Migdal-Oz", gewirkt haben, wäre es damals ſchon mehr als dem Rufe nach bekannt geweſen. Mendez ſuchte in ſeinem hiſtoriſchen Drama: „Gemul Ataljah", welches des Königs Joä's Geſchichte zum Gegenſtande hat, den Vorzügen Racine's und Metaſtaſio's, welche zuvor denſelben Stoff bearbeitet hatten, mit Eifer nachzuringen, zugleich aber ihre Mängel, namentlich hiſtoriſcher Art, zu vermeiden. Ein anderes, „Judit" benannt, iſt nur eine Überſetzung nach Metaſtaſio. In Deutſchland begründete zuerſt Samuel Romanelli das jüdiſche Drama. Griechiſche Mythologie verarbeitete er im Gewande italieniſcher Melodramen, doch war ſeine Schreibart bei allem Gedankenreichthume oft zu gnomiſch, zu concentriſch und abrupt. Auch das allegoriſche und hiſtoriſche Drama fand hier ſeine Pfleger. Chriſtliche Dichtungen, namentlich Klopſtock's „Tod Adam's", Racine's „Athalie" und „Eſther", Metaſtaſio's „Iſacco" wurden ins Hebräiſche übertragen, man entlehnte aus der talmudiſchen „Agada" ſeine Stoffe und ſelbſt in der Oper verſuchte man ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die gemiſchten Ehen, namentlich der Katholiken und Proteſtanten, nach den Anſichten des Chriſtenthums, der Geſchichte, des Rechtes und der Sittlichkeit, mit beſonderer Rückſicht auf das religiöſe Zeitbedürfniß, dargeſtellt von Chr. Fr. v. Ammon. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Während der Gegenſtand der vorliegenden Schrift überall mannichfach beſprochen und ſie ſelbſt mit der lebhafteſten Theil-

nahme nah und fern begrüßt wird, darf sie am wenigsten in diesen Blättern, denen die Aufgabe gestellt ist, die wichtigsten literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit zur öffentlichen Kunde zu bringen, unberücksichtigt bleiben. Schon der Name, die kirchliche, staatsbürgerliche, wissenschaftliche und örtliche Stellung des berühmten Herrn Verfassers macht es Vielen höchst wünschenswerth, recht bald zu erfahren, welche Ansicht er der Sache abgewonnen, und wie sie in seinem Geiste, unter seinen Händen sich gestaltet hat. Es ist kaum nöthig, ausdrücklich zu erwähnen, daß alle die hervorragenden Eigenschaften, denen Herr v. A. seinen weithinreichenden Ruhm verdankt, neben gründlicher Gelehrsamkeit und vielseitiger Bildung ein eminenter Scharfsinn und durchdringender Verstand, eine außerordentliche, leicht bewegliche Geistesgewandtheit und dialektische Elasticität, eine ungemein glückliche Combinationsgabe, dazu eine freie Gewalt über die Sprache, mit aller Feinheit und behutsamen Wahl des Ausdrucks, auch in diesem Werke nicht fehlen und ihm einen um so glänzendern Erfolg verbürgen; zwar nicht einen solchen wie die Bretschneider'sche Schrift verwandten Inhalts („Der Freiherr von Sandau"), die, als leichtere Kost, viel mehr Gäste anlocken mag, aber einen nachhaltigern. Ohne in pedantischer Schwerfälligkeit sich fortzubewegen, vielmehr leicht hinfließend und mit fortziehend, hat die Untersuchung doch so viel gelehrten Apparat und wissenschaftliche Methode, daß sie eine schärfere und beharrlichere Aufmerksamkeit und ein tieferes Eingehen in Anspruch nimmt, als man von Denen, welchen es nur um rasche Auffassung der Hauptansicht zu thun ist, erwarten darf. Um so willkommener ist es vielleicht Vielen, wenn wir nur den Gang der Erörterung andeuten und die wesentlichsten Resultate der 10 Abschnitte zur Anschauung bringen, gelegentlich einige Bemerkungen aus unserm Standpunkte beifügend.

Ausgehend von der Ansicht, daß der ganze Controvers über die gemischten Ehen (ein „disparater Ausdruck") weniger auf dem Gebiet rationaler und moralischer Ideen als auf dem Boden der Geschichte, und zwar der jüdisch-christlichen, geführt wird, werden zunächst die Zeugnisse der heiligen Schrift alten und neuen Bundes, dann die Stimmen der Kirchenväter und der Concilien, weiterhin die Satzungen des kanonischen, päpstlichen und protestantischen Kirchenrechts, der katholischen, Dogmatik und Sittenlehre, des römischen Stuhls und der bürgerlichen Gesetzgebung der neuern Zeit vernommen und endlich die gemischten Ehen aus dem Standpunkte der Humanität und des unabweisbaren Zeitbedürfnisses in sittlicher und kirchlicher, religiöser und geselliger Beziehung betrachtet.

1) Das Verbot der Ehe zwischen Israeliten und Kananitern war berechnet auf die Gefahr, welche dem Monotheismus von Seiten heidnischer Gatten drohte; es leidet keine Anwendung auf Christen verschiedenen Bekenntnisses; es trat auch unter den Juden, als eine Verführung zur Abgötterei durch heidnische Frauen nicht mehr zu befürchten war, außer Wirksamkeit; eine entnationalisirende Lustration reichte hin, eine heidnische Jungfrau zur Ehegenossin eines Israeliten zu weihen; auch findet sich keine Spur, daß der jüdische Gesetzeifer bei allem ihm eigenen Zelotismus, jenes Verbot auf Ehen zwischen Gliedern der verschiedenen jüdischen Sekten angewendet habe. Als eine blos nationale und temporaire Prohibitivmaßregel kann es noch weniger für die freiere christliche Verfassung Gesetzeskraft haben. Das A. T. enthält also nichts, was zu der Annahme berechtigte, die gemischten Ehen unter Christen seien einem göttlichen Gesetz zuwider.

Dies ist genügend dargethan, und es bedurfte um so weniger der Berufung auf die Abweichung, welche Salomo von der wohlbegründeten Regel sich erlaubte, und auf die laxe Observanz, welche allmälig überhand nahm, am wenigsten auf die „liberalen Grundsätze des Idumäers Herodes" und auf das Naturgesetz, wie Buffon und Linné es aufgestellt haben, welches in jedem Fall unter das Gesetz des Geistes sich beugen muß.

2) Wenn aber dem Particularismus der jüdischen Religion das Verbot der Ehe mit Ausländern eine von dem Zeitbedürfnisse gebieterisch gefoderte Maßregel war, so mußte ein solches Interdict von selbst schwinden, als Christus die Scheidewand der Familien und Völker abbrach. Aus der entscheidenden Erklärung Jesu über die Natur des ehelichen Bundes (Matth. 19, 3—6) ergibt sich, daß ein von *Gott selbst* geknüpftes Band, welches Menschen nicht trennen dürfen, auch vor Gott besteht und von *ihm selbst* gebilligt ist, daß folglich das Interdict aller gemischten Ehen ebenso sehr dem Christenthum wie der Natur und Vernunft widerspricht. In den ersten Christengemeinden waren Ehen zwischen Gläubigen und Ungläubigen sehr gewöhnlich und von den Aposteln geduldet. Die höchst wichtige Stelle 1. Kor. 7, 12—17 bezeugt, mit welcher religiösen Weisheit Paulus diese Familienangelegenheit zu ordnen und zu regeln wußte. Gläubige sollen sich nicht von ungläubigen Gatten scheiden, wenn diese gesonnen sind, in der ehelichen Gemeinschaft zu beharren. In dieser unbedingten Billigung der *bestehenden* Ehe liegt auch die Gültigkeit der künftigen, „weil ein göttliches Gesetz nichts gutheißen kann, was an sich böse und verwerflich ist". Um so weniger kann, was zwischen Gläubigen und Ungläubigen zulässig ist, zwischen Christen verschiedenen Bekenntnisses, oder zwischen Rechtgläubigen und Häretikern, durch Berufung auf apostolische Autorität verpönt werden. Zwei andere, für den Gegenstand classische Stellen, Ephes. 5, 31—33 (bei welcher die Verwandlung des apostolischen Ausdruckes: „Geheimniß", in „das Sacrament" treffend gewürdigt ist) und 1. Petr. 3, 1 fg., werden scharfsinnig erläutert, und die ganze Untersuchung führt zu dem Ergebniß: „*daß das Christenthum an sich kein absolutes Hinderniß der Ehen seiner Bekenner unter sich und selbst der ehelichen Verbindung mit Juden und Heiden anerkennt*, und daß folglich die hierüber in der folgenden Zeit erlassenen Interdicte aus Veranlassungen und Gründen hervorgegangen sind, von welchen Christus und die Apostel keine Kenntniß genommen haben".

3) Die Stimmen der Kirchenväter über die gemischten Ehen sind ebenso verschiedenartig, wie die Schriften der ersten Kirchenlehrer überhaupt in Rücksicht auf Dogma und Sitten eine große Mannichfaltigkeit der Meinungen darbieten. Der in der wichtigen Periode von Nero bis zu den Antoninen schärfer entbrennende Haß zwischen Heiden, Juden und Christen minderte die Zahl der gemischten Ehen; der unter dem Drucke der Verfolgungen erhöhte Eifer, insbesondere in Rom und Afrika, rief die ersten feindseligen Maßregeln gegen solche Ehen hervor, und was erst Privatmeinung einzelner Lehrer gewesen, dann in einzelnen Diöcesen als bischöfliche Beschlüsse ins Leben getreten war, weiter, im Abendland Eingang findend, als Synodalgesetze einzelner Provinzen sich geltend gemacht hatte, das ward vom 4. Jahrhundert an stufenweis zu Gesetzen der ganzen abendländischen Kirche erhoben.

Mit historischer Treue werden die Äußerungen der angesehensten Kirchenväter über die gemischten Ehen zusammengestellt. Justin der Märtyrer scheint noch milde Ansichten gehegt zu haben. Tertullian, Cyprian und Zeno eifern bereits heftig gegen die Ehen zwischen Christen und Nichtchristen; Ambrosius zuerst verwirft auch die Ehe mit Häretikern; Augustinus ist schwankend und mit sich selbst in Widerspruch, gesteht aber zu, daß gemischte Ehen im Neuen Testament erlaubt seien; Hieronymus findet in Praxi sogar ersprießlich, was er nach seiner Theorie, in offenbarem Widerspruch mit den Aposteln, verwirft; dagegen spricht Johannes Chrysostomus, wie die frühern griechischen Kirchenväter überhaupt, viel minder rigoröse Ansichten aus, und Epiphanius, der bekanntlich von gewaltigem Eifer gegen Ketzer und Ketzereien entbrannt war, vertheidigt gleichwol sehr entschieden die Zulässigkeit der gemischten Ehen. Wie mögen nun die Gegner auf die Autorität der untereinander selbst nicht einigen und offenbar in örtlichen und zeitlichen Vorurtheilen befangenen Kirchenväter so zuversichtlich sich berufen? Selbst wenn wir ein menschliches Ansehen in die-

ser Sache als entscheidend anerkennen wollten, dürfte dasselbe doch weder mit klaren Aussprüchen der heiligen Schrift noch mit sich selbst im Widerspruch stehen.

4) An Concilienbeschlüssen gegen die gemischten Ehen fehlt es allerdings nicht; aber sie sind weder einmüthig, noch als Ausflüsse einer höhern Weisheit bewährt. Erst im 4. Jahrhunderte werden entschiedenere Maßregeln gegen die Ehen zwischen Christen und Nichtchristen ergriffen und dann auch übergetragen auf die Ehen mit Häretikern. Die verdächtigen Acten einer angeblichen, nur aus 19 Bischöfen bestehenden Synode zu Elwira (Illiberis) zu Anfange des 4. Jahrhunderts sind selbst von römischen Kirchenschriftstellern für untergeschoben und unecht erklärt worden und verdienen um so weniger das Ansehen, das man ihren scharfen Decreten hat beimessen wollen. Die beglaubigtere Synode zu Arles (Arelatum) 314 begnügt sich, christliche Jungfrauen, die sich mit Heiden verehlichen, eine Zeit lang von der Communion auszuschließen. Das ökumenische Concil zu Nicäa 325 verfügte notorisch gegen die gemischten Ehen gar nichts, und die erst im 16. Jahrhunderte von Jesuiten angeblich aus Alexandrien nach Rom gebrachten, bis dahin ganz unbekannten Kanones, die strengere Verordnungen enthalten, sind ebenfalls selbst katholischen Gelehrten verdächtig, sowie die Echtheit der mindestens sehr interpolirten Acten einer Synode zu Laodicea, die 360 gehalten worden sein soll, zweifelhaft und unerweislich bleibt. Eine Synode zu Karthago 397 verbot die Ehe mit Heiden, Häretikern oder Schismatikern; jedoch nur „den Söhnen und Töchtern der Bischöfe und Kleriker aller Art".

Das ökumenische Concil von Chalcedon 451, auf dessen Beschluß gegen gemischte Ehen die Gegner derselben viel Gewicht legen, verbietet solche mit klaren Worten „den Vorlesern und Vorsängern", also den zum niedern Klerus Gehörigen. Die kleinern Synoden zu Agde 506 und zu Ilerda 524 und die ökumenische zu Konstantinopel (die trullanische) 680 erließen die strengern Interdicte, auf welche die Gegner sich berufen; mit welchem Recht, das deuten die scharfsinnigen Bemerkungen des Hrn. Verf. an, welcher nicht verfehlt hat, einige andere Beschlüsse derselben Concilien beizufügen, aus denen man die Weisheit und Gerechtigkeit der versammelten Väter einigermaßen beurtheilen kann. Die Synoden des Mittelalters haben mit Beschlüssen gegen die gemischten Ehen sich nicht befaßt, weil die Hierarchie schon Mittel genug hatte, ihre Zwecke zu erreichen. Auf die barbarischen Beschlüsse einer Art von Synode zu Presburg 1309 sich zu berufen, schämt man sich hoffentlich in unsern Tagen.

Endlich die letzte große Kirchenversammlung, die tridentiner, 1542—63. Obwol sie weitere Erörterungen über die gemischten Ehen vermied, so war ihrer hier doch zu gedenken, weil in ihr die Stimmung und Stellung der römischen Kirche gegen die evangelische bestimmt genug sich aussprach. Was der Hr. Verf. gegen des Jesuiten und nachmaligen Cardinals Pallavicini Urtheil wider die Protestanten mit kräftigem Eifer, klar und nachdrücklich zu bedenken gibt, das möge doch ja nicht als eine Stimme in der Wüste verhallen.

5) Den römisch kirchenrechtlichen Verordnungen war bereits durch kaiserliche Edicte der Weg gebahnt. Theodosius der Große verbot bei schwerer Strafe die Ehe der Christen mit Juden, und nachdem er die Taufe empfangen hatte, verfügte er gegen die Häretiker, zu denen nach einem spätern Edicte des Kaisers Arkadius Alle gehören, „die auch nur in geringen Gegenständen von dem Urtheile und Pfade der katholischen Religion abweichen", so strenge Maßregeln, daß die Ehe der Katholischen mit diesen Geächteten von selbst unmöglich ward.

Dem aus vielen höchst ungleichen und ungeordneten Theilen zusammengesetzten kanonischen Rechte gesteht der Hr. Verf. das große Verdienst zu, das christlich-religiöse Element der Ehe bestimmter und schärfer ins Auge gefaßt und mit der immer gewaltiger hervortretenden kirchlichen Gesetzgebung verwebt, dadurch das Herabziehen der Ehe in einen blos dinglichen Vertrag verhütet zu haben. Die Verordnungen aber, welche es über gemischte Ehen verbreitete, können weder mit apostolischen Grundsätzen noch mit der Gerechtigkeit vereinbar befunden werden. Die Päpste Gregor der Große und selbst Innocenz III. sprechen gemäßigtere und billigere Ansichten aus, und Letzterer trägt auch kein Bedenken, die Verordnungen seines Vorfahren aufzuheben, woraus sich ergibt, daß päpstliche Decrete doch nicht so durchaus irreformabel sein können.

Die evangelische Kirche hielt an dem Grundsatze fest, daß die Ehe eines Christen mit einem Häretiker und selbst mit einem Ungläubigen nicht verboten sei, obwol gute Gründe für die Beschränkung derselben sprechen. Zu den Ungläubigen rechnet sie nicht Diejenigen, welche „zwar in einzelnen Artikeln des christlichen Glaubens voneinander abweichen, aber im Fundamente der christlichen Dogmen übereinstimmen", und selbst das Reichskammergericht nahm diesen Begriff auf. Der westfälische Friede garantirt beiden Religionen, der katholischen und evangelischen, eine genaue und gegenseitige Gleichheit, daß, was dem Einen gerecht ist, es auch dem Andern sei, worauf auch das kaiserliche Versprechen in der Wahlcapitulation, „beiderlei Religionsverwandten im Reiche gleichen Schutz zu leisten", sich bezieht. Die Verschiedenheit des Cultus ist also längst nicht mehr ein rechtliches Hinderniß der Ehen zwischen Katholischen und Evangelischen.

6) Die Ansichten der katholischen Dogmatik und Sittenlehre über die gemischten Ehen unterwirft Hr. v. A. einer scharfsinnigen und eindringenden Kritik, bei deren unbefangener Betrachtung man sich kaum bergen kann, daß insbesondere das Dogma vom Ehesacrament keineswegs so festgegründet, so folgerecht entwickelt und selbst dem katholischen Begriff vom Sacrament so ganz adäquat gestaltet ist, wie man vorauszusetzen geneigt sein mag, und daß selbst in der schärfsten Auffassung die Unzulässigkeit gemischter Ehen nicht vorliegt. Es leuchtet vornehmlich ein, daß allerdings die Gemeinschaft Christi mit seiner Kirche das Vorbild einer christlichen Ehe sein soll, nicht aber die Ehe an sich jene Gemeinschaft repräsentiren kann, daraus also auch die Unauflösbarkeit der Ehe nicht gefolgert werden darf. „Aber eine heilige Unauflösbarkeit der Ehe aus Christenpflicht des Gewissens lehrt die evangelische Kirche ebenso gut wie die katholische; sie öffnet sogar diesem Gebote Christi einen noch weitern Umfang, weil sie durchschauen lehrt in das vollkommene Gesetz der Freiheit, mit dem sich die Religionslehre ausschließlich beschäftigen soll."

7) Die beharrliche Verwerfung der gemischten Ehen von Seiten des römischen Stuhls wird mit scharfer, aber gerechter Wage gewogen. Daß Rom zu mancher Zeit, wenn die Umstände geboten, auch nachzugeben und sich selbst von den harten unhaltbaren Grundsätzen, seine Angehörigen aber von der Strenge der Kirchengesetze zu dispensiren sich geneigt finden ließ, daß Benedict XIV. und Pius VI. ausdrücklich erklärten, es werde durch Zulassung gemischter Ehen weder das göttliche noch menschliche, sondern nur das Kirchenrecht verletzt (letzteres ist also weder göttlich noch menschlich?), durch welche merkwürdige Unterscheidung der Vorbehalt des Dispensationsrechtes motivirt werden sollte, wogegen freilich Pius VIII. wieder behauptete, daß ein Katholik, der mit einem Katholiken eine Ehe schließe, durch welche er sich und seine Nachkommen verwegenerweise der Gefahr der Verführung aussetze, geradehin und sehr schwer nicht nur gegen kanonische Verordnungen, sondern auch gegen das natürliche und göttliche Gesetz sündige, — das tritt hier besonders beachtenswerth hervor und gibt schon vorläufige Winke hinsichtlich der neuesten Conflicte der kirchlichen mit der Staatsgewalt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 92. — 2. April 1839.

Über das jüdiſche Drama.

(Fortſetzung aus Nr. 91.)

In Betracht der Sprache, in welcher alle die genannten Dramen geſchrieben ſind und welche man zum Unterſchiede von der des Kanons wol die neuhebräiſche genannt hat, wird Luzzato's „Migdal-Oz" für das vorzüglichſte gehalten, wie denn überhaupt dieſer in Padua 1710 geborene und auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande in Jeruſalem verſtorbene, auf dem Gebiete des judenthümlichen und exotiſchen Wiſſens gleicherfahrene Mann als der Begründer der modernen Schule in Italien gilt. Räthſelhaft erſcheint es allerdings, daß Luzzato, der von dem Strudel kabbaliſtiſcher Myſtik in ſchwärmeriſche Tiefe hinabgeriſſen wurde und gleich Swedenborg ſich höherer Offenbarungen durch Engel rühmte, andererſeits doch Schriften verfaſſen konnte, deren Inhalt nicht aus geheimen und verborgenen Wiſſenſchaften, ſondern geradezu aus der gewöhnlichen Erfahrung geſchöpft war; ja ſogar Dramen, welche frei ſind von jedem Bombaſt und jeglicher ſtörenden Überladung und nicht von jener überreizten Phantaſie zeugen, die ſich in andern ſeiner Schriften und ſeinem abenteuerlichen Leben ſelbſt verräth, ſondern eine einfache, im Geſchmacke der abendländiſchen Poeſie erfundene Fabel enthalten, welche die Hülle rein ſittlicher Ideen iſt. Vor Allem gelten die Schriften des Luzzato als Muſter der Sprache. In ſeinen Dramen iſt der Parallelismus der bibliſchen Poeſie aufgegeben. Während die bibliſche Poeſie blos die abgeſteckten Regionen der beiden parallelen Hemiſtichien ſchön zu ordnen ſucht, nähert ſich dieſer neuclaſſiſche, aus der Bibel mit vielfachen Licenzen neugeformte Styl mehr dem oratoriſchen Numerus einer griechiſchen und lateiniſchen Redeperiode. Eigenthümlichkeiten der italieniſchen Sprache eignete er zudem der ſeinigen an. Der Sinn iſt nicht mit jeder Zeile abgegrenzt, ſondern die Wörter ſind nach italieniſchen Geſchmack- und Wohllautsgeſetzen aufs kunſtreichſte verſetzt und die Sätze aufs mannichfachſte verſchlungen und verflochten, ſodaß man wie in griechiſchen und lateiniſchen Gedichten conſtruiren muß. Dabei trägt dieſe Sprache durchweg das Gepräge der feinſten Eleganz, den Charakter der reinſten bibliſch-poetiſchen Diction. Die Partikeln gebraucht er mit der größten Feinheit in ihrer einfachſten Bedeutung, wenn auch Lieblingspartikeln nicht ſelten faſt überflüſſig. Hyperboliſche Wendungen vermeidet er nach abendländiſchem Geſchmacke, und wenn er mitunter ſeltenere Wörter und Ausdrücke benutzt, ſo geſchieht dies nicht zum Nachtheile der Klarheit und Einfachheit der Rede, ſondern nur um die Mannichfaltigkeit und Anmuth derſelben zu ſteigern. Den alten hebräiſchen Sprachſchatz beutet er zudem erſchöpfend aus, daher er denn auch Worte, die wir innerhalb des Kanons nur noch als Eigennamen kennen, frei in ihrer appellativen Bedeutung benutzt, wodurch die Sprache ſelbſt offenbar an Inhalt gewinnen muß. Auch darin zeigt ſich die ſchöpferiſche Fortbildungskraft ſeines Sprachgenies, daß er, wenn auch ſelten, neue Wörter und Formen bildet, die füglich das Bürgerrecht in der Sprache gewinnen können. Endlich weiß er Anſchauungen und Vorſtellungen, die dem hebräiſchen Alterthume völlig fremd waren, ſo künſtlich in das unverfälſchte Gewand ſeiner Sprache zu hüllen, daß es faſt den Anſchein gewinnt, als habe er ſie vom Hebraismus entlehnt.

Das Drama „Migdal-Oz", welches gewiß nie zur Aufführung beſtimmt war, da ſogar ein Hund darin ſeine Rolle ſpielt, iſt in metriſcher Form abgefaßt. Eine ſolche finden wir bei den alten Hebräern nicht; doch auch hier gingen die Juden bei den Arabern in die Schule, wenn die jüdiſche Metrik auch ihrem Grundcharakter und ihrer Einfachheit nach ſo weit von der arabiſchen verſchieden iſt als der Tempel zu Jeruſalem von der Alhambra zu Granada. Zwar iſt bei den Juden wie bei den Arabern das Metrum iambiſcher Art, aber darin verſchieden, daß in der hebräiſchen Poeſie ſelbſt die grammatiſch kurzen Vocale proſodiſch lang gebraucht werden, daher denn kaum eines der arabiſchen Metra mit den hebräiſchen zuſammentrifft. Die Hebräer vermeiden ein rein iambiſches Metrum der Schwierigkeit wegen; ein rein ſpondeiſches, wegen der Eintönigkeit; aber durch die Miſchung der zwei Grundmetren, des ſpondeiſchen und iambiſchen, durch die Zuſammenſetzung und Verſetzung bloßer Jamben und Halbſpondeen entſteht ein unvergleichlich melodiſcher Liebreiz. Dadurch aber, daß ein Vers, der metriſch aus einſylbigen Längen und Jamben als ein mechaniſches Ganze beſteht, zugleich getragen wird durch einen freien Rhythmus, der den ſtrengen Zwang auflöſt und frei über dem Metrum ſchwebt; daß das gefeſſelte Metrum und der feſſelloſe Rhythmus zuſammentreffen und in freier Wechſelwirkung

ſtehen, dadurch wird jede Eintönigkeit verbannt und die Schönheit der Dichtungsform ſtellt ſich vollkommen dar. In dieſer einfachſten Metrorhythmik bewegen ſich nun auch die Dramen Luzzato's, welcher auch hier italieniſchen Muſtern folgte; ſelten nur, wenn es der Nachdruck erfodert, klingen die Ausgänge im Reime an.

Obwol nun das Drama „Migdal-Oz" allegoriſchen und paraboliſchen Inhalts iſt, daher es der Verf. ſelbſt ein Maschal, d. h. eine Allegorie, benennt, ſo hat es doch mehr hiſtoriſchen und rein dichteriſchen Inhalt als das Drama „La-Jesharim-Tehilla". Die Namen der Perſonen haben eine moraliſche Bedeutung; aber oft iſt ſchwer zu beſtimmen, welchen geheimen und myſtiſchen Inhalt ſie haben. Im Allgemeinen iſt indeß der Zweck dieſes allegoriſchen Dramas, zu zeigen, wie der Weg zur Einſicht und Erkenntniß des göttlichen Geſetzes ſchwierig ſei und von Hinderniſſen voll; wie Der aber, welcher den Weg erforſche und finde und in reiner Liebe betrete, den Lohn empfange, indem er mit jenem göttlichen Geſetze ſelbſt, welches in der Geſtalt einer reinen und makelloſen Jungfrau (Schlomit) erſcheint, in eine Verbindung gleichſam wie durch das Band der Ehe trete und ſich mit Gott, der jenes Geſetz gleichſam gezeugt, wie ein Sohn mit dem Vater auf das innigſte vereinige. Dieſe Allegorie geht durch das ganze Drama, nicht aber ſo, daß man jedes einzelne Wort darauf beziehen könnte, ſondern ſie erhellt mehr aus dem Zuſammenhange des Ganzen.

Dem Drama ſelbſt geht voraus ein Perſonenverzeichniß, auch ein Prolog, welchen der Maschal anhebt, und aus welchem wir erfahren, daß es zu den Hymenäen zweier jungen Verlobten gedichtet ſei; zunächſt aber wird der Inhalt deſſelben hebräiſch angegeben. Aus dieſer Inhaltsangabe entlehnen wir nach wörtlicher Übertragung, was beim Beginne der Handlung ſchon als hiſtoriſche Vorausſetzung gilt, wenn es auch im Verfolge derſelben im Einzelnen wiederum angedeutet wird.

Es war — ſo hebt der Bericht an — ein Thurm auf dem Gipfel des Berges Oz unter den Bergen Kedems, und es war der Thurm eine ſtarke und mächtige Veſte, und ein gar lieblicher Garten war auf ſeinem Gipfel; aber kein Menſch konnte zu ihm gelangen, denn es wurde durchaus kein Zugang zu ihm gefunden. Da ließ der König Ram durch alle Provinzen ſeines Reiches ein Edict ergehen, des Inhalts: Wer zu dem Thurme gelangt und zu ſeinem Garten hinaufſteigt, dem gebe ich Schlomit, meine Tochter, zum Weibe; denn er dachte, die Hand Gottes wird auf ihm ſein, daß er mir eine Burg iſt. Aber Schlomit war ſchön von Geſtalt und ſchön von Anſehen. Und eines Tages, ſiehe, da zog ein Jüngling vorüber, Schalom, Sohn des Königs der Anamim; da lenkte er dem Thurme zu und erblickte ihn, und ſiehe, es hatte der Thurm keine Pforte, und der Garten war oben auf ihm; da beſchaute er ihn und betrachtete den ganzen Berg und fand dann eine Höhle am äußerſten Ende in einer Felsſpalte, und Gras verhüllte ſie. Da ging er in ſie hinein und ging darin umher, und ſiehe, es war der Eingang zum Thurme, und er ſtieg auf den Thurm und fand ſeine Pforte und öffnete die Flügelthüren der Pforte, und auf ihr lag's wie zuſammengeklebter Schmuz; und als er ſie öffnete, da fiel jener zur Erde, und er ſtieg zum Garten hinan und ging wiederholt darin umher, aber er kannte nicht jenes Edict des Königs. Als aber ein Mann vorüberzog, deß Name Siphah, welcher vernommen hatte das Edict des Königs und die Pforte ſah, da ſtaunte und durchforſchte und durchſpähte er und fand, daß kein Menſch da war, und eilte zum Könige und ſagte: Die frohe Botſchaft laſſe ſich verkündigen mein Herr, der König, daß gefunden hat dein Knecht zum Thurme ſeinen Eingang; und ich bin auch in ihn hineingegangen, und zu dem Garten, welcher auf ihm, bin ich hinaufgeſtiegen, und dies eine Frucht aus ihm. Da freute ſich der König ſehr und ſtand auf von ſeinem Throne und umarmte ihn und küßte ihn und pries Gott und gedachte zu geben Schlomit ſeine Tochter ihm zum Weibe. In dieſen Tagen hing Schalom in Liebe an Schlomit, und es verzehrte ſich ſeine Seele ihretwegen, und Schlomit liebte ihn; denn er war kundig der Rede, ein Held an Kraft und ſchön von Geſtalt; aber Schlomit litt die Geſellſchaft Siphah's, weil ſie ihren Vater fürchtete, doch im Herzen verachtete ſie ihn.

So weit iſt die Handlung beim Beginne des Dramas bereits vorgeſchritten. Wir ſehen nun zuerſt, wie Schimi, der Freund Schalom's, in dieſen dringt, ihm zu entdecken, warum er ſo niedergeſchlagen ſei, ob Krankheit ihn quäle, ob Kummer. Er ſpricht:

Doch iſt es Kummer, ſieh', ſo weißeſt du,
Daß Gram der Seel' iſt, was dem Kleid die Motte;
Allmälig, bis ein Faden nur daran,
Verzehrt ſie es und raubt es weg. Wenn ſolches
Ich dich, Geliebter, frage, nur aus Liebe
Zu dir geſchieht es, denn du weißt es ja:
Wie's ein Geſetz der Freundſchaft iſt, daß Beide
Die Eine Krankheit ſchlage; drum, wenn du
Erkrankeſt, ſieh', durch deine Krankheit
Bin ich, gleich dir, erkrankt.

Schalom muß es ſeinem Freunde bekennen, daß er ſich zur ſchönſten der Jungfrauen in Liebe verzehre, zu Ram's, des Königs von Kedem, Tochter Schlomit, die er zuerſt auf der Jagd erblickte, wohin er den König im Gefolge der Fürſten begleitete. Verloren in Erinnerungen an jenen Tag, da er ſie im frohen Reigen umſchlungen, ruft er aus:

Wenn ich daran gedenke, wie ſo hold
Und lieblich mein Geſchick, als meine Hand
Dort die Schönwuchſige umſchlang, mein Herz
Entgegenzog dem Lichte ihrer Pfeile*),
Entflammt, gebannt durch ihre Augenwimpern,
In ihrer Liebe Haft, der Sehnſucht Beute:
Siehe, dann möcht' ich jetzt noch jauchzend ſpringen,
Gedenk' ich dran, daß ich ſo fröhlich war!
Allein, wenn ich dagegen
Nun dieſes Tages bittres Leid erwäge,
Da ich von Glut erfüllt, gebrochnen Geiſtes:
Dann iſt Erinnerung, daß ich vordem
Mich freute, nur ein Tropfen von der Schlange,
Der Otter Gift, ja, Wermuth, der mich tränkt.
Ach, liebliche Gazell', der Schönheit Krone,
Du, köſtlicher als Diamant,
Doch härter du geſinnt als Demant iſt;
Du biſt allein mein Leben! Und noch leb' ich,
Ob du mich gleich verſchmähſt und fern mir bleibſt!

In ſolche Klagen bricht der Liebende aus, den Schimi durch das Verſprechen zu beruhigen ſucht, ihm zu einer Unterredung mit Schlomit behülflich ſein zu wollen; aber zugleich fleht er ihn an, ſeine Liebe in tiefes Dunkel zu hüllen, damit der König nichts davon erfahre, weil Schlomit, ſchon dem Siphah verlobt, nach einem alten noch

*) Nämlich Pfeile der Augen = Blicke.

bestehenden Gesetze verbrannt werden müsse, wenn sie sich in Liebe zu einem Andern neige. Es sei nämlich in uralten Tagen eine große Flut über das Land Kedem gekommen, und der König Jachz'el, der erste, welcher in Kedem herrschte, habe, nachdem die Erde trocken war von jener großen Flut, die sie bedeckte, ein Gesetz des Inhaltes gegeben: „sorgsam zu hüten, beim Verlust des Lebens, jegliche Jungfrau, daß nicht, nachdem sie verlobt, zu fremder Lieb' ihr Herz sich neige; denn wenn Eine dagegen sündige, so solle sie ein Brandopfer auf dem Scheiterhaufen sein vor den Söhnen ihres Volkes, wenn nicht an ihrer Statt ein Anderer bereit das Leben opfere". Durch diese Mittheilung erschreckt, befragt Schalom den Freund, ob diesem harten Gesetze schon Opfer gefallen seien, und dieser antwortet: er, nun ein Dreißiger, erinnere sich, daß wol zehn Jungfrauen in den verschiedenen Städten des Königreichs verbrannt wurden, seit er ein Knabe von sechs oder sieben Jahren war; nun aber, seit etwa zehn Jahren, entweder weil nichts geschehen, oder weil es nicht bekannt geworden, sei keine Jungfrau mehr gefunden, welche gegen das Gesetz gesündigt habe. Nun ruft Schalom, da er das Glück des eigenen Herzens oder das Leben der Geliebten bedroht sieht, vom tiefsten Schmerze ergriffen aus:

Sieh, so verstumm' ich denn; betrübt zum Grabe
Hinab in Klag' ich, sonder Hoffnung, steige.
Ach, meiner Seele, meines Herzens Liebe,
Wenn bös mein Reden, will ich schweigend sterben!
Dann mögen meines Herzens Qual
Die Felsen deiner Bergeshöh' verkünden,
Sie, die ich lehrte, nachzuhallen
Im Echo deinen Namen! Tag und Nacht
Verkünd' mein Weh bei Windesrauschen jeder
Von Frucht beschwerte Baum; es singe jeder
Beschwingte Vogel in den Bergen Kedems
Vom Lichte meines Angesichtes, das
Ich sinken ließ! Und wenn sie alle schweigen,
So schweig' mein Tod nicht, daß dir Tod verkünde
Die Qualen alle, so ich hab' erduldet!

Aber nicht allein jenes grausame Gesetz droht der Liebe Schalom's Gefahr, es ziehen noch neue Sturmwolken gegen sie herauf. Adah, eine Freundin Schlomit's, will Alles aufbieten, um das Herz Schalom's, den sie heimlich liebt, zu gewinnen, während Eri, ein Zauberer, der an ihm treubrüchigen Adah Rache schwört. Dann schließt die erste Abtheilung mit der Erklärung des Königs Ram, schon in wenigen Tagen die Vermählung Schlomit's und Siphah's ausrichten zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten, nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte, des Rechtes und der Sittlichkeit, mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfniß, dargestellt von Chr. Fr. v. Ammon.

(Beschluß aus Nr. 91.)

8) Die bürgerliche Gesetzgebung der neuern Zeit über die gemischten Ehen hatte lange gesäumt in so zarte, nicht außer ihrem Bereich liegende, aber doch wesentlich auch andern Gebieten angehörige Verhältnisse einzugreifen, konnte sich jedoch endlich der Überzeugung nicht erwehren, daß es sich hier nicht allein um eine Gewissens- und Familiensache und um eine rein kirchliche Angelegenheit, sondern auch um Rechtsverhältnisse handle, welche durch Staatsgesetze zu normiren sind, damit Allen Gewissensfreiheit, Rechtsgleichheit, Gerechtigkeit, Schutz und Sicherheit verbürgt werde. Der schwierigste, verwickeltste und bedenklichste Punkt ist die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischter Ehe. Was nun in den neuesten darauf bezüglichen Gesetzgebungen darüber verfügt ist, das bestätigt allerdings das Urtheil eines berühmten Rechtsgelehrten, welcher die große, bunt durcheinander laufende Verschiedenheit Dessen, was in den deutschen Gesetzgebungen in Bezug auf diese Angelegenheit für Recht erkannt worden ist, rügte. Eine zweite Unvollkommenheit der bestehenden Gesetze über diesen Gegenstand ist die Unzufriedenheit der Betheiligten sowol als der Kirchen, welchen sie angehören, mit ihrem Erfolge, und eine dritte die immer mehr hervortretende Abtrennung der Heiligkeit einer christlichen Ehe von ihrer rechtlichen Gültigkeit. Man wird Dem, was der Hr. Verf. darüber gesagt hat, die lebhafteste Theilnahme nicht versagen können und gewiß insbesondere an der Wärme und Kraft, mit welcher er die Heiligkeit der Ehe gewahrt hat, sich erfreuen und erbauen.

9) Durch solche sorgfältige historische Erörterungen hat Hr. v. A. sich den Weg gebahnt, die gemischten Ehen „aus dem Gesichtspunkte der Humanität und des unabweisbaren Zeitbedürfnisses in sittlicher und kirchlicher Beziehung" darzustellen. An dem „freien Licht der Humanität, wo der denkende und gebildete Mensch sich seiner in sich selbst, in der Mitwelt und in Gott bewußt wird", spiegelt sich hier das Überlieferte und Bestehende, von dem wir Alle ausgehen, auf dem wir fußen, bei dem wir aber nicht träge und hartnäckig stehen bleiben dürfen, wenn wir nicht das unabweisbare Gesetz eines lebendigen Fortschritts zum Vollkommenern verleugnen wollen. Dieses Gesetz hat sich auch alle Jahrhunderte hindurch in der christlichen Kirche wirksam bewiesen, und auch Rom hat ihm nicht immer und völlig widerstrebt. Indem nun die Streitfrage über die Zulässigkeit der gemischten Ehen noch einmal festgestellt werden soll, sind die vielfachen Bedenklichkeiten, welche solche Verbindungen zu allen Zeiten erschwert und vielfache Verbote derselben ins Dasein gerufen haben, keineswegs verschwiegen, und es wird zugestanden, daß es immer gerathener sei, bei Schließung der Ehe Gleichheit des Bekenntnisses und des Cultus wie der übrigen Verhältnisse als Gesetz der Klugheit zu beachten, „weil die Einheit der Liebe nur durch Einheit des Glaubens vollkommen werden kann". Abgesehen aber von solchen nur empirischen, concreten, conventionellen und eben darum ihrer Natur nach wandelbaren Maximen, kommt es hier besonders auf „sittliche und eben daher auch religiöse, göttliche Gesetze an, deren Bestimmungsgründe aus der Vernunft, dem Wesen Gottes und der Natur der Dinge genommen sind, unter welcher Bedingung sie allein als verpflichtend für die ganze Menschheit betrachtet werden können".

Indem nun der Beweis geführt wird: „daß den gemischten Ehen kein sittliches Hinderniß im Wege stehe, wird zugleich dem Zeitbedürfniß genügt, sie von dem Vorwurfe der Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit vor Gott und dem Menschengeschlechte gänzlich befreit zu wissen". Es folgt daraus, daß kein Mensch das Recht haben kann, eine Handlung, gegen welche Vernunft und Gewissen im Allgemeinen nichts einzuwenden vermag und welche Gott selbst in den Schriften des neuen Bundes erlaubt hat, für Sünde zu erklären. Daran schließen sich sehr beherzigenswerthe Worte „von dem allgemeinen Verlangen der bessern Zeitgenossen nach dem äußern Frieden aller christlichen Religionsparteien".

10) Die Aufgabe: die gemischten Ehen als ein unabweisbares Zeitbedürfniß in religiöser und geselliger Beziehung darzustellen, scheint am wenigsten ge-

löst, der Beweis nicht vollständig und genügend geführt zu sein. Es möchte sich auch hier bewähren, daß, wer zu viel beweisen will, nichts beweist. Auch Diejenigen, welche gern und aus Überzeugung beistimmen, wenn die Zulässigkeit, die religiöse und sittliche Untadelhaftigkeit und die volle Rechtmäßigkeit gemischter Ehen vertheidigt wird, werden sich doch kaum bergen können, es sei zu viel behauptet, wenn sie als ein unabweisbares Zeitbedürfniß geltend gemacht werden sollen, woraus denn folgen würde, daß man sie eifrig begünstigen müsse, was doch des Hrn. Verf. Meinung nicht sein kann, da er selbst zuvor deutlich gesagt hat: „Jeder Vater, Freund, Lehrer und Seelsorger kann dem Katholiken nur rathen, eine Katholikin, dem Protestanten, eine Protestantin zu heirathen; sogar die Nuancen einzelner Bekenntnisse, wie der Molinisten und Appellanten unter jenen, der Quäker und Methodisten unter diesen, sind nicht unbedenklich." Welchen günstigen Einfluß man auch von den gemischten Ehen auf die Versöhnung der streitenden Kirchen sich versprechen mag (wir erinnern uns, daß Hr. v. A. in der Ständeversammlung darauf Gewicht legte), so reicht doch dies nicht aus, jene als ein unabweisbares Zeitbedürfniß zur Anerkennung zu bringen. Aber sehr beachtenswerth ist, was in diesem Abschnitt über die Begriffsverwirrung, Unstatthaftigkeit und Lieblosigkeit in dem noch immer sich erneuernden Geschrei über Häresie und Ketzerei mit Wärme und Nachdruck ausgesprochen wird. Vermöchten eifernde Gegner den festen Grund, auf welchem die evangelische Kirche steht, und ihren Ausbau unbefangen zu würdigen und von dem Wahne sich loszureißen, daß die Unterwerfung unter die Autorität des päpstlichen Stuhls das erste Kriterium der Rechtgläubigkeit sei, so würden sie sich schämen, 44 Millionen Christen, die sich Evangelische nennen, noch heute Ketzer zu schelten!

Blicken wir nun noch einmal, wie auch der Hr. Verf. am Schlusse seines inhaltreichen Buches gethan, indem auch wir seiner zuversichtlich ausgesprochenen Hoffnung, nicht auf eine dogmatische Union, aber auf einen, wenngleich spät, doch endlich einmal erscheinenden Frieden der streitenden Kirchen gern uns hingeben, auf den Gang seiner Untersuchung zurück, so finden wir über den besprochenen Gegenstand ein Licht verbreitet, wie wir es anderwärts in gleicher Fülle und Concentration noch nicht wahrgenommen haben. Fragen wir aber, ob es ihm gelingen möge, nicht etwa die unzugänglichen, in ihren Meinungen und Vorurtheilen verhärteten Gegner, denen freilich mit keiner noch so folgerecht durchgeführten Untersuchung beizukommen ist, aber doch die minder Befangenen von der Wahrheit und Vollgültigkeit seiner Erörterung zu überzeugen und dadurch zur Schlichtung des alten, nur zu lebhaft erneuerten Streites etwas Entscheidendes beizutragen, so müssen wir dies bezweifeln. Denn sie werden ihm nicht ohne Grund entgegnen, daß er dem Confessionsunterschiede viel zu wenig Bedeutung beigelegt, ihn kaum als ein erhebliches Moment in der Streitfrage aufgefaßt und auf seinem Standpunkte der Humanität den kirchlichen fast aus den Augen verloren habe. Und was kann die scharfsinnigste und gründlichste Kritik bei Denen ausrichten, welche sich immer tiefer hineindichten und hineinreden in den Wahn, daß ihre Kirche die alleinseligmachende sei? Sie müssen in diesem Dogma ebenso entschieden ihre Verurtheilung und Verwerfung aller gemischten Ehen sowie, wenn sie solche zulassen, ihre Foderung, daß alle Kinder solcher Ehen ihrer Kirche zugeschrieben und verbürgt werden, gerechtfertigt finden und werden darum nicht einmal zugestehen, daß eine Ehe, welche diese, auf höherm, nicht umnebeltem Standpunkte allerdings anmaßend und ungerecht erscheinende Foderung ablehnt, unsündlich sei.

Wenn aber von protestantischer Seite Hrn. v. A. gerechtere Anerkennung und von Vielen der lebhafteste Beifall entgegenkommen wird, so werden doch auch Andere, und nicht blos zelotische Orthodoxen, ein entschiedenes und kräftiges Bekenntniß Dessen, was dem evangelischen Kirchenthum angehört, vermissen und darum von der Haltbarkeit der über den fraglichen Gegenstand ausgesprochenen Ansichten weniger überzeugt werden, als sie selbst wünschen. Wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß den gemischten Ehen im Allgemeinen irgend ein göttliches, ein religiöses und sittliches Gesetz nicht entgegensteht, und daß sie insofern mit gutem Gewissen eingegangen werden können, auch kein Mensch das Recht hat, sie mit einem Interdict zu belegen, so bleiben doch für Den, welcher in der Unvereinbarkeit zweier einander entgegenstehenden Confessionen ein Hinderniß jener Einmüthigkeit findet, in der Zwei Ein Herz und Eine Seele werden und die daher der christlichen Ehe in keiner Weise verkümmert werden soll, noch immer Gewissensbedenken übrig, deren Berücksichtigung man in einer so umfassenden Erörterung um so mehr, als sie den Gegenstand blos aus dem Standpunkte des natürlichen und positiven Rechts auffaßt, erwarten durfte. Hr. v. A. will weder den kirchlichen Indifferentismus noch die Apostasie begünstigen; daß aber gemischte Ehen leicht zu jenem oder zu dieser führen können, das dürfen wir uns nicht bergen, und so gewiß wir sie nicht nur zulassen, sondern auch gegen hierarchische Anmaßungen standhaft vertheidigen müssen, so werden sie doch im Allgemeinen nicht zu begünstigen, folglich auch nicht als ein unabweisbares Zeitbedürfniß darzustellen sein.

Abgesehen aber von allen andern Bedenken, macht die gebührende Rücksicht auf die religiöse Erziehung der Kinder die gemischten Ehen immer sehr bedenklich, um so mehr, da im christlichen Leben das Religiöse und das Kirchliche innig zusammenhängt. Auch Hr. v. A. verhehlt sich nicht, daß jeder Ausweg, welchen man in dieser Hinsicht gesucht hat, immer nur ein Nothbehelf ist. Man mag Verträge zulassen oder nicht, man mag die Kinder der Confession des Vaters zuweisen, oder sie nach dem Geschlecht oder nach einer andern Norm theilen, immer tritt etwas, das wir hinwegwünschen müssen, wenn auch nicht friedenstörend, doch trübend in das heilige Verhältniß der Ältern und Kinder, oder auch der Geschwister ein. Die confessionelle Trennung der Letztern erregt wohlbegründeten Widerspruch, und es werden deshalb Viele Hrn. Dr. Bretschneider beistimmen, welcher neuerlich wieder die Confession des Hausvaters als entscheidende Norm aufstellte. Aber die hausväterliche Gewalt erscheint dabei als eine tyrannische, die heiligen Rechte der Mutter verletzende. Diese, welche die Kinder unter ihrem Herzen getragen, an ihrer Brust sie genährt, sie leiblich gepflegt, über sie gewacht hat und die ersten zarten Keime des geistigen, auch des religiösen Lebens meist mehr als der Vater in ihnen entwickelt, sollte auf die Glaubens- und Kirchengemeinschaft mit ihnen völlig verzichten müssen? — Wir stimmen aufs entschiedenste Hrn. v. A. bei, welcher, die heiligen Rechte der Mutter beredt vertheidigend, die Entscheidung nach den Geschlechtern oder nach der Reihenfolge der Kinder als die einzige bezeichnet, „die sich von empirischen Klügeleien rein erhält und durch gleiches Gewicht in der Wage allen gerechten Klagen und Beschwerden zuvorkommt". Diese Entscheidung ist vollkommen gerechtfertigt, weil sie allein der Gerechtigkeit entspricht. 139.

Literarische Notizen.

Von Hippokrates' sämmtlichen Werken, in das Französische übersetzt, ist der erste Band unter folgendem Titel erschienen: „Oeuvres complètes d'Hippocrate. Traduction nouvelle avec le text grec en regard, collationné sur les manuscrits et toutes les éditions; accompagnée d'une introduction, de commentaires médicaux, de variantes et de notes philologiques; suivie d'une table générale des matières, par *E. Littré*."

Bei Baudry in Paris erschien folgende bemerkenswerthe Schrift: „Histoire édifiante et curieuse du Journal des débats, par un employé du trésor." 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 93. — 3. April 1839.

Über das jüdiſche Drama.

(Fortſetzung aus Nr. 92.)

Die zweite Abtheilung ſchürzt den Knoten noch feſter. Wir hören, daß eine andere Jungfrau, Ajjah, für den Siphah in heftiger Liebe entbrannt iſt, allein von dieſem verſchmäht wird. Der treue Schimi aber beredet die ſpäter ſo verrätheriſche Adah, eine heimliche Zuſammenkunft Schalom's mit Schlomit zu bewirken, worauf jene auch eingeht und in der folgenden Scene, der dritten in der zweiten Abtheilung, die ſchüchterne und ſittſame Schlomit zum Geſtändniſſe ihrer Liebe und zur Zuſage der Bitte Schalom's bringt. Schlomit ſpricht:

Gewiß, o Schweſter, länger nicht vermag
Mein Herz der Rede bittern Strom zu hemmen!
Wenn du in deiner Treue, Adah, ſchwörſt,
Daß dieſes mein Geſtändniß deinen Mund
Nicht überſchreiten ſoll, ſo ſag' ich jetzt
Dir's, was mir iſt.

Adah.

Daß ich's erzählen ſollte,
Wie denkſt du's doch von mir? Du weißt ja
Ein Recht hat auf dich Adah!

Schlomit.

Weiß ich's doch!
Nun wiſſe, Schweſter, daß
Ich jetzt gebrochnen Herzens bin, voll Leid,
Ja, leichtlich wol dem Untergange nah,
Wenn nach ich denke, drüber ſinne,
Daß bald dem Siphah, jenem Jüngling
Von aller Einſicht bar, dem Schwachkopf, Thoren,
Gemahl ſoll Schlomit werden!
Nicht weiß ich, welche Luſt
Mir lieb, welch köſtlich Gut
Noch ſüß dem Munde könnte ſein,
Wenn ich von Unmuth voll!
Ach! war mein Herz, noch eh' es kam,
Sich's doch bewußt, daß mich betreffen werde
Solch ſchlimmes Irrſal,
Seit jener Ruf*) durch Kedems Land erging,
So bitter für mein Herz und übereilt.
Ja, du mein Fluch (Siphah), wenn du nach Migdal-Ain**)
Gelangſt, ſo weiß ich wol,
Daß nur ein Tropfen fiel zur Erde
Doch wiederkehrt ins Nichts!

*) Nämlich das Edict, wer zu dem Thurme gelange, ſolle Schlomit zum Weibe erhalten.

**) Name des Thurmes auf dem Berge Oj.

Adah.

Wie oftmals dacht' auch ich: Wie könnte
Die liebliche Gazell', der Schönheit Krone,
Der Jungfraun weiſeſte, der Krone Erbin
Das Weib des Thoren ſein? Wär's möglich?
Jedoch des Königsſohns, an Einſicht groß,
Der, Jüngling zwar, Verſtand der Greiſen hat.
Denn Alles, was man einem Menſchen wünſcht,
In ihm wird zwiefach es gefunden: Pracht,
Gewalt, Geburt und Majeſtät und Reichthum,
Doch ward ihm nur ein bittres Loos zu Theil!

Schlomit.

Zu dreien Malen ſchon vernahm ich
In deinen Worten was, das du verhehlen
Mir möchteſt, doch du kannſt es nicht: ſo ſprich
Einmal, daß ich's erfahre, wer iſt denn
Der Königsſohn, von dem du redeſt?

Adah.

Wenn dies ich künde, dann
Verſage mir auch meine Bitte nicht.

Schlomit.

Nach deinem Wunſche will ich thun.

Adah.

Gewiß ſieh' zu, daß nicht mit falſchem Truge
Du mich zu täuſchen ſucheſt.

Schlomit.

Nicht
Mit falſchem Truge.

Adah.

Schwöre denn!

Schlomit.

Ich ſchwöre!

Adah.

Daß thun du wolleſt Alles, was zu dir
Ich ſagen werde.

Schlomit.

Nur wenn's nicht zu fern
Noch auch unmöglich mir,
Was du verlangſt.

Adah.

Unmöglich nicht!

Schlomit.

Ich ſchwöre!

Adah.

Sieh', dieſer Königsſohn, von dem ich ſprach,
Iſt Schalom!

Schlomit.

Warum ihm dies bittre Loos?

Adah.

Dies kannſt du wiſſen ohne weitre Kunde.

Schlomit.

Wie wäre wohl ihm, wenn er laſſen wollte,
Was er nicht kann beſitzen, aus dem Herzen

Solch eitle Sehnſucht bannte, deren Ziel
Schon lang verſchwunden iſt!
Was willſt du noch?

Adah.

O ſieh, du haſt geſchworen,
Daß meine Bitte du gewähren wollteſt?

Schlomit.

Und wahr hab' ich geſchworen, aber nenne
Mir deine Bitte, daß ich ſie vernehme.

Adah.

Ich bitte, daß du willig ſeiſt, einmal
Allein ihn anzuhören, wenn er ſpricht.

Schlomit.

Die Bitte, Adah, haſt du allzu ſehr
Erſchwert. Iſt dies denn nicht unmöglich?

Adah.

Warum?

Schlomit.

Wenn kund es würd', daß ich geredet
Mit ihm, was thäte dann mein Vater?
Wär' längſt nicht mein Geſchick beſtimmet ſchon,
Das mich verdammet zu des Feuers Flamme?

Adah.

Wie ſchwach iſt doch dein Muth!

Schlomit.

Und laß ihn ſchwach
Denn ſein, weil er mein Leben ſichert!

Adah.

Aber
Dein Schwur!

Schlomit.

Wenn's nicht unmöglich, ſagt' ich ſchon.

Adah.

Nur ſagen ſollſt du ihm, daß er beſchwicht'ge
Die Sehnſucht, welcher keine Hoffnung winkt.
So ſag es, daß er ſtirbt! Nur dies allein!

Schlomit.

O laß, ich flehe, Adah, ſolche Rede!

Adah.

Ja, wenn, was du geredet, Schlomit, du
Nicht ſparen konnteſt, nun ſo kann auch ich
Nicht ſparen dieſes Wort' an dich:
Leb' wohl!

Schlomit,

Ach, Adah, hör'!

Adah.

Wie würd's auch kund?
Sieh' auf dem Felſen ſind wir ganz allein!

Schlomit.

In Wahrheit, Adah, hüt' dich, denn es ſteht
Ein Männerhaufe fern uns gegenüber,
Sich dort beredend.

Adah.

Wohl, mag gegenüber
Ein Männerhaufe ferne ſtehn, ſich dort
Beredend! Willſt du mehr dich noch bedenken?

Schlomit.

Nicht länger!

Adah.

Aber wann?

Schlomit.

Doch ich und du?

Adah.

Nun wohl, auch ich!

Schlomit.

Doch wann? Ja, nun
Wünſch' ich ein Andres noch!

Adah.

Du wünſcheſt nun —?

Schlomit.

Nun, wünſch' ich, mögeſt du es dahin bringen,
Daß feſt er glaubet, kommen würd' ich nicht,
Mit ihm zu reden, daß ich auch kein Wort
Von Allem wiſſe!

Adah.

Dies auch will ich thun!

Schlomit.

Doch wo?

Adah.

Iſt morgen nicht der Tag der Jagd?
So folg' auch du dem Zug und weile dort,
Bis ſie begannen nur! Und während ſie
Bei ihrer Jagd ſich mühen, komm allein
Auf dieſes Berges Gipfel, welcher raget
Dem Thalbach gegenüber! Sehn wir doch
Von dort wol etwas von der Jagd! Auch ich
Will kommen dann mit Schalom, ohne daß
Er weiß, du ſeieſt dort.

Schlomit.

Nun wohl!

Adah.

Ich gehe
Zum Hauſe meines Vaters jetzt, und morgen
Vollbringen Alles wir, was wir beſprochen.

Schlomit.

Ja, morgen ſei's! Nun gehe du in Frieden.

Während Adah ihrem Hauſe zueilen will, kommt der rachdürſtige Eri, als ein Bettler verkleidet, ihr entgegen, wirft ihr Treubruch vor und mishandelt ſie, ja, er ergreift ſie zuletzt ſogar bei den Locken, um ſie in eine Höhle zu ſchleppen und ihr dort Gewalt anzuthun. Adah ſcheint ſich ihm zu fügen, bekannt aber mit der Örtlichkeit, weiß ſie ihn ſo zu führen, daß er am Eingange in einen im Graſe verborgenen Brunnen fällt; ſie aber, ihre letzten Flüche ihm nachrufend, eilt davon. Beruhigend wirken die zunächſt folgenden Handlungen der dritten Abtheilung, welche wol als die ſchönſten des ganzen Werkes zu bezeichnen ſind. Schalom ſpricht:

O ew'ge Berge, ſüße Ruheſtatt,
Verborgne Au des Friedens, der in Ruhe
Sich einſam hier erhebt!
Wie theuer iſt mir dies Aſyl
In euern Hainen, ſchwichtigend das Herz
Vom Trug der Großen fern und des Palaſtes,
Von feſten Städten, weit ſich breitend;
Denn bittres Leid nur ſchließen dieſe ein!
Mit ihres Goldes Wucht bereichert
Der Feind ſich, wenn zu ihren Füßen
Er Netze breitet und nicht weicht, bis ſie
Gefallen!
Anders hier im Port des Friedens!
Denn Klang des Waffenlärms, die Stimme
Der Vögte, das Getös von Streit
Und blut'gem Hader fliehen weit von hier.
Wenn Dulder, welche dem Verſchmachten nah,
An dieſem fernſten Ort zur Erde lagern,
Dann wird vom leiſen Säuſeln, das
Aus Zweigen wehet bei des Windes Rauſchen,
Erwachen neu ihr Geiſt, und dann vergeſſen
Sie jede Kummernacht des Leides,
Und ihre Armuth wird zum Reichthum werden.
Sieh dieſer Gräſer, dieſer Kräuter Flur,
Sie iſt ein lieblich Erb', ein Garten Gottes,
Und weil's ein Garten iſt vom Lande Kedem,
So iſt's ein Erbe Jedes, der's bewohnt,

Daß ohne Kummer und Bedrängniß ruhig
Im Feigenbaum, zum Schatten vor der Hitze,
Im Gras er lagre, weit in Freude
Sein Herz sich öffne, jedem Frevler fern.
Was sind des Goldes Schätze, Pracht und Reichthum,
Der Richter Throne, Diadem der Kön'ge?
Sieh', Menschenschätze sind nur ein Gefängniß
Für ihrer Herren Herz, drin ist's verschlossen,
Ob sie auch gehen, sitzen, sich erheben,
Ob sie auch schlummern, ob vom Schlaf erwachen.
Denn was ist Herrschermacht und Diadem —
Nichts mehr als Fröhnerdienst!
Denn trägt das Joch von Tausenden Provinzen
Des Königs Schulter doch allein! —
— — — — — — —

Der Knabe, welcher seine Heerde weidet,
Wie schön ist seines Looses Theil, wie lieblich?
Er zieht, in Hürden seine Schafe treibend,
Er eilet ab und zu und kehret wieder,
Ist seiner Arbeit froh,
Sein Antlitz und sein Herz sind zwiefach heiter.
In Lotosbüschen lagert er zufrieden,
Zwar ist er arm, doch frohen Sinns.
Nicht beugt sein Geist sich dem Gelüst nach Silber,
Nicht heischet seine Seele Glanz der Pracht,
Wär Nessel auch und Unkraut seine Speise,
Ihm dünkt es süß, denn fröhlich ist sein Herz.
Wenn Nachts auf mühbeschwerter Streu er liegt,
Dann findet Ruh' er, feiert neu den Morgen.
Ihm sproßt, wie sich der Aar verjüngt, die Jugend.
Ob voll die Fluren prangen, ob sie öde,
Ob sich in Dunkel hüllt und schweres Wetter
Sein Himmel, oder ob es donnert —
Nicht bebt sein Herz in ihm, nicht schwanket es.
Nicht Hinterlist scheut er; nicht erheben
Sich falsche Zungen wider ihn, noch wer
Verderben schnaubet; arm ist er, doch froh!
Der Jungfrau dort, die hold in seinen Augen,
Der Jungfrau, welche ihm in Lieb' begegnet,
Ihr schlägt sein Herz; sie fühlt wie er, es schlägt
Für ihn ihr Herz, nur Freude kennen sie,
Denn er ist ihr vereint, sie scheidet Keiner!
So freun sie sich in ungestörter Lust!
Ist er ermüdet, er vergißt sein Mühsal
An ihrer Brust; beim Lichte ihrer Augen
Da achtet all sein Mühen er gering,
Denn er ist arm, doch froh!
Wie schön ist seines Looses Theil, wie lieblich!
Ach, wie von ganzem Herzen möcht' ich selbst
Doch meines Lebens Loos für seines tauschen! —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, 8. März 1839.

Gestern Abend ging Sir Eduard Lytton Bulwer's lang-angekündigtes fünfactiges Schauspiel: „Richelieu oder die Verschwörung", zum ersten Mal über die Coventgardenbühne, und zugleich wurde es an demselben Tage von Saunders und Otley ausgegeben, sodaß sich das Publicum vor der Vorstellung durch die Lecture gehörig vorbereiten konnte. Ich sah das Theater noch nie von dem Parterre bis zur Galerie so gedrängt voll als an diesem Abend. Alle Berichterstatter waren an ihren Plätzen, um ein strenges Gericht heute in den Journalen darüber zu fällen, die von seinem Lobe einstimmig überfließen. Ich gewahrte viele der bekanntesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen in den Logen, und Bulwer selbst, als er vor dem Anfang einen Augenblick einen musternden Blick auf die gedrängten Massen der ungeduldig harrenden Zuschauer warf, ward in der Proscenium-loge auf der linken Seite vom Publicum erkannt und stürmisch bewillkommnet, verbarg sich aber während der ganzen Vorstellung, um die für ihn nur schmeichelhaften Störungen zu vermeiden, hinter den rothseidenen Gardinen seiner Loge, von wo aus, wenn wir nicht sehr irren, auch die Gräfin Blessington die Darstellung ansah. Ich gestehe, daß ich mit einem Zweifel an den vollständigen Erfolg dieses dritten Bulwer'schen Schauspiels meinen Sitz einnahm. Hatte doch Bulwer durch die unglückliche Wahl des Stoffes für sein erstes Drama, „Die Herzogin von Lavallière", aus der französischen Geschichte, seinen anerkannten Ruhm als Romanschreiber durch seinen unglücklichen dramatischen Versuch beeinträchtigt. Freilich hatte seine in der vorigen Saison um dieselbe Zeit und auf derselben Bühne zum ersten Mal dargestellte „Lady of Lyons", welche seitdem wegen der romantischen Situationen und des fließenden Dialogs ein Lieblingsschauspiel der Engländer geworden ist, dem Publicum die Überzeugung gegeben, daß Bulwer auch in diesem Felde der Kunst Lorbern pflücken könnte. Was mich aber diesmal erschreckte, war, daß ich auf dem Zettel auch die Maitresse Marion de Lorme fand. Ich dachte, Bulwer würde wiederum wie in der „Herzogin von Lavallière" seinen Ruhm in der Schilderung der frivolen Sitten des französischen Hofes suchen. Ich ward im Verlaufe des Stückes aufs angenehmste enttäuscht. Es ist Richelieu, von dessen Leben als Staatsmann und Mensch uns der Dichter ein großartiges, lebensvolles und versöhnendes Gemälde aufgerollt hat. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß der Bulwer'sche „Richelieu" ein echtes historisches Schauspiel ist, welches denen von Shakspeare angereiht zu werden verdient. Der Dichter hat nach Schiller's Vorgang die gründlichsten Geschichtsstudien gemacht und auch die unbedeutendsten Charakterzüge des großen Staatsmanns, der die Monarchie Ludwig's XIV. als ein vollkommener Baumeister gründete, nicht übersehen, um durch die Schattenseiten gerade die wahre historische Größe eines so einzigen Charakters in das rechte Licht zu setzen. Richelieu ist der verschlagene Priester, der den Macchiavellismus nicht verschmäht, wenn es seine Zwecke fördert; aber nicht sind Eitelkeit und Liebe zur Herrschaft die Triebfedern seiner Thaten. Nein, was er thut, thut er mit der Überzeugung, daß die Vorsehung ihn zu ihrem Werkzeuge gemacht habe, sein Vaterland, his sweet France, aus der Zerrissenheit der Vasallenwirthschaft zu einem festen Staatskörper zu erheben und die königliche Gewalt in seinen Händen zu vereinigen, um die Wunden Frankreichs zu heilen.

Im ersten Act in der zweiten Scene ruft er aus:

Die Menschen haben grausam mich genannt;
Ich bin gerecht nur; Frankreich war zerrissen.
Der Reiche war Despot, Bandit der Arme,
Der Handel todt, im Tempel herrschte Zwietracht;
Der Zank ward Rebellion; es fraß der Rost
Entzwei die alten Formen der Gesetze.
Ich habe Frankreich neugeboren, und
Aus Asche und aus dem feudalen Schutt
Steigt phönixgleich aus lichten Schwingen auf
Zum Zeus die neue Schöpfung. Meine Kunst?
Der nennt's Genie, Der Glück, Der Zauberkraft;
Nein! Nur Gerechtigkeit war meine Kunst!

Und am Ende des ersten Actes concentrirt Richelieu seinen großartigen Ehrgeiz in den herrlichen Worten:

— — — Ich bitte dich, o Frankreich!
Nicht soll die Welt dich mir vom Herzen reißen!
Mir angetraute Gattin, Herrin, Frankreich!
Und wer kann scheiden voneinander mich und dich?

Die ganze Handlung spielt in vier Tagen, und der Hauptinhalt des Schauspiels ist kurz folgender: Eine Anzahl Hofleute, an der Spitze der Herzog von Orleans, Ludwig's XIII. Bruder, und vorzüglich der intriguante und kühne Günstling des Königs, Baradas, zetteln eine Verschwörung an, die vor

Allem den verhaßten und allein regierenden Richelieu aus dem Wege räumen, später auch den schwachen König entfernen und dadurch dem kühnen Barabas, der dann den ebenfalls einfältigen Orleans beseitigen will, vielleicht selbst den Thron von Frankreich verschaffen soll. Richelieu ist übrigens durch seinen Kapuziner Joseph und die Maitresse Orleans', Marion de Lorme, die in Richelieu's Solde steht, von Allem unterrichtet. Allein diesmal ist die Gefahr drohender als je, da selbst dem König, aufgehetzt von seinem Günstling Barabas, die Größe und Alleinherrschaft des Cardinals lästig zu werden beginnt. Der Dichter hat zwei herrliche Figuren dem Cardinal zur Seite gestellt, zwei Figuren seiner Phantasie, die wie Schiller's Thekla und Max Piccolomini oder Don Carlos mit dem ganzen Zauber der Poesie ausgestattet sind. Durch die Liebe, welche Richelieu an sie verschwendet, wird auch der Staatsmann als Mensch unserm Herzen theuer gemacht. Julie de Mortemar, eine Waise, des Cardinals Mündel, und der Chevalier de Mauprat, dessen Devise ist: „Er lebte ohne Hoffnung und starb ohne Furcht", lieben sich gegenseitig mit allem Feuer der Jugend; sie ein herrliches Bild der edelsten Jungfräulichkeit, die durch das ganze Stück wie ein wohlthuender Zauber klingt, er eine junge Heldenseele, wie sie Richelieu braucht, um sein geliebtes Frankreich zu Dem zu machen, was ihm vorschwebt. Dieser Mortemar aber, kaum durch Richelieu's väterliche Zärtlichkeit mit Julie getraut, wird durch Barabas dadurch in die Verschwörung gezogen, daß ihn dieser glauben macht, Richelieu habe ihn nur mit Julie trauen lassen, um ihn desto sicherer und grausamer zu verderben. Richelieu flüchtet auf sein Schloß bei Paris, kann aber des Documentes, welches die Verschwörer dem Befehlshaber der königlichen Truppen, Bouillon, zugesandt haben, und zwar durch die Veranstaltung der an Richelieu verkauften Marion durch den Pagen des Cardinals, den Marion als Courrier den Verschworenen empfohlen hat, nicht habhaft werden, wodurch der Cardinal allein den gegen ihn kalten König von der doppelten Treulosigkeit seines Bruders und Günstlings hätte überzeugen können. Richelieu verliert aber auch in der höchsten Bestürzung die bewunderungswürdige Ruhe des Staatsmannes nicht und besiegt jede Gefahr, indem er mehr als ein Mal während des Stücks dem Tod furchtlos ins Auge sieht. Julie, seine Mündel, kaum mit ihrem Mann verbunden, wird in die Tuilerien zum König entboten, der sie liebt. Sie flüchtet aber in der Nacht zu Richelieu aufs Schloß und versöhnt diesen mit ihrem Gemahl, dem Chevalier Mauprat, der gekommen ist, Richelieu den Todesstoß zu geben. Mauprat, der sieht, wie er von den Verschworenen mißbraucht worden, kann aber Richelieu und seine Gattin selbst nicht mehr retten, denn schon stürmen seine Mitverschworenen, an der Spitze der abgefallene Hauptmann von Richelieu's Garde, herbei. Richelieu mit seinen „Kindern" flüchtet in ein Seitengemach und gebraucht die kühne List, sich auf ein Bette, scheinbar von Mauprat erwürgt, hinzustrecken, was sein Leben rettet. Wir überspringen den dritten Act, wo der todtgeglaubte Richelieu plötzlich wieder am erstaunten Hofe erscheint, ohne aber seinen Einfluß wiederherstellen zu können, weil ihm jenes Document der Verschworenen fehlt. Im vierten Act ist sein Einfluß ganz vernichtet; Mauprat soll sogar nur unter der Bedingung am Leben bleiben, wenn er seiner Gattin, die auch von Barabas wie vom schwachen Könige geliebt wird, entsagt. In diesen Scenen klagt die Liebe in Worten, wie sie die größten Dichter nur in den Mund ihrer dramatischen Lieblingsfiguren gelegt haben. Alles scheint für Richelieu verloren, der König hat selbst nicht mehr Geduld, dem früher allmächtigen Cardinal Gehör zu schenken. Aber die Staatsgeschäfte drängen den König, er kann sie nicht auf die Schultern des nur in Hofintriguen gewandten Barabas wälzen; da sieht der König den in einem Stuhle scheinbar sterbenden Cardinal an, die Zügel der Regierung wieder zu übernehmen, nachdem ihm Richelieu auch das Document überreicht hat, welches endlich wunderbar in seine Hände gekommen ist, und jener daraus ersieht, daß alle seine Günstlinge Betrüger sind, die auch ihm nach dem Leben streben.

Ludwig.

— — — Regiere, Richelieu!

Richelieu (schwach).

Mit absoluter Macht?

Ludwig.

Ja, absolut!

Wenn nicht für mich, so leb für Frankreich!

Beim Worte Frankreich springt Richelieu in seiner ganzen alten Kraft aus dem Sessel auf und ordnet in einem Moment alle Geschäfte, die dem König und seinen Günstlingen so alle Besinnung raubten. Die Verräther finden ihre verdiente Strafe, und Richelieu kann nun bis zu seinem Tode sagen: „L'état, c'est moi!" Richelieu schließt mit folgenden Worten, nachdem ihn der König gefragt, ob er auch die Wiedervereinigung Mauprat's und Julien's dem ersten Minister zu danken habe, großartig das großartige Drama:

Nein, laß dem Einen danken uns, der oben
Beherrscht der Welt harmonisches Geheimniß
Viel besser eben, denn Minister können.
Ach, unser Ruhm schwimmt zwischen Erd' und Himmel
Gleich Wolken, die der Sonne Lustzelt scheinen
Und sind das Spielzeug doch der Lüfte nur;
Bis, gleich der Wolke, welche mit dem Thau
Die wilden Blumen nackter Felsen nähret,
Auch unser Ehrgeiz von der Höh herab
Gießt Freude auf die Tugend, daß die Blume
Die Wolke segnet, wenn sie längst verschwunden!

Einer solchen Wechselwirkung zwischen Publicum und Darsteller, einer solchen stürmischen Anerkennung jeder großartigen Maxime des Staatsmannes, jedes stolzen Wortes der Tugend und edeln Weiblichkeit, des feinen Witzes, woran das Stück so außerordentlich reich ist, eines solchen donnernden Beifalls, den der geniale Macready als Cardinal, Miß Helen Faucit als Julie und Anderson als Mauprat im Verlaufe der Darstellung ernteten, habe ich noch auf keinem Theater Deutschlands, Frankreichs und Englands als Zeuge beigewohnt. Ein wahrer Sturm, der über eine Viertelstunde währte, verlangte nach dem Dichter, der endlich in seiner Loge nach langem Zögern erschien und vom Publicum mit dem höchsten Beifalle, mit dem nur ein König im freien England beehrt werden kann, begrüßt wurde. England darf stolz sein — ein neuer großer dramatischer Dichter, seines Shakspeare würdig, ist ihm auferstanden. 76.

Notiz.

In einer der neuesten Lieferungen der „Revue de Paris", in einem Berichte über Mailand während des Septembers 1838, erzählt Paulin Limayrac von einem Besuche bei Manzoni, den er auch mit einem Sonette feiert. Der Verfasser der „Promessi sposi" war soeben mit seiner Familie von seinem Landsitze nach Mailand zurückgekehrt. „Manzoni ist von mittler Größe, seine Haare spielen bereits ins Graue, er hat ein lebhaftes Auge, eine hohe Stirne, eine Adlernase, und seine Züge tragen das Gepräge der größten italienischen Feinheit. Er ist für einen Dichter sehr reich, hat ein Haus auf dem Lande und in der Stadt und eigene Equipage. Vortrefflich spricht er französisch. Er empfing mich in seiner Bibliothek und beehrte mich mit einer langen Unterredung, in der ich geistvolle und tiefsinnige Bemerkungen von ihm vernahm, weniger über Kunst, von der er nicht gern spricht, als über Politik, auf welche er immer wieder zurückkommt. Im Laufe des Gesprächs sagte er mir, wenn ich ihn neugierig über seine künftigen Werke befragte, öfters mit Nachdruck, daß ihm die Stunde der Ruhe geschlagen habe, worüber ich mir ein Lächeln des Zweifels erlaubte." 146.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 94. —— 4. April 1839.

Über das jüdiſche Drama.

(Beſchluß aus Nr. 93.)

Hierauf kommt der treue Schimi und benachrichtigt den Freund, er habe Adah, die Freundin Schlomit's, gewonnen, eine Zuſammenkunft der beiden Liebenden zu befördern; noch heute ſolle dieſe und eben hier ſtattfinden. Da naht Schlomit auch bereits, und Schalom erblickt ſie von fern. Er ſpricht:

Doch ſiehe, Schlomit kommt alleine dort,
Nun will ich eilends ihr entgegengehn!

Schimi.

Nicht doch, mein Freund; bis Adah zu uns trifft,
Verweile noch; denn hat ſie doch geſchworen
Zu kommen, und ſie kommt

Schalom.

Allein mein Herz
Nicht länger kann's bezwingen ſich.

Schimi.

Mein Freund,
O kehr' zurück, zurück doch kehre!

Schalom.

Laß!
(Er eilt ihr entgegen, ſie wendet ſich rückwärts und flieht.)
Was gehſt du? Fürchteſt du? Nicht will ich eilen,
Zu dir, Schlomit! O nein! Schon ſieh' mich eilen
Dort in den Fluten, die ins Weltmeer fließen,
Mein Leben, daß ich ende, zu beſchließen!

Schlomit.

Was thuſt du? Schimi, eile ſchnell ihm nach!
(Sie läuft und hält ihn.)
Ich flehe, bleib', Schalom!

Schalom.

O, einmal nur
Umarme mich! Denn ſo nicht Ruhe bringt
Auf einmal mir der Tod, wird tauſendmal
Dein harter Sinn dem Tod' mein Leben weihn.

Schlomit.

Ich bin wie todt!

Schalom.

So willſt du darob zürnen,
Daß ich beenden möchte meine Qual?

Schlomit.

Wer brachte dich dahin,
Dem trügeriſchen Fluſſe dich zu weihn?

Schalom.

Ach, liebliche Gazelle, fragſt du noch?
Unglücklicher Schalom, ach, warum ward
Das Leben dir, daß du es mußt verlieren?
Des Scheiterhaufens Glut verzehret dich,
Wenn du auch nicht ins Thal des Todes ſteigſt.

Schlomit.

Wie würd' es gut dich kleiden und wie klug,
Wenn du nicht länger nach mir folgen wollteſt?
Denn was verlangſt du noch von mir?

Schalom.

Daß du ein Wort nur von mir hören wolleſt,
Bevor ich ſterbe.

Schlomit.

Schon hab' ich's vernommen!
Und dies ward dir gewährt,
Bis deinen Wunſch (zu ſterben) du aufgegeben.

Schalom.

Das iſt ein Tropfen aus dem Eimer und
Aus Meerestiefen nur ein Tropfen
Für Alles, was im Buſen ich verſchließe!

Schlomit.

Auch dies gewähr' ich dir, daß ich dich höre.
Doch daß nur kurz ſei deine Rede!
Und dann ein Anderes noch:
Daß, wenn du haſt geredet, was du wollteſt,
Du gehſt und ich nicht mehr dein Antlitz ſchaue.

Schalom.

Geliebte meiner Seele, ach, die Feſſeln
Wer kann ſie tragen, die du an mein Herz,
Das, liebeswund, wie Feuer brennt, gelegt?
Ja, daß ich liebe mehr noch, als ich liebe
Mein Leben ſelbſt und meine Seele,
Nur dich, Schlomit, verkündigen und zeugen
Die Felſenhügel hier, weil träufelnd faſt
Sie längſt von meines Weinens Strom zerfloſſen,
Den ich auf ſie in Qual und Leid vergeß!
Das kündige die eigne Qual, die mich
Verleitet hat, in Stromeslauf
Zu enden meine Sehnſucht und mein Leben!
Ein flücht'ger Schatten, ach, ein Augenblick
War meines Tages Licht! Er neigte ſach
Sich ſeinem Weſten zu, für immer ſchwindend!
Ich weiß es wohl, daß, ſeit er unterging,
Die Stütze jeder Hoffnung ich verlor,
Er könne, neu mir leuchtend, wieder ſtrahlen —
Und darin eben ſind' ich meinen Troſt!
Mit Allem hab' ich längſt nun abgeſchloſſen!
Wenn's meiner Nacht Geſtirnen*) auch gefiel,
Als meines Bechers**) Theil mir Leid zu bringen —
Mir dünket jedes Todesſchreckniß ſüß,
Denn nur um Schlomit wird es mir zu Theil,
Wenn dieſes ich allein erlangen kann:
Daß doch bei meinem Tod' in Mitleid ſtrahle
Vor mir noch ihrer Augen Licht!

*) Fatum.
**) Becher, bekanntes Bild für Schickſal.

Schlomit.

Ich denk', was du gewollt, haſt du geſagt?

Schalom.

Ach, liebliche Gazelle, Herz von Stein,
O ſieh, es ſehen deine Augen
Und nicht beſchwert ſind deine Ohren;
O ſieh, aus Fleiſch und Blut biſt du gewebt;
O ſieh, gezeugt biſt du von Menſchen:
Wie kann ſo fern Erbarmen von dir fliehn?
Der Hammer ſchmettert Felſen nieder,
Der Sturm entwurzelt Cedern, und es ſinket
Des Berges Höhe bei der Erde Beben:
Nur Schlomit's Herz iſt hart auf immer!
O Schlomit, dies zum mindeſten gewähre:
Und ſprich zu Schalom: ſtirb! Dann will ich ſterben,
Wie du's geſprochen, frohen, heitern Sinnes.
Verhärteſt du noch jetzt dein Herz? Willſt du
Verſchmähen noch, Erhörung mir zu gönnen?
Noch jetzt willſt du verſtummen?

Schlomit.

Schalom,
Zu bannen deinen Unmuth nur,
Damit du merkſt, wie du allein
Auf Irrthum ſei'ſt bedacht, und du ihn laſſeſt,
Gefällt's mir, Rede dir zu ſtehn. Drum ſchweige!
O ſieh', du denkeſt, nicht hätt' Mitleid
Zu fühlen ich gelernet, ich, jetzt hart
Dir ſcheinend, und ſo wagſt du mich zu nennen
Denn Jungfrau harten Sinns und Herz von Stein, —
Ob nicht vielleicht, daß ich auf ſolche Worte
Mich ſelbſt zum Mitleid neige, wie du's heiſcheſt?
Doch dies vernimm und meine Rede merke:
Wenn ſolches Mitleid, wie du es von mir
Geheiſcht, ich dir gewährte, wäre dies mein Lohn:
In Feuerbrand vorm Volke meiner Stadt
Würd' meine Ehr' mit mir zu Aſche wieder,
Und ohne Rach' an dir entſchwände nimmer
Des Vaters Zornesglut, die heiß entbrannt.
Auch übet jeder Mitleidsfühlende
Nicht rechtes Mitleid; öfters ſchadet, wer
Das Mitleid übt, wenn Mitleid nur verderblich.
Der Kranke, der des Todes Thoren naht
Und Speiſe wünſchet, weinend Speiſe wünſcht,
Er richtet ſich zu Grunde ſelbſt, wird Mitleid
Ihm aufgerufen, um ihm darzureichen,
Was ſchnell er zwar verſchlingt, doch muß er ſterben,
Wenn's noch in ſeinem Munde! Ja, wie oft
Wird Heilung nicht dem Kranken bringen
Ein Tropfen aus des bittern Tranks Betäubung,
Doch Honig an dem Gaumen wär' ihm Gift.
Als mit verlornem Herzen
Ich dich enteilen ſah, dich zu verſenken,
Da eilt' auch ich,
Ward doch mein Mitleid rege,
Dir hülfreich beizuſtehen, dich zu retten.
Sieh', ſolches Mitleid wol
Vermocht' ich dir zu weihn,
Da weiht' ich es! Doch mehr als dieſes fodern,
Wär' thöricht, oder wenn du hoffſt darauf,
Dann iſt dir unerreichbar, ja unmöglich,
Wonach dein Trachten geht, es kann kein Gott,
Es kann kein Menſch auf Erden dir gewähren!
Die Ehre Schlomit's wird ſie ſelbſt beſchützen,
Denn keinen beſſern Hüter hat der edle
Und geiſteshohe Menſch als ſeine Ehre.
Wenn du mich liebſt, ſo liebe du in mir
Den würd'gen Brauch, der Königstochter Rechte,
O lieb' mein Heil, mein Leben — halte Ruh!
Wenn klug dein Herz und weiſe du — ſei ruhig!
Biſt ruhig du, gibſt du auch mir den Frieden!
Entfliehe fern von mir und lebe heiter,
Nicht ſuche Untergang und nicht den Tod!
Denn das iſt Einſicht des verſtänd'gen Mannes,
Daß er zu laſſen wiſſe Das, was ſüß,
Wenn er beim Süßen frevelt! O ſei klug,
Gefaßt und fahre wohl! Aus deinem Herzen
Verbann des Irrthums Krankheit, falſche Luſt!
Entferne dich! Geneſe, lebe heiter!

Schalom.

Ach, liebliche Gazelle, daß ich mich
Entfernen ſoll, wie kannſt du es gebieten?
Sieh, ob ich längſt es gleich verſucht,
Mich abzuwenden, um hinwegzugehn,
So weigerte ſich deß doch meine Seele.
Bei dir, allein bei dir zu bleiben wünſcht ſie!
Ja, niederſtürzen ſiehſt du mich, indem
Sie flieht, gebieteſt du, von hier zu gehn.

Schlomit.

Vernimm noch, Schalom, dies, ans Herz es lege
Wie einen Siegelring *):
Nicht guten Ausgang hat das Böſe,
Nur Strafe folgt des Frevels Schritten nach.
Wenn deinen Pfad du fürder ſchreiten willſt,
O ſieh, ſo weiß ich wohl,
Daß unheilsvoll ſein Ausgang für uns Beide.
Dann wiſſe du auch noch:
Einſt wirſt du nichts mehr können, als
Beklagen deine Schuld, die du verſchuldet.
Ich flehe, laß denn ab, laß ab von mir,
Denn dir wie mir gereicht es ſo zum Beſten!
Noch dies vernimm: dein Leben, feſſ'le es,
Nicht ziemt es Dem, der edel, hohen Geiſtes,
Daß er im Leid des Todes Zuflucht ſuche!
Ja, möge thöricht nie dein Herz,
Durch ſeine Schmerzen blind, der Einſicht bar,
Auf ſolches ſinnen, weil ja nicht dein Leben
Durch deinen Tod allein du tödteſt, weil
Mit ihm auch meine Seel' dem Tod verfallen.
Wenn du denn Schlomit wirklich liebſt, ſo lebe!
Sei klug, gefaßt und fahre wohl!
So laß mich Frieden haben! Lebe wohl!

Schalom.

Nur einen Augenblick noch wolle, Schlomit,
Ich flehe, hier verweilen!

Schlomit.

Sollt' ich denn,
Was immer nur mein Gehn beeilen könnte,
Verſäumen, daß ich dir noch Antwort gäbe?
Doch, kann ich's thun, ohn daß ich mich
Entfernen muß, dann will ich noch verweilen.
Doch, wär's nicht beſſer, wär' ich längſt gegangen
Und fortgeeilet, daß du Ruhe hätteſt?

Schalom.

Ach, du Geliebte meiner Seele, kann
Ich leben ohne dich?

Schlomit.

Biſt, Schalom, nicht
Von Kön'gen du entſproſſen wie auch ich?
Du ſageſt, daß ich ſchön dir dünke;
Iſt dies kein Irrthum? Aber, ſei es auch;
Vermagſt zu fürchten du, es möchten dir
Hier Jungfraun von vollkommner Schöne mangeln?

Schalom.

Daß dieſe Liebe ſei der Leidenſchaft,
Der Anmuth und vollkommner Schönheit Kind,

*) Einen ſolchen, an einer Schnur befeſtigt, tragen die Orientalen auf der Bruſt.

Sieh', ich verhehl' es nicht. Gewiß, ich weiß,
Daß nicht durch deiner Schönheit Licht allein
Mein Leben an das deine sei gebunden;
Doch weiß ich nicht, was hier im mächt'gen Bunde
Zusammenwirkt; nur weiß ich, daß ich Kraft
Nicht kann gewinnen, mich von dir zu scheiden!
Die Sehnsucht sei in meine Brust gebannt,
Nie wird sie dich verfolgen!
Der Finger Gottes ist es, wenn ich irre,
So denk' ich; doch verborgen ist sein Weg
Im Dunkel, das sein Heiligthum umgibt.

Schlomit.

Es geht von Gott ja nur die Wahrheit aus,
Sie führet nicht in Irren. Wenn ich schwur
Bei seinem Namen und die Hand dem Siphah
In Treue gab, wie könnt' zur Todesschuld
Ich brechen diese, mich versündigend?
Laß ab, Schalom, von deinem Sinn! Denn warum
Willst du dich gottlos sehen, mich zugleich?
Sei klug, gefaßt! Fahr' wohl und gib mir Frieden!
An einer Jungfrau Lieb', die besser ist
Als ich, erfreue dich! Sei froh für immer!

Schalom.

Wenn ich mit meiner Seele wechseln könnte,
Mein Herz vertauschen!

Schlomit.

Lebe wohl, sei froh,
Mein Bruder!

Schalom.

Ach, daß sie entflohen ist,
Mein Leben, Schlomit! Ach mein Herz! O siehe,
Nun sterb' ich! Übe Huld und komm,
Wenn froh dein Herz, einst heitern Sinns hieher,
Daß du mein Blut gewahren kannst! Dann juble,
Siehst du die Rache, die dein Herz gewünscht!
Hier trifft du meine Seele, unruhsatt,
In Lotosbüschen irrend!
Mein Leben, Schlomit, sieh' ich, sterbe nun!

Schalom fällt auf sein Angesicht zur Erde, und nach verwandelter Scene spricht Schlomit:

Wenn wider mich das Heer des Himmels streitet
Aus seinen Bahnen, was kann ich beginnen?
Schalom, ach Schalom, mein Geliebter du!
O wüßtest du, wie mir zu Muth', ich weiß,
Du würdest Mitleid spenden und nicht fodern!
Ist in der Höhe Sternen nicht mein Leben
Und Schicksal, bittern Leides voll, verzeichnet?
O, wenn des Volkes Ärmste, die Geringsten
Der Erdbewohner meine Ältern wären,
Dann wüßt' ich nicht von meinem Sturz zur Tiefe!
Ja, stand ich doch erhaben da und hoch,
Damit nur um so größer, da ich fiel,
Mein Fall und Sturz ob seiner mächt'gen Höhe!
Schalom, ach Schalom, mein Geliebter, ist's
Nicht besser dir, ich leid' um dich, als du
Um mich? Und was willst du mir anthun?
Ach, Sterne meiner Nacht, was wollt ihr trennen,
Wenn Lieb' vereint uns Beide?
Du Liebe, warum willst
Du einen, was das Heer des Himmels trennt?
Schalom, vergib, daß Die, so du beachtet,
Dir strenge Feindin war; ist sie doch selbst
Ohn' Heilung krank um dich, gebrochnen Herzens.
Ich fleh', vergib, that ich zu viel in Worten!
Ich fleh', vergib, wenn ich mein Herz von Stein
Dir gegenüber sehen ließ;
Denn so erschien ich gegen dich,
Weil ich dir nimmer Mitleid zeigen durfte.
Allein die Klagen deines Herzens
Zermalmten ja mein eignes Herz,
Den Geist dein Seufzen; deine Thrän' vergoß
Mein Blut, das du vergossest, da du weintest!

So klagt die unglückliche Schlomit, vor dem Freunde scheinbar kalt und gefaßt, doch in Wahrheit der Verzweiflung nah. Ihre Freundin Adah unterbricht diese einsame Klage und beginnt jetzt ihren verrätherischen Plan, die Schlomit zu verderben, um dann den Schalom für sich zu gewinnen, ins Werk zu richten. Sie beschuldigt also lügnerisch den Siphah des Verrathes; seine Liebe zu Schlomit sei nur verstellt, er liebe nicht sie, sondern deren Dienerin Bat-Schua, welche aber seine Liebesanträge verwerfe, da sie ihn hasse. Adah's Absicht hierbei ist, Schlomit's weiblichen Stolz zur Rache an Siphah zu entflammen, nicht aber diesen, sondern der Nebenbuhlerin selbst zum Nachtheile. Schlomit wird also beredet, zur Adah jene Dienerin Bat-Schua mit dem Gebote zu senden, Alles, was jene ihr auftragen werde, pünktlich auszurichten; Adah wolle dann durch die Bat-Schua den König mit Siphah's Frevel bekannt machen; der König werde diesen tödten lassen und gewiß nicht länger anstehen, die beiden Liebenden zu vereinen. Schlomit legt alles in Adah's Hand, und diese frohlockt über die Leichtgläubigkeit der getäuschten Freundin. Sie beschließt also, der Bat-Schua ein giftgetränktes Gewand zu übergeben, welches diese dem Siphah im Namen Schlomit's überbringen solle. Zuvor aber will Adah selbst zu dem Könige und Siphah eilen, um ihnen anzusagen, wie Schlomit Widerwillen gegen den ihr bestimmten Gemahl empfinde und ihm durch ein Geschenk den Tod senden wolle; denn, so denkt Adah, wenn sie nun nachforschten, würden sie sich von der Wahrheit ihrer Anklage überzeugen, und indem ihr Zorn dann entbrenne, könne Schlomit dem Tode nicht entgehen, Schalom werde sich aber zu ihr wenden. Der übrige Inhalt des Dramas möge nun mit den Worten der hebräischen Vorrede selbst mitgetheilt werden:

Und es redete Adah mit dem Siphah durch Mischma, ihren Knecht, insgeheim also: Hüte dich, denn heute sendet Schlomit ein Geschenk dir, um dich zu tödten. Aber es verrieth Mischma der Ajjah, welche den Siphah liebte, diesen Auftrag, und es ging Ajjah und sagte es an dem Siphah, und er ging vor den König, und als das Geschenk Schlomit's hereinkam und sie es prüften, da sahen sie, daß der Tod darin war. Da gebot der König, daß man die Schlomit ergreife, und man brachte sie auf den Markt der Stadt, um sie zu verbrennen, und der Scheiterhaufen brannte vor ihr. Da kam Schalom und sahe sie und eilte vor den König und sprach: Auf mir, mein Gebieter, lastet die Schuld, der König aber und seine Tochter sind schuldlos; sei denn deine Hand auf mir, o König, tödte mich nur, doch Schlomit möge leben. Da rief Schlomit: Nicht so, mein Vater, warum willst du dich versündigen mit dem Blute des Unschuldigen; ich bin's, die gesündigt hat, tödte mich; und warum soll Schalom sterben, da er doch gerecht ist und er sein Blut fodern wird von der Hand des Königs! Da sie also stritten, sagte Schalom: In meinem Gewissen bin in der That ich schuldig des Thurmes wegen, den ich nicht gescheut habe zu berühren; siehe, es ist meiner Hände Werk, welches zu vergelten er mir verheißen hat. Schalom hatte nämlich die Pforten des Thores geöffnet und gefunden hinter ihnen eingegraben dieses: „Wenn hier zu nahen sich dein Herz erhebt, so ist's an mir, zu bezahlen deiner Hände Werk!" Da erschrak der

König, als er es vernahm und sagte zu Schalom: Was für ein Thurm? und was für eine That, wovon du redest? Nicht verhehle mir etwas von Dem, was du gethan hast! Da sagte Schalom: „Gewiß, ich habe gesündigt; denn ich kam eines Tages auf den Berg Oz und betrachtete den Thurm Ain und sahe, und siehe, der Thurm hatte kein Thor und der Garten auf ihm war gar lieblich, und ich beschaute ihn und forschte nach, und siehe, eine Höhle war im Versteck des Berges am Abhange, und ich ging in sie hinein und ging in ihr umher, da fand ich den Eingang zum Thurme und stieg hinauf zu seinem Gipfel und fand seine Pforte und öffnete ihre Flügelthüren, da fiel zur Erde, was auf ihr war. Da eilte der König und umarmte ihn und küßte ihn und fiel an seinen Hals und weinte und rief der Schlomit, seiner Tochter, zu und sagte: Auf, auf, Schlomit, auf, auf, fürchte dich nicht! Siehe, es nahet deine Rettung, siehe, jetzt wirst du dich freuen! Dann berieth sich der König mit Darda und Heman, und sie sagten, man müsse den Siphah schrecken. Und es fürchtete sich Siphah, und er bekannte, nichts verhehlte er. Auch Träume hatte der König geträumt, welche alles dieses angedeutet hatten; und er befahl, man solle sie deuten, aber Keiner vermochte es, bis sie eintrafen. Da gebot der König, daß man entferne die Fesseln, welche Schlomit trug, und daß man die Ketten Schalom's löse, und das ganze Volk sahe es, und man jubelte, weil man vernommen hatte Schalom's Ereignisse beim Könige; und man zog zum Palaste und richtete daselbst ein großes Gastmahl aus, und er gab die Schlomit dem Schalom zum Weibe, und es hatte Schlomit den Schalom lieb, und er fand Gnade in den Augen des Königs, und er ward sein Sohn, denn dieser hatte keine Söhne, und er setzte ihn auf den Thron seines Königreiches, und er herrschte über alle Söhne Kedems und befestigte sein Reich sehr.

So weit die hebräische Inhaltsangabe. Es werde noch hinzugefügt, daß der Ajjah, deren Liebe Siphah verschmäht hatte, weiter keine Erwähnung geschieht, die verrätherische Adah aber den Lohn ihrer Frevel in der eigenen Gewissensqual, nicht durch den Tod büßt, denn Schlomit erfleht das Leben der durch Leidenschaft verführten Freundin vom Könige mit diesen Worten:

Sollt' heute wer den Tod erleiden,
Da ich entgangen der Gewalt des Todes?
Geschweig' denn Adah! — Vater, groß an Einsicht,
Nicht Adah's Wille hat dies angethan,
Des Herren Wille hat sich mein erbarmt:
Sieh', was sie that, das dient mir nun zum Besten!
Wenn sie auf Böses sann, was that es mir?
Vergeben hab' ich, Adah, dein Vergehn,
Ja, lieben will ich dich, weil deine Hand
Gebracht mein Heil, und gerne seh' ich dich.

Die Schar der Fürsten stimmt aber diesen Schlußgesang an:

Geliebte, freuet euch, seid fröhlich,
Die ihr vereint das Königreich behütet!
So freuet euch, nun ist kein Schrecken mehr,
Und alle Furcht entfloh! Dies des Allmächt'gen
Und des gerechten Richters Erb', der Huld
Am Manne übt nach seiner Hände Reinheit!

Cäsar v. Lengerke.

Literarische Notizen.

Bei Gavard, dem Herausgeber der „Galeries historiques de Versailles", erschien ein treues Nachbild der von der verstorbenen Prinzessin Maria in Marmor ausgeführten Statue der Johanna von Arc, gestochen von Aristide Louis, Zögling der Herren Dupont und Delaroche. Das Blatt kostet avant la lettre auf chinesischem Papier 10 Francs, après la lettre 5 Fr., auf weißem Papier 2 Fr. 50 Cnt. Zugleich hat Hr. La Hausse, ein junger Componist, die zweite Ausgabe seiner Romanze: „Jeanne d'Arc", gedichtet von Mad. Tastu, veranstaltet und, wie sich ein französischer Berichterstatter ziemlich pretiös ausdrückt, den Gedanken des Sculpturwerkes und der Dichtung treu durch den zugleich einfachsten und ausdrucksvollsten Gesang wiederzugeben gesucht. Der junge Componist hat seine Arbeit den Manen der seligen Prinzessin Marie zugeeignet. 108.

David Booth, der Verf. des „Analytical dictionary of the english language" und einer schätzbaren englischen Sprachlehre, hat die erste Lieferung der Übersetzung der Lieder Béranger's herausgegeben. Die Übertragungen sind meist sehr glücklich und mit Melodien begleitet. Von „The contemporaine" werden zwei Übersetzungen gegeben, deren eine wahrscheinlich von Booth selbst ist. 101.

Bibliographie.

Agnes. Taschenbuch für die gebildete Lesewelt auf das Jahr 1839. Gr. 12. Rawicz, Magazin für Buchhandel. 1 Thlr. 12 Gr.

Apollo. Dramatischer Almanach auf das Jahr 1839. 12. Rawicz, Magazin für Buchhandel. 1 Thlr. 12 Gr.

Bacherer, G., Süddeutsche Rufe aus Nord-Deutschland. Allen deutschen Ständeversammlungen und dem deutschen Volke. Gr. 12. Leipzig, Fest. 8 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 9tes Heft. Fabriken bis Französische Philologie. Gr. 8. 8 Gr.

Didier, Ch., Chevalier Robert. Aus dem Französischen von J. Schoppe. 2 Theile. 8. Zwickau, Gebr. Schumann. 2 Thlr.

Fern, A. E., Friedrich der Große, dargestellt nach den besten Quellen. 1ste Lief. Gr. 8. Magdeburg, Rubach'sche Buchh. 8 Gr.

M. Johannes Huß, der Vorbote der Kirchenverbesserung. Ein Blick in die Vergangenheit zur Beachtung für die Gegenwart. 8. Darmstadt, Leske. 10 Gr.

Krug, Ueber Gewissens- und Glaubensfreiheit sowohl in moralisch-religiöser als in rechtlicher Hinsicht. 8. Leipzig, Köhler. 6 Gr.

Leben des h. Thomas von Canterbury. Altfranzösisch, herausgegeben von *I. Bekker*. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1838. Gr. 12. Leipzig, Fest. 12 Gr.

Satori, J., Die Brüder. Eine historische Erzählung aus den Zeiten der Schottischen Königin Maria. 8. Leipzig, Meißner. 1 Thlr. 8 Gr.

Schubert, F. W., Handbuch der Allgemeinen Staatskunde von Europa. 1sten Bandes 4ter Theil: Die Italienischen Staaten. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borntträger. 3 Thlr. 8 Gr.

Tholuck, A., Vermischte Schriften größtentheils apologetischen Inhalts. 1ster Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr.

Veith, K., Ueber den Barfüßer Johannes Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Schimpf und Ernst nebst 46 Proben aus demselben. Gr. 8. Wien, Beck. 12 Gr.

Die Volkssagen der Altmark. Mit einem Anhange. Gesammelt von J. D. H. Temme. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 20 Gr.

Wangen, G. F., Kunstwerke und Künstler in England und Paris. 3ter Theil. Gr. 12. Berlin, Nicolai. 3 Thlr.

Zimmermann, G., Die Hannövrische Regierung und das Staats-Grundgesetz von 1833. Gr. 8. Hannover, Helwing. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 95. — 5. April 1839.

Graf von Platen als Mensch und Dichter. Literaturbriefe von Johannes Minckwitz. Leipzig, Kummer. 1838. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Ein humaner Oberpfarrer äußerte im Gespräch mit dem Dorfschullehrer, den er seines fleißigen Studirens wegen belobte, jetzt sei das Zeitalter der Seichtheit, es gehe Alles rückwärts, das goldene Zeitalter sei verflossen und es beginne das eiserne. Das stehe nun leider nicht zu ändern; nur sich stemmen, nur den Sturz aufhalten müsse der würdige Mensch; jeder Einzelne, der Kraft in sich fühle, müsse dem Sturm entgegentreten und sich rüsten, daß die Wogen nicht über ihn weggehen, ohne sich an seiner Stirn zu brechen.

„Blicken Sie umher", sagte er, „wo finden Sie gegenwärtig in der Literatur einen Schiller und Goethe? Wer will jemals diese Höhe wieder erreichen, auf die unsere Poesie in dem Zeitalter dieser Männer gehoben worden ist? Betrachten Sie z. B. die Romanenliteratur. Wer wird wieder ein so vollendetes Werk als den „Wilhelm Meister" zu Stande bringen? In diesem ist augenscheinlich die höchste Aufgabe eines Romans erreicht und jegliches epische Gedicht übertroffen worden. Was soll nun werden? Sie können ferner nicht leugnen, lieber Herr Schullehrer, daß aus der Behandlung der Wissenschaften zusehends alle Gründlichkeit verschwindet. Die heranwachsenden Gelehrten sind meistentheils einseitige Halbwisser. Man begnügt sich heutzutage mit einer oberflächlichen Bildung, tritt in Amt und Würden und läßt es dabei bewenden. Jene Foliobände, worin ehedem reiche Massen von Gelehrsamkeit aufgehäuft wurden, scheinen ganz aus der Welt zu verschwinden, es entstehen nichts als leichte Büchelchen und Alles schrumpft in Duodezbändchen zusammen. Schon diese äußern Zeichen beweisen unwiderlegbar die Seichtheit unserer Tage" u. s. w.

Diese gelegentliche Äußerung des Oberpfarrers nahm sich der Schullehrer sehr zu Herzen, und mit einem Freunde, dem Oberlehrer im nahen Städtchen, der ihm täglich die Journale und Zeitungen zuschickt, besprach er sich weiter über die Erschlaffung und das Seichtwerden in der Zeit, und ob denn unter den Tausenden kein wirklicher, großer Dichter mehr lebe. Der Zufall führt ihnen die Gedichte des Grafen Platen zu, den sie, nach den einzelnen Pröbchen, die hier und da in Blättern abgedruckt standen, bis dahin für einen Dichter aus der alten vergangenen Zeit hielten. Nun geht ihnen nicht eine neue Welt auf, sondern die alte Goethe's und Schiller's verklärt sich ihnen. Sie schreiben sich täglich entzückte Briefe ins Dorf und in die Stadt, einige Freunde kommen dazu und geben ihnen Aufklärung, welche ihnen in ihrer Abgeschiedenheit mangelt, als Reisende, Professoren, vor Allem aber der junge Philolog, Hr. Johannes Minckwitz in Leipzig, der ihnen Alles berichtet, wo sie nichts, oder doch nicht ein und aus wissen. Kurz, ihnen construirt sich, oder sie construiren den Dichter, Graf Platen, der während ihres Briefwechsels stirbt, als den größten Dichter des deutschen Vaterlandes seit Goethe's Tode und als dessen nahen Geistesverwandten, was Tiefe der geistigen Schöpfung, Adel des Geistes, der Gedanken und der Form anlangt, als einen so eminenten, vielseitigen Genius, daß es die ganze Seichtheit und Schande der Zeit ins rechte Licht stelle, wenn er weder so gekannt noch gewürdigt sei, als er verdiene. Dies rühre aber allein daher, weil Platen es verschmäht, dem erbärmlichen Cliquenwesen zu fröhnen, weil er von der Miserabilität der Journalistik und Literatur sich zurückgezogen und unbekümmert um den Markt und Connexionen in Italien nur der großen Vergangenheit und Natur und seiner eigenen großen Seele gelebt habe. Seinen so ermittelten Werth in Worten nachzusprechen und seine Vorzüge vor den lebenden Dichtern auseinanderzusetzen, müßte ein gutes Stück des ganzen Buches abgeschrieben werden; denn von allen Seiten wird der Mensch, Dichter, Denker, Politiker, Freund und Liebende um und um gewandt und in ein so helles Licht gesetzt, daß zweifelhaft ist, ob nicht der Dichter Platen selbst, wenn er noch lebte und es läse, trotz seiner antik classischen Natur über das viele Licht erschräke; denn auch ein nichtromantischer Dichter will doch hier und da etwas Schatten, damit das Helle einen Hintergrund gewinnt. Aber die Correspondenten sind unermüdlich in der Verarbeitung und Zersetzung ihres einen Stoffes, und wenn ihr Briefwechsel auf S. 343 schließt, so scheint es mehr, weil das Buch doch ein Ende haben muß, als daß ihnen Lust und Stoff ausgingen.

Die vielfachen Angriffe, welche Hr. Johannes Mnckwitz wegen seines früher herausgegebenen Briefwechsels mit dem Grafen Platen erdulden mußte, sind bekannt. Es verräth einen achtbaren Muth, daß er darauf nicht stille schwieg und durch ein Werk antwortete, um den Beweis zu führen, daß sein Urtheil recht war, und er ein Recht hatte zu urtheilen. Es ist ein Werk geworden, das, ist

man auch nicht des Verf. Ansicht, doch das Verdienst hat, aus voller, reiner Überzeugung hervorgegangen, diese Überzeugung vollständig ausgebildet und klar und unumwunden auszusprechen. Gern der Eitelkeit nachsehend, die auch hier noch, wenngleich minder als im Briefwechsel vorspukend, das Ich des Urtheilenden mit in die Wagschale legt, muß man den ernsten Willen, die löbliche Absicht für das als recht Erkannte zu wirken, anerkennen. Solche Pietät ist selten geworden, d. h. die Pietät für einen Todten, der uns den Dienst nicht wieder vergilt und uns nicht wieder lobt, weil wir ihn lobten.

Wirklich, indem wir das weitleibige Buch durchlasen, erzwang sich der Verf. unsere Achtung, und gern hätten wir sie noch weiter ausgedehnt, eben aus Achtung für so vielen Fleiß, für die klare Arbeit, für die Mühe, die von ihrem Gegenstande nicht abläßt und doch von der Einförmigkeit nicht ermüdet, für so viele Kenntnisse, für so richtige, treffende Urtheile. Wie oft mußten wir ja, ja, ja sagen. Aber weshalb überzeugt er uns nicht, so daß seine Überzeugung unsere wurde? Weil in der Kunst die Wirkung sich nicht beweisen läßt, auch wenn mit mathematischer Richtigkeit die Vortrefflichkeit des Kunstwerkes dargethan wird; weil das Urtheil, wenigstens das, was dauert, nicht gemacht werden kann; weil das Gefühl es macht, ohne sich die Gründe anzugeben. Es wirkt; und dann beweist immerhin, daß und weshalb es wirken mußte! Wenn es nicht wirkt, beweist, so viel ihr wollt, daß es eigentlich und durchaus hätte wirken müssen; die Schule wird euch glauben, das Volk nicht widersprechen; aber darum wirkt es doch nicht.

Als Platen in seiner antiken Klarheit und durchgebildeten Form auftrat, waren es die Philologen zuerst, die des Lobes voll waren. Erklärlich; denn die Philologen fanden keinen Geschmack und konnten ihn nicht finden an den damaligen Nachschwebern der romantischen Schule, und die bedeutendern lyrischen Stimmen unserer Gegenwart waren noch nicht recht laut erklungen. Aber die Philologen beweisen dem Publicum nicht, daß etwas dasselbe entzücken muß. Indessen es war ein Geist, der bedeutender dastand als Alle, die damals schufen, der in Schätzen wühlte, der gestalten konnte, die Sprache beherrschte und die Macht in Händen hatte. Er selbst sagte es, und Viele sagten es, und die Mehrzahl glaubte es: er werde Überragendes, Überwältigendes, ursprünglich Schönes schaffen. Und er schuf — zwei satirische Lustspiele, die Entrüstung über die Verkehrtheiten der Zeit in prachtvollem Humor, in ingrimmigem Ernste, in einer meisterhaften Form ausschüttend. Hr. Minckwitz nennt sie unsterbliche Lustspiele. Darüber läßt sich nicht streiten; es weiß Niemand, was in hundert Jahren leben wird, und von da bis zur Unsterblichkeit ist ein noch weiterer Weg. Die Philologen waren entzückt über die meisterhafte Form, über eine Beherrschung des Metrums, wie es die Alten selbst kaum gekonnt; darüber ließ ihre Kritik es ungerügt hingehen, daß der Dichter die Umstände und Personen, die er geißelte, oft selbst nicht genau kannte, verwechselte, zusammenwarf, was sich selbst geschieden hatte, und mitunter als Ritter zu Felde zog gegen Das, was längst vor ihm Leiche und zu Grabe getragen war. Sie sagten, es sei doch schöne Intention, männliche Gesinnung und dachten dabei wol, ein Ritter brauche das Pack, gegen das er losschlägt, nicht so genau zu kennen. Das Volk denkt anders; aber es ergötzte sich doch auch an der muthigen Kampfbegier des Ritters, an den prächtigen klingenden Streichen, an dem glänzenden, rasselnden Harnisch. Und vertröstet wurde man, wenn man nach der positiven Gestaltungskraft des Dichters fragte, damit, daß er sich zuvörderst das Feld rein gemacht habe, und nun schöpfen, und die Welt durch urkräftige, schöne Gebilde in Erstaunen setzen werde. Wir warteten. Manches schöne Gedicht kam aus Italien, aber es übertraf die frühern nicht. Das Unkraut der Zeit, die Dünste aus den stehenden Sümpfen irrten noch immer den Sinn, die Begeisterung fand sich trotz der ungeheuern Vorbereitungen und Kämpfe noch immer nicht frei. Ein verfehltes Trauerspiel kam nach Deutschland, die Philologen schwiegen. Endlich, kaum beachtet, eine versificirte Erzählung nach morgenländischen Märchen: „Die Abassiden", recht leicht und anmuthig, aber wie auch viele andere, minder begabte Dichter sie hätten schreiben können — wenig Wolle nach so vielem Geschrei. Alsdann die Nachricht, daß der unglückliche Dichter in Syrakus verstorben! Die große Tragödie, das mächtige Gedicht, das uns beweisen sollen, daß er mit Recht in seinen Aristophanischen Lustspielen, wie er gethan, die kleinen Tragöden und Volksverderber zerbissen und zertreten, wird vergebens in seinem Nachlaß gesucht.

Deutschland trauerte nicht in Sack und Asche um seinen größten Dichter; auch die Philologen schwiegen. Jetzt erst klagt ein Philolog das deutsche Volk des schwärzesten Undanks an, daß es das nicht gethan. Ref. gehört zu keiner der Cliquen, Schulen und Persönlichkeiten, die der Verf. dieses Buches so muthig angreift. Zugegeben, daß er Recht hat in Allem, was er gegen Heine, Menzel, Gutzkow, die Journalisten und die „in dunkelm Klingklang dunkle Gefühle besingenden Sänger" und gegen die „nie zur Klarheit gekommenen" Dichter sagt; aber sind es diese Cliquen, diese Schulen, diese Journalisten oder diese Dichter, welche Platen's Ruhm verkümmert, welche es verhindert haben, daß er nicht populair wie Schiller, nicht anerkannt wie Goethe wurde? Welche Versündigung gegen den heiligen Geist! Hätte Graf Platen mit den Engelszungen geredet, die zum Herzen des deutschen Volkes dringen, was hätten dann alle Menzel und Gutzkow und alle Lobhudeleien und Assecuranzcompagnien des jungen Deutschlands dagegen vermocht! Was haben denn diese Irrwische und Meteore in der Poesie und Literatur ausgerichtet? Kräht schon jetzt nur noch ein Hahn darnach, wem sie die Ketzermütze aufsetzten, wem die Tiara oder einen Heiligenschein verliehen? Und wenn die Verbrüderten in 25 Journalen einen Bruder als den Heiland der neugeborenen Poesie ausriefen, ist er es darum jetzt? Und alle die von ihnen Todtgeschlagenen, weil sie nicht zum Völkerfrühling und Morgenroth der Jungen schwören mochten, leben sie darum we-

niger als vorher? Überdem hatte Platen, der ihnen Fernstehende, der, wie Hr. Minckwitz richtig bemerkt, sie schon bekämpft hatte, ehe er von ihrer Existenz wußte, ja ehe sie existirten, verhältnißmäßig wenig von ihnen zu leiden. Er stand ihnen nicht im Wege; er bewarb sich nicht um ihr Lob, also wurde er nicht gelobt; das ist die einzige Unbill, die er von ihnen erlitt, und Hr. Minckwitz wird es am ersten zugeben, daß sich das ertragen läßt.

Warum wirkte er nun nicht, wie er es verdient? Warum wurde er Das nicht, was er versprach? Wer beantwortet das? Warum Hellas gerade Hellas, warum wurde nicht Spanien, Italien zum Hellas? Warum ward Shakspeare ein Engländer? Der Verf. thut seiner Sache, dünkt uns, Schaden, indem er Platen immer gerade mit Goethe vergleicht. Hätte Platen wie Goethe singen können, ein Lied, was Hr. Minckwitz vergleichsweise anführt:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch:
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch

dann wären seine Klagen, nicht gerecht, nein sie wären nicht da. Der Geist hätte ihm die Zungen gegeben, die zum Herzen dringen. Das Platen'sche Gedicht, was er damit vergleicht, ist recht schön, aber ihm fehlt der linde, schmeichelnde Hauch, der, aus dem Gefühl geboren, ins Gefühl sich stiehlt. Es beweist's Keiner, wie man das macht; auch Goethe selbst nicht. Begreiflich ist's mir, daß ein durch seine Classiker gebildeter Geist einen recht ernsten Unwillen gegen das gedankenlose Spiel der neuern Poesie empfindet, daß einen tüchtigen Philologen daher ein so gedankenreicher und gedankenernster Dichter wie Platen hinreißen kann, daß er in dessen gelehrter Kunst Alles und Alles besser findet als in andern Dichtern, die ihre Gefühle nur von sich geben. Aber das Volk — es urtheilt nicht anders, es fühlt anders; und es bleibt doch (das Volk im guten Sinn) die letzte Instanz, nicht die Gelehrten. Umsonst die Mühe, ihm beweisen zu wollen, das war ein Dichter, mit dem ihr fühlen müßt, denn 1, 2, 3 u. s. w. Es hört's wol gläubig an — denn, was man auch sage, es hat Respect vor den Gelehrten —; aber die Gelahrtheit hinter den Ofen oder ins Bücherpult, wenn wir uns freuen wollen.

In Vielem, bekennt Ref., ist er durch den Verf. in seiner Ansicht über Platen berichtigt, aufmerksam geworden. Wer kann bei der Fülle des Zuwuchses Alles stets gegenwärtig haben! Gewiß, daß er „mit den Gefühlen niemals leichtfertigen Scherz treibt, sondern sein Ton edel, männlich und würdevoll ist", daß er von wahrem heiligen Vaterlandsgefühl erglüht; lassen wir uns auch beweisen, „daß er eine sanfte Seele hatte, daß eine bedeutende Unschuld, Innigkeit, Liebe wie Kraft in seinem Wesen ruhte, daß die stille Seligkeit, welche von Grund aus seine Brust füllt, in ihr lebt und webt und so rein und verklärt sich ausspricht, seine innige Verwandtschaft mit allen großen Dichtern verkündigt": alles Das und noch mehr läßt sich beweisen und wird bewiesen, aber nimmermehr auch durch den vortrefflichsten philologischen Commentar, daß ein Dichter sein Volk entzücken müsse, der im Zorn über dessen Verkehrtheiten sich von ihm schied und sie zornig geißelnd nicht einmal kannte, und dessen beste Kraft in negativen Schöpfungen verschwendet wurde. Ehre und Achtung dem Dulder, dem Seher, dem männlich Resignirten; aber fodere man nicht, daß Er unter uns leben soll, der nicht unter uns leben wollte. Seine Richtersprüche, seine Seherworte mögen noch oft klingen und oft, weckend unsere Aufmerksamkeit, dadurch die Erinnerung an ihn wiederholt werden, wie denn eben in diesem Augenblick folgende vom Verf. citirte Verse mit goldenen Buchstaben allen Zeitungen und Blättern vorangedruckt werden sollten:

Ihr sehet und seht, welch herbes Geschick die verstocktern Völker betroffen,
Die nicht in der Zeit des erweckenden Rufs absagten dem römischen Baalsdienst;
Gern möchten sie jetzt wegschieben das Joch, und es zappelt der Hals in der Schlinge;
Doch leider zu spät, denn Pfaffengewalt schnürt ihnen die Seele zusammen.

Seid Deutsche darum, seid Jünger des Worts, das Luther gebracht und Melanchthon,
Die wahrlich umsonst nicht kämpften, umsonst nicht litten so viele Verfolgung.

Ihr aber, erlöst von dem geistigen Druck, der Jene so jämmerlich einzwängt,
Preist jeglichen Tag dankjagenden Sinns die unsägliche, tägliche Wohlthat,
Die einst muthvoll, mit dem Schwert in der Faust, die begeisterten Ahnen erfochten.

Und hätte er nichts gedichtet als das, er hätte sich ein heiliges Recht auf unsere Dankbarkeit erworben; aber damit nicht Das, was der unbedeutendere Geist sich errang, dem es einmal gelungen, einem Gefühle Worte zu geben, die unser eigenes Gefühl ausdrücken und so ausdrücken, daß sie uns begleiten und als Lied fortleben im Volke, wenn auch der Name des Sängers längst der Vergessenheit anheimfiel. Hr. Minckwitz hat in seinem Zorne Recht über das gedankenlose, liederliche Spiel unserer Poesie; aber durch classische Typen läßt sich's nicht bessern. Schließlich wäre es für ihn zu wünschen, wenn seine Briefsteller Individualitäten wären, die von verschiedenen Gesichtspunkten und Stimmungen aus in dem Lobe des Dichters sich träfen, während doch jetzt alle die Ansichten ausdrücken, und meist mit seinen Worten, die sie ihrem leipziger Correspondenten, Hrn. Johannes Minckwitz, verdanken. Den letztern Theil des Buches, eine Kritik der neuern lyrischen Dichter und eine Vergleichung Rückert's mit Platen, überlassen wir der Beurtheilung der Leser, die manches Treffende darin finden werden, und wo nicht, berücksichtigen werden, daß der Kritiker gegen jenen pro aris ficht.

20.

Digitized by Google

England über Dickens.

Im Vergleiche zu den vielen, wenig sich widersprechenden Urtheilen, welche in Deutschland über Boz (Dickens) gefällt worden sind, dürfte es nicht uninteressant sein, auch ein englisches Urtheil über diesen eigenthümlichen Geist zu hören. Der Verf. des „Blasedow", auch eines sogenannten komischen Romans, beeilte sich, sämmtliche Boziana als fratzenhafte Gebilde, als steinkohlenqualmige, packleinene Waare zu bezeichnen, ja, er erfand für sie den eigenthümlichen Ausdruck einer „Schnappsliteratur". Dieses ganz unbegründete Urtheil steht allerdings durchaus vereinsamt, doch könnte es vielleicht hier und da bei unselbständigen Gemüthern Einfluß gewinnen, und da gerade die Unselbständigen am geneigtesten sind, auf ein außerdeutsches Urtheil zu hören, so dürfte die Mittheilung einer Kritik, welche im Octoberheft des „Edinburgh review" enthalten ist, doppelt gerechtfertigt sein. „Die ungeheure Popularität", sagt der Kritiker, „welche Dickens erlangt hat, soll uns nicht parteiisch machen, weil der temporaire Erfolg in der Literatur nicht immer schon ein Beweis von Verdienst ist. Wir wollen Hrn. Dickens so behandeln, als hätte er etwa statt Myriaden nur einige Hunderte von Lesern. Was die Form seiner Schriften betrifft, so kann sie den gewöhnlichen Leser leicht verleiten, Dickens' Genius zu verkennen. Die Boziana scheinen auf den ersten Blick ephemere Producte, Eintagsfliegen wie andere, passende Gefährten für ein Portfolio von Caricaturen, gutmüthiger Unsinn, sonst nichts. Sieht man sie jedoch öfter und näher an, so findet man einen originellen Satiriker, den wahrsten und geistreichsten Zeichner englischen Lebens seit Fielding und Smollet. Er hat Beobachtungsgeist, Gemüth, Humor, bedeutendes dramatisches Element und ungemeines Glück in seinen treffenden Beschreibungen. Obgleich er in seinen Einleitungen oft Fielding, in seinen einzelnen Erzählungen Washington Irving nachahmt, so hat er im Ganzen doch seine eigene Manier, die ihn zu einem Hogarth macht, der statt des Pinsels die Feder führt. Hogarth's Plan zur Tilgung der Nationalschuld, der einem Schuldgefangenen aus der Tasche hängt, ist z. B. eine Satire, welche ganz die Boz'sche Farbe trägt. Die Vergleichung hinkt etwas, aber ganz zu unsers Autors Gunsten. Bei Dickens ist nämlich keine Spur von der cynischen Grobheit Hogarth'scher Zeichnung und von der misanthropischen Bosheit in Hogarth's Caricaturen; seine Satire ist gar nicht misanthropisch, vielmehr vom Geiste einer gesunden, praktischen Humanität durchweht; und trotzdem daß er der ewige Anwalt von armen Waisen, Schuldgefangenen, gequälten Lehrlingen, daß er der Ankläger tyrannischer Schulmeister und herzloser stumpfer Ältern ist, hat seine Menschenliebe doch nie einen sentimentalen Anstrich. Da ist kein Jammern wegen eingebildeten Unglücks, keine krankhafte Übertreibung von Übeln, die einmal unser Loos sind, keine Sucht, unnütze Unzufriedenheit zu erwecken oder unsere Aufmerksamkeit von heilbaren Übeln auf unheilbare abzulenken. Obgleich er häufig an unser Gefühl appellirt, bemerken wir doch weder die Wortmacherei falscher Philanthropie an ihm, noch das feile Gewäsch einer falschen Philosophie. Eine Eigenheit, welche Dickens von andern Romanschreibern vortheilhaft unterscheidet, ist auch die, daß seine Böswichte weder unerhörte Ungeheuer von Grausamkeit noch romantische Creaturen sind, die mit ihren Lastern die unvereinbarsten Tugenden verbinden, sondern Böswichte, wie sie der Erfahrung nach im Allgemeinen sind, und von denen man zugleich begreift, wie sie so tief sinken konnten. Armuth oder Mißgeschick, Umstände, die nur nach dem Maßstabe der Salonsästhetik lächerlich sind, die Quartiere von Bloomsbury, armselige Mahlzeiten, das sind Verbrechen, die er, ungleich andern Romanschreibern des Tages, ungezüchtigt läßt; desto eindringlicher trifft seine Satire Thorheiten, Gebrechen und Absurditäten, die, tiefer in unserer Gesellschaft und politischen Verfassung wurzelnd, nicht so leicht bemerkt werden. Der Unsinn, der bei Parlamentsverhandlungen getrieben wird, die Kniffe der Parlamentscandidaten, die Mysterien der Büchermacherei, aber auch die Schauer der Schuldgefängnisse, das sind die Dinge, die er ergötzlich oder ergreifend, immer aber naturgetreu zu schildern weiß. Seine Charaktere sind übrigens zwar geistreich und markirt, aber doch mehr Umrisse als ausgeführte Gemälde. Er läßt die Personen sprechen und handeln, ohne genauer ihre Motive zu entwickeln. Doch sind einige seiner Charaktere zu schattig und unbestimmt, andere nicht hinlänglich naturgetreu, einige haben zu triviale, andere zu wenige Züge, noch andere erscheinen übertrieben und caricirt. In „Oliver Twist" und „Nikolas Nickleby" zeigt sich mehr Kunst und Charakterzeichnung als in den „Pickwickiern". Diese sind überhaupt, was den Plan betrifft, mangelhaft; „Nickleby" scheint mit mehr Vorsicht begonnen zu sein, und wenn der Autor der peinlichen Düsterheit seiner Scenen eine hinlängliche Portion Sonnenschein noch entgegenstellt, so wird „Nickleby" dreiviertem populairer werden als die „Pickwickier". „Oliver Twist" jedoch gibt uns die günstigste Ansicht von Dickens' eigentlicher Dichtergabe. Übrigens muß sich der Autor hüten, einen gewissen Monks, der in den letzten Capiteln spielt, zu einem bloßen melodramatisch-romantischen Spitzbuben zu machen; die Charaktere sind im „Oliver Twist" so wahr und naturgetreu gehalten, daß die geringste Abweichung von der bisherigen Natürlichkeit unerträglicher als bei irgend einer andern Novelle wäre. Wenn Dickens sich in der Folge vor Nachahmung anderer Autoren hütet und seinen Hang zur Übertreibung zähmt, so wüßten wir keinen englischen Schriftsteller, der in dieser, Leben und Sitten zeichnenden Dichtungsart mehr Aussicht zu glänzenden Erfolgen hätte." 108.

Miscellen.

Der vor Kurzem zu Rom verstorbene Maler Koch war ein Zögling der berühmten Karlsschule in Stuttgart, ein Bauernknabe, der durch sein Talent die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl erregte, nach dessen Heimkehr von Venedig. Bei den Arabesken, welche der Jüngling nachmals in Hohenheim malen mußte, bereitete ihm sein Wohlthäter manchen Ärger; da malte jener Anzüglichkeiten, ein ganzes Pasquill in die Verzierungen. Der Herzog ließ den muthwilligen Künstler in ein Mansardzimmer der Akademie sperren. Jener wollte durchaus entkommen, was bei der strengen Aufsicht unmöglich schien. In der Anstalt befand sich ein kleiner Britte, welcher trefflich warf; dieser mußte auf Anstiften von Koch's Freunden und Gefährten so lange mit einem Balle werfen, bis letzterer in des Gefangenen Fenster gelangte. Am Balle hing eine lange Schnur, an welcher nun die nöthigen Stricke und roßhaargefütterte Handschuhe hinaufgezogen wurden. Der Künstler kam glücklich am Stricke herab. „Wir verbargen ihn elf Tage in der Orgel", setzte einer der edelsten Zöglinge der Karlsschule hinzu, aus dessen Mund ich diese Anekdote habe, „brachten ihm heimlich Speise und Trank, und erst als die Nachforschungen vorüber waren und man Koch längst entkommen wähnte, begab er sich wirklich auf die Flucht."

Wer weiß nicht, daß im Schlosse Chambord, welches Karl V. den Inbegriff von Allem nannte, was der Menschengeist vermag, im Schlosse Chambord, dessen Bau man irrig dem Primaticcio zuschrieb, Franz I. in Krankheit, Alter und Enttäuschung auf eine Fensterscheibe die Verse schrieb:

Souvent femme varie
Bien fol est qui s'y fie.

Weniger bekannt ist, daß der junge und geliebte Ludwig XIV. diesen Spruch seiner Cavalliere zeigte, fragend, was davon zu halten sei, und, als Letztere zu weinen anfing, in einer ritterlichen Anwandlung die Scheibe zerbrach. 146.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 96. — 6. April 1839.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien, aus dem Spanischen übersetzt von Ph. J. v. Rehfues. Vier Bände. Bonn, Marcus. 1838. Gr. 8. 6 Thlr.

Darstellungen von Feldzügen und Kriegen haben den meisten Werth und dauernde historische Brauchbarkeit, wenn sie von Solchen herrühren, welche dieselben mitmachten. Besonders muß dies von Unternehmungen wie jene gelten, durch welche der größte Theil der neuen Welt dem spanischen Scepter unterworfen wurde, da an dieselben sich nicht blos das Interesse knüpft, zu sehen, wie die kleinen Scharen der ersten Eroberer weite Länderstrecken unter unsaglichen Mühen durchzogen und volkreiche Städte und Königthümer unterjochten, sondern das weit höhere, zu erfahren, auf welcher Stufe der Civilisation die Völker standen, die den Waffen der Spanier unterlagen, welcher Art die Cultur war, die bei jener Gelegenheit zu Grunde ging? Wissen wir doch nicht einmal, waren die Bewohner der blühenden von den europäischen Ankömmlingen vorgefundenen Reiche Autochthonen, brachten Phönicier oder Karthager an diese Küsten ihre Cultur und ihren blutigen Gottesdienst, drangen heidnische Skandinavier von Grönland und Labrador auf diesen Continent ein, oder geschah die Einwanderung von einer andern Seite her über den sibirischen Archipelagus, der Asien mit Amerika verbindet wie die Inselgruppe der Cykladen mit Europa, und waren demnach die Bewohner Amerikas, namentlich die herrschende Classe, wie die Tolteken Mejicos, mongolischen Stammes, die chinesische Cultur und Lebensweise mit nach Amerika herüber brachten, wo sie, ohne alle Anregung, noch mehr erstarren mußte als im Mutterlande? Läßt sich auch für jede dieser Ansichten etwas sagen, keine unbedingt verwerfen, da schon die verschwundene atlantische Länderbrücke eine zweite südliche Einwanderung nicht unwahrscheinlich macht und Sagen, welche die herrschenden Stämme aufbewahrten, wie Denkmäler der Vorzeit auf eine dunkle Kenntniß von und eine frühe Verbindung mit den seefahrenden Nationen der alten Welt hindeuten, so spricht doch das Meiste für eine Wanderung von Asiens östlichster Küste her, die leicht in jener Zeit stattgefunden haben dürfte, als der chinesische Kaiser Wuti die Macht der Hiang-nu oder Hunnen brach, die in Norden und Osten bereits den Ocean zur Grenze hatte. Freilich ist, was auch Assel und Vater hier vorgearbeitet haben mögen, mit Bestimmtheit hierüber zu entscheiden unmöglich, bis nicht der historischen Forschung und Kritik ein größeres Material vorliegt, dessen Verarbeitung der Geist und Scharfsinn eines Alexander v. Humboldt sich unterzöge; bis nicht aus sorgfältiger Vergleichung der amerikanischen Sprachidiome, wie des aztekischen und peruvianischen, mit denen des östlichen Asiens sichere Resultate gewonnen werden.

Um so verdienstlicher ist es aber, wenn Alles zu Tage gefördert wird, was von den ältesten Eroberern des neuen Continents, oder Denen, welche ihnen zunächst standen, geschrieben ward, und Hr. v. Rehfues hat dies bei dem hier angezeigten Werke auf eine Weise gethan, wofür ihm der Historiker sowol wie jeder Belehrung suchende Leser Dank wissen muß, um so mehr, da die Quellen der Geschichte von Neuspanien keineswegs zu reichlich fließen, das Interesse dafür aber, seit Alexander v. Humboldt den Schleier, der auf diesen Wunderländern lag, aufgehoben, wenn auch nicht ganz hinweggezogen hat, noch stärker angeregt worden ist. Die wichtigsten sind außer Cortes', von Gomara stark benutzten und auch besonders herausgegebenen Berichten eine in Camusio's Sammlung *) italienisch befindliche Beschreibung von Mejico **), die schon früh erschienenen Schriften Oviedo's ***); Gomara's sehr gut geschriebene, aber keineswegs ganz zuverlässige Geschichte von Neuspanien †), die besonders in

*) Raccolta delle navigazioni e viaggi.

**) Das wichtige kleine Werk führt in der italienischen Übersetzung den Titel: „Relazione di alcune cose della nuova Spagna e della gran città di Temistitan-Messico fatta per uno gentilhuomo del Signor Fernando Cortese"; Hr. v. Rehfues hat es in einer Beilage deutsch mitgetheilt.

***) Unter dem Titel: „Historia general y natural de las Indias, islas y tierra ferma del mar Oceano" (Sevilla 1535), und die „Relacion sumaria de la natural historia de las Indias" (Toledo 1626).

†) Zuerst erschien zu Medina 1553 das umfassendere Werk in Folio unter dem Titel: „Primera, seconda y terza parte de la historia general de las Indias con la conquista del Mejico", und 1554 zu Antwerpen die „Historia de Mejico con el descubrimiento de la nueva España

naturhiſtoriſcher Hinſicht wichtige Beſchreibung der ſpaniſch-amerikaniſchen Colonien von dem Jeſuiten Acoſta, der die meiſten derſelben bereiſte und 1587 von da zurückkehrte *); die unzuverläſſige, jedenfalls übertriebene „Schilderung der von den Spaniern in Weſtindien begangenen Grauſamkeiten" u. ſ. w. von Las Caſas, dem menſchenfreundlichen Fürſprecher der Indianer; das bekannte Werk des Antonio v. Solis, der Livius in Allem, nur nicht in der Wahrhaftigkeit nachzuahmen ſuchte, und lange eine unverdiente Aufnahme gefunden hat. Werthvoller iſt Antonio v. Herrera's Geſchichte von Weſtindien **), beſonders reich aber das 14 Jahr ſpäter erſchienene und äußerſt fleißig und ſorgfältig gearbeitete Werk des Franciscanerprovinzials Torquemada. ***) Der Stillſtand, welcher von da in der Hiſtoriographie der Spanier eintritt, macht ſich auch in der Geſchichte ihrer amerikaniſchen Länder bemerkbar, bis der Eifer dafür in neueſter Zeit wieder erwachte. Leider reicht indeß des D. Juan Baptiſta Muñoz treffliche, aus den Reichsarchiven gearbeitete „Geſchichte der neuen Welt", wozu ihm Karl III. den Auftrag gegeben hatte, nur bis 1500. Was Mexico insbeſondere betrifft, ſo iſt Das, was man von dem zu früh verſtorbenen Muñoz erwartet hätte, von dem Exjeſuiten Clavigero in hohem Maße geleiſtet worden, deſſen Werk †) für die alte Geſchichte jenes Landes von um ſo größerer Wichtigkeit iſt, da der Verfaſſer ſelbſt aus Neuſpanien gebürtig war und Alles, was von alten mexicaniſchen Geſchichtswerken auf die neuere Zeit gekommen iſt, wie kein Anderer benutzt hatte.

Mit Übergehung der allgemein bekannten Werke von Robertſon und Ruſſel glauben wir nur noch eine wenig bekannte Specialgeſchichte von Guatemala ††) erwähnen zu müſſen, ein Buch reich an ſtatiſtiſchen und naturhiſtoriſchen Notizen, das dem Freiherrn Alexander v. Humboldt wichtig genug erſchien, um es der berliner Bibliothek zu ſchenken.

Unter allen den hier angeführten Schriften für die Geſchichte von Neuſpanien gebührt den „Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Caſtillo" gewiß einer der erſten Plätze, da ſie von einem Augenzeugen herrühren und den treuen Abdruck Deſſen enthalten, was der Verfaſſer ſah und ſelbſt erlebte. Als er den Degen niedergelegt hatte, da ergriff er die Feder, um aus dem Vorrathe der zuvor geſammelten Notizen oder aus der Fülle eines treuen Gedächtniſſes die wunderbaren Ereigniſſe zu beſchreiben, an denen er ſelbſt einen ſo großen Theil genommen hatte, und von denen er 40 Jahre ſpäter, beim Abſchluſſe ſeines Werks (1568), nur noch mit vier ſeiner Waffengenoſſen gleich ehrwürdigen Ruinen unter einem neuen Geſchlechte übrig war. Mag er auch durch Oviedo's und Gomara's früh erſchienene Werke in ſeiner Arbeit ermuntert worden ſein, und mag namentlich das Verlangen, den Letztern, der in den Zahlen voller Übertreibungen, in den Thatſachen voller Wunder iſt, zu widerlegen, ihn beſeelt haben, ſo war doch Das, was ihn urſprünglich zu ſeiner Arbeit bewog, jener Drang, in der Ruhe eines heitern und geſunden Alters ein thatenreiches Leben zu beſchreiben; ein Drang, der, größerer und berühmterer Männer zu geſchweigen, ja auch einen Götz v. Berlichingen noch ſpät die Feder in die Hand nehmen ließ, und dem wir mit das Beſte in der hiſtoriſchen Literatur verdanken.

Wir brauchen nur an Don Francisco de Moncada zu erinnern, um uns zu rechtfertigen, wenn wir behaupten, daß in den Geſchichtswerken der Blütezeit der ſpaniſchen Literatur ebenſo ſehr wie in den dichteriſchen Schöpfungen des Cervantes eine mit hoher Einfachheit und dem Ausdrucke männlicher Geradheit verbundene plaſtiſche Beſtimmtheit herrſcht, die ſie den Meiſterwerken des Alterthums nahe bringt. Iſt dieſe in ihrer holden Natürlichkeit ebenſo anziehende wie dem bloßen Studium unerreichbare Eigenſchaft vielleicht der Ausdruck eines beſondern Geiſtestypus und Kunſtſinnes der ſüdeuropäiſchen Völker, da wir ſie bei ihnen vorzugsweiſe finden? Mit mehr Gewißheit erſcheint ſie als die Folge eines im thätigen Handeln hingebrachten Lebens, in welchem die Seele alle Erſcheinungen zu Bildern und klaren Umriſſen zu geſtalten gewöhnt worden iſt, während der Geiſt des hinter Büchern Lebenden ſich in Reflexionen und Gedanken verliert, wo die Erſcheinungen nicht ſo beſtimmt mehr hervortreten wie die Betrachtungen über dieſelben.

Fehlt nun auch den Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz jene Abrundung und vollendete Form, welche der ſchon erwähnte Moncada ſeinem Buche zu geben wußte, und haften ihnen gleich die Schwächen des höhern Alters an, in welchem ſie abgefaßt wurden, indem der alte Soldat noch häufiger als Homer über dem Schreiben eingeſchlafen iſt und mit dem pyliſchen Neſtor den Fehler theilt, ein und daſſelbe oft zu wiederholen und in dem Bewußtſein ſeines Werthes ſeine Thaten auf Koſten der Geduld des Leſers zu rühmen, ſo ſpringen in ſeiner Darſtellung doch alle Figuren ſo beſtimmt und in ſo ſtark markirten Umriſſen hervor, daß es der höchſten Kunſt ſchwer fallen würde, Das zu erreichen, was er unbewußt und abſichtslos hervorgebracht hat. Der alte Krieger, den wir uns im Kreiſe einer aufmerkſam zuhörenden Geſellſchaft erzählend vorſtellen müſſen — der Charakter mündlicher Mittheilung iſt in der That unverkennbar an dieſen Denkwürdigkeiten, denen nichts fehlt, als in Verſe

conquistada por el muy illustre y valeroso principe Don Fernando Cortes por *Fr. Lopez de Gomara*".

*) Sein Buch erſchien drei Jahre ſpäter (1590) zu Sevilla unter dem Titel: „Historia natural y moral de las Indias."

**) Zuerſt erſchienen Madrid 1601.

***) Unter dem Titel: „Libros rituales y monarchia indiana, con el origen y guerras de los Indios occidentales, de sus poblaciones, descubrimiento, conquista, conversion y otras cosas maravillosas de la mesma tierra", zuerſt 1615 in drei Folobänden zu Sevilla erſchienen.

†) Storia antica del Messico, cavata da' migliori storici spagnuoli e da' manuscritti e pitture antiche degli Indiani. (4 Bände, Ceſena 1780.)

††) Compendio de la historia de la ciudad de Guatemala descr. por el Br. D. *Dominjo Juarros*. (Guatemala 1809 — 18.)

und Rhapsodien gebracht zu werden, um das glänzendste Epos abzugeben —, dieser anspruchslose und doch so anziehende Schriftsteller gesteht selbst (Bd. 4, S. 277), seine Erzählung sei nur schlicht im altcastilischen Tone gehalten, aber gelehrte und einsichtsvolle Männer, die seine Arbeit im Manuscripte gelesen, hätten ihm gesagt, so ungeschmückt und einfach auch das Alles laute, so sei es doch mehr werth als die aufgeputzten Redensarten rhetorischer Historiographen, indem die Nutzanwendung sich aus der Wahrheit und Treue der Darstellung für den Leser von selbst ergebe. Charakteristisch für ihn ist in dieser Hinsicht die Vergleichung, welche er selbst zwischen sich und Gomara anstellt (Bd. 1, S. 58); fast fürchtet er eine solche wegen der classischen Schreibart des Letztern nicht aushalten zu können; dann aber, wie er die Irrthümer und Übertreibungen wahrgenommen hat, von denen dessen Werk wimmelt, fährt er fort: überzeugt, daß Treue und Wahrheit die schönste Zierde einer Geschichte seien und auch seiner rohen Schreibart Werth zu geben vermöchten, wolle er das angefangene Werk getrost fortsetzen, damit die Eroberung von Neuspanien, wie sie sich wirklich zugetragen habe, allgemein bekannt werde, und der Kaiser zugleich die großen und wichtigen Dienste erfahre, welche die echten Eroberer der Krone geleistet hätten; stets wolle er dabei wie ein vorsichtiger Steuermann, welcher das Senkblei auswirft, wenn er Untiefen fürchtet, die Wahrheit zu ergründen suchen, wo der Geschichtschreiber Gomara über dieselbe hinweggeschlüpft sei, jedoch ohne sich bei dem Einzelnen zu sehr aufzuhalten, und immer nur das Ganze ins Auge fassend, damit die Kosten der Nachlese nicht höher kämen als die der vollen Weinlese. Und in der That ist ihm die Wahrheit eine heilige Sache, der er als Schriftsteller ebenso unverbrüchlich treu bleibt wie einst als Soldat seinem Feldzeichen, und macht ihn, verbunden mit seiner Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit und der Vollständigkeit seiner Berichte, welche hierin die von Cortes selbst beiweitem übertreffen, dem Geschichtsforscher ebenso werth, wie seine Treuherzigkeit, die Naivetät seines Tones, durch welche die Originalität seines Charakters oft unwillkürlich hindurchbricht, und die rührende Einfachheit seiner Darstellung, in welcher nichts auf einen Effect berechnet ist, ihn angenehm, sein gesunder Verstand aber, der von den Wundern nichts gesehen haben will, womit Gomara, Herrera u. A. ihre Helden ebenso gut wie die Mythographen des Alterthums ausrüsten, sein Freimuth und hinwiederum seine echte Gottesfurcht und seine hinlänglich durch Cortes', des Statthalters Mendoza u. A. Zeugnisse beglaubigte Tapferkeit, an der schon sein vertrautes Verhältniß mit Gonzalo von Sandoval, dem Tapfersten der tapfern Schar, nicht zweifeln läßt, ihn achtungswerth machen.

Das ist der Charakter eines Mannes, der es zu verdienen scheint, daß sein Übersetzer sich die Mühe gegeben hat, auch über seine Lebensumstände die Notizen zu sammeln und zu einer biographischen Skizze zusammenzustellen, die meist in seinen eigenen reichhaltigen Memoiren enthalten sind; betrat er doch als junger Bursche schon den Schauplatz der Ereignisse, mit deren Überlieferung er zugleich seine eigenen Schicksale schildern mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Familienschmuck. Eine Novelle. Von Wilhelmine von Gersdorf. Leipzig, Lauffer. 1839. 8. 1 Thlr.

Mit vielem Geschick ist in dieser Novelle das Interesse des Lesers an dem Gange der Geschichte erhalten, obgleich er ziemlich bald weiß, daß der Findling Clara die Enkelin der alten reichen wunderlichen Dame und die Erbin des Familienschmuckes ist.

2. Julie von Falkenberg. Eine Geschichte aus dem letzten französischen Kriege in Deutschland. Von Wilhelmine von Gersdorf. Zwei Theile. Leipzig, Lauffer. 1839. 8. 2 Thlr.

„Julie von Falkenberg" ist verwickelter, der Briefstyl hat auch, zum Lobe der Verf. sei's gesagt, die nöthige Abwechselung. Die Heldin hat viele Abenteuer zu bestehen, ist nahe daran, aus Edelmuth, um das Leben des Geliebten zu retten, die Beute eines nichtswürdigen Gauners zu werden. Die Drangsale des Kriegs von damals, der Übermuth der fremden Gewalthaber, die Ränke, die Habgier ihrer Untergebenen, des Gesindels, was sich an sie schloß, gehen in kräftigen, aber keineswegs übertriebenen Farben an uns vorüber. Zu Nutz und Frommen Solcher, die den Druck, der auf Deutschland lastete, für eingebildet, den Befreiungskrieg für eine unnöthige Anstrengung ausgeben möchten, sind solche treue Darstellungen des Erlebten wohl zu beherzigen. Es gibt so viele anziehende Punkte in der Geschichte, daß weniger Kunst als in der Novelle aufzuwenden war, um das Interesse nicht abzuschwächen, indem man über die Abkunft der Hauptfigur bald im Anfang besser unterrichtet ist als die Personen des Romans. In einer Erzählung voll Lärm und Waffengeräusch und Schreiberkniffen fallen seltsame whims, wie die des Obersten, der Juliens Abstammung verhehlt, nicht auf, wie in einer Erzählung ruhigerer Art geschehen könnte, und ebenso wenig ist ein Ärgerniß daran zu nehmen, daß sie bald rück- bald vorwärts geht.

3. Die Rache, oder der Leineweber von Segovia. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1839. 12. 3 Thlr. 8 Gr.

Die nicht unbekannte Geschichte jenes heldenmüthigen Spaniers, der durch die Ungerechtigkeit seines Königs, noch mehr durch die Bosheit mächtiger Feinde gezwungen wurde, seine rechte Hand zu zerstören, ein Handwerker, ja ein Anführer von Wegelagerern zu werden, wird hier abermals erzählt. Die obligate Gestalt einer Wahnsinnigen hat Recht, hier zu erscheinen, denn wirklich hat Donna Anna, Fernando's, des nachmaligen Leineweberes, Schwester hinreichende Gründe, den Verstand zu verlieren, und der Bruder eben solche, sie und sich zu rächen. Daß die maurische Galanterie und Ritterlichkeit, die Beschreibung des Alhambra in Granada nicht mehr Raum im Buche einnehmen, ist dankbar anzuerkennen, indem uns diese Gegenstände hinlänglich bekannt wurden, noch dazu von geistreichen Berichterstattern, die sich auf das Veranschaulichen, das poetische Auffassen verstehen.

4. Bremisches Album. Herausgegeben von Hedwig Hülle. Bremen, Heyse. 1839. 8.

Die Benennung dieser gesammelten Aufsätze, Erzählungen und Gedichte erhält ihre Berechtigung theils durch den Wohnort der Herausgeberin, theils durch den Umstand, daß die bedeutendste Nummer, die drei Vorlesungen über das Wesen der epischen Poesie, über den Roman und die Novelle, von Dr. Wilhelm Meyer im Museum zu Bremen gehalten wurden. Es ist viel Wahres, das Wesentliche der Gegenstände Erklärendes darin vorhanden; die Definition der Novelle gehört zu den besten Erläuterungen der vielbesprochenen Sache. „Der Ewig-

Digitized by Google

keitsring" von Hedwig Hülle, ist eine Entsagungsgeschichte, deren Motive nicht aus der Luft gegriffen sind; die Altväterlichkeit tritt ehrenfest, ohne Affectation auf, und die Örtlichkeit der Umgegend von Oldenburg veranlaßt artige Episoden. Von den Gedichten ist Rückert's „Philosophisches Barometer" witzig, und „Die Wahl des Bischofs von Canana", von Fischbach, ergreift durch den einfach frommen Sinn, die echte christliche Demuth, an der nichts erkünstelt ist.

5. Das Schloß von Morteuil. Aus dem Französischen der Mademoiselle A. de Petitval, von F. Wesenfeld. Drei Theile. Magdeburg, Creutz. 1838. 8. 3 Thlr.

Ein glückliches Naturell besiegt jede angebildete Verkehrtheit. Die Pedanterei eines grämlichen Vaters, der recht gut am Firmament, desto schlechter auf der Erde zu Hause ist, die Intriguen einer eigennützigen Dame, die Beschränktheit einer gutherzigen Pflegerin der Kinderjahre Luciens müßten diese, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach verkrüppeln; allein ihr besseres Selbst wirft die Schlacken aus, sie geht geläutert und beglückt aus einem nicht schmerzenlosen Proceß heraus. Das Wie und Wodurch ist verständig, nur zu breit in der Geschichte dargelegt.

6. Die Sträflinge. Erzählung nach Familienpapieren von Eugenie Wallnau. Chemnitz, Billig. 1838. 8. 1 Thlr.

Die Schwäche eines sonst redlichen Mannes gegen eine verschwenderische Frau verleitet denselben zu einem Kassendefect, den ein Freund ausgleicht und jenen zu ernstlichen Maßregeln anhält, der in jeder Hinsicht unwürdigen Gattin die Hände zu binden. Aber der Freund muß sich entfernen, des Mannes Wachsamkeit erschlafft, die Frau eröffnet mittels eines Nachschlüssels die Kasse, bestiehlt sie und entflieht mit ihrem Helfershelfer und ihrer ihr ähnlichen Tochter. Der Beamte wird zum warnenden Beispiel in eine Strafanstalt gebracht, wohin ihm seine Tochter erster Ehe folgt, deren dringenden Bitten es gestattet wird, ihn zuweilen zu sehen, auch wird seine Strafzeit um ihretwillen verkürzt; aber der Gram hat an dem Leben Beider gezehrt, sie sterben Beide bald nach der Entlassung. Der Bräutigam des Mädchens, welchen sie aufgegeben, war ihnen vorangegangen, die Urheber des Unglücks hatten den gerechten Lohn ihrer Unthaten, für spätere Frevel, erhalten. Im Wesentlichen ist die Sache aus der Wirklichkeit gegriffen, die Absicht, ein warnendes Beispiel aufzustellen, ist nicht zu verkennen, und um dieses Zwecks willen ist die Veröffentlichung einer Geschichte zu erklären, die das Gefühl des Lesers auf die Folter spannt. 10.

Literarische Notiz.

Unter den in Frankreich neuerschienenen schöngeistigen Schriften sind zu nennen: „Le marchand du Havre, par *P. L. Jacob*" (bibliophile); „Les trois aveugles, par *Aug. Arnould* et *A. de Lavergne*"; „Bertrand de Born, par *Mary Lafon*" (2 Bde.); „Les martyrs d'Arezzo, par *J. Lefèvre*" (2 Bde.); „Le prédistiné, histoire contemporaine, par *Edouard d'Anglemont*"; „Le portefeuille noir, par *Michel Raymond*" (2 Bde.); „Alphonse, ou Naples et l'Egypte en 1789, par l'auteur des lettres sur la Calabre" (2 Bde.). Unter der Presse ist: „Elisa de Rhodes, roman religieux, par *Amédée Duquesnel*." Bemerkenswerth ist ferner: „L'esprit des papes, par M. *Santo-Domingo*, auteur des Tablettes romaines." In der Buchhändlerannonce wird gesagt: „Diese Schrift kann in einer Zeit, wo der Klerus sich bemüht, seine alte Obmacht über Könige und Völker wiederzuerringen, ihres Erfolges sicher sein." Auf den gegenwärtigen Zustand Frankreichs haben Bezug: „Lettres sur l'état présent et sur l'avenir de la France, par *F. Daburon*" und „De la prérogative royale, par *Alphonse Pepin*" (zweite Ausgabe). Endlich nennen wir noch Walter Scott's illustrirten „Quentin Durward" mit mehr als 500 Stichen von den Künstlern Fragonard und Porret, wovon zwölf Lieferungen erschienen sind. 108.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt:

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 30ster und 31ster Theil.
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 15ter Theil.
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 10ter und 11ter Theil.

Es ist mir möglich geworden, von diesem wichtigen Werke im vorigen Jahre fünf Theile zu liefern, was dem Publicum den Beweis geben wird, daß ich keine Anstrengung scheue, um die Encyklopädie rasch zu fördern und ihrem Ende näher zu bringen. Wie reichhaltig diese Theile an wichtigen und interessanten Artikeln sind, wird die nachstehende Übersicht zeigen, die einige der bedeutendsten nennt:

Aus der ersten Section: Eberstein von *v. Boyneburg Lengsfeld*; Ebert von *Falkenstein*; Eberlin und Eck von *Eckard*; Ebioniten von *Dähne*; Echinococcus und Echinorrhynchus von *Creplin*; Ecke (mathematisch) von *Gartz*; Eckmühl (Schlacht und Fürst von) von *Heymann*; Eclipta von *Sprengel*; Edda von *Wachter*; Edessa von *Tuch* und *Witzleben*; Eduard (König von Portugal) von *Herrmann*; Eduard (Könige von England) von *Eiselen*; Ehe (juristisch) und Ehre mit den Zusammensetzungen von *Buddeus*; Ehe (ethnographisch) von *Richter*; Ehsten und Esthland von *Petri*; Egoismus von *Gruber*.

Aus der zweiten Section: Ibn mit den Zusammensetzungen von *Flügel*; Ichthyologie von *Thon*; Idealismus von *Bachmann*; Jeremia von *Rödiger*; Jerusalem von *Rösc*; Jesaias von *Hoffmann*; Jesus von *Märtens*; Jesuiten von *Rauschnick*.

Aus der dritten Section: Palestrina und Pantomimische Kunst der Neuen von *Fink*; Pallavicini und Papstwahl von *Stramberg*; Pallas (Planet), Parabel (mathematisch), Parrallel von *Sohncke*; Pallas-Athene von *K. O. Müller*; Pallium von *Rheinwald*; Pamfili-Doria Palazzo von *Braun*; Pamphylia, Pannonia, Paphlagonia, Papyrus von *Krause*; Panathenäen, Parasiten von *Meier*; Panathenäische Vasen von *H. A. Müller*; Pancration von *Haase*; Pantomimische Kunst der Alten von *Grysar*; Pantheon von *Eckstein*; Pantheismus von *Schaller*; Papier von *Fischer* und *Keferstein*; Papiergeld von *Busse*; Papilio von *Thon*; Papstthum von *Rettberg*; Paracelsus von *Kocher*; Paraguay von *Pöppig*; Paradies von *Tuch*; Parcival von *Wachter*.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 5 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im April 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 97. — 7. April 1839.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien, aus dem Spanischen übersetzt von Ph. J. v. Rehfues. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Der Hauptmann Bernal Diaz gehört nicht blos zu Denjenigen, welche Cortes auf seinem kühnen Entdeckungs- und Eroberungszuge begleiteten, sondern selbst bei diesen, dem stolzen Stamme der ältesten und echten Conquistadores, verlieh ihm der Umstand noch ein besonderes Ansehen, daß er schon an zwei frühern an die Küsten des mejicanischen Meerbusens gerichteten Unternehmungen Theil genommen hatte.

Etwa um 1495 in Medina del Campo, einer kleinen Stadt der Provinz Leon, aus guter Familie, oder nach spanischer Bezeichnung als Hidalgo geboren, ging er, mit ziemlichen Geldmitteln versehen, wie es damals nothwendig war, wo die einzelnen Conquistadoren sich ebenso wol selbst equipiren, wie die Statthalter aus eigener Tasche die Kosten der Expeditionen bestreiten mußten, welche ihnen zu den ihnen von der Regierung verliehenen Posten verhelfen sollten — als solcher ging er in der Gesellschaft des D. Pedro Arias von Avila (gewöhnlich Pedrarias) 1514 nach der Landenge von Panama ab. Der Erzbischof Fonseca, der die Mittelmäßigkeiten zu befördern und die Talente zu verfolgen bemüht war, hatte diesem Manne die zu Unternehmungen nach allen Seiten hin günstig gelegene Statthalterschaft verliehen, in deren Besitze der wackere Francisco Nuñez von Balboa war, den sein elender Nachfolger erst zum Schwiegersohne machte und dann enthaupten ließ. Da Pedro Arias der Unternehmungslust der jungen Männer, welche mit ihm gekommen waren, keine Laufbahn zu eröffnen verstand, so schiffte sich Bernal Diaz mit mehren derselben nach Cuba ein, mit dessen Statthalter Diego Velasquez er verwandt war, und schloß sich hier sogleich einer am 8. Febr. 1517 unter Francisco Hernandez von Cordoba von Havana auslaufenden Expedition an, deren Resultat die Entdeckung der Halbinsel Yucatan und der Küste von Campeche war. Obgleich verwundet und schiffbrüchig von dieser mehr kühn als glücklich ausgeführten Entdeckungsreise zurückgekehrt, begleitete er doch sogleich ein zweites Geschwader, mit welchem Diego Velasquez den Juan von Grijalva am 8. April 1518 in der nämlichen Richtung in See gehen ließ, und so groß waren die durch diese Unternehmung beim Statthalter angeregten Erwartungen, daß noch in demselben Jahre ein drittes, weit vollständiger ausgerüstetes Geschwader unter Cortes' Befehl von St.-Jago mit der nämlichen Bestimmung in See ging.

Diese denkwürdige Expedition, welche am 10. Febr. 1519 Cuba verließ, bildet den Zeitpunkt, von wo an Bernal Diaz's Memoiren ebenso anziehend als wichtig werden. Er begleitete dieselbe zwar nur als einfacher Soldat, hat auch nie im Laufe aller folgenden Eroberungszüge ein Commando bekleidet; allein schon der Umstand, daß der Soldat die Kosten der Zurüstungen zu diesen Zügen bestreiten half, muß uns erinnern, sein Verhältniß zum Feldherrn anders zu fassen, als wir es uns jetzt zu denken gewohnt sind. Es ist dies um so wichtiger zu bemerken, da hiervon einestheils die Schätzung des Bernal Diaz als historischen Schriftstellers, anderntheils der richtige Begriff von Cortes' Stellung zu seiner Mannschaft abhängt. Es waren freiwillige Krieger, die sich zu gemeinsamem Gewinn und Verlust, mit der für jedes militairische Unternehmen nothwendigen Verpflichtung zum Gehorsam, nach freiem Entschlusse und auf ihre Kosten um den Führer geschart hatten, der stets von ihnen abhängig blieb, außer insofern er sich, wie es bei Cortes der Fall war, durch die Größe seines Geistes frei zu machen wußte. Keineswegs bildeten diese Kriegerhaufen den Auswurf des spanischen Mutterlandes*), sondern gehörten zum großen Theile angesehenen Familien an, waren häufig schon in der neuen Welt begütert und alle im Besitze einiger Bildung; wenigstens läßt sich aus diesen Memoiren mit ziemlicher Evidenz darthun, daß Alle schreiben und lesen konnten, oder eine solche Kenntniß doch bei Jedem vorausgesetzt wurde, was für die Würdigung des Bildungsgrades jener Scharen wie des damaligen Spaniens überhaupt nicht unwichtig ist. Geht nun hieraus schon hervor, daß zwischen Soldaten und Feldherrn ein vertraulicheres Verhältniß herrschte, etwa wie wir es in den Armeen des Alterthums wahrnehmen, so

*) Von Christobal von Oli wird indeß angegeben, daß er früher Galeerensklave gewesen sei. Viele von der Mannschaft hatten in Italien gedient.

wird es namentlich von Bernal Diaz bezeugt, daß er, wenigstens in der ersten Hälfte von Cortes' Laufbahn, stets in dessen näherer Umgebung war, bei allen wichtigen Entschließungen zum Kriegsrathe gezogen und zur Ausführung der schwierigsten Geschäfte und gefahrvollsten Unternehmungen ausersehen wurde; gab doch Cortes selbst ihm auf dem beschwerlichen Zuge nach den Ländern der Honduras das ehrenvolle Zeugniß vor dem Corps „daß, wenn er keinen Rath mehr wisse, keine Rettung mehr übrig sei", eine Äußerung, die ihn, verbunden mit andern Umständen, als den Ulysses des Corps erscheinen läßt, und sein Verhältniß zu Sandoval bestätigt außerdem, daß er wohl im Stande war, die Wahrheit zu sagen, wenn er wollte.

Die obigen Bemerkungen über das Verhältniß von Cortes zu seiner Mannschaft passen freilich nur auf die Zeit bis zur Eroberung und definitiven Besitznahme von Mejico; nach derselben wurde darin Vieles anders, indem jener Mann, dem macedonischen Alexander so vielfach ähnlich — wenn man berücksichtigt, daß er nicht in Purpur, sondern als schlichter Edelmann geboren war und sich in einer abhängigen Lage befand —, auch darin sein großes Vorbild nicht verleugnete, daß er, vom Erfolge auf die Höhe seiner Wünsche gehoben, jener Mäßigung vergaß, ohne welche kein Glück dauern kann, und mit Vernachlässigung der Helden, denen er Alles verdankte, die Früchte ihrer Anstrengungen den neuen Ankömmlingen zuwarf, die sich ihm schmeichelnd und kriechend nahten, während sie Neid und das Verlangen, ihn zu stürzen, im Herzen hatten. Die redliche Seele, welche diese Denkwürdigkeiten geschrieben hat, spricht hierüber sehr deutlich; seine Klagen sind bitter, scheinen aber nicht ungerecht, und die Geschichte ist zu reich an ähnlichen Beispielen, Cortes' Charakter zu wenig rein und fest, als daß wir seiner Stimme mistrauen dürften. Doch bevor wir diese Verhältnisse berühren, wollen wir den Verfasser in das Innere des neuentdeckten Landes begleiten, um die Eindrücke nachzuempfinden, welche Gegenstände auf ihn machten, in denen die Zauberwelt der Feenmärchen und Ritterromane, mit deren Bildern die Seele jedes damaligen Spaniers angefüllt war, sich verwirklicht zu haben schien.

Groß mußte in der That seine Überraschung sein, als er in die umfang- und volkreiche Stadt Sempoalla eintritt, „in der Alles wie ein üppiger Lustgarten aussah", und man kann kaum über den spanischen Cavalier lächeln, der die frisch mit Kalk übertünchten Mauern dieser Stadt, welche gerade von der Sonne beschienen wurden, für silberne hielt und mit verhängtem Zügel zu Cortes sprengte, um ihm diese Nachricht zu überbringen. Die steinernen Paläste der Vornehmen, die hohen Tempel, deren eine sonst gar nicht bedeutende Stadt, Xocotlan, allein dreizehn besaß, erregten so sehr die Bewunderung der Spanier, daß sie den angesehensten Städten der Heimat durch Vergleichung mit jenen nicht zu nahe zu treten fürchteten.

Wir vermögen uns das Staunen der Engländer vorzustellen, welche 1793 mit dem Grafen Macartney in die Hauptstadt Chinas einzogen. Dasselbe kann jedoch nicht so groß gewesen sein wie das der Spanier, als sie von den Höhen, über welche sie ihren Marsch genommen hatten, herabstiegen und nun die Herrlichkeit von Mejico und der vielen um den See liegenden Städte vor sich ausgebreitet sahen. „Manche unserer Leute", erzählt Bernal Diaz, „behaupteten geradezu, daß Alles, was sie vor Augen hätten, nur ein Traumgesicht wäre." Die erste von jenen Städten, in welcher die Spanier ihr Nachtquartier nahmen, war Iztapalapan, ein damals sehr angesehener Ort. Sie wurden hier in Paläste von ansehnlichem Umfange einquartirt, die mit großen Höfen umgeben und aus schön behauenen Quadersteinen mit Cedern- und anderm wohlriechenden Holze aufgeführt waren. Die Gemächer waren sämmtlich mit Tapeten von baumwollenen Zeuchen behangen.

Hatte schon die schöne, breite, schnurgerade Heerstraße, welche über Iztapalapan nach Mejico führte, die Aufmerksamkeit der Spanier auf sich gezogen, so thaten dies in noch weit höherm Grade die Gartenanlagen, welche mit den Palästen in dieser Stadt verbunden waren. In der Schilderung dieser Gärten stimmt Cortes' Bericht mit dem von Bernal Diaz ziemlich überein, außer daß jener, noch voll von den ersten Eindrücken der Verwunderung, diese frischer und lebendiger wiedergibt. Die breiten Gänge waren mit Blumenbeeten, Rosenhecken und wohlriechenden Bäumen eingefaßt, Bassins, Teiche, welche von Fischen und Geflügel wimmelten, und Pavillons mit schönen Galerien und Sälen wechselten miteinander ab, Lust-, Obst- und Gemüsegärten waren sorgfältig voneinander getrennt, und es herrschte in diesen Anlagen ebenso viel Mannichfaltigkeit als Kunstsinn. Man kann nicht umhin, hier an die chinesischen Gartenanlagen zu denken, um so mehr, da die der Mejicaner ganz im Geschmacke und dem geradlinigen Style der Chinesen eingerichtet gewesen zu sein scheinen. Die Paläste standen in Mauerwerk, Fußböden, Getäfel und allen Einrichtungen der Pracht und Bequemlichkeit nach dem Urtheile der Spanier keinem Gebäude der Art in ihrem Vaterlande nach; das Einzige, was sie daran vermißten, waren Stuccaturarbeit und die Vergoldungen der spanischen Paläste.

Als die Spanier am andern Morgen auf der acht Schritte breiten, schnurgeraden, mit hin- und herwogenden Menschenmassen angefüllten Straße sich nach der Hauptstadt in Bewegung setzten, hatten sie das Schauspiel, den Beherrscher des Landes Motecusuma selbst in prachtvollem Aufzuge herannahen zu sehen. Umgeben von den Großen seines Reichs, die wie er selbst auf das reichste angekleidet und mit Juwelen bedeckt waren, wurde er in einem überaus kostbaren Tragsessel getragen, verließ diesen aber, sobald er die Spanier erblickte, und schritt, von vier Großen geführt, unter einem mit grünen Federn, goldenem und silbernem Schnitzwerke, Perlen und Chalchihuissteinen *) reich verzierten Thronhimmel, der von den ver-

*) Die Ähnlichkeit, welche Hr. Oberbergrath Röggerath zwischen dem Namen dieses von den Indianern so hochgeschätz-

nehmsten Fürsten des Landes getragen wurde, auf der mit Teppichen bedeckten Straße näher, da sein Fuß die bloße Erde nicht berühren durfte, während alle Umstehenden ehrfurchtsvoll die Augen niederschlugen und Niemand dem Monarchen ins Gesicht zu blicken wagte. Die Bewillkommnung geschah von beiden Seiten unter vielen Reverenzen, wobei sich Cortes der Donna Marina als Dolmetscherin bediente, jener Indianerin, der die Spanier einen so großen Theil ihrer Erfolge in diesem Lande verdankten, wie denn überhaupt unverkennbar ist, daß sie dasselbe ebenso sehr durch die Gunst der von ihnen ganz entzückten Weiber wie durch die Stärke ihres Armes erobert haben. Die Ehrenseite, welche Cortes dem Monarchen geben wollte, nahm dieser nicht an, sondern ließ sie dem Cortes; als er den Monarchen aber auch umarmen wollte, wurde ihm, nicht anders als stände er im Begriffe, ein Sacrileg zu begehen, von den Großen der Arm zurückgehalten, da sich Jeder, auch der Vornehmste, jenem nur in tiefster Demuth und Ehrfurcht nahen durfte. Die Art, wie dies geschah, orientalisch und namentlich chinesisch wie sie ist, gibt uns keinen geringen Begriff von der Ausbildung, welche äußeres Ceremoniel und Hofetiquette unter diesem Volke erlangt hatte.

Die Fürsten — erzählt der Verf. —, welche dem Monarchen aufzuwarten oder in Geschäften zu ihm kamen, durften nur in einem geringen Anzuge von Nequenleinwand und nicht anders als barfuß vor ihn treten. Auch kamen sie nie zum Hauptthore des Palastes, sondern immer nur durch eine Seitenthüre herein und traten dann mit gesenktem Blick unter tiefen Verbeugungen mit der Anrede: Gnädiger Herr, gnädiger Herr, erhabener gnädiger Herr! in den Audienzsaal ein. Die Geschäfte und Streitsachen wurden nicht mündlich, sondern mittels Gemälden, die auf Nequenleinwand gemalt waren und mit einem zierlichen Stäbchen erklärt wurden, vorgetragen. Nach erhaltener Entscheidung, in deren Fällung der Monarch stets von zwei alten, neben ihm stehenden Kaziken unterstützt wurde, verließen die Parteien, ohne eine Sylbe einzuwenden, rücklings und unter tiefen Verbeugungen das Zimmer und durften erst draußen die Kleider wieder anlegen, welche für ihren Stand paßten.

Die Spanier hatten Gelegenheit, dieses Ceremoniel genau kennen zu lernen, in der Zeit, wo sie Motecusuma gefangen hielten.

Hier konnten sie, die in Mejico übrigens auf eine Weise einquartirt waren, daß nach Bernal Diaz's Versicherung auch der vornehmste, an alle Genüsse des Luxus und der Bequemlichkeit gewöhnte Europäer damit zufrieden sein durfte (Bd. 2, S. 56), auch die Person wie die tägliche Lebensweise des Beherrschers des mejicanischen Reichs beobachten. Für uns, die wir wissen, daß die höhern Kasten in Ägypten vom Volke sich durch hellere Farbe und schönere Bildung des Gesichts auszeichneten, ist sogleich die Bemerkung auffallend, womit Bernal Diaz seine Beschreibung dieses Fürsten eröffnet, daß seine Farbe nicht sehr ins Braune fiel, sondern kaum an das Colorit der Indianer streifte, eine Bemerkung, die er auch von Motecusuma's beiden Nachfolgern wiederholt. Die Haare hingen über den Ohren in Locken herab, das Gesicht war länglich, die Augen wohlgeformt. Auf Reinlichkeit hielt er außerordentlich und badete jeden Abend. Von den unnatürlichen Lüsten, die unter diesen Völkern sogar einen Theil ihres Cultus ausmachten, indem sie von den in Cölibat lebenden Priestern ausgingen, in den Tempeln selbst abgebildet waren und sich an den Phallusdienst anknüpften, von dessen Bestehen in Mejico auch unser Soldat mehre Zeugnisse beibringt, spricht er Motecusuma frei; dagegen besaß er einen zahlreichen Harem, der aus den vornehmsten Töchtern des Landes bestand, und war außerdem noch mit zwei gesetzmäßigen Gemahlinnen aus fürstlichen Häusern verheirathet. Ein Kleid, das er einen Tag getragen hatte, zog er erst vier Tage nachher wieder an. In den Vorzimmern seiner Wohngemächer standen immer 200 Personen zu Dienst und Aufwartung bereit, während die Sicherheit des Palastes und der Stadt einer Garde von 10,000 auserlesenen Kriegern anvertraut war.

Der Luxus ist immer das äußere Kriterium der Civilisationsstufe, auf welcher ein Volk sich befindet; nirgend offenbart sich derselbe aber mehr als auf der Tafel, und in dieser Hinsicht verdient Beachtung, was der Verf. von der Einrichtung derselben an Motecusuma's Hofe sagt:

Die Zahl der Gerichte, welche nach Gomara von 400 Pagen aufgetragen wurden, war außerordentlich groß, und um sie warm zu erhalten, wurden die Schüsseln, deren man dem Monarchen allein selten unter 300 vorsetzte, auf Kohlenbecken von Porzellan mit einem kleinen Fuß gestellt. Früher soll häufig Kindersleisch darunter gewesen sein, das unter diesem Volke für einen ganz besondern Leckerbissen galt; als Cortes aber seinen Unwillen über die Menschenopfer und das Menschenfleischessen geäußert hatte, ist es nicht mehr auf die fürstliche Tafel gekommen.

Bei kaltem Wetter wurde in dem Speisezimmer ein Feuer von Kohlen aus einer wohlriechenden Baumrinde angemacht und vor dasselbe ein aus Gold gearbeiteter und mit allerhand Figuren verzierter Schirm gestellt, damit der Monarch nicht mehr Wärme empfände, als ihm lieb war. Tisch und Sitz waren außerordentlich schön und kostbar gearbeitet und ersterer mit weißen Stoffen und langen Tüchern bedeckt. Vier schöne, sauber gekleidete Frauen reichten ihm bei Tische in runden Gießkannen (cicales) Wasser zum Händewaschen, das sie in Becken wieder auffingen, während sie ihm die Tücher zum Abtrocknen reichten. (Die nämliche Sitte im Alterthume der alten Welt.) Andere Frauen brachten hierauf mit Eiern gebackenes Maisbrot; bevor Motecusuma indeß zu essen anfing, wurde noch eine stark vergoldete Wand vor ihn gestellt, damit Niemand ihn essen sehen könnte. Zu seiner Gesellschaft bei Tische pflegten vier alte Männer von hohem Range eingelassen zu werden, welche die Gerichte, die er ihnen von Zeit zu Zeit reichen ließ, oder aus besonderer Gunst selbst reichte, stehend, voll der höchsten Ehrerbietung und ohne ihn anzusehen, verzehrten. Während der Monarch aß, mußten die in den Vorsälen befindlichen Hofleute sich ganz ruhig verhalten. Sehr oft mußten ihm kleine buckelichte Indianer über Tafel durch Taschenspielerkünste, Andere durch Tänze unterhalten, oder Possenreißer durch ihre Witze belustigen, indem er an solchen Unterhaltungen sehr viel Vergnügen fand.

Nach den warmen Speisen wurde der Nachtisch aufgetragen, der in den Früchten des Landes, besonders aber in schneeweißen, mit Eiern und andern besonders nahrhaften Substan-

ten Steins und dem griechischen Chalkos findet, ist wol nur zufällig; man könnte sonst ebenso gut Wörter wie Teocalli (Gotteshaus), Teutas (Götter) mit Theos in Verbindung bringen u. dgl.

zen gefüllten Kuchen, von denen Motecuſama reichlich aß, u. dgl. m. beſtand. Das Getränk, welches man ihm von Zeit zu Zeit in einem goldenen Becher reichte, war aus Cacao bereitet (es war von unſerer Chocolade nicht ſehr verſchieden) und äußerſt nahrhaft; oft wurden an 50 große Krüge mit dieſem Getränk herringetragen. War die Tafel aufgehoben und Geſang und Tanz vorbei, dann reichte man dem Monarchen ſchönbemalte und vergoldete, mit Liquidambra und Taback gefüllte Röhren, welche angezündet wurden, und deren Rauch er durch den Mund gehen ließ. Wenn er dies eine Zeit lang gethan hatte, dann ſchlief er ein.

Man brauchte demnach den Taback als ein Narcoticum zum Schlafen und miſchte deshalb, wie Alex. v. Humboldt in dem Werke über Neuſpanien (Bd. 3, S. 133) erzählt, Harz von der Liquidambra styraciflua und andere aromatiſche Stoffe darunter; die trockenen Blätter wurden zu Cigarren zuſammengerollt und in die eben näher bezeichneten Röhren geſteckt, die man mit der einen Hand hielt, während man ſich mit der andern die Naſenlöcher zuſtopfte, um den Rauch deſto leichter zu verſchlingen.

Es iſt übrigens nur zu wahrſcheinlich, da ſonder allen Zweifel China den Taback, den Bau wie die Benutzung deſſelben ſchon lange vor der Entdeckung von Amerika kannte, daß die Einwanderer von daher dieſe Sitte mit hergebracht haben. Gewiß iſt, daß der Taback nicht erſt durch die Entdeckung des neuen Continents nach China kam. Hätte überhaupt unſer Bernal Diaz etwas von China gewußt, welche Vergleichungspunkte mit den Staatseinrichtungen, den Sitten und Gebräuchen, den Vergnügungen, der Policei, den Künſten und der Induſtrie dieſes Landes würden ihm ſich dargeboten haben, die für uns mit einer gewiſſen Nothwendigkeit aus ſeiner unbefangenen Darſtellung hervorgehen. Die Stellung des Fürſten, die ſtrenge Sonderung der Stände mit den genaueſten Rangabſtufungen nach Amt und Gewerbe iſt dieſelbe; nur daß die Ackerbauer, die Macehuales, die große Maſſe des Volks, als pflichtige Zinsbauern eine unterdrückte Claſſe bildeten, ſcheint chineſiſchen Begriffen zu widerſtreiten; allein wir müſſen uns ein ſolches Verhältniß aus Eroberung erklären, indem die Eroberer, als ein höherer Adel, ſich den Beſitz der Waffen und der Prieſterthümer vorbehielten, wie es allenthalben iſt, wo ein Stamm andere unterwarf. Auf das ſteife Ceremoniel, die kleinlich ausgebildeten Förmlichkeiten, auf die ſchnurgeraden Straßen und Gartenanlagen, die Malereien und mehres Andere haben wir wenigſtens ſchon hingedeutet; es bleibt uns nun noch übrig, auf das Papier aufmerkſam zu machen, das, von den Mexicanern Amatl genannt, zu großen Büchern zuſammengefügt wurde, wie ſolche namentlich die Rechnungsbeamten führten. Der Oberhofmeiſter Motecuſuma's beſaß ein ganzes Haus voll derſelben. Ebenſo wie im Beſitze des Papiers ſcheinen die Mexicaner auch in dem der Seidenraupe geweſen zu ſein. Ein Spanier, Alonſo von Ojeda, der ſehr viele mit dieſen Thierchen oder ihren Eiern angefüllte Säcke, die als Tribut von den Unterthanen eingekommen waren, indem die Staatseinkünfte zum größten Theil in Naturallieferungen beſtanden, in Motecuſuma's Gemächern liegen ſah, öffnete dieſelben in der Hoffnung, Goldſand darin zu finden, und erſchrak nicht wenig, als er ſtatt deſſen „Läuſe", ſeiner Meinung nach, erblickte. Torquemada verſichert jedoch, daß es „Würmer" (gusanillos; gusanillo de seta heißt Seidenwurm) geweſen ſeien, in denen man leicht Seidenwürmer erkennen wird, wenn man ſie nicht lieber mit Hrn. v. Rehfues für Cochenillen halten will.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Die pariſer Theater während der Schreckensherrſchaft.

Als das Blut in Strömen auf den pariſer Plätzen und den Schlachtfeldern floß, waren die pariſer Theater, deren man während der Revolution nicht weniger als zwanzig zählte, überaus zahm und eine Stätte der Unſchuld und Friedfertigkeit. Die Tragödie ſpielte auf der Straße, die Idylle auf der Bühne. Nachmittags vier Uhr lockten blutige Trauerſpiele die Menge nach dem Revolutionsplatze, dem Grèveplatze und den Plätzen Antoine und Barrière Renverſée (vordem Barrière du Trône); zwei Stunden ſpäter änderte ſich die Scene und die Herrſchaft des bukoliſchen Genre nahm ihren Anfang. Geht man die Schauſpielanzeigen der Revolutionszeit durch, ſo findet man nicht ohne Erſtaunen, daß ſie faſt nur aus den Ankündigungen ländlicher Schauſpiele zuſammengeſetzt ſind; man findet angezeigt: „Le devin du village", „Rose et Colas", „Annette et Lubin", „La ruse villageoise", „La piété filiale", „La jambe de bois", „La mariée du village", „Paul et Virginie" u. dgl. So widerſpruchsvoll iſt die menſchliche Natur! In der zahmſten Periode Frankreichs ſah man dagegen die Friedfertigkeit, das Vaudeville auf der Straße, das Henkerbeil, die Schreckensherrſchaft, das blutige Melodrama auf der Bühne. Dieſe wilde Beſtie, Volk genannt, will einmal Blut ſehen, wenn nicht auf dem Forum des öffentlichen Lebens, doch innerhalb der geduldigen Couliſſenwände. Gegen den Blutdurſt der Terroriſten ſticht ihre Vorliebe für Moral und die Reinheit des Privatlebens, wenigſtens was ihre Decrete betrifft, aufs ſeltſamſte ab. So erſchien unter Anderm ein Decret, wodurch den Schauſpieldirectoren anempfohlen wurde, die Theater zu einer Sitten- und Anſtandsſchule zu machen und die patriotiſchen Stücke mit Dramen abwechſeln zu laſſen, welche die Privattugenden in all ihrem Glanze darſtellen ſollten. Unter den patriotiſchen Stücken war beſonders eins: „La prise de Toulon", welches den Beifall des Volks hatte und von dem Schauſpieler Duval verfaßt und von dem Citoyen Lemierre mit Muſik ausgeſtattet war. Der Convent foderte auch einmal die Theater auf, Gratisdarſtellungen für das Volk zu geben, wofür dem Miniſter des Innern, um damit die Theater zu entſchädigen, einige Tage darauf die Summe von 100,000 Livres zur Verfügung geſtellt wurde.

Der „Temps" fühlt ſich veranlaßt, die „France musicale", welche ſeit dem 1. Januar zweimal die Woche ohne Erhöhung des Preiſes erſcheint, dem Publicum zu empfehlen. Ungeachtet des ſpeciellen Titels widmet die „France musicale" einen Theil der Donnerſtagsnummer jedesmal der Beurtheilung dramatiſcher und literariſcher Werke. Dieſe Partie iſt ausgezeichneten Schriftſtellern anvertraut. Die eigentliche muſikaliſche Abtheilung zählt unter den Mitarbeitern die pariſer Celebritäten in der Muſik und zeichnet ſich durch die Unabhängigkeit und Würde der Kritiker aus. Beſonders ſcheinen die letzten Nummern, welche auch eine vollſtändige Lebensbeſchreibung Beethoven's enthalten, durch ihren Inhalt auf allgemeinere Anerkennung Anſpruch zu machen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 98. —— 8. April 1839.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien, aus dem Spanischen übersetzt von Ph. J. v. Rehfues. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Auch der Aufzug, Schmuck und die Kleidung der mejicanischen Vornehmen und Beamten ist auffallend und nicht ungeeignet, uns an chinesische Mandarinen zu erinnern. Die Haare trugen sie glänzend aufgekämmt und in einen Knoten gebunden, worin duftende Rosen staken; namentlich aber ist die Sitte, eine glänzende, als Ordenszeichen von dem Regenten verliehene Feder hinten herabhängen zu lassen, beachtungswerth, da man diese nämliche Art der Auszeichnung in China kennt. Jeder Beamte führte einen Strick mit einem Haken und außerdem einen Fliegenwedel mit sich, der ihm von einem indianischen Sklavn — diese werden als von weit dunklerer Hautfarbe dargestellt — getragen wurde. Hierzu passen auch der unter den Vornehmen allgemeine und so sehr beliebte Gebrauch der Sänften und — kein unwichtiges Moment! — die ungewöhnlich langen Nägel, welche Bernal Diaz an den Händen der Papas oder Priester bemerkte, die, als der Adelsclasse angehörend, von den Tacalnaguals, wahrscheinlich Zeichendeutern und Zauberern gemeinern Schlags, unterschieden werden müssen.

In dem gesellschaftlichen Leben sticht besonders eine Vorliebe für Spiel und Unterhaltung durch Gaukelkünste hervor. Von Sängern, Gauklern und Possenreißern an Motecusuma's Hofe ist schon die Rede gewesen; ein ganzes Quartier von Mejico war mit Seiltänzern und sonstigen Leuten dieser Art bevölkert. Vor Allem beliebt war das Totolokspiel, das mit kleinen Metallkugeln (bei Hofe waren sie von Gold) gespielt wurde, und zwar so, daß die einen nach den andern geworfen wurden und fünf Würfe immer ein Spiel bildeten. Es wurde sehr hoch und von Motecusuma täglich gespielt, der sein größtes Vergnügen darin fand, an die Spanier recht viel zu verlieren.

Merkwürdiger noch sind die Fortschritte, welche dieses Volk in den Künsten und Gewerben gemacht hatte. Bernal Diaz sagt, die dortigen Steinschneider, Gold- und Silberarbeiter hätten Arbeiten geliefert, die jeder europäische Künstler würde haben bewundern müssen, und die Leichtigkeit und Anstelligkeit, mit welcher dieses Volk sich die ihm bisher unbekannt gewesenen Künste und Wissenschaften der Europäer später aneignete, oder dieselben wenigstens nachahmte, zeugt für seine Bildsamkeit. Von den Gemälden, welche die mejicanischen Maler mit Vogelfedern und mit dem Pinsel ausführten, dürfen wir nach dem einstimmigen Zeugniß von Bernal Diaz und Andern keineswegs gering denken, und die Webereien und Stickereien der Frauen, namentlich die mit feinen und schönen Federn durchwirkten Stoffe, wurden von den Spaniern bewundert. Von ihrer architektonischen Geschicklichkeit war außer den Tempeln (Cues oder richtiger Teocalli) Motecusuma's Palast kein unwürdiges Denkmal. Doch scheint darin das Massenhafte wie in den ägyptischen Bauten vorgeherrscht zu haben. Der erwähnte Palast hatte 20 Thore, in der Mitte drei Höfe und enthielt außer vielen Prunksälen 100 Gemächer von 25 Fuß Länge und Breite, in deren jedem ein Bad war. Die mit kostbaren hellpolirten Steinen, oder, wie in einem 150 Fuß langen und 50 Fuß breiten Saale, mit fingerdicken Gold- und Silberplatten bedeckten Wände waren spiegelblank, und Smaragde, Rubine, Topase u. dgl. zur Verzierung in Fülle angebracht.

Die Beschreibung, welche Bernal Diaz und die übrigen Berichterstatter von den großen Cues oder Götzentempeln zu Cholulla, Mejico u. s. w. (Bd. 2, S. 20 u. 80) entwerfen, in denen das Blut menschlicher Schlachtopfer in Strömen floß, ist nicht ohne Ähnlichkeit mit der, welche Herodot (Buch 1, Cap. 181) von dem Tempel des Bel in Babylon gibt, der viereckig in acht, wahrscheinlich wie jene sich verjüngenden Absätzen erbaut war. Doch der Raum erlaubt uns nicht, länger hierbei zu verweilen; wir begnügen uns daher, uns das Malerische und Überraschende der Aussicht, welche der Verf. auf der Plattform des Haupttempels genoß, so gut wie möglich zu vergegenwärtigen, und begleiten ihn von da auf den Markt (Tianquiz und Tianquizli; die Bedeutungen werden durch Anhängesylben modificirt), dem er an Größe, Reinlichkeit, Ordnung und Genauigkeit der policeilichen Aufsicht keinen spanischen an die Seite zu stellen vermag. Nach der Weise des Orients hatte jede Waare ihre besondere Marktabtheilung, und wir staunen, wenn wir das Verzeichniß

aller der Artikel durchgehen, die von dem köſtlichſten Juwel und von zierlicher Gold- und Silberarbeit an bis zu den Gegenſtänden des gemeinen Lebensbedürfniſſes hier feil waren. Beſonders anſehnlich war der Sklavenmarkt; die Sklaven waren, um nicht entfliehen zu können, mit Halsbändern an Pfählen befeſtigt. Die Waaren, deren es ſo viele gab, daß nach Bernal Diaz's Verſicherung ein ganzer Tag nicht ausgereicht haben würde, um Alles nur flüchtig in Augenſchein zu nehmen, waren übrigens einer obrigkeitlichen Beſichtigung unterworfen, und dies Geſchäft lag drei Richtern (wahrſcheinlich Agoranomen oder Marktaufſehern) ob, die mit zahlreichen Gehülfen in Sälen am Markte zu Gericht ſaßen. So weit indeß dies Volk auch in der Induſtrie gekommen war, die Bearbeitung des Eiſens ſcheint es nicht gekannt zu haben, und wenn Bernal Diaz deſſen Lanzenſpitzen hierros (Eiſen) nennt, ſo iſt dies der allgemeine ſpaniſche Name dafür, und man darf daraus mit dem Überſetzer nicht folgern, daß dieſelben von Eiſen geweſen ſeien, da die mexicaniſchen Völker ſich ſtatt deſſen des Kupfers bedienten wie die europäiſchen in den älteſten Zeiten.

Es wäre nun noch Manches über den innern Handel und Verkehr und die dahin gehörenden Anſtalten, z. B. die Wirthshäuſer für Kaufleute an den Straßen, die Märkte und Feſtverſammlungen an den Wallfahrtsorten (z. B. auf der Inſel Cozumel) und Hauptcultſtätten, die gottesdienſtlichen Feierlichkeiten unter Muſik, Geſang und Tanz anzuführen; ebenſo würde das Verhältniß der Stände, die Verwaltung des Landes, die Erziehung der vornehmen Jugend durch die neben den Tempeln wohnende Prieſterſchaft, wie im alten Gallien durch die Druiden, der allmächtige und Alles beherrſchende Einfluß dieſer Prieſterſchaft, ihr blutiger Cult u. dgl. Stoff zu den weitläufigſten Erörterungen geben; allein auf das Buch ſelbſt verweiſend, beſchränken wir uns, zu bemerken, daß für das Verſtändniß der älteſten Zuſtände der Menſchheit in der alten Welt hier manche Erklärung zu holen und ſchon in dieſer Hinſicht die Lecture dieſer Denkwürdigkeiten von dem höchſten Intereſſe iſt. Die neuere Kritik hat ſich bemüht, die Menſchenlieferungen zu Opfern, von denen die älteſte griechiſche Sage meldet, hinwegzuleugnen *); allein wir finden ſie hier wieder (Bd. 1, S. 144); ebenſo war es unter dieſen Völkern üblich, lebensſatte, gebrechliche Männer und Weiber zu opfern (B. 1, S. 224), was die Alten von den Hyperboreern erzählten, wahrſcheinlich ein alter, vielfach beſtätigter Gebrauch der tatariſchen und mongoliſchen Nomadenvölker. Wir wollen es nicht als eine Merkwürdigkeit erwähnen, daß der Gott Huitzilopuchtli, wahrſcheinlich als Kriegsgott, mit Bogen und Pfeil gleich Apollo und in Begleitung der Schlange abgebildet wurde; auffallend iſt es aber, daß er allein eine wie ein europäiſcher Helm geformte Kopfbedeckung **) trug, von der die Mexicaner beim Anblick der ſpaniſchen Sturmhauben Veranlaſſung nahmen, die Überlieferungen ihrer Vorfahren zu erzählen, in denen ſich eine dunkle Kunde von dem alten Continente ausſprach. *) Auf dieſen, wenigſtens auf Aſien, ſcheint auch der Strauß mit ausgebreiteten Flügeln hinzudeuten, den Bernal Diaz in den Wappen und Feldzeichen der Tlaskalteken wahrnahm (Bd. 1, S. 204), wie hinwiederum die Kunde und die Überreſte von dem Rieſengeſchlechte der Vorzeit auf eine untergegangene Schöpfung hinweiſen und Diejenigen rechtfertigen, welche Amerika und ſeiner jetzigen Geſtalt ein jüngeres Alter als der alten Welt beilegen.

Wir brechen hier ab, um zu den perſönlichen Schickſalen unſers Kriegsmannes zurückzukehren, ſo weit dieſelben nicht mit in den Hauptfaden der Geſchichte dieſes merkwürdigen Zuges verflochten ſind. Als nach der Wiedereinnahme der Hauptſtadt und der Gefangennehmung des Fürſten Quauhtemoczin's (13. Auguſt 1521) die Spanier ſich über das Land verbreiteten, um daſſelbe völlig zu unterwerfen, oder die Früchte des Sieges zu genießen, ließ ſich Bernal Diaz nebſt Sandoval und dem bravſten Theile ſeiner Waffengenoſſen am Guacaſualcoſtrome nieder, in der neuen von ihnen gegründeten Stadt gleiches Namens. Wenige Jahre hatten ſie hier erſt gewohnt, als Cortes die alten Gefährten zu dem Zuge nach den Ländern der Honduras aufrief, der durch ſeine unglücklichen Folgen und ſeine Beſchwerden ebenſo ſehr wie durch die auf demſelben geſchehene Hinrichtung Quauhtemoczin's bekannt geworden iſt. Nach ſeiner Rückkehr von dieſem unglücklichen Zuge, der alle Verhältniſſe Mexicos verwirrte, war er bis 1540 nur mit häuslichen Sorgen und kleinern Streifzügen beſchäftigt. In dieſem Jahre ſah er zum erſten Male ſein Vaterland wieder. Die neuſpaniſchen Behörden vermochten nämlich nicht in der Anordnung der Landesangelegenheiten, namentlich der Vertheilung der Indianer, die erſten Eroberer zufrieden zu ſtellen, und dies bewog Bernal Diaz mit Cortes zugleich in jenem Jahre nach Spanien zu reiſen, um ſein und ſeiner Gefährten Recht am kaiſerlichen Hofe ſelbſt zu ſuchen. Karl V. nahm auch beſondere Rückſicht auf ihn, und als bald nach ſeiner Rückkehr die Commenden der ſpaniſchen Coloniſten am Guacazualco in Folge neuer Gebietsbeſtimmungen den Städten Veracruz, St.-Ildefonſo und Tabasco anheimfielen und die Coloniſten dadurch genöthigt waren, einen Ort wieder zu verlaſſen, an dem ſie über 20 Jahre gewohnt hatten, erhielt er eine reichliche Entſchädigung in der Provinz Guatemala nebſt der Würde eines Regidors der Hauptſtadt. Als ſolcher war er einer der angeſehenſten Perſonen der Provinz, und da er zugleich der Älteſte der noch Lebenden vom Stamme der erſten und eigentlichen Eroberer war, ſo wurde er von dieſen 1550 wieder nach Spanien geſandt, um von dem Kaiſer zu erwirken, daß ihnen ihre Commenden auf Lebenszeit verliehen und die ihnen damit zugefallenen Indianer in

*) Müller's „Dorier", 1, 242.

**) Der Statthalter Teuhtlille erzählte, daß dieſelbe von ihrem von Sonnenaufgang hergekommenen Stammvater herrühre; aber da der Helm von Holz war, ſo kann er doch ſo ſehr alt nicht geweſen ſein.

*) Aber auch in Europa war ſie von Amerika vorhanden, wie venetianiſche Karten von 1424 beweiſen.

ewige Leibeigenschaft gegeben würden. Der Kaiser selbst schien nicht abgeneigt, diesem Ansinnen der Eroberer von Neuspanien zu willfahren, und in der That waren die Gründe, welche sie dafür geltend machten, nicht unwichtig und verdienen auch in unserer Zeit noch Beachtung. Hauptsächlich, meinten sie, würden die Indianer, wenn sie auf ewige Zeit verliehen wären, besser behandelt, in der christlichen Religion gründlicher unterrichtet, in ihren Krankheiten wie Kinder gepflegt und in ihren Lasten überhaupt erleichtert werden, während die Inhaber der Commenden (Encomenderos) auf diese Weise schon durch ihr Interesse zur lebhaftern Betreibung von Feld-, Weinbau und Viehzucht ermuntert und die Reichthümer der Colonien auf diese Weise vermehrt, viele Unbequemlichkeiten aber, die mit dem bisherigen System verbunden wären, beseitigt würden. Der Kaiser, der in der wichtigen Angelegenheit, von welcher das Schicksal von Millionen abhing, nicht selbst zu entscheiden wagte, überwies dieselbe an den Rath von Indien, und die Berathungen, welche vor diesem zu Valladolid in Beisein vieler Abgeordneten aus Peru, Neugranada und Neuspanien und anderer angesehenen Männer gepflogen wurden, sind dadurch berühmt geworden, daß hier Las Casas den Forderungen der Eroberer, die sich gern mit ihren westgothischen Vorfahren in gleichem Verhältniß erblickten, auf das entschiedenste entgegentrat und die Menschenrechte der Indianer auf das wärmste vertheidigte. Bei der Getheiltheit der Stimmen wollte der Rath sich weder für die eine noch für die andere Ansicht erklären, sondern beschloß, die Hauptgründe beider Parteien dem Kaiser zur definitiven Entscheidung vorzulegen, und wahrlich nicht bei dieser Gelegenheit allein hat die spanische Colonialpolitik bewiesen, daß sie an Menschlichkeit die der Cabinete von Amsterdam, London und Paris weit überragt; allein der üble Ruf, in welchen Spanien und namentlich sein Klerus durch Inquisition und Autos da Fé bei den übrigen europäischen Völkern gekommen ist, sowie die mehr auf Einzelnheiten als auf das ganze System und den Geist der Colonialverwaltung gestützten Declamationen des ehrwürdigen, aber melancholischen Las Casas haben jenem Lande einen Ruhm geraubt, der namentlich der hochgebildeten spanischen Geistlichkeit der damaligen Zeit in hohem Maße gebührt.

Nach Guatemala 1551 zurückgekehrt, erreichte Bernal Diaz hier ein sehr hohes Alter. Torquemada, der seinem Charakter als Mensch und als Schriftsteller von Seiten der Wahrhaftigkeit die höchsten Lobsprüche zollt, bezeugt, daß er ihn als hochbetagten Greis in jener Stadt kennen lernte, was zwischen 1570—80 geschehen sein muß.

Die Übersetzung des Hrn. v. Rehfues betreffend, so ist dieselbe einer Originalarbeit gleich zu schätzen; so groß ist das Quellenstudium, welches er darauf verwendet hat. Besonders werthvoll wird dieselbe durch Zugabe der Beilagen, unter denen sich die Vertheidigung Don Pedro Alvarado's gegen den ihm von sehr achtungswerthen Historikern gemachten Vorwurf: er habe aus Leichtsinn und Habsucht das folgenschwere Blutbad unter den mejicanischen Vornehmen angerichtet, vorzugsweise auszeichnet. 50.

Origines du droit français. Par M. *Michelet*. Paris 1838.

Auf den ersten Blick hin scheint es, als ob sprachliche Untersuchungen über französische Rechtsursprünge eben kein positives Resultat für die Geschichte gewähren könnten. Man begreift sehr gut das Verfahren, welches Vico anwandte, um zum Verständniß der römischen Alterthümer zu gelangen; die lateinische Sprache war, wenigstens in Vergleich zu der französischen, eine Ursprache und einheimische Volkssprache, und das philologische Studium dieser Sprache mußte nothwendig viele Aufschlüsse und Entdeckungen herbeiführen. Mit den Fragmenten Varro's und den zahlreichen Commentaren, die über die alten römischen Schriftsteller vorhanden waren, konnte ein so tiefschauender und ahnender Geist wie Vico ein so umfangreiches und mühsames Unternehmen glücklich zu Stande bringen. Aber wie soll man den Ursprung eines Volks herausgraben, welches nicht mehr dasselbe ist, welches keine eigene Sprache hat, und welches endlich nach vielen Kriegen und Umgestaltungen das Idiom, die Gesetze und selbst die Sitten und Gebräuche seiner letzten Sieger angenommen hat? Die Aufgabe war in unsern Augen mehr als schwierig, selbst für Hrn. Michelet, der sich durch zahlreiche historische Arbeiten einen großen Namen gemacht hat, und wir nahmen sein Buch nicht ohne ein gewisses Mistrauen in die Hand. Jedoch hat uns der gelehrte Verf. bald überzeugt, daß unser Mistrauen ungerecht und verwegen war. Hr. Michelet zieht bei der Erforschung der französischen Rechtsalterthümer nicht sowol die Wurzeln der französischen Sprache als die Volkstraditionen zu Rathe; er sucht in den deutschen oder lateinischen Formeln gallische Gebräuche, Sitten und Ideen, und wenn es ihm auch nicht gelungen ist, eine ganz neue Wissenschaft für seine Landsleute zu begründen, so muß man ihm wenigstens das Verdienst zuerkennen, daß er für die französische Geschichtsforschung ein neues Feld eröffnet und zahlreiche Geheimnisse aufgedeckt hat. Wir bezweifelten, daß man mit Hülfe der Philologie eine Geschichte des französischen Gewohnheitsrechtes schreiben könne; Hr. Michelet hat diese Geschichte aus den Denkmälern der Vergangenheit zusammengesucht: er verfährt nicht inductionsmäßig, sondern er forscht nach Thatsachen, welche er findet, methodisch ordnet und zu Schlußfolgerungen benutzt, die keineswegs auf vage Voraussetzungen, sondern auf unleugbare Beweise gestützt sind.

Man glaube uns aufs Wort, wofern man nicht mit Recht verzieht, das Werk des Hrn. Michelet selbst zu lesen und zu beurtheilen, denn wir können nur einen höchst unvollständigen Bericht darüber abstatten. Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Details machen die Analyse unmöglich, und wir haben daraus so Vielerlei gelernt, daß wir nicht alle die Eindrücke wiedergeben können, welche die Fülle der darin niedergelegten neuen Ideen auf uns hervorgebracht hat.

Was uns ganz besonders bei der Lesung dieser kostbaren Documente frappirt hat, ist die Gewalt und die Selbstsucht des conservativen Instincts zu Anfang des Mittelalters. Die verschiedenen Racen waren durch die Eroberung verschmolzen; Wanderungen und Umwälzungen, deren Ursachen noch bis auf den heutigen Tag nicht recht klar sind, hatten alle Nationen durcheinandergerüttelt und alle Grenzscheiden verrückt; im Familienleben herrschte eine gräßliche Verwirrung, und das Bedürfniß nach Ruhe, nach Stillstand und Isolirung machte sich nach diesen endlosen Zuckungen und Wirren am ersten und am lebendigsten fühlbar. Wir sehen zu jener Zeit noch keine eigentlichen Nationen, sondern nur leidende Individualitäten, welche die Nothwendigkeit eines engern Zusammentritts einsehen und sich freiwillig unter die schützende Oberhoheit eines fremden Eroberers begeben, der wie sie Barbar ist, aber der seine Vorfahren besser kennt als sie. Dieser Durst nach Ruhe und Ordnung, dieser Schrecken vor Bewegung und Kriegszügen, dieser Wett-

Digitized by Google

eifer, eine freiwillige Leibeigenschaft einzugehen, welche Frieden und persönliche Sicherheit verbürgt, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen jener Epoche, welche sich in verschiedenen Gestaltungen von Gemeinden offenbart, worunter die freie Gemeinde keineswegs die mindest strenge Verfassung hat.

Die freie Gemeinde ist eine kleine Republik, deren Territorium gewöhnlich an einer lichten Stelle in den Wäldern gelegen ist; sie hängt von Niemanden ab, allein ihre suprema lex ist, daß Jeder sein Gut und Blut zur Vertheidigung des kleinen Staatsvereins absolut aufopfern muß. Die Grenzen des von den Verbündeten eingenommenen Bodens, der Mark, werden mit frommer Sorgfalt gegen jeden Angriff von außen geschützt; die Erde, welche sie bewohnen, ist für sie eine heilige Erde, und die schrecklichsten Strafen bedrohen den Gottlosen, welcher das gemeinsame Eigenthum antastet. Wenn Jemand in dem Walde einer Mark Feuer anlegt, so bindet man ihn auf eine Wanne, zündet neben ihm ein Fuder Holz an und läßt ihn so lange drei Ellbogen weit von dem Scheiterhaufen braten, bis die Haut von seinen schwieligen Fußsohlen abfällt. Wenn der durch den Brand veranlaßte Schaden beträchtlich ist, so näht man den unglücklichen Brandstifter in eine Ochsenhaut und stellt ihn in der Entfernung von drei Schritten vors Feuer, da wo die Glut am heftigsten ist, bis er von den Flammen verzehrt wird. Wenn Jemand einen Baum abschält, so spaltet man ihn bis auf den Nabel, befestigt seine Eingeweide mit einem eisernen Nagel an derselben Stelle, wo er sein Verbrechen begangen, und wickelt seine Eingeweide um den Baum herum, dessen Rinde er abgeschält hat. Wenn Jemand bei der Nacht Holz stiehlt, so wird ihm der Kopf auf demselben Baumstamme abgehauen, den er gefällt hat. Auf solche schauderhafte Weise behandelt das Gesetz der Mark jeden Einheimischen oder Fremden, der sich an dem Eigenthum Aller vergriff.

Neben diesen Gesetzen, welche durch so egoistische und barbarische Strafen die Achtung des Gemeindegrundes erzwangen, bestanden andere sehr milde und barmherzige Verordnungen, welche das Privateigenthum betreffen und höchst merkwürdig sind. Hr. Michelet führt mehre davon an. Diesen Widerspruch kann man füglich nicht anders erklären als durch die gebieterische Nothwendigkeit jener Zeit, welche die Härte und Strenge der Gesetze über das öffentliche Eigenthum motivirte. Je nachdem gegenseitige Freundschaftsbündnisse diese isolirten Volksstämme näher aneinander bringen, je nachdem der sociale Horizont sich für sie erweitert, individualisirt sich das Privateigenthum mehr und mehr; da es Angst hat, angetastet zu werden, so protestirt es im Namen eingebildeter Rechte gegen die absorbirenden Tendenzen des Staatsverbandes. Das Schreien dagegen wird aufhören, wenn der gegenwärtige Kriegszustand aufgehört und man eine genügendere Definition vom Privateigenthum gegeben hat, als bisher geschehen ist.

Wir leben leider in einer Zeit, wo die gesundesten Ideen durch alberne Commentare gefährdet werden, und wenn man jetzt die Worte: Association, Freiheit, Gleichheit, ausspricht, so bebt Jeder vor den Reformen zurück, welche diese Worte zur Folge haben können. Dabei waltet ein Misverständniß ob. Die Rechte der Gesellschaft sind absolut; allein die Staatsgesellschaft kann diese Rechte nicht zu ihrem eigenen Nachtheile ausüben und geltend machen; alles Private darf dem Gemeinsamen nicht feindselig gegenüberstehen; aber die gemeinsame Kraft wirkt durch die Privatkräfte, und die Lähmung oder Vernichtung dieser Kräfte würde das gemeinsame Verderben nach sich ziehen. Es thut große Noth, daß man diese Wahrheiten beherzigt. Es liegt klar zu Tage, daß die persönliche Sicherheit des Einzelnen in den großen modernen Staaten bessere Garantien hat als ehemals in den Marken und Gauen des Mittelalters; ebenso unumstößlich ist, daß die Ideen von Association, von Aufopferung ꝛc. nie mehr Anklang gefunden haben als im 19. Jahrhundert. Beweist das nicht, daß das Individuum in dem Beistande der Staatsgesellschaft einen stärkern Schutz findet als in seinem persönlichen Eigenthume? Die gesellschaftliche Ordnung ist ein so wunderbar organisirtes Ding, daß gerade die Gesetze, welche das individuelle Können und Haben einschränken, unterdrücken und ersticken, die besten, ersprießlichsten Gesetze im Interesse des Individuums sind.

Man muß übrigens wohl bedenken, inwiefern der Geist der Volksstämme, welche im Mittelalter sich in das Territorium getheilt hatten, welches heutzutage Nationen inne haben, von dem modernen Geist verschieden war. An die Stelle des Markegoismus ist in der Folge der Nationalegoismus getreten, welcher zwar gegenwärtig noch mächtig ist, jedoch schon viel von seiner Zähigkeit und Lebenskraft eingebüßt hat. Im Mittelalter erheischte die Sicherheit des Individuums die Unverletzlichkeit eines mit armseligen Hütten bedeckten Waldraums; in unsern Tagen ist es ein dringendes Erfordernis, daß die Völker zu ihrer eigenen Rettung alle ihre Kräfte zu einem gemeinsamen Zwecke vereinen.

Wir wollen die Anzeige des obigen Werks nicht schließen, ohne dem Verf. noch einmal wegen seiner zahlreichen nützlichen historischen Arbeiten zu gratuliren. In der Zeit, worin wir leben, sind die guten Bücher in Frankreich eine Seltenheit und die gelehrten Bücher eine noch größere Seltenheit; es verdient lobend anerkannt zu werden, daß ein Mann wie Michelet, mit einer so reichen Phantasie, mit einem so beredten Darstellungstalent und mit so schönen Kenntnissen begabt, den frivolen, leicht erworbenen Beifall des großen Publicums verschmäht, wonach gegenwärtig die beiweitem größte Mehrzahl der Schriftsteller in Frankreich rennt und jagt. Von dem Tage an, wo der Name Michelet's zum ersten Male in der literarischen Welt Aufsehen machte, hat der Verf. nur tüchtige, gediegene Werke producirt, und wir können diese seine letzte Schrift nicht besser loben, als wenn wir mit der Versicherung schließen, daß sie so gehaltvoll ist wie alle frühern. 35.

Notiz.

In einem Vortrage „Über den Werth der numerischen Methode in ihrer Anwendung auf die Wissenschaft, hauptsächlich auf Physiologie und Medicin", womit Dr. Guy am 21. Jan. die Sitzung der Statistischen Gesellschaft in London eröffnete, bemerkte er unter Anderm: „Die Statistik, als die in Zahlen gebrachte Erfahrung, vermag allein durch ihre Ergebnisse die an und für sich unsichere Theorie zu berichtigen. Ob die Meinung von der Ursache einer Erscheinung gegründet sei, vermögen wir oft nicht anders zu ermitteln als dadurch, daß wir die Häufigkeit ihrer Wiederkehr sowie die Einflüsse, unter denen sie stattfindet, beobachten, was uns dann entweder zur Verwerfung oder zur Bestätigung der frühern Meinung führen wird. Wenden wir dies auf die allgemein über die Lungenschwindsucht herrschende Meinung an, daß dieselbe in kalten Himmelsstrichen weit häufiger und gefährlicher sei als in warmen, so ergibt sich aus den statistischen Berichten des Capitains Tulloch ganz das Gegentheil, und ein einziges Factum, welches wir daraus mittheilen wollen, genügt zu zeigen, wie wohl man thut, wenn man alle solche Meinungen erst der Prüfung von Zahlen unterwirft. Von 86,661 nacheinander auf den Antillen dienenden Soldaten wurden nicht weniger als 1023 oder 12 auf 1000 jährlich von dieser Krankheit befallen, während zu gleicher Zeit in Großbritannien unter 44,611 Dragonern, Garde und andern, nur 286, oder 5½ auf 1000, dieses Schicksal traf. Fast dieselbe Verschiedenheit in der Zahl der Todesfälle in Folge von Schwindsucht findet sich zwischen andern Theilen von Westindien und Großbritannien, und was besonders beachtet zu werden verdient, ist, daß die schwarzen Truppen den Verheerungen dieser Krankheit beiweitem mehr als die Europäer ausgesetzt sind." 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 99. — 9. April 1839.

Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahr 1837. Von L. de Wette. Leipzig, Weidmann. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Hr. de Wette verließ nach Beendigung seiner medicinischen Studien in Deutschland und Frankreich im Juni 1836 Paris, um seinen in Cambridge bei Boston im Staate Massachusets als Professor der lateinischen Sprache am Harvardcollegium seit 1827 angestellten Halbbruder, Hrn. Dr. Karl Beck aus Heidelberg, zu besuchen. Hr. Beck verließ Deutschland 1824 wegen politischer Verfolgung; in Amerika behauptete er den Ruf eines biederherzigen Mannes und eines geist- und kenntnißreichen Philologen. Der Vater und bezüglich Stiefvater Beider ist der, jetzt an der kleinsten deutschen Universität angestellte berühmteste deutsche Theolog, Hr. Prof. Martin Lebrecht de Wette.

Wer sollte nicht etwas Ansprechendes von der Beschreibung einer unter so günstigen Umständen unternommenen Reise erwarten? Der Hr. Verf., obwol erst 25 Jahre alt, als er die Reise antrat, beweist durch die höchste Einfachheit seines Styls — dieses getreuesten Bildes des geheimsten und heiligsten Gehaltes eines gebildeten Mannes —, daß seine schönen Anlagen harmonisch gebildet sind. In 68 Capiteln theilt er mit, was ihm während der 16 Monate der Hin- und Herreise und seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten merkwürdig ward. Nachdem er sich bis zum Februar 1837 in Boston und Massachusets durch die Familie seines Bruders mit den Sitten der Amerikaner und der englischen Sprache vertrauter gemacht hatte, trat er eine große Reise nach den östlichen, südlichen und westlichen Staaten an. Er verwendete dazu vier Monate, ging bald zu Wasser, bald zu Land über Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Washington, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien u. s. w. nach Neuorleans, folgte von hier aus dem Laufe des Missisippi aufwärts bis St.-Louis, wendete sich dann wieder östlich durch die Staaten Illinois, Indiana, Kentucky, Ohio, Virginien, über die Alleghanibergе, nach Baltimore und Philadelphia, machte einen Abstecher in das Innere von Pennsylvanien und gelangte über Neuyork nach Cambridge zurück. Von hier trat er sechs Wochen später mit dem Bruder die Reise nach den Niagarafällen an, besuchte unter Anderm Montreal, Quebec u. s. w. in Ober- und Untercanada, sah unter Andern Papineau und reiste mit ihm, versäumte aber die Gelegenheit, eine nähere Bekanntschaft dieses Hauptes der Opposition im canadischen Repräsentantenhause zu machen; beschiffte die Seen, den Lorenzstrom, stieg über die weißen Berge und auf den Washington, sah die Fabrikstadt Lovell und kehrte nach Cambridge und Europa zurück.

Im Süden kam er bis zum 30. Grade der Breite (S. 338). Er bewunderte dort die Pracht der südlichen Vegetation, die unabsehbaren, majestätischen Nadelwälder, die üppigen Sümpfe mit den mächtigen Rohrgebüschen, die vielen schönblühenden Sträucher, den Blütenschmuck der Azaleen, Magnolien, Chionanthen u. s. w., die bunten, rothen, gelben, blauen, aber meistentheils stummen Vögel, die üppigen, saftreichen Südfrüchte und fand den gastfreien Pflanzer und dessen Verderbniß durch das Sklavenhalten.

Im Westen, wozu die Staaten Missuri, Illinois, Ohio u. s. w. gerechnet werden, und welchen die Alleghanibergkette von dem Osten trennt, staunte er über die Größe des Maßstabes aller Äußerungen der Natur, die gewaltigen Flüsse, die großen Laubwälder und Bäume, die unermeßlichen Ebenen und Seen und die 14,000 Fuß hohen Gebirge (Rocky mountains); die grünen, mit bunten Blumen geschmückten unabsehbaren Prairien, die hohen kraftvollen Gestalten der Bewohner dieses westlichen Landes und die mit unglaublicher Schnelle dort sich ausbreitende, aber noch Tausenden und aber Tausenden fleißiger und muthiger Einwanderer Freiheit und Wohlstand versprechende Bodencultur.

Der Osten mit seinem verhältnißmäßig spärlichern Boden, aber seinen unbeschreiblich regsamen Bewohnern, seiner jungen, aber thatenreichen Geschichte, seiner vorgeschrittenen schon hundertjährigen Cultur, seiner Intelligenz und Industrie und seinem beharrlichen Fleiß bot ihm dagegen ganz neue Anschauungen und scheint vor Sitten und Charakter dieser Republikaner in ihm erst die Achtung begründet zu haben, die sich besonders beim Abschiede von dem Lande ausspricht.

Unser junger Reisender, dem Amerika nur aus Reisebeschreibungen und Briefen seines Bruders bekannt sein mochte, hatte mit europäischen, deutschen, vielleicht

gar schweizerischen Vorurtheilen, Ansichten und Sitten zu kämpfen, ehe er sich an die der Amerikaner gewöhnen und sie natürlich und aus der Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes hervorgegangen finden und schätzen lernte. Daher trägt fast sein ganzer Bericht mehr den Charakter der Beobachtung und des Lernens als des Urtheils, mehr des augenblicklichen Eindrucks als der Reflexion. Zu den Kennzeichen der Wahrhaftigkeit und Treue seiner Mittheilungen darf eine gewisse Scheu, die im Anfange durch seine Mittheilungen hindurchscheint, gerechnet werden. Wie Andere hat auch er sich mit seinen fremden Sitten und Meinungen erst an die der Amerikaner heranzwingen müssen.

Nach unserm Gefühl zerfällt die Beschreibung dieser Reise in vier große natürliche Hauptabschnitte. So lange der Hr. Verf. in den östlichen Staaten weilte, kämpfte er besonders mit der Sprache. Nur die Damen waren so gütig, es mit seinem Ausdruck in einem fremden Idiom nicht zu genau zu nehmen; die Männer sagten ihm trocken ins Gesicht, sie verstünden ihn nicht. Diese letztere Begegnung verletzte den jungen Mann, der kaum noch deutscher Student, dabei aber feingebildet und just aus Frankreich gekommen war; nur sein feiner Takt half ihm darüber hinweg. Niemeyer erzählte uns schon längst, daß diese unfeine Kälte englische Sitte sei. Die Richtung des Hrn. Verf. zur weichern weiblichen Gesellschaft in Amerika, seine Unlust, sich mit männlichen englischen Passagieren unterwegs einzulassen, ja ein flüchtiges Betrachten und geringes Verständniß manches Betrachteten läßt sich aus alle dem im ersten Abschnitt erklären. Neuyork, Philadelphia, Baltimore und andere Städte und Gegenden des Ostens der Union sind uns aus den ersten Berichten des Hrn. Verf. weniger deutlich vor die Seele getreten, als dies durch Beschreibungen anderer Deutscher geschehen war. Es scheint bisweilen am rechten Verständniß des Totaleindrucks zu fehlen, so trefflich das Einzelne oft aufgefaßt ist. Wir nehmen hier gleich Washington aus. Der Totaleindruck ist hier höchst klar; die Schilderung der Stadt, des Senats, Congresses, der Notabilitäten dieser Versammlungen, und besonders die der Feierlichkeit der Einsetzung des Präsidenten van Buren und der Einfachheit des alten Expräsidenten Jackson, dem er vorgestellt wurde, sind meistentheils musterhaft. Die Geselligkeit nimmt unsern Reisenden überall bedeutend in Anspruch. Gute Empfehlungen des Bruders an Freunde helfen die natürliche jugendliche Neigung zum Genuß und zum Vergnügen befriedigen und tiefer in den Geist des Privatlebens der angesehenern Familien eindringen.

Anders wird dies im Süden. Hier ist der Reisende mehr und mehr sich selbst überlassen; er verschafft sich Genüsse nach seiner edlern Natur, da der Umgang mit Menschen spärlicher wird. Mit der Pflanzenbüchse auf dem Rücken durchwandert er nicht ohne Gefahren Wälder und Sümpfe, ja, er wäre beinahe einmal den Hunden eines Pflanzers bei Savannah „in die Hände gefallen" (S. 151). Er sieht und staunt die Wunder der südlichen Natur an; es beschäftigt ihn die völlige Neuheit des socialen Zustandes bezüglich des Sklavenwesens; er kommt nach und nach von seinem Mitleid mit dieser unglücklichen Race zurück; er lernt sie von ihrer verächtlichen — soll wol heißen untergeordnet humanen — Seite kennen und beklagt mehr den übeln Einfluß des Sklavenwesens auf die Gesittung der weißen Bevölkerung des Südens im Allgemeinen. Kein Wunder, daß dieser Theil seiner Berichte einen etwas mehr reflectiven Charakter hat als die übrigen; denn hier beschäftigt ihn immer von Neuem eine Idee, und er wird seltener durch den Genuß der Geselligkeit angenehm zerstreut und gestört. Auch ist die Frage über das Sklavenwesen von höchster politischer Bedeutung für die Union.

Noch monotoner wird seine Darstellung, sobald er sich in der großartigen Natur des Westens völlig vereinsamt sieht. Der Mississippi von Neuorleans bis St.-Louis mit seinen hohen Ufern, Sümpfen, Seen und tributairen Strömen gibt ein riesenhaftes Bild, das nur Ariosto'schen Naturen noch Spielraum für die Phantasie lassen mag. Die ungemessenen Ebenen, welche der Westen bietet, die unbegrenzten Horizonte, die vielleicht nur vom Fuße des Indianers und des von ihm gejagten Wildes ganz durchdrungenen Wälder, die zahlreichen großen Ströme ohne pittoreske Ufer, die heiße Sonne in diesem monotonen Lande würden selbst einen Norddeutschen ermüden, geschweige einen Schweizer. Wir mögen die Zahlen von englischen Meilen nicht nachsprechen, welche der Hr. Verf. auf Postkutschen und Dampfboten so durchmaß. Ermüdet und gewiß mehr psychisch als körperlich krank erreicht er das Alleghanigebirg. Seine Klagen über schlechte Wirthshäuser und geringe Kost deuten auf Erschöpfung. Was konnte er in den Sümpfen des Südens und den Steppen des Westens vorher Anderes erwarten? Wenig sprach ihn daher an, was er zuletzt noch in Pennsylvanien von der Regsamkeit der Deutschen für nationelle Zwecke kennen lernte. Er eilt nach Cambridge zurück und lebt in der Familie seines Bruders, den Freuden des geselligen Umgangs und — der englischen Küche von Boston wieder auf.

Fast kennen wir ihn nicht mehr auf der letzten Station seiner Reise. Mit dem geliebten und liebenswürdigen Bruder reist er durch den Staat Neuyork nach den Fällen des Niagara. Mit dem frischen Gefühl eines Jünglings gibt er sich ganz dem Genuß dieses unvergleichlichen Naturwunders hin, und kaum kann er sich davon trennen. Berge und Seen, große Ströme nehmen ihn auf, als er von da Ober- und Niedercanada besucht. Wir sehen Frankreich und England in der Fremde. Eine angenehme Reisegesellschaft theilt seine Freuden an der reizenden Natur des Nordens der Union und der Nachbarstaaten, nachdem der Bruder ihn verlassen hat. Der Deutsche, die nordische Natur ist hier wieder heimisch. Eine angenehme Regsamkeit verdrängt die Erinnerung an die Passivität des Reisenden auf dem Durchfluge durch den Westen. Wir sind glücklich mit ihm; es geht ihm recht wohl, er gefällt sich und scheint zu gefallen, und es wird uns mit ihm das Herz schwer, als er endlich

von dem schönen Lande Abschied nimmt, um in das geliebte Vaterland zurückzukehren.

Aus dieser kurzen Charakteristik wird der Leser entnehmen, daß wir mit vollem Rechte dieser Beschreibung Wahrheit und Treue vindiciren. Alles ist in einem einfachen, ungeschminkten Style vorgetragen; nur die Empfindung, welche die Thatsachen erzeugten, spricht in jeder Zeile. Mag die Subjectivität hier ihr Recht behaupten, sie ist der Objectivität durchaus unbequemt, und solche Berichte haben gerechten Anspruch auf Anerkennung; die speculativen Raisonnements sind es, was Reisebeschreibungen schadet, mögen sie auch aus der gewandten Feder des Fürsten Pückler fließen.

Was aber sah unser Reisender Alles! Wenn wir hier aus den 68 Capiteln der Beschreibung seiner Reise einen detaillirten Auszug geben sollten, so würden wir die Grenzen eines Berichts, wie dieser sein soll, überschreiten. Halten wir uns an Einiges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Orientalen über die Besitznahme Ägyptens durch Bonaparte.

Journal d'Abdurrahman Gabarti pendant l'occupation française en Egypte, suivi d'un précis de la même campagne; par *Mour' Allem-Nicolas-el-Turki*, secrétaire du prince des Druzes; traduit de l'Arabe par *Alex. Cardin*, drogman chancelier du consulat-général de France en Egypte. Paris.

Diesen Titel führt eine interessante, zur genaueren Kenntniß der französischen Besitznahme von Ägypten nicht unwichtige Schrift. Abdurrahman Gabarti, geboren zu Kairo 1756, starb daselbst 1825. Zur Zeit der französischen Occupation zog sich Abdurrahman nach Ebiar, wo er Besitzungen hatte, zurück, aber in den Divan berufen, erwarb er sich durch seine schätzenswerthen Eigenschaften die Achtung der Chefs. Nach dem Abzuge der Franzosen zog er sich abermals von den Geschäften zurück, und lebte seitdem nur der Wissenschaft. Sein Journal der durch die Occupation veranlaßten Ereignisse genießt im Morgenlande eines gewissen Rufs, sodaß es sogar auf Befehl des Sultans Selim III. in das Türkische übersetzt wurde. Es ist ein Document, von dem man eine große historische Genauigkeit freilich nicht verlangen darf, das jedoch besser als irgend ein anderes, welches bisher über diesen Gegenstand veröffentlicht worden ist, den Eindruck schildert, den die französische Occupation auf die Orientalen hervorbrachte. Die von der französischen Verwaltung begangenen Fehler lernt man nirgend besser kennen als aus diesem Document. Man vergaß die Ehrfurcht, die man den Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten wie dem Cultus der Eingeborenen schuldig war. Die Insubordination und die Zügellosigkeit der französischen Soldaten, ihre Galanterien und ihr Hang, alle von den ihrigen verschiedenen Gebräuche lächerlich zu machen, konnten nur Ärgerniß hervorbringen, sodaß sich die Orientalen ohne Aufhören in ihren Sitten und ihrem Glauben verletzt fühlten. Man entführte ihre Frauen, leerte ihre Harems, entweihete ihre Moschees. Abdurrahman kann es den Franzosen nicht vergessen, daß sie in die heiligen Gotteshäuser eindrangen, darin zechten, die Lampen zerschlugen, den Koran mit Füßen traten und bespien, und die Moschee Azhari sogar in einen Pferdestall verwandelten. Von dem kleinlichen Eigensinne Bonaparte's selbst erzählt Abdurrahman folgendes Beispiel: „Bonaparte hatte die Scheikhs von Kairo bei sich versammelt und heftete drei Bänder von blauer, weißer und rother Seide auf die Brust des Abdallah Cherwaki. Dieser riß sie ab und warf sie auf die Erde. Großer Scheikh, redete ihn der Dolmetscher an, du bist des Obergenerals Freund, er will dich durch dies Abzeichen ehren; wenn du damit geschmückt bist, wirst du bei dem Volke und der Armee doppelt geachtet sein. Der Scheikh antwortete: Aber auch doppelt verachtet im Auge Gottes und meiner Glaubensgenossen. Der Obergeneral gerieth darüber in Zorn und stieß einige Worte mit Heftigkeit hervor. Der Dolmetscher erklärte, daß der General gesagt habe, der Scheikh sei nicht würdig, Haupt des Divans zu sein. Die Scheikhs wandten sich nun bittweise an Bonaparte, er möchte ihnen nichts zumuthen, was ihrem Glauben zuwider sei. Bonaparte erwiderte: wenn sie dies Abzeichen nicht tragen wollten, so müßten sie die Cocarde tragen. Die Scheikhs baten um Bedenkzeit. Als sie sich entfernt, erschien der Scheikh Sadat. Bonaparte war freundlich zu ihm, ließ ihn an seiner Seite sich niedersetzen und beschenkte ihn mit einem Ringe von Diamanten. Darauf ließ er eine Cocarde bringen und befestigte sie auf der Brust des Scheikhs. Dieser sagte nichts, verweilte noch eine Zeit und zog sich dann zurück; draußen aber riß er die Cocarde ab, weil eine solche zu tragen seiner Religion zuwider wäre. Dann befahl Bonaparte durch einen öffentlichen Ausrufer dem Volke, daß es die Cocarde als ein Zeichen der Freundschaft und Unterwürfigkeit tragen solle. Aber nur die Furchtsamen fügten sich dem Befehle. Gegen drei Uhr Nachmittags wurde wieder ausgerufen, daß sie nur von Personen von Range getragen werden dürfe. Alle, welche zu dem Obergeneral Zutritt hatten, trugen sie zwar, aber man legte sie an, ehe man eintrat, und riß sie wieder ab, wenn man abgetreten." Dies eigensinnige Verfahren und das Bestreben, die Ägypter unter das Joch der fiscalischen Gesetze, wie sie in Frankreich galten, zu beugen, brachte die Franzosen, die man sonst als Befreier vom Joche der Mamluken nicht ungern sah, um alle Früchte ihrer Eroberung. „Alles", sagt Abdurrahman, „mußte man bezahlen, Geburt und Tod. Wenn Einer gestorben war, so mußte der Divan davon in Kenntniß gesetzt werden. Man bezahlt für das Inventarium, man bezahlt für die Theilung. Der Gläubiger eines Verstorbenen mußte bezahlen, um die Größe seiner Foderung nachzuweisen und zu seiner Foderung zu gelangen. Die Reisenden waren verpflichtet, sich mit einem Papier zu versehen, wofür sie bezahlten. Für jeden Vergleich unter Privatpersonen mußte bezahlt werden." Ein französisches Journal, unparteiisch genug, um den französischen Nationalstolz von sich fern zu halten, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die Franzosen begehen im Allgemeinen denselben Fehler bei allen Eroberungen. Sie meinen, daß ihre Institutionen die möglichst besten sind, daß jede Nation sich glücklich preisen müsse, eine französische Provinz zu werden und ihrer Selbständigkeit zu entsagen. Die deutschen Völker empfingen die Soldaten der Republik wie ihre Befreier, später erhoben sie sich in Masse, um das Joch ihrer Unterdrücker abzuschütteln. Das ist es auch, was die Colonisation von Alaier so zweifelhaft macht." Sonst gestehet Abdurrahman gern die Vorzüge der Franzosen vor seinem Volke ein, er rühmt ihre Rechtspflege, er lobt die Verschönerungen und Verbesserungen, welche Kairo durch sie erfahren hat, ja er gesteht, daß man die Franzosen nach ihrem Abzuge, wenn man ihre Herrschaft mit dem türkischen Joche vergleich, zurückgewünscht habe. Der Bericht des Mou'Allem-Nicolas-el-Turki ist durchaus zu Gunsten der Franzosen geschrieben. Der Verf. war Copist, Secretair des Fürsten der Druzen und hoffte, von der französischen Expedition große Vortheile zu haben. Die Druzen rühmen sich nämlich, französischer Abstammung zu sein, sie führen ihren Ursprung bis auf Gottfried von Bouillon und die Krieger zurück, die mit ihm das heilige Land eroberten. Mou'Allem-Nicolas-el-Turki wurde nach Damiette geschickt, um von Allem, was in Ägypten geschähe, seinen Fürsten in Kenntniß zu setzen; es scheint, als hätten die Druzen nur den Fall von St.-Jean d'Acre abgewartet, um sich mit den Franzosen zu verbinden. 103.

Gereimtes und Ungereimtes. Auswahl aus den Papieren des Irenäus. Herausgegeben von Friedrich Köllner. Zum Besten der Überschwemmten bei Rees. Köln, Schlösser. (Ohne Jahreszahl.) Gr. 8. 12 Gr.

Ein namhafter und gefürchteter Recensent erklärt öffentlich, daß Alles, was zu milden Zwecken producirt wird, seine Geißel nicht fühlen soll. Er begnügt sich damit es anzuzeigen, und fügt dann etwas Lob bei, wo es ihm möglich ist. Gern würde Ref. auch bei der Anzeige obigen Büchleins zu dieser Maxime sich bequemen, wenn er nicht eine kleine Scheu bei allen gedruckten Büchern empfände, welche zum Besten Verbrannter, Geschundener, Gepreßter, namentlich aber Überschwemmter, herausgegeben werden. In die Tasche gegriffen und den Armen fünf Thaler, oder einen Thaler, oder auch nur acht Groschen gegeben, es ist mehr damit gethan, als in Deutschland einen Band Gedichte für sie drucken lassen. Die ehrlichen Seelen, welche sie wirklich deshalb kaufen, wissen es vielleicht nicht, daß von dem Erlös selten ein Groschen zu seiner Bestimmung gelangt. Nicht daß man betrügt; aber der Erlös geht zuvörderst durch, um die Nöthe des Papierhändlers, dann die des Buchdruckers und nebenher auch die des committirenden Buchhändlers, nämlich die, sich für ihre Auslagen bezahlt zu machen, zu befriedigen. Und wenn einmal, eine rara avis, etwas übrig bliebe, so kommt es dann erst über Leipzig an, wenn Die, welche damals überschwemmt waren, jetzt vielleicht den Himmel in den Kirchen um Regen bei der großen Trockenheit anflehen. Zum Besten der Überschwemmten bei Rees werden diese Gedichte verkauft. Wasser zu Wasser könnte man sagen, aber ist es nicht möglich (das allegorische Titelkupfer und manches vom Inhalt spricht dafür), daß mit der Überschwemmung kein Wasser, sondern Wein gemeint ist? Das lateinische Motto pro viribus quisque sagt nichts, das Deutsche

Gut gemeint,
Schlecht gerathen.

ist eine captatio benevolentiae. Das Ganze aber ist eine niedliche kleine Sammlung von Gedichten, die ein Dilettant gemacht, bei Gelegenheiten, die sich machten oder er machte, einer, der sich in Heiterkeit kopfüber dem Wasser unserer ästhetisch-politischen Zeitströmungen erhalten zu haben scheint. Manches recht hübsch wie IV Anemone hepatica, die Unterschiede der Küsse; aber in allen Gedichten der Dilettantismus hervorstechend. Die Kritik hat nichts dabei zu sagen. Die Ausstattung ist allerliebst. 20.

Mancherlei.

Es ist nicht zu leugnen, im Heidenthum und in der heidnischen Tugend, selbst bei den vorzüglichsten Männern, zeige sich ein fühlbarer Mangel, verglichen mit dem Christenthum und der christlichen Tugend. Denn die erhabenste Wissenschaft wie das Erhabenste der Sittlichkeit beruhen auf Kraft des Geistes, und die höchste Geisteskraft, welche wir auf Erden kennen, ist die Kraft des christlichen Glaubens. Man soll deshalb von den Alten, d. h. den griechischen und römischen Philosophen und Helden, nicht fodern, was sie nicht besitzen, man soll durch eine übertriebene Erwartung oder Hochschätzung ihnen kein Maß anlegen, bei welchem sie verlieren, und wobei entweder ein Verkennen des Christlichen zum Grunde liegt — z. B. in der Gleichstellung eines Sokrates mit Christus — oder ein Verkennen des Heidnischen, nämlich seiner bessern Gestalt, die nothwendige Folge sein muß, weil eben das falsche Maß unangemessen die Gegenstände zeigt. Vielmehr wird das wahre Verhältniß richtiger in folgender Art gestellt: Konnten schon ausgezeichnete Heiden, wie Sokrates und Plato, ohne Hülfe des Evangeliums und wider eine Menge von Hindernissen ihrer Erziehung und ihres geselligen Lebens, zu solcher Reinheit der Erkenntniß und sittlichen Festigkeit der Gesinnung gelangen, als an ihnen wahrzunehmen, wie weit entschiedener können wir es, zum Christenglauben erzogen, und immerwährend auf ihn hingewiesen!

Das Christenthum trat in die Welt als Religion der Freien, hierin unvergleichbar allen Religionen des Alterthums, dem Judenthum, dem Ägypterthum, dem Inderthum, überhaupt kein Priesterthum, sondern das Evangelium vom Reiche Gottes. Es ist dadurch katholisch, d. h. für die ganze Welt, nicht blos für den Stamm Abraham's, oder das Nilthal, oder die Anwohner des Ganges. Bekannt ist, wie diese Katholicität der Apostel, der ersten Jahrhunderte, die Katholicität der Freiheit (Gal. 5, 1) späterhin durch das steigende Ansehn des römischen Bischofs und Unmündigkeit der Völker, in eine Katholicität der Knechtschaft, als Gegenbild jener, verwandelt wurde. Diejenigen, welche sich der daraus erwachsenen Herrschaft entzogen, heißen seit dem 16. Jahrhundert Protestanten. Sie wollen und dürfen nichts Anderes sein als Katholiken der Freiheit, gegen Knechtschaft protestirend, das evangelische Christenthum wiederherstellend und in kirchlicher Gemeinschaft sich bewahrend. Wie natürlich, haßt der Katholicismus der Knechtschaft den der Freiheit und braucht alle Mittel zur Unterjochung; Gewalt, sofern er kann; Überredung, wenn diese Beistand verspricht; Umtriebe, sobald diese Hoffnung geben. Die christliche Kirche der spätern Jahrhunderte enthält nichts Anderes, als den Kampf dieser beiden Richtungen, sonderbar verflochten mit einem ähnlichen Kampfe im Staatsleben, fortgesetzt bis auf unsere Tage, und ein Schlüssel zu den Bewegungen und Krisen, Reformationen und Revolutionen der Menschheit.

Freundschaft ist ein Wort von mancherlei Sinn; die Gleichherzigen, zumal von verwandtem Betrieb und nahem Alter, brauchen es ganz anders als der Handelsmann und der Gastwirth. Nimmt man es inzwischen nach seiner üblichsten Bedeutung, wo es ein näheres Anschließen zwischen Menschen über das Gewöhnliche des bürgerlichen Lebens und Verkehrs anzeigt, so wird eine gewisse Gleichheit des Charakters und der Grundsätze vorausgesetzt. Doch genügt zur Freundschaft, wenn sie unverändert bleiben und zunehmen soll, nicht einmal dieses, sondern es muß auch eine äußere Ähnlichkeit des Standes, der Lebensweise, des Geschmacks, der Beschäftigung hinzukommen; sodaß schwerer Personen einer verschiedenen Nation Freunde werden, als Landsleute; schwerer diejenigen von hoher Geburt und bürgerlicher Abkunft, als die Ebenbürtigen; schwerer die Geschäftsleute und Gelehrten, als jeglicher Theil untereinander; ja, vielleicht ist ziemlich undenkbar, daß ein Mann wie der Herzog von Wellington, der die höchsten Ehrenzeichen und Ordensbändir von Europa trüge, sich mit einem Andern näher befreundete, der Nichts von dem allen hätte, gesetzt auch, sie wären sonst in Denkart und äußerer Lage und Beschäftigung einander verwandt. Darum werden in der Jugend, wo der Charakter und die äußere Lage noch unbestimmt erscheinen, Freundschaften für die Ewigkeit geschlossen, aber hören auf mit Verheirathung oder Amt; seltener überhaupt entstehen Freundschaftsverhältnisse in späterm Alter, dauern aber alsdann, aus angegebenen Ursachen, fester.

Grundsätze sind Wahrheiten, die gegen uns selber Recht haben. So im Leben, so in der Wissenschaft. Man möchte sie oft anders, aber sie behaupten sich mit Hartnäckigkeit. Im Handeln ist manchmal gut, von ihnen abzuweichen, weil die Ausnahme zu Zeiten heilsam. Es ist schlimm, sie zu ändern, sobald sie sich einmal ihren Rang erworben, es ist oft empfehlungswerth, sie zu verschweigen, namentlich im Verkehr mit Menschen und ihrer Beurtheilung, aber nie gut, sie gering zu schätzen oder ganz bei Seite zu stellen. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 100. — 10. April 1839.

Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahr 1837. Von L. de Wette.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

Im Osten des Landes drang Hr. de Wette wenig oder gar nicht in das Leben der geringern Volksclassen ein. Wir finden darüber kaum eine spärliche Notiz. Wie? Oder gäbe es bei der republikanischen Gleichheit, welche er so tief im amerikanischen Volksleben ausgeprägt fand, daß er, wie gewiß jeder Europäer, sich erst allmälig damit aussöhnen mußte, keinen Pöbel dort? Gewiß! Wir lesen ja von ihm so viel in unsern Zeitungen. Die Ausbrüche seiner Wuth in Neuyork, Philadelphia und in dem Süden, wo das Lynchgesetz die Sklaverei gegen den Norden in Schatz genommen hat, sind ihrer Natur nach Pöbelscenen, in denen gebildete Leute nur wenig hervortreten. Aber dieser Mangel seines Berichts ist uns aus zweierlei Gründen erklärlich geworden. Nirgend fand Hr. de Wette Veranlassung, der Policei in den großen Städten des Ostens oder sonst im östlichen Lande zu erwähnen. Kein Strickreiter, kein Schlagbaum, kein Paßbureau, genug, keins der Schutzmittel, welche Europa im Überfluß zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes mit unbeschreiblichem Mistrauen gegen alle socialen Zustände und Bestrebungen der Einzelnen wie der Massen erfunden hat, störte nur einen Augenblick seine Reise. Selbst von der Justiz hat er nur insofern etwas bemerkt, als die Straf- und Besserungshäuser der östlichen Staaten, insbesondere das nach dem reinen Pönitenziarsystem eingerichtete in Philadelphia seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Mit einem lobenswerthen richtigen Gefühl und Blick gibt er dieser Anstalt vor allen, welche diese Idee der Bestrafung zur Besserung nur annähernd und unvollkommen verfolgen, entschieden den Vorzug. Wie lange werden wir uns in Europa noch mit Versuchen quälen, ehe wir der humanen Natur auch im Verbrecher zugleich mit dem Bedürfniß desselben auf Herauskehrung derselben volle Gerechtigkeit widerfahren lassen? Wie lange werden wir uns noch mit der philanthropischen Methode, Gefangenen die Humanität einzuhätscheln, martern? Ist es einmal anerkannt, daß der Verbrecher ein Mensch mit allen edlern, jedoch unentwickelten Anlagen des Menschen sei, weshalb tragen wir Scheu, ihm durch ein heroisches Strafmittel, die Schweig- und Einsamkeit, zu einer Selbsterziehung und Selbstentwickelung seiner natürlichen Anlagen zu verhelfen und dem Staate die Last zu ersparen, ihn als entartetes und in unsern Zucht- und sogenannten Correctionshäusern immer gründlicher moralisch verderbendes Glied der menschlichen Gesellschaft zu erhalten! Doch genug hiervon! Wir sind bereits über diesen Gegenstand durch Dr. Julius und die Berichte aus Genf so gründlich belehrt, daß blos Trägheit und Dünkel in größern Staaten den Versuch, dem jungen republikanisch-humanen Amerika etwas Gutes auch in dieser Beziehung nachzuahmen, hinausschieben. Frankreich mit seiner Empfänglichkeit für das Neue und Gute und besonders für nordamerikanische Ideen scheint nach den neuesten Berichten auch hier wie immer den Ton auf dem Festlande angeben zu sollen.

Allein der Hr. Verf. hat, was die öffentlichen Policeianstalten in Amerika betrifft, etwas übersehen. Wir meinen die Einrichtung der Armen-, Kranken- und Arbeitsanstalten. Zwar sind diese seiner Aufmerksamkeit in medicinisch-politischer Hinsicht nicht entgangen. Er hat, wo sich nur Gelegenheit bot, sie betrachtet und überall gefunden, daß diese Anstalten sich durch die Arbeit der gesunden und von Krankheiten genesenen Armen wesentlich erhalten. Allein es ist ihm entgangen, daß eben deshalb eigentliche, bettelhafte Arme in den Staaten der Union nicht vorzukommen pflegen. Die verschiedenen Bezirke und Grafschaften sorgen aufmerksam für ihre Kranken und Armen. Sie bringen Die, welche sich selbst, und denen ihre Angehörigen nicht helfen können, in die großen Armen- und Krankenhäuser. Der Liederliche und Faule muß hier arbeiten und wird so lange darin gehalten, bis er, was in den Vereinigten Staaten überall so leicht ist, sein Brot und mehr als dies verdient und zur Ordnung zurückgebracht ist. Der arme Kranke findet Gelegenheit, in der Anstalt die Kosten seiner Verpflegung und Heilung als Genesener abzuarbeiten. Beide kommen mit dem Überverdienst in der Hand in das Leben zurück. Sie sind nicht geschändet wie bei uns; sie sind frei und ehrlich, und wissen sie sich in der gemeinen Ehre zu erhalten, so können sie ungestört jedes bürgerliche Geschäft zu ihrem Fortkommen betreiben. Auch wohlhabende Kranke leben mit den Armen in derselben Anstalt. Nicht Armuth und Arbeit, nur Faulheit schändet.

Dies, mit der Achtung und Unverletzlichkeit, welche die wenigen Policeipersonen in der Union gleichwie in England genießen, ist ein durchgreifendes und großes politisch-moralisches Princip, wie kein Land der Welt es in Praxi aufzuweisen hat. Ein derartiger neuer Versuch in Irland muß sich erst bewähren. Aber nur in Republiken, wo die Gleichheit des Menschen- oder Bürgerwerths ideell anerkannt ist, kann ein solches Mittel die Armuth und mit ihr das Verbrechen mindern.

Daß dem Hrn. Verf. der Zustand der Justizpflege entging, lag wol hauptsächlich in seiner isolirten Richtung als Arzt; überhaupt fällt das Verständniß der amerikanischen Justiz besonders uns Deutschen sehr schwer. Indessen ist es uns aufgefallen, daß Hr. de Wette auf seiner großen Reise nirgend das Unglück hatte, dem durch unsere wohlabgerichteten Zeitungsschreiber so berüchtigten Hange der Amerikaner zum Betruge zu erliegen. Kaum daß er einmal Ursache hat, der Übertheuerung in einem Wirthshause oder bei Benutzung einer Reisegelegenheit Erwähnung zu thun. Und auch da, wo er es thut, fügt er jedesmal die eigenthümlichen Veranlassungen als Erklärung hinzu, sodaß er Das, was ihm im ersten Augenblicke als etwas Ungewöhnliches auffiel, bei näherer Erkundigung und Überlegung keine Härte mehr, geschweige einen Betrug nennen kann. Sollten etwa in Amerika die Betrüger so sehr mit der Bevölkerung identisch sein, daß man, während man in guter Gesellschaft zu sein wähnt, sich unter Betrügern herumtreibt? Es wäre horrend! Uns kommen die Speculationen der amerikanischen Bankunternehmungen und das darauf gegründete Handelssystem zwar als Betrug vor; bei Lichte betrachtet ist es aber wie alle Unternehmungen, bei welchen blos Gewinn gesucht wird, eine Täuschung, ja eine Täuschung nicht nur der Nation, sondern der Unternehmer selbst. Wir dürfen jedoch auch nicht übersehen, daß diese Papierbanken durch das Bedürfniß hervorgerufen worden sind. In der Zeit der Noth des amerikanischen Freiheitskrieges, wo Amerika keine öffentlichen Finanzen, ja überhaupt kein zureichendes Umlaufsmittel im täglichen Handelsverkehre, kein Nationalvermögen als Hoffnungen auf Freiheit und freie Benutzung von Grund und Boden hatte, damals gab es kein anderes Mittel, von etwa drittehalb Millionen Einwohnern der Union die benöthigten Gelder herbeizuschaffen, als eine solche Papierbank. Andere Staaten haben ähnlichen und beiweitem unredlichern Mitteln, sogar mitten im Frieden, theils ihren Flor und ihr Glück, theils ihren Bankrott zu verdanken. Man gedenke der östreichischen Bankbrüche, der Münzentwerthungen im siebenjährigen Kriege, der französischen Assignaten und überhaupt der Staatspapiere und künstlichen Creditreizungen in der neuern Zeit. Haben die europäischen Nationen nicht dergleichen Erfahrungen unzählige aufzuweisen? Beruhen die Bürgschaften überall nicht blos in der Idee? Und bereichern sich damit nicht Einzelne dergestalt, daß wir an eine Geldmacht glauben? Der Unterschied ist lediglich, von wem dergleichen ausgeht. Wenn ein europäischer Fürst zu dergleichen Mitteln greift, sei es aus Noth oder ohne Noth, so schützt ihn bald diese, bald daß er eine geheiligte Person ist, vor dem Vorwurf. Wir führen dies nur an, um den angeblichen Hang der Amerikaner zum Betrug in das rechte Licht zu setzen. Bei den unermeßlichen Hülfsmitteln dieses reichen Landes konnte es Hrn. Biddle und seinem Anhange, den Bank- und Geldaristokraten in Philadelphia und allen Staaten der Union, nicht schwer werden, die Ehre des Landes gegen das Ausland sicher zu stellen und das Banksystem für eine weitere Zeit aufrecht zu erhalten, so schlecht es an sich sein mag. Nehmen wir die Masse der Betrügereien, welche bei uns täglich in Handel und Wandel geübt werden, sofern die Beschäftigungen auf Gewinn gerichtet sind, so dürfte wol zu behaupten sein, daß es in dieser Hinsicht überall in der Welt ganz gleich zugehe und ein civilisirtes Volk weit besser thue, über diese Materie bescheiden zu schweigen, als den ersten Stein gegen eine andere Nation aufzuheben. Der Hr. Verf. spricht überall ein Urtheil über die Ursachen der damals gerade eingetretenen Geldkrisis in Nordamerika nicht aus; vielleicht konnte er damals mitten im Lande noch nicht die Ursachen erkennen, vielleicht fand er keinen Grund zu einem Vorwurfe für die Nation darin, vielleicht lag diese Angelegenheit außer dem Bereiche seiner jugendlichen Speculationen.

Lesen wir dagegen beim Hrn. Verf., welchen Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit er im Osten und Norden der Union verbreitet fand; lesen wir von der rastlosen Regsamkeit und Betriebsamkeit der Bewohner der Vereinigten Staaten; nehmen wir den ganzen Totaleindruck, den die raschen Fortschaffungsmittel, die Benutzung des Princips der Arbeit für öffentliche Armen- und Sicherheits-, ja selbst Krankenanstalten, die ungeheuern Kanal-, Straßen- und Eisenbahnenbauten u. A. m. auf uns machen: so fühlen wir uns in ein Leben versetzt, dessen sittliche Grundlagen eine unbemessene That- und Willenskraft sind, welche nur in einer Republik sich allen Classen der Gesellschaft mittheilen und dazu vereinigen können, sowol dem Lebens- als dem Staatszwecke Bürgschaften zu gewähren und ein Genüge zu leisten.

Erhebend ist sogar das Bild der häuslichen Erziehung, welches der Hr. Verf. entwirft. Nicht zur Knechtschaft, zur Freiheit und Selbständigkeit bilden die Amerikaner ihre Söhne. Es fiel ihm auf, daß junge Menschen von 16—18 Jahren vorlaut in ihren Urtheilen und schon selbständig im Handeln waren. Aber er erkannte nach und nach, daß schon Vater und Sohn sich als Gleiche und Freunde betrachten, und daß die Grundidee amerikanischer Erziehung darin beruhe (S. 352): „daß man die Kinder so viel als möglich sich selbst überlasse, ihren Neigungen keinen Zwang anthue, sondern sie höchstens leite, durch liebevolles, freundliches Benehmen zum Guten und Zweckmäßigen bestimme und nur von entschieden Schlechtem mit Gewalt abhalte". Dies fand er, ohne zu wissen, daß Franklin diese Idee, sowie das Princip der Thätigkeit und Arbeit vor 60 Jahren der Nation eingeimpft habe; mithin muß diese Idee im Leben ausgeprägt und erkennbar thätig sein.

Durch die Öffentlichkeit aller gerichtlichen Verhandlungen gewöhnt ſich ſchon das junge Volk an Rechtsbegriffe über den Verkehr. Es iſt daher nicht zu fürchten, daß die Rechtsidee in dem ganzen Volke tiefe Wurzeln nicht geſchlagen habe, und höchſtens könnte man als eine Plage des Landes das Advocatenweſen betrachten, weil dieſes weder beaufſichtigt genug iſt, noch auch eine Geſetzgebung dort vorhanden iſt, der es eingefallen wäre, jemals die einzelnen Geſetze in einen Codex zuſammenzuarbeiten. Indeſſen iſt auch darüber noch nicht entſchieden, ob dies ein Glück für eine Nation überhaupt ſei, und gewichtige Stimmen haben ſich ja auch bei uns dagegen vernehmen laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die engliſchen Taſchenbücher für das Jahr 1839.

Dritter und letzter Artikel.*)

Gems of beauty.

Dieſes Werk iſt von der Lady Bleſſington herausgegeben, welche für dieſen Literaturzweig die Rolle eines eigentlichen Unternehmers übernommen zu haben ſcheint und ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach mehr aufgebürdet hat, als eine Dame zu leiſten im Stande ſein dürfte. Die „Edelſteine" des Jahres 1839 ſind dieſes Mal ſämmtlich ſpaniſche Schönheiten, oder ſollen wenigſtens dafür gelten; auch fehlt keins der charakteriſtiſchen Kennzeichen, als da ſind: Kamm, Fächer, Mantilla und Guitarre, obwol es bisweilen den Anſchein hat, als ſeien engliſche Schönheiten in ſpaniſche Tracht gekleidet, und wir erhalten nur ein ſchwaches Bild, ſei es von der vornehmen Dame mit hoher Braue oder von der olivenfarbigen Jungfrau in ihrer reizenden Miſchung von wollüſtiger Schwermuth und lebhafter Koketterie. Der erſte, von Bostock gezeichnete Stahlſtich iſt ohne Zweifel das wahre Portrait einer ſchönen Engländerin, hier die „Niedergeſchlagene" genannt, obwol wir in ihren ernſten und verſtändigen Zügen keinen beſondern Ausdruck von Schwermuth wahrnehmen. Die „Maskerade" ſtellt eine Gruppe leichtfertiger Schönheiten dar, „ſcherzend auf beflügelter Zehe" und angethan mit dem wirkſamen ſpaniſchen Coſtum, dem hohen, reichverzierten Kamm, der franzenbeſetzten Basquiña und allem übrigen Zubehör. Im „Prado" iſt Miß F. Corbeaux der Nationaltracht getreuer und, wenn nicht der Phyſiognomie, doch dem Ausdrucke nach mehr Spanierin geblieben. Ihre Damen auf der Promenade bilden eine ſehr hübſche Gruppe. In der „Sieſta" hat Meadows wieder einmal ſeine üppigen Schönheiten zur Schau geſtellt, und der Kunſtkritiker wird ſich wol, ehe er davon Beſkommt, dazu bequemen müſſen, Frieden zu machen. Die mannichfaltigſten Gegenſtände werden in dem Buche behandelt. Die letzte Zeichnung bildet die Krone des Ganzen, ſie rührt von Cattermole her und heißt die „Dueña", obwol ihr ungemein liebenswürdiger junger Pflegling der hervortretende Gegenſtand darauf iſt. Neben der feinen Anmuth und Lebhaftigkeit der Dame, iſt Ausdruck, Haltung und Coſtum tadellos. Die begleitenden Verſe ſind alle von der Feder der Lady Bleſſington, einige Gedanken darin glücklich und in leichter, geiſtvoller Weiſe behandelt; allein ſie nehmen keine beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

The children of the nobility.

Im letztverfloſſenen Jahre erſchien der erſte Band dieſer Reihe. Obſchon das Werk nicht das hohe Verſprechen, welches es gegeben, gehalten hat, ſo iſt es doch nichtsdeſtoweniger ſehr anziehend und ſpricht zu dem reinſten Geſchmack und den zarteſten Empfindungen der menſchlichen Bruſt, und, wir wollen hoffen, nicht vergebens. Einige unter den Kindern ſind mit all jener Einfachheit und kindlichen Anmuth behandelt, welcher ehemals dem Nationalcharakter derſelben eigenthümlich war. Andere wieder ſind keine Kinder, ſondern kleine Lords-Herrchen und Ladies-Dämchen, fein, lärmend, befalbelt und manierirt. Das Titelblatt, von Ziegler, die Prinzeſſin Marie von Cambridge vorſtellend, iſt in gutem Geſchmacke gearbeitet. Das klugblickende und ziemlich einfache Mädchen trägt ganz den Charakter der engliſchen Kinder an ſich, ohne markirte Züge einer fürſtlichen Abkunft, ausgenommen diejenigen, welche es ſeinem höfiſchen Barden, Dr. Will. Beattie, verdankt. Zwei Kinder des Grafen Durham, von einem ruſſiſchen Künſtler gezeichnet, ſind auch frei von jener falſchen Überladung mit Schmuck, welchen dieſe armen Geſchöpfe mehr, wie wir glauben wollen, von ihren Kindermägden als von den Künſtlern mitbekommen haben. Dieſes in ſeinem künſtleriſchen Theile nicht immer völlig gelungene Bilderwerk iſt wie der vorjährige Band von Mrs. Fairlie herausgegeben. Der literariſche Inhalt bietet ebenſo viel, als die Gelegenheit es mit ſich bringt; leichte, elegante und natürlich einſchmeichelnde Verſe.

Heath's Picturesque annual.

Dieſes Taſchenbuch hat diesmal Verſailles zu ſeinem Gegenſtande gewählt, der ungemein fruchtbar iſt und die größte Mannichfaltigkeit darbietet. Der König Ludwig Philipp hat dieſen Palaſt, welcher in den blühendſten Tagen der franzöſiſchen Monarchie die Hauptreſidenz ſeiner Vorfahren war, mit bedeutendem Koſtenaufwande wiederherſtellen laſſen. Die Bewohner deſſelben unter den aufeinander folgenden Regierungen von Ludwig XIV., XV. und XVI., die Königinnen, Miniſter, Maitreſſen, Witzlinge, Beichtväter und Hofleute aller Art ſind der Hauptgegenſtand, indem der Schauplatz weniger wichtig iſt als die Handelnden und das Schauſpiel, das ſie mehr als 100 Jahre lang dort aufführten. Das obengenannte Werk iſt demnach eine anekdotenartige Geſchichte des franzöſiſchen Hofes in ſeiner glänzendſten und ausgeartetſten Periode. Leitch Ritchie hat bei dieſer Gelegenheit einem franzöſiſchen Schriftſteller Platz gemacht und erſcheint mehr als Überſetzer denn als ſelbſtändiger Schriftſteller, obſchon der beſchreibende Theil des Werkes ganz von ſeiner Feder herrührt. Der franzöſiſche Verf. hat eine ungeheuere Maſſe von Hofſkandal und Hofanekdoten mitgetheilt, die, obwol nicht artiſtiſch zuſammengefügt, oder ſehr hiſtoriſch-getreu, doch pikant genug ſind. Vielleicht hätte ein engliſcher Schriftſteller mit Hülfe der zahlreichen Memoiren und Briefe, welche die Privat- und perſönliche Geſchichte des franzöſiſchen Hofes während dieſer Periode betreffen, ein beſſeres, aber gewiß kein ſolches Buch zu Stande gebracht, das dem franzöſiſchen Geſchmacke ſo zugeſagt hätte, und dieſes „Picturesque annual" wird ebenſo wol in Frankreich und Belgien als in England Verbreitung finden. Wenn dieſes Werk, das dem gegenwärtigen Könige von Frankreich gewidmet iſt, die Laſter und Verbrechen ſeiner Vorfahren aufzeichnet, ſo gedenkt es auch ihrer Macht und Pracht. Die Monarchie erreichte ihre höchſte Stufe äußern Glanzes während der mittlern Regierungsperiode Ludwig's XIV., in deſſen Augen „die Monarchie eine Religion war, wovon er zugleich Gott und Prieſter vorſtellte; und angefüllt von dieſem Gottesdienſte, erſchien ihm die gewöhnlichſte ſeiner Handlungen als etwas Feierliches und Geheiligtes". Andererſeits fiel das ſklaviſchgeſinnte und entwürdigte Volk nieder und verehrte das Idol, das es ſich geſchaffen hatte. Leitch Ritchie beſchreibt das Jagdceremoniel, das Ludwig XIV. eingeführt hatte. Die Jagd war für ihn nicht ein Vergnügen, ſondern das nothwendige Geſchäft oder die Obliegenheit eines franzöſiſchen Königs; regulirt bis in die kleinſten Einzelheiten, kannten nur wenige Bevorrechtigte, wie dies beim Hoſenband- oder Bathorden der Fall iſt, an ihr Theil nehmen. Der König beſtimmte vorher, nicht blos wo der Hirſch gejagt, ſondern auch wo er durch ſein eigenes königliches Jagdmeſſer getödtet werden ſollte. Zu dieſem Zwecke kam er in ſeinem Wagen an dem Orte an, beſtieg ſein Pferd, und nachdem Alles im voraus angeordnet war, vollzog er in

*) Vgl. die frühern Artikel in Nr. 36 u. 51 d. Bl. D. Red.

der vorgeschriebenen Zeit und Ordnung den königlichen Act des Hinschlachtens. Ein besonderes Interesse gewährt in diesem Taschenbuche das Gemälde des französischen Hofes in einer der am wenigsten entarteten Epochen; denn die ausgelassene Galanterie zur Zeit Ludwig's XIV. war selbst noch Reinheit im Vergleiche zu der brutalen Sinnlichkeit und der aller Beschönigung entbehrenden, groben Lasterhaftigkeit, die im Parc aux cerfs herrschten. Recht einleuchtend tritt uns aus der Geschichte der letzten Jahre Ludwig's XIV. die Wahrheit entgegen, wie nahe sich ein Wollüstling und ein Frömmler stehen — Charaktere, die unter gewissen Umständen nur durch einen Zwischenraum von 20—30 Jahren getrennt sind —, und wie sehr der tiefe Schatten, welcher auf dem Sünder ruht, den Glanz des Heiligen erhöht. Auf die Kenntniß dieser Thatsache, welche nirgend so sehr als unter den Frömmlingen der römischen Kirche zum Vorscheine kam, hatte Scarron's Witwe ihre Herrschaft gegründet. „Sie fühlte, daß Ludwig, an der letzten Stufe der Ausschweifung angekommen, eher Ruhe als Aufregung bedürfe, und, über diese Theorie nachsinnend, begann sie bald diesem ausgelebten Herzen, welches nicht länger mehr entflammt werden konnte, zu gefallen und es zu befriedigen. Außerdem machte sie, bei Gelegenheit, wo sie Mäßigung predigte, die Entdeckung, daß auf dem Grunde seiner Seele noch immer einige Keime der Frömmelei schlummerten, welche sie endlich mit meisterhafter Geschicklichkeit entwickelte." Dieser Theil der Geschichte des Hofes und des Charakters sowie der langen Regierung des Günstlings, welcher dann auftrat, als Übersättigung und die Schrecken und Gewissensbisse des Aberglaubens sich ihm als Verbündete zugesellten, ist höchst belehrend. Um die vergangenen und künftigen Sünden des Königs zu büßen, reichten die ceremoniellen Gebräuche der Kirche nicht aus, und aus dem Pfuhle der Wollust stürzte er sich in die Glut religiöser Verfolgung. Der Zorn des Himmels wurde durch schändlichere Verbrechen zu besänftigen versucht, als diejenigen waren, wodurch seine Gesetze verletzt wurden. Der Widerruf des Edicts von Nantes ward unterzeichnet und die grausamsten Verletzungen an Ludwig's schuldlosen protestantischen Unterthanen verübt, welche man peinigte und ermordete. Auch ließ man sie nicht einmal der dämonischen Wuth des königlichen Heiligen entrinnen, welcher bald darauf dem Stolze der französischen Monarchie Trotz bot und den Zorn des Himmels über seine frühern Ausschweifungen dadurch völlig beschwichtigte, daß er im Geheimen der Gemahl der Madame Maintenon wurde. Die traditionnelle Geschichtsdarstellung von den Intriguen dieses kaltblütigen, weiblichen Macchiavell's, die zur Königin von Frankreich erklärt werden sollte, ist unterhaltend, wahrscheinlich jedoch etwas übertrieben. Beide, Kirche und Staat, traten dazwischen. Das loyale französische Volk und der Adel, welche ihrem König ein ganzes Serail mit beständigem Zuwachs hätten hingehen lassen und ihn nur um so mehr seiner Galanterien wegen leiden mochten, würden niemals eine Königin von Frankreich, die nicht königlichem Blute entsprossen, auf dem Throne geduldet haben. Von dem höchsten Grade der Ausschweifung bis zu dem der übertriebensten Frömmelei, hauptsächlich in Ceremonien bestehend — denn wir würden die Religion erniedrigen, wollten wir die Bigoterie und den Ceremoniendienst des Königs, oder die Heuchelei der Mad. Maintenon mit diesem Namen benennen — war der König ohne alle vermittelnde Zwischenstufen übergegangen. Aus einem Wollüstlinge wurde er mit einem Male ein Ascetiker, und der Hof folgte dem Beispiele des Königs. Als er noch jung war, herrschte am Hofe die Galanterie, und als mit seinem Alter Frömmelei sich bei ihm einstellte, wurde verliebte Heuchelei die Mode des Tages. Das „Picturesque annual" hat in der literarischen Welt ein bleibenderes und höheres Interesse als die gewöhnlichen Almanachs; es enthält das Wesentliche der Geschichte, sowol in Thatsachen als in Betrachtungen. Die Stahlstiche, Landschaften oder architektonische Ansichten, sind alle gut und wohlgelungen.

James' Book of the passions.

Dieses in der Art der Almanachs illustrirte Taschenbuch besteht aus sechs Erzählungen, welche die Leidenschaften oder Affecte der Gewissensbisse, der Rache, der Liebe, der Eifersucht, der Verzweiflung und des Hasses mehr in beschreibendem als dramatischem Tone schildern. Mr. James mag allerdings eine Schwierigkeit, welche Joanna Baillie kaum überwand, nicht besiegt haben; doch wird sein Buch Denen, die in Lebensgemälden Unterhaltung suchen, eine höchst anziehende und belehrende Lecture gewähren. 40.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
2. Anleitung zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 16 Abbildungen. 16. Geh. 21 Gr.
3. Anleitung zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 30 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.
4. Anleitung zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 9 Abbildungen. 16. Geh. 18 Gr.
5. Anleitung zum Selbststudium der Bergbau- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 5 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.
6. Anleitung zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 4 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.

Diese fünf Werkchen bilden die dritte bis siebente Abtheilung des zweiten Bandes vom „Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste". Die erste Abtheilung: Mineralogie, kostet 18 Gr. die zweite: Krystallographie, 6 Gr. Der erste Band, enthaltend: Anleitung zum Selbststudium der Mechanik (9 Gr.) — Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.) — Pneumatik (6 Gr.) — Akustik (8 Gr.) — Pyronomik (6 Gr.) — Optik (9 Gr.) — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus (6 Gr.), mit 221 Abbildungen (1836), kostet 2 Thlr.

7. Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft Amilius Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte von 1835, 1836 und 1837 haben gleichen Preis.

8. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Dritter Jahrgang. 1838. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. 3 Thlr.

Jahrgang 1836 kostet 2 Thlr. 16 Gr.; Jahrgang 1837, 3 Thlr.

9. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Vierzehntes Bändchen. — Auch u. d. T.: Auserlesene Gedichte von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenstein, Christian Wernike, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlpforth, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch und Nikolaus Peucker. Herausgegeben von Karl Förster. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Preis der ganzen jetzt vollständigen Sammlung, 14 Bändchen. 1822—38, 20 Thlr. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 101. — 11. April 1839.

Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahr 1837. Von L. de Wette.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Erwähnen wir hier einiger bedeutender Erscheinungen deutscher Emigration für die Intelligenz in jenem Lande. Hr. de Wette traf in Neuyork den Dr. Karl Follenius (Follen) aus Gießen als einen berühmten englischen Prediger der unitarischen Kirche wieder. Obwol Follen sich in Deutschland für das juristische Katheder bestimmt hatte, so waren doch seine ersten akademischen Jahre dem Studium der Theologie gewidmet. Daß ein deutscher, zumal ein gelehrter Jurist in Amerika nichts zu suchen habe, möchten die vorhergehenden Andeutungen schon ergeben. Niemand vermag überhaupt vorherzubestimmen, welchem Berufe er dort sich widmen könne und werde. Der Ernst, welcher diesem vielberufenen Demagogen eigen war, stimmt mit seinem jetzigen Berufe. Der Ruf, welchen er mit jedem Jahre weiter in der Union durch die Tiefe und den geistvollen Inhalt seiner Vorträge von sich selbst verbreitet, ist ein Beweis mehr, daß Deutschland einen seiner gehaltvollsten jungen Männer in ihm erzog. Follen war durch und durch Republikaner, und die Vorsehung hat ihm durch sein Exil den fruchtbarsten Boden für seine große Kraft angewiesen. Er ist einer der Deutschen, welche dem deutschen Namen in Amerika nur zu immer höherer Ehre verhelfen werden.

Einen zweiten deutschen Demagogen fand Hr. de Wette zu Columbia in Südcarolina als Professor der dortigen Universität wieder. Dr. Franz Lieber aus Berlin, bekannt in Deutschland durch sein Tagebuch über seine Theilnahme am griechischen Freiheitskampfe und seinen Aufenthalt bei Niebuhr in Rom, hat sich in Amerika durch Übersetzung des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" und theilweise Umgestaltung desselben für amerikanische Bedürfnisse, vielleicht aber noch mehr durch Bearbeitung einer Preisaufgabe, der Erklärung eines mystischen Testaments zu Gunsten einer milden Stiftung, den verdienten Ruf eines geist- und kenntnißreichen Mannes erworben. Auffallend ist es, daß Hr. de Wette über seine jetzige Wirksamkeit sich nicht ausspricht. Hr. Lieber hat sich in Amerika von seinen frühern deutschen Freunden auf merkwürdige Weise isolirt.

Einen dritten, dem Arme deutscher Rechtspflege wegen demagogischer Umtriebe ausgewichenen Freund seiner Knabenjahre und seines Bruders, den Dr. med. Wilhelm Wesselhöft aus Jena, fand Dr. de Wette zu Bath in Pennsylvanien, beschäftigt, die von ihm erst in Amerika aufgenommene deutsche Idee der Homöopathik in Amerika heimisch zu machen. Der Hr. Verf. stellt sich ihm als Allopath gegenüber und führt, wol nicht ohne die Absicht zu spotten, mehre anscheinend geschmacklose Stellen aus einer Rede des Dr. Hering und den Statuten der jungen homöopathischen Akademie zu Allentown an. Wir bemerken dazu, wie wir aus den gedachten beiden im Druck erschienen Producten (Allentown a. d. Lecha 1837) des Dr. Hering, eines sehr geist- und kenntnißreichen deutschen homöopathischen Arztes, entnommen haben, daß in der Rede namentlich der Fortgang der Wissenschaft und die Ausgleichung derselben mit der Technik gegeneinandergestellt sind, und daß in diesem Zusammenhange die von Hrn. de Wette lächerlich gefundenen Stellen nur Dem lächerlich erscheinen können, welcher den Standpunkt des Amerikaners und der amerikanischen Technik zur Wissenschaft, die er noch gar nicht als Nationaleigenthum betrachten kann, aufgibt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. de Wette als Arzt die politisch-moralische Seite des Unternehmens der Dr. Wesselhöft und Hering einer unbefangenen Prüfung gewürdigt hätte, statt seine allopathische Richtung und Einseitigkeit hier zur Schau zu stellen, ohne zu bedenken, daß jene beiden Herren vor etwa 20 Jahren da waren, wo er jetzt anfängt. Der Titel: Dr. med., bestätigt freilich das Urtheil jenes alten Soldaten: „Pflasterkasten ist Pflasterkasten!"

Die muthige Selbstverleugnung, mit welcher Dr. Wesselhöft, bald unterstützt von Dr. Hering u. A., gegenüber den kastenartigen, zum großen Theil sehr schwachgeschulten, allopathischen Ärzten, sich der neuen Schule nach gemachten Studien und angestellten Versuchen öffentlich zuwendete, könnte, da er kein leichtsinniger und seichter Arzt und Mensch ist, wol die Frage veranlaßt haben, ob die Bestrebungen desselben nicht mindestens von Seiten der Humanität die Achtung eines jüngern Arztes in Anspruch nehmen. Es ist hier schwerlich von einer „enthusiastischen" Richtung die Rede, wenn wir recht unterrichtet sind, sondern von einem tiefdurchdachten, ernsten Plane, seinen Landsleuten in Amerika von der weit und tief im Lande

eingewurzelten, höchſt gefährlichen Quackſalberei hinwegzuhelfen. Dr. Hering's Rede bei Einweiſung der Akademie zu Allentown und ſein trefflicher „Hausarzt" ſprechen dieſe, von dem Hrn. Dr. de Wette gar nicht berührte Richtung und Abſicht deutlich aus. Daß man den Unterricht in der Medicin in Allentown nur in deutſcher Sprache ertheilen will, hat abermals ſeinen Grund in localen Zuſtänden und Bedürfniſſen. Mittelamerika, wozu wir Pennſylvanien, Ohio, Miſſuri u. ſ. w. hier insbeſondere rechnen, prägt ſich immer deutſcher aus, wie Jedermann weiß.

Hr. de Wette nimmt aber noch einen beſondern Anſtoß an den Bemühungen der gedachten beiden Ärzte ſowol als auch anderer gebildeten Deutſchen in Pennſylvanien, dort die deutſche Mutterſprache wo möglich in ihrer Reinheit herzuſtellen und mit ihr deutſche Wiſſenſchaft und Sitte zur Anerkennung in Amerika zu bringen. Hr. de Wette iſt von der Schönheit der engliſchen Sprache, welche er auf dieſer Reiſe erſt erlernte, ſo durchdrungen, daß er mit ihr dem engliſchen Leben unbedingt den Vorzug einräumt. Letzteres thut zur Zeit wol noch Jeder, der überhaupt amerikaniſchen Zuſtänden einige Aufmerkſamkeit widmet. Allein der Hr. Verf. vergißt, daß gerade Das, was ihm im Leben der Nation „krankhaft" erſchien, die große Beweglichkeit und haſtige Raſchheit, gerade Eigenthümlichkeit des reinengliſchen Theiles der Nation iſt. Der Süden ſucht im Sklavenweſen Stabilität. Welche Beimiſchung ſoll dem Norden gegeben ſein, um Ruhe und Stetigkeit in die Zuſtände zu bringen? Nur der reindeutſche Volkscharakter kann dieſe Beimiſchung geben. Mit den eingeborenen Deutſchen in Pennſylvanien und ihrem Mistrauen gegen deutſche Einwanderer hat es doch wol auch eine andere Bewandniß, als der Hr. Verf. (S. 262) annimmt. Sie wollen Deutſche ſein, ſie fühlen den Unterſchied zwiſchen ſich und der engliſchen Race; allein ſie finden ſich dem deutſchen Einwanderer von Bildung gegenüber in einem Zwitterzuſtande, der ſie zur Oppoſition und gleichſam zur Verachtung reindeutſcher Sitte und Sprache fortreißt, um nicht ihre Bedeutung zu verlieren; dadurch, daß ſie engliſche Sprache und Sitte zugleich mit dem Stolze auf amerikaniſche Geburt geltend machen, halten ſie ſich für vornehmer und beſſer, obgleich ihnen die beſſere Bildung abgeht. Hätte Hr. de Wette einen Augenblick der Schönheit ſeiner Mutterſprache im Vergleich mit der der engliſchen gedacht; hätte er bemerkt, wie gerade durch die Einwanderungen der letzten funfzehn Jahre deutſche Volksthümlichkeit in Amerika eine entſchiedene Bedeutung in den mittlern Staaten der Union gewonnen hat; hätte er erwogen, daß das reindeutſche Element dem Bedürfniſſe größerer Stabilität aller ſocialen Zuſtände abhilft, und daß dieſe Abhülfe in dem großen Kernſtaate Pennſylvanien vorzugsweiſe zu wünſchen iſt; hätte er gehört, daß die deutſche Bevölkerung der Union das demokratiſche Princip gegen das engliſch-ariſtokratiſche weſentlich ins Gleichgewicht ſtellt und repräſentirt; hätte er nur einen Augenblick der Geſchichte der Ausheimungen der Griechen und der Deutſchen ſelbſt in andern Ländern geſchenkt; wäre ihm nicht entgangen, wie die Vorſehung beider Sprachen und Nationalitäten zur Verbreitung der Civiliſation und des Chriſtenthums weſentlich ſeit Jahrtauſenden ſich bedient habe, und wie engliſches Leben in der neuen Geſchichte griechiſches erſetzt und mit deutſchem vereint neue Culturzuſtände in unwirthbaren Ländern hervorrufen wird, ohne dieſe Miſchung aber, wie jetzt wieder in Canada, keinen Beſtand haben dürfte; wäre ſein Auge auf die Zukunft ſeines deutſchen Vaterlandes gefallen und hätte ſeine Seele die Möglichkeit geahnt, daß die Emigrationen der Deutſchen nach den Vereinigten Staaten vielleicht eben erſt einen kleinen Anfang genommen haben, daß möglich und wahrſcheinlich bevorſtehende Erſchütterungen des Vaterlandes und bereits begonnene Störungen des öffentlichen Rechts, der perſönlichen und der Gewiſſensfreiheit neue und größere Scharen über den atlantiſchen Ocean treiben könnten: er würde, dankbar in ſeinem Herzen gegen die Vorſehung, die ſchwachen Beſtrebungen deutſcher Ausgewanderter geſegnet haben, die nur dazu dienen können, ein geiſtiges Band zwiſchen dem Mutter- und Tochterlande zu knüpfen und die Bahn zu brechen, auf welcher unſagliches heimiſches Herzeleid in der Ferne Linderung finden kann. Auch ſieht ja jeder Unbefangene, daß das Leben der Union, je mehr es die flache und flüchtige franzöſiſche Nationalität wie Schaum von ſich abwirft, ein neues Element mit ſeiner feſten, ſtabilen Eigenthümlichkeit und einer gebildeten Sprache bedürfe, um die alte Welt mit ihren geiſtigen Schätzen völlig in ſich aufzunehmen und zu verjüngen. Wenn England und Frankreich ſich jetzt nicht ſchämen, deutſcher Sprache und Literatur ihre ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken, dürfen doch gewiß die gebildeten Deutſchen in Amerika ſich dieſer auch annehmen.

Mit dem höchſten Intereſſe folgen wir unſerm Reiſenden zu den Creekindianern, die er bei Mobile im Staate Alabama zur Auswanderung nach dem Weſten verſammelt fand. Bekanntlich haben die Vereinigten Staaten dieſen unbildſamen Urbewohnern jenſeit des Miſſiſippi neue Wohnſitze, wo ſie nach ihrer Weiſe leben können, geſichert und ihnen ihre bisher beſeſſenen Länderſtriche für ein Billiges abgekauft. Es iſt in dieſen Eingeborenen ein tiefes Nationalgefühl. Sie verachten europäiſche Civiliſation. Ihre Beſtimmung iſt die Jagd. Der Landbau langweilt ſie. Ihre Sitten ſind einfach, ihre Genüſſe meiſt natürlich; ihre Körper ſind gewandt und ſelten groß und corpulent. Der Amerikaner hält ſie unwillkürlich für eine edlere Menſchengattung als die Neger, denn ſie taugen nicht zur Sklaverei. Mit ihnen ſich zu miſchen gilt für keine Schande; die mulattiſche Abſtammung, nicht die indianiſche iſt verachtet.

Gerade dieſe Gelegenheit, Indianer zu ſehen, ließ den Hrn. Verf. einen tiefern Blick in die Negernatur werfen. Welche Verſchiedenheit! Alle Fragen, wie letztere zu civiliſiren ſei, möchten indeß gerade in der Fügſamkeit derſelben in die Sklaverei ihre Beantwortung finden. Ihr phyſiſches Gedeihen in den ſüdlichen Staaten der Union bei leidlicher Behandlung ſcheint dafür ein Beweis, daß

sie auch zur Civilisation gedeihen würden. Allein man scheut alle Versuche der Art, wie der ultraromanische Klerus und der alte germanische Feudaladel das Volk in Dummheit erhalten wissen wollten, damit sie bequem klüger bleiben und herrschen könnten; so auch hier. Ob bei Geburt, Gewöhnung und Erziehung in Sklaverei die Begriffe der Neger über ihren Zustand im Allgemeinen sich zu erheben vermögen, darf man gar nicht fragen; auch nicht, ob in diesem Stamme selbst vielleicht einst der Reformator auftreten werde. Haben wir denn schon genügende Kenntnisse von dem Stande ihrer heimischen Civilisation und Freiheit? Nur europäische Erziehung vermöchte hier etwas. Nicht das Übergewicht der weißen Bevölkerung in der Union würde, wie der Hr. Verf. anzunehmen scheint, den Ausschlag geben, wenn die Republik, wie einst die römische, durch Sklavenkriege erschüttert würde. Der Krieg gegen die Seminolen in Florida erinnert an die Unzulänglichkeit der numerischen Überlegenheit. Es würde die schwache europäische Bevölkerung der Sklavenstaaten bei der Gesinnung der nördlichen über diesen Punkt einem solchen Sturze nicht Widerstand leisten können.

(Der Beschluß folgt.)

Andeutungen über die Grenzen der Civilisation von M. von Prittwitz. Manheim, Hoff. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie einem Wanderer in hohen Bergen bange wird, er möge sich versteigen, kein freundliches Thal mehr erreichen, sondern in öden kalten Räumen verkommen, oder wie ein bemittelter Grundbesitzer bei wachsender Zahl seiner Familie in Besorgniß geräth, seine Mittel würden für die steigenden Bedürfnisse nicht mehr ausreichen, so haben auch die Fortschritte der Civilisation bei Vielen eine Furcht erregt, sie würden zu keinem guten Ende führen und den Zustand des Menschengeschlechts sowol in physischer als sittlicher Hinsicht verschlimmern. Inzwischen gehen die Fortschritte ihren Gang, die Bewegung setzt sich fort in einer bewegten Zeit, die Gegenreden und Hemmungsversuche bleiben unwirksam, und man muß mit Galilei ausrufen, was der Verf. vorliegender Schrift als Motto auf ihren Titel gesetzt: „E pur' si muove!"

Er gibt aber zugleich den guten Trost: man solle nicht fürchten, es sei kein wahrer Grund dafür vorhanden. Er thut dies, indem er die Grenzen der Civilisation bestimmt in Bezug auf Güterquellen, die nicht angeeigneten, die angeeigneten, die Capitale, die menschliche Arbeit; in Bezug auf die Art der Production, materielle und geistige; in Bezug auf Consumtion des Individuums, der Gesellschaften und Vereine, des Staates. Er gibt die Resultate seines zwanzigjährigen Sammelns, Beobachtens und Nachdenkens, wird dadurch höchst anziehend und lehrreich und, was noch besser ist, beruhigt uns über die Gegenwart und deren Zustand, läßt uns ohne Sorge in die Zukunft blicken.

Hierfür wird nun Folgendes darzuthun gesucht: die Erde vermag eine unvergleichlich größere Menschenmenge zu ernähren, als gegenwärtig auf ihr wohnt; bei zunehmenden Communicationsmitteln kann Hungersnoth immer weniger eintreten; unter allen Umständen und für alle Zeiten ist dem Menschengeschlechte sein Bedarf an Brennmaterial und Erwärmungsmitteln sowie an Triebkräften für seine industriellen Arbeiten gesichert; die Zahl der Thiere wird sich nicht auf der Erde vermindern; der an höhern Lebensgenuß gewöhnte Mensch wird seine eigenen Kräfte und die Schätze der Natur immer mehr zur Befriedigung höherer und edlerer Genüsse als blos zur Stillung niedern Bedürfnisses verwenden; die Capitalien sind einer fortschreitenden unbegrenzten Vermehrung fähig, nur der Zinsfuß wird sinken; mit wachsender Menschenmenge und Production wird der arbeitenden Classe die Gelegenheit gegeben, sich mehr Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen; es wird von ihrem Willen, ihrer Bildungsstufe und Gewohnheit abhängen, für ihre Leistungen besser belohnt zu sein; die fortschreitende Civilisation wird immer mehr von selbst ohne gewaltsame und künstliche Mittel die St.-Simonistische Lehre, daß Jeder nur nach Verdienst belohnt werden und genießen solle, zur Verwirklichung bringen; alle Klagen über zunehmende Arbeitslosigkeit, zu große Wohlfeilheit der Producte werden aufhören; nur wenn die dringenden Bedürfnisse des Körpers Befriedigung gefunden, kann der menschliche Geist sich zu seiner höhern Bestimmung erheben, darum muß man die große Masse für die Annehmlichkeiten des Wohlstandes empfänglich machen; der Unterschied zwischen Reich und Arm, ja selbst das Übergewicht des großen, erblichen Grundbesitzes muß verschwinden; die verschiedenen Stämme der Erde werden sich in Verkehr, Regierungsform, Sitten und Gebräuchen vermischen, um aus dem Menschengeschlecht Eine große Familie zu bilden; gesellschaftliche Vereine zu verschiedenen Zwecken werden überall entstehen, die zwingende Gewalt des Staates wird immer überflüssiger werden; daher ist es thöricht, die Civilisation mit ihren vervielfältigten, verfeinerten und veredelten Bedürfnissen, Ansprüchen und Genüssen zu verdammen.

Was als herrenloses Gut ausgebeutet wird, wie Eiderdunen, Mahagoni und andere Hölzer, Walfische und Seehunde, unterliegt einer Abnahme der Einträglichkeit, weswegen die Aneignung solcher Güterquellen von den Staatswirthschaftslehrern vorzüglicher gehalten wird. Als Südgeorgien von Capitain Cook 1771 entdeckt war, begannen Amerikaner Seehundsfelle nach China zu führen, wo sie in hohem Preise standen, und seit jener Zeit wurden 1,200,000 Felle von dort verführt; die Zahl der Seehunde, die 1821 und 1822 auf den Südshetlandsinseln geschlachtet wurden, belief sich auf 320,000, und diese Thiergattung ist auf diesen Inseln nun gänzlich ausgerottet.

Unter den Ursachen, die auf vermehrte Bodenproduction einwirken, steht das Klima obenan. Ein Morgen Landes trägt in Deutschland und Frankreich 6—7 Centner Weizen, im bewässerten Lande bei Valencia 29 Centner, bei Queretaro und Cholula in Mejico 43 Centner (achtunddreißigfache Aussaat). Durch Cultur wird indessen das Klima verbessert, und der Verf. hält eine Vermehrung der Ertragsfähigkeit des Bodens mittels künstlicher Wärme in Mistbeeten und Treibhäusern für gar nicht unwichtig. Wenigstens in Petersburg, wo viele Gewächs- und Treibhäuser sind, kauft man wegen der Concurrenz Melonen, Ananas, frühe Gemüse im Winter viel wohlfeiler als in jeder andern großen Stadt. Aber dieser Einzelfall einer künstlichen Luxuscultur darf doch schwerlich als bedeutsam für die Production überhaupt angeführt werden; denn wer braucht Ananas und Frühgemüse im Winter zu essen?

Die Bevölkerung steigt. Sie betrug 1755 in England, Wales und Schottland 7½ Millionen, 1831 16½ Millionen, stieg also um 120 Procent. Nun ist in den letzten vier Jahren kein oder fast kein fremdes Getreide eingeführt worden; es muß also die Bevölkerung der in jenem Zeitraum eingetretenen Verbesserung und Ausdehnung des Ackerbaus im Lande selbst ihren Unterhalt verdanken. Von 1740—50 betrug die Bevölkerung Londons im Durchschnitte etwa 670,900 Seelen. Während dieser Periode wurden jährlich 74,000 Stück Hornvieh und 570,000 Stück Schafe auf dem Markte von Smithfield verkauft. Dagegen 1831 war die Bevölkerung auf 1,472,000 gestiegen (um 118 Procent), und es wurden im Durchschnitte jährlich 156,000 Stück Hornvieh (114 Procent mehr) und 1,238,000 Stück Schafe (117 Procent mehr) verkauft, die noch dazu mehr Gewicht hatten, denn früher wog das Hornvieh nicht über 570

Pfund, die Schafe wogen nicht über 28 Pfund, während jetzt das durchschnittliche Gewicht für Hornvieh auf 800 Pfund, für Schafe auf 80 Pfund geschätzt wird. Es wird also in London jetzt verhältnißmäßig doppelt so viel Fleisch verbraucht als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und in den meisten übrigen Theilen des Landes stieg der Verbrauch noch weit mehr. Hauptursache dieser Erzeugungsfortschritte sind wol die Gemeindetheilungen, dann auch Einführung des Futterbaues statt der Brache. Angesehene, mit dem Zustande des Ackerbaues genau bekannte Leute meinen, daß sich der Rohertrag Englands noch fast verdoppeln lasse ohne verhältnißmäßig größere Erzeugungskosten, England könnte also noch das Doppelte seiner jetzigen Bewohnerzahl ernähren. Eine solche auf Zahlen gestützte Vermehrbarkeit der Production darf über Mangel beruhigen.

Aber weiter: Eisen und Steinkohlen werden aus dem Innern der Erde gezogen und in großen Massen verbraucht. Das Eisen, sagt der Verfasser, ist in solcher Fülle in den obersten Schichten der Erdkruste enthalten, deren Inneres höchstwahrscheinlich ganz aus Eisen besteht, daß selbst der ausgedehnteste Verbrauch die zugänglichen Vorräthe nicht erschöpfen wird, und zuletzt würde es dem Menschen gelingen, durch chemische Operationen das Eisen aus den gewöhnlichen Erdschichten zu sondern, in denen es sich fast allgemein findet, namentlich in Lehm und Sand. Über die Nachhaltigkeit der bekannten Kohlenlager hat man einen Überschlag versucht und in Schottland für 3488 Jahre, in England für 3000 Jahre Vorrath nach der jetzigen Ausdehnung des Bedarfs berechnet. Sollte aber nach Jahrtausenden ein Zeitpunkt eintreten, wo der Vorrath verzehrt sein müßte, so wird der Holzanbau zugenommen haben, weil die Menschen nicht erfrieren wollen, und man benutzt vielleicht die latente Wärme aller Körper, die durch Reibung oder Stoß frei gemacht werden kann, wie man schon in Nordamerika eine Maschine erfunden haben will, mittels welcher Fabriken sowol als große öffentliche Gebäude täglich durch Reibung geheizt werden sollen. Auch durch Anlegung von Brunnen ist vielleicht die Erdwärme zur Heizung zu benutzen, und es könnte ein Brunnen von 600 Fuß Tiefe schon eine Wärme von 11—12 Grad Réaumur geben. Dessenungeachtet gesteht Ref., er würde für die Zukunft mehr das Erfrieren als das Verhungern fürchten, wenn nicht vor dem Eintreten des erstern noch einige Jahrtausende ablaufen müßten.

Wie sehr die Capitalien steigen, läßt sich abnehmen aus der großen Masse ihrer Verwendung. Nach Dupin hatte Großbritannien seit dem siebenjährigen Kriege, also in einem Zeitraume von etwa 60 Jahren, mittels Actiengesellschaften von Privatleuten 500 Millionen Pfund Sterling zu Kunststraßen, eine Milliarde auf Flüsse und Kanäle und eine Milliarde auf Häfen und Meeresküsten verwandt. Dies macht auf eine Bevölkerung von durchschnittlich 12 Millionen (jetzt ist sie über 16 Millionen) jährlich für den Kopf eine in Actien niedergelegte Ersparniß von 23 Thalern, und hierzu treten noch 215,750,000 Francs, die in den letzten Jahren bis 1837 daselbst bereits auf Eisenbahnen verwandt wurden. Gegen die Meinung Mancher, daß die Erweiterung des Volksvermögens und die Industrie durch die bereits vorhandenen Capitalien genau begrenzt sei, äußert Say: In der staatswirthschaftlichen Schule, die ihre Lehren auf bloße Abstraction gründet, legt man zu viel Werth auf solchen Begrenzungsgrundsatz; es gibt Industriezweige, welche mit unendlich geringem Capital ausgeübt und unbegrenzt erweitert werden können, auch enthält ein Land immer eine Menge kleiner Capitalien, die unbenutzt liegen und nutzbar gemacht werden könnten. In einem Lande, wo für jeden einzelnen Gewerbzweig die größtmögliche Menge von Capital bereits angelegt wäre, muß dann freilich nach Adam Smith der niedrige Stand des Zinsfußes es nur noch den reichsten Leuten gestatten, von ihren Interessen zu leben. Je mehr die Capitale zunehmen, nimmt auf diese Weise die Veranlassung zu ihrer Ansammlung ab.

Das geistige Capital eines Volks steigt durch Vermehrung des Wissens und der Erfahrungen, durch Verbesserung des Unterrichts und die daran Theil nehmende vergrößerte Zahl der Individuen, und der Verf. entscheidet in Bezug der Lehrgegenstände trotz alles Widerspruchs der classisch gebildeten Gelehrten und Schulmänner dafür: den Jüngling zu lehren, was der Mann braucht. Er meint, hier liege noch ein weites Feld unserer Schule offen. Das moralische Capital, welches als Güterquelle betrachtet werden kann, besteht in Redlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Unternehmungsgeist. Die Civilisation wirkt nicht blos auf den Wohlstand, sondern auch auf die sittliche Verbesserung. Chevalier erkennt in Bezug auf die Nordamerikaner, trotzdem daß nach seiner Meinung das Geld bei ihnen die Haupttriebfeder des geselligen Lebens sei, daß mit zunehmendem Wohlstande auch dort die Redlichkeit des Volks im Allgemeinen wachse.

Gesellschaftliche Unternehmungen, Actiengesellschaften sind die mächtigsten Mittel, um Industrie und Wohlstand eines Landes zu heben. Das Capital, welches in die verschiedenen Wasserwerke Großbritanniens von Individuen oder Gesellschaften gesteckt ist, wird auf 20 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Man hat die Gründe gegen industrielle Unternehmungen von Seiten des Staats schon oft entwickelt und die Erfahrung hat sie bestätigt. Es gibt kein größeres Lob für eine Staatsverwaltung als die Schmeichelei, welche Voltaire an den Cardinal Fleury richtete: „Gnädiger Herr, Sie bestreben sich, sich überflüssig zu machen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von dem „Dictionnaire de la conversation" erschien die hundertste Lieferung. In der Ankündigung wird gesagt, daß dies interessante Werk nahe an 20,000 Subscribenten zählt, und ein Verzeichniß der darin enthaltenen wichigsten Artikel gegeben. Hierunter bemerken wir: Law et son système financier, von Thiers; Charlemagne, Histoire et constitution des Français, von Guizot; Matthieu Molé, vom Grafen Molé; Dumoulin, von Dupin; Industrie, Garde nationale, vom Baron Charles Dupin; Jérusalem, von Lamartine; Ignorance, von Lamennais; Eglise, von Chateaubriand; Bonaparte, von Salvandy; Loi, Opposition, von Odilon-Barrot; Charles X, von Pagès; Brissot von Vivien; Casimir Périer, von Rémusat; Russie, vom General Grafen Ségur; Beaumarchais, Danse des morts, von Saint-Marc Girardin ꝛc. Man sieht, daß fast alle politischen Notabilitäten Frankreichs, welcher Nuance und Richtung sie auch angehören, bei diesem „Dictionnaire de la conversation" thätig gewesen sind. Wie wäre, trotz so viel schlichterer und friedlicherer Verhältnisse in Deutschland, bei der gewohnten Ängstlichkeit seiner Staatsmänner, selbst seiner Gelehrten, und bei ihrer Sucht, aneinander Anstoß zu nehmen, eine solche Vereinigung einander abstoßender Kräfte möglich!

Die französische Übersetzung der „Stunden der Andacht", welche unter dem Titel: „Méditations religieuses en forme de discours pour toutes les époques, circonstances et situations de la vie domestique et civile, traduites par MM. *Monnard* et *Gence*", erschienen ist, wird ihrer Treue und ihres Geschicks wegen gerühmt und hat, wie es im „Temps" heißt, in den Familien überall Eingang und Anklang gefunden. Man solle sich, heißt es eben dort, den alten Erzbischof von Bordeaux, de Chéverus, oder de Boisin, den der Kaiser mit so vielem Lobe ausgezeichnet, als Lehrer der täglichen Pflichten, als Erklärer der dogmatischen Wahrheiten, mehr im Tone eines Familienvaters als eines strengen Religionslehrers die Pflichten der Menschheit und der Familie auseinandersetzend, vorstellen, und man werde eine Idee von diesem Buche und seinem Verfasser haben. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 102. — 12. April 1839.

Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahr 1837. Von L. de Wette.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Die Eifersucht des Nordens der Union auf die Sklavenstaaten hat in der Verfassung ihren Grund. Letztere wählen, um ein Gleichgewicht im Congreß zwischen Süden und Norden hervorzubringen, nach Maßgabe der Sklavenbevölkerung ihre Repräsentanten. Deshalb bieten auch die südlichen Pflanzer Alles auf, die Vermehrung der schwarzen Race möglichst zu befördern. Nicht nur ihr Reichthum, auch ihre politische Macht in der Union beruht darauf, daß die südliche schwarze Population der nördlichen freien und weißen Bevölkerung die Wage halte. Hr. de Wette hat diesen Grund der großen Vermehrung der Sklaven übersehen, der mehr politisch als finanziell vortheilhaft, ja in letzterer Beziehung sogar verderblich ist. Jedenfalls schweigt man auch geflissentlich in den Sklavenstaaten über dieses precaire Manoeuvre. Würde die schwarze Bevölkerung murren und schwierig werden, welche Folgen! Fast jede Pflanzung des Südens hat ihre besondern Anstalten für Geburt, Gesundheit und Alter der Sklaven. Daher dies Gefühl der Sicherheit der eingeborenen Sklaven und der Anhänglichkeit an die Pflanzung. Der Norden kann das nicht hindern; aber Demokratie und Aristokratie treten in diesem Verhältnisse recht deutlich hervor. Hr. de Wette hat für diese politischen Zustände nicht die geübte Aufmerksamkeit anderer Reisenden. Zwar kennt er sie; allein er belehrt uns zu wenig über die dermalige Gestaltung der Parteien, besonders in den nördlichen Staaten, wo sich die Geldaristokratie gegenwärtig mächtig gegen den demokratischen Grundheiden aufgemacht hat. Der Letztere erkennt dagegen in sich, daß er, nicht das Papiergeld und die Banken, es sei, welcher den Staat in der Gefahr retten werde.

Das Vollbürgerthum des amerikanischen Grundbesitzers, seine Theilnahme an den Wahlen und Ereignissen seines Staates und mittelbar der Union, die Möglichkeit für Jeden, auf den Präsidentenstuhl und zur Gouverneurstelle seines Staates sowie zum Repräsentanten desselben und ferner zu einem Congreßmitgliede gewählt zu werden, eröffnet dem Ehrgeiz ein unermeßliches Feld. Vielleicht haben die Deutschen in Pennsylvanien gerade von diesem Gesichtspunkte aus am mehrsten Grund, sich den an solche Bestrebungen gewöhnten und mit ehrgeizigen Umtrieben vertrauten Angloamerikanern entschieden dadurch entgegenzusetzen, daß sie dem Stolze auf englische Abstammung, dem Drucke, den englische Gesetze und englische Gesetzkundige (lawyers) auf sie ausüben und womit sie unberechenbaren Trug treiben, sich mit aller Kraft zu entwinden suchen. Überdem vermindert sich die englische Race überall, wo die deutsche überhand nimmt. Die Abneigung der Deutschen gegen Schulen und Unterricht — von welcher Pennsylvanien als Staat gerade keinen Beweis gibt — dürfte allmälig schwinden, sobald sie nicht mehr ihre Sprache unterdrückt und misachtet sehen. Daß der deutsche Bauer in Amerika sich schämt, gegen Gebildete seine dort verdorbene Muttersprache zu gebrauchen, gereicht ihm mehr zur Ehre als den deutschen Schweizern, welche wegen ihrer häßlichen deutschen Aussprache lieber zierlich Französisch sprechen lernen und sich dieser Sprache im gebildeten Umgange bedienen. Ob dies für die Intelligenz der deutschen Schweiz überhaupt Vortheile gebracht habe, möchte bezweifelt werden. Ebenso hat es den Deutschen in Pennsylvanien noch nichts genutzt, sich ihrer Muttersprache zu entwöhnen und Engländer zu werden.

Wir legen dieses Werk nicht aus der Hand, ohne noch einmal den Genuß zu erwähnen, den es uns gewährt hat, einem jungen, gebildeten Deutschen mit einer gewissen ehrlichen und freundlichen Empfänglichkeit durch dieses Land gefolgt zu sein. Hr. de Wette ist weit entfernt, auf den Ruhm eines gelehrten Reisenden Anspruch zu machen; allein gerade diese Anspruchlosigkeit gibt seinem Berichte einen hohen Werth. Die übertriebenen Schilderungen anderer Reisenden, ihre Raisonnements über Verhältnisse und Zustände, die sie nicht beurtheilen konnten, oder die sie aus den Ansichten einer Partei hernahmen, haben uns den Standpunkt für richtige Beurtheilung oft verrückt. Hr. de Wette ist seiner Sinnesweise nach für Stabilitäten im Ganzen; dies drängt sich uns besonders bei seinem Eintritt in das Land auf. Wie sollte ein Deutscher sich auch von vorn herein das Bild der Bewegung und Gährung eines werdenden Volks entwerfen, wie das Princip der Bewegung und Thatkraft alle Adern seines Lebens durchdringend sich denken können, ohne es zu sehen! Seine Gewöhnung, seine Bildung, vielleicht seine Heimat drückten Hrn. de Wette eine Richtung zu der Ari-

ſtokratie ein, deren er ſich jedoch keineswegs klar bewußt iſt. Deshalb drängt es ihn überall zu den hervorſtechenden Claſſen der Geſellſchaft. Der Reiche ſteht ihm näher als der Arme. Im Süden fühlt man, wie er in dem ariſtokratiſchen Stabilitätsſyſteme trotz der Sklaverei ſich nicht unbehaglich fühlt. In den engliſch-ariſtokratiſchen Staaten des Nordens iſt er glücklich. Der Niagara mit ſeinen Wundern, das ganze Gebiet der Seen und des Lorenzſtroms belebt ſeine Empfindungen wunderbar, weil er ſich beſtändig in guter engliſcher Geſellſchaft und Landesſitte befindet. Die germaniſchen Lebensäußerungen in Pennſylvanien, Ohio, Miſſuri u. ſ. w. gingen an ihm, obwol ſie rieſenhafte Bilder gewähren, ungenoſſen und unempfunden, ohne Ahnungen der Zukunft vorüber. Immer nimmt er die Zuſtände in Amerika, wie ſie ſind, als feſte an, und darin gerade glauben wir, daß er irrt. Was aus Amerika bis jetzt geworden iſt, wiſſen wir ungefähr; was es aber werden werde, das wiſſen wir durchaus nicht und läßt ſich nur ahnen. Die große Regſamkeit etwas „Krankhaftes" zu nennen, wie der Hr. Verf., möchte unſere Meinung über ihn unterſtützen. Er hat dieſe Regſamkeit erkannt, nicht aber, daß ohne ſie dieſer Welttheil nicht werden könne, was er werden wird, und daß er, ohne durch ſie die Bildung des Feſtlandes in ſich aufzunehmen und zu überbieten, den Culturgang der Menſchheit von Oſten nach Weſten nicht weiter leiten könnte. Und dazu halten wir die nördliche, bildſamere Hälfte des Feſtlandes von Amerika, von Canada bis in den Meerbuſen von Mejico, beſtimmt. Die kahle Nüchternheit des Nordens mit der lebhaften Vorſtellungsweiſe des Südens miſcht ſich in der Union und beide befruchten ſich gegenſeitig. Rußland wäre das einzige Land der Welt, wo etwas Ähnliches ſich zeigen könnte; aber der ruſſiſche Süden hat keine Cultur, und die des Nordens iſt zum Glück der Menſchheit weder fruchtbar noch verlockend. Dabei verbreitet eine gewiſſe Art von Sklaverei ſich über das ganze Reich, und der Gegenſatz, die Freiheit, beſteht in dem Steppenleben halbwilder Horden. Während daher der verjüngte Europäer in Amerika ſichtlich gedeiht und nach Maßgabe der jungfräulichen Triebkraft einer ungeſchwächten Natur auch dort wie überall ſich entwickelt, in dem chriſtlich-germaniſchen Elemente der Geiſtesfreiheit aber jede humane Kraft mit einer Elaſticität ausprägt, welche die alte Welt nur in einzelnen Erſcheinungen kennen gelernt hat, geht er im Oſten überall ſichtlich moraliſch unter. Es ſcheint eine ſtillſchweigende Bedingung des Culturganges, daß er nicht rückwärts nach dem Aufgange, ſondern immer wieder und weiter nach Weſten ſeine Richtung nehme. Phyſiſche Gründe dafür theilte uns neuerlich ein ſeit 15 Jahren in Amerika lebender deutſcher Gelehrter mit, die wir billig auf einen andern Platz verſparen.

Es dürften dieſe flüchtigen Andeutungen genügen, um auf die Bedeutung dieſes Reiſeberichts hingewieſen zu haben. Wir wiederholen es, die Treue und Wahrheit der wiedergegebenen Eindrücke iſt in keinem uns bekannten Reiſenden in den Vereinigten Staaten vom Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar an bis auf Hrn. Dr. de Wette ſo ſichtbar; in keinem iſt das Urtheil nach und nach durch vieles Leſen und Nachdenken ſo gewachſen, von keinem das Geſehene und Beachtete deutlicher, einfacher und klarer beſchrieben. Man kann mit Recht ſagen, daß das ganze Bild, welches Hr. de Wette gibt, ſelbſt die raſche Bewegung in dem ungemeſſenen Raume mit der Menge der Reiſenden, die er antraf, einen weit lebhaftern Totaleindruck von der Gährung, Regſamkeit und Thatkraft der Nordamerikaner gebe, als er im Augenblicke ſich bewußt geworden ſein mag. Aus Allem geht hervor, daß der Amerikaner nach größern Dimenſionen ſeine Maßſtäbe eingerichtet hat, und daß mithin jene europäiſche, ängſtliche, kleinbürgerliche Bedachtſamkeit in ſeine Zuſtände nicht recht paſſe. Schon die Union der Staaten, als Staat gedacht, iſt ein gewaltiger Maßſtab für die politiſche Speculation. Bürger eines Staates und zugleich der Union zu ſein, nirgend an einer Anſiedelung und Anheimung durch Heimatſcheine, Päſſe und Zeugniſſe gehindert zu werden, gibt ein Sicherheitsgefühl und eine ſittliche Haltung, die ſelbſt den in Europa Geſunkenen wieder vor ſich ſelbſt zu Ehren bringen kann.

Es ſcheint uns daher weder recht noch klug, die Sehnſucht von Tauſenden nach einer neuen Heimat an der Befriedigung zu hindern. Nichts kann die Phantaſie beſſer regeln als die Verwirklichung eines geahnten Zuſtandes. Hindert man dieſe Verwirklichung, ohne zu überzeugen, daß das Vorhandene genüge, ſo erzeugt man eine unbeſiegbare Unzufriedenheit. Uns wollen immer die Kreuzzüge als ein ähnliches Bild unbezähmter Sehnſucht nach einem Phantom erſcheinen. Die Sehnſucht nach ewiger Seligkeit durch große beſchwerliche und gefährliche Wanderungen, Kämpfe und Eroberungen war eine, wenn auch romantiſche, doch mit den heimiſchen trüben und krankhaften Zuſtänden ebenſo innig verwobene Nothwendigkeit als die jetzigen deutſchen Auswanderungen, welche in tiefempfundenem politiſchen, policeilichen und finanziellen Drucke nach dem gelobten Lande der Freiheit und Wohlhabenheit angeſtellt werden. Keine Regierung wird dieſe Neigung und Sehnſucht hemmen, ohne völlige Umkehr ihrer Staatsmaximen. Anpreiſungen der Vorzüge der Heimat für Den, welcher innerlich ſchon von ihr losgeriſſen iſt, und Schmähungen des Landes, wohin er ſtrebt, um eine neue Heimat zu erlangen, ſind ein ſo gefährliches, ſich an den Erfindern gewißlich rächendes Mittel, daß man vor ihm nicht genug warnen kann. Beiſpiel iſt die ſtillſchweigend nachgelaſſene Auswanderung nach Polen und die Rückkehr der Getäuſchten. Wir fürchten in Zukunft von den Bettelleuten mehr Unheil für unſer Vaterland, als die Edelleute jemals darüber gebracht haben.

Zum Schluſſe gedenken wir einiger dem Hrn. Verf. entſchlüpften Idiotismen, die bei dem ſonſt ſo reinen Deutſch ſeines Berichtes um ſo mehr auffallen, empfehlen dem Verleger einen geübtern Corrector und wünſchten dem Werke eine ausführlichere Nachweiſung der geognoſtiſchen und botaniſchen Ausbeute des Hrn. Doc-

tors, die sich vielleicht an die Stelle der täglich wiederkehrenden Nachweisungen über gute und schlechte Küche und deren sichtbaren Einfluß auf den Humor mit Nutzen hätte bringen lassen. Die Berichte der Staatsgeologen mehrer Staaten der Union, besonders die seit mehren Jahren regelmäßigen des pennsylvanischen, hätten dazu wol Veranlassung geben können. 52.

Andeutungen über die Grenzen der Civilisation von M. von Prittwitz.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Von den Eisenbahnen als Communicationsmitteln spricht der Verf. ausführlich und günstig: sie werden den Preis der Waaren vermindern, raschere Geschäfte möglich machen, geringeres Capital für Production erfodern lassen, die Arbeit noch mehr theilen, größere Stabilität der Preise bewirken, der niedern Classe mehr Gelegenheit geben, Arbeit zu suchen und zu finden, den Markt der Waaren erweitern, den freien Handel befördern, den Werth der Grundstücke heben, anschauliche Kenntnisse allgemeiner verbreiten, die Abgeschlossenheit der Nationalität aufheben und zu einem großen Föderalsystem der Staaten führen.

Für den Verzehr von Lebensmitteln werden die Fortschritte der Civilisation keine Erweiterung des Bedürfnisses und selbst keine Verfeinerung des Genusses, ja eher sogar eine Vereinfachung desselben bedingen. Verglichen mit den Schwelgereien der Römer und des Mittelalters, hat unsere neuere Civilisation einen Fortschritt zum vernünftigen Genuß der Nahrungsmittel gemacht. Auch der Vereinfachung der Kleidung ist die fortschreitende Bildung günstig. Ausgabe für bequeme, geräumige und prachtvolle Wohnungen ist in mancher Hinsicht zu rechtfertigen und kommt auch Andern zu Gute außer dem Besitzer. Zwischen den wesentlichen und dringenden Consumtionen läßt sich keine Grenze ziehen; die weniger wesentlichen, nur den Reichern möglichen sind mannichfaltig und theilen sich in zwei Classen, nämlich insofern sie vorzugsweise den eigenen Genuß bezwecken, oder dieser einem Dritten zu Gute kommt. In die erste Classe gehört die Dienerschaft, in die zweite gehören Feste. Reichthum nützt nicht blos dem Reichen selbst, sondern auch dem mit ihm Lebenden und Verkehrenden, indem er Production befördert und Vielen Arbeit und Verdienst gibt. Das wünschenswertheste Maß des Wohlstandes für das Menschengeschlecht wird im Allgemeinen sein, wenn die Arbeit nicht alle Muße raubt, in der geistigen Ausbildung fortzuschreiten, und der Verf. meint in Beziehung auf den evangelischen Spruch: es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel komme, man dürfe eher behaupten, es sei schwer ohne einen gewissen Wohlstand ins Himmelreich zu kommen, d. h. zu einem hohen Grade sittlicher Bildung. Wie Vieles stört nicht die letztere und macht sie in mancher Hinsicht unmöglich bei dem eigentlich Armen und Bedürftigen! Man erwäge Say's Behauptung: Wir sind in den Stand gesetzt, desto mehr zu produciren und zu consumiren, je civilisirter wir sind, und wir sind desto civilisirter geworden, je mehr wir im Stande gewesen sind zu produciren und zu consumiren.

Dies führt auf die zweckmäßige Hülfe, welche der Armuth zu Theil werden kann. Selbst St.-Simon will nicht die gleichere Vertheilung des Erwerbgewinnes durch positive Maßregeln bewirken, wie es seine Anhänger späterhin wollten; er behauptet nur, daß die fortschreitende Ausbildung des Menschengeschlechts nothwendig diese gleichförmigere Vertheilung immer mehr befördern und begünstigen müsse, wovon der Zustand der nordamerikanischen Freistaaten schon einen Beweis liefert. Sie haben weder eine Aristokratie, noch einen müßigen Mittelstand (Rentiers), noch Proletarier, und die beiden letzten Classen werden in der amerikanischen Gesellschaft ganz verschwinden, während vielleicht gesagt werden kann, daß sie die Aristokratie noch nicht besitze. Kein Staat oder die Gemeinschaft der Bürger kann die Verpflichtung übernehmen, für den Unterhalt des einzelnen Individuums zu sorgen; dies muß Jedem überlassen bleiben; der Staat kann nur im Allgemeinen den Erwerb erleichtern. Die christliche Moral spricht freilich anders, aber Lord Brougham sagte 1834 im Oberhause: „Ich halte es für einen unwiderleglichen Grundsatz, daß ein permanenter Unterstützungsfonds für die Armen nur dazu dient, ihre Zahl zu vermehren.“ Inzwischen hat man in England nicht gewagt diesen Grundsatz in vollster Ausdehnung anzuwenden. Während die europäischen Staatsgesellschaften alle mehr oder weniger an den Wunden des Pauperismus leiden, ohne einen heilenden Balsam zu finden, gibt es, nach Chevalier, in den nordamerikanischen Freistaaten keine Armen, wenigstens in denen, die sich von der Sklaverei frei erhalten haben. Für die arbeits- und erwerbsunfähigen Armen kommen allerdings Fälle vor, wo die Menschlichkeit gebietet, von der Strenge jenes Grundsatzes abzuweichen, jedoch hätten auch diese Unfähigen für die Zeit, wo sie nicht arbeiten können, etwas zurücklegen sollen. Personen aus der niedern Classe werden oft hiervon zurückgehalten, weil sie das Hospital als einen sichern Zufluchtsort kennen. Darum muß man von Seiten des Staats dabei mit größter Vorsicht verfahren, und der Verf. ist sogar geneigt zu glauben, daß die Unterstützung auch der wirklich Hülfsbedürftigen ganz der Privatwohlthätigkeit und Privatvereinen überlassen bleiben müßte.

Vereine überhaupt werden von ihm sehr empfohlen; England hat deren am meisten, blos in London bestanden 1829 4549 Hülfsanstalten und 1684 Wohlthätigkeitsvereine. Der Associationsgeist bringt den Menschen auf die höchste Stufe der Civilisation, gibt die sicherste Gewähr für die Dauer des Bestehenden. Dadurch wird zwar die Wirksamkeit der obersten Staatsbehörde nach und nach immer entbehrlicher; indessen werden doch fortdauernd öffentliche Abgaben erhoben werden müssen, die in unserer neuern Staatsverwaltung eine so wichtige Rolle spielen. Der Verf. stellt den Satz auf: „Bei Gewerbefreiheit und bei einem Beharrungszustande des Abgabenwesens werden die Abgaben immer und unter allen Umständen von den Consumenten getragen.“ Aus Vertheuerung der ersten Lebensbedürfnisse folgt nicht, daß die niedere Classe dadurch leide, sondern die Abgaben fallen ausschließlich auf die wohlhabendern Classen. Wie sich die Last vertheile, läßt sich im voraus gar nicht berechnen, dies ist von der Consumtion und dem Einkommen der Consumenten abhängig, und die Abgaben müssen als Productionskosten angesehen werden, die vorweg von dem jährlichen Einkommen der Nationen abzuziehen sind, ohne daß sie im Speciellen auf den Erwerb und das Einkommen der Einzelnen einen merklichen und nachzuweisenden Einfluß hätten. Nur in seltenen Fällen wird sich nachweisen lassen, daß ein Gewerbe mehr Aufmunterung verdiene als ein anderes; daher ist wünschenswerth, die Besteuerung allgemein zu machen und nicht einzelne Productionszweige unverhältnißmäßig zu belasten. Bei verjährten Abgaben ist die Art der Besteuerung für die größere oder geringere Belastung der Steuerpflichtigen gleichgültig, die Klagen darüber verstummen mit der Zeit und werden nur laut bei Veränderungen in derselben. Darum ist die ungleiche Vertheilung der Grundsteuer keineswegs eine Ungerechtigkeit, denn jedes Grundstück ist dadurch schon so viel weniger werth, als die Steuer beträgt; auch Kopfsteuern, die anfänglich so hart sind, verlieren mit der Zeit den Charakter einer Abgabe, weil sie von Tagelöhnern und Dienstboten in ihren Contracten berücksichtigt werden und zuletzt doch die Reichen sie zahlen. Daher denn die Discussionen über gleichförmige Vertheilung der Abgaben, die sich von selbst einstellt, unnütz sind, beim Beharrungszustande Alles den Consumenten trifft und die Millionen, welche zum Behufe eines gleichförmigen Katasters von Grund und Boden ausgegeben werden, diesen Zweck verfehlen. Schon

Ad. Smith kommt auf diesen Satz zurück, wenn er ihn auch nicht in seiner Allgemeinheit anerkennt, und Say gesteht, noch keiner Regierung sei trotz aller Geschicklichkeit ihrer Finanzmänner auch nur entfernt die beabsichtigte gleichmäßige Vertheilung der Abgaben gelungen. Immer jedoch wird hierbei vom Verf. vorausgesetzt, daß Gewerbefreiheit bestehe, die Abgaben verjährt sind, oder das Abgabensystem in einem Beharrungszustande sich befinde; außerdem wird die Behauptung unrichtig. Der Schaden ist groß, den man zu allen Zeiten und fast in allen Staaten durch plötzlich eingeführte Abgaben mit der Absicht gleicher Besteuerung oder Begünstigung inländischer Industrie selbst in rückwirkender Kraft anrichtete. Erst wenn diese einfachen und geläuterten Grundsätze der Besteuerung allgemein anerkannt und verbreitet sein werden, sagt der Verf., darf man hoffen, das Chaos der Finanzverwaltung zum großen Vortheile der Besteuerten und zur großen Erleichterung des Staatshaushaltes auf solche Verhältnisse zurückgeführt zu sehen, wie sie nach Urquhart — bei den Türken stattfindet.

Ohne Einwendungen — deren auch Ref. manche hätte — können diese Ansichten des Verf. kaum bleiben; aber viele sind einleuchtend genug, und alle stützen sich auf Erwägung von Thatsachen und bestehenden Verhältnissen, gewähren dadurch über dieselben eine willkommene Übersicht und förderliche Belehrung. 7.

Miscellen.

Das „Foreign quarterly review" über die Seherin von Prevorst.

Ein neuerer Reisender schreibt an einen Gelehrten in Paris, er habe in Persien die Bemerkung gemacht, daß der thierische Magnetismus dort wie im ganzen Orient weit länger als in Europa bekannt und als Heilmethode üblich gewesen sei. Dies scheint um so weniger unrichtig, als schon manche Gebräuche in der alten Magie, z. B. das Zusammenschlagen metallener Becken, das Verschränken von Fingern und Händen, das starre Anblicken Dessen, auf den der Magier wirken will, u. dergl. m., an manche Erscheinungen aus der Lehre des Galvanismus und thierischen Magnetismus erinnern. Der Orient, in welchem der Geist unter erschlaffenden Einflüssen sich aus seiner Ruhe nie zur Wissenschaftlichkeit erhoben hat, und wo die Phantasie, welche stets um so lebhafter wirkt, je mehr die eigentliche Verstandesthätigkeit darniederliegt, die Menschen in einen träumerischen Zustand der Ekstase versetzt, in welchem sie das Unendliche durch unmittelbare Anschauung erfassen wollen, der Orient ist das uralte Vaterland des Mysticismus, der, insofern er durch bestimmte Handlungen auf die Menschen einwirken will, sich als Magie offenbart, unter deren vornehmste Prästigien die Wirkungen des thierischen Magnetismus zu rechnen sind. Den Griechen, welche das Leben als Einheit auffaßten, war der Mysticismus mit Allem, was daran hängt, fremd; aber als die Vorstellungsweise des Orients nach Europa herüberdrang, als bei den durch Luxus mehr erschlafften als durch Bildung veredelten Massen müßiges Phantasiespiel beliebter wurde als geordnete Verstandesthätigkeit, da wurde wüste Schwärmerei und Teraturgie auch in Europa herrschend und durch die stete Verbindung mit dem Orient unterhalten, und zu Allem, was Justinus Kerner dem 19. Jahrhunderte bietet, lassen sich im 1., 2. und 3. Jahrh. Seitenstücke auffinden. Daß der deutschen Nation ein großer Hang zum Mysticismus inwohnt, bedarf keiner weitern Bemerkung, und vielleicht wurde derselbe durch das Christenthum noch genährt, das die Hinneigung der meisten Individuen dieses Volks zu phantastischer Beschaulichkeit oder zu dunkler Gefühlsthätigkeit, die das „innere Leben des Menschen" genannt wird und fast unserer ganzen Literatur ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, gewiß noch bedeutend verstärkt hat. Deutschland war wenigstens immer das Vaterland des Mysticismus, und das Leben erscheint hier fast wie aus jenem Stoffe gewebt, aus dem die Träume bestehen. Die Lehre vom thierischen Magnetismus fand bei uns an Mesmer ihren ersten Begründer; er ist vergessen, aber längst ein Anderer an seine Stelle getreten, dem mächtige Geister aus dem Reiche der Nacht zur Seite stehen, Görres, Eschenmayer, Meyer u. A.: der bekannte Dr. J. Kerner, wie Mesmer ein Schwabe; ein keineswegs unwichtiger Umstand. Was sagt nun das „Foreign quarterly review" zu dem Arzte, der seine Zeitgenossen mit der größten Zuversicht von den Wundern einer zwar körperlosen, aber doch sinnlich anschaubaren Geisterwelt unterhält, wie zu den bekannten Gelehrten, welche als Zeugen für ihn aufgetreten sind. Es erklärt sie nicht für absichtliche Betrüger*) oder gemeine Gaukler und Charlatane, sondern für die Opfer ihrer eigenen Selbstverblendung, und preist übrigens England glücklich, daß auf seinem Boden der thierische Magnetismus bis jetzt keine Wurzel habe schlagen können. Zwar ist vor Kurzem eine Seherin von St.-Pancras mit einem ihrer würdigen Arzte aufgetreten, aber solche Erscheinungen werden durch die öffentliche Satire gleich im Keime erstickt, oder, wenn das nicht hilft, Geister und Magnetismus von Untersuchungscommissionen so rücksichtslos, so rauh und unfreundlich behandelt, daß an ein Aufkommen für sie nicht zu denken ist.

Der Lapachobaum in Paraguay.

Der Lapacho ist der schönste und majestätischste aller Bäume, und unsere Eiche kann keinen Vergleich mit ihm aushalten. Aus dem Stamme eines dieser ungeheuern Bäume höhlte ein Portugiese zu Villarreal ein Canoe, auf dem allein 22,500 Pfund Yerba oder Paraguaythee, einige aus zusammengenähten Häuten bestehende Schläuche Syrup, eine Last Dielen, 70 Pack Taback und acht Matrosen, welche die drei Masten und die Segel des riesigen, aber doch kunstvoll ausgehöhlten Lapachostammes regierten, nach Assumcion kamen. Aus diesem Baume werden Fahrzeuge gemacht, die, 50 Jahre alt, noch jung genannt werden können. Sie bleiben fest und unerschütterlich bei allen Stößen, die sie auf den Sandbänken des Parana empfangen, und ebenso wenig schaden ihnen die brennenden Strahlen einer tropischen Sonne wie die heftigen Schauer tropischer Regengüsse. In das eisenharte Holz dringt weder ein Wurm noch Fäulniß. In Buenos Ayres sind sowol die Wagen wie die Dachsparren aus diesem Lapachebaume gemacht. 145.

Bibliographie.

Bernstein, Der Saphir. Geschliffen und à jour gefaßt. Herausgegeben als Rokoko vom Freiherrn Bern von Stein. 8. Leipzig, Krappe. 15 Gr.

Dahlmann, F. C., Quellenkunde der deutschen Geschichte. 2te verbesserte Auflage. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 16 Gr.

Dellarosa, L., Guido von Sendenstein, oder die Tempelritter in Mödling. Eine Rittergeschichte. 8. Wien, Haas. 21 Gr.

Heinroth, J. C. A., Orthobiotik oder die Lehre vom richtigen Leben. Gr. 8. Leipzig, K. Tauchnitz. 2 Thlr.

Strauß, D. F., Zwei friedliche Blätter. Vermehrter und verbesserter Abdruck der beiden Aufsätze: Ueber Justinus Kerner, und Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr.

Von den siben Slafaeren, Gedicht des XIII. Jahrhunderts, herausgegeben von *Th. G. v. Karajan*. Gr. 12. Heidelberg, Winter. 12 Gr.

Wuttke, Ueber das Haus- und Tagebuch Valentin Gierth's und die Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg. 8. Breslau, Friedländer. 12 Gr.

*) In deutschen Blättern ist dies dagegen bereits öfter geschehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 103. — 13. April 1839.

Julie Bondeli, die Freundin Rousseau's und Wieland's. Ein Beitrag zur Kunde bernischer Culturzustände, von P. J. J. Schädelin. Bern, Jenni, Sohn. 1838. 8. 14 Gr.

Seit einigen Jahren nimmt man mit Vergnügen an den Schweizern ein Bestreben für die Beleuchtung der Partien ihrer Geschichte wahr, welche vielleicht bisher am meisten vernachlässigt worden, und welche sich auf Culturzustände in den Perioden nach dem Versinken des alteidgenössischen Glanzes und Sinnes beziehen; Perioden, die so reich an Greuelscenen, an ekelhaften Gemälden kleinlichen Cantonal- und Familienzwistes, religiöser Zwietracht und unrepublikanischer Verkäuflichkeit sich darstellen, sodaß man nur mit Mühe und Widerstreben sie durchgehen mag. Diese Culturzustände, wenn sie auch im Ganzen ein nichts weniger als erfreuliches Resultat gewähren, enthalten dennoch so viel schöne, kraftvolle und rührende Einzelheiten, daß man oft mit der Zeit im Allgemeinen sich versöhnen möchte und den tüchtigen Kern bewundern muß, welcher immer noch, trotz des wucherischen Geschlinges von Unkraut jeder Art, frische Zweige heraustrieb und in dem vielartigen Unterdrückungssysteme gegen alles Genie und Talent noch manche hervorragende Geister, andern sprach- und stammverwandten Stämmen selbst zu reichlichem Gewinn, aufkommen ließ. Wenn es daher für jeden schweizerischen Schriftsteller, welchem die Wahl des Stoffes nicht gleichgültig ist, eine schwere und unerfreuliche Aufgabe sein wird, die Geschichte des Zeitraums von der Reformation abwärts mit Vollständigkeit, Treue und auch nur einigem patriotischen Sinne zu schreiben, so dürfte er desto mehr durch die Ausscheidung des Politischen und durch die Schilderung Dessen, was von wirklich eidgenössischem Wesen übrig geblieben, sich angezogen fühlen, und man muß sich billig wundern, daß in dieser Hinsicht noch nichts oder nur wenig geschehen ist. Zur Stunde noch fehlt ein solches Werk, eine Culturgeschichte der Schweiz. Nicht einmal die Literatur findet man vollständig verzeichnet; und doch böte eine Zusammenstellung Dessen, was seit Bodmer und Breitinger geschehen, des Einflusses der Schweizer auf die deutsche und französische Literatur, sowie gegenseitig der Rückwirkungen der verschiedenen Phasen des geistigen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in Deutschland und Frankreich auf die Schweiz immerhin eine lohnende Ausbeute. Leonhard Meister, Zimmermann, Joh. Müller, Zschokke u. A. sind hierfür mit gutem Beispiele vorangegangen. Vor Allem aber sind Memoiren über einzelne Charaktere und Erscheinungen aus den weniger behandelten, oft auch gern vergessenen Epochen als Unterlage und Vorarbeit nothwendig. Was ließe sich nur nicht aus einer gründlichen Biographie und Literargeschichte A. v. Haller's und seiner Freunde, was aus einer Beschreibung des Zusammenlebens der züricher, sowie der einheimischen und fremden Celebritäten am Genfersee, mitten in einer entzückend schönen Natur, verbunden mit den Geistesschwelgereien lebhaft unterhaltener Briefwechsel (welche letztere größtentheils entweder verzettelt, oder unter Fremdartiges geschoben, oder durch die Form der Mittheilung ungenießbar gemacht worden sind), was nicht aus einer gut geschriebenen Geschichte der helvetischen Gesellschaft, an welcher Männer wie Bodmer, Sulzer, Geßner, Haller, Iselin, Hirzel, Bernoulli, Zimmermann, Pfeffel, Ochs, Lavater, Müller, Rengger, Meyer, Mülinen, Bonstetten u. s. w. Theil nahmen, auch für ein größeres Publicum gewinnen! Wie vieles seichte Geschwätz über Dichterschulen und literarische Coterien unserer neuesten Zeit, über Illustrationen, die plötzlich über Nacht berühmt werden, und über große Namen, die aus completer Nullität und Unbedeutsamkeit sich selbst mittels gegenseitiger Einräucherung zu solchen heraufpotenziren, müßte neben solchen Genien verstummen! Da nun aber unsere Zeit, um ein Interesse zu fassen, durchaus eine Rahel, eine Bettina haben muß, so wäre auch für eine solche Erscheinung gesorgt; denn die Schweiz des 18. Jahrhunderts besitzt allerdings eine Rahel, obgleich vielleicht mit mindern Prätentionen als unsere, übrigens mit Recht hochgefeierte; und bisweilen auch stoßen wir auf eine angenehme Mischung von Bettina in derselben Erscheinung. Die Zeugen, welche wir dafür aufführen können, sind zwei der edelsten Repräsentanten deutscher und französischer Literatur, Wieland und Rousseau. Ein bernischer Gelehrter, Hr. Schädelin, hat sich das Verdienst erworben, diese geistreiche Dame uns ins Gedächtniß zurückzurufen. Als ich das kleine, aber inhaltreiche Büchlein mit steigendem Vergnügen bis zu Ende gelesen hatte, so mußte ich, der eine Unzahl Bücher von Gelehrten

und Dichtern Deutſchlands und der Schweiz und über dieſelben verſchlungen, nicht ohne Schmerz die tiefe Unwiſſenheit eingeſtehen, in der ich, gleich dem größten Theile meiner Zeitgenoſſen vielleicht, über eine ſo hervorragende Geſtalt bisher mich befand. Hr. Schädelin ſelbſt aber liefert mir Gründe zur Rechtfertigung in die Hand; denn allerdings „gehörte Julie Bondeli zu den ſeltenern Erſcheinungen in der weiblichen Welt, welche nicht blos auf ihre Umgebungen tief einwirken, ſondern auch in die Ferne hin Aufmerkſamkeit erregen, dennoch aber nach ihrem Verſchwinden leicht der Vergeſſenheit anheimfallen, weil ſie ihren Gehalt nur durch ihr Daſein erwieſen, nicht aber in dauernden Werken über daſſelbe hinaus beurkundet haben". Er hätte hinzuſetzen können, weil ſie die Poſaune eiteln Weltruhms bei den Zeitgenoſſen verſchmähten und den Geiſtern, die ſie begriffen und verehrt, nicht geſtatteten, durch unmäßiges Stoßen in jene Poſaune die Geheimniſſe eines geweihten Kreiſes publici juris zu machen. Außer kurzen Notizen in den Biographien Rouſſeau's, Wieland's, des Grafen Golowkin und der Sophie Laroche findet man daher faſt nirgend etwas über die gemeinſame Freundin derſelben berichtet, und auch Letztere ſelbſt, obgleich ſie vielleicht ihrem Innern als eine der Nächſten ſtand, hat blos durch Herausgabe mangelhaft abgedruckter und zerſtückelter Briefe, ſomit ſehr unvollkommen ihre Achtung gegen das Andenken Juliens an den Tag gelegt. Um ſo mehr Dank iſt man dem wackern Manne ſchuldig, welcher uns mit den Einzelnheiten eines ſo reichen und bedeutſamen Lebens näher vertraut gemacht hat, und zwar auf eine Weiſe, daß Jeder wünſcht, noch mehr davon zu erfahren.

Die Heldin ſtammte aus einer Patrizierfamilie Berns, welcher man Geiſt, Talent und Schönheit ſprüchwörtlich zuerkannte, und es werden von Hrn. Schädelin mehre anziehende Beweiſe hierfür aus der Geſchichte derſelben beigebracht. Das eine Mitglied, Katharina, fiel unter dem Dolche einer eiferſüchtigen Circaſſierin; der Vater, Friedrich v. Bondeli, vermählt mit einer überaus redſeligen Frau, bekleidete verſchiedene Staatsämter pro more majorum, erſt zu Echallens, dann zu Burgdorf, endlich in Bern, in deſſen Nähe er den ſchönen Landſitz Könitz beſaß. Geboren 1731, zeigte ſich Julie in ihrer Jugend höchſt ungeſchickt zu allen weiblichen Arbeiten (hierin von der Mehrzahl unſerer gelehrten Frauen ſich nicht entfernend), aber deſto frühreifer in allen wiſſenſchaftlichen Dingen. Sie geſtand es ſelbſt zu, in ihrem elften Jahre die vier Species und die Regel de Tri, nicht aber in ihrem ſechszehnten die Operationen des Strickſtrumpfs begriffen zu haben. Im zehnten Jahre lernte ſie „zu ihrer Erholung", und um der Parität gleichſam ihre Achtung zu bezeigen, den katholiſchen und den reformirten Katechismus zugleich auswendig und „glaubte auf die redlichſte Weiſe von der Welt in der einen Stunde an zwei, in der folgenden an ſieben Sacramente; obendrein aber glaubte ſie kein Wort vom Alten Teſtamente, das man in der nämlichen Zeit mit mit ihr ablas".

Der gebildete Ton im älterlichen Hauſe, der Verkehr mit geiſtreichen oder gelehrten Leuten, die hier von Zeit zu Zeit zuſammentrafen, des Vaters perſönliche Sorgfalt für ihre Weiterbildung und der Beiſtand wiſſenſchaftlich unterrichteter Männer halfen den Mängeln der erſten Gouvernantenerziehung nach. Vor Allem wichtig war der Einfluß Samuel Henzi's, des berühmten Hauptes und Opfers der Verſchwörung der Stadtbürger wider das Patriziat, welcher die Stelle eines Lehrers bei ihr bekleidete. Um ſo tragiſcher iſt der Umſtand, welchen Juliens Biograph mit etwas auffallender Kälte erzählt, daß derſelbe Mann, welcher ſo „weſentlich zur höhern Ausbildung der Tochter mitgewirkt", von dem Vater, damals Schultheißen zu Burgdorf, auf dem Wege nach Bern verhaftet und ſeinen Feinden überliefert wurde, freilich nach vorangegangenen, jedoch ziemlich ſchwachen Vorſtellungen über das freundſchaftliche Verhältniß, welches zwiſchen den Beiden ſtattgefunden. (Vielleicht erhalten wir in dem letzten Bande des trefflichen Werkes von Tillier, der „Geſchichte Berns", nähere Aufſchlüſſe, welche man bei Haller, Meiſter, Meiners und ſelbſt bei Balthaſar und Schädelin nicht findet.) Auch der Pfarrer von Burgdorf, J. J. Gruner, hatte großen Antheil an Juliens Studien. Die überwiegende Neigung zu gründlicher Lecture, ſtillem Sinnen und immerwährender Reflexion über Gehörtes und Geleſenes that das Übrige.

Die ökonomiſchen Umſtände der Familie waren nicht die beſten und nach des Vaters Tode natürlich noch weit beſchränkter; gleichwol ſtand das Haus nach wie vor in Anſehen, und Julie insbeſondere lebte in genauer Verbindung mit den bedeutendſten Perſonen und den faſhionableſten Geſellſchaften der Hauptſtadt. Überall war ſie die Unentbehrliche, die Geſuchte, die Fêtirte, die Seele der Unterhaltung, der Mittelpunkt des geiſtigen Verkehrs. Nach Umſtänden „munter oder ernſt, albern oder weiſe, naiv-unwiſſend oder gelehrt mit guter Art bald zu ſein, bald zu ſcheinen, begabt mit einem ſeltenen, raſch durchdringenden Scharfblicke, ſtets auf den richtigen Punkt hinſteuernd, wußte ſie die Aufmerkſamkeit Aller darin zu vereinigen und zu feſſeln". Wieland ſelbſt bezeugt dies in einem Briefe an Zimmermann und behauptet: in einem Cirkel von Frauenzimmern, wo Julie unter allen die wenigſt Schöne, ziehe ſie dennoch alle Männer an ſich, ohne im mindeſten kokett zu ſein; und an einem andern Orte betheuert er, niemals ein Frauenzimmer geſehen zu haben, welches bei dem heiterſten Humor und der größten moraliſchen Simplicität, die nur in ihrem Alter möglich ſcheint, mehr Lebhaftigkeit, Mannichfaltigkeit und Unerſchöpflichkeit der Hülfsmittel im Umgange beſeſſen, als das Fräulein v. Bondeli. Wieland irrte ſich jedoch ſehr in der Annahme, daß dies Alles blos ein Geſchenk der Natur geweſen; vielmehr ſoll es nicht leicht ein von Natur reizbareres, zu Launen geneigteres Weſen als die äußerſt lebhafte, nervöſe, oft kränkelnde Julie gegeben haben. Durch ruhige Reflexion und grundſätzliche Beherrſchung des leidenſchaftlichen Innern allein ſoll ſie auf den Punkt gekommen ſein, auf welchem der gefeierte Dichter ſie ſo ſehr bewundert. Die Briefe aus jenen Jahren ſprechen

dafür und für jene Stimmung, in der sie unter der Maske eines tollen, närrischen Mädchens und affectirten Leichtsinns das tiefste Gefühl und den ernstesten Beobachtungsgeist zu verbergen wußte.

Die Bekanntschaft mit Reisenden von Bedeutung entweder durch Talent oder Rang in der Gesellschaft, von verschiedenen Nationen, bereicherte ganz besonders die Summe ihrer Erfahrungen und Anschauungen, und ebenso trugen ihre vertrautere Gesellschaft und ihr sogenannter Hofstaat Vieles zur Ausprägung und Richtung bei, in welcher sie sich bewegte. Die geistreiche Sauſſure, Tochter oder Nichte des berühmten Naturforschers, die Fräuleins v. Engel und v. Greyerz, ihre schöne, aber sehr leichtsinnige jüngere Schwester, Charlotte Bondeli (nachmals Gattin des gleichfalls leichtsinnigen Barons v. Pöllnitz zu Montricher in der Waadt), ein Fräulein v. Haller, Tochter des großen Gelehrten, endlich die niedliche, kunstsinnige und hochgebildete Mariane Fels machten den Kreis der erstern aus; die Herren Kirchberger von der Lorraine, Tscharner von Aubonne, Tschiffeli, S. Engel und Schmidt von Roſſens, in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und durch ihre dem Vaterlande geleisteten Dienste klangvolle Namen unter ihren Mitbürgern, gehörten zu dem „Hofstaate", welcher scherzweise in Nachahmung der alten Liebeshöfe errichtet wurde und in welchem Julie als Königin anerkannt war. Alle Hof- und Staatschargen waren darin von Herren und Damen genau nach dem Schematismus besetzt. Man fertigte mit höchst witziger Verspottung der damals herrschenden Etikette und des steifen Curialstyls Diplome und Decrete aus und unterhielt in dieser Sache eine unerschöpfliche Quelle von heiterer Laune, sprühendem Witz und echtpoetischer Galanterie.

Trat man jedoch aus dem Boudoir und dem Salon in Juliens Wohnzimmer, so finden wir sie, von jenen geistreich-humoristischen Zerstreuungen dem Ernste des Lebens nicht entfremdet, in solchen einsamen Beschäftigungen, in denen die überlegene Bildung wurzelte, welche sie ihren Umgebungen so liebenswürdig machte. Ihr selbstthätiges Nachdenken und ihre reifen Studien geben sich in ihren Urtheilen, in ihren Tagebüchern und in ihren Briefen an geistesverwandte Freunde und Freundinnen deutlich kund. Man vergleiche nur einmal, was sie der Laroche über Robertson, Iſelin, Wieland, Voltaire, Abauzit, Shakspeare, Hume, die Lady Montague, vor Allem aber über Rousseau schreibt.

Durch den Umstand, daß Julie entschlossen war, nie etwas durch den Druck bekannt zu machen, muß sie in der Schätzung ihrer wissenschaftlichen Strebnisse nur gewinnen, da die Aufrichtigkeit und Anspruchlosigkeit derselben dadurch in ein helles Licht tritt. Sie ging hierin, bemerkt ihr Biograph, ihren gelehrten bernischen Freunden, von denen die meisten drucken ließen und bei dieser Gelegenheit über das Druckenlassen weidlich schalten, mit unerreichtem, königlichem Beispiele voran. Was daher ihr als Schriftstellerin selbst in Papieren ihrer Familie deshalb zugeschrieben wird, bezieht sich lediglich auf Rathschläge, Winke und Urtheile, die sie berühmten Gelehrten, welche sie darum angegangen, hatte zukommen lassen. Rousseau und Wieland legten gleich sehr darauf ein großes Gewicht; Letzterer sandte ihr auch noch von Deutschland aus seine größern Werke in Handschrift zu; über die „Heloise" des Erstern fanden allerlei Deliberationen und Correspondenzen statt; sie kam auch hinsichtlich derselben in einige lebhafte Erörterungen mit Zimmermann, welcher eigenmächtig einen Theil von Juliens Briefen über die „Nouvelle Héloise" veröffentlicht hatte. Über Basedow's Erziehungssystem urtheilte sie ziemlich streng; sie sagt unter Anderm:

Ich habe Basedow's Schriften nicht gelesen und kenne ihren Inhalt nur im Allgemeinen. Vorerst habe ich nichts zu erziehen, es müßten denn meine Kätzchen sein, denen ich jedoch in keiner Sache zuwider bin, um zu sehen, wie weit eine gänzliche Freiheit ihre Fähigkeiten entwickeln könne. Dann bin ich aber auch ziemlich gewiß, daß man noch gar kein vollkommenes System der Erziehung hat. Der Grund davon liegt in dem wichtigen Umstande, daß solche Systeme von ausgemachten Leuten geschrieben werden, und daß diese fertigen Leute den natürlichen Ideengang der Kinder vergessen haben. Dieser ist nämlich von so besonderer Art, daß er keinem andern Gange gleicht. Wenn Kinder sehr verständig sind, so sind sie es auf eine ganz andere Weise als gescheite erwachsene Personen; wenn sie nichts begreifen, so sind sie abermals nicht denjenigen Leuten gleich, die wir gewöhnlich als bornirte oder einfältige bezeichnen. Nichts ist verbunden, nichts im Zusammenhange bei den Kindern. Haben sie von einer Sache einen deutlichen Begriff, so folgt daraus gar nicht, daß sie von demselben unmittelbar zu einem andern gelangen müssen; die Übergänge fehlen gänzlich. Da gibt es gleichsam eine Menge Thüren, von denen die einen geschlossen, die andern offen sind. Oft steht eine, die über das Kindesalter hinausführt, offen, und dicht daneben ist eine andere, viel einfachere auf eine solche Weise verschlossen, daß es an Stupidität grenzt. Wer will nun das nach Grundsatz, Regel, Methode ordnen? Wer diese Widersprüche ausgleichen? Wer will dieselben alle bis auf die letzte Spur verfolgen, um etwas Entscheidendes, allgemein Gültiges sagen zu können über die beste Art, ihnen Begriffe beizubringen? Sich nach den Kindern richten, sie nicht überladen, sondern nur bei augenblicklichen Gelegenheiten kurz unterrichten, das scheint mir die einzige Methode, die mit ihrer Art zu sein übereinstimmt.

(Die Fortsezung folgt.)

Ein Literaturblatt in Novellenform.

Die Novelle.

Was die Juristen unter diesem Ausdrucke verstehen, gehört nicht hierher; die schöne Literatur bezeichnet mit diesem Worte genau betrachtet nichts weiter als eine kleine Neuigkeit oder neue Kleinigkeit. Da jedoch eine solche Benennung sich auf gar viele poetische Productionen beziehen läßt, so ist man schon längst dahin übereingekommen, solche Erzählungen von unbedeutenden Begebenheiten darunter zu verstehen, welche von Klatschgevattern und Neuigkeitskrämern, gleich dreschenden Ochsen, erst gehörig breit getreten sind und dann von der Wurfschaufel einer Poetenfeder gelichtet und gesichtet dem Publicum durch das Comptoir des Buchhändlers dargeboten werden. Manche Schriftsteller lieben es auch, Spreu und Weizen nicht zu sondern, vielmehr das ganze Mixtum in verschiedenen Säcken, welche man Capitel nennt, als Viehfutter zu Markte zu bringen. Eine Collection solcher Säcke heißt dann ein Roman. Wenn in dem letzten Sacke oder Capitel mehr Spreu als Weizen ist, so nennt man den Roman einen tragischen. Gegentheils kann er komisch oder alles Andere sein.

Wir haben es hier übrigens mit der Novelle zu thun. Sie unterscheidet sich von der chronikenartigen epischen Erzählung durch eine mehr dramatische Fortschreitung; von der Anekdote aber dadurch, daß sie diese zu sich selber verarbeitet durch Einschiebsel, Anhängsel, Lückenbüßer u. s. w.; vom Roman aber dadurch, daß sie, eben wie dieser, mehre Bände stark sein kann und dennoch eine Novelle bleibt. Das ist sehr begreiflich, denn es kommt dabei auf nichts weiter an, als daß der Dichter sagt: Dies ist eine Novelle. Darum wird, um Ein Beispiel statt mehrer anzuführen, Spindler's „Jude" ewig ein Roman bleiben, die Welt sage, was sie wolle; denn der Stoff an sich ist durch und durch romantisch; er verliert sich in das erste Buch Mosis. Dagegen aber ist eine Novelle durchaus nicht romantisch, das zeigt schon ihr Name, und wir Novellisten müssen Sorge tragen, daß unser Stoff frisch und duftig aus dem Salon zu Markte gebracht werde. Gestern Morgen z. B. erwacht Fräulein Klotilde sterbenskrank; man ruft den Homöopathen; er meditirt eine ganze Stunde über den eigenen Fall, und nachdem er alle Symptome nochmals erwogen und resumirt, erklärt er den angstvoll Harrenden: Fräulein Klotilde ist seekrank. Wie ist das möglich! ruft man hier, dort lächelt man über die neue Theorie. Allein die Sache ist richtig: Fräulein Klotilde hat einen ungetreuen Geliebten; es ist kein Anderer als Semilasso, der, aus Durst nach Ruhm, der Schönen vergessend, heimlich seinen letzten Weltgang angetreten hat. Klotilde erfährt bald genug die Flucht; sie beschäftigt sich mit dem Gedanken, dem Verräther zu folgen; sie träumt davon; das Schiff schwankt auf dem mittelländischen Meere, und — Fräulein Klotilde erwacht seekrank.

Damit ist die Novelle freilich noch nicht zu Ende, vielmehr beginnt sie eben erst. Allein es hat nur ein Beispiel gegeben werden sollen, wie schnell wir Novellisten unsern Stoff der Lesewelt vorführen können, wenn wir nur wollen. Denn wie schon gesagt, gestern erst begab sich dieses denkwürdige Ereigniß, und schon heute ist es hier zu lesen. Hieraus ergibt sich zugleich, daß Diejenigen die Novelle unrichtig beurtheilen, welche verlangen, daß dieselbe ein ebenmäßiges, geglättetes, gefeiltes Ganze sei. Gerade durch die nonchalance zieht sie an; man hört dem Novellendichter um desto lieber zu, je mehr er der Natur nahe steht, je ungenirter er sich gerirt, je burlesker er springt, wie die Weissagen aus keinem Munde schöner klingen als aus dem eines hübschen Bauermädchens.

So ist's nun also gar nicht Zufall, oder ein Vorwurf, daß wir nicht schreiben wie Goethe (so gut wir's auch könnten, wenn wir nur wollten), oder wie Moritz, Feßler und Meißner in ihren trefflichen historischen und historisch-psychologischen Romanen, sondern es ist nothwendig; denn jene dichteten Romane, wir aber schreiben Novellen. 75.

Literarische Notizen.

Von Eugen Sue erschien neuerdings ein Roman in zwei Bänden unter dem Titel: „Arthur". Die französische Kritik, die so gern Rubriken macht, schafft diesem Roman zu Gefallen eine neue Romangattung, die fashionable, in welche der Roman „Arthur" wohl oder übel hineingepaßt wird. Dies fashionable Genre, erklärt die französische Kritik, drohe den roman intime so zu stürzen, wie durch diesen der historische Roman zu Falle gekommen sei. Der Held des Romans „Arthur" ist ein mit allen Gaben des Geistes, der Natur und des Glücks ausgestatteter Mensch, der überall gefällt und verführt, aber an den Zauber, den er ausübt, nicht glaubt und, weil er an seinem eigenen Herzen zweifelt, auch allen übrigen mistraut. Der Roman wird als sehr unterhaltend gerühmt, jedoch getadelt, daß er zu reich an Beschreibungen kleinlicher Luxusgegenstände sei, die eher in ein Modejournal als in einen Roman gehören. Die französische Kritik bittet den Verf. auch inständig, bald einen dritten Band folgen zu lassen, da eine Versöhnung in diesen beiden Bänden noch nicht erreicht sei und es doch nicht im Plane des Verf. liegen könne, die hungerigen Leser nur halbgesättigt zu entlassen.

Baron v. Gérando, der auf seinen Reisen in Frankreich und im Auslande sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, die Hospitäler wie überhaupt die Wohlthätigkeitsanstalten zu besuchen, hat seine durch eine ausgebreitete Correspondenz vermehrten Erfahrungen in einem Werke, welches er selbst als das Werk seines Lebens bezeichnet und unter dem Titel: „De la bienfaisance publique", herausgibt, niedergelegt. Seine Gelehrsamkeit, seine hohe Stellung, seine frühern Arbeiten und die Functionen, die er in der Verwaltung der öffentlichen Hülfsanstalten ausübt, berechtigten ihn vor Allen, diesen weitläufigen Gegenstand in seiner Gesammtheit zu behandeln. Er sucht zugleich in diesem Werke die Ursachen der Armuth nachzuweisen und die Mittel anzugeben, wodurch der Verarmung vorzubeugen, die Lage der armen Classen zu verbessern und eine nützliche Beschäftigung für sie zu finden ist. Auch die auf die Lage der Findelkinder bezüglichen Fragen sind hier im umfassendsten Sinne entwickelt. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

10. **Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes.** 27ster Band. — Auch u. d. T.: Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife. Zwei Novellen von Jacques Cazotte. Aus dem Französischen übersetzt von Eduard von Bülow. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Im vorigen Jahre erschienen von dieser Sammlung:

XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Cervantes, mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV. XXVI. Die Verlobten von Manzoni, übersetzt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr.

Die ersten 22 Bände enthalten Goldsmith's Landprediger von Wakefield, Le Sage's Gil Blas, Quevedo's Erzschelm, Fielding's Tom Jones, Holberg's Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, Foscolo's Briefe des Jacopo Ortis, Frau von Staël's Delphine, Boccaccio's Decameron, und kosten statt 13 Thlr. 5 Gr.

zusammengenommen jetzt nur acht Thaler.

Jeder Roman ist im Ladenpreise auch einzeln unter besonderm Titel zu haben.

11. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Gr. 4. Geh.

Erster Band in zwölf Lieferungen: A — E. Mit 330 Abbildungen und 11 Landkarten. 1837. 3 Thlr. In cartonnirten Exemplaren 3 Thlr. 8 Gr.

Zweiter Band in vierzehn Lieferungen: F — L. Mit 388 Abbildungen und 11 Landkarten. 1838. 3 Thlr. 9 Gr.

Dritter Band: M — R. Erste bis fünfte Lieferung. Jede Lieferung 6 Gr.

Die Beendigung des Bilder-Conversations-Lexikons ist baldigst zu erwarten, da jetzt der dritte und vierte Band gleichzeitig gedruckt werden.

12. **Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*** Zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 3 Thlr. 4 Gr., das erste Heft des zweiten Bandes 16 Gr.

19. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1838. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 104. — 14. April 1839.

Julie Bondeli, die Freundin Rousseau's und Wieland's. Ein Beitrag zur Kunde bernischer Culturzustände, von P. J. J. Schädelin.

(Fortsezung aus Nr. 103.)

Das Wahrsagen und die Wahrsager beschäftigten sie oft und lange, und hierüber schrieb sie mehr als ein gehaltvolles, tiefphilosophisches Wort nieder, das in ihren Tagebüchern sich gefunden hat. Die englischen Romane nicht minder; sie zog dieselben, welche eine beträchtliche Abtheilung ihrer gewöhnlichen Lecture bildeten, den französischen beiweitem vor. In den letztern fand sie Tugend und Laster allemal verschleiert; eine abgeglättete, zugedrechselte und nirgend in der Welt sich so vorfindende Natur; die Doctrin von der Tugend mit einem Schwulst von Metaphysik und Überschwänglichkeit beladen; das Laster farbig übertüncht, sodaß es im schlimmsten Falle geistreich erscheint; überall die Charakteristik einförmig und die Persönlichkeit ohne alles individuelle Gepräge. Hinsichtlich der englischen Romane dagegen war sie zwar der Meinung, daß dieselben die eiternden, ekelhaften Wunden des Lasters dem Leser aufdeckten und die Schamhaftigkeit beleidigten; aber dies gelte nur der erkünstelten: wahre Schamhaftigkeit finde ihre Rechnung dabei. Mehr als einmal erklärte sie, daß, wenn sie Mädchen für die große Welt zu erziehen hätte, sie diese eher einen Curs theoretischer und praktischer Anatomie durchmachen ließe, als daß sie ihnen die Lesung der Werke Crébillon's und Consorten verstattete. Auch die englische Sprache, als weit mehr an die Natur sich haltend, und in der man, „ohne Solöcismen zu machen, fluchen und vernünftig sprechen könne", zog sie der französischen vor, welche sie selbst für ihre Person zwar in der Regel schrieb, aber nichts weniger als liebte.

Die Gegner der „Neuen Heloise" (damals das große Ereigniß des Tages und der Probirstein aller Meinungen, Capacitäten und Vorurtheile) verspottete sie als Leute, die alle Weisheit gefressen, Leute von großmächtigen Grundsätzen, oder als erhabene, engelreine Seelen, die bei der bloßen Erscheinung des Bösen erzitterten, oder als Gecken und Salonpuppen.

Würden — so drückt sie sich ferner aus — diese Leute Heloisen nur lächerlich finden, so wäre ein ironisches Lächeln über ihr Urtheil meine ganze Rache. Sie scheuen sich jedoch nicht, sie für strafbar zu halten und auf deren Unkosten in einer Delicatesse zu glänzen, von der man sie anderwärts wenig Gebrauch machen sieht. Wehe Denen, die mir auf solche Weise nahe kommen! Mit den Weibern bin ich bald fertig. Eine spöttische Miene, ein finsterer Blick sind meine ganze Antwort. Männer jedoch haben mehr Muth und Raisonnement, als daß man sie mit Mienen abspeisen könnte. Man muß sich daher in Discussionen einlassen. Welche Verlegenheit erwächst aber daraus, sich über Dinge bestimmt aussprechen zu müssen, worauf die wenigsten Frauen auch nur von ferne eintreten, aus Furcht vor gehässigen Folgerungen! Doch, Gott Lob, ich besitze Muth und Boshaftigkeit genug dazu, nehme überdies auch einen so ernsten Ton, eine so imposante Haltung an, daß es mir bis dahin noch nie begegnet ist, auch nur Ein unanständiges Wort hören zu müssen.

Julie unterwirft die verschiedenen Kritiken der „Neuen Heloise" einer scharfen Antikritik; sie erstaunt, wie geistreich man oft sein kann, wenn man nur boshaft sein will; sie ärgert sich über die heuchlerische Principienostentation, über das Talent, Gift aus einem Buche zu ziehen und ein moralisches Werk in ein unmoralisches zu verwandeln; ferner über die schiefen, boshaften, sowie über die bornirten Köpfe bei mancher Gutmüthigkeit und Verständigkeit, über das Geschrei wegen des zahlreich angerichteten Schadens, über die simultanen Vorwürfe des Atheismus, Deismus, Socinianismus, der Verführung, des Familienungehorsams, des Selbstmordes und der Gebetverachtung.

Wenn Leute von Bildung, die nicht im Stande sind, Plan, Ausführung, Bindung und Zweck eines Kunstwerks zu fassen, sich über die Schilderung eines Atheisten ärgern, der dessenungeachtet ein ehrlicher Mann ist, ich verzeihe es ihnen. Mögen sie hinwiederum auch Rousseau verzeihen, daß er nicht für sie geschrieben hat. Rousseau beabsichtigte eine Stufenfolge in der Gläubigkeit seiner Personen. Julie repräsentirt das eine, Wolmar das andere Extrem; der Socinianer Bomston und der Deist St.-Preux bilden die Übergänge. Aber, sagt man, so hätte doch kein ehrlicher Atheist vorkommen sollen; das ist anstößig! Sehr wohl. Rousseau muß aber ohne Zweifel noch viel mehr skandalisirt werden, wenn er Leute sieht, die Gott und alle Offenbarungen glauben und dennoch sich betragen wie Gottesleugner. Der Widerspruch ist hier viel augenscheinlicher. Unverzeihlich ist es dagegen, wenn Leute, die nachdenken können, an dem zuerstgenannten Widerspruche Anstoß nehmen. Sie brauchen nur nachzudenken, um beruhigt zu werden, wenn nicht ihr Nachdenken durch vorgefaßte Meinungen getrübt und unmöglich geworden ist. Die Ehrlichkeit entspringt aus der Tugend überhaupt; diese kann auf einer bewußten Summe von Grundsätzen beruhen; die Ausübung dieser Grundsätze führt zur Gewöhnung, und dies Alles zusammen macht jene harmonische

Bildung aus, welche die Leidenschaften, diese größten Hindernisse der Tugend, im Zaume hält. Auf der andern Seite entsteht aus dem gänzlichen Mangel dieser nämlichen Leidenschaften dem Scheine nach auch eine Tugend, die aber alsdann nicht auf Grundsätzen u. s. w., sondern auf dem Temperamente beruht. Das Letztere ist nun gerade der Fall bei dem phlegmatischen Wolmar, dem es z. B. äußerst schwer ankommen müßte, im Jähzorn gegen das sechste Gebot zu sündigen, da er unfähig ist, in Zorn zu gerathen. Hätte er keinen Fehltritt gethan, so müßte man ihn für einen Mann halten, der sich durch vernünftige Grundsätze leiten läßt. Alsdann würde Rousseau Tadel verdienen, weil er einen Mann geschildert hätte, der immer ehrlich handelt, zugleich aber Gottesleugner ist. Er gibt ihm aber eine Leidenschaft, und diese reißt ihn zu einer schlechten Handlung hin, eben weil er dieser Leidenschaft keine Grundsätze entgegenhalten kann. So ist denn Rousseau gerechtfertigt, weil er zeigt, daß eine einzige, und zwar nach Wolmar's Geständniß gar nicht starke Leidenschaft hinreicht, die Moralität eines Menschen ohne Grundsätze umzustürzen. Daraus geht denn auch hervor, daß mit weniger Phlegma und folglich mehr Leidenschaft Wolmar ebenso schlecht, ja noch schlechter gehandelt hätte. Worüber beklagt man sich also? Darüber, daß Rousseau es für den Plan und Zweck seiner Geschichte nicht angemessen fand, Wolmar feurigeres Blut zu geben. Denn der Moral hat er ein Genüge gethan dadurch, daß er ihn im Augenblicke eine schlechte Handlung begehen läßt, wo derselbe einen hinreichenden Grad von Leidenschaft besitzt, um zu deren Verübung gereizt zu werden. Er hat sogar dieser Handlung um so mehr jeden Entschuldigungsgrund zu Gunsten Wolmar's benommen, indem er ihm in allem Übrigen ein frostiges Temperament und einen zum Nachdenken geneigten Geist beigelegt hat.

Die Vertheidigerin der „Heloise" fand den tadelnswerthen Punkt in dem besprochenen Romane besser heraus als seine Kritiker, welche dem Talente des Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, um mit desto mehr Nachdruck über den Charakter desselben herfallen zu können; als dieser Punkt erschien ihr die Composition der Geistesbeschaffenheit Wolmar's. Nie — meint Julie — hatte nämlich ein so kalter Mensch einen so zuverlässigen moralischen Takt. Über diesen ihren Ausspruch gibt sie eine überaus scharfsinnige Erklärung.

Goethe's „Götz von Berlichingen", welcher ebenfalls um jene Zeit erschienen war und die verschiedenartigsten Beurtheilungen in der fashionablen Welt erfuhr, erweckte in Julien den Glauben an die Auferstehung Shakspeare's wieder. Sie bewunderte die darin herrschende Kraft und die edle Einfachheit des Ausdrucks, die Bestimmtheit in Auffassung der Lebensverhältnisse einer von uns so fernab liegenden Zeit. In seinen „Leiden des jungen Werther's" erblickte sie einen zweiten Rousseau, ausgestattet mit noch größerer Kraft und Schroffheit als ihr geliebter Genfer. Doch fügte sie ein Aber hinzu, und dieses Aber galt der moralischen Seite; nicht dem angeblichen Atheismus in jenem Romane, vielmehr nahm sie eine exaltirte Religion darin wahr und meinte, man könnte fest an Gott glauben und dennoch die dümmsten Streiche begehen; wohl aber der Apotheose des Selbstmordes, worüber sie sich genügend erklärt. Welchen Zweck eigentlich Goethe, den sie übrigens gegen allerlei Vorwürfe jener Zeit mit voller Anerkennung des neuauftauchenden großen Genies tapfer in Schutz nimmt, mit seinem „Werther" gehabt habe, konnte sie nicht recht herausbringen.

Die vorherrschende wissenschaftliche Richtung hinderte Julien nicht, an wirthschaftlichen Beschäftigungen lebhaft Theil zu nehmen. Ihre Briefe an Freund Tschiffeli geben darüber interessante Aufschlüsse. Doch geht aus dem Ganzen hervor, daß es mehr das Gesetz der Nothwendigkeit, in Folge der Erkrankung ihrer Mutter, als besondere persönliche Lust daran war, was sie in den „train antimétaphysique de diableries domestiques" brachte, und daß bei aller Kenntniß und Geschicklichkeit zu jenen häuslichen Verrichtungen doch ihre körperliche Constitution ihr dieselben so unerträglich machte als die Stimmung ihres Geistes. Einmal schrieb sie auch: sie sei fest entschlossen und betheuere es hiemit, in ihrem Leben nie wieder eine brave Tochter oder wol gar eine Frau werden zu wollen. Damals waren ihre Ältern bereits gestorben. Sie schlug auch wirklich alle Partien aus, warf sich neuerdings in die ihrem Geiste vorgeschriebene Laufbahn und schrieb Artikel in die große „Encyklopädie", wozu Andere den Namen hergaben. *)

(Der Beschluß folgt.)

Francia's reign of terror. By *J. P.* and *W. P. Robertson*. London 1838.

Die Verf., welche sich bereits durch zwei Bände Briefe über Paraguay bekannt machten, haben diesen dritten, der sowol für eine Fortsetzung von jenen wie für ein selbständiges Werk gelten kann, speciell dem Dr. Francia und dessen Regierung gewidmet. Regte indeß schon der 1827 zu Stuttgart von den Herren Rengger und Longchamp herausgegebene historische Versuch über die Regierung des Dictators von Paraguay diesen zu lautem und entschiedenem Widerspruche auf und lehrte dabei alle gleichzeitigen Darstellungen einer isolirten, die Abgeschiedenheit liebenden, von Vielen gehaßten, von Wenigen selbst nur gekannten Größe mit Mistrauen zu betrachten, so scheint die hier angeführte Schrift noch weniger geeignet, das Urtheil über den Dr. Francia zu berichtigen oder festzustellen. Wenngleich die Verf. selbst in Paraguay waren, so scheinen sie doch dieses Land nach 1815 nicht wieder betreten und die ganze Darstellung von Francia und seiner Regierung aus Erzählungen, wie sie zu Buenos Ayres, ihrem Wohnsitze, in Umlauf waren, zusammengesetzt zu haben. Der Ungereimtheiten und Widersprüche, zu denen bei gänzlicher Vernachlässigung aller Kritik so trübe Quellen verleiten müssen, und von denen in der That das in Rede stehende Buch voll ist, sind sie sich so wenig bewußt geworden, daß sie sich nicht einmal die Mühe gegeben haben, dieselben zu vermitteln. Unter zahlreichen Beispielen genügt, um dies zu erweisen, Das, was sie von Bonpland erzählen. Nachdem sie geschildert haben, wie Bonpland auf seiner blühenden Niederlassung zu Candelaria von dem Dictator tückisch überfallen, die Anlagen mit Feuer und Schwert zerstört, die Indianer niedergemetzelt, er selbst aber in Ketten nach Paraguay geschleppt und hier neun Jahre im Gefängnisse gehalten worden, „ein Verfahren, welches allein hinreiche, einen ewigen Fluch auf das Andenken des Tyrannen zu laden", ergibt sich aus dem weitern Laufe der Erzählung, daß Bonpland während dieser Zeit ruhig als Arzt praktizirte und eine Pflanzung besaß, die von Jahr zu Jahr immer mehr gedieh, bis er von dem Dictator des Landes

*) Es wäre eine Pflicht des Biographen und vielleicht keine so unübersteigliche Schwierigkeit gewesen, auf die Andeutungen in den Briefen und Papieren gestützt, diese Aufsätze zu ermitteln und der wahren Verfasserin wieder zu vindiciren.

verwiesen wurde. Ja, bei einem Besuche, den Bonpland 1832 den Gebrüdern Robertson zu Buenos Ayres abstattete, hören wir ihn nicht nur mit der größten Achtung von Francia und mit der größten Mäßigung von dessen Maßregeln gegen ihn urtheilen, sondern auch noch das Bedauern darüber aussprechen, daß ihm schwerlich vergönnt sei, nach Paraguay zurückzukehren.

So ungenügend aber auch in Bezug auf Francia und dessen Regierung dieses Werk ist, so enthält es doch außerdem manches nicht Unwichtige, namentlich für die Kenntniß des Zustandes der Länder, von denen das Reich des Dictators umgeben war. Vor Allem ziehen jene wilden Hirtenscharen unsere Aufmerksamkeit auf sich, die theils unter Artigas' unmittelbarer Anführung, theils unter andern mehr oder minder abhängigen Häuptlingen das weite Gebiet der Platastaaten durchzogen. Sowol für die Charakteristik jenes merkwürdigen Mannes, dem es so leicht wurde, die Rolle eines spanischen Hauptmanns mit der eines Nomadenkönigs zu vertauschen, wie für die seines unsteten Reichs bieten die Beobachtungen des Hrn. Robertson manche Züge dar, die uns Attila's Heerlager lebendiger vergegenwärtigen. Der eine der Gebrüder Robertson, der, als er 1814 mit einem eigenen Handelsschiffe von Buenos Ayres aus eine Reise nach Paraguay unternommen hatte, den wilden Horden, die jeden Verkehr auf den großen Strömen des Landes unsicher machten, sammt seinem Fahrzeuge in die Hände gefallen war, entwirft von ihnen folgende Schilderung: „Ohne alle Manneszucht, wurden diese Räuber nicht durch positive Gesetze, sondern durch eine Art von Privilegien, wie sie dem Verdienst eines Jeden zuerkannt waren, zusammengehalten. Ein solches war unter Anderm, daß der Soldat, der sich durch irgend eine kühne That ausgezeichnet hatte, sich von dem Anführer eine Gunst ausbitten durfte, die dieser dann nicht abzuschlagen wagte. In dem gegenwärtigen Falle, wo ich mich, an einen Baum gefesselt, schon als die sichere Beute des Todes betrachtete, trat ein Indianer aus Reihe und Glied und bat sich die Gunst aus, daß mir das Leben geschenkt würde. Ich wurde demnach sogleich von den Banden befreit, mit denen ich an den Baum gebunden war, und als der besondere Schützling des Indianers von der ganzen Bande fortan mit weit mehr Rücksicht, oder doch mit weniger Strenge behandelt. Ja, ich durfte sogar mit der ehrenwerthen Gesellschaft essen und auch ein wenig von meinem eigenen Weine trinken; aber von meinen Kleidern erhielt ich nicht Ein Stück zurück; in die theilte sich, ohne mir auch nur ein einziges Hemde zu lassen, die wilde Bande, und die Metamorphose, worein sie dadurch plötzlich versetzt wurde, war ebenso komisch wie mein eigener Aufzug trübselig. Denn da meine Garderobe zur vollständigen Bekleidung von 40 Mann (so viel zählte die Bande, welche mich überfallen hatte) nicht ausreichte, so fügte Jeder zu seinen alten Lumpen ein neues Stück von jener hinzu, und stolzirte nun der Sergeant mit goldener Kette und mit Pelzschaft umher, so brüstete sich der Corporal mit der Uhr, nahm der Eine ein gekräuseltes Hemde, so zog ein Anderer Stulpenstiefel und Lederhosen an, während ich selbst mich mit einem alten zerrissenen Überwurf ohne Strümpfe und ohne Hemde begnügen mußte."

Das Fahrzeug wurde nebst dem Eigener von dem Raubgesindel nach Bajada gebracht. Unter den auf demselben vorgefundenen Geräthschaften erregte auch eine Flöte die Neugier der wilden Gesellschaft, und es führte dies zu einer wahrhaft tragi-komischen Scene, indem Hr. Robertson, der nichts weniger war als ein Flötenbläser, aufgefodert, ihnen vorzuspielen, sich vergebens mit seiner Unkenntniß entschuldigte, bis er endlich, von den ernsten Drohungen des Sergeanten gezwungen, sich entschließen mußte, dem Instrumente, so gut er konnte, Töne zu entlocken, nach denen die Unholde gleich Satyrn und Dämonen in wildem Taumel um ihn tanzten. Bei seiner Ankunft in Bajada wurde Hr. Robertson ins Gefängniß gebracht, „ein Gefängniß für Räuber und Mörder, das mit dem ekelhaftesten, demoralisirtesten Gesindel angefüllt war. Jeder von den Bewohnern dieser unsaubern Höhle saß in Ketten auf einem Ochsenschädel, zum großen Theil nackt, starrend von Schmuz und trotz des äußern Elends die Gedanken allein auf Völlerei und viehische Genüsse gerichtet. In der Mitte des unheimlichen Raums brannte auf einem seit Monaten angehäuften Aschenhaufen ein Feuer, an welchem vier mächtige Stücken Rindfleisch geröstet wurden, in das die gierige Rotte, sowie ein Theil gar schien, mit langen Messern einhieb, während Aguardiente, d. i. schlechter Rum, in Trinkhörnern von Hand zu Hand ging: eine grauenerregende Scene, deren Figuren mit ihren wilden Gesichtern durch die flackernde Flamme eine fürchterliche Beleuchtung erhielten." „Bei meinem Eintritte", erzählt Hr. Robertson weiter, „wurde ich von allen Seiten mit einem lauten und gräßlichen Willkommen begrüßt. Jeder drängte sich herzu, um mich ans Feuer zu ziehen, und reichte mir das Horn mit der Auffoderung, zu trinken und dann dasselbe mit neuem Stoff füllen zu lassen. Vergebens entschuldigte ich mich damit, daß ich keinen Pfennig besäße; sie zogen mir ohne Weiteres den großen Überwurf ab, in den mich die Artigueños (Artigas' Soldaten) gekleidet hatten, und zerlumpt, wie er war, reichte der Erlös daraus doch hin, um eine große Flasche von dem obenbezeichneten Getränke dafür anzuschaffen. Ich aber blieb wie Viele der Übrigen nackt vom Gürtel aufwärts."

Capitain Perry, der die britischen Kriegsschiffe im Laplatastrome commandirte, erlangte durch seine Vermittelung die Freilassung des Herrn Robertson, und dieser stattete hierauf, mit Briefen vom Capitain versehen, dem damals noch nicht unabhängigen, sondern mit dem Titel eines Protectors im Dienst der Republik stehenden Artigas einen Besuch ab, um wo möglich sein geplündertes Eigenthum oder eine Entschädigung dafür in Anspruch zu nehmen. Derselbe hatte, wie gewöhnlich, sein Hauptquartier in Purification, und dieses wie der Empfang, welchen er daselbst fand, wird von dem Reisenden auf folgende Weise beschrieben: „Se. Excellenz der Protector saß in einem Schuppen auf einem Ochsenschädel am Feuer, aß Rindsbraten vom Spieß und trank Branntwein aus einem Horn. Um ihn waren etwa ein Dutzend Offiziere auf gleiche Weise placirt und beschäftigt; eine Ausnahme machten zwei Secretaire, denen der Protector dictirte, und welche die beiden einzigen Stühle einnahmen, womit das Hauptquartier versehen war. Dürftigkeit und Macht bildeten hier überhaupt einen grellen, einen wahrhaft komischen Contrast. Courriere, Adjudanten und Soldaten kamen jeden Augenblick beim Eingange der Lehmhütte angesprengt, um „Sr. Excellenz dem Protector" eine Meldung oder einen Bericht abzustatten, der inzwischen, mit der ruhigsten Miene von der Welt unter Essen, Trinken, Rauchen und Sprechen dictirte und expedirte und durch nichts seinen Gleichmuth verlor, der wahrhaftig bewundernswürdig war. Da ich außer den Briefen von Capitain Percy noch ein Empfehlungsschreiben besaß, womit mich einer von Artigas' genauesten Freunden versehen hatte, so gab ich dieses zuerst ab, in der Hoffnung, dadurch meinen Zweck am ehesten zu erreichen. Se. Excellenz begrüßte mich hierauf nicht blos mit Herzlichkeit, sondern sogar mit einem feinen Anstande, scherzte über seine äußere Umgebung, nöthigte mich, auf einer Bettsponde, die zu diesem Behuf aus einer Ecke des Gemachs ans Feuer gezogen wurde, Platz zu nehmen, und bat mich, indem er mir ein Stück Rindsbraten am Spieß nebst seinem Messer und bald darauf Trinkhorn und Cigarre überreichte, es mir wohlschmecken zu lassen. Nachdem ich so einige Stunden unter den Gauchos zugebracht hatte, währenddem viel geschrieben und gesprochen und ebenso viel gegessen und getrunken wurde, indem mit jedem neu ankommenden Courrier nicht nur das Geschäft, sondern auch die Mahlzeit wieder anfing und beides auf diese Weise vom Morgen bis zum Abend fast ohne Unterbrechung dauerte, überreichte ich dem Protector endlich die Briefe vom Capitain Percy. Er bedauerte von Herzen, was mir widerfahren sei, erzählte, wie er sogleich auf Capitain Percy's gerechte Vorstellung dagegen Befehl zu meiner Freilassung gegeben habe, versicherte aber, daß die

Digitized by Google

Summe von 6000 Dollars, welche von ihm als Schadenersatz gefodert werde, zu zahlen ihm ebenso unmöglich sei, wie wenn es das Zehnfache wäre. Hierauf hob er den Deckel einer alten eisernen Kiste empor und zeigte mir darin ein Säckchen mit 800 Dollars mit den Worten: „Das ist Alles, was ich in diesem Augenblick mein nennen kann, und woher der nächste Zufluß kommen wird, weiß ich ebenso wenig wie Sie.“ Es ist immer besser, eine Foderung, die man nicht realisiren kann, zur rechten Zeit aufzugeben, als auf ihr zu bestehen. Ich drang deshalb nicht weiter in den Protector, und dieser, um mir seine Erkenntlichkeit und seinen guten Willen zu bezeigen, gewährte mir für eine von mir zu Corrientes gegründete Niederlassung mehre wichtige Handelsprivilegien, durch welche mein Verlust in der Folge zehnfach ersetzt wurde.“

Wir schließen diesen Bericht mit einigen Worten über den Sittenzustand in Assumpcion, nicht sowol wegen der Wichtigkeit der Stadt, als vielmehr, weil dies Beispiel zeigt, wie europäische Verfeinerung, auch wenn sie nicht aller intellectuellen Stützen beraubt ist, in großer Abgeschiedenheit wieder in die Derbheit und Rohheit der Natur überzugehen vermag. „Grobe Lasterhaftigkeit“, bemerkt der Berichterstatter, „war hier auf eine auffallende Weise mit der ursprünglichen Einfachheit der Sitten gepaart; Höflichkeit und Artigkeit waren aller conventionnellen Formen und jener Zartheit im Ausdruck, welche der Anstand der gebildeten Welt verlangt, gänzlich entblößt, und Frömmigkeit gab sich als der crasseste Aberglaube, fast als eine Verhöhnung aller wahren Religion kund; kurz, einen Zustand des geselligen Lebens wie hier habe ich nirgends gesehen.“

„Eine der angesehensten Familien in Assumpcion war die des Generalpostmeisters Señor Jovellanos, dessen Frau und mehre sehr hübsche Töchter die Leiter des haut ton für die Honoratioren der ganzen Stadt waren. Auf der Straße pflegten sie sich nicht so eng in ihre Mantillen einzuhüllen, wie andere von ihren Müttern zu thun angehalten wurden, und sie waren gebildet genug, um mit Jemanden, der kein Guarani verstand, fließend Spanisch sprechen zu können. Bald nach meiner Ankunft in Assumpcion wurde ich von Herrn Jovellanos zum Mittagsessen eingeladen und erhielt bei Tische meinen Platz zwischen den ältesten beiden Fräulein Jovellanos, die in der That Schönheiten in voller Blüte waren. Wie groß war nun meine Verwirrung, als wir über Tisch von einer Anzahl junger Sklaven und Sklavinnen bedient wurden, die, ich weiß wahrlich nicht, wie ich's ausdrücken soll, ohne Livrée, die gänzlich in statu naturae waren. Ich rutschte auf meinem Stuhle hin und her, blickte mich ängstlich um, sah aber Alles, selbst meine beiden Nachbarinnen, vollkommen ruhig, als ob das strengste Decorum nicht im geringsten verletzt würde.“

„Ebenso wie der Körper in Paraguay durch die Kleidung nicht sehr eingezwängt und beengt wurde, war auch die Unterhaltung in der Wahl der Wörter wie des Stoffs durchaus frei, ungenirt und zwanglos. Frau Jovellanos unterhielt sich mit mir bei Tische in Gegenwart ihrer Töchter, welche aufmerksam zuhörten, über Buchan's „Hausarzt“ auf eine Weise, die mich ganz verlegen machte, während sie triumphirend zu erkennen gab, daß sie ihrer strengen Anhänglichkeit an dieses System die Erzielung der zahlreichen und gesunden Nachkommenschaft verdanke, von der sie umgeben sei.“

„In ganz Assumpcion bestand keine Policei. Die Stadt hat nur Eine Straße, welche diesen Namen wirklich verdient, an deren einer Seite ein langer Säulengang ohne Unterbrechung fortläuft. Hier wohnen sämmtliche Kaufleute der Stadt, und in den Sommernächten bildet jener Corridor die gemeinsame Schlafstätte aller Derjenigen, vor deren Häusern und Läden er durchläuft. Die Betten werden dann Abends herausgebracht, die Halle entlang aufgestellt, und es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn man Abends gegen 10 Uhr hier vorüberkommt und die Zurüstungen sieht, die von den guten Bürgern zum Schlafengehen gemacht werden. Der sitzt gähnend oder rauchend auf seinem Bette, ein Anderer entkleidet sich mit der größten Seelenruhe, ein Dritter schnarcht, ein Vierter unterhält sich mit seinem Nachbar u. s. w. Diese Gewohnheit fand ich ziemlich durch die ganze Stadt herrschend, sodaß der Weg von Betten und Schläfern oft ganz versperrt war.“ 146.

Literarische Notizen.

Joseph d'Ortigue, ein im musikalischen Fache geschätzter französischer Kritiker, sah sich durch die tadelnden Kritiken, welche Berlioz's Oper „Benvenuto Cellini“ erfahren hatte, bewogen, eine Broschüre zu schreiben und darin darzuthun, daß die kalte Aufnahme der Oper in der verwerflichen Vorliebe des Publicums für die italienische Musik zu suchen sei, da sich im Gegentheil der Componist des „Benvenuto Cellini“ der classischen Weise Gluck's anzuschließen gestrebt habe. Diese Broschüre hat den Titel: „De l'école musicale italienne et de l'administration de l'Académie royale de musique.“ Ad. Gueroult sucht nun in einer Recension, mit dem Vorbehalt aller schuldigen Achtung für die eminenten Schönheiten der deutschen Musik, darzuthun, daß die Gunst, in welcher die italienische Schule bei dem großen Publicum stände, nicht unverdient sei, und daß man sehr wohl der italienischen Schule Gerechtigkeit angedeihen lassen könne, ohne darum die Vortrefflichkeiten der deutschen zu verkennen und gegen ihre gründlichen Tugenden blind zu sein. Die wahre Weisheit, die gerechte Kritik bestände ja eben darin, daß man das Schöne, wo man es auch finde, ohne Betracht der Geburtsstätte anzuerkennen wisse. Allerdings wären die Combinationen der deutschen Musiker tiefer, in ihrer Inspiration läge etwas viel Innigeres, selbst Gewissenhafteres und ein größeres Maß gelehrter Anordnung; aber der bestechendere, gerade von der Bühne herab wirksamere Glanz, die Melodie, die Bewegung, die Leichtigkeit und Anmuth der Erfindung seien auf Seite der Italiener, denen man nicht so im Allgemeinen, wie Hr. d'Ortigue thut, vorwerfen dürfe, daß ihre Kunstweise auf einem vollständigen Irrthume beruhe. In Deutschland sei alle Welt Instrumentalist, in Italien Sänger. Jedes der beiden Länder habe seine eigene Art, zu empfinden, die Empfindung auszudrücken und zu hören. Der Deutsche schließe die Augen und lege den Kopf zwischen beide Hände, um stillschweigend den künstlichen Gang einer harmonischen und gelehrten Combination zu verfolgen; der Italiener dagegen gerathe über eine reizende, fließende Melodie außer sich, schreie und geberde sich fast wie unsinnig. Nachdem der Recensent abermals seine Verehrung für Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck, Weber und alle übrigen Heroen der deutschen Musik ausgesprochen und durch das Geständniß unterstützt hat, daß er seit fast sieben Jahren im Conservatorium abonnirt sei und der deutschen Musik überall nachlaufe, kommt er auf Berlioz selbst zu sprechen, der, wie er behauptet, ja gar nicht der deutschen classischen Musik anhänge, sondern so gut wie Hoffmann und Victor Hugo dem phantastischen, selbst excentrischen Genre huldige. Man dürfe ihn nicht nach seiner Oper, einem Erstlingswerke, einem Versuche im dramatisch-musikalischen Fache, beurtheilen, sondern nach seinen Symphonien, worin er mehr als billig dem Excentrischen und Verworrenen zugethan sei. Man müsse aber gegen Berlioz streng verfahren, weil, wie es in der Bibel heißt, von Demjenigen viel gefodert werden darf, dem viel gegeben ist.

Der Buchhändler Charles Leclerc in Paris kündigt als bemerkenswerthe Neuigkeit an: „Maruzza, nouveau roman de *Spindler*, auteur du „Juif“, „La nonne de Gnadenzell“ etc.“ Er verspricht diesem Werke zugleich einen großen Erfolg.

Von einem neuen Werke: „Les Anglais peints par eux-mêmes“, erscheint jede Mittwoch eine Lieferung bei Curmer, enthaltend ein Blatt Text und vier Holzschnitte. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 105. — 15. April 1839.

Julie Bondeli, die Freundin Rouſſeau's und Wieland's. Ein Beitrag zur Kunde berniſcher Culturzuſtände, von P. J. J. Schädelin.

(Beſchluß aus Nr. 101.)

Ein reiches Capitel bilden die Nachrichten über Julie Bondeli als Freundin. Ihre Anſichten über die Freundſchaft, deren Charakter, Eigenſchaften und Schwächen gehören zu den edelſten, humanſten und würdigſten. Sie ging dabei ſtets von dem Satze aus: Es fehlt der Menſch, und darum hat er Freunde. Das Glück der Freundſchaft, welches, nach ihr, darin beſtand, diejenigen Menſchen, welche vermöge äußerer Lebensverhältniſſe, oder geiſtiger Übereinſtimmung mit uns, oder ſittlicher Einwirkung auf unſere Entwickelung, Ausbildung und Veredelung in ein näheres, innigeres Verhältniß zu uns treten, zwar nicht mit Blindheit zu bewundern, aber trotz der Einſicht in ihre Fehler mit Treue zu lieben und in dieſer Liebe das ſchönſte und feinſte irdiſche Vergnügen zu genießen, ward ihr in vollem Maße zu Theil; und obgleich ihr ganzes eigentliches Weſen viel zu klar und ſelbſt zu ſubtil war, als daß ſie ſich irgend Jemanden mit blindem Enthuſiasmus hätte hingeben können, ſo weihte ſie doch ihren Freunden treue Liebe ſelbſt bei klarer Einſicht in ihre Gebrechen und Schwächen, vielleicht auch hingetrieben dazu von dem Eudämonismus, zu welchem ſie ſichtbar ſich hinneigte. Sophie Laroche, welcher ſie über das Streben ihrer Tochter, Sophie Mereau, oft beherzigenswerthe Winke gibt und über Verſchiedenes, was das Innere des Menſchen bewegt und im Leben uns ſtört, „Arzneien" verſchreibt, ſteht hierbei obenan. Ihr erklärte ſie auch unumwunden, wie ſie den Ruf einer „gelehrten Frau" wol tauſend Mal verwünſcht. (Le chien de métier d'une femme lettrée.) Prinz Ludwig von Würtemberg, der damals in der Schweiz ſich aufhielt, Tiſſot, Zimmermann, Wieland, Rouſſeau, Frau v. Sandoz und mehre andere Perſonen in Neuenburg müſſen hierauf zunächſt angeführt werden.

Ein Ereigniß in Juliens Leben war ihr Verhältniß zu Wieland, welcher nach ſeiner Abreiſe von Zürich als Hauslehrer der Kinder des Landvogts, oder vielmehr der Frau v. Sinner zu Bern, ihre Bekanntſchaft gemacht und nicht wenig zu dem Hauſe Bondeli, ganz beſonders aber zu deſſen Zierde ſich hingezogen gefühlt hatte. Anfänglich wollte es jedoch nicht recht gehen. Die Sucht Juliens, Andere zu myſtificiren, ihr ſtolzes, ſelbſtbewußtes, entſchiedenes Weſen, ihr Scharfſinn und Witz, ihre reichen philoſophiſchen und mathematiſchen Kenntniſſe verletzten die Eitelkeit des jungen, ebenfalls mit großem Selbſtbewußtſein auftretenden Dichters, und die verwundete Eitelkeit mochte kaum ſich eingeſtehen, daß ſie ihm auch imponire. Seine erſten brieflichen Mittheilungen an Freunde ſind in dieſer Stimmung geſchrieben. Aber dieſelbe gab ſich bald und verwandelte ſich nach und nach in innige Zuneigung zu dem „erſchrecklichen Mädchen". Auch Julie gewann dem Dichter, der plötzlich ſich in einen zärtlichen Schäfer verwandelt, was freilich ſie mehr beluſtigte als beſtach, günſtigere Seiten ab. Bald fand er, daß ſie „ein ganz vortreffliches Herz beſitze". Dieſe Bevorzugung des Einen reizte die Eiferſucht der übrigen Mitglieder des Hofſtaates, welche ſich zurückgeſetzt fühlten. Endlich ſah es Wieland als eine „Seligkeit" an, bei der geſtrengen „Jungfer Bondeli" noch einige Wochen länger verbleiben zu dürfen, ja als „ein Glück, das dem Glücke der Könige vorzuziehen ſei". Er brach in immer emphatiſchere Lobeserhebungen über die große Analogie zwiſchen ihrer Beider Herzen, über Juliens Charakter und die heiße Liebe zu ihr aus. Aber er hatte mehr mit der Phantaſie als mit dem Herzen geliebt; mit der perſönlichen Gegenwart ward auch das Verhältniß kälter, und ſchon vor Wieland's Abreiſe nach Biberach hatten allerlei Verletzungen und Empfindlichkeiten ſtattgefunden. Nun ſprach er gar bald in ſeinen Briefen auf ſehr hausbackene Weiſe von „Heirathsangelegenheiten" und ärgerte ſich darüber, daß man ſeine Schriften zu frivol finde. Er vertraute ſpäter Zimmermann, daß er durch einen unſeligen Schritt ſich mit Recht um Juliens herzliche Zuneigung gebracht und ſein Lebensglück unwiederbringlich zerſtört habe. Es ging jedoch nicht lange, ſo ergab er ſich in die Umſtände, welche ihn beſtimmen mußten, ſeine Abſichten auf Julien völlig aufzugeben. In den Jahren 1763 und 1764 ſandte er der „ſubtilen Julie" zwar noch ſeinen „Agathon", ſeinen „Sylvio de Roſalva" in Handſchrift zur Cenſur zu; aber nach ein paar Jahren war die einſt angebetete Freundin rein vergeſſen.

Weniger leidenſchaftlich, aber beharrlicher war das Verhältniß zu Rouſſeau; es entſpann ſich mehr aus Begei-

sterung für die Schriften des großen Mannes, während dasjenige zu Wieland mehr dem persönlichen Umgange entsprungen war. Ihr Eifer, ihre Schlagfertigkeit für den Genfer, ihr unermüdliches Bestreben, alle ihre Umgebungen und Freunde für die Sache desselben zu gewinnen, gaben sich auf tausenderlei Weise kund. Die schönsten Briefe Juliens sind dieser Sache gewidmet. Sie erkannte in der „Heloise" das Genie Leibnitz's und die Feder Voltaire's vereinigt. Sie ergab sich geduldig in alle seine Wunderlichkeiten, selbst in seinen Widerwillen gegen Besuche. Getreuer als irgend Jemand schilderte sie seine Vorzüge, seine Fehler, sein Inneres und Äußeres. Seine Uneigennützigkeit flößte ihr hohe Achtung ein; seine Briefe entzückten sie, während seine „Plaudereien" dagegen ihr zur Last waren. Mit seiner Therese ging sie etwas unbarmherzig um, erklärte den vorherrschenden Einfluß dieser Frau auf Rousseau für den eigentlichen Grund aller Plackereien, die er überall erleiden mußte. „Sie ist", schreibt sie irgendwo, „eine Frau Base im strengsten Sinne des Worts, immer thätig, immer plappernd, immer unzufrieden; und Rousseau beurtheilt aus Grundsatz die Menschen nicht nach dem ganzen Umfange ihres Charakters, sondern nach den Verpflichtungen, die er gegen sie hat."

Von höchst anziehendem Inhalte ist die Geschichte der Freundschaft zwischen Julie Bondeli und den beiden Damen v. Laroche und v. Sandoz, sowie der mit ihnen geführte Briefwechsel. Man findet darin mancherlei Landes-, Charakter- und Sittenschilderungen. Die große Verschiedenheit der Gefühls- und Denkweise der Dreie, der Deutschen, der Schweizerin und der Neufchatellerin, prägt sich anschaulich darin ab: bei der Erstern überwiegende Sentimentalität und ätherisches Schwelgen in unbestimmten Bildern und Phantasien; bei der Zweiten kalt besonnenes Temperament, secirender Verstand und zurückhaltender Ernst; bei der Dritten eine angenehme Mischung von schweizerischem Phlegma und französischer Liebenswürdigkeit. Sophie und Julie sahen sich nie von Angesicht, so oft auch für persönliche Besuche Plane ausgeheckt worden; dagegen lebte Julie mit Frau v. Sandoz, der Gattin eines Generallieutenants, in vertrautem, herzlichem Umgange.

In den letzten Jahren ihres Lebens litt unsere Heldin häufig an anhaltendem Zahnweh, begleitet von Husten und Störung in den Verdauungswerkzeugen. Die ihr drohende Auszehrung ward durch Haller's Kunst noch entfernt, jedoch nicht auf lange Zeit. Die alten Übel stellten mit verstärkter Gewalt sich wieder ein und trotzten allen Heilversuchen. Julie erkannte eine der Ersten ihren wahren Zustand und erwartete die Auflösung des zerknickten Körpers mit philosophischer Ruhe. Sie erfolgte am 8. August 1778 unter furchtbaren Schmerzen. Auch über diese äußerte sie sich noch humoristisch mit brechender Stimme. Die Trauer ihrer Freunde und aller Gebildeten um ihren Verlust war unbeschreiblich.

Das Äußere Julie Bondeli's wird, im Gegensatze zu der in Böttiger's Nachlasse mitgetheilten Beschreibung, von verschiedenen Zeitgenossen und nach ihnen auch von Hrn. Schädelin also geschildert: Sie war eher groß als klein von Gestalt, von ausgezeichnetem Wuchse und vollendetem, feinem Körperbaue. Damit konnte sie sowie mit ihren überaus schönen Händen und Armen, welche jedoch von Rath für das berühmte Denkmal zu Hindelbank zu einem andern Zwecke gewählt worden, einer Juno als Modell dienen. Diesen Vorzügen entsprach auch ihr zierlicher, niedlicher Fuß. Das Gesicht war durch einige Pockennarben entstellt, jedoch durchaus nicht unangenehm und noch viel weniger häßlich, wie Wieland sie irgendwo, jedoch schwer erweisbar, bezeichnet haben soll. Sie hatte einen wohlgebildeten Mund, sehr schöne, sprechende Augen und eine seelenvolle Stimme, wie Böttiger selbst zugibt. Die ungemein beweglichen Züge wurden von braunen Haaren beschattet. Geistige Anstrengungen hatten den ohnehin sehr zarten Körper früh geschwächt und verschiedene Krankheiten, sowie ein verdorbener Magen, in Folge einer Vergiftung durch Schierling, welchen ein unvorsichtiger Koch für Petersilie genommen, noch ferner dazu beigetragen. Aber sie wußte ihren Körper zur Unterordnung unter den Geist und Willen zu zwingen und mit einer Selbstaufopferung, die ihre Kräfte weit überstieg, physisch und geistig, wo es Noth that, zu helfen, zu rathen, zu vermitteln. Jeder Eigennutz war ihrer schönen Seele fremd geblieben, und selbst Angelegenheiten, welche ihren Gefühlen widerstritten und das Herz auf die Folter spannten, entzog sie sich, angerufen, niemals. Sie fand zwar auch in den schönsten Geschichten nur einen schlechten Trost für langwierige Verdrießlichkeiten und ein noch schlechteres Heilmittel für Nervenübel im Kopfe; aber wenn sie ihre Hausgötter in Neuenburg sah, wohin sie in der letzten Zeit zu Frau v. Sandoz gezogen war, so fühlte sie weder den irdischen Schmerz mehr, noch die viel schmerzlichere Enttäuschung von lange mit Lust und Wärme umfaßten Bildern und Idealen. 147.

Romanenliteratur.

1. Der Thurm am Genfersee. Nach dem Französischen von F. Wesenfeld. Zwei Theile. Magdeburg, Creutz. 1858. 8. 2 Thlr.

Die Einführung des Christenthums durch Klodwig und Klotilde in Gallien ist der Stoff eines Romans, der die Haupt- und Staatsactionen in den weitschichtigen Werken der Mademoiselle Scudéry in einem verfeinerten Geschmack zurückruft. Aber dort wie hier hat eine verwahrloste Stiefschwester der Phantasie Gestalten der Lieblingstochter Jovis nachgepfuscht, Gestalten, die nicht aus Dreck und Feuer, sondern aus Dunst und Schwulst zusammengeknetet sind, die weder dem Himmel noch der Erde angehören, mit klappernden Phrasen umfangen mühsam einherstelzen. Wozu taugte es wol, solches Machwerk zu übersetzen? Der Verdeutscher scheint auch selbst die Lust an seiner Arbeit verloren zu haben, wie die zahlreichen Gallicismen und Fehler in der Rechtschreibung beweisen.

2. Zerstreuungen. Eine Sammlung kurzer Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von Fr. Reinhard. Erste Folge. Berlin, Natorff. 1858. 12. 16 Gr.

Die eine „Zerstreuung" ist schaurig, die zweite traurig; „Der entführte Wähler" ist ein flinker unterhaltender Hibernier, die andern zerstreuen durch Ernst und einigen Scherz, die Anekdoten sind kurz, und damit gut.

3. Novellen und Gedichte von August Sander. Erster Theil. Göttingen, Dieterich. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Gute Anlagen, die aus den Novellen hervorblicken, ermuntern zu dem Rathe an den jungen Autor, doch ja mit seinen schriftstellerischen Versuchen kritischer zu verfahren, nicht den Beifall allzu geneigter Freunde für eine urtheilskräftige reife Stimme zu halten, vor Allem aber nicht zu glauben, daß gereimte Prosa ein Gedicht sei.

4. Novellen und Erzählungen von O. Peters. Erster Band. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 1839. 8. 1 Thlr.

Ein Findelkind wird von einem Amtmann de l'ancien régime verfolgt, weil dieser ihm schweres Unrecht zufügte, also nach dem gewöhnlichen Verlauf den Tiefbeleidigten haßt. Seine Ränke verdächtigen den Unschuldigen als Wilddieb, und weil der Prinz zum ancien régime gehört, wird er ohne Weiteres ins Zuchthaus gesteckt. Er entflieht mit Wilddieben, die ihm früher schon bekannt waren. Die Noth drängt ihn zu dem Handwerk des Raubschützen; auch daraus befreit er sich, wird Krieger, entdeckt seinen Vater, einen Grafen Arthur, der ihn in die vollen Rechte eines Sohnes einsetzt, seine erste Geliebte ist indeß Witwe geworden, sodaß seinem fernern Glücke nichts weiter im Wege steht. — Die Jungfrau von Patras entgeht den Martern ihrer Landsmänninnen, von türkischer Grausamkeit ihnen auferlegt, durch den Tod, der im Roman und auf der Bühne so oft von heiler Haut kommt, ein deus ex machina für verlegene Dichter. Das Auffallendste in der Erzählung waren dem Ref. zwei Worte, von denen er aus dem Zusammenhang „entfrischen" allenfalls für entschlüpfen halten kann, aber über ein „fristiges" Feuer der Augen ganz im Dunkeln bleibt.

5. Das Schloß Rougemont. Historisch-romantische Erzählung von M. Döring. Leipzig, Krappe. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch hier ist ein unehelicher Sohn die Hauptfigur. Sein Vater stirbt, ehe der Knabe noch geboren wurde, auf dem Schlachtfelde. Die Mutter wandert mit ihm nach Frankreich, wo ihn die Großmutter, aufgehetzt von ihrem fanatischen Beichtvater, nicht anerkennen will. Er muß sich hart durchs Leben kämpfen, bis wir ihn am Schlusse im Schooße des Glücks verlassen.

6. Der Maronier. Historische Erzählung von L. Wolf. Hamburg, Herold. 1839. 8. 1 Thlr.

Wie dort den Jäger die Verhältnisse zum Raubschützen zwingen, so machen sie hier den Fischer zum Maronier, der jedoch aus dem schuldbeladenen Gewerbe und der scheußlichen Umgebung frei von Verbrechen hervorgeht, wieder in ein schuldloses Verhältniß zurückkehrt, sich mit einer jungen, schönen und reichen Spanierin verbindet, die er mit eigener Gefahr errettete, und mit der und seinen Ältern er heitere Tage in Jamaica lebt.

7. Das steinerne Bild von Ludwig Hölder. Zwei Theile. Heilbronn, Drechsler. 1838. 8. 2 Thlr. 21 Gr.

Von dem ersten Kreuzzuge unter Gottfried von Bouillon haben geistreiche Geschichtschreiber uns berichtet, ein hochbegabter Dichter hat durch die Macht der Poesie die Begeisterung jener Tage von neuem ausgeströmt, Jerusalem ist in neuerer und neuester Zeit so viel bereist worden, daß über die Lage, den Zustand der heiligen und heiligsten Orte uns kein Zweifel entstehen kann; es scheint daher kaum möglich, dem Gegenstand eine neue Seite abzugewinnen. Und doch fand sich eine! Unser Autor läßt als Hebel der Geschichte, als Eiferin für den Kreuzzug das Fräulein von Lurlei auftreten, die ihre irdische Frivolität abbüßen muß, nicht eher erlöst werden kann, bis sie einen keuschen Jüngling gefunden, der ihren Lockungen und andern Verführungen widerstanden. Besagter Jüngling heißt Berdolf von Eichhaus; er, ein Schwabe, ist ein Begleiter, des Pfalzgrafen Sohn, der nicht so unantastbar ist wie jener. Er würde deshalb im Rheine ertrinken, wenn nicht die Lurleidame Berdolf, von dem sie so viel erwartet, auch etwas zu Gefallen thun wollte. Sie treibt ihn unter die Kreuzfahrer, wo er Wunder der Tapferkeit vollbringt, in Gefangenschaft geräth, von des Khalifen Tochter befreit wird, deren christlicher Mutter sie im Traume erschienen war, um ihr des Mägdleins Geburt und ihr Verlöbniß mit dem fränkischen Ritter zu verkünden. Dem Fräulein, das der Lurlei aufs Haar gleicht, wird auch ihr Verfahren angedeutet; sie halten besser als Huon und Amande an dem auferlegten Gebote, weshalb sie denn auch glücklich in Heidelberg, dann auf des Vaters Burg einziehen, wo Berdolf das steinerne Bild der schönen Türkin, das zugleich das Abbild der Lurlei ist, aufstellt und seinen Nachkommen befiehlt, es als einen Talisman des Hauses für alle Zeiten zu bewahren. In dem verheerenden Bauernkriege wird es für ein Madonnenbild gehalten, an den Landgrafen von Hessen gegeben, um es gegen Zerstörung zu schützen. Alterthumsforschern bleibe es überlassen, darnach zu spähen; es wäre ein trefflicher Fund, eine wahre Bereicherung der Kunstgeschichte, Stoff zu langen Compendien, und dann erführe man auch, wie die Dame Lurlei ausgesehen. Ob sie eine jüngere Schwester gehabt, ob Berdolf doch noch einen anrüchigen Gedanken im Herzen getragen und die Erlösung nicht aus dem Grunde von Statten gegangen, möchten wir fragen. Der Sage nach hat Lurlei lange über das 12. Jahrhundert hinaus junge und alte Männer mit ihren Goldflechten und Sirenentönen verlockt. Übrigens bekommt die Wegnahme des Steinbilds den Eichhausen schlecht, der Letzte fällt im Bauernkriege. Den Capiteln stehen metrische Mottos voran, wahrscheinlich eigener Fabrik. Wir wollen sie nicht schelten, weder in der Form noch in der Idee, sobald sie nur Zugabe sein sollen; wir meinen nur, daß der Leser nichts verliert, wenn er sie ungelesen läßt. 10.

Die syrischen und carshunischen Schätze des Britischen Museums.

Die Trustees des Britischen Museums, deren officiellen Berichten ein früher in Nr. 279—281 d. Bl. f. 1838 abgedruckter Aufsatz entlehnt war, fahren in der ebenso lehrreichen als prachtvoll ausgestatteten Mittheilung ihrer Kataloge fort. Der soeben ausgegebene „Catalogus codicum manuscriptorum Orientalium qui in museo Britannico asservantur. Pars prima. Codices Syriacos et Carshunicos amplectens." (London, Fol.) ist von Herrn J. Forshall eingeleitet. Mit Wärme, Dankbarkeit und Pietät gedenkt derselbe der, das Geschäft der Aufzeichnung unglaublich fördernden Thätigkeit unsers allzu früh den Seinigen und der Wissenschaft entrissenen Friedrich Rosen, der damals, als Professor der londoner Universität, namentlich den carshunischen Schätzen seinen Fleiß zugewendet hatte. Die syrischen Handschriften des Britischen Museums sind zum beiweitem größten Theile von Claudius Jakob Rich gesammelt, dem seine Stellung als brittischer Agent in Bagdad während eines Decenniums, dann aber seine im Jahre 1820 nach Mosul unternommene Reise die beste Gelegenheit dazu gegeben hatte. Nach seinem im J. 1825 erfolgten frühzeitigen Tode erstand das Britische Museum seinen gesammten Nachlaß. Die 59 syrischen und die 7 carshunischen Manuscripte, welche sich in demselben vorfanden, bespricht der in Rede stehende Katalog, der aber auch eine Anzahl aus den Arundel'schen Schätzen überkommener Handschriften und die sehr wenigen, schon früher im Besitze des Museums befindlichen oder später erworbenen Gegenstände behandelt. Die beiweitem reichste Abtheilung des Katalogs ist auf den ersten Blick die der syrischen Codices. Unter diesen glänzt vor allen das nestorianische Neue Testament (7157 Rich), eine Handschrift des 8. Jahrhunderts, welcher vor sämmtlichen, bis jetzt bekannten syrischen Handschriften der Preis gebührt, sei es, daß man den innern Werth des vollständigen nestorianischen Textes, sei es, daß man die in jeder Hinsicht vollendete äußere Ausstattung des Manuscripts in Betracht zieht; erst neuerdings hat Ewald ihren vollen Werth beleuchtet. Das

Neue Testament — nicht nestorianischer Übersetzung — (7158 Rich), ein Fragment der Philoxenischen Übersetzung aus dem 9. Jahrhunderte, Handschriften der Propheten und des Pentateuchs, beide sicherlich dem 11. Jahrhundert angehörig, treten dem genannten würdig zur Seite. Den Büchern der heiligen Schrift sind die liturgischen Handschriften, welche vielfältigen Aufschluß über kirchliche Zustände der Nestorianer und Jakobiten enthalten, anzureihen; diesen wieder schließen sich die kirchlichen Gesänge des Ephraim Syrus, des Jakob Edessenus, Georgius Risibanus, Babäus Magnus, die umfassende arabische Concilien-sammlung, die apostolischen Didaskalien, in ihrer, wenngleich apokryphischen Bedeutung, u. a. an. Über die kurkaphensische Übersetzung der heiligen Schriften, deren Wichtigkeit neuerdings Wisemann beleuchtet hat, geben einige Handschriften des Britischen Museums lehrreichen Aufschluß. Von den beiden Grammatiken des Barhebräus, der größern in Prosa, der kleinern in Versen, bewahrt das Britische Museum Codices, denen die eigenhändigen Briefschriften des Verfassers besondern Werth verleihen; ein syrisch-arabisches Lexikon, die syrischen Wörter alphabetisch aufgestellt, ohne Rücksicht auf Etymologie — nicht das des Barbahul und Barali — bereichert den Sprachsatz bedeutend. Obgleich Rich die Handschriften streng exegetischen Inhalts eigentlich keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, erwarb er dennoch einen vollständigen Commentar zum Neuen Testament von Dionys Bar Salibi, des Barhebräus „Horreum" und eines Ungenannten arabische Catene zum Neuen Testament. Für die heilige und Profangeschichte ist ein großes chronologisches Werk des Elias und der zweite Theil der „Annalen" des Barhebräus, wichtig für die Geschichte der Kirche im Orient, von Bedeutung. Das Werk des Elias, hier im Autographum bewahrt, ist völlig unbekannt und historisch wichtig. Daß die vitae sanctorum nicht fehlen, versteht sich von selbst. Syrische Übersetzungen von Werken aus dem classischen Alterthume wären zwar viele zu nennen, allein es sind eben alles Übertragungen von Büchern, die wir im Originale besitzen, Schriften des Basilius, Chrysostomus, Evagrius, Macarius u. dgl. Von Werken syrischer Autoren ist des Jakob Bertelensis Buch „De fide christiana" und drei Codices der „Ethik" des Georgius Barhebräus zu nennen. Der vorliegende, mit jeder bibliographisch nur immer wünschenswerthen Genauigkeit bis ins Detail vortrefflich gearbeitete Katalog mit einer Schriftprobe geschmückt, daß man wirklich ein Stück Codex zu sehen glaubt — so treu nachgebildet sind die Züge — wird gewiß allen Betheiligten ein höchst dankenswerthes Geschenk sein; in d. Bl. konnte nur eben in dieser Weise auf ihn aufmerksam gemacht werden. 61.

Literarische Notizen.

Zu den interessantesten Erscheinungen der russischen Literatur gehört ein Werk über Rußland in vier Bänden von Bulgarin, historisch-geographisch-statistisch-literarhistorisch; eine Geschichte der russischen Kirche von Murawieff, der sich bereits durch eine „Reise nach Jerusalem" bekannt gemacht hat; eine Lebensbeschreibung der russischen Diplomaten von Terechenko, ein Buch, welches seiner etwas vernachlässigten Schreibart wegen von der Kritik nicht in dem Maße anerkannt worden ist, als sein Inhalt verdient; eine Geschichte der genuesischen Colonien in der Krim von Mursakewitsch; ein Bericht über die russischen Besitzungen in Transkaukasien, die Frucht einer von der Regierung befohlenen Expedition; ferner eine alphabetische Encyklopädie, die Nachbildung des „Conversations-Lexikons", die bereits bis zum sechszehnten Bande gediehen ist. Das Gebiet der Geographie, der Topographie, der Statistik, der russischen Alterthümer wird überhaupt mit Erfolg angebaut; dagegen ist das Feld der eigentlichen Production seit Puschkin's und Dmitrieff's Tode im Ganzen dürftig bestellt. Die Gräfin Rostopschin, von der man große Erwartungen hegte, scheint in ihrem Feuer nachzulassen; Benediktoff begnügt sich mit Aufsätzen für Journale, Polewoy verfaßte eine neue Tragödie „Ugolino", welche auf der Bühne, aber nicht der Kritik gegenüber Erfolg hatte; unter den Romanen ist nur der „Versucher" des Zagoskin zu nennen, die übrigen sind meist oft unglückliche, mehr oder weniger treue Nachahmungen französischer Romane, besonders des Balzac. Ferner erschien ein „Pantheon der Zeitgenossen" und Illustrationen zum „Don Quixote", zur Bibel und zu Karamsin, welche in einfacher Weise, aber ziemlich gut ausgeführt sind. Indeß ist die ernste und nationale Literatur im Ganzen im Fortschreiten begriffen: es erschienen 1838 an Originalwerken ungefähr 700 und etwa 300 Übersetzungen, während unter 987 Werken, welche 1837 gedruckt wurden, nicht weniger als 450 Übersetzungen mitzählen.

Bei Bazouge-Pigoreau, der bereits eine so schöne Ausgabe von Buffon's sämmtlichen Werken veranstaltet hat, erscheint ein „Keepsake des oiseaux" mit 150 Zeichnungen von Victor Adam, welche von der vortrefflichsten Ausführung sein werden. Der Text, von Buffon, ist revidirt und eingeleitet von Achille Comte, Professor der Naturgeschichte an der Akademie. Jeden Donnerstag erscheint eine Lieferung, deren 40 sein werden. Der Interpret, Achille Comte, ist bereits rühmlich bekannt durch seine „Suites à Buffon" und seinen „Atlas méthodique de zoologie". 108.

Bibliographie.

Bentzel-Sternau, Chr. E. v., Der Geist von Canossa. Schauspiel in fünf Akten. 8. Zürich, Höhr. 22 Gr.

Bürck, A., Ludwig Philipp, König der Franzosen, und seine Familie. Gr. 8. Weimar, Voigt. 18 Gr.

Das Chamäleon Francis Osbaldistone. Geschichtlich treue Darstellung der Freibeutereien Dick Turpins und seiner Genossen, aus den Annalen Grosbritanniens erhoben und frei bearbeitet von Ferdinand Dietter. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Friz. 21 Gr.

Humoristische Erzählungen und Skizzen. Aus dem Englischen von H. Roberts. 2ter Theil. Gr. 12. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 6 Gr.

Das Gespensterbuch. Von H. Paulmann, Schiff und W. Bernhardi. 2ter Theil. 8. Zerbst, Kummer. 18 Gr.

Göthe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757 bis 1775. Gesammelt von H. Döring. 8. Jena, Mauke. 12 Gr.

Hoff, H., Karl Gutzkow und die Gutzkowgraphie. 8. Mannheim, Hoff. 6 Gr.

Kuffner, Chr., Phantasmion. Neuere Erzählungen, Novellen, Sagen, Märchen und Bilder. Gr. 12. Wien, Schmidl's Wwe. u. Klang. 18 Gr.

Menk, Fr., Der neue Messias und seine Propheten. Eine cultur-historische Novelle. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Pfeilschifter, J. B. von, Politische Studien. 1ster Theil. Betrachtungen über die Revolutionen in Spanien, Portugal, Frankreich und den Niederlanden. 8. Aschaffenburg, Pergay. 2 Thlr.

Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit. 1stes Bändchen. Sitten und Sprüche der Heimath. Herausgegeben von Karl Steiger. Gr. 12. St. Gallen, Scheitlin. 1 Thlr.

Symanski, J. D., Ernst, Scherz und Laune. 8. Berlin, Heymann. 12 Gr.

— —, Mnemosynon. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr. 8 Gr.

Zander, C. L. E., Geschichte des Kriegs an der Nieder-Elbe im Jahre 1813. Mit 7 Plänen. Gr. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 106. — 16. April 1839.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Zweiter Band. Hamburg, Perthes. 1838. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Vor dieser zweiten Mittheilung über den trefflichen Mann *) sehen wir ein ähnliches Bildniß desselben, welchem vielleicht nur etwas mehr Ausdruck von hervortretender Schärfe fehlt, um uns ihn vollkommen zu vergegenwärtigen. Einige später zugekommene Briefe an Adam Moltke und Fr. Perthes, als Nachtrag zu dem frühern Lebenszeitraum, machen jetzt den Eingang zum nächstfolgenden. Sie zeigen nach Bemerkung der Herausgeber, daß, wenn auch frühe Reife des Geistes bei Niebuhr eine gewisse Jugendlichkeit ausschloß, die man an ihm vermißt hat, ihm dennoch in persönlichen Verhältnissen wie allgemeinen Bestrebungen Wärme des Herzens und Feuer der Begeisterung nicht fehlten, die bei aller Verschiedenheit menschlicher Lebensbilder doch einer edeln jugendlichen Natur eigen sein sollen. Sie fügen hinzu: unsere Zeit habe sich vielleicht des Enthusiasmus für das Ideelle zu sehr entwöhnt, der sich, wie Niebuhr jung war, bei Manchen wol in hohlen Worten, bei Vielen aber auch in ernsten Entschlüssen und edeln Bestrebungen fruchtbar erwies, und es möge wünschenswerth sein, daß unsere Jugend etwas mehr davon sich wiederum aneigne. Diese Bemerkung hat Ref. angenehm überrascht, dem ein gewisser Mangel des gegenwärtigen heranwachsenden Geschlechts sich öfter kund gab, und der über dessen Ursache und Wirklichkeit nicht immer zur Entscheidung gelangte, indem ein Rückblick in die Vergangenheit — was man sich gestehen muß — häufig die Gegenstände mit Verschönerungsgläsern betrachtet. Wenn nun Andere Dasselbe sehen, so verstärkt ihr Zeugniß die Sicherheit der eigenen Wahrnehmung.

Und wahrlich, eine wohlthätige Wärme und lebendige Theilnahme erfüllen Niebuhr's Briefe. Er hängt ohne Wandel an seinen Freunden, liebt und verehrt Klopstock, beneidet Diejenigen, welche diesem Dichter nahe sind, und dankt dem Glück dafür, daß es ihn Klopstock's Zeitgenossen werden ließ. Voß's „Luise" gewährt ihm einen gleichenlosen Genuß, sie hat, was kaum je ein Buch vermochte, Thränen der Freude aus seinen Augen gezogen. Dagegen unsere heutige Jugend? Sie beneidet nicht das Zeitalter Klopstock's, hält den Dichter für veraltet, findet an der „Luise" keinen Geschmack, und der Pfarrer von Grünau ist nicht kirchlich-orthodox genug.

Niemand aber wähne, Niebuhr sei durchaus mit seiner Gegenwart zufrieden gewesen, was den warm und lebhaft Fühlenden überhaupt nicht eigen zu sein pflegt. Er tadelt die Wuth des Kantianismus, die Ungezogenheit des Schiller'schen Almanachs (1796), meint, es gehe mit Deutschlands Literatur auf die Neige, die französische Revolution, die infame Politik, die schändliche Geringschätzung unsers Volks, die allgemeine Indifferenz, die Roheit als Folge der Verachtung und die scheusliche Anwendung der Philosophie haben zu solcher Heillosigkeit geführt. Dessenungeachtet sind wir in unsere Zeit gekommen, die freilich auch klagt, jedoch mit ihrer Philosophie und Literatur nicht durchweg unzufrieden ist.

Während 1814—16 lebte Niebuhr in Berlin, hatte die Ehre, dem Kronprinzen Unterricht zu ertheilen, nahm den jungen Grafen Stolberg ins Haus (ältesten Sohn der zweiten Ehe Friedrich Leopold's) und schrieb eine begierig gelesene Schrift: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof." In seinen häuslichen Verhältnissen betrübte ihn die zunehmende Kränklichkeit seiner Frau, in den öffentlichen Verhältnissen die Entscheidung des wiener Congresses über Sachsen und die Abtretung der Ostfriesen an Hanover. Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba vertraute er dem preußischen Heere und verlor kurz vor dessen Siegen seinen Vater. Seine Äußerung über diesen Verlust zeigt eine Anhänglichkeit, welche — gerade wegen ihrer Wärme — bei dem Tode geliebter Menschen bedauert, daß sie nicht noch größer gewesen.

Wäre er minder anspruchlos in allen Verhältnissen gewesen, nicht so ganz bescheiden und genügsam, so hätte ich ihn theils durch meine Schuld und Ungeduld, theils durch die Folgen frühererer Verstimmungen viel an thätigen Äußerungen von Liebe und Zärtlichkeit vermissen lassen; und daß er dies nicht schmerzhaft empfunden und doch seines Sohnes froh war, entschuldigt mich nicht. Wenn die Zeit abgelaufen ist, worin es möglich ist, Versäumnisse gut zu machen, dann drücken sie aufs Herz. Lassen sie sich auf andere Weise nach dem Grabe wieder gutmachen, so soll es wenigstens mein Bestreben sein, es zu thun.

Bald hernach ward ihm seine Frau entrissen, mit welcher er in ihrer kinderlosen Ehe sich so verständigte,

*) Die erste wurde in Nr. 99—102 d. Bl. f. 1838 besprochen. D. Red.

daß er keinen wichtigen Gedanken hatte, keine Beschäftigung vornahm, worüber er nicht mit ihr redete. Ein solches Verhältniß, bemerken die Herausgeber, ist nur Einmal im Leben möglich, und dies entbehrte er in seinen folgenden Tagen, wie sehr er auch Ursache hatte, sich in seiner zweiten Ehe und mit den Kindern glücklich zu fühlen. Als er die Sterbende nicht lange vor ihrem Ende in den Armen hielt und sie mit Zärtlichkeit fragte, ob er ihr denn gar keine Freude machen, ihr nichts zu Gefallen thun könne, antwortete sie: „Du sollst deine Geschichte vollenden, wenn ich lebe, und wenn ich auch nicht lebe."

Einige Wochen später wurde ihm der Antrag, als preußischer Abgesandter nach Rom zu gehen, um mit dem päpstlichen Hofe über die Einrichtung der katholischen Kirche in den preußischen Landen zu unterhandeln und eine Übereinkunft abzuschließen. Er nahm den Antrag an, aber nicht mit dem freudigen Gefühl, welches ihm bei Lebzeiten seiner Frau die Erfüllung des lange gehegten Wunsches, Rom zu sehen, gegeben haben würde.

Ich kann unmöglich mit leichtem und freudigem Herzen dem Vaterlande Lebewohl sagen — wahrscheinlich für das ganze, mir wol nicht lange mehr zugemessene Leben —, zumal, da die Arbeit, welche der Beruf meines Lebens ist, die römische Geschichte, wie sehr auch das Gegentheil anscheinend sein mag, dort nicht so wohl wie hier ausgearbeitet werden kann. Und wenn nun der Gesandte zu Rom nur noch Vermittler weiser und heilsamer Maßregeln wäre; er ist aber blos das Werkzeug von Dem, was ihm vorzubringen geboten wird, und wie wenig das mit meinen Überzeugungen stimme, kann ich jetzt schon übersehen. Für das wahre Heil der katholischen Kirche in unserm Staate — dem die Verstockung, der der päpstliche Hof nicht entsagen kann, und der tiefe Verfall des katholischen Klerus nicht weniger im Wege steht als manche verkehrte und verderbliche Ansicht der protestantischen Geschäftsleute — kann ein solcher Wortführer gar nichts ausrichten.

Die Sendung verzog sich, er schrieb gelehrte Abhandlungen und die vortreffliche Biographie seines Vaters. Noch vor der Abreise schloß er eine zweite Heirath mit der Nichte seiner Freundin Hensler, welche nach Berlin gekommen. Im Sommer 1816 ging er nach Rom, und Prof. Brandis begleitete ihn als Legationssecretair. Die Herausgeber bedauern, von den sieben römischen Jahren (bis 1823) weniger genaue Nachrichten geben zu können, da freilich der Briefwechsel nicht aufhörte, aber die mündliche Ergänzung fehlen mußte, nebst einer anschaulichen Kenntniß der Verhältnisse und Zustände, in denen sich sein Leben bewegte; die Briefe kamen wie aus einer fremden Welt, in welcher Niebuhr allmälig einheimisch wurde, worin sich die Empfänger nicht ganz finden konnten.

Nach andern allgemeinen Erwägungen schien dem gründlichen Kenner des Alterthums, dem unermüdeten gelehrten Forscher, dem Geschichtschreiber Roms ein Aufenthalt in dieser Stadt höchst wünschenswerth, und wenn er zum halben Römer wurde, hatte der Schriftsteller davon Gewinn. Allein der Gesundheitszustand seiner Frau und sein eigener ließen ihn Italien schon mit der vorgefaßten Meinung betreten, es werde ihnen das Klima nicht zuträglich sein. Daher ein steter Kampf verschiedener Empfindungen. Selbst in seinen glücklichsten Lebenszeiten hätte er mit Denk- und Sinnesart der Italiener nicht übereinstimmen können; jetzt drückte ihn dies desto stärker, ihm fehlte anfänglich eine gute Wohnung und seine Bücher; die Verhältnisse zum päpstlichen Hofe gestalteten sich freundlicher, aber das Geschäft rückte wenig fort, auch durch langes Ausbleiben der Instructionen. Daher denn Weniges, was ihm zusagte, Vieles, was zurückstieß oder fehlte; er stand einsam als Gelehrter und als Mensch. Kunst und Künstler vermochten dafür keinen Ersatz zu geben. Zu bewundern ist seine dennoch nicht rastende Thätigkeit in solcher Stimmung.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere Schriften über Rußland.

1. Domestic scenes in Russia: in a series of letters describing a year's residence in that country, chiefly in the interior. London 1838.

Einen auffallenden Gegensatz bietet die neuere und neueste Reiseliteratur der Briten und Deutschen dar. Die der Letztern ist wol noch nicht so umfang- und bändereich, aber sie wird mit der Zeit gediegener als jene. Die Deutschen, wenn sie nicht gerade Reisebilder aus der nächsten Nachbarschaft schreiben, haben stets das Allgemeine im Auge, verfolgen einen wissenschaftlichen Zweck, auf den sie alle ihre Beobachtungen beziehen, und geben diese zuletzt in einem wohlgeordneten, wohldurchdachten Ganzen; die Engländer dagegen bleiben am Einzelnen kleben, sie fassen die besondern Erscheinungen, wie sie sich ihnen darbieten, auf, nicht allein ohne sie zur Ganzheit zu verbinden, sondern auch ohne sie zu ergründen, und sind, seit sie die großartige Bahn der Weltumsegler, der Beobachter des Himmels und der Natur verlassen haben*), oder wenigstens nicht mehr mit dem Eifer des vorigen Jahrhunderts wandeln, mehr oder minder Touristen geworden, die das Nächste, Oberflächliche und Zufällige, wie es sich ihnen darbietet, wiedergeben und dieses System auch auf ferne Länder ausdehnen, von denen man doch weniger das Vorübergehende als das Bleibende, weniger das Unwesentliche als das Wesentliche zu wissen verlangt. Zu dieser Betrachtung veranlaßt uns das obige Werk, das Werk eines echten englischen Touristen nach Inhalt und Form. Welch ein Contrast, wenn man dasselbe z. B. mit Erman's „Reise um die Erde" vergleicht! Wie belebt gestaltet sich bei dem Deutschen in jenen wilden Steppen selbst Alles vor unsern Blicken, und wie wenig bietet uns der Brite über das Leben im Innern des europäischen Rußlands, worüber man immer etwas mehr zu hören wünscht, als die Beschreibung einer Jagdpartie, eines Gastmahls, eines Postillons oder eines sonstigen Lieblingsstoffs der Touristen zu bieten vermag. Wir wollen nichtsdestoweniger unsern englischen Reisenden in das Innere eines Landes begleiten, das Manche sich noch nicht viel anders als das alte Scythien vorzustellen pflegen, dessen Bewohner aber doch Züge von Gutmüthigkeit, Gastfreundschaft und allgemeinem Wohlwollen genug besitzen, um einen längern Aufenthalt unter ihnen keineswegs unangenehm zu machen.

Der Zweck von Hrn. Venables' Reise war es zwar eigentlich nicht, das provinzielle Leben des innern Rußlands kennen zu lernen, sondern er machte dieselbe, um seine Frau, die einer russischen Familie angehört, ihre zahlreichen Verwandten wiedersehen zu lassen, und diese Familienverbindungen sind es ge-

*) Auch die Idee einer Anlage von Observatorien zur Beobachtung der Abweichungen der Magnetnadel in Canada, auf Helena, dem Cap, Ceylon und Vandiemensland ist von Deutschen ausgegangen

rade, die seiner Darstellung einiges Interesse verleihen. Der erste Ort, dem er seinen Besuch machte, war das Gut Krasnoi. Für einen an den Anblick übervölkerter Landschaften gewöhnten Engländer muß der einförmige Weg zwischen Petersburg und Torjok, dessen traurige Einerleiheit nur einmal, etwa 100 Werste von Torjok, durch das Städtchen Waldai mit seinem See und dem Kloster auf einer Insel darin eine angenehme Abwechselung erhält, etwas Quälendes gehabt haben. Krasnoi selbst wird von ihm als ein ganz hübsches und wohnliches Gut dargestellt, mit dem noch vier Dörfer nebst Hospital und Bade zum Gebrauch der Bauern verbunden waren. An Nachbarn fehlte es in der Umgegend nicht, die einander ungebeten und ungeladen mit einem großen Gefolge in althochländischer Weise zu besuchen pflegten. Der Luxus, der mit einer zahlreichen Dienerschaft und Gefolgschaft getrieben wird, scheint überall älter zu sein als der mit Sachen, und wie sehr jener in Rußland noch herrschend ist, beweist der von unserm Reisenden erzählte Fall, daß einmal fünf Gäste aus der Nachbarschaft, wie gewöhnlich ungeladen und unangemeldet, mit 10 Dienern und 16 Kutschpferden nach Krasnoi zum Mittagsessen kamen. Weniger als zwei Diener und vier Pferde pflegt überhaupt selten Jemand zu einem Besuche mitzunehmen, für die dann der Wirth gleichfalls sorgen muß, da es gewöhnlich an einem Wirthshause fehlt, um sie unterzubringen.

Das gesellschaftliche Leben, welches auf diese ziemlich zwanglose Weise auf dem Lande unterhalten wird, beschreibt Hr. Venables auf folgende Weise: „Unter den Gästen, welche uns in Krasnoi zuerst besuchten, befand sich auch — den Namen aus dem Russischen übersetzt — ein Hr. Langfeld mit seiner Frau, die uns inständigst baten, sie recht bald zu besuchen. Wir thaten dies in der nächsten Woche, jedoch nicht ohne zuvor durch einen Boten unsere Ankunft anzeigen zu lassen. Der ziemlich weite Weg führte uns über einen steilen Hügel, an dessen Fuße die Wolga floß, die hier, 90 engl. Meilen von ihrer Quelle, schon einen ansehnlichen, über 200 Ellen breiten Strom bildet. Nachdem wir auf einer Fähre über den Fluß gesetzt und eine steile Anhöhe auf dessen anderm Ufer hinangestiegen waren, befanden wir uns am Orte unserer Bestimmung. Wiewol es bereits Nachmittag war, stand ein Frühstück, bestehend aus Kaviar, Käse u. dergl. m., nebst Liqueuren zu unserm Empfange bereit. Nachdem dies verzehrt war, mochte es etwa 5 Uhr sein, und nun nahm das Mittagsessen seinen Anfang. Über Tische wurde auch englischer Porter in Flaschen herumgereicht, und man wunderte sich sehr, als ich mich der Citronen und des gestoßenen Zuckers nicht bedienen wollte, womit die Russen den Porter zu trinken pflegen. Nach dem Essen machten wir einen kleinen Spaziergang und fanden bei unserer Rückkehr ein Dessert von Früchten auf einem hübschen, mit Blumen angefüllten Altane, auf den die Glasthüren des Gesellschaftszimmers sich öffneten. Hierauf wurde gesungen und getanzt, bis gegen halb 7 Uhr Thee mit Eis gereicht wurde. Bald darauf nahmen wir Abschied und kehrten nach Krasnoi zurück, wo wir bei unserer Ankunft um 10 Uhr zu Abend aßen."

„Eine Woche später wurden wir zu einer ländlichen Festlichkeit eingeladen, die etwa 14 engl. Meilen von da ein Verwandter *** zur Feier des Namenstages seiner Frau veranstaltete. Der Ort, wo dies geschah, heißt Troitska. Als wir daselbst etwa um 1 Uhr anlangten, fanden wir an einer langen Reihe von Tafeln vor dem Herrenhause sämmtliche Bauern mit ihren Frauen und Kindern sitzen. Sie hatten soeben abgegessen, waren reichlich mit Bier und Jeder noch außerdem mit ein paar Gläsern Schnapps erquickt und sangen und frohlockten nun, was sie konnten. Auf die Eingangsstufen des Hauses wurden hierauf große Körbe mit Pfefferkuchen hinausgesetzt, und Wirth und Gäste warfen dieselben nach allen Seiten unter den fröhlichen Haufen, der, Männer und Frauen, Buben und Mädchen ohne Unterschied, begierig darüber herstürzte. Auf diese lärmende Scene folgte ein Nationaltanz, dessen Ausführung aber um so weniger gelungen genannt werden konnte, da einige Tänzer betrunken waren. Die Musik dazu war eine eintönige, von den Tänzern selbst gesungene oder vielmehr gekreischte Melodie, und als wir uns längst zu Tische gesetzt hatten, währte dieser Gesang unter unsern Fenstern noch immer fort. Natürlich stand auch die Schaukel an diesem Tage nicht müßig, da sie den vornehmsten Bestandtheil jeder ländlichen Festlichkeit in Rußland ausmacht und in jedem Bauerndorfe wie in dem Garten jedes Edelhofes gefunden wird."

Zu Velmogei, einem andern Landgute, welches wegen seiner hübschen Einrichtung und wegen seiner Fruchtgärten unserm Reisenden sehr gefiel, genoß er das Vergnügen einer russischen Jagdpartie, die außer dem Jagdgeber und seinem Gast aus vier eigentlichen Jägern und einer fünften, etwas verschieden von diesen gekleideten Person bestand, die unser Engländer für einen Kammerdiener hielt. Alle ritten kleine donische Pferde, die zwar äußerlich sehr unansehnlich, aber außerordentlich dauerhaft und für die Strapazen einer russischen Jagd sehr geeignet sind. Von den Leuten hatten zwei die Hühnerhunde, die drei Andern, welche mit Hirschfängern und Jagdhörnern versehen waren, die Windspiele bei sich. Jene mußten das Wild aufjagen und es ins offene Feld treiben, wo dann die Windspiele auf dasselbe losgelassen wurden, sodaß diese Jagd eine Art Hetz- und Treibjagd zugleich ist. Die Hühnerhunde werden hierbei als bloße Werkzeuge angesehen, um den Windspielen das Wild zuzutreiben, und in der Arbeit der letztern besteht das eigentliche Vergnügen einer russischen Jagd, zu der man außer einem dauerhaften Klepper nichts weiter vonnöthen hält. Mehr als 20 Hasen werden jedoch an einem Tage selten erlegt, zuweilen auch wol ein Fuchs oder ein Wolf, doch läßt ein solcher sich nur äußerst selten antreffen. So gering auch der Ertrag dieser Jagden ist, so lieben sie die Russen doch über Alles, und der Verf. hörte von einem in der Nähe von Velmogei lebenden Edelmanne, der für nichts Sinn hatte als für Hasenhetzen, und zu diesem Behufe 1200 Hunde (Hühner- und Windhunde) unterhielt, während die Ausbeute des ganzen Jahres 1800 Hasen nicht überstieg. Derselbe Herr soll auch auf seinen Gütern die Skelette von 18,000 Pferden aufgethürmt liegen haben: ein Schatz, den ein englischer Pachter sich besser zu Nutz zu machen wissen würde.

Während seines Aufenthalts zu Krasnoi wohnte Hr. Venables der Heuernte bei, welche in Verhältniß des geringen Ertrags zu den weiten Strecken, über welche die Sense fährt, außerordentlich mühsam ist. 50 Mäher auf einem Stück waren gar nicht ungewöhnlich, und einmal sah er 150 Mäher auf einer Wiese beschäftigt. Der Zustand des Ackerbaus ist hiervon nicht verschieden.

Der Raum erlaubt uns leider nicht die Beschreibung des prachtvollen Klosters in Jaroslav, welches der Verf. besuchte, sowie des erzbischöflichen Ornats von himmelblauem Sammet mit den kostbarsten Perlenstickereien hier aufzunehmen; doch mag die der Messe zu Tamboff hier eine Stelle finden, da die wenigen darüber mitgetheilten Notizen uns ein Bild von dem bunten Leben und dem Waarenreichthum an einem russischen Handelsplatze zu geben geeignet sind.

„Die Messe wird, um Feuersgefahr zu vermeiden, nicht inner- sondern außerhalb der Stadt auf einer weiten Ebene gehalten. Hier war, etwa eine Viertelstunde von der Stadt, ein förmliches Dorf aus hölzernen Buden auferbaut, in denen Artikel jedweder Art, namentlich aber Stoffe zu Winterkleidung feil waren. Manche Pelzläden waren sehr geschmackvoll mit Pelzen jeder Art und zu jedem Preise ausgestattet, und außer Bären-, Zobel-, Biber-, Fuchs- und Wolfspelzen bemerkte ich noch eine Menge anderer, deren Namen ich nicht mehr anzugeben weiß. In Pelzwerk machen die Russen oft ungeheuern Aufwand; doch wird ein hübscher Fuchsbalg für Damenmäntel gewöhnlich mit etwa 8 Pfund und der eines Bibers zu Kragen für Herren und Damen mit 8—12 Pfund bezahlt. Ein Bärenpelz, der nur im Schlitten oder auf der Reise getragen wird, kostet gewöhnlich 30 Pfund. Es waren tatarische Han-

Digitized by Google

deisleute mit Shawls, Schlafröcken, Pantoffeln und allen Erzeugnissen orientalischer Industrie da, während dicht neben ihnen Tuch- und Seidenwaaren und alle jene Artikel ausgelegt waren, die Frankreich und England in immer neuern und vollkommenern Formen für die Toilette einer Dame liefern. Wer würde aber hier Glocken zu finden vermuthet haben? und doch waren von jedem Kaliber eine ziemliche Anzahl vorhanden, und jede hing an einem besondern Gerüste, sodaß der Liebhaber sie nur zu ziehen brauchte, um sich von ihrem Tone zu überzeugen; auch fehlte es nicht an Nachfrage nach ihnen. Rings um die Buden war eine Anzahl Spritzen aufgestellt, nicht blos um schnelle Rettung in Feuersnoth zu gewähren, sondern auch, um der Polizei bei vorkommenden Unordnungen wirksamen Beistand zu leisten, indem ein auf einen lärmenden Volkshaufen bei kalter Winterzeit gerichteter Wasserstrahl diesen schnell auseinanderzusprengen pflegt. Es war aber so bitter kalt, daß die Inhaber sämmtlicher Waarenbuden sich alle dicht in Pelze gehüllt hatten."

„Einen eigenthümlichen Anblick gewährte der Pferdemarkt. Ein weiter Raum der Ebene war mit Tilégas oder kleinen Wagen bedeckt, hinter denen die zu verkaufenden Pferde angebunden standen, und dies, verbunden mit den Menschenfiguren in ihren Schafpelzen, zottigen Mützen und langen Bärten, verlieh dem Ganzen einen dem Europäer sehr fremdartigen Anstrich. Gesondert von den übrigen standen die edlern Racepferde und waren, mit schönen Decken belegt, zu drei und vier zusammengekoppelt. Auf einer andern Seite sah man Tataren um elende abgetriebene Kracken handeln, die sie als Nahrung, nicht etwa blos für ihre Hunde, sondern für sich selbst kaufen, da Pferdefleisch die größte Delicatesse dieser russischen Mohammedaner ist, deren es in jener Gegend ziemlich viele gibt. An einer andern Stelle hielten Verkäufer vom Don her mit ihren Kosacken- und Baschkirenpferden. Die erstere Race ist rauhhaarig, mager, aber außerordentlich abgehärtet und ausdauernd, zum Ziehen jedoch weniger zu gebrauchen, da der Kosack sein Pferd nur zum Reiten hat. Die baschkirische Race ist kurz und dick, mit starkem Nacken und plumpem Kopfe. Diese Thiere waren nicht wie die übrigen an Tilégas gebunden, sondern zu 20 oder 30 in stark vergitterte Hürden eingeschlossen. In jedem so eingepferchten Raume trieb ein Bursche mit einer Peitsche die Pferde langsam umher, und wünschte ein Käufer eins von den Thieren näher zu besichtigen, dann warf der Eigenthümer diesem mittels einer langen Stange eine Schlinge über den Kopf, und so wurde es herausgeführt, indem ein strafferes Anziehen des um den Hals geworfenen Stricks jeden von dem Thiere gemachten Versuch, das Freie zu benutzen, auf der Stelle verhinderte. Ein Kosack legt hierauf dem Thiere einen Zaum an, springt ihm auf dem Rücken, klammert sich mit Händen und Füßen fest, während es seiner Bürde sich auf alle Weise zu entledigen sucht, bis es endlich nach fruchtlosem Abmühen ruhiger wird und der Herr den Strick, den er bis dahin immer noch festgehalten hat, dem Kosacken in die Hand gibt. In vollem Galop sprengt dieser nun über die Ebene hin, bis er, kaum noch sichtbar, umkehrt und an dem Orte, von wo er ausritt, wieder eintrifft."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Von den Oden des Horaz erscheinen zu gleicher Zeit zwei französische Übersetzungen, die eine unter dem Titel: „Les odes d'*Horace*, traduites en vers français, par *Albert de Montémont*", die, wie es in der Ankündigung heißt, treuer ist als irgend eine frühere, zugleich mit Noten über alle im Texte vorkommenden oder citirten Namen von Personen und Orten; die andere, welche sich nicht blos auf die Oden beschränkt, unter dem Titel: „Horace (expurgatus), odes, satires, épîtres, traduites en vers, text en regard, par *Louis Duchemin*" (2 Bde.). Duchemin hat bereits früher die Werke Virgil's in Versen übersetzt.

L. Hachette in Paris kündigt ein neues Journal für Taubstumme an unter dem Titel: „L'ami des sourds-muets, journal de leurs parents et de leurs instituteurs, utile à toutes les personnes, qui s'occupent d'éducation", herausgegeben von Piroux, Director des Taubstummeninstituts zu Nancy. Von diesem Journale werden jährlich zehn Nummern ausgegeben, jede zu einem Bogen in Octav. Auch erscheint bei demselben Verleger ein in Heften ausgegebenes Journal unter dem Titel: „L'ami de l'enfance, journal des salles d'asile", wovon bereits der fünfte Jahrgang angekündigt wird. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

14. Boduszynski (Augustin), Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung. Mit drei Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

15. (Böttiger.) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Zwei Bändchen. Gr. 8. 1837—38. Geh. 3 Thlr. 4 Gr.

Das erste Bändchen kostet 1 Thlr. 12 Gr., das zweite 1 Thlr. 16 Gr.

16. Der Cavalier auf Reisen. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835". Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

„Ansichten aus der Cavalierperspective" (Leipzig, Frohberger, 1836) kosten 2 Thlr.

17. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Erstes bis achtes Heft. (Aal—Expropriationsgesetz.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Velinpapier 18 Gr.

Mit dem achten Hefte ist der erste Band dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes geschlossen, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, die im J. 1837 beendigt wurde, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 18 Thlr. auf Druckpapier, 21 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem neuen Abonnement, in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen.

18. Die römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland, veranlaßt durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verdammungsbreve des Hermes'schen Lehrsystems. Vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition." 8. Geh. 8 Gr.

Vgl. die Schriften unter Nr. 27 und 46.

19. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von A. G. Schweitzer. In zwei Bänden. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

20. Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

21. Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

22. Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle. 8. Geh. 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 107. —— 17. April 1839.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Aus der von den Herausgebern mitgetheilten Übersicht des römischen Lebenszeitraumes (1816—23) bringen wir Einiges zur Kenntniß unserer Leser. Vieles zog an, die Kunstschätze, die Bibliothek des Vaticans; der Umgang, an welchen er gewöhnt war, fehlte. Von Deutschland herüber kränkten Recensionen seines Geschichtwerks und boshafte Beschuldigungen, als habe er eine entdeckte Handschrift des Gajus in Verona entwendet. Im April 1817 wird ihm ein Sohn geboren, der langgehegte Wunsch ist erfüllt, und ihn beschäftigen pädagogische Gedanken. Während eines Sommeraufenthalts in Frascati wird fleißig studirt; ihn stören Tertianfieber und Ruhranfälle, er hält seinen Tod nahe und ist mit seinen italienischen Ärzten unzufrieden. Als Prof. Bekker nach Rom kommt, kann er wieder über seine Lieblingsfächer reden, denkt an die Fortsetzung der römischen Geschichte. Brandis muß wegen Kränklichkeit ihn verlassen; den genfer Abgeordneten, auch den Gesandten von Bern und Luzern leistet er Dienste. Die Vorgänge auf der Wartburg (1817) sind ihm zuwider, auch zum Theil die theologischen und kirchlichen Bewegungen damaliger Zeit. Im Juli 1818 wird ihm eine Tochter geboren; es gibt Verdruß mit den Ammen. Er macht es wie die Römer und verlebt den Mai, September und October in Tivoli und Albano auf dem Lande. Excursionen auf die Schauplätze der großen geschichtlichen Ereignisse sind unmöglich wegen der Räuber. Schwächliche Gesundheit der Frau und Rücksichten der Erziehung für den Sohn ziehen nach Deutschland; die neapolitanische Revolution (1820) bringt Gefahr für persönliche Sicherheit, unter welchen beängstigenden Umständen eine zweite Tochter das Licht der Welt erblickt. Die Ankunft der Östreicher entfernt die Gefahr; aber der Bibliothekar Mai befehdet ihn wegen Herausgabe ungedruckter Schriftfragmente. Der Staatskanzler Hardenberg kommt von Laibach nach Rom (Februar 1821) und bringt die Unterhandlungen mit dem päpstlichen Hofe zu einem erwünschten Ende, wozu Niebuhr mit seinen Vorbereitungen gern die Hand bot. Eine dritte Tochter wird geboren, und die Rückkehr nach Deutschland tritt näher. Sie erfolgt, wiewol Niebuhr an das Klima sich gewöhnt hatte, und denn doch am Ende fand, er verliere in Italien Manches, wofür Deutschland, und zwar besonders das seit sieben Jahren veränderte, keinen vollen Ersatz gebe. Er schied daher mit Wehmuth von dem Lande und seinem ihm sehr lieb gewordenen Freunde de Serre. In die letzte Zeit seines italienischen Aufenthalts fällt seine Verbindung mit Lieber, dessen Nachrichten darüber dem deutschen Publicum bekannt sind. Jungen Philologen sei der ganz vortreffliche Brief empfohlen, welchen die Herausgeber (S. 200 fg.) mittheilen.

Von dem gepriesenen Italien mit seinen Städten, Kunstwerken, Seen und Vulkanen Nachrichten zu lesen, welche die Kehrseite des Schönen zeigen, ist wol kein poetischer Genuß, beruhigt aber den Bewohner anderer Länder und mildert seine Sehnsucht nach Hesperien, welche durch enthusiastische Schilderungen eine kranke Farbe gewinnen könnte. Niebuhr ist freilich kein ganz unparteiischer Zeuge; allein wer ist es? Ihm fehlt wenigstens nicht die Empfänglichkeit für alles Werthvolle, nicht die große historische Erinnerung, welche über Flüssen, Meeren, Ruinen und den sieben Hügeln schwebt. Darum verdienen seine Äußerungen mehr Aufmerksamkeit als die der gewöhnlichen Reisenden, und einige derselben mögen hier ihren Platz finden.

Rom. Es macht mir keineswegs einen erfreulichen oder erhebenden Eindruck. Den kann es Dem nicht geben, der wirklich sieht, was wirklich ist. Venedig und Florenz waren mir groß und erfreulich, in beiden lebt noch sichtbar und handgreiflich das Bild und Denkmal der großen Zeiten fort. Rom sollte gar nicht diesen Namen tragen, sondern höchstens Neurom heißen. Hier geht keine einzige Straße in der Richtung der alten; es ist eine ganz fremdartige, auf einem Theile des alten Bodens erwachsene neue Vegetation, so modern und unbedeutend wie möglich, ohne Nationalität, ohne Geschichte. Die Ruinen sind alle aus der Kaiserzeit, und wer sich dafür enthusiasmirt, muß auch wenigstens Martial und Sophokles nebeneinander nennen. An Gemälden ist Rom, den Vatican ausgenommen, arm gegen jene beiden Städte, Wissenschaft ist hier vollkommen todt, das Volk ist freudenlos, und wahrhaftig, wenn es ehemals bedeutende Persönlichkeit gehabt haben sollte, so muß es wunderbar verändert sein. In ganz Italien haben wir — mit wenigen Ausnahmen zu Venedig — nicht ein einziges schönes Gesicht gesehen, wol aber weit mehr Häßlichkeit als in Deutschland. So hört man auch ebenso wenig von Menschenstimmen als aus Vogelkehlen Gesang; nur zuweilen ein widriges Geschrei. Für Schwermuth ist Rom ein tödten-

der Ort, da es gar keine lebendige Gegenwart darin gibt; blos auf Kunstwerke verwiesen zu sein, und nur auf Kunstwerke, hilft mir besonders nichts. Ein alter Exjesuit am Rande des Grabes spricht mit andern Greisen, in denen ich die Reste einer geistreichern Zeit kennen gelernt: „L'Italia è spenta, è un corpo morto." Gescheite Männer habe ich unter Prälaten gefunden; aber alle diese und wir Deutschen sind uns gegenseitig unfruchtbar: mancher Gedanke mag sich von dem Einen im Gemüth des Andern spiegeln, aber übergehen und sich beleben kann keiner. Der erste Eindruck der Stadt hat sich für mich gar nicht verändert; auch Brandis findet hier gar nichts Elysisches. Der herrlichen Aussicht von einigen Höhen nach den umgebenden Bergen muß man sich freuen, man steht nicht ohne schwere Gedanken auf dem Aventinus und Palatin; aber sehr wenig näher bringt mich die Anwesenheit auf dem Fleck zum Bilde des vergangenen Alten. Das Gefühl des Fremdseins habe ich wol öfter gehabt, am wenigsten in England; in Holland, nachdem das erste Interesse abgeschöpft war; aber sowie hier in Italien niemals, hier kann man nicht einheimisch werden. Es ist hier keine Möglichkeit der Annäherung mit den Menschen (den Einheimischen); alle Gegenstände, die uns Deutsche beschäftigen, sind ihnen fremd und für sie nicht vorhanden; kein Zweck, kein Ziel richtet ihre Gedanken. Wie es mit einem Volk ohne Vernunft und Gewissen steht, bei dem alle egoistischen Triebe losgebunden sind; wie erbärmlicher Aberglaube und völlige Unfähigkeit für Frömmigkeit das menschliche Herz verbunden zurichten, das sieht man hier. In Neapel soll es noch ärger sein, weil das Volk bösartiger und leidenschaftlicher ist. Das Beichten und die Absolutionen und Indulgenzen mögen bei einem gewissenhaften und tiefen Volke, wie die Tiroler, Gutes stiften; hier öffnen sie den Grund aller Verworfenheit.

Mit den deutschen damals zu Rom anwesenden Künstlern, deren Gegenwart Niebuhr werthschätzte, trat er in nähere Verbindung, und seine Urtheile über die Persönlichkeit mehrer derselben, die sich später durch Werke ausgezeichnet, gewinnen eine anziehende Bedeutung. Cornelius hat sich ganz und gar selbst gebildet, sein Sinn in der Kunst geht ganz in die Tiefe und auf das Einfältige und Große. Platner, durch unglücklichen Zufall zum Maler bestimmt, ist berufen zum Gelehrten und Historiker. Der Tiroler Koch, ein Landschaftsmaler, ein bizarrer petulanter Mann, ist voll richtiger Gedanken und bittern Witzes; er hat einen solchen Widerwitz gegen Hackert, gegen die „Propyläen" und Goethe's „Winckelmann", daß er auch über Goethe ungereimt und grollig redet. Overbeck und die beiden Schadow sind als Künstler wie als reine Menschen respectabel; aber der Katholicismus Overbeck's und des einen Schadow schließt viele Punkte von der Berührung aus. Thorwaldsen schätzt die Darstellung unendlich mehr als den Gedanken und erklärt, daß ein falsch gedachtes, aber richtig gezeichnetes Werk immer etwas Meisterhaftes, dagegen ein nur partiell verzeichnetes, oder unvollkommen colorirtes Gemälde mit dem herrlichsten Gedanken doch nur etwas Schülerhaftes sei. Gau ist ein wahres Genie und hat über die alte Baukunst vortreffliche Entdeckungen zu machen angefangen.

Auch über Harms' Thesen, welche damals (1818) die deutsche theologische Welt in eine Bewegung setzten, die unter veränderten Formen und Kämpfen noch in unsere Tage sich erstreckt, verfaßte Niebuhr einen Aufsatz, der ihm jedoch zu herbe erschien. Harms sei Recht zu geben in Allem, was er über die Irreligiosität einer ganz unabhängigen Moral denke, selbst in seinen Persönlichkeiten gegen manche Theologen. Aber eine Verirrung sei seine Beschränkung des echten Christenthums auf die symbolischen Bücher und sein Eifer gegen die Vereinigung der protestantischen Kirchen. Wer die Kirchengeschichte kennt, wisse, daß während der ersten Jahrhunderte nach Christus kein System über Erlösung, Erbsünde, Gnade u. s. w. bestand, daß man darüber ungezwungen dachte und lehrte, daß Der für keinen Ketzer galt, welcher das apostolische Glaubensbekenntniß einfältig annahm, sich zur Gemeinschaft der Kirche hielt und ihrer Zucht unterthan war. Dies reiche hin, sammt dem einfältigen Glauben an den Inhalt des Neuen Testaments, um die Pfaffen auszuschließen; warum die Last schwerer machen? Orthodoxe des 17. und 18. Jahrhunderts bekannten die symbolischen Bücher mit einer Überzeugung, wie man es jetzt nicht kann, weil sie ein System sind und die Systeme verschiedener Jahrhunderte den Köpfen eines andern fremd sind. Sie verfolgten die frömmsten Männer jener Zeit, Paul Gerhard, Franke, Spener. Wenn das goldene Zeitalter des Christenthums Freiheit zugestand innerhalb jener Grenzen, warum soll denn Knechtschaft sein? Das Christenthum nach Art der neuen Philosophen und Pantheisten ist keines; ohne persönlichen Gott, ohne Unsterblichkeit, ohne Individualität des Menschen, ohne historischen Glauben ist keines, obgleich es eine sehr geistreiche, scharfsinnige Philosophie sein mag. Wer den metaphysischen Gott mit dem der Bibel in Harmonie bringen kann, der versuche es, und der wird berechtigt sein, symbolische Bücher zu schreiben, die allen Zeiten Gesetz sein können. Wer die absolute Unauflösbarkeit der Hauptsache, der sich nur durch Asymptoten nähern läßt, zugibt, der wird sich auch über die Unvermeidlichkeit nicht grämen, kein System der Religion zu besitzen. Viele Punkte in der Bibel lassen vielfache Deutungen zu; streitet man sich denn aber unter frommen Leuten über diese? Wo der Sinn zweifelhaft ist, woher will man ihn nehmen? Die katholische Kirche behauptet ihre Tradition, Luther selbst ging von ihr aus, er reinigte nur von erkannt schlechten Zusätzen. Nach ihm kamen die Gründe der Orthodoxen, die ein System aufstellen wollten. Diesen Pharisäern war Tiefe, jede Glut der Andacht ein Greuel.

Noch vieles mannichfach Bezügliche, Anregende und Eigenthümliche, unter Anderm über Hamann, „einen dämonischen Menschen, der sich berufen glaubt als Tyrann zu walten" (S. 482), ist in den Briefen des gelehrten, geistreichen Mannes enthalten, die Niemand ohne Gewinn und Freude aus den Händen legen wird. Den Herausgebern ist der Stoff zu reich geworden, um ihn in zwei Bänden zusammenzufassen, es wird daher noch ein dritter Band mit Briefen aus Bonn und Beiträgen einiger Freunde Niebuhr's folgen, deren Erscheinung Ref. mit Begierde entgegensieht, wie er den Dank für das bisher Gelieferte unbedenklich im Namen aller Leser ausspricht.

T.

Neuere Schriften über Rußland.

(Fortsezung aus Nr. 106.)

2. Excursions in the interior of Russia etc. By *Robert Bremner*. Zwei Bände. London 1838.

Wenn die Reisebilder des Hrn. Venables wenigstens das Verdienst hatten, daß sie anspruchslos waren, so wollen diese Ausflüge dagegen, die in weit kürzerer Zeit einen weit größern Schauplatz umfassen, indem sie von Petersburg sich quer durch ganz Rußland erstrecken, uns von Allem unterrichten, was wir von Kaiser, Regierung, Adel und Literatur bis zur Küche des Bauers herab zu wissen irgend wünschen können, und gerade deshalb müssen wir bei ihnen auf unserer Hut sein. Hr. Bremner ist in der That sehr unterrichtet, dabei ein so geistreicher Erzähler, so gewandt, so leicht, so angenehm in seiner Darstellung, daß die reichlichen Notizen, mit denen er diese auf eine geschickte Weise zu durchflechten weiß, wie echte Juwelen an seinem Werke glänzen. Aber wir zweifeln, daß sie dies immer sind, fürchten vielmehr, daß er oft von der Straße aufgelesene Steine mit kunstreicher Hand für seinen Zweck benutzt hat; kurz, wir sind der Meinung, daß seinen Notizen, Angaben und Darstellungen über russische Verhältnisse jene ruhige Nachforschung und Prüfung fehlt, die ein weniger eilfertiger und weniger lebhafter Reisender vielleicht angewandt haben würde. Sollten wir ihm z. B. so aufs Wort glauben dürfen, wenn er der hübschen Beschreibung der russischen Arbeiter auf Kronstadt, deren täglichen Lohn er auf 8½ Pence angibt, die Bemerkung hinzusetzt: „In Rußland würde dies nicht zu wenig sein, wenn hier der Arme Herr seines Verdienstes bliebe. Allein sowie auf dem Lande der Arbeiter dem Edelmann, auf dessen Gute er lebt, einen Theil seines Erwerbes abgeben muß und, wenn er den Sommer hindurch in die Fremde auf Arbeit ausgeht, auf den Winter sich mit einem Theile seiner Einnahme vor dem Gutsherrn einzufinden gehalten ist, so nimmt auch die Regierung von diesen armen Teufeln hier im Seehafen ihren Löwenantheil, indem einem Jeden täglich 6 Pence abgezogen werden" — sollten wir diese letztere Angabe so unbedingt glauben dürfen, sollte die russische Regierung den armen Leuten wie zum Hohn Lohn auszahlen, um den größten Theil desselben wieder zurückzunehmen? Sollte es hiermit nicht eine andere Bewandniß haben, welche der Verf. zu erforschen sich nicht die Mühe gab? Eher können wir ihm glauben, was er bei Gelegenheit seiner lebendigen Schilderung des Fischhandels an der Isaakbrücke in Petersburg, wo die Bewohner des Wassers in schwimmenden Häusern lebendig aufbewahrt werden und selbst der mächtige Stör mit einem Taue durch den Oberkiefer sich zum Verkaufe darbietet, über die hohen Preise sagt, mit denen die Russen hier seltene, oder vielmehr weit herbeigebrachte Fische gleich den Gourmands des alten Rom zu bezahlen pflegen. Der Sterlet, ein Fisch von einem weißen Fleische und nicht größer als ein guter Lachs, soll nach Hrn. Bremner's Versicherung in Petersburg nicht selten mit 1200 Rubel, gewöhnlich aber mit mehren Hundert Rubeln bezahlt werden, während er in Odessa für einen einzigen Shilling zu haben sei. Überhaupt glauben wir uns auf Hrn. Bremner da, wo er als Augenzeuge und nicht nach eingesammelten Notizen spricht, verlassen zu dürfen, und nur die in einem solchen Charakter von ihm gemachten Mittheilungen sind es, die wir hier beachten wollen.

Der russischen Manufacturindustrie läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren, und wir vernehmen von ihm, daß allein in und um Petersburg sich 187 Fabriken befinden, unter ihnen die berühmte Alexandrofsky Zavad, die, etwas über eine deutsche Meile von der Hauptstadt entfernt, allein 3000 freie Arbeiter und 1000 Kinder aus dem Findelhause beschäftigt, vielleicht die größte Fabrik auf dem ganzen Festlande. Bei dem vielen Rühmlichen indeß, was Hr. Bremner von der russischen Industrie, namentlich der Güte ihrer Porzellan- und Glaswaaren zu sagen weiß, entgeht es ihm nicht, daß sie wie alle Schöpfungen in Rußland den Charakter des Gemachten, des Erzwungenen trägt. Von Petersburg nahm er seinen Weg nach Moskau. Nowgorod, am Ilmensee, die einst große, ruhmvolle Stadt, in der er nach einer vierundzwanzigstündigen Fahrt ankam, stellt er uns als einen armseligen Ort von 10,000 Einwohnern dar, in dessen bestem Wirthshause kaum Brot und Butter zum Frühstück und ein Waschbecken nebst Handtuch für die vier Reisegefährten zu haben war.

Das Land hat von der Heerstraße aus zwar das Ansehen guten Anbaus; allein wie überwiegend noch die Waldungen in Rußland sind, davon gibt der Umstand einen Beweis, daß in einem einzigen Gouvernement (in welchem?) von den 50,000,000 Acres, aus welchen dasselbe besteht, 47,000,000 Waldland sind, und in den drei nördlichen Gouvernements Wologda, Archangel und Olonetz 216,000,000 Acres allein mit Tannen und Fichten bedeckt sind. Nach einer 1809 gemachten Schätzung fanden sich in diesen ungeheuern Waldungen allein 8,192,295 zu Mastbäumen geeignete Fichten, jede wenigstens 30 Zoll im Durchmesser. Der Verf. gibt auch eine anschauliche Beschreibung von der Zubereitung des Theers, die diese Wälder auch da, wo sie zu Bauholz nicht benutzt werden, zu einer ziemlich ergiebigen Quelle von Einnahmen macht; allein wir eilen mit ihm lieber nach Moskau, dessen Nähe schon 10 Meilen zuvor durch den sorgfältigern und ausgedehntern Anbau einer lachenden Gegend verkündet wird, um mit ihm hier das schöne und große Findelhaus, vielleicht die merkwürdigste Anstalt dieser Art auf der Erde, in Augenschein zu nehmen. Als Hr. Bremner dasselbe besuchte, wurde gerade eine Anzahl neuaufgenommer Kinder mit ihren Ammen, immer zwei oder drei in einem Wagen, auf das Land hinausgeschafft, wo sie theils auf Dörfern, theils auf einem großen der Anstalt gehörenden Gute so lange bleiben, bis die Zeit des Unterrichts kommt. Die Anstalt nimmt sie dann wieder zu sich und unterhält sie, bis sie sich selbst fortzubringen im Stande sind. Was unsern Reisenden bei dieser Gelegenheit außerordentlich überraschte, war der Anblick der Ältern, die herbeigekommen waren, um von ihren Kindern Abschied zu nehmen. Es darf aber Jeder, der sein Kind nicht selbst aufnähren will oder kann, dasselbe hierher bringen, ohne einen Heller dafür zu bezahlen, und daher ist die ungeheuere Zahl von Kindern zu erklären, welche in diesem Findelhause verpflegt werden. Im J. 1824 betrug dieselbe 12,075, 1831 schon 25,788 und in dem Jahre von Hrn. Bremner's Anwesenheit (1837) 30,000, die Summe der jährlichen Verwaltungskosten aber 20 Millionen Rubel oder 800,000 Pf. St. Was diese Anstalt noch besonders merkwürdig macht, ist eine eigene Abtheilung derselben, in welcher schwangere Frauen, sie mögen bei Nacht oder bei Tage kommen, in Kutschen oder zu Fuß, für ein Geringes Aufnahme finden. Niemand fragt nach ihrem Namen, Niemand sieht sie als die Hebamme, während für alle ihre Bedürfnisse auf das beste gesorgt wird. Hr. Bremner erzählt von dieser geheimen Entbindungsanstalt manche Geschichten, die mehr auf allgemeinen Voraussetzungen als auf wirklichen Thatsachen beruhen mögen.

Der Umstand, daß laut kaiserlicher Verordnung alle mit der Strafe der Verbannung Belegten durch Moskau gebracht werden müssen, gab unserm Reisenden Gelegenheit, die Behandlung, welche den Verbrechern in Rußland zu Theil wird, in der Nähe zu beobachten und die Grundlosigkeit des Vorwurfs der Grausamkeit, den man der russischen Regierung in dieser Hinsicht so oft gemacht hat, kennen zu lernen. Beim Namensaufruf am Morgen, als die gefesselte Karavane von dem großen Gefängnisse in Moskau aus sich in Bewegung setzen sollte, durfte Jeder noch eine Bitte vorbringen, und dieselbe wurde nie abgeschlagen. „Ist sie der Art", sagt Hr. Bremner, „daß sie nicht sogleich gewährt werden kann, dann darf die Abreise des Verbrechers um eine Woche verzögert werden. Dies war z. B. der Fall mit einem der Fälschung schuldigen Juden, der auf acht Tage zurückgesetzt wurde, damit er den Trost hätte, mit seinem unter einem spätern Transport befindlichen Bruder die

Digitized by Google

Unglücksreise zusammen machen zu können. Ebenso durfte eine Frau, die, ein Kind auf dem Arme, ihren Mann freiwillig begleitete, mit diesem zurückbleiben, um den Erfolg einer Bittschrift abzuwarten, worin sie die Gemeinde ersucht hatte, ihnen ihr zweites, älteres Kind nachzusenden. Knaben über fünf und Mädchen über sieben Jahre müssen nämlich der Gemeinde oder dem Grundherrn verbleiben, auch wenn die Mutter den Mann begleitet. Die Letztere erhält in einem solchen Falle zwar das Sträflingsgewand, wird aber nicht geschlossen und fährt auf einem Kinder- oder Bagagewagen hinter der Colonne."

Wir haben aus den Mittheilungen, die wir aus Hrn. Venables' Buche machten, eine russische Messe, die Messe zu Tamboff kennen gelernt; was aber ist dieselbe gegen die weltberühmte Messe zu Nischnei-Nowgorod, wie sie uns Hr. Bremner beschreibt. Auch sie wird nicht in der Stadt, sondern auf einer anstoßenden Ebene an den Ufern der Occa gehalten. Hier eröffnet sich dem Auge eine Scene von Leben und Thätigkeit, die wol kaum ihres Gleichen hat. Eine Stadt von Läden, nicht aus bloßen Buden, sondern aus festen Gebäuden bestehend, von regelmäßigen Straßen durchschnitten und mit Kirchen, Krankenhäusern und selbst Theatern versehen, wird während der Meßzeit von mehr als 100,000 Menschen durchwogt, um einige Wochen später wieder so still und ruhig zu werden wie der Wald, von dem die Ebene umkränzt ist. Und woher kommen alle diese Kaufleute? Nicht blos aus dem weiten Umfange des ungeheuern Reichs; hier begegnen sich Chinesen, Perser und Hindus mit Kaufleuten aus Manchester, Augsburg, Frankfurt und Königsberg (doch hat nach der Weise des Orients jede Waarengattung ihr besonderes Quartier); hier handelt der pariser Tuchhändler mit dem Angehörigen eines asiatischen Stammes, dessen Namen er nicht auszusprechen vermag, um Kaschemirshawls; hier schließen Juden aus Brody mit Türken aus Trapezunt Geschäfte ab; und was für Geschäfte sind es, die hier abgeschlossen werden! Nicht auf fünf Millionen Pf. St., wie die amtliche Angabe lautet, versichert Hr. Bremner, beläuft sich der Werth der hier jährlich verkauften Güter, sondern man kann, da die Kaufleute, um weniger Abgaben zu bezahlen, nie die Wahrheit sagen, denselben auf 12 Millionen Pf. St. oder 300 Millionen Rubel anschlagen. Während der Messe hält der Gouverneur der Provinz sich an diesem Platze auf, umgeben von einer großen Zahl von Schreibern und Rechnungsbeamten, um die Einkünfte der Krone wahrzunehmen. Es verdient wol bemerkt zu werden, daß Hr. Bremner auf den Theatern dieser Meßstadt „Othello" und „Hamlet" aufführen sah, und daß hier der Schauspieler aus Petersburg und der Decorationsmaler aus Berlin an den Ufern der Occa und Wolga Arm in Arm umherschlenderten.

Von Nischnei-Nowgorod reiste er über Tula, das russische Birmingham, über Kursk u. s. w. dem sogenannten Kleinrußland, der gesegneten Ukraine, zu. Ein Hauptunterschied zwischen den eigentlichen Moskowiten, die er soeben verlassen hatte, und den Kleinrussen, der sich ihm sogleich beim Eintritt in das Land der Letztern darbot, ist die Reinlichkeit derselben; eine Reinlichkeit, die sich sowol in der Kleidung, als in der innern und äußern Sauberkeit der Wohnungen offenbart. Fülle und Reichthum der Erzeugnisse des Bodens, verbunden mit einem Grade von Freiheit, wie er in dem übrigen Rußland nicht stattfindet, bringen auch hier die Wirkung hervor, welche leichter und unverkümmerter Lebensgenuß immer auf das Gemüth eines Volks zu äußern pflegt, jenen Frohsinn, der sich in einer außerordentlichen Liebe zum Gesange offenbart und heitere Unterhaltung bei Spiel und Scherz über Alles schätzt, während er von der Trunkliebe des finstern Moskowiten weit entfernt ist; kurz, jene gesellschaftliche Laune, die wir bei den Franzosen bewundern. In Charkow, einer hübschen, leider aber mitten in einer Sandwüste erbauten Stadt, wo bei der Ankunft des Reisenden gerade Messe gehalten wurde, hatte er Gelegenheit, das wucherische Treiben der zahlreichen Juden zu beobachten. „Ihre Wechseltische, mit denen alle Straßen angefüllt waren", sagt er, „sind nur die Aushängeschilder, deren sie sich bedienen; ihre eigentlichen Geschäfte treiben sie im Dunkeln, und der verschuldete Adel vieler Provinzen windet sich verzweiflungsvoll in den Krallen der Kinder Israels."

Die Beschreibung von Pultawa, obgleich sehr lesenswerth, übergehen wir und bemerken nur, daß der Verf. in einem lieblichen Thale in der Nähe dieser Stadt die ersten Weinpflanzungen in Rußland erblickte. Einen Haupterwerbszweig dieses Orts, mit dem übrigens an Wohlfeilheit der Lebensmittel wol nur wenige andere auf der Erde wetteifern können, macht der Blutegelhandel, der, nachdem er die Seen und Teiche Schlesiens, Böhmens ꝛc. ausgeleert, jetzt seinen Hauptsitz in der Ukraine aufgeschlagen hat.

Südlich von Pultawa beginnt Holz und Wald immer seltener zu werden, und Kuhmist muß nebst dem hohen Schilfrohr der Sümpfe als Brennstoff dienen; doch dehnen sich noch weithin durch das Gouvernement Jekaterinoslaff fruchtbare Fluren mit wogender Weizensaat, die der Kosack, ebenso gutmüthig, offen, sanft und liebenswürdig daheim wie furchtbar, wenn er den Pflug mit der Lanze vertauscht und statt des Bauernrocks die Uniform angezogen hat, mit nerviger Hand bebaut, bis endlich die öden Steppen sich eröffnen, von denen Hr. Bremner uns eine so abschreckende Beschreibung entwirft. Über Nikolajeff, das, 1791 mit so vielem Aufwande und so großen Erwartungen als künftige Beherrscherin des schwarzen Meeres erbaut, jetzt von Sebastopol überflügelt, seinen künstlichen Glanz so bald eingebüßt hat, reiste er nach Odessa, dem Ziele dieser Ausflüge.

3. Incidents of travel in Greece, Turkey, Russia and Poland. By the author of Incidents of travel in Egypt, Arabia Petraea and the Holy Land. Zwei Bände. Neuyork 1838.

Der Verf. ist Hr. Stephens, ein amerikanischer Rechtsgelehrter, dem Schönen weit reiner und uneigennütziger zugethan, als man sonst seinen Landsleuten nachzurühmen gewohnt ist. Wir können ihn zwar keinen wissenschaftlichen Reisenden nennen, aber als Erzähler ist er ebenso angenehm, schlicht und ungeschminkt als wahrhaft und aufrichtig, ganz dem Charakter eines Republikaners angemessen; und so bescheiden diese Reiseabenteuer auftreten, den wirklichen Zustand der Civilisation in den weiten Länderstrecken, die er durchreiste, wird man wenigstens treu und vorurtheilsfrei in denselben dargestellt finden. Deshalb wollen wir ihn wenigstens auf seiner Reise durch Rußland begleiten, die er in einer der des zuvorgenannten Reisenden entgegengesetzten Richtung ausführte, indem Odessa der Anfangs- und Petersburg der Endpunkt derselben war, während der Engländer das Reich vom finnischen Busen aus bis ans asowsche und schwarze Meer durchflog.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

In Lieferungen erscheint: „Voyage pittoresque en Algérie, ou recueil de vues, costumes et portraits faits d'après nature dans les provinces d' Alger, Bone, Constantine et Oran, par MM. *A. Genet*, *Ol. Bro*, *E. Flandin*, etc." Die Partie des Werkes, welche die Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Spiele und Unterhaltungen der Einwohner Algeriens beschreibt, wird von Berbrugger, Conservator am Museum und an der Bibliothek zu Algier, verfaßt. Die lithographirten Zeichnungen sind von A. Genet, Bayot und J. Collignon. Das Werk erscheint in groß Folio und in vier Abtheilungen. Die erste Abtheilung umfaßt in zwei Bänden oder 30 Lieferungen die Provinz Algier; die drei andern Oran, Bona und Konstantine, jede Abtheilung ein Band oder 15 Lieferungen. Jede Lieferung besteht aus dem Text und vier Abbildungen und kostet 10 Francs. Das Werk ist dem Könige der Franzosen gewidmet. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 108. — 18. April 1839.

Thiers, eine Skizze.

Die beste Biographie, oder vielmehr die gewandt geschriebenste über den „größten Emporkömmling der allerneuesten Zeit", wie ein bekannter Diplomat Thiers bezeichnete, lieferte vor einigen Jahren eine pariser Revue. Die Feder, welche diese pikante und originelle Skizze niederschrieb, wußte feine Anspielungen und malitiösen Tadel, oft treffende Charakteristik und elegante Form zu vereinigen. Leider ist nun auch seit langer Zeit der Verfasser jener Biographie dem Schriftstellerthume untreu geworden, und aus dem anmuthigen Stylistiker ist ein stattlicher Legationssecretair geworden, der nur von Zeit zu Zeit unter dem Ministerium Molé die beiden gelesensten pariser Revuen mit halbofficiellen Chroniken versah. Möge er uns wenigstens von der persischen Mission außer den officiellen Arbeiten auch einige Bilder des Orients heimtragen. Doch zurück zu dem einflußreichsten Manne im jetzigen Frankreich, zu Thiers. Was eine französische Revue mannichfacher Beziehungen und Rücksichten wegen nicht sagen konnte, vielleicht auch nicht sagen wollte, hindert uns nicht, um einige Züge mehr zu dem Gemälde des originellen Staatsmannes zu fügen.

Zur Zeit der Deputirtenkammer, an schönen Tagen vornehmlich und wenn die Sitzung geschlossen ist, begegnet man oft, über die Brücke de la Concorde wandernd, einem kleinen Mann, in den ersten vierzig oder letzten dreißig Jahren scheinend, in einem langen Überrock, nachläßig im Gange, lebendig in den Geberden, ohne alle Eleganz im Anzuge, etwas Hin- und Herschwankendes im Gange, eine Brille tragend, wohindurch lebhafte Augen blitzen, eine breite Physiognomie, starke Lippen, ein vorstehendes Kinn, mit großem Munde, etwas tatarischer Nase und langen Armen. Die Haare spielen bereits ins Graue über, der Gesammteindruck ist nichts weniger als vortheilhaft, sogar unangenehm, ohne alle Grazie, ohne alle Anmuth der Bewegungen, ja ohne alle Anzeichen des geistigen Übergewichts, möchte ich beinahe sagen, wenn nicht die Augen und die Gesichtsmuskeln eine seltene Beweglichkeit und Reizbarkeit anzeigten.

Wenn einige Deputirte den kleinen, behenden, beweglichen, viel gesticulirenden Mann begleiten, so horchen sie seiner Rede stets aufmerksam zu, er wird gesucht, befragt, man sieht es gleich, daß der kleine Mann alle übrigen dominirt: es ist Thiers.

Auf der Tribune der Kammer erscheinen die physischen Unvollkommenheiten des berühmten Staatsmannes nur noch auffallender. Seine Bewegungen häufen sich, seine Stimme wird beinahe gellend, mitunter ans Heisere und Unvollendete des menschlichen Organs streifend, sie schrillt so zu sagen durch. Die südliche Lebhaftigkeit, die angeborene Leidenschaftlichkeit des Provenzalen überschreitet oft selbst im Tone das Maß des Wohlklingenden. Ein schönes Organ fehlt ihm gänzlich, Adel der Bewegungen ebenso; diese werden nicht ersetzt, aber wenigstens durch eine glänzende, gedrängte, sarkastische, phantasiereiche und stets durch Gegenwart des Geistes ausgezeichnete Rede weniger fühlbar gemacht. Die Sprachfertigkeit, die Raschheit des Ausdrucks, die Feinheit der blitzschnellen Auffassung, der effectvollen Erwiderung, der gewandten Gruppirung verschiedener Argumente zeichnen besonders Thiers' Rednertalent aus. Er schmeichelt weder Auge und Ohr, aber er beschäftigt und fesselt mächtig. Humor und Schärfe der Dialektik wechseln mit einer solchen Schnelligkeit, daß der Zuhörer von dem Feuer des Vortrags ergriffen wird, selbst wenn oft die Stimme nicht rein durchdringt. Eben dieser Mangel an Organ läßt um so mehr die Leidenschaftlichkeit der Auffassung bemerken und bringt stets eine bedeutende Wirkung hervor. Odilon-Barrot mit seinem volltönenden, kräftigen Organe, mit seinen wohlstudirten, pompösen, schwülstigen Phrasen, mit seiner Gemessenheit der Bewegungen, mit seiner oft gemachten Advocatenhitze ist gerade der Gegensatz von Thiers und bringt, obgleich er oft die Fibern der Nationalgefühle berührt, fast nie in den Verhandlungen so viel Wirkung hervor wie der stets pfeilschnell erwidernde, aufmerksame Thiers. Selbst Mauguin's herrliches Organ und sein würdiges Äußere haben seit Jahren keinen Anklang mehr finden können; vielleicht liegen aber auch politische Ursachen zu Grunde. So viel ist unleugbar, daß Thiers durch seine Vielseitigkeit und auffallende Empfänglichkeit, durch sein rasches Auffassen der praktischen Seite, durch die große Gabe, Anderer Schwächen leicht zu ermitteln, endlich durch eine stete Elasticität der Rede, nie um Stoff bekümmert, nie um Wendungen besorgt, ein wahres perpetuum mobile der parlamentarischen Welt geworden, sei

es nun in der Kammer selbst, oder in dem Conferenzzimmer, auf der Tribune als Oppositionsmann, oder auf der Ministerbank als leitendes Element. Thiers ist ganz und gar der Feldherr einer parlamentirenden Macht. Eine absolut-monarchische Verfassung würde ihn annulliren; eine stets in Bewegung, Angriff und Vertheidigung begriffene kann allen seinen Fähigkeiten freien Spielraum verschaffen. Sein Talent will Reibung, Discussion und Öffentliches haben. Dort fühlt er seine Kraft, dort kennt er sein Ziel. Seine lebhafte Einbildungskraft erlaubt die Consequenz nur insofern, als sie einen steten Einfluß gestattet. Eine Entsagung, um consequent zu bleiben, ist ihm unmöglich. Wo Andere sich widersprechen würden, entschlüpft er den Schlingen, oder übertäubt seine Gegner. Seine Inconsequenz ist seine Kraft. Dies klingt paradox, ist aber wahr.

Alle Welt weiß, wie er arm und jung mit Mignet aus Aix in Paris anlangte und sich allmälig anfangs durch die Journalistik, später durch seine Revolutionsgeschichte, endlich durch seine active Fähigkeit und Benutzung des Moments und seiner Beschützer zu einer großen Bedeutung emporbrachte. Was aber unbekannt geblieben, ist, daß er nicht etwa mit leichter Mühe, wie so viele von unsern sich verkannt glaubenden Pygmäen meinen, allmälig eine Sprosse höher stieg, sondern daß er mit der größten Anstrengung, ohne Unterlaß, ohne Entmuthigung arbeitete, die Nacht in seinem Zimmer, den Tag Erfahrungen, Verbindungen und Materialien sammelnd. Selbst seine große Beweglichkeit wurde der Nothwendigkeit untergeordnet, die Bausteine für die Zukunft und positives Wissen für die Staatswirthschaft zu sammeln. Man würde bedeutend irren, wenn man sich einbildet, Thiers habe nur oberflächlich studirt, Welt und Menschen, Bücher und Ziffern; im Gegentheil er steckte sich ein Ziel und arbeitete darauf hin. Er zersplitterte sich nicht etwa wie so Viele, die nichts vollenden, weil sie zu viele Richtungen umfassen wollen. Einen Beweis, wie er schon klar über sich und seine Zukunft dachte, möge folgende Äußerung liefern, welche er als Mitarbeiter im „National" zur Zeit der Restauration machte. Es war nämlich in dem Bureau dieser Zeitung oft von der Zukunft Frankreichs die Rede; alsdann pflegte Thiers oft zu wiederholen, nicht etwa: si, sondern: quand je serai ministre, nicht etwa: wenn ich einst Minister würde, sondern: wenn ich Minister sein werde u. s. w. Alsdann entwickelte er seine politischen Ansichten mit der größten Feinheit und stets mit der festen Zuversicht, sein Ziel bestimmt einst zu erreichen. Einer seiner Mitarbeiter in demselben Journalbureau, welcher mir diesen charakteristischen Zug mittheilte, fügte auch hinzu, wie Thiers oft geäußert habe: „Je suis pour un pouvoir fort, mais il faut renverser ceux-ci"; ceux-ci soll die Bourbons der ältern Linie bedeuten.

Sein Ehrgeiz lag schon damals klar zu Tage, ebenso eine Art launenhafte Willkür. Der kleine Tyrann drang überall durch. Eigennutz war und ist ihm stets fremd geblieben. Er gab schon in den Zeiten, wo er oft Mangel litt, gern; später als Minister hat er dieser Liberalität nie entsagt. Gern theilte er mit Freunden, und seine Verbindungen mit einer jetzt längst verheiratheten Dame trugen damals ganz den Stempel einer leidenschaftlichen Neigung. Was er ihr bieten konnte, opferte er, und da die Dame Zartgefühl hatte, so brachte er derselben scheinbar nöthige Arbeiten zur Abschrift, indem er sie glauben machte, diese seien verlangt worden. Thiers' Benehmen zeigte schon in jener Zeit eine Mischung des Schönen und Schlechten, ein Zusammensein von Gefühl, Gewandtheit, bewunderungswürdiger Leichtigkeit zu arbeiten, Speculation und Herrschsucht bis zur Gefühllosigkeit. So mishandelte er z. B. bei Spazierritten stets sein Pferd und versetzte demselben die stärksten Hiebe auf den Kopf.

Noble Züge fehlen aber keineswegs. Zur Zeit der Verhandlungen über die Milliarde der Emigrantenentschädigung schrieb er einen Artikel gegen diese Maßregel. Der damals so mächtige Finanzminister Villèle ließ ihm eine starke Summe und eine Anstellung nebst Eröffnung einer günstigen Carrière bieten, wenn er einwillige, diesen Artikel nicht fortzusetzen. Thiers schlug dies Anerbieten aus und griff die vielbesprochene Maßregel nur noch heftiger an.

Sein Benehmen im „National" war ausgezeichnet. Talleyrand erkannte übrigens schon damals, was in Thiers zu suchen sei, und gefiel sich darin, ihn freundlich zu empfangen, zu leiten und ihm jene Aufmerksamkeit zu schenken, welche sich bis in den letzten Tagen des berühmten Diplomaten nicht verleugnete. Talleyrand hat Thiers immer gern gehabt und ihm stets jene politische Gewandtheit zuerkannt, die dem feinen Diplomaten mehr als Alles galt.

Wenn Thiers schon auf der Rednerbühne fesselt, wie viel mehr thut er es nicht in der Privatunterhaltung. Diese imponirte selbst dem greisen, vielerfahrenen, blasirten, ironischen und verschwiegenen Talleyrand ungemein. Es ist unmöglich, eine größere Würdigung der staunenswerthen Vielseitigkeit zu bieten, welche Thiers in seiner Unterhaltung darbietet, und nicht etwa blos, wenn er wohl gelaunt ist, sondern immer, bei der geringfügigsten Anregung; die Schleuse ist geöffnet, die Bemerkungen strömen hervor.

Die Unterhaltung von Thiers ist nicht etwa jene feine, verbindliche, ruhig dahinfließende, wohlwollende, harmonische, mit speciellen Kenntnissen und ungeheuerm Gedächtniß gewürzte Redefertigkeit Alexander v. Humboldt's; es ist nicht die ernste, gelehrte, gedrängte, etwas schroffe und kühle, didaktische und subjective Sprache Guizot's; ebenso wenig die frivole, leere, spiegelnde, schillernde und trügende, abspringende und hin- und herschlüpfende Conversation der vornehmen Salons; nein, Thiers' Unterhaltung ist einschmeichelnd, biegsam, naiv über die Maßen in einem Augenblick, bilderreich, scharf, hinreißend und begeistert im andern. Die provenzalische Aussprache gibt dem Ganzen eine besondere Originalität, die sinnlichen und artistischen Neigungen, die rasche Begeisterung für etwas Großes, der Muth, Alles zu unternehmen, die praktische Erfahrung hinzugerechnet, Chamäleonsbetrachtungen und Farbenspiel aller Art, endlich eine Art revolutionnairer Grundton, ein Gefühl, aus dem Volke emporgewachsen zu ein, eine große Achtung für das Übergewicht der Intel-

ligenz, zugleich auch Leichtsinn und Übermuth, Selbstkenntniß und wenig gründliche Achtung für das Herkömmliche, ein seltsames, oft anstößiges, aber immer originelles Sichgehenlassen, was namentlich den Leuten, welche stets an die Gemessenheit des Ausdrucks und die Grazie der Manieren gewöhnt sind, besonders anstößig scheint. Glaube man aber deshalb nicht, daß Thiers sich über die gesellschaftlichen Formen wegsetzt; ein geistvoller Mann, der so lange Zeit in den höhern Sphären verkehrte, nimmt, wenn er will, leicht den äußern Firniß an; aber, wie gesagt, bei Thiers erhält die Natur oft noch die Oberhand, und diese ist eine Mischung von Mirabeau'schen Funken und von künstlerischer Auffassung, von revolutionnairem Drange und von lebenslustigen Neigungen. Einer genauern Bezeichnung entschlüpft nur, wie Thiers selbst schwierig in wenigen Worten zu bezeichnen und als ein Typus hinzustellen ist. Gelenk und glatt vermeidet er die Schlingen seiner Inconsequenzen und gewinnt selbst über die leicht wieder Obergewalt, welche er früher bekämpft und annullirt. Die Anpassung seines Ichs an jede neue Gestaltung, die geschickte Infiltrirung seines Elements in die Zeitumstände hat er von Talleyrand gelernt. Die Organisation seiner beweglichen, stets agitirten und agitirenden Natur unterstützt ihn hierbei vortrefflich. Zur Zeit seines letzten Ministeriums erwiderte er einst in vertraulicher Sprache Denen, welche die jetzige Regierung durch allerlei Mittel anzugreifen und umzustürzen suchten: „Vous êtes tous des enfants; il vaut mieux faire de la porcellaine que de la casser: je veux fonder une dynastie." Ob dieser Vergleich einer Dynastie mit dem Porzellan glücklich oder absichtlich gewählt sei, glaube ich verneinen zu müssen. So viel ist gewiß, daß in allerneuester Zeit Momente eingetreten sind, wo erst die Zukunft Thiers' beweisen wird, ob er wirklich eine Dynastie befestigen, oder nur mit den Gaben seiner reichen Natur Hazardspiel treiben wollte. A. v. Bornstedt.

Neuere Schriften über Rußland.

(Beschluß aus Nr. 107.)

Von Odessa nahm Herr Stephens seinen Weg zunächst nach Kiew. Wir ersehen aber aus der Mühe, welche es ihm machte, in Odessa einen Wagen und Pferde zu bekommen, und aus den Hindernissen, welche unterwegs die Postmeister selbst erregten, mit welchen Schwierigkeiten das Reisen in einem Lande verbunden ist, in welchem an eine öffentliche Fahrpost u. dergl. noch nicht zu denken ist, und dem Reisenden, der nicht mit eigener Equipage versehen ist, weiter nichts übrig bleibt, als in dem Wagen eines Juden, einem hölzernen mit Stroh belegten Kasten, sein Bett aufzuschlagen und sich dann immer mit denselben Pferden wie einen Ballen Güter forttreiben zu lassen. Die Postmeister aber, die unserm Amerikaner den ganzen Weg entlang nicht geringes Ärgerniß gaben, waren größtentheils Juden, nach seiner Versicherung die ärgsten Schurken, welche man auf der Erde finden kann, wie denn überhaupt die russischen Juden schlechter als die in irgend einem andern Lande sein sollen. Nicht ohne eine gewisse höhere Weisheit schloß sie der kluge Peter I. von Altrußland aus, unter dem bescheidenen Vorwande: seine Russen seien noch ärgere Juden als die Juden selbst. Aber in Kleinrußland sind sie als die Quälgeister und Vampyre des Volks anzusehen. Gewöhnlich halten sie kleine Kaufläden, in denen Wodka oder Branntwein der Hauptartikel ist, und mit teuflischer Geschicklichkeit wissen sie dem Bauer seinen ganzen Erwerb abzupressen, um ihn dem Edelmanne zu ungeheuern Zinsen wieder zu leihen. Sie sammeln auf diese Weise große Reichthümer, die sie besonders gern in Juwelen- und Kleiderschmuck ihrer Weiber und Töchter zur Schau stellen. In einem Dorfe Savonka sah Hr. Stephens vor einer elenden Schenke ein sechzehnjähriges Judenmädchen sitzen, die wenigstens für 500 Thaler Gold und Juwelen an sich hatte.

Nach einer mühevollen und beschwerlichen Reise durch die Steppe — in deren Beschreibung Hr. Stephens mit Hrn. Bremner übereinstimmt, nur daß er die Bemerkung hinzufügt, dieselbe könne den nämlichen Weizen erzeugen, der selbst amerikanische Schiffe nach dem schwarzen und asowschen Meere zieht — und über die weiten Ebenen der Ukraine erblickte er endlich auf einer amphitheatralisch aus dem flachen Felde aufstrigenden Hügelreihe das alte ehrwürdige Kiew; Kiew, die heilige Stadt des Nordens, das Jerusalem des Zarenreichs, wie sie mit ihren goldenen Kuppeln, mit ihren glitzernden Kreuzen und Thurmspitzen im Glanze der Abendsonne dalag, eine Stadt von asiatischem Baustyl und altrussischem Aussehen, und gerade durch ihre Abgelegenheit von der Hauptstraße, welche das Reich der Breite nach durchschneidet, besonders geeignet, diesen Charakter noch lange zu bewahren. Hier hat sich noch altmodische russische Nationalsitte und ihr äußeres Symbol, der lange Bart, erhalten, hierher ist noch keine der Verfeinerungen und Bequemlichkeiten des modernen Lebens gedrungen, und nicht einmal ein Bette konnte unser Reisender in dem besten Gasthofe einer Stadt von 50,000 Einwohnern erhalten. Aber von nah und fern, von den Grenzen der Tatarei, aus den entlegensten Gegenden Sibiriens und aus Kamtschatka selbst wallfahrten die Gläubigen hierher, um in den Katakomben der außerhalb der Stadt liegenden Kathedrale zu den Füßen der Heiligen zu beten. Im J. 1073 wurde diese grosartige Kirche gegründet, und mit ihren sieben, von dem feinsten Golde überzogenen Kuppeln — unter denen der Glockenstuhl allein sich 300 Fuß über die Anhöhe, auf welcher der Dom liegt, und 500 Fuß über die Wasserfläche des Dnieper erhebt —, mit ihren reichen innern und äußern Verzierungen an edeln Metallen und Steinen, bietet sie eine Pracht dar, wie sie unser Reisender in keiner andern griechischen Kirche gefunden hat. In den unterirdischen Räumen dieser Kathedrale ruhen, auf der Brust ihre Namen und ein Verzeichniß ihrer frommen Handlungen tragend, die alten Heiligen und Märtyrer der griechischen Kirche in offenen Särgen, um mit den ihnen nahenden Gläubigen stets in unmittelbarer Berührung bleiben und auf ihren verdorrten Händen die inbrünstigen Küsse derselben in Empfang nehmen zu können. Mehr als 50,000 Pilger, glaubt Hr. Stephens, seien in dem Jahre, wo er Kiew besuchte (1837) hierher gewallfahrtet, alle zu Fuß und ohne ihr Haupt auf einem mühsamen Wege aus den entferntesten Theilen des Reichs jemals unter einem Dache zu betten. Oft sah er auf seiner Reise Hunderte und mehr von ihnen Nachts um ein Feuer im Freien gelagert, oder auch ohne dieses erwärmende Element im Mondschein unter Bäumen ausgestreckt; oft wurde er von ihren frommen Gesängen, die feierlich durch die Nacht hinhallten, aus dem Schlummer geweckt. Er hatte in Jerusalem die Pilger in feierlichem Zuge sich nach den Ufern des Jordan hinbewegen, hatte die große Karavane von 40,000 Moslim durch die arabische Wüste nach Mekka ziehen sehen; aber diese Erscheinungen machten keinen lebhaftern Eindruck auf ihn als die Scharen dieser im bloßen Mondenlicht auf bloßer Erde gebetteten und Gott preisenden russischen Pilger.

Wer würde nun geglaubt haben, daß an diesem heiligen, an diesem abgelegenen Orte, den der fremde Reisende nur selten besucht, und zu dem schwerlich schon ein Amerikaner vor Hrn. Stephens seine Schritte gewendet hatte, diesem sich ein russischer Offizier außer Dienst darbot, der begeistert von Nord-

Digitized by Google

amerikas Verfassung und Literatur sprach und die Werke Franklin's, Irving's u. A. wie die Geschichte der Republik seit 1773 weit besser kannte als unser Reisender. Dieser fand nichts Arges in dem republikanischen Enthusiasmus des Veteranen, sondern nahm ihn für echt; aber auffallend ist es doch, daß ähnliche Erscheinungen zu Moskau, Petersburg und selbst zu Warschau sich wiederholten, indem er an allen diesen Orten Leuten begegnete, die unverhohlen ihre ultraliberalen Gesinnungen und ihre hohe Bewunderung für die Institutionen der Vereinigten Staaten von Nordamerika äußerten.

In Kiew konnte Hr. Stephens sein Fuhrwerk endlich mit einer Diligence vertauschen. Schon seit 14 Tagen war ihre bevorstehende Abfahrt nach Moskau angekündigt gewesen, aber kein Passagier hatte sich gefunden, bis die Ankunft unsers Reisenden und seiner Begleiter dem Unternehmer die Ausführung seines großen Plans endlich möglich machte; und es war in der That ein wichtiges Ereigniß, diese langsam und feierlich durch die düstern Straßen dahinrollende Diligence, das alle Bewohner der Stadt an die Fenster und vor die Thüren brachte! Und wie staunen wir dessenungeachtet noch, daß auf der ganzen Fahrt von Kiew über Orel und Tula nach Moskau auch nicht ein einziger Mensch zu der Reise sich einschreiben ließ; wahrlich ein wichtiger Zug für die Charakteristik des Lebens im Innern Rußlands, diese Unbeweglichkeit und Einförmigkeit desselben, dieses ruhige Verweilen der Individuen an dem Orte oder in dem Gouvernement, dem sie angehören! Daß nur wenige Ideen auf diese Weise sich in den Köpfen gestalten können, ist klar; ebenso klar, daß die Lebenssphären nur wenig Wechsel und wenig Zerrüttung erleiden und wie die Begriffe so die Wünsche der Einzelnen sich über das Gegebene und Zunächstliegende nicht erheben, woraus jene scheinbare Glückseligkeit hervorgeht, die deshalb aber keine Glückseligkeit ist, weil sie nicht auf der Unterscheidung des Bessern vom Schlechtern, somit auf Bewußtsein, sondern weil sie allein auf der Unkenntniß anderer Verhältnisse beruht. Nur in einem solchen Lande übrigens, wo der Personenverkehr, außer insofern er directen Zwecken des Handels nachgeht, so außerordentlich selten ist, kann dem Fremden eine Erscheinung begegnen, wie unserm Reisenden auf seinem Wege von Moskau nach Petersburg, nämlich ein fünfundsechszigjähriger Greis, der in diesem Alter zum ersten Male seinen Geburtsort verließ, um Petersburg zu sehen, und nun auf keine Weise begreifen konnte, daß die Fremden, die doch aßen, tranken und lachten wie die Russen, nicht auch so sprachen wie die Russen.

Wir wollen uns mit Hrn. Stephens weder in Moskau noch in Petersburg aufhalten, ihn dafür aber nach Polen auf die Wahlstadt von Grochow begleiten, um hier von ihm die Beschreibung der mörderischen Schlacht vom 25. Febr. 1831 zu vernehmen, wie sie ihm von Personen, welche dieselbe mitgemacht hatten, an Ort und Stelle mitgetheilt wurde. „Seit der Schlacht bei Waterloo", bemerkt Hr. Stephens, „ist dies die größte Schlacht, die in Europa geschlagen worden ist. Die Russen unter Diebitsch waren 142,000 Mann Infanterie, 40,000 Mann Reiterei und 512 Geschütze stark. Dieser ungeheuern Streitmacht, die in zwei Schlachtlinien und einer dritten Reservelinie aufgestellt war, hatten die Polen nicht volle 50,000 Mann mit nur 100 Geschützen unter Anführung des General Skrzynecki entgegenzustellen. Bei Anbruch des Tages warf sich der ganze rechte Flügel der Russen mit einem furchtbaren Feuer aus 50 Geschützen und unabsehbaren Colonnen Infanterie auf den linken der Polen, um diesen durch eine überwältigende Anstrengung zu erdrücken. Aber ohne einen Fuß breit Land zu verlieren, und wohl wissend, daß sie keine Unterstützung zu hoffen hätten, widerstanden die 6500 Polen mit 12 Stück Geschütz diesem furchtbaren Angriff, bis endlich die Russen ihr Feuer nachließen. Dies geschah aber nur, um den Angriff gegen den rechten Flügel zu richten, auf den etwa um 10 Uhr aus 200 Geschützen ein Feuer eröffnet wurde, das die Erde erbeben machte und Alles übertraf, was die ältesten Offiziere, die in Napoleon's Schlachten mitgefochten hatten, jemals der Art erlebten. Aber auch dieser Angriff blieb fruchtlos, und Diebitsch warf sich nun mit dem Kern seines Heeres auf den Wald, der dem Centrum der Polen zur Deckung diente, um wo möglich die Polen in zwei Theile zu zerreißen. Funfzig Bataillone, von 120 Geschützen unterstützt, wurden gegen den einen Punkt unablässig zum Sturm getrieben, und so entsetzlich war nach der Versicherung eines Offiziers, der diesen heißen Tag mitmachte, das Blutbad, daß in den kleinen Flüssen, von denen der Wald durchschnitten ist, die Leichen sich haufenweis thürmten und die Infanterie über diese zum Angriffe wegklettern mußte. Vier Stunden behaupteten die Polen mit 12 Bataillonen den Wald gegen diesen furchtbaren Angriff; neunmal waren sie geworfen worden, neunmal hatten sie durch eine Reihe trefflich ausgeführter Manoeuvres die Russen mit ungeheuerm Verluste zurückgetrieben; Batterien, eben an einem Punkte aufgefahren, sprengten im nächsten Augenblicke nach einem andern, und die Artillerie, gleichwie Reiterei zum Angriffe vorrückend, nahte sich oft auf 100 Fuß den feindlichen Colonnen, um hier ein mörderisches Kartätschenfeuer zu entladen: da endlich gegen 3 Uhr beschlossen die Generale, von denen viele verwundet waren, die meisten ihre Pferde verloren hatten und ihre Divisionen zu Fuß führten, eine rückgängige Bewegung zu machen, um die Russen in die Ebene nachzuziehen. Diebitsch, dies für Flucht haltend und schon gewiß, daß er am Abend im Belvederepalaste seinen Thee trinken würde, ließ rasch Massen leichter Reiterei nebst mehren Regimentern Kürassieren zum Angriff vorrücken; aber sie wurden mit einer so furchtbaren Ladung aus einer Batterie Racketen begrüßt, daß die Pferde, von dem umhersprühenden Feuer ganz toll gemacht, nicht mehr zu regieren waren, und bald vollendete das Feuer der Infanterie die Vernichtung des ganzen Corps, die so vollständig war, daß von einem Kürassierregimente, welches das unüberwindliche genannt wurde, auch nicht ein Mann davonkam. Die Trümmer dieser Reitereimassen rissen, von den polnischen Lanciers verfolgt, auf ihrer Flucht die Infanteriecolonnen mit fort, und es begann ein allgemeiner Rückzug der Russen, während der Ruf: „Es lebe Polen!" an den Wällen von Warschau widerhallte und die Herzen seiner ängstlich harrenden Bewohner mit Freude durchdrang. 30,000 Russen und 10,000 Polen deckten an diesem Tage mit ihren Leibern die Wahlstatt, und namentlich lagen sie in dem Walde so dicht gehäuft, daß er fortan nur „der Wald des Todes" genannt wird. Schrecklich und erhaben zugleich war der Einzug des Überrestes des polnischen Heeres in Warschau; Gesicht und Haar mit Staub und Blut bedeckt, die Waffen zerbrochen und Alle, selbst die schwer Verwundeten und Sterbenden, patriotische Hymnen singend, boten diese Tapfern einen ebenso kläglichen als bewunderungswürdigen Anblick dar; als aber das vierte Regiment, das sich an dem Tage besonders ausgezeichnet hatte, langsam durch die Straßen von Warschau zog, die Lanzen zersplittert an den Harnischen der Gardekürassiere, die Helme zerhauen, die Gesichter schwarz und mit Blut bespritzt, Manche wankend, Manche noch kaum sich im Sattel zu halten vermögend, da übertönte die patriotischen Gesänge das Klagegeschrei der Mütter, Weiber und Mädchen, die vergebens in den gelichteten Reihen die Gestalten suchten, welche ihnen die theuersten auf dieser Erde waren, die aber an diesem Tage für ihr Vaterland dahingesunken waren."

Den Charakter der Polen hat der Amerikaner sehr richtig aufgefaßt und schildert ihn frei von Vorurtheil. „Die Deutschen", bemerkt er unter Anderm, „werden von ihnen theils verachtet, theils gehaßt und im Vergleich mit ihrer eigenen Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit „stumm" genannt. Die Ausübung eines Gewerbes, auch eines wissenschaftlichen, wie der Medicin oder Jurisprudenz, halten sie für durchaus schimpflich, und im Nothfall greifen sie lieber zum Pfluge. Darum befinden sich aber auch alle Geschäfte des Landes in den Händen von Juden, werden alle nützlichen Künste von Fremden betrieben; nicht in einem einzigen Laden von Warschau habe ich einen Polen erblickt." 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 109. — 19. April 1839.

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. Erster bis fünfter Band. Herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin, Voß. 1838. Gr. 8. Subscriptionspreis für 12 Bände 12 Thlr.

Man geht jetzt damit um, Lessing zu Braunschweig ein Denkmal zu errichten; möge es doch ja den erwünschten Fortgang haben! Freilich könnte man auch hier die bis zum Ekel abgehetzte Phrase anwenden, daß sich Lessing selbst das beste Denkmal gesetzt hätte; als wenn es nicht eben darauf ankäme, wer das Denkmal setzt. Genau genommen ist ja überhaupt jene Phrase nur ein witziges Wortspiel, indem man den Redeausdruck einmal im eigentlichen und einmal im uneigentlichen Sinne gebraucht. Sich selbst Denkmäler errichten, ist sonst eben keine Sache des Ruhmes, wenigstens wirft es im Allgemeinen ein zweideutiges Licht auf historische Charaktere. Wie dem übrigens auch sei — daß man jenen figürlichen Ausdruck in der Poesie gebracht hat, ist etwas Anderes und passend, und des Horaz „monumentum aere perennius" wird immer seine gute Geltung behalten als reiner Ausdruck poetischen Selbstgefühls, ja selbst das „exegi" vermehrt die plastische Schönheit seines Gedichts. Doch wollen wir nicht so streng sein, und wir wollen diese figürliche Redensart selbst außer der Dichtung noch gelten lassen. Es mag da immerhin noch passend sein, zu sagen, der und der tüchtige Mensch habe sich durch seine Thaten, Leistungen u. s. w. ein immerwährendes Denkmal gestiftet. Es wird dadurch ausgedrückt, daß Dasjenige, was ein tüchtiger Mensch in seinem Sinne zum Besten der Menschheit hervorbringt, innerhalb dieser Menschheit ein unzerstörliches Leben behauptet, woran sich eine dankbare Gesinnung immer von neuem entzünde. Ja, diese Redensart soll für uns noch überdies die gute moralische Lehre aussprechen, daß man nicht äußerer Anerkennung wegen wirken und handeln solle, sondern nur darauf bedacht sein, etwas Tüchtiges zu leisten. Diese Lehre ist nun gewiß gut und somit gewiß auch jene parabolische Redensart, durch welche sie ausgesprochen wird. Und doch ist es gerade diese ethische Deutung, welche einem starken Misbrauche unterliegt. Statt ihrem echten Sinne gemäß aufzurufen, wie zu tüchtigen Leistungen, ebenso zur frischesten öffentlichen Anerkennung von Seiten der daraus Vortheilziehenden, bewirkt sie in letzterer Hinsicht leider das Gegentheil. Die sinnvolle Rede einiger Wackern ist zur stehenden Phrase geworden, durch deren Aussprechen man sich einer edeln, schönen Anerkenntniß zu entziehen sucht, wodurch zugleich diese Phrase selbst zu einer Absurdität wird, wie wir soeben gesehen haben. Warum ich aber hier bei der Besprechung der neuen Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Werken solch einen albernen Misbrauch zur Sprache bringe, hierauf liegt die Antwort wol sehr nahe, wenn man nur bedenkt, daß das Unternehmen dieser neuen Ausgabe mit dem eines Lessing zu setzenden Denkmals zusammentrifft. Wie leicht könnte sich nicht da das deutsche Publicum, das sich bekanntlich etwas gern der thatsächlichen Verbindlichkeit gegen seine großen Abgeschiedenen entledigt sieht, zu der Meinung berechtigt glauben, die Veranstaltung jener Ausgabe sei das wahre Denkmal, um so mehr, da dasselbe ja erst durch den Kauf dieser Werke möglich werde, es also nur das Publicum selbst sei, das Lessing das Denkmal setze, und nicht der Herausgeber und Verleger, die ohne das kaufende Publicum wol davonbleiben müßten. Freilich ist eine kritische, vollständige Ausgabe der Werke Lessing's etwas, was wir den Manen desselben schuldig waren, und es ist keine Frage, daß wir ihn damit ehren, wenn Herausgeber und Verleger die gehörige Unterstützung beim Publicum finden. Aber ist denn diese Unterstützung eine so uneigennützige Anerkennung von unserer Seite, daß sie dem Setzen eines Denkmals gleichkommt? Ich zweifle, und wer am Ende nicht mit mir? Seien wir demnach vorerst überzeugt, daß Lessing noch ein eigentliches Denkmal in Deutschland fehlt, welches nicht ersetzt werden kann durch eine noch so vortreffliche Ausgabe seiner Werke; und dann erst sagen wir uns, daß Veranstaltung und Absatz dieser Ausgabe auch ein Ehrenzeil des deutschen Volkes für Lessing ist. Uneigennützig verfahren wir freilich dabei nicht. Es ist noch keine kritische, vollständige Ausgabe seiner Werke vorhanden, mithin macht sich diese Ausgabe blos in unserm eigenen Interesse nöthig. Besäßen wir schon eine solche Ausgabe, und eine neuveranstaltete bezweckte blos, Lessing auch in einer Prachtausgabe der deutschen Nation in die Hände zu geben (was der Zweck der vorliegenden nicht ist), so wäre das allerdings auch eine Ehrenbezeigung gegen Lessing; denn eine solche Ausgabe ging nicht aus dem bloßen Bedürfnisse hervor. (Lei-

der versteht das nur der Deutsche, denn dem Engländer wie dem Franzosen sind Prachtausgaben seiner großen Schriftsteller Bedürfniß. Wie billig!) Doch in unserm deutschen Vaterlande muß man so etwas nicht zu genau nehmen, und lassen wir es demnach immerhin gelten, daß auch diese Ausgabe, zusammentreffend mit dem Unternehmen, Lessing ein Denkmal zu setzen, eine Anerkennung von unserer Seite mehr für Lessing ist! Man bedenke doch, was wir irgend einem unterrichteten Ausländer wol antworten sollten, wenn er uns ungefähr folgendermaßen anredete: Wie! ihr geht jetzt damit um, euerm berühmten und von euch auch wirklich geehrten und geliebten Landsmanne ein öffentliches Denkmal zu setzen, und vernachlässigt ihn doch der Art, daß ihr noch keine richtige und vollständige Ausgabe seiner Schriften habt? Bedenkt ihr denn nicht, daß ihr auf diese Art euch lächerlich macht, denn ihr wollt einem euerer Landsleute seiner Verdienste wegen ein Denkmal errichten und versäumt doch das einzige Mittel, wodurch euch diese Verdienste vollständig und klar vor Augen gehalten und erhalten werden! Nun, gegen einen solchen Vorwurf sind wir wenigstens jetzt gesichert. Schon deswegen wollen wir die redliche Absicht des Herausgebers und Verlegers mit Dank anerkennen. Sollen wir uns aber bei einer Besprechung über diese Ausgabe blos mit dieser offenherzigen Anerkenntniß begnügen? Kann es nicht verlangt werden, daß wir auch über die innere Einrichtung dieser Ausgabe, insoweit sie vor uns liegt, einige Bemerkungen machen? Es ist wahr, sie kommen wahrscheinlich zu spät; doch ist dies, genau betrachtet, der Fall mit aller öffentlichen Kritik, wenn sie sich auf thatsächliche Erscheinungen gründen soll. Dürfte sie sich aber nun deswegen nicht hören lassen? Warum nicht? Gibt es doch auch mancherlei Fälle, wo sie wirksam sein kann, z. B. zweite Auflagen, ähnliche Unternehmungen u. dgl. m. Zuletzt ist aber auch jede Kritik, wenn sie sich nur auf Gründe stützt, unterrichtend und kommt insofern nie zu spät.

Es sei somit ausgesprochen, daß die innere Einrichtung dieser Ausgabe durchaus nicht tadellos ist, und das sogar in einem bedeutenden Grade. Sie ist nach den Gegenständen der Schriften geordnet und doch auch wieder nicht; sie ist chronologisch geordnet und doch auch wieder nicht. Vielleicht könnte man sagen, sie sei nach Fächern geordnet und jedes Fach dann wieder hinsichtlich der in ihm enthaltenen Arbeiten chronologisch. Dies mag nun wirklich auch die Absicht des Hrn. Herausgebers sein, er ist ihr aber sehr verworren nachgekommen. Jedermann, der die fünf Bände zur Hand nimmt, wird die hier zu führenden Beschwerden gerecht finden, ja, sie werden ihm sogar fühlbar sein, weil sie besonders in dem Unpraktischen für den Gebrauch liegen. Daß von einer blos chronologischen Anordnung gar nicht die Rede sein konnte, versteht sich schon von selbst; wie möchte denn sonst im entgegengesetzten Falle eine solche Sammlung wol ausgesehen haben? Gedichte, Abhandlungen, Recensionen u. s. w. hätte dann Alles untereinander und zwischeneinander gestanden wie in den gehefteten Jahrgängen einer Zeitung. Nach dem Alphabete konnte sie doch auch nicht geordnet werden; es konnte demnach nur nach den Rubriken des Inhalts der verschiedenen in ihr enthaltenen Schriften geschehen. Somit waren in besondern Abtheilungen zusammenzustellen die poetischen Arbeiten, die dramaturgischen, die kritischen, die Vorreden u. s. w. Jede solcher einzelnen Abtheilungen konnte dann so viel wie möglich chronologisch aufgestellt sein. Wie findet man aber dieses hier durchgeführt? Zuerst fehlen die allgemeinen Titel für die einzelnen Abtheilungen gänzlich, was schon bei einem Schriftsteller wie Lessing unpraktisch ist. Doch ist das eine Unterlassungssünde, die wir auch bei den gesammelten Werken anderer großen deutschen Schriftsteller finden; nehmen wir es demnach nicht so genau, sondern sehen nur darauf, ob sonst Ordnung in den Abtheilungen selbst gehalten ist.

Sind denn aber auch wirklich solche Abtheilungen hier zu finden? Das sieht man wol, daß die zwei ersten Bände poetische Sachen enthalten; aber nachdem diese poetischen Sachen bunt genug untereinandergestellt sind, hört in dieser Hinsicht in den drei übrigen Bänden alles Maß und Ziel auf. Nehmen wir sie in die Hände und suchen z. B. die darin enthaltenen Lessing'schen Recensionen. Hier sollte man glauben, sie in einer besondern Abtheilung zusammengestellt zu finden. Mit nichten! Bd. 3, S. 140 beginnen die Recensionen aus der „Berliner Zeitung" von 1751 und gehen bis S. 256. S. 375 beginnen die von 1752 und 1753 aus der nämlichen Zeitung und gehen bis S. 405. Was sehen wir nun dazwischengestellt? Drei Vorreden Lessing's, zum Huart, zum Marigny und zu dem ersten und zweiten Theile seiner eigenen Schriften von 1753. Dann auch noch die von ihm 1753 herausgegebenen Briefe. Da nun in dem vierundzwanzigsten dieser Briefe sich die bekannte Kritik des Lange'schen Horaz befindet, so sollte man wenigstens glauben, daß das hierzu gehörige „Vade mecum" unmittelbar auf diese Briefe folge — o nein! da kommt nun eben erst wieder das zweite Rudel jener Recensionen und dann erst das „Vade mecum", welches den Schluß des dritten Bandes bildet. Ferner finden sich von diesen Recensionen die von 1754 in dem vierten Bande und die von 1755 in dem fünften. Dazwischengestellt lesen wir die Schrift: „Pope ein Metaphysiker", von 1755. So stehen auch die in diesen drei Bänden enthaltenen Vorreden, dramaturgischen Arbeiten, literarisch-historischen Untersuchungen u. s. w. wüst durcheinander, blos der chronologischen Folge wegen, deren strenge Aufrechthaltung überdies auch hier nicht einmal zu handhaben war. Ob denn Hr. Lachmann glaubt, daß ein gebildeter Mensch, der sich mit den geistigen Richtungen Lessing's bekannt zu machen bestrebt, Lessing's Werke so, wie sie chronologisch entstanden sind, der Reihe nach im bunten Mischmasch durchlese? Wunderlich sind auch die Gedichte im ersten Bande zusammengestellt. Hier hat sogar bei der Zusammenstellung der ganz zufällige, mithin höchst unbedeutende Umstand entschieden, wann und wo diese Gedichte erschienen sind. So kommt z. B. S. 196 eine Abtheilung mit folgender Überschrift vor: „Gedichte, so man nach seinem Tode unter

Digitized by Google

seinen Papieren gefunden, und davon einige schon in dem Göttingischen Musenalmanach gestanden. 1784." Dazu kommt sogar noch die Note: „Nicht im Göttingischen Musenalmanache, sondern in dem Hamburgischen für 1780, 1782 und 1783 stehen die hier mit größerer Schrift gedruckten." Das ist, meine ich, lächerlich! Dazu kommt es aber, wenn man unsern Lessing wie einen alten Classiker ediren will. Man geräth da nur ins Abstruse hinein, wie man das in diesem ersten Bande noch an verschiedenen andern Pröbchen sehen mag. So etwas sind doch wahrhaftig keine Fortschritte der Zeit!

Nicht verkenne ich jedoch die Verdienste des in seinem Fache mit Recht geschätzten Hrn. Herausgebers auch um diese Sammlung Lessing'scher Werke, und sehr wehe sollte es mir thun, wenn durch diese meine Besprechung jene Anerkenntniß geschmälert werden sollte. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich, um diesem Verkennen vorzubeugen, aus den vor uns liegenden fünf Bänden prophezeie, daß diese Ausgabe das vollständigste Material wird, das ein fleißiger deutscher Gelehrter gesammelt hat, damit daraus künftig eine an Form und Inhalt vollkommene Ausgabe gebildet werden kann, wie sie Lessing's freien Geistes würdig ist. Solche Leistung des Hrn. Lachmann ist aber nicht blos deswegen mit Dank anzuerkennen, weil ihr mechanischer Theil großen Fleiß verlangt, sondern weil auch überhaupt in geistiger Hinsicht mehr Verdienst darin liegt, als es auf den ersten Blick erscheint.

Wenden wir uns jetzt zu Lessing selbst hin. Was ließe sich da wol aber noch sagen. Unendlich viel Echtes und Verkehrtes ist schon über ihn gesagt und geschrieben worden, und wir können uns einstweilen damit begnügen; wie es denn überhaupt sehr gut wäre, man unterließe endlich das immer noch sich vermehrende, entsetzlich langweilige Meditationenschreiben über dergleichen große national-literarische Erscheinungen, wie Lessing eine ist. Damit wird uns nicht geholfen. Ihr Wirken liegt offen genug vor Augen; geht hin und thut desgleichen. Daran wird man erkennen, ob ihr sie begriffen habt, und durch diese euere Praktik wird auch das Publicum am ersten befähigt werden, Jener Größe mit Sinn und Geist würdig anzuerkennen. Alles echte Anerkennen besteht nur in der Ausübung (ein schönes deutsches Wort!) unserer Kräfte, zu der uns das Anzuerkennende anregt. So schreitet die Welt vorwärts. A. E. Umbreit.

Übersicht der bis jetzt vorhandenen literarischen Hülfsmittel der Diplomatie, zur nähern Kenntniß der gegen- und wechselseitigen Verhältnisse der Staaten untereinander.*)

Außer den Memoiren bedeutender Staatsmänner, den diplomatischen Geschichtswerken und den verschiedenen Lehrbüchern über Völkerrecht und Diplomatie gehören dahin vornehmlich die theils allgemeinen, theils besondern, d. h. nur bestimmte Staaten betreffenden Sammlungen von Staatsschriften, als Friedensschlüssen, Bündnissen, Handelsverträgen ꝛc.; dann auch der behufs ihres Abschlusses gepflogenen Unterhandlungen, gewechselten Noten, aufgenommenen Protokolle, Erklärungen der Cabinete, der zur Vollziehung der Tractate erlassenen Gesetze und Verordnungen sowie auf vorhandene Staatsverträge bezüglicher Actenstücke. Die sich mit diesen Gegenständen befassenden Werke in verschiedenen Sprachen bilden schon jetzt für sich allein eine ziemlich beträchtliche Bibliothek von mehr als 300 Bänden, zum Theil Folianten, die sich nur in großen öffentlichen Büchersammlungen zusammenfinden. Manche dieser Werke sind auch im Buchhandel gar nicht mehr zu haben. Was die allgemeinen Sammlungen betrifft, welche öffentliche Acte in Beziehung auf auswärtige Verhältnisse von verschiedenen Mächten in sich schließen, so eröffnet hier Leibnitz's „Codex juris gentium diplomaticus", der zuerst 1693 zu Hanover im Druck erschien und 1700 von neuem aufgelegt ward, die Reihe. In dem nämlichen Jahre (1700) trat Jac. Bernard mit einem „Recueil des traités de paix, de trève etc. depuis la naissance de Jésus-Christ jusqu'à présent" hervor. Diese Sammlung, welche die Zeitperiode von 536—1700 umfaßt und in Amsterdam in vier Foliobänden herauskam, hat späterhin dem größern Werke von J. Dumont: „Corps universel et diplomatique du droit des gens", zur Grundlage gedient. Dasselbe schließt in acht zu Amsterdam und im Haag 1726—31 herausgegebenen Foliobänden die Periode von 800—1731 in sich und wurde von Rousset in fünf 1739 ebendaselbst erschienenen Foliobänden ergänzt und bis 1739 fortgeführt. Nachher verdient vorzüglich Wenk genannt zu werden, dessen zu Leipzig in drei Octavbänden 1781, 1788 und 1796 gedruckter „Codex juris gentium recentissimi" eine schätzbare Sammlung von Tractaten und Staatsacten enthält, welche in die Periode von 1735—72 fallen. Der Tod des fleißigen Sammlers verhinderte indessen die Fortsetzung. Späterhin trat Koch mit einem „Recueil de traités et actes diplomatiques qui n'ont pas encore vu le jour" (Basel 1802) hervor, worin eine Menge Actenstücke aus der Periode 1648—1787 veröffentlicht wurden, die noch in den bisherigen Sammlungen von Dumont, Rousset und Wenk fehlten, wozu nachgehends noch Schöll's „Recueil" kam, welches Actenstücke von der Epoche des westfälischen Friedens bis zur Beendigung des wiener Congresses lieferte und ebenfalls zur Ergänzung und Vervollständigung der frühern allgemeinen Sammlungen beitrug. Schon früher aber hatte Georg Friedrich von Martens' „Recueil de traités et d'autres actes publics servant à la connaissance des relations étrangères des puissances et états" seinen Anfang genommen. Wie sehr durch die Herausgabe dieser neuen allgemeinen Sammlung, von welcher der erste Band 1790 in Göttingen die Presse verließ, einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen wurde, gab sich dadurch zu erkennen, daß für die ersten Bände, nachdem sie völlig vergriffen waren, eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte, um der vielfältigen Nachfrage Genüge zu thun. Diese große Sammlung beginnt mit der Epoche des Friedens von Fontainebleau und begreift die Periode seit dem siebenjährigen Kriege, von 1761 an bis auf unsere Zeiten in sich. Martens, früher Professor des öffentlichen Rechts auf der Universität zu Göttingen und nachher königlich hanoverscher Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., hatte der möglichsten Vervollkommnung dieses, vorzüglich zum Gebrauche der Publicisten und Diplomaten bestimmten Werks die größte Sorgfalt gewidmet und auch nach seinem Ableben ist dasselbe zuerst von dessen Neffen, Karl von Martens, nachher von Friedrich Saalfeld, Professor der Staatswissenschaften in Göttingen, und seit dessen Tode vom Hofrath Dr. Friedrich Murhard zu Kassel ununterbrochen fortgesetzt worden. Dieses „Recueil" reicht allein bis auf die neuesten Zeiten und steht insofern als einzige Erscheinung in der europäischen Literatur da. Die Anschaffung dieser Sammlung von anerkannter Nützlichkeit und Brauchbarkeit, die zum Handbuche der Staatsmänner aller Länder geworden, ist für die Folge durch die Einrichtung erleichtert worden, daß seit

*) Vgl. den Aufsatz eines andern Mitarbeiters in Nr. 335 u. 336 d. Bl. f. 1838: „Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter." D. Red.

Digitized by Google

der Julirevolution in Frankreich die Fortsetzung in einer neuen Folge von Bänden erscheint, von denen bereits der vierte, worin sich die Actenstücke bis 1836 inclusive fortgeführt finden, im vorigen Jahre ausgegeben worden ist. Auch für neue Ergänzungen und Vervollständigungen der ganzen Sammlung ist von dem jetzigen Herausgeber gesorgt worden. Sie werden unter dem Titel: „Nouveaux suppléments au Recueil des traités etc., fondé par M. *G. F. de Martens* et continué par *F. Murhard*" nächstens aus den Pressen der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen hervorgehen. 143.

Des Buchdruckers Erdenleben mit seiner Licht- und Schattenseite. Ein schöner Traum und das Erwachen. Im Zeitbilde dargestellt von R. M. Felder. Stuttgart, Fritz. 1839. 8. 18. Gr.

Vorliegendes Büchlein ist eine Amphibie: beurtheilt man es nach den Gesetzen des Romans, so kann es sich auf das Festland der Wirklichkeit flüchten; greift man es als Zeitbild an, so bescheinigt es seine Mängel mit dem dichterischen Schmucke der Phantasie und entflieht in dem Meere poetischer Möglichkeiten. Gewiß ist, daß es als Dichtung nicht bestehen kann vor selbst geringen Anfoderungen der Kritik; wenn man sogar von dem rein paränetischen Zwecke des Ganzen, von den steten Beziehungen auf bestehende Misbräuche und den reformatorischen Andeutungen absehen wollte, entbehrt schon der kahle, äußerliche Gegensatz zwischen Gut und Schlecht, der in dem Jugend- und dem spätern Leben des Buchdruckers aufgestellt ist, aller poetischen Gestaltung. Zuerst hat der Knabe schlechte Lehrjahre zu bestehen in einer Druckerei, wo alle Übelstände und Unsitten, die in den Officinen nur herrschen können, ihn schmerzlich treffen; daneben tritt ein Setzer auf, an dem der Charakter des „Sachsen" in ein höchst gehässiges Licht gestellt wird, und verführt des Lehrlings Schwester; dann wandert dieser, findet es anderwärts besser, in Wien sogar sehr gut, das Muster eines Factors wird vorgeführt; hierauf fernere Wanderung, Rückkehr in die Heimat, Niederlassung, Heirathen, Auswanderung nach Brüssel — und der Segen des Himmels über ihn. Etwas höher als die Erfindung steht allerdings die Darstellung, sie ist wenigstens frisch und lebhaft, größtentheils ungekünstelt, oft sogar blühend zu nennen; aber bisweilen treten wahrhaft unleidliche Inconcinnitäten ein, entweder sie sinkt in das Gemeine, oder Leute von gewöhnlichem Schlage — und andere finden wir in dem Buche gar nicht — reden wie begeisterte Bühnenhelden. Am interessantesten ist eine Episode, deren Einschaltung eigentlich gar nicht motivirt wird, ein Vorfall aus den Verfolgungen der Carbonari. Was nun aber die Basis des Buches anlangt, den Zweck, der dem Ganzen zu Grunde liegt, so hat sich der Verf. möglichst bemüht, die in der Erzählung berührten Schattenseiten durch die angehängten Anmerkungen zu bewahrheiten und schärfer herauszustellen; es sind Briefe aus verschiedenen Städten als Belege einzelner Unsitten abgedruckt, und im Übrigen fehlt es nicht an oft zu declamatorischen Hindeutungen auf mancherlei Misbräuche. Man sieht, daß es dem Verf. Ernst ist, mit seinen Bestrebungen den Stand der Buchdrucker zu heben, demselben den handwerksmäßigen Anstrich zu nehmen und, indem Obere und Niedere als Kunstverwandte erscheinen, Bedrückungen und andere Misstände zu verbannen. Inwieweit seine Klagen gegründet sind, vermag Ref. nicht genügend zu beurtheilen; namentlich scheint der Verf. mehr süd- als norddeutsche Zustände vor Augen gehabt zu haben; ist aber auch der Anlauf vielleicht zu groß genommen, hätte mehr Einfachheit und Kürze der äußern Gestaltung dem Unternehmen förderlicher sein können, so müssen wir gleichwol den edeln Sinn des Verf. ehren und der von ihm projectirten Zeitschrift: „Typographia", die er am Schlusse ankündigt, den besten Erfolg wünschen. 39.

Notizen.

Ein für Frankreich höchst wichtiges Werk erscheint bei Parent-Desbarres unter dem Titel: „Collection d'histoires complètes les plus estimées de chaque état d'Europe", unter den Auspicien der Herren Chateaubriand, de Barante, de Salvandy, Augustin Thierry, St.-Marc Girardin, Fauriel, Michelet, Taylor, Ch. Nodier u. s. w. Bereits erschienen sind: die Geschichte Spaniens, nach Mariana, Lembke, Dunham, von Paquis und Dochez (2 Bde.); die Geschichte von Portugal von Schäfer (1 Bd.); die Geschichte von Italien von Leo, übersetzt von Dochez (3 Bde.); die Geschichte von Deutschland von Luden, übersetzt von Savagner (6 Bde.); die Geschichte von Schweden und Norwegen von Geijer, übersetzt von Lundblad. Unter der Presse befinden sich: die Geschichte der Türkei von Hammer, übersetzt von Jouanin (3 Bde.); die Geschichte von England von John Lingard, übersetzt von de Marlès (6 Bde.); die Geschichte der Schweiz von Müller, übersetzt von de Marlès und Lundblad (2 Bde.); vorbereitet werden: die Geschichte von Östreich vom Grafen Mailáth; die Geschichte von Frankreich (4—5 Bde.); die Geschichte von Rußland nach Karamsin und Polewoy (2 Bde.); die Geschichte von Preußen nach Stenzel; die Geschichte der Niederlande von Kampen; die Geschichte von Dänemark von Dahlmann; die Geschichte von Schottland von Th. Moore; von Irland, von Frazer Tytler; von Griechenland, von Zinkeisen; die Geschichten von Ungarn, von Sachsen, von Belgien, von Böhmen und von Polen, letztere nach Lezewel, Salvandy u. s. w. Es erfreut, durch dieses rühmliche Unternehmen so viele vortreffliche Geschichtswerke deutscher Zunge in Frankreich eingeführt zu sehen. Das Ganze wird 35—40 Bände in Großoctav zu zwei Columnen umfassen; alle zwei Monate erscheint ein Band (zu 15 Francs). Jedes Geschichtswerk ist mit zwei geographischen Karten, eine bezüglich der ältern Zeiten, eine bezüglich der neuern, ausgestattet. An der Geschichte Frankreichs arbeiten mehre Gelehrte, und es soll dieselbe, wie es in der Ankündigung heißt, der übrigen Meisterwerke, aus denen diese Sammlung zusammengesetzt ist, würdig sein. „Dies Unternehmen", heißt es im „Temps", „wird eine fühlbare Lücke ausfüllen, da wir bisher von der Mehrzahl der europäischen Staaten nur wenig vollständige Geschichtschreibungen aufzuweisen hatten." 108.

Zur Goethe-Literatur.

Im neunundvierzigsten Bande von „Goethe's sämmtlichen Werken befindet sich (S. 19 f.) ein Aufsatz mit der Überschrift: „Wiederholte Spiegelungen", der sich auf Nachrichten von Seesenheim, die Goethe zugekommen waren, bezieht. Welch eine Bewandniß es damit gehabt hat, erfährt man jetzt aus der Abhandlung, welche dem bonner Lectionsverzeichniß für den Sommer 1839 beigegeben ist. Im Anhange zu derselben erzählt A. W. v. Schlegel, der sie verfaßt hat, Mehres von dem zu Bonn am 12. September 1838 verstorbenen Professor der Philologie, A. F. Näke, dessen Verlust er in sehr gemüthlicher lateinischer Diction auf das innigste beklagt. Näke war ein großer Verehrer Goethe's. Auf einer Ferienreise 1822 besuchte er von Strasburg aus das nahe Seesenheim und erkundete von dem dasigen evangelischen Geistlichen, einem gefälligen und wohlunterrichteten Manne, Alles, was sich nur immer auf die von Goethe so unnachahmlich schön beschriebenen Scenen und Personen in Seesenheim beziehen konnte. Als er nach Bonn zurückgekehrt war, schrieb er über Alles, was er dort gesehen und gehört hatte, einen sehr anmuthigen Aufsatz (commentarium gratiae plenum), der, wenn auch ohne Näke's Wissen, doch nicht ohne seinen Willen in Goethe's Hände gelangte und die Veranlassung zu dem genannten Artikel nach den Mittheilungen eines „theilnehmenden, unterrichteten Mannes" geworden ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 110. — 20. April 1839.

Dramatiſche Bücherſchau für das Jahr 1838.

Erſter Artikel.

Indem wir — vielleicht zum zehnten oder zwölften Male — an die Überſicht der dramatiſchen Jahreserzeugniſſe gehen, können wir nicht leugnen, daß uns dieſe Arbeit ſtets ein großes und lebendiges Intereſſe erweckt, und daß wir, andern kritiſchen Mitbrüdern wol unähnlich, immer unſer Theil von Freude an ihr haben. Wir können, wiederholen wir, nicht leugnen, daß das rege, vielfarbige und mannichfaltige Leben, das in dieſem Gebiete unſerer Literatur herrſchend iſt, der Vorſchritt und ſelbſt der bisweilen bemerkliche, durch einen raſchern Anlauf ſtets wieder gutgemachte Rückſchritt in ihm, das theils bewußte, achtungswürdige und glückliche Ringen mit Hinderniſſen aller Art, ſowie das unbewußte, blitzartige Erfaſſen eines von Vielen umſonſt erſtrebten Preiſes, endlich ſelbſt das nicht geglückte Bemühen um neue Bahnen und neue Erfolge uns, die wir lange Zeit mit dieſer Betrachtung beſchäftigt waren, eine lebhafte Theilnahme einflößte. Wir halten dieſe Theilnahme für um ſo natürlicher, als keines der übrigen Literaturgebiete uns ſo von Regſamkeit, rüſtigem und vielfachem Streben erfüllt, von der deutſchen Unfügſamkeit gegen Regel und Geſetz im Reich des Geiſtes ſo entſchiedenes Zeugniß zu geben ſcheint als das Gebiet der Dramaturgie, in welchem Fehler und Vorzüge des deutſchen Geiſtes, Übergewicht und Unterordnung deſſelben gegen die andern Völkerſchaften, Tüchtigkeit und Untauglichkeit der deutſchen Geiſtesanlagen ſich ſtets am deutlichſten ausgeſprochen haben.

Unſere Lyrik iſt krank, ſie iſt der Subjectivität verfallen, dem Concret-Gültigen; ſie hat, indem ſie alles Objective und Gemeingültige in ihrem Beſtreben aufgab, indem ſie ſich ſtets nur an „Einen oder Zwei" wandte, das Horaziſche „Vel unus vel duo" misdeutend, allen Anſpruch auf eine weitere Gültigkeit, auf Erfolg und Herrſchaft verloren. Sie ſucht die Gleichgeſinnten nicht auf; ſie iſt nur für die Wenigen vorhanden; für die große Mehrzahl iſt ſie kaum oder gar nicht da. Nehmen wir Lenau, Freiligrath, Schefer und Auersperg aus, ſo ſteht die übrige deutſche Lyrik ohne Publicum da.

Unſere Epik iſt dem Muſentempel entwichen, ſie hat ſich in die ungebundne Rede geflüchtet und in das Formloſe verflüchtigt. Hier findet ſie ihr Publicum, aber ein ſo heterogen-gemiſchtes, ein ſo wenig äſthetiſchgebildetes, ein ſo urtheilsloſes Publicum, daß ſie in Bezug auf Geſetzmäßigkeit und Kunſtgeſtalt noch viel übler daran iſt als die Lyrik. So weit, ſo grenzenlos, ſo unergreifbar durch Definition und Begriffsſchranke iſt unſere Epik geworden, daß wir Clauren und Brennglaß faſt mit Homer und Oſſian jetzt in eine Kategorie geſtellt erblicken und zwiſchen Virgil und Spindler kaum einen kategoriſchen Unterſchied mehr wahrnehmen können.

Nur die Dramaturgie hat, hinter ewigen Begriffen verſchanzt, ihre Weſenheit behauptet, ihr Gebiet umſchränkt, ihre Ideen gerettet und in einer Zeit allgemeiner Begriffsverſchmelzung ihren Kunſtcharakter zu erhalten gewußt. Sie ſteht noch heute ſo feſt darauf wie zu ihres erſten Geſetzgebers Ariſtoteles Zeit, ſie verſchmäht die Vermiſchung und hat ihr uraltes Geſetz, ihren urſprünglichen Codex treu und rein bewahrt. Was Sophokles, Plautus und Shakſpeare durch Thaten lehrten, iſt ihr noch heute Vorbild und Geſetz, und homogen, ihrem Begriffe untergeordnet ſind ſelbſt die kühnſten Abweichungen der deutſchen oder der ſpaniſchen Thalia. Dieſer älteſten und ſich ſelbſt getreuſten der Muſen haben wir daher auch unſere beſondere Verehrung zugewendet, lebhaft angeregt von dem Dienſte, der ihr in Deutſchland gewidmet wird, und nicht ohne Schmerz und Mitgefühl für die Hemmungen und die Hinderniſſe, mit welchen die Zeit ihren Altar umringt. In einem Zeitalter vorherrſchender Kritik, wo der Kunſtgenuß nicht als etwas Unfreiwilliges, ſondern als ein Ergebniß des urtheilenden Verſtandes geſucht und gewürdigt wird, iſt die Dramaturgie beinahe allein von allen Literaturzweigen noch der Kritik fähig und würdig. Kritik iſt Geſetz, Geſetz des Geiſtes und des Geſchmacks; Lyrik und Epik haben ſich bei uns vom Geſetze emancipirt, indem die erſte das ſubjective Gefühl, die zweite den ſubjectiven Geſchmack, die ſubjective Lebensanſicht als Regel ſetzten. Nur in der Dramaturgie iſt noch jene zwiefache Geſetzgebung gültig, welche ſich zugleich auf Foderungen des Verſtandes und Forderungen des Geſchmacks gründet, welche beide wie Vater und Mutter der wahren Kritik anzuſehen ſind.

Indem wir mit diesen Ansichten an die überblickende Beurtheilung der dramatischen Erzeugnisse des Jahres gehen, folgen wir den bisher beobachteten Grundsätzen. Wir glauben zu wissen, woher das Geniale stamme und welchen Werth es an und für sich habe. Die ungemäßigte Empfindung ist der Quell Dessen, was gewöhnlich als „genial" bezeichnet wird. Mit aller Achtung vor diesem Urquell aller Poesie, müssen wir jedoch bekennen, daß wir ihn nicht allein für geschickt oder fähig halten, das Schöne zu produciren. Soll die Schönheit erscheinen, so muß zu der Empfindung die Bildung, das Maß hinzukommen. Die Empfindung ist der Erzeuger, das Maß ist das zeitigende Element des Schönen; wo beide nicht zusammen wirken, wird unser voller Beifall nie gewonnen werden. Dagegen werden wir keine Leistung ganz verwerfen dürfen, wo, sei es nun die Empfindung oder Bildung, sich wahrhaft geltend machen.

Es geht kein Jahr vorüber, in dem nicht einzelne dramatische Erscheinungen unter diesen Gesichtspunkten auszuzeichnen wären; und so hat auch das Jahr 1838 seinen Antheil an den erfreulichen Blüten, mit denen unser dramaturgischer Literaturgarten so bunt und mannichfach prangt und glänzt wie kein anderer in Europa. Ehre den Geistern, die, wenn auch der Undank der Zeit ihrer vergißt, diesen Ruhm des deutschen Geistes fort und fort erneuern und lebendig erhalten! Sie gleichen den Wellen des Meeresstrandes: keine einzelne wird von dem entzückten Zuschauer ausgezeichnet; aber alle zusammen stellen ein erhebendes Schauspiel dar, erfreulich und begeisternd für den Bewunderer, das ohne ihr Gesammtspiel nicht vorhanden wäre.

---

1. Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben von E. Willkomm und A. Fischer. Leipzig, Wunder.

Die Lieferungen 1 bis 8 des ersten und 1 bis 4 des zweiten Bandes, welche uns vorliegen*), enthalten des Erheblichen und Bedeutenden so viel, daß der Charakter dieser Sammlung sich als ein beachtenswerther unzweifelhaft ausprägt. Zunächst treffen wir hier auf Franz v. Elsholtz, welcher mit seinem zweiactigen Lustspiel: „Mann oder Weib?" den seltsamen Versuch gemacht hat, die zweifache Natur des Ritters d'Eon, nicht etwa in einem bloßen Verkleidungsstücke, sondern in einem Charakterdrama für die Bühne zu verwenden. Es ist kein Wunder, daß dieser Versuch gänzlich mißglückt ist, da er auf einem Grundfehler der Conception beruhte, solcher Art, daß der seltsame Gedanke wol einen Augenblick blenden, aber unmöglich die dauernde Liebe des Verf. gewinnen konnte. Der Idee nämlich wäre nur dann Erfolg zu versprechen gewesen, wenn der Zuschauer nicht eher zum Mitwisser des Geheimnisses gemacht wäre, als bis dasselbe am Schluß nothwendig heraustreten mußte. Der Verf. des Textes zum „Fidelio" hat den sonst trefflichen Elsholtz hierin an Kunst übertroffen. „Die Bettler", Trauerspiel in einem Act von Siegismund Wiese, sind gewiß eine Jugendarbeit des weiter vorgeschrittenen Verfassers, der an gemeiner und greller Wirklichkeit, oder an dem falschen und übertriebenen Pathos Karl Moor's unmöglich mehr Gefallen finden kann, abgesehen davon, daß die Scenerie des Stücks aus einem Zuchthause entlehnt ist. Lebrun's „Lehr-, Wehr- und Nährstand", Drama in einem Act, ist dagegen eine heitere und erfreuliche Kleinigkeit, wie sie auf der Bühne Glück machen muß, eine dramatisirte Anekdote aus des guten Lafontaine Leben, wirksam und löblich erfunden und vorgetragen. Der miles gloriosus des Stücks, der fluchende Major, ist meisterlich gezeichnet und Lafontaine, ein Feldprediger, der nicht besser sein kann, ein Specimen von einer leider ausgestorbenen Race. Die Probe einer Übersetzung von Calderon's „Brücke von Mantible", welche Fr. Günther liefert, will nicht viel bedeuten; dagegen lesen wir unter den „Silhouetten dramatischer Dichter" Percy Shelley's Biographie mit größtem Interesse. Haben wir auch über seine Tragödie „Cenci", von der hier ein Bruchstück geliefert wird, schon bei unserer letzten Übersicht, ein durchaus abfälliges Urtheil aussprechen müssen, so ist doch Shelley's Leben selbst ein so reicher und poetischer Stoff, wie er sich sehr selten darbietet. Namentlich aber spielt er in herrschende Tagesfragen so lebendig über, daß es zu verwundern ist, wie er nicht schon zum Gegenstand eines Romans geworden ist. Die Scenen aus dem Trauerspiel: „Heinrich der Finkler" von E. Willkomm, können nur dienen, diese schon in d. Bl. besprochene Arbeit zu empfehlen. Jul. Mosen's Abhandlung über die historische Bedeutung des Dramas und Geitner's Mittheilungen über Marlowe's „Faust" sind dankenswerth. E. Willkomm's Abhandlung über Ben Jonson und das englische Drama vor und nach Shakspeare bringt jedoch wenig nicht schon Bekanntes.

Im zweiten Bande der „Jahrbücher" treffen wir zunächst auf das überaus geistvolle Lustspiel in fünf Acten von Wallmont: „Selim, der eitle Sultan." Diese merkwürdige Arbeit concurrirte bei der Preisvertheilung in Stuttgart, mußte jedoch der „Vormundschaft" von Gerle und Uffo Horn nachstehen. Uns dünkt sie nicht blos origineller, neuer und geistreicher als das gekrönte Stück, sondern auch unendlich poetischer. In der That, diese Gattung ist es, diese Richtung meinen wir, wenn wir aussprachen, das deutsche (poetische) Lustspiel sei auf dem Wege zu suchen, den Shakspeare's „Was ihr wollt" und „Wie es euch gefällt" angedeutet haben! Das Thema ist arglos und einfach, die Heilung eines in seine eigene Schönheit verliebten, mächtigen Thoren; ein Thema so einfach wie die Gozzi'schen gewöhnlich sind, aber so beziehungsreich, daß es zum Lebensspiegel für Alle zu gebrauchen ist. Und so hat es der geistvolle Verfasser auch gebraucht! Sein Narr Hassan, Selim's Seelenarzt, ist eine gänzlich dichterische Gestalt. Deutsche Tiefe hat sie gebildet; Hassan scheint uns der feinste Geist unter allen Lustspielgestalten seit mindestens zehn Jahren. Das Stück ist so verbunden und gedrungen, daß es kaum einen Auszug gestattet. Es ist vortrefflich und jedem Leser eine Freude. Wann aber wird die deutsche Bühne hoch genug stehen, um solche Lustspiele darzustellen? Das einactige Drama „Richardett", von Otto Jacobi, verkündet gleichfalls ein beachtenswerthes Talent. Das Stück hat zu wenig vom Lustspiel, um so zu heißen; es sind vielmehr ernste Momente, die es bewegen. Die Personenverwechselung, auf der es beruht, erscheint hier in einem neuen Lichte, was, bei dem Verbrauche, der von diesem Motive gemacht wird, keineswegs leicht war. Charaktere, Vers und Sprache sind Zeugen eines durchgebildeten Geistes. Über moderne Tragödien sagt R. Marggraff beachtenswerthe Worte, und der Aufsatz: „Über die französische Dramaturgie", ist dankenswerth. Eine große Geschmacklosigkeit aber ist das Drama: „Der Todeskampf des Dichters", in einem Act, von F. Marlow. Für solche Mißgeburten der deutschen Originalitätssucht fehlt es eigentlich noch an einem entsprechenden Namen; man thut ihnen zu viel Ehre an, wenn man sie recensirt, anstatt sie blos zu denunciren. Sie sind wie Ohrfeigen, die man dem gesunden Menschenverstande gibt. Ein Dichter ist dem Hungertode nahe und schläft über dem Manuscripte ein, das ihn davon retten soll. Ein Literat, Sonnenmeyer, schleicht sich zu dem

*) Über die vier ersten Lieferungen ist bereits in Nr. 68 d. Bl. f. 1838 bei Gelegenheit der dramatischen Bücherschau für 1837 gesprochen worden. D. Red.

Schläfer und stibitzt ihm das Manuscript weg; wir glauben, in guter Absicht, doch genau wissen wir das nicht. Genug, über diesen Diebstahl werden Florio und seine Geliebte Elise zu Leichen. Eine halb wahnsinnige Prosa mischt sich mit tollen Versen, Strophen, Antistrophen und Chor, wie zu wahrer Parodie, in dem Dinge zusammen und liefert, mit Wirthshausscenen gewürzt, ein Gebräu, aus dem wir nicht mehr klug werden können. Gusemihl's Proben aus dem „Stern von Sevilla" der Mrs. Buttler sind besser, obgleich auch dies Stück an den traurigen englischen Convenienzen zu leiden scheint. In dem Aufsatz: „Das moderne Gesellschaftsleben und die sociale Tragödie", scheint E. Willkomm sich nicht ganz klar geworden zu sein; doch ist es wahr, was er sagt: „Ich bin überzeugt, ein großer Theil Derer, die in der modernen Gesellschaft ihre schönsten Stunden verprassen, würden sich mit Ekel davon abwenden, wenn sie sich einen klaren Begriff von der Unnatur verschafften, der sie aus Sitte, Gewohnheit und Bequemlichkeit huldigen." Die Sache liegt aber tiefer und anderswo, als der Verf. sie sucht. Unser Gesellschaftsleben ist nicht wie bei den Alten und zum Theil auch bei den Franzosen der frühern Zeit ein Theil unsers Berufs, sondern es ist ein Ort, wo man nach anstrengender Tagesarbeit ausruht und sich der Abspannung hingibt. Wer hat Lust, in seinen Ruhestunden den Geist anzustrengen! Darin liegt das Übel; in unserm materiell-arbeitsvollern Leben liegt der Grund, warum unsere deutsche Gesellschaft an geistiger Würde der antiken, der italienischen und selbst der französischen Gesellschaft so weit nachsteht, und weshalb wir in allem Dem zurück sind, was der Gesellschaft angehört und was sie bildet. Die Erinnerung an Tor Hardt's vortreffliches Drama: „Die Maffeis" ist sehr willkommen. Aus der Mannichfaltigkeit der hier nur unvollständig angezeigten Gegenstände geht hervor, welche Ansprüche auf Geltung und Beachtung diese „Jahrbücher" machen und mit welchem Recht wir sie allen Literaturfreunden empfehlen können.

2. Dramatischer Salon. Almanach kleiner Bühnenspiele zur Unterhaltung in geselligen Kreisen. Von Alexander Cosmar. Erster Jahrgang. Berlin, Morin. 1839. 16. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir kennen den Herausgeber des „Dramatischen Salons" als einen geschmackvollen Einrichter kleiner wirksamer Stücke, und als einen solchen bewährt er sich denn auch hier. Die Mehrzahl seiner Stücke ist französischen Ursprungs, und man weiß, was man von solchen zu erwarten hat: flüchtige Unterhaltung, lebendigen Dialog und schielende Sentimentalität. In letzter Beziehung ist „Der Verschollene" etwas stark; guten Dialog zeigt das Stück „Badecuren", worin eine tüchtige Lebensbeobachtung eine achtbare Grundlage abgibt. „Die Ehrendame" ist bekannt und für Liebhaberbühnen wohl geeignet; „Onkel und Neffe" sind fast deutsch geworden und durch geschickte Veränderungen löblich; „Der Selbstmörder" ist ein ziemlich alberner Schwank, und „Liebe im Eckhause" hat ein Recht zu gefallen. Dies ist ungefähr, was wir über diese geringfügigen Sachen zu sagen haben. Daß die Poesie und ihre idealen Foderungen bei allem Diesen ziemlich leer ausgehen, versteht sich, ohne daß wir es sagen, wol von selbst, und ist kein Vorwurf, den wir dem Herausgeber machen.

3. Dramatische Kränze, gewunden von Dr. Richard. Erster Band. Hamburg, Nas und Magnus. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Die hier gesammelten, auf der hamburger Bühne mit vielem Erfolge dargestellten Stücke tragen unverkennbar den Stempel einer originellen poetischen Auffassung an sich, obgleich die Stoffe selbst meistens entlehnt sind. Leben und Wahrheit, ergreifende Wahrheit ist ihr Charakter in ganz anderm Sinn, als man dies von den Iffland'schen Dramen gesagt hat. Wie in diesen sind auch hier bürgerliche Verhältnisse dramatisirt; aber bei ihrer Wahl hat ein poetischer Sinn gewaltet und das Wirkungsvolle herauszufinden gewußt, während bei Iffland, zwei oder drei Fälle ausgenommen, das Alltägliche, Triviale und Langweilige obenauf schwimmt. Das Drama: „Der Reiche und der Arme", in fünf Acten, ist in seiner Gattung ein Musterstück, nicht blos dadurch, daß wir hier wirklich die eigenthümlichen Wirkungen der Armuth und des Reichthums auf die Menschenseele erblicken, sondern dadurch, daß wir sie in ihrer wirksamsten Kundgebung und in wahrhaft dramatischem Conflict erblicken. Es ist bei großer Anspruchslosigkeit eine nicht genug zu lobende Arbeit, die uns von Scene zu Scene bewegt und fesselt, voll Inhalt und voll Naturbeobachtung. Der tragische Schluß, so überraschend er auch ist, war doch nothwendig; die Charaktere sind aus der Fülle der Weltkenntniß geschöpft, die Ereignisse und die Sprache sind reich und ungesucht. Wir stellen dies Stück weit über „Die Macht der Verhältnisse", obgleich es viel bescheidener auftritt. „Beide lieben, oder Vernunft und Wahn" ist nach Paul de Kock's Drama gearbeitet. Auch hier ist die Idee äußerst neu und originell. Ein Herzog hat ein armes Mädchen geheirathet, die ihm zwar treu ist, aber ihn nicht liebt. Der frühere Geliebte erscheint, und der Herzog, wahrhaft liebend, scheidet sich von seiner Frau, um sie dem jungen eifersüchtigen Schwärmer abzutreten, mit dem Emma nun namenlos unglücklich wird. Man sage nicht, daß solche Verhältnisse für das wahre Drama zu klein seien; die vorliegende Behandlung beweist, daß sie, sinnreich benutzt, den poetischen Ansprüchen zu genügen wenigstens nicht unfähig sind. In diesem Stück mindestens athmet uns eine so frische, warme Lebensluft an, daß sie immerhin für den Stellvertreter eines poetischen Interesses gelten kann. „Neun Uhr", Schauspiel in zwei Acten, nach der englischen Geschichte, stellt die verunglückte Intrigue König Georg's I. und die geistreiche Rache des getäuschten Ehemannes, eines einfachen Landjunkers, an seinem königlichen Rival, gut dar. Der Witz in dieser Rache besteht darin, daß Sir Hugues das Glück hat, die Königin in denselben Fall zu bringen wie Georg I. seine Gattin Lavinia. Es war viel Erfindungsgabe dazu nöthig, und diese macht das Stück bewegt und unterhaltend. Die Sprache ist, obgleich nicht fehlerfrei, doch gebildet und gut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire de la littérature allemande, d'après la cinquième édition de Heinsius; par M. M. *Henry* et *Apffel*, avec une préface de M. *Matter*, inspecteur-général de l'université. Paris et Leipzig, Brockhaus et Avenarius. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die von Joel Cherbuliez redigirte „Revue critique des livres nouveaux", die wir ihrer gesunden, jedes müßige und selbstgefällige Raisonnement meidenden Urtheile wegen hier vorzüglich empfehlen wollen, äußert sich in Betreff des oben angezeigten Buches folgendergestalt: „Da das Studium der deutschen Sprache in den Schulen eingeführt ist und immer allgemeiner zu werden strebt, so wird sich der Nutzen des angezeigten Buches leicht begreifen lassen. Es ist ein trefflicher Führer mitten durch die unzählbare Menge der Schriftsteller hindurch, welche eine der reichsten Literaturen hervorgebracht hat. Matter hat dies Buch mit einer Vorrede eingeleitet und darin den Charakter der deutschen Sprache sowie die Nothwendigkeit ihrer Erlernung und den Einfluß, den sie auf die französische Literatur ausüben könnte, gut dargelegt." „Eine Geschichte der deutschen Literatur", sagt Matter, „ist für den jungen Studirenden, welcher speciellen Wissenschaft er sich auch widme und welcher Nation er angehöre, ein unentbehrliches Handbuch. Die deutsche Literatur ist ohne Widerrede die fruchtbarste unter den neuern Literaturen und zugleich nach der Ansicht Aller eine der reinsten, sittlichsten und gewissenhaftesten. Das ist ihr Grundcha-

rakter, wie er der Grundcharakter des deutschen Volkes selbst ist. Für den Buchhandel gelten die Grundsätze einer großen Rechtlichkeit, für die Schriftsteller die einer ernsthaften Kritik. Das andere Merkmal, welches die deutsche Literatur besonders unterscheidet, ist ihre erhabene Idealität. Diese Tugend steigert sich zwar zuweilen bis zu ihrem Äußersten, zum Mysticismus und zur Unklarheit; aber diese Verirrungen sind Ausnahmen, nicht die Regel, und immer unschädlich. Im Gegentheile scheint uns jene Grundregel einer reinen und aufrichtigen Idealität besonders geeignet, diese Literatur zu einer Zeit des allgemeinen Verfalls, welche indeß zur Besserung und zu den edelsten und erhabensten Überzeugungen zurückstrebt, zum allgemeinen Bedürfniß zu machen." Vielleicht erscheinen diesem beredten Franzosen die deutsche Literatur, ihre Vertreter und Bereiter in einem zu idealen Lichte; denn es ist ein Glück für uns, daß die Franzosen, minder übersetzungssüchtig als wir, zu den Erzeugnissen unserer gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur, unserer Tageskritik, unserer kleinlichen Polemik und unserer schwächlichen belletristischen Journalliteratur noch nicht durchgedrungen sind. Sie erblicken nur die Cedern und Palmen im ungeheuren Walde unserer Literatur, nicht das Aftermoos, die giftige Sumpfvegetation, das zudringliche Schlingkraut und die Parasitenpflanzen, welche sich zu ihren Füßen ausbreiten und unselbständig an ihren würdigen Stämmen emporranken. Das Werk, fährt der Berichterstatter fort, ist in sieben Perioden eingetheilt. Hiervon bieten die gothische, fränkische und schwäbische, nach des Franzosen Meinung, nur sehr wenig Interesse; die vierte und fünfte sind schon ergiebiger, obgleich man noch weit von dem Aufschwunge der spätern deutschen Literatur entfernt ist. Die sechste Periode, welche die Herausgeber die sächsische und schweizerische nennen und welche die Periode von Opitz bis Klopstock umfaßt, scheint durch ihre Producte jene glorreiche Periode nur vorbereitet zu haben, jene deutsche oder classische Periode, wo der deutsche Genius in all seiner Stärke sich entwickelte und eine wunderbare literarische und wissenschaftliche Bewegung hervorbrachte, deren Zeugen wir gegenwärtig noch sind. Der Kritiker nennt nun die Namen: Klopstock, Goethe, Schiller in der Poesie, Müller, Herder, Hammer in der Geschichte, Kant, Jacobi, Schelling, Fichte u. s. w. in der Philosophie, als die ruhmreichen Namen dieser Periode, um welche sich, wie um ihren Schwerpunkt, eine zahlreiche Menge von mehr oder weniger glänzenden Satelliten ordnet. Die raschen Übersichten, welche das Buch von den verschiedenen Perioden, ihren Repräsentanten und deren Hauptwerken gibt, werden von dem Kritiker ihrer Klarheit und Präcision wegen gerühmt. 108.

Miscellen.

In Martin Crusii „Schwäbischer Chronik", Th. 2, S. 361 fand ich: „Im J. 1587 den 8. Febr. ist die Königin in Schottland, Maria Stuart, enthauptet worden. Nämlich sie wurde auf einen Block gelegt, einer von den Scharfrichtern hielt ihr die Hände, und der andere hieb mit einem Beil das Haupt ab. Man sagte, sie habe der Königin in Engelland nach dem Leben und ihrem Königreich gestellt; sie habe ihr nämlich ein überaus schönes Kistlein zur Verehrung geschickt, in welchem, als es ein Fräulein aus dem Frauenzimmern, weil die Königin Geschäfte hatte, empfieng, aber aus Fürwitz öffnete, sey ein Geschoß, welches künstlich darin verborgen war, losgegangen und sie todt zur Erde niedergefallen. Davon eine Schrift in teutscher Sprache gedruckt herauskam."

Hermina Fredzeß, eine junge Holländerin, von welcher Münch in seinem neu erscheinenden „Niederländischen Museum" (erstes Heft) Gedichte in hochdeutscher Sprache mittheilt, besingt unter Anderm Jean Paul's „Titan", ein Beweis für das Interesse, welches gebildete Niederländerinnen an der Literatur unsers Vaterlandes nehmen. 146.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

23. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—38. Gr. 4. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis einunddreißigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis funfzehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis elfter Theil.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breiten Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

24. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *Georg Friedrich Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Erster Band. (Aal—Kupfervitriol.) In sechs Heften. Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

25. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste bis dritte Band, dritte Auflage, 1829—30, kosteten auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.; alle 4 Bände zusammen jetzt nur 4 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts der preußischen Staaten, herausgegeben von F. H. v. Strombeck, und fortgesetzt von F. L. Lindau (4 Bände, 1829—37), kosten zusammengenommen nur 5 Thlr. auf Druckpapier, 8 Thlr. auf Schreibpapier.

26. *Ersch (Johann Samuel)*, Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von *Chr. A. Geissler*. (Aus der neuen Ausgabe des Handbuches der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 20 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 111. — 21. April 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 110.)

1. Thespis. Originalspiele für die deutsche Bühne. Von Fr. Clem. Gerke. Zweiter Band. Altona, Hammerich. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Treu im Charakter des ersten Bandes, geben die Stücke, welche der vorliegende Band liefert, zu fernerer Empfehlung des Verfassers allen Grund. Das Drama: „Jakob Stainer, der Geigenbauer in Cremona", mit Vorspiel und Nachspiel, etwas gedehnt, gibt den Schicksalen des bekannten tiroler Hirtenknaben eine poetische Farbe, die alles Lob verdient. Die Sprache ist nicht immer edel und der Gedanke nicht immer neu, doch die Begebenheit behauptet ihr mäßiges Interesse, und die Charaktere sind nicht übel erfunden und gezeichnet. Das Stück wäre wahrscheinlich noch wirksamer geworden, wenn es kürzer und von einer Menge nicht zur Haupthandlung gehöriger Dinge freigehalten wäre. Der arme Stainer, unglücklich in seiner Liebe, geht im Wahnsinn unter.

„Das erste Wölkchen am Ehestandshimmel", Versspiel in einem Act, ist um ebenso viel zu kurz und unausgearbeitet, als das vorige Drama zu lang und ausgeführt ist. Auch ist die ganze Verwicklung allzu motivlos. Die liebenswürdige Frau v. Bottmer ist eine Frau, von der wir froh sind, daß sie nicht die unsere ist. An ihrem Jahrestag wirft sie nur einen Blick dahin, wo sie meint, daß ihr zärtlicher Gatte die Geschenke für sie aufgestellt haben müßte, und wie sie diese dort nicht findet, will sie sich scheiden lassen. Das ist um Vieles zu viel. „Das Forsthaus" dagegen ist doch selbst als bloßes Verkleidungsstück zu wenig. „Das moderne Orakel" ist eine gute Posse. Der niedere Witz steht dem Verfasser zu Gebote; doch er muß uns zeigen, daß ihm auch der feine Gedanken- und Charakterwitz nicht fehle, wenn wir ihn als Lustspieldichter anerkennen sollen. Wir rathen ihm daher zu weitern Versuchen in der Gattung des obigen Versspiels und warnen ihn, wenn er ernstlich nach Höherm strebt, vor der geschmackverderbenden Posse, in der die Mittelmäßigkeit durchaus erfolglos ist. Sein Dialog und seine Sprache sind fließend und gewandt.

5. Dramatische Einfälle. Von A. v. Maltitz. München, Franz. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

A. v. Maltitz ist ein ganz eigener Geist, der sich auf besondere Art in die Gunst des Publicums hineinschrieb, indem er ohne die mindeste Wissenschaft, ja selbst ohne eine gute Schulbildung über alle Dinge, große und kleine, auf geistreiche Art glossirte. So, nämlich als Glossen zu irgend einem Satz, wahr oder falsch, müssen wir auch alle seine Arbeiten ansehen. Seine Dramen sind Persiflagen gegen eingebildete Personen und Charaktere; das Gefühl des Schönen war niemals bei ihm lebendig, und so läßt sich auch nicht erwarten, daß irgend eine seiner Arbeiten eine Kunstform darstelle. Treffende Satire und witzige Persiflage ist Alles, was wir von ihm erwarten dürfen. Wahre Dichter verschmähen auch bisweilen, eine Kunstform zu schaffen; namentlich sieht man an Goethe, daß er zuweilen, ja oft die sich darbietende von sich stößt und sie nicht mag. Leute wie Maltitz aber suchen sie und finden sie nicht.

Der Poet hat daher ganz recht, seine hier vorliegenden Sachen „Einfälle" zu nennen; er hätte sie sogar geistreiche nennen können, denn das sind sie. Eine seltene Bescheidenheit hat ihn jedoch davon zurückgehalten. Nicht weniger als sieben sogenannte Lustspiele enthält dieser Band, unter diesen ein Stück, welches als die Krone modernen Geistreichthums bezeichnet werden müßte, wäre dies Wort nicht dermalen mit Recht in großen Miscredit verfallen. „Die beiden Philoktete oder die Visitenkarten", ein antikes Conversationsstück mit Chören, ist eine prächtige Eingebung. Tarassos, ein Mann von feiner Lebensart, und Decentius, ein Mann von gewiß ebenso feiner Lebensart — so bezeichnet sie das Personenverzeichniß —, haben sich, entrüstet über eine versäumte Visitenkarte, auf eine wüste Insel geflüchtet, Opfer der Convenienz, wo sie ihr Neffe Neoptolem und der Chor aufsuchen. Köstliche Glossen gegen die Formen der modernen Lebensart, Chöre voll kräftigen Witzes, hyperbolische Erfindung und Dialog, von dem Gott des Lachens selbst eingegeben, Alles in Gestalt antiker Nachahmung und Sophokleischer Tragödie.

Um Neujahr war es, um die mistlich bange Zeit,
Wo jeder Weltmann lispelt, zu dem Himmel flehend:
Laß keine meiner Karten in die Irre schweifen!
Dann spendet er den Eumeniden weiße Milch,
Zum Tode fodernd auch den Bock mit schwarzem Vließ,
Stürzt mit verhülltem Antlitz auf den Boden hin —
Was aber fehlte Sterblichen zu Seligen,
Wenn jedes Opfer angenommen würde droben?

Chor. Ei, wie wahr der spricht!
Sieht in Gesellschaft man
Götter um Witz an. —
Weislich behalten sie
Ihn für sich selbst und lassen
Dummheiten uns sagen.
Aber noch vor der Saalesthür,
Ach, auf der Treppe
Wüthet am schärfsten die Reue!

Neoptolem. Denn wir sind Opfer sinnlos grober Kammerdiener,
Tarassos und Decentius traf die Art so! —

Die feine Lebensart, der deus ex machina in dieser Tragikomödie, stiftet endlich unter Beihülfe des Chors, der sich selbst ein Neutrum nennt, den erwünschten Frieden.

Neben diesem trefflichen Erzeugnisse des Witzes sind die übrigen Stücke dieses Bandes nur gewöhnliche Sachen, wenn auch mitunter, wie „Der Korb und die Portraits" von wunderlicher Zusammensetzung, oder wie „Der Dichter und sein Mädchen" mit poetischem Anlauf. „Des häuslichen Zwistes Jahrestag", Fortsetzung des Kotzebue'schen Stückes dieses Namens, ist gut in dem Geist des ersten Autors gehalten und

zeigt große Gewandtheit in Vers und Dialog; der ganze Inhalt liegt in den Schlußzeilen:

Spricht Liebe kindisch auch von Unvergänglichkeiten,
Am schnellsten altert doch das Nichts, um das wir streiten.

„Silentium", Lustspiel mit Gesang, hat keinen Beruf, auf der Bühne zu gefallen, obwol es die peinlichen Wichtigkeiten und Miseren mancher Vereine, wie sie in unserer Zeit gleich Pilzen überall hervorschießen, recht launig persiflirt. „Mignon", Lustspiel in zwei Acten, gibt das merkwürdige Charakterbild eines Mannes, der ohne den geringsten Anspruch auf Achtung, ja als ausgemachter Lügner höchst verächtlich, dennoch die fixe Idee verfolgt, überall Achtung einflößen zu wollen. Dieser Gedanke ist wirklich höchst originell und gäbe zu einer Tieck'schen Novelle einen würdigen Stoff; als Lustspielmotiv erscheint er jedoch etwas schwerfällig und ist für diese Gestaltung offenbar zu bedeutend. „Botschafter und Courrier", ein diplomatisches Gemälde, ist wieder eine jener obenbezeichneten Glossen, die den eigenthümlichen Charakter der dramatischen Erfindungen von Maltitz bezeichnen. „Dampfmaschine und Ehrenwort" aber, welches Stück der Verfasser selbst als eine „tolle Posse" bezeichnet, ist eine poetische Ausgelassenheit, in der wir weiter nichts erkennen als die Absicht. An Geist und Originalitäten aber ist dieser Band gewiß so reich wie nicht leicht ein anderer, und manches kräftige Witz- und Schlagwort in ihm verdient, daß es unter uns fortlebe. Eine vortreffliche Seite hat dies Buch vor vielen andern voraus, es ist durch und durch deutsch.

6. Theater. Von Römer. Wien, Mausberger. 1837. 8. 20 Gr.

Deinhardstein's Novelle „Stradella" erscheint hier zunächst in ein gleichnamiges Drama in drei Acten umgearbeitet. Der Stoff ist allerdings zu dramatischer Behandlung auffodernd und ihr günstig; namentlich erregt die vorbereitende Handlung im ersten Act das mannichfachste Interesse. Die Entwickelung ist jedoch mehr nach einer gewissen novellistischen Convenienz als naturgemäß und wahr veranstaltet und verfehlt darum zum größten Theil ihre beabsichtigte Wirkung. Mari's Umkehr zur Tugend hat unverkennbar etwas von Kotzebue'scher Moral an sich, und wir hätten gewünscht, der achtbare Verf. hätte einen andern Ausgang des Stücks gesucht und gefunden. Von diesem abgeschwächten Schluß abgesehen, ist das Drama wirksam und gut. Vers und Sprache haben etwas Körniges, Concises, wie wir es lieben und wie es zur Abhaltung des lyrischen Ergusses, der so viele deutsche Schauspiele verdirbt, nothwendig ist. Der Vaterschmerz bei dem Raube der einzigen Tochter ist in Antonio Foscari mit großem Glück gezeichnet, die Erfindung ist reich, die Charaktere sind stark und tüchtig, es fehlt dem Stücke nichts zu einem guten Bühnenproduct. Ein vorzüglich gelungenes Conversationsstück ist „Liebe und Liebelei", Lustspiel in vier Acten. Das Hofburgtheater hat sich seiner bemächtigt. Die Heilung eines Mädchenherzens, das an dem flüchtigen Schaum der Liebelei Geschmack gefunden hat, ist im Leben kein kleines Unternehmen. Auch der Lustspieldichter verbraucht dazu viel Apparat; indessen scheint uns doch, daß der Verf. die Sache zu weit sucht, und daß er kürzer zum Ziele kommen konnte. Die räumliche Ausdehnung eines Kunstwerks kann zwar immer nur einen relativen Vorwurf abgeben, aber zu diesem scheint die Beimischung heterogener Bestandtheile und ein allzu sehr zerfallender Dialog doch Anlaß zu geben. Von Seiten der Charakteristik dagegen ist dies Stück vortrefflich und dient, den wohlerworbenen Ruf der österreichischen Schule für das Conversationsdrama von neuem zu begründen. Das folgende Stück: „Brautstand und Ehestand", Lustspiel in vier Acten, nimmt denselben Charakter in Anspruch und zeigt im Dialog mehr künstlerisches Maß und Zierlichkeit. Dagegen sprechen uns die Gestaltungen des alten Rand und Thunberg's weniger an, und Isidore steht der Flora des vorhergehenden Lustspiels an Bedeutung und Lebenswahrheit merklich nach. Sie ist eigensinnig, gefallsüchtig, aber, wie sie selbst sagt, „nur aus Bosheit". Ein solcher Charakter mag für allzu gewöhnlich gelten, um einen guten Kunststoff herzugeben. Das Begebniß selbst kommt auf eine brouillerie d'amour heraus, und auch ein solcher Stoff ist zu verbraucht, um starke Bewegungen, wie wir sie einmal von der Bühne verlangen, zu bewirken. Die Grenzen für den Beifall, auf den diese Arbeit Anspruch hat, sind daher eng gezogen, und es wird nur der Dialog übrig bleiben, den wir als vorzüglich an ihr rühmen können. Nichtsdestoweniger zeugen die hier gelieferten Arbeiten von einem berufenen Geist und hätte uns Bauernfeld nicht verwöhnt, so würden wir dem Verf. den Preis für das eigentliche Conversationslustspiel in seiner Schule zuerkennen dürfen. Er möge nur weiter streben, treu der Natur, wie hier, und mit geschärfter Beobachtung, wie bei den Charakterbildern von Flora und Karl Rand.

(Die Fortsezung folgt.)

Dell' Italia: Libri cinque. Zwei Bände.

Wir finden hier die Töne, die Lamennais für Frankreich angestimmt hat, für Italien angeschlagen, wenngleich mit geringerm Talent, Töne des giftigsten Hasses gegen die bestehende Obrigkeit oder Gewalt, Töne der Wehmuth und Klage über die leidenvolle, in sich zerrissene Gegenwart mit ihren tief unterdrückten Massen, ihrer Armuth und ihrem Reichthum in schroffem Gegensatze, Töne der Sehnsucht nach einem bessern, nicht mehr fernen Zustande, dessen Bürgschaft im Christenthum liegt, nicht dem, was die Kirche so nennt, sondern dem reinen Christenthum, wie es in einer Zeit eiserner Gewalt empörenden Luxus, viehischer Schlemmerei und unerhörten Übermuths der über alles Maß gestiegenen Reichthümer den Armen, den unter der Last einer niederdrückenden Ordnung der Dinge niedergebeugten und wie zermalmten Armen verkündet wurde. Ein völliger Misbrauch des Christenthums ist dies nicht, wie man behauptet hat, und man braucht nur die Epistel St.-Jacobi durchzulesen und zu begreifen, daß diese Religion zunächst darauf dachte, dem niedern Volke Trost und Heil und den Wunden der Armuth Linderung zu bringen. Auch bietet die Gegenwart, namentlich in den Ländern, welche durch lebhafte Revolutionen erschüttert worden sind, manche Ähnlichkeit mit der Zeit dar, in welcher das Christenthum auftrat: nach einem furchtbaren Kampfe, in welchem der Absolutismus über das Princip individueller Freiheit gesiegt hatte, war eine allgemeine Erschlaffung eingetreten; die Bildung hatte sich gehoben, aber es war eine nur reproducirende; die Künste dienten nur dem Genuß des Wohlhabenden oder Reichen; die Wissenschaften bewegten sich, wo sie sich nicht dem bloßen Nützlichen zuwandten, in leeren Theorien und unfruchtbaren Speculationen, und vor Allem hatte sich ein Misverhältniß in der Vertheilung der Güter gebildet, das auf die Sitten einen vernichtenden Einfluß übte und Leichtsinn und Genußlust, die Folgen von dem heillosesten Luxus der Vornehmen, zu herrschenden Zügen im Charakter güterloser und fauler Massen machte, aus denen jede Spur alter Genügsamkeit, Einfachheit und Frugalität getilgt war. Hinsichtlich der Ähnlichkeit beider Zeitepochen, sowol der, in welcher das Christenthum gegründet wurde, als der, in welcher es erneuert werden soll, haben vielleicht weder St.-Simon, noch Lamennais, noch der Verf. dieses Werks einen Fehlschluß gemacht, und auch die unserige möchte nach so erschütternden Bewegungen, nach so vielen gescheiterten rationalen Experimenten geneigter sein, die Weisheit des Herzens und die Sprache des Gefühls zu vernehmen, als Dem ihr Ohr zu leihen, was der klügelnde Verstand der Pseudophilosophen des vorigen Jahrhunderts als die unumstößliche und ewige Wahrheit verkündete, im Grunde aber weiter nichts war als die Negation einzelner bestehender Irrthümer. Ob nun aber der Bund echt ist und Bestand haben kann, den die Apostel dieses Jahrhunderts zwischen der Religion und dem Streben nach Verbesserung der politischen Lage und des materiellen Wohls eingeweiht haben, ob

sie Recht daran thun, das Christenthum zu einer Umgestaltung des socialen Zustandes in unsern Staaten benutzen zu wollen, das ist eine andere Frage, aber auch zugleich eine Frage, deren Beantwortung uns hier fern liegt und uns ebenso wol über den bei der Anzeige dieses Buchs vorliegenden Zweck wie über den uns gesteckten Raum hinausführen würde. Das aber ist auffallend in diesen reformatorischen Versuchen, welche das Christenthum zu ihrer Basis machen, daß wir sie nicht in den protestantischen Ländern, in der Heimat der freien Forschung, nicht bei der germanischen Völkerfamilie, sondern in katholischen Ländern, bei der lebhaften, regsamen, phantasiereichen und neuerungslustigen celtischen Völkerfamilie erblicken. Daher der gleiche Ton, den wir in den literarischen Producten dieser Richtung bei Franzosen, Italienern, Polen u. A. wahrnehmen; bei Allen eine ernste Schwermuth, deren Eindruck auf das Gemüth unwiderstehlich ist, wenigstens in den Schriften der Polen, weil sie hier echt und natürlich ist; bei Allen ein sich oft zu orientalischen Bildern erhebender Schwung der Phantasie und eine mehr in rhetorische Declamation zerfließende als durch Kraft und Fülle der Argumente innerlich stark und fest gegliederte Sprache; bei Allen derselbe Haß gegen alles Bestehende, derselbe prophetische Hinblick auf die Zukunft. Weist der nüchterne, kalte und besonnene Sinn des germanischen Volksstammes diese Träume zurück, oder hat er in der Reformation die Freiheit erreicht, die er für seinen Glauben bedurfte, und schreitet nun ruhig auf der gesonderten Bahn der politischen Reform fort, während der Liberalismus in den katholischen Ländern die durch Vernichtung der alten Kirchenautorität in den Gemüthern entstandene Lücke durch seine Verschmelzung mit dem Grundtexte des Christenthums, durch eine Incarnation des göttlichen Worts in den Leib der Revolution ausfüllen will? Diese und ähnliche Fragen wird Jeder sich leicht selbst beantworten können, während es uns genügt, zu bemerken, daß in den germanischen und protestantischen Landschaften jener düster elegische, von Schluchzen, Seufzen, Thränen und Klagen unterbrochene, aber eigentlich männlicher Würde ermangelnde Ton bis jetzt nur bei den Juden Anklang und Nachahmung gefunden hat, die von dem eigenen Glauben losgetrennt und dem christlichen wie dem ganzen Geschlecht der Geim feindlich, gleichsam zwischen Erde und Himmel in einer ungeheuern Leere schweben und von dieser aus ein Gemisch von wehmüthigen, menschenfreundlichen, süßen Phrasen auf die Menschheit herabsenden, welche sie selbst für die Grundlinien der neuen socialen Ordnung der Dinge, Knaben für die Morgenröthe einer neuen Literaturepoche und Vernünftige für ein trauriges Zeichen des Verfalls der Volksliteratur halten. Es ist nicht zu leugnen, die Stellung der Juden in Deutschland hat viel dazu beigetragen, ihnen gerade die Wirksamkeit zu verschaffen, die sie jetzt ausüben. Die Bildung der Zeit, die sie sich ohne eigentliche Wissenschaftlichkeit leicht anzueignen wissen, hat sie, in Verbindung mit ihren materiellen Mitteln, in Besitz eines grossen Theils der Volksliteratur gesetzt, ihre eigenthümliche Lage, vermöge deren sie eines Vaterlandes und jener Geltung entbehren, welche der Reichthum Anderer in Anspruch nimmt, macht sie zu geheimen Feinden der Gesellschaft: daher die Begierde, mit der sie jede neue revolutionnaire Lehre aufgreifen und verbreiten, daher die Hinneigung, welche sie für Frankreichs neue Theorien zeigen, daher ihre Sympathien mit allen Schriftstellern, welche eine sociale Umgestaltung der Welt predigen. Die Juden werden auf diese Weise in diesem Jahrhundert wieder, was sie vor 1800 Jahren waren: damals waren sie in römischer Abhängigkeit die Vermittler des Christenthums; jetzt sind sie da, wo man sie nicht emancipirt hat, die Vermittler der neuen Gesellschaftslehre, nicht jener, welche redliche Verbesserungen erstrebt, sondern der, welche die Anarchie zum Glauben erhebt und eine Religion der Völker daraus macht. Was aber allen Schriften dieser Art nur eine ephemere Bedeutung verleihen wird, was sie einer dauernden und nachhaltigen Einwirkung auf ihre Zeit gänzlich unfähig macht, ist der Umstand, daß nicht die Kraft eines lautern, für die Wahrheit begeisterten Gemüths aus ihnen spricht, jene Kraft, welche das schlichte Wort der Verkünder des Evangeliums so gewaltig machte, sondern entweder der Paroxysmus der Leidenschaftlichkeit, oder die Selbstquälerei der Hypochondrie und krankhafte Reizbarkeit über das Ungemach des Lebens, das kräftigere Gemüther zu ertragen wissen, oder endlich ein Speculiren auf solche Stimmungen und Wünsche, die in kritischen Zeiten stets die Massen in ihrer Tiefe bewegen, deren Entfesselung aber jede Ordnung vernichten würde. Kurz, ungeachtet der sorgfältig appretirten Diction, ungeachtet des declamatorischen Tons, ungeachtet der gefühlvollen Sentenzen und der geglätteten Sprache, es ist keine kräftige, stichhaltige Überzeugung, was in diesen Schriften lebt, es ist der Rausch augenblicklicher Aufwallung; der Moment gebiert sie und dessen Flüchtigkeit werden sie wieder anheimfallen. Gerade etwas weniger Schminke und weniger Affectation würde mehr Vertrauen wenigstens in die Redlichkeit erwecken; so aber erblicken wir nur einen Festtagsputz, der morgen schon wieder abgelegt werden muß.

Dies gilt auch von dem anonymen Verfasser des vorliegenden Werks. Gewiß bedarf Italien der Reform, gewiß der neuen Begründung eines Rechtszustandes, gewiß der größern Einung seiner Staaten, der Belebung seiner außerordentlichen Kräfte und der Erhaltung des genialen Geistes seines Volkes durch bessere Institutionen; aber wer in allen diesen beredten Declamationen eine klare und tiefgegründete Überzeugung von Dem sucht, was Italien eigentlich Noth thut, oder wer hier die Gedankenschärfe und Consequenz eines Machiavell*) und bestimmt und praktisch die Wege vorgezeichnet zu finden hofft, die zu Italiens Wiedererhebung und Regeneration führen sollen, der irrt sich: kurz, der Verf., so geist- und phantasiereich, so lebhaft und gefühlvoll er ist, scheint uns nicht zum Reformater Italiens bestimmt zu sein, mag es ihm auch an Willen dazu nicht fehlen. Seine Anonymität wollen wir ihm in Betracht der gegenwärtigen Verhältnisse Italiens gern vergeben, wiewol man bei einer solchen Schrift immer gern zuerst wissen mag, wer sie geschrieben hat; ebenso finden wir die Heftigkeit natürlich, von der er sich zuweilen hinreißen läßt; daß er diese aber ganz besonders gegen Karl Albert äußert, den er für den schlechtesten aller italienischen Fürsten erklärt, läßt uns ihn beinahe für einen Unterthan dieses Fürsten halten. „Karl Albert", heißt es unter Anderm Bd. 1, S. 48, „jetzt der geliebte Bruder aller legitimen Fürsten, hatte vor 15 Jahren andere Brüder und andere Verbündete, die er aufopferte. War das Traumbild der italienischen Königskrone verschwunden, so wollte er wenigstens die von Sardinien festhalten . . ." „Italien ist jetzt" — fährt er auf der folgenden Seite fort — „genugsam gewarnt, um sich vor ihm als Bringer der Freiheit zu fürchten. Nie wird er auch die Maske eines Befreiers wieder annehmen, bis er die Lage der Dinge für sich und seine Anhänger verzweifelt werden sieht; wenn Italien seiner nicht länger mehr bedarf und keine Stütze, sondern ein Hinderniß in ihm erblickt", Ähnliches findet sich Bd. 2, S. 198. Wie diesen für den schlechtesten, so erklärt er den jungen Ferdinand von Neapel für den besten oder mindestens den am wenigsten schlechten der italienischen Fürsten, und er erklärt ihn dafür, „ungeachtet er eine elende Erziehung genossen habe, von gemeinen Sitten und schwachem Geiste sei; ungeachtet er nur einfältige Minister anstelle und öffentlichen Übeln nicht abzuhelfen verstehe; ungeachtet er die Erwerbung nützlicher Kenntnisse durch eine übertriebene Besteuerung auswärtiger Bücher erschwere, die Rechte städtischer Gemeinwesen aufheben lasse und nichts thue, um den alten Haß zwischen Neapel und Sicilien zu mildern. Daß er der am wenigsten schlechte Fürst Italiens ist, geht dagegen aus seiner Duldung von Privatassociationen hervor, die mehr für das öffentliche Wohl thun als irgend ein Regierungsdeparte-

*) Überhaupt hat die jetzige italienische Prosa gegen die markige von Machiavell's Zeit sich sehr ins Breite verlaufen.

ment, ferner aus einigen seiner Decrete und aus seiner Abneigung, mit Östreich in ein offenes Bündniß zu treten ..... Übrigens ist kein Land in Italien, wo alte und neue Übel in drohenderer Gestalt erscheinen als das Reich Ferdinand's; die Lava, welche die blutigen Spuren von Normannen, Mohammedanern, Schwaben, den Leuten Anjou's, Aragoniern, Franzosen, Spaniern, von Nelson, Murat und Frimont trägt, ist ein unsicherer Boden, mit Ruinen und Flammen bedeckt. Alt ist der Kampf auf demselben; sehr alt und immer wieder aufs neue geübt die Ungerechtigkeit und die Rache."

Seine politischen Betrachtungen über Italien schließt der Verf. mit dem Bemerken: „Wer an Italien verzweifelt, muß an der Menschheit verzweifeln, denn in unserer Hand liegt Europas Schicksal"*), und geht dann zu dem Privatleben über, in welchem Abschnitt er den Reichen und den Armen, Stadt und Land und vor Allem die Stellung des Weibes seinen Betrachtungen unterwirft und dann von der Verwaltung, vom Unterricht, von den Geistlichen und von den beiden Hauptparteien, den Anhängern einer alten und einer neuen Ordnung der Dinge, spricht; ein reiches Feld für Declamation, in der er sich auch nach Herzenslust ergeht. Doch kann man mit Vielem, was der Verfasser hier vorbringt, übereinstimmen, wiewol in dem Meisten auch hier sich dieselbe Unüberlegtheit, derselbe unbesonnene und unklare Sinn kundgibt, der dem Ganzen eigen ist. Seine Betrachtung über die gesellschaftliche Stellung des Weibes, die sich wenigstens vor vielen andern der Art durch Neuheit der Ansichten auszeichnet und nicht zu den uninteressantesten Partien des Buchs gehört, schließt mit der Versicherung, daß die Zeit kommen werde, wo auch Frauen Deputirte wählen und selbst gewählt werden würden, wo in jeder Gemeinde-, jeder Provinzial-, jeder Nationalversammlung auch Weiber Sitz und Stimme haben würden. Ob er aber trotz seines Emancipationseifers bei den Weibern vielen Beifall finden wird, da er ihnen die unschuldigen Freuden der Toilette nehmen will und wie ein Ikonoklast gegen Spiegel u. dgl. stürmt? Es würde übrigens ein sehr nutzloses Bemühen sein, die leeren Declamationen des Verf., in denen das einzelne Gute von der im Allgemeinen vorherrschenden Unwissenheit und Anmaßung aufgewogen wird, zu verfolgen; besonders zeigen sich diese Eigenschaften in seinen verkehrten Angriffen auf die Diplomatie. Wenn es keine gegenseitigen Beziehungen der Staaten, kein Medium authentischer Erklärungen mehr geben, wenn keine Übereinstimmung in den Maßregeln mehr stattfinden soll, dann muß endloser Krieg und Despotismus das Loos der Menschheit werden, und Krieg und Despotismus wird ihr Loos sein, wenn die dunkeln Begriffe von Schriftstellern wie dieses Italieners verwirklicht werden sollen, der uns noch viel zu jung für seine Aufgabe scheint. 145.

*) Das sagen aber die Franzosen, Engländer und bei aller ihrer Bescheidenheit die Deutschen von ihren Ländern auch.

Literarische Notizen.

„La comtesse de Salisbury et Jacques Ortis", von Dumas, wird angekündigt. Im Laufe des Aprils erscheint ein neuer Roman von Léon Gozlan (3 Bde.) und „Les catacombes" von Jules Janin (6 Bde.). Bereits erschienen ist: „Le paravent" von Ch. de Bernard (2 Bde.) und „Marianna" von Jules Sandeau, Verf. von „Madame de Sommerville". Die bekannte Firma J. J. im Journal des débats ist von „Marianna" ganz enthusiasmirt und läßt, diesen Roman zu verherrlichen, die blitzenden Raketen und die in der blauen Luft zerfahrenden Leuchtkugeln ihrer schönen Redensarten und prächtigen Floskeln los. „Dieses Buch", behauptet Jules Janin, „ist der wärmste Panegyrikus, welcher auf die so häufig angegriffene und geschmähte Ehe geschrieben werden konnte. Wenn ihr diese so traurigen, so naiven Blätter gelesen haben werdet, werdet ihr ausrufen: Da ist ein Schmerz in Fleisch und Knochen! blutende Wunden! zuckende Verrätherein: Leiden, welche gelebt haben und noch leben! Noch bemerkt Jules Janin: wenn man die Hälfte von dem Namen dieses Autors nimmt, so hat man den berühmtesten, den geheimnißvollsten und zugleich schrecklichsten Namen unserer Zeit." Glückliche Zeit, wenn der Name George Sand dein schrecklichster; jämmerliche Zeit, wenn er zugleich dein berühmtester ist! Von den Romanen Friedrich Soulié's veranstaltet Ambroise Dupont eine Gesammtausgabe; jeder Band kostet 3 Fr. 50 Ct. und wird auch einzeln verkauft. Diese Ausgabe besteht aus folgenden Romanen: „Les mémoires du diable" (8 Bde.); „Les quatre époques" (2 Bde.); „Sathaniel" (2 Bde.); „Le vicomte de Béziers" (2 Bde.); „Le conseiller d'état" (2 Bde.); „Les deux cadavres" (2 Bde.); „Le magnétiseur" (2 Bde.); „Le comte de Toulouse" (2 Bde.): eine ganze Bibliothek von geistreicher Unnatur und interessanter Geschmacklosigkeit! Ferner sind angekündigt: von Balzac „Le cabinet des antiques" (2 Bde.); „Berthe la repentie" (1 Bd.) und „Une fille d'Ève" (2 Bde.). Vom Vicomte von Beaumont Vassy erscheint nächstens: „Don Louis"; von Gustav Mercier-Lacombe: „Noblesse et génie".

Der siebente und achte Band von Alexis Monteil's „Histoire des Français des divers états" sind soeben erschienen und enthalten die Geschichte der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche unter der Regierung und im Jahrhundert Ludwig's XIV. Es ist die Manier dieses Schriftstellers, gerade mit den unbekanntesten und doch curiosesten Details, welche die Geschichtschreiber sonst bei Seite liegen lassen, sich zu beschäftigen. Daher wird er von einem französischen Kritiker der „gelehrte Resterausnehmer (dénicheur) der historischen Kleinigkeiten" genannt. Monteil nennt kaum die Schlachten und die berühmten Namen dieses Zeitraums, der eine Frau von Sévigné und einen Voltaire zu Geschichtschreibern hat; aber zum Ersatz erzählt er mit einer herrlichen Naivetät Alles, was außerhalb des großen Welttheaters vorgeht, sodaß wir unsere Großväter nicht blos sich schlagen, Vergleiche schließen und Theologie treiben sehen, sondern auch, wie sie arbeiten, erfinden, Handel treiben, processiren, malen, tanzen, das erste Mal eine Prise Taback nehmen, das erste Mal Kaffee trinken, das erste Mal Journale lesen. Die Briefe der Frau von Sévigné und die Memoiren des Herzogs von St.-Simon könnten keinen trefflichern, vollständigern, gelehrtern und sinnreichern Commentator gefunden haben als Hrn. Monteil.

Von dem „Petit volume, contenant quelques aperçus des hommes et de la société", von Jean Baptiste Say ist die dritte Auflage, von H. Say, dem Sohne des Verf., besorgt, unlängst erschienen. Dies Werk erschien zum ersten Male 1817, die zweite Auflage wurde bald nothwendig und ebenso schnell vergriffen als die erste. Seitdem fehlte das Werk im Buchhandel, und man bedauerte, daß wichtigere Arbeiten den Verf. an der Wiederauflage des Buches verhinderten. Die Vorträge, die er hielt, die zahlreichen Wiederabdrücke seines „Traité", die Herausgabe seines „Cours complet d'économie politique pratique" nahmen seine ganze Zeit hinweg. Doch vergaß er seinen „Petit volume" nicht durchaus, vielmehr gehörte es zu seiner Erholung, diesem Werke seiner Liebe sich insoweit zu widmen, daß er einige Gedanken änderte, neue hinzufügte, oder auch durch eine leichte Besserung dem Ausdruck mehr Kraft und Originalität, dem Gedanken mehr bildliche Einrahmung verlieh. So hatte er diese neue Ausgabe vorbereitet, als er plötzlich und unerwartet seiner Familie, seinem Vaterlande und seiner Wissenschaft, die ihm so manche Fortschritte verdankte, entrissen wurde.

Bei Desessart in Paris sind in zwei Bänden erschienen die „Oeuvres complètes de *Chatterton*", übersetzt von Javelin Pagnon. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 112. — 22. April 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

7. Der Adept. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Halm. Wien, Gerold. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Kritik hat bereits einhellig anerkannt, daß in F. Halm ein bedeutender und glanzverheißender Stern an dem dramatischen Himmel Deutschlands aufgegangen ist, und trotz mancher erheblichen Ausstellung, die wir hier zu machen haben möchten, sind wir unsererseits gern bereit, dies Urtheil im Allgemeinen zu unterschreiben, da wir wohl wissen, daß Vollkommenheit nicht eine Eigenschaft menschlicher Werke sein kann. Bei alledem dünkt uns, daß sowol das Trauerspiel „Griseldis" als die vorliegende Tragödie: „Der Adept", gewisse Mängel zeigt, auf welche wir zur Zeit mehr den Verfasser als das Publicum aufmerksam zu machen Pflicht und Beruf in uns fühlen. Zunächst scheint es, daß seine Stoffe doch allzu sehr im Gedanken wurzeln, und daß ihnen die frische Schöpfung aus dem Born des Lebens fehlt. Zwar soll die Tragödie ihrer Idee nach und kann nicht anders, als aus dem Gedanken entspringen; aber die Begebenheit muß unmittelbar ein Stück vom Leben, gegenwärtigem oder vergangenem, sein. Die Begebenheit soll wie angeschaut, wie erlebt, wie aus dem Menschendasein unmittelbar geschöpft und herausgerissen erscheinen. Statt dessen verläßt sich der Dichter der „Griseldis" und des „Adept" auch für die Begebenheit auf die Eingebung des Gedankens; er modelt die That nach dem Bedürfniß der Reflexion. Dies nun unterscheidet ihn vor allem Andern von unserm größten Dramatiker, von Schiller, und nähert ihn, mehr als er selber ahnen oder gutheißen mag, dem Irrstern Byron und seinem Schweifgefolge. Will man die dramatische That in der „Griseldis" und im „Adept" mit der in Schiller's minder kunstgerechten Tragödien: „Kabale und Liebe", „Die Räuber" z. B., vergleichen, so zeigt sich deutlich, was wir meinen, und man muß einräumen, daß sie, mit diesen verglichen, leblos, abgeschattet, gemacht erscheint. Den Vergleich mit Shakspeare, mit „Egmont", mit „Götz" mögen wir gar nicht erst andeuten. Diese entschiedene Wurzelung der Halm'schen Stoffe im Gedanken bringt den Dichter in eine andere, nicht geringere Gefahr. Sie setzt ihn einerseits dem Schwulste, andererseits der Trivialität aus. In der „Griseldis" war der Gedanke mindestens neu, frei und sinnreich; im vorliegenden Trauerspiel aber möchte die Gedankenausbeute wenig Anderes darstellen als den uralten Satz von der sacra auri fames und das triviale Dictum: Gold macht nicht glücklich! Wir geben zu, daß dieser Satz in die höchsten Sphären hinübergespielt ist, und daß der Verf. alles Mögliche aufwendet, um auf seinen Adepten etwas von dem idealen Glanze eines Faust herabfallen zu lassen; er brauchte jedoch, außer dieser Hauptperson auch noch andere Gestalten, die seinen Gedanken zurückspiegelten, und diese sind leider von der Trivialität jener Grundidee ergriffen und angesteckt worden. Dies kranke Symptom zu verdecken, ist der Dichter dann unwillkürlich, so scheint uns, in Schwulst und Wiederholung verfallen, gerade so, wie dies auch in den Gedankentragödien seines Vorgängers Byron geschieht, und es ist uns beim Lesen des „Adept" mehr als einmal geradehin zu Sinne gewesen, als läsen wir den „Manfred" oder den „Werner" jenes großen, aber unfertigen Dichters. Die Laufbahn dieses Schweifsterns aber möge dem trefflichen Halm doch fern bleiben!

Nachdem wir somit unsere Seele von denjenigen Erinnerungen rein gemacht haben, die uns bei der freudigen Betrachtung eines achtbaren Kunstwerks im Wege stehen konnten, geben wir uns dem Genuß, den diese Anschauung gewähren darf, unbedingt und mit reinem Vergnügen hin. Fehlt es an Lebensfrische in diesem Kunstwerke, so befriedigt es uns durch die Harmonie und Schönheit seiner Theile; treffen wir auf eine überschwellende Fülle von Bild und Wort, die in einen Fehler überzugehen droht, so erquickt uns auch der Reichthum von Gedanken und Beziehungen, die treffende Gestalt, die Erhabenheit, die Neuheit und die poetische Größe der Bilder. Der Adept, Werner Holm, sucht das Geheimniß des Sonnenwerkes, das Gold, weil es das Bewegende im Leben ist, sein scheinbarer Inhalt und das Mittel, die Menschheit, welche überall nach diesem Inhalt ringt, zu beglücken. Er ahnet nicht, er lernt es aus dem Verlauf seines Lebens, daß er mit dem Finden dieses Geheimnisses die Thore der Hölle öffnet und ihr erstes Opfer wird. Die Liebe schwindet aus seiner Seele, und die dunkeln Mächte, Stolz, Übermuth, Lüsternheit, Genußermattung, Leere, Verzweiflung, ergreifen ihn. Er strebt zu beglücken und Verfolgung und Undank ist der Lohn seines Strebens. Was ihm nahe kommt, erfährt, vom Golddurst ergriffen, dieselbe Metamorphose. Die Liebe wird Verrath, die Freundschaft blutige Verfolgung, die Wohlthätigkeit gräßlicher Undank, und vom allgemeinen Verderben erhalten sich nur die Seelen frei, die dem Golddurst unzugänglich blieben, Änneli und Holm's Weib, Agnes. Diese Verheerung der Tugend und Reinheit durch das Gold, dies ist der eigentliche Gegenstand dieser Tragödie. Nie ist die weltverderbende Goldgier vielseitiger und mannichfacher ausgemalt worden als durch unsern Dichter. Das edle Ringen Holm's, ursprünglich rein, gegenüber steht es dem gemeinen Geiz Hartneid's, seines Famulus, der nur sucht, um seinen Fund zu verscharren. Verführt werden durch andere Triebe, immer auf das Gold gerichtet, der Herzog, Manuel, Holm's Freund, Elmo, der räuberische Schiffscapitain, Donna Lucretia, die ihre Tugend dem Golde opfert, Ruodi, der Schweizerhirt, den einige Goldstücke zum feigsten Verräther machen. Nichts widersteht als Änneli's Unschuld und Agnes' Liebe.

Doch es ist Zeit, daß wir uns nach der Architektonik des Dramas selbst umsehen. Der erste Act ist der Bereitung des geheimnißvollen Sonnenwerkes gewidmet, und der Verf. bekundet darin ebenso viel Instruction im alchymistischen Wesen als Geschicklichkeit im Verbrauch der dargebotenen Mittel für den dramatischen Zweck. Werner Holm, der

Adept in Köln, hat seinem Schüler und Gehülfen Hartneid gelobt für sein hingegebenes Vermögen ihm das Goldmachen zu lehren. Dessenungeachtet thut er den letzten Schritt, der das Gold schafft, allein und ohne sein Wissen. Auf die Anwendung des Alkohest

. . . Du flücht'ger Hauch,
Erzeugt aus reinen Narthhas heil'gem Rauch
Und festgebannt im Drange des Entschwebens,
Du bist es, du! Du bist der Geist des Lebens —

erscheint endlich das lang umsonst gesuchte Sonnenwerk. Mit seinem Geheimniß entflieht, verschwindet Werner. Hartneid ist betrogen, Agnes, sein Weib, seine Kinder sind verlassen, nachdem Holm, im Laboriren vertieft, die Liebe seines warnenden Weibes schwer gekränkt. Wir finden ihn im zweiten Acte als Fürst in Benevent wieder, allmächtig durch den Besitz seines Geheimnisses, am Ziel seiner Wünsche durch die Fähigkeit, Menschen beglücken zu können, aber schon belehrt, daß er, indem er ihre kühnsten Wünsche großmüthig erfüllt, nur Undankbare macht. Der Herzog von Benevent selbst ist sein Gast und empfängt wahrhaft königliche Gaben, ein Hospital, die Stiftungsurkunde einer Universität. Diesen Glückstaumel, den nur der Undank der Beschenkten gleich einer drehenden Wetterwolke durchzuckt, stört die Erscheinung Hartneid's im Pilgerkleide. Er kommt, sein Recht, den Mitbesitz des Geheimnisses, zu fodern. Im dritten Acte sehen wir die Liebe den Adepten verrathen. Lucretia, für die er, seines Weibes uneingedenk, glüht, ist seinen Feinden, Neidern seines Reichthums, verkauft. Mitten im Glückestaumel erscheint erst Hartneid, sein Recht begehrend und das Elend der verlassenen Agnes und ihrer Kinder malend, dann Manuel, der durch ihn vom Untergang Gerettete, welcher dem entlarvten Schwarzkünstler nun Folterqual und Ketten bietet. Der Adept hat sich durch die Ermordung Hartneid's aus der Schlinge befreit; flüchtig, den Mord im Gewissen, seiner Agnes' Spuren suchend, die aus Köln vertrieben ward, irrt er unter den Gletschern der Schweiz, Manfred ähnlich, umher. Hier begegnet ihm die schuldlose Welt; aber sie wird Schuld und Laster, sowie sie mit ihm in Berührung kommt. Ruodi, der Hirt, hat nur Einen Wunsch: so viel Besitz, die reiche Braut freien zu können. Durch Holm lernt er das Gold kennen; sofort gehört seine Brust den Dämonen. Für Gold schützt er den Adepten vor seinen Verfolgern, die er betrügt; für Gold endlich verkauft er seinen Wohlthäter. Holm findet hier sein Weib wieder, aber fast nur, um aus ihrem Elende das Gift zu saugen, das seine letzte Lebenskraft bricht. Seine Kinder sind todt, und seine Agnes begräbt er selbst. Nun erscheint auch sein Verfolger Manuel. Der Adept, von Ruodi verrathen, Anneli's Hülfe verschmähend, aus Furcht von neuem Verrath, begräbt sein fluchschwangeres Geheimniß in den See und stirbt von eigener Hand, indem Manuel ihm Anträge macht, ihn zu retten, also seine Pflicht zu verrathen, wenn er ihm seine Schätze entdecken will und seinen Verfolgern die leere Kapsel, die das Geheimniß bewahrte, hinterlassend. Mit dem Wuthausruf Manuel's:

Die Seele, Thor! Ha! Ha! Gold! Gold!

schließt die Tragödie. Gegen diese Behandlung der Begebenheit ist nur Eines zu erinnern: die Wiederholung des Verrathes, diese eine stets wiederkehrende Wirkung des Goldes, das deren doch auch andere zu haben vermag, bringt eine gefahrdrohende Monotonie in das Drama; wir errathen den Dichter beim Einblick in jedes neue Verhältniß, seine Linien verfolgen sich mit allzu großer Regelmäßigkeit, und für die Form, die Gestalt seines Werkes wiederholt sich daher, was wir zu Anfange von der Idee desselben sagten: beide huldigen der Reflexion.

Es scheint uns nun, daß der Dichter von diesem Mangel selbst eine Ahnung gehabt und viel Mühe aufgewendet hat, das fehlende Element rein poetischer und freier phantasievoller Gestaltung durch eine gewisse Überfülle der Sprache und die Blüte des Ausdrucks zu ersetzen. Dieser Versuch ist mitunter, aber nicht immer geglückt, und sowie er den schönsten Stellen des Gedichts Leben und Entstehung gegeben, so hat er auch Partien hervorgerufen, die offenbar übertrieben und nichts weniger als zu loben sind; der Ton des Ganzen aber hat dadurch, wie schon bemerkt, etwas Byron'sches empfangen, das der Dichter mit andern jungen Zeitgenossen theilt, das jedoch dem deutschen Dichter lange nicht so gut steht als dem englischen. Wir wollen nun zum Schluß, denn es ist Zeit zu schließen, von dieser Bildung, da wo die begeisterte Fülle des Ausdrucks eine wirklich poetische wird, da wo sie durch Übertreibung in ein fehlerhaftes Gegentheil übergeht, und wo sie von Byron'schem Mißbehagen Zeugniß gibt, einige Proben vorlegen. Wer kann die poetische Schönheit jenes ersten und jenes letzten Monologs Holm's verkennen?

— — Nein, nein. Es ist nicht sünd'ge Gier,
Die mich verlocket, nicht der Drang, zu haben;
Nicht mich allein soll Goldesfülle laben.
Ich will die Welt beglücken, den Vampyr
Entbehrung von der Erde Rund verscheuchen;
Will Siegeskränze dem Verdienste reichen,
Entkleiden Unwerth seiner Purpurzier.
Ich will — ich muß. . .

— — O Seligkeit!
Aus immer offner Hand rings auszugießen
Den goldnen Regen auf das dürre Land,
Daß üpp'ges Grün und Blütenbäume sprießen,
Und reiche Saat, wo Dorn und Distel stand.
Dem Fleiß, hinschmachtend an der Felsenwand,
Den harten Stein mild tränkend aufzuschließen.
Nicht blos zu sein, zu athmen — zu genießen,
Nicht blos zu nippen an des Bechers Rand;
Im vollen Maß den Freudenkelch zu leeren,
Mit jedem Kranz das stolze Haupt zu schmücken
Und, nie gequält von Sehnsucht und Entbehren,
Von Wonne müd' das Auge zuzudrücken!

Und:

Die Schatten fliehen, nieder sinkt der Schleier,
Und klar vor mir liegt meine Lebensbahn.
Beschränkung hält der Erde Bau zusammen.
Die ew'ge Regel der Natur heißt: Maß.
Kraft zähmt die Kraft und Schwere die Bewegung,
Und Zeit und Raum mit ihren ew'gen Schranken
Umfangen, was im Erdenstaube lebt.
Beschränkung weist den Sternen ihre Kreise,
Beschränkung, von der Wiege bis zum Sarg,
Mißt uns die Bahnen unsers Wirkens vor.
Die Neigung bindet Pflicht, Gesetz die Willkür,
Unendlichkeit des Geistes Flügelschlag.
Dem Menschen aber ist der Zwang verhaßt;
Er knirschet im Gebisse, das ihn zügelt;
Ihn stachelt Hochmuth, frornt die nimmersatte
Begierde nach Genuß; aufbrausend gährt,
Wegklügelnd heil'ger Ehrfurcht fromme Scheu,
Vermess'ner Wünsche Drang in seinem Busen,
Und weil das Gold nun jeden Damm zerreißt,
So strebt sein heißer Fieberdurst nach Gold.

So riß auch mich der Drang der Wünsche hin!
Doch kaum daß meines Willens Fessel brach,
Da regt es sich in meines Herzens Gründen,
Und wuchernd schoß empor der Keim der Sünden!

. . . . . .

Fluch über dich, unseliges Verlangen!
Fluch, Golddurst, deinem nie gestillten Brand!
Du wühlst im Schacht, du suchst im Flutenschlamme,
Du bist zuerst das wüste Meer beschifft,
Du warst des Zwangs, du warst der Knechtschaft Amme,
Du wölbtest Kerker, fälschtest Wort und Schrift.
Du fachtest an des ersten Krieges Flamme,
Du schärftest Schwerter, brautest ätzend Gift.

Fluch dir, du Abgott meiner Zeit! Verderben
Der künft'gen Zeiten, die von ihr dich erben! —

Byronisch klingt es, wenn der Dichter Ruodi, den einfachen Hirten, sagen läßt:

O Himmel, welche Strahlen, welcher Glanz!
Mit Liebesblicken funkelt mir's entgegen,
Mit Purpurglut umstrahlt's das Abendroth,
Es lacht mich an, und doch ist's kalt und todt!
Ich sah dich nie, und doch, doch kenn' ich dich!
Du glänztest mir aus Abendwolkensäumen,
Du blitztest, du, vor mir in goldnen Träumen.
O Gold, o Gold, ich netze dich mit Thränen! —

Hier ist die Beobachtung falsch und misbehagend; ein Hirt kann so nicht sprechen. Doch wozu sollen wir tadeln und rügen, wo so viel Anlaß zu Beifall und Vergnügen ist? Wir heben dafür lieber noch die Stelle aus, wo Holm den Inhalt des ganzen Gedichtes in wenig Worten, an Lebensweisheit reich, so ausspricht:

Was lockt im Kleinen wie im Großen,
Vom Schlamm bis zum Gedicht — hab' ich genossen.
Dem Überflusse folgt der Überdruß!
Ich fühl' es wohl, es konnt' nicht anders kommen,
Aus meinem Leben ist der Wunsch genommen.
Die Furcht, die Sorge, des Begehrens Drang,
Und ich bin arm, weil Alles ich errang.
Die Lust zerfließt, wenn wir ans Herz sie drücken;
Wir träumen uns ein Weltmeer von Entzücken,
Und wir erschöpfen's mit der hohlen Hand!

Es genügt an diesen letzten drei Verszeilen, um in dem Verf. den Dichter von Beruf zu erkennen. Er möge fortfahren, seine Bahn führt zum Ziele, an dem der Preis winkt!

8. Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben von L. Lax. Dreizehnte, vierzehnte und funfzehnte Lieferung. Aachen, Mayer. 1838. 16. 1 Thlr.

Die fleißige und geistreiche Fortführung der Übersetzung der in manchem Betracht unvergänglichen und unvergleichlichen Werke Molière's kann uns nicht anders als erfreulich sein. Die Franzosen bekennen eine unendliche Bewunderung für Molière und Lafontaine, in der wir Deutsche uns erst zurechtfinden müssen, um sie begreiflich zu finden. Sehen wir der Sache auf den Grund, so hat diese Bewunderung in nichts Anderm ihren Ursprung als in der Wahrheit und Natürlichkeit dieser Dichter. Die französische Poesie ist zu allen Zeiten so tief beschädigt worden durch den sklavischen und unfreien Sinn des Volks, durch Götzenanbetung und alle Frivolitäten der Hofgunst und der gesellschaftlichen Convenienz, daß die wenigen Geister, die sich von diesen verpestenden Einflüssen frei erhalten haben, gleichsam wie Heroen dastehen müssen. Molière und Lafontaine stehen an der Spitze dieser kleinen Schar, welcher Ideen, Geistesfreiheit, Wahrheit und Natur mehr galten als Pensionen und ein hofmännisches Lächeln. Daher die ungemessene Bewunderung der Franzosen für sie. Wie dem auch sei, ihre Werke sind auch unserer dauernden Liebe werth, wenn wir Deutsche auch auf unserm freiern geistigen Standpunkt strengere Foderungen an sie zu stellen geneigt sind und den Beifall mehr bemessen und abwägen, den sie uns erregen. Von Molière namentlich gilt, daß der Poet seiner Zeit angehört und, willig oder nicht, ihr Tribut entrichten muß. Nicht Alles taugt mehr für uns; indeß tadeln wir es nicht, daß die vorliegende Übersetzung sich Vollständigkeit zum Gesetze gemacht hat. Was sie gegenwärtig liefert, ist: „Psyche", Tragödie in fünf Acten, „Das Impromptu", „Amphitryon", „Melicerte", das Schäferspiel, „Georg Dandin", dies unvergängliche Witzspiel, und „Die gelehrten Frauen", mit denen das moderne Lustspiel eigentlich zuerst seine noch heute geltende Form gewann. Diese Übersetzungen sind sämmtlich brav, Sieger über die vielfach dargebotenen Schwierigkeiten und sprachliche Vorbilder. Namentlich ist das zuletzt genannte classische Lustspiel von Wolff mit größerer Liebe und glücklicherer Sorgfalt übertragen, als es sein früherer Beitrag war.

(Der Beschluß folgt.)

Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Zweiter Theil. — Auch u. d. T.: Die Sagen Trojas von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang. Stuttgart, Liesching. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Dieser zweite Theil des interessanten Werks*) bildet als Cyklus einer großen Sage ein Ganzes und gedeiht zu einer Vollständigkeit, wie die Sage als Erzählung aus den Quellen noch nicht in dieser Gestalt zusammengefaßt worden ist. Immer, wenn wir die „Ilias" auch noch so inne haben, fehlt uns Kopf und Schwanz. Die Sagen, welche sie ergänzen, liegen uns fern. Hier hat Hr. Schwab mit großer Umsicht das Amt des Sammlers und Kritikers geübt; denn auch zu einer Sagengeschichte für die Jugend gehört die Kritik, da alle sich widersprechende Sagen zusammengestellt die der jungen Köpfe zu früh aufrufen möchte. Schon jetzt könnte mancher jugendliche Leser, der seinen Schiller auswendig weiß und gelesen hat:

Und Thersites mußte leben!

sich verwundert fragen: Wie kann er denn vom Achilles durch eine Ohrfeige erschlagen sein, wie hier in der schönen Erzählung vom Untergange der Penthesilea geschrieben steht, wenn die heimkehrenden Griechen klagen, daß ihre Besten fallen mußten und ihr Schlechtester leben blieb. Solche Schwierigkeiten bieten sich nicht selten in einem Sagenkreise, den wir gewöhnlich für so durchgearbeitet und erschöpft halten als das Gebiet der alten Geschichte, auf der selten ein jüngerer Historiker jetzt noch auf Lorbern ausgeht. Der Verf. weist sich darüber aus, daß seine Ergänzungen nicht willkürlich, sondern mit gewissenhafter Benutzung der Alten vorgenommen sind. Er beklagt, daß er sich für die trojanischen Vorgeschichten mit den trübe fließenden Quellen jener rhetorischen Machwerke behelfen müssen, die wir aus spätester Zeit unter den Namen des Diktys Kretensis und des Dares Phrygius besitzen. Doch bildet ihr Bericht, aus dem immer das mit Homer am leichtesten Vereinbare herausgesucht worden, nur das historische Grundgewebe, während die berühmtesten Dichter des griechischen und römischen Alterthums den farbenreichen Einschlag ihrer Phantasie zu dem Gespinsten beisteuerten. Wenn diese Arbeit beschwerlich und wenig erquicklich war, so floß sie dafür um so erfreulicher, wo die „Ilias" den Faden und die Bilder abgab; und Homer hat er den allgemeinen Ton der Darstellung abgelauscht. Gewiß ist, wie der Verf. hofft, die innere Gestalt der unverdecklichsten Dichtung auch unter Aufopferung der poetischen Form nicht verloren gegangen, und ihr Götterleib schimmert noch durch das prunklose Gewand der schlichtesten Prosa hindurch. Die Ilias post Homerum durch den Dichter Quintus, die ihm für die spätern Fabeln zum Wegweiser gedient, lobt G. Schwab dem Sprüchworte zum Trotz und verweist uns auf die „Paralipomena" dieses wenig bekannten Poeten, als auf ein classisches Kunstwerk, welches durch eine treffliche metrische Übersetzung des Professors Platz in Wertheim dem deutschen Publicum zuerst bekannt werden dürfte.

Der Wunsch des Bearbeiters, daß das Ganze dieser Troja-Sage, auf diese Weise überschaulich gemacht, nicht nur der Jugend neu und interessant erscheinen, sondern auch manchem ältern Leser der „Ilias" als eine im Geiste dieses unsterblichen Gedichts versuchte Vervollständigung willkommen sein werde,

*) Über den ersten Theil ward in einem größern Aufsatze in Nr. 203—205 d. Bl. f. 1838 berichtet. D. Red.

wird in Erfüllung gehen. Sei es das wärmere Interesse an einem reichern Stoffe, oder die mehre Übung, in diesem zweiten Theile ist die gewonnene Sicherheit des Erzählers, welche auch auf den Leser günstig wirkt, nicht zu verkennen. 20.

Notizen.

Ein Hr. W. J. Fox in London hat Vorlesungen *) über Moral herausgegeben, die wegen seiner eigenthümlichen und populairen Behandlung des Gegenstandes Erwähnung verdienen. Ausdrücke wie die: „Ehrlich wie ein Advocat (ironisch), pfiffig wie ein Jude, das Wort eines Edelmanns, ehrenhaft wie ein Soldat (wohl zu merken in England!), treuherzig wie ein Seemann, dumm wie ein Bauer, die Gelehrten die Verkehrten", und viele ähnliche sprüchwörtlich verbreitete Redensarten brachten ihn nämlich auf den Gedanken, daß jeder besondere Lebensberuf eine gewisse moralische Eigenthümlichkeit verleiht, durch welche sich die Mitglieder einer Lebenssphäre von denen einer andern unterscheiden. Er faßte demnach die Ethik nicht aus einem obersten Grundsatze als allgemeine Richtschnur des Handelns, sondern gleichsam in ihren verschiedenen Strahlenbrechungen unter dem Gesichtspunkt auf, wie sie sich bei den verschiedenen Ständen und Classen der menschlichen Gesellschaft darstellt, und handelt demnach von einer Moralität der Reichen, der Mittelclassen, des Militairstandes, der Geistlichen, der Presse ꝛc. Die erste Vorlesung handelt von der Moralität der Armen, d. h. von den Ursachen, welche auf den moralischen Zustand dieser zahlreichsten aller Classen der bürgerlichen Gesellschaft einwirken. Als Probe von der Art, wie der Verf. seinen Stoff behandelt hat, wollen wir aus diesem Abschnitte eine Stelle mittheilen, um so mehr, da dieselbe eine Ansicht enthält, die bei der Würdigung der Lage der Armen, bei Beurtheilung des Einflusses von Mangel und Noth auf Verhärtung und Verschlechterung des Herzens bis jetzt vielleicht zu wenig in Betracht gezogen worden ist.

„Es ist ein großer Übelstand", bemerkt Hr. Fox, „daß die Armen vorzugsweise dem Einflusse anderer Classen unterworfen sind. Unter ihnen selbst finden sich Leute, die bei Nichtsthun weit besser gedeihen und fortkommen, als es dem angestrengtesten Fleiße möglich ist, Andere, die noch verderbener aus dem Stehlen ein Gewerbe machen, und das Beispiel dieser Standesgenossen, die weit besser leben und sich wohler befinden als er, ist es, was auch den redlichen, aber ungebildeten Armen oft verleitet, die Grenzen des Rechts zu übertreten, um sich eine ähnliche Existenz zu verschaffen. Ferner sind die Armen vorzugsweise dem Einflusse der Politiker unterworfen; denn soll Krieg geführt werden, so regt man ihre Leidenschaften auf, erkauft ihre Arme und nimmt aus ihnen die Werkzeuge zum Vergießen jener Blutströme, deren der Ehrgeiz bedarf; oder verlangt politische Bigoterie ein Opfer, dann wird wieder die Armuth in Aufruhr und Bewegung gesetzt, um Eigenthum und Leben der besten Männer und oft ihrer eigenen Wohlthäter zu zerstören. Wiederum wirkt von einer andern Seite auf die Armen der Einfluß Derer ein, die durch sie ihre persönliche Erhebung suchen, jener Demagogen, die „auf des Aufruhrs trümmervollen Wogen" zur Macht emporzusteigen suchen und ihnen deshalb Versprechungen machen, die sie nie zu erfüllen vermögen. Alles vereinigt sich demnach, um auf den Armen einzuwirken und mit Benutzung seiner Unwissenheit sein Herz zu verderben. Und dennoch ist diese Classe nicht ohne Tugenden, ja, diese werden in weit höherm Grade und größerer Zahl als die Laster unter ihnen gefunden und es ist dies um so mehr zu beachten, wenn man bedenkt, welch ein hoher Grad von Selbstbeherrschung dazu gehört, um Diejenigen auf dem Wege des Rechts zu erhalten, die stets von drückendem Mangel gepeinigt werden. Man sehe nur die Weiber und Mütter der Armen! Ihre Lage ist in der Regel noch weit schlimmer als die der Männer, und dennoch sieht man sie äußerst selten der Verzweiflung anheimfallen, und so lange der Mann aushält, hält auch die Frau sich aufrecht und ihre Kinder mit ihr, bis ihr die Lebenskraft gebricht. Aber selbst im Tode unterliegt sie nie ganz, sondern mitten in der Angst des Todes belebt sie ein Strahl von Hoffnung, daß ihren Kindern vielleicht ein besseres Loos zu Theil werde."

Haben wir einige der nachtheiligen Einflüsse, welche auf die Armuth einwirken, kennen gelernt, so wollen wir auch Das nicht übersehen, was nach der Meinung des Hrn. Fox günstig auf die jetzige Lage der Armen (wenigstens in Großbritannien) eingewirkt hat. Für ihren größten Wohlthäter in der neuesten Zeit hält er den (1703 geborenen) Stifter der Methodisten, John Wesley, einen Mann, der allerdings den edelsten Menschenfreunden an die Seite gesetzt zu werden verdient. „Bis zu seiner Zeit", bemerkt der Verf., „kamen die Armen nicht weiter in Betracht, als insofern sie den höhern Classen als Werkzeuge zur Erreichung irgend eines Zweckes dienen sollten. Ein rein thierisches Dasein war Alles, was man ihnen zugestand und worein man ihr einziges Glück setzte, während religiöse und intellectuelle Bildung für etwas ihnen nicht Zukommendes gehalten wurde. Die Unwissenheit und Brutalität, welche hiervon die Folge waren, kann man sich leicht denken, und das war der Grund, warum so viele edle Männer, wie John Wesley, sich mit Eifer dem Geschäft unterzogen, jene armen Vernachlässigten sittlich emporzurichten, und sich zu dem Ende in einer Sprache an sie wandten, die sie verstehen konnten, der Sprache der Religion. Wie viel Irriges sich auch in Wesley's und seiner Anhänger Lehre finden mag, die Sprache, welche sie mit den Armen redeten, kam vom Herzen und drang zum Herzen und führte Manchen von der Bahn des Schlechten zu einem bessern Leben zurück. Sie zeigten den Armen, daß sie unter der Menschheit Freunde hätten; Freunde, die, mit Geist und sittlicher Kraft ausgerüstet, sie aus dem Zustande der tiefsten Versunkenheit zu der Sphäre eines geistigen Daseins emporheben und der Theilnahme an geistigem Genuß fähig machen wollten."

*) Reports of lectures delivered at the chapel in South Street, Finsbury. By *W. J. Fox*.

Die Wanderungen der Eichhörnchen in den Vereinigten Staaten.

James Hall erzählt in seinen „Notes on the western states", welche über die westlichen Staaten der Union die genaueste Auskunft geben und namentlich über die Naturgeschichte der Thiere sehr schätzbare, aus eigener Anschauung gesammelte Nachrichten enthalten, folgenden Zug von den Eichhörnchen jener Gegend: „In wenigen Jahren vermehren sie sich oft so außerordentlich in einer Gegend, daß der Ernte eine gänzliche Vernichtung bevorstehen würde, wenn sie nicht plötzlich wie nach gemeinsamer Berathung aufbrächen und einer andern Gegend, gewöhnlich in der Richtung von Westen nach Osten zuzögen. Dem Mangel an Nahrung kann man diese Wanderungen nicht zuschreiben, da die Gegenden, welche sie verlassen, oft fruchtbarer sind als die, zu denen sie ziehen, und die Thiere bei ihrem Aufbruch sich immer in einem wohlgenährten Zustande befinden. Aber die Wanderung selbst, auf welcher sie über die größten Ströme schwimmen, nimmt sie sehr mit; sie werden nicht allein sehr mager, sondern kommen auch zum größten Theil um, bis sie dann an dem neuen Wohnsitze sich wieder vervielfältigen, wieder auswandern, wieder zusammenschmelzen und so fort." 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 113. —— 23. April 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 112.)

9. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Achtzehnter Jahrgang für 1839. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1839. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir sind seit Jahren gewohnt, in der eben angezeigten Sammlung deutscher Bühnenspiele nur Leistungen anzutreffen, die es werth sind, unter kritischem Gesichtspunkte gewürdigt zu werden. Je mehr aber die Ertraglosigkeit einzeln bekannt gemachter Bühnenwerke steigt und die Abneigung der Verlagshandlungen wächst, sich auf solche erfolglose Unternehmungen einzulassen; je mehr es im Publicum Gesetz wird, nur Sammlungen anzukaufen und die einzeln auftretenden Erscheinungen unbeachtet zu lassen, desto bedeutender werden natürlich die letztern werden. Die Jahrbücher von Willkomm und Gubitz liefern bereits die Probe zu diesem eben nicht erfreulichen Satz. Vor dreißig Jahren wären die hier gegebenen Arbeiten auch einzeln gewürdigt, gekauft, geschätzt worden; heute können sie nur im Complex auf Leser und Abnehmer eine mäßige Rechnung machen. Die Sammlung beginnt mit einer äußerst lobwürdigen Arbeit Emil Devrient's, des Verf. von „Gunst des Augenblicks", eines der besten Lustspiele unserer Periode. „Das graue Männlein", Schauspiel in fünf Acten, hat einige Fehler, aber auch ungewöhnlich glückliche Momente. Eine reiche, leichte und sehr bewegliche Erfindung macht sich zunächst deutlich; es fehlt aber auch nicht an einer würdigen Idee, welche die Erfindung trägt, und aus dieser Vereinigung geht eine wahrhaft mächtige dramatische Wirkung natürlich hervor. Wir wiederholen immer: es habe oder erfinde nur Jemand eine wirklich dramatische That, so erfolgt das Übrige von selbst; Theilnahme und Wirkung bleiben nicht aus. Doch mit dieser natürlichen Wirkung ist der Verf. noch nicht zufrieden gewesen, und das ist sein Fehler. Er hat Effecte gesucht, in der Grabscene namentlich, und dies mag ihm sein Genius verzeihen! Die Nachbildung der Geschichte von Romeo und Julie wollen wir ihm kraft der uns beiwohnenden kritischen Autonomie gern vergeben; denn nicht Nachbildung, sondern Wiederholung ist ein Vorwurf. Das Stück ist übrigens in Sprache und Gedanken, in Charakterdurchgängen und scenischer Führung überaus brav. Die Scene, wo Magdalene nach dem Liebestrank Diethelm's zu sterben scheint, ist meisterlich geführt. Der seltsame Charakter des grauen Mannes erscheint völlig motivirt und die geistige Umwandlung des starren, stolzen Bürgermeisters wohl begründet und wirkungsvoll. S. 67 sagt Reinhold mit Schefer'scher Empfindung und ähnlich den edelsten Stellen des „Laienbrevier":

Wer darf wol sagen, daß er recht geliebt,
Wenn einer von den Seinen, still und bleich,
Vor ihm im Sarge liegt? Schlägt nicht alsdann
Im Stillen Jeder an die Brust und spricht
Im Herzen: O du lieber, heil'ger Todter,
Ich hätte dich wol besser lieben sollen!
Ich hätte manche schwere Stunde dir
Ersparen, manche gute schaffen können.
O kämest du doch wieder, lieber Todter,
Wie wollt' ich besser dich und heißer lieben.
So sprechen wir. Und ach, mein lieber Herr,
Käm' er zurück, wir machten's doch nicht besser.

Solche Stellen beweisen, daß der geistreiche Verf. auch ein gefühlvoller Poet sei. Wir wüßten daher kaum, was Emil Devrient zu einem immer willkommenen Jünger Thalia's fehlen sollte. Der dramatische Scherz: „Was Einen tödtet, gibt dem Andern Leben", von Albini, ist eine schwache Leistung, abgesehen davon, daß sie sich nebenher an einer berühmten mimischen Künstlerin versündigt. Es thut uns wehe, um einer Mystification willen diese zarte Individualität mit Donnerwettern um sich werfen zu hören. Nichts Rühmlicheres läßt sich von dem ungemein matten Raupach'schen Verkleidungsstück: „Ein theurer Spaß", in zwei Acten sagen. Hier hat den berühmten Dialektiker selbst seine dialogische Kunst verlassen, mühsam und gebrechlich geht er auf Stelzen, versucht links und rechts witzig durchzudringen und gelangt nicht von der Stelle. Einen eigentlichen Inhalt hat das Stück gar nicht, und die Späße mit dem Hoch-, Hochwohl- oder Edelgeborensein sind doch selbst für einen Anfänger, geschweige denn für einen dramaturgischen Experten zu trivial. Wie frisch, launig und unterhaltend ist dagegen der von Ludwig Robert nachgelassene „Schicksalstag in Spanien", Komödie in drei Acten! Wie fein die Parodie gegen spanische Übertreibung und norddeutschen Fatalismus! Wie durchgebildet, wie geschlossen in Form und Styl, wie lebhaft und anziehend in sich, auch ohne die ergötzliche berliner Figur das Graziose Johann! Diese Arbeit gibt einen ungestörten Genuß und zeigt uns erst recht schmerzlich den Verlust, den die deutsche Komödie durch Robert's Hinscheiden erfahren hat. Das Thema ist wenig, verglichen mit der kostbaren Gestaltung des Gedankens und der formalen Vollendung des Stücks: ein übermüthiger Corregidor wird geprellt und ein liebendes, aber unglückliches Paar beglückt. Daß dies durch den Witz eines echten Berliners geschieht, ist dem Berliner interessant. Die ergötzliche Komödie, ein Kind der frohsten Laune, läßt keinen Auszug; wir empfehlen sie zum vollständigen Genuß. „Guten Morgen, Vielliebchen!" Lustspiel in einem Act von Adalbert v. Thale, ist sehr bekannt und immerhin ein glücklicher Scherz. Die Sprache ist lebendig, das Thema frisch aus dem Leben gegriffen und die Verwickelung, bei der natürlich der Witz der Nichte über den des alten Onkels siegt, nicht übel. Albini's einactiges Lustspiel: „Mir gelingt Alles", macht bei größern Ansprüchen doch kaum immer eine heitere Wirkung. Die Charaktere zeigen mehr Berechnung als Natur, und die Misgeschicke des Mannes, dem Alles gelingt, haben mehr Herbeigezogenes als Scherzhaftes in sich. Nichtsdestoweniger ist Plettner eine gute Bühnengestalt, wenn er sich auf etwas plumpe Art betrü-

gen läßt. Das Stück, lebhaft dialogisirt und hin und wieder mit guten Einfällen ausgestattet, erfüllt die gewöhnlichen Forderungen unsers Publicums, welches weder Poesie noch absolute Neuheit als Bedingung des Beifalls stellt, und das einer glücklichen Feinheit sogleich enthusiastisch zuzujauchzen pflegt.

10. Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1839. Herausgegeben von A. Cosmar. Vierter Jahrgang. Berlin, Bade. 1839. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Leichte, aber gefällige Sachen in schicklicher Form machen den Inhalt des „Berliner Theater-Almanachs" und empfehlen ihn zu einer Salonlecture. In diesem Charakter sind die kleinen Dramen: „Die Brustnadel", von C. Bartsch, „Soldatenliebe", von Genée, und der „Stellvertreter", von L. Lenz, gedacht, einactige Lustspielchen nach französischen und englischen Vorbildern. Etwas ausgeführter ist das Lustspiel: „Die Zwillingsgeschwister", von A. Cosmar, in dem eine feine und witzige Intrigue und ein frischer, farbenreicher Dialog anziehen. Hier sind wenigstens Anfänge von Charakteren und die Idee des Lustspiels kommt zur Geltung. Im „Stellvertreter", von Lenz, muß der Personification des Knoll als einer vorzüglich gelungenen gedacht werden; die Pfiffigkeit und die eingebildete Allwissenheit sind selten besser portraitirt worden. „Die Stumme wider Willen", nach dem Französischen von Ysi, ist ziemlich albern; aber es ist ein launiger Gedanke, daß die Stumme durch die Furcht geheilt wird, dem Publicum zu misfallen, nachdem alle andern Mittel umsonst angewandt sind. Adolf Glasbrenner hat in einem ziemlich mislungenen Product: „Alle für Einen und Einer für Alle", Posse in zwei Acten, kein glänzendes Talent für dramatische Hervorbringungen bewährt, indessen doch eine selbstgegebene, orakelhaft-schwierige Aufgabe gelöst, nämlich die, ein Paar darzustellen, das, rechtmäßig getraut, nach der Trauung nicht weiß, daß es wirklich vermählt ist. Doch das sind Spitzfindigkeiten des Witzes, von denen wir erfahrungsgemäß versichern können, daß sie auf ein tüchtiges Theaterpublicum nur wenig Eindruck machen. Was ein solches verlangt, ist in drei Worten zu sagen: Situationen, Charaktere und Dialog. Aber die drei Worte sind — inhaltschwer.

11. Minutenspiele. Von Chr. Kuffner. Erstes Bändchen. Wien, Mausberger. 1837. 8. 12 Gr.

Der Verf. dieser „Minutenspiele" wird sich wol selbst bescheiden, damit kein bedeutendes, zur Unsterblichkeit berechtigtes Werk geliefert zu haben. So Vieles in unserer heutigen Literatur entspricht blos einem augenblicklichen subjectiven Bedürfniß und die veraltete Prätention, damit nachzuleben, wie sie vor sechzig Jahren in Deutschland gemacht wurde, der begeisternde Gedanke, nach Jahrhunderten von der Jugend unter dem Arm getragen zu werden, wie ihn jene glücklichen Alten, Hippel, Matthissen, Hölty u. A. hegten und pflegten, fällt uns jetzt kaum noch im Fieberrausch des ersten Schaffens mehr bei. Die bescheidenen Gaben des Verf. haben indeß freilich noch weniger Anspruch auf eine solche excentrische Hoffnung als Matthisson's und Hölty's frühe Leistungen, denen ihr literarhistorisches Verdienst bleiben muß; es sind leicht hingeworfene, theils launige, theils gefühlvolle Aphorismen, skizzirte Bilder, Gedanken ohne Rahmen. Bald wird die Geschichte der Buchstaben, witzig und gelehrt zugleich, vorgetragen, bald die Bildergalerie des Armen in Jean Paul'scher Manier aufgerollt, bald die ewige Schriftstellerfehde oder das Reich der Unmöglichkeiten kurzhin beleuchtet. In allen diesen Skizzen zeigt der Verf. Belesenheit in alter und neuer Literatur, Combination entfernt liegender Ideen, nicht immer aber Geschmack und sprachliches Vermögen. Die meiste Beachtung haben uns seine unter der Überschrift: „Aprilflocken und Thautropfen", gesammelten Gedanken abgewonnen, unter welchen sich wirklich neue und gut ausgedrückte Ideen finden, z. B.: „Gewohnheiten sind petrificirte Gedanken und Empfindungen. Unsere Schwächen bringen uns mehr Nachtheil als unsere Fehler." „Man tadelt die Menschen, daß sie ihre Mitbrüder vergessen. Ach, sie vergessen sich selbst noch viel öfter." Anderes ist schielend, halbwahr und unreif. Der Verf. lebt viel in vergangenen Zeiten, und Joseph II. ist sein Heros. Wenn dieser tüchtige Geist heute erwachte, seinen Blick über Deutschland schweifen ließe und nun auf die dunkeln Schwächen unserer Tagesgeschichte stieße; wenn er sähe, wie Das, was er so hoch anschlug, Geistesfreiheit und Erleuchtung, nun wieder in Frage steht; wenn er sehen müßte, daß Das als ein zweifelhaftes Gut der Menschheit angesehen wird, was er für ihr erstes Glücksbedingniß hielt und zu erringen half; wenn er im Gebiete des Geistes fast alle That verschwunden und nichts als Erwägung und Worte an deren Stelle gesetzt sähe: mit Widerwillen und Mitleid würde er sich von einer Welt abwenden, die er nicht mehr für die seinige halten könnte. Der Verf. kann nicht verlangen, daß wir uns länger als eine Minute mit seinen „Minutenspielen" beschäftigen sollen.

12. Dramatische Beiträge. Von Joseph Wertheimer. Wien, Gerold. 1838. Gr. 12. 20 Gr.

Die vorliegenden „Beiträge" aus der englischen Literatur müssen uns um so willkommener sein, je seltener wir eigentlich von unsern überseeischen Vettern dramatische Überlieferungen erhalten, und je mehr sich ein ungünstiges Urtheil über das dramatische Vermögen der Engländer bei uns festsetzt. In der That scheint auch Sheridan Knowles der einzige Name von Bedeutung zu sein, der im Gebiete des Dramas unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen kann; denn wie Verkehrtes und Unhaltbares Bulwer in diesem Gebiet jüngst producirt hat, haben wir mehrfach zu zeigen Gelegenheit gehabt. „Der Bucklichte", von Knowles, ist ein Originaldrama voll Eigenthümlichkeit und Kraft der Erfindung. C. Blum hat sich zuerst in Deutschland dieses tüchtigen Dramas bemeistert und daraus mit ziemlich willkürlichen Zusätzen seine „Herrin von der Else" geformt, ein Stück, das seinen Beifall nicht verfehlen kann. Es ist willkommen, daß uns der Verf. eine Übersetzung des Originals gibt, die zwar auch frei ist bis zur Hinweglassung ganzer Scenen, trotzdem uns jedoch eine Anschauung des Ursprünglichen gibt, welche uns Hrn. Blum's Verdienste richtig würdigen läßt. Der dreiste Wurf der Charaktere in diesem Drama, die gute Weltbeobachtung, die es bekundet, das Interesse der Fabel, gut und glücklich gespart, und der frische Humor sind Qualitäten, die dem „Bucklichten" unsere dauernde Theilnahme erhalten. Hr. Blum hat den Buckel fallen lassen und den Charakter behalten, was nicht ganz in der Ordnung ist; er hat die erste Scene, die Gestalt des Hausmeisters offenbar verbessert, einige Härten gemildert, Manches aber auch verdorben, wie z. B. das Verhältniß zwischen Modus und Helena, das im Original uns viel natürlicher erscheint als bei ihm. Die Übersetzung ist gut gefärbt und fließend.

Bucktone's „Married life" erscheint ferner hier als „Eheliches Leben", Lustspiel in vier Acten. Die Charaktere stehen hier in echt englischer Art auf der Spitze; die Contraste sind gesucht, den Scenen, mehr drastisch als dramatisch, fehlt es an ruhiger Entwickelung. Das Stück füllt in London die Häuser; auch das Burgtheater hat es dargestellt; wir zweifeln aber an seinem nachhaltigen Erfolge. Das Stück zeigt einen lebhaften Dialog und einen gewissen Witz. Es malt Charaktere, aber mit den bekannten grellen englischen Farben und hat wenig von den Feinheiten des „Bucklichten", dem es in jedem Betracht nachsteht. „Der Mantelsack", von Gilbert, ein einactiges Lustspiel, kann schon deshalb in Deutschland kein Glück machen, weil es eine gemeine Spitzbüberei, eine Schlechtigkeit zum Kern hat. In England mag das gut sein; wir Deutsche haben zu viel sittlichen Takt, um uns an solcher Volksjustiz zu erfreuen. Nichts zeigt den Jammer der englischen Justizverfassung deutlicher als der Umstand, daß es kaum einen englischen Roman und kaum ein englisches Drama gibt, in dem nicht ein spitzbübischer Advocat die Verwickelung hergibt. Ein Drama in Versen und in einem Act:

„Der Hirtensohn", Originalarbeit des Verf., macht den Beschluß des Bandes. Das kleine Stück zeigt eine gute Anlage und bekommt durch die Einführung des alten Metastasio als Vermittlers eine frische Färbung. Der Vers ist leicht und der Reim gewandt und wirkungsvoll. Wir haben solcher dramatischen Lückenbüßer eigentlich viel zu wenig; sie sagen dem heutigen Geschmacke des Publicums, das schnell gewonnen und erfreut sein will, zu, und wir rathen dem Verf. daher, die ihm zu Theil gewordene Anlage für solche kleine dramatische Bilder nicht zu vernachlässigen.

13. Christoph Columbus. Ein dramatisches Gedicht. Von Aug. Milo. Schwedt, Nernst. 1838. Gr. 8. 12 Gr.

Es gehört viel Takt und Geschick dazu, aus der Entdeckung Amerikas ein Drama zu machen, und mehr Talent, als der wohlmeinende Verf. glaubt. Des Darstellbaren in diesem Stoffe ist wenig und das Vergreifen darin leicht. Der Verf. hat leider die meisten Momente vergriffen, wie sich bei der durchaus epischen Natur des Gegenstandes leicht voraussehen ließ. Soll der Stoff dramatisch werden, so gestattet er nur eine rhapsodische, fragmentarische Behandlung, welche immer, um zu einem Kunstwerke zusammenzufließen, ein großes Maß von Talent erfodert. Einzelne Scenen ohne äußere feste Verknüpfung, das wird immer das Resultat des Versuchs sein, diesem Stoffe eine dramatische Gestalt abzugewinnen. Der Verf. thut, was er vermag; die epischen Partien, Colombo's Erzählung vor dem Hofe von Barcelona z. B., gelingen ihm gut; der Prolog, den der Genius der unentdeckten Reiche spricht, ist sogar poetisch:

Noch lieget, wie am ersten Schöpfungstage,
Vor dir, Herr, meine jungfräuliche Welt;
Schon oft durchschauerte sie Noth und Plage
Im Traum, der sie so lang gefesselt hält.
Wie der verlaßnen Braut thät ihre Klage;
O, sende nun vom Meere ihr den Held,
Der sie befreit und stillt die Braut in Thränen;
O Herr, schau ihr geheimnißvolles Sehnen.

Niemand kann leugnen, daß diese Conception dichterisch ist; das Dramatische aber schließt sich ihr nicht an, und wir bedauern, daß der Verf., seinen epischen Beruf verkennend, sich an eine ihm nicht deutliche Form, an eine beinahe unmögliche Gestalt gewagt hat. Außer den recitirenden Stellen ist das Gedicht von fast unvermeidlicher Mattigkeit. Die Intriguen schlechter Kameraden gegen den großen Mann sind zu sehr Nebensachen, als daß sie ein dramatisches Interesse aufrufen könnten; Colombo's Gespräche mit den guten Wilden erinnern an Robinson Crusoe, und der vom Verf. eingeflechtene Liebesbund zwischen Guevara und Mona ist ein Nothbehelf und überdies ohne Glut und Wärme unpoetisch aufgefaßt. Ebenso wenig können wir die äußere Formgebung loben, die sich öfters in die undramatischen ottave rime verliert, und die um so entnervender wirkt, als es dem Stück schon an kräftigen Charakteren gänzlich mangelt und der Held selbst fast allzu sanftmüthig und zart erscheint. Colombo war allerdings ein sanfter, durch lange Studien etwas weich gebildeter Charakter, ein Mann, der schon im dreißigsten Jahre schneeweißes Haar hatte; um so mehr aber mußte ihn die Dichtung kräftigen, indem sie sich an seinen Enthusiasmus und an seinen unbeugsamen Glauben anlehnte. Beide Züge aber finden wir nicht, wie es sein sollte, hervorgehoben. Die Überzeugung, daß er nach den Küsten Edens schiffe und die Flüsse des Paradieses entdecken müsse, obgleich sie historisch ist, beschädigt den Helden vielmehr noch in unserm Urtheil, indem sie sein Werk fast zur Sache des Zufalls macht und uns mehr sein Glück als sein Genie erkennen lehrt. Colombo's Entdeckung Amerikas war allerdings ein Glücksfall; aber der Dichter braucht das nicht zu wissen, und wir möchten fast glauben, der Verf. habe seinen Stoff zu sehr und zu lange studirt, um ihn noch im poetischen Lichtglanz zu erblicken. Geht man aber davon aus, daß Colombo blos die Westküste von Asien erreichen wollte und nach den Flüssen des Paradieses suchte, so fällt fast alles poetische Gewand von seiner That und von seinem Geiste ab. Dies ist recht gut für den Historiker, aber es taugt nicht für den Dichter. Sonst ist die Sprache nicht ohne poetischen Schmuck, die Verse sind fließend, und das Stück, das mit Colombo's Kettentragung endet, liest sich ganz angenehm.

14. Spiele für die Bühne. Von Karl Lebrun. Zwei Theile. Mainz, Kupferberg. 1838. 8. 3 Thlr.

Ohne eben viel Neues zu bringen, hat diese Sammlung sich doch mit Angenehmem ausgestattet, und fast Alles, was sie liefert, ist auf den Repertoires willkommen. Ihrer Noth zu steuern, ist denn auch der Hauptzweck dieser Sammlung. „Die eiserne Maske", Drama in fünf Abtheilungen nach einem bekannten französischen Original, gibt den Mittelrängen im Theaterpublicum stets viel zu denken. Das unerklärte Geheimniß ist hier tableauartig und in großen Zwischenräumen recht geschickt und anziehend vorgeführt. Die Fiction des Dichters macht einen Bruder Ludwig's XIV. aus dem Gefangenen und behandelt die Situation und die Charaktere nicht unglücklich. Diction und Dialog sind farbenreich und lebhaft. „Die Drillinge", nach Bonin, sind allen Denen, welche Devrient in dieser Rolle sahen, unvergeßlich. Der 40 Jahre alte Text fehlte im Buchhandel und erscheint hier in erneuerter Nachbildung. „Till Eulenspiegel", Lustspiel in drei Aufzügen von Weidmann. Mit Änderungen neu eingerichtet. Der gefällige Schwank erinnert an eine gute Zeit der deutschen Komödie. Möchten uns die Hofintendanzen, mit Rücksicht darauf, daß bei einer Bühne, die vom Publicum leben soll, nicht Alles für den Hof geschehen kann, doch recht viel solcher komischen Naturlaute passiren lassen! Sie sind wie ein Gewürz, welches das Sinnige und Feine in andern Darstellungen um so schmackhafter macht, während man selbst der feinsten Kost, wenn keine Abwechselung sie würzt, leicht überdrüssig wird.

Blind ist die Eul' und trägt dennoch den Spiegel,
Das löst von meinem Treiben Euch das Siegel

sagt Eulenspiegel zum Schluß und mit gutem Grund.

Der zweite Theil bringt uns zunächst das poetisch wohlausgestattete romantische Drama von Heiberg: „Der Elfenhügel", in vier Acten, von Kruse und Lebrun, eines der besten Gelegenheitsschauspiele, die wir kennen. Die Sage, die dem Drama zum Grunde liegt, lebt wirklich noch jenseit des Belts und trägt eine so poetische Farbe, wie wir sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, so äußerst selten antreffen. Es ist wirklich etwas vom „Sommernachtstraum" in dieser Dichtung Heiberg's, und dies läßt uns über manche Schwächen derselben leicht und fröhlich hinsehen. Zu den letztern rechnen wir die etwas schwerfälligen und hinkenden Verse, in denen weder Kruse noch Lebrun rechte Übung haben mögen. Wir erinnern uns nicht, dies originelle Stück je auf einer deutschen Bühne gesehen zu haben. „Die heimliche Ehe", komische Oper in zwei Acten, ist bekannt genug. Der ehemalige Text dieser ewig jungen Oper ist verbrannt und eine neue Bearbeitung desselben daher willkommen. „Die Puritanerin, oder der englische Hof im J. 1710", historisches Drama in zwei Acten, stammt aus dem Französischen und trägt die Farbe solcher französischen Mittelmäßigkeiten genugsam an sich. Ihr einziges Verdienst ist ein gewandter Dialog. Viel besser ist ein so tüchtiger Schwank wie die Posse: „Nachbarliche Späße", in einem Act, nach dem englischen Stück: „The neighbour's wife", welches jedoch wieder nur die Bearbeitung eines französischen Vaudevilles ist. Das Stück hat indessen durch die Fahrt über Meer etwas von dem Salze jenes Elements an sich gezogen und gibt den Ehemännern, die nach ihres Nachbars Hälfte schielen, eine derbe Lehre. Der Spaß ist gut und unterhaltend. Unter dem stylistischen Gesichtspunkt ist Lebrun jedes Lobes würdig,

sein Ausdruck ist mannichfaltig und geschmackvoll, nur die Verse mißglücken ihm meistens.*) 59.

Notizen.

Unter den Gesetzen des Kretensers Mines war auch eines, dessen Plato mit Lob gedenkt, und dessen praktische Anwendung namentlich für unsere Zeiten gar nicht so übel wäre. „Die jungen Leute", verordnete nämlich dieses Gesetz, „sollen sich keine unbescheidene Beurtheilung der Staatsgesetze erlauben; sie sollen nicht untersuchen, ob der Gesetzgeber Recht oder Unrecht gehabt habe, sie zu erlassen; sondern einstimmig sollen sie ausrufen: Sie sind gut, weil sie von den Göttern kommen. (Freilich müßten dann auch unsere Gesetzgeber wenigstens des göttlichen Geistes sich bewußt sein, der sie bei der Gesetzgebung selbst leiten sollte!) Findet aber ein Verständiger reifern Alters, daß sich Misbräuche eingeschlichen haben, so berathschlage er darüber mit seines Gleichen, oder er theile den Regierenden seine Ansicht mit; doch nie in Gegenwart der unruhigen und voreiligen Jugend." Alles recht schön und wahr; aber leider hat sich unsere Zeit so sehr von der Einfachheit jener Zeiten entfernt, daß sie, wenn sie auch die Wahrheit jenes Gesetzes des Mines einsehen sollte, doch kaum im Stande sein dürfte, es anwenden zu wollen und zu können. Paßt doch auf unsere Zeit im öffentlichen und im Privatleben nur gar zu sehr, was dort Schiller sagt: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort" u. s. w. Und wenn diese Jugend nur wenigstens immer guten Willen hätte und eines guten Zweckes sich bewußt wäre! Da hat vielmehr Frau v. Staël Recht, die, einst aus der französischen Deputirtenkammer zurückkommend, in die Äußerung ausbrach: „Ich überzeuge mich, daß die Gesetze den Gerichten einer guten Küche gleichen: man muß sie genießen, aber nicht mit ansehen, wie sie gemacht werden." Und wenn sie nun aber so beschaffen sind, daß man sich den Magen verdirbt, sodaß das Sprüchwort eintrifft: Viel Köche verderben den Brei — wie dann?

Bei dem ägyptischen Militair wird das Zeichen des Grades wie eine Decoration auf der rechten Brust getragen und ist sehr verschiedener Art. Ähnliches findet sich dort auch in Bezug auf das Civil. Beim Militair gibt es folgende Zeichen: Der Sousliеutenant hat einen kleinen silbernen Stern, der Lieutenant einen silbernen Halbmond, der Capitain silbernen Halbmond und Stern, Adjutant-Major silbernen Halbmond und goldenen Stern, Bataillonschef goldenen Halbmond und Stern, Obristlieutenant goldenen Halbmond und Stern in Diamanten, Obrist Halbmond und Stern in Diamanten, Brigadegeneral Halbmond und zwei Sterne in Diamanten, Divisionsgeneral Halbmond und drei Sterne in Diamanten, Marschall Halbmond und vier Sterne in Diamanten. Die Militairärzte sind im nämlichen Verhältnisse decorirt, tragen jedoch statt des Halbmondes und Sterns die Keule und Schlange Äskulap's in zwei Lorbeerästen eingeschlossen, eine höchst geschmackvolle Decoration, die ebenfalls in Silber, Gold und Diamanten variirt. Beim Civil sind die Zeichen der Beschäftigung entsprechend; die Commis z. B. tragen eine Feder mit einer Rolle Papier; ein Rath trägt eine Sonnenuhr. Bei der Marine geht das Zeichen des Ankers durch alle Grade, und die Civilingenieurs tragen einen Cirkel und ein Richtscheit im Kranz von Gold oder Diamanten. Der sinnige Zweck des Ganzen ist hierbei, daß stets die Form die Beschäftigung, und der Stoff den Grad anzeige. Es ist gewiß, daß wir in Europa zu einer so feinen Distinction bei unsern Ordens- und Gradezeichen uns noch nicht erhoben haben. 125.

*) Den zweiten Artikel lassen wir im Juni folgen. D. Red.

Das neue königliche Schloß zu Athen.

Wenn in dem „Conversations-Lexikon der Gegenwart" unter dem Artikel „Baukunst" (Bd. 1, S. 384) berichtet wird, daß der Bau des königlichen Schlosses zu Athen nach dem Plane des Oberbaurathes von Gärtner zu München durch den Architekten Johann Erlacher ausgeführt werde, so bedarf diese Angabe einer Berichtigung, die wir aus officieller Quelle zu geben in den Stand gesetzt sind. Der Architekt Erlacher war bis jetzt noch nie in irgend einer Weise bei dem königlichen Palaisbau beschäftigt, vielmehr wurde mit der Ausführung dieses Baues sowol als der übrigen königlichen Bauten gleich von allem Anfange an nach dem Wunsche des Oberbaurathes von Gärtner der griechische Ingenieur-Oberlieutenant Michael Hoch als functionirender Hofarchitekt beauftragt, der, ein früherer Schüler Gärtner's, durch den Bau der Thurn- und Taxis'schen Reitschule und des Marstalls zu Regensburg sich rühmlich bekannt gemacht hatte. 17.

Bibliographie.

Almanach für das Jahr 1839. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. 8. Stuttgart, Hoffmann. 2 Thlr.

Bartels, Fr., Robin Hood oder: Der englische Freibeuter. Eine romantische Erzählung. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 2 Gr.

Bauer, Die Familie Flavy. Uebersetzt von F. Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Familienleben in Kopenhagen. Aus dem Dänischen mitgetheilt von L. Kruse. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Götte, W., Das Delphische Orakel in seinem politischen, religiösen und sittlichen Einfluß auf die alte Welt. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 2 Thlr.

— — Ueber den Ursprung der Todesstrafe. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.

Herrmann von Auerberg und sein Schutzgeist. Eine Wundergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Klopstock's, Fr. G., sämmtliche Werke in Einem Bande. 1ste Lief. Schmal gr. 4. Leipzig, Göschen. Subscr.-Pr. für das Ganze 3 Thlr. 12 Gr.

Lotz, G., Lebenswege. In sechs Bildern. 8. Hamburg, Herold. 20 Gr.

Marryat, Capt., Das Geisterschiff. Deutsch von G. Lotz. 3 Theile. 8. Hamburg, Herold. 2 Thlr.

Mügge, Th., Tänzerin und Gräfin. Ein Romar. 2 Theile. 8. Leipzig, Michelsen. 4 Thlr.

Satori, J., Lady Elisabeth Mowbray oder: Der heilige Aloysius. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 4 Gr.

Schadbey, L., Sophonisbe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 12. Paris, Remmelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Thal, K. v., Der Bund mit den Schwarzen. Romantische Ritter-, Räuber- und Geistergeschichte. Mit 1 Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 3 Gr.

— — Die Enthauptung des alten Ritter Wrißenwolff. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Thalheim, F., Die wilden Ritter von Stiege. Romantische Rittergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Thümmel's, A. M. von, sämmtliche Werke. In 8 Bänden. Stereotyp-Ausgabe. 1ster, 2ter Band. 8. Leipzig, Göschen. Subscr.-Pr. 13½ Gr.

Wellhes, A., Ueber Arbeit, Regierung und Steuern. In Briefen an einen Deputirten. Gr. 8. Berlin, Hayn. 1 Thlr. 12 Gr.

Werner, B., Hermann der Cherusker, ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Teutschlands in 5 Akten. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 114. — 24. April 1839.

Das Album.

Nach endlicher Schließung des langen Parlaments, welches, von dem verſtorbenen Brockhaus in dem „Converſations-Lexikon" eröffnet, ſein Haus, wie Manche meinen, zu einer Puiſſance gemacht hat, wurde, weil die Einrichtung gut war, mehrmals ein neues zuſammenberufen, und ſo ſtehen wir jetzt in dem „Converſations-Lexikon der Gegenwart" bei dem dritten. Die Mitglieder eines jeden ſolchen Parlaments, oder die Artikel, die darin auftreten, werden nach dem Alphabet berufen, und es geht dabei ohne Legitimationsſtreitigkeiten ab; nur die Committenten, nicht die Repräſentanten ſind hier die Lärmmacher; die Befugniß, Repräſentanten zu ſchicken, hängt nämlich nicht davon ab, wie hoch die committirenden Perſonen oder Sachen beſteuert ſind, ſondern wie viel Lärm ſie gemacht haben. Wäre in dieſer Beziehung auch ein Artikel nicht gehörig befähigt, ſo kann er doch ohne Schaden für diesmal ſeinen Platz behalten, da ihn das Publicum nur zu ignoriren braucht. Wäre aber ein Artikel ausgeblieben, oder hätte er noch nicht zu Worte kommen können, als ſein Buchſtabe an der Reihe war, ſo iſt der Schade auch nicht groß. Die Aufnahme in das nächſte Parlament iſt ihm um ſo ſicherer, je lauter inzwiſchen ſeine Committenten geworden ſind, oder es wird ihm auch wol in dieſen Blättern ein anwartſchaftliches Plätzchen angewieſen. So iſt es dem Album gegangen, das um ſo mehr ſchon in dem „Converſations-Lexikon der Gegenwart" Sitz und Stimme verdient hätte, als ihm das „Livre des Cent-et-un" unter den Manien der heutigen pariſer Welt einen eigenen Artikel gewidmet hat und wir Deutſche, wie gewöhnlich, von der Mitleidenheit an dieſer Manie nicht ganz frei geblieben ſind, ja noch obenein den Stoff dazu hergegeben haben. Und wahrlich, ſeine Anſprüche ſind nicht von geſtern her, mögen wir auf das Alter und die Ausdehnung ſeines Geſchlechts überhaupt, oder auf ſeine nächſten Ahnen, die Stammbücher, ſehen. Sind dieſe auch ein rotten borough geworden, ſo iſt doch das Album wie ein Phönix aus ihrer Aſche wieder aufgeblüht und geht einer großen Zukunft entgegen.

Unter Album im Allgemeinen verſteht man ein Aggregat von ſchriftlichen oder bildlichen Erinnerungen, die von mehren Perſonen aus einerlei Veranlaſſung auf eine dazu geeignete leere Fläche geſetzt werden, welche letztere gewöhnlich in weißen Papierblättern beſteht. Dies iſt jedoch nicht de rigueur; vielmehr iſt Alles, was eine leere Fläche darbietet, die beſchrieben oder bekritzelt werden kann, fähig, ein Album zu werden. Ja, der Hermite de la chaussée d'Antin hat das nicht papierene Album ſogar in Claſſen getheilt. Die erſte iſt das Album à plein vent oder in freier Luft, welches ſich zu den übrigen wie die Rieſenthiere der antediluvianiſchen Vorwelt zu den heutigen verhält. Hier begegnen uns nämlich die großartigſten oder hiſtoriſch merkwürdigſten Werke des Menſchen und der Natur, wie die Pyramiden von Gizeh, der ſtrasburger Münſterthurm, die Felſenquelle von Vaucluſe. Dank ſei es den Scharen von Reiſenden, welche deren erreichbare Außenſeiten mit Namen und Inſchriften bedeckt haben, wenngleich letztere nicht immer ſo paſſend gewählt ſind wie das „Sistimus hic tandem, ubi deſuit orbis" am Nordcap. Die Sucht, öffentliche Monumente mit ſolcher ungebetenen Zugabe zu verſehen, kann in der menſchlichen Eitelkeit allein, wie Einige wollen, nicht geſucht werden, denn häufig iſt es nur Ungeſchriebenes, was an oder bei denſelben zurückgelaſſen wird, wie das mingere ad statuas beweiſt, wogegen ſchon bei den Römern Verbote gegeben wurden. Es ſcheint ſich darin vielmehr eine Ironie zu äußern, die der Menſch am liebſten gegen die Denkmale ſeiner eigenen Größe kehrt. Er gibt dadurch auf das anmaßliche Siste viator! welches ſie ihm zurufen, wenn er eben nicht zur Bewunderung aufgelegt iſt, eine Antwort, die über das Nil admirari weiter hinausgeht als recht iſt, daher wir den Monumenten, die für den Cheruskerfürſten bis für Buchdrucker herab jetzt auf Subſcription errichtet worden ſind oder errichtet werden, wohlmeinend rathen wollen, dagegen durch ein Gitterwerk zu proteſtiren, es müßte ihnen denn an einem ſolchen Tribute gelegen ſein, wie jenem Denkſteine, der in Köln auf dem geſchleiften Hausplatze des 1686 enthaupteten aufrühreriſchen Bürgers Gülich ſtand, aber von den Freiheitsfreunden 1797 zerſtört wurde, und deſſen Inſchrift mit den Worten ſchloß:

Quisquis ad infamem legis haec malefacta columnam,
Mingo recessurus, si lacrymare nequis.

Die zweite Claſſe des nicht papierenen Albums iſt das Album des murailles, welches die Wände von Gefängniſſen, Wachtſtuben, Lazarethen u. ſ. w., zuweilen auch

Tische und Fensterscheiben in Schulen und Wirthshäusern liefern. So schrieben die Kranken an den Tempel des Äskulap ihre Übel und die Heilmittel an, welche sie davon befreit hatten, daher selbst Hippokrates daraus einen Theil seiner Weisheit schöpfen konnte. Meist aber gab die Langeweile hier die Inschriften ein, wie schon die Spuren in der Wachtstube zu Pompeji zeigen, und es ist selten daraus so viel zu holen wie aus dem vultus tyranni auf der Fensterscheibe aus dem Gefängnisse des Mannes mit der eisernen Maske, welche aus Thümmel's „Reisen" bekannt ist.

Um dem Franzosen in systematischer Classification, worin wir Deutsche uns einer Überlegenheit über alle andern Nationen berühmen, nichts nachzugeben, theilen wir das papierene Album, welches jener ohne weitern Unterschied Album vulgaire nennt, gleichfalls in zwei Classen, das geschriebene und gedruckte, und ersteres, welches bis vor Kurzem die Alleinherrschaft besaß, wieder in die beiden Gattungen der Fremden- und Stammbücher. Daß sich die Besucher von Klöstern, Gasthäusern, Museen und Orten, wo Merkwürdigkeiten gezeigt werden, in ein vorgelegtes Buch einzeichnen, sollen die Mönche der Grande Chartreuse des heiligen Bruno zuerst eingeführt haben. Jetzt entgehen selbst auf St.-Helena die Neugierigen, welchen der alte Sergeant Napoleon's Grab zeigt, seinem Album nicht, und Jeder bedenke wohl, was er einschreibt, nachdem ein englisches Journal neuerlich sogar den Inhalt des Waterloo-Albums im Gasthofe zu Belle-Alliance veröffentlicht und die Urheber mancher Inschriften, besonders vom schönen Geschlechte, dem Gespötte ihrer Landsleute preisgegeben hat. Zu diesen Fremdenbüchern kann denn auch gewissermaßen das obengedachte Album à plein vent gerechnet werden, da es eigentlich nichts weiter ist als eine ungebetene Präsenzliste. Doch wir gehen zu den eigentlichen Stammbüchern über. Schon vor dem 17. Jahrhunderte war es in Deutschland bei Adeligen, Gelehrten und Studenten Gewohnheit geworden, sich ein Convolut weißer Blätter anzulegen, die Verwandten und Bekannten, Gönnern und Freunden vorgelegt wurden, um sich zum Andenken einzuschreiben oder einzuzeichnen. Das nannte man ein Stamm- oder Gesellenbuch. Es war ein Archiv über die Sippschaft oder Familie des Besitzers, über die vornehmen Personen, deren Gunst er sich rühmen konnte, über die berühmten Männer, die er besucht, über die Bekanntschaften, die er sich, besonders in jüngern Jahren, auf Reisen oder auswärtigen Universitäten erworben hatte, und so konnte es in der Fremde sogar die Stelle der Empfehlungsbriefe vertreten. Es war gewissermaßen Dasselbe, was der Wanderpaß beim Handwerksburschen; Jeder, dem es vorgelegt wurde, ersah daraus, auch ohne curriculum vitae, was für einen Mann er vor sich hatte. Ein zierlicher oder geschmückter Einband gehörte zur Form dieser weltlichen wie der alten kirchlichen Gedenkbücher oder Diptychen, in denen sich wol ein Vorbild zu jenen erblicken läßt. Der Inhalt modelte sich jedoch ganz nach dem damaligen Zeitgeschmacke in Poesie und Kunst. Auf der Höhe des Turnierwesens und ritterlichen Gepränges genügte die Heraldik dem hochfahrenden Geiste und der Prunksucht nicht mehr; das Wappen war Gemeingut der Familie, der Einzelne wollte äußere Zeichen für sich allein haben, um durch sie neben jenem seine Persönlichkeit auf sinnreiche und glänzende Weise zu erkennen zu geben. Diesem Bedürfnisse halfen die Devisen ab; die deshalb im 15. und 16. Jahrhunderte bei Fürsten und Rittern, besonders in der romanischen Welt, in allgemeine Aufnahme kamen und sich weiterhin auch über andere Stände verbreiteten. Außer dem persönlichen Gebrauche in ähnlicher Art wie Wappen und Siegel dienten sie zum Schmucke von Palästen und Wohnungen, von Monumenten und kostbaren Geräthschaften, bei öffentlichen Festlichkeiten und Aufzügen und als Corporations-, Häuser-, Handels- und Fabrikzeichen. Der poetische Sinn, der die epischen Volksdichtungen und den Minnegesang hervorgebracht hatte, war um diese Zeit in Meistersängerei, in frostige Wortspiele, Allegorien und Concetti zusammengeschrumpft; es wurde zu einem Lieblingsvergnügen, mit oder ohne Beziehung auf Personen und Umstände Embleme auszudenken und in Versen auszulegen, und so konnte es dahin kommen, daß man eine Sammlung derselben wol gar eine picta poesis nannte. Dergleichen Sammlungen gab es von allen Gattungen, heroica, politica, moralia, saecularia, amatoria und divini amoris. Es konnte daher nicht fehlen, daß auch die Stammbücher ein erwünschter Tummelplatz für Wappen und Sinnbilder mit hinzugefügten Wahlsprüchen oder andern Denkversen wurden. Die gedruckten Emblembücher, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so außerordentlich zahlreich waren, und von denen einige jetzt nur noch durch ihre artigen Holzschnitte Werth haben, kamen dabei dem Mangel an eigener Erfindung zu Hülfe, oder sie selbst, zuweilen in Verbindung mit andern Bilderfolgen, wurden, mit weißem Papiere durchschossen, als Stammbuch gebraucht. So bestand das eines Pfarrers Donauer zu Regensburg von 1599 aus „Georgiae Montaneae nob. Gallae emblematum christianorum centuria" (Zürich 1584) in Verbindung mit einem gestochenen „Theatrum passionis Christi" und den „Icones illustrium foeminarum Veteris Testamenti" von Kilian, und die Rückseiten und dazwischengeklebten Blätter waren zu den Wappen und Inschriften benutzt. Schon unter den ersten Kupferstichen finden sich mehre Blätter in der Manier Martin Schön's, jedes mit zwei Wappenschilden nebst ihren Helmen und Helmdecken; aber die Schilde wie der Raum für die Helmzierathen sind leer, daher eher zu vermuthen, daß sie zu Stammbuchblättern, als, wie man geglaubt hat, zu einer heraldischen Spielkarte bestimmt waren. Es gab aber auch ausdrücklich hierzu gedruckte Stammbücher in Holzschnitt und Kupferstich, die jetzt so sehr zu den Seltenheiten gehören, daß einige davon hier namhaft gemacht zu werden verdienen. Ein Formschneider, David de Necker von Augsburg, welcher mit dem ältern Jost de Necker, der viel nach Burgmair gearbeitet hat, nicht zu verwechseln ist, gab 1579 zu Wien ein „Newes und künstlich schönes Stamm oder Gesellenbuchlein" in Quart heraus,

welches Hercules de Necker hernach zu Wien in Octav mit denselben Holzschnitten, aber ohne Einfassungen, wiederholt hat. Von Th. de Bry, dem Vater, einem der letzten Stecher aus der Schule der sogenannten deutschen Kleinmeister, erschienen in Kupferstich: „Emblemata nobilitate scitu digna etc. Stamm- und Wappenbüchlein. Künstliche Figuren sampt zierlichen Compartementen von allerley Blum Werk, Grotischen etc. (4., Frankfurt a. M. 1593), worin nach einer Abhandlung vom Ursprunge des Adels und der Wappen und nach den Emblemen mit ihrer Auslegung eine große Anzahl von Blättern mit leeren adeligen und bürgerlichen Wappenschilden, oder mit Cartouchen zum Ausfüllen durch Zeichnung und Schrift in mannichfaltigen, grotesken und sehr sauber gestochenen Einfassungen enthalten sind. Dahin gehört auch das „Proscenium vitae humanae, sive emblematum saecularium decades VII" des jüngern J. Th. de Bry (4., Frankfurt a. M. 1627), wie der Zusatz im Titel: „Zu einem Stamm- und Wappenbüchlein", und die voranstehende Figur mit der Inschrift: „Typus verae amicitiae", andeutet. Die ältern Stammbücher werden theils wegen der Autographa namhafter Männer, theils wegen der Zeichnungen, welche zuweilen darin vorkommen, von Kunst- und Antiquitätensammlern begierig aufgesucht; unter andern hatte der verstorbene v. Derschau in Nürnberg deren mehre zusammengebracht (s. seinen Auctionskatalog, 1825, III, S. 15 fg.). In der Regel sind jedoch ihre Zeichnungen, auch wenn sie etwas Anderes als Wappen vorstellen, werthlose Dilettanten- oder Fabrikarbeit, es müßten denn die Stammbücher Fürsten oder Kunstliebhabern gehört haben, welche zuweilen große Kosten daran wendeten. Der treffliche Patrizier, Kunstsammler, Agent und Correspondent vieler Fürsten, Philipp Hainhofer in Augsburg, hatte ein Stammbuch, von welchem er rühmt, daß „dergleichen under privat-Personen, wegen viele der hohen Potentaten Handschriften und wegen underschiedlicher berumter Meister in den Figuren erzeigten Künsten nirgend zu finden sey", und welches bei seiner Anwesenheit in Nürnberg 1612 der Kaiser und die Kaiserin bewunderten. Ob das Ehrenbuch, welches er für seine Familie mit zierlich gemalten Wappen und Figuren angelegt hatte, und das sich noch auf der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befinden soll, eins mit jenem Stammbuche ist, wissen wir nicht. Für letzteres bittet er König Christian IV. von Dänemark um seine Handschrift in einem Briefe von 1616, der in Schuhmacher's „Briefen gelehrter Männer an die Könige von Dänemark" (Leipzig 1758, III, S. 368) mit dem aus Phil. Hainhofer in Phil. Hanchesen verstümmelten Namen abgedruckt ist. Er schreibt darin:

„Und dieweil eben dergleichen schön Stammbuch (nach welchem das fürstl. pommerische Buch angefangen worden) auch Ich und in demselben die Kaiserl. Majestät die Chur und viel auß- und inländische Fürsten und Potentaten mit schönen historiis und emblematibus, Ihre Wappen und eigen Handschrifften habe und zuvorderst underthänigst begierig bin auch E. K. Maj. gedächtniß in mein Buch zuverwehren und damit hoch zu brangen, so bitte ich — — mir solche auf hier beygelegtes Bürgament Blatt, als da dem Buch inserirt würdt, zu verehren.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Emigranten. Historischer Roman. Von J. Hylarius. Wesel, Klönne. 1839. 12. 1 Thlr.

Außer dem wahrscheinlich pseudonymen Namen des Verf. ist nichts Heiteres im Buche bemerklich; es ist ein Gewebe von Verlieren und Finden, falschen und wahren Entdeckungen, Verkleidungen, Unwahrscheinlichkeiten jeder Art. Hier ergießt sich ein edler Räuberhauptmann in langathmigen Tiraden, er unterhandelt mit dem Schweizerbund, mit dem er einen gemeinsamen Feind hat, seine eigenen französischen Landsleute, die in der Revolution ihm den Vater und die Brüder erschlugen. Er stirbt von der Hand des einen, der ihn todt glaubt und als Hirt voller Betrübniß herumirrt, weil er in der Geliebten die Schwester wähnt. Das Bildniß ihrer vermeintlichen Mutter erkennt er für das der seinigen, welche Frau gleich allen übrigen in der Erzählung auch ihre Entführung mitmachte. Der Sohn forscht nicht weiter, läuft spornstreichs davon; es kommt ihm nicht einmal der Gedanke, daß das Mädchen, falls sie seine Schwester wäre, älter als er sein müßte, da sie doch mindestens fünf Jahre jünger ist. Verwirrt wie er scheinen auch die Richter vor dem Ausbruche der Revolution gewesen zu sein; statt einem beleidigten Ehemann die Einsperrung der Frau in ein Kloster zu gestatten, wie es damals Brauch war, sperren sie sie in die Bastille ein. Die Stürmung der berüchtigten Veste, die Emigration und der Krieg der Franzosen mit den Schweizern, welches Alles sehr obenhin abgemacht ist, rechtfertigt das Beiwort: historisch, das sich den Begriffen nachgerade so fügt wie das gebrauchte und misbrauchte romantisch.

2. Novellen von Wilhelm Robert Heller. Zweiter Band. Der Treulose. Der Bettler. Der Finkensteller. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Nr. 1 bricht das Herz einer jungen Neapolitanerin. Warum liebte diese auch mit der schmachtenden Empfindsamkeit einer jungen Deutschen, eben aus der Kostschule entlassen! hätte der Treulose zu seiner Entschuldigung sagen können. Nr. 2 scheint von Anfang sich jenem Thema anzuähneln, der Jugendgespiele durch die Untreue des Mädchens unterzugehen; aber er besinnt sich eines Bessern, merkt, daß es so keine rechte Liebe war, was sie in ihrer Kindheit verband, er trägt seine Neigung auf eine ländliche Schöne über, und so endigt Alles aufs vergnüglichste mit zwei Hochzeiten. Nr. 3 ist wol im Wesentlichen aus dem Leben gegriffen, die seltsame Vogelliebhaberei des berühmten Bassisten hat existirt. Erdichtet oder nicht, die kleine Erzählung zieht an, sie verdient durch den natürlichen Humor, der am Schluß ins Rührende übergeht, den Vorzug vor den beiden andern, bei denen man Absicht bemerkt.

3. Novellen von Gustav Kretschmer. Berlin und Züllichau, Eyßenhardt. 1839. 8. 12 Gr.

„Das Concert" und „Doppelte Liebe" haben gleichen Gegenstand, dort ernst, hier scherzhaft genommen. Dort kostet der Wankelmuth des Mädchens ihr und dem Vergessenen das Leben, hier dem Begünstigten im Duell nur zwei Finger. „Das Madonnenbild" ist als eine so unvergleichliche Composition angekündigt, daß wir wol wünschten, der Marquis habe sie nicht mit nach England genommen, um sie im Vaterland aufsuchen zu können. Der Marquis, ein feiner Kunstkenner, der namentlich bei Gelegenheit einer Copie der sixtinischen Madonna von Rafael sehr gehaltvolle Worte über copiren sagt — wie der bloße Abschreiber den Geist des Originals nicht erfaßt, der selbstschaffende Künstler hinwegen von dem seinigen hinzuthut —, dieser Mann, dem entscheidendes Urtheil zusteht, gibt dem jungen, begüterten Maler für sein Bild die Hand der Tochter, die er, wie sie ihn, im Geheimen liebt, ohne ein

Digitized by Google

Geständniß zu wagen. „Die Moosrose, oder: Hoc erat in votis", handelt Studentenerinnerungen aus Halle ab, wobei die zärtlichen Anklänge nicht ausbleiben. Dem Einen bringen sie Vortheil, dem Andern getäuschte Hoffnung; indeß da ihm ein hübsches reelles Besitzthum nicht fehlt, wird des Philisteriums Katzenjammer für ihn doch noch ein recht leidlicher Zustand werden, mit welcher Aussicht wir den düster in das väterliche Schloß Einziehenden wohlgemuth verlassen können.

4. Jane Lomax, oder das Verbrechen aus mütterlicher Liebe. Von Horace Smith. Aus dem Englischen übersetzt. Drei Bände. Leipzig, Kirchner und Schwetschke. 1839. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wieder einmal ein Nachbild der guten ältern englischen Romane, die, obgleich sie sich im engern Familienkreise drehen und sich in behaglicher Breite ergehen, dennoch Genüge leisten; alles Überschwengliche ist verbannt, ein tüchtiger Verstand hat die Begebenheiten sich folgen lassen, bedingt und bedingend auf und durch gründlich durchgebildete Charaktere, eine gesunde Moral wird ausgesprochen, das Ernste wechselt angenehm mit dem Fröhlichen ab. Das Verbrechen besteht in einer Testamentsverfälschung. Der Knabe, für den die Unthat verübt wird, streift bald die morschen Bande ab, die seine Engelsseele noch im Leben hielten; er stirbt, und mit ihm sterben die wenigen Reste von Herzensfrieden, die den strafbaren Ältern noch blieben; die kräftigere anregende Frau wird im Wahnsinn zur Selbstmörderin, eine Krankheit rafft den feigen, stumpfsinnigen Vater weg. Die Tochter gibt das mit Unrecht erworbene Gut dem bestimmten Erben zurück und ihrem Bräutigam sein Wort. Sie lebt fortan mit einer Freundin, deren Geschick sich in die Hauptgeschichte mit einschlingt. Auch diese entsagte aus wohl überlegten Gründen. Dabei führen sie den löblichen Zweck aus, den so oft ungerecht geschmähten Stand der alten Jungfern zu Ehren zu bringen; sie beweisen, daß Vereinzelung geneigter zu liebloser Härte, zur Versäumung des Gemüths allerdings ist, aber daß eine edle, wohlwollende Gesinnung es immerdar bleibt und in jedem Verhältniß für sich und Andere heilbringend sein kann.

5. Der Decan der St.-Leonhardskirche. Eine Novelle aus Frankfurts Vorzeit. Mannheim, Löffler. 1839. 12. 1 Thlr.

Eine Erzählung altreichstädtischer Sitte, die man füglich den bessern Gebilden dieser Gattung von Spindler an die Seite stellen kann. Wie dieser, zeigt auch unser Verf. die Schattenseite jener Zustände, die Zerwürfnisse der Ritter mit den Bürgern und Patriziern u. dgl. m. Spanien wird durch seine Inquisitionsgreuel, durch wackere Männer und eine reizende Frau repräsentirt. Diesmal ist gegen Romangebrauch nicht die schwarz-, sondern die blondgelockte Schöne die Verderbte, welche Unheil über ihre Umgebung bringt und selbst in Verachtung, mit Gewissensbissen beladen, endet. 10.

Notiz.

Der Reisende, Hr. v. Abadie, hat einige junge Abyssinier nach Europa mitgebracht, einen derselben in Rom gelassen und mit den beiden andern die Salons und Journale von Paris in Bewegung gesetzt. Der eine dieser jungen Abyssinier ist ein Knabe von neun Jahren, welchen Hr. v. Abadie als Sklaven an sich kaufte und nun in seiner eigenen Familie erziehen lassen wird, um ihn mit dem Doppelgeschenk der pariser Bildung und Freiheit nach Abyssinien zurückzuschicken. Der zweite, aus einer angesehenen Familie, führt den Namen Goebra OEgziabher (wörtlich: Diener meines Herrn). Seine Hautfarbe ist dunkelschwarz, seine Figur angenehm, sein Wuchs vortheilhaft, sein Benehmen graziös und verständig. Von den 26 Sprachen seines Vaterlandes redet er drei, außerdem das Äthiopische, das Arabische, sogar etwas Französisch. Hr. v. Abadie, ebenfalls wie er mit einem kostbaren Turban und abyssinischer Kleidung angethan, führte ihn jüngst in die Salons des Hrn. Jomard ein. Hr. v. Abadie ist in Abyssinien durch seinen Bruder, den ersten Europäer, der sich durch seine Verbindung mit dem religiösen Oberhaupte des Landes und der Familie des jungen Goebra OEgziabher eines fortdauernden Schutzes erfreut, ersetzt worden. In der Sitzung der Akademie vom 11. März gab Hr. v. Abadie einige Nachrichten über seine abyssinische Reise. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 110.)

27. Der Erzbischof von Köln Clemens August Freiherr von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Geh. 8 Gr.

Vgl. die Schriften unter Nr. 18 und 48.

28. Fingerzeige Gottes, in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Weimar. Geh. (In Commission.) 16 Gr.

☞ Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

29. Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Erster und zweiter Band. 8. 1836—38. Geh. 3 Thlr. 4 Gr. — Auch u. d. T.: I. Aus dem Leben E. T. W. Hoffmann's und F. G. Wetzel's. 1 Thlr. 16 Gr. II. Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

30. Gaea norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von *B. M. Keilhau*. Erstes Heft. Mit vier Tafeln. (Christiania.) Fol. 6 Thlr.

31. Haase (Karl Heinrich), Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

32. Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

33. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller ꝛc. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. Erster Band, die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Nebst drei Beilagen. Gr. 4. 1836—38. Druckpapier 10 Thlr. 12 Gr., Schreibpapier 12 Thlr. 16 Gr.

Die frühern sieben Bände (1812—27) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 115. — 25. April 1839.

Das Album.

(Beſchluß aus Nr. 114.)

Das hier erwähnte pommerſche Buch iſt ein Stammbuch des kunſtliebenden Herzogs Philipp II. von Pommern, Deſſelben, für den Hainhofer den noch in der berliner Kunſtkammer befindlichen ſogenannten pommerſchen Kunſtſchrank beſorgte. Auf die Pracht der Malereien dieſes Stammbuchs läßt ſich daraus ſchließen, daß ein einziges Blatt, welches Hainhofer für die verwitwete Herzogin zu Stolpe mit der Vorſtellung, wie der Engel dem Zacharias, dem Vater des Johannes, erſcheint, dazu malen ließ, 100 ungariſche Dukaten gekoſtet hatte. Das Kranach'ſche Stammbuch auf der berliner Bibliothek wird dagegen mit Unrecht ſo genannt. Es beſteht aus neun einzelnen Folioblättern von Pergament, eins mit Chriſtus als Weltheiland in ganzer Figur, eins mit der Vorſtellung Chriſti am Kreuze, die übrigen mit den Bildniſſen Luther's und anderer wittenberger Reformatoren, welche eigenhändige Inſchriften darunter geſetzt haben, ſowie ihrer fürſtlichen Gönner in ganzer Figur, alle mit Deckfarben 1543 gemalt. Dieſe Blätter ſcheinen nichts weiter als Vorſtücke eines beſondern Prachtexemplars der bei H. Lufft gedruckten deutſchen Bibel in Luther's Überſetzung geweſen zu ſein, dergleichen nicht blos von den ſächſiſchen, ſondern auch von den anhaltiſchen und brandenburgiſchen Fürſten, Friedrich I. König von Dänemark u. A. damals ſo viele zum Abdruck auf Pergament und zum Ausmalen der Holzſchnitte, ſowie zur beſondern Ausſtattung mit Malereien in Wittenberg beſtellt wurden. Der Weltheiland und Chriſtus am Kreuze ſind dieſelben Vorſtellungen, die Reformatoren dieſelben Perſonen, deren Wappen ſo oft in den Titeln und andern Holzſchnitten der Lufft'ſchen Drucke vorkommen. In einem Briefe, bei Schuhmacher (II, 229), ſagt Lukas Kranach der Jüngere in Bezug auf das für den däniſchen König beſtellte Bibelexemplar: „Man konnt ſonſten vornen die leiſten und die ein Figuren ſonderlich von der Hand darin machen, daß es nicht gedruckt, desgleichen Konterfack, der ich ſonſten etzlichen Fürſten und Hern gemacht habe, werden nach der wirden bezahlet.“ Von ſolcher Arbeit, wozu ſich Kranach mehre Geſellen hielt, ſind denn auch jene angeblichen Stammbuchblätter; die Contrafacturen der vorgedachten Fürſten und Reformatoren eigneten ſich dazu am beſten, und um den Werth derſelben noch mehr zu erhöhen, mochte ſich der fürſtliche Beſteller auch noch die eigenhändigen Handſchriften darunter erbeten haben. Als die Schranken zwiſchen dem Adel und den übrigen Ständen verfielen und die Heraldik ihren Werth und ihre Wichtigkeit verlor, entſprachen auch die Stammbücher ihrem Namen nicht mehr, erhielten ſich aber doch, ſo lange die ſogenannte Perückenzeit dauerte. Man legte ſie beſonders Gelehrten und Künſtlern vor, die ſich dieſer Beläſtigung ſo wohlfeil als möglich zu entledigen ſuchten. Endlich fand man, daß Briefe und andere, ſelbſt erkaufte Werke eine beſſere Erinnerung an den Urheber ſind als ein Stammbuchblatt mit einem claſſiſchen Gemeinplatze oder einer verdrießlich hingeworfenen Skizze. Am längſten blieben die Studenten dabei, und ſo lange der Beſuch auswärtiger Univerſitäten noch häufig war und das Univerſitätsleben die eigenthümliche Geſtalt und Farbe wie vor Verlegung der Hochſchulen in die Hauptſtädte hatte, ließ ſich auf ein ſolches Andenken an die Lehrer und die Jugendfreunde, die ſich von da aus wieder in alle Welt zerſtreuten, etwas halten. Endlich verloren ſie ſich auch hier, nachdem ſie immer langweiliger geworden waren. Der Name hatte ſchon längſt aufgehört für die Sache paſſend zu ſein, und ſo ging ſie nun an die Franzoſen über, um bei ihnen ihre Reſtauration zu erleben und unter anderer Benennung erſt von da aus ihren tour du monde zu machen. Die Franzoſen ließen anfangs die ſchriftliche poetiſche Seite fallen und hielten ſich an die bildliche artiſtiſche. Die Kunſt war wieder in allgemeine Aufnahme gekommen, die Erfindung der Lithographie hatte ihre flüchtigen Hervorbringungen, ihre menus plaisirs nicht nur ins Erſtaunliche vermehrt, ſondern als die leichteſte und geeignetſte Methode für die Vervielfältigung von Handzeichnungen dieſe zu einer Sache beſonderer Liebhaberei gemacht. Überall waren Kunſtvereine entſtanden, die den neuen Kunſtſchulen einen Mittelpunkt gaben und die Werke der Künſtler zur Schau und an den Mann brachten. Wie dieſe ſich um die Ölmalerei verdient machten, ſo konnte Ähnliches von jedem Einzelnen mit weniger Aufwand für Aquarellmalerei und Zeichnung geſchehen, wenn er ein Album oder eine Galerie von Zeichnungen lebender Künſtler anlegte, was nun ebenſo wie der Beſitz von Chinoiſerien und Rococogegenſtänden zum guten Tone

wurde. H. Monnier gibt in dem „Livre des Cent-et-un" eine ergötzliche Schilderung, wie die jungen Künstler mittels Diners und anderer anscheinend uneigennütziger Einladungen besonders von den Damen für eigene und fremde Albums gepreßt und ihnen kein Ausweg übrig gelassen wurde, als den Preis ihres Couverts gleich nach der Tafel abzuarbeiten. Es war Glück genug für sie, wenn eine junge Schöne die niedliche Zeichnung, welche sie davontrug, nicht etwa vierfach zusammengekniffen in ihr Schnupftuch steckte, oder sie gar den Kindern zum Ausschneiden in die Hände fiel. Die strategischen Kunstgriffe, um zu einem Album zu gelangen, sind jedoch daselbst keineswegs erschöpft; namentlich hätte die Art und Weise einen interessanten Nachtrag dazu liefern können, wie der bekannte Bauchredner Alexander bei den guten Deutschen und Niederländern ein Album umsonst zusammengebracht hat, welches er 1837 unter dem Titel: „Album cosmopolite", in lithographirten Lieferungen, jede zu 6 Francs, noch weiter auszubeuten wußte. Seitdem sind die Künstler freilich klüger geworden und haben gelernt, ihre Papiere selbst an die Börse zu bringen. Das Album aber konnte sich auf so enge Grenzen wie die hier ihm angewiesenen nicht lange beschränken lassen. Der Drang der in ihm schlummernden Anlagen war zu gewaltig, als daß es seine Ausschließung von dem gesammten Gebiete der Druckkunst ferner stillschweigend hätte ertragen können. Dennoch würde es ihm nicht gelungen sein, seine gerechten Ansprüche gegen verjährte Usurpationen geltend zu machen, wären ihm nicht günstige Veränderungen in den literarischen Verhältnissen zur Hülfe gekommen. Die Schriftsteller arbeiteten früher als selbständige Meister, machten ein Buch nur, wenn sie der Geist dazu trieb, und übergaben ihr Kind, wenn es geboren und getauft war, dem Buchhändler, um es in die Welt zu bringen. Als aber mit der Gewerbefreiheit und den Fortschritten der Industrie das einzelne Handwerk immer mehr von größern Fabrikanstalten verschlungen oder abhängig gemacht, als der Fabrikherr zugleich Handelsherr wurde, gewannen auch die Buchhändler eine andere Stellung zu den Schriftstellern. Sie waren es nunmehr, welche diese befruchteten und die Kinder derselben häufig nicht blos tauften, sondern ihnen solche auf vorher bestimmte Namen in Bestellung gaben. Sie kannten die Bedürfnisse des Publicums, ihrer Aufmerksamkeit entging keine Sehnsucht, keine unbefriedigte Lücke des literarischen Familienglücks, für die sie nicht gleich eine wohlausgetragene Leibesfrucht bereit zu halten gesucht hätten. Dabei kam Alles darauf an, den günstigen Augenblick zu benutzen und durch imponirende Macht jede Concurrenz aus dem Felde zu schlagen. Dies ließ sich nur durch Combination der schriftstellerischen Kräfte bewerkstelligen, welche nunmehr auch außerhalb der periodischen Presse immer gewöhnlicher wurde, mochte es darauf ankommen, durch ein Vaudeville auf eine Stunde Zeitvertreib zu geben, oder durch ein umfassendes Gesammtwerk Jahrhunderte bis auf den Grund zu erschöpfen. Die Zahl der Schriftsteller wuchs, die Verleger bildeten ganze Fähnlein derselben unter Aufführung von Hauptleuten oder Redactoren; aber bald wurde ihnen das Feld zu enge, es mußte neuer Spielraum, es mußten neue Formen für ihre Unternehmungen gewonnen werden. Da half das geschmeidige Album ihnen und sich selbst aus der Noth. Zunächst verwandelte es die wirklichen Zeichnungen in lithographirte, wodurch den Liebhabern die Mühe und die Kosten des Sammelns erspart wurden. Weiter machte es aber auch seinen primitiven Charakter als Aggregat nicht blos bildlicher, sondern schriftlicher Erinnerungsgaben mehrer Verfasser wieder geltend, die, wenn ihnen früher in der Beschränkung auf einen einzigen Besitzer dessen Person der gemeinschaftliche Beziehungspunkt war, jetzt sich nur einem dritten Gegenstande von allgemeinem oder zeitgemäßem Interesse widmen durften, um gedruckt zu einer Menge von Besitzern zu gelangen. Dieser Gegenstand wurde nun entweder eine Person, sogar eine verstorbene, wie in dem Schiller- und dem für das nächste Jahr angekündigten Gutenberg-Album, oder eine Stadt oder Land, wie in dem Album parisien, du Dauphiné, für Tirol u. s. w., oder ein sachlicher Gegenstand, bald ernsthaften, bald komischen Inhalts, wie in dem Sacred und Comic Album, oder von noch allgemeinerm Umfange, wie in dem „Album für Freunde und Freundinnen deutscher Belletristik". Ebenso verschiedene Natur nahmen die Erinnerungsgaben oder Beiträge an, aus denen der Inhalt des Albums besteht: bald waren es bildliche Vorstellungen oder Prospecte, wie in dem Landscape und Pictorial Album, bald musikalische Compositionen, wie in dem „Album du pianiste", oder in denen, welche von berühmten Sängerinnen vorgetragene Neuigkeiten enthalten, bald prosaische Aufsätze, Gelegenheits- und andere Gedichte, bald alles dies zusammengenommen. Endlich pflanzte das Album auch in dem Gebiete der Almanachs und Taschenbücher seine Fahne auf und wurde zu einer neuen Firma für Neujahrsgaben, in denen von einem Zusammenhange des Inhalts, oder einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gar nicht mehr die Rede ist. Kurz, die Emancipation des Albums ist zwar erst im Entstehen, aber sie eröffnet ihm eine Aussicht, so weit als der Himmel blau ist; und da alles bedruckte Papier ursprünglich weiß gewesen, also gewissermaßen zu dessen Domaine gehört, so ist nicht zu zweifeln, daß das Album bald in allen Gebieten der Literatur seine Hoheitsrechte feststellen und durch die Buchhändler eben solche Eroberungen machen wird wie Ludwig XIV. durch seine Reunionskammern. 138.

Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen frühern und jetzigen politischen Verhältnissen, geschildert von K. E. A. von Hoff. Nebst einer kleinen Übersichtskarte. Gotha, J. Perthes. 1838. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieses Werk ist vornehmlich dazu bestimmt, als Handbuch zu des verstorbenen Stieler Handatlas sowol als zu seiner großen Karte von Deutschland in 25 Blättern zu dienen. Dasselbe soll keine ausführliche Geographie und Statistik enthalten, sondern nur ein Gemälde von Deutschland lie-

fern, welches gleichsam mit einem Blick übersehen werden kann. In diesem Sinne hat der Verf. dasselbe gearbeitet. Er hat dabei der physischen Erdbeschreibung, namentlich der Orographie und Hydrographie, einen verhältnißmäßig großen Raum gewidmet, weil gerade dieser Theil in keinem Handbuche mit solcher Ausführlichkeit und in solcher systematischen und übersichtlichen Ordnung gegeben worden ist, wie der Verf. denselben hier darstellt. An die Orographie und Hydrographie schließen sich Darstellungen der Klimatologie, Productionskraft des Bodens u. s. w. Ein folgender Abschnitt ist der deutschen Nation gewidmet, eine Schilderung ihrer Natur und Eigenthümlichkeiten im Ganzen und im Einzelnen enthaltend. Um den letzten Theil, eine eigentliche geographisch-statistische Übersicht des ganzen Bundes, so darzustellen, daß die Ursachen der jetzigen Eintheilung und des jetzigen Bestandes dieser Staaten erklärt wurden, schien es dem Verf. zweckmäßig, eine gedrängte Übersicht des großen und vielfachen Wechsels vorauszuschicken, welcher in dem deutschen Länderbesitze von ältern Zeiten her stattgefunden hat, und der Art, wie in dieser Beziehung der neueste Zustand sich aus dem ältern herausgebildet hat. Diese Darstellung enthält der vierte Abschnitt. Der fünfte Abschnitt gibt nur eine allgemeine Übersicht der jetzigen politisch-geographischen Verhältnisse, mit Angabe der Lage, Regierung, Verfassung, der regierenden Dynastien u. s. w., der Staaten, ihrer Eintheilung und der Hauptorte der Hauptbezirke sowie einiger der übrigen wichtigen Orte und ihrer Einwohnerzahl. Vor Erscheinung des Werkes im Druck wurde der Verfasser, der sich um Staat und Wissenschaft so verdient gemacht, vom Tode überrascht. *)

Der Flächeninhalt sämmtlicher, zum deutschen Bunde gehörenden Länder ist nach des Verfassers Angabe 12,093 geographische □Meilen, die Zahl der Einwohner: 37,178,562. Verschieden von diesem, aus einem künstlich zusammengefügten Staatenbunde bestehenden Deutschland, dem neuesten Ergebniß des jüngsten Actes in einer Reihe von Weltbegebenheiten, ist ein natürliches Deutschland, d. i. ein durch Gestalt und Beschaffenheit des Bodens, Gebirgsstellung, Flußlauf u. s. w. zusammengehörendes Ganze, welches ewig besteht und dem schon in grauer Vorzeit ein Gesammtname gegeben ward. Verschieden ist davon auch ein volksthümliches Deutschland, d. i. der ganze Länderbezirk, über welchen deutsche Sprache und Sitten seit langer Zeit verbreitet sind, deren Spuren vielleicht erst nach dem Laufe vieler Jahrhunderte und nach erneuerten großen Weltbegebenheiten verwischt werden können. Verschieden ist endlich ein historisches Deutschland, der Schauplatz eines durch mehre Jahrhunderte durchgegangenen Wechsels von Zuständen des Landes und des Volkes, aus welchen sich der jetzt bestehende geographisch-politische Zustand entwickelt hat.

Von Europa ist die südliche Hälfte des deutschen Bodens der Kern oder das Herz. Hier, in der Schweiz, auf der Linie, wo die Sprachen und Sitten mehrer Völker sich scheiden, erhebt sich der Boden zu der höchsten und größten Gebirgsmasse Europas, die ihres Gleichen erst wieder im fernen Osten, im Kaukasus, findet. Sie sendet lang erstreckte Zweige oder Gebirgsketten aus nach mehren Weltgegenden, und die Richtung und Abdachung dieser Höhenzüge bestimmen die Gestalt und Abdachung der ganzen europäischen Halbinsel, sowol ihrer innern Theile als der von ihr auslaufenden kleinern Halbinseln und der sie in geringer Entfernung umgebenden Inseln. Von S. 5 – 33 wird vom Verf. das Gebirgssystem der Alpen, von S. 33—37 das ostdeutsche Gebirgssystem beschrieben, von da an bis S. 60 alle übrigen deutschen Gebirge; von da an bis S. 68 folgt die Beschreibung der deutschen Ebenen; endlich bis 205 die der Wassereintheilung.

Nachdem der Verf. Lage, Grenzen, Größe und natürliche Beschaffenheit Deutschlands beschrieben, gibt er von der Oberfläche desselben folgendes Bild:

„Der südliche Drittheil des Landes ist der höchste; ihn durchzieht die Kette der Alpen in mehren Hauptreihen und Seitenästen. Für den Hauptrücken der großen Reihen kann man eine mittlere Höhe von 7000 — 7200 Fuß über der Meeresfläche annehmen; eine Höhe, in welcher derselben in Europa nur die westliche Kette der Pyrenäen gleichkommt. Alle über diese mittlere Höhe emporragenden Berggipfel sind mit nie schmelzendem Schnee bedeckt, und immerwährendes Eis als Gletscher zieht sich von dem Rücken herab und in die demselben nahe liegenden Thäler bis zur Höhe von ungefähr 5200 Fuß über der Meeresfläche. Von diesem südlichen Drittheile Deutschlands hat der östliche kleinere Theil südöstlichen und südlichen Abfall, und ebenfalls nur ein kleiner Theil von diesem erstreckt sich bis an die Küste des Meeres — des adriatischen —; der übrige Theil des Hauptabfalles ist gegen Norden gerichtet, mit lang ausgestreckten Ästen der Alpenkette. Die Thäler und der Wasserlauf zwischen diesen Ästen sind natürlicherweise ebenfalls gegen N. gerichtet. Ausnahme hiervon machen die gegen Osten zwischen den größern Gebirgsreihen auslaufenden Hauptthäler der Donau, Drau und Save. Die nördliche Grenze des süddeutschen Hochlandes geht durch das südliche Schwaben, das südliche Baiern, bis ungefähr zur Vereinigung der Donau mit dem Inn, und scheidet Böhmen von Östreich und Mähren."

„Der mittlere Drittheil Deutschlands ist von Gebirgen durchzogen, welche die Höhe des Alpensystems beiweitem nicht erreichen und, je weiter sie nach N. vortreten, desto niedriger werden. Sie bilden drei verschiedene, durch ihre Richtung ausgezeichnete Systeme. Die Richtung des ersten ist von SO. nach NW., und zu diesem Systeme gehören die Sudeten, der Böhmerwald, der Franken- und Thüringerwald mit seinen nordwestlichen Fortsetzungen, der Harz und die zwischen den beiden letztern liegenden Höhenzüge. Die Hauptrücken dieses Systems übersteigen nicht die mittlere Höhe von 2000 Fuß über der Meeresfläche, und keiner ihrer höhern Gipfel erreicht die Linie des immerwährenden Schnees. Die Richtung der zu diesem Systeme gehörenden Gebirgsketten bestimmt die Richtung des Laufes und der großen Hauptthäler der Oder, Elbe und Werra mit der Weser. Das zweite System ist durch die Richtung von SW. nach NO. charakterisirt. Zu demselben gehören: das Juragebirge von der Schweiz an bis nach Nordfranken, das böhmisch-mährische Gebirge und das Erzgebirge, welches letztere durch das ebensowol dem ersten als dem zweiten Systeme angehörende Fichtelgebirge mit jenem verbunden wird. In Ansehung der mittlern Höhe kommt es mit dem ersten Systeme ungefähr überein, und die Thäler zwischen den dazu gehörenden Bergzügen enthalten den Lauf von Nebenflüssen der dem ersten angehörenden Ströme. Im dritten Systeme sind die Bergzüge fast von S. nach N., wenig NO. gerichtet. Es begreift den Schwarzwald, die Vogesen, die Haardt, den Odenwald, Spessart, Eifel, Taunus, Westerwald, Vogelsgebirge und mehre kleinere Bergzüge. Von diesem Systeme kommt nur der Hauptrücken des Schwarzwaldes an mittlerer Höhe den Bergzügen des ersten Systems gleich; die mittlere Höhe der übrigen ist durchgehends um einige Hundert Fuß geringer. Die Thalflächen des mittlern Drittheils von Deutschland, welche zwischen diesen drei Bergsystemen liegen, haben eine mittlere Höhe von 4—600 Fuß über der Meeresfläche."

„Der nördliche Drittheil besteht aus den oben hinlänglich charakterisirten Ebenen, die von einer mittlern Höhe von ungefähr 500 Fuß bis zur Meeresfläche selbst abfallen. In diesen gibt es nur niedrige Landrücken und einzelne Hervorragungen, welche selten 200 Fuß Meereshöhe erreichen."

Auf solche Weise fährt der Verf. bis S. 218 fort das Ergebniß der Gestalt des Bodens nach dem Vorhergehenden und der daraus entspringenden klimatischen und andern Verhältnisse und Producte augenscheinlich darzustellen, wobei wir ihm hier nicht weiter folgen können.

*) Er starb am 31. Mai 1817.

Im dritten Abschnitte werden „Deutschlands Bewohner" beschrieben und charakterisirt. Das jetzige deutsche Volk ist aus mehren, ursprünglich verschiedenen Völkerstämmen erwachsen. Eigentlich deutsche Völker bewohnen die westlichen Theile von Krain und Kärnten, Oberſteiermark, Östreich, Tirol, wo sie im südlichen Theile mit Italienern vermischt sind, Baiern, Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen, die westlichen Theile von Brandenburg und die Länder zu beiden Seiten des mittlern und untern Rheins bis nach Frankreich und in die Niederlande. Einen zwar auch zum deutschen Stamme gehörenden, doch in Mundart, Gesetzen und mehren Eigenthümlichkeiten von ihm etwas verschiedenen Zweig bilden die Sachsen, deren Nachkommen wir in Westfalen, Holstein und von da an in Niedersachsen südwärts bis zum Harze finden. Ferner sind die Friesen am deutschen Meere in Ostfriesland und weiter gegen Westen als ein besonderer germanischer Stamm zu betrachten.

Den nordöstlichen und östlichen Theil der jetzt zu Deutschland gerechneten Länder haben in früherer Zeit slawische Stämme eingenommen, deren Nachkommen, mehr oder weniger deutsch geworden, Mecklenburg, Pommern, Obersachsen auf dem rechten Ufer der Saale, die Lausitzen, Böhmen, Schlesien, Mähren und die östlichen Theile von Steiermark, Kärnten und Krain einnehmen. Die slawischen Stämme haben sich am reinsten erhalten in der Oberlausitz, in Böhmen, Mähren und dem südlichen Theile des ehemaligen östreichischen Kreises. In Schlesien und Niederlausitz sind sie weit mehr mit Deutschen vermischt und in Sprache und Sitten in diese übergegangen. In Meißen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg sind sie ganz deutsch geworden. Die deutschen Stämme haben sich indessen noch weit über die Grenzen des heutigen Deutschlands verbreitet, gegen NO. über Preußen bis nach Liefland und gegen W. über Elsaß und Lothringen, wo die deutsche Sprache noch nicht ganz verdrängt ist; auch der größte Theil der Schweiz im Norden der Alpen ist deutsch. Einige kleine Überreste von Slawen oder Wenden haben sich ganz insularisch mitten unter Deutschen in Tracht, Sitten und Gebräuchen, wenngleich nicht alle in der Sprache, erhalten, wie z. B. die Halloren in Halle, die Einwohner des herzoglich-sächsischen Amtes Altenburg und die des Bezirks von Eger. Fremde Einwanderer in Deutschland von neuerer Zeit sind die aus Frankreich durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertriebenen evangelischen Glaubensgenossen, die, in mehren Gegenden und Städten Deutschlands, wie Berlin, Kassel, Hanau, Offenbach, Hildburghausen u. s. w., aufgenommen, wenigstens an einigen dieser Orte weder der Landessprache ihrer Vorfahren noch manchen französischen Sitten und Gebräuchen untreu geworden sind. Die Juden leben, wie bekannt, in ganz Deutschland zerstreut; häufiger in Süd- als in Norddeutschland. Die meisten findet man in den Ländern des ehemaligen fränkischen Kreises. Ihre Vereinigung in größter Zahl an Einem Orte besteht in Frankfurt am Main. Die Sprache der Deutschen theilt sich in zwei Hauptstämme, das Oberdeutsche oder Hochdeutsche und das Niederdeutsche oder Plattdeutsche. Das Oberdeutsche sprechen die Einwohner von Östreich, Tirol, Baiern, Schwaben, der Länder am Ober- und Mittelrheine, von Hessen, Franken, Thüringen und Meißen, sowie auch die Gebildeten in Niedersachsen und Westfalen, wo im Königreiche Hanover der wohllautendste Dialekt der hochdeutschen Sprache zu finden ist. Jedes dieser hier genannten Länder hat wieder seine besondere, von den übrigen sehr verschiedene Mundart. Aber auch in diesen größern Abtheilungen befinden sich wieder viele kleine Unterabtheilungen, die sich durch Verschiedenheiten im Dialekt und selbst durch eigenthümliche Ausdrücke unterscheiden. Besonders findet man überall eine bedeutende Verschiedenheit der Mundart des Gebirgsbewohners von dem des platten Landes. Die niederdeutsche Sprache wird geredet in Westfalen, Hanover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg. Auch von ihr gilt Das, was über die Verschiedenheit der Dialekte bei dem Oberdeutschen gesagt worden ist. Aus dem Niederdeutschen ist auch die holländische und zum Theil die englische Sprache hervorgegangen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Camille Turlet erschien ein Werkchen unter dem etwas seltsamen Titel: „La vie idéale, ou peinture des émotions à vingt ans." Ein französischer Kritiker erkennt es als ein Zeichen von Muth an, in dem Gewühle materieller Interessen, worunter die Gegenwart fast erstickt, ein Buch solchen Inhalts wie das in Rede stehende zu verfassen und herauszugeben. Es sei indeß, wie er hinzusetzt, ein edler Muth; die Menschheit müsse wieder durch die Literatur zur Sittlichkeit und Geistigkeit zurückgeführt werden. Mit einem Buche, dem Alten und Neuen Testamente, seien Europa und Amerika, mit einem Buche, dem Koran, Asien und Afrika civilisirt worden. Aber der Doppeltitel des Buches lasse eine tadelnde Bemerkung zu. Der Verf. scheine zu glauben, daß die Reize des idealen Lebens nur um das zwanzigste Jahr herum verstanden, begriffen und genossen werden könnten. Das sei falsch. Dies Privilegium verliere sich mit dem Alter keineswegs, und es gebe Greise, welche immer nur zwanzig Jahre zu zählen schienen. Gerade gegen das Ende des Lebens reinige sich der Geist, streife die materiellen Schlacken ab und erhebe sich zu den höchsten und tiefsinnigsten Betrachtungen. Sonst erwecke das Buch im Leser eine angenehme Träumerei, und man werde oft von eigenthümlichen Ansichten überrascht, wozu der Ausspruch gehöre: „Durchlauft den ungeheuern Kreis der Wissenschaften und ihr werdet finden, daß jede mit einem Mysterium anfängt, die mathematischen, die positivsten unter ihnen, nicht ausgenommen. Die ersten Vordersätze, dunkel an sich, erfodern stets einen Act des Glaubens." Übrigens hat der Verf. in dieser Schrift das Gedicht Schiller's: „Die Ideale", welches von dem französischen Berichterstatter eine der schönsten Oden Schiller's genannt wird, in gelungener prosaischer Übersetzung mitgetheilt.

Schöngeistige Producte erschienen in Frankreich neuerdings folgende: „Folles amours, par *Alphonse Brot*" (2 Bde.); „Adelaide, mémoires d'une jeune fille, par Mad. *Augustin-Thierry*, auteur des Scènes des moeurs"; „Alphonse et Juliette, par Mad. *Mélanie Waldor*" (2 Bde.); „Geneviève, par *Alphonse Karr*" (2 Bde.); „Halina-Oginska, par Mad. la comtesse *de Choiseul-Gouffier*" (2 Bde.); „Le chien de Jean de Nivelle, par *Fabre d'Olivet*", Verf. des Romans „Un médecin d'autrefois"; „Madame la duchesse de Longueville, par *Jules de Saint-Félix*", schon durch die Romane „Mad. la duchesse de Bourgogne", „Le colonel Richmond" und „Mlle. de Marignan" bekannt. Unter der Presse befinden sich: „Le poète Milton, par *Riquier Aldée*" und „La noblesse de province", eine Reihenfolge kleiner Romane in zwei Bänden, von dem Grafen Horace de Viel Castel, Verf. des Romans: „Le faubourg Saint-Honoré", ferner „Ma petite soeur, roman intime d'*Auguste Ricard*", und „Blanche, roman nouveau de Mad. *Junot d'Abrantes*". Man sieht, daß die französischen Romanschriftsteller an einer unerschöpflichen, wenn auch gewiß nicht stets lautern und erquicklichen Quelle schöpfen.

Von dem Werke Augustin Thierry's: „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands", erschien der vierte und letzte Band. Das Buch wird in der Buchhändlerannonce als eins der bemerkenswerthesten Werke gerühmt, als das schönste Erzeugniß der modernen Geschichtschreibung. Es ist mit Illustrationen nach Horace Vernet, Scheffer, Tony Johannot u. s. w., sowie mit einem Atlas ausgestattet, und kostet vollständig 50 Francs. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 116. — 26. April 1839.

Schwediſche Zuſtände.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Literariſches.

Das Intereſſe, welches das größere Publicum noch immer der ephemeren Literatur zuwendet, veranlaßt uns, wieder unſere Überſicht der Geſammtliteratur Schwedens mit den Zeitungen und den Erſcheinungen im Fache der Tagespolitik zu beginnen, welche nothwendig an ſich durch ihre Beziehung zu den im vorigen Artikel berichteten unſeligen Ereigniſſen des verfloſſenen Jahres an Bedeutſamkeit nur gewonnen haben können.

Zuvörderſt ſei gleich hier die Angabe beigebracht, daß nach der ſchwediſchen Bibliographie 1838 überhaupt im ganzen Reiche 75 Zeitungen (worunter 14 in der Hauptſtadt, 6 in Gothenburg, 4 in Upſala, 3 in Lund) und 16 Zeitſchriften (9 in Stockholm, 1 in Upſala, 3 in Lund) erſchienen.

Höchſt bedeutend und vor Allem der Erwähnung werth iſt, daß Prof. Geijer als Herausgeber eines monatlich erſcheinenden „Literaturblatts" die journaliſtiſche Laufbahn betreten hat. Der berühmte Geſchichtſchreiber und Dichter, früher als Vorkämpfer der conſervativen Partei bekannt, von der Oppoſition häufig als Ultra verketzert, legte ganz unerwartet gleich in dem erſten Stücke ſeines neuen Blattes das Bekenntniß ab, daß er ſeine frühern Anſichten gänzlich geändert habe, und ſchonte ſelbſt ſeine bisherigen Freunde nicht, ihnen ſpöttelnd und übermüthig ihr Kleben an dem Alten und ihr Taubſein für die gerechten Foderungen der neuen Zeit vorrückend. Die Stimmführer des Tages jubelten hoch auf über dieſe Äußerungen, und wie ſie früher ein- für allemal dem berühmten Hiſtoriker das Recht abgeſprochen hatten, ſeine Stimme über Politik abzugeben, ſo erklärten ſie nun ihn ebenſo unbedingt für ein politiſches Orakel. Der allgemeinen Hoffnung, von ihm ſo manches Problem, das der neueſten Staatskunſt vorliegt, gelöſt zu ſehen, hat Geijer nicht entſprochen. Die geſchichtlichen Überſichten, die er gibt, ſind höchſt verdienſtlich; ſobald er aber an die eigentliche Beantwortung der Frage kommt, weicht er aus, verliert ſich in allgemeine, von Niemanden beſtrittene Sätze, oder hüllt ſich auch in ein gewiſſes myſtiſches Halbdunkel. Er hat manche Einrichtung in Staat und Kirche als fehlerhaft gerügt, aber wie die Sache zu ändern, den Übelſtänden abzuhelfen, nur auf ſehr ungenügende Weiſe angedeutet. Blos Einen hochwichtigen Gegenſtand, die öffentliche Erziehung, hat Geijer mit einiger Gründlichkeit behandelt; aber das Ergebniß iſt nicht neu, noch im Einzelnen gehörig beſtimmt; Andere, z. B. Prof. Fryxell und Erzbiſchof Wallin, haben bereits früher und beſſer das hier in Frage Kommende dargeſtellt und entwickelt. Es kann dem Geſagten zufolge nicht befremden, daß einige Stimmen ſich in neueſter Zeit gegen das „Literaturblatt" erhoben und den Verf. aufgefodert haben, ſich deutlicher auszuſprechen; andere haben gezweifelt, daß er dies vermöge. Phantaſie und Gefühl, bei dieſem Schriftſteller überwiegende Eigenſchaften, führen bei Löſung politiſcher Aufgaben nur zu leicht auf Irrwege; ſogar der dichteriſche Styl und die orakelmäßige Kürze im Ausdruck erregen erſt den Verdacht, ſtatt ihn zu verſcheuchen, daß eine unklare Auffaſſung des Gegenſtandes zu Grunde liege. Die weſentliche Eigenthümlichkeit unſers trefflichen Forſchers beſteht aber darin, Charaktere, Verhältniſſe und Begebenheiten, deren Beurtheilung die Ferne des Raums und der Zeit ſchwierig macht, mit ausnehmender Schärfe und einem divinatoriſchen Blick aufzufaſſen; ſobald ihm aber die Geſchichte näher rückt, zeigt ſich, daß ſein Auge mehr für eine organiſche Anſchauung der Vergangenheit und der Gegenwart geſchaffen ſei und für die Einzelnheiten der letztern keinen Blick habe. Der Enthuſiasmus, den die Ultraliberalen über den vermeinten Übertritt eines ſo bedeutenden Mannes zu ihnen äußerten, hat ſogleich nachgelaſſen, als er ihnen kurz und bündig ihren Undank gegen den greiſen König vorrückte und ſie wegen ihrer Aufreizungen zur Störung der geſetzlichen Ordnung ſcharf tadelte. Überhaupt haben die letzten Stücke des „Literaturblattes", weil der Verf. darin das Gebiet, in welchem er als Meiſter waltet, nicht verläßt, mehr Haltung und auch Gehalt.

Der ſeit 1833 in Upſala beſtehende Verein für Literatur hat im vorigen Jahre zu beſtehen aufgehört; ſomit iſt auch die „Skandia" mit dem zehnten Bande und die „Literaturzeitung" geſchloſſen. An deren Stelle iſt aber eine Kirchenzeitung und eine Monatsſchrift: „Mi-

*) Vgl. den erſten Art. in Nr. 79—82 d. Bl. D. Red.

mer", für Geschichte, Politik, Philosophie und Kunst, angekündigt. Eine andere literarische Zeitschrift: „Eos", wird in Gefle von dem Lehrer der Ästhetik, Lenström, herausgegeben.

Unter den Oppositionsblättern ist das „Aftonblad" (Abendblatt) noch immer das verbreitetste; es hat gegen 4000 Abnehmer. Ihm zunächst steht das „Dagligt Allehanda" (Tägliches Allerlei), das im vorigen Sommer auch das Seinige zur Aufregung des Volkes beigetragen hat. Die Redacteure dieses Blattes, zwei rechtliche, aber sehr inconsequente Männer, gestehen in dem diesmaligen Neujahrsgruß an das Publicum ehrlich ein, daß im vorigen Jahre die freie Presse sich von ihrem im Ganzen lobenswerthen Eifer gegen Willkür und Ungerechtigkeit zu weit habe hinreißen lassen, sie selbst hätten ihrerseits bei mehren Gelegenheiten die Grenzen der Klugheit und Mäßigung überschritten; sie fodern jetzt die Gleichgesinnten zu Berathung und Ermittelung solcher Maßregeln auf, die, weit entfernt das allgemeine Wohl zu gefährden, zu dessen Beförderung und Befestigung geeignet seien. Die „Freya", welche ihren frühern Charakter, den Radicalismus mit Scherz und Ernst zu bekämpfen, seit in der Mitte des vorigen Jahres der Herausgeber des 1836 eingegangenen „Argus", Johansson, in die Redaction aufgenommen ward, gänzlich geändert hat, erwiderte jene Erklärung des „Dagligt Allehanda" mit äußerster Heftigkeit und behauptete im Gegentheil, nichts von dem Geschehenen sei zu bereuen, das einzige Heil des Staates allein in einer Revolution zu suchen. In demselben jakobinischen Ton spricht die neuerlich von Sandström (dem früher als Geschworenen im Cruſenstolpe'schen Proceß erwähnten abgesetzten Beamten) gegründete „Stockholms Tidning", die sich in ihrer revolutionnairen Tendenz und in Frechheit der Sprache dem Marat'schen „Ami du peuple" nähert. In der Provinz sind die bedeutendsten Oppositionsblätter der „Ostgothische Correspondent", der in Linköping herauskommt, nicht ohne Witz, aber mit großer Derbheit, ja Grobheit geschrieben ist, und der „Göthen" (Der Gothe), der in Gothenburg erscheint und gute Handelsnachrichten liefert.

Wie sich in neuester Zeit die Zahl der Oppositionsblätter vermehrt hat, so sind auf der andern Seite auch mehre neue Blätter hervorgetreten, die der entgegengesetzten Richtung huldigen. Zu diesen gehört die „Wermlands-Zeitung", an welcher der berühmte Naturforscher Bischof Agardh Theil nimmt und in Verbindung mit dem Lector Söderberg gegen die Ausschweifungen und unheilbringenden Umtriebe des Ultraliberalismus mit Geist und Witz nachdrücklich auftritt. Denselben Weg hat auch der in Lund erscheinende, jetzt von dem geistreichen Propst Wieselgren redigirte „Skänska Correspondent" (Schonensche Correspondent) eingeschlagen. Den beiden genannten schließen sich an: „Samlaren" (Der Sammler), der in Strengnäs, und „Norrlands Tidning", die in Hernösand herauskommt. Diese Blätter üben auf das Publicum meist einen weit größern Einfluß als die „Staatszeitung", die noch immer ein schwacher und unbeholfener Anwalt der Regierung ist. Die meisten übrigen Zeitungen beobachten in Hinsicht auf Politik ein gewisses Justemilieu.

Die vorjährigen Unruhen haben eine große Menge Flugschriften veranlaßt. Unter denen, welche die Sache der Opposition verfechten, bemerken wir: „Afvita Boken" (Buch der Thorheit), witzig, aber ohne eigentlichen Gehalt; „Tryckfrihets-Harpan" (Die Harfe der Preßfreiheit), eine Sammlung aufrührerischer Lieder; das schon früher erwähnte Libell: „Revolution och Republik"; desgleichen das vierte Heft der Cruſenstolpe'schen „Ställningar och Förhållanden" (Stellungen und Verhältnisse), welches der Verf. im Gefängnisse zu Warholmen schrieb, während seine Anhänger über die Strenge seiner Haft laute Klage führten. Es enthält außer seinen Unterredungen mit dem König in jener Zeit, als er noch Zeitungsschreiber im Dienste des Ministeriums war, nichts als bittere Klagen über den Grafen Brahe, der ihm in dieser Periode zu wenig Geld gegeben und endlich sein jetziges Unglück herbeigeführt haben soll. Die erstere Angabe kann wahr sein, denn Cruſenstolpe war von je ein unsinniger Verschwender und Spieler; die letztere ist anerkannt falsch.

Von den Schriften gegen die Ruhestörer und deren Anhänger nennen wir: „Också några Blickar om Styrelse- och Oppositions Pressen i Sverige" (Auch einige Blicke auf die ministerielle und Oppositionspresse in Schweden); „Några Blickar på Tidens politiska Strider" (Blicke auf die politischen Kämpfe der Zeit); „Ställningar och Förhållanden efter d. 19. Juni, af G. Svederus" (Stellungen und Verhältnisse nach u. s. w.); „Dagens Händelser, bedömde af en Landtman" (Die Ereignisse des Tages, von einem Landmann beurtheilt), wovon noch kürzlich eine Fortsetzung: „Upplösning är icke Upplysning" (Auflösung ist nicht Aufklärung), erschienen ist; „Ett Ord efter Stormen" (Ein Wort nach dem Sturme). Diese mit vielem Talent geschriebenen Flugschriften sind von dem Prof. Palmblad in der Zeitung des Literaturvereins genau mit stetem Hinblick auf die darin beschriebenen Ereignisse beurtheilt worden. Ein später erschienener besonderer Abdruck dieser Kritik führt den Titel: „Dagens Strider och Skrifterna deröfver, bedömde af en Ledamot af Upsala Universität" (Die Kämpfe des Tages und die Schriften darüber, beurtheilt von einem Mitgliede der Universität Upsala). In keiner der aufgeführten Schriften werden die Misgriffe der Regierung verschwiegen, und das Verfahren des Hofgerichts in der Cruſenstolpe'schen Sache wird in allen getadelt; eine Rechtfertigung desselben ist in der Broschüre: „Om Majestätsbrott i Tal och Skrift" (Über Beleidigung der Majestät in Rede und Schrift), versucht.

Großes Aufsehen erregte die vom Prof. der Arzneikunde zu Upsala, Dr. Isr. Hwasser verfaßte, in einem edeln Styl geschriebene Broschüre: „Om Alliance-Tractaten emellan Sverige och Ryßland år 1812." Die Opposition hat dem jetzigen König als einen argen politischen Misgriff unaufhörlich vorgeworfen, daß er bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander in Åbo 1812 sich, als Preis für den Beitritt Schwedens zu den Verbündeten, statt Norwegens nicht Finnland ausbedungen habe

und im Falle der Weigerung von russischer Seite zu dem französischen System übergetreten sei. Der Verf. der in Rede stehenden Schrift, einräumend, daß die Abtretung Finnlands für Schweden ein großer Verlust war, leugnet dagegen mit Recht, daß die Wiedererlangung dieses Landes weder im Wege der Übereinkunft noch des Krieges möglich gewesen wäre. Auch würde, wie er ferner meint, die Wiedervereinigung beide Länder nicht beglückt haben: Finnland würde wie von jeher ein Zankapfel zwischen Rußland und Schweden werden, es zu behaupten, würde ungeheuere Anstrengungen kosten und Schweden nöthigen, sich in einen Militairstaat zu verwandeln und demgemäß ein System anzunehmen, das sich mit der constitutionnellen Verfassung schwerlich vertrage. Beiden Ländern ist nach der Ansicht des begeisterten Verf. von der Vorsehung eine größere und schönere Bestimmung vorgezeichnet: Schweden soll vorzugsweise ein Culturstaat werden und das geist- und sprachverwandte, wiewol politisch davon getrennte Finnland mit ihm gleichen Schritt halten; allmälig wird Finnland mit seiner Civilisation Rußland schwängern und dieses wiederum Asien civilisiren. Wer kann der Opposition verdenken, daß sie diese Ansichten Träumereien schilt? Aber sie hat auch mit großer Malice geäußert, der Verf. müsse wol eine hübsche runde Summe Rubel für seine Bemühung von Rußland erhalten haben. In einer Gegenschrift: „Finnland och deß Framtid" (Finnland und seine Zukunft), werden die Behauptungen des Prof. Hvasser Punkt für Punkt widerlegt.

Im Fache der Geschichte erwähnen wir zuerst E. G. Geijer's im 8. Bande der „Neuen Verhandlungen der schwedischen Akademie" abgedruckte gekrönte Preisschrift: „Teckning af Sveriges Tillstånd och de förnämsta handlande Personerne från Carl XII's död till Gustaf III's enträde till Regeringen" (Schilderung des Zustandes Schwedens und der vornehmsten handelnden Personen vom Tode Karl's XII. bis zum Regierungsantritt Gustav's III.). Diese Abhandlung, die zum Theil aus bisher unbenutzten Quellen geschöpft ist, liefert ein neues Zeugniß von dem Geist und dem geübten historischen Scharfblick des großen Gelehrten und füllt eine von den frühern schwedischen Geschichtschreibern gelassene Lücke aus.

Eine sehr willkommene Gabe verdanken wir dem Prof. Fryxell in dem 8. Theil seiner „Berättelser ur Svenska Historien" (Erzählungen aus der schwedischen Geschichte), welcher die Zeit Christina's bis 1644 schildert. Das bereits Bekannte hat in diesem Buche vielfache Bereicherungen, manche bisher herrschende Ansicht ihre Berichtigung erhalten; die Darstellung, fern von allem Prunk, ist sehr lebendig. In „Skandinaviens Urinvånare" (Die Ureinwohner Skandinaviens), zwei Hefte, liefert der berühmte Prof. S. Nilsson in Lund einen Versuch in der vergleichenden Ethnographie. Das biographische Lexikon merkwürdiger Schweden, das bis zum dritten Hefte des vierten Bandes vorgeschritten ist, enthält bei aller Unvollkommenheit, die demselben vorgeworfen wird, doch eine schätzbare Galerie mehr oder minder denkwürdiger Personen aus alter und neuer Zeit und verdient überdem als Beitrag zur schwedischen Literargeschichte Beachtung. „Historisk Läsebibliothek" bringt nur Übersetzungen. Die „Svenska Kirkans Historia" (Geschichte der schwedischen Kirche), von welcher der erste Theil erschien, macht die Gründlichkeit, mit welcher das Werk ausgearbeitet ist, und die fromme Gesinnung des Verf., Prof. H. Reuterdahl in Lund, gleich schätzbar. Übersetzungen kamen von folgenden größern Geschichtswerken heraus, als: Becker's „Weltgeschichte", in einer neuen Auflage, Rotteck's „Allgemeine Geschichte", Raumer's „Geschichte Europas" und Fr. Schlegel's „Geschichte der alten und neuen Literatur".

(Der Beschluß folgt.)

Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen frühern und jetzigen politischen Verhältnissen geschildert von K. E. A. Hoff.

(Beschluß aus Nr. 115.)

Bei den verschiedenen Abtheilungen des deutschen Volkes zeigen sich auch verschiedene Eigenthümlichkeiten in ihrem Wesen, die man nicht mehr allein aus der Verschiedenheit der ursprünglichen Volksstämme ableiten kann. Die jetzt bestehenden Verschiedenheiten beruhen außer den Dialekten vornehmlich auf der natürlichen Beschaffenheit des Landes, auf den durch diese begründeten Beschäftigungen der Bewohner, auf der Religion, den Unterrichtsanstalten, der politischen Landesverfassung und Regierungsweise. Die natürliche Beschaffenheit eines Landes ist das erste Element zu Bildung des Körpers und des Geistes eines Volks, besonders bewirkt durch die Beschäftigungsweise, zu welcher durch die Landesnatur das Volk veranlaßt, ja gezwungen wird. Es ist merkwürdig, wie sogar in Ländern, deren natürliche Beschaffenheit wesentlich verschieden, ja von ganz entgegengesetzter Art ist, wie z. B. in Holland und in der Schweiz, dennoch die ähnliche Lebensweise, zu welcher jene Beschaffenheit ihre Bewohner nöthigt, in diesen eine sehr große Ähnlichkeit in Wesen, Sitte und Charakter hervorbringen kann. Wie der Schweizer dem Tod auf beeisten Felsen, so bietet der Niederländer die Stirn ihm auf den tobenden Fluten. Beide Heldenvölker, deren Großthaten die Bücher der Geschichte zieren, beide bieder und treu, beide freiheitsliebend. Einen bedeutenden Einfluß auf die Sinnesart des Volks hat die Religion, und zwar nicht allein durch die Glaubenslehren an sich, die sie den Gemüthern einzuprägen sucht, sondern vornehmlich durch die mit der Belehrung in derselben in Verbindung stehende Belehrung überhaupt, durch die Anstalten für den allgemeinen Volksunterricht, der mit der Belehrung in blos religiösen Dingen auf das engste verknüpft ist. Deutschland beweist, daß höhere Ausbildung des Volks dem Staatenbestande und der Sicherheit der Regierungen nicht gefährlich, sondern vielmehr schützend und heilbringend ist. Man vergleiche damit Portugal, Spanien, Frankreich und Italien, wo die Masse des Volkes unwissend und dem Aberglauben noch preisgegeben ist. In den höhern Studien haben die Deutschen den Ruf gründlicher Gelehrsamkeit und tiefen Forschungsgeistes seit mehren Jahrhunderten behauptet und fortwährend erhöht. Sie genießen in dieser Beziehung jetzt mehr als jemals der Achtung des Auslandes, welches sich jetzt der Kenntniß der deutschen Sprache befleißigt, um die Ergebnisse deutscher Forschung zu benutzen. Auch die Kunst in allen ihren Zweigen, in der Poesie, Musik, Malerei, Bildhauerei und Baukunst, hat nicht nur Verehrer gefunden, sondern auch Meister hervorgebracht. Die mechanischen Künste haben große Fortschritte gemacht. Nur fehlt leider noch die Freiheit der Druckerpresse. Dennoch ist der Buchhandel in Deutschland eines der bedeutendsten Gewerbe und ein großes Förderniß der Gelehrsamkeit und der Bildung. Wie sehr

Digitized by Google

die Regierungsform und die Verwaltungsweise eines Landes auf das Wesen seiner Bewohner wirkt, fällt überall in die Augen. Der wohlthätige Einfluß einer Regierung, die sich mit Ernst und mit Sinn für das Bessere um die Angelegenheiten ihrer Angehörigen bekümmert, ohne dem Streben derselben, wo es nicht durchaus für das Wohl des Ganzen erfodert wird, Fesseln anzulegen, zeigt sich ebenso unverkennbar als der nachtheilige, welchen drückende, fiscalisch handelnde Regierungen ausüben. Wenn auch der Druck durch Abgaben und Beschränkungen oft selbst das Mittel wird, den Erwerbstrieb des Volkes anzuspornen, so wird doch dabei das Volk niedergehalten und an Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten gehindert, sodaß der erweckte Erwerbstrieb nicht immer die rechte und vortheilhafte Richtung nimmt. So ist in manchen Gegenden das Volk roh und unwissend geblieben, auch wenig industriös geworden, wenngleich dasselbe unter Fürsten stand, die sich durch Liebe zu den Künsten und durch großartige Anlagen Ruhm erwarben, aber um die Bildung und den Wohlstand des Volkes unbekümmert blieben.

„In dieser Hinsicht", sagt der Verf. S. 241 fg., „sind in Deutschland in neuerer Zeit große Veränderungen zum Bessern erfolgt. Was aus dem Wesen des Mittelalters, in welcher Zeit — und zwar bis in das 17. Jahrhundert — fast alle deutschen Länder mehr wie große Güter nach Herrenart verwaltet wurden, von dieser Verwaltungsweise noch übrig war, fing schon im letzten Drittheile des 18. Jahrhunderts an zu verschwinden. Damals wurden diese Überreste des Mittelalters hier und da einzeln durch den Willen einsichtsvoller, freisinniger und wohlwollender Fürsten allmälig bei Seite geschafft. Späterhin bewirkten dieses die in den meisten deutschen Staaten eingeführten stellvertretenden Verfassungen und auch, wo diese nicht eingeführt wurden, der aufgeklärte Geist der Regierungen. Dadurch ist ein freieres Wirken der einzelnen Staatsbürger, eines Jeden nach seinen Fähigkeiten und Kräften, möglich geworden, ohne Beschränkung durch Wohnort oder Stand, und die sonst schroff geschiedenen Stände sind einander auf eine dem Ganzen wohlthätige Weise genähert worden."

Nachdem der Verf. S. 242 – 261 von den verschiedenen Ständen, der Regierungsform, der Gerichtspflege, der Finanzverwaltung, dem Kriegswesen, den Gewerben und dem Handel, dem Münzfuß und Maß und Gewicht in den verschiedenen Bundesstaaten gehandelt, wirft er einen Blick auf den Charakter des deutschen Volkes und sagt unter Anderm Folgendes:

„Überblicken wir die Verschiedenheit der Natur und der Charakterzüge des Volkes in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, so werden wir zwar einige finden; aber sie sind nicht grell, und der deutsche Charakter spricht in Allen sich aus: Biederkeit, Offenheit und eine Empfänglichkeit für alles Gute, Nützliche und Schöne ohne Unterschied seines Ursprungs; daher eine große Leichtigkeit und auch Lust, das Fremde sich anzueignen, und daher ein minder scharf abgeschlossener, alles Fremde und selbst die Kenntniß davon verschmähender Nationalsinn, wie man ihn bei einigen andern Völkern findet. Wenn diese Sinnesart ihre gute Seite hat und in mancher Hinsicht Gutes hervorbringt, so hat sie doch in vielen Fällen die Folge, daß der Deutsche leicht das Einheimische gering achtet, mit seinem Vaterlande und dessen Einrichtungen unzufrieden wird, das Fremde über Gebühr preist und oft ohne Noth nachahmt, endlich auch von der Lust zum Auswandern befallen wird. Von diesem Vorwurfe sind im Ganzen die Deutschen nicht freizusprechen."

Darauf folgt eine interessante Charakterschilderung der Bewohner der verschiedenen Theile und Länder Deutschlands, auf die wir den Leser verweisen müssen.

Im vierten Abschnitte gibt der Verf. eine lesenswerthe historische Entwickelung der jetzigen geographisch-politischen Eintheilung und Verfassung von Deutschland aus vorhergegangenen Zuständen, welche keinen Auszug erlaubt, sondern in ihrem Zusammenhange gelesen werden muß. Der fünfte und letzte Abschnitt dieses, jedem gebildeten und von Vaterlandsliebe beseelten Deutschen gewiß willkommenen Werkes enthält eine geographisch-politische Darstellung Deutschlands seit Errichtung des deutschen Bundes. Zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Bundes gehört insbesondere die Kriegsverfassung und ein System zu kräftigem Schutze gegen irgend ein feindliches Ausland. Aber nicht blos zu Erhaltung des Ganzen und für die Verhältnisse zu fremden Staaten besteht der deutsche Bund, sondern seine Glieder haben sich gegenseitig verpflichtet, auch die innern Angelegenheiten ihrer Länder, das Justiz- und Polizeiwesen der Einwirkung des ganzen Bundes, der sein eigenes und das Oberhaupt aller seiner Glieder ist, nicht ganz zu entziehen, sondern sich auch in dieser Hinsicht gemeinsamen Beschlüssen des Bundes zu unterwerfen. Mehre Bundesglieder haben bekanntlich für die Verfassungen, die sie ihren Ländern gegeben, die Gewähr des Bundes gesucht und dieselbe erhalten. Eine unmittelbare Volksvertretung, die vor Errichtung des Bundes von mehren Seiten erwartet, ja gefodert wurde, findet in der Bundesversammlung nicht statt. Der Verf. scheint anzunehmen, daß die Bewohner jedes einzelnen Bundesstaates bei dem Bunde selbst durch ihre Regenten vertreten werden. So z. B. die Hanoveraner gegenwärtig durch ihren König Ernst August? Da jetzt die Volksvertretung in jedem Bundesstaate durch die landständischen Verfassungen bewirkt wird, und da seitdem ein Schiedsgericht für Irrungen zwischen Regenten und Landständen unter Autorität des Bundes errichtet worden ist, so scheint, nach des Verfs. Meinung, dem Mangel der unmittelbaren Volksvertretung abgeholfen zu sein!? Er sagt daher S. 341: „Diese Einrichtungen zeigen genügend, daß der Bund der deutschen Regenten kein Bund gegen ihre Völker sein soll, sondern ihr Bestes bezweckt. Möge ihm dieser Geist für künftige Zeiten bleiben!" 60.

Notiz.

In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft in London am 2. März d. J. wurde ein Bericht des noch nicht lange aus Neusüdwales zurückgekehrten Dr. Lhotzky über eine alte, auf der Insel Ascensis, einer der Carolinen, aufgefundene Stadt vorgelesen. Die Insel ist erst kürzlich von einem englischen Schiffe entdeckt worden, und nach dem Berichterstatter hat darauf Jemand, der einige Zeit auf der Insel verweilte, die Ruinen einer großen Stadt aufgefunden, die jetzt blos in Booten zugänglich ist, da sie ganz unter Wasser steht. Die Steine der Gebäude sollen zwar nicht durch Mörtel verbunden, aber sehr künstlich incinandergefügt und manche an 20 Fuß lang sein, sodaß die Bauart mit der alten cyklopischen sehr viel Ähnlichkeit hat, deren Überreste man bei Mycenä und sonst erblickt. In den Wänden, lautet der Bericht weiter, befanden sich Thüren und Fenster, der Stein aber, aus welchem dieselben aufgemauert seien, hätte mit allen übrigen in der Nähe gefundenen keine Ähnlichkeit. Die Einwohner der Insel, welche sich von allen andern der Südseeinseln sehr unterscheiden, das Weib nicht in einer so entwürdigten Lage halten und überhaupt weit größere Verwandtschaft mit den europäischen Sitten zeigen sollen, als man sonst im stillen Ocean findet, schreiben die Gründung der Stadt einem frühern Geschlechte zu, vermögen jedoch nicht hinzugefügt wird, ob es zu ihrem Stamme gehörte, oder von demselben verschieden war. In einem dem Dr. Lhotzky nach seiner Ankunft in England aus Sidney zugekommenen Schreiben ist ihm die Anzeige gemacht worden, daß auch der Capitain eines Walfischjägers die Stadt auf Ascensis besucht hat und sich mit den Karten und Zeichnungen auf dem Wege nach England befindet. Erst diese werden über die Entdeckung zu urtheilen erlauben, da man bis jetzt selbst noch an der Wahrheit derselben zu zweifeln geneigt ist. Übrigens soll jener Capitain sämmtliche Inseln in den Gewässern um Ascensis voll von Ruinen gefunden haben. 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 117. — 27. April 1839.

Schwediſche Zuſtände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 116.)

Der Reiſeliteratur hat die ſeit mehren Jahren immer mehr zunehmende Reiſeluſt viele Früchte gebracht. Uns genüge die Aufführung folgender: „Fragmenter af en Resa i Norrige", von A. E. Lindblom. Der Zweck dieſer Reiſe war ein naturwiſſenſchaftlicher; auch iſt das Büchlein ein Abdruck aus den „Verhandlungen der phyſiographiſchen Geſellſchaft in Lund". „Minnen från Portugal" (Erinnerungen aus Portugal). An Umfang wie an Inhalt unbedeutend; blos die darin mitgetheilten Nachrichten über die Univerſität Coimbra dürften noch nicht allzu bekannt ſein. „Minnen från Amerika och Europa" (Erinnerungen aus Amerika und Europa) gehören nur dem Titel nach hierher, es ſind nichts als ſchlechte Novellen. „Resa på Continenten åren 1836—37", von Arfvidsſon, Mitredacteur des „Dagligt Allehanda". Der erſte Theil, welcher bis jetzt davon heraus iſt, ſoll nicht übel geſchrieben, das Beſte aber, was er enthält, aus Valery's „Voyage" entlehnt ſein. „Resa genom Tyskland, Frankrike och Italien", von dem Unterbibliothekar Rydquiſt in Stockholm, beſchäftigt in dem erſten, vor der Hand erſchienenen, der Reiſe in Deutſchland gewidmeten Theile ſich mit der Kunſt, vornehmlich mit Muſik und Theater. Was der Verf. über die dresdener Bühne und den italieniſchen Geſang mittheilt, verräth nicht die geringſte Einſicht in die Sache. Wichtig ſind die „Anteckningar om Ryßland ꝛc." (Bemerkungen über Rußland während einer Anweſenheit in Petersburg und auf einem Ausfluge nach Moskau). Der unbekannte Verf. ſchildert die ruſſiſchen Zuſtände als ein unparteiiſcher Wahrheitsfreund. Noch wollen wir hier des „Handbok för Resande i Sverige" und der „Beskrifning öfver Södermanland", obgleich beide nicht eben von ſonderlichem Belang ſind, gedenken.

Die Theologie hat im vorigen Jahre mit Ausnahme von Predigten, Erbauungsbüchern und Überſetzungen (z. B. von Tholuck's „Commentar über den Brief an die Hebräer", Haſe's „Kirchengeſchichte" u. ſ. w.) nichts Bedeutendes geliefert; wir müßten denn als ſolches die vom Bibelcomité zu Upſala beſorgte Überſetzung des Propheten Jeremias anſehen. Über die frühern Arbeiten dieſes Comité hat der Biſchof Agardh zu Karlſtad ſich in den berliner „Jahrbüchern" ſehr ungünſtig ausgeſprochen. Es iſt jedoch bekannt und bei dieſer Veranlaſſung von neuem in Erinnerung gebracht worden, daß der hochwürdige Naturforſcher nicht viel von dieſen Dingen verſteht. Eine neue Folge der „Theologiſchen Quartalſchrift", von den Lehrern der Theologie zu Lund beſorgt, hat ſich einer ſehr guten Aufnahme zu erfreuen.

Die Philoſophie iſt ganz leer ausgegangen. Daſſelbe würden wir von der Rechtskunde ſagen müſſen, wenn der letzte Band der Verhandlungen der Akademie der Alterthümer („Vitterhets- Hiſtorie- och Antiquit. Akademiens Handl.") nicht die in jeder Hinſicht ausgezeichnete Preisſchrift des Landeshauptmanns Jerta: die Geſchichte der ſchwediſchen Geſetzgebung im 17. Jahrhundert, brächte.

Im Fache der Heilkunde nehmen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch: „Handbok i Forenſiska Medicinen" (Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde), von Dr. Aug. Timoleon Wiſtrand, das wegen ſeiner Brauchbarkeit gerühmt wird, und „Lärobok i Pharmacien" (Lehrbuch der Pharmacie), von einem gewiſſen J. H. Forßlär. Eine „Tidſkrift för Läkare och Pharmaceuter" (Zeitſchrift für Ärzte und Apotheker) erſcheint in Stockholm. Von größern ausländiſchen Werken hat man Schönlein's „Pathologie und Therapie" überſetzt.

Mathematik und Aſtronomie müſſen wir übergehen, weil dieſe Wiſſenſchaften nur durch ein paar Lehrbücher und akademiſche Abhandlungen nothdürftig vertreten werden. Für die Phyſik iſt zwar Prof. Rudberg unausgeſetzt thätig, er legt aber die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen und Unterſuchungen in ausländiſchen Zeitſchriften nieder. In der Chemie ſteht Berzelius' „Jahresbericht für 1838" als ganz vereinzelte Erſcheinung da. Für die Kriegswiſſenſchaften beſtehen zwei Zeitſchriften, die eine: „K. Krigsvettenſkaps Akademiens Tidſkrift", beſorgt die Akademie der Kriegswiſſenſchaft, die andere: „Bibliothek för Krigshiſtorien och Krigskonſten", ein Baron Hamilton, wenn wir nicht irren. Seit 1835 erſcheint auch in Karlskrona eine „Tidſkrift i Sjöväſendet" (Zeitſchrift für das Seeweſen).

Die Naturgeſchichte, vorzüglich die Botanik iſt durch mehre wichtige Werke bereichert worden. Den erſten Platz nimmt nicht unwürdig die „Epicrisis systematis

mycologici, sectio I", von Elias Fries, ein. Dr. C. J. Hartmann hat die dritte Auflage seines geschätzten „Handbok i Skandinaviens Flora" herausgegeben. Der Prof. Nilsson erwirbt sich Ruhm durch seine so schön als treu ausgeführten „Illuminirten Zeichnungen zur Fauna Skandinaviens" mit erklärendem Texte. Neunzehn Hefte sind bereits erschienen. Nicht weniger Lob verdienen „Die Fische Skandinaviens, nach lebenden Exemplaren gezeichnet und gemalt von W. v. Wright, mit Text von B. Fr. Fries und C. U. Ekström". Das fünfte Heft wurde bereits im Juli vorigen Jahres ausgegeben. Die „Svensk Botanik", deren Herausgabe jetzt von der Akademie, obwol ziemlich langsam besorgt wird, ist bis zum 11. Bande, oder dem 129. Hefte vorgerückt.

Die Philologie bietet nur ein einziges, aber sehr erhebliches Werk dar. Es ist dies die erste Abtheilung der Ramshorn'schen „Lateinischen Synonymik", berichtigt und ergänzt vom Prof. A. Törneros. Leider raubt der am 20. Jan. d. J. erfolgte Tod des Bearbeiters fast alle Hoffnung, die Arbeit auf gleich ausgezeichnete Weise fortgesetzt und beschlossen zu sehen, als sie begonnen wurde.

Die schöne Literatur, gewöhnlich mindestens in quantitativer Hinsicht reich, ist auch dies im vorigen Jahre weniger gewesen. Dennoch wollen wir das Erhebliche, was sie aufzuweisen hat, der bessern Übersicht wegen unter Rubriken stellen.

1) Gesammelte Schriften. Nils von Rosenstein, Erzieher Gustav's IV. Adolf, später Staatssecretair, ward von der schwedischen Akademie als ein Orakel in der schönen Literatur anerkannt. Seit lange hegten Viele den Wunsch, alle seine Schriften zu besitzen. Dieser ist jetzt durch „Skrifter af Nils von Rosenstein", in drei Bänden, erfüllt, die indessen mit Ausnahme einiger sehr schön geschriebenen Biographien nur in literar-historischer Hinsicht merkwürdig sind. Um dieselbe Zeit kam auch der zweite Theil der „Samlade Dikter af P. D. Atterbom" heraus. Der Werth dieses Dichters ist auch dem Auslande hinreichend aus Übersetzungen bekannt; darum genüge hier die Bemerkung, daß die beiden bis jetzt erschienenen Theile seiner gesammelten Schriften größtentheils Jugendarbeiten, lyrischen Inhalts, einnehmen. Sein größeres dramatisches Gedicht: „Die Insel der Glückseligkeit", und seine Bruchstücke des „Blauen Vogels", mit dessen Vollendung er sich jetzt beschäftigen soll, sind also noch zu erwarten. Von Bellman's Gedichten kommt in Gothenburg eine sehr hübsche Ausgabe heraus; die frühere von Sondén besorgte war auf schlechtes Papier gedruckt. Von den Werken der übrigen verstorbenen beliebten Dichter werden drei verschiedene Taschenausgaben theils vollständig, theils im Auszuge besorgt.

2) Epische Dichtungen. Mit Stolz zählt in sprachlicher Hinsicht Schweden den finnischen Dichter Runeberg zu den Seinigen. Sein neues Gedicht „Hanna", ein idyllisch-episches Gedicht, steht fast seinem frühern meisterhaften Epos: „Elgskyttarne" (Die Elennschützen), nicht nach. Unter den jetzt lebenden nordischen Dichtern nimmt Runeberg nach Tegnér, Atterbom und Geijer die erste Stelle ein. Zwei Studirende in Upsala haben sich nicht ohne Geschick als Epiker versucht. „Ariadne" heißt das Gedicht des einen, Namens Malmström, das des zweiten: „Byron i Grekland" (Byron in Griechenland); der Verf. desselben, Nybom, hat soeben für ein anderes einen Preis von der schwedischen Akademie erhalten. Der Docent Lenström hat Camoens' „Lusiade" zu übertragen unternommen; man rühmt den Anfang der Arbeit als gelungen.

3) Theater. Hier sei zuvörderst B. v. Beskow's Trauerspiel: „Gustaf Adolf i Tyskland", genannt. Das Stück ist mehr eine Galerie dramatischer Gemälde als ein künstlerisches Ganze; schärfere Charakteristik, drastische Kraft fehlen. Für solche Mängel leisten gelungene Stellen, eine edle und blühende Sprache keinen Ersatz. „Ninon de l'Enclos", von Almquist, ist so eigenthümlich, daß man dies Stück wirklich originell nennen könnte; der Leser wird indessen von dem sonderbaren Plan mehr überrascht als angezogen. Ebenso originell, obgleich in ganz anderer Art ist das von Lenström verfaßte Phantasiespiel: „Nero eller hela Verlden" (Nero oder die ganze Welt), in welchem auf eine wunderliche, man könnte sagen tolle Weise die Zeiten durcheinandergeworfen sind.

4) Auf dem Gebiete der Lyrik haben sich vornehmlich folgende junge Dichter herumgetummelt: der schon erwähnte Nybom, Olof Fryxell („Skrifter", drei Hefte, politischen Inhalts), von Braun („Dikter", zweiter Theil; der Verf. ist nicht ohne Witz, aber von einer derben, etwas grobkörnigen Art, bisweilen etwas lascív und deshalb beim größern Publicum beliebt), Ridderstad („Tids- och Krigsbilder" [Zeit- und Kriegsbilder] und „Ungdomsbilder" [Jugendbilder], in denen sich eine achtbare Gesinnung in einer edeln, nur mitunter durch falsches Pathos und Schwulst verderbten Sprache kundgibt), Ingelman u. s. w. Diese sämmtlich und noch Andere, Bekannte und Unbekannte, liefern Beiträge zu Mellin's Taschenbuch: „Winterblommorna" (Winterblumen), das Blumen aller Art, selbst Eisblumen bringt. Unsere jungen Dichter gefallen sich überhaupt in der Musik der Sprache, in leerem Klingklang und wiederholen ewig das früher und besser Gedachte, Gefühlte und Ausgesprochene. In Leichtigkeit, Gewandtheit und im Wohllaut des Ausdrucks haben sie es im Allgemeinen zu einer früher, als die Sprache sich noch schwer in den poetischen Fesseln bewegte, kaum geahnten Vollkommenheit gebracht. Von ältern Dichtern sind diesmal productiv gewesen: Nicander, der unter dem Titel: „Lejonet i öcknen" (Der Löwe in der Wüste), ein Lobgedicht auf Napoleon, und Dahlgren, der in seiner „Jungfrun i det Gröna" (Die Jungfrau im Grünen; so heißt schwedisch eine Blume, die Nigella damascena), Neues und Altes, Scherz und Ernst zu Tage gefördert hat.

Als Nachtrag zu unserm vorjährigen Berichte stehe hier die Nachricht, daß 1837 eine neue Sammlung altschwedischer Volkslieder mit Musik erschien, herausgegeben und mit Einleitungen von A. J. Arwidsson, Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Stockholm, versehen. Das Verdienst des Unternehmens gebührt dem Kammerjunker

Mååf, der seit 25 Jahren dazu gesammelt hatte. Dies neue Werk schließt sich der frühern, von Geijer und Afzelius veranstalteten Sammlung würdig an.

5) Unter den Romanen sind vor allen nennenswerth: „Ständsparalleler", von der Freiin von Knorring. In der Führung der Erzählung, im leichten, gewandten und zierlichen Styl steht die Verfasserin unübertroffen da. Den großen Beifall, welcher ihren frühern Romanen zu Theil ward, verdient dieser neue vielleicht in noch höherm Grade; die Verhältnisse sind edler, die Charaktere schärfer gezeichnet. Zu Weihnachten trat Almquist mit vier neuen Heften seines „Törnrosens Bok" hervor; zwei der darin enthaltenen Novellen („Stramintha May" und „Kapell") sind ebenso lobenswerth und ansprechend als die beiden andern („Palatset" und „Skållnora Qvarn") mislungen und abgeschmackt. In derselben Zeit, gewissermaßen der schwedischen Büchermesse, erschien: „Gustaf III och hans Hof", von dem Kammerjunker Kullberg. Der Verf. nennt sein Buch, wovon bis jetzt blos der erste Theil erschien, ein Charaktergemälde. Es ist ein Halbroman, mit Witz geschrieben, von einem nicht gewöhnlichen Talente zeugend und sehr unterhaltend.

Unter den Erzeugnissen der Kunst nimmt den ersten Platz ein die „Galerie af utmärkte Svenska Lärde Witterhetsidkare och Konstnärer från Gustaf I's tid". Zehn Hefte, jedes vier sehr gut lithographirte Portraits enthaltend, sind davon erschienen. Da bei den Steindrücken es nur auf Wohlfeilheit abgesehen ist, so sind sie auch meistens sehr schlecht. Zu den besten gehören noch Thersner's Ansichten von Schweden. Meyer's „Universum" und Hartleben's „Bildermagazin", der Text zu ersterm von Nicander, erscheinen hier mit den Originalstahlstichen.

Im vorigen September beendigte Prof. Sandberg die Freścomalereien der Gustavianischen Grabkapelle in Upsalas Dom, Scenen aus dem Leben Gustav's I. darstellend. Zur vollständigen würdigen Ausschmückung des Ortes fehlen nur noch die Glasmalereien.

Geschrieben Ende Januar 1839. 81.

Aus Italien.

Der Secretair der vom König Karl Albert gestifteten Gesellschaft für die Erforschung der vaterländischen Geschichte, Costanzo Gazzera, hat nebst mehren andern bis jetzt nicht herausgegebenen Schriften Torquato Tasso's eine Abhandlung desselben, „Della dignità", durch den Druck bekannt gemacht und erläutert*), welche gleichsam als ein Widerruf des unter den Leiden im St.-Annenhospitale geschriebenen „Dialogo della dignità" anzusehen ist. In diesem Dialoge glaubte der als Dichter und Philosoph gleich unbeständige geniale Mann der weltlichen Macht einen zu großen Vorzug vor der geistlichen eingeräumt zu haben und schrieb nun, um sich in der päpstlichen Gunst mehr zu befestigen, den hier angeführten „Trattato", in welchem er sich über die Tendenz desselben folgendermaßen ausspricht: „Die entgegengesetzten von mir in dem Dialog aufgestellten Ansichten bringen mich nicht in Verlegenheit, da ein einziger Grund hinreicht, sie zu widerlegen. Dieser ist, daß es wol wahr sein kann, daß in den gewöhnlichen bürgerlichen Gemeinwesen die weltliche Gewalt der priesterlichen voraufgehe; aber dies ist nicht mehr wahr in dem vollkommensten Staate, weil in diesem das Edelste stets den ersten Platz einnehmen muß. Nun haben wir dort den höhern (innern) Adel und die größere Vollkommenheit des Priesterthums nicht geleugnet, sondern nur gesagt, es sei nicht unpassend, daß in den gewöhnlichen Staaten die Würde des weniger edeln thätigen Lebens vor der des contemplativen den Vorzug erhielte. Dies gilt jedoch nur von dem unvollkommenen Staate, von dem vollkommenen auf keine Weise, weshalb man die Behauptung aufstellen kann, daß dem christlichen Staate noch Vieles von dem heidnischen anklebte und in seiner Jugend noch sehr unvollkommen war, als die Priester den Kaisern den Vorzug einräumten und sie mit dem Titel von Oberherren beehrten." Hierauf sucht er aus Aristoteles zu beweisen, daß dieser das Priesterthum am höchsten im Staate stellt. Doch sind leider die Argumentationen, in denen er sich einer selbständigen Beweisführung begibt und zu der Autorität der Alten seine Zuflucht nimmt, die schwächsten Stellen in seinen prosaischen Schriften, die aus diesem Grunde weniger gelesen werden, als sie wegen ihrer Klarheit von den jetzigen Italienern gelesen zu werden verdienten.

*) In einem Buche, worin er zugleich ausführlichen Bericht von einer literarischen Reise durch das südliche Frankreich abstattet, auf der er alle Bibliotheken von Lyon bis Toulouse durchforscht und die in denselben entdeckten handschriftlichen Schätze copirt hat, um sie später durch den Druck bekannt zu machen. Der Titel des Buches lautet: „Trattato della dignità ed altri inediti scritti di Torquato Tasso, premessa una notizia intorno ai codici manoscritti di cose italiane conservati nelle biblioteche del mezzodì della Francia, ed un cenno sulle antichità di quella regione del cav. *Costanzo Gazzera*" (Turin 1838).

Auf einem Grabsteine bei Padua wurde unlängst folgende Inschrift entdeckt:

Hac ego bis denos nondum matura per annos
Condor humo multis nota Toreuma jocis.
Exiguo vitae spatio felleiter acto
Effugi crimen longa senecta tuum.

Darüber stehen die Worte:

Dis
Manibus

mit der eigentlichen Inschrift:

Claudiae
Tiberii Augusti Libertae
Toreumae
Annorum XVIII.

Furlanetto meint in seiner Erklärung, diese Toreuma sei eine Tänzerin Tiber's gewesen und habe, weil sie von diesem freigelassen worden, den Geschlechtsnamen ihres Patrons, Claudia, angenommen. Ein anderer italienischer Gelehrter, Giovanni Petrettini, hat diese Erklärung in einem eigenen Schriftchen bekämpft. Er liest locis statt jocis und erklärt dann den Namen Toreuma, den er von τορεύω, τορεύω, „laut und deutlich sprechen" herleitet, mit „Komödiantin" (gran parlatrice comica), gewiß eine etwas kühne Erklärung, da wol Toreuma in dieser Bedeutung schwerlich aufzufinden sein möchte. Das junge Mädchen gehörte, seiner Vermuthung nach, nicht zu dem Gefolge Tiber's, wie Furlanetto meint, der sie mit der größten Zuversicht auf Tiber's Reise aus Dalmatien zum todtkranken Augustus nach Nola sterben läßt, sondern „zu einer wandernden Schauspielertruppe, die in den Dörfern und Landstädten der Umgegend (multis locis) ihre atellanischen oder den Atellanen wenigstens ähnliche Possen aufführte."

Es ist schon an einem in Nr. 98 d. Bl. mitgetheilten Beispiele die Wichtigkeit gezeigt worden, welche die numerische Methode für die Medicin hat. In der That ist es die Statistik allein, welche in ihrer Anwendung auf die Medicin dem Theoretisiren ein Ziel stecken kann, das diese Wissenschaft bisher

Digitized by Google

so schwankend machte, und dieselbe auf einer festern Basis zu begründen vermag, denn in der Medicin ist Alles Erfahrung und eine Kenntniß a priori unmöglich. Die Votivtafeln im Tempel des Äskulap, auf denen die von den Priestern behandelten Krankheiten mit ihren Symptomen, Krisen, Wendungen und dem dabei beobachteten Heilverfahren verzeichnet waren, wurden von Hippokrates mit großer Aufmerksamkeit studirt und nach ihnen hauptsächlich entwarf er seine „Aphorismen". Solche Tafeln, mit der Genauigkeit entworfen, welche der gegenwärtige Standpunkt erheischt, sind ein Bedürfniß jeder Stadt, jeder Heilanstalt, und ihre fortgesetzte Vergleichung muß endlich zu den bündigsten Resultaten führen. Großen Beifall scheint die Verbindung der Statistik mit der Medicin bei den Aerzten des lombardisch-venetianischen Königreichs zu finden und bereits sind von ihnen eine ziemliche Anzahl von medicinisch-statistischen Schriften herausgegeben worden: so von Rasori seine „Anwendung der statistischen Methode auf seine ärztliche Praxis unter dem Militair in Mailand 1808", desselben „Numerische Methode, angewandt auf Aderlässe bei den von ihm behandelten Lungenentzündungen"; des Prof. Brera „Resultate seiner ärztlichen Praxis an der Universität von Padua in den Jahren 1809—13 mit einem Verzeichniß der Beschaffenheit, Menge und Kosten der dabei verwendeten Lebensmittel"; Rasori's „Medicinische Praxis in dem großen Spital zu Mailand in den Jahren 1812—14"; „Medicinisch-statistischer Versuch über das Scharlachfieber", von Dr. Omodei; „Monatliche Berichte über die Fieber, welche 1817—18 in der Lombardei herrschten"; „Über die Scharlachfieber, welche 1814, 1817 und 1818 in Padua und Mailand herrschten, mit genauer Angabe von Geschlecht, Alter und Lebensberuf der Kranken und der in den Hospitälern befolgten Diät", von Zecchinelli, Omodei und andern Ärzten in verschiedenen Schriften behandelt; der Professor Speranza „Über die von ihm in der Klinik der herzoglichen Universität zu Parma in den J. 1823 und 1824 behandelten Krankheiten"; des Prof. Tommasini „Statistische Methode in ihrer Anwendung auf seine ärztliche Praxis an der päpstlichen Universität Bologna in den J. 1822—28"; „Überblick der medicinischen Praxis an der Universität Pavia in den J. 1830—32", von Prof. Fantonetti. Eins der letzten und bedeutendsten unter diesen und zahlreichen andern Werken, deren Anführung den Leser ermüden würde, ist die „Medicinische Statistik von Mailand, seit dem 15. Jahrh. bis auf unsere Tage"*), von Dr. Giuseppe Ferrario, der sich früher schon durch seine „Statistik der unvorhergesehenen Todesfälle von 1750—1834" ausgezeichnet hatte, eine vom kaiserlichen Institut der Wissenschaften ꝛc. für das lombardisch-venetianische Königreich gekrönte und veröffentlichte Preisschrift.

Der Dr. Giuseppe Ferrario sucht in der eben erwähnten trefflichen „Medicinischen Statistik von Mailand seit dem 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage" den Ruhm, die Statistik überhaupt als Wissenschaft begründet zu haben, den Deutschen zu entziehen und auf die Italiener zu übertragen. Er führt zu diesem Behufe an, daß das Wort „Statistik" schon im ersten Bande des 1635 zu Mailand gedruckten „Teatro degli uomini letterati", von dem Kanonikus Girolamo Ghilini, und wiederum in der 53. Predigt des Kanzelredners Segneri (1624—94) vorkommt. Er hätte auch noch Sansovinos Botero anführen können, der nicht ohne Verdienste um die wissenschaftliche Behandlung der zur Statistik gehörenden Stoffe ist; allein auch andere Nationen vermögen ähnliche Ansprüche zu erheben, die Franzosen z. B. auf d'Avidy, die Holländer auf de Luca gestützt; den Ruhm jedoch, die Statistik zuerst in eine systematische Form gebracht und wissenschaftlich begründet zu haben, mag der Name, wie es schon in diesem liegt, bei den Italienern auch zuerst vorkommen, wird man schwerlich dem alten Achenwall mit Fug und Recht entziehen können, der seinerseits wieder in Conring's Fußtapfen trat. 145.

---

*) Statistica medica di Milano dal secolo XV fino ai nostri giorni, escluso il militare, di *Giuseppe Ferrario*, dottore di medina, chirurgia ed ostetricia ec.

Notizen.

Das „Journal des débats" über Deutschland.

Welche zum Theil falsche und wenigstens merkwürdige Ansichten über die innern Verhältnisse Deutschlands in Frankreich noch immer verbreitet werden, ist aus einer Correspondenz ersichtlich, die sich das „Journal des débats" aus Deutschland schreiben läßt. Hiernach zu urtheilen, wäre der Zustand Deutschlands nie so verhängnißvoll und precair gewesen als gegenwärtig, und wenn das Ausland, meint der Correspondent, hierüber im Unklaren ist, so liegt dies an der in Deutschland so beschränkten Presse. Die Correspondenz ist im Sinne Süddeutschlands und mit offenbarer Mißstimmung gegen Preußen geschrieben, dem sogar das Verdienst, den allgemeinen Zollverband begründet zu haben, abgesprochen und dem Könige von Würtemberg zuerkannt wird. Es sei ein Unglück, wird gesagt, daß Preußen durch seine Siege in den J. 1813—15 zu einer Eitelkeit aufgeschwellt sei, welche für alle übrigen deutschen Staaten etwas Beleidigendes habe. Es fahre auf eine versteckte Weise fort, denjenigen Staaten, welche am Rheinbunde Theil genommen, Verrätherei am gemeinsamen Vaterlande vorzuwerfen; es sei dies schmerzlich für die Truppen des ehemaligen Rheinbundes, welche gerade unter Napoleon ihre blühendsten Lorbern auf den Schlachtfeldern gepflückt hätten. Ob dieser Vorwurf jetzt noch von Seiten Preußens stattfindet, bezweifeln wir; jedenfalls aber war es immer das Loos der Hülfstruppen, welche mit einem fremden Gewaltherrscher die Stammesgenossen bekriegten, daß ihre noch so glänzenden Kriegsthaten vergessen wurden. Preußens Schul- und Universitätswesen wird als musterhaft gerühmt, indeß bemerkt, daß ja viele der Professoren, welche die Zierde preußischer Universitäten wären, in Süddeutschland sich gebildet hätten und auch zum Theil von Geburt Süddeutschland angehörten. Unter Süddeutschland versteht aber der Correspondent nur die von Östreich westlich im deutschen Süden gelegenen Länder, denn Östreich gehöre seiner Tendenz nach nicht zu Deutschland und nehme eher eine ihm feindliche Stellung ein. Der Correspondent erblickt Alles im schwärzesten Lichte. Was Sachsen auf dem Gebiete der Industrie, der freisinnigen Meinung, des Schulwesens, des constitutionnellen Lebens geleistet hat, kommt bei ihm nicht in Betracht. Dagegen wird gegen Baiern und gegen Görres, welcher die aus gemischten Ehen erzeugten Kinder Bastarde genannt habe, heftig polemisirt, der deutsche Mittelbürgerstand beschuldigt, er habe so wenig Vermögen als Geist, und von den religiösen Streitigkeiten behauptet, daß sie Deutschland bis in das Innerste der Familien herein revolutionnair machten. Kurz, das „Journal des débats", welches jede revolutionnaire Bewegung in Frankreich selbst bis zum Äußersten bekämpft, sucht wenigstens in Deutschland Revolutionen und Emeuten zu machen und seinen verloren gegangenen Ruf freimüthiger Opposition auf dem für Frankreich unpopulairsten Boden, auf deutschem, wiederzuerobern.

In einem niedlichen Bande in 18. erschien in Paris: „Notice historique sur la princesse Marie d'Orléans, duchesse de Wurtemberg", enthaltend ihre Geburt, ihre Jugend, ihre Verheirathung, ihren Tod und ihr Leichenbegängniß.

Ein interessantes Werk erschien unter dem Titel: „Révolutions des peuples de l'Asie moyenne; influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe", von Jardot (2 Bde.), mit einer Karte. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 118. — 28. April 1839.

Kallenfels. Ein Roman in zwei Bändchen von A. v. Sternberg. Berlin, Duncker und Humblot. 1839. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ein Schriftsteller, der sich einen so geachteten Namen zu verschaffen gewußt wie Hr. v. Sternberg, hat sich jedenfalls das Recht erworben, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; wohl uns, wenn es uns stets so leicht, so behaglich wird, einen solchen Anspruch zu befriedigen, als hier. Hr. Laube hat in einer, die novellistischen Arbeiten des Verf. im Allgemeinen würdigenden Kritik in den „Hallischen Jahrbüchern", welche neben Manchem, dem wir unsere Beistimmung nicht geben können, doch auch viele sehr richtig aufgefaßte Gesichtspunkte darbietet, gewissermaßen die literarische Länge und Breite (nach Analogie der geographischen) dieses Schriftstellers zu bestimmen und ihm darnach seine Stelle auf der Landkarte der deutschen Literatur anzuweisen gesucht; wir müssen bekennen, im Allgemeinen ziemlich gleicher Ansicht mit dem genannten Kritikus zu sein, so sehr wir uns anderweitig scharf von ihm zu unterscheiden hoffen. Hr. v. Sternberg bleibt ein vornehmer Schriftsteller; nicht daß wir seinen gesellschaftlichen Rang so hoch anschlügen, um ihn dadurch über die schriftstellerische Region erhaben zu finden, sondern weil er selbst die geselligen Verhältnisse voran, und Dichtung und Wissenschaft erst in die zweite Linie stellt. Er spricht dies direct nirgend aus — dies hat, glauben wir, noch Niemand gewagt —; allein es liest sich zwischen den Zeilen, aus thatsächlichen Verhältnissen, aus Begebenheiten, Discussionen, Charakteren heraus. Insofern dies allein die Person unsers Autors beträfe, hätten wir gar kein, oder wenigstens nur ein sehr entferntes Recht, darüber irgend eine billigende oder misbilligende Meinung auszusprechen; doch da, wie wir eben erwähnt, sein Buch die sichtlichen Merkmale dieser Ansicht in sich trägt, und nicht nur sein Buch, sondern seine Bücher, so wird dies wol eigentlich der Punkt, auf den sich die Kritik zu stellen hat, um den richtigsten Überblick über das schriftstellerische Verdienst des talent- und einsichtsvollen Verf. zu gewinnen.

„Kallenfels" ist ein Roman, der uns, wenige romantische Seitenstreifereien abgerechnet, nur mit den Zuständen unserer heutigen Geselligkeit unterhält, und zwar hauptsächlich mit denen der sogenannten vornehmen Welt. Wir haben es fortdauernd mit Präsidenten, Diplomaten, Ministern, und wenn das Barometer auf einer etwas niedrigern Stufe der Scala steht, doch mit reichen Banquiers und dem Leben und Verkehren in ihren eleganten Salons zu thun. Daß für die zartern, edlern Blüten wirklicher Dichtkunst dieser Boden nicht sonderlich fruchtbar ist, wenigstens die üble Eigenschaft hat, um so dürrer zu werden, je getreuer wir der Wahrheit, oder besser, der Wirklichkeit bleiben, dies gibt man uns wol vorweg zu. Der Autor ist aber mit dieser Wirklichkeit vertraut, er kennt sie vielleicht bis in ihre abschreckendsten Details hinein, und deshalb wird es ihm ein Nothwendigkeitsgesetz, sich nicht zu weit davon zu entfernen. Andere Schriftsteller sind zwar auch nicht so fremd in diesen Regionen, um nicht zu wissen, wie weit ihre Ideale von der Linie der Lebenserscheinungen abweichen; allein sie haben keine persönliche Rückwirkung davon zu fürchten. Wenn sie z. B. einer Prinzessin Herz und Geist in dem Maße zollen, daß sie die Schranken ihres Standes kühn überfliegt, etwas Großes, Edles, Heiliges, oder nach Umständen auch nur etwas erhaben Leidenschaftliches, oder gar verwegen Leichtsinniges thut, so nimmt man das eben als einen schönen Traum hin. Der Dichter lebt fern von diesen Kreisen, oder berührt sie nur selten, ist wenigstens nicht ein so damit verschmolzenes Element derselben, daß er ihnen Rechenschaft für seine Irrthümer und Fehlgriffe, die er zu Gunsten der Poesie macht (wie z. B. Jean Paul in der Zeichnung seiner Prinzessinnen und Ministertöchter), zu geben hätte. Unserm Verf. dagegen dürfte leicht sein dichterisches Verdienst zu einem geselligen Vergehen gemacht werden. Dies hemmt seine Freiheit; wir fühlen oft edlere Intentionen in ihm, die wol zum Ausbruche drängen, aber nicht dazu kommen, wie in gewissen Amphibien ohne Füße, an der Stelle dieser doch die Knoten und kleinen Auswüchse in der Haut sichtbar sind, wodurch die Natur das Streben zu einer organischern Form angedeutet hat, die sie nicht zu erreichen vermochte. So macht unser Dichter aus der Noth eine Tugend und wird der beredte Anwalt der Ansichten und Verhältnisse, die sich in jenen Regionen, wie furchtbar auch die Jahrhunderte schon daran gerüttelt haben, noch immer zu erhalten streben. In solchen Fällen ist er uns, so wenig wir seiner Meinung beitreten, am liebsten ge-

weſen. Er iſt z. B. ein Vertheidiger des Adels dem Reichthum gegenüber und hat darin recht; aber er geht in ſeiner Abhandlung nicht den Schritt weiter, wodurch ſich das Unrecht beider Elemente, inſofern ſie ſich als ein Vorrecht geltend machen wollen, darthut.

Das wäre der Geiſt, die Farbe des Buches; der Leib deſſelben, d. h. der geſchichtliche Thatbeſtand, der ſich mit dieſem Geiſte durchdringt, mit dieſen Farben ſchmückt, iſt in der Hauptſache folgender. Graf Kallenfels, ein reicher junger Mann von Geiſt und edlem Sinn, hat auf einer Reiſe, die er mit ſeinem Oheim durch die Schweiz gemacht, ein ſchönes Schweizermädchen, Leontine Hofer, kennen gelernt, die, nachdem er im Gebirge verunglückt, dem Tode nahe geweſen, ſeine Pflegerin geworden iſt. Er ſchließt eine heimliche Verbindung mit ihr, will den Bund durch die Ehe heiligen, hat jedoch die — es ſcheint faſt vorſichtige — Unvorſichtigkeit, dies als unwiderruflichen Entſchluß ſeinem Oheim früher zu melden, als die Ausführung erfolgt iſt. Der Oheim ſetzt ſich in den Reiſewagen, weiß den Neffen zu überliſten, entführt ihm ſeine Braut (dem Geſetze der Natur zufolge iſt ſie ſchon ſeine Gattin) und läßt den jungen Bräutigam oder Gatten ſeine Verzweiflung durch Reiſen und eine diplomatiſche Laufbahn heilen. Schon auf einer frühern Reiſe hat er die Tochter eines reichen Banquiers (des Hrn. v. Melas), Sara, kennen gelernt. Die Zeichnung des Charakters derſelben iſt die gelungenſte, die wir in dem Buche finden. Der Grundgedanke dieſes Weſens iſt neu, eigenthümlich und doch, wie die Entwickelung der Ereigniſſe lehrt, natürlich. Auch die äußerliche Schilderung erreicht hier, unſers Bedünkens, ihren glücklichſten Gipfel. Wir ſehen die Liebe in Kallenfels' Bruſt einen Funken werfen, der fortglühen, zur Flamme aufſchlagen wird. Er begeht dort ſchon innerlich die Untreue an Leontinen, von der er bei der erſten Bekanntſchaft mit Sara noch nicht getrennt iſt, die er ſpäter auch äußerlich vollbringt. Dieſer Liebeskampf bildet ein Hauptthema des Buchs und iſt nicht nur mit Geſchick, ſondern auch mit pſychiſcher Kenntniß geſchildert.

So oft uns der Verf. in die Geſellſchaftsſalons führt, folgen wir ihm des Stoffs wegen nicht gerade gern, aber doch mit dem Bewußtſein, einen ſichern, gewandten Führer zu haben. Wenn er aber dieſen Boden verläßt, ſo hat er meiſt gar keinen unter ſeinen Füßen, und wie uns dort die Wirklichkeit durch ihre Schärfe misbehaglich wird, ſo ergreift uns hier ein ähnliches Gefühl wegen der völligen Unwirklichkeit. Dieſe perſonificirt ſich für uns am meiſten in dem Charakter der alten Bettlerin, der zwar durchaus romantiſch, auch pſychologiſch gemeint, in der That aber eine bloße Nebelgeſtalt iſt, die nie lebendig werden kann. Es iſt die ſchwächſte Seite des Buchs, und der Dichter, möchten wir faſt wetten, hält ſie gewiß für die ſtärkſte.

Gehen wir aber am Faden der Ereigniſſe weiter. Kallenfels reiſt, liebt, bekämpft ſeine Liebe, kehrt zurück, verliert Leontinen und jede Spur von ihr, ſtürzt ſich in die Welt, durchſchwärmt die Salons von Wien und Paris und verlobt ſich endlich mit Sara, hat aber trotz aller dieſer vielen Dinge doch eigentlich nichts gethan, ſondern bleibt eine rein leidende Figur. Manche Äſthetiker fodern dies ſogar vom Romanhelden, und ſtellen Wilhelm Meiſter als Beiſpiel auf; allein es ſcheint uns, das Beiſpiel habe die Regel erzeugt, nicht umgekehrt. Und nach unſerm Gefühl iſt auch gerade dieſe Eigenſchaft des Helden in Goethe's Romane die, welche Wirkung, Intereſſe und echten Werth des Buches ſchwächt. Es ließe ſich wenigſtens nie herausphiloſophiren, weshalb die Heldinnen der Romane activ ſein dürften, wenn den Helden die Paſſivität zuerkannt iſt; und doch iſt dem ſo, nicht nur in unſerm vorliegenden Romane, ſondern in den meiſten. Der Fehler — es iſt gewiß einer — entſteht aus einer falſchen Annahme, der nämlich, daß viele Leiden erdulden ein Handeln ſei; daher überhäuft man insgemein den Helden mit Schickungen, mit Unheil, das, wenn es ihm Frauen anthun, um ſo romantiſcher iſt; und ſo kommen dieſe unvermerkt in die Thätigkeit, die der Held verliert. Haud inexpertus loquor. Kallenfels bleibt bis ans Ende des Buches ein geſchobener Stein des Bretſpiels. Durch eine faſt wunderliche Fügung der Begebenheiten muß Leontine zuletzt mit jener oben erwähnten alten Bettlerin nach Paris in die große Heilanſtalt für Wahnſinnige zu Charenton geführt und daſelbſt wider Willen, bei völlig geſunder Vernunft, freilich aber auch krankem Herzen feſt gehalten werden und erſt in dem Augenblick ihre Freiheit gewinnen, wo ſie zur Vermählung Sara's mit Kallenfels kommt. Hier macht der, als Folge ihrer Herzensqualen eintretende Tod dieſen ein Ende, und Kallenfels kann mit ſo viel Glück, als die Erinnerung an das zu Grunde gerichtete Weſen in ihm aufblühen läßt, Sara's Gatte ſein. Dieſe iſt als eine Tochter ſeines Oheims, der ihn durch Liſt von Leontinen trennte, erkannt worden, und ſomit heirathet er auch ſtandesmäßig. Man kann ſich bei dieſem Schluß des Buchs eines Lächelns nicht erwehren, darüber, daß der Autor es doch nicht über ſich vermocht hat, die Mesalliance des Grafen Kallenfels und Leontine Hofer's zu Stande kommen zu laſſen. Er kann ſeiner Bildung nach nicht anders darüber ſprechen und denken, als daß Ehre, Tugend und Vernunft Kallenfels in dieſer Verbindung hätte feſthalten müſſen; er wagt es nicht, ſeinen Helden offen zum Verräther an Leontinen werden zu laſſen. Allein uns bleibt doch das Gefühl, daß Kallenfels nicht blos aus Liebe zu Sara ſehr froh iſt (und der Verf. gleichfalls), Leontinen nicht fünf Minuten früher — d. h. vor der Trauung — aus Charenton eintreffen zu ſehen; denn ſonſt hätte er Wort halten und die Bürgerliche heirathen müſſen. So, wir können nicht umhin, es auszuſprechen, erſcheint uns der Graf Kallenfels doch einigermaßen als ein innerlich heimlicher Lump.

Im Übrigen iſt das Buch mit Geiſt, Bildung, Weltkenntniß, in leichtem Styl, oft ſogar ſehr anmuthig ſchildernd, geſchrieben, und man wird dem Verf. für viele Einzelheiten darin Dank ſchuldig. Im Salon geboren, wird es ſich dort auch heimiſch fühlen, d. h. geleſen werden.

Wir glauben jetzt, den umsichtigen Leser hinlänglich auf den Standpunkt gestellt zu haben, aus dem er wissen kann, was ihn Ansprechendes, was Widerstrebendes erwarten wird. 82.

Die polnische Literatur im 19. Jahrhundert.

Dritter und letzter Artikel.*)

Die Originallustspiele F. Zablocki's und seine ausgezeichnete Übersetzung des „Amphitryon" berechtigten zu dem Glauben an den Beginn einer neuen Ära; aber der Dichter verschmähte seinen Ruhm, trat frühzeitig in den geistlichen Stand und legte seine Feder nieder.

Boguslawski, der sich dadurch um sein Vaterland verdient machte, daß er den Volksgeschmack an dramatischen Darstellungen lebendig erhielt, indem er mit seiner wandernden Truppe in den verschiedenen, fern voneinander liegenden Städten herumzog und das Nationaltheater in Warschau aufrecht erhielt, verwässerte sein Talent durch eine zu große Anzahl ephemerer Stücke.

Der General Kropinski ließ sich durch den außerordentlichen Erfolg bei der Darstellung seines Trauerspiels: „Ludgarda", keineswegs zu neuen Versuchen antreiben, sondern gab das Drama ganz auf und schrieb Romane nach Art der „Neuen Heloise".

Die Zahl Derer, welche verunglückte Versuche im Drama machten, ist sehr groß, und wir erwähnen deshalb nur noch die beiden Fredro, den Demokrit und Heraklit der polnischen Bühne. Indeß blieb der im Kothurn weit hinter dem lebendigen komischen Dichter zurück, dessen Triumphe ebenso glänzend als verdient gewesen sind.

Der Name des Obersten Godebski versetzt uns von der Bühne in das Lager. Es war natürlich, daß der aus dem Vaterlande verbannte Soldat seine Begeisterung in Krieg und Schlacht fand. Wie Körner sang Godebski im Schlachtgewühle, und wie Körner starb er mit dem Schwerte in der Hand. Er fiel 1808 auf der Ebene von Raszyn. Sein Hauptwerk ist der „Philosophische Grenadier". Hoch stehen seine kleinern Stücke sowie sein Anruf an die polnischen Legionen.

Die Schriften des Generals Morawski, ehemaligen Kriegsministers, sind dagegen von ganz anderer Art. Ihm gelingt am besten Das, wo wenig auf die Sache selbst, Alles aber auf die Behandlungsart und den Ausdruck ankommt. Obgleich er viel schrieb, gab er doch wenig heraus. Man weiß, daß der Großfürst Konstantin solche literarische Beschäftigungen unter dem Militaire nicht leiden konnte; denn er war der Meinung, der beste Soldat sei der, welcher grand, fort et bête sei. Morawski gehörte zu den eifrigsten Gegnern der neuen Schule, von deren Anhängern er in einem seiner Controversschreiben sagt: „Sie essen gut, trinken noch besser und seufzen doch immer nach dem Tode."

Keiner von allen polnischen Dichtern hat jedoch in seine Gedichte Kriegsbilder so gut verschmolzen, keiner in den Liedern das Trompetengeschmetter und die Hufschläge des Streitrosses so treu und lebendig wiedergegeben als der Oberst Gorecki, der merkwürdigerweise sich ebenso sehr in frommen Kirchenliedern auszeichnete.

Kasimir Brodzinski's Poesie besitzt die Einfachheit, die Anmuth und die selbsteigene Begeisterung, in welcher der polnische Bauer beim Trinken oder Tanzen seine Gefühle ausspricht. Die Bemerkung eines alten Soldaten, der einige Lieder des jungen Kasimir hörte und sagte, es sei nichts Neues darin, weil er sie schon vor 20, 30 Jahren gehört und gesungen habe, ist der höchste Lobspruch, den sie erhalten konnten. Brodzinski nimmt jedoch in der Gelehrtenwelt eine weit wichtigere Stellung als die eines Volksdichters ein. Er zerriß zuerst die Fesseln, welche den aufstrebenden Geist der Nationalliteratur hemmten. Er lieh zuerst sein Ohr den Volkssagen, erzählte sie in seiner reizenden Manier nach, und zeigte so den jungen Polen eine neue Quelle der Poesie. Früher gehörte er den Classikern an, aber er trennte sich von ihnen und schrieb so einfache, so natürliche Werke, daß sie das Verbindungsglied zwischen dem classischen und romantischen Style wurden. Ihre Zahl ist groß. Außer seinen polnischen, böhmischen und serbischen Liedern und seinen Gedichten lieferte er viele Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen; besondere Erwähnung verdienen in dieser Hinsicht Schiller's „Marie Stuart" und Walter Scott's „Lied des letzten Minstrels". Seine prosaischen Schriften, wie seine Geschichte der polnischen Literatur, seine Erzählungen und seine kritischen Untersuchungen, enthalten die glänzendsten und neuesten Bilder, sind dabei aber auch Beweise von seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinne, worin ihm keiner unter seinen Zeitgenossen gleichkam. Sein Leben floß ruhig dahin, doch lag in seinem Charakter eine trübe melancholische Stimmung. Er diente in der Armee, verließ sie aber nach dem Feldzuge von 1812 und ließ sich in einem Dorfe bei Krakau nieder. Später wirkte er an der Universität in Warschau als Professor der polnischen Literatur.

Wir kommen zu der letzten und vollendetsten Periode der polnischen Dichtkunst, müssen jedoch noch einige von Denen erwähnen, welche in den minder glänzenden Zweigen der Prosa und Gelehrsamkeit wirkten. Voran steht Konarski und ihm folgt Czacki, der polnische Blackstone, mit seinem voluminösen Compendium des Nationalrechtes und seinem Erziehungsplane, durch welchen er die Universität Wilna zu nie gekanntem Glanze hob und in kurzer Zeit die Zahl der höhern Schulen in Lithauen und Wolhynien von 5 auf 127 vermehrte. Albertrandy, der fleißige und scharfsinnige Gelehrte, der Polyhistor seiner Zeit, gab zur polnischen Geschichte 500 Bände Materialien, die er in Italien und Schweden gesammelt hatte. Kallontay betrachtete die politische Reorganisation aus philosophischem Gesichtspunkte. Stanislaus Potocki repräsentirt die polnische Eleganz, sowol in den Debatten des Reichstages, als wenn der Tod Polen einen berühmten Sohn entrissen hatte. Obgleich wir unter den Dichtern eine Dame nicht erwähnt haben, Elisabeth Druzbacka — die göttliche Dichterin, wie sie genannt wurde —, so war sie doch nicht die einzige polnische Schriftstellerin. Die Fürstin Czartoryska schrieb viel zur Aufklärung und Belehrung der untern Classen, deren Zustand zu verbessern ihr stets am Herzen lag. Auch die trefflichen Kinderschriften der Clementine Tanska verdienen erwähnt zu werden.

Etwas weitläufiger müssen wir uns mit Staszyc, Sniadecki und Lelewel beschäftigen, von denen der Erste der beste Repräsentant der Gelehrsamkeit und des Fleißes der Zeit ist, in welcher er blühte, der Zweite der philosophische Lenker der alten Schule und der Dritte der Herold der neuen Ära. Stanislaus Staszyc wurde von seiner Mutter in der Jugend für den geistlichen Stand bestimmt. Aus dem Kinde wurde ein fleißiger Jüngling, der sich eifrig mit den Naturwissenschaften beschäftigte, Reisen in das Ausland machte, dort die großen Geister des Zeitalters kennen lernte und sich durch Fleiß und Geschicklichkeit eine unabhängige Stellung gewann. In spätern Jahren erregte er die Aufmerksamkeit als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Dichter und als Philanthrop. Er lieferte „Das Leben des großen Zamovski", ein Gedicht, und eine Übersetzung des Homer. Nachdem er Polen und die Karpaten sorgfältig durchforscht hatte, schrieb er das schätzbare Werk: „Über die Geologie Polens." Die Gründung einer medicinischen und chirurgischen Schule in Warschau und die Verwendung des größten Theiles seines Vermögens auf den Ankauf eines Gutes, das er für mäßigen Pacht den Bauern überließ — von welchem Pachte er anstoßende Grundstücke zu gleichem Zwecke kaufte —, sind zwei Beispiele seiner großen Freigebigkeit.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 256 und 260 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Auch im Alter ließ er im Arbeiten und Wohlthun nicht nach. Obgleich mit den höchsten Ehren im Lande bekleidet, lebte er doch höchst einfach; aber kein Unglücklicher und Armer verließ ohne Trost und Hülfe seine Thüre. Er gab Hospitälern große Summen, blieb den Künstlern und Gelehrten ein hülfreicher Freund und erbaute ein prachtvolles Haus für die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft und Literatur, deren Präsident er war. An der Regierung hatte er in verschiedenen und schwierigen Verhältnissen Theil genommen, als Minister, als Bergbaudirector, als Commissar bei dem Erziehungsrathe und als Chef des Examinationscomité. Nach einer Krankheit von wenigen Tagen schloß er seine exemplarische Laufbahn am 20. Mai 1826 als Siebziger. Die Russen aber verweigerten die Erlaubniß, ihm das Denkmal zu errichten, das die königliche Gesellschaft und die Nation ihm setzen wollte. Die, welche zu seiner Ruhestätte pilgerten, wurden eingekerkert. Die Polizei nahm aus der Bibliothek der königlichen Gesellschaft alle Exemplare einer schönen Ausgabe seiner Werke weg. „Als der Großfürst Konstantin", erzählt ein Freund, „Staszyc's Diatribe gegen die Tyrannei las, warf er die Schrift in das Feuer und erklärte, er werde kein anderes Feuerungsmaterial brauchen als Staszyc's Werke; er hielt sein Wort, so lange er Exemplare von jenen Schriften finden konnte."

Johann Sniadecki, neun Jahre nacheinander Rector der Universität Wilna, hob diese Anstalt so sehr, daß sie sich mit den meisten berühmten Universitäten Europas messen konnte, und war der Philosoph Polens, welcher seiner Zeit den Impuls gab und ihren Geist in seinen Werken aussprach, der strengste Gegner der neuern und der gewichtigste Vertheidiger der alten classischen Schule. Er gilt für den correctesten und elegantesten Prosaisten der neuern Zeit, der sich aber auch über eine Ausdrucksweise, ein Wort, ja einen Buchstaben gegen seine Regeln so ereifern konnte, daß er deshalb ein ganzes Werk verurtheilte. Sniadecki's großes Verdienst besteht darin, daß er das scientifische Vocabular mit neuen und den passendsten Worten bereicherte. Was er für Mathematik und Astronomie that, war sein Bruder Andreas für die Chemie und Physiologie.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Von Herrn Lockhart, Walter Scott's bekanntem Biographen, ist endlich eine Erwiderung auf die etwas lange unbeantwortet gebliebenen und daher von Vielen schon für richtig angenommenen Behauptungen des Sohns und der Curatoren des verstorbenen Buchhändlers James Ballantyne („Reply to the statement put forth by the son and the trustees of the late James Ballantyne") erschienen, worin der Verf. alles in dem „Leben Walter Scott's" über den Mangel an Klugheit und Geschäftskenntniß auf Seiten der Ballantyne Gesagte rechtfertigt und die klarsten Beweise liefert, daß die Druck- und buchhändlerischen Angelegenheiten ihres Geschäfts nicht blos von dem Geiste und Einfluß Walter Scott's geleitet, sondern auch mit seinem Gelde aufrecht erhalten wurden, und daß die Ballantyne anfangs ohne einen Pfennig Vermögen waren, wo nicht gar in Schulden staken. Nur ist nicht genügend gezeigt worden, daß die träge Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit von James Ballantyne an Walter Scott's Ruin hauptsächlich Schuld war. Wie dieser übrigens von Anfang bis zu Ende über die wahre Lage der Dinge durchaus nicht unterrichtet war, so scheint auch James Ballantyne selbst davon keine bessere Kenntniß gehabt zu haben, weil er sonst lieber der bezahlte Commis eines insolventen Hauses geblieben, als noch im Jahre 1822, blos vier Jahre vor der traurigen Katastrophe, in der Eigenschaft eines Compagnons in das Geschäft eingetreten sein würde. Doch, wie es sich auch mit der Sache verhalten mag, dem Publicum liegen jetzt die Angaben beider Parteien vor.

Herr d'Orbigny, ein Franzose, hatte vor einiger Zeit eine dem französischen Institut vorgelegte und von diesem mit vielem Beifall aufgenommene Karte vom Titicacasee als sein Werk herausgegeben. Der Dr. Bowring, der sich geographischer Studien halber in Bolivia aufhält und dem diese Karte von dem englischen Generalconsul jenes Landes mitgetheilt wurde, erklärt jetzt in einem Schreiben an die londoner geographische Gesellschaft, daß jene Karte sein Werk sei und von ihm dem Hrn. d'Orbigny bei dessen Abreise aus Bolivia 1833 als ein freundschaftliches Andenken gegeben wurde. 161.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

34. Hille (Karl Christian), **Die Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Mit Kärtchen und Plänen. In Heften. 8. Erstes bis viertes Heft. 1837—38.**

Erstes Heft: Brunnen- und Badediätetik für Curgäste. 1837. 8. Geh. 12 Gr.

Zweites Heft: Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und einem Plane. 1837. 8. Geh. 20 Gr.

Drittes Heft: Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Mit zwei Kärtchen. 1838. 8. Geh. 16 Gr.

Viertes Heft: Die Nord- und Ostsee-Bäder. Mit drei Kärtchen. 1838. 8. Geh. 1 Thlr.

Das Ganze wird in 8—10 Heften erscheinen und jedes Heft ist unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten.

35. Hoepfstein (Albert), **Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zwei Abtheilungen. Schmal gr. 4. 1836—38. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.**

36. **Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken. Jahrgang 1838. 12 Hefte. Mit Steintafeln. Gr. 4. 8 Thlr.**

37. Kannegießer (Karl Ludwig), **Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. 8. Geh. 2 Thlr.**

Die einzelnen Theile unter den besondern Titeln:

38. — —, **Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. 8. Geh. 8 Gr.**

39. — —, **Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 12 Gr.**

40. — —, **Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.**

41. Krug (Wilhelm Traugott), **Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet. Fünfter Band als Supplement zur zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage. In zwei Abtheilungen. — Auch u. d. T.: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.**

Das ganze Werk, dessen vier erste Bände 1832—34 in zweiter Auflage erschienen, ist jetzt zu dem

herabgesetzten Preise von 12 Thlrn.

zu erhalten.

42. **Leipziger Kreisblatt. Zweiter Jahrgang. 1838. 156 Nummern. Gr. 4. 2 Thlr.**

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 119. — 29. April 1839.

Allgemeine Geſchichte der Jahre 1830—38 von Fr. Bülau. Leipzig, Hinrichs. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

Vor ungefähr 150 Jahren ſagte der bekannte franzöſiſche Dichter Boileau, der aber mit Racine zugleich Hiſtoriograph Ludwig's XIV. war, zu ſeinem königlichen Herrn: „Großer König, höre auf zu ſiegen, oder — ich höre auf zu ſchreiben"; und Niemand dachte daran oder wagte es, etwas dagegen zu erinnern. Daß aus der Feder eines ſolchen Hiſtoriographen, zumal bei den Regierungsmaximen eines Königs, dem derartige Äußerungen der bezauberndſte Ohrenkitzel waren, keine eigentliche Geſchichte erwartet werden durfte, liegt auf der Hand. Leider aber machte Ludwig XIV. mit ſeinen politiſchen Grundſätzen und Foderungen an die Geſchichte noch größeres Glück in Europa als mit den Waffen. Und wir haben ja in Sachſen ſelbſt für Auguſt den Starken einen Faßmann aufzuweiſen, wie denn überhaupt, wenn es ſein müßte, ein ganzes Rudel von dergleichen Hiſtoriographen aus der damaligen Zeit vorgeführt werden könnte. Sie waren damals und noch ſpäter beinahe an allen Höfen zu finden und bildeten die beſoldeten Organe, durch welche Fürſten und Cabinete ihre Sache auf dem Felde der Geſchichte führen ließen. Doch welcher Wandel der Dinge ſeit etwa einem halben Jahrhunderte! Jetzt würde man zu dem Hiſtoriographen Boileau ſagen: Großer Schmeichler, höre auf zu ſchmeicheln und der hiſtoriſchen Wahrheit ins Geſicht zu ſchlagen, oder wir hören auf dich — zu leſen. In dieſen wenigen Worten liegt auch rückſichtlich der Geſchichte das Reſultat mehr als einer Revolution zuſammengedrängt: die Gewalt der öffentlichen Meinung und die erzwungene Anerkennung der Würde der Wiſſenſchaft. Es iſt unleugbar einer der mächtigſten Fortſchritte der Geiſtesfreiheit darin wahrzunehmen, daß weder der politiſche Despotismus in die Tafeln der Geſchichte eingraben laſſen kann, was ihm beliebt, noch die niedrigſte Schmeichelei die Dreiſtigkeit haben darf, auf gelehrige Nachbeter zu rechnen, oder auf unbedingte Glaubwürdigkeit Anſprüche zu erheben. Die Unabhängigkeit des Urtheils und die mit der Freiheit Hand in Hand gehobene Aufklärung haben die Vergangenheit und die Gegenwart unter einen Lichtreflex zu bringen gewußt, daß Jeder ſehen kann, wer überhaupt zu ſehen berufen iſt. Die dunkeln Partien der frühern Diplomatie werden immer mehr aus ihrem Verſteck hervorgezogen, und den Argusaugen der gegenwärtigen Preſſe und ihren Verbindungen entſchlüpfen nur wenige Actenſtücke der Cabinete in deren geheimen Archive, ohne jedoch die ehemalige Ausſicht einer langen Unentdecktheit zu haben. Aus der Betrachtung dieſer Umſtände ſollten in der That Diejenigen Beruhigung ſchöpfen, die für unbeſchränkte Preßfreiheit ſtimmen zu müſſen glauben. Eine unparteiiſche Vergleichung des Frühern mit Dem, was ſich in den neueſten Zeiten in dieſer Hinſicht entwickelt hat, würde ſie die mächtigen und wohlthätigen Fortſchritte keinen Augenblick verkennen laſſen; als denkende Beobachter der menſchlichen Dinge ſollten ſie ferner wiſſen, daß das bereits Entwickelte nothwendig die Bedingungen weiterer Entwickelungen unvertilgbar in ſich enthalte, und als vorurtheilsfreie Verfechter der politiſchen und wiſſenſchaftlichen Freiheit das Geſtändniß ablegen, daß im Ganzen — einzelne Ausnahmen können allerdings nicht abgeleugnet werden — die Wahrheit in Staatsangelegenheiten nur dann mit Mistrauen von den öffentlichen Gewalten verfolgt oder gehemmt wird, wenn ſie entweder Parteizwecken dienen ſoll, oder, von gereizter Stimmung eingegeben, die Waffen einer verwundenden Sprache zu Hülfe ruft. Daß man aber recht wohl in Sachen der innern und äußern Staatenpolitik die Wahrheit ſagen könne und dürfe, nur ohne die ſoeben bemerkten Beimiſchungen, dafür legt das Werk, das wir zu beſprechen beabſichtigen, ein ebenſo rühmliches als hinlänglich beweiſendes Zeugniß ab.

Übrigens können wir bei dieſer Gelgenheit nicht umhin, einen Augenblick bei der Frage zu verweilen, welche Zweifler aufgeworfen haben, ob es rathſam und möglich ſei, die Geſchichte einer Gegenwart zu ſchreiben. Abgeſehen von den zahlreichen Beiſpielen aller Zeiten, die eine Geſchichtſchreibung aufzuweiſen haben; abgeſehen von den Vortheilen einer friſchen und lebendigen perſönlichen Anſchauung der Ereigniſſe — denn eine Geſchichte ohne moraliſche Theilnahme des Herzens gleicht den Thronreden unſerer Tage, man erſchrickt vor der Kälte ihrer Marmorglätte —, ſpricht ſich die Rathſamkeit noch dadurch beſonders aus, daß die Mannichfaltigkeit und die raſche Folge der Ereigniſſe ſowie die vielen Organe, durch welche ſie veröffentlicht und nach den verſchiedenen Parteianſichten dargeſtellt und betrachtet werden, eine geläuterte Zuſam-

menstellung und Gesammtanschauung dringend erfoderlich machen, damit man zu sehen vermag, welche Zeit es im Reiche der Welt sei. Es tritt aber diese Erfoderlichkeit um so mehr hervor, je fester die Überzeugung steht, daß die Geschichte, wenn man ihre Blätter vereinzelt, gleich den Orakelblättern der kumäischen Sibylle, dem Luftstrome der Parteienbewegung preisgibt, ihre höchste Bestimmung, nämlich die der Belehrung und Aufklärung, nicht zu erfüllen geeignet ist und Virgil's Wort: „Inconsulti abeunt sedemque odere Sibyllae", hier wie dort dann in Erfüllung geht. Daß übrigens insbesondere für constitutionnelle Staaten die Aufklärung und Leitung des öffentlichen Geistes auf dem Wege einer unparteiischen, klaren, ruhigen und zusammenhängenden Darstellung der Zeitzustände von vorzüglicher Wichtigkeit sei, bedarf für den Denkenden nur einer Andeutung, keiner ausführlichern Entwickelung der Gründe. Was aber den Zweifel an der Möglichkeit einer Geschichte der Gegenwart betrifft, so ist dieser leicht zu beseitigen, theils durch die Hinweisung auf die außerordentlichen, früher nie gekannten Hülfsmittel unserer Publicität, theils und namentlich durch den Hinblick auf Männer, die frei von Parteibestrebungen und Rücksichten anschauen und schreiben. Mag ihre Anzahl auch klein befunden werden, in der geistigen Welt zählt man nicht quantitativ, sondern qualitativ. Als zu dieser Classe würdiger Männer gehörig ist Prof. Bülau schon bekannt, und der unparteiische Leser des vorliegenden Buches wird vollkommen bestätigt finden, was am Ende der kurzen Vorrede von dem Verf. ausgesprochen worden ist:

Ich glaube meiner Arbeit wenigstens darin einen eigenthümlichen Werth gesichert zu haben, daß ich die deutschen Verhältnisse mit größerer Ausführlichkeit behandelte, als in ähnlichen Werken geschehen ist. Der politische Gesichtspunkt, aus dem sie gefaßt ist, wird keiner Partei recht zusagen. Sie ist auch nicht für Parteien geschrieben. Aber was ich gesagt habe, ist mir in voller Überzeugung als Wahrheit erschienen; und diese Überzeugung ist keine aus äußern Rücksichten, oder in Folge flüchtiger Eindrücke und herrschender Richtungen aufgefaßte, sondern eine auf gewissenhaften Eifer, auf ernstes Studium und unbefangene Beobachtung gegründete.

Das Ganze, welches den Ergänzungsband der bekannten „Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende" von Pölitz bildet, aber zugleich als ein selbständiger Band anzusehen ist und als solcher auch ausgegeben wird, zerfällt in einen allgemeinen und besondern Theil dergestalt, daß in dem erstern die Begebenheiten und Zustände von 1830—38 in Gruppen vereinigt sind, während der letztere die Specialgeschichte der einzelnen europäischen Staaten und in kurzen Umrissen die Ereignisse in Afrika, Amerika, Asien und Australien enthält. Jener erste oder allgemeine Theil schildert nun auf dem beschränkten Raume von 30 Seiten das politische und intellectuelle Leben der Völker Europas so ruhig, klar und belehrend, zugleich aber auch so gedrängt in der Gedankenverbindung und so präcis im Ausdrucke, daß wir, obgleich schon seit einer Reihe von Jahren mit dem Geiste und den Ansichten des Verf. vertraut, dennoch wahrhaft überrascht worden sind; man sieht es der ganzen Darstellung an, daß sie ebenso wol der reinste Reflex seiner innersten Überzeugung als das Resultat der aufmerksamsten und unbefangensten Beobachtung sei. Aber gerade dieses Charakters wegen müssen wir es uns versagen, Auszüge mitzutheilen, vielmehr die denkenden Geschichtsfreunde, für die ja ohnehin die Arbeit bestimmt ist, einladen, an Ort und Stelle selbst zu lesen; sie werden des Verf. Verdiensten um ihre historische Aufklärung, selbst wenn sie nicht allenthalben seiner Meinung huldigen sollten, gewiß die verdiente Anerkennung zu Theil werden lassen. Nur das Ende des erwähnten Abschnitts, weil der Zusammenhang die Mittheilung erlaubt und des Verf. Grundansicht über den gegenwärtigen Zeitcharakter sich schon daraus nicht undeutlich erkennen läßt, möge hier als ein kurzes Zeugniß für unser Urtheil stehen. Nachdem derselbe nämlich die romantische Schule Frankreichs und die Extravaganzen des jungen Deutschlands erwähnt und richtig bemerkt hat, daß diese Geistesrichtung trotz ihrer Fehler dennoch von dem gemeinen Materialismus des vorigen Jahrhunderts, den uns Schlosser in seinem neuesten Werke so klar vor die Augen geführt hat, entfernt sei, fährt er fort:

Es sind oft edle Naturen, die diesen krankhaften Richtungen verfallen; aber es ist ihnen das Glück und die Größe der Selbstbeherrschung und eines in Liebe und Demuth waltenden wohlthätigen Wirkens nicht aufgegangen. So mag man denn auch trotz der Genußsucht, des Egoismus, der Härte und Frivolität der Zeit auf die Gesundheit des Kernes vertrauen. Einzelne Vorgänge haben gezeigt, daß die alten Kräfte der Religion und des Volksthumes noch hohen Einfluß im Volke haben, und selbst in dem Hasse, mit welchem die Zeit keine Richtung so erbittert verfolgt wie die pietistische, liegt eine Anerkennung des hohen Werthes der Frömmigkeit. Die Masse haßt Den am meisten, von dem eine geheime Stimme ihr sagt, daß er, in einer Richtung wenigstens, besser als sie sei, und sie freut sich, wenn er durch Übertreibung oder andere Schwächen ihr ein scheinbares Recht gibt, ihn zu verdammen. Die Kräfte und Mittel, die obenan stehen in der Reihe der Zeitbewegungen, scheinen, wie natürlich und für die nächsten Zwecke nothwendig sie sein mögen, doch nicht zur Heilung der Grundgebrechen, zur Abwehr der schlimmsten Gefahren zu führen. Aber die Vorsehung wird ihre Wege finden.

Da d. Bl. überhaupt keine politische Tendenz haben, am allerwenigsten aber mit auswärtiger Politik sich befassen, so übergehen wir das viel bewegte und bewegende Frankreich, das uns die mit neuen politischen Ideen gefüllte Büchse der Pandora wiederum über den Rhein gesendet hat, am liebsten aber selbst gebracht hätte; das unglückliche Spanien, das die früher an der Menschheit verübten Frevel und die an sich selbst begangenen Sünden abzubüßen bestimmt scheint; das merkwürdige, von dem Verf. mit besonderer Vorliebe betrachtete England, das, indem es den Erdkreis mit seiner Seeherrschaft umgürtet, dennoch nicht ohne Besorgniß auf die moralische Gewalt eines einzigen Unterthanen, des Irländers O'Connell, blickt; das gewaltige Rußland, das, in seiner Politik dem alten Rom am meisten unter allen Staaten der neuen Welt gleichend, von dessen Gottheiten zumeist die Minerva und den Mars verehrt, jene im Auslande, diesen zu Hause; das stille, aber klug berechnende Östreich, das den Ausländer ebenso wenig in die Karten seiner

Politik als den Unterthan in sein Finanzsystem sehen läßt; wir wenden uns zu Deutschland, dessen „Einheit begründet ist auf die Einheit der Sprache, die Ähnlichkeit der Gesittung, die innige Verflechtung der Geschichte und vielfältiger Interessen seiner Stämme", um so mehr, da ihm der Verf. seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. In dem Abschnitte nun, welcher der Geschichte der einzelnen Staaten vorausgeht und der Darstellung und Beurtheilung der Bestrebungen und Verirrungen der liberalen Partei gewidmet ist, kommen allerdings Ansichten und Resultate vor, die nicht allen Liberalen zusagen werden. Der Grundirrthum der Letztern war, daß sie bei ihren Freiheitsfoderungen und Freiheitsbestrebungen, England und Frankreich im Auge behaltend, vergaßen, wie verschieden von diesen Staaten der ganze innere Organismus und das geschichtlich erhärtete Volksleben des Vaterlandes sei. Auf diese Weise bahnt sich der Verf. den Weg zu dem Urtheile:

Wo die Liberalen diese tausend Verfassungen, die sonst bestanden, verwarfen, um alles Gewicht auf Eine Verfassung zu legen, die allerdings wie sie, aber nicht wie die Regierungen sie verstanden, dem Oppositionsgeist, dem Neide und der Herrschsucht besser entsprach, haben sie der Verwirklichung des echten Liberalismus nur entgegengearbeitet und die Macht, nicht der Fürsten, nicht des Staates, aber der Staatsverwaltung wenigstens quantitativ unermeßlich erweitert, ihre Geschlossenheit verstärkt, viele Schutzwehren gegen sie gebrochen, viele Selbstkraft aufgelöst; freilich aber auch Verwaltung, Fürsten und Staat in eine, ungleich größere Verantwortlichkeit ausgesetzte und viel mehr gefährdete Stellung gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Die polnische Literatur im 19. Jahrhundert.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Joachim Lelewel steht allein in der vierzehnten und höchsten Classe der Staatsverbrecher nach russischer Ansicht. Wollten wir in literarischer Hinsicht ebenfalls eine Rangordnung einführen, so müßte er auch da obenan stehen. Die ganze Geschichte seines Lebens ist eine Reihe glänzender Thaten in der literarischen wie in der politischen Welt. Nachdem er viele Jahre unter alten Büchern, Handschriften und Alterthümern vergraben gesessen hatte, trat er aus dieser seiner Veste heraus, um den Lehrstuhl der Geschichte bei der Universität Wilna einzunehmen, wo er den begeistertsten Beifall fand, trotzdem daß er mit der Gegenpartei unter Sniadecki zu kämpfen hatte. Wie seine Worte elektrisirten, erinnern sich noch viele seiner dankbaren Schüler. Einst — in einer Zeit strenger Verfolgungen in Wilna — bestieg Lelewel das Katheder und rief: „Zu den Waffen, Brüder, zu den Waffen! Wir wollen sterben oder unsere Freiheit erringen!" Die gewaltig ergriffenen Zuhörer sprangen auf, da setzte der Professor ruhig hinzu: „So tönte der Ruf durch die Berge der Schweiz, als Wilhelm Tell die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzte." Lelewel wurde der Apostel neuer Ideen und der Stifter einer neuen Schule, die sich in die Regionen des Abstracten wagte. Seine ersten Feindseligkeiten mit Sniadecki wurden durch eine Kleinigkeit veranlaßt. Lelewel's Styl schmeckt sehr nach seiner Gelehrsamkeit und seinem Studium alter polnischer Bücher; es fehlt ihm an Grazie und Leichtigkeit. Darum wurde er von Sniadecki und dessen Anhängern oft getadelt, und sein Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Geschichte sagte, als er die ausgezeichnetsten polnischen Geschichtschreiber aufzählte: „An ihrer Spitze steht der gelehrte Lelewel; es ist nur Schade, daß seine Schriften noch nicht ins Polnische übersetzt worden sind." Nun wurde der Kampf ernsthaft und der Professor von der Universität vertrieben. Aus einem friedlichen Lehrer wurde ein Verschwörer. Die letzte Revolution fand ihn an ihrer Spitze; aber in der Stunde des Sieges verließ ihn seine Kraft und sein Geist. Gegenwärtig lebt er in Brüssel seinen Studien. Die Aufzählung der Titel seiner Schriften würde uns viel zu weit führen. Sein neuester Biograph erwähnt deren 80, die sich alle auf die Geschichte des slawischen Volks beziehen; wenige andere, und nur diese sind im Westen Europas bekannt, beschäftigen sich mit andern Gegenständen, namentlich mit Numismatik.

Bald erschien ein neues Genie, das die ganze polnische Nation elektrisirte, Adam Mickiewicz. Das Auftreten dieses Dichters in gewöhnlicher Zeit würde zwar wol auch Bewunderung erregt haben, aber nur einem kurzen Engelsbesuche ohne eine Botschaft vom Himmel ähnlich gewesen sein, dem Blitze ohne Donner. Aber er erhob sich in einer großen Zeit und rechtfertigte so Bacon's Bemerkung, daß die großen Männer großen Bergen gleichen, die von den ersten Strahlen der kommenden Sonne beleuchtet werden. Es ist uns unmöglich, hier den Umfang seiner Gewalt und seinen Einfluß darzuthun; wir dürfen nur seine Werke aufzählen und den goldenen Faden nachweisen, der durch dieselben läuft. Die neuere polnische Literatur, so interessant und mannichfaltig sie auch ist, würde ihre Krone, ihr Verbindungsglied verlieren, könnte der Name Mickiewicz daraus vertilgt werden. Er ist der Sohn eines Advocaten und um das Jahr 1798 in Lithauen geboren. Seine Studien begann er zu Nowogrodek, setzte sie auf dem Gymnasium in Wilna fort und beendigte sie ehrenvoll auf der dortigen Universität. Eine frühzeitige unglückliche Liebe weckte in ihm wie in vielen Andern zuerst den Dichtergeist; 1812 gab er aber bereits einen Band Übersetzungen aus dem Deutschen und Nationalballaden heraus, die unter Andern auch sein „Grazyna" enthielten. Diesem folgte bald die „Ode an die Jünglinge", die in Wilna den Preis erhielt. Die Tendenz dieses Gedichts erregte Verdacht und zog ihm Verfolgung zu. Mickiewicz wurde verbannt. Er ging nach Odessa, wo viele seiner glänzenden orientalischen Gedichte entstanden, wo er aber nicht bleiben durfte. Die Regierung beschied ihn nach Moskau und stellte ihn dort unter polizeiliche Aufsicht. Hier lernte er den Fürsten Galitzin kennen, der, überrascht von dem Talente des jungen Polen, denselben nach Petersburg brachte, wo er seine Werke herausgab, die viele Bewunderer fanden. Diesen hatte er es zu verdanken, daß er Rußland verlassen und Europa bereisen durfte, wo er unter Andern mit Goethe bekannt wurde. Wir können den Dichter und Improvisator (denn auch dies ist Mickiewicz) auf seinen Wanderungen nicht folgen und kehren zu seinen Werken zurück. Seine Balladen und „Grazyna" haben wir bereits erwähnt; sie bilden die beiden ersten Abtheilungen seiner Werke. Die dritte heißt „Dziady" oder das Todtenfest, nach einem alten in manchen Theilen Lithauens noch bestehenden Gebrauche, bei welchem sich heidnischer Aberglaube mit christlichen Ideen verbindet. Das Volk versammelt sich um Mitternacht unter den Ruinen einer alten Kirche oder eines Hauses an einem Gottesacker. Ein Volksdichter oder Beschwörer tritt in die Mitte des Kreises und fodert die Todten auf, aufzustehen und von den daliegenden Speisen zu wählen. Wie der große polnische Dichter diesen Aberglauben behandelte, läßt sich leichter denken als beschreiben. Die vierte Abtheilung seiner Schriften begreift seinen „Wallenrod". Dieser ist ein Lithauer, der den Feinden seines Vaterlandes Verderben geschworen hat. Die Polen verstanden ihren Dichter, während sie die Schönheit des Gedichtes bewunderten, und erkannten seine tiefer liegende Absicht. Konrad Wallenrod wurde die Parole der Nationalverschwörungen. Das Motto: „Dovete adunque sapere come sono due generazioni da combattere — bisogna essere volpe e leone", lief wie ein Lauf-

feuer über das ganze Land. Zuletzt kommt sein „Farys". Sein Aufenthalt in der Krim, die er, wie Goszynski sagt, „mit Diamanten bestreute", veranlaßte seine „Krimschen Sonette". Im J. 1832 erschien er von neuem in Paris, aber nicht mehr als der revolutionnaire Dichter Polens, sondern als Schüler des Abbé Lamennais. Der dritte Gesang von „Dziady", von dem ursprünglich nur der zweite und vierte erschienen waren, war das erste Gedicht nach jener Metamorphose. „Herr Thaddeus", sein neuestes, gründet sich auf eine Erzählung aus den Annalen der Fehden des polnischen Adels. Die Bilder und Schilderungen darin erinnern an die besten Tage seines Genius, aber das Ganze ist eine Erinnerung aus der Vergangenheit ohne eine Lehre für die Zukunft, ein Preis der Tapferkeit der Todten ohne ein Wort an die Lebenden. Der Lyriker ist in dem Geschichtschreiber, der Dichter in dem Mystiker untergegangen. Seit kurzem hat sich Mickiewicz verheirathet, obgleich es vielleicht besser gewesen wäre, er hätte Petrarca nachgeahmt; aber die Lumpen von dem Gewande seines Ruhmes würden hinreichen, eine Schar von Königen und kleinern Fürsten der Poesie zu bedecken. Er hat mehr von Byron als von Goethe, vereinigt aber in sich in hohem Grade Beider Eigenschaften und verbindet die Phantasie des Orients mit der Anschaulichkeit des Occidents. „Ce n'est plus l'Europe, ce n'est pas encore l'Asie", sagte ein Reisender über Polen, und es paßt dies mit einiger Modification auf Mickiewicz.

Severin Goszczynski folgte den Fußtapfen Mickiewicz's. In seiner Jugend besuchte er die Hütten der Bauern, um ihre Sagen und Märchen zu hören und dieselben nachzudichten. Seine Schriften sind so ganz national, daß sie ihre Schönheit völlig verlieren würden, wollte man sie in fremden Boden verpflanzen. Goszczynski befand sich unter den wenigen jungen Leuten, die durch einen kühnen Angriff auf den Palast des Großfürsten das Signal zu der Revolution gaben. Sein Gedicht in drei Gesängen: „Das Schloß von Kaniow", zeigt am besten seine Verdienste und seine Mängel.

Anton Malczewski gehört zu Denen, welche den Besitz des göttlichen Funkens in der Brust durch ein leidenvolles Leben büßen müssen. Sein Lebenslauf zerfällt in drei Epochen: die erste ist die militairische, in welcher er sich als geschickter Ingenieur auszeichnete, die zweite die eines abenteuerlichen Reisenden, und die dritte eine Periode des Elends und Mangels in Folge einer unglücklichen Liebe. Ein frühzeitiger Tod endete seine Noth. Er gab der Literatur seines Vaterlandes ein kurzes, aber glühendes Gedicht, dessen Gegenstand auf einer Thatsache beruht und von Korzeniowski mit Erfolg dramatisirt worden ist. Ein Jahr nach der Vollendung dieses Gedichtes starb Malczewski, unbeachtet und unbetrauert. Jetzt aber lieben und bewundern die Polen dies Denkmal seines Geistes mehr als irgend ein anderes gleichzeitiges Werk. Es erscheinen fortwährend neue Ausgaben von seiner „Maria". In wessen Händen sich seine ungedruckten Gedichte befinden, weiß man nicht.

Die Gesänge Zaleski Bohdan's sind eleganter und keuscher als die Goszczynski's, und es liegt ein seltsamer Zauber in ihnen. Wenige davon sind bekannt, aber diese wenigen haben ihm seinen Platz unter den ersten der polnischen Dichter gesichert. 98.

Miscellen.

Man glaubt gewöhnlich, daß die Scheu und Furchtsamkeit des Wildes vor dem Menschen im Instinete beruhe; es scheint jedoch, daß sie vielmehr erst eine Folge der Erfahrung dieser Thiere sei, wenigstens berechtigen die zahlreichen Beispiele von Jungen, die sich zutraulich und furchtlos den mit tödtlichen Waffen versehenen Jägern nahen, zu keinem andern Schluß. So erzählt z. B. der englische Capitain Harris in der Beschreibung seiner zweijährigen Jagderpedition im südlichen Afrika, daß, als er eines Abends einen weiblichen Elefanten erlegt hatte und sich am andern Morgen nach der Stelle begab, wo seine Beute lag, ein etwa 3½ Fuß hoher junger Elefant aus dem Gebüsch auf ihn und seine Begleiter zusprang, mit einem winselnden und klagenden Tone seinen Rüssel um die Füße der Jäger legte und nach vielen Zeichen und Bewegungen, die ebenso wol seinen Schmerz über den Verlust der Mutter als seine Freude über die Ankunft der Fremden ausdrückten, diese nicht wieder verließ, bis es ungeachtet der ihm zugewandten Pflege nach einigen Tagen starb. Ein anderes Mal, als der Capitain mit den Seinigen eine Heerde Antilopen auf das lebhafteste verfolgte, gesellte sich den Jägern ein junges Zebra zu und lief dicht neben den Pferden her, so lange die Verfolgung dauerte, ohne die geringste Furcht zu zeigen.

Die Denkmäler im Missisippithale.

Hr. Parker, der vor kurzem von dem amerikanischen Commissionsbureau für Missionen in den fernsten Westen geschickt wurde, um sich mit dem Charakter und der Lage der Indianer, denen das Evangelium gepredigt werden soll, bekannt zu machen, bemerkt in seinem ebenso interessanten als lehrreichen und höchst lesenswerthen Reiseberichte*) über die Denkmäler im Missisippithale, die schon der Gegenstand so vieler Hypothesen gewesen sind, Folgendes: „Niemand, der diese Myriaden von Steinpyramiden von den verschiedenartigsten Größen und Gestalten im Missisippithale hat zerstreut liegen sehen, wird jemals glauben, daß nur der fünfhundertste Theil davon Menschenwerk sei. Die scheinbar künstlichen Formen der Steinwälle, in denen die konische und elliptische mit Vierecken und Parallelogrammen abwechselt, haben allerdings etwas Überraschendes, und namentlich zog eine Gruppe von 12 Kegeln, die etwa 20—30 Fuß Höhe und alle ein gemeinsames Postament hatten, meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie bildeten etwa zwei Drittel eines Kreises auf einem Raume von 300 Fuß Durchmesser. Ständen sie allein, gewiß, man würde glauben, sie seien von Menschenhand aufgeführt; so aber, in der Gesellschaft von wenigstens 10,000 ähnlichen Figuren, die alle gleichfalls wie Menschenwerk aussehen, wird man diese Annahme fahren lassen. Ganz unbezweifelt scheint zu sein, daß sie nicht zu Werken kriegerischer Vertheidigung bestimmt waren. Dagegen ist es ebenso gewiß, daß einige von ihnen zu Begräbnißplätzen benutzt wurden. Nur muß man daraus, daß Skelette, Töpfergeschirr u. dergl. in ihnen gefunden werden, nicht folgern, daß sie von untergegangenen Generationen zu diesem Behufe eigens erbaut wurden, mit der Nebenbestimmung, durch ihre verschiedene Form zugleich die Standes- und Rangverschiedenheit Derer auszudrücken, die in ihnen ruhen. Wenn dem so wäre, dann müßte die sogenannte La Trappe, die ich 150 Fuß hoch und einen Raum von sechs Acres einnehmend fand, die Gebeine eines mächtigen Königs in sich bergen; allein man bedenkt nicht, daß diese Steinformationen zu Begräbnißplätzen wahrscheinlicher passend gefunden als angelegt wurden.

Herr J. B. Pentland, englischer Generalconsul von Bolivia, hat der londoner geographischen Gesellschaft mehre Zeichnungen von Ruinen altperuanischer Bauwerke vorgelegt, die er zu Cuzco, der alten Hauptstadt der Inkas, vorfand. Es ist an denselben hauptsächlich der massenhafte Styl cyklopischer Bauart bemerkenswerth, noch mehr aber die Sorgfalt und Kunst, mit welcher die ungeheuern Steinmassen, von denen einzelne über 150 Tonnen wiegen, zusammengefügt sind. Nicht weniger merkwürdig als die Ruinen von Cuzco sind die von Ollantay-tembo. Herr Pentland beabsichtigt über den Gegenstand ein besonderes Werk herauszugeben. 161.

*) Journal of an exploring tour beyond the Rocky Mountains, under direction of the American board of commissioners for foreign missions. By Rev. J. Parker.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 120. —— 30. April 1839.

Allgemeine Geschichte der Jahre 1830—38 von Fr. Bülau.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Nachdem der Verf. sehr klar und bündig den allmäligen Übergang Seiten des Bundestags und der einzelnen Regierungen von conservativen Mitteln zu eigentlichen, zum Theil von wirklicher Rachsucht eingegebenen Reactionsmaßregeln geschildert und in Absicht auf die gezügelte Presse bemerkt hat: „Sie sollte — so wollten die Reactionsbeschlüsse — keine politische Macht im Staate werden, so lange die Regierungen es noch hindern konnten", kommt die Rede auf die Universitäten, deren Überwachung als vermeintlicher Feuerherde der Revolution den einzelnen Regierungen zur besondern Pflicht gemacht ward. Von diesen ehrwürdigen Anstalten spricht der Verf. eine Meinung aus, die Jeder unterschreiben wird, der ihre Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht:

Überhaupt sind die deutschen Universitäten mehr und mehr Staatsanstalten geworden, und nicht mehr die Pflege der Wissenschaft, sondern die Vorbereitung der Candidaten des Staatsdienstes scheint ihr factischer Hauptzweck. Freilich wäre derselbe eben dann am besten zu erreichen, wenn die Wissenschaft allein im Vordergrunde stände.

Es wäre eine ebenso belehrende als interessante Aufgabe, in einer besondern Monographie auseinanderzusetzen, wie das eigenthümliche Leben und freie Wirken der deutschen Hochschulen von ihrer ersten Entstehung an über unser Vaterland eine wissenschaftliche Thätigkeit, Gründlichkeit der Forschungen und einen so lebhaften Sinn für die Freiheit des Wissenschaftswortes verbreitet hat, daß sie hinsichtlich dieser Wirksamkeit nicht nur alle andern einheimischen Institute, sondern auch die des Auslandes weit hinter sich zurücklassen. Das weiß die Sippschaft der Obscuranten recht wohl. Darum suchte sie vor einigen Jahren das Mistrauen der Staatsregierungen gegen diese Anstalten so weit zu steigern, daß, wenn auch keine Aufhebung oder Zersplitterung der Facultätskörperschaften räthlich befunden werden konnte, doch eine ähnliche Einschränkung, wie sie Östreich festhält, einen Augenblick in Aussicht gestellt ward. Indeß gewichtvolle Stimmen, wie z. B. Savigny's, die Erinnerung an unsterbliche Verdienste und der Gedanke, daß man nothwendig dem trefflichsten Theile der Nation empfindlich zu nahe treten werde, was bei der ohnehin noch nicht völlig beschwichtigten Aufregung doppelt bedenklich erscheinen müsse, wehrten den Schlag ab. Nur die Frage wegen Verlegung der Universitäten in die Residenzstädte ward noch einige Zeit ventilirt; ihre Erörterung war jedoch nur für kleinere Staaten von Interesse, während Preußen wegen seiner Größe *), Baiern und Baden wegen confessioneller Verhältnisse an die Ausführbarkeit des Planes nicht füglich denken konnten.

Daß die Verhältnisse und Zustände Preußens in dem vorliegenden Buche einen bedeutenden Platz einnehmen, muß man ebenso wol für natürlich als für nothwendig erklären. Zunächst bespricht der Verf. die Stellung dieses Staates dem Liberalismus gegenüber, und in diesem Zusammenhange findet sich eine Stelle, die wir nicht blos ihrer Trefflichkeit wegen hier mittheilen wollen, sondern auch darum, weil sie eine der Grundansichten unsers Verf. und den Geist, der in seiner ganzen Auffassungsart der Zeitereignisse herrscht, zu charakterisiren vortrefflich geeignet ist.

Der Liberalismus muß in jeder Discussion siegen, wo es sich um seine Zwecke handelt, seine letzten Endzwecke, wie sie in der Idee erscheinen. Diese sind die einzigen, für welche der Freund der Menschheit sich entscheiden, mit denen ein hochherziger Geist sympathisiren kann. Seine Mittel aber nimmt er meist von der Oberfläche des Lebens, vom Schein bestechen, hinweg; greift nach dem scheinbar nächsten Wege, wenn er auch nicht zum Ziele führt; wählt mechanische Mittel, die nur der Gewalt von Nutzen gewesen sind; verrechnet sich fortwährend in seinen Voraussetzungen von Menschen und Dingen und führt auf einen Zustand, wo Alles von dem guten Willen derselben Menschen erwartet wird, denen man alle organische Stützen, alle haltenden und bestimmenden Einflüsse genommen und den nackten Egoismus zum einzigen Gott gegeben hat. Die Mittel, die die Gegner anpreisen, würden sicherer auf die Endzwecke des Liberalismus hinführen als seine eigenen. Aber die Gegner vergiften ihre Mittel und machen sie unmöglich, indem sie dieselben auf falsche Zwecke beziehen, und indem sie auch ihnen das Joch des ewigen Stillstandes auflegen. Wohin der gewöhnliche Liberalismus führt, das ist etwa in Frankreich; wohin die historische Partei kommt, in Spanien unter Ferdinand VII.; was die Versöhnung des geschichtlichen Princips mit dem Liberalismus vermag, ist in England zu lesen.

Den Übergang zur Erörterung der kirchlichen Verhältnisse Preußens und zum richtigen Verständnisse des

*) Sobald es sich nämlich um eine Gesammtuniversität des Staates handelte; denn eine einzelne Universität hatte es ja bereits in seiner Hauptstadt.

Verfahrens, welches die weltliche Macht in protestantischen und katholischen Angelegenheiten beobachtet hat, bildet der historisch vollkommen begründete Satz: „Es lag im Geiste der frühern Staatsentwickelung Preußens, daß die Regierung sich als den Staat und den Staat als den Herrn der Kirche betrachtete; daß sie die Frage über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat jedenfalls im Sinne des strengen Territorialsystems löste.“

Mit Ruhe und Unbefangenheit wird dann der Conflict mit dem Papste und der katholischen Kirche durch die Entsetzung des Erzbischofs von Köln erzählt; es wird die Meinung Derer bestritten, welche glauben, Preußen werde sich in die Arme des Liberalismus werfen müssen, und die Ursache schiefer Urtheile über die Sache darin gefunden, daß man sich protestantischerseits in den Ideenkreis der Katholiken zu wenig hineindenken könne und von ihrer Kirchengläubigkeit sich keinen richtigen Begriff mache.

Wir enthalten uns aller Äußerungen über die ganze Sache, theils weil sie wirklich hierher weiter nicht gehört, theils weil schon so viel darüber geschrieben und — geschrien worden ist, theils endlich, weil politische und religiöse Überzeugungen in diesem Punkte so sehr ineinandergreifen, daß man selbst bei der größten Behutsamkeit in den Äußerungen individueller Ansichten auf empfindliche Seiten zu stoßen Gefahr läuft. Übrigens mag es leicht sein, in solchen Fällen sich eine vorübergehende Popularität zu erwerben; aber die Wahrheit zu treffen, ist schwer, sie zu sagen, nicht immer klug und rathsam. Nur glauben wir Folgendes bemerken zu müssen: Alle Punkte sind bei diesem Conflicte noch nicht völlig klar; die Ursachen müssen bis auf die Grundsätze und Zwecke der heiligen Allianz und deren besondere Beziehungen zurückgeführt werden; Rom sah unstreitig den Conflict längst und wünschte ihn, als seine Nuntiatur in Berlin zurückgewiesen ward; Preußens Berufung auf seine Verdienste um seine katholischen Unterthanen kann keine moralische Wirkung haben, weil Rom keine solchen Verdienste extra ecclesiam anerkennt; uns aber hat sich von neuem lebhafter als je die Überzeugung aufdringen müssen, daß unsere Kirche als solche der katholischen gegenüber keine imponirende Macht besitzt; uns hat der Staat absorbirt; darum trifft ein kirchlicher Angriff auch ihn.

Wir glauben nun zur Charakteristik des vorliegenden Buchs genug gethan zu haben, freuen uns aber, daß wir den Verf. bald wieder auf der Bahn der Geschichtswissenschaft zu begegnen hoffen dürfen, weil es auch ihm ein schöner Beruf scheint, zu erforschen und darzustellen, wie — um mit seinen Schlußworten zu reden — sich überall hin auf den verschiedensten Wegen die Keime der Humanität verbreiten. Sie erblühen, nach dem Charakter des Bodens, in den sie fallen, zu verschiedenartigen Gebilden. Sei es; wenn nur überall die Menschen immer besser lernen, mit Liebe um sich, mit Hoffnung und Vertrauen über sich zu blicken! Dem Körper wie dem Geiste sind durch das Irdische Grenzen gezogen; die Perfectibilität des Herzens ist unendlich.

150.

Der Kriegsschauplatz im Orient.

1. An account of the kingdom of Caubul. By the Hon. *Mountstuart Elphinstone*. New and revised edition.
2. Journey to the north of India, through Russia, Persia, and Afghanistan. By lieutenant *A. Conolly*. 2d edition.

Diese Bücher sind zwar nicht neu, und ihr Werth ist bereits hinlänglich anerkannt worden, aber die Ereignisse, welche seit ihrem ersten Erscheinen stattfanden, haben dem Schauplatze, auf welchem die Verfasser sich bewegen, eine höhere Wichtigkeit verliehen; eine Wichtigkeit, die es vielleicht rechtfertigen wird, wenn wir hier sowol auf die Länder, welche dazu bestimmt scheinen, über kurz oder lang der Tummelplatz eines lange drohenden Kriegs zu werden, als auf die Parteien, welche mehr oder minder in denselben verflochten werden dürften, einen flüchtigen Blick werfen, in der Absicht, über beide dem Leser eine kurze Auskunft zu geben.

Von den englischen Besitzungen durch den Fluß Sutledsch und die große indische Wüste mit dem Salzteiche (Runn of Cutch genannt) getrennt, liegt das Königreich Lahore oder das Pendschab, d. h. „das Land der fünf Wasser“, wie es von den fünf Nebenflüssen des Indus, die es durchströmen, genannt wird. Zwischen dem Pendschab und dem Ocean liegen der kürzlich erst von Rundschit Singh zu dem Königreich Lahore gefügte Bezirk Multan und Sind, ein Land ohne bestimmte Grenzen, das von unabhängigen Amirs regiert wird. Mit seinem Hauptarm scheidet der Indus Lahore und Afghanistan voneinander, letzteres einstmals ein mächtiges Königreich und, als es 1809 von Hrn. Elphinstone besucht wurde, im Begriff, der Nebenbuhler selbst der alten persischen Monarchie zu werden, jetzt aber, wie denn die Reiche des Orients überhaupt schnell steigen und fallen, durch innere Wirren in viele unabhängige Fürstenthümer zersplittert, deren Beherrscher in steten Feindseligkeiten miteinander leben. Darum hat auch das Land der Afghanen die Lüsternheit der Perser auf der einen und die der Seikhs von Lahore auf der andern Seite rege gemacht, und Beide haben sich schöner und fruchtbarer Theile desselben bemächtigt.

Die Politik der hier genannten Reiche wird meist durch ihre Lage bestimmt. Rundschit-Singh, der König von Lahore, ist den Engländern zugethan, weil er in einem Kriege mit ihnen nichts gewinnen, wol aber Alles verlieren könnte. Ja, er würde, auch wenn die englischen Streitkräfte zurückgezogen würden, östlich von Sutledsch schwerlich eine dauernde Eroberung machen können, da die Seikhs von den Mohammedanern wegen ihres religiösen Glaubens, von den Hindus aber wegen ihrer Abneigung gegen das Kastenwesen auf das äußerste gehaßt werden. Die Religion der Seikhs ist nämlich eine Art von Vermittelung zwischen der der Hindus und dem Islam und wird, während sie beide zu vereinigen trachtet, von Beiden gleich heftig gehaßt. Auch gebietet dem Rundschit-Singh die Klugheit, stets ein wachsames Auge auf die Afghanen zu halten; denn da er von ihrem Lande die schönsten Stücke abgerissen hat, so muß er beständig der Rache und der Vergeltung gewärtig sein. Das Land Sind war bis zur Zerstückelung dieses Reiches von dem afghanischen Königreich Kabul abhängig, ist aber von geringer Bedeutung, da die Amirs, welche dies Land regieren, weder Kraft noch Weisheit besitzen. Übrigens sind sie ebenso eifersüchtig auf die Engländer wie auf Rundschit Singh und werden gewiß Alles thun, was in ihren Kräften steht, um die Dampfschiffahrt auf dem Indus zu verhindern, was sie um so eher vermögen, da ihr Land die Mündung dieses Stromes beherrscht. Um die politische Lage von Afghanistan zu verstehen, müssen wir in der neuern Geschichte dieses Landes ein wenig zurückgehen, wobei uns Elphinstone als Führer dienen wird. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren die beiden Hauptstämme der Afghanen die Ghildschis und die Abdallis oder Durraunis, wie sie jetzt genannt werden. Im Jahre 1722 stürzten die Ghildschis die Dynastie der Sofis in Persien, deren letzter Regent seine Krone ihrem Fürsten

Mahmud abtreten mußte; aber schon fünf Jahre nachher machte Nadir-Schach Persien von dem Joche der Afghanen wieder frei.*) Bei ihm traten zwei Brüder aus dem Stamme Durrauni, und zwar aus einer Suddozy genannten Unterabtheilung desselben, in Dienst und standen bei ihm in großem Ansehen. Nach seiner Ermordung verließ der Eine, Achmed-Khan, der geschickteste der beiden Brüder, mit seiner Abtheilung Afghanen das persische Heer, bemächtigte sich zu Kandahar einer Summe von 30 Lak Rupien, die seinem frühern Herrn gehörten, und gründete nun, mit Mannschaft und Geld versehen, ein unabhängiges Königreich. Sein Sohn und Nachfolger, Timur-Schach, hinterließ mehre Söhne, von denen fünf miteinander um den Besitz der Herrschaft stritten. Die Unterstützung, welche das mächtige Haupt des Stammes der Baurickzys dem Schach Zemaun, dem Einen von ihnen, gewährte, verschaffte diesem den Sieg; aber da er undankbar genug war, seinen Wohlthäter zu tödten, machte er sich die Baurickzys zu Feinden, und Futteh-Khan, der seinem Vater in der Herrschaft über diesen Stamm gefolgt war, stiftete mit dem Fürsten Mahmud, einem andern der Brüder, ein Complot, Zemaun zu entthronen, in Folge dessen dieser gefangen genommen und geblendet wurde. Aber Mahmud war ein Schiit; die Afghanen, welche zum größten Theile Sunniten sind, setzten ihn deshalb bald wieder ab, und an seine Stelle kam Schach Sujah, der mit seltener Milde des Bruders Leben und Augen schonte. Zu diesem Sujah kam Elphinstone 1809 als Gesandter; der Vertrag indeß, den er mit ihm abschloß, wurde bald durch eine neue Revolution vereitelt, indem Futteh-Khan-Mahmud wieder auf den Thron setzte und Schach Sujah sein Heil in der Flucht suchen mußte, ohne in den wiederholt von ihm gemachten Versuchen zur Wiedererlangung seines Königreichs glücklich zu sein. Seine erste Zuflucht nahm er zu Rundschit-Singh, der den Schutzflehenden aller seiner Juwelen und auch des berühmten Koh-e-Nur oder „Lichtbergs", eines Diamanten von unermeßlichem Werthe, beraubte; nicht ohne Schwierigkeiten rettete er sich hierauf (1815) aus Lahore in die britischen Besitzungen, wo er seitdem von einer Pension, welche die britische Regierung ihm bewilligt hat, anständig lebt. Schach Sujah hat sein Leben und seine Schicksale selbst beschrieben, und einige Auszüge aus dieser Biographie sind auch in England bekannt geworden. Bei großer Herzensgüte fehlte es ihm an Festigkeit und Kraft. Mahmud, als er sich wieder im Besitze des Throns sah, machte Futteh-Khan, der ihn erhoben hatte, zu seinem Großwessier und seinen Sohn Kamraun zum Statthalter von Kandahar. Dieser, eifersüchtig auf den afghanischen Edeln, der die Könige ein- und absetzte, wie einst der Earl von Warwick in England, bemächtigte sich seiner Person, ließ ihn blenden und dann mit Mahmud's Genehmigung hinrichten. Aber eine solche Undankbarkeit und Grausamkeit versetzte den ganzen Stamm der Baurickzys in Aufruhr, die Brüder Futteh-Khan's fielen in Mahmud's Besitzungen ein, die sie zum größten Theil unter sich vertheilten, und der Schach mußte mit seinem Sohne Kamraun nach Herat fliehen, wo er endlich aus Gram über die Empörung des Letztern starb.

Die Brüder Baurickzy sind übrigens, den einen Dost-Mohammed-Khan, den gegenwärtigen Beherrscher von Kabul, vielleicht allein ausgenommen, bei aller persönlichen Kühnheit durchaus unfähig, das Land zu regieren, und die Afghanen unter ihrer Verwaltung von Rundschit-Singh mancher schönen Provinz, Multan und das Thal Kaschmir mit eingeschlossen, beraubt worden, während ihre gegenseitige Eifersucht stets innere Verwirrungen und Unruhen unterhält. Wäre nicht Schach Kamraun, der Beherrscher von Herat, wegen seiner vielen Verbrechen so verhaßt, die Anhänglichkeit der Afghanen an den königlichen Stamm der Suddozys würde ihn längst wieder auf den Thron seiner Väter erhoben haben. Mit dieser Anhänglichkeit der Nation an den alten Königsstamm nicht unbekannt, leben Dost-Mohammed-Khan, das Haupt des Stammes Baurickzy, und seine Brüder in steter Angst vor Kamraun auf der einen und Schach Sujah auf der andern Seite. Als im Besitze von Herat, scheint ihnen Ersterer der Gefährlichere, und da die Stadt eigentlich zur persischen Provinz Khorasan gehört, so gab ihnen dies Veranlassung, den Schach insgeheim zu ihrer Eroberung aufzumuntern. Die russischen Rathgeber, deren Cabinet die schon von Napoleon gehegten und durch den Frieden von Tilsit, in Folge dessen er als Freund Rußlands Persiens Feind werden mußte, wieder gestörten Plane eines Angriffs auf Ostindien wieder aufgefaßt hat, unterstützten diesen Rath aus allen Kräften, und so wurde eine Expedition angetreten, deren Ausgang, als allgemein bekannt, wir hier nicht näher auseinandersetzen wollen. Diese unglückliche Belagerung von Herat hat übrigens den Unwillen gegen die Baurickzys als die ersten Veranlasser derselben außerordentlich gesteigert und ihre Verbindung mit den schiitischen Persern bei ihren Sunnitischen Unterthanen einen solchen Anstoß gefunden, daß der Bürgerkrieg in Afghanistan wahrscheinlich, wo nicht unvermeidlich ist, denn alle Parteien scheinen, mit Ausnahme des jetzt herrschenden Stammes, darüber einig zu sein, daß allein die Wiederherstellung der Dynastie der Suddozy die Ruhe des Landes aufrecht zu erhalten und es vor Zerstückelung zu bewahren vermag. Für diesen Fall dürfte kein Anderer als Schach Sujah den Thron von Afghanistan besteigen, da die britische Regierung seine Erhebung wünscht und sogar schon vorbereitet, nicht blos mit der Billigung der Mehrzahl des Afghanenvolks, sondern auch, wie es heißt, mit der ausdrücklichen Zustimmung des Schach Kamraun selbst. Doch dürften sich von dieser Seite her leicht größere Schwierigkeiten erheben, als das englische Cabinet selbst in diesem Augenblick ahnt, mag auch im Übrigen der Sieg ihm ziemlich gewiß sein, da die Afghanen vor Herat hinlänglich bewiesen haben, daß sie von den Schiiten nichts wissen wollen und über die Perser noch immer ihr altes Übergewicht in den Waffen behaupten, Rundschit Singh aber froh sein wird, seine östlichen Grenzen abzurunden und zu sichern, und die Amirs die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit dankbar annehmen werden.

Immerhin wird diese Wiederherstellung des Schach Sujah, dies kann man sich nicht verhehlen, mit großen Schwierigkeiten und mit noch größern Kosten verbunden sein, da außerdem das Land von den Baurickzys und Schach Kamraun zerstückelt ist, auch die Häuptlinge verschiedener anderer Stämme sich unabhängig gemacht haben. Unterwerfen sie sich auch, wer kann auf ihre Treue bauen? Und eine neue Regierung in einem, ein Vierteljahrhundert hindurch vom Bürgerkriege zerrissenen Lande aufrecht zu erhalten, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Sollen englische Truppen so lange in Kabul bleiben, bis Sujah ganz fest auf seinem Throne sitzt, so läßt sich nicht absehen, wie lange dies dauern wird; zudem werden die Ansprüche der Beherrscher von Kabul auf das Königreich Balk die Eifersucht der Uzbeken und Turkomannen rege machen; die Engländer müssen also diplomatische Geschäftsführer zu Balk, Bokhara und vielleicht auch zu Khiwa halten, und weit entfernt, auf einem einzigen Gegenstand gerichtet zu sein, wird dieser Handel die ganzen verwickelten politischen Verhältnisse von Mittelasien berühren und umfassen. Dagegen läßt sich ebenso wenig leugnen, daß, wenn diese Revolution gelingt, sich viele vortheilhafte neue Märkte für die britischen Waaren eröffnen werden, indem mit verbündeten Mächten auf beiden Seiten des Indus der Befahrung dieses Stromes mit Dampfschiffen weiter kein Hinderniß entgegensteht.

Es ist nicht schwer, in allen den oben angedeuteten Vorgängen in Afghanistan den geheimen Finger des russischen Cabinets wahrzunehmen. Mußte der directe Marsch einer russischen Armee nach Ostindien fur jetzt noch unthunlich erscheinen, so war es um so sicherer, ein Heer Perser und Afghanen an die Grenzen des englischen Gebiets vorzuschieben und zwischen den Höfen von Teheran und Kabul eine auf deren beiderseitigen Haß gegen die Suddozys begründete Verbindung zu bewir-

*) Genaue Auskunft über diese Revolution findet man in Fraser's Roman „Kuzzilbash".

ken, in welcher Absicht sich auch ein russischer Agent, ein Pole von Geburt, in Kabul längere Zeit aufhielt. Was diese Plane für den Augenblick hat scheitern machen, ist bekannt; allein die Russen werden dieselben nicht aufgeben, und Lieutenant Conolly, ist er auch weit entfernt, als gewiß anzunehmen, daß das russische Cabinet einen förmlichen Angriffsplan schon wirklich entworfen habe, gibt sich doch in einem Anhange seiner Schrift die Mühe, die Chancen eines solchen Angriffs in Aussicht zu stellen. Ein Angriff von der Ostseite des kaspischen Meeres her, wo China die Operationsbasis werden würde, scheint ihm wegen der bedeutenden damit verbundenen Schwierigkeiten so gut wie unmöglich, weit leichter der von der Westseite des kaspischen Meeres her, durch Persien, der Herat zur Operationsbasis nehmen würde, was auch geschehen wäre, wenn der Schach von Persien einen weniger kräftigen Widerstand vor dieser übrigens gar nicht stark befestigten Stadt gefunden hätte. Allein auch auf diesem Wege, meint er, würden die Russen mit gewaltigen Hindernissen zu kämpfen haben: zwei oder drei Schiffsladungen voll Waffen an die östliche Küste des schwarzen Meeres gesendet, würden hinreichen, den Kaukasus in Feuer und Flammen zu setzen und in ihrem Rücken alle Verbindung zwischen Rußland und Persien abzuschneiden, während in dem letztern Lande selbst sich unter den hundert und mehr Nachkommen des letzten Schachs leicht Einer finden würde, der dem jetzigen Herrscher seinen Thron streitig machte, sobald England nur die Miene annähme, den Versuch zu unterstützen. Mit den Tscherkessen im Rücken und dem Bürgerkriege die ganze Marschlinie von Tabriz nach Herat entlang, schließt Lieutenant Conolly, dürften den Russen ihr Vorrücken keineswegs gefahrlos werden. 145.

Literarische Notizen.

Man erfährt, daß Hr. Gavard, Erfinder des Diagraphen, bereits rühmlichst bekannt durch die von ihm herausgegebenen „Galeries historiques de Versailles", 150 Gemälde der Aguado'schen Gemäldesammlung durch den Stich veröffentlichen wird. Die trefflichsten Kupferstecher sind für dies Unternehmen gewonnen worden. Mercuri, bereits durch seine Schnitter nach Leopold Robert bekannt, sticht ein reizendes kleines Bild von Rafael; Calamata einen schönen Kopf von Luini und einen kleinen heiligen Johannes von Andrea del Sarto; H. Dupont, bekannt durch seinen Stich: Gustav Wasa nach Hersent, eine schöne Composition von Poussin; die Herren Roux und Müller mehre Velasquez'sche und Murillo'sche Portraits; Prudhomme, bekannt durch seine Kinder Eduard's, ein sehr schönes Gemälde von Paul Veronese; Prevost, durch vier Stiche nach Leopold Robert bekannt, mehre Gemälde von Ribeira (Spagnoletto), unter andern einen bemerkenswerthen heiligen Hieronymus; Lefèvre ein Gemälde von Murillo; Pelet ein originelles Bild von Zurbaron; Gelé eine Kreuzabnahme von Ribeira. Ein bewundernswerthes Portrait von Velasquez und mehre Hauptwerke von Rubens, worunter zwei Landschaften von sieben oder acht Fuß Breite und ein köstliches Bild, die Ruhe mehrer jagenden Nymphen darstellend, werden ebenfalls in der Reihe dieser gravirten Abbildungen ihren Platz finden.

Die neuerschienene Schrift: „Essai d'économie sociale ou recherches sur les moyens d'améliorer le sort du peuple", ist das Erstlingswerk eines jungen Rechtsgelehrten, Mathon de Fagères, welches für den Verf. ein günstiges Vorurtheil erweckt. Er prüft darin den Ursprung der wirklichen Gefahren der Bewegung und des Umsturzes in der Gesellschaft, das Gleichgewicht, welches zwischen den Capacitäten und den gesellschaftlichen Foderungen bestehen sollte, die Nothwendigkeit, der arbeitenden Classe nicht blos die nöthige Arbeit, sondern auch die Zuflüsse der Moral und der Einsicht zu verschaffen, damit Frankreich Arbeiter habe, welche nicht blos geschickt, sondern auch Freunde der Ordnung und des Vaterlandes seien. Sodann folgen Betrachtungen über die Ursachen der Entsittlichung, über die Verarmung, über die Straf- und Gefangenanstalten. Der Versuch des Herrn Mathon de Fagères berührt, wie man sieht, große Fragen und verdient die Aufmerksamkeit Aller, welche wie der Verf. über die moralischen Interessen der Gesellschaft nachzudenken sich gewöhnt haben. 108.

Bibliographie.

Dramatische Bibliothek. Mit Beiträgen von *A. Cosmar*, *F. Genée* und *Spiess*. 1ster Band. 8. Berlin, Löhmann. 21 Gr.

Birch-Pfeiffer, Ch., Rubens in Madrid. Original-Schauspiel. Gr. 12. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr.

Czoernig, C., Italienische Skizzen. 2 Bändchen. 12. Mailand. Wien, Tendler u. Schäfer. 1 Thlr. 16 Gr.

Epistolae obscurorum virorum recentes, oder Correspondenz der heutigen Dunkelmänner, aus den Jahren 1829—1838. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 18 Gr.

Gaertner, G., Die Rechts- und Staatslehre. Die Philosophie des Lebens. 1ster Theil. Gr. 8. Bonn, Marcus. 18 Gr.

Glascock, Capt., Lug und Trug zu Land und Meer. Roman, aus dem Englischen von C. Richard. 2 Bände. 8. Aachen, Mayer. 2 Thlr.

Gutachten der Juristen-Facultäten in Heidelberg, Jena und Tübingen, die Hannoversche Verfassungsfrage betreffend. Herausgegeben von Dahlmann. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr.

Hirzel, Rede für die Berufung des Doctor Strauß. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Gr.

Hüllmann, K. D., Handelsgeschichte der Griechen. Gr. 8. Bonn, Marcus. 1 Thlr. 6 Gr.

Ist Strauß uns zum Heil oder Unheil berufen? Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Gr.

Lindemann, H. S., Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftlehre Carl Chr. Fdr. Krause's. Gr. 8. München, Fleischmann. 18 Gr.

Mayr, F. S., Blumen und Lieder. 12. Landshut, Thomann. 9 Gr.

Nägeli, H. G., Laienworte über Dr. Strauß Leben Jesu. 2te Auflage. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 4 Gr.

Novis, C., Novellen. 2 Theile. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 16 Gr.

Pangkofer, J. A., Krystalle. Gedichte. Neue Auswahl. 8. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 20 Gr.

Rudolph, A. W., Die teutsche Kirche. Kirchlich-politische Warnungen, Befürchtungen und Wünsche. Gr. 8. Halle, Kümmel. 18 Gr.

Schreiber, A., Novellen. 2 Bändchen. Gr. 12. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein freies und belehrendes Sendschreiben des Züricherischen Seminardirectors an die Herren XXIIger des sogenannten Glaubenskomite's. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Gr.

Strauß darf und soll nicht kommen!! Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Gr.

Strauß ist ein Christ. Von einem Geistlichen. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Gr.

Doktor Strauß und seine Lehre. Ein freies Wort an die freien Zürcher. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Gr.

Zwingli vor dem Großen Rathe in dem Jahre 1522. Dramatische Scenen aus dem Leben des großen Reformators. Mit einem Nachspiele: Zwingli vor dem Großen Rathe in dem Jahre 1839. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 121. — 1. Mai 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Zeitgenossen. Ein Roman. Zwei Bände. Leipzig, Wuttig. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wie schon der Titel andeutet, so ist dies gedankenreiche Werk der Darstellung der Charaktere unserer Zeit, doch mehr noch der Erforschung der Wahrheit in den großen Fragen der Zeit gewidmet. Es darf nicht mehr auffallen, daß so große Gegenstände jetzt dem Gebiete der Romanliteratur zugefallen sind, seitdem dies Gebiet von allen Seiten her seine Grenzen so erweitert hat, daß Philosophie und Religion, Wissenschaft und Kunst ihm angehören und aller Stoff seiner Form unterthan geworden ist. Wir gehen daher auch ohne weitere Rechtfertigung sogleich auf Gedanken und Inhalt dieses in jedem Betracht bedeutenden Werkes ein, dessen Verfasser eine solche Probe von Talent abgelegt hat, daß wir ihn auffodern müssen, sich zu nennen.

Fast ohne Vorbereitung und von vorn herein führt er uns, eine nach der andern, die großen Zeitfragen vor und behandelt sie, wenn auch mit einer sehr erkennbaren und bestimmten Richtung auf die norddeutsche Philosophie hin, doch mit so viel dialektischer Kunst, daß wir zugleich den Denker und den Sprachkünstler in ihm erkennen müssen. Sofort entdecken wir aber auch, daß er von der Wahrheit nur die Eine menschliche Seite, nämlich die objective, aus dem Vernunftbegriff herfließende, würdigt, und daß er jener andern Form der Wahrheit, der subjectiven, der Völker wie der Einzelnen, wenig Gerechtigkeit zu Theil werden läßt. Der Verf. zeigt sich hierin als einen Jünger der norddeutschen Philosophie, die sich vorzugsweise als Philosophie geltend macht, und als polarischen Gegner jener süddeutschen Schule, welche durch ihre Koryphäen die subjective Wahrheitsform an die Tagesordnung bringen möchte. So sehr wir uns auch bestreben, zwischen beiden Richtungen, die in einem Zwiespalt stehen, der sich täglich erweitert, die Mitte zu halten, so können wir doch nicht leugnen, daß uns die süddeutsche Richtung durch ihre Übertreibungen mit jedem Tage verdächtiger wird, und daß es uns täglich schwerer fällt, ihr Recht zum Dasein zu vertheidigen. Betrachten wir nämlich die Richtung eines Geistes wie Görres z. B. genauer, so zeigt sich deutlich, daß es weniger ein äußerer Gegner und Widerspruch ist, den er bekämpft, als ein innerer Widerspruch in ihm selbst. Diese Schule hat ein- für allemal bei sich festgestellt, daß der Mensch, der Christ besonders, den Vernunftbegriff überwinden solle, und alle ihre Bemühungen gehen nun dahin, sich diesen Sieg zu erleichtern, sich selbst und den stets und stets in ihnen wiederauflebenden Widerspruch darniederzuhalten. Zu diesem Zwecke nun klammern sie sich an die Subjectivität der Wahrheit, als ihren einzigen Rettungsanker, und reden sich ein, daß der Mensch gegen seine Überzeugung nicht könne.

Auf der entgegengesetzten Seite fehlt die norddeutsche Schule darin, daß sie Alles unter den Begriff subsumirt, dem Gefühl nichts einräumen und auf die Umstände, welche dem letztern an Zeit und Ort ein Übergewicht geben können, keine Rücksicht nehmen will. Dieser Zwiespalt, welchen harmonisch auszugleichen, der Beruf unserer Zeit zu sein scheint, wächst unserer Ansicht nach täglich mehr an und ist seiner Lösung noch nicht so nahe, daß nicht die nächsten Generationen damit zu kämpfen haben sollten. Die Kluft spaltet sich noch, und es wird eines neuen Colombo bedürfen, um die Brücke zu finden, die sie überbauen soll.

Alle große Zeitfragen führen sich auf diesen Zwiespalt zurück. Katholicismus und Protestantismus, Kirchenthum oder Religion, historisches oder Vernunftrecht, Volksvertretung oder Monarchie, Alles kommt darauf zurück, ob es eine objective Wahrheit gibt, und ob diese herrschen soll, nicht als Moderator und Regulator zweifelhafter Zustände, sondern absolut, unbedingt, ausschließlich.

In diesem Streit der Meinungen stehen wir, wie gesagt, in der Mitte. Fragt man uns: Aber wo ist diese Mitte zwischen Ja und zwischen Nein! so antworten wir: In der rechten Würdigung von Ideal und Wirklichkeit, von Philosophie und Leben. Die Wahrheit, unserer Überzeugung nach, ist die, daß beide Wahrheitsformen, die subjective und die objective, sich gegenseitig moderiren sollen. Der Vernunftbegriff soll das Leben vor der Verflachung, das Leben den Begriff vor der Erstarrung sichern. Dies scheint uns die Wahrheit zu sein! Keine der beiden Formen soll absolut gelten und herrschen; beide sollen sich im Wesen der Wirklichkeit verschmelzen. Der katholische Begriff soll den protestantischen, und dieser jenen reinigen oder moderiren, das historische Recht das Vernunftrecht, dieses jenes u. s. f. Jedes Übergewicht ist vom Übel; der sanfte Conflict aber bildet den Fortschritt der Zeit.

Dies ist in dem großen Streite unsere Überzeugung, und diese Überzeugung macht uns zum Kritiker solcher Werke, wie das vorliegende ist, geschickt und gibt uns guten Beruf dazu. Man könnte diesen Standpunkt einen Goethe'schen nennen, und wir haben nichts dagegen, obgleich der Goethe'sche specielle Indifferentismus doch noch etwas Anderes zu bedingen scheint, als wir andeuteten.

Es ist ein mannichfaltiges und erfreuliches Spiel von Charakteren, das der Verf. in Bewegung setzt, um uns seine Gedanken über das Leben und die Richtungen der Gegenwart anschaulich zu machen. Nur will es scheinen, daß es denn doch an einem klaren, mit den Ideen des Autors übereinstimmenden letzten Resultate in diesem Romane fehlt. Die beiden Helden des Verf., Diejenigen, die er offenbar seine eigenen Gedanken durchkämpfen und verfechten läßt, Eduard Horsting und der politische Flüchtling Fidelio, nehmen beide ein fast klägliches Ende. Denn es ist nicht wohl tragisch zu nennen, wenn Fidelio, der Schwärmer für Liebe und Freiheit, mit dem Schiffe untergeht, auf dem er nach dem falschen Eldorado der Freiheit, Amerika, entfliehen will, und noch viel minder tragisch, wenn Eduard, der junge Edelmann, Freund des Erbprinzen, von aller Welt außer von seiner geliebten Jüdin verlassen, Drechslermeister wird! Oder soll dies etwa ein Glück sein, und meint der Verf., daß wir an dies Glück glauben sollen, wenn er uns auch ausmalt, wie Eduard zwischen der Arbeit, die ihn ernährt, mit seiner angebeteten Elise geistreichen Gesprächs pflegt? Ein Mann von Eduard's Bildung kann sein Glück nicht in mechanischer Arbeit ums Brot finden. Nein, in diesem Ausgange seiner Helden scheint der Autor selbst anzuerkennen, daß sie irgend eine Nemesis aufgerufen und die Schuld irgend einer Übertreibung zu büßen haben.

Und dieser Meinung sind wir denn auch. Die Schuld, welche Beide auf sich geladen haben, ist die Schuld zahlloser geistreicher Menschen unserer Zeit. Es ist die rücksichtslose Selbstemancipirung aus den Schranken der Verhältnisse, ihre frevelhafte Verachtung und Verhöhnung. Fidelio, des Verf. Lieblingsheld, erscheint als ein kraftloser Schwärmer für Volksfreiheit, für die er doch nicht einmal das Geringste zu thun unternimmt; er unterliegt fast ohne Kampf und Widerstand, wie ein rechter — si venia verbo — Maulheld. Eduard trotzt aus Liebe zu einer Jüdin, einer zweiten Rahel, der Welt und ihren Anfoderungen wie ein Knabe und wird Drechslermeister, wir wissen nicht recht, warum und mit welchem Zweck; denn da er die Kirche nicht achtet, so gab es Gelegenheit genug, sich mit seiner Elise auch außer ihr zu verbinden und zu bleiben, was er war. Diese ihre Sünde nun, dies knabenhafte Schmollen gegen die Welt, welche ihre Ideen zurückstößt und sich unter die Schulmeisterruthe sogenannter geistreicher Reformatoren nicht fügen will, weil sie wol fühlt, daß diese geistreichen Herren sehr bald ihre Tyrannen sein würden, diese Geisteskrankheit des jungen Europa ist es, an der so viele begabte Seelen in unserm Vaterlande leiden. Möchten sie doch erkennen, daß das Pantoffelregiment ihres Geistes mit Recht von der Welt zurückgestoßen wird; daß sie selbst eigentlich nichts Anderes sind, als was der bedauernswürdige Robespierre auch war, der mit seinen ganz consequenten Ideen und Idealen die Welt auch reformiren und beherrschen wollte; daß das Leben auch subjective Bedingungen anerkennen muß, und daß das Objectiviren seiner Zustände gegen seine ersten Lebensbedingungen anstößt. Im kleinen Kreise wirken und bessern, das ist der Beruf begabter Menschen; die Welt auf einmal, die Welt nach Abstractionen und Consequenzen reformiren wollen, ist Unsinn und Sünde.

Der Verf. steht zu hoch, um dies nicht mit uns anzuerkennen. Ihm dient dies Schmollen wider die Gegenwart auch nur als Vehikel, um seine eigenen Gedanken daran zu construiren.

Nachdem wir uns über diesen Punkt nun ausgesprochen und verständigt haben, können wir der Art und Weise, wie der Verf. seine Ideen vorträgt und seine Ereignisse gestaltet, nur ein unbedingtes Lob zollen. Von seinem dialektischen Vermögen gibt gleich die Erörterung der ersten Frage hinreichende Probe, wenn sich auch der Standpunkt kaum vertheidigen läßt, aus dem Eduard nicht blos den Katholicismus, sondern das Kirchenthum überhaupt bekämpft. Es handelt sich im Eingange um einen schwierigen Gegenstand, um die Wirksamkeit des Gebets. Kein Thema in der Welt scheint uns nun geeigneter, das Ungenügende der Speculation und die Nothwendigkeit des subjectiven Elements in der Speculation darzuthun, als gerade dieses Thema. Was ist damit bewiesen, daß Eduard uns klar ausführt, gemeinsame und vorgeschriebene Religionsübung könne den vernünftigen Geist unmöglich in ein näheres Verhältniß zur Gottheit bringen, wenn dies nun bei dem einzelnen, so und so erzogenen, so und so gewöhnten Gemüth dennoch geschieht? Mag es immerhin als eine unstatthafte Anmaßung herauskommen, wenn die katholische Kirche fingirt, z. B. durch eine Procession, durch gemeinsames Gebet Naturgesetze oder Beschlüsse des Weltgeistes abändern und auf eine

verdorrende Landschaft Regen herabflehen zu können; wenn die Zuversicht der Bedrängten sich daran erhebt und der Glaube die Noth erleichtert, so dünkt uns doch die Wirkung des Gebets erlangt zu sein, mag dies nun vernunftgemäß oder nicht geschehen. Nur in dem Punkte müssen wir dem Redner Recht geben, wie es ein trauriges Interesse des katholischen Kirchenbegriffs sei, daß er seine Erwählten gerade über die wichtigsten Momente ihrer religiösen Erkenntniß gänzlich im Dunkeln zu halten gemüssigt ist, und daß er die geistige Freiheit der Christuslehre, welche die Banden des Geistes zu sprengen ausging, in eine Sklaverei der Seelen verkehren mußte, die der Stifter dieser Lehre gerade für immer lösen wollte. Der katholische Begriff hat hierin nur die Rechtfertigung für sich, daß er davon ausgeht, die wahre Erkenntniß sei für den Menschengeist gar nicht vorhanden.

Im Verfolg der Erzählung lernen wir freilich auch die Abwege kennen, auf welche diese Gebundenheit des Geistes führt, und wir sehen in den Verfechtern des katholischen Begriffs zuletzt nur elende Organe herrschsüchtiger und niedriger Interessen. Der Maler, Eduard's Feind, ist ein verkappter Jesuit, der Baron sein Spielzeug und Marianne seine Lockspeise.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

1. Brüssel und Paris von Eduard Beurmann. Drei Bände. Kassel, Fischer. 1838. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Es ist für dies Buch bezeichnend, daß auf dem Titel, man weiß nicht, ob absichtlich oder unabsichtlich, hinter dem Worte Paris die Interpunction fehlt; wir haben hier wirklich Brüssel und Paris von Beurmann, d. h. Brüssel und Paris in derjenigen Form, wie er sie sich denkt und vom Leser gedacht haben will, kurz ein Beurmann'sches Paris und ein Beurmann'sches Brüssel; von Objectivität ist da wenig die Rede, und wo die Waare der Elle der Tendenzen nicht angemessen ist, da wird sie willkürlich gekürzt oder ausgedehnt, und wo eine Persönlichkeit auftritt, welche größer ist oder erscheint als Beurmann, da erhebt sich sein Raisonnement, wie ein kleiner eitler Mensch neben einem größern zu thun pflegt, auf die Fußzehen, um das beabsichtigte, in diesem speciellen Falle gekränkte Gleichheitsgesetz der Menschheit wiederherzustellen. Was haben wir nicht von unsern jungen Schriftstellern, welche ein paar Wochen oder höchstens Monate in Paris anwesend waren, für geistreiche Raisonnements und Aufklärungen über die Motive und Triebfedern der Administration in Frankreich und über die Staatsmänner vom rechten und linken Centrum, von der rechten Mitte und von der äußersten Seite hinnehmen müssen! Man hat uns offenbart, daß Cousin äußerlich wie ein Schulmeister sich darstellt, daß Thiers seine Hände während der Conversation in die Taschen versenkt u. s. f.; es ist erstaunlich, wie fein die Beobachtungsgabe dieser Leute ist! Wenn ein französischer Schriftsteller Deutschland bereiste und diese Herren Schriftsteller in eben der Art beschriebe und auffaßte, so dürfte man darauf schwören, daß sie, obgleich zarte Schwärmer für die Freiheit der Rede, den verwegenen Ausländer der französischen Oberflächlichkeit, Unkenntniß und Leichtfertigkeit beschuldigen würden.

Jedenfalls ist die Oberflächlichkeit, welche man bisher den Franzosen vorwarf, in das Raisonnement der deutschen Schriftsteller übergegangen. Alles ist uns mundrecht gemacht, Personen wie Verhältnisse, das Raisonnement schießt herüber und hinüber wie ein Weberschiffstein, Alles ist Schreibestoff und Federübung, ein Schleifstein, worauf man das spitzige Messer seiner Betrachtung schärft; und wer dem Gemüthe vor dem Verstande sein Recht ergehen läßt, wer noch gewissen ehrwürdigen Institutionen und geschichtlichen Erinnerungen Achtung bezeigt, wer im Drange seines Herzens in gewissen Richtungen und vor gewissen Charakteren mit einer Art kindlicher Pietät sich verhält, Der ist, was sie so nennen, kein großer Geist, vielmehr ein Pedant, ein Philister, ein Kleinbürger. Nur die große, schreckende That der Geschichte, die man nur verzögern, aber nicht auf die Dauer beseitigen kann, wird uns aus diesen jämmerlichen Zuständen des kalten, blassen und überaus altklugen Raisonnements zu retten im Stande sein. Beurmann ist freilich kein Hegelianer, kein im philosophischen System Eingesponnener, er treibt — und das ist das Liebenswürdigste an ihm — Politik aus Herzensbedürfniß, er hat kein unbedeutendes Talent für das Raisonnement, er trifft häufig das Wahre und Rechte, macht einzelne gute Bemerkungen, schleppt hier und da eine bezeichnende Anekdote herbei; aber aus allen diesen hübschen Sachen gestaltet sich noch kein Buch, welches den Charakter der Dauerhaftigkeit an sich trüge. Bei alledem ist gegenwärtige Schrift nächst dem Buche über Börne die beste, welche Beurmann bisher geliefert hat, und jedenfalls anschaulicher und concifer geschrieben als sein Buch über Deutschland und die Deutschen. Auch trägt sie den Charakter einer wackern, nur etwas vornehm und eitel sich gerirenden Freisinnigkeit und kann im Ganzen so gut wie Mundt's Reisetagebuch aus London und Paris jenen Schriften der jüngsten Zeit beigezählt werden, welche, ohne besondere Originalität und hervorstechende Resultate, doch insofern von einigem Gewichte sind, als sie das Streben der Deutschen nach humaner, kosmopolitischer Bildung als Stempel offen an ihrer Stirn tragen. Indeß wollen diese Bücher mit Vorsicht gelesen sein, da ihr Raisonnement doch immer nur individuell ist und der Leser nur auf dem Wege des prüfenden Zweifels zu einigem Glauben durchdringen kann. Jedenfalls hat Mundt vor Beurmann die Grazie und Feinheit des Styls und eine gewisse Hinneigung nach poetischer Auffassung voraus.

Beurmann's Reise geht über Aachen nach Brüssel, wo er sich zu langweilen scheint und hauptsächlich mit dem Studium des politischen Charakters der Nation, wenn hier von Studium die Rede sein kann, sich beschäftigt. Er findet die belgische Nation zu schwerfällig, als daß von ihr ein hercischer Nationalenthusiasmus zu erwarten wäre; der Mittelstand wenigstens, gegenwärtig das Schlaggewicht an der Uhr der Weltgeschichte, scheint ihm für einen haltbaren Enthusiasmus nicht angelegt; er wirft dem Volke vor, was man auch den Baiern vorgeworfen hat, daß es durch seine Neigung zu schwerem Biere schwerfällig und phlegmatisch werde. Die Masse der belgischen Nation scheint ihm sogar in einem sehr beschränkten Ideenkreise zu leben. Späterhin macht der Verf. der belgischen Nation den Vorschlag, sie solle sich die französische Sprache und deutsche Cultur, die französische Civilisation und die deutsche Tiefe und Gründlichkeit der Ideen zu eigen machen. Diesen Vorschlag hätte der Verf. in Form einer Petition nur gleich bei der Deputirtenkammer in Brüssel einreichen sollen. Als ob sich eine Nation blos aus der Idee heraus dergleichen vornehmen könnte, oder als ob mit dem Genius der französischen Sprache und mit der französischen Civilisation deutsche Tiefe und Gründlichkeit sich vereinbart denken ließen! S. 115 eine beliebte und gäng und gäbe gewordene Betrachtung über den Einfluß der Eisenbahnen auf die Gestaltung der zukünftigen Dinge, worin es heißt: „Die Eisenbahnen müssen die Welt erobern.“ Von Rubens heißt es einmal: „Der kaiserliche Rath läuft unserm Meister immer zwischen die Beine.“ Interessanter ist der Aufenthalt Beurmann's in Paris geschildert, obgleich auch hier häufig ohne Zweck hin und her raisonnirt wird. Doch ist manches für den Charakter der Franzosen sehr Bezeichnende beigebracht, besonders was ihren Hang zur politischen Lectüre be-

trifft. Der Verf. sah Knaben von neun Jahren mit Eifer politische Blätter lesen und Kutscher von ihren Sitzen aus politische Lectüre treiben. Welch eine Generation, welche Garantie für die Zukunft Frankreichs! Die in Paris sich aufhaltenden Deutschen werden mit Geringschätzung und Médisance abgefertigt. Über die politischen Wortführer Frankreichs ein breites Raisonnement, dem nicht in allen Zügen der Charakter der Wahrheit aufgedrückt scheint. Der Verf. erzählt, Mauguin verschaffe sich seine Kenntnisse von den innern Verhältnissen Deutschlands durch Spazier, den er auch Arm in Arm mit Mauguin promenirend gesehen habe. Die Komödien, welche Ludwig Philipp mit dem Volke anstellt, um sich populair zu machen, sind bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken gut und anschaulich geschildert. Am interessantesten und gründlichsten erscheint der Verf. da, wo er über Gegenstände spricht, welche seiner Sphäre näher liegen, besonders im dritten Bande, wo er über die Demoralisation der jungen französischen Literatur die merkwürdigsten Documente beibringt. Auch über das unselige Grisettenwesen urtheilt der Verf. vernünftiger und der Sache angemessener als viele deutsche Schriftsteller vor, neben und hinter ihm. Er erkennt an, daß das Grisettenwesen aus einer laxen Moral hervorgegangen sei, und schließt seine Betrachtung mit dem Ausspruch, daß Frankreich immer an Paris krank sein werde. Der Einfluß, den die Romanlectüre auf die Verderbniß des weiblichen Geschlechts äußert, wird von Beurmann zugestanden. Eine Grisette fragte ihn, ob er Balzac's „Vater Goriot" gelesen habe; da seien die verabscheuungswürdigen Resultate unserer Convenienzheirathen dargestellt, jener Kampf der Leidenschaften gegen die Gesellschaft; da opferten undankbare Töchter ihren Vater der Leidenschaft ihres Herzens. „Ich für mein Theil", fuhr sie fort, „ich liebe meinen Vater, ich unterstütze ihn; aber ich liebe auch meinen Freund und freue mich meines Lebens; das ist Gottes Wille." So wird man in diesem Buche noch vieles Wahre, Interessante und Brauchbare finden, was über die blos individuelle Ansicht und das einseitige Raisonnement hinausliegt.

2. Reise durch Östreich nach Konstantinopel und Triest von B. d. M. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Einer von jenen Edelleuten, deren Wahlspruch ist: „Le grand chemin est ma patrie, la chaise de poste ma maison", hat in diesem Buche seine Reisebemerkungen, kurze und lange, erhebliche und unerhebliche, allgemeine und besondere, gesunde und ungesunde, gesammelt und damit ein Loch im unübersehbaren Weltgebäude der deutschen Reiseschriftstellerei zugestopft. So verlockend ist das literarische Geschäft und die Befähigung, Bücher zu verfassen und drucken zu lassen, daß nach Pückler's Vorgange fast jeder Edelmann, der zu eigenem Vergnügen eine Reise gethan hat, zum Vergnügen des Publicums und, wenn es möglich ist, auch des Verlegers, sein Reisetagebuch veräußert und in Druck und Verlag gibt! Vorliegende Reisebeschreibung trägt durchaus den Charakter eines gewöhnlichen Tagebuchs, die Bemerkungen und Betrachtungen sind zum großen Theil unerheblich, der Styl ohne besondere Durcharbeitung und Eleganz und die Darstellung lose und locker. Indeß hat diese Behaglichkeit und Bequemlichkeit auch ihr Liebenswürdiges, da sie nichts zum Ausbruch kommen läßt, was den Charakter des Prätentiösen, des Vornehmthuerischen und Arroganten an sich trüge. Daher hat das Buch so viel Freundliches, als die bloße Simplicität nur immer haben kann; die Kritik und die sociale Reflexion sind nicht die Gegenstände, welche der Verf. in seinen Reisekoffer mit eingepackt hat; aber sein Auge hält er offen, zu sehen, und seinen Mund, auszusprechen, was sein Auge gesehen hat; mehr Verdienst kann man dem Verf. nicht zugestehen. Wie viel oder wenig derselbe von dem Werthe seiner Feder hält, spricht sich dadurch aus, daß der Bescheidene selbst nicht von seiner Feder, sondern nur von seinem „Gänsekiele" und dessen subjectiven Erzeugnissen spricht. Von seinem Style gibt der Anfang des Reiseberichts eine genügende Anschauung. „Am Ausgangspunkte meiner irrenden Ritterfahrt", schreibt der Verf., „kündige ich dir, theuerster Freund, hierdurch meinen Entschluß an, dich durch eine Reihe von Episteln zu molestiren, welche den officiell eingestandenen Zweck haben, dich von meinen Erlebnissen, Betrachtungen u. s. w. während obgedachter Ritterfahrt auf das Laufende zu setzen" u. s. w. Man muß gestehen, daß dies wenigstens ein Styl ist, der nicht viel Mühe kostet. Selbst der Bericht über die Donaufahrt und über Konstantinopel, wo sich der Verf. während der heftigen Pest von 1836 aufhielt, bringt wenig Neues, obgleich er in seiner Bescheidenheit und als anspruchlose Auffassung des mit eigenen Augen Gesehenen und mit eigenen Ohren Gehörten lesbar ist. Zu den interessantern Bemerkungen gehören die über den Reformgeist, welcher allmälig in Ungarn zu erwachen und das östreichische Interesse zu gefährden droht; über die vormundschaftliche Abhängigkeit, in welcher die Hospodarschaften von den Russen gehalten werden; über die nicht unbedeutenden Unruhen, welche zur Zeit der Königskrönung in Prag stattfanden und von denen außerhalb Böhmens wenig die Rede gewesen ist. Es ist in der That unter jeder Bedingung unmöglich, eine Reise von Leipzig bis Konstantinopel und Smyrna zu machen und zu beschreiben, ohne bei der schlichtesten Auffassung nicht einzelnes Interessante mittheilen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

In einer neulichen Versammlung der irischen Akademie in Dublin wurde ein Brief vom Professor Rafn aus Kopenhagen vorgelesen, in welchem derselbe die Akademie zum Behuf der „Historischen Denkmäler von Grönland", eines von der Gesellschaft der nordischen Alterthümer beabsichtigten Werks, über folgende Punkte um Auskunft bat: 1) War die Grafschaft Mayo in Irland, oder der nordwestliche Theil derselben am Schlusse des 14. Jahrhunderts unabhängig, oder hatte sie ihre besondern Fürsten? 2) Wo residirten diese Fürsten? 3) Ist es möglich, uns ein Verzeichniß der Fürsten dieser Gegend seit den frühesten Zeiten zu übersenden? 4) Was für Häfen liegen zwischen Broad-Haven und Killala-Bai? 5) Wie heißt die Nordspitze des Bezirks Mayo mit ihrem wahren Namen, Cap Binir oder Cap Calliugh? 6) Ist dieses Vorgebirge hoch und aus weiter Entfernung sichtbar? 7) Gibt es gefährliche Untiefen vor diesem Vorgebirge und befinden sich dieselben nahe oder fern von der Küste? 8) Werden die nämlichen Fragen in Betreff des Vorgebirges Downpatrick gemacht. Diese Fragen sind sämmtlich englisch, der übrige Theil des Briefs ist dänisch abgefaßt, in welchem unter Anderm folgende Stelle vorkommt: „Professor Magnusen und mehre andere ausgezeichnete Irländer stammen von verschiedenen irischen und schottischen Fürsten und Königen ab; aber eine ins Einzelne gehende Ausführung der Genealogien erfodert eine Menge kleiner vorbereitender Untersuchungen. Sollte nun in Betreff unseres Werks Aussicht auf eine angemessene Subscription gegen die Zeit seiner Beendigung vorhanden sein, oder ist es besser, dasselbe ganz aufzugeben? Jedenfalls muß noch ein höheres Interesse dafür angeregt werden, wenn es zu Stande kommen soll."

Hr. Villemain, dessen ganzes Leben den eifrigsten literarischen Bestrebungen gewidmet gewesen ist und dessen letzte größere Schrift: „Gemälde des 18. Jahrhunderts", die Anerkennung gefunden hat, die einem frühern Werke von ihm, der „Geschichte Cromwell's", vielleicht mit Unrecht versagt blieb, ist in den letzten vier Jahren eifrig mit der Sammlung von Materialien zu einer Geschichte des Papstes Gregor VII. beschäftigt gewesen, die nächstens erscheinen wird. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 122. — 2. Mai 1839.

Die Zeitgenoſſen. Ein Roman. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 121.)

Dieſer anziehenden Eröffnung folgen nun dicht aneinandergereiht die feſſelndſten Fragen in reicher Fülle, in dialektiſcher Schärfe und mit ungemeiner Feinheit und Geſchmack abgehandelt. Die Idee alter und neuer Kunſt und ihrer Bezüge zum religiöſen Weſen, die Idee und das Weſen des Adels nehmen die nächſte Stelle ein. In der Betrachtung über die moderne Kunſt legt der Verf. ein großes Gewicht auf die Idee der Madonna und meint, daß an ihr die neue Kunſt ſich aufgebaut habe. Dies ſcheint wenigſtens, hiſtoriſch genommen, nicht richtig; denn gerade die Madonna verknüpft die alte und die neue Kunſt ſo, daß ihr Anfang gar nicht nachzuweiſen iſt. Der Verf. ſcheint zu glauben, als habe erſt Rafael die Madonna erſchaffen, während doch Darſtellungen von ihr ſchon dem heiligen Lukas zugeſchrieben werden und vor allen Kreuzigungen und Marterbildern da waren. In dieſem Gebiete iſt der Verf. nicht recht einheimiſch. Deſto mehr hat uns ſeine Controverſe über Napoleon erfreut, weil wir in ihr eine ſeltene Unbefangenheit des Geiſtes hervortreten ſehen. Es thut wohl, nach ſo viel unverſtändigen, begeiſtert ſeinſollenden Faſeleien über dies Thema einmal klar bewieſen zu ſehen, daß die meiſten Lobpreiſer eigentlich gar nicht wiſſen, daß ſie ſich ihren Götzen ſelbſt gemacht haben, und daß dieſes Götzenbild mit dem geſchichtlichen Napoleon, der in Corſica geboren wurde und auf Helena ſtarb, gar keine Ähnlichkeit hat. Dieſer war der Urtypus der menſchlichen Schwäche; der Schwäche nämlich, die ſich als den Mittelpunkt der Welt anſieht und den Egoismus gebiert, während der Genius gerade in dem Univerſalismus, in der Weltliebe ſein Element findet. Wir können dies vortreffliche Geſpräch (S. 134 fg.) nicht genug preiſen. Der Verf. geht auf die Entſtehung dieſer Täuſchung zurück und findet ihren Quell in dem Bedürfniß der Menſchheit, Ideen ihrer Zeit zu irgend einer Perſönlichkeit zu verkörpern. Eine ſolche verſinnlichte Idee iſt Fauſt, iſt Hermann, iſt Napoleon und war ſelbſt Chriſtus. Das iſt es auch, was Strauß in ſeinem Leben des Heilandes hat ausſprechen wollen, und was der unkritiſche Sinn ſo vieler Leſer als eine Vernichtung des hiſtoriſchen Chriſtus böswillig oder getäuſcht auszulegen verſucht hat.

Mit großer Gewandtheit geht der Erzähler von ſo ernſten Beſprechungen, in denen der Philoſoph mit dem Weltmann um den Vorrang ringt, zu leichtern Thematen und durch Uhland, Schiller oder Beethoven, dann durch Goethe, über deſſen Sittlichkeit und Religioſität Tiefgedachtes geſagt wird, wieder zu gewichtigen Erörterungen über Aberglauben und Unglauben und das Verhältniß der immateriellen Welt zu der materiellen über. Der ganze Roman löſt ſich eigentlich in dieſe Dialektik über alle weltbewegende Fragen der Gegenwart auf und findet an den Ereigniſſen, die einfach, aber nicht ohne ein lebhaftes pſychologiſches Intereſſe verlaufen, nur einen Anhaltepunkt, ein den Bau ſicherndes Gerüſt, welches von reicher und faſt zu mannichfaltiger Naturſchilderung, wie mit architektoniſchen Ornamenten geſchmückt erſcheint. Die Lage von Amalienau vereinigt Alles, und für die Realität faſt zu viel: Reſidenz, Landleben, Meeresgeſtade, Berge, Schluchten, Landſeen, Wald, Hof und Schmuggler. Hierin iſt der Verf. faſt unmäßig zu nennen; der überlegene Geiſt aber zeigt ſich beſonders in ſeiner Dialektik und in dem pſychologiſchen Inhalt der Erzählung. Nichts tritt in letzter Beziehung mehr hervor als der Charakter Thereſens, der Schweſter Eduard's, in welcher Fidelio den Engel ſeines ſturmbewegten Lebens zu erblicken meint. In dieſem Charakter, der uns anfangs ſo rein und liebenswerth erſcheint, malt der Verf. die Sünde der Geiſtesflachheit in ihrer abſchreckendſten Geſtalt. Dies Mädchen, das Fidelio's Seele mit reinſter Liebe erfüllt, wird die Beute ihrer oberflächlichen Empfindungen mehr als irgend einer fehlerhaften Neigung. Sie endet, verführt von dem flachſten aller Menſchen, als fürſtliche Maitreſſe, Mutter und Bruder und Geliebten in ihr moraliſches Verderben mit hinabreißend. Dies iſt der ſtoffliche, in wenigen, aber wahren und ergreifenden Zügen hingeſtellte Inhalt. Hiermit und mit Eduard's Liebe zu der ſchönen Jüdin Eliſe, deren achtbarer Vater dem deiſtiſchen Judenthume nicht entſagt und lieber ſeiner Tochter flucht, erſchöpft ſich der Plan des Romans; alles Andere gehört dem ſpeculativen Elemente an.

So fährt der Verf. denn fort, in anziehender Weiſe die höchſten Weltverhältniſſe zu erörtern. Er hält die Anſicht von dem unmittelbaren Eingreifen der Gottheit in dieſe für eine Beleidigung der göttlichen Majeſtät, für

ein Aufgeben des gottergebenen Willens. Und mit Recht! Denn wäre ein solches Eingreifen nicht ein Bekenntniß eines ursprünglich mangelhaften, der Berichtigung unterworfenen Weltplanes? Und wie läßt sich die Nothwendigkeit solcher zeitweisen Berichtigung mit der Weisheit eines über alle Zeitbegriffe erhabenen Wesens reimen?

Weiterhin ist es die große, unsere alte europäische Welt in zwei Hälften theilende politische Frage, die dem Verf. Stoff zur Entwickelung seiner Ansichten über Staat und Volksleben gibt. In dieser Erörterung besonders erkennen wir den Zögling der norddeutschen Philosophie, den Geist, der bei sich überzeugt ist, die Wahrheit auf dem Wege der Speculation antreffen zu können, wiewol er an einer andern Stelle selbst sehr schön ausspricht, daß die Sehnsucht nach der Wahrheit Beruf der Menschheit und das eigentlich Bewegende in der Welt sei. Wir wollen bei diesem Thema nur wiederum an Eins erinnern. Alle Dinge scheinen uns in ihrem Wesen, wie der Mensch und die Welt selbst, aus einem materiellen und einem immateriellen Elemente zusammengesetzt zu sein. Ja, die Philosophie selbst muß diese doppelte Natur für sich anerkennen; in jedem Axiom, ja in jedem Gedanken läßt sie sich nachweisen. Das Immaterielle, der Geist in jedem Lehrsatze ist die reine Speculation; das Materielle, gleichsam der Körper, ist das subjective Element. Der Satz, welcher aus der reinen Speculation hervorgeht, hat so wenig wie der, welcher aus der blos subjectiven Anschauung entspringt, für die Welt Wahrheit; die Wahrheit für die Welt ist eine Tochter aus der geistigen Ehe beider Elemente.

Bei dieser unserer Überzeugung haben wir dem Verf. den Vorwurf zu machen, daß er die Speculation allein zur Mutter der Wahrheit nimmt, und daß er bei Allem, was er vom Volksleben und seinen Bedingungen uns sagt, die Subjectivität der Völker aus den Augen verliert. Er denke der Sache noch einmal nach. Deutsche und Franzosen — kann für beide, subjectiv polarisch geschiedene Völker die politische Wahrheit dieselbe sein?

Wir wollen über diese bis zum Überdruß durchgesprochene Sache nicht mehr sagen; aber er beantworte uns nur die Frage, die freilich keiner seiner Mitsprechenden aufwirft: Können die Bedingungen politischen Lebens für Franzosen und für Deutsche dieselben sein? Fest wie von unserm Dasein sind wir überzeugt, er, ein denkender Geist, muß diese Frage mit Nein beantworten. Und mit dieser seiner Antwort schlagen wir dann sein ganzes Raisonnement über Liberalismus, über Kosmopolitismus, der nach ihm der wahre Patriotismus sein soll, wie mit einem Schlage nieder, wie geistreich er auch die Wunden erörtert, die der Patriotismus — in beschränkter und falscher Anwendung — der Welt geschlagen hat. Kosmopolitismus ist für uns auch eines jener Ideale, welche die Speculation aufstellt und wofür wir ihr Dank schuldig sind, die aber für die Welt nur ihre bedingte Wahrheit haben, nämlich als Ziel des Strebens der Menschheit, dem sie sich nähert, das sie aber in keiner Zeit zu erreichen bestimmt ist.

Die Verfolgung der deutschen Demagogie schreibt der Verf. irgend einem Geheimen Rath zu, der sich unentbehrlich machen wollte. Der Autor sei doch billig, er möge anerkennen, daß ein Geheimer Rath andere Pflichten hat als ein um Wirklichkeiten unbekümmerter philosophirender Schriftsteller. Bei diesem Anlaß spricht der Verf. ein abfälliges Urtheil über das junge Deutschland.

Noch einmal kommt hierauf das Christenthum als geschichtliche Religionsform zur Erörterung. Bd. 2, S. 113 gesteht Eduard offen, daß er über dasselbe als historische Religionsform längst hinausgegangen sei, weil es als solche mit der heutigen Bildung im Widerspruch stehe und dem philosophischen Wissen nicht mehr Genüge leiste. Er berichtigt sich jedoch selbst dahin, daß er ihm ganz und gar angehöre, wenn wir es als Zustand denken, und daß er von dem Namen eines Christen nie lassen werde. Diese Distinction zwischen Zustand und Standpunkt des Denkens dünkt uns fein; aber sie befriedigt nicht, und Elise hat Recht, wenn sie einwirft, daß sie sie nicht begreife. Auf solchem Standpunkte können auch immer nur Einzelne stehen, ohne zu fallen, denn der Standpunkt ist eng und schlüpfrig. Was aber, fragen wir den Verf., wird nun aus der großen Masse? Soll diese nicht das Christenthum an sich und ohne Distinction vertheidigen? Und soll sie die Aus- und Eingänge so erleichtern, oder besser, niederwerfen, wie der Verf. es verlangt und Elise wünscht, welche gern ohne irgend ein Bekenntniß in dies Eden hinein- und hinausschlüpfen möchte? Nein, alles Wesen hat seine Begrenzung, ohne welche es nicht ist, und so würde auch das Christenthum ohne solche Begrenzung nicht sein, was es ist.

Zahlreich und mannichfach sind die Fragen, welche dieser sinnreiche Roman noch außer den hier flüchtig beleuchteten aufwirft und bespricht; wir glauben jedoch genug davon gesagt zu haben, um dem denkenden Leser den Standpunkt deutlich zu machen, von dem aus der Verf. die zeitgenössische Welt betrachtet. Er strebt offenbar nach etwas Hohem und Erleuchtetem. Wissen, Zuströmen der Ideen und sprachliche Fülle kommen ihm hierbei zu Hülfe; das Einzige, woran es gebricht, ist — Subsumirung. Er sieht die Gestalt der Dinge nur von einer Seite; er schlägt die Speculation zu hoch an; er kann in keiner seiner Erörterungen den subjectiven Standpunkt finden, den Der gefunden, den Der in sich aufgenommen, verarbeitet, in Blut und Wesen verwandelt haben muß, der der Welt nützliche Wahrheiten sagen will. Die Mathematik steht unter allen Scienzen einzig da; aber die Philosophie, so weit sie mehr als eine Anleitung zum Denken sein soll, hat mit der Mathematik keine Ähnlichkeit. Diesen Irrthum, zu glauben, daß ein mathematisches Denken Wahrheit produciren könne, daß das Facit der reinen Speculation gleichbedeutend mit der Wahrheit sei, diesen Irrthum theilt die norddeutsche Philosophie mit dem jungen Europa.

Daß jedoch in dem Verf. noch etwas Anderes lebendig sei als die Speculation, das beweist z. B. das köstliche Märchen von der Rosenjungfrau (Bd. 1, S. 184); das beweisen die seinem Roman eingewebten Lieder und

Gedichte, die sinnig, gefühlt und selbst lieblich sind. Mehre derselben, z. B. das S. 57, machen klar, daß der Autor wirklich weiß, was Liebe sei.

Und so entlassen wir dies treffliche, einem reichen Geiste entstammende Erzeugniß, das in unserer so reichen Romanliteratur eine sehr ausgezeichnete Stelle verdient und sie gewiß einnehmen würde, wenn der Verf., der ohne Frage zu den Glanzlichtern unsers heutigen literarischen Nachthimmels gehört, sich genannt hätte. Wir betrachten ihn als einen sich häutenden Schmetterling, als einen sich läuternden, in sich einkehrenden, von Irrpfaden zurückkehrenden jungen Europäer, wiewol er hiergegen ziemlich laut protestirt; als einen verbesserten, aber noch nicht ganz entfalteten, nach Goethe'scher Harmonie ringenden Mundt oder Laube. In unserer Polemik gegen ihn aber möge der gütige Leser nichts als den Wunsch erkennen, über alle diese Fragen doch endlich einmal zu einer annähernden Verständigung zu gelangen. So.

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 121.)

3. Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahre 1830. Von Ferdinand Freiherrn v. Augustin. Mit fünf Abbildungen. Wien, Schaumburg und Comp. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. des in Rede stehenden Buches, dem es weder an anziehendem Inhalt noch partienweise an guter Darstellung mangelt, befand sich auf der kaiserlichen Corvette Abbendenza, welche in östreichischen Angelegenheiten 1830 nach Marokko segelte. In Malta legte das Schiff zuerst an, und der Verf. hatte hinlängliche Muße, das kleine merkwürdige Land genauer kennen zu lernen. Außer einer Beschreibung des Eilandes gibt der Verf. auch eine geschichtliche Darstellung der heroischen Thaten, zu deren Schauplatze der Malteserorden Lavaletta und das Fort St.-Elmo gemacht hat, sowie eine Geschichte des Ordens selbst von seinem Ursprunge an bis zu seinem gänzlichen Verschwinden. So öde das von den glühenden Sonnenstrahlen versengte und bis auf einige Dattelpalmen und Stämme der indischen Feige von Vegetation entblößte Land dem Verf. auch erschien, so übertraf doch der Garten des Gouverneurs mit seinen Wäldern von Orangen-, prachtvollen Granat- und herrlichen Rosenbäumen — die Rosen Maltas waren ihrer Fülle und ihres vorzüglichen Geruches wegen schon zu den Zeiten der alten Römer berühmt — seine kühnsten Erwartungen: der Garten erschien ihm wie einer jener Feenhaine, welche uns in den Märchen der „Tausend und einen Nacht" so oft beschrieben werden. Auf der Seereise von Malta nach der Küste Spaniens fand sich Windstille ein, besonders die durch unterirdische Stürme erzeugte Maretta, welche die Wogen in Form großer Wasserberge emporwälzt, während es ganz windstill ist und kein Lüftchen die drückende Hitze dieses südlichen Himmels kühlt. Endlich erhob sich ein Ostwind und führte mit einer Schnelligkeit von 7—8 Meilen in einer Stunde das Schiff dem Cap Palos bei Cartagena entgegen. Von hier aus segelte Colombo mit seinen armseligen drei Schiffchen ab, um einen neuen Welttheil zu entdecken. Die Darstellung dieser Entdeckungsreise und der veranlassenden Ursachen, so kurz sie ist, hätte, da diese Thatsachen allgemein bekannt sind, der Raumersparniß wegen fortbleiben können und sollen. Des Verf. Aufenthalt in Spanien beschränkte sich hauptsächlich auf Gibraltar, Algesiras, Malaga und die Wunderstadt Granada, wo die Reste arabischer Herrlichkeit (die Alhambra, der Generalife) diejenigen Gegenstände sind, bei deren Betrachtung der Verf. am längsten weilt, und deren Schilderung für den Leser anziehender ist als des Reisebeschreibers langgedehnte Vorträge über die geschichtlichen Hauptmomente der arabischen Herrschaft in Spanien, die er als allgemein bekannt hätte voraussetzen müssen, es sei denn, daß die Östreicher, für die der Verf. vielleicht schreibt, im geschichtlichen Unterricht noch nicht bis zur Entdeckung von Amerika und der Eroberung Spaniens durch die Araber heraufgerückt sind, worüber Ref. als Nichtöstreicher keinen Bescheid zu geben weiß. Von Granada sagt ein spanisches Sprüchwort:

El que no ha visto á Sevilla,
No ha visto maravilla,
El que no ha visto á Granada,
No ha visto nada!

(Wer Sevilla nicht gesehen, sah das Bewundernswürdigste nicht, wer aber Granada nicht sah, sah noch gar nichts.) Und in der That folgt man dem Verf. gern durch die Wunder der reizenden Natur, der übrig gebliebenen, vom Hauche der Romantik angewehten Reste alterthümlicher Pracht, wie der zwischen diesen Ruinen und der ewig blühenden Natur sorglos dahinlebenden, nicht durch Übercultur verdorbenen Menschenart. Noch gibt es in Südspanien manche uralte Eigenthümlichkeiten, welche den romantischen Schwung der Spanier beurkunden. Hierher gehören der Majo und die Maja, die an die Zeiten der ausgebildetsten Chevalerie erinnern, nur daß sie den niedern Volksclassen angehören und die Adelsprobe nicht erfoderlich ist. Derjenige junge Mann, welcher auf den Namen eines Majo Anspruch macht, muß gewandt im Umgange mit Mädchen, ein guter Guitarrenspieler und Tänzer sein. Auch in der Führung der Waffen muß er sich auszeichnen, um im Nothfalle seine Ehre, besonders im Punkte der Liebe vertheidigen zu können. Der Majo wählt sich ein schönes geistreiches Mädchen zu seiner Maja, welche die Nationaltänze mit besonderer Anmuth auszuführen und zu ihrer Mandoline Romanzen zu improvisiren versteht. Der Majo fodert von der Maja, was er ihr selbst schwört und hält, vollste Leidenschaft und unverbrüchlichste Treue. Wird letztere gebrochen, so kann nur Blut seine Rache kühlen. Auch in der Kleidung zeichnen sich Beide durch prunkende Zuthaten zu den gewöhnlichen Kleidern, allerlei Bänder, Knöpfe und Flitter, vortheilhaft vor den übrigen aus. Die Gesellschaften, in welche der Verf. eingeführt wurde, fand er äußerst zwanglos und dabei anständig; er sagt, daß bei den Abendunterhaltungen, Tertullas, nichts von dem abgemessenen Takte zu gewahren sei, welcher bei ähnlichen Gelegenheiten so oft in unsern Ländern herrsche, nicht das ängstliche Anschmiegen an gewisse Formen der Etikette, nicht das Schwanken zwischen Lust und Langweile bei den Versammelten, nicht die strenge Eintheilung der Plätze und die gezwungene Sprache gegen Personen, welche das erste Mal in den Kreis eingeführt werden. Alles gibt sich dem Vergnügen der Gegenwart hin, und Rangunterschiede werden in der Tertulla nicht beobachtet, der einfache Titel Señor ist Alles, was man gibt. Man kann im Ganzen sagen, daß der Verf. einen unverdorbenen Sinn für den Reiz einfacher Verhältnisse und die Schönheiten der Natur kundgibt, und daß er sich in der Schilderung landschaftlicher Scenen, besonders des Meeres, aufs trefflichste bewährt. Die Ausstattung des Buches ist dem freundlichen Inhalte nicht entsprechend, und die Kupferbeilagen sind in so kümmerlicher Ausführung keine Zierde des Werkes zu nennen.

4. Erinnerungen aus Spanien. Aus den Papieren des Verfassers des Siebenjährigen Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807—14, F. X. Rigel. Manheim, Schwan und Götz 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit demselben wunderbaren Lande, womit das eben angezeigte Buch, hat es auch Rigel's Reisetagebuch zu thun, nur daß Rigel unter minder freundlichen Verhältnissen als Freiherr v. Augustin Spanien kennen gelernt hat, indem er, treu in seiner militairischen Pflicht als badischer Krieger, mit dem Aufgebote des Rheinbundes ein freies Volk jenseit der Pyrenäen zu unterwerfen mitzog. Das eigentlich Militairische hat der

Verf. bereits früher in seinem Werke: „Der siebenjährige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel" (3 Bände), verarbeitet; gegenwärtiges Buch gewährt ein Gemälde des spanischen Landes und Volkes, ohne daß der Verf. einzelne Abschweifungen in das militairische Gebiet hätte vermeiden können. Vielmehr bilden mehre kriegerische Tableaux, Scenen aus dem Soldatenleben, Darstellungen der Grausamkeiten, welche von fanatischen Spaniern an einzelnen Nachzüglern und abgeschnittenen Posten verübt und von den feindlichen Soldaten mit Mord, Brand, Plünderung und Rothzucht überreichlich vergolten wurden, fast die interessanteste, wenn auch nicht ergötzlichste Partie des Buches. Hiermit ist nicht gesagt, daß die Schilderungen der Landessitten, der Städte, der provinziellen Eigenthümlichkeiten ohne Interesse wären; vielmehr muß man erstaunen, daß der Verf. mitten unter den kriegerischen Unruhen, Gefechten, Streifzügen und Entbehrungen allerlei Art noch so viel Zeit und Sammlung des Gemüths übrig haben konnte, um in aller Beschaulichkeit Provinz für Provinz, Stadt für Stadt, Flecken für Flecken über das Land und seine Bewohner Betrachtungen anzustellen und sein Notizenbuch in so genauer Ordnung zu halten. Besonders reichhaltige Ausbeute lieferten die baskischen Provinzen, ferner die Hauptstadt selbst, die mit ihrem seltsamen Volkstreiben, ihren Spaziergängen, ihren Stiergefechten, ihren nationalen Tänzen, Fandango und Bolero, sehr lebendig geschildert ist; endlich das Königreich Valencia, das wie ein unermeßlicher Garten vor den entzückten Blicken der Krieger, die in unangebauteren Gegenden halb verhungert waren, Lust, Erholung und Sättigung verheißend, sich aufthat. Die Sprache könnte hin und wieder von dem Verf. einfacher gehandhabt sein; Sätzen wie folgendem: „Keine schöne Hand entlockte hier fürder harmonische Accorde der lieblich tönenden Guitarre Silberseiten, keiner zartfühlenden Sängerin seelenvolle Melodien entzückten mehr des sehnsüchtigen Lauschers horchend Ohr", begegnet man vielen. Daß der Deutsche auch in der sprachlichen Darstellung so gern das Gewaltsame, Angeschraubte, Regelwidrige und den einfachsten Gesetzen des Geschmacks Entgegenlaufende für schön zu halten im Stande ist! Einfacher als der Styl in diesem Buche sind acht Originalabbildungen spanischer Nationaltrachten, welche zu anspruchslos sind, um auf eine besondere Auszeichnung Anspruch zu machen. 23.

Literarische Notizen.

Von Vatout's, ersten königlichen Bibliothekars, „Souvenirs des résidences royales" erschien der dritte Theil unter dem Titel: „Château d'Eu." Der erste Band behandelte das Schloß von Versailles, der zweite das Palais royal. Jeder Band kostet 6 Francs. Der dritte Band ist von nicht geringerm Interesse als die frühern. Das Schloß von Eu knüpft sein historisches Dasein an die ersten Zeiten des Herzogthums der Normandie. In diesem Schlosse erscheinen der Reihe nach alle jene gewaltigen und schrecklichen Gestalten der normännischen Herzoge: Rollo, Wilhelm Langschwert, Richard ohne Furcht, Robert der Teufel und der gewaltigste von Allen, Wilhelm der Bastard, der von hier aus die Eroberung Englands und den Fall Harold's vorbereitete. Ludwig XI. ließ die alte Feste des Rollo niederbrennen. In dem wiedererbauten Schlosse spielte die Familie Guise, welche einen Staat im Staate bildete, eine große Rolle, sodaß in diesem Bande eine tüchtige Partie in der Geschichte Frankreichs an dem Blicke des Lesers vorüberzieht.

Macarel's Werk: „Eléments de droit politique", ist von Perikles Argyropulos in das Griechische übersetzt worden. Hierüber bricht das „Journal des débats" in ein helles Freudengeschrei aus. „Die Belgier", ruft es entzückt aus, „haben das Werk auf dem Wege des Nachdrucks" — den es freilich nicht billigt — „in 6000 Exemplaren vervielfältigt, es ist weit verbreitet in den nordamerikanischen Vereinsstaaten, es ist in das Polnische und Spanische übersetzt worden; erkennt hierin den ruhmwürdigen Einfluß, welchen Frankreich seit zwei Jahrhunderten auf die Civilisation ausübt, jenen friedfertigen Einfluß (friedfertig, sagt das „Journal des débats", um nicht aus seiner Rolle zu fallen), wodurch uns Franzosen eine Superiorität gesichert ist, welcher sich die andern Nationen ohne Verdruß und ohne Neid unterwerfen mögen!" Man muß gestehen, daß der Feuilleton-Löwe des „Journal des débats" gut zu brüllen weiß. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

43. Petőcz (Michael), Ansicht der Welt. Ein Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

44. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Sechster Jahrgang. 1838. 52 Nummern. (Nr. 249—300.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 12 Gr.

im herabgesetzten Preise

nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 8 Gr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.

National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

45. Das Pfennig-Magazin für Kinder. Fünfter Jahrgang. 1838. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. 1 Thlr.

Der erste bis vierte Jahrgang haben gleichen Preis.

46. Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland. Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatsachen geschildert vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition." 8. Geh. 8 Gr.

Vgl. die Schriften unter Nr. 18 und 27.

47. Quandt (J. G. von), Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

48. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Erster bis sechster Band. Gr. 8. 1832—38. Subscriptionspreis auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

49. Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 4 Gr.

Des Verfassers „Lehrbuch der allgemeinen Geographie", 2te Auflage, 1835, kostet 1 Thlr. 12 Gr.

50. Raumer (Karl von), Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine Beilage hierzu: „Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan" (1837), kostet 12 Gr.; die Karte daraus einzeln 6 Gr.

51. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Fünfter Jahrgang, für das Jahr 1838.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Funfzehnter bis achtzehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 123. — 3. Mai 1839.

Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar? Preisfrage der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Gekrönte Preisschrift von Franz Baur. Erfurt, Otto. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Fünf oder sechs Schriften unter obigem Titel sind uns in der letzten Zeit zu Gesicht gekommen, und das Erscheinen mancher andern mag nur eben durch jene Concurrenz verhindert worden sein; denn Sechszehn hatten sich um den Preis der erfurter Akademie beworben. Der Preis ist der obigen, von einem Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Mainz verfaßten Schrift zugefallen. Das könnte ein Grund sein, etwas sehr Ausgezeichnetes in ihr zu erwarten. Sehen wir, was wir finden.

Der Verf. schickt, nicht mit Unrecht, eine geschichtliche Einleitung zur Vergleichung der gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse, „der Gewerbe und des Handels, des Vermögens und Nahrungsstandes, der Lebensweise und Bedürfnisse der mittlern und untern Stände in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in der Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zum hergestellten Frieden nach dem Befreiungskriege, mit dem Zustande der gegenwärtigen Zeit", voraus. Richtiger wäre es gewesen, die Zeit von ungefähr 1730 — 90 und die gegenwärtige einander gegenüberzustellen, dagegen die Periode der Gährungen und Krisen, welche dazwischenfällt, ebenso wegzulassen, wie man bei Durchschnittsberechnungen der Getreidepreise gleichfalls die Jahre einer durch Kriege oder andere außerordentliche Ereignisse verursachten Theuerung wegzulassen pflegt. Zwischen jener Zeit und der unserigen besteht ein sichtbarer Gegensatz: ein ganz anderes Princip ist in der Güterwelt wirksam geworden, die ausgedehnteste Concurrenz ist an die Stelle rechtlicher oder factischer Monopole, an vielen Orten angemessene Freiheit des Güterlebens an die Stelle des Schutzsystems, die höchste Beweglichkeit an die Stelle einer nur sehr allmälig sich regenden Stabilität getreten. Die Zwischenperiode kann nicht in Betracht kommen, weil sie das Alles erst vorbereitete, erst den Übergang bildete und überdem durch äußere, vielfach den natürlichen Gang des Verkehrs unterbrechende Ereignisse, durch Kriege, durch Umwälzungen in der Staatenwelt und durch das Continentalsystem gestört ward.

Die Einleitung selbst beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung über Deutschlands Lage: daß es wesentlich als ein Binnenland zu betrachten, sein Seehandel nur precair sei. Dann wird von „den allgemeinen Grundlagen zur Beantwortung der Frage" gehandelt. Diese „Hauptelemente" seien die Verfassung und Beherrschung, die Kirche und die Schule. Ohne die Wichtigkeit dieser Momente und ihres Einflusses auf den materiellen Wohlstand des Volks im mindesten zu verkennen, sollte man doch denken, daß hier eher von den vorwaltenden Formen der Güterthätigkeit und den geltenden Systemen der Güterpolitik zu handeln gewesen wäre. Der Verf. entwirft nun ein ziemlich düsteres Bild von dem Zustande Deutschlands vor 1800. Er rügt die große Verschiedenheit der Gesetze, Verordnungen, Verfassungen und Regierungsformen. (Ref. möchte behaupten, daß diese Verschiedenheit damals mehr in Namen und äußern Formen bestand, während der Geist des Ganzen innig verwandt war, und daß sich jetzt viel durchgreifendere Verschiedenheiten entwickelt haben. Ohne der Verfassung zu gedenken, welche in den meisten deutschen Staaten die größte Ähnlichkeit hatte, erinnern wir nur an das damalige Vorwalten des gemeinen Rechts, während jetzt jeder Staat sich pikirt, sein besonderes Gesetzbuch zu haben.) Der Kaiser, fährt der Verf. fort, vermochte nicht zum Gedeihen der Justiz und Administration im Reiche durchzugreifen. (Gegenwärtig ist gar kein Reichsoberhaupt, das „zum Gedeihen der Justiz und Administration" durchgreifen könnte, und die Regierungen, die es jetzt können, konnten es damals auch.) Das südliche Deutschland sei mit Klöstern, das nördliche mit Casernen bedeckt gewesen. (Als wenn sich nicht die stehenden Heere gerade erst seit 1800 recht verstärkt hätten.) In Preußen habe durch den siebenjährigen Krieg die Liebe zu Deutschland sich sehr vermindert gehabt; kaum habe man dort noch der Gemeinschaft mit dem übrigen Reiche gedacht. (Ist es darin besser geworden?) Friedrich II. habe die adeligen Offiziere bevorzugt, die Zölle hoch gesteigert, ihren Ertrag an Franzosen verpachtet, Staatsmonopole begründet; von ihm sei die Geringschätzung des Reichsverbandes und der Religion ausgegangen. Die Theilung Polens habe jede

That des Stärkern zum Rechte gestempelt. Eine mechanische Ansicht vom Staate sei aufgekommen, das Regieren von oben her Princip, die Gleichförmigkeit Ziel geworden; die Provinzialität immer mehr dem Nivellirungssysteme gewichen. (Vor 1800?) Noch erwähnt der Verf. aus Sachsen die Üppigkeit des Hofes und aus Baiern den Obscurantismus und meint nun, dies genüge, um die Verfassung und Beherrschungsweise vor 1800 zu erkennen. Doch hebt er auch einige Lichtseiten jener Zeit hervor. Die Zersplitterung Deutschlands habe es vor dem Eroberungsgeiste bewahrt und eine vielseitige Entwickelung vermittelt. Die Reichsverfassung habe doch die Handelsfreiheit beschützt; die Selbständigkeit der Theile sei der Betriebsamkeit günstig gewesen, der Mittelstand habe sich gehoben; der Weltgeistlichkeit, selbst den Ärzten rühmt er Manches nach, preist das Glück der Reichsstände und bezeichnet acht Fürsten als Väter ihrer Völker.

Wenn der Leser das Werk gelesen hat, so weiß er in der That nicht, was er urtheilen und ob er den Licht- oder den Schattenseiten das Übergewicht für die obschwebende Frage beilegen soll. Der Verf. hat ihm keinen Leitfaden zur Begründung des Urtheils gegeben und hat überhaupt mehr die Maßregeln als ihre Folgen geschildert. Hier war es aber gerade wichtig, daß wir die Zustände kennen lernten, daß wir erfuhren, in welcher ökonomischen Lage sich die große Masse des Volkes befunden. Doch das kommt später, und der Fehler liegt nur in der Vertheilung des Stoffes; für jetzt fügt der Verf. eine kurze Schilderung der Zeit des Rheinbundes hinzu, die er mit den schwärzesten Farben malt. Nach jeder solchen Schilderung der Ungunst früherer Verhältnisse wirft er die Frage auf: „Und jetzt sollte es den Deutschen vor Verarmung und Nahrungslosigkeit bangen? in dem goldenen Zeitalter des Friedens, der industriellen und nationalwirthschaftlichen Entwickelung?" Neben jene düstern Schatten stellt er nun die Angaben, wie die Rheinbundsstaaten ihre Souverainetät benutzt hätten, um auf ihre tabula rasa die Bestimmungen zu schreiben: „Kein Zunft- und Innungszwang, keine Leibeigenschaft, keine Lehen mehr! Die Verwaltung sei einfacher, die Grundlasten seien ablösbar; gleiche Besteuerung, gleiches Gericht, gleiche Studienfreiheit für Alle, gleiche Religionsrechte"; wie Preußen seine Heer-, Städte- und Gemeindeordnungen gegeben habe. Auf diesen Grundlagen haben die deutschen Regenten nach den Befreiungskriegen fortgebaut; der öffentliche und Privatcredit sei gewachsen; manche Steuern seien ermäßigt, andere gleicher vertheilt worden; die Gemeinden seien selbständiger; schädliche Frohnen und Staatsmonopolien aufgehoben, die Militairpflicht sei abgekürzt, der Soldat besser verpflegt, für den Volksunterricht und in neuester Zeit auch für den freien Verkehr gesorgt worden. Und wir sollten eben jetzt Verarmung und Nahrungslosigkeit fürchten? fragt er.

Nach einer besondern Betrachtung derselben Verhältnisse in den Rheinlanden geht der Verf. nun zu einer Lobpreisung des Schul- und Kirchenwesens der neuern Zeit über. Er sagt S. 40: „Die mittlern und untern Stände, sowol des protestantischen als des katholischen Deutschlands — doch scheint es, im letztern noch mehr —, waren und sind religiös und selbst kirchlich-fromm." Nachdem er so gezeigt, daß Alles ganz herrlich stehe, fragt er auf einmal: „An welchen Übeln leidet das deutsche Volk noch bis zu den neuern Tagen?" und nennt als solche Übel: die Nachwehen der Kriege, das Staatsschuldenwesen, welche beide Capitel er etwas weiter ausführt, während er auf einmal eine lange Litanei von Zeitübeln blos „punktirt", die man nach dem Frühern gar nicht erwartet hätte:

Militairbudget, Glanz der Höfe und Gesandtschaften; Militair und andere Bevorrechtungen (!?); die Vielregiererei; Beamtenlegionen; Pensionslast; Beschwerniß freier Benutzung der Ströme, des Binnenverkehrs und Handels; Münzwesen (ist das ein Übel!); Unfreiheit der Gemeindeverwaltung; eine solche Einrichtung der Besteuerung, daß sie die Consumtion, selbst im Unentbehrlichen, trifft: eine immer wiederkehrende, nie ruhende Ausgabe des niedern und gewerblichen Standes (welches Deutsch!); ein aristokratisches (?) Überbleibsel, das auf jeder Bewegung des Erwerbs, des Verkehrs, des Handels lastet, ja, auf jedem Körnchen Salz, welches die untern und mittlern Stände für sich und ihren Viehstand brauchen. Ferner die theuere, verzögernde, diverse Rechtspflege; allzu große Leichtigkeit, seit Aufhebung der Zünfte, sich ehelich niederzulassen; allzu große Nachsicht gegen wilde Ehen; Mangel an Erziehungshäusern für arme und uneheliche Kinder, an freien und Zwangsarbeitshäusern; allzu große Leichtigkeit, Winkel- und niederige Schenkwirthschaft anzufangen.

Speciell führt er noch die Salzsteuer und die Holztheuerung auf.

Damit schließt der erste Abschnitt, der ein durch und durch confuses Gemälde darstellt. Die letzten Angaben des Verf. widerlegen die ersten. Nirgend wird man über den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Zeiten klar, und am wenigsten zeigt er uns, wie und wodurch sich diese contrastirenden Erscheinungen erklären lassen, nirgend treten Principien hervor. Er extrahirt uns aus den Zeitannalen eine Reihe von angeblichen Thatsachen, zeigt uns aber den Faden nicht, der diese Thatsachen verbindet. So bleiben sie Räthsel, zu denen der Schlüssel fehlt. Dabei hat er der Hauptsachen gar nicht gedacht. Soll die Frage beantwortet werden, ob wol die bestehenden Verhältnisse eine Verbreitung der Armuth in der einen Zeit mehr besorgen lassen als in der andern, so muß vor allen Dingen gezeigt werden, welches die ökonomischen Thätigkeiten der Zeit vornehmlich gewesen seien, mit welchem Erfolge sie gearbeitet haben, welches die Formen ihrer Arbeit waren, und wie diese Formen auf die Vertheilung der Gewinne hinwirkten.

Doch die wahre Vergleichung der Zustände kommt unter dem Titel: „Umständlichere Vergleichung" u. s. w., erst im zweiten Abschnitte. Er beginnt mit der Landwirthschaft. Die habe sich nach dem siebenjährigen Kriege bedeutend gehoben, doch seien ihr durch die Werbungen, den Klerus, die Beamtenwelt, die vielen Hof- und Adelsdiener viele kräftige Arme und durch Zehnten, Hülfen, Frohnen viele Früchte entzogen worden. Während des Kriegsstandes sei das noch schlimmer geworden, doch sei in dessen Laufe viel Geld ins Land gekommen, auch

manche Verbesserung der Wirthschaft vorbereitet worden. Das sowie die erlangte persönliche und dingliche Freiheit der Landbewohner könne man nun erst recht benutzen. Er macht auf die großen Quantitäten Wolle aufmerksam, die auf die Märkte gebracht würden; auf Öl, Kartoffeln und Runkelrüben, den hohen Preis der edeln Rheinweine; auch die Pferdezucht habe sich gebessert. Bei den Gewerben bemerkt er nur: subjectiv sei ihr Loos in Deutschland im Ganzen kein glänzendes, kein erfreuliches; daran sei theils der Gang der europäischen Geschicke, theils der Luxus, dem das inländische Erzeugniß nicht genüge (was hat der Luxus mit Inland und Ausland zu schaffen?), theils der Mangel an Einigkeit schuld. Objectiv stehe es aber jetzt besser als sonst, es seien alle industriellen Leistungen vollkommener geworden. Dem Handel sei Deutschlands Lage günstig; es habe jetzt auch Banken und gute Straßen, aber wenig Kanäle und Häfen. Der Großhandel sei schon seit langer Zeit gesunken und der Schifferstand fast nur noch eine Mumie aus besserer Zeit. Doch komme noch viel fremdes Geld in Umsatz. Der Unterschied zwischen ehemals und jetzt möge wol „in der größern, gewinnreichern Concentration der Geschäfte in wenigern Händen ehemals und in der allgemeinern Vertheilung und allseitigen Concurrenz jetzt liegen". Der Modus des Erwerbs sei anders, ohne Zweifel besser; das Quantum nicht geringer, sondern mehr. (Was versteht der Verf. unter Erwerb, und wo hat er den Beweis geliefert, daß, trotz der „allseitigen Concurrenz" die Vielen jetzt mehr erwerben als ehedem die Wenigen? Allerdings im Ganzen kann mehr erworben werden, und jedenfalls wird viel mehr producirt. Aber wo es sich um die Armuthsfrage handelt, da kommt es darauf an, zu untersuchen, ob durchschnittlich die Einzelnen mehr erwerben als ehedem. Das ist wenigstens unwahrscheinlich, sobald die Concurrenz sich erweitert; denn diese drückt natürlich die Preise herab.) Doch der Verf. freut sich, daß die Zahl der Kauf- und Handelsleute sich jeden Tag vermehre, und daß es, nach dem äußern Leben dieser, früher nie so zahlreichen Classe der Detailhändler zu schließen (!), ihnen besser als erträglich wohl gehe. Auch Großhändler habe es in Deutschland wol niemals mehr gegeben, und viele derselben erfreuten sich eines Wohlstandes, welchen die bürgerliche Classe im vorigen Jahrhunderte nicht gekannt habe. (Der Verf. scheint Aufwand machen mit Wohlstand haben zu verwechseln.) Die Wechselhäuser in Frankfurt, Hamburg, Bremen, Wien, Berlin und selbst in kleinern Städten lebten wie in frühern Zeiten nur der Hochadel. (Das thaten die Fugger auch; der ärmste Mann hat jetzt manchen Genuß, der ehedem Fürsten abging. Das beweist nichts über die Hauptfrage.) Auch hätten die deutschen Messen gerade im laufenden Jahre 1836 ein fast durchweg sehr günstiges Resultat gegeben. (Zufällig gaben sie in den folgenden Jahren 1837 und 1838 ein ziemlich ungünstiges.) Zum Schlusse macht er jedoch auf Englands Übergewicht, auf Frankreichs, Rußlands, Hollands Ausschließungssystem aufmerksam. Er klagt über den Mangel an Handelskammern, über den Handel mit Staatspapieren und wünscht ein gemeinsames Handelsgesetzbuch. Das Nationalvermögen, sagt er ferner mit Recht, aber ohne einen Beweis zu liefern, ohne auch nur die mindeste Kenntniß von der Sache zu zeigen, habe beträchtlich zugenommen. Er sagt S. 10:

Erkennen wir eine Verbesserung, eine Verfeinerung, Veredlung in Landwirthschaft und Industrie, eine Vervielfachung der Handelssphären an; einen im Ganzen und durch mehre hinzugetretene Betriebssphären erhöhten, verbesserten Bau im Schooße der deutschen Erde: wo bleibt da die nahe, die rasche Verarmung und Nahrungslosigkeit? Höchstens könnten wir — wenn ich so sagen darf — in unserm Überflusse ersticken.

Dann fällt ihm doch die Frage ein: „Liegt denn die gefürchtete nahe und rasche Verarmung, besonders der untern und mittlern Stände, in zu ungleicher Vertheilung dieses Vermögens?" Er beantwortet sie aber sogleich mit dem Ausrufe: „Freuen wir uns im Gegentheile der steigenden Gleichheit!"

Die Nahrungs- und Lebensweise — fährt er fort — muß seit dem Frieden gewonnen haben, wenn die erzeugende und veredelnde Industrie, wenn der Handel, wenn die Finanzverwaltung, wenn Volksunterricht und Volkserziehung, wenn das Menschenrecht durch Aufhören der Arten und Abarten der Unfreiheit gewonnen, wenn die menschendrückenden und menschenwürgenden Kriege bei uns in Frieden sich aufgelöst haben.

Darauf spricht er von Kartoffeln, Futterpflanzen, Wein, Gemüsen und Obst. Man sei sonst nicht so reinlich und ordnungsliebend gewesen als jetzt. Der Wein und der Kaffee hätten in einem großen (!) Theile Deutschlands das Gift des Branntweins ersetzt. Trauern möchte man freilich über die von andern Orten her berichtete Zunahme der Branntweinbrennereien, die in manchen Gegenden die Bierbrauereien ganz verdrängten. (Das sagt er in einem Athem, unmittelbar hintereinander, S. 74 u. 75.) Es sei die Folge der gesunkenen Kornpreise. (Zwei Seiten vorher behauptet er, Deutschland erbaue nur für 20 Millionen Einwohner Getreide, während es 35 Millionen habe. Und doch sanken die Kornpreise. Ist ihm denn bei seiner Arbeit niemals beigefallen, über die Gründe dieser Erscheinung nachzudenken?) Man müsse sich dagegen, fährt er fort, über die wachsende Zahl der Pferde und Schafe freuen. Wie viel habe Kleidung und Nahrung durch die verbesserte Schafzucht in Deutschland gewonnen! (S. 53 sagt er selbst, daß 1836 die Hälfte der Wollvorräthe von englischen Fabrikanten aufgekauft worden sei, und daß außerdem auch französische und belgische Fabrikanten gekauft hätten. Das hätte ihn wenigstens lehren können, daß die deutschen Schafe nicht nothwendig die Deutschen kleiden.) Essen, Trinken, Spielen liebten die Deutschen auch heute noch. Im vorigen Jahrhunderte hätten die untern Classen jedoch mehr durch Nichtsthun als durch Genuß verzehrt. Jetzt sei in jedem Städtchen ein Casino, ein Billard u. s. w.; die Schenken werden mehr besucht, die Tanzböden zahlreicher; auch Frauen und Kinder würden mitgenommen, der Kleideraufwand steige und die Kinderzucht werde schlechter. Doch koste auch Alles jetzt weniger, und des Geldes sei mehr. Auch der Tabacksverbrauch habe zugenommen; dieser Geldaus-

fall für Deutschland und die arbeitenden Classen werde aber mehr als ausgeglichen durch Mehrerzeugung deutschen Tabacks. (Wie Viele consumiren Taback, und wie Viele bauen welchen?) Das Spiel habe sich vermindert. Der schlechtern Kinderzucht und der gesteigenen Genußsucht hielten der verbesserte Volksunterricht, die trefflichen Volksschriften u. s. w. einiges Gleichgewicht. Die väterliche Gewalt sei nicht so hart mehr. Dagegen sei allerdings das Gesindewesen in schlechterer Lage; auch werde das eheliche Band lockerer. Ein Übermaß sogenannter Studirter sei freilich vorhanden; doch gebe es Mittel dagegen. Die Gemüthsbildung habe leider nicht gleichen Schritt mit der Zeit gehalten. Doch dürfen der Pietismus, Separatismus und der wieder auftauchende Wunderglaube nicht schrecken. Die mittlere Lebensdauer habe zugenommen, freilich die körperliche Tüchtigkeit sich vermindert; das rühre aber vom Kriege her. Endlich führt der Verf. rühmend den Meßkatalog ins Feld mit der daraus sich ergebenden Zunahme der literarischen und scientifischen Production.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Thunlichkeit und Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholicismus von der römischen Dictatur in Bezug auf Religionswissenschaft. Von Franz Baader. Nürnberg, Campe. 1839. Gr. 8. 8 Gr.

Schon die philosophischen und religiösen Mystiker des Mittelalters waren die religiösen Freien gegenüber der Scholastik und Papistik und somit die geistigsten Vorläufer der Reformation. Es darf daher eigentlich nicht befremden, daß Franz Baader, der moderne Jakob Böhme in der katholischen Kirche, sich, wie früher schon oft, so auch jetzt wieder gegen Glaubenstyrannei und namentlich gegen die römische Dictatur auflehnt. Referent ehrt diesen religiösen, auf tiefsinnige Auffassung des Christenthums wohlgegründeten Freimuth höchlichst. Ob aber der Protestantismus Ursache habe, sich von demselben für sich Erfreuliches zu versprechen, ist eine ganz andere Frage. Hr. Baader ist und bleibt, wenn auch Antipapist, doch in allem Übrigen strenggläubiger Katholik und erklärt den Protestantismus nicht minder für eine Abirrung vom rechten Glauben als Görres. Er nennt die katholische Kirche ecclesia pressa zwischen Papismus und Protestantismus, so lange sie nicht frei sei von päpstlicher Dictatur. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht und den Stand der Dinge kennt, mag daraus unschwer die Hoffnung abnehmen, die man hegt, eine siegreiche Erhebung und Ausbreitung des Katholicismus und eine Wiedereinschluckung des Protestantismus aus der Befreiung von römischer Dictatur hervorgehen zu sehn. Referent ist überzeugt, daß, Papst, Cölibat, Ohrenbeichte und manche hierarchische Anmaßungen abgeschafft, der Katholicismus großen Zulauf erhalten würde. Die meisten Frauen, auch die gebildeten, haben viele Neigung zu katholischem Cultus und Wesen; die protestantischen strengen Autoritätsgläubigen müssen, wenn sie consequent sind, in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurück. Man bedenke Leo's Zugeständnisse, die er dem Katholicismus in seiner Universalgeschichte nicht minder als in seinem „Sendschreiben an Görres" macht. Hr. Baader legt vieles Gewicht auf eine freie christliche Theologie, welche auf dem Grunde echter, nämlich theosophischer Naturphilosophie sich erheben müsse und zur Emancipation des Katholicismus viel beitragen werde. Allein wir zweifeln sehr, daß diese Naturphilosophie in der barocken Form, in welcher sie Hr. Baader selbst vorzutragen beliebt, nur für sich, geschweige denn für den weitern religiösen Zweck besondere Anerkennung finden werde. Übrigens hat derselbe mehre Schüler, welche nicht müßig sind, seine Lehre zu populariſiren und auch der wissenschaftlichen Terminologie der Gegenwart anzupassen. Die Protestanten seien aber auf ihrer Hut, daß sie nicht am Ende im alten Joch gefangen sind, ehe sie's selbst denken und ahnen. 72.

Miscellen.

Vermehrung der Kopfkrankheiten in Folge der Civilisation.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß Kopfkrankheiten unter Kindern weit häufiger vorkommen als unter Erwachsenen, und welche Mutter hat nicht bei dem Namen Kopfkrampf oder Gehirnwassersucht gezittert.*) In der Kindheit ist der Kopf das eigentliche Centrum Fluxionis, er ist unverhältnißmäßig größer als die andern Glieder, durch seine Gefäße geht weit mehr Blut und das Cerebralsystem ist der Hauptsitz aller Lebensthätigkeit. Dieser physiologische Grund bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, wol aber verdient, als von Ärzten selbst zu wenig beachtet, darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß das Kind der Civilisation Kopfkrankheiten in weit höherm Maße als der Sprößling eines natürlichern Lebenszustandes ausgesetzt ist. Eine erbliche Prädisposition, die Folge einer Überanstrengung dieses Organs durch die Pflichten, die Genüsse und Laster des civilisirten Lebens, macht das Gehirn für Krankheiten leichter empfänglich, und von Generation zu Generation verstärkt, macht dieser Einfluß das Nervensystem in einer Weise vorherrschend, daß der ganze Rhythmus der organischen Thätigkeit dadurch angegriffen und der civilisirte Mensch zu einem von dem wilden ganz verschiedenen Wesen wird. Durch eine allgemeine Schwäche der Leibesconstitution, einen Mangel an Widerstandsfähigkeit der Lebenskraft gegen schädliche Einflüsse wird nun die vorhandene Prädisposition zur positiven Krankheit, und wir finden uns hier in einem circulus vitiosus von Ursachen, wo wir die Einflüsse, welche Schwäche der Leibesconstitution hervorbringen, ebenso sehr eine krankhafte Thätigkeit des Gehirns, als unregelmäßige Thätigkeit dieses Organs wiederum jene hervorbringen sehen.

Königliche Prärogative.

Unter dem Volke der Matabili, welches die Kaschanberge entlang wohnt bis an die Delagoabai und gegenwärtig mit den aus der Capcolonie ausgewanderten holländischen Bauern im Kriege liegt, hat der König allein das Vorrecht, dick zu sein und sich einen Bauch zuzulegen, während jedem Unterthan dies als Verbrechen ausgelegt und noch schwerer bestraft wird als einst in Sparta. Deshalb ist auch die Rindsbrust ein Leckerbissen, der ganz allein für die königliche Tafel aufbewahrt bleibt und von keinem Unterthan verzehrt werden darf. Nur wen der Fürst besonders ehren will, dem läßt er eine gut geschmerte Rindsbrust verabfolgen, eine Ehre, die auch dem englischen Capitain Harris widerfuhr, als er auf einer, um der Jagd willen unternommenen Expedition in den J. 1836 und 1837, deren Beschreibung er jetzt herausgegeben hat, dem Könige Moselekatse seine Aufwartung machte. Er fand in der That, daß dieser sich von seinen Unterthanen nicht durch kostbarern Schmuck oder glänzendere Wohnung, sondern allein durch den Bauch unterschied, der indeß bei dem vierzigjährigen Monarchen noch nicht zu seinem vollen Umfange gediehen war. 161.

*) Neuerdings ist der Gegenstand wieder von einem englischen Arzte, John Gardner, in einer kleinen Schrift: „A fact in the natural history of childern, hitherto unobserved, which explains much concerning infantile diseases and mortality." Was aber eigentlich noch unobserved ist in diesem Punkte, den Einfluß des civilisirten Lebens in allen seinen Regionen, hat Dr. Gardner zu wenig beachtet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 124. — 4. Mai 1839.

Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar? Preisfrage der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Gekrönte Preisschrift von Franz Baur.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Ein dritter Abschnitt soll Das nun wieder zeigen, was man aus dem Vorhergehenden schon wissen sollte: worin es, mit besonderer Hinsicht auf die mittlern und untern Stände, in Deutschland besser geworden sei. Der Verf. nennt zuerst die Verfassungen und die Beherrschungsweise. Man finde keine Günstlings- und Weiberherrschaft mehr. Gesetzgebung, Rechtspflege, Policei und Verwaltung seien überall verbessert worden. Er führt die Abschaffung der Tortur auf. Was hat dies mit der Nahrungslosigkeit gemein? Die Einrichtungen des Militair-, des Gemeinde-, des Unterrichts- und Kirchenwesens seien vervollkommnet worden. Man kann das Alles zugeben und dennoch eine Vermehrung der Armuth erklärt finden. Gleichwol schließt hier der Verf. seine Hauptuntersuchung und fügt nur noch einige Hoffnungen und Wünsche hinzu.

Man sieht, er hat die Frage, die er beantworten sollte, nicht einmal verstanden. Vielleicht glaubt er, sie laute: ob es jetzt besser sei als ehedem in Deutschland? Man kann, wenn man besonders nicht zu tief blickt, sondern sich etwas an der Außenseite hält, wol Gründe finden, diese Frage zu bejahen, und jedenfalls sind viele Gebrechen früherer Zustände entfernt worden. Oder der Verf. glaubte, die Frage laute: ob der Nationalreichthum Deutschlands im Zu- oder im Abnehmen begriffen sei? Auch hier wird man sich aus viel bessern Gründen, als die der Verf. angeführt hat, für die Zunahme entscheiden müssen. Aber hier handelt es sich darum, daß Viele behaupten, mit dem Steigen des Nationalreichthums gehe eine Vermehrung der ärmern Classen und eine Verschlimmerung ihrer Armuth bei uns Hand in Hand. Ob das wahr sei, war zu untersuchen, und darüber finden wir bei dem Verf. keine Auskunft, als von Zeit zu Zeit eine Verneinung.

Die Hoffnungen und Wünsche des Verf. beziehen sich zuerst auf das Hypothekenwesen (davon sagt er, es würden auf beiden Rheinufern Klagen darüber laut; erörtern könne er die Sache nicht); dann auf den Wucher, den er bekämpft wünscht (es sollen bessere Gesetze gegen ihn gegeben, oder die bestehenden besser gehandhabt werden; wenn der Verf. nur etwas Nationalökonomie verstände, so würde er wissen, daß der Wucher erst durch die Gesetze geschaffen worden und das beste Mittel gegen den Wucher die völlige Aufhebung aller Wuchergesetze ist); ein besseres, einfacheres Handelsrecht; Einheit eines guten Münzsystems; Vereinigung der drei jetzt noch bestehenden Zollsysteme (nach ihm gibt es nämlich in Deutschland drei Zollsysteme: das preußisch-deutsche, das hanöverisch-braunschweigisch-oldenburgische und das System des „preußischen, nicht im deutschen Bunde mitbegriffenen Landes und Östreichs"); Aufhebung der Hazard- und Lotteriespiele und der Bänkelsänger; Vermehrung landwirthschaftlicher und technischer Bildungsanstalten; Arbeitshäuser, Industrieanstalten, Industrieschulen für Töchter; Sparkassen, landschaftliche Credit- und Hülfskassen; Papiergeld des deutschen Bundes; Veredelung ländlicher Feste; Mäßigkeitsvereine; Vereine für entlassene Sträflinge. Alles recht schöne Sachen. Man könnte die Zahl dieser Wünsche mit demselben Rechte noch mit manchem vermehren, und diese Wünsche könnten alle erfüllt werden, und doch könnte daneben die Armuth steigen, sobald z. B. die Zahl der bloßen Handarbeiter sich mehrte und durch die Concurrenz ihr Lohn immer spärlicher, durch den Luxus immer unzulänglicher würde, oder in manchen andern hier nicht zu erörternden Fällen.

Endlich bespricht der Verf. im fünften Abschnitte die Armencolonien. Er empfiehlt sie, wie er sagt, weder durch Lobpreisungen auf der einen, noch durch ungünstige Berichte und Ansichten der andern Seite bestochen; er ruft aus sich selbst: „Es werde!" Auf sein Urtheil kann aber, nach allem Obigen, wenig ankommen, und die Bemerkungen, die er beifügt, werden jedenfalls zur Entscheidung der Frage wenig beitragen.

Herr Baur war schon deshalb nicht zur Beantwortung der Preisfrage berufen, weil er, wie aus Manchem, was in der Abhandlung steht, und aus Dem, was nicht darin steht, aber darin stehen sollte, sich unverkennbar zeigt, gar keine Kenntniß von der Nationalökonomie hat. Ebenso scheinen ihm statistische Kenntnisse abzugehen, und

nur einige Angaben hat er zufällig hier und da gefunden, sodaß er an zwei oder drei Stellen auf eine gegen die übrigen Theile der Schrift sehr abstechende Weise in statistische Details eingeht. Er scheint auch nur mit den Rheinlanden etwas genauer bekannt zu sein, mit einer Gegend also, von der man am wenigsten auf das übrige Deutschland schließen kann. Übrigens scheint er ein wohlwollender Mann zu sein und mag manche hübsche Kenntnisse haben; hier aber findet man weder Ideenreichthum noch scharfes Urtheil, noch tiefe, nicht einmal immer logische Richtigkeit des Gedankens, und jedenfalls bewegte sich der Verf. auf einem Felde, mit dem er nicht bekannt war.

Die erfurter Akademie aber hat ihm den Preis gegeben, und damals waren nicht einmal die Zusätze dabei: größtentheils Auszüge aus der „Allgemeinen Zeitung" und andern Blättern, womit er diesen Abdruck bereichert hat. Eine fernere Bereicherung ist ein Vorwort an die Leser. Ref. erlaubt sich, zum Schlusse eine Stelle daraus mitzutheilen, die nur wegen des Styls bemerkenswerth, aber auch von dieser Seite her charakteristisch ist. Es heißt S. IX:

Ich verhehle hier nicht, welch hohe Freude mir der auszeichnende, einhellige Ausspruch der Akademie gewährt hat in dieser heiligsten Angelegenheit des geliebten Vaterlandes, des europäischen Gemeinwesens fast sämmtlich, und desjenigen, leider unzählbaren Theiles unserer Miterben an dem diesseitigen Schauplatze unserer Entwickelungen und Güter; unserer Brüder und Schwestern, welchen, bald durch, bald ohne eigene Schuld, das Leben eine Bürde, das freundliche Himmelslicht eine nur ihr Elend bescheinende Lampe ist, und die göttliche Flamme in ihnen, der Geist, die Seele, nur ein Stachel ihrer Noth, nur ein Organ, zu fühlen, zu schauen und zu hören, wie unglückselig weit sie hinter den, ursprünglich ihnen Gleichen stehen; ein Organ, zu ersinnen, womit sie heut' ihren und der Ihrigen Hunger stillen, heut' ihre Blöße decken sollen; ein Organ, zu brüten, wie sie, vor dem Rufe der Natur, willkürlich, gewaltsam, verzweifelnd die Lebenslast von sich werfen, oder frevlerisch sich, wie immer, entschädigen, oder an den Beglücktern rächen sollen für das eigene dunkle Loos.

Ref. bekennt zur Steuer der Wahrheit, daß in der Schrift selbst die Sprache etwas einfacher ist. Aber interessant ist es, daß hier der Schwung der Rede den Verf. verführt hat, von „unzählbaren" Unglücklichen zu sprechen, während er im Buche so wenig von Noth und Elend weiß. Hr. Baur hat übrigens Glück mit Preisaufgaben. S. XI schreibt er:

Beglückend, hehr war auch im vorigen Sommer meine Empfindung, mein wonniges Dankgefühl, als die „Societät für Kunst und Wissenschaft" zu Utrecht durch die beredte Feder (!) ihres Secretairs und Mitdirectors, des in der wissenschaftlichen Welt rühmlich bekannten u. s. w. Schröder, in fast feierlicher, höherer Ausdrucksweise (!) mir die lohnendste Anerkennung und die Ehrenauszeichnung meiner Preisschrift meldete und später bei Übersendung der goldenen Denkmünze wiederholte, auf die im Sommer 1835 von jener Societät ausgeschriebene Frage: „Welchen Einfluß hat das Gefühl des Schönen auf die sittliche Vervollkommnung des Menschen?"

Das mag eher ein Thema für ihn gewesen sein.

123.

Memoirs of Charles Mathews, comedian. By Mrs. *Mathews*. Zwei Bände. London 1838.

Wer kennt ihn nicht, den feinen und erfindsamen Komiker der londoner Bühne, der mit der Beweglichkeit eines Proteus die verschiedensten Charaktere, an denen kein anderes Land so reich ist wie England, in aller ihrer Sonderbarkeit und Originalität wiederzugeben vermochte; den Künstler, der Byron erheiterte, Walter Scott befriedigte und Georg IV. seinen königlichen Ernst und Stolz vergessen machte; den angenehmen Gesellschafter, der jeden von ihm besuchten Cirkel durch den Witz und die Munterkeit seines Geistes belebte; den Abgott aller Derer, die ihn näher kannten? Was sind aber diese Züge des Künstlers gegenüber weit höhern des Menschen, welche diesen Mann für jeden Gebildeten zu einer der interessantesten Erscheinungen machen; gegen jenen Edelmuth, jene Hoheit der Gesinnung, jene Kraft und Ausdauer des Geistes, die im Kampfe mit einem widrigen Geschick, mit den Gebrechen eines schwächlichen Körpers, mit Noth und Bedrängniß jeder Art auf einer aus Liebe zur Kunst betretenen, aber mit Demüthigung und Verachtung besäten Bahn sich nie verleugneten? Woher kommt dieser Kampf mit dem Misgeschick, in welchen wir die Jugend, ja das Leben fast aller ununterstützten und alleinstehenden Talente verwickelt finden? Ist nicht gerade jene für die Umstände ihrer Geburt und ihres ursprünglichen Lebenslooses sich wenig eignende Geisteshoheit, sind es nicht gerade die edlern Eigenschaften der Seele, was sie mit ihren Verhältnissen in Conflict bringt und ihre höhern Gaben oft zu einer Quelle bittern Unglücks für sie macht? Hätte Charles Mathews das Buchhändlergeschäft ergriffen, wozu sein Vater ihn bestimmt hatte, wovon den feinfühlenden Knaben aber das rohe Benehmen der Kunden abschreckte, denen er Bücher überbringen mußte, er würde nicht in die tiefe Noth versunken sein, mit welcher der Anfang seiner schauspielerischen Laufbahn verknüpft war; aber sein Leben, so reich an Peripetien, wie er es irgend auf der Bühne darstellen konnte, würde auch nicht die Entwickelungsphasen darbieten, nicht die Fülle geistiger Actionen, die es der Beschreibung würdig machen; denn die selbstthätige Regung der Kraft im Kampfe mit den seinem Streben entgegenstehenden Hindernissen ist es, was den Menschen bildet und erzieht. Wer einen solchen Kampf ehrenvoll bestand, gewiß kann der immer für eine volle Größe zählen, mag er ein Schauspieler wie Roscius, Mathews u. A., mag er ein Demosthenes, mag er ein Dichter, ein Astronom oder ein Seefahrer sein: Jeder hat in seinem Kreise seine innere Kraft bewährt, nur daß natürlich seine Verdienste nach dem Werth, dem Umfang und der Dauer ihrer Wirkungen verschieden gemessen werden. Ein solcher Kampf nun eines aufstrebenden Talents und eines edeln Herzens mit den Widerwärtigkeiten des Lebens und der Schlechtigkeit und Gemeinheit gewöhnlicher Menschen, die auf die Berückung jenes am häufigsten ihre Speculationen zu richten pflegen, bildet gerade das Hauptinteresse der hier angezeigten Memoiren, die Mathews selbst leider nur bis zu dem Zeitpunkte seines ersten öffentlichen Auftretens geführt, von da aber seine Witwe bis zum J. 1818 aus seinen Briefen wie aus Fragmenten unter seinen Papieren fortgesetzt hat.

Am 28. Juni 1776 geboren, als der siebente Sohn eines Vaters, der auch seinerseits der siebente seiner Brüder gewesen war, zeigte er bei großer Lebhaftigkeit und Neigung zu drolligen Streichen, die sich am liebsten in der Nachahmung Anderer äußerte*), früh Vorliebe für das Theater und wandte sich, noch keine 15 Jahr alt, schon an die Eigenthümer von Coventgarden um eine erledigte Stelle für niedrig komische Rollen, die ihm natürlich verweigert wurde. Nach manchen andern auf die Befriedigung seiner Lieblingsneigung gerichte-

*) Daria offenbarte sich die Anlage des Knaben für das Komische, das ja, als Kunst aufgefaßt, in der Nachahmung des Lächerlichen besteht.

ten Versuchen, ließ er sich 1794 für die Truppe eines Herrn Daly in Dublin für den mäßigen Preis von einer Guinee wöchentlich engagiren und würde sich als ein mäßiger und eingezogener junger Mann bei diesem Gehalte ganz wohl befunden haben, wenn er denselben wirklich erhalten hätte. Dies war aber nicht der Fall, und der junge Schüler des Dionysus, dessen wenige von Haus mitgebrachten Mutterpfennige bald verzehrt waren, der aber zu edel dachte, um Schulden zu machen, gerieth in eine Lage, in der er den bittersten Hunger leiden mußte. Oft hatte er, wenn er Abends die Bretter betrat, noch keinen Bissen genossen; Flöte und Violine mußten ihm dazu dienen, das Bellen seines Magens zu beschwichtigen, oder er rannte auf die Straße hinaus, um sich durch Zerstreuung zu erheitern, und so gelang es ihm, oft zwei, drei Tage lang durch die Elasticität eines frohen Geistes gegen die Qualen des Hungers auszuhalten. Doch machte die Unredlichkeit des Unternehmers seine Lage immer bedenklicher, und als er eines Abends, ohne Geld und ohne Essen vom Theater zurückkehrend, die Thür seiner Wohnung verschlossen und sich von dem Wirthe höhnisch abgewiesen fand, da beschloß er, von Noth und Verzweiflung getrieben und von langen Entbehrungen auf das äußerste erschöpft, zu seinen Ältern zurückzukehren und das einst verschmähte Buchhändlergeschäft zu ergreifen. Die Kosten der Reise bestritt ein anderer Schauspieler, der ihn auf derselben begleitete. Als sie indeß zu Swansea in Süd-Wales von dem Director der dortigen Truppe sich bewegen ließen, mehre Gastrollen zu geben, und der junge Mathews bei dieser Gelegenheit großen Beifall einerntete, da loderte in ihm das Feuer der Künstlerleidenschaft wieder auf, er blieb mit dem Gehalte von 12 Shilling wöchentlich drei Jahre bei der dortigen Truppe und verheirathete sich während dieser Zeit mit der früh verwaisten Tochter eines Arztes aus Exeter, einem gebildeten aber ganz armen Mädchen. In dem Jahre nach seiner Verheirathung (1798) erhielt er ein Engagement an dem Theater in York, das damals unter Leitung eines gewissen Tate Wilkinson stand. Der Empfang, welchen ihm dieser Mann bei seiner Ankunft (im September 1798) zu Theil werden ließ, ist zu merkwürdig, zu charakteristisch, als daß wir denselben hier übergehen könnten.

„Guten Morgen, mein Herr!" redete der Eintretende den Director an, der, mit einer kleinen elfenbeinernen Bürste in der einen und einer silbernen Schnalle in der andern Hand, emsig bürstend und dabei pfeifend wie ein Stallknecht beim Striegeln des Pferdes im Zimmer auf- und abwatschelte, den Rockkragen hinten übergeschlagen, die Perücke auf einem Ohr und den Hut nach vorn gekehrt, in Allem eine höchst unangenehme Figur. „O guten Morgen, Herr Meadows!" erwiderte Tate sehr verdrießlich. „Ich heiße Mathews, mein Herr!" „Das weiß ich", versetzte er blinzend und die Augenbrauen auf- und niederziehend, ein gewöhnliches Zeichen seiner Unzufriedenheit, drehte sich hierauf plötzlich um, musterte den Neuangekommenen mit einem durchforschenden Ernste vom Kopfe bis zum Fuße, stieß dann ein langgezogenes „Ugh" aus und rief: „Was für ein Pick! Sie sind zu lang, Herr, für die niedere Komödie!" „Das thut mir leid", sagte der arme, ganz verdutzte junge Mann. Aber Tate that, als achtete er nicht darauf, bürstete seine Schnallen und sprach dann wie im Selbstgespräch: „Doch ich sehe nicht ein, warum ein langer Kerl nicht sollte ein ganz komischer Bursche sein können!" Hierauf richtete er seine Augen noch einmal auf die Figur vor ihm, um sie einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und sagte mit steigendem Unwillen: „Sie sind zu dünn, Herr, für jede Rolle außer für den Apotheker in „Romeo und Julie", und auch da müßten Sie sich noch stopfen." „Das thut mir sehr leid", erwiderte der gedemüthigte Schauspieler. „Was leid thun", unterbrach ihn in immer steigendem Unwillen der Director; „Sie sprechen zu schnell." Der so Beschuldigte versprach, diesen Fehler ablegen zu wollen. „Nicht wahr", fuhr hier Tate ihn an, „dadurch, daß Sie noch schneller sprechen?" und setzte dann, Herrn Mathews noch einmal forschend anblickend, wie im Selbstgespräch hinzu: „Bei Gott, ich sah Niemanden je so dünn in meinem Leben! Ein einziges Zischen würde Sie ja von der Bühne blasen, Herr!" Der Schauspieler, der in dieser letzten Äußerung ein Zeichen von guter Laune zu erkennen glaubte, wagte hier mit einem schwachen Lächeln zu erwidern: er hoffe, daß ihm das nicht begegnen werde, als Tate ihn wieder ärgerlich anfuhr: „O gewiß mehr als einmal. Was denken Sie denn, Herr! Ich bin ausgezischt worden, der große Garrick ist ausgezischt worden; es will sich also für Sie sehr wenig passen, wenn Sie hoffen, ohne das davon zu kommen, Herr Mountain!" „Mathews, mein Herr!" verbesserte der unrichtig Benannte. „Nun gut, Mathew Mountain." „Nein, mein Herr"; aber Tate unterbrach ihn rasch mit der Frage: „Besitzen Sie ein schnelles Studium, Herr Maddor?" Mathews dachte jetzt nicht weiter daran, seinen wahren Namen zu behaupten, und erwiderte, blos die Frage beantwortend: „So viel ich hoffe, mein Herr!" „Was", donnerte hier der aufgebrachte Director, „Sie wissen es nicht gewiß?" „Nun j.. j.. ja", stotterte ängstlich der ganz verblüffte Schauspieler. Tate aber pfiff und bürstete immer eifriger und schob dabei in der Stube auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick offenbarer Unzufriedenheit, wo nicht tiefen Widerwillens auf den zitternd Dastehenden werfend. Endlich fragte er wieder nach einer längern Pause: „Wann haben Sie denn den Anfall von Schlagfluß bekommen, Herr Maddor?" „Ich, ich bin nie von einem solchen betroffen worden", sagte der tief gekränkte junge Mann, mit Mühe die Thränen zurückhaltend, die sich gewaltsam in seine Augen drängten, als Tate, ihn noch einmal ernst anblickend und seinen Mund gerade so verziehend, wie es Mathews in Folge eines Naturfehlers that, in dem nämlichen Tone wie dieser höhnisch äußerte: „O ich dachte!" und ihm dann den Rath ertheilte, er möge zu seinen Ältern zurückkehren, um irgend ein nützliches Geschäft zu ergreifen; nur mit Mühe konnte Mathews von ihm die Erlaubniß erlangen, wenigstens zuvor eine Probe seiner Leistungen ablegen zu dürfen."

So außerordentlich unfreundlich dieser erste Empfang von Seiten des Directors gewesen war, so war es das folgende Benehmen desselben nicht weniger; Mathews konnte nicht zu Ruf und Ansehen gelangen und das furchtbare Gefühl, sich unverdient verachtet oder von den Gutmüthigern bemitleidet zu sehen, verbunden mit den Sorgen einer Existenz, die jeden Augenblick bedroht schien, griff seine Constitution so an ihrem innersten Lebenskeime an, daß er bei der geringsten körperlichen Anstrengung Blut auswarf, die Symptome der Schwindsucht sich rasch entwickelten und jede Gemüthsbewegung ihm epileptische Zufälle zuzog. Dennoch wußte er sich durch die Kraft seines Geistes unter allen diesen Seelen- und körperlichen Leiden aufrecht zu erhalten; er war in dem Zustande der äußersten Kränklichkeit und Hinfälligkeit noch immer die Seele des Garderobezimmers; er, der Leidende, war Derjenige, bei dem alle Übrigen Erheiterung suchten, und selbst Tate, allmälig milder werdend, konnte nicht umhin, sich lobend über den Mann auszusprechen, während er den Schauspieler verachtete. Aber auch für diesen, für den Schauspieler, eröffneten sich günstigere Aussichten. Derjenige, der Mathews bisher verdunkelt hatte und überhaupt der Stern der yorker Gesellschaft war, Emmery, begab sich auf immer nach London; der an seine Stelle trat, verstand diese nicht auszufüllen; unterdeß hob sich Mathews plötzlich immer mehr und mehr, und die Fortschritte, welche er der Beharrlichkeit und dem rastlosesten Studium verdankte, waren so groß, daß er im Herbste 1799 der erste Schauspieler unter der ganzen Truppe und der Liebling des Publicums wie des Directors war; jenes Directors, der ihn einst mit so tiefer Verachtung behandelt hatte. Sein Ruf als Künstler stieg in den folgenden Jahren immer höher, und wenngleich seine äußere Lage nicht glänzend war, da seine Einnahme nur in 20 Shilling wöchentlich bestand, so hatte doch der Wechsel des Glücks auf seine Gesundheit einen so vortheilhaften Einfluß, daß er sich sichtlich erholte und selbst jene epileptischen Zufälle nachließen und bald gänzlich aufhörten, an denen er schon in früher

Digitized by Google

Jugend gelitten hatte, und durch die sein Mund so entstellt worden war. Aber das Schicksal hatte ihn, während er sich selbst erholte, einen andern Schlag zugedacht, es war der Tod seiner Frau. Sie starb im Mai 1802, nachdem sie in ihren letzten Augenblicken noch versucht hatte, ihren Gatten und eine Freundin, Miß Jackson, eine Schauspielerin unter Wilkinson's Truppe, zu dem Versprechen zu bewegen, daß sie nach ihrem Tode sich heirathen wollten. Damals waren Beide durch diese unerwartete an sie gerichtete Foderung nicht wenig überrascht, später aber haben sie den Willen der Sterbenden wirklich ausgeführt, jedoch erst als sie durch einen wunderbaren Vorfall, der uns auf einmal in Justinus Kerner's Geisterreich versetzt, an denselben erinnert worden waren. Dieser Vorfall war folgender: Spät und übermüdet von der Bühne zurückgekehrt, etwa vier Monate nach dem Tode seiner Frau, legte Mathews sich ohne Licht sogleich zu Bett, konnte aber nicht einschlafen. Da hörte er plötzlich ein leichtes Rascheln, wie wenn sich etwas nahe; er wandte also das Gesicht dahin, von wo das Geräusch kam, und gewahrte die Gestalt seiner Frau, die süßlächelnd die Hand nach ihm ausstreckte, als wollte sie die seinige ergreifen. Mehr wußte er nicht zu erzählen; denn ängstlich zurückbebend vor dieser Berührung, stürzte er besinnungslos aus dem Bette auf den Boden, das Geräusch des Falles weckte den Wirth, und dieser fand ihn in heftigen convulsivischen Zuckungen daliegend, in deren Folge er den ganzen nächsten Tag krank war. Das Merkwürdigste ist indeß, daß die nämliche Erscheinung um die nämliche Stunde sich auch der Miß Jackson zeigte, die gleichfalls schlaflos im Bett lag, und hier die nämlichen Folgen hervorbrachte, indem die zum Tode Erschrockene angstvoll nach dem Glockenzuge greifend, mit diesem in der Hand besinnungslos zu Boden stürzte und so von den Bewohnern des Hauses gefunden wurde. Niemand wird hiernach daran zweifeln, daß Beide sich im schlaflosen Zustande sehr häufig mit der Ermahnung der Sterbenden beschäftigt haben. Wenigstens zögerten sie nun nicht lange mehr mit der Ausführung; denn als Hrn. Mathews sein immer steigender Ruf ein Engagement bei dem Haymarkettheater in London für den Sommer 1803 mit einem Gehalte von 10 Pf. St. wöchentlich verschafft und Miß Jackson bald darauf bei dem nämlichen Theater eine Anstellung erhalten hatte, war sie wenige Tage später seine Frau. Hier beginnt nun die glänzendere Hälfte von Mathews' Leben, da die Hauptstadt ihm Gelegenheit bot, seine Talente in reichem Maße zu entfalten, und sein Auftreten stets von dem allgemeinsten Beifall begleitet war. Aber der zweite Band, der diesen glänzenderen Theil seines Lebens umfaßt, eine Periode, in welcher der Komiker die Schwingen seines muntern Geistes in der Luft des Glücks wieder so frei bewegen lernte, daß er als ein unerschöpflicher Born von Witz angesehen und sein Ruf als Gesellschafter und Tischgenosse bald ebenso groß wurde wie der als Schauspieler, dieser Band, reich an Anekdoten und Scherzen, wie er ist, ermangelt doch eines Interesses, welches dem ersten Bande in so hohem Maße eigen ist: es ist die Theilnahme, welche das hülflose und verlassene Talent in seinem muthigen Ankämpfen gegen ein widriges Geschick erregt.

Wie wenig übrigens Hr. Mathews auch auf diesen günstigern Terrain lernte, seinen äußern Vortheil wahrzunehmen, was er in seinem ganzen Leben nicht verstanden hatte, davon zeugt der häufige Betrug, den er erlitt, besonders aber der Contract, zu dem er sich von einem Hrn. Arnold, dem Eigenthümer des Lyceums oder des jetzigen Englischen Opernhauses, bewegen ließ, und durch den er fast nach einer 15jährigen ruhmvollen Wirksamkeit auf den ersten Bühnen der Hauptstadt in eine traurigere Lage versetzt worden wäre, als er sich je zuvor in einer befunden hatte. Gegen einen Jahrgehalt verkaufte er diesem Speculanten, der wohl herausgewittert hatte, welche Vortheile sich aus seinen außerordentlichen Gaben der Erfindung und Nachahmung an einem Orte wie London ziehen ließen, seine Kräfte auf Lebenszeit mit der Clausel, für jede Vorstellung, die er versäume, es sei denn, daß körperliches Unvermögen ihn verhindere, eine Strafsumme von 200 Pf. St. zahlen zu wollen. Zum Unglück hatte er von diesem Contracte Niemanden gesagt, Niemanden zu Rathe gezogen, und als ihm später ein Freund vorstellte, in welche vollständige Knechtschaft er sich begeben habe, wurde er durch diese Entdeckung so erschüttert, daß er in einen Zustand verfiel, in welchem er mit dem Bewußtsein jede Fähigkeit körperlicher oder geistiger Beschäftigung verlor. Sobald er sich wieder etwas erholt hatte, keineswegs aber genug, um schon wieder Vorstellungen geben zu können, erschien von Seiten Arnold's ein Arzt, um sich von seinem Gesundheitszustande zu überzeugen, und da dieser erklärte, daß kein körperliches Unvermögen vorhanden sei, so nahm der Theaterdirector seine 200 Pf. St. für den ersten sowie für jeden folgenden Abend in Anspruch, wo Mathews nicht auf der Bühne erschien. Ein so empörendes Benehmen hatte die Folge, daß das Delirium bei dem Kranken zurückkehrte, und Hr. Arnold, der sich durch einen persönlichen Besuch bei demselben mit eigenen Augen von der Unmöglichkeit überzeugte, jemals die volle Erfüllung des Contracts erwarten zu können, ließ sich jetzt, um nicht alle auf den Mann gebauten Hoffnungen aufzugeben, zu billigern Bedingungen bereitwillig finden. Dies wirkte so günstig auf die Gesundheit des Leidenden ein, daß er bald wieder öffentlich auftreten konnte, und er that es, ohne den geringsten bösen Willen gegen seinen Zuchtmeister zu zeigen, oder ohne je die leiseste Klage darüber auszusprechen, daß er den besten Theil seines Lebens für die Bereicherung eines Andern aufopfern müsse.

Am Schluß der Season, für welche er sich verpflichtet hatte, machte er einen Ausflug nach Paris; doch hier sind wir am Schluß des zweiten Bandes und müssen uns bis zum Erscheinen des dritten und letzten gedulden, auf den die Witwe das englische Publicum, das an dem Verstorbenen so großen Theil nimmt, nicht lange wird warten lassen. 145.

Anekdote.

Als Napoleon nach der Schlacht von Aspern in Wien einzog, befahl er auch, das kaiserliche Zeughaus von zufälligen Bewohnern zu räumen. Es betraf dies unter andern die Witwe eines ehemaligen Hausmeisters. Die alte Frau widersetzte sich mit fester Entschlossenheit den Befehlen und Drohungen; sie habe die Erlaubniß vom Kaiser Joseph schriftlich, das sei Grund genug, bleiben zu dürfen, der fremde Kaiser werde sie nicht vertreiben. Man hinterbrachte dem Kaiser die Antwort der beherzten Frau, er wollte sie selbst sehen und mittels des Dolmetschers sich mit ihr unterhalten, sie befragen, warum sie solch Vertrauen hege, nicht herausgejagt zu werden. Die gute Frau ließ sich von der Majestät nicht verblüffen, nach vielen Knixen zog sie ein Papier mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers Joseph heraus, der ihr, seiner ehemaligen Stubenheizerin, auch nach des Mannes Tod zeitlebens freie Wohnung im Zeughaus zugesichert hatte. „Da seht", sagte sie in ihrem treuherzigen östreichischen Deutsch, „das ist des hochseligen Herrn Schrift, die gilt über das Grab hinaus, das weiß der fremde Herr Kaiser halt so gut wie ich." Das feste Vertrauen auf das ihr so heilige geschriebene Wort Joseph's gefiel Napoleon wohl, auch daß sie zu wissen schien, daß er als Joseph's College ihn in seinem Willen noch besonders zu ehren habe, schadete ihr nicht in seiner Gunst; es mochte ihn der Wunsch beschleichen, daß der Glaube an seine Macht, seine Unfehlbarkeit so fest in seinem Volke wurzele wie in dem Mütterchen der an die ihres verstorbenen Monarchen. Er befahl, sie ungestört in ihrer Wohnung zu lassen, und beschenkte sie außerdem noch mit hundert Dukaten. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 125. — 5. Mai 1839.

Briefe eines Flüchtlings von Emerentius Scävola. Vier Bände. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 6 Thlr.

Es ist ein jetzt allgemein angenommenes Axiom in der Geschichte der Literatur, daß die Erzeugnisse der Phantasie seit Goethe mehr und mehr den Boden der Wirklichkeit betreten und damit auch die Structur, das Colorit und die Bewegung des Lebens angenommen haben. Dies konnte aber naturgemäß nicht geschehen, ohne daß der Autor dabei tiefer in seine eigenen Lebensereignisse, Lebenserfahrungen, kurz in alles Das griff, was zu seiner leiblichen und geistigen Entwickelung diente. Hieraus nahm er die Farbenkörner zu seiner Darstellung, und wie fein er sie zu seinem Zwecke zubereitete, in welcher Mischung er sie anwandte, und mit welchem Grade von künstlerischer Einsicht er sie ineinander vertrieb, von dieser Umbildung ihrer ursprünglichen Beschaffenheit hing die Umbildung der Subjectivität zur Objectivität im Schaffen ab. Die Darstellung hing somit von der subjectiven Weltanschauung des Autors ab, die selbst der verallgemeinerndste nie so sehr verleugnen konnte, daß sich nicht im Leser das Bedürfniß eingestellt hätte, auf den persönlichen Grund dieser Anschauungsweise blicken zu können: das Interesse an der Individualität des Schaffenden erwachte. Goethe, der es zuerst erregt hatte, kam auch zuerst, vom entsprechenden Triebe gedrängt, jenem Bedürfniß in seinem „Wahrheit und Dichtung" nach. Wenn aber hier der Zusatz: „Dichtung", noch immer auf das Vermögen der Vergeistigung des gegebenen Stoffs hindeutet, so bewies er sich dadurch nur als der große Künstler, dessen angeborenem Sinne und errungener Fertigkeit für schöne Formen es unmöglich war, die höckerigen Umrisse der Wirklichkeit nackt hinzustellen.

Wenn nun Goethe, der unter den neuern Dichtern als der objectivste anerkannt dasteht, sich bewogen fühlte, seine Leser einen Blick in die innere Werkstätte seiner Darstellungen, in die Entstehung seiner Weltanschauung thun zu lassen, wie viel mehr Grund hat Der dazu, in dessen Werken auch dem unbefangensten Auge die Persönlichkeit des Autors hinter seinen Gestaltungen sich so auffallend hervordrängt, daß der Leser bei jeder derselben sich fragen muß: wie kommt der Dichter dazu, uns gerade solche Bilder vorzuführen? Bei keinem der neuesten Schriftsteller aber drängt sich diese Frage wol unwillkürlicher und lebhafter auf als bei Emer. Scävola, und dieser befriedigt daher in dem zur Besprechung vorliegenden Werke in der That ein lebhaft dringendes Bedürfniß Derer, die theils mit dem schauernden Interesse des Märchenlesers, theils mit mehr psychologisch-geistigem bisher seine rasche schriftstellerische Laufbahn verfolgt haben.

Emer. Scävola's schriftstellerischer Charakter ist genugsam gewürdigt worden — auch in d. Bl. bei Gelegenheit der Kritik seiner einzelnen Werke —, als daß es hier noch einer wiederholten Zergliederung und Aufzählung seiner Haupteigenschaften und Bestandtheile bedürfte. Alles in allen sich im Einzelnen auch widersprechendsten Urtheilen über ihn scheint uns unter das Hauptrésumé zusammenzufassen, daß er einer der talentvollsten Naturalisten unter den heutigen Romanschriftstellern sei. Wir sagen talentvollsten, weil sich in ihm alle Erfodernisse zu einem guten Erzähler vorfinden; Naturalist aber nennen wir ihn deswegen, weil er in allen seinen Darstellungen als nicht nur den Leser damit ergreifend, sondern selbst im höchsten Grade davon ergriffen sich kundgibt. Es fehlt ihm mit einem Worte das Moment der Vollendung künstlerischer Darstellung, nämlich die in und über den Gebilden waltende Ruhe des sie beherrschenden Selbstbewußtseins des Schaffenden. Indem er sich als von zu lebhafter eigener Gefühls- und Gesinnungstheilnahme an denselben afficirt zeigt, entgeht ihm — einer erfoderlichen, der Wirklichkeit entsprechenden Idealisation der Personen und ihrer Verhältnisse ganz zu geschweigen — der die scharfen Umrisse mildernde Blick für das Einzelne und der versöhnende Blick für das Ganze. Er verfährt nicht ganz als echter Künstler mit seinen Geschöpfen, der gleich dem Naturforscher jedes derselben ohne besondere Vorliebe oder Haß nur nach seinem Werthe für den ordnenden Gedanken des Ganzen an die rechte Stelle einreiht. Der ordnende Gedanke, der bewußte Zweck zeigt sich zwar in den scharf gegeneinander abgewogenen Verhältnissen, in dem Ein- und Übergreifen der einzelnen Partien, doch erscheint dies in dem Totaleindrucke nur als das Verfahren des zweckdienlich sichtenden Verstandes, nicht als das Resultat der Alles zur Einheit verschmelzenden Phantasie. Die Ausführung aber der einzelnen Personen, Gruppen, Situationen u. s. w. ist jedes Mal mit so leidenschaftlichem Interesse in Liebe oder Ab-

neigung behandelt, daß dadurch das Weſen derſelben in allen ſeinen guten oder ſchlimmen Eigenthümlichkeiten allzu ſcharf ausgeprägt erſcheint. So haben ſie allzu ſtarkes Relief, aber keine Fernung, keine Perſpective, wodurch das Ganzgebilde allein erſt künſtleriſche Haltung gewinnt. Von Emer. Scävola läßt ſich daher in um ſo viel nachdrücklicherm Sinne ſagen, als er in wahrhaft poetiſcher Bedeutung hinter Heinrich v. Kleiſt zurückſteht, was Goethe über dieſen äußerte:

Mir erregte dieſer Dichter bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme immer Schauder und Abſcheu wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.

Den Schriftſteller nun, deſſen Werke uns, bei aller darin erkennbaren Möglichkeit, etwas Vorzügliches in dem betreffenden Fache zu leiſten, einen ſolchen, den wahren Geſchmack und das Schönheitsgefühl verletzenden Eindruck gewähren, müſſen wir nothwendig mit einer beſondern innern Organiſation, Welt und Schickſal gerade auf eine ſolche Weiſe aufzufaſſen, die durch widrige Erfahrungen noch beſonders geſchärft worden iſt, verſehen glauben. Dieſe Annahme findet in dem vorliegenden Werke auch ihre vollkommene Beſtätigung und Erledigung. Dieſe Briefe müſſen daher auch als ein dem leſenden Publicum willkommenes Werk erſcheinen, indem es hierdurch in den Stand geſetzt wird, bei den nächſtfolgenden, in den Briefen als von ihm noch erſcheinend angekündigten Schriften dieſes Autors ſich von vorn herein bald auf den Geſichtspunkt ſeiner Weltanſchauung ſtellen und, dadurch weniger als vorher von der Reflexion über die darin waltende Subjectivität geſtört, dieſelben würdigen zu können. Wir haben nun einen Maßſtab, wornach wir den Verfaſſer von „Adolar", „Leonide", „Learoſa", „Andronika", der „Erbſünde" u. ſ. w. meſſen können, da bei ihm Menſch und Dichter ſo ſehr ineinanderfließen. So, über den Menſchen Emer. Scävola aufgeklärt, dürfen wir nun nicht mehr dieſem in der Beurtheilung zu nahe treten, indem wir, mit deſſen ſpecifiſchem Weſen, dem directen Einfluß deſſelben auf ſeine Werke und den dieſen untergelegten Abſichten vertraut, auch nicht mehr den abſoluten Maßſtab an den Dichter legen.

Vorliegende „Briefe eines Flüchtlings" theilen die Ausflucht des reſpectiven Verfaſſers aus ſeiner nördlichen Heimat nach einem ſüdlichern Klima mit, um ſich „vor unſerm Winter" zu retten, weil dieſer von Jahr zu Jahr eine immer mehr verſchlimmernde Einwirkung auf ſeine an Wunden leidende Bruſt ausübt. So werden wir denn bald auf den erſten Seiten dieſes Buches mit einem gewaltigen Motive der Misſtimmung eines an ſich edeln Gemüthes vertraut, und wir fühlen ſchon von vorn herein ein beklemmendes Mitleiden bei der Schilderung des körperlichen Zuſtandes des Flüchtlings, welches ſich beſonders dadurch faſt zu quälender Mitangſt ſteigert, daß wir den Verf. über jene Leiden als über unheilbare klagen hören. Doch nicht genug. Schon in der Fortſetzung des erſten Briefes werden wir auch mit der Wirkung dieſer phyſiſchen Leiden auf ſeine Seele bekannt gemacht. Er theilt die Geſchichte eines Menſchen mit, der, noch nicht 17 Jahre alt, aus unbeſonnener Gerechtigkeitsliebe zum Muttermörder wird, zu lebenslänglicher Haft verdammt drei Jahre auf der Feſtung Küſtrin ſchmachtet, deren Commandant, ein Verwandter der Gemordeten, ihm ſein Elend auf alle Weiſe erſchwert; wie endlich ein Lichtſtrahl in die Nacht ſeines Kerkers durch die Liebe der Tochter des Gefangenwärters fällt; wie er dieſe verführt, von dem verzweifelten Vater derſelben ſelbſt bei günſtiger Gelegenheit zur Flucht bewogen, unter begünſtigenden Umſtänden in das Schill'ſche Corps aufgenommen, nach Beendigung des Krieges ehrenvoll entlaſſen und begnadigt wird; wie er an die Wiege ſeines Sohnes tritt, die Verführte ehelicht und bald nach der Trauung inne wird, daß deren erſter Fall einen zweiten nach ſich gezogen, und wie nun ſein Leben eine ununterbrochene Fluchernte des Keimes iſt, den er der damals noch Unſchuldigen in die Seele gepflanzt. Wer ſollte hierin die Feder Emer. Scävola's verkennen, die mit rapidem Zuge der Darſtellung, mit grauſamer Berechnung uns in die geiſtigen Schauder, womit uns der Hinabblick in die nächtlichen Tiefen des Geſchicks und der Menſchenbruſt erfüllt, hineinreißt. Das iſt derſelbe Verf., der unſerer Phantaſie bei der Vorführung ſeiner Helden nichts des Häßlichen, ja des Abſcheulichen, was die Bruſt des Menſchen zu bergen und ſein Wille an den Tag zu bringen vermag, zu erſparen im Stande iſt. Dieſe Unmöglichkeit, das Schlimme zu verſchweigen, dieſe unbeneidenswerthe Gabe, das Schwarze der Menſchenbruſt herauszukehren, gibt er nicht nur zu, ſondern ſtellt ſie ſogar als captatio benevolentiae ſeiner Mittheilungen hin.

Was ich dir jetzt zu erzählen habe, mein Freund — ich wollt', es wäre anders, als es leider iſt. Die Poeten, deren Hirn von Engeln wimmelt, und die all' ihre Heldinnen verengeln können, ſind doch ein glückliches Völkchen; ich kann das nicht; ich verſtehe nichts, als lebendige Bilder zu copiren, und auf mein Copiren ruht der Fluch einer verzweifelnden Treue. Verſchönern kann ich nichts; jedes triefende Auge, jeden Schielblick deſſelben, jedes entſtellende Muttermal, kurz jeden Makel meiner Urbilder, und wär's auch nur ein unabgewaſchener Schmutzfleck, den ihr Tritt in eine Kothlache hinaufgeſpritzt hat in ihr Geſicht — ich muß ihn wiedergeben, denn ich fühl's, ich würde zum erbärmlichen Pfuſcher werden, wenn ich mich vermeſſen wollte, die Hand einer Lady Macbeth z. B. ſo weiß zu malen, wie ihr Geſicht iſt. Das Äußerſte, was ich vermag zu Gunſten der Schmutzträger, die meiner Camera-Obſcura vorübergehen wie die Nebelſterne dem Teleſkope Herſchel's, iſt, ihre Fleckenſeiten in Schatten zu ſtellen, damit nicht jedes Auge ſie auf der Stelle herausfinde; und das thu' ich auch, wo es mir erlaubt iſt; aber hier darf ich es nicht; Dir bin ich ganz treue, durch und durch ſchaubare Abbilder der Perſonen ſchuldig, mit denen ich dich in Verbindung zu ſetzen beabſichtige, und du ſollſt ſie haben.

Obgleich dieſe captatio benevolentiae ſich hier nur auf die getreue Mittheilung eines wirklichen Factums bezieht, ſo bezeichnet ſich doch der Verf. durch die Vergleichung darin als Poet. Man ſieht daraus, wie wenig er, wenigſtens in Bezug auf ſich, den Dichter vom genauen Copiſten der Natur ſondert. Es iſt ein ſeltſamer Widerſpruch, daß, während er hier bei der Erzählung eines hiſtoriſchen Falles von ſich als Poet ſpricht, er ſpäter bei

der Rechtfertigung seiner Phantasieerzeugnisse gerade dies Prädicat bescheiden von sich ablehnt. Es geschieht dies bald im nächsten Briefe, wo er die Frau seines Freundes, welche ihm wegen der Abfassung seiner beiden Romane: „Adolar" und „Learosa" zürnt, durch die Darstellung seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeit und Zwecke mit sich versöhnen will. Nachdem er sich über die Absicht und demgemäße Gestaltung der „Learosa" rechtfertigend geäußert, fährt er, seine schriftstellerische Thätigkeit im Allgemeinen charakterisirend, folgendermaßen fort:

Nun aber wirst du mit scheinbar größerm Rechte mich fragen: Warum wählst du ein so abschreckend verunstaltetes Wesen für deinen Pinsel, warum verschwendest du deinen ganzen Farbenvorrath daran, die allerhäßlichsten Flecken dieser moralischen Mißgestalt bis zur Ekelerregung deutlich nachzumalen? Laß, eh' ich die antworte, dich auf den Standpunkt stellen, von welchem ich ins Auge gefaßt zu werden wünsche. Du nennst mich Dichter; das bin ich nicht; Geschichtsforscher nenne mich; das rühm' ich mich zu sein; aber mein Gebiet ist nicht der große Kirchhof, auf dessen Nacht der greise Herodot das Licht seiner Leuchte warf und den Grüblern eines spätern Jahrtausend vorleuchtete; mein Studium ist nicht die Geschichte der Verhängnisse, welche die Menschen zusammentrieben zur Völkerbildung und den Bau wieder zertrümmerten; das Feld, auf welchem ich forsche, ist das Menschenherz, und was ich zu Tage fördere aus diesem, meistens sehr sorgfältig versteckten Schachte, das müh' ich mich möglichst treu nachzumalen und hänge meine Bilder — freilich nicht mit demselben Rechte, aber doch zu demselben Zwecke — wie der große Hogarth die seinigen öffentlich aus. Wie er gewollt, daß man schaudere vor den Abbildern seines „Liederlichen", so will ich, daß man schaudere vor dem Bilde meiner „Learosa". Und nun bekenne mir, Bruder, daß ich zur Erreichung dieses Zwecks kein geeigneteres Modell meiner Staffelei gegenüberstellen konnte als dieses. Aber nicht allein dies, nein noch mehr — du sollst mir auch das noch zugestehen, daß nur ein bereits völlig verthierter Mensch sein Blut, seine Sinne erhitzen könne an dem Feuer, das ich male. Gib meine „Learosa" einem unschuldigen Mädchen in die Hand, und die Ahnungslose wird nicht zur Ahnenden, die Ahnende aber entsetzt werden durch den Ernst meines Bildes, und selbst die Wissende, wenn sie noch rettungsfähig ist, kann gerettet werden durch den Anblick der Scenen, zu deren Ausmalung ich den Pinsel Arioſt's gewählt habe; denn diese Scenen, was sind sie, als Bilder der schauerlichen Momente, in welchen der Mensch den furchtbarsten aller Höllengeister, den Geist der Rache heraufschwört aus der Tiefe seiner Nacht? Wehe, wehe dem Weibe, das erwärmt werden kann durch den Anblick des Falles menschlicher Wesen von der Höhe der Gottähnlichkeit zur Tiefe der Thierregion!

Indem er hierauf seinen „Adolar" als von gleichem Standpunkte abgefaßt bezeichnet, gibt er jedoch noch eine besondere Tendenz desselben an, nämlich die, daß er gerichtet sei gegen die giftvollen Früchte und Blumen in den Lustgärten der George Sand und zweier deutschen Schriftstellerinnen; darum habe er in den reichen Vorrath der Fratzen, die er aufgelesen auf seinem Wege durchs Leben, hineingegriffen und sich die Vogelscheuche „Adolar" zusammengestoppelt und sie hingestellt an den Pforten gedachter Lustgärten.

Confessionen irgend einer Persönlichkeit, worunter die „Briefe eines Flüchtlings" zu zählen sind, lassen keine Kritik zu; es sind positive, directe Mittheilungen, historische Documente, die man nur wiedergeben kann, höchstens harmlos besprechen. Was darin niedergelegt ist, muß man bestehen lassen, weil eine bis zu einem gewissen Grade intellectueller und moralischer Ausbildung gediehene Persönlichkeit als etwas in seiner Art so Naturfertiges betrachtet werden muß wie der Löwe oder die Mücke. Sonst ließe sich gegen die in jener angeführten Stelle niedergelegte Behauptung, durch eine solche Darstellung des Lasters, daß man vor demselben schaudern müsse, warnen und dadurch bessern zu wollen, sehr viel empirisch Gegründetes einwenden. Auch scheint uns Emer. Scävola darin gegen sich unbillig zu sein, daß er sich in jener letzten Stelle den Namen eines Dichters abspricht, den ihm ja Tieck, wie er uns später in höchster Freude kurz andeutet, ertheilt hat; denn er besitzt ja, wie ihm von vielen Seiten her und auch im Anfange dieses unsers Berichts zugestanden worden, außer fast allen übrigen erfoderlichen Eigenschaften eines Dichters vornehmlich die, die Erscheinungen des Lebens, welche in der Breite der Wirklichkeit oft durch weite, leere, ja widersprechende Momente zerstreut auseinanderliegen, mit bestimmter, bewußter Absicht zu einem in sich zusammenhängenden Gesammtbilde zusammenzudrängen. In diesem Sinne gibt er also allerdings ein Ideal, wenn wir dies nämlich als den Gegensatz, als die geistige Concentration der ins Unendliche zerfallenden und mit ebenso unendlichen Zwischentinten erscheinenden Wirklichkeit betrachten, und bekundet sich dadurch als Dichter, der, wie Tieck sagt, im Verdichten seinen Beruf erklärt. Ob aber der Dichter damit seinen höchsten Beruf erfülle, wenn er uns das Ideal des geistig Häßlichen, mit wie schönen, sinnlich lebhaften Farben er es auch hier und da auftragen mag, vorstellt, sodaß als Endresultat nur der moralische Gedanke des Dichters, den er seinem Gebilde zu Grunde legte, die moralische, nicht aber die poetische Versöhnung und Gerechtigkeit daraus hervortritt: das ist eben eine andere, hier nicht zu erörternde Frage. Genug, hier erklärt der Autor als freies Selbstbekenntniß: so bin ich, und das ist mein dichterischer Zweck! und wir müssen das ohne Kritik hinnehmen. Denn, wie wir gleich im Verlaufe der brieflichen Darstellungen seiner Reise sehen, seine geistige, durch physische Leiden noch herber gestimmte Organisation ist einmal so beschaffen, daß sein Auge in den Weltverhältnissen wie an den Menschen und ihren Schicksalen fast nur die dunkle oder fleckenvolle Seite wahrnimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Johann Ziska. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1838. 12. 3 Thlr.

Der historische Bestandtheil ist überwiegend in der Erzählung, in der, wäre die Wirklichkeit nicht unwahrscheinlicher als die Erfindung, man es für eine ungeschickte Lüge halten würde, daß ein weder verdumpftes noch feiges Volk so lange einem so erbärmlichen Wüthrich, wie König Wenzel es war, unterthänig blieb. Ziska ist weniger als begeisterter fanatischer Hussit, sondern als ein kein Mittel verschmähender Demagog und Hasser jedes Ausländischen dargestellt, dem die Unbilden, die seine Schwester von einem heuchlerischen Buben erfuhr, noch mehr zur Rache gegen die Unterdrücker der Kelchbrüder aufreizt. Die Schwe-

Digitized by Google

ster, Malawka, ist eine Weile Anführerin eines kleinen Heeres von Amazonen. Unter sie wird ein holdes Maienröschen gedrängt, das mit ihrem Geliebten, dem tapfern Pravnicz, für das Anmuthige in der Geschichte sorgt, die nur bei ihnen einen Ruhepunkt von dem Mord und Graus gewährt, den beide fanatische Parteien um die Wette verüben. Ziska leert den vergifteten Wein im Kelch, sich dafür zu strafen, daß er einem Verräther getraut. Ob der geschichtliche Ziska nicht gedacht hätte, solche Buße sei für seine Glaubensbrüder eine härtere Strafe als für sich?

2. Kreuz und Halbmond. Eine spanische Novelle aus dem 13. Jahrhundert. Von Ladislaus Tarnowski. Zwei Bände. Breslau, Richter. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kein Alhambra, keine Abencerragen, kein romantisches Abenteuer läßt hier den Gedanken aufkommen, das seien allzu gekannte Dinge. Mauren und Spanier stehen sich allerdings auch gegenüber, und die Liebe vereint ein Paar, das die ungeheure Kluft des Kreuzes und Halbmonds für immer zu trennen schien; aber das Alles ist doch ganz anders, als wir es bisher gewohnt waren, und von der ritterlichen Courtoisie ist von arabischer Seite wenig zu bemerken. König Sancho, der jugendliche großgesinnte Fürst, ist nicht allein von seinen maurischen Feinden, auch von innen heftig bedroht; ein geheimer Bund steht erst heimlich, dann öffentlich gegen ihn auf, dessen Oberhaupt, der Erzbischof, sich nicht entblödet, mit dem Widersacher seines Glaubens, mit dem schändlichen Renegaten Don Juan, dem Könige blutverwandt, gemeine Sache zu machen. Die Tapferkeit der beiden Guzman, die Klugheit, der Muth des Fischers Pacheco, der prophetische Gesichte hat, helfen die Feinde besiegen; aber der Sieg fodert schwere Opfer, der jüngere Guzman wird durch Verrath hingerichtet, seine schöne Geliebte stirbt ihm nach. Auch sie hat weissagende Träume, wie denn die Prophezeiungen fast in verschwenderischer Fülle sich darbieten. Die Wahnsinnigen sind durch Manuela's Persönlichkeit, durch die Ursache ihrer Geisteszerrüttung anziehend, auch ist die blinde Wuth und Rachgier des jähzornigen, hochmüthigen Bruders gut motivirt, also ihre Gestaltung vollkommen gerechtfertigt, statt daß manche andere episodische Figuren etwas überflüssig erscheinen.

3. Der vermummte Gast auf der Asseburg im Jahr 1190. Eine romantische Rittergeschichte von Aug. Leibrock. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ein nachsichtiger Recensent wird von dem Buche sagen: „Es muß auch solche Käuze geben"; ein strenger wird die Antwort jenes Ministers wiederholen, der auf die Anfrage eines um Gehalt Nachsuchenden, weil er doch leben müsse, erwiderte: er sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein. Der geneigte Leser mag zwischen beiden Meinungen wählen.

4. Der Blutige und seine Gesellen und die Todtenwacht von H. Ries. Breslau, Verlags-Comptoir 1838. 8. 18 Gr.

„Der Blutige" ist für den Troß der Leihbibliotheken eine recht manierliche Ritter- und Räubergeschichte. „Die Todtenwacht", der noch zwei kleine Geschichten zugefügt sind: „Der Schleichhändler" und „Die Geliebte des Räubers", können auch andere Leute mit Vergnügen lesen.

5. Romantische Scenen aus Algier, Spanien und der Morlachei. Drei Novelletten. Leipzig, F. Fleischer. 1839. 8. 18 Gr.

„Das Verhängniß" enthält Scenen aus den neuesten Kriegen, die mit Geschick und in guter Darstellungsgabe die Beschreibung der Sitten und der Örtlichkeit von Algier liefern. Daß in der Morlachei eine Frau gewissermaßen gesetzlich so mishandelt werden kann als die arme Jagna, legt für den geringen Grad der Sittigung in diesem Lande ein trauriges Zeugniß ab. „Auszug und Rückkehr" erzählt einem Invaliden nach, wie der Krieg in Spanien geführt wurde, welche List, grausamer als offenbare Gewalt, die Franzosen dabei umgarnte. Mischt sich schon in der ersten Erzählung die Erfindung nur bescheiden unter die Wahrheit, so ist in der dritten jener noch weniger Raum gegönnt, und doch fesselt sie und weckt das Nachdenken. Alle drei sind eine Bereicherung der Unterhaltungsliteratur.

6. 10370, oder das große Loos. Humoristische Novelle von A. v. Schaden. Gera, Heinsius. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Selbstbiograph widerlegt die Behauptung, daß Glück in der Liebe und im Spiel nicht beisammen seien. Von seinen Schülerjahren bis zum reifen Mannesalter liebt er und wird geliebt: von seiner Lehrerin in der Geometrie, wenig älter als er, von einer Schauspielerin, einer Harfenistin, einem Kinde, das nachmals seine zweite Frau wird, nachdem die erste, ein Hoffräulein, gestorben. Eine heldenmüthige Jungfrau ist ihm ebenfalls in Liebe zugethan. Alle sind schön und tugendreich, er ist nicht allein Besitzer des großen Looses, auch eines guten Herzens und der Gabe, angenehm zu erzählen, welche Eigenschaft die Gunst der Leserinnen nach seinem übrigen Glück bei den Frauen zufügen wird.

7. Reifperlen. Novellen von August Schilling. Leipzig, Volkmar. 1838. 8. 20 Gr.

„Der Alchymist" glitzert recht lieblich, aber dennoch schmelzt die Anmuth der Mädchen, die joviale Treuherzigkeit des Alten nicht den Frost der Novelle, die, obgleich sie zum Gefallen berechtigt wäre, durch jene Erkältung es nur zu einem sehr geringen Interesse bringt. Die folgenden vier Novellen sind kurz. „Das Zimmer eines Improvisators" ist eine lustige Verspottung eingebildeter Vorzüge. „Rakur und Sutta" erhebt die Treue des Pferdes im Vergleich mit der des Freundes, der Frau. „Antonio Negrino" glüht von südlicher Leidenschaft. „Emmi. Ein Roman ohne S" darf, wenn man recht in seinem Wesen fortfahren will, keine Theilnahme finden.

8. Die gelbe Rose von Charles de Bernard. Aus dem Französischen von St. Friederich. Breslau, Verlags-Comptoir. 1839. 8. 18 Gr.

Eine artige Mystification, in der eine junge aufbrausende Dame die Hauptperson ist. Als Ehefrau nimmt sie ein sanfteres Betragen an. Ob das von Dauer sein wird? 10.

Notizen.

Die Illustrationswerke nehmen in Frankreich außerordentlich überhand. Neuerdings sind erschienen der erste Band einer „Geschichte von Spanien, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage", verfaßt von Charles Romey, und der erste Band der „Geschichte Englands", nach D. Hume, Smollet, Adolphus und Aikin, übersetzt und mit einer Abhandlung über Hume's Leben und Schriften begleitet von Campenen. Das erstgenannte Werk erscheint in acht Octavbänden, mit 30 Vignetten, Portraits, Ansichten, nach Zeichnungen von Raffet, in 30 Lieferungen, jede zu 50 Cent.; das zweite in 14 Octavbänden, mit 36 Vignetten, Portraits und Ansichten, nach Tony Johannot, gestochen von Alphonse Revel, 140 Lieferungen, jede zu 50 Cent.

Hr. Clément, aus Rochefort, hat ein Instrument erfunden, dessen Idee ganz neu ist und welches bisher der Marine fehlte. Versuche mit diesem Instrumente, das für die Schiffahrt von größtem Nutzen ist, sind mit dem glücklichsten Erfolge auf mehren Fahrzeugen und in den verschiedensten Richtungen gemacht worden. Mit diesem sinnreichen Werkzeuge, von Hrn. Clément montre à sillage genannt, kann man mit großer Genauigkeit das Kielwasser der Fahrzeuge messen, die in einer gegebenen Zeit durchlaufene Distanz, die Schnelligkeit und Richtung der Strömungen, die Abweichung vom Wege, die Wärme des Wassers, und ob das Segelwerk zu vermehren oder zu vermindern sei, u. s. w. anzeigen, und alles Das mit der größten Genauigkeit und ohne den geringsten Irrthum. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 126. — 6. Mai 1839.

Briefe eines Flüchtlings von Emerentius Scävola. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Nachdem er sich an dem unverdienten Glückszustande eines Menschen, der seine Sinecure auf die unwürdigste Weise genießt, geärgert, kommt er wieder auf seine schriftstellerische Thätigkeit zu sprechen. In Folge dessen zählt er die Schriften, die noch von ihm erscheinen sollen, auf. Sie sind betitelt: „Die Gottversucherin", „Mutter und Tochter", „Der Veteranensohn", „Die Liebe des Taubstummen", „Die Seelenverkäuferin" und „Willenszwang und Willensfreiheit". Dabei sucht er den besorgten Freund zu beruhigen, daß er durch diese Arbeiten seinen Körper vollends zerstören werde, wie jener geäußert, indem dies Alles schon längst vorgearbeitet sei, dessen Ausfeilung gerade dazu diene, ihm seine Leidenstage erträglich zu machen. Mittheilung von Reisefatalitäten, angenehm erzählt und durch die komische Person seines Factotums Rumpel drollig gemacht, bilden dann die Fortsetzung. Dann knüpft er zwei Geschichtsfäden an, welche ihn das Schicksal auf seiner Tour aufleſen läßt, und die sich als parallele Geschichtsfabeln mit ihren Folgeereignissen durch seine fernern brieflichen Mittheilungen wechselsweise aufgenommen hindurchschlingen. Es sind dies die sich von dem Momente der Mittheilung an entwickelnden Schicksale eines als Reisegefährtin nach Dresden aufgenöthigten Mädchens und eines Mündels vom Autor, welchem ein glückliches Lebensverhältniß durch die Capricen und Machinationen spießbürgerlich bornirter Umgebungen gestört worden ist. Wenn letztere Begebenheit fast mehr komisch als tragisch zu betrachten ist und einen glücklichen Ausgang erwarten läßt, so trägt dagegen der Verfolg der Lebensgeschichte jener Reisegefährtin den höchsten denkbar tragischen Charakter an sich. Denn das Mädchen, an sich schon reich an bisherigen traurigen Lebenserfahrungen, trifft in Dresden mit ihrem frühern Geliebten zusammen, welcher, wegen politischer Verbrechen nach Amerika geflüchtet, durch unglückliche Geschicke immer mehr verwildert, nach Europa, auf die Gefahr, entdeckt und eingezogen zu werden, zurückgekehrt ist, um — den Stiftern seines ruhelosen Lebens rachedurstigen Herzens die Schuld abzutragen.

Ferner theilt der Verf. das Zusammentreffen mit einem ehemaligen Kameraden mit, der, einst hoch geachtet, sich durch militairische Tapferkeit Ruhm und Ehre erworben. Jetzt findet er diesen als Schreiber bei einem ehemals als Soldat verachteten Menschen, weil jener, obschon versorgt, in preßhaften Familienverhältnissen, während seine Frau der Entbindung entgegengesehen, die ihm anvertraute königliche Kasse angegriffen hat und in Folge dessen cassirt worden ist.

Mit solchen, die Wundenmale des Lebens, welche böse Schickung oder eigenes Ungeschick dem Menschen geschlagen, wiederaufätzenden und feuerroth beleuchtenden Tinten fährt Emer. Scävola fort, nun die eigene Vergangenheit theilweise zu recapituliren. Wie er die Mittheilungen aus seiner eigenen Lebensgeschichte ankündigt, daraus schon kann man entnehmen, daß man wenige spärliche Lichtpunkte darin zu erwarten habe, daß ihre Darstellung Schritt vor Schritt begleitet sein werde von jener trüben, beklemmenden Atmosphäre, die uns bei Lesung seiner Phantasieerzeugnisse auch entgegenweht.

> Ich will's über mich gewinnen, Euch die dunkeln Winkel der Schule, die mich erzog, zu beleuchten, und — was ich bisher nur Eifrieden zu sehen gab — auch Euch, einzelne Strecken, die verhängnißvollsten, des Weges zu zeigen, den ich zurückgelegt habe an der Hand eines Mentors, den Ihr nicht kennt, und den ich Euch auch nicht nennen kann mit Namen, weil ich selbst, je nachdem sein finsteres Antlitz die Züge wechselte, einst Noth, dann Verrath, dann Schmerz, Hohn — genug, immer mit feindlichen Namen ihn benannte, so lang' ich mich angeweht fühlte von seinem schauerlichen Athem, der undurchsichtliche Welken verhauchte um mich her.

Welche Zerrissenheit aber sein unglückliches Gemüth durchwühlt, das können wir besonders aus der kurz darauf folgenden Stelle ersehen, wo er über den Zweck seiner körperlichen und geistigen Leiden und über den Ursprung der letztern Betrachtungen anstellt (Bd. 1, S. 140—142). Aus diesen Worten erkennt man sein über alle Begriffe reizbares Wesen, seine ihm gefährliche und für den Blick Anderer fast furchterregende Anlage, in jeder Erscheinung, jedem Ereignisse des Lebens mit secirendem Raffinement den verderblichen, giftigen Keim, den sein Auge auch endlich als ihm zu Grunde liegend entdeckt, hervorzuwühlen und daran den Widerspruch aufzuzeigen, den die Erscheinung als solche mit ihrer vermeintlichen edlern Bestimmung bildet. Daß er demgemäß ein in seinen Darstellungen der Wirklichkeit fein anatomirender, in seinen Phantasiedarstellungen aber fein motivirender Psychologe sei, diese vor andern gleich-

zeitigen Schriftstellern bei ihm vorwiegende Eigenschaft ist ihm von der öffentlichen Kritik längst als solche vindicirt worden, und es läßt sich nur über die Art und Weise der Anwendung, die er von dieser Gabe macht, mit ihm streiten.

Nach diesen einleitenden Andeutungen und Angaben, wodurch die Art des Inhalts und Stoffs sowie die Behandlungsweise in diesen Briefen hinlänglich bezeichnet ist, genügt es wol, nur kurz über die ferner darin besprochenen Materien zu berichten. Er erzählt, wie er neben den unsaglichsten Körper- und Seelenleiden alle Bestrebungen von seiner Seite, die Mängel in dem Geschäftskreise, in welchem er als Civilbeamter angestellt war, zu beseitigen und auf Verbesserungen hinzuwirken, als unanerkannt und verfehlt habe ansehen müssen, und wie er endlich in doppelt und dreifach mislicher Lage zum Schriftsteller geworden. Jetzt macht er in einer Episode, durch eine, diese begründende Unterbrechung veranlaßt, seinem Ärger Luft, wie einem Preußen sein Vaterland gleichgültig sein könne. Hiermit beginnt er ein Thema, das sich immer und immer durch die folgenden Briefe mit solcher Unerschöpflichkeit wiederholt, daß man es nicht besser als mit seinen eigenen Worten im letzten der Briefe bezeichnen kann, wo er sich selbst als Einen bekennt, „der seine Liebe für König und Vaterland so zur Schau trägt".

Nun fährt er fort darzustellen, „wie sein Beruf zum Schriftsteller ihm klar geworden durch die Entdeckung seiner Fähigkeit, mit Hülfe der an sich und Andern gemachten Erfahrungen die Lösung der Geheimnisse des Ursprungs, Wachsthums und des Zweckes menschlicher Seelenverunstaltungen zu finden und diesen Fund in Bildern anschaulich zu machen" (Bd. 1, S. 169 fg.), und führt den Grundgedanken und Zweck seiner Darstellungen weiter aus. Hierauf theilt er uns die Bekanntschaft eines Kaufmanns Wedig mit, und wir freuen uns mit ihm, einmal einer ruhig edeln Gestalt zu begegnen. Doch nicht lange dauert diese Freude; denn Tetzel's Kasten (in Jüterbogk, wo sich Scävola eben befindet) leitet ihr Gespräch auf die dermaligen religiösen Verhältnisse in Deutschland, und Scävola äußert seine freudige Überzeugung, daß der jetzige innere Friede Deutschlands doch nicht mehr eine Wiederkehr jener Greuel des dreißigjährigen Religionskrieges befürchten lasse, als Wedig in die Worte ausbricht:

Hoffen Sie das wirklich? — Ich bin anderer Meinung; ich fürchte, es werde eine Zeit über uns Deutsche kommen — und noch mehr, ich fürchte, diese Zeit sei nicht fern —, in welcher die Greuel des dreißigjährigen Krieges sich erneuern werden in dem ganzen Norden unsers Vaterlandes. Vielleicht wird mein Leichnam noch nicht Staub geworden sein, wenn auf dem Hügel, unter welchem er ruht, meine Enkel einander würgen.

Scävola sucht diese Behauptung und die durch sie erweckten Besorgnisse durch historische Erörterungen, durch Darstellung der in religiöser Beziehung zur Ruhe begründeten politischen Lage Deutschlands zu widerlegen. Da erweist es sich durch die fernern Mittheilungen des Greises, daß er zu jener schlimmen Überzeugung durch in dieser Rücksicht gemachte schreckliche Familienereignisse gelangt ist.

Durch Ideenassociation kommt Scävola wieder auf die Darlegung seines patriotischen Enthusiasmus, und wir erfahren dabei, daß er eine „Geschichte von den Hohenzollern" im Tone eines Volksbuches zu schreiben angefangen habe. Das Lob Preußens wird auf eine äußere Veranlassung fortgesetzt; dann schließt der erste Band mit der Darstellung der weder für den Autor noch den Leser erquicklichen Bekanntschaft Göpfritz's, des frühern Geliebten Wilhelminens, der Reisegefährtin, dessen persönliches Auftreten schon im ersten Augenblicke die erschütternde Einwirkung auf das Gemüth Scävola's ahnen läßt, die ihm durch die zufällige Berührung mit diesem Menschen und die unausweichliche Theilnahme an dessen selbst verwirktem Schicksale widerfährt.

Dies ist der Inhalt des ersten Bandes der Briefe. Hier sind alle Fäden angeknüpft, die sich durch die folgenden drei Bände als Stoff der Mittheilungen hindurchziehen. Eine neue tritt hinzu durch die Bekanntschaft eines Webers, die der Verf. auf einem Spaziergange macht. Die erste wunderliche Erscheinung dieses Mannes zieht ihn an, und dadurch bewogen, jenen kennen zu lernen, macht er sich zum Mitwisser einer neuen Lebensgeschichte, die, wie alle übrigen von ihm berichteten, den Charakter des Tragischen an sich trägt und unter Scävola's Feder wiederum die bitterste Anklage des Schicksals, der Verderbtheit des gewöhnlichen Menschenthums und der Verpestetheit der bestehenden Verhältnisse annimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Die neueste Kunstausstellung in Paris.

Paris, Anfang April 1839.

Eine Übersicht unserer gegenwärtigen Kunstausstellung dürfte Ihnen und den Lesern Ihrer Blätter nicht unwillkommen sein. Eine Übersicht! Das Wort hat allerdings etwas Schreckendes, wenn man bedenkt, daß zweitausend und einige hundert Werke in dem Salon von 1839 ausgestellt sind. Wie sich in diesem Walde von Bildern, Sculpturen und Reliefs zurechtfinden? wie nur die hauptsächlichsten von ihnen namhaft machen? von wo ausgehen und wo stehen bleiben? Ich will mich hier mehr dem willkürlichen Zuge meiner Reflexion überlassen, nicht wie ein Botaniker, der bei jeder Pflanze, um sie zu zerlegen und zu classificiren, stehen bleibt, sondern eben mehr wie ein harmloser Spaziergänger, der im Ganzen und Großen genießt und nur hier und da an einen auffallenden Gegenstand seine Betrachtungen anknüpft.

Wenn man die Menge der Kunstwerke, welche auf den verschiedenen Kunstausstellungen zu Paris, Brüssel, Berlin, München, Dresden, Leipzig und vielen andern Orten, besonders in Deutschland, dem Publicum zur Anschauung gebracht werden, allein als Maßstab für die Kunstblüte der Gegenwart annehmen wollte, so dürften wir uns Glück wünschen und uns selbstzufrieden gestehen, daß die Kunst nie herrlicher geblüht habe. Man bedenke, daß allein an 1600 Kunstgegenstände von der pariser Jury diesmal zurückgewiesen worden sind. Wie viel Hände, die an der Kunst thätig sind, setzt diese große Zahl voraus! Aber man sehe diesem blendenden Schauspiele hinter die Coulissen, und man wird zugeben müssen, daß ein wirkliches Kunstleben, welches zu Fleisch und Blut des Volkes selbst geworden, gegenwärtig nicht existire, daß die wahre Kunst wie das wahre Urtheil darüber und die echte Theilnahme an ihr als Kunst an sich nur das Eigenthum Weniger sei. Portraits, Genrestücke, Landschaften, die meisten mittelmäßig, viele schlecht, die wenigsten gut, und nur hier und da ein meisterhaftes Bild, stehen an Menge gegen das große historische und religiöse Genre,

gegen die Darstellungen des echt Menschlichen, des Idealen, des Erhabenen, der Leidenschaften, der wahrhaft poetischen Momente in der Geschichte der Menschheit unverhältnißmäßig im Vortheil. Und wie viele bloße Versuche, Studien, Ansätze zu einem Kunstwerke auf dem Gebiete des Historischen und Religiösen! Man hat gesagt, das Genre, die sogenannte Conversationsmalerei, sei die Gattung, welche unserer Zeit zusage; aber wie viel Seiten bietet denn unser modernes soziales Leben, oder nur das öffentliche Straßen- und Wirthshausleben, welche einer humoristischen, geschweige einer malerischen Auffassung fähig wären! Man sah das auch wol ein und behauptete, daß die historische Malerei, da es mit der religiösen doch ein für allemal vorbei sei, als Hauptrichtung ausgebildet werden müsse. Hier tritt aber ein anderer fühlbarer Übelstand ein. Die Kunst geht nach Brot. Große historische Aufgaben erfodern große Flächen und Aufwand an Mühe, Fleiß, Zeit und Geld. Nicht Jeder ist so von Glück und Genie begünstigt als der Schnellmaler Horace Vernet. Was soll der Maler thun, selbst wenn er für die Darstellung historischer Momente Sinn und Talent hat? Ist es von unsern Privaten auch nur zu verlangen, daß sie große historische Gemälde käuflich an sich bringen, um ihre doch immer nur beschränkten Salon-, Putzzimmer- und Schlafzimmerräume damit auszuschmücken? Die großen historischen Bilder werden also in den Ateliers der Künstler sitzen bleiben, und der Maler wird seinem Talente als Opfer des Hungers und der Dürftigkeit fallen müssen, er wird von seinen idealen Träumen wie von selbst zurückkommen und sich in kleinern, leichter verkäuflichen Materien, wol gar in Portraits, zersplittern müssen. Man errichte also Nationalgalerien, wie sie die Franzosen in Versailles etwa haben. Aber aus der Civilliste der Könige allein läßt sich die Blüte der historischen Kunst nicht herstellen, hinreichende Fonds sind nicht vorhanden und dürften zu diesem Zwecke schwerlich in genügendem Maße von unsern reichen Privaten zu einer Nationalgalerie bewilligt werden, welche aus freiwilligen Beiträgen in der Hauptstadt gestiftet werden sollte, besonders da nicht alle reiche Privaten in der Hauptstadt ansässig sind. Auch ist es ihnen nicht zu verargen, wenn sie eher an eine kunstsinnige Ausschmückung ihres eigenen Locals als an die Gründung einer öffentlichen Nationalgalerie denken. Wenn es nun wahr ist, daß die Kunst unter allen Völkern und zu allen Zeiten immer im Dienste der Religion am vollkommensten gediehen ist, indem es Gemeinsache wurde, die Pagoden und Tempel, die Kirchen und Dome, je nach dem Bildungsstande des Volkes, aufs kunstreichste auszuschmücken, so könnte man scherzhafterweise wol den Vorschlag machen, daß man der Historie, als dem Resultate des sich jetzt selbst vergötternden menschlichen Geistes, religiöse Verehrung widme und Tempel baue, wodurch allein die historische Richtung der Malerei eine der frühern religiösen gleiche Macht erringen könnte. Wie jetzt die Sachen stehen oder liegen, werden wir in unserm Zeitalter der bloßen Unterhaltung und Salonseitelkeit uns so gut mit der Conversationsmalerei und einer gewissen Mittelgattung, welche auf der Grenze zwischen Genre und Historie steht, begnügen müssen wie in dramatischer Hinsicht mit den jetzt en vogue gekommenen sogenannten Conversationsstücken. Dies ist die Regel. Das münchener Kunstleben, auf monumentaler und religiöser Basis ruhend, ist nur eine großartige Ausnahme, auch wurzelt es nicht im Volke, sondern in dem Willen eines Herrschers, der sich die Pflege der Kunst zur Hauptaufgabe machte, und in dem Eifer einiger Koryphäen der Kunst, die seinen Willen ausführen und wie durch eine Gunst des Schicksals dort sich vereinigt haben. Man kann mithin den Kunstausstellungen, wie sie jetzt Brauch geworden sind, nur einen bedingt günstigen Einfluß auf Urtheil und Kunstgeschmack der Menge einräumen. Sie sind ebenso gut im Stande, die Begriffe der Menge von Inhalt und Zweck der Kunst zu verwirren als zu lichten. Das große Publicum wendet sich nur zu oft vom Tüchtigen ab, wenn es in strenger, gebundener Form erscheint, und dem Leichten, Mittelmäßigen, Brillanten, Blendenden und Extravaganten zu. Die Kunstausstellungen begünstigen zugleich die Schnellmalerei in der ausübenden Kunst, die Schönrednerei und die Schnellfertigkeit des Urtheils in der Kritik. Man merkt dies besonders hier in Paris. Die Kunst muß, wo sie eine mehr als zeitliche Bedeutung haben will, mit dem geistigen Leben des Volkes selbst organisch verwachsen sein; das ist sie aber zu unserer Zeit nirgend, so wenig wie die Poesie, wenn wir die Lyrik unter den Deutschen und den humoristischen Roman unter den Engländern ausnehmen.

Auch unsere Kritik ist von so untergeordneter Beschaffenheit und so voller Widersprüche, daß auch von dieser Seite kein Heil für die Kunst zu erwarten ist. Jeder Redacteur eines Blättchens in Berlin glaubt sich berechtigt, über die dortigen Kunstausstellungen einen kritischen Bericht zu geben, ohne daß er sich je mit der Kunst speciell beschäftigt hat. Die eitlern Künstler wissen sich so gut um Stimmen zu bewerben wie die Schauspieler. Auch hier in Paris wird die Kunstkritik durch Gevatterschaften und Bekanntschaften bestimmt. Aber es tritt hier noch ein bedeutsamerer Übelstand ein: der Parteihaß. Man sollte es kaum glauben, so wahr es ist, daß die pariser Journale, je nach ihrer politischen Gesinnung, auch in ihrem Kunsturtheile voneinander abweichen. Man hat hier aristokratische und demokratische Maler, aristokratische und demokratische Bildhauer, aristokratische und demokratische Kunstrichter. Ein Künstler, der dem Demokratismus huldigt, steht in Gefahr, von den Organen des Hofs, ein Künstler, der vom Hofe begünstigt wird, in Gefahr, von den Organen der demokratischen Presse verfolgt zu werden. Ich könnte mehre Fälle anführen, daß ein Portrait, weil es das Portrait eines verhaßten Ministers oder eines Mitgliedes der königlichen Familie ist, von den Oppositionsjournalen als ein erbärmliches Product getadelt wird, während es die ministeriellen Journale als ein Meisterwerk preisen. In dieser Hinsicht kennt man hier von beiden Seiten nicht Scham noch Scheu, obgleich die ministeriellen Journale gemäßigt, d. h. jesuitisch liberal verfahren und wenigstens einen anständigern Takt beobachten.

Ganz besonders treffen die Vorwürfe der antiministeriellen Journale die Beschlüsse der Jury. Diese Journale müssen überall Opposition machen, wo und gegen wen es auch sei, das ist ihr Princip, ihre Existenz, ihr Geschäft; sie müssen Opposition gegen Alles machen, was nach einer Behörde aussieht und Statuten hat, also auch gegen die Jury. Ich erinnere mich, daß auch die deutsche Kritik längere Zeit hindurch denselben vom Wahren und Rechten abführenden Weg verfolgte. Er hieß: wer nicht für mich ist, ist wider mich, auch in der Poesie, in der Kunst; aber das ist ein schlechter Grundsatz, der die Kritik ihrem Wesen nach aufhebt. Am sonderbarsten erscheint der Widerspruch zwischen den Journalen der Regierung und den Journalen der Presse in Betreff mehrer Bilder von Delacroix, welche von der Jury zurückgewiesen wurden. Da sagen nun die Oppositionsjournale, das wäre schlecht von der Jury, und rühmen die nicht angenommenen Bilder als Meisterwerke; dagegen sagen die ministeriellen Journale, die Jury sei nicht zu tadeln, daß sie jene Bilder verworfen, aber sie sei zu tadeln, daß sie überhaupt Bilder von Delacroix angenommen habe, denn die, welche sie angenommen, taugten nichts. Dagegen stimmen die meisten Journale in ihrem Unwillen überein, daß man eine Holzschnitzelei der Mademoiselle Faveau zurückwies. Dies Sculpturwerkchen stellt dar den „Spiegel der Eitelkeit", zwei Elegants aus der Zeit Ludwig's XIII., ein Männlein und ein Fräulein, welche, sich in einem Spiegel selbstgefällig beschauend, ihre Toilette machen, während ihnen ein Satyr eine Schlinge unvermerkt um die Füße wirft. Man sieht, das Werk ist nur eine Spielerei, kein Kunstwerk; aber es rührt von einer Dame her, in dem galanten Frankreich Grund genug, es besehen oder unbesehen zur Ausstellung zu bringen. Und darüber, daß man es dennoch zurückgewiesen, erhebt man hier von allen Seiten einen Rumor, als handle es sich dabei um eine Principienfrage, und als stehe die Wohlfahrt der französischen Nation auf dem

Digitized by Google

Spiele! Dieser Vorfall ist für die Franzosen äußerst bezeichnend und beweist wol etwas für ihre Galanterie, aber nichts für ihren großen Charakter. So beklagt man sich auch, daß die Jury seit vier Jahren den Bildhauer Préault, der schon viele Proben seines Talents gab, und den Landschaftsmaler Rousseau von der Ausstellung ausgeschlossen hat.

Während die Parteien in Frankreich offener oder versteckter gegeneinander zu Felde liegen, herrscht unter der Menge, welche den Salon besucht, der tiefste Frieden. Man streitet sich hier wenigstens um keinen ministeriellen Platz. Horace Vernet's, Decamps' und Ary Scheffer's Bilder erfreuen sich vor allen des Zudrangs der Menge und des Beifalls der Kenner. Von Horace Vernet befindet sich im diesjährigen Salon eine großartige Trigraphie: die Belagerung von Konstantine, drei Gemälde, wovon das eine 30 Fuß Breite, die beiden andern 20 Fuß Breite haben. Man könnte den Maler für einen Centimanen, einen Briareus in seiner Kunst halten, denn man begreift in der That nicht, wie ein Künstler mit zwei gewöhnlichen Menschenhänden so große Dinge in so kurzer Zeit zu Stande bringt. Horace Vernet's Productionskraft bei so sorgsamer Ausführung ist in der That erstaunenswerth. Er hat diese drei figurenreichen Compositionen, ein vollständiges Epos, in nicht längerer Zeit als einem Jahre vollendet. Die Färbung ist ein wenig zu grau. Ist auf diesen Tableaux Alles dramatisches und mehr äußerliches Leben, welches sich in objectiver Auffassung manifestirt, so stellt sich in Ary Scheffer das mehr lyrische innerliche Leben und die subjective Seite der Kunst dar. Ary Scheffer ist noch immer der Liebling des Publicums, auch hat er die rühmlichsten Anstrengungen gemacht, die Unbestimmtheit in Formen und Färbung, die man ihm früher vorwarf und als wesentlich deutsch bezeichnete, von sich zu streifen; er ist in Allem präciser und, um so zu sagen, augenscheinlicher und handgreiflicher geworden. Man findet hier von ihm fünf Gemälde, die voller Empfindung, voll süßer Innerlichkeit, zärtlich und melancholisch und keusch im Ausdruck sind. Sein feiner Pinsel erweicht die Leinwand und macht sie zärtlich schwärmen, träumen, beten und melancholisch lächeln. Mit dieser jungfräulichen, aber doch energischen Innerlichkeit übt er über die Gemüther der Franzosen eine unwiderstehliche Herrschaft aus. Es ist nicht jene gesuchte, typisch gewordene Sentimentalität der Düsseldorfer, die ihre hergebrachte Norm hat und hier nie Anklang finden dürfte, sondern jene Ursprünglichkeit der poetischen Auffassung, die überall ihres Erfolges gewiß ist und ebenso auf die Kinder der Natur als der Salonscivilisation ihre Wirkung ausübt. Diese Ursprünglichkeit findet man bei den Deutschen, die oft an einer gemachten Sentimentalität leiden, nur selten. Haben doch selbst die Werke einiger Heroen der düsseldorfer Schule, welche vor einigen Jahren hier zur Ausstellung kamen, die allgemeinere Sehnsucht nach einer Wiederholung des Versuchs nicht erwecken können, obgleich man weder gegen die Höflichkeit, womit die deutschen Künstler den Parisern ihre Aufwartung machten, noch gegen die einzelnen Schönheiten der wirklich verdienstvollen Gemälde kalt blieb. Die münchener Künstler, wie Cornelius und Kaulbach, würden gewiß mehr Erfolg haben, denn man hat hier Sympathie für wirkliches Genie und große Formen; aber es fehlt ihnen eine Eigenschaft, ohne welche ein Malerwerk in Paris nie zu einer allgemeinern Wirkung durchdringen wird — das Colorit. Zeigt ihnen auf euern Bildern eine glänzende Färbung, ein schönes Helldunkel, ein effectvolles Licht, und ihr werdet sie von vornherein gewonnen haben. Ary Scheffer hat fünf Bilder ausgestellt: Christus auf dem Ölberge; Gretchen, aus der Kirche kommend; der König von Thule (von einem Journale angekündigt als die „Darstellung eines alten Mannes, welcher, seiner Familie gedenkend, weint"), und Mignon in zwei Darstellungen. „Was Phidias dem Homer", sagt ein Feuilletonist, „ist Scheffer Goethe." Ganz besonders gefällt Mignon, um ihre Heimat Kummer tragend. Man fand darin die Sehnsucht der nordischen Barbaren, denn halbwegs gelten wir den Franzosen immer noch als Barbaren, nach dem schönen Süden ausgedrückt; wie, wenn Scheffer, was freilich die Pariser, in Selbstsucht befangen, nicht zugeben werden, seine eigene Sehnsucht nach den heimlichen deutschen Zuständen darin ausgesprochen hätte? Der Gedanke hat bei Scheffer immer die Oberhand über die Ausführung, der Dichter über den Maler. Sonst wirft man ihm noch vor, daß bei ihm Manches zu typisch geworden sei und zu oft wiederkehre. Von Decamps sieht man elf Bilder, welche die Auserwählten wie die Menge auf gleiche Weise zur Bewunderung hinreißen, so tief, schön und originell sind seine Productionen. Es ist darin die ausgesprochenste Individualität, Alles ist sein eigen, die Situationen wie die Gewandungen und localen Hintergründe sind seine Schöpfungen, da ist nichts, was conventionell wärr. Er ist gleich groß im Heroischen wie im Komischen, im Schrecklichen wie im Zarten. Das Gewaltigste ist sein Bild: Simson im Kampfe mit den Philistern. Hier ist Wuth, Schrecken, Kraft, die vollste Bewegung, Alles riesenhaft. Die Darstellung, wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wird, eröffnet das mächtige Bild der Wüste, die Aussicht auf majestätische Linien, tiefe Hintergründe, ferne Karavanen, im Sande gelagerte Kamele. Vielleicht ist auf das Kamel in der Mitte des Bildes zu viele Sorgfalt verwendet, es ist fast die Hauptfigur des Bildes und zieht die Blicke zu sehr von der historischen Gruppe ab. Ferner sieht man von ihm ein Bild: Henker an der Pforte eines Gefängnisses, ein Kaffeehaus mit Türken im Halbdunkel, die Straße eines römischen Dorfs, ein anmuthiges Bild, voll Gefühl und Einfachheit. Die Zeichnung ist des Künstlers schwache Seite, aber als Maler, als künstlerischer Schöpfer ist er groß; er ist bedeutend in Farbe und Licht, nicht in Linien und Formen. Bewundernswerth ist bei ihm die Vertheilung des Lichts, die Mächtigkeit der Sonnenbeleuchtung, die Frische, Durchsichtigkeit und Lebhaftigkeit der Wasserpartien und die tiefen und sammetartigen Schatten. In seinem Bilde: Affen, über die Authenticität eines Gemäldes streitend, hat Decamps einen köstlichen Humor spielen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Ungeachtet der historische Roman seit Walter Scott in England jede andere Gattung desselben verdrängen zu wollen schien, so hat sich doch der psychologische und humoristische Roman, den die Engländer im vergangenen Jahrhunderte fast ausschließlich und mit so vielem Glück bearbeiteten und zu dem sie ein so überwiegendes Talent besitzen, durch das Temperament und die natürliche Geistesrichtung der Nation erhalten, und bei dem Geschmack, auf etwas derb Shakspeare'sche Weise Scenen des tiefsten Gefühls und der innigsten Rührung mit grobkomischen Farcen zu verbinden, welche jetzt im Drama sowol wie im Romane vorherrschend wird, scheint namentlich die humoristische Gattung des letztern wieder Raum gewinnen zu wollen. Ausgezeichnet in derselben ist gegenwärtig Hr. Hook, bekannt als Verfasser von „Saings and doings". Er hat jetzt einen neuen Roman in drei Bänden unter dem Titel: „Births, deaths and marriages", herausgegeben, in dem tiefe Empfindung und Rührung mit dem nationalen englischen Humor gepaart ist. Er schildert uns darin die Leiden eines andern Othello und einer andern Desdemona, die wie in dem Trauerspiele des großen Dichters durch die Ränke feiler Schurken zu Grunde gehen.

Unter dem Titel: „Statistics of the colonies of the british empire", von R. Montgomery Martin, ist ein Werk erschienen, welches nicht nur wegen einer äußerst zweckmäßigen Anordnung und eines ungemeinen Reichthums an Thatsachen, sondern hauptsächlich auch deshalb verdienstlich zu sein scheint, weil es ganz nach den officiellen Berichten im Colonialamte gearbeitet ist. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1839.

Briefe eines Flüchtlings von Emerentius Scävola. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 126.)

Viel davon, jedoch etwas gemildert durch die Bedingung, phantastischere Begebenheiten und Verhältnisse auch phantastischer darzustellen, enthält auch die Episode, welche die Fata eines schon als Abenteuerer eingeführten Individuums, Spolowski, in dem frühern innern Polen erzählt. Doch bildet hier das Interesse am Stoff, das der Verf. mit aller an seiner Darstellungsweise gewohnten Lebhaftigkeit zu erhöhen gewußt hat, einen gewissen Gegendruck gegen das ethische Interesse, in das uns sonst vorzugsweise der Hang seiner Subjectivität hineinzuziehen beflissen ist. Denn was er uns auch vortragen mag — das sein Factotum Rumpel Betreffende ausgenommen, das immer eine gewisse komische Färbung annimmt —, nirgend verleugnet sich sein hypochondrisch-düsterer, grübelnder Blick, mit dem er Weltlage, Menschengeschick und Menschentrachten auffaßt, und der sich so lange an eine Erscheinung festklammert und in sie hineingräbt, bis er den, ihre scheinbar glückliche Existenz unterminirenden, faulen Fleck aufgefunden hat. Freilich muß man zugestehen, daß, wie es bei allen edeln Naturen der Fall sein wird, er sich hierbei am wenigsten schont; sein eigenes Werden und Wesen muß ihm zum Hauptgegenstande, zum Haupterperimente seiner unbarmherzigen Zergliederungssucht dienen. Bei der Mittheilung seiner Jugendgeschichte im dritten Bande weiß er mit wahrhaft selbstquälerischem Raffinement alle die bösen Geister aus den verborgensten Schlupfwinkeln seiner Seele und der Verhältnisse, unter denen er seine Kindheit zubrachte, hervorzubeschwören und damit aufzuzeigen, wie nach und nach der Same des Schlimmen in ihm habe keimen und wuchern müssen, wie nach und nach „das Teufelskleeblatt": Geldübermuth, Ahnenstolz, Wissensdünkel, Eitelkeit auf die Vorzüge seiner Gestalt und endlich ungemessene Herrschsucht ihm aus Kopf und Herzen aufgeschossen sei. Am schonungslosesten gegen sich verfährt er aber unstreitig durch die öffentliche Darlegung seines Verhältnisses zu Goßhorn, in seinen Ursachen und Folgen. Man hat Scävola oft den Vorwurf gemacht, daß er mit zu großer Vorliebe, zu üppig Scenen der geschlechtlichen Sinnlichkeit ausmale. Im Verfolge des Berichts über sein Verhältniß zu Goßhorn macht er uns mit der Quelle dieses Hanges nur allzu vertraut. Die Wärme seines Pinsels, indem er den intimen Umgang mit Aurelien (Bd. 4, S. 211 fg.) und ihren verderblichen Einfluß auf ihn schildert, verräth, mit welcher unabzuweisenden Süßigkeit der Erinnerung die Phantasie an einem Vergehen haften kann, das der Geist mit Abscheu verwirft. In ganz ähnlichem Sinne äußert sich ja Heloise gegen Abálard in Bürger's vortrefflicher Übersetzung der Pope'schen Epistel.

Wie schon oben erwähnt, zeigt sich der Verf. mit Leib und Seele durchweg, ja fast über Gebühr als enthusiastischen Preußen. Wir sagen über Gebühr; denn das Werk ist doch in der Absicht herausgegeben, den Lesern seiner Schriften seine ganze Persönlichkeit näher zu bringen. Nun wird er aber menschlicherweise doch wünschen, daß diese wo möglich von ganz Deutschland gelesen werden. Wozu also diese bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit herbeigezogenen patriotischen Exclamationen, die bei dem großen Anscheine von Aufdringlichkeit nicht nur jedem andern deutschen Leser, sondern sogar den Landsleuten des Verf. selbst auffallen müssen, wie denn jeder übermäßige Ausdruck von Enthusiasmus zur Last fällt. Und so ließen sich in Bezug hierauf jene Worte des M. Claudius parodisch wol anwenden: „dem Einen schmeckt's nicht, und dem Andern verdirbt's den Magen!" Diese Apotheose Preußens, sowol als Herrscherhaus wie als Land und Verfassung gedacht, tritt am ausgedehntesten und zusammenhängendsten im zweiten Bande hervor, wo uns ein Tafelgespräch berichtet wird, das von S. 132 an den übrigen Raum des Bändchens ausfüllt. Aber auch anderwärts kommt sie, wiewol kürzer, aber desto öfter zum Vorschein, da des Verf. gegenwärtiger Aufenthalt ihn zu fortwährenden Aussetzungen durch Vergleichung auffodert. Die constitutionnelle Verfassung, das sächsische Militair, die Communalgarde wird zwar mit das Gute anerkennender Delicatesse, aber doch so besprochen, daß hinter den Worten des Verf. stets ein bescheidenes Aber hervorleuchtet. Die Kunst- und Prachtliebe der sächsischen Herrscher betrachtet er mit einem Splitter im Auge; das grüne Gewölbe ist ihm aber gar nur „ein Gruftgewölbe der Madame Mammon, ein unermeßlicher Juwelierladen", und er kann sich — ganz charakteristisch für ihn — dabei nicht enthalten, sich des darin begangenen Diebstahls der Frau v. ** in St. zu erinnern, obgleich er sie seine Landsmännin nennen muß. Volle

Gerechtigkeit läßt er faſt nur der ſächſiſchen Natur und — den ſächſiſchen Frauen und Mädchen, inſofern ſie Natur ſind, widerfahren.

Wie es bei einer geiſtig hochſtehenden, edeln hypochondriſchen Natur vorauszuſetzen iſt, zeigt ſich aber auch in dieſen Briefen neben jener, die nächtliche Seite aller Erſcheinungen, namentlich des pſychiſchen Lebens, hervorgrübelnden Gereiztheit der in einer gewiſſen Beziehung als ebenſo krankhaft zu betrachtende Gegenſatz einer Empfindungszartheit, die alle Pietätsverhältniſſe ebenſo mit einer faſt übertriebenen Senſibilität hervorhebt. Wir erkennen auch hieraus den Menſchen wieder, deſſen Nerven von der leiſeſten Berührung des Guten wie von der des Übeln in lange nachſchütternde Bewegung geſetzt werden. Überall zeigt ſich der Grad ſeiner Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute ebenſo groß als der der Mitempfindung in allen Angelegenheiten des Lebens und für jeden Gegenſtand. Welch mildes Licht der Anerkennung, der Liebe wirft er auf die Tugenden ſeiner Gattin, wo er ſie nur erwähnt; wie weiß er die lächerliche und doch für ihn gewiß mitunter höchſt unbequeme Perſönlichkeit Rumpel's, ſeines Dieners, als für ſeine Exiſtenz gerade ſo, unter dieſen Eigenthümlichkeiten deſſelben und damit als für ihn nothwendig, zu entſchuldigen; in welcher menſchlich würdigen, ja liebenswürdigen Beleuchtung weiß er uns die Perſonen, die er beſucht, weil ſie für ihn von geiſtig wichtiger Bedeutung ſind, Tiedge, Schilling, Hell und vor Allen Tieck, von dem er durch Schweigen am lauteſten, weil ergriffenſten ſpricht, vorzuführen; von ſeiner liebevollen Theilnahme an allen den andern untergeordnetern Geſtalten, die Geſchick oder Zufall um ihn her gruppiren, und die ihn zwingen, ſchmerzerregenden Antheil an ihnen zu nehmen, zu geſchweigen. Und ſo bewährte ſich denn auch hier der alte Grundſatz, daß des Menſchen Mängel mit ſeinen Tugenden in Einer Quelle, auf Einem, ſeinen Charakter beſtimmenden Punkte ruhen, von wo aus die entgegengeſetzten Bewegungen und Äußerungen erfolgen.

Wie in ſeinen Schriften, ſo gibt er ſich auch in dieſen Briefen als einen Theilrepräſentanten des modernen Weltgeiſtes kund. Er bildet eine Oppoſition einerſeits gegen das blos Conſervative, am Alten, Herkömmlichen aus Eigenſinn, Dumpfheit oder Trägheit Feſthaltende, und doch andererſeits auch ebenſo ſehr gegen alle Erſcheinungen eines voreiligen, unbeſonnenen Fortſchritts über die vernünftigen Grenzen hinaus. Mit der gründlichſten Einſicht und freiem Urtheile beſpricht er, ſelbſt Adeliger, wie wir wiſſen, die Beſchränkung der Rechte des Adels und zeigt in ſeinen Äußerungen in Bezug auf religiöſe Gegenſtände eine geſunde Aufgeklärtheit, gleich weit entfernt von nüchtern vernünfteinder, intoleranter Aufklärungsſucht und verdumpfender, verketzernder Frömmelei. Gemäß ſeiner Geiſteseigenthümlichkeit beleuchtet er mit etwas grellen Schlaglichtern ebenſo den möglichen, ja unter gewiſſen Umſtänden ſcheußlichen Misbrauch des Inſtituts der Ehe. Man ſehe hierüber vorzüglich ſeine Expectorationen Bd. 4, S. 67 fg. Kurz, kein Intereſſe des Geiſtes der neuern Zeit entgeht ihm in dieſen Briefen, und mit feinfühligem Takte weiß er es ebenſo ſehr in ſeiner einſeitigen Geltung zu würdigen, als es nach einer zeitgemäßen Anſicht und Norm ins Gleichgewicht zu ſtellen. So fühlt er auch am Schluſſe ſeiner Mittheilungen den allſeitig möglichen Tadel, der ſeine Schriften treffen könnte, aber auch die mögliche Anerkennung ihres wirklichen Werthes richtig heraus und apologiſirt ſie in dieſem Sinne.

Ob die angebliche Veranlaſſung zu dieſen brieflichen Mittheilungen eine wirkliche oder nur fingirte ſei, iſt gleichgültig, wie dieſelben denn auch, was den vorgegebenen Zweck der Reiſe des Verf. betrifft, in eine unbeſtimmte Perſpective auslaufen. Genug, Scävola hat ſich dadurch eines Bedürfniſſes entledigt, was ihm vielleicht lange genug auf dem Herzen gelegen, und wofür ihm ſein Publicum dankbar ſein kann, weil es dadurch zur Aufklärung und Kenntniß über des Autors eigenthümliches Werden und Wollen und damit zu den oft geheim erwünſchten Aufſchlüſſen über deſſen eigenthümliches ſchriftſtelleriſches Auftreten und Wirken gelangt. Die Form, wodurch dies geſchieht, iſt für Dergleichen, inſofern dadurch nur gewiſſe, beliebig gewählte Entwickelungsmomente, und nicht eine plaſtiſch vollkommen abgerundete Darſtellung einer geiſtigen Perſönlichkeit, wie in Goethe's „Wahrheit und Dichtung", dem Antheilnehmenden vorgeführt werden ſollen, die geeignetſte, weil ſie der Entfaltung der Subjectivität die möglichſte Freiheit vergönnt. Die einzelnen Partien ſind mit dem an dem Verf. gewohnten Geſchicke, gut und intereſſant zu erzählen, ineinandergeſchoben und verſchlungen. Sein bekannter und ſein ganzes Weſen bezeichnender, etwas rapider, ſcharfer, dadurch aber ſehr ausdrucksvoller und die Aufmerkſamkeit des Leſers gewaltſam mit ſich fortreißender, ſpannender Styl waltet hier in um ſo lebendigerer, natürlicherer Ungezwungenheit, als ihn hier nicht ein einſeitig bezwecktes polemiſch-didaktiſches Ziel ſo zum ſtiletartigen Werkzeuge zuſpitzt als in des Verf. übrigen Schriften. Und doch iſt auch hierin des Verf. didaktiſche Tendenz nicht blos indirect, ſondern ſogar mehrmals direct von ihm ausgeſprochen enthalten, wozu ihm namentlich die Erzählung ſeiner Kindheitsgeſchichte vielfache Veranlaſſung gibt. Bei der Erziehung ihrer Kinder könnten vorſichtige Ältern gar keine beſſere Warnungsſchrift in die Hände nehmen als dieſe Mittheilungen, eben weil der Verf. nicht theologiſch eifert, ſondern mit der Schärfe des pſychologiſchen Meſſers ihnen die Adern und Sehnen eines Kindes vorſecirt und durch Thatſachen zeigt, wie unverſtandene Liebe oder Härte dieſe weichen, von Natur geſunden Faſern ſo disponiren kann, daß ſie einſt als die ſchlimmſte moraliſche Verkrüppelung zur Schau dienen können. So bilden dieſe vier Bändchen eine nicht nur, wenn man vom reinäſthetiſchen Standpunkte abſieht, nach Inhalt und Form intereſſante, ſondern zugleich nützliche und beſonders über des Verf. literargeſchichtliche Stellung belehrende Lectüre.

Karl Eitner.

Die neueste Kunstausstellung in Paris.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Von Delacroix sind, wie oben gesagt, mehre Bilder zurückgewiesen worden, worunter mehre afrikanische Erinnerungen, ein Halt marokkanischer Maulthiertreiber und ein arabisches Grabmal darstellend, vorzüglich bedauert werden; dagegen sieht man von ihm eine Kleopatra, welcher ein Landmann einen Korb mit Feigen bringt, worunter die verhängnißvolle Natter sich birgt, und Hamlet auf dem Kirchhofe, im Gespräche mit den Todtengräbern, Yorick's Schädel in der Hand. Delacroix hat stets etwas zu Luxuriöses, zu Wildes und Unmäßiges; man wird auch die beiden genannten Bilder nicht unbedingt loben und Manches in der Zeichnung als verfehlt tadeln können; aber der Unbefangene wird eingestehen, daß in Delacroix's Schöpfungen überall der Denker mit dem Dichter Hand in Hand geht. Man wird sich des Künstlers Kleopatra vielleicht anders gedacht haben und sich von ihr bei dem ersten Anblick nicht befriedigt fühlen; dennoch ist sie in ihrer Vernichtung und Resignation hochpoetisch aufgefaßt, man fühlt sogleich, welchen Entschlusses diese bleiche Königin, deren Blut im Herzen sich zusammenzieht und nicht bis in die Wangen tritt, fähig ist. Der kolossale Landmann, von Kraft und Blut strotzend, ist im Gegensatze zu der blutleeren Gestalt der Kleopatra vortrefflich aufgefaßt. Auch Hamlet ist ein recht poetisch gedachtes Bild. Die Färbung, wie bei Delacroix immer, ist anerkannt meisterlich, reich und fett in der Kleopatra, rauh und streng im Hamlet. Tasso im Narrenhause, von demselben, ist von der Jury ausgeschlossen worden; und doch soll es eine treffliche Darstellung sein, wie Tasso, auf seinem Bette, worüber der Rest eines Vorhanges fällt, sitzt, die Füße hängen läßt und, noch groß in der Tollheit, die Stirne hoch tragend, poetische Gedanken ausbrütet, unbekümmert um das heulende und tobende Gesindel der gemeinen Narren rings umher. Unter den historischen Bildern befindet sich noch manches merkwürdige, so von einem jungen Maler, Loullier, ein Gemälde: Christen, welche im Circus wilden Thieren vorgeworfen werden. Der Gegenstand an sich ist verwerflich und würde es sein auch bei guter Ausführung; aber diese ist so verfehlt, daß den Beschauer nicht einmal Grauen und Entsetzen, was bei guter Ausführung nicht ausbleiben könnte, anwandelt. Die Körper der Märtyrer und Martyrerinnen sind nicht viel mehr als akademische Studien; dagegen ist, wie im Ganzen Talent, so in der Darstellung der Bestien manches Gelungene. Man hat daher das Bild nicht mit Unrecht ein bloßes Thierstück genannt. Ferner: Esmeralda, beobachtet von Quasimodo, von Steuben, ein anmuthiges Bild; eine Episode aus der Pest in Florenz, von Picot, ebenfalls ein zu gräßliches Sujet, um Gegenstand der Kunst zu werden; eine Episode aus der Geschichte Karl's des Kühnen, von Odier, und mehre historische Bilder von R. Eyre, die nicht ohne Ausdruck, aber in Colorit nicht kräftig genug sind. Ein schon verbrauchtes Motiv, die Charitas, hat zwei Darsteller gefunden, Decaisne und Champmartin. Lepaule, sonst ein guter Portraitist, Jagd- und Thiermaler, verstieg sich in ein ihm zu hohes und fernliegendes Gebiet, indem er den Tod des Abel zur Aufgabe eines Gemäldes machte. Unter den Heiligenbildern ist ein Heiland, der die Kindlein zu sich kommen läßt, von Flandrin, leicht das beste, obgleich das Colorit etwas dumpf und grau erscheint; sodann von Ziegler ein heiliger Lukas, die Jungfrau mit Hülfe einer Vision malend; von Jollivet eine Abnahme vom Kreuze, und von Molley eine Flucht nach Ägypten, mit zwar sinnreicher, aber für ein Heiligenbild zu künstlicher doppelter Beleuchtung. Unter den Schlachtgemälden befindet sich manches gute, so besonders die Schlacht bei Rocroy, von Ferrat. Solch tüchtiges Handgemenge wissen nur die Franzosen und Belgier darzustellen; deutsche Maler verunglücken in der Regel bei der Darstellung von Schlachten, Belagerungen und Aufruhrscenen, sie malen meist nur eine Art Parade- und Manoeuvrestücke mit langgezogenen Truppenlinien und einigen Todten, während den belgischen und französischen Malern echter Kriegsmuth und wilde Begeisterung in dem Pinsel zu sitzen scheint.

Portraits gibt es im Salon von 1839 einzeln vortreffliche, die aber nur zu den Ausnahmen gehören. Die Portraits sind, wie man weiß, eine wahre Landplage aller Kunstausstellungen und die schwache Seite der modernen Malerei überhaupt. Man copirt die reine Natur und meistentheils schlecht. Man erhebt sich selten zu jener Idealistik, welche die Portraits von Leonardo da Vinci und Tizian, zu jener köstlichen detaillirten Ausführung, welche die Portraits der Altdeutschen, eines Dürer, Holbein, Amberger, zu jenem kraftvollen und charakteristischen Naturalismus, welcher die Portraits der alten Niederländer auszeichnet. Die vortrefflichsten Portraitmaler sind auch immer gute Historienmaler gewesen, die unserer Zeit sind meist eben nichts weiter als ärmliche Portraitisten. Indeß weist der pariser Salon mehre Portraits auf, welche dem Begriffe eines Kunstwerks nahe kommen. Hierunter zeichnet sich das Portrait eines jungen Mädchens von Amaury-Duval aus. Die Zeichnung ist im Ganzen trefflich, das Colorit frisch und durchsichtig, die Heiterkeit der Lichtgebung erinnert an Rafael. Amaury-Duval ist aus der gelehrten Schule von Ingres. Fünf Portraits von Boulanger erfreuen durch Leichtigkeit in Bewegung und Haltung, durch einen großen Styl, welcher den Historienmaler erkennen läßt. Unter diesen Boulanger'schen Bildern befindet sich das Portrait von Victor Hugo, einfach in seiner Größe, die Stellung ist hoch und stolz, ohne theatralisch zu sein. Weder Zeichnung noch Colorit sind vom ersten Range, aber jene kühn, dies zwar düster und trübe, aber doch leicht und harmonisch. Von Charpentier nennen wir das gelungene Debutstück, ein Portrait der Mad. Dudevant, welche in aufrechter Stellung und im Helldunkel abgebildet ist. Etwas imposant Männliches spricht sich in der Dargestellten aus, die Anordnung ist streng und dichterisch. Champmartin, der früher zu sehr gefeiert wurde, sodaß er, eine natürliche Folge davon, jetzt von seinem Rufe verloren hat, brachte das Portrait einer andern weiblichen Berühmtheit, das der Fanny Elsler, zur Ausstellung. Die Tänzerin — eine Welttänzerin, wie es ja jetzt auch Weltfahrten und Weltschmerzen gibt — erscheint hier nicht als Theaterheldin, sondern als Salondame, als eine anmuthige und gutherzige Dame von Welt; der Kopf ist voller Bewegung und Leben, aber im Ausdruck, in der Zeichnung und Färbung will man zu wenig Idealistik finden. Henri Scheffer verliert sich bereits ins Manierirte, obgleich seine Portraits aus der Menge noch immer sieghaft hervortreten; sie haben immer noch etwas ganz Eigenthümliches, der Künstler weiß, wie kein Anderer, Herz und Farbe in seine Portraits hineinzumalen. Unter diesem Gesichtspunkte ist sein Portrait Laffitte's untadelhaft. Von Chatillon, der etwas Phantastisches und Excentrisches, oft auch Affectirtes in Portraitbildern hat, ist das Portrait Gauthier's, von Alfred Dadreur ein schönes Reiterportrait, von Winterhalter eine Reihe Portraits, Mitglieder der königlichen Familie darstellend, blendend für die Menge. Man bedauert, daß man sein schönes Talent so misbraucht. Die reizenden Eigenschaften, welche Winterhalter in der freien Production entwickelt, schlagen im Fache des Portraits zu Fehlern um; es mangelt ihm zur echten Portraitmalerei an gründlicher Zeichnung und idealer Einfachheit. Decaisne erfreut die Beschauer durch ein Portrait Lamartine's und Jouy durch ein großes Familienportraitbild.

Im Genre zeichnen sich vor allen Duval-le-Camus und Biard aus. Von Ersterm befindet sich hier ein echtes Genrebild, voll einfacher Komik und leicht ausgeführt, unter der Bezeichnung: Les petits marodeurs; von Biard ein Familienconcert und mehre andere Genrebilder, die sich durch Energie und charakteristische Auffassung bemerkbar machen. Hierunter ist besonders das Bild: Eine Einschiffung, von weißen Bären angegriffen, durch dramatisches Leben ausgezeichnet. Auch Lepoittevin hat auf dasselbe Thema eine Variation geliefert: Schiffbrüchige, von weißen Bären überfallen. Biard hat diesen Gegenstand energischer, Lepoittevin wahrscheinlicher und naturgetreuer behan-

delt. Ferner sind zu erwähnen Granet; Jacquand mit seinem Bilde: Ludwig XIII. und Richelieu, Schach spielend; Bouterweck, der einen alttestamentlichen Gegenstand in anmuthiger Weise behandelt hat; Jakob, ein berliner Maler, mit einem Gemälde: Albrecht Dürer, kleine Kinder betrachtend, voll verdienstlicher Wahrheitsliebe, aber etwas trocken. Dem Begriffe der echten Genremalerei entspricht indeß kein Gemälde mehr als ein allerliebstes Bildchen von Wickemberg, einem Schweden, so viel wir wissen. Das Bild stellt einen Fischfang im Winter dar. Der Fischer, gemüthlich seine Pfeife rauchend, sitzt vor der Öffnung, die in das Eis gehauen, dabei steht sein Hund, gedankenvoll in das Loch schauend, als erwarte er etwas, was doch, wie eine traurige Ahnung ihm zu sagen scheint, nichts weiter sein wird als ein Fisch.

Unter den Seestücken zeichnet sich die Seeschlacht von Texel (1694) von Isabey aus, welche für die Galerien von Versailles gemalt ist; ferner eine Reihe von Seeschlachten, welche durch die Franzosen seit 1690 geliefert wurden, von Gudin gemalt und ebenfalls für Versailles bestimmt. Gudin hat diese Seestücke in einem Jahre vollendet, und wenn sie auch die Höhe seiner Kunst bezeichnen, so bezeichnen sie doch keinen Fortschritt.

Landschaften gibt es viele und treffliche. So von Victor Bertin, der in unserer Zeit der Landschaftsbildchen und Aquarellchen, hier in Paris von Vielen Taigstümpschen genannt, noch immer den Muth hat, Landschaften im großen und historischen Style zu malen. Ferner gibt es schöne Landschaften von Eduard Bertin, von E. Holstein (der See von Nemi), von Coignet (Ansichten von Interlaken, Botzen), von Calame (eine großartige, von vieler Praxis zeugende Ansicht des Alpenpasses Handeck u. s. w.), eine herrliche Ansicht von Marseille von Dagnan, eine Herbstlandschaft von Watelet, sehr schöne landschaftliche Bilder aus dem europäischen Norden von Tanneur, Landschaften von Girour und Thuillier und eine treffliche Ansicht aus der römischen Campagna von Aligny. Indeß können wir hier einen Fehler der neu französischen Landschaftsmalerei nicht umgehen. Man gewöhnt sich, die Details zu sehr der Gesammtwirkung aufzuopfern, man malt für die Ferne, nicht für die Nähe. Viele dieser Landschaften, welche in einer gewissen Distanz die außerordentlichste Wirkung machen, verlieren, wenn man ihnen näher tritt, allen Reiz und werden bis zum Abschreckenden widerlich. Es ist hierin eine gewisse kluge Berechnung, eine gewisse Kunstfertigkeit nicht zu verkennen, nur daß diese Eigenschaften aus der Sucht der französischen Maler, viel und schnell zu produciren und doch Effect zu machen, entsprungen sind. Ganz phantastisch, im Geschmack des bekannten Martin, ist die Ansicht des alten Jerusalems in dem Augenblick, wo bei dem Tode Jesu die Finsterniß über die Stadt hereinbricht, von dem Engländer W. Linton, vortrefflich ausgeführt. Aber Bilder dieser Art verletzen das Grundgesetz der Kunst, indem in ihnen der einzelne Mensch gegen ganze Massen verschwindet; in den Bildern Martin's beten, fliehen, verzweifeln immer ganze Völker, und dazu sind diese stets liliputianisch klein und die Naturwahrheit überall verletzt.

Unter den Sculpturen gefällt besonders ein zart ausgeführtes Marmorwerk von Jouffroy, ein junges Mädchen, welches der Venus ihr erstes Geheimniß in das Ohr flüstert. Der Gedanke ist so lieblich und reizend wie die Ausführung voll Naivetät und Wahrheit. Von Gatteaux, in Bronze ausgeführt, ist eine Minerva nach dem Urtheilsspruche des Paris, beschämt über ihre Nacktheit, nur mit einem Helm und einer reichen Gewandung versehen, die sie aber anzuthun vergessen hat; von Pradier die Statue des Generals Damrémont, in Marmor, worin die moderne Militairbekleidung sehr gut behandelt ist, und von dem talentvollen David, dem selbst die ministeriellen Journale ihre Anerkennung nicht versagen, der junge Tambour Barra, sterbend die republikanische Tricolore an das Herz drückend, und die wohlgerathenen Portraitbüsten von Arago, Lamennais, Tracy und dem Abbé Grégoire, großartig in Marmor ausgeführt. Für die Galerien in Versailles sind bestimmt: Karl Martell, in Marmor, von J. Debay; Karl V., in Marmor, von Valois; Dagobert I., in Marmor, von Duseigneur; Karl VIII., in Marmor, von Debay; Ludwig XI., in Marmor, von Jalley; Froissart, Gypsmodell, von Auvray; Philibert Delorme, Gypsmodell, von Feuginet; Marschall Mortier, Gypsmodell, von Bra. Eine Velleda von Maindron ist zu kokett aufgefaßt, um für eine Druide gelten zu können; andere, wie eine canadische Tänzerin von Levèque, fallen aus dem Begriffe eines Sculpturwerks ganz heraus. Dagegen sind noch rühmlich zu nennen eine Portraitbüste der Königin, von Bosio, und eine kleine Portraitstatue Lamartine's, von Jouffroy, dessen Zartheit in der Behandlung des Stoffs sich auch hier bekundet. 149.

Literarische Notiz.

Der Buchhändler Henry Colburn in London hat vor einiger Zeit im „Morning chronicle" ein Buch über den Zustand der Gesellschaft in Großbritannien von Alexis de Tocqueville angekündigt, dieser aber in einem aus dem Schloß Tocqueville unterm 17. März d. J. datirten und von dem „Athenaeum" veröffentlichten Schreiben erklärt, daß ihm nie in den Sinn gekommen sei, ein solches Buch zu schreiben, und für den Fall, daß dasselbe dennoch unter seinem Namen erscheine, einem Herrn Henry Reeve, an dem das Schreiben ursprünglich gerichtet ist, die Vollmacht ertheilt, den Verleger gerichtlich zu belangen. 161.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

52. Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit inclavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magister Wundergern. 8. Geh. 18 Gr.

53. Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

54. Schulze (Ernst), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Stahlstichen. Cart. 2 Thlr. Ausgabe in gr. 8. mit 7 Stahlstichen. Velinpapier. Cart. mit Goldschnitt. 2 Thlr. 12 Gr.

55. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

56. Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

57. Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

58. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Arendt, Barthold, Böttiger und Schubert. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, 1830—34, sind zusammen von 9 Thlr. 16 Gr.

auf 5 Thlr. im Preise ermäßigt.

einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang aber jeder 2 Thlr.

59. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Dritter Jahrgang. Mit drei Kupfern. 8. Cart. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 128. — 8. Mai 1839.

Lehrbuch der chriſtlichen Religion zum Gebrauche in den obern Claſſen der Gymnaſien und verwandter Lehranſtalten, verfaßt von Julius Hamberger. München, Fleiſchmann. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

So wenig nach bloßem Anblicke des Titels obiges Werk zur Beſprechung in dieſen Blättern geeignet ſcheinen mag, ſo ſehr verdient ſeine Exiſtenz und Tendenz allgemeiner bekannt zu ſein. Ref. rechnet daſſelbe zu den Zeichen der Zeit, nicht darum etwa, weil es, nach Hengſtenberg's Rath, mit den Waffen, d. i. mit der Dialektik und ſprachgebildeten Form, welche die gegenwärtige Bildung auszeichnet, angethan, die orthodoreſte Orthodoxie dem Verſtande ſo nahe zu bringen ſucht wie dem Gefühle und der Phantaſie; ſondern darum darf es als Zeichen der Zeit gelten, weil in ihm dem Katholicismus nicht chriſtlich duldſame Anerkennung, nein, offene Freundſchaft und Verbrüderung angetragen wird. Gleich in der Vorrede findet ſich S. IX folgende Äußerung, die einem Proteſtanten, zumal gegenwärtig, höchſt bedenklich erſcheinen muß:

Wenn man erwägt, daß in dem ganzen Buche der Proteſtantismus als ein entſchiedener Fortſchritt in der Offenbarung des chriſtlichen Geiſtes dargeſtellt iſt; wenn man bedenkt, daß bereits die Zeit vorhanden iſt, da man nicht ſo feſt den feindlichen Gegenſatz beider Bekenntniſſe als vielmehr ihre endliche Wiedervereinigung ins Auge zu faſſen ſich gedrungen (?) fühlt; wenn man endlich in Überlegung zieht, daß gerade in der freien Anerkennung jedes Trefflichen an der Gegenpartei der echte Proteſtantismus in ſeiner tiefſten Eigenthümlichkeit ſich offenbart: ſo wird man dem Verf. wol eher Dank wiſſen, daß er auch in dieſer Beziehung hinter den Ergebniſſen der gründlichern Forſchungen unſerer Tage nicht zurückbleiben wollte.

Jeder Kundige ſieht, wie hier das Wahre, welches in dieſer Tirade liegt, zur Caricatur entſtellt iſt. Wahr iſt, daß nur der echte Proteſtantismus im Stande iſt, das Gute anzuerkennen, ſelbſt wenn er es bei der Gegenpartei findet; zu wünſchen iſt, daß der feindliche Gegenſatz einem freien wechſelſeitigen Anerkennen weichen möge: aber ein gefährlicher Irrthum iſt es, daß dieſe wechſelſeitige Anerkennung bis zu einer Wiedervereinigung beider Bekenntniſſe führen könne und ſolle; eine thörichte Erwartung iſt es, daß eben jetzt die Zeit auch nur zu einer Annäherung vorhanden ſei. Der Verfaſſer des Buchs gehört, nach ſeinem philoſophiſchen Bekenntniſſe, der Identitätsphiloſophie an und ſollte daher wiſſen, daß die Identität zweier Glieder nicht in einer Vereinigung, ſondern in einem höhern Dritten als ihrer Wahrheit zu ſuchen iſt. Dieſes höhere Dritte iſt unſtreitig das geiſtige Chriſtenthum, die wahrhaft allgemeine, aber unſichtbare Kirche. Die Anerkennung dieſes höhern Dritten, Unſichtbaren, über dem Haupte beider Confeſſionen Schwebenden iſt es, um die es ſich allein handeln kann, und in welcher eine aufrichtige, wechſelſeitige Anerkennung beider Confeſſionen allein denkbar und wünſchbar iſt. Ref. will übrigens wünſchen, daß dieſe in Ausſicht geſtellte Wiedervereinigung nur im Kopfe des Verf. ihren letzten Grund hat. Schlimm, in jeder Beziehung ſchlimm wäre es, wenn Letzterer etwa aus der Schule geſchwatzt, wenn er ſein Buch etwa in Auftrag geſchrieben, es ſelbſt aber die Beſtimmung hätte, dem proteſtantiſchen Religionsunterrichte auf den höhern Lehranſtalten Baierns zu Grunde gelegt zu werden. Es könnte in Verbindung mit Leo's Univerſalhiſtorie, die auf bairiſchen Gymnaſien eingeführt werden ſoll, allerdings einen Weg bauen helfen nach Rom. Die Sache ſcheint wichtig genug, um vorliegendes Buch etwas näher unter dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. Zuvörderſt dürfen wir den Naturforſchern, Aſtronomen u. ſ. w. die frohe Botſchaft bringen, daß ſie die Räthſel der Welt und Natur auf eine ebenſo entſchiedene als anmuthige und ganz leichte Weiſe gelöſt finden werden. Der Verf. weiß z. B. ganz beſtimmt, daß die Sonne der Mittelpunkt des Sternenhimmels iſt, daß die Fixſterne ſelbſt nur Lichtweſen ſind, die ſich nur um ſich ſelbſt bewegen u. ſ. w. Seine letzten Gründe ſind natürlich Bibelſtellen. So wird denn auch der Menſch als das vollkommenſte Geſchöpf, nicht blos der Erde, ſondern der Welt, die Erde ſelbſt folglich als einziger Menſchenwohnort bezeichnet. Ref. hoffte hier auch, als in höherer Naturforſchung begründet zu finden, worauf dermalen ſehr fromme und dabei wiſſenſchaftlich gebildete Proteſtanten ängſtlich bedacht ſind, daß nämlich die Erde wieder ſtill ſtehe und die Sonne ſich um ſie herumbewege. Allein er hat es da, wo er es zu finden hoffte, vergebens geſucht. Inzwiſchen das ſind Kleinigkeiten. Etwas bedenklicher wird wieder eine Stelle S. 109, wo von den neuteſtamentlichen Schriften geſagt wird, daß ſie nicht eigentlich als die Grundlage der

christlichen Religion, sondern nur als eine Erscheinung derselben anzusehen seien; denn die christliche Lehre, das äußere Wort solle zum lebendigen, ewigen Worte führen. Ist das nicht beinahe des Dr. Strauß Ansicht? Macht es aber nicht ebenso gut einer katholischen Anerkennung der Tradition, der Autorität priesterlicher, klerikalischer, hierarchischer Schriftauslegung als der alleinwahren, alleingültigen, vom heiligen Geiste ausgegangenen Bahn? Bedenklich scheint ferner S. 113 die Aeußerung, daß sich in Christo und den Seinigen der Sternenhimmel der Menschengeschichte vollendet habe, nach welcher sich von nun an noch drei, die höhere, geistige Seite der Geschichte darstellende Perioden ergeben, deren erste die des Aufschwunges (katholische Kirche), die zweite das Herabsinken (des Katholicismus und der Protestantismus!), die dritte die wahrhafteste Erhebung über das Irdische sei. Wie kommt dieser, nur etwas realistische Hegelianismus und die Ammon'sche Perfectibilität des Christenthums in die Orthodoxie? S. 117 läßt sich der Verf. über das Entstehen der katholischen Kirche so vernehmen:

Daß der Heiland dem Apostel Petrus, indem er ihm die Schlüssel des Himmelreichs versprach und ihn für den Felsen erklärte, auf welchem er seine Gemeinde erbauen wolle, einen gewissen äußerlichen Vorzug, nicht wegen seines Glaubens, von welchem auch die andern Jünger (doch auch!) beseelt waren, sondern wegen der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit und Thatkräftigkeit eingeräumt habe, hierüber sind wol alle unbefangenen Schriftforscher unserer Zeit einig. (Wie?) Ebenso ist auch nicht (?) zu bezweifeln, daß Petrus Vorsteher der christlichen Gemeinde zu Rom gewesen und den Märtyrertod daselbst gestorben sei. Zudem lehrt die Geschichte (hört!), daß sein hoher und starker Geist auch auf seine Nachfolger im römischen Bischofthume, welche sich fast insgesammt (?) durch eine großartige Thätigkeit und einen unerschütterlichen Muth im Leiden auszeichneten, übergangen sei. — So hatten sich denn die römischen Bischöfe schon in den frühesten (?) Zeiten einer gewissen Auszeichnung vor allen übrigen Vorstehern der christlichen Gemeinden zu erfreuen.

Ist das die Sprache eines protestantischen Religionslehrers oder eines gewissenhaften Historikers? Nein, und noch einmal nein und ewig nein! Aber wol ist es die Sprache eines — Jesuiten, der, leise auftretend, junge Protestanten, welche die Geschichte nicht kennen, berücken möchte. Ebenso protestantisch und historisch gewissenlos wird dann das segensreiche Wirken des Papstes geschildert, als ob von ihm und von ihm allein die Glaubensboten ausgesendet worden wären; ebenso werden die Mönche in ihrer Wirksamkeit, die zum Theil in damaliger Zeit allerdings wohlthätig war, aber dennoch höchst übertrieben mit abgeschiedenen seligen Geistern verglichen, während jedermann weiß, daß der größte Theil von diesen seligen Geistern — Speckbäuche statt der verklärten Leiber trug.

Auch die Verehrung der Heiligen — heißt es S. 120 — hat in hohem Grade wohlthätig gewirkt, und Diejenigen irren gänzlich, welche dieselbe geradezu als Götzendienst verschreien, indem die Menge dieser Glaubenshelden unsern Herrn und Heiland nicht verdecken, sondern gerade in höherm Glanze offenbaren und dem Gemüthe jedes Gläubigen um so näher bringen sollte.

Das Sollen mag zum Theil wahr sein; aber daß die Heiligenverehrung trotzdem in der Wirklichkeit nichts Anderes als Götzendienst war und noch ist, das kann auch eine hier angeführte Stelle aus Friedrich v. Raumer, welche eine ästhetelnde Deutung des mittelalterlichen Bilderdienstes enthält, nicht widerlegen. Jedenfalls ist es keine Lehre, die der protestantischen Jugend in ihrem confessionellen Unterrichte eingeprägt werden darf. Ebenso geschichtswidrig und protestantisch gewissenlos ist die Schilderung des Verhältnisses von Papstthum und Kaiserthum. Letzteres wird die heilige Schirmherrschaft genannt, welche und mit welcher die eigentliche Weihe der weltlichen Macht vom römischen Bischof ausgegangen sei. Dies ist ultramontanes Identificiren des Papstes und der Religion. Daß Karl der Große selbst, dem der Bischof von Rom nicht mehr galt als sein Hofkaplan, dem Papste eine solche Bedeutung gegeben, ihn mit der Religion identificirt habe, ist eine historische Lüge. Karl der Große führte selbst kirchliche Anordnungen ein und durch, ohne und wider den Willen des Papstes. Weiter soll der Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum nur durch den Uebermuth der weltlichen Macht veranlaßt, vom Papste aber längere Zeit mit hoher Würde geführt worden sein. Wie lange denn? Gregor VII. selbst hat seinen Kampf gegen den Kaiser zwar mit Energie, aber oft genug ohne Würde geführt; denn politische Winkelzüge, Lügen, Aufhetzen der Unterthanen gegen den Regenten verträgt sich nicht mit dem Begriffe der Würde. Allein alles das sind Dinge, worüber gar kein Streit mehr sein sollte, und es ist daher trostlos, gegen einen protestantischen Religionslehrer dergleichen geltend machen zu müssen. Ref. will zwar nicht leugnen, daß der Verf. später auch von Übergriffen des Papstes in die Rechte des Staates, von höchst unwürdigen Nachfolgern Bonifacius' VIII. und von äußerstem Frevel spricht, den sie sich haben zu Schulden kommen lassen; aber dies und die Ausartung der Geistlichkeit läßt sich leider nicht leugnen, und das Eintreten einer Reformation wäre sonst gar nicht zu begreifen. Allein die Nothwendigkeit dieser wird nicht, wie es ein Protestant ansehen kann, darf und soll, daraus abgeleitet, daß der Katholicismus von Anfang an als eine Verendlichung des Christenthums aufgetreten und so unabänderlich zu dem hohlen Schein- und Lügenwesen hingetrieben worden sei, in welchem er sich uns schon Jahrhunderte lang vor der Reformation darstellt. Die Bedeutung des Protestantismus wird aber dann hinterdrein wieder richtig hervorgehoben. Als Grund, warum der Katholicismus sich neben dem Protestantismus erhalten habe, wird angegeben:

Beide Kirchen sollten offenbar eine lebendige Wechselwirkung aufeinander ausüben, und zwar die eine, welche bereits zu einer Art von Vollendung gediehen, in derselben aber auch starr geworden war, durch Theilnahme an der Fortentwickelung der andern neu beseelt, diese letztere aber durch das ruhige Fortbestehen der erstern gegen die großen Gefahren, welche bei ihrer freien Entfaltung sich ihr ergeben mußten, einen gewissen Schutz, eine gewisse Sicherheit finden.

Die Wahrheit, die in dieser Ansicht liegt, ist zwar

keineswegs eine unbedingte; aber gerade wenn man sie anerkennt, kann man nicht zugleich von einer Vermischung beider Confessionen und Kirchen, wie der Verf. thut, Heil erwarten. Als Mission des Protestantismus wird dann weiter angegeben, daß er eine Versöhnung des Wissens und des Glaubens anzubahnen bestimmt gewesen sei; denn ganz sei es ihm nicht gelungen. In Aussicht wird aber eine allgemeinere und tiefere Herrschaft des wahren Christenthums gestellt, die dem Verf. freilich in einer Wiedervereinigung von Protestantismus und Katholicismus besteht. Den Weg zu diesem, ihm wünschenswerthen Ziele bezeichnet er so:

Nur allmälig kann die protestantische Kirche in eine gewisse Äußerlichkeit, über welcher sie jedoch die ihr wesentliche Innerlichkeit nicht verlieren soll, übergehen und so in der herrlichen Ausbreitung sich darstellen, die ihr gegenwärtig noch mangelt, und vermöge deren sie der katholischen Kirche in mancher Beziehung wieder ähnlicher werden wird, als man jetzt vielleicht glauben mag. Wenn sie indessen auch dahin gelangt sein wird, so ist doch hiermit noch nicht das Ende erreicht, welches in der Schöpfungsgeschichte mit der Erscheinung des Menschen bezeichnet ist. Da wird denn, gleichwie der Mensch der wahre Inbegriff der ganzen Schöpfung ist, alles bisher in der Geschichte getrennt Erschienene in seliger Vereinigung sich darstellen und so der heilige Sabbath gefeiert werden, welcher dem Kampfe noch vorangehen soll.

Wir könnten uns die Verschiebung jener seligen Vereinigung bis aufs tausendjährige Reich gefallen lassen, wenn wir nicht wüßten, daß gar Viele in der Sehnsucht nach demselben sich und Andern einbildeten, es sei bereits vor der Thüre, und man solle es lieber heute als morgen nicht etwa ruhig erwarten, sondern möglichst hastig herbeiführen. Allein wir Protestanten sollen und wollen gegen solche Herbeiführung durch eine vorläufige Vereinigung des Protestantismus mit dem Katholicismus so lange protestiren, als er sich nicht selbst dem Protestantismus, als demjenigen christlichen Bekenntnisse, welches als geistigere Auffassung des Christenthums der Wahrheit näher steht, einzuverleiben Lust bezeigt. Eine jede Annäherung an den Katholicismus, wenn er auch nicht mehr Papismus wäre, kann uns daher nur als ein Rückschritt, nie als ein Fortschritt erscheinen; derjenige Protestant aber, der uns einen solchen Rückschritt als Fortschritt anpreisen möchte, weiß entweder nicht, was er will und soll, oder ist schon, vielleicht ohne es selbst recht zu wissen, ein — Kryptokatholik. 72.

Schauspieler-Novellen von L. Schneider. Zwei Bände. Berlin, Hayn. 1839. 8. 2 Thlr.

Der Autor, gewiß einer der thätigsten unserer Zeit, vielleicht unserer Literatur überhaupt, bringt uns hier abermals ein Werk seiner Feder dar, welches eine ganz eigenthümliche Färbung hat. Man kann allerdings in einem gewissen Sinne diesem Schriftsteller tadelnd vorhalten, daß ein Unterschied zwischen multa und multum bestehe; allein auch das multa hat sein Gutes, und wem einmal die Gabe des multum nicht geworden, der wird sie auch durch ein minimum der Production nicht erwerben. So wollen wir denn lieber das Gute in dem Dargebrachten anerkennen, als die für jedes Auge leicht zu Tage liegenden Schwächen zu scharf hervorheben. Der Verf. ist Schauspieler; man urtheile über sein Talent als solcher, wie man wolle, so viel ist gewiß, daß selten ein Künstler ein so mannichfaltiges Wissen über sein Fach besitzen wird wie er. Er ist berühmt durch seine Belesenheit in der General- und Specialgeschichte der Theater, in Allem, was dahin einschlägt, und seiner antiquarischen Kenntniß alter Schauspiele, Repertorien u. s. w. Wenn man schon an einem so objectiven Talent wie Novalis die Bemerkung machte, daß er da, wo er auf dem Boden seines Lebensberufes stand, nämlich als Bergmann, am bezeichnendsten, sinnreichsten, ergreifendsten schrieb, so wird ein subjectives Talent wie das unsers Verf. noch viel mehr Hülfen und Nutzen in sicherm Wissen, das in succum et sanguinem übergegangen ist, und durchgelebten Zuständen finden. Auf solche basirt sich das vor uns liegende Buch, dessen Inhalt durch seinen Titel zwar bezeichnet, aber doch nicht klar angegeben wird. Es heißt: „Schauspieler-Novellen"; das will sagen, der Verf. gibt uns eine Anzahl Darstellungen aus dem Leben und den Begegnissen berühmter Schauspieler und fundirt dabei seine dichterischen Inventionen auf die großen detaillirten Kenntnisse, die er von den Theaterzuständen der verschiedenen Perioden, die er behandelt, besitzt. Er beginnt mit Shakspeare; dann springt er nach Deutschland über und zeigt uns, wie fremde Kunst im vorigen Jahrhundert an den Höfen der Fürsten ihr Lager aufgeschlagen hatte, in einer Skizze aus dem Zeitalter August's des Starken, „Angelo Constantini" benannt. Ein Seitenstück dazu bildet die Novelle: „Die Neuberin", welche das vielbekannte Begräbniß des Hanswurfts, durch diese Schauspielerin und Gottsched veranstaltet, und den später daraus entstandenen Zwist beider Genannten behandelt. „Jenny Verbrugger" gibt uns eine Schilderung aus einer spätern Zeit des englischen Theaters, in welcher wol die Erfindung ziemlich frei mit den Ereignissen umspringt. „Hippolyte de la Tude Clairon" führt uns Voltaire und seine Zeit und einige interessante Lebensmomente aus der Geschichte dieser großen Künstlerin und spätern Geliebten des Markgrafen von Baireuth vor. „Juan Maiquez" behandelt Ereignisse der neuesten Zeit in Spanien. Dies wäre das erste Bändchen. Im zweiten treffen wir „Molière", „Iffland", „Ruy Terres" (eine portugiesische Geschichte, wobei jedoch das dortige Theater wenig in Betracht kommt, muthmaßlich nur ein erfundener Stoff), „Joseph Edler von Brunian" (Director des ständischen Theaters zu Prag), „Aurore Bursay" (eine Actrice des vom Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg unterhaltenen Theaters) und „Talma". Die Schwäche aller dieser Novellen liegt in Dem, was dichterische Erfindung darin sein soll; ihr Werth aber liegt in Dem, was Abspiegelung der Zeiten und Zustände ist. Der Autor hat, wie gesagt, darin einen Schatz von Kenntnissen, Notizen, auch wol bildlichen Anschauungen aus Kupferwerken u. dgl. zu seinem Gebot, der uns eine Menge belehrenden und unterhaltenden Stoffes darbietet. Der Hauch des Dichterischen verklärt seine Figuren zwar eben nicht, aber sie haben eine sehr treue, wenn auch bisweilen zu detaillirte Wirklichkeit. Wenn wir einen Vergleich, der freilich wie alle, nur Eine, jedoch eine Hauptseite des Buches versinnlicht, gebrauchen sollten, so würden wir sagen: der Verf. zeigt uns ein Wachsfigurencabinet, wo die Gestalten verschiedener Völker und Jahrhunderte versammelt sind. Der Künstler wird sich nicht an ihnen wie an einem Antikensaal erbauen und erheben, allein der Beschauer wird sich sagen: es ist mir lieb diese Leute, von denen ich so Manches gehört, einmal von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Daß nicht hier und da eine Figur aus der Idee uns für ein Portrait gegeben wird, wollen wir übrigens nicht behaupten; die Mehrzahl sind solche möglichst getreue Bildnisse, so getreu fast wie die Portraits Denner's in ihren zufälligen Zügen. Wie uns nun dergleichen Gestalten, auch alte Geräthe, Rüstkammern, Raritätensammlungen lebendig in die Zeiten versetzen, denen sie angehören, so dieses Buch. Daneben verfolgt aber der Verf. noch einen höher gerichteten, ehrenwerthen Zweck. Er macht seine Kunst,

Digitized by Google

die des Schauspielers, zum Thema vielseitiger Discussionen und geht bei der Gelegenheit die Ansichten durch, welche, wenn auch nicht mehr so laut wie sonst, noch laut und verkehrt genug gegen den Stand des Schauspielers als solchen geltend gemacht werden. Es ist wahr, man begräbt, in Deutschland wenigstens, die Schauspieler jetzt auf dem Kirchhofe; allein man trägt doch z. B. in manchem Staate Bedenken, selbst den verdientesten, ehrenwerthesten Mitgliedern des Theaters einen Orden zu geben, den der jämmerlichste Bureauexpedient, vollends aber der fadeste Hofjunker erhalten darf. Welche Lächerlichkeit! Wenn des Autors Buch auch weiter kein Verdienst hätte, als gegen diese elende Ansicht zu kämpfen, so wollten wir es schon deshalb willkommen heißen. 82.

Aus Italien.

Es ist, seit sich allenthalben die historische Forschung auf die alte Gesetzgebung richtet und ihre verborgenen Schätze ans Licht zieht, auch in Italien der Wunsch rege geworden, eine Sammlung der Statuten sämmtlicher italienischen Städte zu veranstalten; und zu einem solchen historischen Gebäude der Gesetzgebung dieses Landes ist jetzt durch die auf Antrieb des Königs von Sardinien von einer Gesellschaft piemontesischer Gelehrten besorgte Herausgabe der „Historiae patriae monumenta. Edita jussu regis Caroli Alberti. Leges municipales." (Turin 1838, Fol.) der Grund gelegt. Die Sammlung enthält die zum ersten Male im Druck erschienenen Statuten von folgenden, zum jetzigen Königreich Sardinien gehörenden Städten, nämlich von Suza, Aosta und Nizza, von dem Consulat von Genua, von dem Amte dieser Republik für die Verwaltung der Colonien am schwarzen Meere, dem sogenannten officium Gazariae (weil Gazaria der Name war für jene Niederlassungen); ferner von der Stadt Turin, von der Gesellschaft des San-Giorgio di Chieri, eines jener Staaten im Staate, wie sie im Mittelalter so häufig vorkommen, wo bei ungenügendem Schutz von Seiten der allgemeinen Regierung sich Gesellschaften mit dem Zweck der Selbstvertheidigung bildeten, endlich von Casale, Ivrea und Moncalieri. Jedes dieser Statuten, welche sich in drei Classen bringen lassen, nämlich in kaiserliche und fürstliche Städten und Gemeinden ertheilte Privilegien, in Statuten von autonomen Municipien oder wirkliche Volksbeschlüsse, und in die Verordnungen von Corporationen, für die es der Erlaubniß oder Bestätigung des Fürsten bedurfte, ist von seinem Herausgeber mit einer besondern Vorrede begleitet, in welcher die Umstände, welche mit dem Statut verknüpft sind, auseinandergesetzt werden. In einer dem Ganzen vorangestellten allgemeinen Vorrede spricht der Graf Federico Silopis von dem Zweck der Sammlung, von dem Charakter der darin mitgetheilten Documente, von dem Unterschiede des Municipalrechts und der städtischen Privilegien und meint namentlich in Betreff des Municipalrechts, über dessen Ursprung drei verschiedene Hauptansichten herrschen, indem Sigonius die Freiheit der italienischen Städte von den Bewilligungen Kaiser Otto's I. herleitet, Muratori aber der von den Römern herstammenden Municipalverfassung eine unterbrochene Dauer gibt und endlich Leo für die italienischen Städte den nämlichen Ursprung wie für die deutschen Reichsstädte annimmt, über diesen Punkt meint der Graf Silopis, daß die römische Municipalverfassung, wenngleich in der Anwendung auf kleine Localgeschäfte beschränkt, in Italien niemals aufhörte, daß sie von den Bischöfen, als diese an Macht zunahmen, begünstigt und von Otto I. durch dessen Bewilligungen vergrößert ward. Diese Ansicht von dem Fortbestehen der römischen Municipalverfassung in Italien stimmt auch mit der Savigny's in seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" überein und für Spanien wie für Frankreich (von Raynouard) ist in neuester Zeit dasselbe erwiesen worden.

Der Großherzog von Toscana hat neulich für sein physikalisches und naturhistorisches Cabinet das berühmte Museum Micheli-Targioni angekauft, eine wichtige Sammlung toscanischer Mineralien, die von dem ausgezeichneten Botaniker und Naturhistoriker Pier Antonio Micheli angefangen, von dem Dr. Giovanni Targioni fortgesetzt wurde und nun in der Ordnung, welche ihn von diesem gegeben wurde, aufbewahrt werden soll. Giovanni Targioni ist auch Verfasser der „Viaggi per la Toscana", eines Werkes, in welchem von ihm schon die jetzt herrschend gewordenen geologischen Ansichten mit der größten Bescheidenheit angedeutet wurden. 161.

Bibliographie.

Cassagnac, A. Gr. von, Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Nach dem Französischen von H. H. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 2 Thlr.

Castelli, J. F., Erzählungen von allen Farben. 3 Bändchen. Gr. 12. Wien, Tendler u. Schäfer. 2 Thlr. 18 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 10tes Heft. Franz bis Furianetto. Gr. 8. 8 Gr.

Ellendorf, J., Historisch-kirchenrechtliche Blätter für Deutschland. 1sten Bds. 1stes Heft. Gr. 8. Berlin, Reimer. 14 Gr.

Engelsberg, L., Dramatische und lyrische Versuche. Gr. 12. Wien, Tendler u. Schäfer. 18 Gr.

Fischer, F., Kriegs-Listen oder außerordentliche Kriegsthaten, gesammelt aus den Kriegen aller Zeiten. 8. Erfurt, Otto. 6 Gr.

—, L., Das falsche Märtyrerthum oder die Wahrheit in der Sache der Stephanianer. Gr. 8. Leipzig, Künzel. 18 Gr.

Glümer, Ch. von, Novellen. Parteienrache. Was uns bleibt? 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1 Thlr.

Heilbutt, E. M., Salomo Levy Steinheim, Doctor der Medicin in Altona, vor dem Forum der öffentlichen Meinung. 8. Altenburg, Helbig. 6 Gr.

Klöden, K. F., Über die Entstehung, das Alter, und die früheste Geschichte der Städte Berlin und Kölln. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanisirung slavischer Gegenden. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 2 Thlr.

Müller, A., Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. Gr. 8. Berlin, Schultze. 1 Thlr. 12 Gr.

Nork, F., Rabbinische Quellen und Parallelen zu neutestamentlichen Schriftstellen. Gr. 8. Leipzig, Schumann. 2 Thlr. 12 Gr.

Genfer Novellen. Nach dem Französischen von R. Töpffer. Herausgegeben von H. Zschokke. 2 Bändchen. Gr. 12. Aarau, Sauerländer. 2 Thlr.

Reiche, K. F., Friedrich der Große und seine Zeit. 1ste Lief., mit 2 Stahlstichen. Breit gr. 8. Leipzig, Kollmann. 8 Gr.

Rösе, F., Gedichte. 8. Hamburg, Meißner. 8 Gr.

Schildener, Das Gottesbewußtsein im Volksrechte der Germanen, nebst einigen Betrachtungen verwandter Art über die neuere Zeit. Gr. 8. Greifswald, Koch. 8 Gr.

Schleier, L., Merkantilische Streifzüge. Aphorismen über Handel, Kaufleute und kaufmännische Bildung. Gr. 8. Leipzig, Klinkhardt. 12 Gr.

Schubart's, C. F. D., gesammelte Schriften und Schicksale. 1ster Band. Schubart's Schicksale. 1ster Band. 8. Stuttgart, Scheible. 12 Gr.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift. 2tes Heft. 1839. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Vogl, J. N., Klänge und Bilder aus Ungarn. In Dichtungen. Gr. 12. Wien, Tendler u. Schäfer. 18 Gr.

Wieseler, K., Zur Auslegung und Kritik der apokalyptischen Literatur des Alten und Neuen Testaments. 1ster Beitrag. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 129. — 9. Mai 1839.

Altdeutſche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erſter Band und zweiten Bandes erſtes und zweites Heft. Leipzig, Brockhaus. 1836—38. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Von der Zeit an, wo ſich, vornehmlich auf Leſſing's Anregung, der ältern deutſchen Literatur zuerſt wieder eine lebhaftere und etwas allgemeinere Theilnahme zuzuwenden begann, bis heute haben die Männer, welche ihre Kräfte der Wiedererweckung und der Erforſchung jener Literatur widmeten, nicht blos auf die größern Denkmäler derſelben ihren Blick und Fleiß gerichtet; ſie ſind nicht weniger darauf bedacht geweſen, auch für die Erhaltung und Bekanntmachung der minder umfangreichen zu ſorgen und von Demjenigen, was im Verlaufe der Zeit bereits zertrümmert worden, wenigſtens eben die Trümmer zu ſammeln und vor dem völligen Untergange zu retten. Aus dieſem Streben iſt eine nicht geringe Anzahl von Werken hervorgegangen, die mehr oder minder ausſchließlich für die Sammlung kleinerer Reſte der altdeutſchen Literatur, womit ſich die Aufnahme von Unterſuchungen, Nachrichten, Bemerkungen über einzelne Partien und Punkte aus der Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache von ſelbſt und ungezwungen verband, unternommen wurden. An die Reihe dieſer Sammelwerke, die wir übrigens hier weder aufzuzählen noch nach ihrem allerdings ungleichen Werthe zu charakteriſiren beabſichtigen, ſchließen ſich als jüngſtes Glied die „Altdeutſchen Blätter" an, mit deren Betrachtung wir es hier allein zu thun haben. Wir ſagen abſichtlich Betrachtung, weil wir uns nur auf eine ſolche einlaſſen werden, keineswegs eine gelehrte Recenſion zu liefern gedenken. Dieſe, und was zu ihr gehört, die Kritik des Planes, den ſich die Herausgeber vorgezeichnet, wie des Verfahrens, welches ſie und die Freunde, von denen ſie unterſtützt worden ſind, bei den einzelnen mitgetheilten Stücken befolgt haben, die genaue Abwägung und Abſchätzung des Ertrags, den ihr Unternehmen für die Wiſſenſchaft abgeworfen hat, alles dieſes überlaſſen wir den gelehrten kritiſchen Zeitſchriften. Wir thun dies um ſo williger, als eine ſolche gelehrte Prüfung recht eigentlich in ihren, nicht aber in den Bereich d. Bl. gehört, und um ſo lieber, je gereiftere und beſonnenere Beurtheilungen wir in ihnen noch über ein Werk zu leſen hoffen dürfen, über das ſie zwar zur Zeit noch ſo gut wie gänzlich, gewiß aber nur aus Bedachtſamkeit geſchwiegen haben, da es doch zu bedeutend in dem Kreiſe der Wiſſenſchaft, zu dem es gehört, zu ſein ſcheint, als daß wir annehmen dürften, ſie, die ja ſonſt auch ganz Geringfügigem gern die kritiſche Fackel ins Geſicht halten, wollten es ganz unbeachtet laſſen, oder mit bloßer, kahler Inhaltsanzeige abfertigen. Dieſe, die Inhaltsanzeige nämlich, wenn auch nicht gerade eine ganz kahle, genügt nächſt einer kurzen Angabe der Abſicht, welche die Herausgeber verfolgen, für unſere Zwecke freilich vollkommen, und wir denken uns auch nur hierauf zu beſchränken. Nur die Bemerkung mögen wir nicht unterdrücken, daß die „Altdeutſchen Blätter" dem Standpunkte reifer Wiſſenſchaftlichkeit, zu welchem die deutſche Philologie ſeit nicht eben langer Zeit, vornehmlich durch die Schöpfung der hiſtoriſchen Grammatik und die Ausbildung der feinſten, ſorgſamſten Kritik gediehen iſt, auf eine würdige Weiſe entſprechen, und daß insbeſondere die Behutſamkeit, die ſtrenge Genauigkeit, welche wir hier bei der Herausgabe neu zu Tage geförderten literariſchen Stoffes angewendet finden, Anerkennung und Dank verdient, um ſo mehr, als eben von jener Genauigkeit, die freilich bei jeder wiſſenſchaftlichen Arbeit am Platze iſt, in dem bezeichneten Falle, wir möchten ſagen, alles Heil abhängt und durch ihre Vernachläſſigung ſo manche frühere Entdeckung beinahe nutzlos geworden iſt. Wenn wir dieſes Lob ausſprechen, ſo thun wir vielleicht etwas Überflüſſiges, keineswegs aber wollen wir dadurch jenen künftigen Recenſenten vorgreifen. Lügen ſtrafen werden ſie uns ſicherlich nicht, ſie werden daſſelbe Urtheil, nur entwickelter und gehörig belegt abgeben, das wir nur ganz allgemein hinſtellen konnten, und das wir, wenn auch nach beſter Überzeugung, doch faſt blos deshalb vorausgeſchickt haben, weil wir diejenigen unſerer Leſer, die nun einmal ein unumwunden ausgeſprochenes Urtheil für ein unentbehrliches Kopf- und Schwanzſtück einer kritiſchen Anzeige halten, nicht unbefriedigt laſſen wollten.

Die Abſicht, welche die Herausgeber zu ihrem Unternehmen vermocht und bei demſelben geleitet hat, iſt ſchon im Eingange unſerer Anzeige von uns angedeutet worden. Sie iſt im Weſentlichen die nämliche, der auch die frühern hierher gehörigen Sammelwerke ihr Entſtehen verdanken.

Während aber viele von diesen, wenn auch ursprünglich allein oder vorzugsweise auf Literatur und Sprache gerichtet, außer diesen noch andere Seiten des deutschen Alterthums in ihren Kreis zogen, während ebenso auch der Aufseß-Mone'sche „Anzeiger", den wir deshalb namentlich anführen, weil er das einzige Unternehmen ähnlicher Tendenz ist, das noch jetzt neben den „Altdeutschen Blättern" fortgeführt wird, sich noch auf die Geschichte, auf das Recht, auf die realen Alterthümer u. s. w. erstreckt, haben sich die Herausgeber der „Altdeutschen Blätter" ihre Grenzen genau und weit enger gezogen, sodaß sie außer dem Philologischen im engern Sinne des Worts nur noch das Mythologische, wenn wir diese Bezeichnung hier brauchen dürfen, umfassen. „Die Sprache und Literatur, der Glaube, die Sagen und Märchen der deutschen Vorzeit" — dies sind die Gegenstände ihrer Blätter; hierher bezügliches Material bekannt zu machen und so dem Studium des deutschen Alterthums zur Benutzung darzubieten, ist ihr hauptsächliches Bestreben; aber auch „Abhandlungen und Bemerkungen, Auszüge und Nachträge zu wichtigen Büchern aus dem bezeichneten Kreise" finden hier ihren Platz. Wir wissen zu gut, wie weit sich der Begriff Studium, oder wenn das Wort hierbei erlaubt ist, Wissenschaft des Alterthums, des deutschen nicht weniger als des classischen, fassen und wie viel sich mit Bequemlichkeit in ihn hineinpacken läßt, als daß wir jenen andern Sammlungen deswegen, weil sie sich ihre Grenzen etwas weit gesteckt, oder wol gar eine genaue Bestimmung derselben ganz unterlassen haben, den Vorwurf eines unberechtigten Hinüberschweifens in fremdes Gebiet machen möchten. Nichtsdestoweniger sind wir davon überzeugt, daß ihnen ein strengeres und engeres Zusammenhalten in mannichfacher Hinsicht nützlich gewesen sein würde, und können die Beschränkung, welche die Herausgeber der „Altdeutschen Blätter" gleich von vorn herein jener Ungebundenheit vorgezogen haben, nur heilsam finden: sie scheint uns dem innern Gedeihen ihres Unternehmens ebenso förderlich gewesen zu sein, als sie ihm auch eine gewisse Abrundung und festere Haltung verleiht. Weder diesen Eigenschaften noch der Schicklichkeit des Titels, der ja ohnedem nur das Hauptsächliche zu bezeichnen hätte, geschieht durch eine Erweiterung der Grenzen in anderer Hinsicht, nämlich über das blos und eigentlich Deutsche hinaus, irgend Eintrag. Mit Recht wird in dem Vorworte bemerkt, daß Niederländisches und Englisches in altdeutschen Blättern nicht befremden könne, indem Deutsch auch hier statt eines unvorhandenen umfassenden Namens werde gelten dürfen. Ebenso wenig läßt sich gegen die Aufnahme lateinischer Stücke einwenden, wenn diese nur das echte Gepräge des Mittelalters tragen, nicht eben bloße Nachahmungen des Antiken sind, und wenn zwischen ihnen und der altdeutschen Literatur Beziehungen stattfinden. Und durch solche „theils offenbare, theils leisere Beziehungen" sind auch die dargebotenen Beiträge zur Kenntniß der altfranzösischen Dichtungen vollkommen gerechtfertigt, wie denn überhaupt eine allzu scharfe Absonderung nirgend weniger an ihrer Stelle ist, als in der gegenseitig sich erklärenden und ergänzenden Literatur des Mittelalters.

Den größten Theil der in den vorliegenden sechs Heften enthaltenen Mittheilungen haben die Herausgeber aus ihren eigenen Mitteln geliefert; aber auch Freunde ihres Unternehmens, von denen wir gleich hier die Brüder Grimm, Wilh. Wackernagel, Ferd. Wolf nennen, haben ansehnlich beigesteuert. Die Übersicht des Inhalts beginnen wir mit Dem, was seine Hauptmasse ausmacht, mit dem hier entweder zuerst oder besser als zuvor herausgegebenen literarischen Material, und stellen hierbei das der eigentlich deutschen Literatur Angehörige voran.

Für die Geschichte unserer epischen Poesie sind von vorzüglicher Wichtigkeit die zwei, durch eine nicht allzu große Lücke getrennten, von W. Wackernagel mitgetheilten (Bd. 1, S. 329 fg.) Bruchstücke eines sonst unbekannten Gedichts des 13. Jahrhunderts, das in den Kreis der deutschen Heldensage, und zwar der Dietrichssage fällt. Sie enthalten die lebhafte Schilderung eines Kampfes, den Dietrich von Bern, der aber auch hier erst, und zwar von Wolfhart, mit zornigen Worten angefeuert werden muß, mit Wenezlân, der ein König von Polen genannt wird, bestand, als er landflüchtig bei König Etzel verweilte. Das Gedicht selbst scheint Überarbeitung eines ältern, ebenso wie Dietleib und Dietrich's Flucht, neben die es sich, wie Wackernagel bemerkt, durch den höfischen Vers, die höfische Rede und, was damit verbunden ist, durch die willkürliche Behandlung des Sagenstoffes stellt, bei der sich aber doch auch in der Zweizahl der amelungischen Helden (außer Wolfhart wird nur Hildebrant noch erwähnt), statt der sonst gewöhnlichen Zwölfzahl, wie es scheint, das Echte und Ursprüngliche erhalten hat. Leider sind von den 500 Versen viele arg verstümmelt, da die Pergamentblätter, auf denen sie stehen, zum Einbande verwendet worden waren. Wie viel auf diese Weise, daß man, zum Theil schon in früher Zeit, Handschriften zum Einbande von andern, später von Büchern frischweg verbrauchte, zerstört worden ist, das zeigt sich, seitdem mit der fortschreitenden Ausbildung des Studiums auch die Aufmerksamkeit auf die Überreste unserer alten Literatur sich noch gesteigert hat, immer mehr; von so manchem schönen und bedeutenden Ganzen vermag scharfsichtiger Fleiß, der sich allerdings durch mehr als eine neuere Entdeckung, vor allen durch die so höchst bedeutende der althochdeutschen wiener Fragmente zu unverdrossenem Nachspüren hinlänglich angeregt fühlen kann, nur noch einzelne, oft spärliche Trümmer auf eingeklebten Pergamentblättern und Streifen aufzufinden. Auch von den drei ganz vereinzelten, Bd. 2, S. 148 fg., abgedruckten Bruchstücken eines Gedichts aus dem Kreise der Artussage, dessen Held Gawein, des Königs Artus Neffe, war, ist das eine, schon früher, aber mangelhaft herausgegebene so erhalten worden, und so noch Manches von dem Übrigen. Ein Bruchstück aus der „Nibelunge Noth", ein Papierblatt des 15. Jahrhunderts, ist Bd. 1, S. 47, zu kritischer Benutzung, die ihm auch durch Lachmann in den Anmerkungen zu den Nibelungen zu Theil gewor-

den, abgedruckt. Von kleinern epiſchen Gedichten machen wir das vielleicht von dem Stricker, einem ſehr fruchtbaren Dichter aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts, herrührende „Märe" (Bd. 1, S. 49 fg.), in dem die wunderbare Beſtrafung eines Königs erzählt wird, den Hoffart dazu bewog, ein Münſter allein, ohne fremde Beiſteuer bauen zu wollen, nur namhaft, ebenſo die ſcherzhafte, ziemlich derbe Erzählung von „Berchten mit der langen Naſe" (Bd. 1, S. 105 fg.), die für deutſche Mythologie von Intereſſe iſt (ſ. J. Grimm's „Deutſche Mythologie" 171). Die Erzählung von Alexander und Antiloie aber, aus dem 14. Jahrhundert (Bd. 1, S. 250 fg.), die bis jetzt nur durch eine höchſt mittelmäßige Überſetzung (in Ganzler's und Meißner's „Quartalſchrift", Bd. 1, St. 1 u. 3) bekannt war, hat uns des Inhalts und des muntern, friſchen Ausdrucks wegen zu gut gefallen, als daß wir nicht wenigſtens den erſten kurz referiren ſollten. Alexander von Macedonien begegnet, mit ſeinem Hofſtaat ausreitend, einem ſchönen Zwerge, der, einen Galander (Haubenlerche) auf der Hand, zierlich auf einem Pferdlein aus einem hohlen Stein herausgeritten kommt. Er grüßt den kleinen Wicht, und dieſen erfreut die ihm erwieſene Ehre ſo, daß er zum Dank ihn nicht blos die ihn begleitende, noch durch Hehlkleider unſichtbare Zwergenſchar, als deren König Antiloie er ſich ſelbſt zu erkennen gibt, ſehen läßt, ſondern ihn auch mit dem guten Rathe, daß er die böſen Schälke von Hof und Rath entfernen ſolle, und mit dem Verſprechen belohnt, ihm dieſe kenntlich zu machen. Alexander nimmt dies dankbar an, und bei einem Hoffeſte, das an einem Pfingſttage gefeiert wird, erſcheint Antiloie wieder, aber nur dem König ſichtbar, auf einem Stein am Thore des Schloſſes ſtehend, ſodaß alle Kommenden bei ihm vorbei müſſen. Wie ſich nun die Hofleute nahen, beginnt er ſein ernſtes Amt auf die luſtigſte Weiſe zu üben; zuerſt kommt der Thorwärter an die Reihe, dem er einen Schlag gibt, daß er hinſtürzt; dem Marſchalle, der nach dieſem kommt, geht es nicht viel beſſer; während der ſich nun mit ſeinem Hintermanne, von dem er ſich geſchlagen wähnt, herumzankt, trifft der Zwerg den Truchſeß ſo, „daß ihm das Ohr ſauſete und auch der Geiſt ergrauſete"; auch den Schenken verſchont er nicht, ja, nicht einmal den „höchſten Rathgeber" (wir würden ſagen Cabinetsminiſter)

dem gap er einen kropfstôz,
daz er im vor die fuezе schôz
und lange wile sô gelac
daz er weder gehôrte noch gesach.

Und ſo wird höchſt ergötzlich weiter geſchildert, wie alle böſen Räthe, alle Schälke tüchtig gezeichnet werden, ohne daß ſie wiſſen, von wem, ſodaß die Frage: „gêt hie der tiuvel umbe den rinc Oder sîn eldermuoter Und gît mit slegen fuoter?" ſehr natürlich erſcheint. Alexander ſetzt den Zwerg zu ſich auf den Stuhl, nimmt den von ihm auserkorenen Edeln zum Rathgeber, und ſeitdem bliben angespalden des küneges êre unde sin. Schließlich beklagt der Dichter, daß Antiloie nicht auch zu ſeiner Zeit, wo es doch nicht an Schälken bei Hofe fehle, noch ſein Amt übe, nur in Lucifer's Rath kann er den Grund, daß der Zwerg nicht mehr ſchlage, finden. Anwendungen auf unſere Zeit ließen ſich leicht machen und allerlei erbauliche Betrachtungen dabei anſtellen. Wir überlaſſen dies aber unſern Leſern, denn wir haben alle Urſache den Raum zu ſparen und uns vor jeder Abſchweifung zu hüten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Schul- und Unterrichtsweſen in Griechenland.

Ein Engländer äußert ſich in einem vom „Athenaeum" mitgetheilten Schreiben aus Athen folgendermaßen über das Schul- und Unterrichtsweſen des Königreichs Griechenland und insbeſondere der Hauptſtadt: „Die etwas über ein Jahr beſtehende Univerſität (*Πανεπιστήμιον*) beſitzt 30 Profeſſoren und 180 Studenten, welche letztere Zahl jedoch beträchtlich vermehrt werden wird, ſobald die jetzigen Schüler der Gymnaſien ihren Curſus auf denſelben vollendet haben werden. Die Facultäten der Univerſität ſind die gewöhnlichen der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philoſophie. In der erſtern werden täglich vier Vorleſungen gehalten, nämlich über Einleitung in die Heilige Schrift, über Kirchengeſchichte, über hebräiſche Alterthümer und über hebräiſche Sprache. In der juriſtiſchen Facultät ſind ſechs Profeſſoren angeſtellt, die über Handels-, Geſellſchafts- und Civilrecht, über römiſches, franzöſiſches und Strafrecht ſowie über Staatswirthſchaft leſen. Der Medicin ſind acht Profeſſoren zugewieſen. Die Philoſophie zerfällt in Archäologie, Mathematik, Moral, Philoſophie, Botanik, Geſchichte der alten griechiſchen Philoſophie, Zoologie, Mineralogie, einen Curſus der lateiniſchen Sprache und Literatur u. a. m. Von den 30 Profeſſoren ſind nur acht Deutſche, die übrigen Griechen. Für den Augenblick iſt indeß die Univerſität noch keine ſo wichtige Anſtalt wie das Gymnaſium; in dieſem zeigen die vollgedrängten Schulſtuben ſowie die ſichtbare Aufmerkſamkeit und Lernbegierde der Zöglinge, wie ſehr der Unterricht unter dem wiedererſtandenen Volke geſchätzt wird, und die Fortſchritte der jungen Leute ſind für den Unparteiiſchen wahrhaft bewunderungswürdig. Selbſt außer Schule und Haus bieten dem beobachtenden Fremden ſich zahlreiche Beiſpiele des ernſten Eifers und Fleißes dar, von dem die junge helleniſche Generation beſeelt zu ſein ſcheint, und es iſt nichts Seltenes, daß man in den ſtillen Winkeln der Felſen und Ruinen um die Akropolis Jünglinge antrifft, die Plato, Ariſtoteles oder einen andern Claſſiker zuſammen leſen. Vielleicht iſt es nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß gegenwärtig Schulbildung und gelehrter Unterricht von keinem Volke ſo ſehr geſchätzt wird wie von dem helleniſchen. Leider iſt die Zahl der Bücher in neugriechiſcher Sprache noch ſo ſehr gering und geſchieht nur wenig, dieſelbe zu vergrößern. Nichts könnte daher augenblicklich von wohlthätigern und heilſamern Folgen ſein als eine Geſellſchaft, die ſich die Überſetzung nützlicher Bücher ins Neugriechiſche zur Aufgabe machte."

„In dem Gymnaſium ſind acht Profeſſoren angeſtellt, und es zerfällt daſſelbe in drei Claſſen. In der erſten von dieſen wird Altgriechiſch, Lateiniſch, Geometrie, Moralwiſſenſchaft, Algebra und Logik gelehrt; in der zweiten Altgriechiſch, Geometrie, Algebra, Pſychologie und Geſchichte; in der dritten wiederum Altgriechiſch, Lateiniſch, Algebra, Geographie, Geſchichte, Franzöſiſch und Engliſch. Die Zahl der regelmäßigen Schüler beträgt 800; doch beſuchen noch außerdem ſehr viele einzelne und beſondere Zweige des Unterrichts, da dieſer, ebenſo wie auf der Univerſität, nichts koſtet."

„Mit dem Gymnaſium iſt noch eine in vier Claſſen getheilte hohe Schule verbunden, eine Art von Vorbereitungsanſtalt für jenes, die demnach von jüngern Zöglingen beſucht wird. Zur Bildung von Lehrern für ganz Hellas beſteht eine eigene Normalſchule, mit der eine Lancaſterſchule von etwa 200 Kna-

den verbunden ist. Eine andere Lancasterschule mit etwa 150 Schülern wird von dem Magistrate der Stadt Athen unterhalten. Ein andere Lancasterschule, blos für Mädchen bestimmt, besteht von den Beiträgen einer Gesellschaft, welche sich Freunde der Erziehung (Pädeiophilen) nennt. Zu diesen öffentlichen Anstalten kommt noch die bekannte, von etwa 500 Knaben und Mädchen besuchte und in mehre Classen getheilte treffliche Privatschule, welche von dem Amerikaner Hill nebst seiner Frau geleitet wird*), von denen sie vor fünf Jahren in einem recht hübschen Gebäude angelegt wurde. Die Achtung und das Vertrauen, dessen dieses pädagogische Ehepaar sich bei den Griechen, selbst bei den vornehmern erfreut, ist so groß, daß ihm erst kürzlich 50 junge Mädchen aus den besten Häusern übergeben wurden, um eine Erziehung zu erhalten, wie sie ihrer Stellung in der Gesellschaft angemessen ist. In Griechenland ist dies von großer Wichtigkeit, da hier unter den Nachwirkungen türkischer Sitten und Lebensweise die Erziehung des weiblichen Geschlechts bisher arg vernachlässigt wurde; jene 50 Mädchen können daher gleichsam als die ersten weiblichen Proselyten wahrhaft christlicher und europäischer Grundsätze in Hellas betrachtet werden."

„In allen griechischen Städten zusammengenommen findet man jetzt 4 Gymnasien, 12 Primairschulen und 180 Lancasterschulen, die theils von der Regierung, theils von den Gemeinden unterhalten werden. Leider aber ist das Unterrichtssystem auf dem Lande noch sehr mangelhaft, sodaß es auch da, wo Schulen bestehen, an fähigen Lehrern oder an guten Schulbüchern fehlt. Doch gibt es auf Syra außer den Handelsschulen noch eine große Knaben- und Mädchenschule, in der sich an 250 Schüler von jedem Geschlechte befinden; sie ist von der Missionsgesellschaft der englischen Kirche gegründet worden und in recht gutem Zustande." 145.

*) Der Amerikaner Stephens, den wir in d. Bl. zu erwähnen noch Gelegenheit haben werden, äußert sich in seiner „Reise durch Griechenland, die Türkei und Rußland" sehr lobend über diese Anstalt seines Landsmanns. Unstreitig haben die Amerikaner die Rolle von Verbreitern der Cultur, welche nicht den gelehrtesten, sondern den thätigsten und rührigsten Völkern gehört, jetzt schon übernommen, und es ist in der That keine gleichgültige Erscheinung diese Mission des Unterrichts aus einem von europäischen Flüchtlingen gegründeten Freistaate auf dem Boden, von wo aller Unterricht ausgegangen ist.

Notizen.

Die Dichterin Victoire Babois.

Madame Victoire Babois, die älteste unter den Dichterinnen Frankreichs, wurde den 8. März der Literatur und ihrer Familie durch den Tod entrissen. Vom großen Publicum war zwar unter so vielen politischen Aufregungen der Gegenwart die Dichterin ziemlich vergessen worden, aber nicht von den intimern Freunden der Dichtkunst. Ihre Elegien, welche 1805 veröffentlicht wurden, erwarben ihr den Beifall aller literarischen Notabilitäten und erlebten in kurzer Zeit drei Auflagen. Fontanes und J. Chenier lobten sie, der Satirist Lebrun bewunderte in ihren Versen zum ersten Mal die Verse einer Dichterin, und Geoffroy rief aus: „Wenn man weint wie Madame Babois, so sollte man niemals lachen." Ihre Nebenbuhlerinnen, die Frauen Dufrénoy, Tastu, Desbordes-Valmore, Waldor, die Prinzessin von Salm, waren zugleich ihre Freundinnen und blieben es, was für ihr Herz und Talent ein gleich günstiges Zeugniß ablegt; Herz und Talent aber waren bei ihr ein und dasselbe. Bis zum dreißigsten Jahre wußte sie selbst nicht, daß sie eine Dichterin war; der Tod einer geliebten Tochter machte sie dazu. Auch schrieb sie nichts, ihrer ersten Eingebung getreu, was nicht aus dem wahrsten und tiefsten Gefühle geflossen wäre. Aus der Liebe zum Vaterlande schöpfte sie 1815 ihre nationalen Elegien, später dichtete sie eine Epistel an Clotilde de Surville. Dann beschäftigten sie noch zwar immer philosophische, aber doch auch trotz aller Philosophie anmuthige, zarte oder ernste Dichtungen. Endlich, nach langer Unterbrechung, schien ihre Muse in aller frühern Frische wieder jung zu werden in einem Gedichte über das menschliche Leben, welches voll großer und hoher Gedanken ist, aber auch zugleich die Färbung tiefer Trauer an sich trägt. Es war ihr Schwanengesang. Geboren 1760 zu Versailles, starb sie zu Paris in der Mitte ihrer tief betrübten Familie.

Ein wichtiges Werk erschien bei Firmin Didot Gebrüder unter dem Titel: „Expédition scientifique de Morée, ordonneé par le gouvernement français. Architecture, sculptures, inscriptions et vues du Péloponnèse, des Cyclades et de l'Attique, mesurées, dessinées, recueillies et publiées par *Abel Blouet*, architecte, et par MM. *Amable Ravoisié*, *Achille Poirot*, *Fréd. de Gournay* et *Félix Trézel*." Abel Blouet war der Directer der Abtheilung für Architektur und Sculptur, die übrigen Mitglieder der Section für Archäologie. Das Werk besteht aus 280 Platten und 200 Seiten Text und wird in 49 Lieferungen ausgegeben. Der erste Band, 14 Lieferungen, kostet 168 Francs, der zweite, 15 Lieferungen, 180 Fr., der dritte, 20 Lieferungen, 228 Fr. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

60. Tietz (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

61. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Lamartine's. 8. Cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Lamartine's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. kostet 8 Gr.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,
einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Öhlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Öhlenschläger, Dannecker, Zelter, Tegnér, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

62. Wetzel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Funck. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 130. —— 10. Mai 1839.

Altdeutſche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erſter Band und zweiten Bandes erſtes und zweites Heft.

(Fortſetzung aus Nr. 129.)

Die zwei gereimten Legenden in niederrheiniſcher Mundart, von der heiligen Urſula und den eilftauſend Jungfrauen (Bd. 2, S. 41 fg.) — die eine, von G. Friedländer mitgetheilte aus dem 14. Jahrhunderte, die andere nach einem kölner Drucke von 1511 —, finden unter den epiſchen Gedichten noch unbedenklich ihren Platz. Daß dieſes mit dem Gedichte vom Prieſter Johann (Bd. 1, S. 308 fg.) und mit den Bruchſtücken von Rudolf's „Weltchronik" (Bd. 1, S. 246 fg.), beide aus dem 14. Jahrhunderte, nicht ſo ganz der Fall iſt, ja, daß beide, und namentlich die letztern, faſt nur durch die metriſche Form, die in jener Zeit ohne Anſtand auch bei ſehr unpoetiſchem Inhalte angewendet ward, mit der Poeſie überhaupt zuſammenhängen, wiſſen wir ſelbſt recht gut, erwähnen ſie aber dennoch hier wenigſtens anhangsweiſe, da wir auch nicht gerade eine paſſendere Stelle für ſie finden. Übrigens verdient das lange und faſt vollſtändig erhaltene Gedicht vom Prieſter Johann, den der Dichter ſelbſt von dem Umfange und der Art ſeines Landes, von ſeiner Macht, von der Pracht ſeiner Burg ausführliche Kunde geben läßt, allerdings Beachtung; es iſt ein nicht unbedeutender Beitrag zur genauern Kenntniß jener abenteuerlichen, gern geglaubten und mannichfach ausgeſchmückten geographiſchen Mythe des Mittelalters von der Herrſchaft eines mächtigen chriſtlichen Prieſterfürſten in Mittelaſien, über deren Urſprung und allmälige Ausbildung neuerlich Karl Ritter (in dem zweiten Theile der „Erdkunde") eine vortreffliche kritiſche Unterſuchung geliefert hat.

Den Übergang von den epiſchen zu den didaktiſchen Gedichten bilden, auch für unſere Aufzählung, die „Beiſpiele" (bispel), mit welchem der Wiederaufnahme würdigen Namen vom Anfange des 13. Jahrhunderts an bekanntlich kürzere, beſonders erzählende Gedichte, Fabeln u. dgl., mit lehrhafter Tendenz und Nutzanwendung, wie ſie damals zuerſt aufkamen, bezeichnet wurden. Solcher finden wir vier mitgetheilt (Bd. 1, S. 14 u. 108 fg.), zwei Gleichniſſe, darunter eins vom Stricker, und zwei Fabeln. Zu dem Werthvollſten, was die „Altdeutſchen Blätter" bieten, iſt das Bruchſtück eines ſatiriſchen Gedichts aus dem 12. Jahrhunderte, das Bd. 1, S. 217 fg., unter der Überſchrift: „Pfaffenleben", abgedruckt iſt, zu zählen, Es gehört zu den ältern Werken jenes Jahrhunderts, zu denen, die zuerſt von dem neuen Aufleben der deutſchen Poeſie Kunde und lebendiges Zeugniß geben; wir haben aber der Denkmäler aus jener für die Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur gleich wichtigen Periode der Entwickelung, die der vollſten und reinſten Ausbildung zuvorging, zu welcher die mittelhochdeutſche Poeſie von den letzten Jahren deſſelben Jahrhunderts an gelangte, nicht ſo viele aufzuweiſen, daß uns nicht die Erhaltung eines Stückes von verhältnißmäßig beträchtlichem Umfange — es ſind faſt 750 Verſe — höchſt bedeutend ſein müßte. Die ſtrengere und härtere Weiſe des Ausdrucks, die man auch an den übrigen Gedichten jener Periode wahrnimmt, ſtimmt vortrefflich zu dem Inhalte des Gedichts, einer Klag- und Strafrede über den läſterlichen, mit chriſtlicher Lehre im argen Widerſpruche ſtehenden Wandel der Pfaffen, namentlich über ihr frevelhaftes Buhlen mit den Weibern, die der Dichter, durchdrungen vom reinſten ſittlichen Gefühle, in kräftigem, ernſtem, der poetiſchen Erhebung nicht entbehrendem Tone ausſpricht. Ebenfalls dem 12. Jahrhunderte gehört das kleine, ein wenig ſpielende, doch recht innerlich fromme „Geiſtliche Lehrgedicht" an, das W. Wackernagel (Bd. 1, S. 343 fg.) mittheilt: wie eine Jungfrau, die ſich dem Dienſte Gottes geweiht hat, alle ihre Sinne und Glieder — Augen, Ohren, Mund, Hände, Knie und Füße werden jedes für ſich berückſichtigt — zu dieſem Dienſte kehren und ihr Herz zu einem Palaſte Chriſti bauen und ausſchmücken müſſe. Endlich iſt hier noch das Bd. 1, S. 362 fg. abgedruckte Stück aus dem 13. Jahrhunderte mit der Überſchrift: „Hec scribimus propter simplices et minus intelligentes", zu erwähnen, zuerſt deutſche Reime über die septem vitia principalia, dann in Proſa Aufzählung der übrigen Todſünden, die von jenen herſtammen, woran ſich eine gereimte Umſchreibung der zehn Gebote ſchließt. Mehr weltlicher Art ſind außer den Bruchſtücken von Wernher v. Elmendorf (Bd. 2, S. 207 fg.), moraliſche Lehren und Erzählungen nach lateiniſchen Schriftſtellern, dem Cicero, Seneca, Boethius, enthaltend, die gereimte Verdeutſchung der im Mittelalter ſehr hoch geſchätzten Diſtichen des Cato (Bd. 2, S. 18 fg.) aus dem 13. Jahrhunderte, der „Spie-

gel der tugende" (Bd. 1, S. 88 fg.), ein Spruchgedicht, und der „Spiler" (Bd. 1, S. 63 fg.), Reime gegen das Spielen, beide aus dem 14. Jahrhunderte und beide von geringem poetiſchen Werthe. Ungleich höher ſteht in dieſer Hinſicht das gereimte Geſpräch: „Der alte und der junge" (Bd. 1, S. 29 fg.), aus dem 15. Jahrhunderte, und namentlich zeichnet ſich die Rede des Jünglings, in welcher dieſer die Klagen und Mahnungen des Alten zurückweiſt und das fröhliche freie Leben ſchildert, das er ſelbſt zu führen gedenke, durch große Friſche und Tüchtigkeit, wir möchten ſagen Volksmäßigkeit des Tones aus. So gleich der Anfang:

Altman, was sagest du fremder rede?
Wan hat ez aber talme (aus tàlanc mè = endlich) ein ende?
Do sind noch gar vil wilder pfede,
Die ich muss gen, e daz ich lende.

Und weiterhin:

Die jungen müssen ouch verranzen
Biz daz daz wilde geblüete gelyt;
Pfif uf, spilman, lass vns tanzen
Alz barschen vnd wüten widerstrit.

Mir stet min kolb wol in der hant
Min sper vnd gleve (Lanze) vnd ouch das swert
Jucha, frisch, fry dran gerant!
Din straffen ist nit ein eyes wert.

Dann gegen den Schluß:

Was do veraltet ist an dir
Vnd wie din kraft dich hat gelan,
Das junget alles erst an mir
Des gluckes rat muss vmme gan.

Wie rietes du, das ich nem ein stein
Vnd mich selber zu tode schlüg?
Nein, minniglicher herre got, nein
La leben baz, es ist noch zu früge.

Zum Beſchluſſe dieſer Abtheilung faſſen wir mehre Stücke verwandten Inhalts gleich zuſammen. Es ſind dies der Auszug einer Tiſchzucht aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts (Bd. 1, S. 111 fg.), die „Tiſchzucht" (Bd. 1, S. 281 fg.), ein Meiſterlied im Roſentone Hans Sachs', dann die literariſche Nachweiſung von G. Friedländer (Bd. 1, S. 278 fg.) über Jakob Köbel's „Tiſchzucht" von 1492, „wahrſcheinlich das älteſte deutſche Druckmonument heidelberger Officin" — das Büchlein, welches den im Anhange von v. Rumohr's „Geiſt der Kochkunſt" aus des Achatius Hagerius „Jugendſpiegel" ausgezogenen Capiteln zum Grunde liegt —, und endlich die „Contenances de table", welche F. Wolf in ſeinem Berichte (Bd. 1, S. 266 fg.) über das bei Techener in Paris 1835 erſchienene Werk: „L'hôtel de Clunes au moyen-âge par Mad. *de Saint-Surin*" u. ſ. w., aus dieſem mittheilt. Auch dieſe Anweiſungen, wie man ſich bei Tiſche fein fromm und ehrbar, züchtig und höflich, mäßig und reinlich halten ſolle, mitunter Vorſchriften enthaltend, die uns in ihrer Ernſthaftigkeit komiſch genug vorkommen, verdanken der Sitte, die ſich weit über das Mittelalter hinaus erhielt, „Lebens- und Klugheitsregeln in größern und kleinern Gedichten und geeigneten Sprüchen zu Nutz und Frommen der Jugend und der Tumben abzufaſſen", ihren Urſprung. Von Poeſie kann bei ihnen freilich kaum die Rede ſein; für die Sittengeſchichte behalten ſie immer, theils wegen einzelner Züge, die ſich aus ihnen entnehmen laſſen, theils weil ſie uns überhaupt eine ganze Seite des häuslichen Lebens einer vergangenen Zeit recht nahe vor Augen rücken, ihren Werth.

Unter den Gedichten lyriſcher Art ſtellen wir die geiſtlichen voran. Von Mariendichtungen finden ſich die Bruchſtücke zweier „Marienklagen", ein kleineres aus dem 12. Jahrhunderte (Bd. 2, S. 200 fg.) und ein längeres aus dem 14. Jahrhunderte (Bd. 1, S. 384 fg.), außerdem noch ein kleines Bruchſtück aus dem 13. Jahrhunderte (Bd. 1, S. 374 fg.) und die poetiſche Gloſſe über das „Salve regina" (Bd. 1, S. 78 fg.) aus dem 15. Jahrhunderte, die zum Theil Umarbeitung des im zweiten Bande der Bodmer'ſchen Minneſingerſammlung S. 219 enthaltenen Lobgeſangs auf die heilige Jungfrau von Meiſter Sigeher iſt. Als Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes ſind die (S. 1, S. 376 fg.) dem 14. Jahrhunderte angehörigen Verdeutſchungen des „Salm miserere mei deus" und des „Ymnus veni sancte spiritus" zu beachten. Auch die drei kleinen zuſammenhängenden, ſehr ſchönen Gedichte, die die Aufſchrift: „Daz ist der vrawenlob" tragen (Bd. 1, S. 383 fg.), aus dem 14. Jahrhunderte, nehmen geiſtliche Wendung, indem ſie die höchſte Verherrlichung des Weibes, „diu vorcht hât unde scham", die ohnedies über Alles, was auf Erden lebt, zu preiſen iſt, darein ſetzen, daß durch ein Weib das Wort zu Fleiſch und ſo durch ein Weib die Miſſethat aller Welt abgewaſchen ward. Unter den von W. Wackernagel aus basler und züricher Handſchriften mitgetheilten „Lyriſchen Gedichten des 12., 13. und 14. Jahrhunderts" (Bd. 2, S. 121 fg.), einer der ſchönſten und reichſten Gaben der ganzen Sammlung, finden ſich ebenfalls geiſtliche Lieder, von denen zwei, nun auch in die zweite Ausgabe des trefflichen „Altdeutſchen Leſebuches" aufgenommen, wichtig ſind als Beweiſe dafür, daß die Sitte, weltliche Lieder geiſtlich umzudichten, bereits im 14. Jahrhunderte ſtattfand; zu dem erſten: „Himmelriche ich fröwe mich din", iſt das weltliche Original, ein Lied Steinmar's: „Sumerzit ich fröwe mich din", noch erhalten. Von den andern ſetzen wir eines, in welchem uns eine tiefe und innige Empfindung unvergleichlich rein und zart ausgedrückt ſcheint, in neuem Deutſch, in das es ſich Wort für Wort fügt, her; leider iſt es nur ein Fragment:

O weh der Schmerzen,
Die ich Arme trage
In meinem Herzen,
Und weiß nicht, wem ich klage.

Gott, laß dich erbarmen
Meine Noth,
Und tröſte mich Arme
Durch deinen Tod.

Immer kränket
Mein Gemüthe,
Wenn ich gedenke
Seiner Güte,

Daß er ſich wollte
Dem bittern Tode geben,
Um uns zu kaufen
Ein ewiges Leben.

Wo soll ich finden
Meines Herzen Trost,
Der sich ließ binden,
Daß wir würden erlöst? ....

(Die Fortsetzung folgt.)

Östreichische Zustände. Von einem beschaulichen Reisenden. Zwei Theile. Kassel, Fischer. 1838. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Von allen Menschen, die Bücher schreiben, hat dermalen Niemand mehr Hoffnung auf Beifall und Zustimmung als der geistreiche Skizzist und der gemüthliche Reisende. Bei der allgemeinen Unruhe, welche das europäische Menschengeschlecht ergriffen hat, und kraft deren Jeder sich aus der Stelle hinwegsehnt, die er im Raum wie in der Gesellschaft einnimmt, bei diesem überall verbreiteten Streben und Ringen nach Veränderung des Orts oder der Lage, kann Derjenige auf aufmerksame Zuhörer rechnen, der von andern Ländern und Völkerlagen erzählt, und wofern dies nur nicht ganz ohne Geist geschieht, kann er sicher sein, sein Buch von Hand in Hand wandern zu sehen. Die dankbarste Schriftstellerei ist daher die Reiseliteratur geworden, ganz besonders aber die politische Reisebeschreibung.

Wer nun auch der „beschauliche Reisende" sein möge, der uns die vorliegenden zwei Theile über die politischen und intellectuellen Zustände Östreichs in Skizzen aus Wien und Prag liefert, er ist ein denkender Beobachter und ein gebildeter Geist. In seinem Werke macht sich zwar etwas Monotonie bemerklich, insoweit als er Alles und Jedes auf gewisse fixe politische Meinungen zurückführt, die gleichsam zum Niederschlag jeder seiner Wahrnehmungen, auch der heterogensten werden; auch macht sich die norddeutsche Philosophie mit ihrer krankhaften Objectivirung Dessen, was seiner Natur nach nur subjective Geltung haben kann, in dieser Schrift etwas breit; indessen haben wir doch alle Ursache, mit dem Verf. zufrieden zu sein, der uns auf geistreiche Art über Dinge belehrt, über welche Belehrung wünschenswerth ist.

Er hat einen tiefen Blick in die politischen Zustände Östreichs gethan und reconstruirt die Maschinerie des Gouvernements sine ira et studio, doch, wie uns scheint, oft scharf und richtig. Wenn er den geheimen Grundgedanken der östreichischen Regierung in den Worten zusammenfaßt: „Begünstigung des Materialismus auf Kosten der Intelligenz, zum Zweck der Erhaltung des status quo", so scheint uns der Verf. doch in diesem Axiom entweder einer zu hohen Würdigung der norddeutschen Philosophie, oder einer Verkennung der subjectiven Bedingungen in dem Leben eines jeden Volkes schuldig.

Neben diesem Irrthum des Verf., welcher nicht glaubt, daß die östreichische Regierung im guten Glauben an ihre Überzeugung, sondern aus Politik mit schlechtem Glauben und im Bewußtsein des Bessern handle, läuft bei dem Reisenden eine fixe Idee hin, die er ad nauseam usque ausbeutet und mit der er uns auf keiner Seite seines Buchs verschont. Es ist die Idee von der geheimen Polizei, die ganz Östreich in ihren Krallen hält. Der Verf. steckt sicher auch hier in dem weiten Schlafrock eines weitverbreiteten Irrthums. Natürlich kann man mit Anlagen zum Argwohn in Allem Alles sehn. Bittet ihn Jemand um eine Prise Taback, so ist der Verf. überzeugt, daß es nur geschieht, um zu erwittern, ob er ausländischen Taback führe. Soll sich nun eine Regierung gegen solche in einer kranken Natur gegründeten Anschauungen vertheidigen? Von einer so ungeheuern Ursache, wie der Verf. sie überall sieht, wo ist da die Wirkung? Wo sind die politischen Kerker für die Östreicher; denn daß in einem so unermeßlichen Netze sich auch nicht eine Fliege finge, ist doch nicht anzunehmen! Der Verf., geistvoll und scharfsehend, wo es sich um Beurtheilung sittlicher Zustände handelt, ist, man sieht es wohl, doch kein Archimedes im Regierungsfache; er würde sonst nicht an das Bestehen eines so unendlichen Mechanismus glauben, von dem auch nicht die leiseste Wirkung sichtbar wird. Nein, der Östreicher liebt sein Behagen, seine Ruhe über Alles, und die Abneigung, sich diese Ruhe durch Wortgefecht und trostlosen Streit stören zu lassen, hat der „beschauliche Reisende" für Furcht vor der geheimen Polizei genommen!

So haben wir denn die Schattenseiten dieses unterhaltenden Werkes abgethan und können uns um so freiern Herzens seiner Lichtseiten, wie Geist, Wissen und Laune sie geben können, erfreuen.

Zu materieller Belehrung bietet das Buch vielen und mannichfachen Stoff. Wir stehen in diesen Blättern auf einem wissenschaftlichen Standpunkte, und es wird unsere Leser daher anziehen, über Zustand und Geschichte des Censurwesens in Östreich den Verf. zu vernehmen. „Marie Thereſie öffnete der Freimüthigkeit", heißt es S. 40, „wenigstens eine Hinterthür, indem sie Geschichte und Wissenschaft von dem Drucke der geistlichen Censur befreite; wie in Allem, so sah sie es auch hier auf Wahrheit ab. Joseph II. entzog die Censur völlig der Hierarchie und vertraute sie freisinnigen Männern an; er verbannte zuerst alle Nebenrücksichten aus diesem Gebiete, und besonders sollten Ansehen und Geburt bei Ertheilung des Imprimatur unberücksichtigt bleiben. Nun trat die französische Revolution ein; die Censur wurde freilich nicht unter die alten Bedingungen gestellt, aber sie erlitt doch Beschränkungen, welche die Grundlage der jetzigen Verfassung bilden, obwol sie allenthalben von Buchhändlern wie von den Unterthanen umgangen werden. Man verordnete nämlich, wenn auch nicht mit diesen Worten, doch in diesem Sinne, daß jeder Autor so lange für verdächtig zu halten, bis das Gegentheil erwiesen sei. Diesem Grundsatz gemäß werden alle geistigen Erzeugnisse des Auslandes an der Mauth als Contrebande festgehalten, bis eine Erlaubniß der Centralcensur in Wien vorhanden ist. Werke einheimischer Schriftsteller, welche im In- oder im Auslande gedruckt werden sollen, bedürfen eines wiener Imprimaturs. Mit welcher Vorsicht aber die östreichische Censur umgeben ist, erhellt aus den verschiedenen Formen der Erlaubniß und Verweigerung am besten. Die Bezeichnung: admittitur, erhalten alle Werke, welche in Östreich gedruckt werden dürfen; die Bezeichnung: toleratur, ist für die Schriften, welche an der Mauth des Einlasses harren, oder die, von einheimischen Verfassern herrührend, im Auslande gedruckt werden sollen; transeat ist die Bezeichnung für solche Schriften, die weder angekündigt, noch sonst zur öffentlichen Kunde gebracht werden dürfen; die Bezeichnung: erga schedam, schließt die Erlaubniß in sich, an sich verbotene Schriften Männern von Fach zu ihrem ausschließlichen Gebrauch zu verabfolgen; die Bezeichnung: damnatur, aber jene, solche Schriften nur Staatsmännern und Denen, die sie widerlegen können und wollen, zu verabreichen; Schriften endlich, welche die Bezeichnung: nec erga schedam, tragen, sind ein für allemal unter allen Bedingungen in allen östreichischen Landen verboten."

Was der Verf. über den durch ganz Östreich herrschenden materiellen Wohlstand sagt, dessen Grundquell er in einem trefflichen Steuersyſtem sucht, das den Schutz des Unbemittelten zum ersten Princip angenommen hat, ist mehr oder minder bekannt. Wir wollen die östreichische Steuergesetzgebung unangefochten lassen; aber, wie sie auch sei, Steuern können keinen Wohlstand schaffen, wenn Naturreichthum und Arbeitsamkeit — die denn also auch wol als seine Quellen werden anzusehen sein — ihn nicht hervorrufen. Wunderbar ist es überhaupt, daß in einer Zeit, wo die sogenannte Industrie als eine neue Macht auftritt, in der man das Heil der Völker finden will, sich standhaft die Erfahrung wiederholt, daß das Bild der Noth und der Armuth gerade nur da angetroffen wird, wo diese falsche Göttin ihre Altäre hat, dieser Götze beschränkter Köpfe, welcher wol den Luxus und den Schein des Überflusses in einzelner Hand, nicht aber das Wohlbefinden, das Behagen und

den Genuß in einer ganzen Bevölkerung hervorzubringen vermag. Die Gründe dieser Erscheinung zu entwickeln, ist hier nicht der Ort; aber die Erscheinung, die Erfahrung ist da, und die nächste Generation wird sie erkennen und würdigen. Wohl dem Staate, der, wie Östreich, sich von diesem Blendwerk nicht täuschen läßt.

Dem allseitigen materialistischen Streben schreibt der Verf. es zu, daß in Östreich Staat und Kirche im besten Vernehmen stehen, und daß die Kirche an der Regierung mit hilft. Er mag Recht haben; wo die Speculation gewisse enggezogene Grenzen niemals verläßt, wo die Regierung — was sie nicht nöthig hätte — gegen die Intelligenz mit Vorurtheilen erfüllt ist; wo die Kirche bei gemäßigten Ansprüchen in der Regierung Schutz und Halt findet und klug genug ist, über die Absichten des Staats nicht hinauszugehen: da ist die Kirche trefflich geeignet, zu einem Haupthebel in der Regierung zu dienen. Das Geheimniß beruht darin, daß man in Östreich so wenig wie in Italien eigentliches Pfaffenwesen antrifft, und daß das katholische Princip daselbst so leise und unmerklich auftritt, daß selbst die erste protestantische Macht Deutschlands, Preußen, über den Bereich seiner Absichten getäuscht werden konnte und das „Berliner politische Wochenblatt" ruhig in Wien redigiren ließ. Die östreichische Kirche hat die Erschütterungen der französischen Revolution nicht erfahren; sie ist eine alte Kirche, die ihre Traditionen, wie die Entwickelungen der Zeiten sie ihr überlieferten, treu bewahrt hat. Die katholische Kirche in Frankreich, in Belgien und am Rhein dagegen ist eine junge Kirche und schon deshalb ehrgeizig und machtbegierig. Hierzu aber kommt, als ein wesentlicher Unterschied, daß die Kirche in Östreich in Harmonie mit dem Volkssinne steht und keinen Widerspruch zu bekämpfen hat, während die Kirche in den westlichen Reichen gegen einen dreifachen Widerspruch anstreitet, gegen den kirchlich-protestantischen, gegen den katholisch-philosophischen und gegen den atheistisch oder Saint-Simonistisch-liberalen Gegensatz. Ist es da noch zu verwundern, wenn die eine sich ruhig auf dem Standpunkt behaglicher Zuschauerschaft hält, während die andere mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen vordringt? Das Vordringen wird auch in Östreich kommen, sobald und von dem Augenblicke an, wo ein Widerspruch in die Schranken treten wird. Dann aber wird der Regierung die einzig mögliche Stütze fehlen gegen einen solchen Feind — die Intelligenz! Doch bis dahin haben drei Generationen gelebt, und welcher Staatsmann vermöchte jetzt über drei Geschlechter hinauszusehen! Immerhin aber kann man dem Verf. zugeben, daß, ein so großer Staatsmann Fürst Metternich auch ist, er für Preußen nicht ausreichen würde, und kann sich an dem wohldurchdachten Bilde erfreuen, das er von diesem Manne des Princips und der eisernsten Consequenz entwirft. In unsern Tagen erzeugt nichts Achtung als Überzeugung und folgerechtes Handeln nach Überzeugung. Es ist, als wenn die Zeiten der Finesse, der diplomatischen Kunst, welche die Welt seit 25 Jahren in einem Schaukelregiment beschwichtigt haben, ein- für allemal vorüber wären; als wenn die Tage der Kraft, der That, des furchtlosen Kampfes von Princip gegen Princip wiederkehren müßten, und als wenn die Charaktere wieder etwas gelten würden. Nun denn, Fürst Metternich ist ein Charakter, wie ihn solche Zeiten brauchen.

Darin aber thut der Verf. der östreichischen Regierung gewiß Unrecht, wenn er sie in Verdacht nimmt, daß sie die Sittenlosigkeit begünstige auf Kosten der Intelligenz. Man erkennt in dieser Behauptung den Norddeutschen und den Protestanten. Wäre dem Verf. das Wesen des Südens und die bequeme Sündensühnanstalt, welche die katholische Kirche darbietet, besser bekannt, so würde er nicht solch Ärgerniß an seiner Schreinersbraut nehmen, als er am Schlusse des ersten Theils thut.

Der zweite Theil beschäftigt sich mit einem flüchtigen Einblick in Ungarn und einem Durchflug Böhmens in ähnlicher Weise. Auch hier scheint uns der Verf. sich Form und Abdruck des Volkssinnes mehr aus gewissen individuellen Standpunkten her zu construiren, als durch treue und unbefangene Beobachtung zu finden. Sein Ausgangspunkt hierbei ist überall ein gewisser schmollender Liberalismus, der für diese Volksstämme unsers Erachtens ein ganz unpassender ist. So viel wir wissen, haben weder Ungarn noch Böhmen jemals bessere Tage gesehen als die heutigen; wir wüßten daher auch nicht, wo ihnen die Sehnsucht nach andern Zuständen als den ihrigen herkommen sollte, die der Verf. ihnen so gern zuschreiben möchte. Alles dies ist Täuschung, willkürliche Übertragung subjectiver Standpunkte auf Andere, Selbstbetrug. Der Ungar dünkt sich frei und ist damit zufrieden; der Böhme hat kein Bedürfniß nach mehr Selbständigkeit, als er besitzt, und ist damit gleichfalls zufrieden. Will der Verf. darin durchaus Recht haben, daß in der Physiognomie des Böhmen, in seiner Musik u. s. w. etwas wie Melancholie, die mit sich selbst Versteckens spielt, durchscheine, so können wir ihm dies zugeben, ohne doch den Grund davon in politischem Schmerz und verlorener Nationalität zu suchen. Eine stille Trauer liegt in der Naturbildung der böhmischen Nationalphysiognomie, und die Musik der slawischen Volksstämme hat stets das melancholische Element zum Grundton gehabt. In alle diesem ist die Politik für nichts, obwol eine sehr verbreitete Unart deutscher Schriftsteller sie jetzt in Alles mischt.

Das Säcularfest des heiligen Nepomuck — für Böhmen übrigens ein wunderlicher Heiliger — gibt dem Verf. Anlaß zu einem Rückblick auf die Zeiten, wo diese ganze, jetzt in dumpfen Aberglauben versenkte Bevölkerung für den Protestantismus in Waffen stand und die große Niederlage am weißen Berge die Gestalt eines Theiles von Europa änderte. Wir besorgen jedoch, auch in diesen Betrachtungen laufe ein großer Theil von Selbsttäuschung mit unter. Der Protestantismus, welcher am weißen Berge erlag, war von seinem Gegner, dem Katholicismus, nicht sehr verschieden; er hatte namentlich mit Dem, was der Verfasser als Protestantismus begreift, wenig Ähnlichkeit. Dieser Protestantismus, oder Das, was der philosophische Kopf heute darunter versteht, kann eigentlich gar nicht erliegen, kann nicht verdrängt werden in Böhmen; wie in Südfrankreich würde er noch heute bestehen, wenn er dort anders jemals bestanden hätte. Was am weißen Berge erlag, und was die Dragonaden Ludwig's XIV. aus Südfrankreich verdrängten, war nicht der Protestantismus nach unsern heutigen Begriffen, sondern blos eine etwas veränderte, aber darum kaum verbesserte katholische Kirchenform, die von dem philosophischen Protestantismus himmelweit verschieden war. Und damit wolle sich der Verf. trösten; denn dieser Niederlage erst verdanken wir eben den rechten Gegensatz und die rechte Erlösung.

Die Schilderung von Prag, gewiß einer der malerischsten und schönsten Städte der Erde, ist ungemein gelungen und von so großer Anschaulichkeit, daß sie dem Talente des Verf. Ehre macht. Einige eingeflochtene Novellenstoffe: „Die Einsiedelei bei Göttingen" und „Die wahnsinnige Jüdin in Prag", sind gleichfalls geschmackvoll und hübsch, und somit empfehlen wir denn dies ideenreiche und unterhaltende Reisebild allen Freunden solcher Lecture. 80.

Literarische Notizen.

Von Dr. Combe's trefflicher, in Deutschland vielleicht nicht allgemein genug bekannter „Physiology applied to health and education" ist bereits die siebente Auflage erschienen und in den fünf Jahren seit dem ersten Erscheinen des Werks eine Anzahl von 35,000 Exemplaren vergriffen worden.

Von Moore's „Lalla Rookh" erscheint jetzt die neunzehnte Auflage in einer höchst glänzenden Ausstattung. Außer einem eleganten Druck auf dem feinsten Papier ist dieselbe noch mit 13 sehr schön ausgeführten Stahlstichen verziert. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 131. — 11. Mai 1839.

Altdeutſche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erſter Band und zweiten Bandes erſtes und zweites Heft.

(Fortſetzung aus Nr. 130.)

Von der echteſten geiſtlichen Geſinnung iſt auch das noch in das 12. Jahrhundert zu ſetzende ſchöne Lied eingegeben, in welchem „ein Herr, hieß von Kolmas" die Flucht der in irdiſchem Treiben hingebrachten Jahre beklagt und nach dem ewigen Heile unter dem Beiſtande der heiligen Jungfrau zu trachten mahnt. Unter dem vielen Neuen, was dieſe reichliche Mittheilung bringt, iſt ein höchſt erfreulicher Gewinn ein bisher noch ungekannter Spruch Walther's von der Vogelweide, der ſich an andere deſſelben Dichters, die den Verfall der alten Sitte beklagen, anſchließt, und den wir mit den Verbeſſerungen Wackernagel's, wie er ihn in die zweite Ausgabe des „Leſebuchs" aufgenommen hat, lieber im Originale mittheilen als überſetzen:

Er ist ein wol gefriunter man, alsô diu welt nû stât,
der under zweinzic mägen einen guoten friunt getriuwen hât:
der haete man hie vor wol under fünven funden drî.
Sô wê dir, welt! dû hâst sô manegen wandelbaeren site.
er armet an der sêle, der dir volgt unz an sîn ende mite
unt der dir aller diner vuore stât mit willen bî.
wir klagen daz die alten sterbent unde erstorben sint:
wir mehten balde klagen von schulde ein ander nôt,
daz triuwe zuht und êre ist in der welte tôt;
die liute lâzent erben, disiu driu sint âne kint.

Auch von Reinmar dem Alten werden zwei Strophen, von Reinmar von Zweter eine Strophe, von Konrad von Würzburg zwei geiſtliche Sprüche hier zum erſten Male bekannt gemacht, und außerdem ſind noch Strophen aus dem Winsbecke, ein Spruch des Boppe und einer Walther's von der Vogelweide wegen abweichender Schreibung und Lesarten zu kritiſcher Benutzung mitgetheilt. Unter der Aufſchrift: „Vom Schlauraffenlande" (schlauraffen, d. h. träge, müßiggängeriſche Affen), und mit dem vortrefflichen Motto von Goethe:

Das wär' dir ein schönes Gartengelände
Wo man den Weinstock mit Bratwürsten bände —

finden ſich (Bd. 1, S. 163 fg.) drei Lieder, die wir nicht voneinander trennen wollen. Das erſte, ein deutſches aus dem 14. Jahrhunderte, daſſelbe, wonach das Lügenmärchen in der Sammlung der Brüder Grimm (Bd. 2, S. 283, u. d. Anm. in Bd. 3, S. 249) erzählt iſt, und aus dem W. Wackernagel (in der Vorrede zum zweiten Bande des „Leſebuchs" S. IX) die Motive zweier noch in der Schweiz und im Kuhländchen fortlebenden Volkslieder nachgewieſen hat, hält ſich, wie es denn auch „Sô ist diz von lügenen" überſchrieben iſt, noch an das bloße Lügen, an die luſtige Zuſammenſtellung von unmöglichen Dingen; das zweite aber, ein niederländiſches aus dem 15. Jahrhunderte („Dit is van dat edele lant von cockaengben"), nur zum Theil erhalten, und namentlich das dritte, deutſche aus dem 17. Jahrhunderte, endlich noch ein viertes, von Thomas Wright mitgetheiltes engliſches (Bd. 1, S. 396), vom Ende des 13. Jahrhunderts, das wir gleich hier mit erwähnen, ergehen ſich in der lebhafteſten, ſorgfältigſten Ausmalung einer Vorſtellung, die für den gemeinen Sinn natürlich etwas ganz ungemein Behagliches hatte, von einem Lande, wo Schmauſen und Faulenzen die größten Anſtrengungen ſind, wo die Arbeit aufs härteſte verpönt iſt, wo die Alten wieder jung werden, wo es Honig regnet, Zucker ſchneit, der Wein aus den Brunnen ſpringt, die Häuſer mit Fladen gedeckt und mit Bratwurſtzäunen umgeben ſind, wo, wie das deutſche Lied wunderbar kräftig ſagt, ein jeder F— einen Thaler gilt, jede Lüge eine Krone, jeder Trunk drei Batzen einbringt. Übel iſt's nur, daß das Land nicht zu finden iſt, oder wie es im deutſchen Liede heißt:

Der sich will machen auf die Reis'
Und der selber den Weg nicht weiß,
Der mag ein Blinden fragen,
Ein Stumm, der ist ihm auch gut darzu,
Thut ihm nicht unrecht sagen.

Das engliſche Lied, das überhaupt manches Eigenthümliche hat, wie die Schilderung des Mönchs- und Nonnenkloſters, die ſich in dem Lande befinden, gibt zwar die Lage ungefähr an:

Fur in see, by west Spaynge,
Is a lond i-hote Cockaygne —

woraus ein gründlicher Gelehrter Beweiſe für den Zuſammenhang der ganzen Vorſtellung mit der Sage vom Lande Atlantis mit Leichtigkeit ziehen könnte, fügt aber die ſchauderhafte, das Gottloſe des Begehrens bezeichnende Bedingung hinzu, daß Derjenige, der dahin gelangen wollte, ſieben Jahre in Schweinemiſt bis zum Kinn waten müſſe und des gütigen Gottes nicht gedenken dürfe, was, wie der Herausgeber anmerkt, an den deutſchen Bärenhäuter

erinnert, der im Dienste des Teufels sieben Jahre sich nicht waschen und kämmen, sich Nägel und Haare nicht abschneiden und nicht beten darf. Während in diesen Liedern die Sucht nach Genuß sich bis zum Unmöglichen versteigt, halten sich die Bd. 1, S. 401 fg., zusammengestellten „Allen die da gern trinken wein" gewidmeten zwanzig Weingrüße und Weinsegen, als deren Verfasser mit Wahrscheinlichkeit der in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Nürnberg lebende Hans Rosenblüt angegeben wird, minder excentrisch an das Wirkliche. In ihnen thut sich der rechte deutsche Zecher auf die heiterste, lustigste Weise kund; höflich verkehrt er mit seinem trauten Freund, dem Weine, der „alles Tranks ein Krone" ist; in dem Weingruße, deren jeder mit „Nu gruss dich got" beginnt, begrüßt er den lieben Netzengaumen, den süßen Himmelsthau, den lieben Rebenknecht, mit dem Weinsegen („Nu gesegen dich got") nimmt er von dem lieben Landsmanne und Eidgesellen, dem edeln Abkühler, dem lieben Heiland, und was er ihm sonst noch für zärtliche Namen ertheilt, Abschied, versteht sich, nur um auszuschlafen und frühzeitig wiederzukommen; denn er muß ja „seinen Mund oft in die Schwemme reiten". In beiden preist er, und oft recht witzig und geistreich, stets im besten Humor, seines Freundes Art und Eigenschaft, seine großen Tugenden, wie er frisch, stark und kühn, gesund, fröhlich und keck mache; was kommt dagegen in Betracht, daß er Manchen in den Koth wirft, daß er die Taschen leert, daß Weib und Kind über den heimkehrenden Trinker keifen, fluchen und heulen? Das Alles ist dem Weine vor Gott vergeben. „Und hättest du mir meinen Vater erschlagen", sagt der Zecher, „doch setz' ich dich an meinen Magen und laß dich säuberlich einherfließen"; gewiß, die deutsche Treue zeigt sich schön auch in diesem Verhältnisse. Nichts bekümmert ihn als der böse Hagel und Frost, die St.-Urban's Plag', die den Wein verdirbt; nichts kränkt und verdrießt ihn, als daß die Maß zu klein sind, und daß die Verkäufer und Kellerknechte die „kraftreiche Labung, die wol zeltende sanft Trabung, das süße Meyenbad der Zungen" so schändlich verfälschen (worüber Nr. 4 Auskunft gibt) oder mit Wasser verdünnen. Gegen solche Frevler spricht er seinen Fluch; allen Denen, die sich um den Wein verdient machen, und Allen, die ihn trinken, wünscht er Segen: „Selig", so heißt es in dem ersten Weingruße:

Selig sey der hecker der vmb dich hackt
Selig sey der leser der dich abtzwackt
Vnd dich in ein kubel legt;
Selig sey der der dich in die kalthern tregt;
Selig sey der putner vnd die hant
Der dich mit reiffen vmbspant
Vnd dir da machet ein hultzein hawss;
Selig sey der der dich rufet awss;
Selig sey der wirdt der schenken erdacht;
Selig sey der pot der dich herebracht:
Selig sey der der dich hat eingeschenckt;
Vnselig sey der der ein sollichs erdenkt
Das man die mass soll machen clein.
Nu behut dich got vor dem hagelstein
Vnd vor des kalten reiffes frost,
Du gantz labung, du halbe kost;
Nu mussen alle die selig sein
Die do gern trinken wein.

Ein Volkslied (Bd. 2, S. 140 fg.) auf Friedrich von der Pfalz, aus dem J. 1622, von J. Grimm, dem es die Herausgeber verdanken, hübscher und frischer als eines der Soltau'schen Sammlung genannt, voll derben, unbarmherzigen Spottes über Friedrich's verunglücktes Königthum, setzten wir gern ganz her, wenn es die Rücksicht auf den Raum nicht untersagte; so begnügen wir uns mit den drei letzten (12 — 14) Versen:

O Fritz, es geht der Winter herein,
Möchtst nit gern wieder ein König sein
Gleich als wie vor eim Jahre?
Ich rath dir's wol nit, es ist mit dir aus,
Bleib dauß, bleib dauß,
Es ist darbey groß G'fahre;
Das spare.

Die Fastnacht warst du König der Schellen,
Den Sommer thät'st ein Laubkönig dich stellen
Von wegen deiner Kinder,
Ein Eichelkönig warst du in dem Herbst,
Drinn alles verderbst,
Herzkönig war im Winter
Dein Hinter.

Denn als du g'sehen das bayrische Schwert,
Hast du dem Feind den Rücken gekehrt,
Dein Herz fiel in die Hosen,
Auch fiele von dir viel anderer Raub,
Schell, Eichel und Laub.
Bringt dir der Winter Rosen?
Magst lesen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseliteratur.

1. The idler in Italy. By the countess of *Blessington*. Zwei Bände. London 1838.

Wenn Frauen Reisebeschreibungen oder Memoiren schreiben, dann brauchen wir selten Langeweile zu fürchten, denn einer Frau, die schreibt, fehlt es gewöhnlich nicht an Geist, und die Gabe zu unterhalten besitzen sie meistentheils in weit höherm Grade als die Männer; aber wir können auch in den meisten Fällen fest überzeugt sein, daß wir keine eigentliche an einem Faden laufende Reisebeschreibung, daß wir keine eigentlichen Denkwürdigkeiten oder gar eine plastisch ausgemeißelte Biographie, sondern nur eine bunte Sammlung von Anekdoten lose zusammengereiht und mit conversationneller Leichtigkeit vorgetragen erhalten werden. Das ist auch dieses Reisetagebuch, welches die Verf., das nonum prematur in annum zu streng befolgend, erst 15 Jahre, nachdem es niedergeschrieben war, herausgegeben hat. Daß es aber, nachdem es so lange gelegen, frisch, munter und lebendig, als wäre es ein Buch von heute, vor den Leser hintritt, daß es, so alte Zeiten behandelnd — denn 15 Jahre sind jetzt ein langer Zeitraum —, dasselbe Interesse wie die neueste literarische Erscheinung erweckt, spricht nicht ungünstig für den Geist der Verf., die ihm so viel Frische und Lebenskraft einzuhauchen wußte. Übrigens ist das Buch keineswegs ausschließlich Italien gewidmet, sondern der ganze erste Band umfaßt Frankreich und führt uns über Calais, Paris, Genf, Lyon, Vienne, Avignon und das durch den Dichter, dessen Wesen in den Versen ausgesprochen ist:

Amor col rimembrar sol mi mantiene,
Ed io sen di quel che il piangер giova —
Ed io desio
Che le lagrime mie si spargan sole

mehr noch als durch seine romantische Lage berühmt gewordene Thal Vaucluse, sowie über Marseille, Toulon, Cannes, den

Ort, wo Napoleon von Elba zurückkehrend ans Land stieg und Lord Brougham sich jetzt ein Schloß erbaut, der Grenze von Italien zu, oder vielmehr, da Nizza, der gemeinsame Kirchhof der Europäer, und Mentone, wo die arme Engländerin keinen Theetopf bekommen konnte, sich noch in dem ersten Bande befinden, auf die Schwelle von Italien.

Den zweiten Band eröffnet die Verf. mit einem Gemälde von Genua, einem Gemälde von so glänzendem Colorit und so sprechenden Zügen, daß der Duft der polenta, polpetta und ravioli, der drei Lieblingsgerichte für die Bewohner jener Stadt, aus Genuas Straßen zu uns zu bringen scheint. Da Lady Blessington eine Freundin und Verehrerin von Byron ist, wie es vielleicht keine zweite gibt, obgleich der Dichter deren viele hat, so ergreift sie jede Gelegenheit, um uns von ihm einige Anekdoten mitzutheilen. Schon zu Secheron hat sie uns von ihm erzählt, wie er oft ganze Nächte lang in Sturm und Unwetter auf dem Genfersee umherfuhr und nach dem Zeugniß des Schiffers, der ihn zu fahren pflegte, immer desto vergnügter war, je mehr der Sturm brauste und je höher die Wogen gingen. Oft soll er 18 Stunden auf dem See in dem entsetzlichsten Unwetter zugebracht haben, bald schreibend und dann wieder stundenlang, den Blick auf die Fluten geheftet, in Betrachtungen verloren. Unter Dem, was die Verf. zu Genua von ihrem Lieblinge erzählt, befindet sich indeß ein Zug, der dem Dichter nicht sehr zu Ehren gereicht und uns zeigt, wie der höchste Flug des Genies mit der niedrigsten moralischen Schwäche, ja selbst mit moralischem Schmuz verbunden sein kann. Die starken Flecke von Byron's Charakter sind zwar kein Geheimniß, doch verdient der von Lady Blessington angeführte Zug um so mehr Beachtung, als er von einer so begeisterten Freundin und Bewundererin des Dichters mitgetheilt wird. Was sie erzählt ist Folgendes: „Ich habe Byron's Jacht, den Bolivar, gekauft in der Absicht, dieselbe für die Zeit meines Aufenthalts daselbst nach Neapel zu senden. Der Umstand, daß er an Bord dieses Schiffs so viel geschrieben hat, gibt diesem einen so hohen Werth in meinen Augen. Die Bestimmung des Preises kamen wir überein Hrn. Barry zu überlassen; allein Byron verlangte nachher eine weit höhere Summe, als zu der dieser Herr das Fahrzeug abgeschätzt hatte. Überhaupt liebt der Dichter das Geld sehr, und diese Leidenschaft, die immer stärker bei ihm wird, zeigt sich unverhohlen bei vielen Gelegenheiten. Er hat mich so wiederholt und dringend gebeten, ihm meinen Mamluken abzutreten, dessen er sich in Griechenland als seines Kriegsrosses bedienen wolle, daß ich, so ungern ich mich auch von dem Thiere trennte, endlich einwilligen mußte. Keinem Andern in der Welt würde ich dieses wohl zugerittene, gelehrige Thier überlassen haben, an dessen Stelle ich so leicht kein anderes von gleichem Werthe finden werde. Ich hatte 100 Guineen für das Pferd gegeben und würde gern das Doppelte und Dreifache verloren haben, wenn ich es nur hätte behalten können; da schrieb mir Byron, als er im Besitz des Thieres war, er könne mir unmöglich mehr als 80 Pfund dafür geben. Wie sonderbar, einen Andern zu bitten und zu quälen, daß er sein Lieblingspferd weggeben soll, und ihm dann den Preis dafür bestimmen!"

Von Genua reiste Lady Blessington über Sarzana, Carrara, Lucca nach Florenz, wo die Galerie sie lange aufhielt, und wo wir sie der Kunst dieselbe Aufmerksamkeit wie sonst der Natur schenken sehen. Von Florenz begab sie sich über Rom, wo sie nur acht Tage verweilte, nach Neapel, wo ein dreijähriger Aufenthalt sie in Stand setzte, einen reichen Kranz von Blumen für die Unterhaltung zusammenzuflechten, in dem die Prinzessin Christine, die jetzige Königin von Spanien, damals in ihrem siebzehnten Jahre das Wunder einer in üppiger Pracht sich erschließenden Schönheit, und eine Reihe anderer vornehmen Schönheiten der damaligen Zeit, nebst den einheimischen und fremden Celebritäten, namentlich Engländern, welche unsere Reisende dort traf, prangen, und in dem auch die Feste der Santa-Maria di Piedigrotta sowie des heiligen Januarius und der Vesuv, den zweimal mehr Engländer besuchen als Reisende aus dem ganzen übrigen Europa zusammengenommen, nebst allen übrigen Merkwürdigkeiten von und um Neapel nicht fehlen. Wer hätte aber in dieser Stadt des Vergnügens und Genusses, die schon von den Alten otiosa genannt wurde, einer Stadt, in der man kaum daran denken sollte, daß es einen Tod gibt, eine Scene erwartet wie folgende, die plötzlich mitten in dieses Paradies so gespenstisch und grauenhaft tritt wie die Mumien zu den Gastmahlsfreuden der alten Ägypter! Die Verf. erzählt Folgendes:

„Es hat sich zu Neapel eine Gesellschaft gebildet, von der jedes Mitglied jährlich eine Summe zahlt, zu dem Behufe, daß seine irdischen Überreste einst in ein Gewölbe beigesetzt werden, dessen Erde die besondere Eigenschaft besitzt, Verwesung zu verhindern und den Leichnam, wie wenn er durch einen chemischen Proceß getrocknet wäre, zu bewahren. An bestimmten Tagen des Jahres — die Zahl derselben hängt von dem Ertrag der Subscription ab — wird dann eine Ausstellung der auf diese Weise der natürlichen Auflösung entrissenen Leichen gehalten in den Kleidern, welche sie im Leben zu tragen pflegten. Drei oder vier unterirdische Kapellen in der Santa-Chiarakirche sind dieser seltsamen Ausstellung, die an Unnatürlichkeit, Widerlichkeit und Ekelhaftigkeit Alles übertrifft, was ich je gesehen habe, gewidmet und werden an den Eingängen von Soldaten bewacht, während sie im Innern durch zahlreiche Kerzen erleuchtet, mit Blumen und religiösen Emblemen verziert und die Altäre auf die gewöhnliche Weise geschmückt sind. An den Wänden stehen, aus den Gräbern hervorgeholt und mit den Kleidern, in denen sie lebten, angethan, die Todten in bunter Mischung und in den seltsamsten Stellungen. Neben einem 80jährigen Greise, dessen Silberhaar noch um seine Schläfe herabfällt, erblickt man einen sechsjährigen Knaben, dessen Locken sich um ein verdorrtes, kaum noch menschliches Antlitz kräuseln, und dessen gestickter Hemdkragen sich über die spitzen Schulterknochen und die eingefallene Brust von dunkelbrauner Lederfarbe deckt. Seine Hand lehnt an die zunächst stehende Leiche, deren auf die Seite gesunkener Kopf mit einem Frauenzimmer zu liebäugeln scheint, in deren Haaren der Rosenkranz gegen ihre aschgraue Farbe einen schrecklichen Contrast bildet. Den übelsten Eindruck aber machte eine andere weibliche Figur, die, an ihrem Hochzeittage gestorben, noch mit dem Brautkranze und dem reichen Brautornate angethan war. Alle übrigen Leichen hatte man mit ihrem besten Sonntagsstaat herausgeputzt und den jungen Männern dazu Reitpeitschen und Spazierstöcke in die Knochenhände gegeben, und dies, verbunden mit den sonderbaren Stellungen, in welche die meisten Figuren gesunken waren, und den grinsenden vom Licht der Kerzen beschienenen Gesichtern, brachte einen Eindruck von Schauerlichem und Grotteskem hervor, der so leicht nicht wieder zu vergessen war. Um viele der Todten knieten ihre Freunde, für die Ruhe ihrer Seele betend, während Gruppen von Neugierigen in diesen unheimlichen Räumen gemächlich umherschlenderten und von Zeit zu Zeit stehen blieben, um über einzelne Gestalten ihre Bemerkungen zu machen wie in einem Wachsfigurencabinet."

2. A tour in Sweden in 1838; comprising observations on the moral, political and economical state of the Swedish nation. By *Samuel Laing*. London 1838.

Nur zu viele der neuern Reisenden, z. B. Seume in seiner Wanderung durch den europäischen Norden im J. 1803 und, der Gegenwart noch näher, der Franzose Daumont, der 1831 Schweden besuchte, vielleicht auch W. Alexis in seiner „Herbstreise durch Skandinavien" haben sich bemüht, von Schweden ein vortheilhafteres Bild darzustellen, als es in der That darbietet. Ersterer, der es mit zu den Hauptgenüssen seiner Fußreisen rechnete, dem Armen einen Groschen reichen zu können, war überrascht, als ihn von Stockholm bis Ystad hinab kein Bettler ansprach, und preist uns das Glück des schwedischen Volks, bei unbedeutenden Nationalreichthümern größern Privatwohlstand, gleichmäßigere Vertheilung der Glücksgüter

Digitized by Google

und geringere Armuth zu besitzen. Ein solcher Zustand des Besitzes, der gewöhnlich auch mit wenigen und einfachen Bedürfnissen verbunden zu sein und die menschliche Natur vor dem Sturme heftiger und verzehrender Leidenschaften frei zu halten pflegt, ist der natürlichste und fruchtbarste Boden der Moralität eines Volks; Schweden mußte darnach die Heimat guter Sitten, der Sitz altgermanischer Zucht und Tugenden sein, und so sucht der schon genannte Daumont dasselbe auch wirklich darzustellen. Nach ihm ist das schwedische Volk das tugendhafteste in Europa: „Gesetzübertretungen, welche den Frieden der Gesellschaft stören, Verbrechen, welche dieselbe mit Schrecken und Verwüstung erfüllen, sind ihm so gut wie unbekannt, da von Mord und Straßenraub fast gar kein Beispiel unter ihm vorkommt", und wie die Alten das selige Volk der Hyperboreer, von denen Herakles den Ölbaum nach Olympia holt, läßt der Franzose die Schweden, ungeachtet er in Forsell's 1831 schon erschienenen statistischen Tabellen ein ganz anderes Resultat finden konnte, das höchste Maß menschlicher Lebensdauer erreichen. Dieses andere Resultat hat der leider auf der entgegengesetzten Seite wieder zu weit gehende und Schweden zu tief herabsetzende Laing in dem hier angeführten Buche aufgestellt. Was zunächst die von dem Franzosen gerühmte Langlebigkeit der Schweden betrifft, so hält er dem die außerordentliche Sterblichkeit in Stockholm entgegen, auf welche schon Forsell in seinen verdienstlichen Angaben aufmerksam machte, und die um so auffallender ist, als die physischen Gründe, z. B. enge, schlechte und ungesunde Wohnungen, welche in andern Städten das Leben namentlich der untern Classen angreifen, in Stockholm wegfallen, das mit bequemem Raum für 80,000 Einwohner zu gleicher Zeit reinlich und mit gutem Trinkwasser versehen ist. Hr. Laing meint daher, daß die Gründe dieser Sterblichkeit mehr moralischer als physischer Art sein müßten; worin dieselben aber eigentlich bestehen, das sagt er nicht. Und doch, wenn er Forsell's Bemerkung beachtet hätte, daß die Sterblichkeit im März am größten, im September aber am geringsten sei, und wenn er dann, ein weniger flüchtiger Reisender, in Stockholm etwas länger geblieben wäre, um seine stets mit Geist und Scharfsinn, aber leider etwas vorschnell ausgesprochenen Sätze zu prüfen, wie nahe hätte dann die Folgerung gelegen, daß jene Erscheinung, die übrigens, insofern sie sich blos auf die Hauptstadt bezieht, Daument's Behauptung von den Schweden als Volk noch nicht umstößt, mit dem Winterleben und den Wintervergnügungen der Einwohner Stockholms in Zusammenhang stehe, über die nicht gut während eines kurzen Sommeraufenthalts zu urtheilen war. Man muß aber die Ängstlichkeit gesehen haben, mit welcher die Bewohner Stockholms bei herannahendem Winter ihre Fenster luftdicht machen, um sich gegen die Kälte zu schützen, und hierauf mehre Monate hindurch in engen Zimmern eine unreine und verdorbene Atmosphäre einathmen, dann die Wuth, mit der sie dem Vergnügen nachjagen und z. B. mit dem Beginn des Winters anfangen zu walzen und erst, wenn der Schnee schmilzt, wieder aufhören, um den Unterschied in der Sterblichkeit zwischen dieser und andern weit ungesundern Städten begreiflich zu finden.

Wichtiger, weil allgemeiner und das ganze schwedische Volk betreffend, ist die von Laing aufgestellte Behauptung, daß dasselbe, ungeachtet es mit den übrigen europäischen Nationen in sehr wenig Berührung komme und unter einem unfreundlichen Klima ziemlich vereinzelt wohne, ungeachtet es fast ausschließlich dem Ackerbau und Hirtenleben hingegeben, mit Schulen und Universitäten sehr gut versehen sei und eine durch Sektirerei und Spaltungen in ihren Bemühungen durchaus nicht gestörte Kirche besitze, sich dennoch in einem sittenlosern Zustande befinde als irgend eine andere Nation in Europa, als selbst Englands Manufacturdistricte und das durch seine Verbrechen so übel verschriene Irland. Denn in England und Wales komme auf 1005 Individuen nur 1 Verbrecher, in Irland auf 725, in Schweden aber auf 140. „Irland ist", ruft Hr. Laing hier aus, „in Vergleich mit Schweden ein höchst sittliches und tugendhaftes Land." Der leider gegen Schweden zu sehr eingenommene schottische Reisende bedenkt hier aber nicht, daß schon die Verschiedenheit in den Policeisystemen, in der Sprache der Strafgesetzbücher sowie in der Classification der Verbrechen in den verschiedenen Ländern eine Vergleichung der Moralität mehrer unter verschiedenen Gesetzen lebenden Gemeinwesen schwierig macht, und daß von den 20,000 jährlich in Schweden vorkommenden Verbrechen die Mehrzahl in andern Ländern gar nicht criminell behandelt wird; allein Laing, obgleich wir ihn nicht für vollkommen unterrichtet halten, spricht mit solcher Gewißheit, macht so bestimmte Angaben, zählt Mord, Raub und Diebstahl mit einer solchen numerischen Gewißheit auf, daß wir das Factum fürs erste zugeben und nur nach den Gründen fragen wollen. Forsell und Andere haben sie in der steigenden Consumtion der gebrannten Wasser gesucht, die in Schweden namentlich unter den niedern Volksclassen in neuester Zeit so sehr zugenommen hat, daß jetzt jedes Individuum doppelt so viel Branntwein als vor 50 Jahren verbraucht, wovon natürlich nur eine große Verschlechterung der Sitten die Folge sein kann. Laing indeß, der sich darauf stützt, daß der Verbrauch der gebrannten Wasser in Schweden, wenn derselbe auch in neuester Zeit zugenommen habe, doch in Vergleich mit andern Ländern nicht unverhältnißmäßig groß sei, findet die Gründe der tiefen Immoralität des Volks ganz wo anders, nämlich in der Einrichtung der Gesellschaft in diesem Lande. Was er darüber sagt, ist sehr lesenswerth und lautet also: „Das Gewicht, welches sonst die öffentliche Meinung auf die Moralität hat, indem sie dem Benehmen des Einzelnen als heilsamer Zügel dient, wird in diesem Lande durch das Übergewicht der privilegirten Classen vernichtet, da die Mitglieder derselben Existenz und Einfluß durch andere Mittel als eine auf moralischen Werth gestützte öffentliche Achtung erlangen. Diese privilegirten Classen sind nicht blos der Adels-, Militair- und Gelehrtenstand, sondern Jedermann, der ein Gewerbe treibt, bis zu dem bloßen Feldarbeiter herab, gehört einer privilegirten Classe, Zunft oder Corporation an, in der ein jedes Mitglied durch das Gesetz gegen jede Beeinträchtigung von Seiten Anderer in der Betreibung seines Geschäfts geschützt ist. Nicht von Thätigkeit, Fähigkeit und Wohlverhalten hängt daher Fortkommen und Ansehen eines Mannes ab, sondern wie in den mittlern und niedern Classen von Zunftrechten und Privilegien oder einer von der Regierung erhaltenen Bewilligung, so in den höhern von Geburt und Hofgunst. Hierzu kommt noch die unverständige Einmischung der Regierung mit ihren Ermunterungen, Auszeichnungen und Belohnungen in Dingen, um welche sie sich nicht bekümmern, sondern welche sie dem sittlichen Gefühle, dem gesunden Verstande oder dem eignen Vortheile der Individuen überlassen sollte. Auf die Brust eines Soldaten, wo vielleicht eine Wunde damit bedeckt wird, gehört ein Band, Kreuz u. dergl. hin; aber wenn die nämliche Auszeichnung glücklichen Gewerbsunternehmungen, einem guten Betragen und Charakter auf den gewöhnlichen Bahnen des Lebens verliehen worden, wo die eigene Zufriedenheit mit sich selbst sowie die Achtung der Welt der wahre Lohn ist, dann wird diese Achtung bedeutend dadurch vermindert und wirkt weit weniger prohibitiv auf das Verhalten der Individuen ein."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Theodor de la Villemarque, von der französischen Regierung mit einer geschichtlichen und literarischen Sendung nach Wales beauftragt, ist vor kurzem nach Frankreich zurückgekehrt. Er entdeckte in England Documente, welche für die Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter von hohem Werthe sind. Unter diesen Documenten befinden sich mehre, in wällischer Sprache geschrieben, welche die Originale von einigen der ältesten versificirten französischen Romane aus dem Kreise der Tafelrunde zu sein scheinen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 132. — 12. Mai 1839.

Altdeutſche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erſter Band und zweiten Bandes erſtes und zweites Heft.

(Fortſetzung aus Nr. 131.)

Unter den Beiträgen, welche die „Altdeutſchen Blätter" zur Geſchichte der deutſchen Proſa darbieten, verdienten die „Märchen und Sagen", welche Haupt aus einer leipziger Handſchrift des 15. Jahrhunderts, über deren Inhalt ausführlicher Bericht erſtattet wird, hat abdrucken laſſen (Bd. 1, S. 113 fg.), allerdings eine ausführlichere und gründlichere Beſprechung, als wir ihnen widmen können. Sie ſind ſchlicht und einfach, gewandt und lebendig erzählt, in einer Sprache, auf die das Niederdeutſche ſtark einwirkt, und nehmen ſchon als Zeugniſſe über die Ausbildung, welche der deutſche proſaiſche Styl damals bereits erlangt hatte, die Aufmerkſamkeit in Anſpruch; von ganz vorzüglicher Wichtigkeit aber ſind ſie durch ihren Inhalt für die Geſchichte des Märchens und der Sage, wir dürfen wol ſagen, der Novellenliteratur überhaupt. Namentlich zwei von den acht mitgetheilten Stücken erſcheinen in dieſer Hinſicht von großer Bedeutung, indem ſie ſehr merkwürdige Belege für die lange Erhaltung und weite Verbreitung uralter Sagen liefern. Wir begnügen uns damit, dieſe beiden, das zweite und vierte, hervorzuheben. In jenem löſt ein alter berufener Räuber ſeine Söhne dadurch aus der Haft, in die ſie gleich bei ihrem erſten Raubverſuche gekommen ſind, daß er der Königin das größte Abenteuer, das er je beſtanden, erzählt. Die Erzählung zerfällt in drei Theile, von denen der erſte, das Abenteuer des Räubers mit dem Menſchenfreſſer, mit der Homeriſchen Kyklopeia bis in das Einzelne auffallend übereinſtimmt, „ſo ſehr, daß ſich", wie der Herausgeber bemerkt, „der Gedanke an eine wenigſtens mittelbare Abſtammung deſſelben aus der Odyſſee ebenſo wenig abweiſen läßt als bei dem ähnlichen Abenteuer, das Sindbad (in „Tauſend und einer Nacht") beſteht". Wenn der Herausgeber weiter hinzufügt: „Doch läßt ſich auch gegen die Annahme eines uralten, weitverbreiteten, in die Odyſſee eingedrungenen, aber davon unabhängig fortlebenden Märchens ſchwerlich etwas Entſcheidendes einwenden", ſo müſſen wir ihm, was die Schwierigkeit einer Einwendung anlangt, freilich Recht geben, erkennen auch Dasjenige, was an einer andern Stelle (Bd. 1, S. 45) von F. Wolf über das gegenſeitig unabhängige Entſtehen gleichartiger Mythen und Sagen ſehr ſchön bemerkt wird, in ſeinem vollen Werthe an, geſtehen aber doch, daß wir in dem vorliegenden Falle an jene mittelbare Abſtammung (denn an eine unmittelbare iſt gewiß nicht zu denken) lieber glauben, wenngleich ſie deshalb, weil ſich die Wege, auf denen die Sage ihren Gang von ihrem Urſprunge aus in weit abgelegene Zeiten und Länder fand, nicht mehr entdecken laſſen, auf den erſten Blick beinahe noch wunderbarer ſcheinen kann. Die vierte, in derſelben Beziehung nicht weniger intereſſante Erzählung iſt „eine Verſion des vom Herodotos erzählten Märchens vom Schatze des Rhampſinitos". Der Herausgeber führt aus dem claſſiſchen Alterthume noch eine ähnliche Sage an, die ſich bei dem Scholiaſten zu Ariſtophanes' „Wolken" und bei Pauſanias findet; wir fügen eine Nachweiſung aus der modernen Literatur hinzu. In dem „Pecorone" des Giovanni Fiorentino, per 1378 ſchrieb, hat die erſte Novelle der neunten giornata gleichen Inhalt mit der deutſchen Erzählung, und bei manchen Abweichungen iſt doch die Übereinſtimmung zwiſchen beiden im Ganzen von der Art, daß man wol eine gemeinſame Quelle für beide annehmen darf, die der Herodotos ſelbſt, wie man leicht erkennt, freilich noch nicht war. Auf die übrigen ſechs Erzählungen ſpeciell einzugehen dürfen wir uns nicht geſtatten; von fünfen derſelben iſt der Inhalt, wenigſtens ſeinen Hauptzügen nach, ſchon aus andern Schriften des Mittelalters, die der Herausgeber ſorgfältig angegeben hat, bekannt, doch enthalten ſie auch manche beachtungswerthe Abwandelung; die letzte aber, von einem Ritter, einem voyt von Wyda, den ſeine fromme Tochter aus der Gefangenſchaft, in die er bei einem König von Aquitania gekommen iſt, befreit, ſcheint ſonſt unbekannt zu ſein; ſie hat eine ſtark klerikaliſche Tendenz, welche die Schlußverſe (überall nämlich iſt eine gereimte Moral angehängt):

> Wer ſich geiſtlicher gütere wyl underwynden,
> Der wyl ſich met dem thüvele verbinden —

deutlich beſagen. Aus derſelben Handſchrift ſtammt auch die Bd. 1, S. 300 fg., abgedruckte proſaiſche Auflöſung des alten Gedichtes von der Crescentia (jetzt auch in die zweite Ausgabe von W. Wackernagel's „Leſebuch" aufgenommen), eine der ſchönſten von den Geſchichten, die das Thema ſtandhafter, hartgeprüfter, zuletzt durch Gottes wunderbare Hülfe

rein und herrlich geoffenbarter Weibestreue behandeln. Daß der größte Theil der mitgetheilten prosaischen Stücke geistlichen Inhalts ist, bringt die Art und Weise, wie sich unsere Literatur entwickelte, selbst mit sich und wird Den, der es weiß, wie lange prosaische Darstellung fast blos für geistliche Zwecke angewendet ward, nicht befremden. Für die Geschichte der deutschen Homiletik findet sich Mehres von Belang, das wir doch, ebenso wie das Übrige, nur kurz namhaft machen; so Predigtbruchstücke, darunter ein ziemlich langes (Bd. 2, S. 32 fg.) aus dem 13. Jahrhunderte, dann von Hoffmann (Bd. 2, S. 160 fg.) ein Verzeichniß der Handschriften von Berthold's Predigten (aus der klosterneuburger Handschrift, die speciell beschrieben wird, ist Bd. 2, S. 120, ein kleines Bruchstück abgedruckt) und von andern aus dem 14. u. 15. Jahrhunderte, dabei der Abdruck einer Predigt des Nikolaus von Strasburg, der vermuthlich zu Anfang, und Peters von Trebensee, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte. Zwei Predigten (Bd. 2, S. 178 fg.) sind von H. Leyser aus derselben Handschrift des 14. Jahrhunderts mitgetheilt, aus welcher dieser Gelehrte eine Auswahl in seine sorgfältig und fleißig gearbeitete Ausgabe „Deutscher Predigten des 13. u. 14. Jahrhunderts" (Quedlinburg 1838) aufgenommen hat. Noch gehören hierher die Bruchstücke eines ascetischen Werkes: „Die vetiche der seele" (Bd. 1, S. 353 fg.), und einer theologischen Abhandlung (Bd. 2, S. 97 fg.) aus dem 13. Jahrhunderte; ferner aus dem 15. Jahrhunderte: „Wy Cristus vnd der tewfil mit eynandir rechten" (Bd. 1, S. 197 fg.), worin der Teufel Christo verfängliche Rechtsfragen vorlegt, und „Was schaden tantzen bringet" (Bd. 1, S. 52 fg.); das letztere, für Sittengeschichte merkwürdig, im strengsten zelotischen Tone gegen den Tanz, sowol gegen den „umgehenden" und den Gesang dabei, als gegen den „springenden" eifernd; genau wird bei jeder Art specificirt, wie vieler- und welcherlei Schaden der Seele aus ihr entspringe, und der Eindruck des Ganzen wird, nachdem gezeigt worden, wie Tanzen in vielerlei Weise Todsünde sei, durch den etwas mildern Schluß, den wir hersezen wollen, nicht sonderlich geschwächt:

Ist es aber das ein frow oder tochter otwen selten vnd mit vnwillen sich müscht vnder die tentzerin, so getar ich nit sprechen, daz sie totlich sünde: ich getar sie auch nit sichern, daz sie nit totlich sünde, wan sie reyzt die ümstender vnd zuluger zu böser begirde vnd bewert daz laster mit sterkunge des tantzes vnd tentzerin. doch möcht es wol etwan sin, daz eins entschuldigt würde von totsund, so es tantzt in sinr einfeltikeit vnd vnschult vnd auch lauterkeit der meynunge: daz ist so es nützt anders da sücht oder meint, dann allein daz es spylt vnd frölichen tantzt, vnd kein vfflugen hat vff kein bosheit oder sünde gegen jmo selbs oder andern luten, vnd da von nutzit weiss ob etwaz böss vom tantzen komen möge.

Schließlich haben wir noch eines „Segens" aus dem 12. Jahrhunderte, mitgetheilt von W. Grimm (Bd. 2, S. 1 fg.), ein Nachtrag zu den in J. Grimm's „Deutscher Mythologie" (S. CXXXII fg.) bekannt gemachten Segnungsformeln, sowie der althochdeutschen Sprichwörter (Bd. 2, S. 133 fg.) zu gedenken, die W. Wackernagel aus einer sanct gallenschen lateinischen Abhandlung: „De partibus logicae", mittheilt, wo sie als Beispiele logischer Formen angewandt sind, z. B.:

A parte fit argumentum ad totum ita. Vno membro languente compatiuntur omnia membra. Et in evangelio: Si oculus tuus fuerit simplex totum corpus lucidum erit, et si nequam, totum corpus tum tenebrosum erit. Teutonice: *Fóne dêmo limbe sol begunnit tir hûat leder êzzen.*

Material für deutsche Lexikographie bieten dar die von W. Wackernagel und Hoffmann gelieferten Glossen aus dem Thier- und Pflanzenreiche aus Handschriften des 10., 11. u. 12. Jahrhunderts (Bd. 1, S. 348 fg., Bd. 2, S. 210 fg.), sowie des Letztern Beiträge zu einem mittelhochdeutschen Wörterbuche, das wir, ungeachtet Hr. Ziemann eines herausgegeben hat, noch immer entbehren, Glossen aus dem 13. u. 14. Jahrhunderte (Bd. 2, S. 195 fg.).

Von den Stücken in niederländischer Sprache, die sämmtlich von Hoffmann mitgetheilt sind, haben wir eines, das Lied vom Lande Cockaenghen, bereits oben erwähnt. Sehr artig ist das mittelniederländische Gedicht „Frageſpiel" (Bd. 1, S. 66 fg.): Jünglinge und Jungfrauen vergnügen sich im Frühlinge auf einem grünen Anger mit dem Aufgeben und Lösen von zarten, feinen, auf die Liebe bezüglichen Fragen; das Ganze ist der Tenzone verwandt, wie denn auch die Zeile 168 — 225 erörterte Frage (drei Ritter lieben eine Jungfrau und bitten sie, ihnen ein Zeichen zu geben, welchen sie am meisten liebe: da tritt sie den einen auf den Fuß, den andern ergreift sie bei der Hand, dem dritten schenkt sie den oghenbrant, d. h. sie blickt ihn an; welcher ist nun der am meisten Geliebte?) wirklich der Gegenstand einer Tenzone zwischen Savaric v. Mauleon, Gaucelm Faidit und Uc von la Bacalaria ist bei Raynouard Bd. 2, S. 199; vgl. Diez's „Leben und Werke der Troubadours", S. 405. Auch das französische Frageſpiel: „Au roi qui ne ment", das in dem „Sentier battu" („Fabliaux et contes" von Barbazan und Méon im ersten Theile) gespielt wird, läßt sich, so sehr auch die ganz entsetzliche Derbheit, die in dem französischen Gedichte herrscht, gegen die minnigliche Zartheit des niederländischen absticht, vergleichen. Aus Jacop's van Maerlant „Bestiaris" ist (Bd. 1, S. 210 fg.) eine nicht eben ehrenvolle Vergleichung der holländischen Minstrels zu Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Vogel Garrulus, der unter allen Vögeln, die leben, am meisten kreischt, abgedruckt; Bd. 1, S. 204 fg., ein Bruchstück eines mittelniederländischen Gedichts aus dem 14. Jahrhunderte von „Valentin ende Nameloos", wie Rosemunde als Harfnerin verkleidet ihren Gemahl Valentin sucht; dabei zur Vergleichung dieselbe Scene, wie sie niederdeutsch in dem „Hartebök" der Flanderfahrer geschildert ist. Endlich (Bd. 1, S. 74 fg.) 35 altholländische Sprüche, in denen sich ein tüchtiger, gesunder Verstand, eine kernige, ehrenhafte Gesinnung auf das glücklichste ausdrückt, was wir durch ein Paar, die auch ohne Übersetzung sich verstehen lassen, belegen wollen: so (18):

Een wijf die ghift, die biet haer eer
een wijf die neemt, die vercoopt haer eer.
een wijf die mit eren wil leven
die en sal nemen noch geven.

Oder (33):

Lere verdraghen (friedlich miteinander leben) wie ghi sijt;
die meest verdraghet, die wint den strijt.
he es sot (närrisch), die om sinen grammen moet
hem selven scade of scande doet.

und (34):

Des sijt seker ende ghewes
dat hi meer te prisen es,
die sinen grammen moet bedwinct,
dann die een busch mit craften wint.

Auch 16 ist gut:

Wie (wer) vredelic wil leven ende onbescaut,
die laet sijn wijf niet hebben die overhant.

Wie schwer aber mit den Weibern zu verkommen sei, bekennt launig 19:

Sint Adam, ons eerste vader,
David, Sampson, Salomon algader (zusammen)
bedroghen sijn van wiven,
wie sel dan onbedroghen bliven?

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 121.)

So vernünftig und wohlbegründet dieses Urtheil im Ganzen auch ist, so trefflich seine hieran geknüpften Bemerkungen über die Vortheile unbesoldeter Staatsdiener auch sind, so wahr es endlich ist, daß die Aristokratie lange den Fluch des Landes ausgemacht, so hätte der Verf. doch weit leichter die von ihm behauptete Demoralisation des Volks aus der Armuth desselben erklären können; einer Armuth, die auch nicht so grell ist, wie sie von dem Schotten gemalt wird, da das Verhältniß der Armen zu der übrigen Bevölkerung nach den genauern statistischen Angaben durchschnittlich wie 1 zu 45 ist, die aber nach seiner davon gemachten Schilderung den gemeinen Schweden der nothdürftigen Nahrung, Kleidung und Feuerung entbehren läßt, und die in Folge einer Verringerung des Arbeitlohns in den letzten Jahren unter den arbeitenden Classen immer weiter um sich greift und einen großen Theil der Bevölkerung auf dem Lande mit so grober Kost und so elender Behausung vorlieb zu nehmen zwingt, wie es gewiß in wenig andern Ländern geschieht; eine Armuth, von der uns Hr. Laing den abschreckendsten Begriff beizubringen sucht, indem er sagt: „Ein Mann von tiefen und umfassenden statistischen Kenntnissen, den ich vor kurzem kennen lernte, machte gegen mich in einer Unterhaltung über diesen Gegenstand die Bemerkung, daß der Sträfling und öffentlich unterstützte Arme in England weit besser leben als die Hälfte des ganzen schwedischen Volks.“ Alle mit so vielem Scharfsinn von Hrn. Laing auseinandergesetzten Mängel in Schwedens politischem System sind nicht so viel werth als dieser einzige Grund, den er, von dem Geiste norwegischer Opposition angehaucht und daher die Gründe aller Übel in politischen Mißgriffen findend, übersehen oder zu wenig beachtet hat. Zwischen Mangel und Unsittlichkeit besteht aber der genaueste Zusammenhang; ein Mann, den physischer Mangel niederdrückt, steht viel zu tief, um zu einem gewissen Rufe oder zu einer gewissen Bedeutung in der Gesellschaft emporstreben zu können, seine Stellung zu dieser ist vielmehr eine feindliche, und die Criminalstatistik Schwedens, mit Allem, was Hr. Laing darüber sagt, liefert nur einen neuen Beleg für die Behauptung: daß die erste und wesentliche Grundlage, worauf die öffentliche Moral eines Staates beruht, welches auch immer dessen Verfassung sein mag, eine behagliche und nicht zu beschränkte Lage der untern Classen ist.

Hr. Laing kam offenbar verstimmt und voreingenommen aus Norwegen, wo er mehre Monate sich der Gastlichkeit, des Verstandes, Freimuths und Unabhängigkeitssinnes eines biedern Volks im Zusammenleben mit demselben gefreut, vielleicht aber auch mehr von der Abneigung desselben gegen die Schweden eingesogen hatte, als sich mit der Unbefangenheit eines unparteiischen Reisenden verträgt, nach Schweden, und seine in der Hauptstadt angestellten Betrachtungen, wo ohnehin im verflossenen Jahre ein schwüle politische Atmosphäre herrschte, wie die in Nr. 79—82 d. Bl. gegebene Darstellung gegenwärtiger schwedischer Zustände hinlänglich beweist, tragen im Allgemeinen einen derselben entsprechenden düstern Charakter. Er that daher wohl daran, diese dunkle und unfreundliche Scene zu verlassen und sich auf einem Dampfboote nach dem unter dem dreiundsechzigsten Grade nördlicher Breite gelegenen Städtchen Umeä einzuschiffen, wo das Leben des skandinavischen Nordens ihm in größerer Reinheit und Harmlosigkeit erschien und einen weit wohlthuendern Eindruck auf ihn machte. „In dieser kleinen Stadt von 1100 Einwohnern“, äußert er selbst in freudiger Überraschung, „die über 100 geographische Meilen von der Residenz entfernt liegt, gibt es zwei Buchläden, in denen ich einen ziemlichen Vorrath neuer Bücher, unter Andern „Das Leben des Columbus“ von Washington Irving in englischer Sprache fand. Alle Bequemlichkeiten, Behaglichkeiten und, nach dem Aussehen der Herren und Damen zu urtheilen, selbst Feinheiten des gebildeten Lebens sind hier in ebenso großem Überfluß wie in den kleinen Städten Schottlands zu finden, kommen aber ungleich mehr Menschen zu gute, da der tägliche Lebensunterhalt hier weit wohlfeiler ist. In dem äußern Benehmen und den Gewohnheiten des Volks ist nicht ein Zug, der auf Unwissenheit, Rohheit oder einen niedern Zustand der Sitten deutete.“

Nicht minder angenehm war der Eindruck, den das Land auf ihn machte, durch das er von Umeä nach Stockholm zurückreiste. Der Weberstuhl, den er in jedem Hause arbeiten hörte, die Leinwandstücken, die er auf dem grünen Anger vor jedem ausgespannt sah, erinnerten ihn an Englands Manufacturdistricte, doch mit dem Unterschiede, daß jene schwedische Industrie ein häuslicher Natur und eine Nebenarbeit des Ackerbaus ist, welche den Weibern obliegt, während die Männer das Feld bestellen. Alle Vortheile einer gewerbe- und ackerbautreibenden Bevölkerung findet man dadurch mehr als irgend anderwärts in dieser Gegend vereinigt: das Land befindet sich in mäßigen Parcellen in den Händen des Bauers, im Innern des Hauses, wo Webestuhl und Spinnrad den Alten, den Kleinen und dem weiblichen Theile der Familie hinreichende Beschäftigung gewähren, herrscht die Reinlichkeit und Nettigkeit von Manufacturorten, verbunden mit dem Überfluß und der Productenfülle des Landes, und das Tischtuch sowol, das dem Fremden zu einem Glase Milch und zu einem Stück Brot aufgelegt wird, als Hemden und Bettzeuch sind stets von blendender Weiße. Da die häusliche Gewerbthätigkeit zunächst die Befriedigung des eigenen Bedürfnisses zum Zweck hat und erst der nicht zu verwendende Überfluß verkauft wird, so sind Alle wohl gekleidet, und aus den mancherlei Dingen, mit denen sie ihre Häuser zum Putz oder zur Bequemlichkeit versehen — wie guten Tischen, Stühlen, Fenstervorhängen und Blenden, die man so leicht an keiner Hütte vermissen wird, Uhren, feinem Bettzeuch, Tapetenbehängen und einigen Büchern, die selten zu fehlen pflegen —, ersieht man, daß sie ihre Ersparnisse zu größerer Behaglichkeit des Lebens verwenden und mit den gebildetsten der englischen Arbeiterclassen auf gleicher Stufe gesellschaftlichen Wohlseins stehen. „Hier“, ruft Hr. Laing aus, „ist eigentlich Schweden, hier in den nördlichen Provinzen Das erreicht, worauf ein Land billig stolz sein kann.“

Einen Umstand hat er jedoch von diesen nördlichen Provinzen anzuführen vergessen: es ist der schnelle Wachsthum der Bevölkerung in denselben, der so groß ist, daß z. B. das Steigen der Bevölkerung in Lappmarken, in der Nähe des Polarkreises, verglichen mit dem in der Upsala-Län, sich wie 5 = 1 verhält. Der Grund davon liegt in den immerwährenden Wanderungen nach Norden, in den der schwedische Bauer zieht, um

dem Drucke seiner Aristokratie zu entgehen, der das eigentliche Grundübel des Volks ausmacht.

Nach einer Reihe der geistreichsten Untersuchungen über Schwedens politische Zustände stellt der Verf. am Schlusse seines Buchs folgende drei Punkte auf, gleichsam als die Resultate seiner Reise, die uns der Beachtung nicht unwerth scheinen. Sie sind:

„Erstens. Das schwedische Volk ist im Allgemeinen besser erzogen als das englische, das schottische und vielleicht als jedes andere in Europa, mit Ausnahme des dänischen. Elementarunterricht im Lesen, Schreiben und dem kleinen Luther'schen Katechismus ist so allgemein, daß dafür in vielen Districten sogar die Hülfe des Schullehrers entbehrlich ist und die Kinder von ihren Ältern unterrichtet werden .... Die vielen periodischen und andern Schriften, welche die Presse beständig verlassen, sowie die Buchhandlungen, welche man in den kleinsten und entferntesten Städten findet, beweisen hinlänglich, daß die Schweden ein gebildetes, gern lesendes Volk sind."

„Zweitens. In keinem Lande Europas ist die Kirche so mächtig und so fest und vollkommen gegliedert. Die schwedische Kirche ist ein besonderer, integrirender Theil des Staats und hinsichtlich ihres constitutionellen Antheils an der Legislatur der Corporation des Adels oder den Vertretern des Volks gleich, und endlich außer diesem Antheile an der Gesetzgebung noch im Besitz eines ausgedehnten Einflusses und Ansehens durch das Regierungsdepartement für Kirchenangelegenheiten. Da es weder Katholiken noch Calvinisten im Volke gibt, so hat sie nur mit einer Religion, ihrer eigenen, zu thun und wird durch keinen Sektengeist, durch keine Abweichung von ihren Lehren oder Gebräuchen beunruhigt. Ihre Mitglieder sind hochgebildete Männer von unleugbarer Frömmigkeit und großem Eifer, ihre innern Einrichtungen aber der Art, daß jene dadurch vor Nachlässigkeit und Schlaffheit in der Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten bewahrt und unfähige Personen von den geistlichen Verrichtungen ausgeschlossen werden. Der fleißige Besuch der Kirche von Seiten des Volks, die Errichtung neuer, die Ausschmückung alter Kirchen durch freiwillige Beiträge, sowie die freiwilligen Gaben, welche die Gemeinden zu Weihnachten und Ostern ihren Seelsorgern darbringen, sind ein Beleg dafür, welcher Liebe und welches Einflusses die Geistlichkeit in Schweden sich erfreut, und wie wohlgesinnt gegen sie im Ganzen das Volk ist."

„Drittens. Ungeachtet dieser mächtigen, vollkommenen und so wirksamen Kircheneinrichtung, ungeachtet Erziehung und Religionsunterricht durch älterliche und geistliche Vermittelung sowie durch eine große Zahl öffentlicher für alle Classen passender Schulen so weit verbreitet ist, so steht doch das schwedische Volk in Betreff der Moralität auf der niedrigsten Stufe, indem nirgend in Europa drei Millionen Menschen in einer gegebenen Zeit so viel Verbrechen und Unsittlichkeiten begehen."

Allein dieser letzte Punkt ist es gerade, der nicht allein in Zweifel gezogen, sondern auch angefochten zu werden verdient. Denn von den 20,000 jährlichen Verbrechen, mit denen die Statistik Schweden belastet, müssen alle solche Sachen abgezogen werden, die anderwärts als Policeiangelegenheiten oder Vergehen gegen die ökonomischen Einrichtungen angesehen werden. Denn wenn in Schweden das Gesetz eine Menge von Übertretungen gegen die Forst-, Branntwein- und Zollordnungen, ferner versäumte Wegebesserung, Schneeschaufeln, Fuhrenleistungen und viele andere Dinge der Art als Verbrechen bezeichnet, so müssen alle diese erst abgezogen werden, um ein richtiges Verhältniß zwischen Schwedens Criminalität und der anderer Völker zu finden. Es wird sich alsdann aber ergeben, daß Das, was übrigbleibt, lange die Höhe der Verbrechen anderer Länder nicht erreicht. Zu solchen Täuschungen können statistische Zahlen verleiten, wenn sie nicht auf sorgfältiger Prüfung beruhen; daß diese bei vielem Geist und Scharfsinn der Verf. nur so selten angewandt hat, müssen wir herzlich bedauern. 145.

Literarische Notizen.

Der dritte Band von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", der das Tagebuch Bettina's enthält, ist von dieser, da sie keinen Engländer dazu finden konnte, ins Englische übersetzt worden, gewiß in der festen Voraussetzung, daß das Vaterland Byron's diese Früchte jugendlicher Überspannung mit Jubel begrüßen werde. Doch wir wollen von ihr selbst die Gründe hören, die sie in der Vorrede ihrer Übersetzung für ihren Schritt, sowie die Hoffnungen, welche sie für dessen Gelingen ausspricht. „Wäre Byron noch am Leben", sagt sie, „so würde er dem Vorhaben seinen Beifall geschenkt und mich um des Buchs willen gelobt und gepriesen haben; er besaß ja ein so edles, für alle ungewöhnlichen Regungen empfängliches Herz, erkannte die menschlichen Gefühle auch in fremdem Gewande und würde gewiß diese Blätter studirt haben, die ich in dem Lenze meines Lebens unter dem begeisternden Einfluß Eines schrieb, der gleichwie er nur alle tausend Jahre auf dieser Erde erscheint. Ich muß es beseufzen, daß er nicht mehr lebt, denn seiner Obhut würde ich das Werk anvertraut haben wie ein mit jungen in die Blüte treibenden Knospen angefülltes Feld, in seinen Schutz würde ich eingeweiht worden sein, er würde mir seine freundliche Huld (gentle goodly graces) geschenkt und dies mich beseligt haben. Aber jetzt, da ich keinen Freund und keine Verbindung drüben fand, gleiche ich einem Vogel, der aus seinem Neste über den Ocean fliegt, oder einer Pflanze, die in einen fremden Boden versetzt wird, und muß daher Hrn. Longman, der mir die Ehre erzeigt, mein Buch zu verlegen, bitten, diese kleine Einleitung in das „Edinburgh review" oder „Quarterly review" einrücken zu lassen zur Benachrichtigung, daß, wenn es noch andere Engländer gibt, die geneigt sind, wie Byron gethan haben würde, in ihrem tiefen Gemüthe solche jugendliche Schwärmereien (youthfully inspirited feelings) zu hegen und zu wahren, ich gern sehen würde, wenn sie die Blätter meines Tagebuchs einer Prüfung unterwerfen wollten. Bettina." Wir zweifeln nun aber, daß Bettina mit dieser Anzeige einen günstigen Eindruck hervorbringen wird, und indem wir sehen, wie wenig respectvoll die Engländer mit dem Buche umgehen, das sie „rhapsodische Ergüsse einer unklaren und mystischen Poesie" nennen und wegen des unenglischen Englischen, in welches dieselben übertragen sind, bespötteln, glauben wir der Verf. das Prognostikon stellen zu dürfen, daß ihre Mühe wie die aufgewandten Kosten vergebens sein werden.

Unter dem Titel: „The social gazette", und mit dem Motto: „Social improvement on christian principles", erscheint fortan in London ein neues Wochenblatt, das, um alle Störung des Sonntags zu vermeiden, am Mittwoch ausgegeben wird und sich jeder Partei- und persönlichen Polemik zu enthalten verspricht. Gleichfalls frei von allen politischen Parteieinflüssen und blos ihre Aufgabe „das Wohl der britischen Colonien in ihrer Verbindung mit dem Mutterlande" im Auge behaltend, tritt die zu Anfang dieses Vierteljahrs in London gegründete „Colonial gazette" auf. Sie will besonders Denen, welche in den Colonien ansässig sind oder mit denselben in irgend einer Beziehung stehen, die Nachrichten mittheilen, welche für solche Personen wünschenswerth oder nützlich sein können.

Eine für die Nationalökonomie und die Kenntniß der innern Gesetze des Handels und des Haushalts der Staaten nicht unwichtige Erscheinung ist Thomas Tooke's soeben herausgekommene „History of prices, with reference to the causes of their principal variations, from 1792 to the present time. Preceded by a sketch of the history of the corn trade in the last two centuries." Der Gegenstand ist der Art, die Ansichten darüber im Allgemeinen so dunkel, ungewiß und irrig, daß er einer auf historische Erfahrung basirten theoretischen Begründung wohl bedarf. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 133. — 13. Mai 1839.

Altdeutſche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erſter Band und zweiten Bandes erſtes und zweites Heft.

(Beſchluß aus Nr. 132.)

Die Beiträge aus der engliſchen Literatur verdanken die Herausgeber der Gefälligkeit des Hrn. Thomas Wright. Hier verdient beſondere Beachtung das angelſächſiſche Geſpräch: „Adrian and Ritheus" (Bd. 2, S. 189 fg.), aus einer Handſchrift des 10. Jahrhunderts, das in einigen Fragen mit dem in Thorpe's „Analecta anglo-saxonica" herausgegebenen „Saturn und Salomon" übereinſtimmt, ſo in der von J. Grimm in der „Deutſchen Mythologie" (S. 692) angeführten, nach dem Erfinder der Buchſtaben, als der auch hier Mercurius se gigant genannt wird. Es gehört mit in die Reihe der Frage- und Räthſeldichtungen, die bis in die älteſten Zeiten der germaniſchen Poeſie hinaufreichen und ſich das ganze Mittelalter hindurchziehen, über deren Geſchichte und Eigenthümlichkeit ſich unſere Leſer nicht beſſer als aus den Bemerkungen J. Grimm's zu dem deutſchen, ebendahin fallenden Tragemundesliede (in den „Altdeutſchen Wäldern", 1813, Heft 7) belehren können. Von der großartigen Einfachheit, der geheimnißvollen Feierlichkeit, die ſich in den älteſten Liedern dieſer Art, in den Fragen der Edda „über die höchſten und wunderbarſten Dinge der Götter und Menſchen" ſo ergreifend kund gibt, haben die angelſächſiſchen Fragen und Antworten, die ſich über Bibliſches, Natur und Ethiſches erſtrecken, doch noch etwas; und wenn auch bibliſche Gelehrſamkeit in vielen vorwaltet, ſo iſt dieſer doch ein ſo ſtarker Zuſatz von Mythiſchem beigefügt, daß auch in ihnen durch den Inhalt jener Charakter nicht verloren geht, den die gemeſſene Einförmigkeit der Einkleidung und die ſtrenge Gedrängtheit des Ausdrucks durchgängig bewahren; daß es manchen von ihnen auch an Tiefe des Gedankens nicht gebricht, mögen die letzten Sätze des Geſprächs, die wir wörtlich überſetzen, bezeugen:

Sage mir, was iſt das Beſte und das Schlimmſte? Ich dir ſage, Mannes Wort. Sage mir, was dem Menſchen das Liebſte ſei in ſeinem Leben und das Leideſte nach ſeinem Tode? Ich dir ſage, ſein Wille. Sage mir, was thut das ſanfte Wort? Ich dir ſage, es mannichfaltet des Mannes Freundſchaft und ſtillet des Mannes Feinde. Sage mir, was ſcheuet der ſtarke Mann, das ihm Geſunden lieb war? Ich dir ſage, ſiechem Manne iſt Speiſe leid, die ihm früher lieb war, und ſeinen Augen iſt Licht leid, das ihm früher lieb war.

Aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts iſt „An old-english bestiarius" (Bd. 2, S. 99 fg.), in Verſen. In ähnlicher Weiſe, wie in dem proſaiſchen althochdeutſchen Phyſiologus (der „reda umbe diu tier") werden hier die Eigenſchaften von Thieren auf Gott und Chriſtus, auch auf den Teufel und den Menſchen angewendet und Lehren daraus gezogen; ſo hier der Löwe, der Adler, die Schlange, die Ameiſe, der Hirſch, der Wolf u. ſ. w.; jedesmal wird zuerſt die natura beſchrieben, dann die significatio gegeben. Der Inhalt der ſehr reichen Handſchrift, aus welcher dies Gedicht genommen iſt, wird Bd. 2, S. 141 fg., verzeichnet und dabei noch Mehres daraus mitgetheilt, ſo das Credo und anderes Geiſtliche in altengliſchen Verſen, zwei altengliſche Lieder, lateiniſche Räthſel, und eine kurze lateiniſche Predigt des Erzbiſchofs von Canterbury, Stephanus de Langeduna, über einen Text, der unſere Kanzelredner gewiß in Verlegenheit ſetzen ſollte. Es iſt ein franzöſiſches Lied, das ſo lautet:

Bele Aliz matin leva,
sun cors vesti e para,
enz un verger s'entra,
cink flurettes y truva,
un chapelet fet en a
de rose flurie;
pur deu trahez vus en là
vus ki ne amez mie;

Dies wird ſo künſtlich ausgelegt, daß es zum Schluſſe mit Recht heißt:

Per predicta patet, que ista est bele Aliz, de qua prediximus: est regina justicie, mater misericordie, que portavit regem celorum et dominum qui cum patre et spiritu sancto vivit et regnat deus. Amen.

Von Wright ſind auch ſprachlich intereſſante, lateiniſch von lawcleres des 13. Jahrhunderts niedergeſchriebene Bemerkungen über anglonormaniſche und lateiniſche Orthographie mitgetheilt (Bd. 2, S. 193 fg.). Von demſelben aus einer vermuthlich von einem angelſächſiſchen Mönch in Deutſchland geſchriebenen, bereits von Eccard in ſeinem „Quaternio" (wo ſich auch das erſte Lied findet) benutzten Handſchrift des 11. Jahrhunderts zwei lateiniſche Lieder (Bd. 1, S. 390 fg.), die ein paar luſtige Begebenheiten ſehr hübſch erzählen; beide ſtehen jetzt auch unter den Aufſchriften: „Heriger" und „Alveradae asina", nach Kem-

ble's Mittheilung in den von J. Grimm und Schmeller herausgegeben lateinischen Gedichten des 11. u. 12. Jahrhunderts (Göttingen 1838) abgedruckt. Sehr verschieden von ihnen in Ton und Inhalt sind drei andere lateinische, von H. Leyser (Bd. 2, S. 201 fg.) mitgetheilte Lieder des 13. Jahrhunderts, von denen die beiden ersten, gereimte Sequenzen, Wunder des heiligen Servatius berichten, das dritte ein Wunder des heiligen Otto feiert. Wichtig für die Kenntniß der Mönchsmetrik ist das aus dem 12. Jahrhunderte herrührende Stück: „De cognitione metri" (Bd. 1, S. 212 fg.), das von den verschiedenen, theils durch die Art und Stellung des Reimes, theils durch die Anordnung der Füße sich ergebenden Arten des mittelalterlichen lateinischen Hexameters und Distichons handelt; schade, daß die regulae de rhythmis, die sich in derselben Handschrift finden, nicht auch mit gegeben worden sind; sie würden, da sie wol Vergleichungen für die deutsche Reimlehre darböten, für uns noch interessanter sein. Lateinische Erzählungen hat aus einer englischen Handschrift des 13. Jahrhunderts, in der sie, nebst andern Stücken, zum Einrücken in Predigten bestimmt, unter Rubriken gebracht und zum Theil mit moralischen Nutzanwendungen begleitet stehen, William J. Thoms beigesteuert (Bd. 2, S. 74 fg.). Sie sind kurzweg und ziemlich nüchtern hinerzählt; die meisten handeln von Dämonen, Zauberern, Teufelsstücken und enthalten für die Kenntniß des Aberglaubens, dessen Bedeutung für die Mythologie erst durch J. Grimm recht klar geworden ist, manches Erhebliche; doch finden sich auch einige andern Inhalts, so (Nr. 16) die auch sonst bekannte, von dem Kinde, das sich die Decke, die dem alten Großvater von seinem zu früh weggegebenen Eigenthume allein gelassen worden war, von dem Vater erbat, um sie für ihn aufzuheben (vgl. „La houce partie" von Bernier in den „Fabliaux et contes", Th. 4); dann die achtzehnte, von den drei Söhnen, unter die der Vater das Erbe nach der Art, wie sie sich mit Vögeln vergleichen, vertheilt; die Fabel (Nr. 19) von der Jagd, zu der Löwe, Wolf und Fuchs gemeinsam auszogen, und noch eine, die dritte, die wir der Kurzweil wegen, so trocken wie sie erzählt ist, übersetzen: „Einer, der ein gefräßiges Weib hatte, briet eine Henne, damit sie beide von ihr äßen. Da sie gebraten war, sagte das Weib zu ihm, gib mir einen Flügel. Sie erhielt und aß ihn, und so verschlang sie allein alle Glieder der Henne. Dies bemerkte der Mann und sagte, du hast das Ganze allein verzehrt; nichts ist übrig als der Bratspieß; es ist recht, daß du auch ihn kostest. Und er prügelte sie herrlich mit dem Bratspieße (et verberavit eam egregie ipso veru i. e. spite)." Endlich haben wir noch der lateinischen Sprüchwörter aus zwei Handschriften des 12. Jahrhunderts (Bd. 1, S. 10 fg.) zu gedenken; nur die aus der ersten, 46 an der Zahl, sind wirkliche Sprüchwörter, Übersetzungen echt volksthümlicher, was auch die Überschrift: „Incipiunt versus de proverbiis vulgaribus", besagt und die von dem Herausgeber beigebrachten entsprechenden deutschen zeigen. Die andern 78 sind mehr bloße Sittensprüche, von Wippo, Capellan Kaiser Heinrich's III., abgefaßt, von denen die drei ersten: „Audiat rex quod praecipit lex. Decet regem discere legem. Legem servare est regnare", gewiß als Inschriften eines Residenzschlosses oder Ständehauses (für das hanöversche, wenn dies nicht etwa zum Privatgebrauche vermiethet wird, könnte man keine bessern finden) alle Empfehlung verdienen. Übrigens kehren 34 von ihnen, doch mit einigen Abweichungen, unter den 38 von W. Wackernagel aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts (Bd. 2, S. 136 fg.) mitgetheilten wieder.

Von selbst versteht sich, daß von den Handschriften, aus denen Mittheilungen gemacht worden sind, überall genaue, sorgfältige Nachricht gegeben wird; aber auch von einer beträchtlichen Anzahl anderer für die altdeutsche Literatur wichtiger Handschriften, so von den altdeutschen Handschriften zu Darmstadt (Bd. 1, S. 380 fg.), von der Liederhandschrift der Clara Hätzlerin (Bd. 2, S. 57 fg.), mit deren vollständigem Abdrucke man uns bedroht, und von vielen andern (Bd. 1, S. 211, 215, 325 fg.; Bd. 2, S. 82 fg.) finden sich höchst dankenswerthe, ausführliche Beschreibungen und Inhaltsangaben, auf die wir hier begreiflicherweise nicht weiter eingehen. Der übrige Inhalt der „Altdeutschen Blätter" zerfällt in Nachträge zu wichtigen Büchern und in Abhandlungen; nicht blos daß er schon für sich einen weit geringern Raum einnimmt, auch seine Beschaffenheit erleichtert es uns zum Theil, den Bericht darüber so kurz zusammenzufassen, wie wir es thun müssen, nachdem uns die Durchmusterung des literarischen Materials, das die „Altdeutschen Blätter" für die Geschichte der deutschen Literatur und Sprache darbieten, so lange beschäftigt hat. Viele und höchst bedeutende Nachträge zu der „Deutschen Mythologie" hat J. Grimm selbst mitgetheilt (Bd. 1, S. 287 fg. u. 370 fg.); ein Auszug läßt sich aus ihnen natürlich ebenso wenig als aus den andern geben, und ein bloßes Verzeichniß der einzelnen Punkte, zu denen nachgetragen worden ist, dünkt uns sehr überflüssig. So müssen wir denn, zu wie großer Zierde sie auch der ganzen Sammlung gereichen, bei ihnen wie bei den übrigen es mit der einfachsten Erwähnung bewenden lassen. Ein kleiner Nachtrag zu W. Grimm's „Deutscher Heldensage", ein Zeugniß aus dem 15. Jahrhunderte, findet sich Bd. 1, S. 49. Als ein sehr ansehnlicher zu demselben Werke ist der erschöpfende und mit manchen eigenen Bemerkungen bereicherte Auszug zu betrachten, den F. Wolf (Bd. 1, S. 34 fg.) aus G. B. Depping's und Fr. Michel's Abhandlung über Wieland den Schmied („Véland le forgeron, dissertation sur une tradition du moyen-âge" u. s. w., Paris 1833) gegeben hat; namentlich gewährt derselbe zu den in Grimm's Werke Nr. 30 angeführten Stellen eine reichliche Nachlese aus den französischen Gedichten und Romanen des fränkisch-karolingischen Sagenkreises, in welchen allein, nicht auch in denen des bretonischen, der Schmied Galant erwähnt wird. Eine beträchtliche Anzahl von Nachträgen zu J. Grimm's „Reinhart Fuchs", von Haupt, Hoffmann und F. Wolf zusammengebracht, eröffnen gleich den ersten Band; in eben diesem (S. 417 fg.) hat J. Grimm selbst zu einer Stelle des mittelhochdeutschen Reinhart eine glänzende Emendation mitgetheilt, eine

ſolche, die, wie Niebuhr einmal ſagt, „zu den ſeltenen gehört, durch die eine neue Thatſache für die Geſchichte gewonnen wird", hier für die Literaturgeſchichte, indem ſie den Urſprung des Gedichts im Elſaß außer Zweifel ſetzt. Endlich haben wir noch der Reihe von Nachträgen zu erwähnen, die (Bd. 1, S. 15 fg.) F. Wolf zu ſeiner trefflichen Schrift: „Über die neueſten Leiſtungen der Franzoſen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte, insbeſondere aus dem fränkiſch-karolingiſchen Sagenkreiſe" (Wien 1833), geliefert hat.

Die erſte der zwei Abhandlungen, welche die „Altdeutſchen Blätter" enthalten, „Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürger's Leonore" von W. Wackernagel (Bd. 1, S. 174 fg.), iſt zuerſt als Einladungsſchrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums u. ſ. w. zu Baſel 1835 gedruckt worden. Sie hat eine weitere Verbreitung, als gewöhnlich Programmen zu Theil wird, im vollſten Maße verdient, und wir würden gern bei ihr länger verweilen, um ſo mehr, als wir vorausſetzen dürfen, daß ſie ebenſo wol durch den Inhalt als durch die Behandlung das Intereſſe eines größern als blos des gelehrten Publicums in Anſpruch nehmen kann. Aber durch die geſchickte Verwebung der ausführlich mitgetheilten Belegſtellen mit dem eigentlichen Grunde der Abhandlung hat die kleine Schrift ein zu feſtes und zierliches Gefüge gewonnen, als daß wir einzelne Fäden herauszupfen möchten. Deshalb mag die Bemerkung genügen, daß der Verf. mit Scharfſinn und feinem poetiſchen Gefühl und mit großer Beleſenheit aus deutſchen, engliſchen, däniſchen, ſchwediſchen, altnordiſchen, lithauiſchen, magyariſchen, ſerbiſchen, italieniſchen, alt- und neugriechiſchen Sagen und Liedern darlegt, wie ſich der in verſchiedenen Modificationen erſcheinende Glaube, daß dem Todten die Ruhe des Grabes geſtört werde, ſo lange der geiſtige Zuſammenhang mit dem auf der Erde Zurückgelaſſenen nicht vollkommen für ihn gelöſt ſei, bei den Völkern auf mannichfache Weiſe poetiſch geſtaltet habe; woran ſich die Nachweiſung des weſentlichen Unterſchiedes, der zwiſchen Bürger's „Leonore" und jenen Dichtungen beſteht, und die Erörterung über die Heimat der Leonorenſage ſowie über den Urſprung des Bürger'ſchen Gedichts knüpfen. Wie dies aber von dem Verf. ausgeführt ſei, das mögen unſere Leſer aus der Abhandlung ſelbſt erſehen, die in der That einen ſehr gelungenen Beweis dafür liefert „wie ſich auch den Sagen und Märchen der modernen Welt eine wiſſenſchaftliche Bedeutung abgewinnen laſſe". Die andere Abhandlung (Bd. 2, S. 2 fg.), von Th. v. Karajan, hat einen öſtreichiſchen, bis jetzt noch wenig bekannten Dichter, Seifried Helbling, der zu Ende des 13. Jahrhunderts lebte, und deſſen ſatiriſch-klagende Gedichte für öſtreichiſche Landes- und Sittengeſchichte insbeſondere als treue Darſtellungen von unſchätzbarem Werthe ſind, zum Gegenſtande; über das Leben des Dichters und die einzige Handſchrift ſeiner Gedichte wird berichtet und der Inhalt der letztern dargelegt. Die ganze Abhandlung iſt als Vorläufer einer größern, welche die Ausgabe der Werke Helbling's begleiten ſoll, anzuſehen.

Wir hatten uns vorgenommen, unſere Anzeige mit einigen Anmerkungen über den Vorwurf der Mikrologie, d. h. in grobem Deutſch: Kleinigkeitskrämerei, zu ſchließen, der den Geiſtreichen par excellence und den Unkundigen gegen die Pfleger der deutſchen ebenſo wie der claſſiſchen Philologie immer auf der Zunge oder über die Lippen ſchwebt; wir wollten ſie fragen, ob ſie jenen Vorwurf nicht mit Vortheil auch auf die Naturwiſſenſchaften übertragen könnten, da es doch ſonderbar ſcheine, wenn ſie Bücher, nicht über die Eingeweidewürmer, denn da iſt der Antheil zu natürlich, nein, etwa über die Lebermooſe oder die Infuſionsthierchen mit Staunen begrüßten, während ſie für ein Buch über eine Partikel oder dergleichen nur ein armes mitleidiges Lächeln bereit hielten; wir wollten unſere Anmerkungen wie einen Commentar an die Stelle der Vorrede ſchließen, wo es recht gut heißt:

Wir verhehlen uns nicht, daß ſich unter dem bisher von uns zu Tage Geförderten manches Unbedeutende findet; aber das an ſich Unerhebliche gewinnt Bedeutung, indem es eine Lücke unſerer Kenntniß füllen hilft oder weiter zu forſchen anregt, und wo aus Trümmern das Bild einer reichen Vergangenheit zu gewinnen, der vorwärts ſchreitenden Wiſſenſchaft noch manche Stufe zu bauen iſt, da ziemt es ſich nicht wähleriſch und ſpröde zu ſein.

Aber was will ein Referent nicht, bevor er ſieht, daß ihn die Neigung zu dem Buche, über das er referirt, oder zu dem Gegenſtande, dem es gewidmet iſt, oder auch zu dem Herausgeber ſo unanſtändig weit über die Grenzen des ihm billigerweiſe zu geſtattenden Raumes hinausgeführt hat, daß er gar nicht mehr daran denken darf, ſeinem Berichte noch Extravaganten hinzuzufügen. Darum laſſen wir die Stelle ohne Commentar und bemerken, um auch uns ſelbſt den Vorwurf der Mikrologie recht gründlich zu verdienen, nur noch, daß dem erſten Bande der „Altdeutſchen Blätter" ein Regiſter angehängt iſt, welches den Beifall des ſeligen Regiſterfreundes Böttiger in nicht geringem Maße erwerben würde, und daß dem zweiten, deſſen baldige Fortſetzung wir eifrig wünſchen, ein gleiches gewiß nicht fehlen wird. 150.

Zur franzöſiſchen Literatur.

In den franzöſiſchen Unterhaltungsſchriften iſt ſelten das Neue etwas Gutes; es werden darin wiſſenſchaftliche Belehrungen mit der bekannten oberflächlichen Kunſt eingeflochten, deren Preis unter Voltaire's Wahlſpruch: „Soyez clair et net, ce qui n'est pas clair n'est pas français", den Franzoſen noch nicht abgerungen iſt. Nach ihren langen und immer angenehmen Erzählungen aus den pariſer Salons fängt die Herzogin von Abrantes vor ihrem unglücklichen Ende plötzlich an zu botaniſiren in den „Souvenirs d'une ambassade en Espagne" und beſchreibt daneben die Meiſterſtücke in den ſpaniſchen Gemäldeſammlungen. Dumas zeichnet ſich nach Herzensluſt ſeine Korintherin Acté und läßt ſie dann mit einem landenden jungen Sänger, der aber Kaiſer Nero iſt, zuſammentreffen; ſie geht mit ihm in das väterliche Haus, und es zeigt ſich das Leben und Weben der Griechen, ihre Trauer über das unglückliche Vaterland, ihre Zurückhaltung vor den Römern. Korinth und ſeine Umgebung und ſeine verſtörten Kunſtwerke, der Ort und die Ordnung der dreifachen Wettkämpfe, worin Nero ſiegt, kommen zur Anſchauung. Acté kommt nach Rom an den kaiſerlichen Hof, und es enthüllen ſich die Geheimniſſe der Toilette und die Hexenkünſte der Giftmiſcherin Locuſta, die ihr zum Morde ſeiner Mutter verſagen. Von den Schreckniſſen von und um

Nero flieht sie zu seiner Mutter, und von der Gemordeten ins Weite, wo sie dem Apostel Paulus auf seiner nächtlich geheimen Wanderung begegnet und ihm von einer verborgenen Herberge zur andern in Sklavenhütten und Herrenhäuser bis zu dem Versteck der Gemeine in den Steinbrüchen unter Rom folgt. Daß Paulus unterwegs Wunder thut, scheint schwieriger zu erklären, als daß die Urgeschichte des Christenthums vorgetragen wird, mit welcher der französische Religionsunterricht nicht bekannt macht. Gozlan gibt in „Washington et Socrate" den barmherzigen Schwestern in der Verwaltung des pariser Findelhauses die Ehre und stellt daneben einen verschmitzten Priester dar, wie er in der Restaurationszeit Beförderung erlangt. Zwei Jünglinge, wovon der eine 'm Findelhause und der andere in seinem väterlichen Herzogshause lebt, schildern sich ihre Seelenzustände in Briefen, versteht sich, ohne der Vorstellungen der alten und neuen Philosophen von der Seele zu erwähnen, welches anderswo geschieht. Der Findling denkt sich Paris vortrefflich bewässert und planmäßig gebaut, breite Straßen mit Wasserleitungen und Baumreihen in der Mitte; der junge Herr enttäuscht ihn darüber und rühmt seinerseits das von jenem keineswegs bewunderte Hofleben; er meldet aber zugleich, daß er sich schlagen müsse. Er sagt es seinem Vater, einem Philanthropen; der hat ihn turnen, aber nicht schießen lernen lassen und mahnt ihn vom Schlagen ab, dem jungen Herrn scheint das für die beste Welt, aber nicht für die pariser zu passen, und er nimmt seiner Mutter Bruder und Hausgenossen in Rath. Der Onkel, ein klarer und kalter Weltmann, sagt: „Schießen mußt du dich, da du aber nicht schießen kannst, so wirst du wahrscheinlich todt geschossen. Ich will secundiren, aber einer Reise wegen deinen Zweikampf auf vier Wochen vertagen; unterdessen übe dich im Schießen." Es geschieht, und der Gegner wird erschossen. Der Vater ist darüber in Verzweiflung, die Mutter, die Alles hofmäßig nimmt und sich zeitgemäß mit frommen Werken und Klosterstiftungen beschäftigt, ist aber in großer Freude. Sie verlangt nun auch wegen des Anlasses zu dem Zweikampf Genugthuung: ihr Sohn war als Page nicht aufgenommen, weil das herzogliche Wappen, Gold und Silber aufeinander enthaltend, unzulässig erschien. Das Wappenamt läßt aber ihre Nachweisung gelten, daß in das Wappen Metall auf Metall in Folge einer Heldenthat gekommen sei, und daß es zu dem Wappen gehöre, armes d'enquête, die zu geschichtlicher Nachforschung auffodern. Der Herzog seinerseits ist an der Spitze von philanthropischen Vereinen und gibt dem Mäßigkeitsvereine ein glänzendes Gastmahl. Der rauschende Beifall bei seiner Rede verwandelt sich aber in Mislaune und verdrießliche Geberden, als nach der Suppe kein Madeira gereicht wird und statt Bordeaux Wasserflaschen erscheinen. Ein Bedienter flüstert dem Onkel zu: „Darf ich crême au rhume et truffes au vin de Champagne herumgeben?" der Onkel antwortet: „Ja wohl, Pinsel, aber als crême de santé, et tout simplement que de tubercules." Doch endlich erheitern sich alle Gesichter, die Bedienten tragen den Wein in Körben auf, der Herzog erhebt sich und fodert zum Wohle der Menschheit zu dem Opfer auf, sich zu überzeugen, wie der Alkohol von 8 zu 20 Grad von Sorte zu Sorte steige. „Entsetzlich!" ruft es von allen Seiten; „doch wir wagen den Versuch!" Nicht lange, und Engländer und Amerikaner von verschiedenen Vereinen gerathen heftig aneinander, doch die Tafel versöhnt wieder. Der junge Herr entdeckt, daß Gauner die Vereine misbrauchen, und er geht mit einer Engländerin aus dem von seiner Mutter mitgestifteten Kloster heimlich spazieren, macht ihr eine feurige Liebeserklärung und findet in ihrem Taschenbuche die Erzählung so geschlossen: „Die Unterhaltung war sehr lebhaft und ich gab genau Acht, er spricht schön und richtig, und ich bin nun gewiß, daß auf das Imperfectum der Conjunctivus folgen muß." Von dem leichtfertigen pariser Burschenwesen unterhält Kock's „Moustache" sehr angenehm und in der ernsten Erzählung eines achtzigjährigen Greises, des Vaters von dem Redner Berryer: „Souvenirs de 1774 à 1838", spiegelt sich das Leben der dortigen achtbaren Bürger und ihr Verhalten unter den Staatsveränderungen. Berryer arbeitet sich vom Schreiber bei dem Parlamente zum Advocaten hinauf und vergegenwärtigt sich nun diesen ungeheuern Gerichts- und Verwaltungssitz wieder, indem er seine dortigen Verhandlungen und das Benehmen der Advocaten untereinander in der Kürze erzählt. Sie halten auf Ehre und streng auf ihre Ordnung, die aber nicht geschrieben ist; und das war klug, weil sich keine Verfassung aufschreiben läßt. Sie haben auch keine Gebührentaxe; aber dem von ihrer Liste gestrichenen Anwalt des Herzogs von Aiguillon werden 24,000 Livres zuerkannt. Eine beiläufige Anekdote von dem berühmten Lemaitre stellt die altfranzösische Dorfverfassung in ein unerwartetes Licht. Er macht sich den Spaß, in den Ferien vor einer Landgemeine mit viel lateinischer Einmischung zu verhandeln, und der Ortsvorstand schließt sein Erkenntniß folgendermaßen: „Auch gebieten wir, daß der Anwalt einen Thaler Strafe erlege, weil er zu uns in einer Sprache geredet, die wir nicht verstehen." Nach Aufhebung des Parlaments bekommt Berryer wegen seiner Rechtserfahrung in Handelssachen, wodurch er nachmals der allgemeine Anwalt der unter neutraler Flagge Beraubten wird, eine kleine Stelle auf dem Schatze, und er setzt seine Verhandlungen vor Gericht fort, so weit es ohne Schein über sein bürgerliches Betragen gehen will, durch dessen Anfoderung er sich der Gefahr der Verweigerung und so als Verdächtigen der Verfolgung und Verurtheilung ausgesetzt hätte. Selbst der Paß zu einer Landreise bringt in Verlegenheit; er wird auf das Zeugniß des Sectionsausschusses, worin glücklicherweise Berryer's Schuhputzer sitzt, und anderer dergleichen Behörden ertheilt. Seine schwangere Frau fällt bei der Nachricht von dem Tode des Königs in Ohnmacht und bleibt lange leidend; so ging es in guten Familien. Er empfängt mit Herzklopfen den letzten Willen eines Freundes und das Geheimniß, daß derselbe Robespierre erdolchen wolle, und er sieht im Sectionsdienste die Pike im Arm die feindlich getheilten Gruppen, die schwache Macht und die ungewisse Bewegung bei der endlich doch glückenden Verhaftung von Robespierre. Unter seinen Sachen über Assignate ist eine wider einen Arzt, der 150,000 Fr. in Assignaten empfangen und nicht in 12,000 Fr. baar umgewechselt, sondern bis zur Entwerthung liegen gelassen hatte und von ihrem Geber den vollen Nennwerth baar verlangt. Er will in Ney's Vertheidigung die Convention mit den Mächten geltend machen, er wird aber daran von ihm verhindert; er sieht, daß die Wache eine Bewegung nach Ney's Tischmesser macht, der sie mit einem Blick und dem Worte: „Quelle lâcheté" in Ruhe bringt. 151.

Literarische Notizen.

Von G. P. R. James' „Life and times of Lewis XIV" ist eine neue Ausgabe mit zahlreichen Abbildungen nach dem gegenwärtigen Geschmack der historischen Volksliteratur erschienen. Diese „Leben und Zeiten", welche wie Pilze aus der Erde schießen, sind das Erzeugniß der Verbindung von Roman und Geschichte. Erst schreibt man einen Roman, d. h. phantasirt in der Geschichte, dann geht man zur Geschichte über. Walter Scott hat dafür das Beispiel gegeben, zugleich aber auch den Beweis, daß, wer die besten Romane schreibt, die Geschichte am leichtesten verderben wird. Es läßt sich nicht gut denken, daß der Verfasser des „Darnley" u. s. f. andere Geschichte als für leichte Unterhaltung liefern werden.

Patrick Fraser Tytler, der Verfasser einer „History of Scotland" und der „Memoirs of Sir Walter Raleigh" hat eine Geschichte Englands „under the reigns of Edward VI and Mary, with the contemporary history of Europe" in zwei Bänden mit Bildnissen herausgegeben. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 134. — 14. Mai 1839.

Der moderne Lazarus. Zeitnovelle von Karl Eitner. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 2 Thlr.

Achtung! Dies Commandowort, was sich der Kritiker zuruft, ist ein zweifelhafter Wegweiser für den Leser der Recension. Es kann eine Aufforderung sein zur Bewunderung und ein vorausgeschickter Steckbrief: Nimm dich in Acht. Wenn ein neuer Schriftsteller auftritt, und er gehört zu einer Coterie, so wird von seinen Freunden, die das Werk in den öffentlichen Blättern dem Publicum vorführen, jedesmal Achtung! gerufen mit sehr lauter Stimme, und es kommt doch wol vor, daß die Arbeit nicht die geringste Achtung verdient, weder auf der einen noch auf der andern Seite. Mein Achtung rufen kommt nicht aus dieser Quelle. Ich gehöre zu keiner Coterie und kenne den Autor nicht; sein Name sogar erscheint mir hier zum ersten Male. Aber ich rufe das Achtung mir zu, weil eine neue selbständige Kraft mir begegnet, der ich gern beim Publicum die Achtung verschaffen möchte, welche ich selbst dafür im Lesen empfand, wenn ich auch nicht damit zur Bewunderung auffodern kann. Aber eben die vielen Mängel, die ich mir und dem Publicum nicht verhehlen will, machen es mir zur Pflicht, Dasjenige herauszuheben, was mich zur Aufmerksamkeit und Achtung für das Streben des Verfassers nöthigte.

Eine „Zeitnovelle" hat er seinen Roman genannt. Ohne über die Benennung zu kritteln — denn ist nicht jede Novelle eigentlich eine Zeitnovelle, wenn der Autor seine subjective Auffassung in der Behandlung des Themas, möge es noch so weit in der Zeit zurückliegen, aus der Zeit, in der er lebt, mit hereinbringt? — und auf Das gleich eingehend, was der Verf. damit will, nämlich ein getreues Bild der Ansichten, Regungen, Kämpfe, die das geistige Leben unserer Gegenwart bewegen, in Novellenform zu geben, so kann eine Zeitnovelle in seinem Sinne doppelt aufgefaßt werden. Nämlich von Einem, der abgeklärt und ausruhend über den Kämpfen steht und sie ruhig vor sich defiliren läßt; wenn das gelingt, so wird es ein Kunstwerk. Und wieder von Einem, der, selbst noch in diesen Kämpfen befangen, sich aus ihnen losreißen will, dadurch, daß er die geistigen Mächte sich plastisch dramatisch gestaltet und selbst als dramatis persona mitringt und mithandelt.

Von letzterer Art ist dieser „Moderne Lazarus". Der Autor ist selbst noch tief innen in den sich vernichtenden Gegensätzen befangen; mit allen ihm freien Kräften kämpft er, hinauszukommen aus den Verstrickungen und Lockungen der falschen Zeittendenzen, hin zur Freiheit des Geistes, zur wahrhaften, selbständigen Existenz. Daß sein Streben ein aufrichtiges ist; daß er sich in die Gegenstände vertieft; daß er mit bestem Willen das Beste will und sich nicht genügen läßt mit einem oberflächlichen Spielen; daß er seine Themata in einer möglichsten Mannichfaltigkeit von Personen und Situationen zu erschöpfen sucht, ist es, was ihm unsere Achtung erwirbt. Seine Arbeit ist also kein Kunstwerk; es ist eine Studie, eine reiche Studie zu einem solchen. Er müßte viel fortwerfen, aber noch viel mehr hinzuthun, wenn es das werden sollte; denn in voraus sei dagegen protestirt, als meinten wir etwa, wenn Jemand, wie der Verf., sich durchgerungen, sei er schon um deshalb, um der gewonnenen Freiheit und Ruhe willen, befähigt, ein solches zu schaffen. Dazu gehört noch viel, sehr viel Positives, von dem wir nur zum Theil die Keime in ihm zur Zeit finden.

Das Werk von dem Verf. zu trennen, ist oft für die Kritik eine schwierige Aufgabe, und die strengen Gesetze derselben, welche alle Persönlichkeit aus dem Spiele zu lassen fodern, sind in vielen Fällen ganz unpraktisch, namentlich in Zeitnovellen dieser Art, wo es sich um die Entwickelung einer Subjectivität handelt und diese Subjectivität keine andere sein kann als die des Verf. selbst. Der unsere kennt sich vollkommen. Wenn wir diese Identität annehmen, so urtheilt eine der Heldinnen des Romans über ihn: Er stellt mehr geistreich als plastisch Seelenzustände dar, die zu kennen man in die Nacht des Gemüthes hinabgestiegen sein muß. Ein solcher Dichter kann seine Welt- und Menschenansicht in seiner Erscheinung nicht ganz verleugnen; man muß es ihm gleich ansehen. Ein Anderer sagt: Eine solche ungezügelte Sehnsucht nach dem abstract Idealen, ein solcher Tantalismus und Fanatismus der Liebe und Wahrheit, und in so schneidenden Gegensätzen, kann nur in einem Gemüthe wuchern, das mit der wirklichen Welt in heftigem Widerspruche steht. Man muß vor seinem Geiste Respect haben. Und ein Dritter an anderm Orte: Überall blickt das Streben nach der Harmonie mit der Welt hervor; nur faßt er Alles zu sehr an den äußersten Enden, die

natürlich schwer zusammenzubringen sind. Könnte er die Erde umarmen, wie er nach dem Himmel greift, ich hoffte viel für sein Talent. Er kennt, mit einem Worte, die Welt zu wenig; er kennt nur die Liebe, aber noch nicht die Geliebte, die Wahrheit, aber nicht das Wahre. Ihm fehlt der einzelne Gegenstand, an dem er beide erst wahrhaft kennen lernen könnte, und so verliert er sich im Ungeheuern.

Diese Urtheile, durchaus auf den Verf. als Autor des vorliegenden Romans angewendet, werden ihn vermuthlich nicht zufrieden stellen; denn sie werden von den betreffenden Personen nur über den Helden des Romans gefällt, welcher ein episches Gedicht: „Magdalena und Paulus", dichtet und es nachher, weil es ihm nicht genügt, vernichtet. Er selbst wird meinen, daß sie auf jenes Gedicht wol Anwendung finden, auf den Autor des Romans aber nicht mehr passen, indem er hier seine bessere Kenntniß des Realen und der Menschen, wie sie wirklich sind, bethätigt habe. Aber wer wird so schnell ein ganz Anderer! Die Mängel, die in dem Gedichte da sind und richtig beurtheilt werden, finden sich mehr oder minder auch in der Novelle wieder. Ohne etwas zu wagen, kann der Kritiker annehmen, daß Hr. Eitner selbst mit einem Epos „Magdalena und Paulus" gerungen, daß er es als unausführbar für seine Kräfte aufgegeben und sich darauf an diesem Romane versucht habe. Nach den eingeflochtenen Probestücken aus jenem Gedichte zu schließen, hat er richtig seine Kräfte abgeschätzt, ihm fehlt der poetische Impuls, der Schmelz und Hauch des Dichters, um die vorgenommenen großartigen Stoffe zu einem Gedichte zu verkörpern; um deshalb hat er die Aufgabe liegen lassen und ist an eine anscheinend leichtere, eine Geschichte aus der Gegenwart, übergegangen, wo Stoff und Reflexion ihm bei jedem Schritt und Blick von selbst begegnen. Aber es fragt sich, was in der Ausführung leichter ist. Wenn der Gedanke klar und die dichterische Weihe da ist, so läßt sich ein in der Aufgabe schon abgeschlossenes psychologisches Thema schneller runden und vollenden, als eine dichterische Einheit, ein künstlerisches Subordiniren der Theile in einen Gegenstand bringen, wo uns die Stoffe von allen Seiten wie den Zauberlehrling die Wasserbäche umrauschen und wir von dem Schwall, der von allen Seiten auf uns eindringt, ertränkt und erdrückt zu werden befürchten müssen.

Tüchtig hat der Verf. mit der Masse gerungen, Vieles glücklich gefaßt, Vieles ist ihm entgangen; Mehres hat er bewältigt, Anderes ist als Luftblase in die Höhe gestiegen und zeigt sich ihm nun höhnend als Fata Morgana: das sei das Schloß, was er gewollt, und aufgebaut habe er eine Hütte. Das wird freilich einem jeden Romandichter begegnen, welcher eine umfassende Zeitnovelle sich zur Aufgabe gestellt hat. Unwesentliches glückt ihm und Wesentliches entgeht ihm. Und es mag doch eine Dichtung, ein Kunstwerk werden; denn ein Kunstwerk soll kein Compendium sein, sondern ein Gemälde von so treffender Auffassung, daß der Beschauer den Gegenstand sogleich erkennt, wenn, was er gemacht hat, auch vor ihm selbst ein ganz anderes Bild würde, als was er wollte. Das ist das Numen, was über allen poetischen Schöpfungen waltet. Unsers Verf. Hauptaufgabe ist psychologisch: wie ein Charakter von der und der Art in den und den Conflicten widerstreben, sich im Strudel oben erhalten, an der und jener Klippe sinken, und wie er, dem Untergange nahe, sich wieder erheben und gerettet wird. Dieser Aufgabe in der Idee ist die objective Welt untergeordnet. Nur insoweit sie mit der Subjectivität des Helden in Conflict kommt, und nur wie sie von diesem (durch den Autor) betrachtet wird, hat sie Rechte der Existenz. Wenn nur dieser psychologische Proceß von einer allgemein menschlichen Bedeutung ist und die Individualisirung des Helden so charakteristisch heraustritt, daß der Leser damit zufrieden, davon hingerissen wird und in der Person des Helden die andere Welt vergißt!

Der Held ist ein junger deutscher — Dichter kann man kaum sagen, denn er will es erst werden —; es ist ein strebender Charakter, hineingeschleudert in die jüngsten Kämpfe einer unsere Sittengesetze umstürzen wollenden Jugend; ein Charakter, der noch nicht weiß, was er will, der an sich selbst verzweifelt. Trübe, kleinstädtische Familienverhältnisse, wenn sie ihn nicht geradezu bedrängen, können ihn doch nicht erheben, ihm fehlt in seinen Zweifeln an seinem Berufe Welt- und Lebenskenntniß. Dazu kommt ein verunglücktes ernstes Liebesverhältniß und eine ordinaire Liaison, die ihn peinigt und die er aus Pflichtgefühl und Gutmüthigkeit nicht loswerden kann. Sein großes Gedicht, an dem er arbeitet, genügt ihm nicht; er geräth in die Hände junger Literaten, die für die Revolution unserer Sitten schwärmen, und hinter denen noch gefährlichere sittenlose Egoisten, Verbrecher vom modernsten Stempel (obgleich es deren zum Glück in der Wirklichkeit wenige gibt) die Karten mischen. Edlere Freunde und eine edle Neigung finden sich zwar, um ihn aus seinem Hinbrüten zu einer reinern Thätigkeit zu erheben; aber das Unglück stürmt über den modernen Lazarus zusammen. Ein Aufsatz, den er in einem der neuen revolutionnairen Blätter gegen den Charakter der Frauen geschrieben, aufgereizt von dem Redacteur, einem Haupte der jungen literarischen Verbindung, und wozu der Mismuth über den frechen Leichtsinn seiner eigenen Geliebten ihm genug Stoff an die Hand gegeben, wird ihm verdacht; andere nachfolgende Aufsätze, in hämischer Absicht von seinen Feinden geschrieben und ihm zugeschoben, erfüllen seine edeln Freunde mit Empörung gegen ihn. Verstoßen von ihnen, geräth er in Verdacht gefährlicher Verbindungen, die seine policeiliche Verstrickung zur Folge haben; ja, sogar die Verhaftung seiner Geliebten, die inzwischen zur Diebeshehlerin geworden, wirft einen verdächtigen Schatten auf ihn, und um das Unglück vollständig zu machen, erfährt er, daß seine geliebte Schwester von einem Freunde, den er selbst empfohlen, verführt worden. Er fällt, aller Hoffnung beraubt, in einen Starrkrampf — die Ärzte nennen es Tod — und wird als Leiche ins Leichenhaus getragen. Da erwecken ihn die Thränen und die Spitze der Busennadel, welche die Geliebte unverse-

hens in seine Brust senkt. Der alte Mensch ist mit ihm gestorben, ein neuer, lebensmuthiger erwacht, nicht zum Glücke sogleich, sondern zur Thätigkeit, durch welche ein neues Leben an der Hand der Geliebten ihm aufblüht.

Diese Skizze, indem ich sie überlese, kommt mir sehr dürr vor. Das ist nun gerade nicht die Fabel des Romans, um dem Verf. kein Unrecht zu thun; es liegt aber schon eine Art Kritik in dem Umstande, daß ein psychologischer Roman sich, ohne dem Autor Unrecht zu thun, nicht wohl skizziren läßt. Die Motive sind gewöhnlich richtig, aber ihr Ins-Leben-treten, die Katastrophen sind schwach. Hier ist allerdings die Hauptwendung glücklich. Der von allen Seiten Gedrängte und Getretene wird, als eine gerichtliche Untersuchung ihm droht, von seinen vermeinten Freunden angegangen, zu fliehen. Er widersteht dem fest und will als Mann nun das Ärgste über sich ergehen lassen. Diese Festigkeit rettet ihn; denn indem seine Feinde die Flucht ihm erleichterten, geschah es, um auf den Abwesenden alle Schuld zu wälzen.

Zugegeben, daß der Held eine Persönlichkeit ist, die uns so interessirt, um dem ganzen psychologischen Proceß seiner Seelenreinigung mit Theilnahme zu folgen, wie sieht es mit dem Romane aus? Ein Roman erfodert Personen und Handlung; er fodert eine geschickte Durchwirkung beider, daß sie sich nicht voneinander wie Fäden eines schlechten Gewebes trennen lassen. Das plot des Romans ist oben angegeben; es ist wol Handlung darin, aber nicht im rechten Maße zu den Reflexionen und Dialogen. Diese, sehr geistreich, schwimmen für sich, bis sie gelegentlich an einer Thatsache anlegen; sie könnten aber auch ebenso gut dabei vorüberfahren ins Unendliche hin. Es entwickelt sich nichts *aus* dem vielen Reden, sondern *neben* dem vielen Reden geht die Handlung weiter, was zwar nicht die Langeweile hervorruft, aber doch den Leser peinigt.

Daß wir es noch mit einem Anfänger im Romanmachen zu thun haben, stellt sich in der ganzen Maschinerie heraus. Die Seitenhandlungen springen und klingen nicht ein; oft recht geschickt erfundene Episoden stehen isolirt da, und vergebens erwarten wir ihre Veränderung mit dem Hauptstamm. Oft könnte ein Routinier lächeln, wie er ansetzt, eine Handlung, einen Umschlag zu motiviren, und Räderwerk und Maschinen von außen dazu heranschleppt, während diese ganz unnöthig sind, indem die Katastrophe sich von selbst macht. So muß der Held zu Anfange das Petschaft des Präsidenten finden, ein Umstand, auf den außerordentliches Gewicht gelegt wird, das Petschaft muß ihm wieder abhanden kommen und wieder in die Hände; nachher muß er den durchgehenden Pferden des Präsidenten in die Zügel fallen und diesen vor dem Umwerfen retten. Weshalb? Damit ihm das hilft, wenn er wegen seines Aufsatzes zur Untersuchung gezogen wird. Aber es hilft ihm nicht einmal; denn seine Unschuld kommt auf zehn andern Wegen viel natürlicher zur Anerkennung. An derlei müßigem Aufwand ist der Roman, wie die der meisten Anfänger, sehr reich, was an und für sich keine große Versündigung ist; nur sticht hier dieses kleine Ungeschick, was jeder gewöhnliche Romanenfabrikant vermiede, seltsam gegen die geistige Durchbildung, ja Reife des Urtheils ab, die kein Fabrikant, und wenn er sich auch alle Mühe gibt, erreichte.

(Der Beschluß folgt.)

Von Stammbüchern.*)

In unserm Jahrhundert der Stammbücher, die wir freilich mit prächtigerm Namen Album nennen, scheint es von Interesse, zur Beantwortung der ganz natürlich sich darbietenden Frage: wann hört man zuerst von dergleichen? kannte sie das Alterthum, das Mittelalter? eine kleine Untersuchung anzustellen und ohne das Beiwerk schwerfällig gelehrten Apparats, der von selbst sich aufdrängt, zu beantworten. Die beste Vorarbeit zu einer solchen Untersuchung lieferte der ehrenwerthe Lilienthal in seinen „Observationibus de Philothecis". Dann gab der „Allgemeine literarische Anzeiger" 1797 Einzelnes, endlich soll Arnault eine derartige Untersuchung angestellt haben. Das classische Alterthum und das Mittelalter kannte Das, was wir heute Stammbücher nennen, nicht; die erste Spur davon findet man im Anfange des 16. Jahrhunderts. Vornehme adelige Personen legten für ihren Privatgebrauch genealogische Sammlungen, namentlich Zusammenstellungen der Mitglieder ihres Geschlechts an und ließen dieselben von Befreundeten durchsehen und vervollständigen, zunächst wol in der Absicht, bei Turnieren sich durch die Bücher zu legitimiren, wozu denn besonders die sorgfältigst hinzugefügten Wappenbilder geeignet waren; auf diese Weise erklärt sich der Name Stammbuch. Von diesen ging die Sitte auch auf Nichtadelige über, namentlich auf Studirende, welche wiederum, behufs ihrer Legitimation auf Fahrten und Reisen die Büchlein vorzeigten, in welche Lehrer, Freunde und Genossen sich eingezeichnet hatten. Zur Zeit der Kirchenverbesserung war die Sitte bereits allgemein; Luther, Melanchthon, Bugenhagen führten dergleichen. Schwachen Geistern, denen es mühselig war, ein passendes Sprüchlein zu finden, half man durch Sammlungen von dergleichen, wie denn Lipenius, Gerschow u. A. eine ganze Literatur solcher Spruchbücher geben. Alles Das gilt jedoch besonders für Deutschland, wie denn Mart. Zeiller im Handbuch geradezu sagt: „Die Ausländer achten sich der Stammbücher nicht viel; aber die Deutschen haben vielfältig im Brauch, solche auf ihren Reisen mit ihnen herumzuführen." Bei Holländern, Schweden und Dänen trifft man dergleichen jedoch bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts. Man nahm feines Pergament, Linnenstückchen, Blätter starken weißen Papiers oder auch, und das wird bald allgemein, Blätter aus dem Alciatus, Reusner und Sambucus, mit irgend passenden Sprüchen, und versah jene mit sauber gemalten Wappen, Bildern und Symbolen, diese mit der Namensunterschrift, ließ das eigene Wappen vorsetzen und das Stammbuch war fertig. Es würde zu weit führen, auch nur einige der meist geschmacklosen Verse mitzutheilen, denen man häufig auch dadurch Werth zu verleihen bemüht war, daß man in Schriftzügen, aus Sprachen entlehnt, die man selbst gar nicht verstand, sich bewegte. Ein artiges und oft schwer zu lösendes Spiel sind die Andeutungen des Sinnes durch Anfangsbuchstaben der Worte der Sentenz, die man eben errathen lassen will. Dergleichen mit dem Schlüssel versehene Devisen, nicht selten auch Rebus sammelte 1675 Elias Geißler in seiner Abhandlung von „Denk- und Leibsprüchen", nächst ihm auch Crenius und L. G. Weisse. Oder man wählte auch einzelne Worte, deren Anfangsbuchstaben wieder mit den Anfangsbuchstaben des eigenen Namens correspondirten, so Joh. Friedr. Mayer sein „Jehova fortitudo mea"; Magnus Dan. Omels: „Mundus decipitur opinionibus", oder auch „Mea delectatio Olympus". Seltener ist, daß man statt

*) Vgl. den Aufsatz in Nr. 114 und 115 d. Bl.: „Das Album." D. Red.

der Sentenz nur ein einziges Wort in das Stammbuch schrieb, wie Descartes z. B. sein Gradatim, Luther sein Vivit, Andere Caute, Tandem, Sursum; seltener noch war ein im Stammbuch so zu sagen fortgeführter schriftlicher Dialog, wie sich ein solcher in einem Album aus der Reformationszeit findet, da denn auf dem ersten Blatte ein lutherischer Prediger geschrieben: „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit", auf dem zweiten ein Papist: „Aber das Wort Luther's führt zur Höllen", auf dem dritten endlich wieder ein Lutheraner: „Gehe Gott, daß dieser Finsterling lebendig zur Hölle fahre, damit er das lerne, ob seine Rede von Luthern wahr sei oder falsch." Andere warnen vor Heterodoxie, vor Pietismus, vor unnützen Klagen über die Zeitverhältnisse u. A. m., und das in Anagrammen und in Rebus. Der große Lehrer Deutschlands, Melanchthon, schrieb einem Freunde, der bei ihm angefragt, ob denn auch er, der stets so willig Denksprüche in die Büchlein der Genossen und Schüler schriebe, dies Stammbuchwesen für nützlich und heilsam erachte, Folgendes: „Gewiß haben diese Büchlein ihren Nutzen, vor allen Dingen den, daß sich die Besitzer der Personen erinnern und dabei die weisen Lehren ins Gedächtniß rufen, die man ihnen einschreibt; daß sie den Jüngern Ermunterungsmittel werden zum Fleiße, damit beim Abschiede der Lehrer ihnen ein günstiges, empfehlendes Wort einschreibe, und daß sie auf dem fernern Lebenswege stets wacker und tüchtig sich bewähren, angeregt, wenn auch nur durch den Namen der Guten, ihrem Beispiele zu folgen. Es lehrt aber auch der Spruch den Charakter des Schreibenden kennen, und gar nichts Seltenes ist es, daß in Stammbüchern bedeutende Stellen aus sonst unbekannten oder wenig gelesenen Autoren sich finden, und daß sie endlich biographische Notizen über die Personen enthalten, die man sonst vergebens sucht." Leider wurden aber auch schon zu seiner Zeit die Mißbräuche gerügt, die man mit dem Stammbuch trieb: man beschönigte durch sie die Bettelei und die Gelage, da ja auf das Wohl jedes Eingeschriebenen getrunken werden mußte; man renommirte mit den Namen der Gefeierten, oder schrieb und malte endlich gar Unzüchtigkeiten mit großem Behagen. Indem wir nun an die interessante Sammlung von solchen Denk- und Wahlsprüchen erinnern, welche die Blätter unlängst gaben (Nr. 342 f. 1838), fügen wir noch deren aus einigen vorliegenden Stammbüchern hinzu: Albertus dux Borussiae: „Justus ex fide vivet." Albertus Fridericus Marchio: „Kein Freud ohne Leid." Karl Ämil: „Initium sapientiae timor Dei." Erdmuthe Sophie (starb 1670): „Fiat voluntas Domini." Ernst March. Br. et produx Berolini: „Scherz nicht mit Ernst." Georg Friedrich: „Alles zu seiner Zeit." Joachim I.: „Judicio et justicia." Joachim II.: „Regium est, omnibus benefacere." Johann Georg, Kurfürst: „Juste et clementer." Johann Sigismund: „Pro lege et grege." Georg Wilhelm: „Au coeur vaillant, rien impossible" Johann Georg, Markgraf zu Brandenburg, postulirter Administrator von Strasburg: „Ich wag's, Gott walt's", „En Dieu gist ma confience." (Ersteres auch auf seinen Schaumünzen d. h. Gnadenpfennigen.) Katharina Sophie, Pfalzgräfin bei Rhein (1645): „Aymer Dieu et aussi le craindre, c'est le but, ou il faut attaindre." Luise Charlotte, Markgräfin und fürstl. brandenburgische Prinzessin (1645):

„Murmurer en malheur et perdre patience c'est trop mal à propos,
Vouloir ce que Dieu veut, est la seule science, qui nous met en repos."

Hedwig Sophie, Markgräfin zu Brandenburg: „De rien n'a peur quiconque à Dieu se fie." Joachim Sigismund, Markgraf zu Brandenburg: „Veros amicos ducito fratrum loco." Georg Albert, Markgraf zu Brandenburg: „Confirmat justum Dominus." Friedrich, Markgraf zu Brandenburg (gest. 1611): „Laisse Dieu faire", und zum Schluß die änigmatischen Buchstaben der „lieben Dorel", deren schönes, so Vielen werthes Büchlein nun wirklich nicht ihr Eigenthum ist. (Ach, die böse Kritik!) Sie schrieb 1615: A. W. G. G. M. W. 61.

Literarische Notizen.

Die Lage der Fabrikkinder in England, welche Gesetzgebung und philanthropische Bemühungen bis jetzt vergebens zu verbessern gesucht haben, hat der Mrs. Trollope Veranlassung und Stoff zu einem neuen Werke: „The life and adventures of Michael Armstrong, the factory boy", gegeben, das, für das Volk bestimmt, in 20 monatlichen Lieferungen zu einem sehr billigen Preise erscheinen wird. Ihre Aufgabe ist, darin alle Abscheulichkeiten des in den Fabriken beobachteten Systems, das Englands mit dem Verderben so vieler Tausende erkauften Wohlstand für den Fremden zu einem Gegenstande des Abscheus, für den Briten zu einem Gegenstande der Scham macht, einfach und wahr zur allgemeinen Kenntniß des Publicums zu bringen.

Das praktische Buch des Dr. Thomas: „The modern practise of physic", worin der Charakter, die Ursachen, Symptome, Verboten, krankhaften Äußerungen und die verbesserte Behandlung der herrschenden Krankheiten aller Himmelsstriche auseinandergesetzt sind, hat jetzt die zehnte Auflage erlebt. 161.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1838 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 129.)

63. *Winkler (Eduard)*, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes Heft. (Aal—Beringeria.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

64. Witte (Karl), Das preußische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

65. Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von *Karl Pabst*. Jahrgang 1838. Wöchentlich zwei Nummern von einem Bogen. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

66. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1838. (Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von einem Bogen nebst Beilagen von einem halben Bogen.) Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr. 12 Gr.

Von 1839 an beträgt der vierteljährliche Preis nur 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist *gratis* zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen, Schauspielen, Briefen, Biographien, Reisen etc., historischen und andern werthvollen Schriften

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken wird dieses Verzeichniss zur Durchsicht empfohlen. Die aussergewöhnlichen Vortheile gelten nur noch kurze Zeit.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 135. — 15. Mai 1839.

Der moderne Lazarus. Zeitnovelle von Karl Eitner.

(Beſchluß aus Nr. 134.)

Eine volle Stufenleiter von Perſonen findet ſich in der Novelle; vortreffliche Charaktere und ganz verfehlte. In den höhern Kreiſen der Geſellſchaft iſt der Verf. nicht bekannt. Zugeſtanden, daß es einzelne treffliche Edelleute wie ſeinen Hrn. v. Bendheim (warum nicht Bentheim? Im Erfinden deutſcher Romanennamen iſt der Verf. unglücklich; nur ein einziger gelungener, der des Redacteurs Paſcher, iſt darunter) gibt, die reich, unabhängig, gebildet, aufrichtig, verſtändig, in ihrem Sinne liberal, den deus ex machina unter armen Bürgerlichen gern ſpielen, ſo ſind alle übrige vornehme Perſonen weder in ihrem Coſtum, Weſen noch ihrer Gefühls- und Denkweiſe getroffen. In der Gelehrten- und literariſchen Welt ſind einige gute Zeichnungen, wahrſcheinlich manche gelungene Portraits; die Damen dagegen aus den gebildeten Ständen theils Caricaturen, theils unwahr, auch die Geliebte nicht ausgenommen. Hat Julius Werden, der Held, nur ſolche weibliche Weſen kennen gelernt, ſo verargen wir ihm ſeinen angefeindeten Aufſatz im Renovateur keineswegs. Auch Schauſpielerinnen, wie ſie in der einen Scene auftreten, gehören nicht zum Genre, wie es heute iſt, wenn auch einzelne Species der Art ſich noch finden. Auch dort hat ſich ja, wenn keine Sittenbeſſerung, doch eine verkehrte Pruderie eingeſchlichen. Julius' Schweſter, ein originelles Weſen, iſt gut angelegt, erſcheint aber leider nur erzählend in Briefen, nicht handelnd. Dagegen iſt die leichtſinnige, oder mehr als leichtſinnige Griſette Thereſe, Julius' Liaiſon, durch und durch vortrefflich. Hier, wie überhaupt in dieſen Spelunken einer großen Stadt, wo die Bildung durch die papierenen Fenſter einige Strahlen hineinwirft, wird der Autor durchaus wahr und in der taktmäßigen Handhabung der Wahrheit auch poetiſch. Die Familie Sterz iſt meiſterhaft gezeichnet, jedes Wort iſt der Natur abgelauſcht; die Scenerien, die Converſationen machen ſich wie von ſelbſt, wohingegen die Geſellſchaftsſcenen ſchon in den Kreiſen des Seminardirectors ſich unfrei bewegen und gemacht, nicht abgelauſcht ſind.

Wir wiſſen nicht, wo Hr. Eitner lebt. Gewiß hat er aber in ſeinem Wohnort das literariſche Treiben der Jüngern wie ihre Perſonen vielfach portraitirt. Die Zeit dieſer Paſcher iſt inzwiſchen ſchon vorüber; ſie waren aber allüberall da. Einen Scheineck, muß Ref. bekennen, hat er, ob es ihm doch nicht an Menſchenkenntniß fehlt, noch nicht angetroffen. Dies Raffinement im verbrecheriſchen Egoismus ſcheint über die Realität hinauszugehen; wie denn auch ſeine Selbſtdenunciation auf dem Krankenbett durch die Umſtände nicht motivirt iſt. Der Arzt, ſein Freund und Vertrauter, iſt lebensvoller, wenngleich das Exempel auch noch fehlt, daß ein Egoiſt ſeiner Art ſich in ein kleines Städtchen verbannt und alle Welt betrügt, um fünf anſtändige Mädchen zu verführen und dann mit 200 geliehenen Thalern des Vaters von einer derſelben in die weite Welt zu gehen. Unter den jungen Männern und Literaten ſind, wie geſagt, viel wahre und charakteriſtiſche Züge; nur ſchade, daß der Perſonen zu viele ſind und ſie ſich dermaßen beim Leſen verwirren, daß wir den Einen mit dem Andern leicht verwechſeln. Strengere Individualiſirung muß der Verf. ſich für die Folge als erſte Aufgabe ſetzen.

Wenn wir von dem Ende abſehen, wo ihm die Spannkraft ausging und auch der Styl hier und da ins Puerile verſinkt, iſt die Form des Romans edel. Offenbar wollte der Verf., die modernen Effecte, die nervenzerreißenden Spannungen, die zerriſſene Sprache vermeidend, einen deutſchen Roman mit weichen, gefälligen Schönheitslinien entwerfen. Er verſchmähte die epigrammatiſchen Schlüſſe, und gewiß war es auch nicht ſein Wille, Extreme vorzuführen und an das Carikirte zu ſtreifen. Wie ſein Beſtreben im Geiſt ein edles war, ſo auch in der Form, die er ſeiner Schöpfung geben wollte. Wenn er fehl ging und die Klippen doch berührte, die er vermied, hat er die gültigſte Entſchuldigung für ſich, daß es ein erſter Roman iſt. Die Welt- und Menſchenkenntniß, die ihm noch mangelt, wird er erringen, auch die techniſche Fertigkeit, einen Roman zu conſtruiren — warum ſollten wir daran zweifeln —; inwiefern er aber aus ſeinem Reflexionsgebiete heraus zu einer objectiv plaſtiſchen Anſchauungs- und Darſtellungskraft dringen wird, wollen wir in ſeinem nächſten Werke erwarten.

Wer iſt ein Dichter? Ob es der Verf. iſt, wollen wir nicht bejahen, aber auch nicht verneinen. Wenn nach dem Totaleindruck, den ſein Roman auf uns hinterließ, es uns zweifelhaft wird, ob er die ſinnliche Wahr-

nehmungskraft besitzt, ohne welche kein Dichter sein kann, so sprechen doch sehr viele einzelne Partien desselben dafür. Den Töpfer Sterz und seine Frau, die Grisette Thereſe nannten wir schon als gelungene poetische Genrestücke; die Erzählung von dem wahnsinnigen Schneider, dem die geliebte Frau entlief, ist aber mehr als ein niederländisches Bild, es ist ein wirkliches Gedicht.

Zum Schluß unserer langen Anzeige, in der wir den Autor nicht einmal selbst citirten, hier eine Stelle aus Hedwig's Tagebuch:

Die Vorstellung vom Tode hat etwas Schauerliches für Den, der das Leben in seiner Tiefe nicht begreift. Gewöhnlich glaubt man, daß Der am gewissesten lebe, der am beweglichsten auf der Oberfläche des Lebenselements einherschwimmt. Mir aber gleicht ein Solcher nur dem gläsernen Männchen, das sich blos durch seine innere Leerheit so leicht oben erhält. Jede gediegenere Persönlichkeit hingegen hat Mühe, sich oben zu erhalten; denn vermöge ihrer inwohnenden Schwerkraft strebt sie immer wieder zurück nach dem Mittelpunkt eines tiefern Daseins, ihrem Ursprunge zu, der doch als der Quell alles Lebens das wahrste Leben sein muß, und je schwerer durch Erfahrungen, desto schneller. Wir sollen uns aber trotzdem oben zu erhalten suchen, weil wir uns nur hier unserer Persönlichkeit bewußt werden, und zwar desto mehr, je mehr wir zu kämpfen haben. Denn nur so viel Seligkeit, d. h. Unsterblichkeit, genießen wir nach der Rückkehr in unsern Urgrund, als wir Bewußtsein über dessen Zusammenhang mit den Erscheinungen des Lebens auf der Oberfläche erlangt haben; je mehr wir zu begreifen gestrebt haben von dem großen Welthaushalt in dem Wechselverhältnisse der Erscheinungen. Die Glasmännchen zerplatzen endlich nur oben; denn kein Schwerpunkt in ihnen zieht sie hinab nach der Tiefe des Lebens, welche das Centrum unserer Persönlichkeit ist. Darum fürchten sich jene auch so sehr vor dem Tode, weil sie in ihm die Zertrümmerung ihres nichtigen, eiteln Selbsts ahnen. Ich aber liebe das Leben, weil es die Vorbereitung, also die Bedingung für jenen vollkommenern Zustand ist, und scheue doch den Tod nicht, weil er nur der nothwendige Übergang in jenes geistig tiefere Leben ist. 20.

Über das alexandrinische Museum, drei Bücher von Georg Heinrich Klippel. Eine Preisschrift, welcher von der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften das Accessit ertheilt ist. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Akademien der Wissenschaften, welche das gebildetere Europa, insbesondere aber Deutschland zu Anfange und im Laufe des 18. Jahrh. entstehen sah, und die man schon deshalb eine glückliche Idee nennen möchte, weil des großen Leibnitz Name mit ihrer Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte mehrfach verflechten ist, haben unbestreitbar einen wesentlichen Antheil an den Fortschritten deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit in der Wissenschaft. Daß Geschichte und Philologie in ihrem Schooße vorzügliche Plätze erhielten, muß man ebenso dankenswerth als verständig finden. Die Stifter dieser Akademien beurkundeten auf diese Weise eine sehr richtige Einsicht in das Wesen der Wissenschaft überhaupt und in die sie belebenden Elemente insbesondere. Denn wozu dienen die Studien der Geschichte und Philologie anders, als um die geistvollen Todten einer vergangenen und in sich abgeschlossenen Zeit zu erwecken, ihnen die Organe Lebender zu leihen und der neuen Welt die Herrlichkeiten und Schattenseiten der Vergangenheit zu zeigen, damit die jüngeren Völker zur Belehrung und Warnung, zum Fortbilden und Nacheifern, zur Belebung und Stärkung ihrer Geister und zu einer allseitigen und richtigen Anschauung der Welt und ihrer Dinge angeleitet werden? Und schon aus diesen Gründen hat der bekannte Astronom v. Littrow, als er jüngst über den Plan einer in Wien zu errichtenden Akademie der Wissenschaften sich aussprach, die ernste Zurechtweisung verdient, die ihm darüber zu Theil geworden ist, daß er Philosophie, Geschichte und Philologie aus diesem neuen Institute verbannen zu wollen schien. Er mag in der That keine Ahnung von Dem haben, was Ulrici in seiner „Charakteristik der antiken Historiographie" im Betreff der historischen Studien der Römer sagt, eine Stelle, die wir um ihrer Trefflichkeit willen zur weitern Verbreitung hier mittheilen wollen: „Die Geschichte war das Gesetzbuch der Politik, auf dessen Aussprüche sich der Redner berief, um seine Meinung zu begründen, aus welchem er den Stoff seiner Rede nahm; sie war die Quelle der politischen Principien, wie die zwölf Tafeln die Quelle der Rechtsgrundsätze. Es lag in der Eigenthümlichkeit des antiken Geistes, in jener tief eingewurzelten Ehrfurcht vor dem Alten, daß ihnen die Maximen und die Handlungsweise der Vorfahren Autoritäten für Staats- und Privatleben waren; in dem römischen Charakter lag außerdem eine strenge Consequenz, ein hoher Sinn für politische Einheit, welcher stets die Gegenwart mit der Vergangenheit und Zukunft aufs engste verband. In diesem Sinne ward von ihnen mit Bewußtsein die Gegenwart auf die Vergangenheit gebaut und gegründet, wie alle spätern Gesetze und Rechtsprincipien sich auf das engste an die zwölf Tafeln anschlossen und das Neue stets in alte Formen gehüllt ward, um es vom Alten nicht zu entfernen. Dieser Geist wahrhafter, folgerechter Stetigkeit und Beharrlichkeit machte die Geschichte für den Römer zur Schule politischer Weisheit, machte sie dem Redner und Staatsmann durchaus unentbehrlich. In Rom allein findet sich das Beispiel, daß Geschichtskundige als solche um dieser Kenntnisse willen noch in den spätesten Zeiten von den Imperatoren zu öffentlichen Geschäften gebraucht wurden; daß die Geschichte also gleichsam lebendig in den Kreis der Geschäfte eingriff und nicht blos berufen war, den gegenwärtigen Zustand des Staates genetisch zu erklären, sondern ihn selbstthätig zu bestimmen und zu gestalten, sie war eine thätige, das Leben durchdringende Wissenschaft. Daher kam es, daß bei den Römern die Geschichte von den ältesten Zeiten in so großem Ansehen stand; daher kam es, daß bis zur Zeit des großen Pompejus nur die edelsten Römer, die angesehensten und größten Staatsmänner Geschichte schrieben; daß selbst in den spätern Zeiten die besten und geistreichsten Imperatoren, die Gebieter des Erdkreises, es zu ihren Geschäften zählten, ihre Geschichte der Nachwelt eigenhändig aufzuzeichnen." Es mag schön sein, unter den Legionen der Sterne einherzuwandeln, ihre staunenerregenden Bahnen zu messen, Tausende dieser Weltkörper anzuschauen und Millionen derselben in dunkler Ferne zu ahnen; es mag schön sein, der Natur ihre Geheimnisse zu belauschen, ihre Gesetze zu erforschen und dieselben zur Belehrung und Bewunderung hinzustellen; es mag endlich schön sein, mathematische und mechanische Gesetze aufzufinden und anzuwenden, durch welche und nach denen die Kräfte und Elemente der Natur dem Menschen zu dienen, sein Leben zu verschönern und einen raschen Umschwung in dasselbe zu bringen genöthigt werden; aber wahrlich, schöner noch ist es, sich mit dem Menschen selbst zu beschäftigen, der dies Alles zu thun vermag. Die Geschichte, die seinen göttlichen Geist offenbart, und seine schönste Schöpfung, die Sprache, in der er das Herrlichste seines Gesammtlebens niedergelegt hat und stets niederlegen wird, das sind gleichsam die Angeln, um die sich alle Wissenschaften näher oder entfernter bewegen. Wer freilich die Geschichte nur von Kriegen, Schlachten und Parteikämpfen reden lassen will, der verweist sie in das Armenhaus der Wissenschaft und gebietet ihr, von den kümmerlichen Brosamen der Nothdurft zu leben. Von dem Menschen muß sie reden; dieser ist aber unendlich reich, und die Geschichte wird es durch ihn. Wer Rom's und Griechenland's Sprachen um ihrer Vortrefflichkeit willen als formale Bildungsmittel preist, mag Recht haben; wer ihre Grammatik und Literatur kennt, wer ihre Manu-

scripte lesen, die Familien derselben kritisch ordnen und ihren Werth zu beurtheilen und zu benutzen versteht, mag philologische Kenntnisse besitzen; die Sprache aber in ihrer Herrlichkeit überhaupt und Wichtigkeit für die menschliche Geistesentwickelung insbesondere zu erkennen, die Sprachen, in ihren geistigen Grundlagen so übereinstimmend, in ihrer formalen Durchbildung doch so verschieden, mit einem Worte, das wahrhaft großartige Gebiet der Philologie zu überschauen und nur einigermaßen zu beherrschen, das hat er deshalb noch nicht gelernt. Kurz, um auf den Punkt zurückzukehren, von dem wir ausgegangen sind, die Akademien der Wissenschaften werden erst durch die Aufnahme jener beiden Doctrinen Das, was sie werden sollen; auch spricht ihre eigene Geschichte für die Richtigkeit dieser Ansicht. Ihre Literaturacten, in denen eine große Reihe historischer und philologischer Monographien theils als gehaltene Vorlesungen, theils als gelöste Preisaufgaben sich befinden, legen das vollgültigste Zeugniß ab. Daß in Deutschland Berlin und Göttingen in dieser Hinsicht voranstehen, ist allgemein bekannt. Was die Preisaufgaben dieser Akademien betrifft, so ist durch dieselben manches gelehrte und interessante Thema zur gründlichsten Erörterung gekommen, was außerdem schwerlich dieses Glück gehabt haben würde; manches bescheidene Talent, mancher nur im Stillen wirkende Fleiß sind dadurch angespornt worden, öffentlich hervorzutreten.

In beiderlei Hinsicht liefert nun die Schrift, die wir in das wissenschaftlich gebildete Publicum einzuführen beabsichtigen, den sprechendsten Beweis. Sie hat zwar den Preis nicht davongetragen, hauptsächlich aus dem Grunde, daß der Verf. sich von dem Gebiete der Geschichte des Museums selbst zu weit und einseitig in eine historische Schilderung der Ptolemäer verlor; aber das Accessit hat sie erhalten*), und das ist schon keine geringe Empfehlung, wenn ein solches Urtheil von einer Akademie ausgesprochen wird, wie die berliner ist. Die Schrift hat unleugbar ihren eigenthümlichen wissenschaftlichen Werth, der Philolog kann sie nicht unbeachtet lassen. Für Schulbibliotheken möchte sie sich übrigens ganz besonders eignen und zu empfehlen sein. Gereiftere Schüler können Manches daraus lernen, zumal da die Untersuchung sehr übersichtlich geführt und die Darstellung Klarheit mit Einfachheit verbindet. Das Ganze ist unleugbar sehr zweckmäßig in drei Bücher getheilt, von denen das eine über die Gründung, die Einrichtung und den Zweck des Museums handelt, während das zweite über die Geschichte des Museums sich verbreitet und das dritte über die Leistungen desselben Untersuchungen anstellt. In der Einleitung beurtheilt der Verf. die Quellen, die er mit großer Sorgfalt aufgesucht hat, und macht die Hülfsmittel namhaft, welche die zahlreichen Schriften neuerer Gelehrten ihm darboten; daß ihm die berühmte „Description de l'Egypte" und einige andere Werke der neuesten Literatur nicht zugänglich waren, spricht er selbst mit Bedauern aus; und in der That ist dieser Mangel nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf seine im übrigen so lobenswerthe Arbeit gewesen; sie hat sich dadurch nicht in jeder Beziehung auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zu erheben vermocht.

„Die Gründung Alexandriens", sagt Gibbon, „war ein großer Gedanke, den Philipp's Sohn zu gleicher Zeit faßte und ausführte." Und wenn der große Eroberer nie einen andern Gedanken gehabt hätte, der für den Scharfblick eines eminenten Geistes Zeugniß ablegte, wenn er nie einen andern Plan ausgeführt, der eine außerordentliche Thatkraft voraussetzt, so würde allein die Gründung des merkwürdigen Alexandriens sein Andenken in den Annalen der Weltgeschichte für alle Zeiten gesichert haben." Freilich wollte auch das Glück, daß diese neue Schöpfung Macedoniens in den Besitz der Ptolemäer kam, und gleich der erste König dieses ausgezeichneten Herrscherstammes wußte jene Anlage seines ehemaligen Herrn und Meisters trefflich zu würdigen, während die Nachfolger, wahrlich ihres Ahnherrn an Geist und Charakter nicht immer würdig, dennoch entweder aus Ehrgeiz und Prachtliebe, oder durch die Gewalt der gegebenen Verhältnisse gezwungen, das Geschaffene pflegten und erweiterten. Wie tief aber Alexandrien mit seinem Wesen und Leben in den Natur- und Weltzuständen wurzelte, mag die historische Erscheinung beweisen, daß es der Revolution des halben Erdkreises durch die Araber bedurfte, um das geistige Leben seiner heidnischen und christlichen Schulen mit ihrem Einflusse auf die übrige Welt zu zerstören, sowie einer totalen Veränderung in der Richtung der Seewege und in dem Welthandel, um Alexandriens Größe aus den Angeln zu heben; von nun war es aber auch vom Geschick zur Ruine verurtheilt, und die Stadt, die in ihrer Blüte nach Diodor's Bericht 300,000 Einwohner zählte, von dem Verf. freilich etwas willkürlich zu 800,000 angeschlagen, und von der Kaiser Hadrian in einem Briefe schreibt: „Sie ist sehr reich und voll Erwerbsquellen. Hier lebt Keiner müßig; der Eine bläst Glas, von dem Andern wird Papier gemacht, Alle ohne Ausnahme spinnen oder weben. Sie scheinen alle möglichen Künste zu verstehen und zu treiben. Hier findet der Blinde so gut wie der Podagrist und der Chiragrist eine ihm angemessene Arbeit, Allen weiß man zu thun zu geben" — hat nur den traurigen Vorzug vor Karthago, Palmyra u. a., gerade noch so viel Lebenskraft zu besitzen, um sich mit Schmerz ihrer ehemaligen Herrlichkeit selbst zu erinnern und das gleich anfangs zur Nebenbuhlerschaft gegründete arabische Kairo triumphiren zu sehen.

Aus der Beschreibung des alten Alexandriens, die der Verf. theils nach Schriftstellern des Alterthums, theils nach Manso, Mannert, Hirt und dem Franzosen Benamy entworfen hat, heben wir Folgendes aus:

„Alexandrien lag nach der Bestimmung des Geographen Ptolemäos unter dem 31° 2′ bis 3′ nördlicher Breite. Diese Bestimmung differirt nicht bedeutend gegen die neuern, aber ebenfalls untereinander nicht übereinstimmenden Messungen. Wie alle Städte, deren Bau nach einem vorher genau entworfenen Plane ausgeführt ist, zeichnete sich auch Alexandrien durch große Regelmäßigkeit, zweckmäßige Einrichtungen und lange, breite Straßen aus. Zwei Hauptstraßen, jede über hundert Fuß breit, liefen in gerader Richtung fort, die Stadt in der Mitte rechtwinklich durchschneidend. Sie waren auf beiden Seiten mit Colonnaden längs den Häusern theils zur Zierde, theils zur Abwehr der Sonnenhitze versehen. Die Häuser, zu deren Bau die Steinbrüche in der schmalen Hügelreihe, welche den Marcotissee vom Meere schied, brauchbares Material lieferten, hatten, dem Klima des Landes angemessen, zwar nur dünne Mauern, aber sie waren hoch, durchgängig massiv, mit gewölbten Zimmern versehen und mit flachen, aus Estrich oder künstlich angelegten Fußboden bestehenden Dächern gedeckt. Unter denselben befanden sich Cisternen, in denen das durch kunstvoll angelegte und kostspielige Röhren dahingeleitete Nilwasser vermittelst Filtriranstalten in ein sehr reines und gesundes Trinkwasser umgewandelt wurde."

Und ein Augenzeuge aus dem 5. Jahrh. n. Chr., Achilles Tatius, schildert uns den Eindruck, den der Anblick Alexandriens, das im Alterthum nur von Syrakus und Antiochien übertroffen ward, machte, auf folgende Weise:

„Als ich in das Thor, welches das Sonnenthor genannt wird, eintrat, stand ich plötzlich wie betäubt von dem Anblicke der wunderschönen Stadt da. Nie haben meine Augen solchen Genuß gehabt. Vom Sonnenthore an zog sich in gerader Linie ein Säulengang auf beiden Seiten bis zum Mondthore hin. In der Mitte erblickte ich den Markt, unzählige daselbst sich begegnende Straßen und auf denselben ein unaufhörliches Wandern, als ob Alles in der Stadt auf einer Reise begriffen wäre. Ich war einige Stadien fortgegangen, als ich den Alexanderplatz erreichte. Ich glaubte eine neue, von der ersten verschiedene Stadt zu sehen; sowie dort die Säulengänge in unabsehbaren geraden Linien sich verlängerten, so erblickte ich hier dieselben in

*) Den Preis trug Parthey davon, der seine Schrift ebenfalls in Druck gegeben hat (Berlin 1838).

langen Krümmungen sich hinziehend. Meine Blicke nach allen Seiten hinwendend, konnte ich des Sehens nicht satt werden. Zwei durchaus neue, wundervolle Erscheinungen waren mir ganz unbegreiflich: erstlich, daß eine so große Stadt durchgängig so schön war; zweitens, daß die Größe der Stadt und die Menge ihrer Bewohner das gehörige Verhältniß zueinander haben sollten. In einem Augenblicke schien mir die Stadt von einem zu ausgedehnten Umfange, als daß sie ganz bewohnt sein könnte; im andern schien mir die Menschenmenge zu groß, als daß für Alle in einer einzigen Stadt zureichende Wohnplätze sein möchten."

Zur Vergleichung mit dem weltberühmten Athen und zur Bezeichnung der Verschiedenartigkeit von dergleichen Schilderungen ähnlicher Verhältnisse möge hier das nicht allgemein bekannte Epigramm stehen*), das Lysippus einst auf Athens Herrlichkeiten machte:

Du bist ein Klotz, wenn du Athen noch nicht gesehn;
Ein Esel, wenn Athen dir nicht gefiel;
Ein dummes Vieh, wenn du betrübt von ihm nicht scheidest.
Hellenisch ist die Stadt, den Rosen ähnlich.
Süß duftend, doch mit Dornen auch begabt.

Als nun der griechische Geist die Frische seines Lebens verloren hatte und an die Stelle der Kunst die Gelehrsamkeit getreten war, da wanderten die Träger derselben, die Gelehrten, von der Liberalität der Ptolemäer angezogen, mit ihren Bücherschätzen und Kenntnissen nach Alexandrien. Das Serapion und Bruchion nahmen die ersteren auf und sahen sich im Laufe der Jahrhunderte in einen bis dahin unerhört großen Stapelplatz der Literatur verwandelt, während die Gelehrten selbst im Museum anfänglich nur einen Verein zur Förderung und Erhaltung der Wissenschaften bildeten, später aber zugleich das berühmteste Lehrercollegium der alten Welt wurden. Die ausgezeichnetsten Mitglieder desselben waren in der Regel auch die Erzieher der königlichen Prinzen. Eine große Anzahl von Kalligraphen und Schnellschreibern stand im Dienste des Museums, und seine Bewohner strebten zu allen Zeiten, wie ihre Schriften selbst noch im 4. Jahrh. n. Chr. beweisen, nach dem Ruhme der Polyhistorie oder enormen Belesenheit. Nach einer Dauer von beinahe 630 Jahren fand diese Anstalt ihren Untergang durch den Fanatismus der Christen, die, von dem Patriarchen Alexandriens, Theophilus angefeuert, dem Kaiser Theodosius den Befehl entrissen, den Serapistempel zu zerstören (389 n. Chr.). Herrliche Kunstschätze und eine ausgewählte Büchersammlung von 300,000 Bänden wurden der aufgeklärtern Nachwelt entrissen. Die ehrwürdigen Bewohner des Museums, deren Zahl allerdings schon seit Konstantin dem Großen sehr geschmolzen war, traten entweder zum Christenthume über oder flüchteten, besonders nach Konstantinopel. Dessenungeachtet waren aber der Bücherschätze noch so viele übrig geblieben, daß die Sage entstehen konnte, der arabische Eroberer Alexandriens, Amru, habe mit denselben 4000 Bäder ein halbes Jahr lang heizen lassen. Diese Erzählung hat allerdings, wie auch unser Verf. bemerkt, keinen Grund in den arabischen Schriftstellern und kann füglich ganz bei Seite gesetzt werden. Aber die Frage: hat der Khalif Omar seinem Feldherrn Amru überhaupt den Befehl der Verbrennung ertheilt? wie selbst arabische Schriftsteller, freilich erst sechs Jahrhunderte später, erzählen, während frühere darüber schweigen, ist bald verneinend bald bejahend beantwortet worden. Zuerst hat Gibbon die Sache ausführlich besprochen und aus sehr erheblichen Gründen, die er mit seiner großen Gelehrsamkeit unterstützt, diesen barbarischen Act Omar's und Amru's gänzlich in Abrede gestellt. Unser Verf. sucht mit Ölsner, der in seinem „Mohammed" (S. 174 fg.) darüber gesprochen hat, das Gegentheil zu beweisen. Wir glauben jedoch Gibbon's Gründe als noch nicht vollständig widerlegt ansehen zu müssen. So ging eine Anstalt unter, „die nicht blos zur Erhaltung und Verbreitung der geblegensten Geisteserzeugnisse des griechischen Alterthums mächtig beigetragen; ihre Mitglieder haben selbst viel Treffliches geleistet. Ihnen verdanken wir aber auch neben einigen gelungenen Dichtungen vorzugsweise die Begründung oder Erweiterung fast aller Zweige der damals bekannten Wissenschaften, und sie haben eben dadurch nicht nur den Kreislauf der gesammten künstlerischen und wissenschaftlichen Literatur der Griechen vollendet, sondern dieselbe zugleich zur beachtungswerthesten und lehrreichsten aller Völker und Zeiten gemacht. In dem Museum flossen nach langem Kampfe die orientalischen Ansichten mit den occidentalischen in ein Ganzes zusammen und die Wirkungen dieser Vereinigung sind bis auf den heutigen Tag dauernd geblieben."

Wir hegen alle Achtung vor der philologischen Gelehrsamkeit unsers Verf. und seiner Vorliebe für das Alterthum; allein unbemerkt können wir dennoch nicht lassen, daß eine theilweise Überschätzung der Leistungen und Kenntnisse der Alten bei ihm sich ausspricht: eine Erfahrung, die sich ziemlich oft in den Schriften der strengen Philologen bestätigt findet, weil sie das Neue entweder nicht kennen oder geradezu ignoriren. Das Alterthum bedarf in der That der Geringschätzung der neuen Welt nicht, um in seinem wahren Lichte zu erscheinen; aber die Geschichte fodert Gerechtigkeit. So würde denn auch, meinen wir, der Verf., um nur bei einem Punkte stehen zu bleiben, über die geographische Gelehrsamkeit und die nautischen Kenntnisse und Unternehmungen im alexandrinischen Zeitalter sein Urtheil modificirt haben, wenn er Alexander v. Humboldt's „Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse" ꝛc. unparteiisch zu Rathe gezogen hätte. 180.

*) Es findet sich dasselbe in Hudson's „Geographiae veteris scriptores Graeci minores" (Bd. 2, S. 16) und übersetzt in Kruse's „Hellas" (Thl. 2, S. 71).

Notiz.

Wie Cicero einst im Conflict mit den ihn umgebenden Staatsverhältnissen, die ihm eine politische Wirksamkeit weder wünschenswerth noch möglich machten, oder wenigstens, um von den Arbeiten im Senat und auf dem Forum auszuruhen, sich auf seine tusculanische Villa zurückzog und hier still wissenschaftlichen Studien lebte, so scheint sich auch Lord Brougham, dieser berühmte homo novus der britischen Pairie, bisweilen von den Staatsgeschäften zu philosophischen Untersuchungen zurückgezogen zu haben. Das Resultat derselben sind bis jetzt zwei Bände „Dissertations (vielmehr Dialoge) on subjects of science connected with natural theology". Zum Muster scheint er sich die philosophischen Arbeiten Cicero's, namentlich die „Tusculanae quaestiones" genommen zu haben, und Lord Althorpe lernen wir als Den kennen, der mit ihm an dieser edeln Erholung Theil nimmt. Die Form des Vortrags ist der Dialog, aber ohne jenes dramatische Interesse, das wir vielleicht erwartet hätten, das aber auch den hierhergehörenden Schriften Cicero's und fast allen von den neuern im philosophischen Dialog gemachten Versuchen abgeht. Nur die Griechen verstanden dies, weil sie nicht schrieben, was wie gesprochen aussehen sollte, sondern weil sie wirklich gesprochen hatten, was sie schrieben, weil lebendige Rede ihre erste und hauptsächlichste wissenschaftliche Mittheilung war, weshalb auch ihre Leistungen hierin unübertrefflich sind. Lord Brougham's Untersuchungen, die sich im Anfang sehr ausführlich um die Unterscheidung von Instinct und Vernunft drehen, wobei er nach Aufführung vieler mehr oder minder bekannter Beispiele von dem Verstande der Thiere zu dem Resultate kommt, daß dieser nur dem Grade nach von dem menschlichen verschieden ist, scheinen weder sehr gründlich und tief, noch im Ausdruck philosophisch genau zu sein. Der zweite Band beginnt mit einer Untersuchung über den Ursprung des Bösen in der Welt, die etwa darauf hinausläuft, daß uns das Böse nicht als böse erscheinen würde, wenn wir immer wüßten, wozu es gut wäre. Lord Brougham wird diese Arbeiten fortsetzen. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 136. — 16. Mai 1839.

Nikolaus Lenau.

1. Neuere Gedichte von Nikolaus Lenau. Stuttgart, Hallberger. 1838. 8. 1 Thlr. 21 Gr.
2. Nikolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk „Savonarola". Offenes Sendschreiben an Karl Gutzkow, von Uffo Horn. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. Gr. 12. 6 Gr.

Der Dichter des „Faust", des „Savonarola" und einer bereits in zweiter Auflage erschienenen Gedichtsammlung tritt hier mit einer neuen Sammlung vor das lyrisch gestimmte Publicum, zu dessen Lieblingen er seit längerer Zeit gehört. Man kann die hier dargebotenen Gedichte im Vergleiche zu den frühern weder als einen Fortschritt noch als einen Rückschritt bezeichnen, vielmehr scheint sich Lenau in den lyrischen Kreis, den er früher um sich gezogen, festgebannt zu haben und nicht Miene zu machen, darüber hinauszutreten zu wollen. Ebenso wenig hat er sich den Kreis enger gezogen; Lenau's Lyrik, wenn wir nicht vielleicht seine sogenannten „literarischen" Gedichte als einen Durchbruch durch seinen ehemaligen lyrischen Burgfrieden betrachten wollen, ruht in ihrem eigenen Mittelpunkte selbstzufrieden aus, wenn auch voll wehmüthig schmerzlicher Betrachtungen. Im Allgemeinen enthält diese neue Gedichtsammlung des Herrlichen viel, wenn auch des Schwachen mehr als die frühere. Um einen neuen Band zu füllen, hat der Dichter Manches aufgenommen, was nur Stimmung, nur die übereilte Geburt eines träumerischen Augenblickes war, obgleich sich auf der andern Seite kaum ein einziges Gedicht angeben läßt, in welchem der echte Dichter ganz verschwände. Wenn auch hier und da der volle Klang fehlt, so sind auch die Anklänge schon eigenthümlich reizend; nicht immer hat sich die Blumenkrone vollständig erschlossen, aber schon die Knospe, halb in sich versteckt und feucht vom Thaue der Wehmuth, spricht unser Gemüth freundlich an. Es ist ein gewisser Naturlaut in Lenau, der keinem seiner Gedichte gänzlich fehlt, ein zitternder Hauch innigster Empfindung, der leise an uns vorüberzieht, ohne uns wirklich zu berühren, den wir weniger fühlen als ahnen. Der Dichter hat diese neue Sammlung seiner Gedichte in mehre Abtheilungen gebracht, deren erste er, etwas gesucht, „Gestalten" nennt, obgleich darin Manches enthalten ist, was dem Gestaltlosen näher liegt als dem Gestalteten. Indeß ist in dieser Abtheilung leicht das Vortrefflichste der Sammlung enthalten. Sogleich das erste Gedicht unter dem Titel: „Der ewige Jude", ist eine originelle Erfindung, ein Prototyp sowol für die Vorzüge als für die Mängel der Lenau'schen Muse. Es offenbart sich in der Einleitung des Gedichts jene Beseelung und Verlebendigung, welche der Dichter in schwärmerischer und schwermüthiger Auffassung den Gegenständen der Natur zu ertheilen weiß, zugleich aber eine zu bilderreiche Ausmalung ins Kleine, sodaß der Gedanke hinter dem Bilde oder Symbole zurückbleibt, besonders eine Vorliebe für dunkles Colorit, welches alle Männlichkeit der Empfindung und alle Lebensheiterkeit durch seine Thränenweichheit zu ersticken droht. Gerade diese Manier einer getrübten Auffassung der Gegenstände und Zustände, welche keine Versöhnung duldet, unterscheidet Lenau von Anastasius Grün, den wir eben seiner seelenfrischen Munterkeit wegen, welche überall die Hoffnung als versöhnendes Element herbeiruft, in seiner Allgemeinheit für einen echtern und wahrhaftern Dichter halten möchten. In dem Gedichte „Der ewige Jude" schildert Lenau einen Spaziergang durch das Hochgebirge. Die Felsenkuppen sind ihm die versteinerten Träume der Urwelt, ein Geier, der durch die Bäume fliegt, ist ihm ein „Todsgedanke", darauf kommt ein Regen, nämlich der Himmel weint und des Dichters Herz weint mit u. s. w. In zehn Strophen haben wir diese düstere Ausmalung ins Kleine, nur keinen erquicklichen Gedanken, oder überhaupt keinen Gedanken. Der Dichter betritt nun die Wohnung eines Wildschützen und beschreibt ihr Inneres wie ihre Bewohner malerisch, lebendig und natürlich einfach. Eine Münze, worauf ein kreuztragender Christus geprägt ist, versetzt ihn in das Reich der Sagen und führt ihm die Gestalt des ewigen Juden vor, der im Gebirge pilgert und von der Kugel eines Raubschützen getroffen wird, die aber von dem Unverletzlichen abprallt. In dieser Partie des Gedichts bewährt sich der Meister. Viele Gedichte behandeln sehr kleinliche Gegenstände und fangen ebenso kleinlich an, z. B. das Gedicht „Auf meinen ausgebälgten Geier", mit dem Anfange:

> Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgter Geier,
> Ich bringe dir ein Lied mit meiner ersten Leier.

Nach diesem trivialen, fast possirlichen Anfange erwartet man allerdings den großartigen, hochpoetischen Schluß nicht, womit das Gedicht den erstaunten Leser überrascht. Dieselbe Phantasie ist in dem Gedichte „Nächtliche Fahrt" zum Verwundern thätig. „Der Steirertanz" klingt auf eine unerwartete, fast mystische Weise mit Unsterblichkeitsgedanken aus. Reiches Leben sprudelt im Gedichte „Mischka". Ebenso zart gedacht, als zart und einfach dargestellt ist „Der gute Gesell", ein wahrhaftes Trostgedicht für Unglückliche. Das Gedicht „Weib und Kind" schließt innig und rein mit dem Gedanken, daß nur ein Leben glücklich zu nennen sei, wenn es sich an Gott und Natur anschmiege. Diese Lauterkeit des Gemüths ist in unserer Zeit der Zerrissenheit, der Genußsucht, des angeschraubten Weltglaubens und der Schaustellung um so mehr anzuerkennen, je mehr man sie in der Regel als das Zeichen eines schwachen, vorurtheilsvollen, der zweideutigen Höhe moderner Begriffe unzugänglichen Sinnes auszulegen gewohnt ist. Die Perle dieser Abtheilung scheint mir indeß das Gedicht „Die drei Zigeuner" zu sein. Der Dichter trifft auf einer Weide drei Zigeuner an, der eine spielt die Fidel, der zweite raucht seine Pfeife, und der dritte

— — — behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Hierauf folgt ein Buch „Reiseblätter", worunter wir keines als besonders mangelhaft, aber auch ebenso wenig als besonders hervorstechend auszuzeichnen wüßten. Die meisten dieser „Reiseblätter" rühren von dem Aufenthalte des Dichters in Nordamerika her.

Sodann folgen als dritte Abtheilung „Liebesklänge", worunter viele äußerst zart und einfach schön sind; so das Gedicht „Am Rhein", welches in die Worte ausklingt:

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

Wie schön ist das Bild am Schlusse des Gedichts „Wunsch":

Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

Echt volksthümlich zart und sinnreich schließt das Lied „An die Entfernte":

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

Diesen innigen poetischen Hauch vermißt man freilich in der vierten Abtheilung: „Sonette", aber er kehrt in vielen der fünften Abtheilung: „Vermischte Gedichte", auf eine wohlthuende Weise wieder. Originell ist Erfindung und Ausdruck in dem Gedichte „Traumgewalten", und nicht minder originell die Naturmalerei in „Täuschung". Wie kühn ist das Bild von einer Gewitternacht:

Als wie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Sehr bezeichnend ist das kleine Gedicht „Der Schmerz", mit dem Schlusse:

Das Leben täuscht uns lange;
Du zeigst, der Schminke baar,
Des Lebens welke Wange,
O Schmerz; wie bist du wahr!

Doch ist in dieser Abtheilung viel Gemachtes, bloßes Fabrikat, was kaum noch einen Dichter wie Lenau erkennen läßt, so die Gedichte: „Mein Türkenkopf", „Die Blumenmalerin" und andere. Je objectiver die Gegenstände, desto weniger Lenau, desto weniger Poesie überhaupt! Das Lied „Der Jäger" sucht die Volksweise zu treffen, arbeitet aber dem Erstrebten geradezu durch moderne Spitzfindigkeiten entgegen, z. B. wenn der Jäger seinen Hund einen „kleinen Todeskuppler" nennt; auch die Husarenlieder sind im Ganzen nur unbedeutend. Zuweilen ist der Ausdruck, wie es scheint aus Bequemlichkeit, seltsam geschraubt, wie im Gedichte an seinen Türkenkopf:

Und hält die Rose Streit mit dir,
Ob schöner sei die welche?

Oder:

— — Ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal —

Für: verwest noch einmal so frühe. Oder:

Und als ich starrt' aufs monddurchstrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand bewege.

Es ist nöthig, unsern großen Lyrikern solche Verletzungen der grammatikalischen Gesetze zu verweisen, seitdem die kleinern und nachahmenden Dichter, auf diese Autoritäten sich stützend, mit der Sprache immer willkürlicher umspringen, und, wenn einem lyrischen Gelüste genug gethan werden soll, kein sprachliches Gesetz mehr geachtet wird.

Eine größere Ballade: „Anna", nicht ohne einzelne Schönheiten, bildet eine Abtheilung für sich. Das Nachessen besteht aus einigen gegen Recensenten und Kritiker gerichteten Liedern voll Gift und Galle, welche mit dem

unpaſſenden Geſammttitel: „Literariſches", verſehen ſind. Obgleich der Dichter im Weſentlichen Recht haben mag, ſo ſpricht ſich in dieſen Gedichten doch zu viel Erbitterung aus, als daß man hier nicht eine perſönliche Gereiztheit annehmen müßte. Jedenfalls hat die glühende Lohe dieſes ſeltſamen Ingrimms alle Poeſie in dieſen geharniſchten Liedern weggezehrt. Oder iſt es etwa Poeſie, wenn es in einem dieſer Lieder heißt:

Hei! hei! hei! du krit'ſcher Brummler,
Zeige dich nun ſelbſt als Reiter!
Zeige dich als kecken Tummler!
Sporne! peitſche! vorwärts!! weiter!!!

Lenau ſollte doch vermeiden, in ſeinen gegen die Kritiker gerichteten Liedern ſich ſelbſt ſolche Blößen zu geben. Der beſte unter dieſen grimmigen Späßen iſt das Gedicht von dem Strichvogel Reflexion und dem Zugvogel Poeſie.

Die Schrift Nr. 2 iſt bereits ein vollſtändiges Urtheil über Lenau, ein ſo fertiges Urtheil, daß der Verfaſſer, Herr Uffo Horn, gar keinen Widerſpruch zu erwarten ſcheint.

Das Werk („Savonarola") — ſagt Uffo Horn — iſt ein ſo originelles und gewaltiges, daß es der Kritik nicht leicht wird ein reines Kunſturtheil zu fällen — — ich wüßte wahrhaftig in der ganzen deutſchen Literatur kein Werk, das ſich mit „Savonarola" vergleichen ließe oder den Vergleich aushielte — — Das Buch iſt ſo ſelbſtändig und eigenthümlich, daß es ſchon deshalb alle Bewunderung verdient, weil Originalität bei einer ſolchen Extenſion der Literatur in allen Fächern ſchon jetzt beinahe unmöglich erſcheint. Wir finden darin Verſe, wie ſie noch kein Deutſcher gedacht und gemacht hat, etwas Herrliches und Vollendetes in ſeiner Art.

Wenn man in dieſer Art über einen Dichter im Reinen iſt, dürfte wol jede Gegenbemerkung unzeitig und überflüſſig ſein. Der Verfaſſer des Sendſchreibens ſucht den Dichter beſonders vom Vorwurfe des Myſticismus zu reinigen und durch Belegung von Stellen zu beweiſen, daß im Gegentheile Lenau die Freiheit ebenſo auf religiöſem Gebiete wie Anaſtaſius Grün auf politiſchem vertrete. Zu welchem Zwecke übrigens dieſes Schriftchen in der Form eines Sendſchreibens an Karl Gutzkow auftritt, läßt ſich nicht wohl begreifen, obſchon es allerdings von Nutzen ſein mag, die literariſche Freundſchaft nach allen Seiten hin warm zu halten. 28.

Vater, Mutter und Sohn. Ein Roman aus Wien. Dem Engliſchen der Mrs. Frances Trollope nacherzählt von G. N. Bärmann. Drei Theile. Braunſchweig, Weſtermann. 1839. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Es ſcheint lächerlich, wenn ein Journal, dieſe Ephemeride der Literatur, andere Journale, noch lächerlicher, wenn es ſich ſelbſt abſchreibt; und doch müſſen wir unſern Bemerkungen über den Roman, der uns zur Anzeige vertraut iſt, einige Zeilen vorausſchicken, welche ſich unter den Notizen in Nr. 331 d. Bl. f. 1838 unter dem Titel: „Die engliſche Kritik über die Trollope", finden, indem wir ganz auf dieſes Urtheil zurückgehen und es nur hier und da durch unſere Anſicht modificiren können. „Mrs. Trollope hat einen Roman geſchrieben, welcher in Wien ſeine zweideutige Rolle ſpielt. Das „Athenaeum" ſpricht ſich über dies ſonderbare Product höchſt bitter aus und will die literariſche Waſſerſucht der Hochtoryſtin ſogar für eine höchſt bösartige und, um deutlicher zu reden, für eine boshafte Krankheit halten, die nicht nur aus dem Gehirn, ſondern aus der Herzkammer ihre Säfte zieht. „Mrs. Trollope", ſagt das „Athenaeum", „appellirt wieder in dieſem Romane mit boshafter Geſchwätzigkeit an jedes engherzige, niedrige Vorurtheil, das in der Welt exiſtirt. Wenn ſie ſich einbildet, in ihren „Domestic manners of the Americans" die Diſſenters, in ihrem „Paris and the Parisians" die Katholiken, in ihrem „Vicar of Wrexhill" die Calviniſten todt gemacht zu haben, ſo klemmt ſie ſich in der „Romance of Vienna" darauf, in Öſtreich den Judaismus zu denunciren. Eine ehrenhafte Beſchäftigung für eine engliſche Dame! Wir glauben zwar, daß an dem Gewäſch der Trollope etwas iſt, was ſie böſe gemeint hat, aber nichts, was böſe wirkt. Denn ihre Anſichten von dem Volksleben, dem politiſchen Weſen und beſonders den Juden in Wien ſind ſo lächerlich antediluvianiſch, daß ſie nur eine toryſtiſche Betſchweſter erbauen können, die nie über Weſtminſterſquare hinausgekommen iſt. Wenn die Augen der Trollope gar ſo kurzſichtig und umflort ſind, ſo hätte ſie doch zu Hauſe irgend eine Länder- und Völkerkunde oder eine alte Reiſebeſchreibung nach und über Wien nachleſen ſollen, ehe ſie die Feder zu ihrem Romane ſchwarz machte. Da ſoll ein mit einem öſtreichiſchen Grafen Adlerberg heimlich getrautes Fräulein von dem treuloſen Gatten in ein Schloß eingeſperrt worden ſein, welches ſeinem Banquier, dem Juden Balthazar, gehört!" Am beſten hat ſie, wie das „Athenaeum" zugibt, das geſchwätzige, gedankenleſe und walzluſtige Leben der höhern Cirkel beſchrieben, das ihr Himmel auf Erden iſt. Wir hoffen, ſchließt der Berichterſtatter, dieſer Roman werde ſein:

Like a brotherless hermit, the last of its race."

Man hat Lord Londonderry die Trollope für Petersburg und die Trollope Lord Londonderry für Wien genannt, und iſt der Rangſucht der Hochtoryſtin der Vergleich mit einem der erſten Häupter des britiſchen Adels ſchmeichelhaft, ſo iſt er's doch gewiß ihrem Geiſte nicht. Aber der Unterſchied, der in dieſer doppelten Hinſicht zwiſchen Beiden obwaltet, verdammt die Trollope härter als den edeln Lord. Dieſer, auf dem beſchränkten Standpunkt einer Kaſte erzogen und von der Natur nicht ſonderlich begünſtigt, findet eben darin ſeine Entſchuldigung, wenn er die Verhältniſſe der großen Welt und ihre Thorheiten mit religiöſer Pietät betrachtet und kein Höheres kennt. Bei Mrs. Trollope hingegen, die dem ehrenwerthen tiers état vermöge ihrer Stellung angehört, jener ſogenannten zweiten Geſellſchaft, welche, in allen deutſchen Regionen wenigſtens, und häufig auch in den fremden, die Spitzen und Höhpunkte der Cultur enthält, ſowie Alles, was ſich darum gruppirt — bei dieſer iſt jenes Vorziehen der erſten Kreiſe und ihrer Lebensart, jenes völlige Ignoriren alles höhern Bürgerthums eine alberne Affectation, durch die ſie beweiſen will, daß ſie mit ihm in keine Berührung gekommen. So reiſen Engländer und Amerikaner, ſo benehmen die Fremden ſich überhaupt in Deutſchland. Leuten, die in ihrem Vaterlande vielleicht nie auch nur zur dritten Geſellſchaft gehörten, ſind die deutſchen Hofkreiſe eröffnet, ſobald ſie von ihrem Geſandten vorgeſtellt wurden, und es führt oft zu unangenehmen Erörterungen, wenn Geſandte dieſe Vorſtellung verweigern. Solche Leute ſind nachher natürlich die Erſten, welche ſich die Miene geben, die Geſellſchaft zu verachten, die eigentlich den Kern und die Blüte der Nation ausmacht, und wir erinnern uns einer engliſchen Dame vom Lande, welche in einer deutſchen Reſidenz zu ihren Bällen nur diejenigen Damen gebeten haben wollte, die ſie in ihrer Unſchuld „the court girls" nannte.

Und warum ſollte es den Fremden, dem dieſe Kreiſe zu Haus verſchloſſen ſind, nicht intereſſiren, auf ſeinen Reiſen auch die Bekanntſchaft dieſer Welt zu machen; nur darf er ſie nicht für die erſte und einzige deutſche ausgeben, ohne daß ſich eine deutſche Stimme dagegen erhebt; und jenes thut die Trollope in ihrem Roman aus Wien, der eigentlich nur eine Darlegung von wiener Zuſtänden beabſichtigt, oder beſſer, ihres Einheimiſchſeins in den höchſten dortigen Kreiſen. Für ſie exiſtirt

in Wien nichts als diese Welt, deren Frivolität sie richtig, jedoch so schildert, daß man sieht, sie steckt bis über die Ohren darin, statt darüber zu stehen. Nun ist Wien zwar nicht, wie Fremde meist anzunehmen pflegen, weil es die größte Stadt in deutschen Landen, ein Repräsentant Deutschlands, und gerade hier gibt es weniger als anderswo, aus nahliegenden Gründen, einen Tiersetat der Gesellschaft, oder, um bezeichnender zu sprechen, der Salons; indessen ist er doch da, und dieser Tiersetat besteht aus den bedeutendsten Gelehrten und Schöngeistern der Stadt sowie aus Allem, was sich in diesen Regionen entweder durch blos gesellige oder durch höhere geistige Bildung wie durch die physische Macht des Reichthums auszeichnet, und in dieser Gesellschaft spielt die jüdische Welt, aus der auch dort die Geldmacht hauptsächlich besteht, eine so bedeutende Rolle, daß sie in ihren Salons auch die geistreichsten Männer der höhern Stände sieht. Wie überall sucht sich hierher zu flüchten, was aus der höchsten Gesellschaft durch Armuth oder inconduite verbannt ist; es flüchtet sich aber auch dahin, was die höhern und höchsten Regionen zu leer findet. In diesen Cirkeln lebte die Pichler, Hammer, Zedlitz, Mailáth, Grillparzer und zu seiner Zeit Prokesch; es zeigt sich in ihnen selbst Fürst Metternich alljährlich ein paar Mal, der Diners bei der Geldaristokratie annimmt, und ein jetzt verstorbener Minister des Innern, ein geistreicher und geschätzter Mann, war der tägliche Habitué des Salons einer ältlichen jüdischen Dame. In diese Gesellschaft, welche übrigens die wiener frivolen Tendenzen ebenso scharf ausspricht wie eine höhere, gehörte die Trollope eigentlich vermöge ihres geistigen und geselligen Rangs, nach deren Buch zu schließen die Damen jüdischen Ursprungs in Wien das traurigste Parialeben führen. Wir können der Verf. in dieser Hinsicht zurufen: Les gens que vous tuez se portent fort bien. Wien liegt nicht so aus der Welt, daß die Geldaristokratie dort nicht ebenso gut ihr Haupt erheben und ihre Schmeichler finden sollte wie überall, eine Thatsache, welche wir aussprechen, ohne sie zu verantworten; es ist so, und nur wer sich und Andere verblenden will, wird es leugnen. Dort wie anderwärts denkt der Adel daran, de se refaire mit Hülfe der Geldmittel jener Aristokratie; und wenn dieser Grund hier nicht so tristig erscheint wie anderwärts, weil der Adel noch viel und oft mehr besitzt, so braucht er auch in dieser Stadt des Luxus und der Gegenwart mehr und wird hier häufiger als anderswo daran erinnert, daß ein Rang, den man nicht zeigen kann, wie Alles in der Welt, sich vergißt.

So viel von der Unwahrheit von Mrs. Trollope's Buch, welches ohne allen Zweifel auch ein frivoles und gemüthloses ist. Auch ein serviles; denn wie soll man's sonst nennen, wenn sie die Damen der großen Welt von „notre ange l'empereur" sprechen läßt, ohne derartige Ausdrücke durch besondern Enthusiasmus der Redenden zu motiviren? wenn Metternich nicht anders genannt wird als des Kaisers Sully? Auch dürfte der Fürst geneigt sein, der Verf. hierauf zu bemerken, was Napoleon dem Freunde, der ihn fragte, warum er Friedrich's des Großen Schwert nicht aus Sanssouci mitgenommen: „Mais j'avais la mienne!" Nachdem wir nun alles Dieses zum Tadel des vorliegenden Opus gesagt, müssen wir aber doch bekennen — denn wir sind kein Parteischriftsteller —, daß wir hier auf mehr Talent stießen, als wir der Verf., ihren Reisen nach zu urtheilen, zutrauten. Der Stoff ist neu, die Menschen, wiewol alle ziemlich nichtswürdig, sind in ihrer äußerlichen Erscheinung Individualitäten, mit gemäßigter Palette in Mitteltinten gehalten, der frivole Graf, dessen markloſe Niederträchtigkeit ein der neuesten Zeit leider nicht fremdes Phänomen sein mag, sein niedriger jüdischer Gehülfe, die alte Salzburgerin; die Heldin selbst tritt anfangs mit Charakter auf, der uns allein für sie interessiren konnte, da ihr Geist und Herz ziemlich leer scheinen; bald aber verliert sie diesen und die rasche Thätigkeit, die sie auszeichnete, völlig, damit der Roman Roman werde, und auch die alte kluge Salzburgerin muß deshalb in der Hitze einen sehr dummen Streich machen. Trotz dieser Mängel spannt und unterhält das Buch bis auf einen gewissen Grad, so lang es sich außerhalb der Regionen der wiener Salons hält, und ist hier und da mit Feinheit geschrieben; es schildert das Leben und Erlebtes, wenn auch nur auf der Oberfläche und von schlechten und unangenehmen Seiten, ist keine stereotype Abschrift eines hundertmal Gelesenen und kein leeres Luftbild; aber bekennen müssen wir auch schließlich, daß es blos mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen gemacht ist, und daß sich also auch für Gemüth und Herz und für alle höhern Interessen der Menschheit nichts darin findet. In den Kreisen, in denen und für die es geschrieben ward, mag es einen ephemeren Erfolg haben; doch wenn wir recht schließen, so wird man in diesen Kreisen nach momentaner Bewunderung trotz alles Preises eines subjectiven Enthusiasmus finden, daß man objectiv zu gering dargestellt ward, und da könnte es denn wol kommen, daß die arme Trollope, von Freund und Feind geschmäht, Niemand mehr zur Vertheidigung fände als den ernsten Recensenten, der eigentlich mit ihr nichts zu schaffen hat. 23.

Miscellen.

In dem so überaus verständigen, der Phantasie so wenig Gewalt einräumenden Waadtlande hält sich dennoch hier und da manch alter Aberglaube aufrecht. Es gibt noch Häuser, die ihren servant haben, der an die deutschen Gutchen, Hauskobolde, den englischen brownie erinnert. Er ist hülfreich, verlangt aber Aufmerksamkeit, es muß ihm Speise hingesetzt werden u. dgl. Die gueuillères à no, Nachtwäscherinnen, sind übelwollende Feen, die des Nachts Wäsche auswringen und die Vorübergehenden ersuchen, ihnen zu helfen; geschieht dies und ringt Eins unrecht, so drehen sie ihm den Hals um. Die porte bouennes, Irrlichter, sind Leute, die betrügerischerweise die Grenzsteine verrückten, die nun zur Strafe spuken müssen. Weiße Jungfrauen klagen in der Samstagnacht; ein Spruch, aus dem Evangelium Johannis gebetet, vertreibt sie. Im Jura ist eine Höhle, in der die Orbe entspringt, die von Feen besucht wird, die groß und schön sind, in lange weite Gewänder gehüllt sind, über die ihre goldenen Haare gleich einem Mantel fallen. Sie haben süße Stimmen und singen harmonische Weisen. Ein Fürwitziger, dem die eine Fee ihre Gunst geschenkt, belauschte sie, als sie schlief, wo er bemerkte, daß sie Gänsefüße hatte. Die Fee erwachte, nahm wahr, daß ihre Verunstaltung entdeckt sei, sie drohte ihm, wenn er verriethe, was er gesehen; er schwieg dennoch nicht, und sogleich verwandelten sich die Perlen und Geldstücke, womit sie ihn beschenkt, in Wachholderbeeren und Weidenblätter. Sie ließ sich seitdem nicht wieder sehen und auch ihre Schwestern verschwanden allmälig; doch zeigt sich noch eine am Palmsonntag mit einer Ziege, die von weißer Farbe ist, wenn eine gute Ernte folgt, von schwarzer, wenn ein unfruchtbares Jahr zu befürchten ist.

Die Mysterien, welche in den altenglischen Städten zu gewissen Zeiten aufgeführt wurden, waren unter die Zünfte eingetheilt; ein jedes Handwerk durfte nur immer denselben Gegenstand vorstellen. Lucifer's Fall kam an die Gerber, die Schöpfung an die Tuchmacher, die Sündflut an die Färber, Melchisedeck an die Barbiere, Moses und Bileam an die Mützenmacher. Den Zimmerleuten war der englische Gruß übertragen, sowie auch die Geburt Christi; die Erscheinung des Engels bei den Hirten hatten die Maler und Glaser zu besorgen, die Krämer die Anbetung der Könige. Der Kindermord war den Goldschmieden zugetheilt, Lichtmeß den Grobschmieden, die Versuchung den Fleischern. Der Blinde und die Auferweckung des Lazarus wurde von den Handschuhmachern gefodert, die Passion von den Eisenhändlern, die Niederfahrt zur Hölle von den Köchen und Wirthen, die Auferstehung von den Pergamentmachern, die Himmelfahrt von den Schneidern, die Berufung des heil. Matthias von den Schreinern, die Ausgießung des heiligen Geistes von den Fischern, der Antichrist von den Schuhmachern und das jüngste Gericht von den Webern. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 137. — 17. Mai 1839.

1. Die Religionssysteme der Hellenen in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis auf die makedonische Zeit. Dargestellt von P. F. Stuhr. Berlin, Veit und Comp. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.
2. Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Von Johann Uschold. Erster Theil. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Was von dem griechischen Volksglauben und seiner Mythologie durch die alten Schriftsteller auf unsere Zeiten gekommen ist, fällt seiner Entstehung nach in eine vorhistorische Periode und gibt dadurch zu einer verschiedenen Art der Zusammenstellung und Erläuterung Anlaß. Poesie und Symbolik haben mannichfach eingewirkt nebst den Eigenthümlichkeiten der Umgebung, das Bildliche hat Doppelbedeutung angenommen, ist ineinander übergegangen, hat sich in verschiedenen Zeiten verändert, hat Namen und Länder gewechselt, kommt dadurch zu einem großen Reichthum von Gestaltung, dessen ganzen Kreis und innern Zusammenhang zu übersehen kein leichtes Geschäft genannt werden darf. Dazu gestatten mythische Bilder mancherlei Willkür der Deutung und Spiel der Phantasie, sodaß die eigentliche historische Wahrheit in solchem vorhistorischen Wesen festen Grund und Boden vermißt.

Eben deswegen aber hat sich der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit neuerer Alterthumsforscher wiederholt mit diesem Gegenstande beschäftigt; denn ein Dunkles und Unenthülltes reizt zur Beleuchtung und Aufhellung; nur ist die natürliche Folge eingetreten, daß die Ansichten abweichen, und daher das Symbolische, Etymologische, Ältere und Neuere ꝛc. auf sehr verschiedene Weise gebraucht und beurtheilt worden.

Eben deswegen auch geräth ein Leser, der sich historisch unterrichten will, bei gelehrten Werken dieser Art wie in einen Wald, in welchem er den sichern Durchgang entbehrt; ihn leiten die Führer zu Diesem und Jenem und suchen ihn zu orientiren, während er, von dem Verschiedenartigsten umgeben, in dem Mannichfaltigsten die Einheit nicht recht gewahr wird, in den wechselnden Bildern und Deutungen nicht das bleibende Feste, und oft der Vermuthung sich hingibt, er werde in die Runde geführt.

Schwerlich deshalb möchte man Hrn. Stuhr beistimmen, daß für Jeden, der sich mit seinen wissenschaftlichen Forschungen und mit seiner Liebe, sich zu unterrichten, in diesen Kreisen bewegt, eine gewisse feste Grundlage gegeben sei, und er selbst räumt ein, diese Grundlage sei aus Gegensätzen erbaut, habe in sich noch immer eine Bewegung auseinanderfahrender Richtungen, und von den bisher dargelegten Methoden und Elementen einer richtigen Mythenforschung sei keine einzige Methode und kein Element genügend.

Ihm nun, dem Verf., ist die Welt des Mythus nichts Anderes als eine Welt geistiger Vorstellungen, in welcher sich der Geist des innern Reichthums der Geschichte seines Seelenlebens bewußt wird. Er schafft sich in der Bewegung der Erregtheit des innern Seelenlebens, in das Bewußtsein eintretend, selbst seine Form, und gestaltet den Inhalt auch seiner Form nach in ewiger Beweglichkeit um. Doch läßt sich bei Gegenständen, die sich auf das religiöse Leben der Völker beziehen, besonders wo sie der Form der Dichtung anheimgefallen sind, niemals alles mystische Dunkel entfernen. Und so — da ewige Beweglichkeit und Dunkel sich nicht für eine feste Grundlage eignen — möchte Hr. Stuhr selbst unsere obige Bemerkung bestätigen.

Um den Lesern d. Bl. einen Begriff von dem Inhalte beider vorliegenden gelehrten Werke zu geben, ist die nähere Darlegung des Einzelnen wegen seiner Mannichfaltigkeit unmöglich; es genüge, Weniges hervorzuheben, woraus die Art der Behandlung einigermaßen erhellen und den Wißbegierigen zu näherer Kunde auffodern kann.

Hr. Stuhr bezeichnet das Charakteristische der Hellenenzeit nach zwei Momenten: 1) nach der Einwanderung der Dorer in dem Peloponnes bildete sich ein hierarchischer Mittelpunkt in Delphi, der auf bewußte Weise hellenische Bildung über Griechenland zu verbreiten trachtete; 2) durch das Bestreben der Dorer, auch den westlichen Theil des Peloponnes zu hellenisiren, und durch die griechischen Ansiedelungen im südlichen Italien verbreitet sich das heroische Leben westlich. Von Kreta aus bildete sich zu Delphi der hierarchische Mittelpunkt hellenischer Bildung.

Es gibt jedoch auch Formen der ur- und vorhellenischen Zeit. Gott Kronos gehört derselben, nicht vorgestellt in einer besondern göttlichen Gestalt wie der spätere

Zeus, ein allgemeines Bild, woran man die Erinnerung an die verlorene Glückſeligkeit des goldenen Zeitalters feſthielt; er verſchlingt ſeine Kinder, und darin ſpricht ſich jener kämpfende Zuſtand des Bewußtſeins aus, ein nicht zur Erfüllung gediehenes Ringen des Geiſtes, das immer noch in der Unmittelbarkeit des Gefühls ſich regende religiöſe Leben mit feſten Umriſſen zu geſtalten.

Der dodonäiſche Zeus iſt das älteſte Weſen, das die Pelasger als einen beſondern Gott verehrten. Uranos iſt bei Heſiodus nur eine theogoniſche Potenz. Das Heiligthum zu Dodona bildete unter den alten Griechen einen Hauptmittelpunkt der Hierarchie wie ſpäter Delphi.

Der Religionsdienſt wird an eine ausgebildetere Naturſymbolik geknüpft. Hekate wird als Schickſalsmacht und Herrſcherin durch Himmel, Erde und Meerflut verehrt. Als männlicher Gefährte ſteht ihr der alte pelasgiſche Hermes zur Seite. Das Bewußtſein war noch im Ringen, ſich klare Vorſtellungen von den göttlichen Mächten zu ſchaffen.

Es entſpringt ein an den Dienſt der Erde geknüpfter Natur- und Elementendienſt. Athene, als Tritogeneia, Hephäſtos, Poſeidon. Thetis iſt ein an den Erſcheinungen des Naturlebens angeſchautes Sinnbild des Friedens. Herakles war jener Held, an deſſen Leben die ſittliche Kraft und das ſittliche Urbild des Menſchen zur Offenbarung gediehen war, in ihm ward die Creatürlichkeit geiſtig verklärt und mußte durch ihn überwunden werden. Dies die Bedeutung des Kampfes gegen die Centauren. Korybanten wie Kureten gehören zu dem Kreiſe dämoniſch verehrter Mächte, an den ſich die Vorſtellungen von dem Erwachen, dem Aufblühen und der Fort- und Ausbildung des Lebens der Menſchen ſchloß. In der Sage vom Irion iſt das Moment des in menſchlicher Bruſt ſich regenden Eigenſinnes und Eigenwillens hervorgehoben.

Die Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins der Griechen blieb nicht unberührt von Einwirkungen aus Kleinaſien. Dahin gehört die Cybele, ſpäter unter dem Namen der Mutter der Götter bekannt, woran ſich in geiſtiger Verklärung das religiöſe Bewußtſein zum Dienſt des Apollo und der Artemis erhob.

In Kreta ward die Mutter Erde unter dem Namen Rhea verehrt, deren Weſen mit dem der Cybele zuſammenfloß. Wenn Zeus die Europa in Stiergeſtalt entführt, ſo iſt dies auf das Moment des Sichverlierens des Geiſtes an das Fleiſch, der Übertragung des Weſens der Geiſtigkeit auf das Naturleben zu deuten. Dieſe Sage wie die von der Jo bezieht ſich auf die an den Urſprung des Mönddienſtes in Griechenland geknüpfte Geſchichte des Verſinkens des griechiſchen Geiſtes in lebensvolle Naturanſchauung und in eigentliche Naturvergötterung.

Auf die Vorſtellung von den in der Vorzeit vorangegangenen Kämpfen im Geiſte und Gemüth der Pelasger, ehe das Bewußtſein zur Verſöhnung gekommen war, iſt die Dichtung vom Titanendampf zu deuten. Sie konnte erſt geſchaffen werden, nachdem jene Kämpfe überwunden waren.

Von Delphi aus verbreitete ſich die ſpätere Bildung und änderte die Religionsform. Die Vorſtellung der Hekate wandelte ſich in die helleniſche Geſtalt der Artemis. Im olympiſchen Zeus wird das Weſen der Geiſtigkeit als in geiſtig perſönlich lebendiger Geſtalt über das Leben waltend angeſchaut. Die religiöſe Vorſtellung von der Ehe des Zeus und der Here bezieht ſich auf den Gedanken von der Vermählung des Geiſtes und der Erde.

Mag Dionyſos als einer der jüngſten Götter genannt werden, die lebensvolle Kraft des ihm geeigneten göttlichen Weſens war innerlich und weſentlich mit in die zur Vollendung ausgebildete Schöpfung der olympiſchen Götterwelt eingegangen. Der Wein erregt weichern, gemüthlichern Sinn; ſo ſchafft der Genuß des Weins die Menſchen milder, und weil Dionyſos ſie den Anbau des Weines lehrte, galt er als der Sterblichen Luſt, als Erzieher der Menſchen, der die Künſte des Friedens gelehrt, Feindſchaften ausgeglichen und ſie zum geſelligen Leben vereinigt hatte u. ſ. w.

Am Schluß des Bandes verbreitet ſich der Verf. noch über Eleuſis, deſſen Weihen und Lehre. Es kann nicht bewieſen werden und iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß den Eingeweihten eine geheime Weisheitslehre mitgetheilt worden ſei; aber Formen der Aufnahme und äußerliche Weihe haben doch ſtattgefunden. Der Kern der eleuſiniſchen Lehre beſtand in mythiſcher Haltung eines im Dienſte der friedlichen Gottheiten von Eleuſis gewonnenen Reiches des Friedens, in welchem, wie im goldenen Zeitalter des Kronos, Freiheit und Gleichheit unter den Menſchen und allgemeine Glückſeligkeit auf Erden herrſche. Wer lebendig auf dieſe Lehre einging und mit reinem Sinn an dem Dienſte der eleuſiniſchen Gottheiten Theil nahm, der war der Geweihte.

Hr. Uſchold will beſcheiden ſein Werk nur als ein Sandkorn zum großen Bau einer wiſſenſchaftlichen Mythengeſchichte betrachten, glaubt aber, wenn man mit Eifer in Behandlung der griechiſchen Mythengeſchichte fortfahre, werde der Weg zum Studium derſelben bald mehr geebnet ſein, und Niemand dürfe mehr die Anſicht haben, daß in ihr allein unter allen Zweigen der griechiſchen Alterthumswiſſenſchaft nichts mit Sicherheit auszumitteln ſei. Er bezweifelt nicht nach den neuern Unterſuchungen, daß die griechiſchen Götter Prädicaten der Sonne, des Mondes, des Waſſers und anderer Gegenſtände, die göttliche Verehrung genoſſen, ihre Entſtehung und ihr Daſein zu verdanken haben, und viele Heroen, die Homer vorführt, waren ehedem Götter und wurden durch die vielen Wanderungen der Stämme und andere Umſtände in die Reihe der Heroen herabgedrückt. Ein Irrthum iſt die Annahme, als wenn die Griechen in den verſchiedenen Abſchnitten der frühern Zeit eine und dieſelbe Sache an allen Orten durch ein und daſſelbe Bild ausgedrückt hätten.

Es ſind hierbei vier Punkte beſonders ins Auge zu faſſen: 1) Verherrlichung der einzelnen Namen und Prädicate; 2) Verherrlichung der verſchiedenen Attribute und Gegenſtände, welche man den Göttern beilegte; 3) Ver-

herrlichung der Geburt und Schickſale der Götter; 4) Verherrlichung ihrer Kämpfe und Thaten. Poetiſch iſt dann die ganze Behandlung.

Aus dem Umſtande, daß ein Mythus für uns dunkel iſt, dürfen wir keineswegs folgern, daß derſelbe keine Bedeutung habe, und die Gedichte Homer's ſind mythiſchen Inhalts. Jedoch über die Bedeutung ſind die Anſichten verſchieden, und z. B. Derjenige, welche die Here als Göttin der Erde, oder als Symbol der Luft betrachtet, muß die Sage ganz anders erklären, als wer ihren Namen als eines der vielen Prädicate betrachtet, welche die Mondgöttin, d. h. der urſprünglich göttlich verehrte Mond trug. Allen jenen Weſen, welche vor dem Zuge der Dorer auftreten, kann keine geſchichtliche Bedeutung beigelegt werden. Wie Dionyſos und Semele, welche man lange für ſterbliche Weſen hielt, gegenwärtig ziemlich allgemein, wenigſtens Dionyſos, als Götter erkannt werden, ſo wird dies ſpäter bei hundert andern Weſen der Fall ſein.

Die Unterſuchung des Verf. iſt nun beſonders den Heroen zugewendet. Viele derſelben ſtammen von Zeus und andern Göttern, wurden nur durch Misverſtand der ſpätern Zeit für Menſchen angeſehen. Sie ſind mit Göttinnen und viele Heroinen mit Göttern vermählt. Aus dieſer Vermählung können wir ſchließen, daß der Heros, mit welchem eine Göttin, oder der Gott, mit welchem eine Heroine vermählt iſt, in der frühern Zeit göttliche Verehrung genoſſen haben müſſe. Auch die Kinder derſelben ſtellen ſich als göttliche Weſen dar. Die Tochter des Agamemnon, Iphigenia, lebte als Hekate fort, Prötos hat eine Tochter, Iphianaſſa, die ſich mit Melampus vermählt, welcher von Dionyſos nicht verſchieden iſt. Wir treffen die griechiſchen Heroen und Heroinen zu allen Zeiten und an allen Orten, was für Menſchen unmöglich iſt. Waren ſie Götter, ſo iſt ihr Herumirren erklärbar. Nach Homer bauen ſie ſich Paläſte, wie Hephäſtos und Poſeidon, deren Beſchreibung nach frühen Sagen geſchieht, und deren Beſchaffenheit ſymboliſche Bedeutung hat. Eine ähnliche höhere Bedeutung haben ihr Schmuck, ihre Waffen, auch das Zepter des Agamemnon, den die Chäroneer göttlich verehrten. Ja, Agamemnon iſt ſeinem Weſen nach als kariſcher Zeus nicht vom Hermes verſchieden.

Warum brachten die Paträer dem Eurypylos ein Todtenopfer? Weil er urſprünglich daſſelbe Weſen wie Dionyſos war, das Todtenopfer auf den Untergang der Sonne hindeutet und er erſt ſpäter als ein Gefährte und Diener des Bacchus dargeſtellt wurde. Sein Kaſten, worin ſich Dionyſos befindet, wird aus demſelben Grunde von Ilion nach Hellas gebracht, aus welchem Thoas nach Scythien ſchwimmt und Helena von Paris nach Troja geführt wird. Troja und Hellas ſind die entgegengeſetzten Punkte, öſtlich und weſtlich, wo die Sonne ihr Grab findet, wo deshalb Dionyſos ſeine Höhle hat und die Nacht hindurch ruht, oder im Grabe liegt.

Das Steinwälzen des Siſyphus erklärt ſich nach Welcker als das vergebliche Anſtreben des menſchlichen Verſtandes, der, wenn er ſich im Begriffe glaubt, das Ziel zu erreichen und über den Gipfel zu kommen, ermattet von dem vergeblichen Bemühen zurückſinkt; er iſt die menſchliche Weisheit überhaupt. Hr. Uſchold hält es nicht wahrſcheinlich, daß in der Urzeit, in welcher die Hellenen auf niedriger Stufe der Cultur ſtanden, ſolche philoſophiſche Ideen ſymboliſch ausgedrückt wurden, und vermuthet, daß die Sage von Siſyphus' Arbeit einer einfachen Naturerſcheinung, der Bewegung der Sonne, ihre Entſtehung zu verdanken habe, zumal die Meinung verbreitet geweſen, daß die Sonne eine feurige Kugel ſei, und auch der Marmor hat eine ſchimmernde Farbe, gleichwie der Schimmer des Lichts oft durch Silber und Elfenbein bezeichnet wurde. Wie die Sonne jeden Morgen ſich wieder am Himmel erhebt, ſo beginnt auch Siſyphos ſeine Arbeit immer von neuem und ſieht kein Ende.

Der große Reichthum der Heroen muß wol eine ſymboliſche Bedeutung gehabt haben. Wie ſollten die Reichthümer des Menelaos und Anderer auf hiſtoriſchem Wege zuſammenkommen? Man ſuchte ſich dies ſpäter aus ihren Wanderungen und gaſtfreundlichen Geſchenken zu erklären, ohne zu bedenken, daß fremde und rohe Völkerſchaften keinen griechiſchen König ſo reich beſchenkt, ſondern ihn eher beraubt haben würden. Auch die Heerden und ihre Schönheit ſind ſymboliſch zu deuten. Man nannte die Geſtirne ſymboliſch Rinder; dieſe Heerden gehören dem Sonnengott, aber auch dem Hades, weil ſie, verſchwunden vom Himmel, ſich unter der Erde oder im Schattenreich aufzuhalten ſcheinen. Auch bleibt die Anzahl der Rinder und Schafe, welche Helios beſitzt, immer dieſelbe, was von gewöhnlichen Heerden nicht gilt, die ſich vermehren und vermindern. Schlachten die Gefährten des Odyſſeus einige dieſer Rinder, ſo folgte der Dichter, welcher widerſprechend dies erzählt, darin einer andern Sage.

Auch jene Flügelroſſe, welche einzelne Heroen haben, waren göttlicher Natur, und die ſie beſitzenden Helden wurden erſt im Laufe der Zeit in die Reihe der Menſchen herabgedrückt. Wie die Lichtgötter Flügel haben, ſo haben dieſelben auch ihre Pferde, beſitzen auch, wie die Pferde des Achilles, nicht blos die Gabe der Sprache, ſondern auch prophetiſchen Geiſt. Homer ſtellt dieſe Roſſe ſo dar, wie ſie in den alten Sagen, welche Jahrhunderte vor ihm entſtanden, geprieſen waren.

Das Rauben und die Entführung, deren ſich Götter und Helden ſchuldig machen, enthielt ſymboliſch nichts Anſtößiges und Würdeverletzendes. Rinder des Helios waren urſprünglich die Sterne, Hermes raubt ſie; ihr Aufenthalt iſt während des Tages im Hades oder in Grotten. Die nie gemähte Au, auf welcher ſie weiden, iſt das Himmelsgewölbe. Ihr Erſcheinen an demſelben drückte das Alterthum ſymboliſch als Entwendung aus: ſie werden aus ihren Ställen entfernt, vom Lichtgott fortgetrieben. Als man Apollo und Hermes nicht mehr als Ein Weſen betrachtete, welches ehedem viele Namen hatte, und die Rinder als gewöhnliche anſah, mußte man die Entfernung derſelben aus ihrer Behauſung für einen Diebſtahl halten und den Hermes als Räuber und Dieb darſtellen, während er doch nur ſeine Pflicht erfüllt,

wenn er nach seinem Verschwinden vom Himmel die Sterne an demselben emporsendet u. s. w.

Mit diesem kurzen Berichte, scheint es, könne dem Leser eine Vorstellung erwachsen von dem mythologischen Walde, in welchen unsere beiden genannten Führer hineintreten und einen sichern wissenschaftlichen Durchweg verheißen. Sollte die Verheißung wegen der Verschiedenartigkeit des Führens einigem Zweifel unterliegen, so entspringt dies aus der Beschaffenheit des Waldes und seines reich hervortreibenden Bodens, wobei dann Manche über Unsicherheit der Richtung Klage erheben, Andere aber gerade darin eine Freude finden, sich selbst einen Weg zu bahnen. 7.

Jules Janin's italienische Reise.

Des fingerfertigen Jules Janin „Voyage en Italie" wird in den unabhängigen kritischen Journalen Frankreichs neuerdings hart mitgenommen. Jules Janin reiste in Begleitung eines russischen Großen. In Bezug hierauf sagt ein Referent: „Ehemals traf man die Mäcene unter dem glücklichen Himmel des Südens an, jetzt muß man sie mitten unter dem rauhen Frost Moskaus suchen, und so civilisirt sie auch sein mögen, diese moskowitischen Kunstpfleger werden immer einen gewissen tatarischen Geruch behalten. So wollte Einer von ihnen einem Gelehrten als Beweis seiner Erkenntlichkeit mit Gewalt einen leibeigenen Menschen aufzwingen und wurde beinahe unwillig, als der Gelehrte das seltsame Geschenk ausschlug. Ein Anderer, der eine wissenschaftliche Expedition zu unternehmen im Begriff war, glaubte, alle junge Gelehrte, welche ihn begleiteten, in eine Livrée einkleiden zu müssen. Wie dem auch sei, Jules Janin war der Reisebegleiter eines civilisirten Barbaren aus Rußland, und es ist um so mehr zu verwundern, daß seine Reise, weit entfernt, die Spuren einer kraftvollen Barbarei an sich zu tragen, nichts weiter ist als civilisirt, vergnüglich, selbst empfindsam. Zu Pferd auf seiner Feder, wie der Reisende selbst sagt, reist der Verf. nach Lyon, verwünscht nebenbei die Eisenbahnen, weil sie nichts sind als nützlich, verfertigt etwas sentimentale Poesie auf nutzlose Ruinen, zittert vor Kälte in den Alpen Savoyens, vor Furcht bei dem Anblicke von Abhängen, sodaß ihm Blitze vor den Augen hin und wieder schießen. In der That, er sieht auf den Gebirgen die Sonne glanzlos, die Blumen farblos und die Menschen verstandlos. Mit einem Schritte ist er über den Raum, welcher Savoyen von Sardinien scheidet, hinweg, und er kommt in Turin an, er weiß nicht wie. So springt er mit gebundenen Füßen von Savoyen nach Sardinien, von Sardinien nach Piemont, was sich ganz phantastisch macht; das Tollste dabei ist nur, daß solche Schnitzer, die bereits in Journalen ihre Parade gemacht haben, von neuem ohne alle Änderung abgedruckt werden. Aber Hr. Jules Janin ist daran gewöhnt, bei seinen Lesern überall viel Nachsicht zu finden. Man hält ihn für so amusant, so geistreich! Das unbedeutendste Gewäsch, mit J. J. unterzeichnet, wird als köstlich ausgegeben, und wer sich daran etwas auszusetzen erlaubt, ist ein Tölpel, ohne Geist und ohne Geschmack. Ich bitte aber, wenn man sich die Mühe gibt, diesen so glänzenden Styl, dieses mit tausend Goldflitterchen besetzte Hanswurstkleid in der Nähe zu betrachten, was findet man darunter? Wo ist hier Studium, Wissen, Gedanke, Gefühl? Da ist nichts weiter als eine Seifenblase, welche in allen Farben des Regenbogens spielt und doch nichts enthält als Wind. Diese italienische Reise bietet gar nichts Originelles, nicht eine einzige Beobachtung, welche neu wäre, keinen Sitten- oder Charakterzug, welcher Interesse erregte. Wir haben hier nichts als ein langes, halb kunstgeschichtliches, halb historisches Gewäsch, Beschreibungen von Ruinen, Palästen und Museen, welche man in allen zum Gebrauche für Touristen bestimmten Reisebüchern findet. Die Persönlichkeit des pariser Feuilletonisten figurirt überall und wirft, so klein sie auch sein mag, ihren Schatten bis auf die Firste der höchsten Gebäude. J. Janin kennt die Schwächen seines Publicums, er schmeichelt ihm ohne Maß und bewirthet es mit Phrasen, betreffend den französischen Ruhm, die große Nation und die prächtigen Eroberungen der großen Armee. Das ist zwar schon oft wiedergekäut, bringt aber doch immer noch seine Wirkung hervor, wie das Possenspiel eines Charlatan, womit er die Aufmerksamkeit der Maulaffen zu erregen weiß. Durch dieses Mittel und mit Hülfe eines wirklich bemerkenswerthen typographischen Luxus wird Hr. J. J. noch immer eine Art Erfolg haben. Seine Reise wird in den Salons der großen Welt Platz nehmen, sie wird unter den Keepsakes des Jahres figuriren; vielleicht bewundert man sogar des Verf. lateinische Gelehrsamkeit, seine geschichtlichen und geographischen Kenntnisse wie seine Bekanntschaft mit den Künsten und Künstlern." So urtheilt ein französischer Referent über einen Feuilletonisten, der selbst in unserm auf sittlicherer Basis ruhenden Deutschland noch für manche Journalisten, Touristen und Unterhaltungsschriftsteller in Form und Wesen als Muster gilt. 108.

Bibliographie.

Baumann, J., Fußreise durch Italien und Sicilien. 2 Bände. 8. Luzern, Meyer. 2 Thlr. 16 Gr.

Dr. Bolzano und seine Gegner. Ein Beitrag zur neuesten Literaturgeschichte. Gr. 8. Sulzbach, v. Seidel. 12 Gr.

Fridolin, F. Gr., Spiegelbilder aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben der modernen Welt. 2 Bändchen. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Gabriel, W., Gedichte. 8. Breslau, Weinhold. 1 Thlr.

Grashof, K. F. A., Aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz unter preußischer Landeshoheit. 1ster Band, die Kirche und das Vaterland. Gr. 8. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 8 Gr.

Jahrbücher des deutschen National-Vereins für Musik und ihre Wissenschaft. Redakteur: G. Schilling in Stuttgart. 1ster Jahrg. 1839. Hoch gr. 4. Karlsruhe, Groos. 4 Thlr. 12 Gr.

Junghans, K. H., Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich, Algier und Spanien in den Jahren 1831—35. 8. Rostock, Oberg. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Langerhanns, A., Deutsche Bilder. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Märklin, Chr., Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 1 Thlr. 16 Gr.

Plate, W., Die Blouse oder Scenen aus dem Volksleben in Belgien. Gr. 12. Bremen, Schünemann. 18 Gr.

Reinwald, J. G., Die entdeckte wahrhafte Staatsweisheit. Ein Versuch, sie populair-apheristisch kennbar zu machen. 8. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Remekházy, J. v., Fantasieblumen. Novellen. 2 Bde. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Shakspeare und seine Freunde oder das goldene Zeitalter des lustigen Englands. Nach dem Englischen von W. Alexis. 3 Bde. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 4 Thlr. 12 Gr.

Woycicki, K. W., Polnische Volkssagen und Märchen. Aus dem Polnischen von F. H. Lewestam. 8. Berlin, Schlesinger. 20 Gr.

Zweifel und Ansichten über die örtliche Lage des von Drusus im Jahre 11 vor Christus erbauten Castells an der Lippe. Gr. 8. Kassel, Bohné. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 138. — 18. Mai 1839.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Fr. Arago. Aus dem Französischen übersetzt von Karl v. Remy. Drei Theile. Stuttgart, Hoffmann. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß, wie bei dem einzelnen Menschen mit fortschreitenden Jahren die Verstandescultur eine progressive Richtung nimmt, so auch bei der Masse der Menschen. Wissenschaftliche Gegenstände, die noch vor 40 — 50 Jahren alleiniges Eigenthum einzelner Gelehrten vom Fache waren, gehören jetzt bei vielen Menschen zu den bekannten Sachen, und Fertigkeiten in den Künsten, wie sie sonst an Einzelnen bewundert wurden, sind jetzt so alltäglich geworden, daß man sie kaum beachtet. So ziehen geistig hervorstechende Menschen allmälig die Menge nach sich, und wenn es wahr ist, was Herder behauptete, daß mit fortschreitender Cultur auch die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts wachse, so möchte man wol nach einigen Jahrhunderten einmal wieder auf einige Zeit als Gast auf dieser Erde einkehren, um Zeuge und Mitgenosse ihres Glückes zu sein.

Es spricht sich das obenangedeutete Fortschreiten der Masse der Menschen zu einem höhern Grade wissenschaftlicher Erkenntniß in mannichfachen Zeichen aus; wäre es aber auch auf keine andere Weise bemerklich, so müßte man es schon daran erkennen, daß jetzt im Verhältnisse zu sonst weit mehr Männer vom Fache und zum Theil von hoher wissenschaftlicher Bildung es nicht unter ihrer Würde halten, ihr Wissen zum Gemeingute zu machen und nicht allein vom Katheder herab zu lehren, sondern unter die Masse des Volkes zu treten, um mit ihm in verständlicher Sprache wissenschaftliche Gegenstände zu besprechen, über die sonst nur der Gelehrte mit dem Gelehrten sprach. Unsere Literatur ist nicht mehr arm an solchen Schriften, in welchen dergleichen rein wissenschaftliche Gegenstände populair behandelt werden, und sie müssen wol Leser finden, sonst würden keine mehr geschrieben werden.

Ohne Zweifel trägt zu dem größern Interesse, welches jetzt die Menge an dergleichen Schriften nimmt, am meisten der enge Verkehr bei, in welchen die Wissenschaft zu den Erzeugnissen des gemeinen Lebens und zur Industrie getreten ist. Kaum ist eine wissenschaftliche Entdeckung gemacht, so bemächtigt sich ihrer der Künstler und Handwerker, und jede Zündmaschine, die auf unserm Tische steht, jedes Percussionsgewehr, das wir in die Hand nehmen, erinnert uns an dieses enge Band zwischen Wissenschaft und Gewerbsamkeit, der mächtigen Erfindungen der Dampfmaschinen, des Gaslichtes u. s. w. gar nicht zu gedenken. Wem nun auch nicht eigenes gewerbliches Interesse zu der wissenschaftlichen Quelle hinaufleitet, aus welcher dergleichen wichtige Erfindungen ihren Ursprung nahmen, den spornt wenigstens die Neugierde und das beschämende Gefühl, in Gegenständen des gemeinen Lebens als ein Unwissender zu erscheinen, an, ihr weiter nachzuspüren.

Zu den Wissenschaften, deren Einfluß auf Kunst und Industrie täglich fühlbarer, ja, man kann sagen, großartiger wird, gehören vornehmlich die Naturwissenschaften, und es hat vielleicht keine Zeit gegeben, in welcher sich in diesen Wissenschaften eine solche Regsamkeit kund gab, sich die Entdeckungen gleichsam Schlag auf Schlag folgten, als die, in der wir leben. Alle Nationen bewegen sich hier nach einem gleichen Ziele und wetteifern in ihren Forschungen nach neuen Wahrheiten, jede neue Entdeckung, sie möge ausgehen, von welchem Ende der Welt sie wolle, brüderlich unter sich theilend, sodaß, während es eine deutsche Philosophie, ein französisches Recht u. s. w. gibt, die Naturwissenschaften allen gemeinschaftlich angehören und, gleich einem großen Bauwerke, von allen mit vereinten Kräften bearbeitet werden.

Auch darin zeichnet sich unsere Zeit aus, daß das Mittel, den geistigen Verkehr unter den verschiedenen Nationen durch Übersetzungen ihrer ausgezeichneten Werke zu fördern, noch nie in dem Grade genützt worden ist als jetzt. Kaum ist ein bedeutendes Werk in einer Sprache erschienen, so ist es auch schon Gemeingut aller civilisirten Völker, und wir haben ungarische, schwedische und andere Naturforscher, deren Namen und Schriften unter uns so gut bekannt sind, als hätten sie in unserer Muttersprache geschrieben. Zu bedauern ist dabei nur, daß man in der Wahl der Werke, die man aus fremden Sprachen überträgt, nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt zu Werke geht und oft Schriften übersetzt, die der darauf verwendeten Mühe und des Druckes nicht werth sind.

Daß dieses nicht mit den vor uns liegenden „Unter-

haltungen aus dem Gebiete der Naturkunde" der Fall sei, verbürgt uns der Name Arago, den sie an der Stirne tragen. Der Verf. gehört bekanntlich zu den ausgezeichnetsten Physikern, welche Frankreich in der neuern Zeit aufzuweisen hat. Wir müssen daher es dankbar erkennen, daß der Übersetzer eine Anzahl interessanter und lehrreicher Abhandlungen dieses Mannes, welche sich mit der Beantwortung naturhistorischer Fragen, der Lösung astronomischer und geologischer Probleme, der Erörterung der praktischen Anwendung physischer Kräfte beschäftigen und ursprünglich in dem „Annuaire" des Längenbureau zu Paris unter der Benennung: „Notices scientifiques", als Anhang zu jedem Jahrgange erschienen sind, hier in einem eigenen Werke vereinigt hat. Schon die Gegenstände an sich, welche hier behandelt werden, sind alle von großer Bedeutsamkeit und besonders geeignet, auch das Interesse Derjenigen in Anspruch zu nehmen, welche nicht vom Fache sind. Aber dieses Interesse wird noch in hohem Grade gesteigert durch den lebendigen und zugleich verständlichen Vortrag des Verf., und es verdient Bewunderung, mit welcher Klarheit und Deutlichkeit er den wissenschaftlichen Stoff zu behandeln und, ohne dabei etwas Wesentliches zu übergehen, vor den Augen des Lesers zu entwickeln versteht, sodaß ihm auch der Leser, dem nicht die nöthigen Vorkenntnisse zu Gebote stehen, mit ziemlicher Leichtigkeit zu folgen vermag. Wir wollen Einiges aus den interessantesten Mittheilungen ausheben.

Gleich die erste Abhandlung: Über Dampfmaschinen, welche den Gegenstand von der historischen Seite behandelt, erweckt lebhafte Theilnahme. Es ist natürlich, daß bei einer Erfindung von solcher Wichtigkeit die Frage entsteht, wer ist der Erfinder? Franzosen und Engländer streiten sich um die Ehre, ihn den Ihrigen nennen zu können, und welchen Antheil insbesondere die Letztern an dieser Streitfrage genommen haben, beweist der Umstand, daß in England allein die Buchhändler in wenig Jahren mehr als 100,000 Exemplare jener zahlreichen Werke verkauft haben, in welchen diese historische Frage verhandelt wird. In dem genannten Lande gilt allenthalben der Marquis von Worcester als erster Erfinder, was jedoch nach des Verf. Untersuchungen durchaus ungegründet ist. Wie mit vielen andern wichtigen Erfindungen, so ging es auch mit dieser; sie sprang nicht aus dem Kopfe ihres Erfinders wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, sondern sie wuchs nach und nach aus den Händen Vieler heraus, und es gewährt ein besonderes Interesse, dem Verf. in der Entwickelung der verschiedenen, mehr oder weniger vortheilhaften Methoden zu folgen, die man nach und nach ausgedacht hat, um den Dampf als bewegende Kraft in Wirksamkeit zu setzen. Schon 120 Jahre vor Christi Geburt erfand Heron von Alexandrien einen Apparat, der sich auf die Erfahrung gründete, daß Flüssigkeiten, Gase oder Dämpfe eine Bewegung verursachen, wenn sie aus Gefäßen, in die sie eingeschlossen, unter gewissen Bedingungen ausströmen. Salomon de Caus (1615) aber war der Erste, der daran dachte, die ausdehnbare Kraft der Wasserdämpfe bei einer hydraulischen Maschine anzuwenden, welche zu Ausschöpfungen bestimmt war. Papin (1690) sah die Möglichkeit ein, eine durch Wasserdampf und Stempel getriebene Maschine zu verfertigen; auch wendete er zuerst bei einer Dampfmaschine mit Stempel die elastische Kraft des Dampfes sowol als auch die Eigenschaft desselben, durch die Kälte sich zu verdichten, vereinigt an. Newcomen, Cawley und Savery (1705) sahen zuerst ein, daß, um einen raschen Niederschlag des Dampfes zu bewirken, das zur Abkühlung bestimmte Wasser in Gestalt eines feinen Regens unter den Dampf selbst eingespritzt werden müsse. Watt (1769) machte auf die unermeßlichen ökonomischen Vortheile aufmerksam, wenn man das Condensiren des Dampfes, statt in dem innern Pumpenraume selbst, in einem besondern Gefäße bewerkstelligt. Derselbe zeigte auch zuerst, auf welche Art das Zurückhalten des Dampfes angewendet werden könne. Papin (1690) schlug zuerst vor, eine Dampfmaschine zum Drehen einer Spindel oder einer Axe zu verwenden, und gab auch eine Methode an, diesen Vorschlag auszuführen. Bis zu seiner Zeit hatte man die Dampfmaschinen lediglich als brauchbare Ausschöpfmaschinen betrachtet. Derselbe schlug auch die erste Dampfmaschine mit doppelter Wirkung, jedoch mit zwei Pumpenstiefeln vor. Watt (1769) dagegen erfand die erste Maschine mit doppelter Wirkung und Einer Pumpe. Vor 1710 erfand Papin bereits die erste Dampfmaschine mit hohem Drucke und Condensation, und Leupold (1724) beschrieb zuerst eine solche Maschine mit Kolben. Die ersten ortsverändernden Maschinen mit hohem Drucke verdankt man Trevithick und Vivian (1801). Papin (1690) ist als der eigentliche Erfinder der Dampfboote anzusehen. Von den Haupttheilen, aus welchen eine Dampfmaschine zusammengesetzt ist, hat Brighton (1718) den senkrechten, zugleich mit dem Pumpenschwengel beweglichen Rechen oder plug frame erfunden, welcher die verschiedenen Ventile bei den großen Maschinen öffnet und schließt. Fitzgerald (1758) hat sich zuerst eines Schwungrades bedient, um die durch eine Dampfmaschine bewirkte Achsendrehung zu reguliren. Washbrough (1778) wendete die gekrümmte Kurbel an, um die geradlinige Bewegung des Kolbens in eine drehende umzuwandeln. Watt (1784) ersann das gegliederte Parallelogramm. Derselbe wendete mit großem Vortheile den Regulator mit Centrifugalkraft, welcher bereits früher bekannt war, auch bei seinen Maschinen an. Murray (1801) hat die ersten mit Excentricität wirkenden Schieber oder Schleifer beschrieben und ausgeführt. Vor 1710 erfand Papin den vierfach durchbohrten Hahn, welcher bei den Maschinen mit hohem Drucke von so wesentlicher Anwendung ist; auch erfand Papin 1682 das Sicherheitsventil. So entstand also nach und nach durch das Nachdenken und die Bemühungen Mehrer die Dampfmaschine, wie sie jetzt besteht, und es läßt sich erwarten, daß man auch dabei noch nicht stehen bleiben werde. Insbesondere wird man bemüht sein müssen, die hier und da noch vorkommenden gefährlichen Explosionen dieser Maschinen zu verhüten. Der Verf. hat diesen Explosionen einen eigenen Abschnitt seiner

Abhandlung gewidmet und sehr sorgfältig nicht nur alles Das zusammengestellt, was bisher über diese beklagenswerthen Unfälle bekannt worden ist, sondern auch die Mittel angegeben, welche zu ihrer Verhütung dienen können. Furchtsame Leser mögen diesen Abschnitt überschlagen; sie könnten dadurch leicht veranlaßt werden, sich für die Folge nie mehr einem Dampfboote oder Wagen anzuvertrauen.

(Die Fortsezung folgt.)

Italienische Literatur.

1. Progetto di riforma pel regolamento della pubblica istruzione. Neapel 1838. *)

Übereinstimmender noch als das Bedürfniß politischer Reformen wird in Europa das des Unterrichts empfunden, und Volkserziehung ist zur Losung unsers Jahrhunderts geworden. Da sich im Allgemeinen die gegenwärtige Zeit in ihren Ansichten und Gesinnungen mehr zum Absolutismus als zur Freiheit hinneigt — die Liberalen, indem sie Alles nach einem Staatszwecke geordnet wissen wollen, die entgegengesetzte Partei, indem sie diesen Grundsatz adoptirt und denselben im Interesse der Regierung zur Anwendung bringt—, so fängt auch die Volkserziehung an, immer mehr aus diesem Gesichtspunkte betrachtet zu werden. Die Nation soll gleichsam ein sorgfältig angebauter und ebenmäßig geordneter Garten sein, in welchem jeder Baum, jeder Busch gehörig verschnitten und geputzt ist, in welchem Pyramiden, Spaliere und Laubengänge an die Stelle der früher natürlich gewachsenen Bäume treten sollen. Die Centralisation, welche hauptsächlich seit Napoleon, dem Meister und Lehrer des Absolutismus noch weit mehr als der Kriegskunst, in der Verwaltung herrscht, wird nun auch in den öffentlichen Unterricht und die Erziehung eingeführt, und alle Entwürfe eines Systems der Nationalerziehung laufen darauf hinaus, dieselbe so zu organisiren, daß sie vom Cabinet aus bequem und leicht geleitet werden könne. Hierüber herrscht von England bis zum Königreich Neapel fast nur Eine Stimme; und vergleicht man die hier angeführte Schrift mit dem Entwurfe der Commission für die Volkserziehung in Irland, dann wird man in beiden dieselben Grundsätze finden. Man weiß ziemlich allgemein, daß in den antiken Republiken der Staat die Erziehung leitete und diese auf den Staat und Staatszweck vorzugsweise bezogen wurde; allein ihre Richtung war blos ethisch, eine Anleitung zur bürgerlichen Tugend, nicht scientifisch, und die wissenschaftliche Bildung, weit entfernt vom Staate nach einem Systeme des öffentlichen Unterrichts in Schulen und auf Universitäten mitgetheilt zu werden, blieb ganz allein den Privatneigungen und Bestrebungen, dem Privatfleiße und Privatübereinkommen von Seiten der Schüler und Lehrer überlassen. Man kann diese antike Erziehungsweise, eine Staatsdisciplin, welche die Leidenschaften bezwingen, die Sitten bilden, nicht aber den Geist gefangen nehmen wollte, mit der neuern Cabinetserziehungsmethode, welche mit ihren Prüfungen, mit der Überladung und Pedanterie des Unterrichts in China ihr Muster hat, durchaus nicht vergleichen. Diese Anspielung auf China ist keineswegs zu kühn. In dem Bestreben, die Wissenschaften zum Gemeingut der ganzen Nation zu machen, werden sie alle in den Kreis des öffentlichen Unterrichts hineingezogen, und statt davon auszugehen, daß die einzige Aufgabe des Unterrichts nur sein kann, die Kräfte und Anlagen des Individuums zu wecken und auf die ihm entsprechende Bahn zu lenken, auf der es durch Selbstthätigkeit das Höchste zu erreichen suchen muß, statt anzuerkennen, daß nur durch diese Selbstthätigkeit und eigenes freies Streben des Geistes wahre Erkenntniß gewonnen wird, will man Alles lehren und macht so statt des Selbststudiums ein mechanisches Auswendiglernen herrschend, zu dem der von der Last der mannichfaltigsten Arbeiten, welche sämmtlich mit gleicher Sorgfalt verfaßt sein sollen, niedergedrückte und von dem Lehrer mehr für das Examen dressirte als für das Leben gebildete Zögling immer mehr genöthigt wird. Es gehört hier nicht her, die pädagogische Praxis, welche zum Theil schon jezt diese Resultate zeigt und den Geist der Jugend oft mehr abstumpft als belebt, aufzudecken; darauf aber glauben wir aufmerksam machen zu müssen, daß die Zukunft die Folgen der allzu complicirten und überladenen Unterrichtssysteme stärker offenbaren und dieselben sich wahrscheinlich in einem immer größern Mangel an geistiger Productivität und namentlich in einem allmäligen Verwelken der Poesie, der Blume des Lebens, äußern werden.

Was in neuester Zeit in vielen Ländern die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das Volkserziehungswesen lenkte, war die Überfüllung der Universitäten, von der man die größten Nachtheile befürchtete. Eine heilsame Folge der aus dieser Besorgniß hervorgegangenen Bemühungen ist die Vermehrung und Verbesserung der Volksschulen gewesen, sodaß nun auch für den Unterricht der mittlern und untern Classen gesorgt ist. Diese Wohlthat ist durchaus nicht zu verkennen; die Gefahren aber, welche man von dem starken Besuche der Universitäten herleitete und die auch den Verf. der hier angeführten Schrift ängstigen, sind theils eingebildet, theils übertrieben. Allerdings gibt es gegenwärtig in den italienischen, wie in den deutschen und andern Staaten weit mehr Ärzte Juristen u. s. w. als der Staat vielleicht zu versorgen vermag; allein einestheils bricht die Noth sich neue Bahnen der Existenz, und die Früchte dieser Bestrebungen machen ja die Geschichte der Fortschritte des Menschengeistes aus, anderntheils pflegt bald der Zudrang zu solchen Berufszweigen aufzuhören, die bereits überfüllt sind, wie Niemand gern Waaren anzubieten pflegt, die im Überflusse und zu gedrückten Preisen am Markte vorhanden sind. Prohibitivmaßregeln sind daher, um auf den Besuch der Universitäten einzuwirken, unnütz und verderblich, und wenn der Verf. dieses zunächst für Neapel berechneten Buchs von den Primair- oder den eigentlichen Volksschulen (scuole de' primi rudimenti) Niemanden auf die zweite Classe der Bildungsanstalten, auf die zwischen jenen und der Universität (scuole di perfezionamento) in der Mitte stehenden Vorbereitungs- und Facultätsschulen zulassen will, der nicht ein Vermögen aufweisen kann, wodurch er für die Zeit seiner Studien hinlänglich gedeckt ist, so ist dies eine unwürdige Beschränkung des menschlichen Geistes, dem der Raum gegeben werden muß, frei zu wählen, sich Kenntnisse zu erwerben, wo und wie er vermag. Eine Bestimmung wie die für das Königreich Neapel aufgestellte ist eine Verhöhnung der Erfahrung, die uns sagt, daß die Geistesanlagen der Menschen von ihren Vermögensumständen unabhängig sind, und daß Viele aus Liebe zu den Wissenschaften Hunger, Nachtwachen, Noth und Entbehrungen jeder Art mit freudigem Muth ertragen haben.

2. Dell' imitazione tragica presso gli Antichi e presso i Moderni. Ricerche del cavaliere *Bozzelli*. Drei Bände. Lugano 1837—38.

Eine Geschichte der tragischen Poesie, welche von eigenem Studium und ziemlicher Belesenheit auf diesem Felde zeugt und, wenn auch nicht sonderlich tief, doch manche selbständige Ansichten und neue Ideen aufstellt, freilich nicht so, daß dadurch neue Resultate herbeigeführt wären. Das Ganze zerfällt in 14 Capitel. In den ersten vier stellt der Verf. seine theoretischen Principien auf, deren Anwendung er dann in den zehn folgenden auf die factischen Erscheinungen der tragischen Kunst versucht, indem er dieselben von Äschylus bis auf unsere Zeit einer ausführlichen und sorgfältigen Kritik unterwirft; einer Kritik, welche nicht blos die Stücke an sich analysirt, sondern uns dieselben in ihrem historischen Zusammenhange zeigt und zuerst zu erforschen strebt, von welchen Einflüssen der

*) Von dem schon durch mehre pädagogische Schriften bekannten Monsignore Mazzetti, Erzbischof von Seleucia, Präsidenten der königlichen Universität und des Raths für den öffentlichen Unterricht.

Geist des Dichters beherrscht, von welchen Ideen er eingenommen war, und mit welchem Grade von Freiheit er die Natur betrachtete. Tragödien, deren Stoff sowol im Alterthum als in der neuern Zeit behandelt worden ist, hat er in einem besondern Abschnitt (Cap. 12) noch vergleichend behandelt, und das Resultat dieser Parallelen ist, daß er z. B. den „Sieben vor Theben" des Äschylus und der „Antigone" des Sophokles vor Alfieri's „Antigone" und „Eteokles und Polynices", sowie dem „Hippolyt" des Euripides vor der „Phädra" Racine's den Vorzug gibt, dagegen Racine's „Iphigenia" über die des Euripides, Alfieri's „Agamemnon" über den des Äschylus und Alfieri's, Crébillon's und Voltaire's „Orest" über den des Euripides stellt. Wir erwähnen dieser Parallelen, weil ihnen der Verf. viel Sorgfalt geschenkt hat. Die italienische Tragödie ist mit besonderer Vorliebe behandelt. Cap. 9 umfaßt die Zeit von Trissino bis Metastasio. Letzterer wird vom Verf. gegen die von verschiedenen Seiten auf ihn gerichteten Angriffe warm vertheidigt und für seine dramatischen Leistungen der echt tragische Charakter in Anspruch genommen. Die Werke Alfieri's, dem der größere Theil des zehnten Capitels gewidmet ist, classificirt der Verf. nach den beiden Stücken: „Philipp" und „Virginia". Jenem, in welchem der menschliche Wille vorherrscht, sind z. B. die „Verschwörung der Pazzi", „D. Garzia", „Ottavia", diesem aber (der „Virginia"), in welchem kein selbstthätiger, menschlicher Wille, sondern ein geheimnißvolles Schicksal die Lösung herbeiführt, die „Sophonisbe", „Merope", „Saul" und „Mirra" nachgebildet.

Von der dramatischen Poesie der Deutschen, auf welche der Verf. zuletzt kommt, meint er, daß die späte Entwickelung derselben der Reformation und den daraus hervorgegangenen Religionsstreitigkeiten zuzuschreiben sei. Als nachher das Bedürfniß nach diesem Zweige der Poesie sich nur um so stärker fühlbar machte, suchten die Deutschen in der griechischen und englischen Schule Befriedigung, von denen die letztere obsiegte, durch die Bemühungen der Kritiker, „die ihnen aber die Thüren nicht ganz öffneten und nicht alle die innersten Geheimnisse sehen ließen", aber ganz anders als in Italien die griechische Schule, zu der hier Ähnlichkeit des Klimas, der Gewohnheiten, Überlieferungen, Denkmäler und positive Übereinstimmung in Vorstellungen und Gefühlen hinneigte. Dieser Satz, nicht ganz unrichtig, ist für den Italiener eine Quelle von Folgerungen, aus der er eine Menge nicht gerade der richtigsten Bemerkungen über die deutsche Tragödie herleitet. Er sieht in der Unordnung der Formen nicht jenen geheimen Zusammenhang, den eine einzige und unwillkürliche Begeisterung hervorbringt; die Nebenvorfälle der Entwickelung stehen mit der Haupthandlung in keiner Beziehung; das Stück ist eher mit Lehren angefüllt als von Bildern glänzend, die Idee nicht aus der großartigsten, sondern aus der niedrigsten und gemeinsten Sphäre der Menschheit genommen, und dies Alles geschieht nur, weil bei nicht vorherrschender Phantasie der Schreibende nicht Dichter aus innerm Antrieb, sondern aus Absicht und Berechnung und daher ein Übermaß von Kunst vorhanden ist. Von diesem kritischen Bestreben kommt auch, daß die deutsche Tragödie häufig unter den Werken todter Gelehrsamkeit ihren Platz einnimmt und der Dichter der Scholiast seiner eigenen Arbeit wird, die er in ein Quodlibet von historischen, philologischen, ästhetischen und politischen Erläuterungen verwandelt. In der deutschen Tragödie findet man daher Lehren der Theologie, Metaphysik, des öffentlichen Rechts, der Moral und Astrologie und sie ist mit Geschichten, Überlieferungen, Fabeln, Allegorien und Episoden, die allenthalben her entlehnt sind, angefüllt. Dies mußte jedoch so kommen, weil den Dichter nicht die Einbildungskraft, welche die verwandten Dinge einigt, sondern der Verstand leitete, der gerade auf das Heterogenste und Verschiedenartigste in der Natur den meisten Werth legt. Der Verstand kann dem Dichter, wenn er nach Begeisterung ringt, immer nur den mit seinen Leidenschaften ausgerüsteten und mit seines Gleichen ringenden Menschen der Wirklichkeit zeigen und ihm nichts bieten als den Contrast der Tugend und des Verbrechens, woraus moralisch ebenso häßliche wie ästhetisch verkrüppelte dramatische Erzeugnisse hervorgehen. Damit will Bozzelli indeß nicht gesagt haben, daß „eine andere sehr hohe Art der Tragödie, die, welche die außerordentlichen Revolutionen des Lebens darstellt", dem deutschen Genius unbekannt geblieben wäre; im Gegentheil dieser hat sich häufig und sogar vorzugsweise damit beschäftigt; aber es fehlte der Erfolg wegen der falschen Quellen der Begeisterung, aus denen die Dichter schöpften. Der Italiener spannt hierauf drei Stücke von Schiller: „Die Räuber", „Fiesco" und „Kabale und Liebe" auf das kritische Prokrustesbett, um an ihnen seine Behauptungen nachzuweisen.

Günstiger über den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Dichtkunst als die meisten seiner Zeitgenossen gestimmt, verzweifelt er nicht an der tragischen Kunst. Manzoni, Niccolini, seine Landsleute, und Öhlenschläger sind die Sterne seiner Hoffnung. „Diese drei", sagt er am Schlusse seines Werks, „würden mit ihren ausgezeichneten Bestrebungen allein gnügen, darzuthun, daß trotz aller entgegengesetzten Annahmen die tragische Kunst noch nicht ohne die Hoffnung eines neuen Wiederaufblühens in Europa erschöpft ist."

(Die Fortsezung folgt.)

Notiz.

Zu Goethe's Werther.

Wir finden in den diesjährigen „Rheinischen Provinzialblättern" (Nr. 15 und 16) den Bericht eines Rheinländers über Werther's Grab in Wetzlar mit manchen Notizen über ihn und seine Lotte. Dieselbe war bekanntlich eine Tochter des Amtmanns Buff, nicht von außerordentlicher Schönheit, aber gar brav und von der ganzen Stadt geschätzt, da sie ihrem Vater die Haushaltung führte und bei ihren Geschwistern Mutterstelle vertrat. Jerusalem, der sich, wie die alten Wetzlarer sagen, zur Kammergerichtsvisitationszeit über Amtmann Buff's Tochter erschossen hatte, war von den Bürgern sowol als von den Beamten des Kammergerichts sehr geachtet und erschoß sich aus Verzweiflung, da Lotte, die ihn gleichfalls sehr schätzte, bereits verlobt war (an den Hofrath Kestner nach Grome's „Selbstbiographie"), im October 1772 in dem Hause des Buchhändlers Winkler an der Barfüßer Bach. Dazu hatte auch eine Kränkung, die er in der adeligen Gesellschaft im Hause des Grafen Bassenheim erfahren hatte, viel beigetragen. Zu Werther's Grabe ward gleich nach seinem Tode förmlich gewallfahrtet. Eine solche Gesellschaft, die nicht etwa aus jungen Leuten, sondern aus Männern von hohem Range, Assessoren des Kammergerichts und Damen vom Stande bestand, veranstaltete noch 1776 eine solche Procession. Sie versammelten sich an einem bestimmten Abende, lasen die „Leiden des jungen Werther" und sangen alle die Arien und Gesänge, zu welchen der traurige Vorfall Veranlassung gegeben hatte. Hierauf ging der Zug nach dem Kirchhofe. Jeder Theilnehmer trug ein Wachslicht, jeder war schwarz gekleidet und hatte einen schwarzen Flor vor dem Gesichte. Um Mitternacht kam der Zug auf dem Kirchhofe an, schloß einen Kreis um das Grab des Hingeschiedenen und sang das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen." Nach dessen Beendigung pries ein Anderer die Tugenden des Verstorbenen und sagte, daß ein freiwilliges Enden des Lebens aus Liebe, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen gewesen sei. Dann wurden Blumen auf das Grab gestreut und der Rückweg zur Stadt angetreten. Öftere Wiederholungen der Scene aber ließ der Magistrat nicht zu. Die Stätte des Grabes hat sich nur durch Tradition erhalten. Um so billiger ist der Wunsch, daß diese so viel und so oft besuchte Stelle, die in der Geschichte der deutschen Literatur Bedeutung erhalten hat, durch ein einfaches Zeichen von den alten Leuten, die sich ihrer noch mit Bestimmtheit erinnern, bemerklich gemacht werde. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 139. — 19. Mai 1839.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Fr. Arago. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl v. Remy. Drei Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 138.)

Über die gebohrten oder ſogenannten arteſiſchen Brunnen; über die arteſiſchen oder Springquellen. Wenn man unter gewiſſen örtlichen Verhältniſſen den Boden ſenkrecht bis zu einer hinreichenden Tiefe anbohrt, ſo erreicht man unterirdiſche Waſſervorräthe, welche dem ihnen durch den Bohrer bezeichneten Kanale entlang bis an die Oberfläche aufſteigen und ſogar nicht ſelten einen ergiebigen und hochgehenden Springbrunnen bilden. Ein ſolcher Brunnen wird ein arteſiſcher (von der franzöſiſchen Provinz Artois) genannt. Mancher unſerer Leſer mag dieſen Namen oft gehört oder ſelbſt einen arteſiſchen Brunnen geſehen haben, ohne zu wiſſen, auf welche Weiſe er entſteht. Der Verf. erklärt den Vorgang auf folgende Weiſe. Das Waſſer ſowol der gewöhnlichen als auch der arteſiſchen Brunnen, ſowie der Quellen, iſt kein anderes als das Regenwaſſer, welches durch die Poren oder Fugen des Bodens durchgeſickert und endlich auf eine undurchdringliche waſſerdichte Unterlage gelangt iſt. In den verſchiedenen Erdſchichten müſſen ſich die Regenwäſſer ausbreiten, und zwar in den abhängigen Theilen derſelben ſchon vermöge der eigenen Schwere der Flüſſigkeit, in der horizontalen Verzweigung dieſer Schichten aber vermöge des Druckes, welcher von der in dem anſteigenden Theile der Schicht befindlichen, noch nicht abgelaufenen Waſſermaſſe ausgeübt wird. In den ſtratificirten Gründen aber finden ſich unermeßliche unterirdiſche Waſſervorräthe, ja ſelbſt Vorräthe von fließendem Waſſer, wahre unterirdiſche Ströme, welche ziemlich ſchnell in den leeren Zwiſchenräumen gewiſſer undurchdringlicher Schichten circuliren. Die Art und Weiſe nun, wie dieſe unterirdiſchen Wäſſer dergeſtalt emporgetrieben werden, daß ſie noch über die Oberfläche des Bodens ſich erheben, erklärt der Verf. folgendermaßen. Wenn man Waſſer in eine in Form eines lateiniſchen U gebogene Röhre gießt, ſo wird ſich daſſelbe in beiden Armen der Röhre in gleiches Niveau ſetzen. Nehmen wir an, der linke Arm dieſer Röhre würde ſich nach oben in ein weites Waſſerbecken münden, welches ihn beſtändig gefüllt unterhalten könnte, der rechte Arm aber werde gegen unten zu abgeſchnitten, ſodaß nur ein kurzer ſenkrechter Stumpf übrig bleibe, und dieſer letztere ſei mit einem Hahne geſchloſſen. Sowie dieſer Hahn geöffnet wird, ſo wird das Waſſer von unten nach oben durch den Stumpf des rechten Armes einen Springbrunnen bilden, welcher ſich in der Luft zu der Höhe erheben wird, bis zu welcher das Waſſer geſtanden hätte, wenn dieſer Arm nicht abgeſchnitten worden wäre. Es wird um jenen Betrag in die Luft ſteigen, um welchen es beim Aufdrehen des Hahnes unter dem Nivrau des Waſſervorrathes ſtand, aus welchem der andere Arm fortwährend unterhalten wird. Vergegenwärtigt man ſich nun, wie die Regenwäſſer in gewiſſe Schichten der ſtratificirten Gründe eindringen, und faßt man dabei ins Auge, daß es nur an dem Abhange der Hügel oder an ihrem Gipfel iſt, wo dieſe Schichten nach einem Durchſchnitte zu Tage liegen; daß es an dieſen Stellen iſt, wo ſie ihr Waſſer aufnehmen können, daß dieſe Reception alſo immer auf Anhöhen ſtatt hat; bedenkt man ferner, daß dieſe waſſerleitenden Schichten, nachdem ſie ſich an den Seiten jener Hügel, durch deren Auftauchen ſie einſt zerriſſen wurden, herabgeſenkt haben, horizontal oder doch beinahe horizontal in die Ebene auslaufen; daß ſie öfter zwiſchen zwei undurchdringlichen Lehm- oder Felſenſchichten eingezwängt ſind, und man wird einſehen, daß es unterirdiſche Waſſervorräthe gibt, welche ſich natürlicherweiſe unter denſelben hydroſtatiſchen Bedingungen befinden, wovon uns die Röhren der gewöhnlichen Leitungen ein Bild im Kleinen geben. Ein in den Thalgründen durch die Sonde gebohrtes Loch, welches durch die obern Erdſchichten bis incluſive der obern der beiden waſſerdichten Schichten hinabreicht, zwiſchen welchen eine Waſſerlage enthalten iſt, wird daher den zweiten Arm der Uförmigen Röhre, oder, wenn man will, eines umgeſtürzten Hebers darſtellen. Die Flüſſigkeit wird ſich in dieſem gebohrten Loche zu der Höhe erheben, welche der damit communicirende Waſſervorrath an den Abhängen des Hügels einnimmt, wo ſie entſtanden iſt. Uns dünkt, dieſe Erklärung ſei nicht allein vollkommen klar, ſondern auch annehmbar.

Über den Wärmeſtand unſerer Erdkugel. Aus der Bewegung des Mondes wird der Beweis geführt, daß in 2000 Jahren die Temperatur des Erdkörpers im Allgemeinen ſich nicht um ein Zehntheil eines Grades geän-

dert hat. Auch die ursprüngliche Hitze der Erdkugel, deren Wirkungen in einer gewissen Tiefe noch so fühlbar sind, hat keinen wesentlichen Antheil an der gegenwärtigen Temperatur der Erdoberfläche.

Über den frostbringenden Mond. Nach den Behauptungen der Gärtner übt das Mondlicht in den Monaten April und Mai einen nachtheiligen Einfluß auf die jungen Triebe der Pflanzen aus. Sie versichern, die Beobachtung gemacht zu haben, daß des Nachts, bei heiterm Himmel die Blätter und Knospen, welche diesem Lichte ausgesetzt sind, brandig werden oder erfrieren, obwol sich das Thermometer im Freien einige Grade über dem Nullpunkte erhält. Bei bedecktem Himmel aber geschieht dies nicht. Der Verf. erklärt diese merkwürdige Erscheinung, die nach des Ref. Erfahrung auch den Landleuten in seiner Nähe nicht unbekannt ist, aus einer Beobachtung des Dr. Wells, zufolge deren die auf der Oberfläche der Erde befindlichen Gegenstände, das Eintreten einer schnellen Verdünstung ausgenommen, des Nachts manchmal eine von der sie umgebenden Atmosphäre verschiedene Temperatur annehmen. Wenn man kleine Quantitäten von Wolle, Eiderdunen u. s. w. der freien Luft aussetzt, so findet man häufig, daß deren Temperatur um 6, 7, selbst 8 Grade Celsius geringer ist als jene der streichenden Luft, welcher sie ausgesetzt sind. Mit den Pflanzen hat es dieselbe Bewandniß. Der Mond aber hat daran ganz und gar keinen Antheil.

Über den Thau. Man sollte meinen, eine so gewöhnliche Naturerscheinung wie die des Thaues müßte schon längst ihre Erklärung gefunden haben; allein dem ist nicht so. Einige haben angenommen, er steige aus der Erde auf, Andere, er komme von der Ausdünstung der Pflanzen u. s. w.; aber alle diese Erklärungen erschienen bei näherer Prüfung als nicht probehaltig. Die dabei concurrirenden Umstände sind aber ebenso interessant, als die hier von dem Verf. nach Wells gegebene Lösung dieses Problems. Ausgiebiger Thau fällt nur in ruhigen und heitern Nächten. Einige Spuren davon findet man auch bei bewölktem Himmel, wenn kein Wind streicht, oder bei dem Streichen des Windes, aber übrigens heiterer Nacht; jedoch wird sich niemals Thau bilden, wenn ein bedeckter Himmel mit einer windigen Nacht zusammentrifft. In dem Augenblicke, als sich der Himmel bewölkt, wird die Bildung des Thaues unterbrochen. Eine leise bewegte Luft begünstigt sein Entstehen vielmehr, als daß sie entgegenwirkt. In zwei gleich heitern und ruhigen Nächten kann ein sehr ungleicher Niederschlag des Thaues stattfinden; man wird starken Thau bemerken, wenn es kürzlich geregnet hat, sehr wenig Thau dagegen bei vorausgegangener mehrtägiger Trockenheit. Die Süd- und Westwinde, welche in Frankreich über das Meer kommen, begünstigen seine Bildung. In Ägypten im Gegentheile; mit seiner Lage im Süden des mittelländischen Meeres, trifft man beinahe keine Spur des Thaues, außer beim Streichen des Nordwindes. Der Thau fällt niemals in größerer Menge als in heitern Nächten, auf welche nebelige Morgen folgen; die Nebelbildung des Morgens weist darauf hin, daß die Atmosphäre vorhin schon mit Feuchtigkeit erfüllt war. Diejenigen Umstände, welche einen reichlichen Niederschlag des Thaues herbeiführen, vereinigen sich häufiger im Frühjahre und vorzüglich im Herbste als im Sommer. Der Thau entsteht nicht allein des Abends und Morgens; ein Körper befeuchtet sich in allen Stunden der Nacht, wenn nur der Himmel heiter ist. Allem Anscheine nach setzt sich an Orten, wohin die Sonne keinen Zutritt mehr hat, alsbald einiger Thau an, wenn die Temperatur zu sinken anfängt, d. h. nach 3 — 4 Uhr Nachmittags. Es ist wenigstens ausgemacht, daß das Gras an schattigen Orten schon lange vor dem Untergange der Sonne merklich feucht wird. Bei gleichen Umständen finden eine sparsamere Präcipitation des Thaues in der ersten Hälfte der Nacht statt als in der zweiten, obwol in diesem letztern Zeitpunkte die Luft bereits einen Theil ihrer Feuchtigkeit eingebüßt hat. Die Erscheinungen beim Niederschlage des Thaues auf einem festen polirten Körper, z. B. auf einer Glastafel, treffen völlig mit denjenigen zusammen, welche man beobachtet, wenn eine solche Platte dem Einwirken von heißen Wasserdämpfen ausgesetzt wird. Zuerst bedeckt sich die Oberfläche mit einer leichten und gleichförmigen Lage von Feuchtigkeit; sodann bilden sich unregelmäßige und abgeplattete Tropfen, welche zusammenfließen, sobald sie einen gewissen Umfang erlangt haben, und sodann in verschiedenen Richtungen rieseln. Polirte Metalle sind unter allen bekannten Körpern diejenigen, an welchen sich der Thau am wenigsten ansammelt. Diese Ungeeignetheit der Metalle, vom Thau überzogen zu werden, theilt sich auch andern Stoffen mit, welche auf ihrer Oberfläche aufliegen. Umgekehrt üben jene Stoffe, auf welchen Metalle aufliegen, einen Einfluß auf die Menge der Feuchtigkeit aus, welche diese letztern benetzt. Nicht alle Metalle haben eine gleiche Unempfänglichkeit für den Beschlag mit Thau. So findet man öfter das Platin, das Eisen, den Stahl und den Zink deutlich mit Feuchtigkeit überzogen, während Gold, Silber, Kupfer und Zinn in der gleichen Exposition sich völlig trocken erhalten. Alles, was überhaupt dahin wirkt, das Hereinsehen des freien Himmels gegen die Stelle, welche ein Körper einnimmt, zu beschränken, vermindert die Quantität des Thaues, welche letzterer ansetzen wird. Die Temperatur des thauenden Grases ist immer niedriger als jene der Luft. Daß aber die Kälte den Thau veranlaßt, beweist Wells daraus, daß 1) unter gewissen Umständen die festen Körper kälter werden als die Luft, ohne darum Feuchtigkeit anzusetzen; und daß 2) wenn Thau einfällt, die Kälte, welche ihn begleitet, beiweitem nicht mit der Quantität der abgelagerten Feuchtigkeit im Verhältnisse steht. Die Abkühlung der Massen geht also jederzeit dem Hervorkommen des Thaues voraus; aber in diesem Falle muß dessen Entstehung ganz auf dieselbe Art vor sich gehen wie der Beschlag mit Feuchtigkeit, welcher an den äußern Wänden eines Gefäßes stattfindet, welches mit Wasser, kälter als die Luft, gefüllt wird, d. h. sie kommt mit einer Naturerscheinung überein, wovon die Physiker be-

reits die vollständigste und befriedigendste Erklärung geliefert haben.

Temperatur der verschiedenen Thiergattungen. Die hier mitgetheilten Tabellen liefern folgende Resultate: 1) Die verschiedenen Menschenracen besitzen unter denselben Verhältnissen genau dieselbe natürliche Wärme, mögen sie sich ausschließend von Fleisch nähren, wie die Vaidas, oder ausschließend von Vegetabilien, wie die Buddhapriester, oder aber nach Art der Europäer von Nahrungsmitteln beiderlei Art leben. 2) Die Temperatur des Menschen erhöht sich etwas, wenn er aus einem kalten oder selbst gemäßigten Himmelsstriche in einen heißen versetzt wird. 3) Die Vögel sind diejenigen Thiere, welche die höchste Temperatur besitzen. Die Säugethiere nehmen den zweiten Rang ein; hierauf folgen die Amphibien, die Fische und gewisse Insekten; die letzte Classe begreift die Mollusken, die Crustaceen und die Würmer. Bemerkenswerth ist ferner, daß es eine beträchtliche Anzahl bewohnter Stellen unserer Erde gibt, wo sich das Thermometer, selbst im Schatten und gegen Norden gestellt, um einige Grade über die Temperatur des Blutes erhebt, woraus demnach das Unrichtige der Annahme folgt, daß der Mensch ersticken müsse, sobald er in eine Atmosphäre versetzt wird, welche wärmer ist als sein Körper.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

3. Vita di Caterina de' Medici, saggio storico di *Eugenio Alberi*. Florenz 1838.

Schon Capefigue hat das Andenken Katharina's von Medici von dem Flecken zu reinigen gesucht, der in Betreff der pariser Bluthochzeit bisher darauf haftete. Mit noch größerm Eifer und Erfolge hat dies der Verf. dieser Biographie unternommen, den die Benutzung vieler, zum Theil noch unbekannter Documente, die er im Archiv zu Florenz fand, in Stand setzte, über jene von dem Parteigeist der Schriftsteller nicht selten etwas entstellten Zeiten manches neue Licht zu verbreiten. Immerhin bleibt es ein gewagtes Unternehmen, die Rechtfertigung eines Hofes zu versuchen, der, wenn man die Zeiten eines Heinrich's II., Franz' II., Karl's IX. und Heinrich's III. berücksichtigt, an Verdorbenheit und Gewissenlosigkeit, an gänzlicher Unkenntniß oder brutaler Verhöhnung aller sittlichen Principien nur im Palatium der römischen Imperatoren seines Gleichen hat. Man muß in der Geschichte neben den Thatsachen und Documenten, neben den aus einzelnen Bücher- und Briefstellen gezogenen Folgerungen auch die Psychologie zu Hülfe nehmen: diese wird uns lehren, daß die Schlechtigkeit, die wir aus den Annalen der Menschengeschichte ausgemerzt wünschen, meist Folge eines gewissen Wahnsinns, einer Zerrüttung des Geistes war; aber ist sie deshalb zu rechtfertigen? Nero ist vertheidigt worden, aber die unparteiische Geschichte wird diese Vertheidigung nie gelten lassen. Karl IX., ihm nicht unähnlich, war nicht ohne Gutmüthigkeit, vielleicht der Einzige an seinem Hofe, der noch der Gewissensbisse empfänglich war; allein was heißt es, ihn von den Blutflecken der Bartholomäusnacht rein waschen zu wollen? was heißt es, einen König reinigen zu wollen, der einen Theil seiner in seinem königlichen Schutz und Frieden befindlichen Unterthanen durch Banden von Meuchelmördern hinwürgen ließ? Der nämliche Fall ist es mit Katharina. Sie ist der Messalina so ähnlich wie jener dem Nero; sie ist ein Weib, wie sie nur Italien scheint hervorbringen zu können; ein Weib, das vor keinem Schritte zurückbeben wird, wenn ihre Klugheit ihn billigt oder Umstände ihn zu erheischen scheinen. Sie suchte zwar das Gleichgewicht zwischen den beiden Parteien des damaligen Frankreichs zu vermitteln, aber nicht aus Menschlichkeit, nicht aus sittlichem Grundsatz, nicht aus weiblichem Mitgefühl an Menschenleiden, nicht um des Friedens und der Wohlfahrt des Landes willen, nicht aus einer höhern politischen Ansicht und Gesinnung, sondern lediglich um sich und ihrem Sohne die Herrschaft zu sichern; und war diese in Gefahr, von den Wogen des Parteikampfes hinweggerissen zu werden, konnte Mord von Einzelnen oder Hunderten sie stützen, konnte der gottloseste Verrath an einer eben noch geliebkosten Partei sie retten, dann griff sie ebenso leicht und ebenso bereitwillig zu Verbrechen wie zu Schmeicheleien, heuchlerischen Freundschaftsversicherungen und Verführungen. So war Katharina von Medici, und welche Mühe sich ihr italienischer Ritter, der von Parteilichkeit für seine Landsmännin nicht frei ist, auch gegeben hat, ihre Unschuld an den ungeheuern, während ihres 30jährigen einflußreichen Wirkens begangenen Verbrechen darzuthun, uns ist durch ihn das Räthsel nicht gelöst worden, wie sie bei reinen und guten Absichten, bei wahrer Freundschaft für die Häupter der Hugenotten und bei aufrichtiger Liebe zum Frieden zu der Ermordung des Admirals Coligny, nachdem sie ihm eben mit ihrem Sohne den freundschaftlichsten Besuch gemacht hatte, und zu den Greuelscenen in der bekannten Blutnacht ihre Einwilligung geben konnte? Vielleicht dürfte es dem Hrn. Eugenio Alberi nicht ganz gelingen, was er im Eingange des Buches für den Zweck desselben erklärt, „die Ehre der so lange mit Unrecht verwünschten Fürstin in der Meinung der Menschen wiederherzustellen". Wir wollen indeß aus seiner Darstellung einige zu ihren Gunsten sprechende Umstände anführen, wobei nothwendige Rücksicht auf Kürze uns jedoch keineswegs in dieselbe einzugehen und nichts als flüchtige Andeutungen erlaubt.

An dem Plane der Guisen, die bourbonischen Fürsten bei Gelegenheit der Zusammenberufung der Reichsstände 1560 nach Orleans zu locken und den Prinzen von Condé unter dem Vorwande des Hochverraths zum Tode verurtheilen zu lassen, seine mit ihm gekommenen Anhänger aber auf irgend eine andere Weise aus dem Wege zu räumen, erklärt der Biograph seine Heldin für unschuldig, aus dem Grunde, weil die Bourbons von der Herzogin von Montpensier, Katharina's vertrautester Freundin, auf das dringendste gebeten worden seien, nicht nach Orleans zu gehen, was gewiß nicht geschehen sein würde, wenn die alte Königin die Absichten der Guisen getheilt hätte. Er glaubt vielmehr, daß ihr dieselben in ihrer wahren Gestalt gar nicht bekannt gewesen seien.

Für die Duldung, welche sie den Protestanten in Frankreich zu gewähren gewillt war, führt er das Benehmen an, das sie nach dem Vertrage von Amboise (am 19. März 1563) gegen Philipp II. beobachtete. Die Einladung zu dem Congresse in Nancy, auf dem die katholischen Fürsten Europas sich darüber berathen sollten, wie die Ketzerei am leichtesten auszurotten wäre, und Frankreich zur Zurücknahme der den Hugenotten in dem genannten Vertrage zugestandenen Bewilligungen und Toleranzedicte vermocht werden sollte, wurde von ihr auf das entschiedenste abgelehnt; da sie aber später bedachte, sagt der Verf., daß, um die Absichten jenes Bundes zu vereiteln, Philipp umgestimmt werden müsse, so suchte sie eine persönliche Zusammenkunft mit ihm, begab sich, in der Hoffnung, ihn dort zu finden, nach Bayonne, traf hier aber statt seiner die Königin Isabella in Begleitung des Herzogs von Alba. „Diese in der redlichsten Absicht unternommene Reise", bemerkt der Verf., „ist es aber, welche Veranlassung zu dem Verdacht gegeben hat, daß auf jener Zusammenkunft der sieben Jahre später ausgeführte Mordanschlag gegen die Protestanten gefaßt worden sei." *)

*) Hier werden, wie in Allem, was er über die kluge Gleichge-

Für ihre Friedensliebe führt er nicht nur den am 8. Aug. 1570 zu St.-Germain abgeschlossenen Frieden, sondern auch den Umstand an, daß sie sich an die von Seiten des Papstes (Pius V.) und Philipp's II. dagegen erhobenen Einwürfe durchaus nicht kehrte, hauptsächlich aber, daß sie die Unterhandlungen wegen einer Verbindung ihres Sohnes (Karl's IX.) mit einer spanischen Prinzessin abbrach und für ihn um eine Tochter Kaiser Maximilian's II. warb, während sie zugleich den Herzog von Alençon der Königin Elisabeth von England zum Gemahl anbot. Die Krone ihrer Bestrebungen: die Erbitterung der Parteien in einer endlichen Aussöhnung aufzulösen, erblickt der Verf. jedoch in der Verheirathung ihrer dem Könige von Portugal versprochenen Tochter Margarethe mit dem Haupte der Hugenotten, dem jungen Könige von Navarra. In Betreff der Johanna d'Albret, der Mutter desselben, von der man glaubt, daß die Regentin sie während ihrer Anwesenheit in Paris habe vergiften lassen, versichert er auf das bestimmteste, daß sie den tödtlichen Keim der Schwindsucht mit an den Hof gebracht hatte und in Folge zu großer Anstrengung bei den Zurüstungen zu der Hochzeit ihres Sohnes von einem Fieber befallen wurde, das sie in fünf Tagen ins Grab brachte. Die hugenottischen Ärzte, welche mit ihr nach der Hauptstadt gekommen waren, sollen nach öffentlicher Besichtigung der Leiche erklärt haben, daß sie eines natürlichen Todes gestorben sei.

Die Schuld von Dem, was seit dem 22. Aug. 1572 geschah, an welchem Tage der Admiral Coligny von einem gewissen hierzu angestifteten Maurevel schwer verwundet wurde, nachdem — hierauf macht Alberi besonders aufmerksam — Karl IX. mit Coligny's Zustimmung und gegen die Umtriebe der Guisen ein Corps von 1200 Arkebusiren hatte in die Hauptstadt kommen lassen, schreibt der Verf. ganz allein der gegen die Protestanten wüthend erbitterten Bevölkerung von Paris und den Guisen zu. Die von den Guisen bearbeiteten Pariser waren nach ihm die einzigen Feinde, welche das damalige Glück der Hugenotten zu stören vermochten, und als nach beendigter Trauungsfeierlichkeit am 18. Aug. 1572 Heinrich und der Prinz von Condé der Messe nicht beiwohnten, verbreitete sich in der Stadt sogleich eine furchtbare Gährung und Wuth, die, von den Guisen sorgfältig geschürt, nur eines geringen Anlasses zum Ausbruch bedurfte. Die Verwundung des Admirals war gleichsam die Losung dazu: sie hatte die Wüthenden das Blut ihrer Feinde kosten gemacht. Doch hätten diese, nach der Meinung Alberi's, sich retten können, wenn sie kräftige Vertheidigungsmaßregeln ergriffen oder Paris verlassen hätten, wozu ihnen der König und die Königin Mutter allen Vorschub geleistet haben würden; allein sie ließen sich ohne Widerstand würgen.

Katharina wird von ihrem Biographen mit der Nothwendigkeit der Umstände entschuldigt. Die Häupter, von denen der Schlag ausging, zu vernichten, verhinderte sie die Volksgunst, deren dieselben genossen; sie war der Ereignisse nicht mehr mächtig, und die Gefahren, von denen Alle sie und ihre Söhne bedroht darstellten, entrissen ihr die Zustimmung zu dem Anschlage der Guisen, indem sie nichts weiter als die Prinzen (Heinrich und Condé) zu retten vermochte. Doch war sie in beiden Berathungen, welche sie am Tage vor der Mordnacht mit dem Herzog von Guise hielt, fortwährend unschlüssig, ob sie ihre Zustimmung nicht verweigern sollte; allein sie vermochte es nicht mehr und mußte der Nothwendigkeit gehorchen. Der König wohnte übrigens diesen Berathungen nicht bei. Als man ihn nachher mit dem Resultate derselben bekannt gemacht und er auf die dringenden Vorstellungen von Mutter und Ministern endlich in die Ausführung des Mordplans eingewilligt hatte, zeigte sich — bemerkt Alberi — die Pein, welche dies seinem Herzen verursachte, in der Äußerung: „Nun, so sei es; aber dann soll das Gemetzel auch so sein, daß Niemand übrig bleibe, um es mir dereinst vorwerfen zu können.“ Unmittelbar darauf fing dasselbe an. Ein schon von Capefigue mitgetheiltes Billet des Königs an den Herzog von Guise, „den Admiral zu schonen“, kam zu spät: dieser war nicht mehr.

(Der Beschluß folgt.)

Der Herzlose. Dem Englischen des Harrison Rankin nacherzählt von G. N. Bärmann. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1839. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Herr Bärmann, dem wir schon mehre Male als einem unerträglich steifen, ungelenken, wir möchten hinzufügen altväterischen Übersetzer begegneten, wenn die alten Übersetzungen nicht viel besser wären, verleugnet sich auch hier nicht, und es ist ganz unmöglich, oberflächliche Werke, deren Verdienst im Original nur in der Grazie und Leichtigkeit der Ausführung bestehen kann, nach den dicken Fäden dieser umgekehrten Tapete zu beurtheilen, ja, der Gang ihrer Geschichte wird durch den Uebersetzerunsinn unklar. Wir erschrecken schon jedes Mal im voraus, wenn wir das pedantisch anmaßende, völlig unrichtige „nacherzählt“ auf einem Titelblatte erblicken, was doch höchstens nur bei einer Bearbeitung an Ort und Stelle wäre. Diese schweren Anklagen zu beweisen, folgen ein paar Auszüge, im Zusammenhange so unverständlich wie hier:

„Gelübde und Schwüre sind zahllos und alltäglich wie der Sand, der einzelne Sandkörnchen enthält (!!); die Treue aber ist seltener, unbeschreiblich viel seltener denn ein Sandkörnchen und weit über allen Vergleich hinaus köstlicher als dieses.“

„Inzwischen nahm er Lord John's Gruß mit einer überheuchelten Unbefangenheit auf, die sich eine überaus gleichgültige und fast wunderliche Erwiderung zum Beistande hersuchte.“

„Die Mühle und die Hüttenwohnung des Pachters Ralph Jennings wurden die Beschauungspunkte der ganzen Umgegend, und wurden es zu großem Verdrusse gewisser verdienstvoller altrömischer Lagertrümmer und druidischer Anstrengungen in rauher Maurerkunst von noch ehrwürdigerm Verdienste.“

„Nicht zu solchen Zeiten dringen moralische und metaphysische Hypothesen in das Herz, um das Herz zu trösten; so also befaßte Constanze sich mit Untersuchung der Behauptung, daß Liebe sich auf Hochachtung gründen müsse. Und hätte sie sich auch damit befaßt und die Behauptung eingeräumt, so würde sie dadurch doch nicht des Herzens Trostlosigkeit gelindert haben. Immer noch hochachtete sie Molyneux ꝛc.“

Wir hoffen, unsere Leser wissen es uns Dank, daß wir dieses Buch für sie lasen. So viel wir nach solcher Übersetzung schließen konnten, ist es einer jener zahllosen englischen Gesellschaftsromane, die, weder ganz gut noch ganz schlecht, Vorhandenes aus einem sehr beschränkten Gesichtspunkte mit großer Breite abschreiben; doch neigt es sich der letzten Kategorie zu. Der Held, ein junger Tartuffe, wird am Ende für einige der Personen entlarvt und stirbt gewaltsam; das Schicksal der übrigen Figuren entbehrt alles eigentlichen Schlusses. 28.

Literarische Notiz.

Bei der Aufnahme, in welche die Holzschneidekunst immer mehr kommt, ist vielleicht die soeben erschienene Abhandlung eines Engländers, John Jackson's, über dieselbe: „A treatise on wood-engraving, historical and practical“, mit etwa 300 der schönsten Holzschnitte, Liebhabern und Ausübern dieser Kunst nicht unerwünscht, da es an theoretischen Darstellungen des praktischen Verfahrens bei derselben noch fehlt. Auch der historische Theil des Buchs ist ziemlich reichhaltig. 161.

---

wichtspolitik Katharina's sagt, die meisten Leser mit dem Verf. übereinstimmen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 140. — 20. Mai 1839.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Fr. Arago. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl v. Remy. Drei Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 139.)

Über Kometen im Allgemeinen, insbeſondere über den Kometen, welcher im Jahre 1832 erſchienen iſt, und über die letzte Erſcheinung des Halley'ſchen Kometen. Die Erſcheinung dieſer Abhandlung fällt in eine Zeit, wo ſich das große Publicum lebhaft für dieſen Gegenſtand intereſſirte und zum Theil über das Erſcheinen des Halley'ſchen Kometen und über ſein mögliches Zuſammentreffen mit der Erde große Beſorgniß hegte. Dieſe Furcht iſt nun freilich vorüber und damit auch zum Theil das Intereſſe verloren gegangen, welches das Publicum überhaupt an den Kometen nahm. Indeſſen kommen in dieſer Abhandlung ſo viele und wichtige, dieſen Gegenſtand betreffende Fragen zur Sprache und das Ganze iſt in einer ſo klaren und verſtändlichen Weiſe vorgetragen, daß auch der Nichtgelehrte darin mannichfaltige Befriedigung finden wird. Nur der erſte, rein aſtronomiſche Abſchnitt über Ellipſe und Parabel, über Beſchaffenheit der Kometenbahnen und deren Elemente, über die Mittel, ſich beim Erſcheinen eines Kometen zu überzeugen, ob derſelbe zum erſten Male ſich zeigt, oder ob er ſchon in früherer Zeit beobachtet wurde, über die Wirkung des Widerſtandes des Äthers auf den Lauf des Kometen u. ſ. w. dürfte Demjenigen, der mit dergleichen Gegenſtänden nicht ſchon etwas vertraut iſt, einigermaßen das Verſtändniß erſchweren.

Über mehre bisher unbeantwortete Fragen im Gebiete der Meteorologie, Hydrographie und Nautik. Die meiſten der hier niedergelegten Fragen waren urſprünglich für den Stab eines Schiffes (La Bonite) beſtimmt, welches Conſularagenten nach Chile, Peru und den philippiniſchen Inſeln zu führen hatte. Es ſchlug die Straße nach dem Cap Horn ein und kehrte über das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder zurück. Die Fragen beziehen ſich auf den gegenwärtigen Zuſtand der Erdkugel in Betreff der Temperatur; auf die erwärmende Kraft der Sonnenſtrahlen nach der verſchiedenen geographiſchen Lage einzelner Orte; auf die Wärmeſtrahlung in den Himmelsräumen; auf eine Anomalie, welche die in verſchiedenen Höhen genommene Temperatur der Atmoſphäre des Nachts bei heiterm Himmel darbietet; auf eine compendiöſe Methode zur Beſtimmung der mittlern Temperaturen in den Äquinoctialgegenden; auf Beobachtungen, welche über warme Quellen anzuſtellen ſind; auf die mittlere Barometerhöhe; auf den Einfluß der verſchiedenen Winde auf die Höhe des Barometers; auf die täglichen Barometeränderungen. Fernere Gegenſtände, welche dem Verf. zu Fragen Veranlaſſung gegeben haben, ſind: Regen, Regen bei völlig heiterm Himmel (in den Tropenländern regnet es zuweilen aus der reinſten Luft, bei dem ſchönſten Blau des Himmels; die Tropfen fallen nicht ſehr dicht, aber ſie übertreffen an Größe die dickſten Tropfen des Gewitterregens in unſern Klimaten), Magnetismus, leuchtende Meteore, Sternſchnuppen, Zodiacallicht, Nordlicht, Regenbogen, Höfe, Winde, Erſcheinungen des Meeres, Strömungen im Meere, Grasmeer, Temperatur der Strömungen, Temperatur des Meeres in großen Tiefen, Temperatur des hohen Meeresgrundes, Höhe der Wogen, Sichtbarkeit der Klippen, Waſſerhoſen, Depreſſion des Horizonts, Erhebung der Küſte von Chile, Erdbeben. Aus den Fragen ſelbſt ſpricht uns durchgehends der wiſſenſchaftliche Geiſt und die allſeitigen Kenntniſſe des Verf. an, und wenn ſie von den Offizieren der Bonite mit gleichem Geiſte aufgefaßt und die durch ſie veranlaßten Beobachtungen mit der erfoderlichen Schärfe und Umſicht angeſtellt worden ſind, ſo läßt ſich davon für die Wiſſenſchaft nicht geringe Ausbeute erwarten.

Über die Eisſchollen, welche die Flüſſe im Winter führen. Bei Seen, Teichen, überhaupt bei jeder ſtagnirenden Waſſerfläche geht das Frieren von außen nach innen vor ſich. Es iſt die oberſte Waſſerſchicht, welche zuerſt überfriert, und die Dicke der Eiſes nimmt von oben nach unten fortſchreitend zu. Bei fließenden Waſſern dagegen verhält ſich die Sache anders. Es entſtehen wirklich Eisſchollen im Grunde der Gewäſſer, Das, was man gemeinhin Grundeis nennt, obwol die Phyſiker dies, als widerſprechend den Geſetzen der Wärmeleitung, nicht zugeben wollten. Müller, Fiſcher und Schiffer behaupteten ſchon lange, daß die Eisſchollen, durch welche die Flüſſe im Winter geſperrt werden, vom Grunde kommen, und die gemeine Beobachtung hat auch hier wie in manchen andern wiſſenſchaftlichen Dingen den Gelehrten den Rang abgelaufen. Die vollſtändige Zuſam-

menstellung aller diesen Gegenstand betreffenden Beobachtungen sowie des Verf. Versuch zur Erklärung desselben verdienen alle Berücksichtigung.

Über das relative Alter der verschiedenen Gebirgsketten Europas. Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit den scharfsinnigen geologischen Untersuchungen Elie Beaumont's über das Emporheben der Gebirge. Nach ihm ist das System des Erzgebirges in Sachsen, der Cote d'or in Burgund und des Pilasgebirges in Forez unter allen Gebirgen, mit welchen er sich bisher beschäftigt hat, dasjenige, welches sich zuerst heraufgearbeitet hat. Das System der Pyrenäen und Apenninen, obwol ausgebreiteter und höher, datirt sich von einer viel jüngeren Epoche. Das System der westlichen Alpen, welchem der Stock des Montblanc angehört, hat sich lange Zeit nach den Pyrenäen emporgehoben. Endlich ein viertes Emporheben, jünger als alle drei genannten, hat den Centralalpen (dem Stocke des St.-Gotthardsberges), den Gebirgen Ventoux und Leberon bei Avignon und aller Wahrscheinlichkeit nach auch dem Himalaya in Asien und dem Atlas in Afrika die Entstehung gegeben. Kleinere Bodenerhöhungen fanden auch in unsern Tagen statt und werden von dem Verf. übersichtlich zusammengestellt.

Historische Notiz über die Volta'sche Säule. Wie sich oft große Entdeckungen aus kleinen Zufälligkeiten entwickeln, beweist insbesondere die Entdeckung der galvanischen Elektricität. Sie knüpfte sich an einen leichten Husten, von dem eine Dame zu Bologna 1790 befallen wurde, und an die Froschsuppe, welche der Arzt als Mittel dagegen verordnet hatte. Einige dieser Thiere, welche die Köchin der Signora Galvani bereits abgezogen hatte, lagen auf einem Brete, während in einiger Entfernung davon zufällig aus einer Elektrisirmaschine Funken gelockt wurden. Die Muskeln dieser Thiere, obschon vom herausschlagenden Funken nicht getroffen, äußerten in demselben Momente heftige Zusammenziehungen. Diese Erscheinung gab Galvani den ersten Impuls zu seinen mannichfaltigen Versuchen, leitete Volta auf die wichtige Erfindung der galvanischen Säule und wirkte gleichsam zeugend fort bis auf die neuesten Entdeckungen des Elektromagnetismus. Noch ist die Evolution nicht zu Ende, denn seit Arago diesen Aufsatz schrieb, ist bereits wieder eine neue bewundernswürdige Entdeckung in der Maschine des Professors v. Ettinghausen in Wien hinzugekommen.

Über den Hagel. Nach Volta's Theorie bestimmt die Verdünstung einer, ursprünglich auf was immer für eine Art entstandenen Wolke das Frieren eines Theils der flüssigen Atome, aus welchen sie besteht, und versetzt sie dadurch oftmals in einen negativ-elektrischen Zustand. Die aus dieser Verdünstung hervorgegangenen elastischen Dünste werden dadurch, daß sie bei ihrem Aufsteigen in kalte Luftschichten gelangen, von neuem zur Wolke, jedoch zu einer negativ-elektrischen Wolke. Zwischen diesen beiden mehr oder weniger voneinander abstehenden Wolkenschichten ist es, wo die ersten Keime des Hagels auf- und absteigen und sich allmälig mit Hüllen eines festen und durchsichtigen Eises überkleiden, bis endlich ihr Gewicht die elektrische Kraft überwindet, welche sie seither schwebend erhalten hat.

Über die künstliche Erzeugung des Eises in Bengalen. Ein ziemlich geebneter Grund von beiläufig vier Acker Landes ist in Vierecke von 1 — 1½ Meter im Gevierte eingetheilt, welche mit einem kleinen Erdrande von beiläufig 1 Decimeter Höhe eingefaßt sind. In diese Abtheilungen, welche mit gewöhnlichem Strohe oder mit getrocknetem Zuckerrohre bedeckt sind, stellt man irdene Schüsseln mit Wasser, so viel als deren Platz haben. Die Terrinen sind nicht glasirt, aber ihre innere Seite wird mit Fett eingelassen; sie sind sehr weit und flach; das Eis bildet sich an ihrer Oberfläche. Bisher hatte man vorausgesetzt, daß die Verdünstung bei diesem künstlichen Frieren die Hauptrolle spielen müsse; der Verf. beweist aber, daß es beinahe ganz allein die Wirkung der nächtlichen Wärmeausstrahlung ist.

Über den Nutzen der Matten, womit die Gärtner des Nachts die Pflanzen überdecken. Auch dieser Nutzen erklärt sich aus der nächtlichen Ausstrahlung. Ein Schirm von einer bestimmten Art schützt den Grund ganz gleichmäßig, in welcher Höhe über demselben er angebracht sein mag, vorausgesetzt, daß seine Ausdehnung mit der Entfernung in dem Maße zunimmt, daß er beständig eine gleich große Stelle des Himmels für den zu schützenden Grund verdeckt. Man muß jedoch alle Berührung vermeiden.

Wie der Schnee das tiefe Eindringen des Frostes in das Erdreich, welches er bedeckt, zu verhindern im Stande sei. Wenn die Oberfläche des Erdballs nackt zu Tage liegt, so verspürt sie unmittelbar die Einwirkung des Windes und die hierdurch hervorgebrachte innerliche Abkühlung kann beträchtlich sein. Ist sie im Gegentheile bedeckt, so wirkt die unmittelbare Abkühlung auf die Decke, und die Erdschichten nehmen hieran um so weniger Theil, je höher diese Decke und je geringer ihre Leitungsfähigkeit ist. Allein der Schnee ist als einer der schlechtesten leitenden Stoffe bekannt; er wird also, wenn er nur einigermaßen hoch liegt, dem Eindringen der Kälte aus der Atmosphäre in den bedeckten Grund ein fast unüberwindliches Hinderniß entgegenstellen. Dabei vertritt er auch noch die Stelle eines Schirmes und verhindert durch seine Gegenwart, daß der Grund, welchen er überdeckt, des Nachts bei heiterm Himmel durch Ausstrahlung eine um mehre Grade tiefere Temperatur erlange als jene der Luft.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 139.)

4. Enciclopedia storica, ovvero storia universale comparata e documentata. Opera originale italiana. Storia universale scritta da *Cesare Cantù*. Turin.

Der Franzose Villemain hat nicht ganz unwahr geäußert, daß jetzt, wo die Welt weit bekannter geworden sei, es kein Schrift-

steller so leicht mehr wagen werde, allein eine allgemeine Geschichte zu schreiben. Ungeachtet Diodor kein Muster ist, so besitzt doch die historische Literatur des neuern Europas nicht einmal ein Werk über allgemeine Geschichte wie seine leider zum größern Theile verloren gegangene „Bibliothek", und sehen wir die großen Compilationen, in denen die Weltgeschichte ethnographisch von verschiedenen Gelehrten dargestellt wurde, oder die weniger bändereichen und meistens flachen, von Einzelnen gefertigten allgemeinen Weltgeschichten, mit denen namentlich die deutsche Literatur sich jüngst bereichert hat und noch immer bereichert, sehen wir ferner, daß die eigentlich classische Historiographie sich der Bearbeitung von Specialgeschichten und einzelnen Zeiträumen zuwendet, dann möchten wir jenen Ausspruch Villemain's zu unterschreiben geneigt sein. Wenigstens fehlt es noch immer an einer allgemeinen Weltgeschichte, welche die an eine solche zu machenden Ansprüche nur einigermaßen befriedigte, und der Stoff ist seit Diodor so ungeheuer angeschwollen, aus der kleinen um das mittelländische und seine Nebenmeere gelagerten Welt sind zwei so große geworden, in denen zudem jeder Staat von Bedeutung ist, daß man daran verzweifeln darf, je eine solche zu erhalten. Allein wenn der Stoff größer geworden ist, so sind auch der Vorarbeiten und Hülfsmittel jetzt mehr, die ein Schriftsteller benutzen kann, und bei redlichem Fleiß dürfte das Werk immer noch möglich sein; hatte doch Lacépède bei seinen vielen andern Studien noch Zeit übrig, eine Geschichte von Europa zu schreiben, die man nach seinem Tode unter seinen Papieren fand! Wahrscheinlich von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, beschloß der Buchhändler Pomba, jene Lücke in der modernen historischen Literatur auszufüllen, und übertrug dem Hrn. Cantù die Ausführung seines Plans. So ist das hier angezeigte Werk entstanden. Befriedigt dasselbe aber die Erwartungen, welche man von einem solchen jetzt zu hegen berechtigt ist, das sich weder in wüste Compilation verlieren noch in flache Declamation herabsinken will? Hr. Cantù gibt sich zwar das Ansehen, als wäre er selbst in die Schachten der historischen Forschung hinabgestiegen und hätte aus ihnen das Metall für seine Werkstätte emporgeholt, er führt deshalb immer die Originalschriftsteller an, aber er schmückt sich leider mit fremden Federn und bemerkt dabei nicht einmal, daß, während sein Werk, wie der Titel verheißt, ein italienisches Originalwerk sein soll, das bunte vielfarbige und ungleichartige Gewand seines Styls allein schon hinreicht, ihn an vielen Stellen als bloßen Compilator oder Übersetzer Anderer darzustellen. So z. B. hat er den ganzen Abschnitt über die griechischen Colonien aus Heeren's „Handbuch der alten Geschichte", natürlich ohne diesen zu nennen, aufgenommen; und doch, wie paßt die kurze gedrängte Darstellung eines Handbuchs in eine ausführliche Geschichtserzählung? Solche Plagiate wären in großer Zahl anzuführen; es genüge jedoch, zu bemerken, daß sehr häufig auch eine genaue und geordnete Darstellung der Thatsachen vermißt wird, von der allein die wahre Kenntniß der Geschichte abhängt; das verwirrte achtzehnte Capitel des dritten Buchs, welches von Alexander handelt, vermag dies zu beweisen. Keinesfalls hat Hr. Cantù das im Eingange gegebene Versprechen, seine Erzählung solle aus den Quellenschriftstellern entnommen und der Art sein, daß sie das Leben der jedesmaligen Zeitepochen treu wiedergebe, nur im mindesten gehalten.

5. **Language and literature of Italy. By professor *Carlo Pepoli*.** London 1838.

Der Verf., früher Prof. in Bologna, jetzt wie so viele Andere wegen seines Strebens für die politische Reform Italiens verbannt, hat an der londoner Universität eine Anstellung als Lehrer der italienischen Sprache und Literatur erhalten und seinen „philologischen und philosophischen Cursus über die italienische Sprache und Literatur" mit einer Inauguralvorlesung eröffnet, die den Inhalt des hier angezeigten Schriftchens ausmacht. Sie kann ebenso wol als Einleitung in jenen wie als selbständiges Ganze angesehen werden, in dem man manche gesunde und selbst philosophische Ansicht über den Gegenstand finden wird. Da er in der Literatur den Abdruck des socialen Zustandes einer Nation sieht, so betrachtet er die Sprache und ihre Werke nur in der engsten Verbindung mit der Geschichte, zeigt, wie nothwendig es sei, um jene ableiten und ihre Denkmäler verstehen und würdigen zu können, zu den untersten Quellen von dieser herabzusteigen, und äußert sich dann über das Licht, welches Literatur, Sprache, Kunst und Geschichte aufeinanderwerfen, sowie über die Nothwendigkeit, sich mit allen diesen Zweigen bekannt machen zu müssen, um einen von ihnen wirklich zu kennen, auf folgende verständige Weise. „Denkmäler", bemerkt er, „sind das Siegel der Geschichte, und dies ist der Grund, warum wir nicht blos die geschriebene, sondern mit ebenso großer Sorgfalt die gemalte und gemeißelte erforschen müssen. Malerei, Architektur und Sculptur sind Geschichte, sind Poesie und die höchste Art der Literatur, und wir können in diese nicht eingeweiht werden, wenn wir das Schöne nicht in allen Formen kennen lernen, zu denen die Kunst es gebildet hat. Poetische Schilderungen und die Darstellungen des Pinsels vermögen auf unser Herz denselben Eindruck zu machen; und wenn dies von den schönen Künsten aller Nationen gilt, so kommt dazu in Betreff der Meister Italiens noch der Umstand, daß unter den Bildhauern, Malern und Dichtern dieses Landes ein solcher Geist brüderlicher Verwandtschaft herrscht, als wären ihre Seelen ineinander übergegangen. So scheinen Dante's Gedicht und Michel Angelo's jüngstes Gericht aus Einem Kopfe hervorgegangen, und Laura's von Petrarca besungene Reize finden wir in Rafael's weiblichen Figuren wieder. Ariosto's Einbildungskraft scheint mit der von Paul Veronese und Tintoretto zu stimmen, und Tasso's Geist, den man wegen reicher Phantasie, herrlicher Ausmalung des Einzelnen und Erhabenheit und Einfachheit des Styls mit Virgil und Homer verglichen, ein unwissender Kritiker aber wie Voltaire wegen der größern Einheit seines Epos und der philosophischern Durchführung der Charaktere (!!) noch über den Letztern gestellt hat*), wird von Leonardo da Vinci im heiligen Abendmahl ausgedrückt. Natürlich, da die Hauptgrundsätze der Kunst und Literatur einander gleich sind, so müssen auch ähnliche Resultate die Folge sein. Michel Angelo verdankte nach seinem eigenen Geständnisse dem Studium Dante's seine Fertigkeit in der Malerei, der Bildhauer- und Baukunst. Galilei versicherte, daß er durch Malerei für die Astronomie begeistert worden wäre, der nämliche Galilei, der in jener Kunst, in der Perspective und Musik so bewandert war, daß die erfahrensten Meister ihn hierin um Rath fragten: Cigoli sagt selbst, er habe Alles, was er in der Malerei wisse, von Galilei gelernt. Alfieri's dramatisches Genie wurde, nach seinem eigenen Geständniß, durch Musik geweckt, die er in Turin vernahm, und in Leonardo da Vinci durch Gesang und Musik die Liebe zu Philosophie und Malerei angefacht." Von diesen Ansichten ausgehend, verspricht der Verf. eine lebensvolle Zeichnung Italiens in allen seinen Zügen, indem er an den materiellen Schönheiten der Werke schöner Kunst nicht nur die Meister, welche sie schufen, sondern auch den localen und allgemeinen sittlichen Zustand der Gesellschaft, der auf sie einwirkte, kennen zu lehren und zu diesem Behufe zahlreiche Thatsachen, Belegstellen und Anekdoten anzuführen verheißt. Er hofft auf diese Weise den wechselseitigen Einfluß des Künstlers auf das Volk und des Volks auf den Künstler zu zeigen.

Die neuere italienische Literatur steht bei den übrigen Nationen Europas in keinem sonderlichen Ansehen; wir wollen hören, was der Prof. Pepoli zu ihrer Rechtfertigung äußert. „Ich kann nicht leugnen", sagt er, „daß sie keineswegs so reich ist, wie wol zu wünschen wäre, aber sie ist auch nicht so arm, wie man gewöhnlich behauptet, und die gemachten Vorwürfe

*) Voltaire, als Kritiker oberflächlich und unerhört unwissend, hat unter vielem Leichtfertigen nichts Albernetes geäußert als dieses Urtheil. Wer Tasso kennt, wird dies zugestehen. D. Red.

sind durchaus nicht alle gegründet. Auch in Italien hat der aufstrebende Geist sich von den Fesseln zu befreien gesucht, mit denen die politischen Verhältnisse ihn umwunden halten; aber die Censuranstalten, die der Despotismus allenthalben errichtet hat, lähmen ihn und erlauben ihm keinen Aufflug. Es gibt mit einem siebenfachen Imprimatur versehene Bücher und andere, die, im Herzogthume Modena gedruckt, mit dem Stempel der Policei wie des geistlichen Censors vorn und hinten versehen sind; und dennoch bedarf es, nach einem eigenen Gesetz, auch um ein solches Buch zu verleihen, noch einer besondern Erlaubniß der Regierung. Ja, es kommt sehr häufig vor, daß ein in dem einen Staate erlaubtes Buch fünf Meilen weiter streng verboten ist. Noch besitze ich ein lyrisches Drama, den Text zu den „Puritanern", den ich für meinen Freund Bellini schrieb. Das Libretto ist ins Französische, Deutsche, Englische und Spanische übersetzt und an verschiedenen Orten Europas sowie in Neuyork und Algier gedruckt worden, allenthalben ohne die geringste Verstümmelung oder Verunglimpfung des ursprünglichen Textes; nur in Italien, meinem Vaterlande, ist das unschuldige Büchelchen so verstümmelt, so entstellt, so übel zugerichtet worden, daß ich, der ich es geschrieben hatte, es unmöglich wiedererkennen konnte. Die heilige Inquisition, welche Geisteserzeugnisse unter ihrer Controle hält, oder vielmehr der unheilige Policeicommissair hatte selbst das Wort libertà (Freiheit) gestrichen und bald ilarità (Fröhlichkeit) bald lealtà (Unterthanentreue) an dessen Stelle gesetzt. Ja sogar das Wort patria (Vaterland) war aus jedem Verse entfernt worden, in welchem es vorkam. Diese und ähnliche Beispiele würden nur zum Gelächter dienen, wenn Einem das Blut nicht in die Wangen schösse bei dem Gedanken an den traurigen Zustand eines Landes, dessen Volk in seiner Getheiltheit nicht einmal das Wort Vaterland aussprechen darf."

In der That darf man sich nicht länger darüber wundern, wenn unter solchen Umständen die italienische Literatur hinter der aller übrigen Völker so weit zurückbleibt, und muß vielmehr darüber staunen, daß es überhaupt noch eine Literatur in jenem Lande, daß es dort noch Männer gibt, welche die Verfolgungen und Gewaltstreiche des Despotismus über sich ergehen lassen, um des innern, vom Himmel stammenden Berufs zum Schreiben sich zu entledigen. 145.

Literarische Notizen.

Wenn in Frankreich eine Biographie Napoleon's die andere drängt, so scheinen die Engländer ihnen in der Darstellung der Thaten ihres Wellington nicht nachstehen zu wollen. Die neuesten englischen Zeitschriften kündigen auf einmal (ohne Angabe des Verfassers) „A life of His Grace etc. the duke of Wellington" an, in zwölf monatlichen Lieferungen, mit Abbildungen, Kupfern, Karten und Schlachtplanen; ferner ein Leben des nämlichen Feldherrn mit vielen Stahlstichen und Holzschnitten, einer für neuere Geschichten immer unerlaßlicher werdenden Zugabe, von Maxwell, demselben Schriftsteller, der auch Verfasser der „Stories of Waterloo" ist; eine Geschichte der „Victories and conquests of the british army" und die Sammlung der Depeschen des Herzogs. Es ist seltsam, daß die Deutschen bei aller Schreibseligkeit und Übersetzungslust, mit der auch die oberflächlichste Darstellung des Lebens Napoleon's sogleich in ihre Sprache übertragen wird, ihren nationalsten Helden der neuesten Zeit, den Fürsten Blücher, die Seele des Volkskriegs, gewissermaßen vernachlässigen, indem uns noch immer eine gute Biographie und Würdigung dieses echt deutschen Charakters fehlt.

Auf Befehl König Wilhelm's IV., den jetzt die Königin von England auf das sorgfältigste ausführen läßt, wird eine Geschichte der britischen Armee: „Historical records of the british army; comprising the history of every regiment in her Majesty's service" gedruckt. Dieselbe enthält die Geschichte eines jeden Regiments von seiner Stiftung an, und es soll dadurch den einzelnen Individuen wie ganzen Corps für die Thaten, wodurch sie sich ausgezeichnet haben, eine gerechte Anerkennung werden, die auf die britischen Truppen eine gute Einwirkung hervorbringen muß. Ein Regiment ist ein geschlossenes Ganze, eine bewaffnete Corporation mit ihrem besondern Geiste, ihrem point d'honneur, ihren Traditionen, ihrem eigenthümlichen Leben und ihren eigenthümlichen Vorurtheilen; die Geschichte eines Regiments ist ein sicheres Mittel, um auf den Geist desselben einzuwirken.

Sir Harris Nicolas, Kanzler des St.-Michael und St.-Georgordens, hat der Königin eine „History of the orders of knighthood of the british empire and the medals, crosses and clasps" dedicirt.

Von Dr. Alexander Macaulay's nützlichem Volksbuch: „A Dictionary of medicine, designed for popular use, containing an account of diseases and their treatment, including those most frequent in warm climates; with directions for administering medicines, the regulation of diet and regimen and the management of the diseases of women and children" ist eine sechste Auflage erschienen. Kein Land ist reicher an praktisch-medicinischen, allgemein nützlichen Volksschriften als England. 161.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, **zugleich ein Supplement** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Zehntes Heft, **Franz** bis **Furlanetto.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Franz IV. Joseph Karl Ambrosius Stanislaus (Herzog von Modena) — **Franzén** (Franz Mich.) — **Frauenleben und Emancipation der Frauen** — **Freiesleben** (Joh. Karl — Karl Fried. Gottlieb) — **Freimaurerei** — **Freire** (Agustinho Jeje) — **Freizügigkeit** — **Fremdenlegion** — **Frescomalerei** — **Freudentheil** (Gottlieb Wilh.) — **Frey** (Max.) — **Freyberg** (Max. Prokop. Freih. v.) — **Freytag** (Georg Wilh. Fried.) — **Friedemann** (Fried. Traug.) — **Friedensgerichte** — **Friedländer** (Ludw. Herm.) — **Friedrich August** (König von Sachsen) — **Friedrich Wilhelm Konstantin** (Fürst zu Hohenzollern-Hechingen) — **Friedrich Wilhelm** (Kurprinz und Mitregent von Hessen) — **Friedrich Wilhelm** (Kronprinz von Preußen) — **Friedrich** Wilhelm Karl (Prinz der Niederlande) — **Fries** (Otias) — **Fritzsche** (Christ. Fried. — Karl Fried. Aug. — Franz Volkmar — Otto Fridolin) — **Froriep** (Ludw. Fried. v.) — **Frykell** (Anders) — **Fuchs** (Joh. Nepomuk) — **Funck** (Joh. Fried.) — **Furlanetto** (Giuseppe) — **Frankreich** (historische Übersicht).

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 141. — 21. Mai 1839.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Fr. Arago. Aus dem Französischen übersetzt von Karl v. Remy. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Über die Doppelsterne. Bekanntlich versteht man unter Doppelsternen Gruppen von zwei, drei, vier Sternen, welche einander außerordentlich angenähert erscheinen. Es gibt darunter einige, bei denen man, um sie zu trennen, der besten Fernröhre, der stärksten Vergrößerungen und einer Beschaffenheit der Atmosphäre bedarf, wie sie in unsern Klimaten sehr selten ist. Bei einer Prüfung von 120,000 verschiedenen Sternen, welche Struve vorgenommen hat, fanden sich mehr als 3000 Doppelsterne; im Durchschnitte muß also von 40 Sternen einer als doppelt angesehen werden. Die zwei getrennten Sterne, aus welchen die Doppelsterne bestehen, sind im Allgemeinen von sehr ungleicher Lichtstärke. Oft ist der stärkere von beiden röthlich oder gelblich; öfter noch bietet der zweite eine ausgesprochene grünliche oder bläuliche Färbung dar. Herschel der Ältere entdeckte zuerst, daß gewöhnlich die Sterne von ungleicher Größe, welche Gruppen bilden, nicht, wie man bis dahin geglaubt hatte, voneinander unabhängige Sterne seien, welche zufällig in zwei sehr zusammengerückte Gesichtslinien treffen; daß ihre Vereinigung in einem sehr eng begrenzten Raume nicht eine bloße Wirkung der Projection oder der Perspective sei; daß diese Sterne aneinander gebunden seien; daß sie wirkliche Systeme bilden; daß ihre gegenseitigen Stellungen unaufhörlich wechseln; daß endlich die kleinen Sterne die großen umkreisen, gerade so wie die Planeten Mars, Jupiter u. s. w. um die Sonne sich bewegen. Auch für die Doppelsterne gilt das Gesetz der Newton'schen Anziehung, und die Berechner ihrer Bahnen haben in ihrer Annahme nicht geirrt, daß bis an die letzten Grenzen der sichtbaren Welt eine Anziehungskraft bestehe, welche im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen wirkt. Die blaue oder grüne Färbung des kleinen Sterns ist nicht, wie man glauben könnte, die Folge einer bloßen Täuschung, einer Wirkung des Gegensatzes, sondern die Beobachtungen darüber haben es außer Zweifel gestellt, daß Blau die wirkliche Farbe gewisser Sterne ist. Bis hierher folgt man dem Verf. mit Leichtigkeit in der Darstellung dieses interessanten Gegenstandes; dagegen setzen andere Untersuchungen Vorkenntnisse in der Astronomie voraus, ohne die sie wol wenigen Lesern verständlich werden dürften, z. B. daß die Beobachtungen der binairen Gruppen, welche aus Sternen bestehen, die nicht zusammengehören, zur Bestimmung der Entfernung eines der beiden, diesen Gruppen angehörigen Sterne von der Erde führen können; daß die Beobachtungen der eigentlichen Doppelsterne eines Tages entweder zur Bestimmung der Entfernung dieser binairen Gruppen selbst, oder zur Feststellung einer Grenze, dies- und jenseits welcher sie nicht befindlich sein können, behülflich sein werden u. s. w.

Übt der Mond auf unsere Erde einen erkennbaren Einfluß aus? In Bezug auf den Einfluß, den dieses Gestirn auf den Regen hat, folgt der Verf. unserm wackern Landsmanne Schübler, dessen Beobachtungen zufolge allerdings ein solcher Einfluß stattfindet, und gegen den zweiten Octanten hin der Regen häufiger ist als in allen andern Epochen des Mondmonats, und die wenigsten Regenfälle zwischen dem letzten Viertel und dem vierten Octanten vorkommen. Ferner fand Toaldo, daß von 760 Regen 646 — und das zwar bei einer halben Stunde — entweder begannen, wenn unser Satellit im obern oder im untern Meridiane war, oder aber wenn er auf- oder unterging. Die Tafeln, welche Schübler nach 16jährigen Beobachtungen in Augsburg zusammengestellt hat, scheinen zu beweisen, daß in Deutschland die Süd- und Westwinde vom Neumonde bis zum zweiten Octanten immer mehr und mehr sich einstellen; daß das letzte Viertel die Epoche ist, wo sie am seltensten vorkommen, und daß endlich dann die Ost- und Nordwinde am allerhäufigsten wehen. Auch die Barometerbeobachtungen, welche Flaugergues zu Viviers anstellte, stimmen mit den Schübler'schen Resultaten überein. Daß die Perioden von 19 und von 9 Jahren, wie man annimmt, dieselbe Reihenfolge der atmosphärischen Erscheinungen herbeiführen, wird durch die Untersuchungen unsers Verf. nicht bestätigt. Voraussagungen, welche von einem gewissen Aussehen des Mondes, insbesondere von den Alten, entlehnt werden, z. B. daß, wenn am dritten Tage des Mondes die Hörner der Sichel rein auslaufen, der Himmel während des beginnenden Monats heiter sein werde, oder daß, wenn das obere Horn des zunehmenden Mondes des Abends bei

Untergang des Gestirns verdunkelt ist, Regen beim abnehmenden Monde kommen, ist es das untere Horn, der Regen vor dem Vollmonde, ist es das Mittel der Sichel, derselbe im Vollmonde selbst eintreten werde, oder wenn der Mond am vierten Tage keinen Schatten wirft, so könne man schlechtes Wetter erwarten: — alle diese Voraussagungen stehen mit der Theorie der behaupteten lunarischen Einflüsse in gar keiner Verbindung, die ganze Theorie ist aus einem Misgriffe entstanden, welchen man darin beging, daß man, was nur als Anzeichen gemeint war, beharrlich für die Ursache genommen hat. Ebenso wenig sind die im Volke umgehenden Meinungen stichhaltig, daß nämlich die Bäume bei abnehmendem Monde gefällt werden müssen, wenn man haltbares Holz von guter Qualität erzielen wolle, daß, wolle man Kohl oder Salat, der Samen gibt, gefüllte Blumen, Bäume, die frühreife Früchte bekommen, man bei abnehmendem Monde säen und pflanzen, oder wolle man Pflanzen und Bäume, die hoch treiben und mit Gewalt aufschießen, man bei zunehmendem Monde säen, pflanzen, impfen und beschneiden müsse u. s. w. Die Annahme, daß das Licht des Mondes die Gesichtsfarbe schwärze, erklärt der Verf. aus der Wirkung der Wärmeausstrahlung und der daraus folgenden beträchtlichen Verminderung der Temperatur. Wie aber dadurch eine dunklere Färbung der Oberhaut entstehen soll, begreifen wir um so weniger, als wenigstens bei den Thieren der nördlichen Zonen eher das Gegentheil durch die Einwirkung der Kälte zu erfolgen scheint. Um den Einfluß des Mondes auf die organische Natur und namentlich auch auf Krankheiten geradehin zu leugnen, dazu gehören beiweitem mehr Erfahrungen, als dem Verf. zu Gebote standen. Erfahrene Ärzte werden wenigstens nicht in Abrede stellen können, daß es einzelne Individuen gibt, bei denen ein solcher Einfluß merkbar ist.

Über die gegenwärtig noch in Thätigkeit befindlichen Vulkane. Europa zählt nur einen Vulkan auf dem Festlande und 11 auf den Inseln; Afrika keinen auf dem Festlande und 6 auf den Inseln; Amerika 58 auf dem Festlande und 3 auf den Inseln; Asien 8 auf dem Festlande und 24 auf den Inseln; Australien 52 auf den Inseln; in Summa also 163. Bemerkenswerth ist es, daß mit Ausnahme der zwei Vulkane im Innern Asiens, deren wirkliches Vorkommen übrigens noch zweifelhaft scheinen dürfte, unter allen übrigen nicht ein einziger angetroffen wird, welcher mehr als 50 Meilen vom Meere entfernt wäre. Der Verf. schließt daraus, daß das Wasser eine wesentliche Rolle bei den vulkanischen Eruptionen zu spielen haben müsse.

Über die Polarisation des Lichtes. Über die Interferenz des Lichtes. Über die Leuchtthürme. Unter diesen Aufsätzen interessirt besonders der letztere, in welchem von der sinnreichen Erfindung Fresnel's die Rede ist, die Lichtstärke durch mehre concentrische Dochte und durch Polyzonalglaslinsen zu vermehren. Sie übertrifft jene der besten Lampen mit doppeltem Luftzuge 25 Mal, und jede Linse sendet allmälig nach jedem Punkte des Horizontes eine Erleuchtung, welche dem vereinigten Lichte von 3 — 4000 Lampen mit doppeltem Luftzuge gleichkommt.

Über die zu Paris und an andern Orten des Erdballs beobachteten Extreme der Temperatur. Die Resultate dieser interessanten Zusammenstellungen sind kürzlich folgende. An keinem Orte auf der Erde und zu keiner Jahreszeit wird ein 2 — 3 Meter über den Boden gestelltes und vor allen zurückgeworfenen Strahlen geschütztes Thermometer 37° R. oder 46° C. erreichen. Auf der hohen See steigt die Temperatur der freien Luft, zu welcher Jahreszeit es auch sein mag, nie über 24° R. oder 30° C. Der höchste Kältegrad, den man auf der Erde mit einem im Freien aufgehängten Thermometer beobachtet hat, ist 40° R. oder 50° C. Die Temperatur der See steigt unter keiner Breite und zu keiner Jahreszeit höher als auf 24° R. oder 30° C.

Über die in verschiedenen Höhen über dem Boden fallende Regenmenge. Seit 1817 befinden sich an der königlichen Sternwarte zu Paris zwei vollkommen gleiche Recipienten, deren einer zu oberst auf dem Gebäude, der andere im Hofe angebracht ist, und mittels welcher man täglich die Menge des in 24 Stunden gefallenen Regens, nämlich die Höhe der Flüssigkeit bestimmt, in welcher man sie, abgesehen von der Einsaugung und Verdünstung, über dem Boden antreffen würde. Die Summe dieser einzelnen Ergebnisse gibt die jährliche Regenmenge. Obwol der Höhenunterschied dieser beiden Gefäße nur 27 Meter (beiläufig 86 Fuß) beträgt, sind die darin aufgefangenen Regenquantitäten doch niemals gleich; der untere Recipient enthält allezeit mehr als der obere.

Über die sonderbare Gestalt, welche der Schweif des im December 1823 entdeckten Kometen einige Tage hindurch angenommen hat. Neben seinem gewöhnlichen, der Sonne entgegengesetzten hatte dieser Komet noch einen andern diesem Gestirne zugekehrten Schweif, wodurch er beiläufig das Ansehen des großen Nebelfleckes in der Andromeda erhielt. In der Nähe desselben war dieser außerordentliche Schweif kaum sichtbar, der stärkste Glanz war in der Entfernung von 2° vom Kerne. In den ersten Tagen des Februars gewahrte man nur noch den der Sonne entgegengesetzten Schweif; der andere war verschwunden, oder doch so sehr geschwächt, daß mit den besten astronomischen Fernröhren bei dem reinsten Himmel keine Spur desselben zu erkennen war. 16.

Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Zugleich ein Wegweiser für Reisende. Von F. W. Dethmar. Essen, Bädeker. 1838. 8. 16 Gr.

Es ist, wir leugnen es nicht, einige Aufforderung vorhanden, an Holland zum Ritter zu werden. Land und Volk ist in jüngster Zeit vielfach verkleinert und gelästert worden; man hat beide selbst mit der Waffe des Lächerlichen anzugreifen nicht verschmäht, das Volk starrer egoistischer Bestrebungen beschuldigt; und doch hat das kleine, aber engverbundene Land in unsern Tagen der Haltlosigkeit und der Selbstsucht ein schönes

Schauspiel von Festigkeit, Treue und Hingebung für Ideen der Nationalität und der Ehre dargeboten. Dieser Aufforderung folgt der Verf. aus bestem Willen und nach allen seinen Kräften; es ist nur zu bedauern, daß diese Kräfte nicht weit reichen und daß sein Gesichtskreis den eines wohldenkenden Landpfarrers nicht überschreitet.

Der Verf. hat gute Freunde in Rotterdam und besucht diese auf einer Reise über Kleve, Nimwegen, Thiel, Workum, Gorkum (Gorichem) auf Waal und Maas und zurück über Delft. Diese kleine Reise wird in Briefen beschrieben, die den gemüthlichen Charakter des Mannes bekunden und nicht ohne einige wissenschaftliche Ausbeute sind. Sein Hauptgesichtspunkt bleibt die Widerlegung der gegen sein Lieblingsland herrschenden und durch Schnellpostreisende verbreiteten Vorurtheile, und er wird so zu einem umgekehrten Nicolai. Aus diesem Gesichtspunkt her kämpft er dann gegen den Vorwurf einer lästigen und übertriebenen Reinlichkeitsliebe, indem er ausführt, daß diese, z. B. das beständige Scheuern und Putzen, in einem feuchten Sumpfklima durchaus eine Nothwendigkeit sei, der man sich gar nicht entziehen könne; er zeigt, wie löblich die Schweigsamkeit des Holländers, wie reich seine Sprache, wie achtbar die Arbeitsamkeit eines Volks sei, dessen Geschäft ein beständiger Kampf gegen die Elemente sei, wie blühend das Land, wie väterlich die Regierung, wie lobenswürdig das häusliche Leben, wie ergötzlich die Kirmsen, wie fromm und achtbar die Hausfrauen, wie groß die Familienliebe bei den Holländern sei; kurz, er stellt uns Land und Volk von der heitersten Lichtseite dar. Wir haben gegen alles dies nichts zu erinnern, als daß es in diesem Glanzgemälde doch auch an Schattenseiten nicht fehlt. Zuerst ist die geistige Regsamkeit des Holländers doch allzu gering. Unsere Zeit verlangt von dem Einzelnen wie von den Völkern, daß sie auch aus sich herauszutreten wissen. Wir können nicht mehr wie die Griechen und die Phönizier blos Griechen und Phönizier sein. Die Zwecke unserer Zeit, die Aufgabe der Humanität zu fördern, ist es nöthig, daß die Völker Sympathien suchen und Antipathien bekämpfen, sie können und sollen sich nicht auf sich beschränken. Sodann mag der Materialismus der Regierung die schuldige Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst und Bedürfniß des Schönheitssinnes doch wol etwas zu sehr außer Acht lassen. Endlich haben auch die häuslichen Tugenden des Holländers ihre Schattenseite. Die fast übertriebene Liebe der Ältern gegen ihre Kinder gibt der enkomiastische Verf. selbst zu. Wir unsererseits kennen davon viele schlimme Beispiele. Besonders werden in Holland die Töchter geradehin verzogen, und wie zum Beweise, daß die Vernachlässigung der geistigen Bildung noch keine gute Hausfrau mache, sind die Holländerinnen, die wir in Deutschland antreffen, in der Regel schlechte Hausfrauen.

Der Verf. kommt dann auch auf den berüchtigten Rheinzollstreit zu sprechen und findet in seiner Weisheit, daß Holland ganz Recht habe, sich den geographischen Schnitzer zu Nutze zu machen, den die Unterzeichner des wiener Friedensschlusses, welche zwischen Rhein, Maas, Merwede und Waal nicht zu unterscheiden wußten, verschuldet haben. Bei aller Achtung vor der Loyalität der holländischen Regierung müssen wir indessen doch diese Rechtfertigung des Verf. etwas sonderbar finden. Hätte derselbe eine bessere Rechtsbildung genossen, so würde er nämlich wissen, daß ein materieller Irrthum Contracte auflöst, und er würde nicht meinen, daß die holländische Regierung in Recht sei, wenn sie auf diesen Tractat, dessen anderseitige Absicht klar vorliegt, besteht. Sie mag in dem Satz Recht haben, daß ihr im Innern ihres Gebiets die Abgabenerhebung auf *ihren* Flüssen zustehe, auf den wiener Tractat kann sie sich durchaus nicht stützen. Spricht dieser „vom Rhein bis *ans* Meer", so ist zu bedauern, daß er nicht deutlicher gesprochen und bis *ins* Meer gesagt hat; aber es bleibt ein Misbrauch seiner Stipulationen, wenn Holland seine Belastung der Maas- und Waalschiffahrt hierauf gründen will.

„An moralischer Kraft", sagt der Verf., „ist kein Volk mit dem Holländer zu vergleichen. Betrachtet man seine Wasserbauten und Schiffahrt, seine Wohnungen, seine Handelsunternehmungen, seine Ökonomie, seine Benutzung des Bodens, sein ernstes, geduldiges, praktisches Wesen, seine Moralität, die Kraft, mit der er sein Land den Elementen abtrotzt, so steht der Mann neben dem Kinde. Woher nahm der Holländer die Nothwendigkeiten zu diesen Dämmen und Kanälen, die sein Land vor dem Untergang sichern? Er holte die Steine, das Holz dazu aus Norwegen, aus Schweden, über das Weltmeer her!" Fürwahr, dies ist die bewundernswerthe Seite des holländischen Nationallebens; diese Einigkeit im Fleiß, diese nichts scheuende Anstrengung, dies Leben voll Mühe und Arbeit gilt dem beständigen Ruhm eines glücklichen Eroberungskrieges gleich.

Der Verf. schildert und bewundert Rotterdam. „Hier wäre ein Sumpf, ein Aufenthalt für Kröten und Frösche", sagt er zu sich selbst, „wäre die fleißige Menschenhand nicht unablässig beschäftigt, die Natur zu bewältigen." Die Schilderung eines holländischen Hauswesens, ein starker Ausfall gegen das Missionarienunwesen, eine holländische Kirmeß, das einzige Volksfest in diesem Lande des Fleißes und der Arbeit, und endlich eine Nachricht über den Handel von Delft machen den Beschluß dieses wohlgemeinten und bescheidenen Reiseberichts. 30.

Notizen.

Eugène Briffault, der geistreiche, gewandte, wenn auch oberflächliche Feuilletonist des „Temps", liefert in einem Artikel: „Paris cosmopolite", abermals einen Beweis, wie man in Frankreich immer noch gewohnt ist, Deutschland und sein Volk zur Zielscheibe der Ironie und des Witzes zu machen. „Auch Deutschland", heißt es dort, „findet ihr am Ufer der Seine, Deutschland mit seinen träumerischen Betrachtungen, seinem philosophischen Nachdenken, seiner ehrwürdigen Wohlbeleibtheit, seinem bleichen Haupthaar, seinem Tabacksrauch, seinen Bierkrügen und großen Gläsern. Wir haben auch in Paris vollkommen nebulöse Philosophen, schwermüthige und durchaus unverständliche Dichter, pedantische Kritiker, Gelehrte, welche tief sein wollen und doch nur Hohlköpfe sind, schwerfällige Componisten, viel mystische und unduldsame Frömmigkeit, Studenten und Schulen, Bierbrauereien und Trinker, Concerte und Musikanten, den Walzer und das Sauerkraut, welches unsere Köche choucroûte nennen. Fast alle unsere Schuhmacher sind Deutsche; Sonntags versammeln sie sich, betrinken sich und singen im Chor; der „Freischütz" ist bei uns populair; das deutsche Theater besucht uns zuweilen. Savoye, unser Mitarbeiter, hat durch seinen Lehrcursus, seine Schriften und vorzüglich durch sein bemerkenswerthes „Panorama de l'Allemagne" dahin gewirkt, beide Länder zu verbinden. Männer von Geist und Einsicht haben eine Brücke über den Rhein geschlagen, welche dauerhafter ist als die, welche die Eroberung erbaute und die Niederlage zertrümmerte." Wenn man auch gegen den Schluß dieser Tirade, die in dem Munde eines Franzosen doppelt anerkennenswerth ist, nichts einwenden kann, so finden wir doch hier alle jene zufälligen und oberflächlichen Sächelchen zusammengepackt, ohne welche ein Franzose sich Deutschland zu denken nicht im Stande ist und die schon zu hundert Malen wiederkäut worden sind: Träumerei, Pedanterie, Mystik, nebelhafte Philosophie, Bier, Trunkenheit, Chorgesang, Taback und Sauerkraut. Indeß muß man zugeben, daß wir noch immer unermüdlich fortfahren, in der Höhe und der Tiefe unsern spaßhaften Nachbarn durch unsern komischen Ernst und allerlei metaphysische und unpraktische Albernheiten reichlichen Stoff zur Persiflage und zum Spotte zu geben. Wir benehmen uns wie Kinder oder tölpelhaft wie Die, welche in den Flegeljahren stehen, und legen dabei unser Gesicht in ernsthafte Falten wie Greise.

Vor einiger Zeit fand in Paris eine interessante Feierlichkeit statt. Die polnischen Flüchtlinge hatten sich zur Einweihung einer polnischen Bibliothek versammelt, welche in der Centralstadt der französischen Civilisation gestiftet worden ist. Der Graf von Lasteyrie, die Herren Daniel de St.-Antoine, Harrison-Black und andere Fremde nahmen an der Festlichkeit Theil, welche von Niemcewicz präsidirt wurde. Der Vicepräsident hielt, wie gebräuchlich, auf das französische Gouvernement und die französische Nation eine Lobrede und ging dann zu einigen wichtigern Punkten, die von allgemeinerm Interesse sind, über. Man erfährt aus diesem Vortrage, daß die hauptsächlichsten Bibliotheken Rußlands aus polnischen entstanden sind. Die unermeßliche Bibliothek in Petersburg verdankt ihre Entstehung der Plünderung kurländischer und polnischer Bibliotheken. Peter I. entzog 1704 der Stadt Mitau 2500 Bände, welche der erste Kern der petersburger Bibliothek geworden sind. Katharina II. bemächtigte sich 1772 der Sammlung der Fürsten Radzivil, zu Nieswiecz, welche aus 17,000 Bänden bestand. Im J. 1795 wurde die öffentliche Zaluskische Bibliothek, von den Russen selbst auf 260,000 Bände und 11,000 Handschriften geschätzt, von Warschau nach Petersburg verpflanzt. Nach der Einnahme Warschaus, 1831, verlor die Universität zu Warschau 100,000 Bände, die philomatische Gesellschaft 20,000, die Bibliothek des Staatsraths 36,000, die des Fürsten Czartoryski zu Pulawy 15,000 Bände. Wenn man noch die Bücherschätze der aufgehobenen Klöster dazu rechnet, so hat man, ohne Übertreibung, ein Total von 700,000 Bänden, welche aus Polen nach Rußland verpflanzt worden sind. Interessant ist es zu wissen, daß Zaluski's Bibliothek, welche vor ihrer Wegnahme 400,000 Bände stark war, in Frankreich begonnen und unter ganz ähnlichen Umständen, wie die jetzt gegründete, eingeweiht wurde. Zaluski, Begleiter des Königs von Polen und Herzogs von Lothringen, Stanislaus, bildete aus den Erfolgen der französischen Gastlichkeit den ersten Kern zu jener immensen Bibliothek, die er später seinem Vaterlande zum Geschenk machte. Unter Denen, welche die gegenwärtige Bibliothek unterstützt haben, wird besonders der Buchhändler Dufart in Paris genannt, welcher sich beeilte, der neuen polnischen Bibliothek 180 Bände zu schenken, und ein Ungenannter, welcher für die Kosten des Locals 500 Francs hergab.

Angekündigt wird: „Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, executé en 1837 sous la direction de M. *Anatole de Demidoff*. Par MM. *de Sainson*, *Le Play*, *Huot*, *Léveillé*, *Raffet*, *Rousseau*, *de Nordmann* et *du Ponceau*." Die Geschichte der Reise, von Demidoff selbst, von de Sainson und du Ponceau bearbeitet, erscheint in einem Bande in Großoctav, mit neuen, ausdrücklich dazu gegossenen Lettern gedruckt, mit 65 Stichen von Raffet geziert, und in 24 Lieferungen, jede zu 24 Seiten. (Preis jeder Lieferung 50 Cent. in Paris, 65 Cent. in den Departements.) Die wissenschaftlichen Beobachtungen, von den Herren Gaubert, Le Play, Léveillé, Huot, Rousseau und von Nordmann, umfassen drei Bände, welche mit 11 phrenologischen und 80 naturhistorischen Platten, die mit der größten Sorgfalt gezeichnet sind, ausgestattet sein werden und in 17 Lieferungen erscheinen, jede zu dem Preise von 15 Francs. Das Werk erscheint zu Paris bei Bourdin und Comp. und ist dem Kaiser von Rußland zugeeignet.

In Paris erschrint unter dem Titel eines „Livre d'honneur des cent villes" ein Verzeichniß der Namen und Erfolge aller Zöglinge, welche in Paris, in den königlichen und den hundert besten Communallehranstalten Frankreichs gebildet werden. Dieses „Annuaire d'émulation", wie es genannt wird, verdankt seine Entstehung dem Professor J. de Maney. Mehr als 10,000 Zöglinge sind bereits eingeschrieben. Dieser schöne Band ist mit 15 Portraits geschmückt und mit Notizen und Abhandlungen von dem Grafen Molé, Villemain, V. Cousin, Salvandy, Billaudet u. s. w. begleitet. Man rechnet auf einen starken Absatz in den gebildeten Familien Frankreichs, deren Söhne in diese Ehrenlisten eingeschrieben sind. Nur die Namen der gekrönten oder sonst ausgezeichneten Zöglinge werden darin aufgenommen.

Malte-Brun hatte sich oft beklagt, daß die politische Erdbeschreibung in Frankreich vom Unterrichte ausgeschlossen sei. Gegenwärtig hat Hr. Victor Duruy, Professor am königl. Collegium Heinrich's IV., angefangen, diese Lücke mit zwei kleinen Bänden auszufüllen. Es sind die „Cahiers de géographie historique", die er herausgibt, und von denen das erste Heft Rom, das zweite dem Mittelalter gewidmet ist; das dritte wird Frankreich behandeln. Man rühmt das Werk der Einsicht und der Gelehrsamkeit wegen, womit es gearbeitet ist, und verspricht ihm auch außer der Schulsphäre einen glücklichen Erfolg. 108.

Bibliographie.

Anekdoten von Friedrich dem Großen. Aus authentischen Quellen gesammelt von F. Meyer. Mit Bildern. 1stes und 2tes Heft. 8. Quedlinburg, Basse. 16 Gr.

Arends, F., Schilderung des Mississippithales, oder des Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gr. 8. Hamburg, Herold. 2 Thlr. 16 Gr.

Bone, H., Legenden. 8. Köln, Renard. 1 Thlr.

Bürger, J. G. A., Nachrichten über die Blockade und Belagerung der Elb- und Landesfestung Torgau im J. 1813. 8. Torgau, Wiembrack. 14 Gr.

Deutschland und Rußland. Gr. 8. Manheim, Hoff. 1 Thlr. 8 Gr.

Gudrun. Nordseesage. Nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von Sam-Marte. Gr. 8. Berlin, Mittler. 1 Thlr. 8 Gr.

Hauff, W., Mittheilungen aus den Memoiren des Satans, fortgesetzt von H. v. Canitz. 4tes Bändchen. Gr. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr.

Homer's Odyssee. Aus dem Griechischen in Stanzen übersetzt und erläutert. Für Schule und Haus. Von W. K. F. Rinne. 8. Leipzig, Wunder. 1 Thlr.

Koenig, H., William's Dichten und Trachten. Ein Roman. 2 Theile. Gr. 8. Hanau, König. 4 Thlr.

König Og und seine Abkommen. Ein Schwärmer. Von *Verba*, praetereaque nihil. 2 Bändchen. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr. 20 Gr.

Lewald, A., Der Divan. Eine Sammlung von Novellen, Genrebildern und Memoiren. 3 Bändchen. 8. Stuttgart, Scheible. 3 Thlr. 4 Gr.

Schefer, L., Kleine Romane. 5ter Theil. Das Volk ohne Magen. Die Prinzeninseln. Winkelmann. Martaban. 16. Bunzlau, Appun. 1 Thlr.

Schrader, L. W., Die Sage von den Hexen des Brockens. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Staiger, F. X. C., Über die Hauptmittel zur Gründung besserer Zeiten. 2te Ausgabe. 8. Heidelberg, Mohr. 1 Thlr. 4 Gr.

Über die heutige bildende Kunst und die verschiedenen Kunststufen und Gattungen der Malerei. Von einem berliner Kunstfreunde. 8. Leipzig, Wunder. 12 Gr.

Die Verschwornen, oder die Ruinen der Rothenburg. Ritter- und Räubergeschichte aus der Vorzeit. 3 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 3 Thlr. 4 Gr.

West, Th., Friedrich der Große. 1stes Heft. Schmal 4. Berlin, Bade. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1839.

Peter Lerour,
Reſtaurator der franzöſiſchen Philoſophie.

Wer iſt Peter Lerour, und was hat er geſchrieben? fragen manche deutſche Leſer; und wenn wir antworten: Lerour iſt vielleicht der größte Philoſoph, der ſpeculativſte Geiſt, welcher ſeit Malebranche in Frankreich lebt, ſo wird die Frage: Welche Bücher hat er geſchrieben, wo hat er ſein Syſtem entwickelt, von welcher Schule iſt er, und was iſt ſein Zweck? vielleicht ſchon mit einiger Theilnahme wiederholt werden. Ich hoffe dieſe Fragen zu beantworten, zuerſt laßt mich von ſeiner Perſon ein Wort ſagen.

Peter Lerour, heute der Hauptredacteur der „Encyclopédie nouvelle“ *), im J. 1830 Hauptredacteur des „Globe“, iſt zu ſeiner heutigen literariſchen Wirkſamkeit auf einem ſehr eigenthümlichen Wege gelangt. Gebürtig iſt er aus Paris. Er war Buchdrucker und arbeitete einige Jahre in der Provinz; als ſolcher kam er nicht lange vor der Revolution nach Paris zurück und arbeitete in der Officin, wo der „Globe“ gedruckt wurde. Aus dem Drucker wurde ein Mitarbeiter; im „Globe“ erſchienen die erſten Aufſätze von Lerour, welche den ungemeinen Geiſt verriethen. Er hatte in der Stille in dem Schachte der Philoſophie aller Zeitalter gegraben und ſich an der Tradition der Menſchheit, den Faden der Philoſophie in der Hand, genährt und gekräftigt; das glücklichſte Gedächtniß bewahrte eine bei dieſem Geſchäfte aufgeſammelte ſeltene Erudition, welche immer bei der Hand iſt. Saint-Simon hatte ihn begeiſtert, er ward einer ſeiner glühendſten Anhänger; doch als die Spaltung unter den Saint-Simoniſten ausbrach und das unphiloſophiſche Streben Enfantin's Denjenigen, welche nur Glieder einer philoſophiſchen oder religiöſen Schule ſein wollten, die Augen öffnete, ſagte Lerour zwar nicht von Saint-Simon, aber vom Saint-Simonismus ſich los. Denn es hatte ſich unterdeſſen eine eigenthümliche und ſyſtematiſche Weltanſchauung in ihm gebildet, welche er in der „Revue encyclopédique“ theils polemiſch, theils dogmatiſch zu entwickeln anfing. Als dieſe Revue einging, unternahm Lerour vor jetzt fünf Jahren die „Encyclopédie nouvelle“ in Verbindung mit J. Reynaud, und unterſtützt von einer Menge pariſer Gelehrten und Schriftſteller, welche noch im Werden iſt, ein Unternehmen, welches, von anderweitigen Rückſichten abgeſehen, dadurch von vielen ähnlichen Unternehmungen in Europa ſich unterſcheidet, daß eine originelle, ſyſtematiſch durchgearbeitete, mit Bewußtſein ihres Zieles ausgeſprochene Weltanſicht, eine ſociale und religiöſe Regeneration des franzöſiſchen Volkes anſtrebt. Dieſe Weltanſicht, das iſt eben die Speculation Peter Lerour's, welcher die Philoſophie, Theologie und Kirchengeſchichte für dieſe Encyklopädie ſchreibt. Dieſe Philoſophie und dieſe ganze intellectuelle Richtung iſt von Allem, was man ſich unter uns von franzöſiſcher, im Gegenſatze zu deutſcher Philoſophie vorzuſtellen gewohnt iſt, ſo verſchieden, iſt aber auch von der deutſchen Philoſophie ſo unabhängig und zugleich ſo ſehr zum Maßſtab der Beurtheilung der nächſten Entwickelungen Frankreichs geeignet, daß ſie die Aufmerkſamkeit aller Denkenden in Deutſchland verdient. Mehr als die Aufmerkſamkeit darauf lenken, kann ich nicht wollen. Der Umſtand, daß Lerour ſein Syſtem nicht in ausführlicher, gegliederter Darſtellung vorgelegt hat, ſondern es in einer Menge einzelner Artikel ſeiner Encyklopädie zerſtreut, welche überdies lange nicht vollſtändig ſind (das Ganze iſt noch über den Buchſtaben E nicht hinausgekommen), macht es ſchwer, es ganz zu überſehen; die leitenden Ideen aber und das Originelle davon bricht in jeder Zeile durch. Lerour gehört weder der Univerſität noch dem Inſtitute an, er iſt homme de lettres und lebt in Zurückgezogenheit auf dem Lande, in Chantilly bei Paris, wohin er nur von Zeit zu Zeit in ſeinen Geſchäften kommt; er iſt verheirathet und hat eine zahlreiche Familie, welche er durch ſeine Feder, wie ich höre, ſehr ſparſam ernährt; eine Anſtellung, die man ihm angeboten hat, ſoll er ausgeſchlagen haben. Es iſt ein Mann von Herz, rechtſchaffen, einfach und beſcheiden im Weſen, überſprudelnd von Geiſt und ſeltenem Wiſſen in ſeiner Unterhaltung, und der gefährlichſte Feind aller, vielfach in Frankreich jetzt wuchernder Heuchelei. Seine Abhandlungen (ſo müſſen ſeine oft bogenlangen Artikel in der „Encyclopédie nouvelle“ genannt werden) ſind nicht gemacht, von den Beſuchern der Leſecabinete genoſſen und ſtudirt zu werden; ſie richten ſich an den kleinen Kreis Derjenigen, welche, politiſche Richtungen bei Seite gelaſſen, es lieben, in den Gedanken ſeiner ſelbſt wegen ſich zu verſenken, und es mit dem Gedanken, mit ſich und der Menſchheit ernſt meinen. Solcher ſind überall wenig, vielleicht nirgend weniger als in der Hauptſtadt Frankreichs und zumal in dieſen Augenblicken. Dieſe Wenigen aber verfolgen die Entwickelungen Lerour's mit ſteigender Theilnahme und hier und da hat ſelbſt ein Journal ſeinen Namen auszuſprechen gewagt. Ich kenne keinen neuern philoſophiſchen Schriftſteller der Franzoſen, welcher mit der Klarheit und Präciſion des Styls eine ſolcher Klarheit, Sicherheit und Beſtimmtheit des Gedankens verbindet; hier iſt einmal ein Schriftſteller, dem das Schreiben nicht ein Mittel iſt, ſich vom Publicum bewundern zu laſſen, ſondern der ſich an ſein Object aufgibt, oder auch, der ſich das Object ganz aſſimilirt; es iſt nichtsdeſtoweniger der Menſch, der ganze Menſch, den Ihr überall vernehmt, ein Menſch, der ſich ganz gibt, wie er iſt. Nehmt ihn, bei welcher Frage Ihr wollt, er ſteht Euch ganz und offen Rede. Daher iſt ſeine Polemik ein tödtlicher Schlag für Diejenigen, deren Lehre und Schule er bekämpfen muß, um ſeinen Überzeugungen Bahn zu brechen. Von der Höhe ſeiner Metaphyſik iſt es ihm zunächſt darum zu thun, die jetzige Schulphiloſophie der franzöſiſchen Univerſität, die zuſammengeflickten Lappen des Eklekticismus, die Seichtigkeit und die Paralogismen der empiriſchen Pſychologie, welche gegenwärtig in den franzöſiſchen Collegien für Philoſophie gilt, in ihrer ganzen Armuth

*) Encyclopédie nouvelle, ou dictionnaire philosophique, scientifique, littéraire et industriel offrant le tableau des connaissances humaines au dix-neuvième siècle, par une société de savants et de littérateurs publiée sous la direction de MM. *P. Leroux* et *J. Reynaud*. Paris 1834.

und Blöße aufzudecken und tiefgeschöpfte metaphysische Begriffe und Formeln an ihre Stelle zu setzen. Die Repräsentanten derselben sind, wie bekannt, hier Cousin und Jouffroy; gegen diese Beiden ist Lerour's Polemik unmittelbar gerichtet, vorzüglich gegen den Erstern, wo sie, wie er erklärt, nothgedrungen persönlich wird. Diese persönliche Seite geht die Wissenschaft nur indirect an, wir lassen sie hier nur nebenher gehen. Der Kampf selbst ist an und für sich ein Moment in der Entwickelung der französischen Philosophie und mittelbar der Philosophie überhaupt. Eine ganz andere Bedeutung hat es, wenn ein Philosoph und seine Schule mitten in seiner Nation, seinem Lande, von Einem, der seine Sprache spricht, angefochten wird, als wenn man ihn außerhalb der Grenze des Landes kritisirt. Die Geschichte der neuern deutschen Philosophie ist, glaube ich, der beste Beleg dieses Satzes; nur durch den innern, fortwährenden, lebendigen Kampf der Schulen und ihrer Häupter hat sie eine Stufe errungen, von welcher sie eben dadurch welthistorisch und allgemein wichtig wird, daß sie eine nationale Philosophie ist; ob Engländer, Schotten, Franzosen, Italiener uns beifallen oder bekämpfen, fördert und hindert uns wenig; ihre Kritik schlägt in unsere Philosophie selbst nicht ein. Gleichermaßen haben wir zwar von unserm Standpunkte aus über die heutigen französischen Philosophen und ihre Philosophie Urtheile laut werden lassen, die jene vielleicht annehmen, oder dagegen protestiren, von denen sie und das gesellschaftliche Ganze, dem diese Philosophen mit ihrem Streben angehören, jedoch wenig gefördert werden. Die wahre, die positive Kritik der französischen Philosophie muß daher von Frankreich selbst ausgehen. Ob Frankreich zur philosophischen Arbeit berufen, ob es auf dem Wege zu einer Nationalphilosophie, auf der Höhe moderner Speculation sei, wird ein französischer Philosoph, wenn er sich als solchen legitimirt, besser als wir aussprechen; als solchen gibt sich nun Peter Lerour. In seinen lebensvollen Diatriben gegen den Eklekticismus und die empirische Psychologie, welche sich heute auf den Thron der Philosophie setzen will, wird sich aber auch Mancher unter uns getroffen fühlen.

Ich wähle statt der Einleitung eine Stelle aus dem Artikel „Conscience" (Thl. 3), es sind ebenso viel Gedanken als Sätze, und in jedem derselben hört man den neuen Geist rauschen. „Ich habe es schon gesagt", heißt es hier, „es wird einst als der Ausgangspunkt des Verfalls, in welchen zu unserer Zeit die Philosophie gerathen ist, bemerkt werden, daß man sich hat einbilden können, die directe und simultane Beobachtung (der Physiker) auf die Phänomene des Lebens in dem Ich anzuwenden. Man wird alsdann sagen: das Gefühl des moralischen und intellectuellen Lebens mußte durch den Fortschritt der Naturwissenschaften bei den Männern des Anfangs des 19. Jahrhunderts auf sonderbare Art erstickt worden sein, auf daß ein verdienstvoller Philosoph (Jouffroy ist gemeint) sich einbildete, die moralischen Phänomene von den andern Thatsachen des menschlichen Bewußtseins psychologisch zu unterscheiden, anstatt die Einheit aller Thatsachen dieses Bewußtseins ohne Ausnahme zu zeigen; auf daß ein Metaphysiker sich berechtigt glaubte, die scheinbare Gewißheit der Naturwissenschaften, die Sensation, zu beneiden, anstatt den Physikern zu zeigen, daß ihre Sensationen und ihre Entdeckungen nur die Realität des geistigen Lebens proclamiren helfen; kurz, daß derselbe Metaphysiker in dem Experimentalismus, auf die innere Natur angewandt, Stunden gegeben habe, als wenn die innere Natur zugleich und mit einem Schlage leben und sich leben sehen könnte. Diese letzte Idee wird, ich fürchte es, so bizarr erscheinen, als, ich nehme an, die Idee von Schauspielern wäre, welche das Gelüst ergriffe, mitten in einem Stücke sich selbst alle zusammen spielen zu sehen: auf einmal lassen sie die Bühne im Stich, gehen in die Logen, ins Parterre; sie blicken hin, sie horchen auf; aber sie sehen und hören nichts; das Stück ist verschwunden, die Bühne ist verlassen. So, o Psycholog, der Sie sich einbildeten, die directe und simultane Beobachtung in die Thatsachen des innern Lebens hineinzutragen; Sie schaffen zuerst das Nichts, und nachher nimmt Sie Wunder, wenn sich vor Ihrem Fernglase nichts zeigt!"

„Die Psychologie, wie man sie definirt, und wie man sie heute in unsern Schulen lehrt, wird also in den Augen der Nachwelt kein anderes Verdienst haben, als einen Beitrag zu unserer moralischen Traurigkeit mehr zu liefern. Es ist eine Art von Spleen, eine Varietät von Spleen; es ist ein Spleen, wie der von Werther, von Obermann, von René, von Adolphe, von Joseph Delorme, von Lélia. Der Psycholog ist der Zeitgenosse aller dieser Unglücklichen, er ist ihr Philosoph; er hat Glauben an nichts, er glaubt nichts, bejaht nichts; er beobachtet sich; sie auch beobachten sich und sterben. Seine Lehre ist wie ihre Poesie, sie enthält stillschweigend die Negation des Lebens und den Selbstmord."

„Es ist der Bruch mit der Tradition der Menschheit, welche diese große Zerrüttung erzeugte, diese Art Stillstand des Lebens, welche sich heute in der Kunst wie in der Philosophie offenbart. Das Leben verfolgt sich und nährt sich von sich selbst; es wird nicht in einem gegebenen Augenblicke geboren; es wird geboren, weil es schon geboren war; es ist, weil es gewesen ist. Es ist ein Act, und dieser Act wird das Vehikel eines neuen Actes. So entwickelt sich das Leben; auf diese Weise erkennt es und beobachtet es sich auch; auf diese Weise, aber nicht simultan, nimmt sich das Ich zum Objecte, nämlich, wenn es sich bereits mit dem Nicht-Ich in einem Phänomen vereinigt hat, und wenn dies Phänomen für das lebendige Ich eine vergangene Thatsache, eine Spur seiner Geschichte, mit einem Wort Geschichte geworden ist."

„Ihr fragt, welches das Feld der Psychologie ist. Muß man es Euch denn sagen? Die Geschichte ist es. Es gibt kein anderes, es kann kein anderes geben. Ihr beschwert Euch, daß nicht Psychologen genug beschäftigt sind, über die innern Thatsachen zu experimentiren. Wie! thut die Menschheit etwas Anderes als moralisch zu experimentiren, seitdem sie existirt, und thut Ihr etwas Anderes, seitdem Ihr anfingt zu leben?... Ihr wollt den Ehrgeiz studiren? So nehmt den Cäsar, Cromwell, Sixtus V. oder Napoleon. Da sind reelle Typen, von dem Leben der verschiedenen Epochen beseelte Typen. Aber wenn ihr den Ehrgeiz an Euch selbst studiren wollt, so fangt damit an, ehrgeizig zu sein, und besonders beobachtet Euch nicht, so lange Ihr ehrgeizig sein werdet, denn Ihr würdet bald aufhören es zu sein. Ihr wollt die Liebe studiren: ruft Euch zurück, was Ihr zu 18 Jahren wart, oder lest einige von den unzähligen Gemälden, welche die Moralisten und Poeten von der Liebe gegeben haben, wieder."

„So, ich wiederhole es, so wird Das, was gewesen ist, was Leben hatte, ein Object des Lebens, die Nahrung des Lebens; und dies wahr für den Philosophen, wie für den Künstler, wie für das Volk und die ganze Menschheit. Da dies so ist, was erfolgte, was mußte erfolgen aus diesem großen Bruche mit der Tradition, von welcher ich soeben gesprochen habe? Dies, daß das menschliche Leben, seine Vergangenheit nicht mehr begreifend, dies zu aller Hervorbringung des Lebens nothwendige Vehikel nicht mehr gehabt hat. Daß die Philosophie, die Vergangenheit der Menschheit nicht mehr begreifend und folglich selbst keine Vergangenheit mehr habend, an dieser Nahrung Mangel litt, ohne welche nichts sich nähren und erhalten kann. Die Philosophie hat also das Nichts gefunden wie die Kunst und alle die andern Ausdrücke der menschlichen Natur. Sie hat das Nichts gefunden, weil sie sich ohne Gegenstand gefunden hat; und da sie sich ohne Gegenstand gefunden hat, was hat sie geträumt? Die Einen haben den Leib allein für den Gegenstand genommen; als wenn der Leib in dem Ich, unabhängig von dem Ich existirte. Sie haben also die Subjectivität in der Objectivität verwechselt und verloren; dies ist der Sensualismus. Die Andern haben erfunden, die Seele zum Object der Seele, d. h. das Subject, unabhängig von allem Objecte lebend gedacht, zum Objecte des Subjects zu nehmen: dies ist der heutige Psychologismus. Was offenbaren diese Verirrungen? Nach un-

ferm Gefühle ein großes Bedürfniß unsers Geistes, welcher seine Nahrung sucht und nicht findet, was wir einen großen Durst und einen großen Hunger nach Leben zu nennen wagen. Mögen sie aller Orten wiederholen, daß die Krankheit unserer Epoche von nun ab unheilbar ist, und daß der Zweifel, der Skepticismus und die Verzwiflung immer zunehmen. Wir wissen, daß nach dem Skepticismus die Gewißheit kommen wird; wir wissen, daß, nachdem sie versiegt ist, die Quelle des Lebens sich von Neuem öffnen wird..... Welches Object in der That blieb dem Ich, um sich zu manifestiren, d. h. um zu leben? (Denn es gibt in Wahrheit kein Leben, als so weit es sich manifestirt, und, wie wir gesehen haben, das Leben manifestirt sich nicht ohne ein Object, das Ich nicht ohne ein Nicht-Ich.) Es blieb uns offenbar nur die äußere Natur, die physische Natur, der Körper. Aber von den Körpern leben, nachdem man geistig gelebt hat, hieß unser ursprüngliches Leben wieder anfangen, hieß wieder Wilde werden. Daher eine wundersame Entwickelung der Subjectivität in uns, ohne mögliche Genugthuung, ohne Nahrung, ohne Object. Es ist diese Subjectivität ohne Object und folglich ohne Manifestation, es ist dieses Leben, welches leben will und nicht kann, welches die Verzweiflung unserer Epoche ausmacht und welches sich durch so viele Anstrengungen mit einer Art Raserei offenbart."

„Was thun die Dichter unserer Tage anders, als uns unter allen Formen dieses Leiden der menschlichen Seele zu malen, die ihre Nahrung, d. h. ihr Object sucht und es nicht findet?... Es gibt hierüber in Lélia ein schönes Symbol. Sie ist unter den Ruinen einer Abtei, mitten in einem Walde; das menschliche Werk liegt in Trümmern, aber die Natur ist mächtig; das vegetative Leben strömt und flutet um Lélia und überschwemmt sie; aber sie wird davon überschwemmt, ohne davon berührt zu sein, oder vielmehr sie sieht sich mitten in diesem Ocean des Lebens umkommen; denn dieses Leben, welches die äußere Natur erfüllt, kann sie nicht ernähren. Lélia, es ist eine Seele, welche ihre Nahrung verlangt. — Und was thun diese Materialisten, welche mit so vieler Hitze das Geheimniß des Lebens in den Molecülen der Materie suchen, welche das Leben in der galvanischen Säule zu finden glauben? Sie werden dort das Leben des Körpers finden können, und dann noch wird dieses Leben für sie unsichtbar sein; denn alles Leben ist eine Kraft, und alle Kraft ist unsichtbar; aber sicherlich werden sie dort nicht, was sie suchen, finden, nämlich das Leben in uns, das Leben des Ich, das menschliche Leben. Auch sie, in ihrem absurden Traume, es sind Seelen, welche ihre Nahrung suchen. — Und was thut endlich der Psycholog, welcher den Einfall hatte, das Ich dem Ich zum Objecte zu geben, und welcher die Wahrheit verkennt, daß das Ich sich nicht begreifen und sich nicht vervollkommnen kann, als indem es sich in seinen vorhergehenden Handlungen, in seinem vergangenen Leben, in seiner Geschichte, in der Geschichte der Menschheit beobachtet? Dieser Psycholog, welchem es einfällt, seiner Subjectivität ein imaginaires Feld zu suchen, es ist auch eine Seele, welche ihre Nahrung sucht, und welche, sie nicht dort sehend, wo sie ist, sie von ihren Träumen verlangt... Ich würde diesen Psychologen gern mit einem Menschen vergleichen, welcher, von einem verschlingenden Hunger gefaßt, versuchte, sich selbst zu essen; und ich würde den Condillac'schen Materialismus mit einem Menschen vergleichen, welcher in demselben Falle sich einbildete, Steine zu essen. Das Leben, das vollständige Leben (Ich und Nicht-Ich) nährt sich von sich selbst; aber der Geist allein kann sich ebenso wenig direct von sich selbst nähren, als er sich nicht von seinem Körper direct nähren kann."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reliquie in Bezug auf Schiller.

Als Schiller 1782 von dem Herzoge von Würtemberg die Weisung erhielt, „er solle alles Publiciren seiner Schriften, wenn es nicht medicinische wären, unterlassen und sich aller Verbindung mit dem Auslande enthalten", mochten manche seiner Freunde trauern, manche aber, in dem Gedanken, daß ein so hochstrebender Geist, der in frühen Jahren sich schon so entfaltet, seine Bahn brechen werde, mochten sagen: Wartet nur die rechte Zeit ab. Die Zeit ist gekommen, und zur Freude des ganzen deutschen Landes ist nun des großen Mannes Bild in eben der Stadt aufgestellt, die er vor 57 Jahren, um unerträglichem Drucke sich zu entziehen, als Flüchtling verließ.

Beiträge, die zu Aufhellung jenes für Schiller's Lebens- und Bildungsgang wichtigen Ereignisses dienen, werden den Lesern dieser Blätter, und gerade in der Zeit, wo man Schiller's Bild in Stuttgart aufstellt, nicht unwillkommen sein.

In der sehr interessanten und liebenswürdigen Schrift: „Schiller's Flucht von Stuttgart", heißt es: „Diese angenehmen Beschäftigungen (mit der Poesie) wurden auf eine sehr niederschlagende Art durch etwas gestört, was wol als die erste Veranlassung zu dem unregelmäßigen Austritt Schiller's aus des Herzogs Diensten angesehen werden kann. Die Sache war folgende. In den beiden ersten Ausgaben der „Räuber" befindet sich eine Rede des Spiegelberg, welche einen Bezug auf Graubündten hat, und die einen Bündtner so aufreizte, daß er eine Vertheidigung seines Vaterlandes in den „Hamburger Correspondenten" einrücken ließ. Wahrscheinlich wäre diese Protestation ohne alle Folgen geblieben, wenn nicht die Zeitung als eine Anklage gegen Schiller dem Herzog vor Augen gelegt wäre. Dieser war um so mehr über diese öffentliche Rüge aufgebracht, indem Derjenige, gegen den sie gerichtet worden, nicht nur in seinen Diensten stand, sondern auch einer der ausgezeichnetsten Zöglinge seiner mit so vieler Mühe und Aufmerksamkeit gepflegten Akademie war. Er erließ daher sogleich an Schiller die Weisung: u. s. w. Schiller beantwortete die Anklage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar den schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört."

So weit Streicher, der treue Jugendfreund Schiller's, sein Begleiter auf der Flucht. Seinem Berichte fügen wir einen andern, einem längst vergessenen Tageblatte entnommenen zu. Beide ergänzen sich gegenseitig, wie sie sich berichtigen.

„Chur in Graubündten, den 14. März 1783. Auf dem diesjährigen allgemeinen Bundestage wird eine Sache entschieden, die ohne Beispiel ist: zwei Fremde werden als freie Bündtner in unsere Eidgenossenschaft aufgenommen. Aber dieses geschieht nicht für Geld, wenn sie auch die größten Summen bezahlen wollten, sondern aus Dankbarkeit, sowie sonst die griechischen Freistaaten und jetzt noch manche Städte in England Leuten, die sich um sie verdient gemacht, das Bürgerrecht schenken. Die Sache ist diese. In einem deutschen Trauerspiele, „Die Räuber" betitelt, wird gesagt: das Graubündtnerland sei das Athen der würtembergischen Gauner oder Schelme.*) Dieser Ausdruck mißfiel dem Hrn. C. C. Wredow, einem jungen Gelehrten aus der Grafschaft Sain-Hachenburg, der sich einige Jahre bei uns aufgehalten hat und weiß, daß wir einen so harten Vorwurf nicht verdienen. Weil nun „Die Räuber" großen Beifall fanden und dadurch diese schlimme Meinung von uns Bündtnern in ganz Deutschland verbreitet wurde, so machte Hr. Wredow eine kurze Widerlegung dieses Vorwurfs und ließ sie in den „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten" abdrucken, da er sich eben in Hamburg aufhielt. Zufälligerweise kommt dieses Blatt hierher, und der hiesige Arzt, Dr. Arnstein, auch ein Fremder, läßt den Aufsatz in den „Sammler" (eine in Chur erscheinende gemeinnützige Schrift) von 1782 einrücken und gibt auch eine Anzeige davon in den „Allgemeinen politischen Nachrichten für Bündten", welche hier

*) Die Angabe ist nicht ganz richtig; in der zweiten Ausgabe der „Räuber" wenigstens heißt es: „Und das rath ich dir, reis du ins graubündner Land; das ist das Athen der heutigen Jauner."

Digitized by Google

herauskommen. Diese Vertheidigung der Ehre der drei Bünde von zwei Fremden ist von den Gemeinen so wohl aufgenommen worden, daß man auf dem vorigen Bundestage folgenden Vorschlag gethan und protokollirt hat:"

„Anno 1782, den $^{1}/_{12}$. September. Von einer hochlöblichen Standesversammlung wurde wegen einer in Deutschland publicirten infamen Schmähschrift wider die bündnerische Nation und von zwei Ausländern, als nämlich den Hrn. Dr. Arnstein und Wredow, zum Druck beförderten Widerlegung derselben erkannt: die Alternative den ehrsamen Räthen und Gemeinen vorzulegen, ob sie belieben, als ein Merkmal einiger Erkenntlichkeit die zwei Herren zu freien Bündtnern zu erklären, oder aber eine Medaille schlagen zu lassen und denselben zu verehren."

„Ganz gewiß wird das Erste geschehen, indem das Zweite blos aus der Gewohnheit, den Gemeinen die Wahl zu lassen, beigefügt ist. Ein herrlicher Lohn für die beiden edeln Männer. Aber dem Verf. der „Räuber" ist dieser kleine Ausfall auf uns, der wol blos eine jugendliche Übereilung zum Grunde hatte, sehr nachtheilig gewesen. Der „Sammler" schreibt aus einem Briefe, den er von Stuttgart erhalten haben will, Folgendes von ihm: „Der Komödienschreiber ist ein Zögling unserer Akademie, hat einen Graubündtner Namens C. zum Aufseher gehabt, mit dem er unzufrieden ist, und um sich an diesem zu rächen, greift er die ganze Nation an. Ich hatte nicht sobald die Apologie von Ihnen erhalten, so machte ich sogleich Anstalt, daß mein Souverain sie zu sehen bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ den Verf. der „Räuber" vor sich rufen, gab ihm die ernstlichsten Verweise und bedeutete ihm bei der größten Ungnade, niemals weder Komödien noch sonst was zu schreiben, sondern allein bei seinem Fache zu bleiben. Hier hat sein Stück niemals Beifall gefunden; deshalb hat er solches bei der mannheimer Bühne anzubringen gesucht, hat aber zur Strafe in . . . sitzen müssen." So weit der „Sammler". Jetzt soll sich dieser Schriftsteller in Mannheim aufhalten und für das Theater arbeiten. Ob ihm nicht zu viel geschehen sei, mag ich nicht beurtheilen. In der zweiten Ausgabe soll er die anstößige Stelle nebst andern, die nicht zweckmäßig waren, selbst weggelassen haben*), weil er seinem Werke gern die höchste Vollkommenheit geben möchte und bei genauerer Überlegung leicht einsah, daß es unrecht sei, einer ganzen Nation, von der man vielleicht nur wenige Personen kennt, einen solchen Tadel anzuhängen."

Bemerkungen zuzufügen, enthalten wir uns; der Leser wird Anlaß genug zu solchen, ernsten und belustigenden, finden; auch werden sie wol an jene Anekdote von Shakspeare's Wilddiebstahl und seine darauf erfolgte Flucht von Stratford erinnert werden. Wer liest nicht gern, was noch immerfort davon, wiederholend oder erläuternd, berichtet wird? Und so möge man auch das Mitgetheilte freundlich aufnehmen. 66.

Notizen.

Während der europäische Geograph die Unbekanntschaft des innern Afrika beklagt und bei dem Gedanken an die Gefahren, mit denen eine Reise in dasselbe verknüpft ist, zitternd an der Möglichkeit verzweifelt, dasselbe kennen zu lernen, fehlt es, namentlich in der Capcolonie, nicht an thätigen und muthigen Männern, die zwar nicht aus wissenschaftlichem Interesse, wol aber aus Gewinnlust oder aus Vergnügen an Abenteuern ziemlich weit in das Innere dieses unbekannten Welttheils vordringen. Die Sucht zu erwerben macht kühn, und daher sind es Handelsleute**), denen der Ruhm gebührt, die weitesten Expeditionen unternommen zu haben und in Gegenden gekommen zu sein, wohin noch kein wissenschaftlicher Reisender gelangte. So z. B. drang ein Handelsmann, David Hume, bis 22° 30′ südl. Br. oder 300 geographische Meilen von der Capcolonie vor; zwei andere Kaufleute, Bain und Biddulph, reisten 1826 in das Land der Wankitsi unter 25° südl. Br., über 100 geographische Meilen von der Delagoabai. Während die Mittheilungen der englischen Colonialbeamten die Erforschung dieser Länder der englischen Regierung als unmöglich darstellten, wurde die genannte Bai von verschiedenen Handelsleuten auf allen Seiten auf das sorgfältigste untersucht und ließ sich eine aus 18 Familien bestehende Gesellschaft holländischer Bauern etwa 50 geographische Meilen westlich von der Bai in einer schönen Landschaft nieder (im Mai 1836), die zuvor von Bronkhorst und Potgeiter genau erkundet worden war. Da die Gesellschaft sich später trennte, so zog ein Theil derselben an die Küsten der Delagoabai, wo sie 1838 noch wohnten, aber sämmtlich am Fieber leidend. Das Land der Matabili ist von sehr Vielen besucht worden, aus bloßer Jagdliebhaberei erst 1837 von einem englischen Nimrod, dem Capitain Harris, dem leider seine ausschließliche Aufmerksamkeit auf das Wild nicht erlaubte, hier über die nördlich gelegenen Gegenden weitere Erkundigungen einzuziehen. Das Land Bechuana ist übrigens gegenwärtig eine Wüste gegen die Zeit, als es von den schon ziemlich cultivirten Baharutsi bewohnt wurde. Zuerst zerstörte die wilde Horde der Mantati bei ihrem Einfall 1822 die Stadt Kurrichane nebst vielen andern zwischen dieser und Litaku gelegenen Ortschaften, und die Matabili vollendeten hierauf die Zerstreuung der Baharutsi und ließen sich in ihrem Lande nieder, das nun statt der frühern nicht uncivilisirten rohe und kriegerische Bewohner erhalten hat, sodaß Capitain Harris da, wo Hr. Campbell große Dörfer und bebaute Landstrecken sah, nichts als Mauertrümmer und unbewohnte Wüsten erblickte. Die Fortschritte, welche die Baharutsi in der Architektur, den Gewerben und dem Landbau gemacht hatten, scheinen auch den Männern eigen gewesen zu sein, welche vor dem Einbruch der Matabili östlich von jenen in den Kaschanbergen wohnten. Capitain Harris fand hier zahlreiche Überreste von steinernen Wohnungen und von Mauern nebst vielen andern Spuren einer höhern Civilisation, als sie jetzt dort angetroffen wird. An dem nördlichen Abhange der Kaschanberge sieht man die reichen Eisen- und Kupfergruben, welche von den Baharutsi bearbeitet wurden. Ausgedehnte Trümmer von steinernen Bauten befinden sich übrigens, wiewol nur Wenigen bekannt und noch von keinem Reisenden bemerkt, auch innerhalb der Grenzen der Colonie, und diese Nachrichten von steinernen Bautrümmern im südlichen Afrika verdienen wol mit jenen verglichen zu werden, wodurch die Portugiesen bei ihrer ersten Ankunft zu Sofala zu so wunderbaren Vermuthungen verleitet wurden.

Eine der wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte der Künste ist die frühe Kenntniß der Zubereitung des Stahls bei den Hindus. Während die civilisirten Völker Europas und Westasiens ihre Waffen aus Kupfer mit einem Beisatz von Zinn bereiteten, sehen wir die Indier im vollständigen Besitz der Kunst, Stahl zu verfertigen. Sowol das Geschenk von 30 Pfund Stahl, welches Porus seinem Gegner Alexander machte, wie die ohne Zweifel aus indischem Stahl gemachten Geräthschaften, mit denen die Ägypter ihre Obelisken und Tempel aus Porphyr und Syenit schnitten, beweisen dies. Die indische Art der Zubereitung des Stahls ist zwar von der europäischen verschieden, beruht jedoch auf der Kenntniß chemischer Gesetze, und überhaupt ist diese Kunst viel zu verborgen, als daß ihre Erfindung ein Spiel des Zufalls gewesen sein könnte. 161.

*) Ist nicht geschehen; erst in den spätern fehlt sie.

**) Handelsleute waren es auch, denen Herodot seine Nachrichten über das Innere von Afrika entlehnte; Handelsleute erkundeten ja auch zuerst den Norden von Europa, als er der wissenschaftlichen Geographie noch verschlossen war.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 143. — 23. Mai 1839.

Peter Leroux,
Restaurator der französischen Philosophie.

(Fortsezung aus Nr. 142.)

Es hat sich uns hier ein Blick in die Anschauungsweise des Philosophen eröffnet, doch nur ein Blick; denn was hier in so geistreicher Weise in wenigen großen Linien zusammengefaßt ist, stützt sich auf eine sehr ausführliche, gründliche dialektische Entwickelung. Jezt begleiten wir diesen Philosophen auf seinen Streifzügen gegen den Eklekticismus in Frankreich, als deren Vertreter er Cousin und Jouffroy, seinen Schüler, ansieht, und dem er in dem Artikel „Eclecticisme" fast ein Buch entgegengesetzt hat; einem Artikel, welcher die größte Sensation erregt hat, wegen der methodisch abgefaßten Kritik und Vernichtung Dessen, was für das System des Hrn. Cousin und seiner Anhänger gilt. Diese Kritik ist ohne Antwort geblieben; zur Zeit der berüchtigten Conversion des Hrn. Lerminier haben die Journale ganze Stellen daraus mit Anwendung auf Lezstern angeführt. „Dieser Artikel", beginnt Leroux, „wird, wir unterrichten den Leser davon in voraus, die Ausdehnung eines Buches haben. Wir haben uns Gewalt angethan, um ihn zu schreiben; denn es handelte sich um Kritik, nicht allein gegen ein System, sondern, gezwungen, gegen die Anhänger dieses Systems. Von dem Augenblick, da wir an diesen Stoff gingen, mußten wir uns frank und ganz erklären. Wir haben es gethan, aber wir haben lange gezögert. Wir haben es für eine strenge Pflicht ansehen müssen, so energisch, als es an uns lag, sowol den Eklekticismus als den Erfinder des Eklekticismus zu bekämpfen.... Wir haben uns gesagt: Es ist zu wahr, daß durch einen gewissen Zusammenfluß von Umständen die Abwesenheit und die Negation aller Philosophie heute unter dem Namen Eklekticismus den Platz der Philosophie eingenommen hat, und daß die Schwächung oder vielmehr die Zerstörung aller aufrichtigen und edelmüthigen Überzeugung die Folge dieser Zerstörung ist; und wir haben geschrieben... Wie jene parasitischen Pflanzen, welche keine Wurzeln in die Erde senken, aber die sich doch aufrichten, indem sie nach dem Baume klettern, von dem sie leben, und sich hier anklammern von dem Stamme bis zu den lezten Verzweigungen, so hat der Sophismus, welchen wir bekämpfen, an dem ganzen Baume der Philosophie von ihrer Basis bis zu ihrem Gipfel sich angeklammert... Den Irrthum umstürzen, heißt, bis auf einen gewissen Punkt, die Wahrheit gründen. Denn wie stürzt man den Irrthum, als in Kraft einer mehr oder weniger klaren Intuition der Wahrheit? Es ist unmöglich, an dem Aufbau der Lehren, welche man für wahr hält, zu arbeiten, ohne das Bedürfniß zu fühlen, die zu vernichten, welche man für falsch hält. Es gibt Meinungen, welche ihr Werk verrichtet haben, und mit welchen es Zeit ist zu endigen; die Irrthümer stehen den Wahrheiten im Wege und lassen sie nicht herankommen, sich aneinanderschließen und triumphiren."

Nach diesen und mehren andern Betrachtungen zur Rechtfertigung seiner Polemik kommt Leroux an die Sache. Er theilt seine Aufgabe in zwei Theile. Zuerst beweist er, daß der systematische Eklekticismus der Idee der Philosophie selbst entgegen sei. Nachher kritisirt er die Grundlagen des Eklekticismus der beiden Häupter der heutigen französischen Schule, der Herren Cousin und Jouffroy. Er stellt den Satz auf: Jeder Philosoph geht immer von dem Punkte aus, wo die Wissenschaft steht, und läßt die Wissenschaft niemals auf dem Punkte, wo sie war, ehe er gekommen. „Gott Lob", ruft er nach einem Rückblick auf Descartes aus, „wir stehen heute nicht mehr bei jenem kühnen, verirrten, aber zur Zeit des Descartes nüzlichen und nothwendigen Versuche des reinen Rationalismus, welcher diesen Philosophen verführte und in welchen er mehre Generationen mit sich fortzog. Dies ewige Verhältniß der Menschheit zum Menschen ist vor unsern Augen wieder erschienen, und mit diesem Verhältnisse ist auch die Anschauung des Verhältnisses der Geister der einen zu den andern in der successiven Entwickelung der Menschheit für uns wiedergekommen. Wir begreifen auch nicht mehr einen von allen vorhergehenden oder mit ihm auf der Erde zur selben Zeit lebenden Denkern der Welt isolirten Denker; wir begreifen im Gegentheil vortrefflich den weislich verstandenen Eklekticismus, d. h. den, welchen Diderot so geistreich die Philosophie der guten Köpfe seit der Erschaffung der Welt nannte.... Es gibt ein göttliches Gesez der Ordnung und der Folge, welchem die größten Individuen, die freiesten Denker unterworfen sind, und welches so beschaffen ist, daß sie von einem Gesichtspunkte nur Wirkung, während sie von einem andern Gesichtspunkte Ursache sind... Das Leben der Menschheit ist eine Rede und ein Concert, welches sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortsezt. In der Folge der großen Geister nur das Werk des Zufalls sehen und folglich einen folgerechten und von der Vorsehung bestimmten Plan in der Entwickelung des menschlichen Geistes leugnen, ist in unsern Augen die lächerlichste Ungereimtheit und die größte Gottlosigkeit... Nehmt Descartes! Sah man jemals einen scheinbar von der Menschheit seiner Zeit und der Menschheit im Allgemeinen unabhängigern Denker? Nun wohl! laßt ihn allein denken: er wird niemals anders als durch und für die Menschheit, von der Vergangenheit aus und für die Zukunft denken. Die Vergangenheit, die Zukunft schließen ihn ein und beschränken ihn, was er auch sage. Was ist in der That Descartes als der Protestantismus in seiner lezten Consequenz im Guten und im Schlechten? im Guten, denn es ist das religiöse Recht des Individuums, welches Descartes nach Luther auf den Thron zu sezen kommt; im Schlechten, denn es ist die Negation des religiösen Rechts der collectiven Gesellschaft, welche er auch zu behaupten und zu verbreiten sucht nach Luther. Luther ist also sein Lehrer, sein Vorläufer, sein Initiator, wenn er ihn auch nicht sieht; und Voltaire wird sein Schüler sein, welcher das Gute und das Schlechte von Luther und Descartes reproduciren wird, es noch vergrößernd.... So also", heißt es im Verfolge, „nimmt jeder Philosoph auf directen oder indirecten Wegen an den vorhergehenden Arbeiten der Philosophie nothwendig Theil. Aber keiner ist Philosoph, wenn er diesen Arbeiten nicht eine

wichtige Modification beibringt, wenn er sich nicht kräftig des Gedankens bemächtigt auf dem Punkte, wo er zu seiner Zeit anlangte, um ihn durch seine eigene Originalität zu befruchten und vorwärts zu treiben. Es gibt Epochen, wo man ungestraft die Bücher zumachen kann, ja muß; es gibt wieder Epochen, wo man sie im Gegentheil aufschlagen muß. Aber, ob Ihr zu denken anfangt vermöge Dessen, was der gegenwärtige Zustand der Welt Euch gelehrt hat, oder ob Ihr die Erudition zu Hülfe ruft: immer bleibt es Euch unerlassen, mit dem vorhergehenden Gedanken eine Umwandlung vorzunehmen. An diesem Zeichen allein werdet Ihr ein Philosoph sein. Mithin, ein System ist definitiv immer das letzte Wort, das man mit Recht von Euch verlangen wird. Nehmt also überall, wo Ihr wollt, aber habt ein Princip, um zu nehmen; habt eine Impulsion, einen Anfangspunkt und einen diesem Punkte correspondirenden Zweck; mit andern Worten, habt eine Inspiration, welche nach der Vergangenheit und der Zukunft gerichtet ist; sagt uns, woher Ihr kommt und wohin Ihr geht, seid Wirkung und Ursach. Die Menschheit ist zu jeder Zeit eine irrende Karawane, welche von ihren Philosophen fodert, ihr den Weg zu bezeichnen. Was kümmert sie, zu wissen, wie diese selbst sich orientiren? Das ist ihr Geschäft, ihre Arbeit, ihr Handwerk so zu sagen. Was sie von ihnen fodert, ist, daß sie sich und die Andern orientiren. Aber wenn sie statt dessen aller Inspiration ledig, alles prophetischen Geistes beraubt sind, in der That, so sehe ich nicht, von welchem Nutzen solche Führer ihnen sein können. . . . Es ist die Quantität der lebendigen Kraft, welche er einschließt, es ist das Leben, welches er im Verhältniß dieser Kraft gesammelt, welche er sich assimilirt und welche er in der Menschheit incarnirt hat, was den Philosophen macht. Folglich wird der Philosoph, der sich als solchen fühlt, jemals sich einen Eklektiker nennen können?"

„Das Problem der Philosophie ist immer neu", ist der Satz, welchen Leroux nächstdem aus der Geschichte entwickelt. Das Object der Philosophie ist nicht, wie etwa die Geometrie, unbeweglich; im Gegentheile; denn nach Gott, welcher unbeweglich und dennoch ewig schaffend ist, ist Gegenstand der Philosophie der Mensch und die Natur, alle beide beständig in Bewegung. Die Philosophie ist keine Art Geometrie, gegründet auf Abstractionen. Die Philosophie ist die Wissenschaft des Lebens. Daß es einen gewissen, einer jeden Philosophie gemeinschaftlichen Fonds gebe, ist Leroux weit entfernt zu leugnen; aber diesen Fonds auf die verschiedenen Zustände der Menschheit anwenden und ausdehnen, das ist das ewige Problem der Philosophie. Sie soll Leben, Definitionen und Auseinandersetzungen geben in Übereinstimmung mit den wahren Offenbarungen der Kunst, der Politik, der Wissenschaft, der Industrie in jeder Epoche. Der Philosoph ist ein immer neuer Denker. Warum, fragt der Philosoph, wenn Alles geendigt ist, fängt Alles in der Philosophie von vorn an? Weil die Menschheit da ist, welche selbst schafft, auf andere Art, aber mit demselben Rechte als die Philosophen, und welche ihrer Thätigkeit immer neuen Stoff, immer neue Probleme darbietet. Die im Schooße der Menschheit niedergelegte Idee entwickelt sich nicht einzig durch ihre eigene Kraft; sie entwickelt sich dort vermöge der Fruchtbarkeit, der Vitalität der Menschheit: Action der Idee des Philosophen auf die Menschheit, und Reaction der Menschheit auf die Idee des Philosophen, woraus ein Product hervorgeht, welches zu gleicher Zeit an dem Philosophen und an der Menschheit Theil nimmt, an der schöpferischen Virtualität der Idee des Philosophen und der schöpferischen Virtualität der Menschheit, welche diese Idee empfängt. Für jeden neuen Denker ist also das Schauspiel geändert und das Problem der Philosophie erscheint unter einer neuen Gestalt.

Leroux identificirt die Philosophie mit der Religion, und er führt den Satz aus, daß die Philosophen, je nach der Epoche, worin sie leben, die Religion entweder vorbereiten oder zerstören (font ou défont). Er erklärt sich gegen Diejenigen, welche die Menschheit in kritische und in organische Epochen zerlegen. Es gibt, sagt er, keine reinkritische Idee, jede Negation strebt nach einer Affirmation und enthält sie virtuell. Es haben sich Abstractionenmacher (des faiseurs d'abstraction) gefunden, welche im Namen der Psychologie behaupteten, es gebe eine specifische absolute Differenz zwischen der Religion und der Philosophie. Hören wir diese Leute nicht, welche aus der Philosophie eine, ich weiß nicht welche besondere kleine Wissenschaft machen wollen, deren Object ich nicht genau sehe. Ein Philosoph ist ein Mann, welcher arbeitet eine Religion zu machen oder aufzulösen, und im letzten Falle, welcher eine Religion nur zerstört, weil er, mehr oder minder unbestimmt, eine andere vorausahnt. Die Heiligen und die Philosophen — es sind beides Philosophen, von denen die Einen am Ausgange, die Andern an einem Übergange oder dem Ende einer Religion stehen. Ein göttlicher Strom kreist das Leben und kehrt beständig zu seiner Quelle wieder; es kreist durch das Gefühl (le sentiment) und die Individuen, wo es den Gedanken hervorbringt; es kehrt durch den Gedanken in seine Quelle wieder, in die Menschheit, die Tochter Gottes. Immer ist die reine Idee in jedem Denker afficirt von einer gewissen aus der Menschheit kommenden Form und gegeben durch die Menschheit; eine Form, welche immer ein Irrthum ist, wenn man sie in Bezug auf die successiven Formen betrachtet, welche sie einst ersetzen werden, die aber kein Irrthum ist, betrachtet in Bezug auf das Werk, welches die Menschheit in einem gegebenen Augenblicke der Zeit erfüllt. Die Philosophie oder die Religion ist die Quantität der absoluten Wahrheit, welcher wir uns unter der Form der relativen Wahrheit assimiliren.

Alle wahren Denker, welche bisher unter der Menschheit erschienen sind, sind in verschiedenem Grade religiös gewesen, nach den Epochen, d. h. nach der größern oder geringern Entfernung von einer religiösen Doctrin, in der sich die Menschheit befand. Dies ist die wahre Unterscheidung, die man zwischen sie setzen muß, statt jener Unterscheidung in religiöse und gottlose, in Männer der Philosophie und der Religion, welche man gewöhnlich macht. Wir haben das Princip der Einheit des menschlichen Geistes und der gegenseitigen Solidarität unter den Menschen. Die Einheit des menschlichen Geistes anerkannt, wird die Philosophie darin bestehen, mit größerer Bestimmtheit zu unterscheiden und zu entwickeln, wie so alle Debatten des menschlichen Geistes nach der Einheit gestrebt haben; sie wird also darin bestehen, Alles, was auf diesem Wege geschehen ist, zu schätzen, Alles, was ihr entgegen gewesen ist, streng zu kritisiren; daher eine neue Tradition. Sowie diese Unterscheidung zwischen Philosophie und Religion aufgehoben ist, wird es nicht mehr erlaubt sein, zu sagen: Die Philosophie ist ein Ding, die Religion ein anderes. Was mich betrifft, ich bin ein Philosoph, ich bin eine reine Vernunft, repräsentire die Reflexion, bin der abstracte Gedanke. Ich ziehe meinen Hut demüthig vor den Priestern und lasse das Volk glauben, was sie ihm lehren. Oder: Ich entscheide mich nicht zwischen Plato und Epikur, zwischen Pythagoras und Pyrrho. Die Philosophie hat zu allen Zeiten vier große Systeme, den Skepticismus einbegriffen, hervorgebracht. Ich nehme ein wenig von allen diesen Systemen, ich esse an allen Raufen, ich bin Eklektiker. Einem solchen Menschen wird man sagen: Desto schlimmer für dich, denn du bist kein Philosoph! Die Philosophie ist der Gedanke, es ist wahr; aber der Gedanke, gepfropft auf ein Gefühl (le pensée entée sur un sentiment). Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen. Zeige uns also, daß du zu gleicher Zeit Gefühl bist und Gedanke. Du behauptest durch dich selbst zu sein als Denker, wie gewisse Künstler unserer Zeit behaupten, als Künstler durch sich selbst zu sein. Du irrst dich, wie sie. Bist du Philosoph, so bist du der Diener der Menschheit. Du denkst durch sie und für sie.

Der systematische Eklekticismus, folgert Leroux, als die Negation der Philosophie selbst, ist logisch eine Absurdität. Der wirkliche Eklektiker ist der Philosoph der Unbeweglichkeit und der Apathie, der Philosoph des Factums und des status quo.

Es hat gewisse Epochen des Übergangs eines Gedankens, eines Systems, einer Bewegung der Menschheit zu andern Menschen gegeben, ohne Tradition wie ohne Ideal. Diese Epoche ist von Sokrates bis auf unsere Zeit zweimal vorgekommen, zuerst am Ausgange der heidnischen Civilisation, das andere Mal nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, und wir haben heute ein drittes Beispiel dieser vorgeblichen Philosophie (in Frankreich), welche darin besteht, sich an dem Gegenwärtigen anzuklammern, übrigens die Philosophie nur in den Büchern zu suchen, anstatt dem Ideale zu folgen und sich von dem vorhergehenden Leben der Menschheit und ihren gegenwärtigen Leiden zu inspiriren. Der Philosoph, dies ist einer von den Gläubigen, selbst wenn er sich zu gewissen Zeiten als Ungläubigen, Skeptiker, Atheisten proclamirt; der Eklektiker ist von Natur ein indifferenter Mensch. Der Philosoph ist ein sich gleichbleibender Mensch, es ist immer ein Stoiker in ihm, weil er beständig ist in seinem Glauben und seinen Meinungen und er nicht an sich, sondern wie die Stoiker an den Gott glaubt, der in ihm wohnt; der Eklektiker ist ein unbeständiger, veränderlicher Mensch, immer mit dem Gesicht gegen Dasjenige, was in dem Augenblicke in der Welt triumphirt. Kurz, der systematische Eklektiker ist ein Gelehrter, welcher mehr von der Philosophie spricht als sie cultivirt. Denkt Euch einen Menschen, der in einer Epoche der Verwirrung, wie die des Potamon oder die des Justus Lipsius, oder die unserige, die Verpflichtung hat, Philosophie zu lehren, bevor er durch die Schmerzen und die Lehren seines eigenen Lebens, durch sich selbst sich eine hat machen können; er wird sich für den Ruhm aller der Philosophen, deren Namen seine Stimme erschallen läßt, passioniren; er wird sie alle erreichen, sogar übertreffen wollen; gewiß ein sehr legitimer Wetteifer; aber ihr Zwiespalt ängstigt ihn aus Mangel an Principien, welche ihm gehören; er weiß wirklich nicht, wen er hören soll; er geht von Einem zum Andern und trägt um und um ihr Costum oder vielmehr ihre Livrée; eines Tages (un beau jour) fällt es ihm ein, er sieht einen Strahl durchbrechen, und er macht sich aus System zum Eklektiker.

Nach dieser Einleitung kommt Lerour zu dem heute unter der Ägide von Cousin und Jouffroy in Frankreich herrschenden Eklekticismus. Weil, sagt er, der Eklekticismus, wie man uns versichert, die Philosophie der Universität von Frankreich und, ohne daß es darnach aussieht, ein wenig die Staatsphilosophie seit 1830 ist, so müssen wir ja wol in Wahrheit untersuchen, ob die Universität und der Staat seit 1830 im Besitze einer guten Philosophie sich befinden.

Der Geist Napoleon's ging dahin, die Menschen zu fragmentiren, um Instrumente daraus zu machen; alle seine Institutionen liefen darauf hinaus. So sollte die polytechnische Schule Ingenieurs oder Artillerieoffiziere, und die École normale Rhetoren oder Dialektiker bilden. Alles beugte sich damals vor der Epoche der Theilung der Arbeit; das Ideal der Industrie war, Menschen zu machen, welche ein wunderbares Talent hätten, ein Nadelloch zu bohren, aber nichts weiter. Was die Differenzialrechnung für die polytechnische, wurde die Psychologie für die Normalschule. Mit Voltaire und Rousseau, Diderot und Condorcet, muß man sagen, war, mit Ausnahme einiger ganz ignorirter Männer wie Saint-Simon, die Philosophie in Frankreich zu Grabe gegangen. Nach der französischen Revolution gab es hier nur Ideologen; es gab eine Ideologie oder Psychologie, wie es eine Physik oder Psychologie gab; aber keine Philosophie. Noch unter der Restauration gaben sich Leute den Titel Philosophen, welche in Wahrheit Psychologen, Literatoren, Historiker, Übersetzer der alten oder neuen Philosophien, aber keine Philosophen waren. Der kritische Theil der Philosophie des 18. Jahrhunderts war vollendet, nun sollte der organische Theil derselben sich entwickeln; doch, wie gesagt, unter dem Kaiserthum ward die philosophische Arbeit aufgehoben.

Die Ideologen waren Anhänger Condillac's; um sie zu bekämpfen, führte Royer-Collard Reid und die Schotten bei uns ein; dies der Ursprung der spiritualistischen Reaction in Frankreich. Darauf kam Cousin, der Schüler von Royer-Collard, und lehrte die Experimentalpsychologie der Schotten. Doch Hr. Cousin blieb nicht lange Schotte, er eilte, um nach Deutschland zu kommen. Bald hatte er die Miene und die Sprache eines deutschen Professors; Hr. Jouffroy folgte ihm auf dieser Reise nicht, er blieb mit seiner schottischen Schule; aber einige Jahre später traf er mit ihm im Eklekticismus zusammen, dieser Negation der Philosophie, und zwar gegen das Ende der Restauration.

Hier folgt die methodische Kritik Desjenigen, was Hr. Cousin seine Methode, seine Psychologie, seine Ontologie, seinen Begriff der Philosophie und der Geschichte der Philosophie nennt, und endlich des Eklekticismus Cousin's überhaupt. Eine Zergliederung Cousin's als Menschen und Staatsmannes geht voran. Ganze Seiten aus den verschiedenen Schriften dieses Schriftstellers werden ausgezogen und nach dem Maßstabe einer speculativen Philosophie menschlicher und göttlicher Dinge Gericht über ihn gehalten. Uns liegt daran, den Kritiker selbst und allein kennen zu lernen. Es ist ihm hauptsächlich darum zu thun, den echten Begriff der speculativen Philosophie unter seinen Landsleuten wieder zu erwecken; daher sein Krieg gegen die empirische Psychologie.

„Die Philosophie eine Wissenschaft wie die Physik!" ruft er Cousin zu (welcher schreibt: Die Philosophie unterscheidet sich von der Physik nur durch die Phänomene der Beobachtung), „eine direct objective Wissenschaft wie die Physik, eine Wissenschaft der Beobachtung wie die Physik und die Industrie! Ach, Sie haben, scheint mir, Ihre Lehrer nicht benutzt! Das lohnte wol der Mühe, die Sprache ihrer deutschen Lehrer so oft zu gebrauchen, so oft von subjectiv und objectiv zu sprechen, um zu der schönen Conclusion zu gelangen, daß zwischen der Philosophie und der Physik kein Unterschied der Methode vorhanden, daß das Kriterium der Methode dasselbe ist und die beiden Wissenschaften ganz auf denselben Fuß zu setzen sind. Aber in der Physik ist das Object außer uns, es gehört einer unserm Leben unmittheilbaren Ordnung des Lebens zu; in der Philosophie im Gegentheil handelt es sich vor Allem von dem Leben des Ich und des Wie des menschlichen Lebens, individuell und collectiv! Wie, dies machte keinen Unterschied! Das subjective Leben wird sich von dem Subjecte auf direct objective Art wahrnehmen lassen wie das Leben der Pflanzen, der Thiere und der Sterne! Noch einmal, um dahin zu kommen, lohnt es der Mühe nicht, mit Kant, Fichte und Schelling das Subjective und Objective zu studiren."

„Hat man jemals von einer französischen Geometrie oder Physik gesprochen", schreibt Hr. Cousin selbst. „Habemus confitentem reum!" ruft Lerour. „Der klarste Beweis, daß Hr. Cousin weder die Natur noch den Zweck der Philosophie je begriffen hat. Was würden wir von einem Künstler denken, welcher die Kunst mit der Industrie assimilirte, und was sollen wir von einem Philosophen denken, welcher die Philosophie mit der Physik assimilirt!.... Wißt, die Philosophie ist in Euch, wie die Kunst in dem Künstler ist! Durch einen göttlichen Proceß kommt der Künstler dahin, sein eigenes Leben aus sich herauszuziehen, es zu manifestiren, es mitzutheilen. Ihr, Philosoph, thut Dasselbe! Aus Euerm Leben und mit Euerm Leben müßt ihr Eure Philosophie ziehen.... Seht Ihr nicht, daß Ihr, Philosoph, weit mehr dem Künstler gleicht als dem Geometer oder dem Physiker? Die ganze Welt macht diese Assimilation instinctmäßig. Die großen Dichter und die großen Philosophen haben immer innige Verwandtschaften untereinander gehabt; es scheint, daß sie dieselbe Wiege hatten, und daß sie in den Augen der Völker nach dem Tode dieselben Regionen in den elysäischen Feldern bewohnen... Der Philosoph hat ohne Zweifel auch Verwandtschaft mit dem Physiker, dem Geometer, wer leugnet es? beobachtet und raisonnirt etwa der Poet nicht auch? liegt es nicht in der Natur eines jeden Menschen, zu beobachten und zu schließen? Jeder Mensch ist bis auf einen gewissen Grad Physiker, Geometer, Poet. Aber, sagt Ihr, der Philosoph ist ein Gelehrter; ich dagegen, daß er nicht nur ein

Digitized by Google

Gelehrter, sondern im Grunde der Sache ein Künstler ist. Ihr sagt, daß er als Kriterium der Gewißheit nur die Beobachtung hat; und ich sage, daß diese vorgebliche Methode die Zerstörung selbst des Lebens ist, daß die directe Observation eine reine Verrücktheit (une pure folie) ist, gleich der des Anatomen, welcher das Messer an seinen eigenen Leib legen wollte und das Leben tödtete, um es zu studiren, sodaß Baco gegen euch hundert Mal Recht hatte, zu sagen: „Die Seele kann sich nicht selbst direct beobachten." Ich sage Euch weiter, daß das Object der Philosophie eine ganz andere Breite hat als die bloße Psychologie; daß, selbst wenn die Psychologie die Beobachtung zur Methode hätte (ich verstehe die indirecte, nicht die directe Beobachtung), noch auf keine Weise folgen würde, daß die Philosophie die Beobachtung zur Methode habe; denn die Psychologie ist nicht die Philosophie, sondern nur ein kleiner Theil der Philosophie. Ich sage also, ungereimt ist es, die Philosophie als eine Wissenschaft der Beobachtung anzusehen; ich sage, daß die Philosophie zugleich an der Kunst und an der Wissenschaft Theil hat; daß sie, in ihrem Objecte Gott, den Menschen und die äußere Natur einschließend, zu Gott aufsteigt durch die Inspiration, sich stützend auf die Vernunft (le raisonnement) und die Beobachtung; die vorhergehende Menschheit begreift durch die Inspiration, vereinigt mit der Beobachtung, welche alsdann den Namen Geschichte annimmt und mit der Vernunft der zukünftigen Menschheit ein Ideal gibt, durch die Inspiration, wieder mit der Vernunft und der Beobachtung vereinigt, und endlich die äußere Natur studirt, immer durch die Inspiration vereinigt mit der Beobachtung und der Vernunft, als Gegensatz zu dem Physiker, im eigentlichen Sinne des Worts, welcher mehr Beobachter als Künstler ist. Unterdrückt die Inspiration, und Ihr habt weder Künstler noch Philosophen. Wenn es also erlaubt ist, diese beiden Worte: Wissenschaft und Inspiration, zu paaren, so definirte ich die Philosophie: eine Wissenschaft der Inspiration (une science d'inspiration) wie die Kunst, und nicht eine Wissenschaft der Beobachtung wie die Physik."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nicolaus Jósika's sämmtliche Werke. Erster bis vierter Band. Der letzte Bátori, historischer Roman, aus dem Ungarischen übersetzt von B. Schwarz. Drei Bände. Novellen und Erzählungen, aus dem Ungarischen übersetzt von Hermann Klein. Pesth, Heckenast. 1839. Gr. 12. 4 Thlr.

Die slawischen und osteuropäischen Literaturen haben das Unglück, zu einer Zeit das Bedürfniß einer weitern Ausbildung zu fühlen, wo die germanischen und romanischen Literaturen bereits ihre classische Periode überlebt zu haben scheinen. Daher sind sie, ehe sie noch die Säfte zu einer dauerhaften Reife empfangen und verarbeitet, sogleich in die Zeit der Überreife und Nachreife getreten, und indem sie im servilsten Anschluß an die jüngsten Erscheinungen der auswärtigen Literaturen die höhere Form des Dramas und Heldengedichts verschmähen, nehmen sie wesentlich die Form der bloßen Unterhaltungsliteratur, des historischen Romans und der modernen Novelle an. Auf der höchsten Spitze ihrer Poesie ahmen sie Byron nach, sodann Walter Scott und in noch weitern Abständen die Tagesschriftsteller der Franzosen mit allen ihren Unarten und Oberflächlichkeiten, sodaß diese Literaturen, ehe sie noch Form und Gestalt empfingen, schon in eine Unform und Misgestalt ausgeartet sind. Es ist ein, freilich weit verbreiteter Irrthum, den man auch in Deutschland zu nähren die erheblichsten Anstrengungen macht, daß die romanhafte Unterhaltungsliteratur wesentlich eine productive Literatur, ja wol gar die der Gegenwart allein angemessene Dichtungsart sei. Dieser Irrthum schadet unendlich viel und gewiß mehr als die auf der äußersten Linken stehende Meinung, daß die kritische und raisonnirende Richtung allein dem modernen Bewußtsein entsprechend sei, weil durch jenen Irrthum das Princip sich festzustellen scheint, als sei die Tendenz einer Literatur nur die Unterhaltung an sich, ein Irrthum, welcher auch unsere Theater beherrscht und sie auf ihren Nullgrad heruntergeschraubt. Der Ungar Jósika ist unzweifelhaft ein reichbegabtes, mit vieler Phantasie und lebendigen Anschauung ausgestattetes Talent; dennoch müßten wir die Literatur der Ungarn bedauern, wenn sie durch ihn als ihren Hauptvertreter vor der deutschen Nation, ja vor Europa repräsentirt werden sollte. Hierzu reichen Jósika's Schöpfungen nicht aus; oder wären sie beziehungsweise ausreichend, so müßten wir die Literatur der Ungarn selbst für nicht ausreichend genug halten, daß man von ihr auch außerhalb ihrer Geburtsstätte Kenntniß nehmen müßte. Jósika's Roman spielt in Siebenbürgen während der verhängnißvollen Wirren unter Bátori Gábor, mit dessen Tode der Roman sein Ende nimmt. „Am 6. November 1613", heißt der Schluß, „ward in der Gruft zu Fesd der Wappenschild der Bátoris umgekehrt. Gábor war der letzte Bátori." Neben ihm, dem Verwilderten, Grausamen, dessen trefflicher Geist durch schlechten Umgang verderbt war, ist Weiß, der Stadtrichter von Kronstadt, Bátori's beharrlicher Gegner, ein Mann von edler Gesinnung, Umsicht, Tapferkeit und ausdauerndster Thätigkeit, der Held des Romans, vielleicht die anziehendste Figur in diesem reichen Drama des blutigen Bürgerkrieges.

Die Kämpfe der Sachsen gegen den hochfahrenden Fürsten, der ihre Privilegien zu kreuzen und zu beeinträchtigen unablässig bemüht war, sind äußerst lebendig geschildert; wir gedenken hier nur des farbigen Pinsels, womit Jósika die Überrumpelung von Hermanstadt und den Sturm auf das Rathhaus geschildert hat, während der unbeugsame Bürgermeister, von Kugeln und Feuer bedroht, seine Protestation gegen Übermacht und Willkür entwirft und von den Bürgern, die mit ihm sind, unterzeichnen läßt. Trefflich ist hier jener starre Sinn der Deutschen aufgefaßt, der, wenn auch weniger an der Freiheit als Princip, doch an gewissen errungenen Freiheiten, Privilegien und städtischen Rechten bis zum Äußersten festhält. Ebenso lebendig sind die Ortsbeschreibungen, worin uns der Verf. ein fast vollständiges Panorama von dem romantischen Siebenbürgen aufrollt. Alles Übrige, mit Ausnahme von Wenigem, ist mehr oder minder gewöhnliche romanhafte Zuthat und typischer Mechanismus, wie er auch bei Romanschriftstellern von geringerm Talente als Jósika zu finden ist. Die sprachliche Darstellung bewegt sich meist in den breiten Fahrgleisen des zu Mode und Brauch gewordenen Unterhaltungsstyls.

Der vierte Band dieser Ausgabe Jósika'scher Schriften enthält drei Novellen, worunter die erste: „Decebal", eine wirkliche Dichtung zu nennen ist, welcher zu einem vollkommenen Gedichte nur die Verse fehlen. Viel schöne und lebhafte Phantasie gibt sich darin kund. Die zweite: „Die treuen Ungetreuen", welche in modernen Zuständen spielt, ist gewöhnlichern Schlages, aber nicht ohne die Grundlage einer ziemlich glücklichen Erfindung, die sich auch wol für ein Lustspiel eignen möchte; die dritte: „Das Suttin", ist wenigstens lesbar, wenn auch ohne hervorstechende Eigenthümlichkeiten, weder im Guten noch im Bösen. 23.

Literarische Notiz.

Lord Henry Brougham beschäftigt sich mit der Herausgabe einer Reihe historischer Skizzen jener zahlreichen politischen Celebritäten und Genies, an denen Georg's III. Zeit so fruchtbar war. Der erste Band ist bereits erschienen und enthält: Georg III., Chatham, North, Loughborough, Sheridan, Granville, Canning, Franklin, Kaiser Joseph, Thurlow, Gibbs, Burke, Pitt, Dundas, Wilberforce, Grattan, Friedrich II., Mansfield, Grant, Fox, Windham, Erskine, Perceval, Romilly, Gustav III., nebst zwölf Portraits, zwei Aufsätzen, von denen der eine „Remarks on party", der andere „Parallel between the empress Catherine and queen Elisabeth" betitelt ist, und verschiedenen Beilagen. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 144. — 24. Mai 1839.

Peter Leroux.

Reſtaurator der franzöſiſchen Philoſophie.

(Fortſetzung aus Nr. 143.)

Woher kommt es überhaupt, fragt weiterhin Leroux, daß das pſychologiſche Problem von dem Urſprung unſerer Kenntniſſe ſeit zwei Jahrhunderten ſo viel Wichtigkeit erlangt und gewiſſermaßen die ganze Philoſophie abſorbirt hat? Dieſe Revolution, ſagt er, welche überdies von allen Begebenheiten der neuern Geſchichte herbeigeführt iſt, lag hauptſächlich daran, daß das Chriſtenthum, einmal conſtituirt, ſeine Form hat unbeweglich machen (immobiliser) wollen und durch brutale Verdammungen jede Discuſſion, welche Das, was man für ausgemacht hielt, von neuem in Frage ſtellen wollte, erſtickt hat. Wie ein Fluß, den man zu fließen hindert, ſich ein neues Bette gräbt, ſo entfernte ſich der menſchliche Geiſt, da er ſah, daß die religiöſe Form ſich unbeweglich zu machen ſtrebte und ihm keine Entwickelung verſtattete, von der conſtituirten Religion und grub ſich bei Seite neue Ausgänge. Da die Kirche aus Furcht vor dem Symbol die Discuſſion über den Grund der Dinge nicht dulden wollte, wurden die Denker genöthigt, eine Art proviſoriſcher Eheſcheidung zwiſchen der Religion und der Wiſſenſchaft auszuſprechen. Nothgedrungen haben ſie die Regelung der Seele, die Führung des Lebens, und was die Hygiene der moraliſchen Medicin heißen könnte, der conſtituirten Kirche überlaſſen und ſich auf die Anatomie der Seele zurückgezogen. Dieſe große Scheidung, lange vor Descartes vorbereitet, machte ſich beſonders auf die hervorſtechendſte Art bei Descartes bemerklich, der, immer eine abſolute Unterwerfung gegen die Kirche in allen religiöſen Materien bekennend — bei ihm eine in der That aufrichtige Unterwerfung —, das Studium der Seele und ihrer Facultäten wie eine Domaine anſah, wo ſeine Forſchung ſich frei bewegen könnte, ohne Eintrag gegen ſeine religiöſen Meinungen. Es ging daraus hervor, daß die Philoſophie durch einen langen Umweg von der Religion ſich entfernte, um ſich zum Schreine bei dem pſychologiſchen Probleme zu concentriren. Man ſah ſo hintereinander die Syſteme von Malebranche, Spinoza, Locke, Berkeley auftreten, woraus ſpäter der allgemeine Skepticismus Hume's, der Senſualismus Locke's und der Materialismus Cabanis' hervorging. Die Religion wurde ſo, daß ich ſo ſage, umgangen (tourné). Die Theologie wurde unter die Chimären verwieſen, und alle Philoſophie ſchien in dem Studium der Vermögen oder Operationen des menſchlichen Geiſtes zu reſidiren. Die Schwachen wählten, mit Hrn. Couſin zu ſprechen, die Vorhalle der Philoſophie zur Wohnung, anſtatt weiter vorzudringen. Es war Chriſtian Wolf, glaube ich, der methodiſche Wolf, welcher anfing die vier Seiten Prolegomena von der Logik abzutrennen und ſie mit dem griechiſchen Namen der Pſychologie zu bezeichnen.... Aber vor Allem waren es die Schotten, welche dazu beigetragen haben, das Gefühl der wahren Philoſophie unter der eiſigen und unfruchtbaren Unterſuchung Desjenigen, was man die Wiſſenſchaft des Geiſtes oder Pſychologie nennt, zu erſticken....

Leroux ſtellt der ſogenannten empiriſchen Pſychologie, welche die Vermögen und Verrichtungen der Seele prüft und conſtatirt, welche übrigens, ſagt er, um einige Fortſchritte zu machen, die Betrachtung des Körpers und der organiſchen Körper immer mehr in ihren Kreis ziehen muß — dieſer Pſychologie ſtellt er eine andere Pſychologie zur Seite, welche der Phyſiologie entſpreche, wie jene der Anatomie entſpricht.

Er geht mit großem Scharfſinn und dialektiſcher Beſtimmtheit drei untereinander verſchiedene Arten pſychologiſcher Beobachtung durch und zeigt, wie die franzöſiſchen Pſychologen die eine für die andere genommen haben; er macht Jouffroy mit ſeiner vorgeblichen Entdeckung, das Ich durch das Ich direct und von Angeſicht zu Angeſicht beobachten zu laſſen, lächerlich; er beweiſt ihm durch tranſcendentale Analyſe, daß das reine endliche Ich eine Chimäre ſei, indem das Bewußtſein überall und in allen ſeinen Operationen in Wahrnehmung, Gedächtniß, Einbildungskraft u. ſ. w. Ich und Nicht-Ich zugleich enthalte und in ſich vorfinde (das Nicht-Ich, als Element des Bewußtſeins, entwickelt er als das vorhergehende Product unſers Lebens [le produit antérieur de notre vie], über welches wir reflectiren). Die conſequente Durchführung dieſes Satzes durch die geſammte pſychologiſche Region iſt einer der ſchönſten Theile dieſer Kritik. Hrn. Couſin beſonders ſucht er noch in den Stunden auf, welche ihm ſeine drei Lehrer in der Pſychologie gegeben haben; dieſe waren die Herren Laromiguière, Royer-Collard und Maine de Biran, von denen Jeder die pſychologiſche Beobachtung in einem verſchiedenen Sinne genommen hatte, ohne daß ihr Schüler es gewahr worden wäre. Der Erſte war von Locke, der Andere von den Schotten, der Dritte von Leibnitz hergekommen. Er weiſt Hrn. Couſin ausführlich nach, daß er zwei verſchiedene und ſich widerſprechende Formeln mit ſich herumtrage: die eine, daß in jeder intellectuellen Thatſache ein Ich und ein Nicht-Ich enthalten ſei, und die zweite, daß das Ich direct das Ich betrachten könne. Die Originalität des Hrn. Jouffroy beſtehe darin, nicht die mindeſte Schwierigkeit darin zu finden, daß das intelligente Princip oder das Ich zu gleicher Zeit das Subject und das Object der pſychologiſchen Beobachtung ſei, an dieſer Identität ſich gar nicht zu ſtoßen und das Ich, welches beobachtet, und das Ich, welches beobachtet wird, als zwei ganz verſchiedene Weſen zu behandeln, mit einem Worte zwei Iche, oder vielmehr drei Iche zu haben, das Bewußtſein mit einbegriffen, aber drei Perſonen daraus zu machen, welche der Eine auf der Bühne, der Andere Parterre ſind, während der Dritte die Lampen anzündet, um das Haus zu beleuchten (mit Anſpielung auf das eigene Wort Couſin's: daß in dem Bewußtſein, ſo zu ſagen, das Parterre auf der Bühne ſei). Die Originalität des Hrn. Couſin dagegen beſtehe darin, daß er zwar recht gut fühle, daß das Ich ein Nicht-Ich beobachte; indem er aber das Entgegengeſetzte feſthalte, daß das Ich direct das Ich beobachte, nehme er naiv die nothwendige Folge dieſes Widerſpruches an: da das Ich das Parterre iſt und das Nicht-Ich die Bühne, ſetzt er dreiſt die Bühne ins Parterre. Man wiſſe nicht, welchem Meiſter die Palme gebühre: der Eine

verdreifacht unser Wesen, der Andere, mit einem Zauberstabe in der Hand, macht uns zu Einem oder zu einem doppelten Wesen nach Belieben.

Es ist klar, sagt Leroux, daß, wenn die Psychologen, welche heute das Monopol des philosophischen Unterrichts in Frankreich haben, über diesen entscheidenden Punkt sich verirrt haben, Alles, was sie lehren, nothwendigerweise falsch ist. Das Problem der Philosophie oder der Religion ist die Erkenntniß unser selbst, um zur Erkenntniß Gottes zu kommen. Wenn man also mit einem fundamentalen Irrthum über den Modus dieser Erkenntniß anfängt, wie sollte man nachher nicht von Absurdität zu Absurditäten, von Impietät zu Impietäten fortgehen? Mit der Psychologie anfangen, und in der Psychologie mit der Frage von dem Modus unserer Erkenntniß anfangen, und sich über diese Frage gröblich irren, heißt erst an einen Faden alle die Bande anknüpfen, welche uns zu Gott führen, uns mit der Menschheit vereinigen, uns mit unsers Gleichen, welche heute auf der Erde leben, befestigen, uns über die Familie und über das Vaterland aufklären, uns mit einem Worte eine Bestimmung für die Ewigkeit wie für die Zeitlichkeit geben sollen, und zu gleicher Zeit diesen Faden, woraus man sonden unser einziges Heil gemacht hat, entzwireißen und uns für immer und über alle Dinge irre führen. In der That, wie könnte in einem über das Leben des Ich so stark irregeführten Geiste das Gefühl für die Menschheit und für Gott entstehen? Über sich selbst verirrt, ist der Psycholog auf fatale Art über alles Übrige im Irrthum.

Wird jetzt die wahre Psychologie mit der falschen einstürzen? fragt der Philosoph; ist die Wissenschaft der Seele also ein Wahn?... Muß man alle Untersuchungen der Metaphysiker über die Natur unsers Geistes, über das Wesen und über das Leben für Chimäre erklären?... Man hat gesagt, die Heuchelei sei eine Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt; man kann etwas Ähnliches von dem Sophismus sagen.... Die Sophismen, welche wir bekämpfen, werden auch nur dienen, die Wahrheiten der Metaphysik in ihr ganzes Licht zu setzen. Die beiden Probleme der Psychologie, dieses, wie sich das Ich erkenne, und das zweite, welche wesentliche Wahrheit das Ich sei, sind in der That längst gelöst, und die Irrthümer unserer Psychologen werden dazu gedient haben, sie noch schärfer zu bestimmen. Diese beiden Probleme sind in Wahrheit Ein Problem; das Ich kann sich nur erkennen vermöge seiner Natur; und wissen, wie es sich erkenne, heißt für das Ich schon seine Natur erkannt haben. Was unsere Psychologen also gegen Locke declamiren mögen, darin hatte dieser vollkommen Recht, die Frage nach dem Modus unserer Erkenntniß bei Seite zu lassen und direct an die Frage von der Natur unsers Geistes zu gehen. Locke kommt nun zu seiner Demonstration, welche in dem alten Axiome liegt: Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu. Leibnitz versteht ihn, nur verwahrt er sich durch seinen berühmten Zusatz: Nisi ipse intellectus; d. h. Leibnitz läßt den Satz des Locke zu, daß das Nicht-Ich sich in allen unsern Erkenntnissen finde, mit der Verwahrung, daß das Ich sich darin auch finde. Wenn also das Ich und das Nicht-Ich sich in jedem Factum unserer Intelligenz finden, so können diese beiden Momente sich nicht finden, ohne ein drittes zu erzeugen, welches ihre Beziehung ist (leur rapport). Dies sagt auch die Formel von Leibnitz; damit ist gemeint die Unterscheidung dieses Philosophen von Idee oder Sensation, das Nicht-Ich besonders vorstellend, der Apperception, wo sich besonders das Ich offenbart, und des Begriffes (notion), der Beziehung zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich, wo die Sensation, sofern sie das Object repräsentirt, sich vergeistigt, so zu sagen, und Theil nimmt an der Natur des Ichs und seiner Vernunft (faculté raisonnante).

Die Wahrheit ist gefunden! ruft Leroux. Aber welche Umwege kostete es, daß wir sie heute wiedererkennen! Die Lehre des Nicht-Ichs oder der Sensation überwog im 18. Jahrhundert und endigte im Condillacismus; aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts nimmt Hr. v. Biran in Frankreich die Lehre von Leibnitz wieder auf und setzt das Ich in allen Phänomenen wieder ein. Was liegt jetzt an den eiteln Bemühungen des Hrn. Jouffroy, aus dem Bewußtsein ein von dem Phänomen abgesondertes Ding zu machen? und ebenso haben dem Hrn. Cousin seine Tergiversationen nichts geholfen, und er kann der durch Leibnitz festgesetzten Wahrheit nicht entschlüpfen, da er den Gedanken dieses Philosophen von neuem formulirte, wenn er sagt: Der Gedanke ist eine intellectuelle Thatsache zu drei Momenten (à trois parties), welcher immer zu gleicher Zeit das Ich, das Nicht-Ich und ihre Beziehung einschließt. Das ist mit zwei Worten die ganze Arbeit der Philosophie über die Natur des menschlichen Geistes seit 300 Jahren, fügt der französische Philosoph hinzu; aber diese Formel ist unendlich kostbar und werth der Arbeit von 300 Jahren. Wenn der menschliche Geist eines Tages alle die bewundernswürdigen Folgerungen, welche sie verbirgt, die Schätze, welche sie enthält, abgeleistet haben wird, wird man sie nicht allein segnen, sondern man wird sie noch wiederholen; denn ich weiß nicht, ob es unsern Nachkommen vergönnt sein wird, eine andere zu finden, welche ihr überlegen sei. Sie ist so schön und so fruchtbar, daß, um sie auf den Mann zurückzuführen, welchem sie in Wahrheit angehört, ich den Metaphysikern vorschlagen wollte, sie von nun ab die Formel Leibnitz's zu nennen (la formule de Leibnitz).

Leroux leitet von dieser Formel nun das zweite, untergeordnete Problem an, wie der menschliche Geist sich selbst erkenne? und dieser Gang führt ihn nach und nach zu der innersten geheimsten Revelation seiner eigenen Speculation. Aus der Formel selbst geht zuerst dies positiv hervor, daß, weil in jeder intellectuellen Thatsache Ich und Nicht-Ich verbunden sind, das Ich nicht direct sich beobachten könne; aber, fragt sich jetzt, wie kennt sich das Ich selbst? Das Ich, sagt er, lebt in Wirklichkeit für sich nur, wenn es sich manifestirt. Nicht manifestirt ist es in dem latenten oder virtuellen Zustande, es ist der Zustand des Leeren, sounya, der indischen Metaphysiker. Manifestirt hat es ein Object, sieht sich folglich nicht direct, sondern sieht sich in diesem Objecte; und es sieht dieses Object nur, weil es sich selbst in diesem Objecte sieht, es hat Gefühl und Bewußtsein, obschon es nicht Kenntniß seiner selbst hat. Alle Bestrebungen, welche unser Leben constituiren und ausmachen, sind die Folgerungen dieses Mysteriums unserer Natur. Das Ich sucht sich und kann sich nicht direct finden. Daher unsere Liebe zu unsers Gleichen, daher die Liebe, die Freundschaft, die Gesellschaft, das Leben....

Sehr beachtenswerth ist die Art und Weise, wie der Philosoph aus der von ihm genannten Leibnitz'schen Formel die bekannten Seelenvermögen metaphysisch ableitet, seine Gegner, die Psychologen, beständig berichtigend. Er zeigt ihnen überall, wie das Ich in seiner Essenz von der innern oder der Welt der Zeit ebenso verschieden bleibt wie von der Welt des Raumes, und die eine für das Ich ebenso objectiv ist wie die andere. Dies führt ihn auf die metaphysische Frage: ob die Ideen außer uns eine reelle Existenz haben? „O, ohne Zweifel", antwortet er. „Wie viel Metaphysiker von Plato bis auf Cudworth sind davon überzeugt gewesen. Merkt wohl, ich sage nicht, daß die Ideen, wie einige Philosophen behauptet haben, eine körperliche oder materielle Existenz haben; ich sage nur, was sehr verschieden ist, daß sie eine Existenz außer uns, außer dem Ich haben; mit einem Wort, ich sage, daß die Welt der Zeit, welche daraus besteht, ebenso reell ist wie die Welt des Raumes. Aber hier stehe ich am Ufer eines Oceans, wo ich nicht weitergehen will. Ich darf nicht vergessen, daß, wenn ich mich hier bestrebe, den Rahmen der wahren Psychologie zu zeichnen, es einzig in der Absicht geschieht, diese Wissenschaft gegen die Anschuldigungen zu verwahren, welche man aus den Absurditäten der neuern Psychologen zu ihrem Nachtheile ziehen könnte." Er wird diese Frage in der Abhandlung vom Idealismus wieder aufnehmen.

Wie hat aber, stellt er sich weiter das Problem, die Entdeckung gemacht werden können, welche Leibnitz zu seiner For-

mel geführt hat? Welche Gewißheit haben wir in ihrer Hinsicht? Viel Zeit gehörte dazu, viele Metaphysiker sind dabei vorübergegangen, und die meisten Menschen sind selbst heute noch, da sie gemacht, in einer natürlichen Unfähigkeit, sie anders als logisch zu erfassen, und können nicht dahin gelangen, durch die innere Erfahrung (le sentiment intime) direct Bewußtsein davon zu ergreifen. Es handelt sich hier um eine schöpferische Krisis (d'une crise de création), so zu sagen, analog dem Übergang der Sensation zum Gedanken. Das Thier empfindet und denkt nicht zu gleicher Zeit, daß es empfindet; der gewöhnliche Mensch empfindet und denkt zu gleicher Zeit, daß er empfindet; der durch die Erleuchtung gewisser Wahrheiten gewissermaßen zu einer andern Natur erhobene Mensch denkt, und denkt zu gleicher Zeit, daß er denkt. Dieser Satz erhält die ausführlichste Entwickelung. Im Widerstreite mit Leibnitz entwickelt Leroux, daß die Vernunft aus dem Selbstbewußtsein entspringe, während Leibnitz umgekehrt das Selbstbewußtsein aus der Vernunft ableitete. Leroux verwirft deshalb auch die Folgerung von Leibnitz, daß die Thiere kein Bewußtsein ihrer selbst haben. Es hieße, sagt er, die göttliche Schöpfung fragmentiren, den Menschen dergestalt von dem Reste der Schöpfung zu trennen, daß man dem Menschen Alles gäbe, den vorhergehenden Werken Gottes aber (aux oeuvres antérieures de Dieu) Alles verweigerte. Das Bewußtsein unser selbst erlaubt uns, von den Phänomenen zu abstrahiren, und wird so die Quelle der Vernunft. Aber es gibt Stufen in der Kette der Thiere . . . Bei dem Menschen nimmt die Transformation des Nicht-Ich in dem Phänomen immer mehr und mehr, und in dem Maße, als man sich erhebt, den Charakter des Gedächtnisses und der Einbildungskraft an. Dieser Phase folgt bei den meisten Menschen die Abstraction von ihnen selbst oder von dem Ich. Sie gelangen dahin, einen gewissen Begriff ihrer selbst zu abstrahiren, entweder von den Phänomenen der Welt des Raums, oder den Phänomenen der Welt der Zeit, indem sie die einen den andern entgegensetzen. Sie sagen also Ich; sie erkennen sich als existirend; sie denken sich, wie Leibnitz sagt; dergestalt, daß, selbst wenn sie Sensationen, äußere oder innere, erfahren, sie eine von der Sensation verschiedene Operation hervorbringen; sie nehmen wahr, daß sie empfinden, weil sie existiren, d. h. weil sie außer der Sensation selbst virtuell sind: d. h. sie denken, daß sie empfinden, und deshalb muß man anerkennen, daß die meisten Menschen fähig sind simultan mit der Sensation zu denken. Aber da bleibt die immense Majorität der Menschen stehen; sie erheben sich nicht weiter. Um sich höher zu erheben, muß die Hülfe der Religion ihnen gewährt sein. Auch ist es wahr, daß dieses „Supplement des Gedankens", welches ihnen gestattet, Gott und sich selbst auf eine umfassendere Weise zu denken, als sie direct zu thun fähig waren, ihnen wirklich, so zu sagen, so wenig „natürlich" ist, obgleich das Bedürfniß ihnen natürlich und unerläßlich ist, daß sie dieses himmlische Manna empfangend alteriren und es geschwind in Idolatrie verwandeln.... Aber denkt Euch einen Mann wie Leibnitz, welcher unter dem Einflusse gewisser, immer, was man wol anerkennen muß, religiöser Gedanken, den Zweck des Lebens, den Sinn des Lebens, die Causalität des Lebens ohne Aufhören zu suchen beschäftigt ist, auf sich selbst, auf seine vorübergehenden Handlungen reflectirt: dieser Mann wird dahin gelangen, nicht allein sich zu denken, sondern das Sein (l'être) zu denken, wie Leibnitz sagt, und er wird daraus schließen, daß er in jedem Phänomene ist, unabhängig von dem Phänomene. Dies ist der höchste Grad, auf welchen der Mensch sich erheben kann. Man muß jetzt sagen, fügt der Philosoph hinzu, daß in den neuern Zeiten die Menschen so sich selbst dachten, wie Leibnitz spricht, weil sie unter der Inspiration der religiösen Tradition des menschlichen Geschlechts lebten. Doch da die Philosophie im 17. Jahrhunderte einen andern Weg eingeschlagen und den alten Glauben aufgegeben und beschlossen hatte, Alles durch sich selbst zu suchen, wie ein Kind, welches keine Ältern auf der Erde hat, so mußte sie entweder bei dem Nichts endigen, oder auf eine unerschütterliche Weise von der Realität unsers Wesens und seiner Dazwischenkunft in den Phänomenen Bewußtsein ergreifen; der spontane Glaube reichte ihr nicht aus. Man mußte also eine objective Formel der absoluten Existenz unsers Seins (de notre être) im Schooße der Phänomene haben, und diese Formel mußte noch zur selbigen Zeit subjectiv sein; denn wie könnte man sonst daran glauben? Mithin würde entweder diese Formel in uns subjectiv durch eine Anstrengung, derjenigen vergleichbar, welche die Mystiker Revelation nennen, oder, auf indirectem Wege, auf dem Wege der objectiven Betrachtung erreicht und ginge darauf in unsere Subjectivität ein. Welches Werk! ruft Leroux aus; war es glaublich, daß man bei einer solchen Unternehmung glücklich sein würde? Sicherlich, wenn zu Zeiten von Descartes und Locke die Denker die ganze Tiefe der Frage, an welche sie gingen, gesehen hätten, sie hätten nicht gewagt, es zu thun; sie wären unter dem Flügel der alten Offenbarungen geblieben; sie hätten es nicht gewagt mit den natürlichen Kräften ihres Geistes ein so furchtbares Problem zu erforschen (sonder). Allein, geschützt, so zu sagen, durch unsere Finsterniß, schreiten wir immer voran: audax Iapeti genus! Die Philosophen haben, so zu sagen, das Unmögliche versucht, und es ist ihnen gelungen! Diese objective Formel von dem Stande unsers Seins (de l'état de notre être) ist erlangt worden. Ward sie es auf dem Wege, den ich soeben Offenbarung (révélation) nannte, d. h. durch eine, einem Menschen in einem gewissen Augenblicke der Dauer auf göttliche Weise bewilligte höhere Anschauung? Oder ward sie es auf dem Wege der Logik, und kennen wir sie nur noch wie eine Probabilität, gleich den Gesetzen der physischen Welt, welche wir annehmen, ohne subjectiv Bewußtsein davon zu haben? Ich antworte, daß die beiden Wege, welche zu dieser Entdeckung führen konnten, wirklich beide dahin geführt haben; daß ganz gewiß eine besondere Intuition, in dem Sinne, daß sie in der Menschheit neu war, wol der Antheil und das Privilegium eines so großen Mannes als Leibnitz sein konnte; aber daß ganz gewiß auch diese Formel, so zu sagen, logisch geschlossen werden konnte aus den verschiedenen Systemen, welche sich in die Metaphysik theilten, und daß wir, nachdem wir sie erlangt und objectiv besitzen, nachher subjectiv Bewußtsein daran ergreifen konnten. Wie es auch sei, wir haben sie diese Formel; sie ist die Frucht des ganzen philosophischen Fortschritts von drei Jahrhunderten.

Leroux bemüht sich, zu zeigen, wie die Entwickelung der deutschen Speculation von Kant bis Hegel nur beständig in dem Geiste der Leibnitz'schen Formel gearbeitet, diese, so zu sagen, erst ganz herausgearbeitet habe. Ich kann nicht umhin, sagt er hierbei, zu constatiren, daß die ganzen philosophischen Arbeiten Deutschlands in diesen letzten Zeiten auf diese Conclusionen hinauskommen, bei welchen ich angelangt bin; ich lege Werth auf diese Bestätigung der wahren Psychologie, welche ich ausgesprochen habe, durch Deutschland. In der That, wenn alle die wahrhaften Entdeckungen, welche, sei es in Frankreich, oder England, oder Deutschland, gemacht werden konnten, nicht convergirten und zusammenstimmten, wenn es zuletzt nicht möglich wäre, einen leitenden Faden in der metaphysischen Werkstätte zu erfassen, so müßte man an der Wissenschaft verzweifeln und sie stehen lassen. Aber glücklicherweise ist es nicht so, und ich hoffe eines Tages besser, als ich hier konnte, das geheime Band zu zeigen, welches die individuellen Anstrengungen der Denker seit Descartes vereinigt, die durch die Vorsehung einem gemeinschaftlichen Zwecke zugetrieben wurden, nämlich zu der Entdeckung von dem wahren Begriff unserer Natur und folglich des wahren Modus unserer Erkenntniß..... Nach einem langen und rauhen Kampfe zwischen den Schulen von Kant, Jacobi und Fichte kommt man in Deutschland dahin, zu erkennen, daß die Principien dieser drei Schulen, d. h. die drei verschiedenen Definitionen des Seins (de l'être) oder des Ich, im Namen welcher diese drei Schulen gesprochen haben, nur

die abgesonderten Strahlen von einem einzigen Strahle sind, von einem in seiner Einheit dreifachen Strahle. „Dieses historische Resultat der Arbeiten Deutschlands", schreibt Leroux, „interessirt mich, ich gestehe es, im höchsten Grade, und erfüllt meine Seele mit Gewißheit und Zufriedenheit; denn ich selbst, ich bin von selbst schon vor drei Jahren, und ohne von der deutschen Philosophie etwas zu wissen, zu einem vollkommen identischen Resultate gelangt." *)

Leroux will, daß die Formel, welche die wahre Natur des menschlichen Geistes und den Modus unserer Selbsterkenntniß enthüllt, welche durch die Ergebnisse der deutschen Speculation so siegreich bestätigt werde, die Formel: „Der Gedanke ist eine intellectuelle Thatsache aus drei Momenten, eine Thatsache, welche ganz und gar verloren geht bei der geringsten Vergessenheit eines von diesen dreien: die drei Momente dieses Factums sind in dem Gedanken sein Subject, sein Object und seine Form — das Ich, das Nicht-Ich und ihre Beziehung" — über alle Katheder in Frankreich, wo man Das, was heute Psychologie heißt, vortrage, geschrieben werde. Alsobald wäre es aus mit der absurden Methode der directen Beobachtung der Thatsachen des Bewußtseins. Die Professoren müßten schweigen oder reflectiren. Man würde nicht das intellectuelle und moralische Leben bei allen Kindern, welche Frankreich seiner Universität anvertraut, im Keime tödten. Professoren und Schüler würden versuchen, diese Formel zu verstehen, deren Fassung Hrn. Cousin's größtes Verdienst einst ausmachen würde, obschon sie zu gleicher Zeit die absolute Verurtheilung alles Dessen ist, was er außerdem über Psychologie geschrieben oder gelesen hat. Die Phrase Hrn. Cousin's würde wie die mysteriöse Sphinx sein, welche ein Problem aufgibt und das Leben in einem Räthsel offenbart. Viele dieser jungen Leute, welche man heute durch die Lehre eines falschen Spiritualismus verblendet, den schon Bossuet vor 200 Jahren verleugnete, würden ohne Zweifel dahin kommen, sich des Sinnes dieser Formel zu bemächtigen und ihren Werth zu begreifen. Alsdann würden sie nicht ausgesetzt sein, entweder in den Skepticismus, oder in den Materialismus, oder in den Mysticismus beim ersten Angriff zu verfallen. Das subjective Leben würde ihnen ebenso evident erscheinen als das objective; aber von der andern Seite würden sie begreifen, daß das subjective Leben einen Zweck hat, und daß die Philosophie uns zu Gott führen soll durch die Menschheit, durch die Welt, mittels des menschlichen Lebens und der Natur. Erleuchtet von dem Lichte, welches diese Formel über jedes Ding verbreitet, würden sie sich weitere Fragen stellen und könnten sich mit Hülfe dieser Formel den Weg zu einer allgemeinen Philosophie bahnen. In der That, wir können versichern, daß die Philosophie heute den Horizont der Psychologie überschritten hat. Meister dieses, dem menschlichen Geiste errungenen großen Resultates, haben wir schon angefangen, unsern Blick etwas Anderm zuzuwenden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Geschrieben 1838.

Notiz.

Wellington über die Schlacht bei Waterloo.

In einem bald nach der Schlacht vom Herzoge von Wellington an den Marschall Beresford geschriebenen Briefe äußert sich jener auf folgende Weise über dieselbe: „Sie werden von der Schlacht am 18. gehört haben. Niemals sah ich einen solchen Kampf des Aufeinanderrennens. Beide Theile waren, was die Boxer gefrässig (glutious) nennen. Napoleon manoeuvrirte ganz und gar nicht. Er ging ganz in der alten Kriegsweise gerade drauf los, in Colonnen, und wurde auch in der alten Weise wieder zurückgetrieben. Der einzige Unterschied lag darin, daß er diesmal die Cavalerie unter seine Infanterie mengte und beide durch eine ungeheure Menge Artillerie unterstützte. Ich hatte unsere Infanterie eine Zeit lang in Vierecken aufgestellt, wo dann die französische Cavalerie so um uns her sich tummelte, als ob sie zu uns gehöre. Niemals habe ich die britische Infanterie sich so vortrefflich halten gesehen." 104.

Literarische Anzeige.

№ I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen, versendet von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
1839. Januar, Februar und März.

1. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
2. **Barthels (Friedr.),** Die naturgemäße Behandlung der Schafwolle durch schwanenweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe. Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.
3. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Vierter Jahrgang. 1839. 52 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.

   Jahrgang 1836. 2 Thlr. 16 Gr.; Jahrgang 1837 und 1838 à 3 Thlr.
4. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band: M—R. Sechste und siebente Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
5. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1839. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
6. **Busch (Dietr. Wilh. Heinr.),** Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Erster Band. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.
7. Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände. Gr. 8. Auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.
8. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Achtes bis zehntes Heft. (Eisenmann—Furlanetto.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

   Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.
9. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von **Georg Friedr. Most.** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Siebentes Heft. (Labia—Matricaria chamomilla.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 145. — 25. Mai 1839.

Peter Leroux,
Reſtaurator der franzöſiſchen Philoſophie.

(Beſchluß aus Nr. 144.)

Was Leroux bei dieſer Andeutung meint, das iſt die von ihm unternommene ſpeculative Erklärung der Dogmen der katholiſchen Kirche, der Inſtitutionen des Staates, vor allem die Conſtituirung einer Formel des allgemeinen Lebens. So hat er in dem Artikel „Conscience", auf den Begriff des Geiſtes geſtützt, den Begriff des Fortſchritts und der Perfectibilität der Menſchheit und des Individuums auf eine metaphyſiſche Demonſtration zu ſtützen verſucht; in mehren andern findet er, daß jene Formel von Uralters her den Grund und ſo zu ſagen den heiligen Schatz aller großen Religionen ausgemacht habe. Mit einem Worte, jene pſychologiſche Formel iſt ihm nur ein engerer Geſichtspunkt der Trinität des Chriſtenthums, Ägyptens und Indiens. Die Trinität reſumirte für die Chriſten und die Platoniker die Pſychologie wie die Theologie. Gott iſt einer und dreieinig zugleich, Ertrag der Theologie; der Menſch iſt einer und dreieinig zugleich, Ertrag der Pſychologie. „Ich ſage Euch", läßt Leroux in dem Artikel „Christianisme" einen Philoſophen zu einem Chriſten ſprechen, „daß der Begriff des Wortes, oder vielmehr der Trinität, oder, wie die Kirchenväter ſagten, die drei Hypoſtaſen Gottes, der Grund aller Metaphyſik ſind und folglich aller Philoſophie und aller Religion. Das Leben des Ichs begreifen und von da ſich zu der Erkenntniß unſerer Beziehungen zu dem Weſen der Weſen und zur Erkenntniß unſerer Beſtimmung und unſerer Unſterblichkeit erheben, dies iſt das Feld der Religion. Glauben alſo, daß Gott einer und dreieinig zugleich iſt, weil wir dieſe Einheit und Dreieinigkeit in jeder Manifeſtation des Lebens wiederfinden, ſowol in uns als in der äußern Natur, das iſt uns auferlegt als die Grundlage der Religion ſelbſt."

Es iſt evident, ſagt Leroux, daß dieſe Fragen, von denen die eine die moraliſche mit der phyſiſchen Welt zu verbinden ſucht, indem ſie uns alle Phänomene des allgemeinen Lebens als ein einziges Factum, ein einziges Geſetz, ein einziges Princip zeigt, und die andere die ganze Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in einen einzigen Ring zu ſchließen ſtrebt, die Philoſophie auf ein ganz neues Theater führen. Es ſei unendlich merkwürdig, daß der Ausgangspunkt ſolcher Unterſuchungen zur Grundlage und zum Stützpunkt die pſychologiſchen Entdeckungen Deutſchlands habe. Welcher bewundernswürdige Synchronismus!.... Auch wir hatten, ſagt er, im 17. Jahrhundert unſere Metaphyſiker, wir waren das Volk, welches Descartes, Malebranche, Arnauld hervorbrachte; aber Leibnitz hat uns dieſen Kranz entriſſen und die Metaphyſik zu den Deutſchen übergetragen. Wir hatten uns im 18. Jahrhundert in die Schule Locke's begeben, und wir hatten ſogar das Syſtem dieſer Schule, um es zu vereinfachen, verderbt und eingeſchränkt. Wir hatten den Condillacismus hervorgebracht, welcher die Negation aller Metaphyſik iſt. Ja, es iſt ganz gewiß, wir verließen im 18. Jahrhundert die Spur der wahren Wiſſenſchaft, und es gab in Frankreich keine Nachfolger der Descartes, der Arnauld, der Malebranche. Wir ſchifften uns mit einem Irrthum ein, um die Welt zu revolutioniren. Wir ſtürzten die ganze Vergangenheit, Religion und Politik um ohne andere Arche der Rettung als einen abſurden Materialismus. Und was that unterdeſſen Deutſchland? Es, welches die Reformation gemacht hatte, begnügte ſich damals im Geheimen und Stillen eine Pſychologie zu machen. Eine Pſychologie, eine Formel, eine Phraſe, welche man auf eine Zeile bringen kann, drei Worte, das iſt die Arbeit, welcher Deutſchland ein Jahrhundert ſeiner Exiſtenz widmete. Während wir handelten, meditirte es. Es, welches ſo viel bewegt und ſo viel gehandelt hatte, es philoſophirte jetzt, während wir, welche wir nicht durch Luther durchgegangen, ſondern welche wir über die Reformation geſprungen waren, uns unter Voltaire und Jean Jacques unter die Fahne des großen Kreuzzugs einer noch vollkommenern Zerſtörung der Vergangenheit, als Deutſchland ehemals verrichtet hatte, einſchrieben..... Allein wir, bei dem Mangel einer Pſychologie, waren wir wirklich ohne alle Metaphyſik? Behaupteten wir wirklich, mit dem Senſualismus, dem Materialismus die Welt zu retten? War es der Senſualismus, der Materialismus, welcher wahrhaft den Grund unſerer Moralität und Intelligenz ausmachte? Nein, tauſendmal nein. Wir ließen, es iſt wahr, Deutſchland den Ruhm, die Pſychologie zu machen, und wir verſteckten uns ſelbſt unſere Unwiſſenheit über dieſen Punkt mit einem falſchen Syſtem; aber wir brachten eine andere, nicht minder koſtbare Formel als die Formel des Ichs der Welt; wir brachten die Formel des Wir, die Formel der Humanität. Während Deutſchland eine Pſychologie hervorbrachte, brachten wir, Frankreich, die Lehre der Perfectibilität hervor... Welche Beziehung findet ſtatt zwiſchen dem Gedanken von Condorcet und Saint-Simon, welche ſicherlich keine großen Pſychologen ſind, und dem Gedanken Kant's und ſeiner Schüler, welche einzig in der Pſychologie verſenkt zu ſein ſcheinen? Heute ſehen wir dieſe Beziehung — lange blieb ſie unbegriffen. Noch vor zehn Jahren — was ſah man? Gegenſeitige Verachtung, wechſelſeitige Angriffe, den Krieg der Geiſter.... Das Verſtändniß der Deutſchen entging uns ſo gut, als das Verſtändniß der großen franzöſiſchen Schule den Deutſchen fehlte.

Unſere Väter, mit dieſem Bekenntniſſe ſchließt Leroux, hatten uns eine Formel der Humanität gegeben; ſie war für ſie mehr objectiv als ſubjectiv. Subjectiv hatten ſie nur das ſtolze Gefühl geringſchätziger Heiterkeit, welche die Verachtung der Vergangenheit ihnen einflößte. Sie hatten überdies die Perfectibilität objectiv erfaßt, d. h. als eine Accumulation von Kenntniſſen und, ſo zu ſagen, von einem Mobiliar, das von Jahrhundert zu Jahrhundert wächſt. Das Gefühl (le sentiment) hat in uns andere Wirkungen hervorgebracht. Wir haben uns feierlich ſelbſt über die Ruinen, womit die wilde Leidenſchaft (le fougue) unſerer Väter die Welt beſät hatte, befragt. Himmel und Erde, Alles fehlte uns. Wir waren bereit, aus Verzweiflung uns in das Grab zu legen, wenn nicht ein Lichtſtrahl uns zu erleuchten käme. Eine Intuition be-

mächtigte sich unser. Wir hatten Glauben (foi) an Gott, als gegenwärtig in der Menschheit. In diesem Fortschritt, von dem wir sprachen, erkannten wir das Ideal, in dem Ideal das Wort der alten Religionen. Nachher stiegen wir in unser Herz hinab, um uns zu fragen, ob Alles, was wir in der Geschichte wahrnahmen, einen Grund in uns hatte; und bei dem Scheine (à la lueur) Dessen, was wir in der alten Theologie entdeckt hatten, fanden wir in uns selbst die metaphysische Wahrheit, welche dieser Theologie stattgegeben hat. Es wurde für uns evident, daß die Philosophie, indem sie das Problem des Ichs erforschte, strebte Religion zu werden. Es war evident für uns, daß die Philosophie und die Religion nur Einen Zweck haben, den, das Leben zu formuliren. Und, die Geschichte in der Hand, von neuem diese Dinge betrachtend, haben wir das Wort: Dreieinigkeit, ausgesprochen und gesagt: die Dreieinigkeit des Christenthums ist die Formel des Lebens selbst.

Und jetzt, indem wir in Dem, was Deutschland in der Psychologie gearbeitet hat, graben, was finden wir? Nichts Anderes in der That als eine psychologische Demonstration der Dreieinigkeit. Wir waren eben dort angelangt. Aber welche herrliche Bestätigung! Was Deutschland, ganz mit dem Ich beschäftigt (préoccupée), Idealismus nennt, stimmt überein mit Dem, was wir selbst, ganz mit dem Wir beschäftigt, Idealismus genannt haben.

Mit Frankreich steigt die Religion auf die Erde herab, ohne aufzuhören Religion zu sein. Der Mensch wird in Zukunft also zwei leitende Pole haben, die Kenntniß des subjectiven Lebens in uns und die Kenntniß des collectiven Lebens, das Ich und die Menschheit..... Und darum steht Deutschland heute still, als wenn es ermüdet wäre und einen andern Weg einschlagen wollte. Es scheint seine Philosophen zu fragen: Was wollt Ihr, daß ich mit Euerer Metaphysik mache? Dies Alles ist nur gut, um uns dem Himmel zuzuführen. Und der metaphysische Geist hat angefangen in Deutschland zu versiegen. Und ebenso ist Frankreich stehen geblieben und hat zu seinen Neuerern gesagt: Was wollt Ihr, daß ich mit Euerer Philosophie mache? Dies Alles führt nur zu der Erde hin (tout cela ne conduit qu'à la terre). Und der philosophische Geist schien in Frankreich zu versiegen. Die Zukunft wird die beiden Tendenzen in Gesellschaft bringen, die beiden Resultate vereinigen; der Idealismus, basirt zu gleicher Zeit auf die Wissenschaft des Ichs und auf die Wissenschaft des Wir, wird die Religion und das praktische Gesetz der Welt werden.

Ich halte mich zurück, an dieser sicherlich ganz neuen und originellen Quelle philosophischer und religiöser Speculation Frankreichs länger zu schöpfen; ich habe nur auf diese, wie es scheint, in Deutschland bisher ganz unbeachtete, merkwürdige und sehr wichtige Erscheinung an dem geistigen Horizonte Frankreichs die Aufmerksamkeit lenken wollen, und dies dürfte mir gelungen sein. Von Kritik kann, wie sich versteht, nicht eher die Rede sein, bis das ganze System von Peter Leroux vollständig vor uns liegen wird; das erste wahrhafte philosophische System eines Franzosen seit den guten Zeiten französischer Metaphysik im 17. Jahrhundert, vor welchem der bittweise angenommene, jetzt herrschende, aber ohnmächtige Eklekticismus und Psychologismus wie ein Automat ohne Seele und Geist in Stücke zerfällt. So manche Erscheinung auf diesem Boden in neuerer Zeit hat uns getäuscht, und nicht blos uns, sondern das eigene Land. Welche Beispiele könnte ich anführen! Auch gegen Leroux würden wir daher mistrauisch sein, wenn hier nicht ein ernstes, wissenschaftliches Arbeiten, ein Streben nach Aufbauen und Gründen und Klarheit mit der Tiefe sich verbunden zeigte. Wissenschaft aber ist Macht, und ich erkenne in diesem Reformator oder, will man, Restaurator der Philosophie in Frankreich eine Macht, welche gerade auf dieses Land einen bedeutungsvollen Einfluß ausüben wird, weil er ganz und gar aus der französischen Tradition die Nahrung seines Geistes gezogen und die deutsche Philosophie nur dabei zum Probirstein seiner speculativen Schöpfung genommen hat. Hegel's Schriften z. B. bekennt Leroux selbst noch nicht gelesen zu haben, er kennt ihn blos nach Berichten Anderer. Indessen ob der Durchgangspunkt eines neuen philosophischen Geistes vor oder in dem Systeme von Hegel liege, ist, scheint mir, ein Problem, um welches man in Deutschland selbst sich streitet. Doch dies betrifft mich hier nicht. Höchst merkwürdig bleibt es, daß in dem Kopfe eines französischen Philosophen heute ein originelles speculatives System sich organisirt, welches indeß nicht blos die Vergangenheit resumirt, sondern sich wartend vor die Zukunft hinstellt. Lassen wir die Todten ihre Todten begraben — schließt Leroux seinen Artikel über und gegen den Eklekticismus —, wie Jesus sagte, und wenden wir unsere Gedanken gegen die zukünftige Stadt, wie Paulus sagte: „Non manentem habemus hic civitatem, sed futuram inquirimus"; sowie er seinem ganzen Unternehmen das Wort Leibnitzens, dieses großen Philosophen der Zukunft, zur Devise gegeben hat: „Videtur homo ad perfectionem venire posse". Viele in Deutschland, welche so tiefe Conceptionen von den Mysterien der christlichen Kirche, von der Trinität, von der Eucharistie in der Philosophie geschöpft hätten als der französische Philosoph, würden, während sie die Göttlichkeit und die Wunder Jesu Christi entweder leugnen, oder als Mythe bestehen lassen, den Namen Christen und das Bekenntniß des Christenthums sich nicht wollen nehmen lassen; nach der Richtung, welche der Protestantismus in Folge der Philosophie seit Kant genommen hat, wo das Christenthum aus Mangel einer sichtbaren, historischen Kirche an die Philosophie sich angelehnt hat und zu einem philosophischen Begriffe geworden ist, läßt sich dieses Festhalten an Wort und Begriff rechtfertigen. Leroux, aus dem Schooße des Katholicismus hervorgegangen und von dem Begriffe der Kirche, mithin von dem der Geschichte beherrscht, Leroux, sage ich, faßt Christus und Christenthum und christliche Kirche auf der einen Seite ebenso positiv und historisch, als er auf der andern Seite Religion und Philosophie identificirt und sich schneidend gegen Diejenigen erklärt, welche die Menschheit in zwei Lager theilen, von denen das eine die Philosophie, das andere die Religion repräsentire. Gegen die historische Kirche, das historische und bestehende Christenthum und Priesterthum setzt er sich von dem Ideal aus in Opposition, und er erklärt sich außerhalb der Kirche und des Christenthums, so jedoch, daß er aus der Sphäre der Speculation und Wissenschaft nirgends herausgeht. Dadurch hat er sich ebenso sehr von den Saint-Simonisten gesondert, welche mit unrichtigen philosophischen Principien die Welt reformiren wollten, als er von den verunglückten Reformen der französischen Kirche durch Ghatel und Auzun ebenso theoretisch als praktisch unendlich weit entfernt ist. Er entwickelt ein System, er entfaltet ein wissenschaftliches Princip und arbeitet in und an dem Gedanken. Sein philosophischer Styl ist musterhaft und ein glänzender Beweis von der Fähigkeit der französischen Sprache als Ausdrucks philosophischer Gedanken. 137.

Romanenliteratur.

1. Tremaine. Vom Verfasser des de Vere. Aus dem Englischen von H. Roberts. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1858. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Schade daß ein Werk wie das obige, welches auf deutschem Boden so gar kein Glück machen kann und auch nicht zu machen verdient, gerade einen der bessern und gewissenhaftern Übersetzer gefunden! Allerdings erfreute sich das Buch, welches vor mehren Jahren erschien, in England eines momentanen Rufs, was nur der Umstand erklären mag, daß es allen, auch den kleinlichsten Vorurtheilen englischer Moralphilosophie huldigt; ein solches Buch aber Deutschland in einer Periode bieten, die in literarischer Hinsicht eine Emancipationsperiode sein will, zeugt von einer seltenen Unkenntniß der Zeit. Nur von den stillen Seelen, die noch im Stande sind, in ländlicher Einsamkeit den weitausgezogenen Faden Richardson'scher Romane

mit heißer Andacht zu verfolgen, wird es nicht geradezu aus der Hand geworfen werden, aber Begeisterung kann auch der Beschränkteste für diesen trockenen Verstandesroman nicht empfinden, der an die Johnson'sche Zeit, an „Rasselas, prince of Abyssinia" erinnert; indessen war „Rasselas" ein mit einer classischen Feder geschriebenes dünnes Bändchen, und „Tremaine, the man of refinement", füllt drei dicke Theile von fünfstehalbhundert Seiten jeden. Es ist uns ganz unmöglich gewesen, mehr als den ersten zu verschlucken, in dem noch nichts geschieht. Der Verf., der Ward heißt, bekennt selbst am Schlusse seiner Arbeit seine poetische Unfähigkeit in dem naiven Geständniß, mit welchem er sich entschuldigt, die Hauptsache nicht dargestellt zu haben: es sei ihm noch nie möglich gewesen, eine Scene, auch nur die kleinste, zu schildern; er könne nur erzählen, was man ihm erzählt. So entbehrt das Werk aller Frische, aller Lebensunmittelbarkeit, zugleich aber auch aller Erfindung, dieser Tochter der Phantasie. Wenn es dann wenigstens nur eine gute moralische Abhandlung wäre; doch welchen Standpunkt Ward in der Philosophie des Lebens einnimmt, beweist zur Genüge ein einzelner Zug seiner Composition. Er läßt seinen Helden, der ohne eine komische Figur zu sein oder sein zu sollen, der unerträglichste Narr von der Welt ist, aus Langerweile Hypochonder durch zu vieles Essen werden, weil er ein zu guter Mensch, oder zu edel gewesen, um wahrhaft lasterhaft zu sein und sich andern Verirrungen zu ergeben, womit der Verf. auf Verirrungen der Liebe und Leidenschaft hindeutet — eine wahrhaft englische Moral! Daß diese interessante Person am Ende gebessert wird, ist uns wahrlich sehr gleichgültig, und ebenso wenig trifft des Verf. Zeichnung dieses absurden Helden Das, was er refinement nennt, und was dem Übersetzer unübertragbar scheint, die Übercultur unserer Zeit; denn solche geringe Individualitäten ohne alle Thatkraft finden sich in jeder Zeit, in der gebildete Menschen lebten und lebend gegen den Ballast des menschlichen Schiffs und seine zunehmende Schwere, gegen die angeborene Trägheit und vis inertiae unserer Natur mit mehr oder minder Geist und Willenskraft ankämpften. Tremaine nun bleibt in diesem Kampf aller Zeiten eine völlige Null — und wär er am Ende nur das, eine Null ist doch eine in sich abgeschlossene Form; aber wozu versuchen wir's, diesen nichtigsten aller Romanenhelden hier zu charakterisiren? Wahrlich Charles Dickens' fat boy in den „Pickwickiern" ist uns, nicht blos an seiner Stelle, sondern sogar als Person lieber. Völlige Verkehrtheit ohne Witz oder Humor, das ist Tremaine, die nüchternste Geburt des gemeinen Verstandes, welche die Irrungen der Cultur je hervorgebracht. Der rohe Träge hat keine geistigen Bedürfnisse, oder sie reduciren sich wenigstens nur auf Klatsch- und Neuigkeitssucht, die er befriedigen mag, wie er will und kann; der gebildete Träge hat mehr und viele, die sein natürlicher Hang ihm zu befriedigen untersagt. Ein solcher Esel zwischen Stroh und Heu ist Tremaine. Wäre diese Seelensituation mit Humor behandelt, statt mit sentimentalem Ernst, sie könnte komisch fruchtbar sein.

2. Der Uskoke. Roman von George Sand, übersetzt von A. Diezmann. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir bemerkten in einer frühern Anzeige, George Sand könne, wenn sie ihre Zerrissenheitsmanier verlasse, wol gar zu der Classe derjenigen Romanenschreiber hinabsinken, deren einziger Zweck die Füllung von Bänden ist, und das vorliegende Werk bestätigt diese Befürchtung schneller, als wir erwartet hatten. Wir würden die Übersetzung schlecht nennen, wären uns nicht noch schlechtere vorgekommen; gern glauben wir daher, daß es sich im Originale anders ausnehmen mag, auch hat es einzelne poetische Schönheiten, wir begegnen hin und wieder einer feinen Bemerkung und malerischen Beschreibungen von Scenerie, wie sie der Sand oft so gut gelingen; doch innere Wahrheit, poetische Nothwendigkeit, Bewältigung des so interessanten Stoffes finden wir nirgend. Es ist die Fabel des „Corsaren" und von „Lara", in venetianische Verhältnisse übersetzt. Ein vornehmer Venetianer, Gouverneur einiger griechischen Inseln, und dahin geschickt, Seeräuber auszurotten, duldet sie erst, um durch Antheil an der Beute sein ganz zerrüttetes Vermögen wiederherzustellen, und wird endlich unter dem Namen des Uskoken, jener Flibustiers des adriatischen Meeres, insgeheim ihr Anführer, wobei er die Rolle des venetianischen Beamten officiell fortspielt und durchführt. Hier ist Gelegenheit zu den schönsten Situationen, nur müßte uns die Möglichkeit der Sache besser begreiflich gemacht werden, und vorzüglich müßte der Charakter des Verbrechers selbst interessiren; aber Alles, was Byron's „Corsaren" noch mit der Menschheit verknüpft, der gewaltige Haß, die mächtige Liebe, die Sucht der Gefahr, hat die Sand ihrem Helden genommen, um nur Golddurst an die Stelle zu setzen und eine vampyrische Gewalt über Menschen, die uns ganz unbegreiflich erscheint, denn dieser Orio besitzt nicht einmal die ausschweifende Willenskraft, die vielleicht das letzte und höchste Mittel ist, wodurch ein solcher Charakter Andere fesselt; zwar wird sie ihm zugeschrieben, aber wir erkennen sie nicht in seinem Betragen, er ist sehr häufig ein Feiger, ein gemeiner Elender. Überhaupt werden wir uns nie wahrhaft für eine Composition interessiren, in der keine Gestalt in objectiver Kraft hervorspringt und uns zuruft: ich bin! Wo dies in einem Werke der Fall ist, überwältigt es uns immer, nimmt unser Urtheil gefangen und hat ein Recht dazu, denn es ist ein Stück Leben, es macht sich Raum, weil es ist. Wenn auch nur Eine Gestalt dieser Art, nur Ein poetisch Gerechter in einer sonst mangelhaften Erfindung auftritt, können wir sie nicht ganz verwerfen, und dies ist vielleicht der Grund, warum uns Bulwer's Werke auf der einen Seite ansprechen, auf der andern abstoßen: er hat hier und da solche Figuren, aber sie stehen in seiner Composition, als wären sie selbst verwundert, sich da zu treffen; sie haben das Ganze nicht durchdrungen und werden nicht von ihm durchdrungen, schaffen es nicht, und so sondert sich das Ereigniß von ihnen, statt mit ihnen aufzugehen, wir fühlen die Falschheit, die Verzeichnung und sind verletzt. Wir möchten ein so begabtes Talent eine partielle Schöpfungskraft nennen. Anders ist es mit der Sand. Diese Fähigkeit der Gestaltung finden wir nur in einer einzigen ihrer Erzählungen, „La dernière Aldini"; in dem vorliegenden Buche aber lebt Niemand, und wir können keinen Theil an den Abenteuern von Personen nehmen, die ebenso wol anders sein möchten, als wie sie hier nun eben sind. Ein zweiter Vorwurf, den wir diesem Werke machen müssen — wenn er nicht vielleicht blos den Übersetzer trifft —, ist der, daß der Gang der Erzählung oft völlig unklar scheint, entweder weil der Styl es ist, oder weil keine innere Nothwendigkeit den Lauf des Ereignisses ahnen läßt und ihn bestätigt (so viel ist wenigstens gewiß, daß eine der Heldinnen in der Folge der Zeit immer nur 15 Jahre alt bleibt); der Autor, selbst nicht hingerissen, reißt im lahmen Gange seiner Erzählung Niemand mit fort, es ist etwas Unsicheres, blos Subjectives darin, an welchem wir die Frau erkennen, die sich zwar in Wissen und Glauben zu emancipiren wußte und die äußersten Grenzen der Negation nicht scheute, die aber die positive Schöpfungskraft des Mannes nicht zu erringen verstand. Man hat die Sand mit der Stael verglichen; doch wie anders lebt hier das Männermark des Gedankens, wie viel gewaltiger strömt die Schöpfungskraft! Die Stael dotirte ihre Gestalten auch mit einem Theile ihres Wesens, aber sie lösen sich ab vom Hintergrunde in freier Selbständigkeit, während die unsichern Bildungen der Sand, gleich jenen zitternd umrissenen Infusionsthierchen, im grellen Lichte neuester Beleuchtung in Todeskämpfen durcheinander taseln und zucken. Zugleich nimmt sich das moderne Französisch, welches der Übersetzer so leicht hätte mildern können, anstatt es in das Deutsche herüberzutragen, als Sprache des 17. Jahrhunderts sehr sonderbar aus, und Worte wie: organisirt, elegante Erscheinung, Taille, blasirt ꝛc., sind hier gewiß in dieser Bedeutung nicht an ihrem Platze. Ein sorgfältig behandelter Styl, den die Franzosen vorzugsweise an der Verf. rühmen, der jedoch hier durch

die deutsche Verwandlung ganz wegfällt, würde uns auch über manches Kindische in der Behandlung öffentlicher Verhältnisse hinwegtragen; da diese in der Geschichte eine so bedeutende Rolle spielen, ist es keineswegs gleichgültig, daß der Mantel jenes Styls weggezogen wird, um uns Lücken und Lächerlichkeiten in Menge zu enthüllen. Kurz, wir haben diesen Roman völlig unbefriedigt aus der Hand gelegt, und an einen Gegenstand, den uns ein starker Geist schon einmal in seinem Spiegel bot, machen wir doppelte Foderungen, erwarten eine neue Schöpfung mit alten Elementen; von Schöpfung kann hier aber gar nicht die Rede sein.

3. Ardent Troughton, der verunglückte Kaufmann. Roman von E. Howard. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1838. Gr. 12. 3 Thlr.

In langer Zeit ist uns kein so wunderliches Werk als dieses vorgekommen. Das poetische Talent, welches der Verf. in den einzelnen Theilen bewährt, verleugnet er in seiner nichtigen Composition; so lange wir lesen, sind wir gefesselt, weil wir vortrefflichen Einzelnheiten, schönen Intentionen begegnen, und dennoch legen wir das Ganze völlig unbefriedigt aus der Hand. Die Moral, welche der Autor am Schlusse des Buches als Wurzel und Princip seiner Arbeit ausspricht: „Daß der Wunsch, die göttlichen Gesetze an die Seite zu setzen, um menschlichen Zufälligkeiten dadurch zu begegnen, eine hassenswerthe Sünde ist", bleibt uns in dieser Übertragung völlig ungenießbar, und Das, was wir darin zu verstehen glauben, daß nämlich der Mensch in keiner Lage seines Lebens den Pfad der Pflicht und des vorgeschriebenen Rechts verlassen soll, scheint uns wenigstens aus diesem Buche nicht hervorzugehen; denn wenn seine Helden sich nicht auf die passiv albernste Weise in drohender Gefahr an den Buchstaben des nautischen Gesetzes gehalten hätten, nachdem sie einmal die Dummheit begangen, sich in einem solchen Schiffe, unter solchem Befehlshaber und mit solcher Bemannung einzuschiffen, so würden sie nicht allein sich selbst gerettet haben, was vielleicht noch kein großer Vortheil gewesen wäre, denn der Roman rettet sie doch als guter Roman am Ende, sondern sie würden auch das Leben von circa hundert Personen erhalten haben, welche sie durch ihre Unüberlegtheit in Gefahr stürzen. Über den Tod der größten Zahl derselben trösten sie sich jedoch auf stereotyp-christliche Weise sehr leicht damit, daß sie nicht wider den Buchstaben des Gesetzes gehandelt haben, ohne zu erwägen, daß ein erhöhter Grad passiver Dummheit und Sorglosigkeit zur Unsittlichkeit, zum Verbrechen wird. Ein Hauptmotiv der Geschichte ist, daß der, wenigstens anfangs höchst unbedeutende Held den Schiffen, die er betritt, durch seine Gegenwart jedesmal Unheil bringt; ein ganz unbegründetes Motiv ist aber keines und hebt sich selbst auf; auch glauben wir die Ursache zum Verunglücken jener Schiffe weit sicherer in ihrer schlechten Beschaffenheit und Bemannung zu finden. Einen zweiten Hebel der Composition soll die Liebe des Helden zu seiner Schwester abgeben; diese ist aber an sich ein rein Willkürliches, Zufälliges und auch ein höchst Überflüssiges, welches zu gar nichts führt und nichts entwickelt, sodaß wir glauben, sie hätte ebenso gut wegbleiben und etwas Anderes an die Stelle treten können, die Bogen zu füllen; denn um nichts zu bewirken, setzt man das Ungeheuerste nicht in Bewegung, und eine Maus mag ebenso gut aus dem Loche kommen als aus dem Berge. Mit solchen Fehlern hebt nun zwar ein Buch seine eigene Existenz als literarisches Product auf; dennoch müssen wir dem Charakter des Silberlöffels, des gezierten Steuermannes Augustus Epaminondas Montmorenci, des Schwärmers Gavel und der Episode, die sich an ihn anschließt — wenn man Episode nennen kann, was geistig vereinzelt dasteht und doch chronologisch untrennbar von dem Ganzen ist —, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die Schöpfungskraft des Verf. bekunden; ebenso hat die Schilderung des desorganisirten Zustands des Schiffsvolks auf der Santa Anna, sowie des nachfolgenden Robinsonlebens der Geschwister vortreffliche Züge; kurz, Hr. Howard hat hier noch nichts Gutes geliefert, es schließt dies aber die Hoffnung auf künftiges Gute durch ihn nicht aus. Er ist ganz Engländer in jenem starren Hängen am Recht des Buchstabens, dem der Geist längst entfloh; aber seine poetische Anlage scheint sich von dieser Beschränkung Luft machen zu wollen, indem sie sich in die Gräßlichkeiten und wilden Motive der neuern französischen Schule stürzt. Nun wagt der Verf. aber, eben wegen jener Beschränkung, nicht, in diese Consequenzen einzugehen, und so bleiben jene Motive als roher, unnütz herbeigeschaffter Ballast in seiner Erzählung liegen, und wir werden hier wie so oft in jetzigen Zeiten auf die Bemerkung geführt, daß die complicirten Zustände moderner Bildung die sonderbarsten, in ihren Widersprüchen jedoch höchst lehrreichen Erscheinungen hervorrufen. 28.

Notiz.

Man hat vielleicht nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht, daß die Bürger der Vereinigten Staaten, fast noch ausschließlich dem Materiellen und im Reiche der geistigen Thätigkeit dem Praktischen zugewandt, für die Wissenschaften und namentlich für solche, die mehr in der Befriedigung des Geistes als in der Erstrebung eines äußern Zwecks sich erfüllen, bis jetzt zu wenig Sinn gezeigt haben. Es ist vielleicht eine natürliche Eigenthümlichkeit demokratischer Staaten, daß in ihnen die rein wissenschaftliche Speculation, welche sich vom Leben abzieht und dem Gemeinwesen nicht unmittelbar dient, wenig beliebt ist und wenig begünstigt wird, da ja selbst das als der glänzendste Sitz der Wissenschaften bekannte Athen zur Zeit seiner Größe und seiner Freiheit von Staatswegen nichts für wissenschaftliche Bildung that und diese ganz der Pflege von Privatpersonen überließ, die auf der Bahn ihrer stillen Forschungen häufig durch inquisitorische Verfolgungen gestört und gehemmt wurden. Dessenungeachtet macht sich schon jetzt in den Vereinigten Staaten eine Liebe zu den Wissenschaften und selbst zu den classischen Studien bemerkbar, die alle Hindernisse mangelhafter Bildungsmittel mit eiserner Beharrlichkeit überwindet und in einzelnen Fällen uns unsere Bewunderung abnöthigt. Wir wollen nicht daran erinnern, daß Bürger der Vereinigten Staaten bereits das Schönste in der Geschichtschreibung geleistet haben, z. B. Bancroft's „Geschichte der Vereinigten Staaten" und Prescott's „Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's"; nur auf ein Beispiel entschlossener und beharrlicher Autodidaxie in diesem Staate machen wir aufmerksam. Es ist Bowditch. In seiner Jugend ohne andern Unterricht geblieben als den, welchen ihm eine gewöhnliche Leseschule gewährte, ohne Mittel und fremden Beistand, machte er sich ganz allein durch eigene Anstrengung die schwierigsten Theile der mathematischen Wissenschaften zu eigen, und als der Zufall ein Exemplar von Newton's „Principia" in seine Hände gebracht hatte, lernte er für sich Lateinisch, um sie verstehen zu können. Er hat Laplace's „Mécanique céleste" für die Amerikaner übersetzt. Ein Blick auf Nr. 102 des „North american review", das in diesem Augenblick vor uns liegt, zeigt ferner, daß das Bestreben nach gründlicher Gelehrsamkeit den Amerikanern immer mehr eigenthümlich wird: die Artikel sind sämmtlich sehr gediegen, nichts ist der bloßen Unterhaltung gewidmet und der Ton, in welchem auch die Streitfragen gehalten sind, höchst würdevoll und ernst. Auch die philologischen Studien fangen an aus der Vernachlässigung hervorzutreten, in der sie natürlich ebenso wie die Kunst darniederliegen mußten, so lange man noch Wälder auszuräuten hatte. Erst im vorigen Jahre bereiste der Dr. Robinson, Professor der Theologie zu Neuyork, Palästina und die umliegenden Länder zur Aufhellung der biblischen Geographie. Seine Reise, die er in Gesellschaft des amerikanischen Missionnaires Smith in Beirut machte, ist für die biblischen Alterthümer nicht ohne Gewinn geblieben. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 146. —— 26. Mai 1839.

Gabinet Medalów Polskich oraz tych, które się dziejów Polski tyczą, począwszy od najdawniejszych aż do końca panowania Jana III (1513 — 1696). Przez *Edwarda* Hr. *Raczyńskiego*. — Le médailler de Pologne, ou collection de médailles ayant rapport à l'histoire de ce pays depuis les plus anciennes jusqu'à celles, qui ont été frappées sous le règne du Roi Jean III (1513 — 1696). Par le Comte *Edouard Raczyński*. Traduit du Polonais par M. M***. Zwei Theile. Mit 261 Kupfertafeln. Breslau, Friedländer. 1838. Gr. 4. 12 Thlr.

Unter den edeln Beförderern von Kunst und Wissenschaft, welche in der Gegenwart aus der Mitte des polnischen Volkes hervorgegangen sind, ragen die Gebrüder Raczynski vor Allen hervor. Während Graf Athanasius Raczynski der Kunst und insbesondere der deutschen sich zugewandt hat und die Deutschen selbst über die Bedeutsamkeit ihrer neuesten Kunstschulen zum Bewußtsein zu führen bestrebt gewesen ist, hat sich Graf Eduard Raczynski mehr und mehr in Polens Historie und Literatur vertieft und manchen vergessenen und vergrabenen Schatz ans Tageslicht gezogen; während Jener seine reichen Kunstsammlungen nach Preußens Hauptstadt geführt hat, um sie vor den öffentlichen Blicken aufzustellen, hat Dieser in der alten Hauptstadt von Großpolen die Documente der polnischen Literatur gesammelt und sie der allgemeinen Benutzung preisgegeben. Zwischen den bisher nach Kunst und Wissenschaft getheilten Bestrebungen des edeln Brüderpaars ist nun durch das vorliegende Werk ein Übergangspunkt gefunden; Beide begegnen einander gleichsam auf halbem Wege, Kunst und Historie gehen hier Hand in Hand. Obgleich die Numismatik wegen ihrer Verbindung mit der Sculptur und das Sammeln von Medaillen von jeher als eine der edeln Passionen angesehen worden ist, und in Polen Manche aus dem Adel in früherer Zeit ebenso wie zur Zeit Stanislaw August's nach des Königs Beispiele dieser Passion gehuldigt haben, auch Medaillen hier nicht mangeln, so ist doch von den Polen bis jetzt der Welt noch nicht dargelegt worden, was sie in der Numismatik besitzen. Welchem Volke aber ist heute eine numismatische Geschichte seines Vaterlandes nöthiger als den Polen? Wer sollte mehr als der Pole bemüht sein, seine historischen Denkmäler wenigstens in Abbildungen zu erhalten, da diese schon jetzt meistens nur in der Fremde zerstreut zu finden sind? Wer auch bedarf mehr der Erinnerung an die Großthaten seiner Vorzeit, um an der Gegenwart Befriedigung zu finden? Nach langen Vorarbeiten bietet nun Graf Eduard Raczynski seiner Nation die erste durch Medaillen illustrirte vaterländische Geschichte; es sind in derselben die hellen, freundlichen Seiten vornehmlich herausgekehrt, da die Medaillen nur auf glorreiche Thaten und Begebnisse führen, und deshalb können wir es uns wol denken, wie sich des Polen Brust bei Durchmusterung der schönen Abbildungen heben, mit welchem wohlthuenden Gefühle er die geschmackvollen und ziemlich umständlichen Erläuterungen der Inschriften und die Erzählungen von den Ereignissen, deren Gedächtnisse die Medaillen gewidmet sind, vernehmen mag. Ja, um alle trüben Erinnerungen zu verscheuchen, schließt das Werk mit der letzten glorreichen Zeit Polens, mit den Siegen Johann Sobieski's.

Da den Polen das höchst wichtige numismatische Cabinet, welches mit der Universität zu Warschau verbunden gewesen, seit einigen Jahren ebenfalls entrückt ist, so hat der Graf Raczynski die Materialien zu seinem Werke größtentheils im Auslande suchen müssen. Er hat zu diesem Behufe die Münzcabinete in Berlin, Wien, Dresden, Venedig, Mailand und Turin selbst besucht. Das pariser Cabinet hat für ihn der Director Lenormand, das londoner J. U. Niemcewicz durchmustert. Nur auf die in Galizien befindlichen Sammlungen hat diesmal keine Rücksicht genommen werden können, da dem Grafen auf seiner Reise 1836 nicht vergönnt gewesen ist, die dortigen Sammlungen in Augenschein zu nehmen. Dort befindet sich das ansehnliche Münzcabinet, das der Fürst Heinrich Lubomirski der Ossolinski'schen Bibliothek in Lemberg überwiesen hat. Unter den Privatsammlungen polnischer Großen zeichnet der Graf die der Fürsten Michael und Wilhelm Radziwill, des Grafen Wladyslaw Ostrowski, dann die J. U. Niemcewicz's und Kasimir Bandtke's in Warschau aus, vor allen aber wird die Sammlung des Grafen Franz Potocki gerühmt, über welche Hesnin in der „Histoire numismatique" sich also äußert: „La collection de M. le comte François Potocki est aussi belle que nombreuse, et dans plusieurs de ses parties c'est la plus riche en pièces rares de toutes celles,

qui existent." Die Abbildungen des vorliegenden Werkes sind mittels der glyptischen Maschine den Medaillen selbst entnommen, daher sehr treu, und allein in dem Falle werden Kupferstiche geboten, wenn statt der Medaillen selbst nur eingesandte Abbildungen zur Hand waren, oder die Medaillen zu wenig Relief besaßen. Die beigegebene französische Übersetzung, die größtentheils von Frauenhand herrührt, entspricht dem polnischen Texte nicht ganz, und oft wird in französischer Sprache nur ein kurzes Résumé der Berichte und Untersuchungen gegeben, die im Texte zu finden sind.

Nachdem in einer kurzen Auseinandersetzung der Beweis geführt ist, daß die Medaille, deren Strada in seinem Werke über Numismatik als der ältesten polnischen erwähnt, und die zum Andenken an Anna, Königin von Polen, Tochter des deutschen Kaisers Friedrich's des Schönen, soll geprägt worden sein, erdichtet sei, da alle Geschichtschreiber Polens über diese Anna schweigen, wird uns als die wirklich älteste eine Medaille von 1517 auf Wladislaus Kasimir, den König von Ungarn und Böhmen, der sich auch als solcher noch polnischen Königssohn nennt, aus der Sammlung des Grafen Potocki vorgeführt, ein merkwürdiges Denkmal von dem raschen Wachsthume des Jagellonischen Hauses. Nun folgen acht Denkmünzen mit den ausdrucksvollen Zügen eines der berühmtesten Könige Polens, Sigismund's I., sich auf merkwürdige Ereignisse aus dessen Regierungszeit beziehend, einige von vorzüglicher Schönheit (z. B. Nr. 4). Auf zweien nennt sich der Künstler Johannes Maria Patavinus; wahrscheinlich rühren sie aber alle von italienischen Künstlern her, welche die Gemahlin des Königs, Bona Sforza, an den polnischen Hof berufen. Auch dieser Bona Bildniß begegnen wir auf drei Medaillen; die markirten Züge sind durchaus ein Abdruck ihres leidenschaftlichen und wollüstigen Gemüthes.

Unter den neun Medaillen, auf denen die geistreichen Züge Sigismund August's, des letzten Jagellonen, uns entgegentreten, befindet sich eine sehr große und prächtige (Nr. 17) mit den Wappenschildern sämmtlicher polnischen Provinzen. Der Reiter Lithauens, der Löwe Rothreußens, der Auerochs von Kalisch (Großpolen), der Löwe von Sieradz, der Hirsch von Podlachien, das Haupt von Kujawien, das Kreuz von Braclaw, die Sterne von Sandomir, der Greif von Pommern und der Adler von Preußen, alle sind sie um den polnischen Adler geschart. Auf einer Medaille finden wir Sigismund August mit seiner Gemahlin, Katharina von Östreich; auffallend war es uns jedoch, auf keiner Denkmünze dieses Königs zweite Gemahlin, die bekannte unglückliche Barbara Radziwill, zu erblicken, da die Historiker erwähnen, wie sehr der König darauf bedacht gewesen, das Andenken dieser seiner Gemahlin zu bewahren. Wie reich Polen damals an ausgezeichneten Männern gewesen, wird hier durch zahlreiche Bildnisse bekundet. Dem Wojewoden Lukasz Gorka (st. 1572), unter dessen mächtigem Schutze die Reformation in Polen zuerst ihr Haupt zu erheben wagte, folgt Johann Lasco, der von deutschen Gelehrten nicht ganz mit Recht als einer der Hauptbeförderer der polnischen Reformation gerühmt wird, von dem es aber im vorliegenden Werke heißt: „Er war einer derjenigen Menschen, welchen Stolz und Trotz, die Sucht, Andere zu ihren vorgefaßten Meinungen herüberzuziehen, nirgend ein ruhiges Leben zu führen gestattet"; diesem folgt der berühmte Cardinal Hosius, ein Hauptfeind der Evangelischen in Polen, der auch durch die Einführung der Jesuiten zu ihrer Unterdrückung am meisten beigetragen hat. Die Bildnisse des Johann von Tenczyn und der Prinzessin Cäcilie von Schweden werden für Diejenigen besonderes Interesse haben, welchen Beider Verhältnisse aus Niemcewicz's Roman „Johann von Tenczyn" bekannt geworden. Noch wird hier einer Reihe von Medaillen erwähnt, die zum Andenken an den edeln Fürsten Michael Christoph Radziwill geschlagen und erst in unsern Tagen aus dem Radziwill'schen Schlosse zu Nieswierz nach Charkow gebracht worden sind.

Nach den wenigen Medaillen, welche Heinrich's von Valois gedenken, von dem eine derselben rühmt: „Externo portat sua lumina mundo!" verweilen wir mit Freuden bei Stephan Batory; Kraft und Entschlossenheit sprechen uns bei diesem Antlitze an, und doch spielt ein überaus sanfter Zug um den geschlossenen Mund (Nr. 46). „Per non dormire", sagt eine Medaille, hat er sich zu einem der größten Könige Polens hinaufgeschwungen; seine siegreichen Züge gegen Rußland geben vor Allem Veranlassung zu Denkmünzen, die, um alle Parteilichkeit zu vermeiden, im vorliegenden Werke durch die betreffenden Abschnitte aus Karamsin's „Geschichte Rußlands" ihre Erläuterung finden. Der russische Historiker selbst kann diesem Könige seine Bewunderung nicht verweigern und sagt: „Einer der größten Monarchen, die die Welt gesehen, war Batory, zugleich einer der gefährlichsten Feinde Rußlands, dessen plötzlicher Tod uns mehr erfreut, als er in seinem Reiche Trauer erregt hat, denn wir fürchteten, in ihm einen neuen Gedymin oder Witold zu erblicken; Polen aber zog undankbarerweise eine leichterrungene Ruhe der beschwerlichen Obmacht vor."

Sehr zahlreich sind die Denkmünzen aus Sigismund's III. Zeit, wie die Schwachen überhaupt gern ihre Thaten verewigen mögen. Da sind es bald die Kriege mit Rußland, insbesondere die Erstürmung von Smolensk 1611, deren Andenken bewahrt werden soll, bald des Königs Eifer für Aufrechthaltung des katholischen Cultus, welchen Sigismund nach einer Medaille zu vertheidigen gedenkt, „Dum spiritus nos reget artus!" bald wieder die mehrmaligen Vermählungen des Königs. Von den bei Gelegenheit der Vermählung mit Anna Erzherzogin von Östreich unter das krakauer Volk ausgeworfenen Denkmünzen werden noch heute mehre Exemplare von Bürgerfrauen in Krakau als ein Zeichen königlicher Huld getragen. Unter den vielen merkwürdigen Männern, deren Andenken wir in diesem Abschnitte erneuern, neben Firley, Janusz Radziwill, Georg Mniszech u. A. wurden die größten Ehren dem edeln Johann Zamoyski zu Theil. Unter allgemeiner Zustimmung ward dem großen Manne von

seinen Zeitgenossen auf einer Denkmünze der Lorberkranz und Eichenkranz geweiht, und Freund und Feind mußte ihn des „Utraque civis!" für würdig erachten.

Selbst aus den Regierungsjahren Wladyslaw's IV. und denen des unglücklichen Johann Kasimir tauchen hier nur ruhmvolle Erinnerungen auf. Der Entsetzung von Smolensk 1633 wird durch eine große und schöne Medaille von Sebastian Dobler gedacht, durch andere der Siege über die aufrührerischen Kosacken. Beiweitem die Mehrzahl der Denkmünzen dieser Periode geht von den preußischen Städten, hauptsächlich Danzig, aus, welche stets mit Zeugnissen ihrer Treue gegen Polen bereit sind. „Nihil ista secabit!" heißt eine Inschrift, die das polnische und danziger Wappen umschließt, und bei der Feier der zweihundertjährigen Vereinigung Danzigs mit Polen 1654 ward eine Münze geprägt, auf der es heißt: jetzt beginne Danzig „tertium libertatis suae seculum", nachdem es durch die Polen „universa prope cum Prussia ab infanda Crucigerorum tyrannide" befreit sei (Nr. 136). Ehrenvoll für Polen ist aus dieser Zeit auch das Andenken des Admirals Arciszewski, unter dessen Anführung die Holländer in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts in Brasilien kämpften.

Je weniger die unbeholfenen Züge des Königs Michael Wisniowiecki ansprechen, desto mehr wird der Blick durch das feine Gesicht Boleslaw's Radziwill gefesselt — der von dem großen Kurfürsten zum Statthalter in Ostpreußen eingesetzt wurde —, bis der mannhafte Johann III. Sobieski hervortritt, in dessen Regierungszeit eine große Anzahl von Medaillen (Nr. 183 — 260) fallen. Mehre preisen den Sieg Sobieski's bei Chocim und das Bündniß, das Polen mit dem deutschen Kaiser und Venedig zur Abwehr der Türken einging; der größte Theil jedoch gehört zu den meist bekannten Denkmünzen, die in Folge der Befreiung Wiens durch ganz Europa verbreitet worden sind. Mit dieser Großthat der polnischen Waffen bricht das Werk ab. Ob in einem dritten Theile eine Ergänzung desselben zu erwarten sei, wird in der Vorrede nicht gesagt, dagegen ein Supplementheft für die in Galizien befindlichen Medaillen versprochen. 9.

Lord Brougham als Schriftsteller.

Es gibt wenige Männer, die bei ihrem Auftreten glänzendere Erwartungen erregten als Henry Brougham: England sah in ihm seinen künftigen Staatsmann, Gesetzgeber und Philosophen, das Ausland hörte nur auf ihn. Der Mann aber, der als schlichter Advocat sich so ankündigte, hat als Lord und Minister, als große und gewaltige Rednergaben und eine glänzende parlamentarische Thätigkeit ihn auf die Höhe gehoben hatten, die das Talent in einem freien Staate sich als Preis vorgesetzt sieht, die großartigen Hoffnungen, welche man von der Entwickelung seines Geistes hegte, nicht befriedigt, und seine Schriften, Das, worin solche Geister nicht für den gegenwärtigen Zeitpunkt, sondern noch mehr für die kommenden Generationen wirken sollen, zeigen uns nicht den britischen Cicero, nicht den Philosophen, der aus dem concreten Geschäftsleben, das er so leicht und glänzend zu handhaben wußte, sich zu der Ruhe und Klarheit abstracter geistiger Existenz erhoben hat, sondern immer nur den Publicisten, der dem Augenblicke huldigt und specielle Zwecke verfolgt, den Redner der Barren in Gericht und Parlament, der sich an sein Publicum wendet. Es ist wahr, es gibt wenige Schriftsteller in unserer Zeit, deren Bücher reicher an nützlichen Maximen, an schätzbaren einzelnen Gedanken, an treffenden Wahrheiten sind als die Lord Brougham's; aber was man nicht in ihnen findet, ist die philosophische Einheit, welche das Zerstreute verbindet, das halb und theilweis Wahre von dem ganz Wahren sondert und dieses mit strenger Aufmerksamkeit auf den Gegenstand allein zu einem fruchtbaren Kern rundet, der die Entwickelungsfähigkeit eines reichen Lebens in sich schließt. Dem steht bei Lord Brougham das ewige Haschen nach speciellen Zwecken entgegen, was stets von der Wahrheit abzieht; ihm steht ferner entgegen der Umstand, daß er sich mit so vielen und mancherlei Dingen beschäftigte, wodurch der Geist zu leicht zerstreut und die Einheit in den Principien wie die Consequenz in den Folgerungen gestört wird. Hierzu kommen seine forensischen und parlamentarischen Gewohnheiten, die ihn für einseitige, nicht genug begründete Ansichten, für das Aufstellen von Sätzen, wie sie der Augenblick eingibt und die Gelegenheit erheischt, für mehr überraschende als wahre Gedanken, wie ein lebhafter Geist sie schnell gebiert, genügt gemacht haben; endlich ist seine rastlose, aber unstete Thätigkeit, die sich nicht Einem Gegenstande mit ganzer Kraft zuwendet, sondern Alles erfaßt, ein Haupthinderniß der höhern Vollendung seines Geistes. Es scheint, als ob er die Muße, die köstlichste Erquickung des von Geschäften ermüdeten Staatsmannes, nicht ertragen, nicht wie jene vornehmen Römer philosophisch benutzen kann; es plagt ihn die Ungeduld, mit dem Publicum zu reden, und statt sich eine seines Geistes würdigere Aufgabe für ein κτῆμα ἐς ἀεί zu stellen, sendet er Schrift auf Schrift aus, als könne er nur so sich vor Vergessenheit bewahren. Als Dr. Johnson, der Lexikograph, eine Fahrt zwischen den Hebriden machte und bei stürmischer und hochgehender See die Schiffer durch sein endloses Fragen und geschäftiges Einmischen in ihrer Arbeit störte, gaben sie ihm ein Tau in die Hand, hießen ihn dasselbe recht fest halten und hatten Ruhe, weil der Doctor sich nun nützlich beschäftigt wähnte. Ein solches Tau wäre vielleicht auch Lord Brougham heilsam. Kaum sind seine letzten Schriften, die Artikel: „On the diary", die Einleitung zu seinen „Speeches" u. a. angezeigt und bekannt geworden, so steht er schon wieder mit einer neuen da, der von uns bereits erwähnten: „Statesmen of the times of George III." Eine solche Thätigkeit verdiente Bewunderung, wäre der Inhalt nicht zum größten Theil alte neuaufgeputzte Waare, die Jeder im „Edinburgh review" finden kann. Dies zu erwähnen, hat der Verf. nicht einmal der Mühe werth gehalten, und doch wird dem Käufer ein Pfund Sterling für ein Buch abgefodert, das nur gesammelt darbietet, was er anderwärts zerstreut lesen kann. Ist dies bei einem Manne von Lord Brougham's Namen eine nicht zu entschuldigende Auslassung, so ist überhaupt die ganze Literatur, welche auf diese Weise entsteht, verwerflich. Die Bücher, die durch das Zusammenheften periodischer und ephemerer Blätter gemacht werden, können nie dauernden Werth haben, so sehr sie jetzt auch an der Tagesordnung sind. Was für Zeitschriften geschrieben wurde, hat seinen Zweck erfüllt, indem es gelesen wurde in dem Augenblicke, unter dessen Einfluß der Verf. es schrieb; der nächsten Generation, ja dem nächsten Decennium und, wie die Welt jetzt ist, dem nächsten Lustrum schon ist es, was uns die Flugschriften zur Zeit der deutschen Reformation oder der englischen Revolution sind. Das Gelegenheitliche, das auf bestimmte Fälle und Umstände Berechnete herrscht darin so sehr über das allgemein Wahre und ewig Gültige vor, der Geist ist so wenig zur Ruhe und Klarheit gestimmt, so wenig zu eigentlich philosophischer Ergründung des Gegenstandes aufgelegt, daß solche Arbeiten nicht länger dauern können als die Stimmung, in und aus der sie entstanden, daß sich nicht absehen läßt, welchen Nutzen sie für anders angeregte, Anderes wünschende und gegen Ande-

res murrende Menschen haben sollen. Was aber über dem Dunstkreise der Gegenwart, den eigentlich jeder Schriftsteller, der von der Würde seines Berufs erfüllt ist, zu verlassen streben sollte, in der reinen Region der philosophischen Forschung geschrieben ward, das bleibt ewig*), ungeachtet der Unvollkommenheiten, die allem Menschlichen ankleben. Leider aber wird es jetzt immer mehr Mode, und die vornehmsten Schriftsteller geben den Ton darin an, längst verschollene Zeitungsartikel dem Publicum noch einmal unter dem beliebten Titel: Vermischte Schriften, vorzulegen und, während die Meinungen sich abklären, dieselben durch Aufregung alter Leidenschaften von neuem zu trüben, wie Jarcke, der seine Plänkler aus dem „Berliner politischen Wochenblatte" zu einer Sturmcolonne in ein Opus zusammengedrängt hat. Ist Eitelkeit, ist Gewinnsucht die Triebfeder von diesem literarischen Treiben? Was es auch sein mag, es ist nichts Gutes, und die so entstehende Literatur wird unfehlbar bald in den Strom der Lethe versinken.

Um zu Lord Brougham und seinem neuesten Werke zurückzukehren, so kann dasselbe seinem innern Werthe nach auch auf kein anderes Schicksal Anspruch machen. Seine Oberflächlichkeit, der darin herrschende Parteigeist und der Ton periodischer Presse machen es des Namens eines Geschichtswerks fast unwürdig, um so mehr, da die Skizzen sich weniger mit der staatsmännischen Wirksamkeit der einzelnen Personen als, nach dem Geschmacke des Verf., mit den rednerischen und politischen Intriguen der Parteien, zu denen sie gehörten, beschäftigen. Auch findet man darin nichts von jener sich über die gewöhnliche Geschäftsroutine nicht erhebenden Unwissenheit, nichts von dem gänzlichen Mangel an höhern Grundsätzen und Kenntnissen sowie von der Unbekanntschaft mit dem Ziele, dem Europa zustrebte, welche die Staatsmänner in Georg's III. Zeit charakterisiren. In Vergleich mit der höhern Einsicht unsers Zeitalters sind ihre Reden beinahe wie Schuldeclamationen. 145.

Literarische Notiz.

Philarète Chasles erstattet im „Journal des débats" einen Bericht über ein deutsches Buch, welches in Deutschland gewiß wenig Anklang gefunden hat, den französischen Kritiker indeß ungemein ergötzt zu haben scheint. Es ist „Tohu Bohu's Traum, von Andreas Fischhart Ichheit". Ph. Chasles übersetzt daraus eine Episode, welche nahe an fünf Spalten des „Journal des débats" einnimmt. Er nennt das Buch ein Werk voll Bitterkeit und Liebe, voll Exaltation und Satire, mit schlechtem Geschmack ausgespickt, in allen Stylsorten geschrieben, ergötzlich wie eine Erzählung, der Basis nach metaphysisch, prophetisch durch Gefühl und Verstand, ein Werk, dessen Lecture ihm einige angenehme Stunden gemacht habe. „Es sind darin", wie sich Chasles geziert ausdrückt, „glückliche und zarte Partien, die über dieses sonderbare und bizarre Chaos ihre weißen Taubenflügel ausbreiten" u. s. w. Am ergötzlichsten ist der diesem Berichte vorgesetzte deutsche Titel des Buches, welcher von den anmuthigsten Druckfehlern wimmelt. Wir setzen ihn so her, wie ihn das „Journal des débats" mittheilt: „Es foengt an: Tohu Bohu's Traum; ein baffometisch-métaphysich-wunderlicher Almanack und typical schatte etc. (Fleischwagen und Leipzig.)" Man weiß hier nicht, ob Fleischwagen der Verlagsort oder Leipzig eine Buchhändlerfirma sein soll. 108.

*) Hier mag es nicht unpassend sein, an die Schriften der Alten zu erinnern. Aristoteles z. B. hatte seine esoterischen Schriften, namentlich die „Rhetorik", statt sie herauszugeben, sein ganzes Leben lang im Pult liegen, um stets von neuem ändern und zusetzen zu können.

Literarische Anzeige.

№ I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen, versendet von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
1839. Januar, Februar und März.

(Beschluß aus Nr. 141.)

10. **Herder (Siegm. Aug. Wolfg., Freih. von),** Der tiefe Meissner Erbstolln. Der einzige, den Bergbau der Freyberger Reier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. Mit einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grundrisse. Gr. 4. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.
11. Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.
12. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. *Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** In sechs Lieferungen. Erste und zweite Lieferung. Tafel I—X und Text Bogen 1—11. Gross-Folio. Jede Lieferung 2 Thlr.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten enthält 30 colorirte Tafeln und ungefähr 30 Bogen Text und erscheint in sechs Lieferungen, deren monatlich eine herauskommt, zu dem Preise von 2 Thlr.; die ganze Abtheilung kostet daher 12 Thlr.

13. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1839. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.
14. **Julius (N. H.),** Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.
15. **Lutze (Arthur),** Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht. 8. Geh. 12 Gr.
16. **Neander (Ed.),** Gute Botschaft von Christo. Eine Sammlung Predigten. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.
17. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Siebenter Jahrgang. 1839. 52 Nummern. (Nr. 301—352.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Die ersten fünf Jahrgänge kosten jetzt zusammengenommen nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge jedoch 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste Jahrgang kostet 2 Thlr.

18. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gotthelf Gersdorf.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Neunzehnter Band in sechs Heften. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.
19. **Rogge (Friedr. Wilh.),** Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.
20. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1839. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1839.

Aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geſchichte der Rheinprovinz unter preußiſcher Landeshoheit in Hinſicht auf Kirche und Schule. Von Karl Friedr. Aug. Grashof. Erſter Band: Die Kirche und das Vaterland. Eſſen, Bädeker. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Man hat es nicht ſelten den höhergeſtellten Beamten in den deutſchen Staaten zum Vorwurfe gemacht, daß ſie ſich über ihre amtliche Thätigkeit und über die wichtigen Begebenheiten, in die ſie mithandelnd eingegriffen haben, nur in ſehr wenigen Fällen längere Mittheilungen an das Publicum geſtattet haben. Eine ſolche Zurückhaltung, welche das ungezügelte Streben unſerer Zeit nach Öffentlichkeit nie gutheißen will, hat aber ihren Grund zuvörderſt in der löblichen Scheu, von dem Lande, in dem man lebt und deſſen Fürſten man dient, nichts ſagen zu wollen, was etwa nachtheilig für jenes oder kränkend für dieſen ſein, oder dem Auslande Stoff zu falſchen Beurtheilungen und unrichtigen Schlüſſen liefern könnte. Das iſt aber leider nur zu oft der Fall geweſen und hat bei der großen Menge, die gewöhnlich nur auf das Neueſte geſpannt iſt und ſich um Urſachen oder Zuſammenhang nicht bekümmert, auch gewöhnlich nicht bekümmern kann, die einſeitigſten Urtheile über die Verwaltung dieſes oder jenes deutſchen Staates erzeugt. Wir wollen beiſpielsweiſe hier nur an Grävell's und Görres' Schriften gegen die preußiſche Adminiſtration erinnern, oder an Müllner's Ausfälle im „Mitternachtblatt" gegen die Länder „der geheimen oder Actenjuſtiz". Einen zweiten Grund finden wir in der Schüchternheit, aus den Kreiſen gewöhnlichen Amts- oder Geſchäftslebens mit ſeiner eigenen Perſönlichkeit vor die Augen der Zeitgenoſſen hinzutreten und andern Amtsgenoſſen die ihnen gebührende Ehre an der Beſorgung oder Ausführung wichtiger Geſchäfte zu entziehen, was beſonders bei den collegialiſchen Verhältniſſen, in denen ja in Deutſchland meiſtens alle Geſchäfte abgemacht werden, der Fall ſein dürfte. Denn daß unſere höhern, meiſtens tüchtig vorgebildeten Beamten nicht ſchreiben könnten, oder daß ihnen jene praktiſche Anſtelligkeit fehle, mit welcher franzöſiſche Beamte ſchnell ein paar Bände Memoiren hinwerfen, kann nur die Unkunde, oder der böſe Wille, oder eine lächerliche Sucht, etwas Neues zu ſagen, behaupten. Dabei wollen wir nun gar nicht in Abrede ſtellen, daß es ſehr wünſchenswerth wäre, wenn deutſche Geſchäftsmänner, die im Beſitze reicher Materialien ſind und denen ein günſtiges Geſchick gegönnt hat, in wichtigen Zeitabſchnitten auf das thätigſte mit einzugreifen, ihre amtlichen Erlebniſſe mit Freimüthigkeit und Anſtand zu ſchildern unternähmen. Es würden ſolche Schriften alsdann von den Jüngern mit eben ſolchem Nutzen geleſen werden als hiſtoriſche Memoiren und Geſandtſchaftsberichte von angehenden Diplomaten.

Dieſem Wunſche kommt das vorliegende Buch, über das wir jetzt unſere Leſer zu unterhalten gedenken, entgegen. Herr Dr. Grashof, preußiſcher Conſiſtorial- und Schulrath zu Köln und Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnaſiums in der genannten Stadt, hat uns in demſelben Mittheilungen aus ſeinem amtlichen Leben, beſonders ſeit 1814, gemacht, die er ſelbſt lieber Confeſſions als Mémoires genannt wiſſen will, da ſie mehr in das Gebiet der Biographie gehören, und die wir um ſo lieber willkommen heißen, da ſie zugleich mit der Lebensgeſchichte des verdienten Mannes intereſſante Beiträge zur Geſchichte der Rheinprovinzen unter preußiſcher Landeshoheit geben. Hr. Grashof gehörte zu den erſten preußiſchen Beamten, welche unter dem Sack'ſchen Generalgouvernement thätig geweſen ſind; er hat 1814 als proviſoriſcher Director des öffentlichen Unterrichts am Niederrheine ſich in einer Sphäre bewegt wie nicht leicht ein anderer Schulmann und einen bedeutenden Einfluß gehabt; darauf als Conſiſtorialrath in Köln durch die Begründung einer Anzahl von Gymnaſien und Progymnaſien, ſowie durch die Aufſicht über die Elementarſchulen im Regierungsbezirke Köln und zuletzt noch durch die Einrichtung der höhern Bürgerſchule zu Köln 1830 ſich das Verdienſt eines ausgezeichneten Organiſateurs erworben, welches von allen Denen, die in Schulämtern am Rheine arbeiten, dankbar anerkannt werden muß. Denn daß ein großer Theil der jüngern rheinländiſchen Generation, der katholiſchen ſowol als der evangeliſchen, durch Grashof's vielſeitige, raſtloſe Thätigkeit für das Beſſere gewonnen iſt, ſich wiſſenſchaftlich hervorgethan hat und in der Anhänglichkeit an den neuen Landesherrn immer mehr erſtarkt iſt, das müſſen ſelbſt ſeine Gegner zugeben; Ref. aber, der längere Zeit hindurch in Hrn. Grashof's

Nähe lebte, könnte dies durch mehrfache Erfahrungen bezeugen. Und so freuen wir uns, daß der faſt ſiebzigjährige Mann (er iſt am 24. Auguſt 1770 geboren) noch bei ſeinem Leben daran gegangen iſt, ſeinen Kindern, ſeinen Schülern, den frühern ſowol als den ſpätern, ſeinen Freunden und Collegen, ja, ſelbſt ſeinen Vorgeſetzten eine Rechtfertigung der Grundſätze zu hinterlaſſen, nach denen er ſein amtliches Leben geführt hat.

Will man es — ſagt er in der Vorrede — Eigenliebe oder gar Eigennutz nennen, daß unter den gegenwärtigen Verhältniſſen der Wunſch in mir ein Übergewicht gewinnt, noch vor meinen Zeitgenoſſen gegen etwaige Beſchuldigungen gerechtfertigt dazuſtehen, zu einer unparteiiſchen Würdigung der günſtigen Urtheile, die ſich für mich ausgeſprochen haben, die Belege zu liefern und ſo der ungetrübten Liebe meiner Freunde, der unzweideutigen Achtung meiner Gegner — Feinde kenne ich nicht — noch im Leben mich zu erfreuen: nun ſo will ich dieſen Vorwurf gern auf mir haften laſſen; er wird mir nicht zur Unehre gereichen.

Der vorliegende erſte Band umfaßt die beiden Abſchnitte: Kirche und Vaterland; der noch zu erwartende zweite Band wird der Schule gewidmet ſein. Jeder Abſchnitt iſt unter die einzelnen Rubriken: Geſinnung, That und Belege, geordnet, wie ſie der Verf. als weſentliche Theile einer jeden Selbſtbiographie verlangt. Wir werden jedoch in unſerer Anzeige, um dieſelbe nicht über Gebühr auszudehnen, die einzelnen Lebensmomente des Verf. aus den beiden Abſchnitten, die er keineswegs als geſchieden oder einander gegenübergeſtellt wiſſen will, zuſammenfaſſen und daran die Inhaltsanzeige des Ganzen knüpfen. Die wichtige Sache, welcher Hr. Grashof ſein Leben wie ſeine Erinnerungen gewidmet hat, iſt uns ebenſo wenig gleichgültig als die Perſon des Schreibenden, die wir auf dieſe Weiſe den Leſern unſerer Anzeige in einem Geſammtbilde darzuſtellen hoffen.

In die Kindheit des Verf., der zu Großgermersleben im Herzogthume Magdeburg geboren iſt, fielen noch die Nachklänge des ſiebenjährigen Krieges, der Name Friedrich's des Großen begeiſterte den Knaben und den Jüngling. Seine Schulbildung in Aſchersleben, Halle und Magdeburg wird geſchildert, ebenſo der religiöſe Gegenſatz zwiſchen den Schulen in Aſchersleben und Halle und ſeine eigene religiöſe Bildung unter dem ehrwürdigen Funk in Magdeburg, deſſen Hauptzweck dahin ging, „die Religion für das Leben wirkſam zu machen, ſeine Zöglinge nicht mit myſtiſchem Dunkel zu umhüllen, oder ſie in die Irrgänge des Zweifels und die öden Wüſten der leeren Speculation zu führen, ſondern durch Vernunft und Glauben in erleuchtender, erwärmender Wechſelwirkung die Legung eines feſten, religiöſen Grundes bei ſeinen Schülern zu bewerkſtelligen". Dieſe Richtung hat Hr. Grashof unverrückt in allen Lagen ſeines Lebens feſtgehalten und darüber warm und ſchön ſich ausgeſprochen. Er hält es eines Greiſes unwürdig, auf alle die Fragen zu antworten, die ihm etwa nach der Reihe des Kirchenkatechismus vorgelegt werden könnten; aber er gibt mit voller Freude das Bekenntniß, daß ihm die Schriften der Jünger und Apoſtel Chriſti die einzige, lautere Quelle des Evangeliums ſind, daß er die Freiheit des Forſchens in der heiligſten Angelegenheit des Lebens als ein unveräußerliches Gut des Chriſten anerkenne und jede unter verſchiedenartigen Einwirkungen zuſammengeſetzte Bekenntnißnorm nur als Menſchenſatzung betrachte. Es iſt ihm nicht unbekannt geblieben, daß auch das Evangelium zum vollen Lichte der Erkenntniß hienieden nicht zu führen vermag; aber er kennt und ehrt die Grenzen, welche der ſelbſtthätigen Forſchung des menſchlichen Geiſtes geſteckt ſind, die keine Naturphiloſophie, in deren Arme er ſich auch niemals geworfen hat, erläutert, und an denen der Bekenner jedes Glaubens ſtill zu ſtehen ſich genöthigt ſieht, wenn er in der Erleuchtung allein den innern Frieden, die Herzensſeligkeit ſucht, die nur in der Wechſelwirkung zwiſchen Licht und Wärme — dieſe aber gewährt der echt evangeliſche Glaube — zu finden iſt.

Über die Univerſitätszeit in Halle, über das Candidatenleben im Magdeburgiſchen geht der Verf. kurz, vielleicht zu kurz hinweg. Das letztere fiel in die Wöllner'ſche Periode, doch gelangte Hr. Grashof bald ganz aus dem Bereiche der Theologie und erhielt ein Lehramt am Pädagogium der Realſchule in Berlin, dann 1797 das Conrectorat am Gymnaſium in Prenzlau, deſſen Direction ihm nach des bekannten Philologen Wetzel Tode 1810 übertragen wurde. Seine Erinnerungen aus dieſer Zeit eines ſtillen und geſegneten Schullebens werden erfreulich für Alle ſein, die mit ihm damals zuſammenlebten, die Auszüge aus zwei Predigten auch für Die von Intereſſe, welche in ſpäterer Zeit mit Hrn. Grashof amtlich verbunden geweſen ſind.

In Prenzlau erlebte der Verf. die Unglücksfälle des Jahres 1806. Die Stadt erblickte das Corps von Hohenlohe am 28. Oct. vom Feinde verfolgt durch ihre Straßen ziehen, ihre Bürger hatten den niederſchlagenden Anblick, kräftige Gardiſten von franzöſiſchen Voltigeurs in die Gefangenſchaft abgeführt zu ſehen. Für den Verf. datirte ſich nach ſeinen eigenen Worten von dieſem Augenblicke an die Richtung ſeiner Hoffnungen auf eine gänzliche Umgeſtaltung der Verhältniſſe Deutſchlands. Mit dem lebhafteſten Intereſſe verfolgte er Alles, was ſich auf die Wiedergeſtaltung ſeines Vaterlandes Preußen bezog, und ſeine während dieſer Zeit, 1812, in der Literariſchen Geſellſchaft zu Prenzlau gehaltenen Reden geben auf der einen Seite ein deutliches Bild der dumpfen Stimmung, die über dem Volke lag, aber auf der andern zugleich des glühenden Patriotismus, der ſelbſt die unmittelbare Nähe franzöſiſcher Späher nicht ſcheut hat. Wir bedauern, dieſe Reden ſowie eine politiſche Predigt von 1813 nicht auszugsweiſe mittheilen zu können, wie dies preußiſche Volks- und Kreisblätter mit großem Nutzen thun würden; aber der Anſicht des Verf. über Patriotismus müſſen wir hier gedenken, da Hr. Grashof manche unbillige Beurtheilung deshalb erfahren hat.

Der Verf. nimmt keinen Anſtand, ſich als Preuße zu bekennen und ſtolz darauf zu ſein, daß Preußen ſein Vaterland ſei; er ſtellt es nicht in Abrede, daß dieſem Patriotismus ſeiner früheſten Jugend lange die rechte

Grundlage fehlte, und daß erst die großen Ereignisse des Jahres 1813 und seine spätere ausgedehntere Thätigkeit am Rheine diesem Begriffe Klarheit verliehen und ihn zu einem vernunftgemäßen Patriotismus erhoben haben. Seitdem ist ihm das Vaterland der Geburt auch das Vaterland der Wahl geworden, und er erkennt als das rechte Kennzeichen eines gemeinsamen Vaterlandes den organischen Zusammenhang der Theile, in welchem diese wechselseitig füreinander und unzertrennlich miteinander leben und wirken und selbst getrennt nicht voneinander lassen. Für diese Theile liegt in der Monarchie die beste Bürgschaft ihres Zusammenhaltens; die republikanischen Verfassungen des Alterthumes passen für unsere Zeit gar nicht, da die Idee des Christenthums dazwischengetreten ist; dagegen ist die Monarchie diejenige Verfassung, welche sich dem Bildungsgrade und dem Bedürfnisse des Volkes in seiner überwiegenden Mehrzahl am meisten anschließt. Ob Preußen eine Constitution nöthig habe, betrachtet der Verf. aus einem doppelten Gesichtspunkte, für sich verlange er keine andere Bürgschaft als die in der Persönlichkeit seines Königs und in der seines Nachfolgers gegeben ist; aber er habe als Familienvater, als Erzieher, als Mitglied eines Regierungscollegiums andere Rücksichten zu nehmen. Und so theilt er denn eine von ihm am Vorabende des 3. August 1832 gehaltene Rede mit, in welcher darauf hingedeutet ist, daß auch der König von Preußen die Nothwendigkeit der Beimischung eines constitutionnellen Elements gefühlt habe, und spricht die Überzeugung aus, daß in der fortschreitenden geistigen Cultur der deutschen Staaten die Bürgschaft gegeben sei, es werde mit der Fähigkeit des Volkes, an den Berathungen über sein Wohl ohne Leidenschaft, vorherrschende Nebenrücksichten und Abhängigkeit von einzelnen Stimmführern Theil zu nehmen, auch die Bereitwilligkeit der Regierungen für Zugeständnisse dieser Art gleichen Schritt halten. Diese Rede ist vortrefflich und ward von einer zahlreichen Zuhörerschaft, in denen sich Männer aus den höchsten und verschiedensten Ständen befanden, mit ungetheiltem Beifalle angehört.

Übrigens meint Hr. Grashof selbst, daß man ihn wegen solcher Ansichten in Tageblättern der Beschränktheit, der Engherzigkeit und des Servilismus beschuldigen würde. Das ist bei der Tendenz vieler dieser Blätter, deren Mitarbeiter vom Staate und vom Staatsleben oft nur unklare, durchaus unpraktische Begriffe haben, gar nicht unmöglich. Hr. Grashof hat jedoch im Bewußtsein seines auf Gesinnung und Erfahrung gestützten Rechtes solche Anfeindungen immer verachtet. Wir an unserm Theile ehren die Denkweise des Verf., welche ihn „im Kreise der weltlichen Beziehungen die Pietät gegen das Vaterland, gegen die in ihm waltende Obrigkeit, gegen den seine Wohlfahrt leitenden Fürsten" hat am höchsten stellen lassen und ihn zum Vertreter jeder liberalen Bestrebung im Kreise seiner amtlichen Thätigkeit gemacht hat, bis der Geist des Widerstrebens gegen die bestehende, wohlbegründete Ordnung ihn z. B. bei den Burschenschaften und Turnübungen nöthigte, beiden Äußerungen jugendlicher Kraft und Thätigkeit Einhalt zu thun und dem Könige und dem Vaterlande zu geben, was ihnen gebührte, wie es gerade von den Erziehern vorzugsweise gefodert wird. Um so weniger können wir uns enthalten, den Schluß einer Cabinetsordre des Königs von Preußen vom 7. Juli 1824 herzusetzen, welche bei Gelegenheit der von Hrn. Grashof vollzogenen Einführung des Directors Birnbaum zu Köln an den Ersten „ohne eigenes Gesuch oder fremde Verwendung" ergangen ist, und die zugleich ein schöner Beleg für des Monarchen landesväterliche Gesinnung ist. Die Worte sind folgende:

In den aus Ihrer Rede in der Staatszeitung ausgehobenen Abschnitten finde Ich die hohe Bedeutung der Pflichten der Schulmänner und ihrer Verantwortlichkeit für eine dem Leben und der Verfassung gemäße Richtung der ihnen anvertrauten Jünglinge richtig aufgefaßt und die bündige Hinweisung auf diese Pflichten ganz an ihrer Stelle. Ich bezeige Ihnen deshalb Meinen vollkommenen Beifall und gebe gern der Hoffnung Raum, daß das ernste Streben, die von Ihnen genannten beiden Hauptbedingungen der Erziehung und des Unterrichts zu erfüllen, jedem Hausstande und dem Allgemeinen zum Heile gereichen werde.

Aber Hrn. Grashof's preußischer Patriotismus hat ihn nicht kalt oder selbstsüchtig gegen Deutschland gemacht und gegen dessen Einheit. Kein deutscher Staat, auch Östreich und Preußen nicht, sollen vereinzelt dastehen, eine fest verbundene Kette muß unter allen Deutschen bestehen; dazu müssen wir, die wir Deutsche sind, den Grund legen in allen Institutionen der Kirche, des Staates, des Hauses und der Schule. Dann hat man auch nicht zu fürchten, daß in der preußischen Richtung die deutsche sich verliere, daß das engere Vaterland in dem weitern untergehe. Daran knüpfen sich dann Bemerkungen über die neuesten religiösen Wirren, die dem Verf., als Director eines factisch gemischten Gymnasiums, besonders nahe angehen, und jeder Unbefangene wird mit dem ehrwürdigen Greise wünschen, daß das Bild eines im Norden und Süden nach Confessionen geschiedenen Deutschlands sich niemals verwirklichen möge.

Wir wenden uns nach diesen Erörterungen, in denen wir die Quintessenz einer durch das ganze Buch sich ziehenden Grundansicht des Verf. wiederzugeben bemüht gewesen sind, zu seinen Lebensschicksalen. Der Rückzug der Franzosen aus Rußland und die Erhebung des preußischen Volkes gab denselben eine durchaus neue Richtung. Alles strömte in die Reihen der freiwilligen Jäger oder der Landwehr. Grashof wirkte durch Rath und That, durch Bildung von Schützen, durch gedruckte Aufrufe zu dem schönen Zwecke mit; seine Schilderungen werden bei Allen, deren Leben in jene denkwürdige Zeit hinüberreicht, das Andenken an dieselbe mit lebhaften Farben erneuern. Des Verfassers Gesuch, zur Landwehr überzugehen, ward in den ehrenvollsten Ausdrücken abgelehnt: man hielt seine Wirksamkeit als Vorsteher eines Gymnasiums zu wichtig, um ihn von demselben, dessen Seele er war, abzurufen. Doch nach dem Waffenstillstande im Jul. 1813 erneuerte er sein Gesuch und ward jetzt als

Digitized by Google

Offizier zur Dienstleistung bei der Landwehr im Bülow'schen Corps angestellt. Am 21. Sept. 1813 verließ er Prenzlau; seine Gattin mit fünf Kindern blieb zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Licht und Schatten in der Liebe. Novellen von Franz Dingelstedt. Kassel, Fischer. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. nimmt zunächst durch eine bescheidene und rührende Vorrede unsere Sympathie in Besitz. Offenbar gehört auch er zu den Geistern, die, von einem regen Schaffungstrieb beunruhigt und aus der Sphäre des gemeinen bürgerlichen Erwerbs hinausgetrieben, aber nicht begabt genug, um durch die Klippen der literarischen Laufbahn zu einem sichern Hafen durchzubrechen, zwischen zwei Existenzen schweben, von jeder zurückgewiesen. Solchen Personen, wenn sie strebsam und bescheiden sind wie der Verf., folgt unsere innige Theilnahme; ihre Lebenslage in einer Zeit voller Bedürfnisse ist schwer, sie fodert Entschlossenheit, ernste Prüfung, Umkehr vielleicht, und am Entschluß mangelt es solchen Charakteren gewöhnlich. Genug, unsere Wünsche begleiten den obdachsuchenden Verf., denn er ist unserer Wünsche werth.

Seine Bildungen erwecken Achtung und Interesse. Es zeigt sich nicht blos Geschmack und Weltbeobachtung, sondern auch etwas organisch von innen Hervorwachsendes, etwas Nothwendiges sowie Besonnenheit und Anschauung in ihnen. Wären seine Erzählungen minder skizzenhaft, wären sie gesammelter und concentrirter, so würde ihnen sogar ein tiefer Sinn zuzusprechen sein. Uns scheint daher, er müsse aus dem bequemen Lustrevier der Novelle in das weite Feld des Romans hinauszudringen versuchen.

Drei Erzählungen, deren concentrischer Mittelpunkt die Liebe ist, nämlich: „Liebesopfer", „Liebeswirren" und „Liebeswechsel", bilden den Inhalt dieses Bandes. Von allen dreien ist nur die mittlere verfehlt; verfehlt darum, weil der Verf. hier aus seiner eigenthümlichen Natur herausgegangen und die ihm fremdartige Weise Anderer, Hoffmann's, Eichendorff's und Fouqué's, gewaltsam zu erringen bestrebt gewesen ist. Dergleichen pflegt sich immer durch Nichterfolg zu rächen, und so geschieht es auch hier. Überaus lieblich ist dagegen die erste Erzählung: „Liebesopfer", welche in ihrer Einfachheit und Naturtreue das größte Interesse in Anspruch nimmt; es ist eine der wahrsten und anmuthigsten Geschichten, die man lesen kann, hundert Mal im Leben, ja vor unsern Augen wiederholt, und doch anziehend und lieblich, wie die geopferte Kindesliebe ein Recht zu sein hat. Künstlicher, aber in Motiven und Charakteren gut herausgebildet, ist die letzte Erzählung: „Liebeswechsel", welche das Thema der „Wahlverwandtschaften" glücklich variirt. Hier war mehr Apparat nöthig, aber er ist lobenswürdig herbeigeschafft. Der übele Umstand hierbei ist nur, daß wir die Lösung der Verwickelung zu lange voraus erkennen. Von der mittlern Erzählung: „Liebeswirren", ist nur zu sagen, daß sie in allen Motiven unstatthaft, durch die Unnatur der Charaktere wie der Ereignisse unerfreulich und dem Geiste des Verfassers ganz und gar nicht homogen ist. Eine römische Sängerin wie Antonia, auf deutschen Jahrmärkten umherirrend, ist gar nicht denkbar: Italien hält seine Nachtigallen viel zu fest dazu; ihr Vater Lorenzo ist eine von Hoffmann längst verbrauchte Gestalt, und die beiden Liebhaber, der Maler und der Dichter, sind gar nicht zuzulassende Personificationen. Die grelle Erfindung ist nicht des Verf. Sache, er überlasse diese Andern, wie Scävola, Heyden u. s. w. Seine Gaben sind besserer Art, sein Feld ist das stillere Seelengemälde, in welchem das rechtzeitige Verschweigen wirksamer ist als der Überschwall der Worte. Hier findet sein Pinsel seine Striche, liebliche Farben, geistvolle Andeutungen. Er verlasse dies Feld nicht, und er wird die Anerkennung finden, die wir ihm wünschen und die er verdient. In seinem Ausdrucke sind einige Geschmackwidrigkeiten, wie z. B. das Wort: „verschnaufen", noch abzulegen. 50.

Notizen.

Die Protestanten in Köln

erhielten erst 1806 das Recht des öffentlichen Gottesdienstes, und so wenig die neue Lehre in der ersten Zeit der Reformation hatte Eingang finden können, so wenig waren die Religionsfrieden für die Bekenner derselben von irgend einem Erfolge gewesen. Die theologische Facultät zu Köln hatte sowol Luther's Lehrsätze als die Schriften seiner Anhänger, namentlich des Dr. Westerburg, eines geborenen Kölners, verdammt, und diesem wurde sogar sein väterliches Erbe genommen. Der Magistrat, engverbunden mit dem Domcapitel, wies jeden Reformationsversuch zurück, und die in der Stadt lebenden bedrängten Protestanten konnten keine freie Religionsübung erlangen. Sie mußten in Privathäusern ihre gottesdienstlichen Versammlungen halten, woraus wieder Argwohn und Verfolgung erwuchs. Wiederholt wandten sie sich 1592 mit einer Bittschrift an den Magistrat und baten um einen öffentlichen Ort zur Ausübung ihres Gottesdienstes unter dem hochtheuern Versprechen, dem Magistrat, als ihrer erdentlichen von Gott gegebenen Obrigkeit, allen pflichtigen, schuldigen, willigen Gehorsam in allen christlichen politischen Sachen, mit Leib, Leben, Hab, Gut und Blut zu leisten und zu erzeigen. Gleichzeitig erließen auch die Stände des Reichs, welche sich zur augsburgischen Confession bekannten, ein Fürschreiben, worin sie nicht verschwiegen, welche Drangsale die kölnischen Protestanten durch gefängliche Einziehung, Auferlegung von Geldstrafen, Ausschließung von der Rathswürde und andern ehrenden Ämtern zu erdulden hätten. Alles half aber nichts; die Klerisei reizte durch Druckschriften, und der Magistrat beschied abschläglich. Im J. 1597 schrieb Bongars seinem Freund Camerarius: „Magistratus coloniensis gravius incumbit reformatae religionis hominibus." Im J. 1612 wichen die Protestanten der Gewalt und den Bedrückungen; sie verließen die Colonia sancta und bauten Mülheim am Rhein, wodurch große Streitigkeiten entstanden. 127.

Sklavenjagden in Kordofan.

Hr. A. Todd Holroyd, der einzige Engländer, der seit des Deutschen Rüppell Reise (1825) nach Sennaar und Kordofan vorgedrungen und vor kurzem aus Ägypten in sein Vaterland zurückgekehrt ist, theilte in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft am 25. Febr. Folgendes über die Sklavenjagden mit, zu denen die in Kordofan stehenden ägyptischen Truppen alle Jahre nach der Regenzeit in das südlich gelegene Hügelland ausgesandt werden. „Zu El Obeid, der mit 40,000 Menschen bevölkerten Hauptstadt von Kordofan", erzählt Hr. Holroyd, „war ich während meines Aufenthalts im Sommer 1837 Zeuge, wie die Truppen mit der gemachten Beute zurückkehrten und über diese nun verfügt wurde. Die hübschen Weiber wurden für die Harems der Türken und Araber verkauft, die kraftvollen Männer mußten als Soldaten eintreten, die Alten aber beiderlei Geschlechts, die Kinder und die schwangern Frauen wurden den Truppen als Abschlag auf ihre rückständige Löhnung gegeben. Da diese aber meist ziemlich hoch aufgelaufen war, so mußten sie die Sklaven weit über den wahren Werth nehmen und einen, der ihnen mit 300 Piaster oder 3 Pf. St. angerechnet war, weil sie Geld brauchten, oft für die Hälfte auf dem Bazar wieder verkaufen. Die gewöhnlichen Preise der Sklaven sind für ein vier- oder fünfjähriges Kind 10—12 Shilling, für einen Erwachsenen 4—6 Pf. St. Hübsche Darfurmädchen werden sehr gesucht und mit 15—20 Pf. St. bezahlt; auch abyssinische Frauen werden gern gekauft und kosten gewöhnlich von 10—20 Pf. St. Für den häuslichen Gebrauch findet man die Sklaven aus Darfur am treuesten und am meisten geeignet." 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 148. — 28. Mai 1839.

Aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz unter preußischer Landeshoheit in Hinsicht auf Kirche und Schule. Von Karl Friedrich Grashof. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 147.)

Mit demselben Vergnügen sind wir nun Hrn. Grashof in seinem über die Dauer eines Theils seines militairischen Lebens geführten Tagebuche gefolgt, mit dem wir bei dem neuerdings veröffentlichen „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben" (2 Bde, Danzig 1838) des Regierungsrathes Kretzschmer zu Danzig verweilt haben. Denn wir besitzen noch immer viel zu wenige detaillirte Nachrichten von den Freiwilligen jener denkwürdigen Zeit, die ein bleibendes Andenken für Kinder und Enkel bilden könnten und in ihrer individuellen Fassung, insofern sie keine Militairs vom Fach zu Verfassern haben, das Kriegsleben der Einzelnen, die sich so willig in die Formen des oft rauhen Standes fügten, auf das anschaulichste darzustellen geeignet wären. Nachdem Hr. Grashof in das zweite Bataillon des ersten neumärkischen Landwehrregiments eingetreten war, nahm er mit demselben an der Schlacht bei Leipzig Theil, und zeigte sich so tüchtig, daß er schon am 25. Oct. die, ihm freilich gar nicht erwünschte, Auszeichnung erhielt, mit andern Offizieren zurückzugehen und zu Königsberg in der Neumark ein Reservebataillon zu formiren. Auch hier bewies er große Geschäftsgewandtheit, sehnte sich aber doch sehr zur Armee zurück oder in seinen frühern Geschäftskreis nach Prenzlau, bis endlich das Erstere erfüllt wurde und er am 1. April mit Ersatzmannschaften dem Bülow'schen Corps folgen konnte. Er führte dieselben bis Gent und erhielt hier vom General Bülow den Auftrag, in seinem Hauptquartiere zu bleiben, um die Materialien zur Geschichte seines Armeecorps in diesem Feldzuge zu sammeln. Mittlerweile gelangte an ihn die Auffoderung des Generalgouverneurs Sack, nach Aachen zu ihm zu kommen, wo er hoffe ihn beschäftigen zu können. Noch im Jul. 1814 fand er sich dort ein und trat seine Wirksamkeit im Schul- und Kirchenfache an. Die erstere, welche von sehr bedeutendem Einflusse auf das höhere und niedere Schulwesen in den Rheinprovinzen gewesen ist, wird Hr. Grashof im zweiten Bande schildern, wir wenden uns also noch zu der letztern und namentlich zu dem Verhältnisse, in welches er zu den katholischen Confessionsverwandten am Rheine trat.

Es ist bekannt, daß 1815, als die Rheinprovinzen nach den Beschlüssen des wiener Congresses an Preußen gekommen waren, dort eine ungünstige Stimmung gegen die neue Landeshoheit aus mehren Ursachen herrschte. Nicht die geringste unter ihnen war die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, da nicht einmal der vierte Theil der Rheinländer der evangelischen Religion zugethan war und überdies die evangelische Bevölkerung größtentheils das rechte Rheinufer bewohnte, welches minder berücksichtigt wurde. Um so größere Vorsicht und Mäßigung — wahrlich keine leichte Aufgabe! — war von Seiten der neuen Behörden nothwendig. Hr. Grashof, 1815 und 1816 beim Generalgouvernement in Aachen thätig, schildert in allgemeinen Zügen die Erfolge der Thätigkeit desselben, wodurch es ihm gelungen war, den Gemüthern der Einwohner Neigung und Vertrauen zur provisorischen und Zuversicht zu der zu erwartenden dauernden Verwaltung einzuflößen. Die Bescheidenheit hat ihm nicht gestattet Dasjenige speciell zu verzeichnen, was durch ihn ausgeführt ist; wir wissen jedoch, daß er sowol hier als in Köln nicht blos auf das Schulwesen beschränkt, sondern durch sein Talent, sich in Verhältnissen einer neuen und großen Zeit schnell zurechtzufinden, auch zu andern bedeutenden Commissionen verwendet worden ist.

Ausführlicher ist allerdings die Darstellung seiner Wirksamkeit als Rath im Consistorium der Provinz Jülich-Kleve-Berg, ohne jedoch selbst mit der eigenen Persönkeit anders als in hier abgedruckten Gutachten hervorzutreten. Wir dürfen aber auch hier nicht unerwähnt lassen, daß Hr. Grashof das volle Vertrauen des vortrefflichen Oberpräsidenten, des Grafen Solms-Laubach, genoß, und daß er der thätigste Arbeiter in allen Kirchen- und Schulsachen war, wobei wir dem Andenken seiner wackern, schon verstorbenen Collegen Poll, Bruch und Krafft nicht entfernt zu nahe treten wollen, die überdies durch andere geistliche Ämter in Anspruch genommen wurden. Eine der wichtigsten Angelegenheiten war die evangelische Kirchenverfassung in der genannten Provinz, deren Eigenthümlichkeit nicht ganz verwischt, deren Mängel aber doch nicht länger fortgeflanzt werden sollten. Der Verf. gibt im Auszuge die verschiedenen Gutachten über Synodal-

und Consistorialverfassung, wie sie ihn 1817 vorgelegen und bis zu einer Conferenz in Düsseldorf im März 1825 beschäftigt haben; ferner verbreitet er sich über die Prüfungen der Candidaten, über eine angemessene Beschränkung der Wahlfreiheit der Gemeinden bei entstehenden Pfarrvacanzen, über die Säcularfeier der Reformation 1817, über die Feststellung der Liturgie, die Union und die Verfügungen gegen das Conventikelwesen. Hr. Grashof zeigt sich überall wohlunterrichtet und als echter Protestant: der Vorzug, den die Synodal- und Presbyterialverfassung in den Gemeinden vor der Consistorialverfassung erhalten hat, scheint indeß nicht ganz in seinem Geiste gewesen zu sein, weil er das Heil der sichtbaren Kirche nur in der Eintracht mit dem Staate sucht und findet. Noch ausführlicher spricht der Verf. über das Verhältniß, in welches er sich als Mitglied einer geistlichen Aufsichtsbehörde zu den Katholiken am Rheine gestellt hat. In Beziehung auf das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche begründet er in ausführlicher Rede seine subjective Ansicht, daß die Verschiedenheit in einzelnen Glaubensartikeln, die nicht gerade zu den im Evangelium ausgesprochenen Grundwahrheiten des Christenthums gehören, Niemanden von der Seligkeit ausschließe, die unser in jenem Leben warte; daß sie auch nicht einmal hienieden den innern Frieden stören könne, so lange wir diesen unsern Glauben und die darauf gegründete Handlungsweise vor dem Richterstuhle unsers Gewissens, vor dem Richterstuhle der von Gott gesetzten weltlichen Obrigkeit zu verantworten vermögen. Mit dieser Gesinnung, die ihm eine Verschiedenheit im Cultus als heilsam, wesentlich und nothwendig erscheinen und eine volle Parität der katholischen und evangelischen Kirche annehmen ließ, wie sie Preußens König in dem Besitznahmeedict vom 5. April 1815 aussprach und treulich gehalten hat, ist es ihm gelungen, in einem versöhnenden Geiste unter Katholiken zu wirken, ferner mit höchst achtungswerthen Katholiken, unter denen besonders der Name des ehrwürdigen Capitelverwesers zu Köln, Joh. Hüsgen, hervorleuchtet, in engere freundschaftliche Verbindung zu treten und sich Geistlichen dieser Confession in vollem wechselseitigen Vertrauen anschließen zu können. Auch des ruhmwürdigen Erzbischofs Spiegel geschieht mehr als ein Mal die gebührende Erwähnung. In der Hauptsache haben sich beide Männer in die Hände gearbeitet, und nur kleinere Reibungen konnten einige Jahre hindurch ein gespanntes Verhältniß herbeiführen. Den ultramontanen Ansichten der Katholiken und der mittelalterlichen Ansicht der römischen Curie hat Hr. Grashof niemals das Wort geredet, er spricht sich im Gegentheil — nicht ohne Berücksichtigung der neuesten Zeitereignisse — auf das kräftigste gegen sie wie gegen jeden andern Versuch der Verfinsterung aus. Trotz dieser Denkweise ist er doch auch mit dem Vorwurfe des Rationalismus — der in vieler Leute Munde so viel als Atheismus — und des Indifferentismus bedroht worden; eine Abwehr dieser Beschuldigungen war also auch an ihrer Stelle.

Wir sind Hrn. Grashof mit vielem Interesse in diesen Bekenntnissen gefolgt, und hätten nur etwa hier und da noch einige Details aus seiner Amtsführung, wie sie seine Discretion und Mäßigung unbeschadet der dabei Betheiligten gegeben haben würde, hinzugewünscht.

In die soeben bezeichneten Erörterungen sind aber auch anziehende Bemerkungen über die seit einigen Jahren mit besonderm Nachdrucke hervorgetretenen Conflicte zwischen Staat und Kirche verflochten, die wir nicht übergehen dürfen. Wir meinen damit die Abschließung von Concordaten, die gemischten Ehen und die Simultanschulen. In Beziehung auf die erstern hat der Verf. in einem zu Köln schon 1818 abgegebenen Privatgutachten: „Über die katholische Kirche in den Rheinprovinzen", seine Ansichten über die Trennung der Rechte des Staats und der Kirche, über bischöfliche Gewalt, Domcapitel, Geistliche, Dotation des Klerus, Besetzung der Bisthümer, Verhältniß zu Rom und Ähnliches niedergelegt und zuletzt über die Abschließung eines Concordats zwischen Preußen und Rom gesprochen. Hr. Grashof hält Concordate überhaupt für einen verwerflichen Nothbehelf, so unwürdig für die Staatsgewalt als inconsequent im Systeme des römischen Stuhls. Für Preußen namentlich geziemt es sich nicht, in Rom auf diplomatischem Wege zu verhandeln, wo es in gerechter Sache nur fest auftreten darf; auch hat es schon lange über katholische Unterthanen geherrscht und nie des Concordats bedurft.

Sollte man aber — schrieb der Verf. damals — etwa glauben, dem römischen Hofe auf dem Wege der Concordate am leichtesten beizukommen und durch weises Nachgeben zum Ziele zu gelangen, ohne den äußern Frieden zu stören, so sehe man sich wohl vor. Noch herrschen am römischen Hofe, wenn auch auf kluge Weise versteckt und von weisen Päpsten weniger beachtet, Grundsätze, wie sie zu Hildebrand's Zeiten herrschten; noch stehen dem Papste Räthe zur Seite, die in der feinsten Politik seines Hofes erzogen und zum Theil ergraut sind.

Das Jahr 1837 hat gezeigt, daß Hr. Grashof 1818 nur zu richtig geweissagt hat.

Die Auseinandersetzung des Verf. über die gemischten Ehen zeigt ebenfalls eine christliche, versöhnliche Gesinnung, ohne deshalb den Rechten des Staats nur das Mindeste zu vergeben. Denn die Ehe ist unstreitig ein rein bürgerliches Institut, und die französische Gesetzgebung, welche die Ehe vor der weltlichen Behörde schließen und dann erst von der kirchlichen einsegnen läßt (was jetzt sogar in Frankreich überall geschieht), hat hier den richtigen Weg gezeigt. Ref. versichert hierbei, daß einer der angesehensten protestantischen Geistlichen am Rheine ganz diese Ansicht theilte, auch die Führung der Kirchenbücher für weit angemessener in den Händen der Civilbehörde als in denen der Ortspfarrer hielt. Weiter meint Hr. Grashof, daß dem Einflusse der Geistlichen über die Bestimmung der Confession von Kindern, die noch ungeboren sind, durch kräftige Gesetze vorzubeugen sei, und daß über die religiöse Erziehung der Kinder bis zum Discretionsjahre allein die Bestimmungen der Staatsregierung gelten müßten, denen das Brautpaar sich bei der Trauung unweigerlich zu unterwerfen habe. Auf keine Weise könne der Staat hier nachgeben. Bei der Frage, in welche Kirche das

neugeborene Kind aus gemiſchten Ehen bei der Geburt durch die Taufe aufzunehmen ſei, dürften allerdings die Anſprüche der Mutter um des häuslichen Friedens willen nicht hintangeſetzt werden; ſonſt entſcheidet ſich Hr. Grashof für Die, welche eine Trennung nach dem Geſchlechte vorziehen und die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter folgen laſſen. Ref., der mehre Jahre lang ſolche Ehen am Rheine zu beobachten ſehr günſtige Gelegenheit hatte, kann ſich faſt nicht einer einzigen Störung des ehelichen Verhältniſſes in ſolchen Fällen erinnern; eine Inquiſitionsrichtung der katholiſchen Geiſtlichkeit hatte ſich, wie der Verf. auf S. 53 richtig bemerkt, damals faſt ganz in der Rheinprovinz verloren und iſt nur durch die neueſten Ereigniſſe angeregt worden. Ein Vorſchlag aber, der eigentlich von dem Sohne des Verf., dem Prediger Grashof, herrührt und zuerſt in den „Rheiniſchen Provinzialblättern", 1838, Nr. 62, ausgeſprochen war, daß gewiſſermaßen ein Gottesurtheil die Sache entſcheiden und das Geſchlecht des erſtgeborenen Kindes der Beſtimmungsgrund ſein ſoll, ſodaß, wenn dieſes ein Knabe iſt, alle Kinder der Confeſſion des Vaters, im andern Falle der der Mutter folgen, dieſer Vorſchlag ſcheint uns zwar wohlgemeint, aber doch wol in der Praxis nicht gut auszuführen.

Über Simultanſchulen wird der zweite Theil Gelegenheit zu weitern Erörterungen geben; denn Hr. Grashof, ſeit 18 Jahren Director eines factiſch gemiſchten Gymnaſiums in Köln, kann hierüber reiche Erfahrungen mittheilen und zum Glück ſehr erfreuliche. Denn jene Anſtalt hat durch einmüthiges, zutrauliches Zuſammenwirken der Lehrer und durch Frömmigkeit, Fleiß und Verträglichkeit ihrer Schüler von beiden Confeſſionen unter nicht günſtigen äußern Verhältniſſen immer ein erfreuliches Bild der ſchönen Religionsverhältniſſe dargeboten, welche bis zu Clemens Auguſt's und ſeines Anhanges Wortbrüchigkeit und Fanatismus die preußiſchen Rheinprovinzen auszeichneten. Möge in dieſer Beziehung der fromme Wunſch des Verf. recht bald und recht augenfällig in Erfüllung gehen, daß jeder neue Conflict auf dieſem Kampfplatze den Sieg der guten Sache nur beſchleunigen könne.

Der Raum hindert uns, mehre der hier abgedruckten Schulreden des Hrn. Grashof, die bei verſchiedenen Veranlaſſungen gehalten ſind, ſowie die ſchöne Rede bei der Grundſteinlegung des Regierungsgebäudes zu Köln am 3. Aug. 1830 ausführlich zu beſprechen. Viele werden ſich mit uns des Abdrucks erfreuen. Die Klarheit der Gedanken, der Adel der Geſinnung und die würdige Einfachheit der Sprache werden ihnen auch in weitern Kreiſen theilnehmende Leſer verſchaffen.

Da der Verf. trotz ſeiner vorgerückten Jahre noch ſeinen beiden Ämtern vorſteht, auch bei dem Freiwilligenfeſte zu Köln 1838 und 1839 ſich als beredter Sprecher in jugendlicher Kraft gezeigt hat, ſo glauben wir um ſo mehr der baldigen Erſcheinung des zweiten Bandes entgegenſehen zu können. 2.

Aus Dänemark.

Die Taſchenbücherliteratur iſt in dieſem Lande nicht ſo reich wie in Deutſchland, doch wird auch darin etwas geliefert. So erſchien von 1835—37 ein Taſchenbuch alljährlich unter dem Titel: „Nytaarsgave fra danske Digtere, udgivet af H. P. Holſt." Wer ſich mit dieſen drei Jahrgängen von der „Neujahrsgabe" des Hrn. Holſt bekannt macht, wird darin auf Gedichte von faſt allen bekannten noch lebenden däniſchen Dichtern der drei letzten Decennien ſtoßen und Spuren faſt aller der lyriſchen Stimmungen, welche unſere Dichter in dieſem Zeitraum bewegt haben, darin finden. Bei den jüngern Dichtern, die hinzugekommen ſind, wird man das Selbſtändige und Eigenthümliche, welches ſich darin findet, nicht verkennen, auf der andern Seite aber auch Gelegenheit haben, zu erkennen, wie ſchwer es dem jüngern, von den verſchiedenen Phänomenen eingenommenen Dichter fällt, ſich von ſeinen Vorbildern loszureißen. Der Einfluß zeigt ſich wol am häufigſten im Grundtone und Colorit, aber bisweilen auch in ſolchen Einzelheiten, wie dem Titel eines Gedichts, deſſen einmal angegebenes Versmaß dann zugleich beibehalten wird; ferner in einzelnen Modeausdrücke, als, eine Schönheit, eine Unſchuld, ſtatt ein Mädchen gebraucht, in der Anwendung von Sie ſtatt Du u. ſ. w. In den meiſten Gedichten dieſes Taſchenbuchs herrſcht ein nationaler Charakter, ein heimatlicher Ton. Vor einer gewiſſen Anzahl Jahren würde der Herausgeber es gewiß nach Erato oder einer andern heidniſchen Gottheit betitelt haben. Aber in dem gewählten Titel liegt ein Bewußtſein davon, daß es durch ſeine Eigenſchaft als däniſch am meiſten hoffen darf, Eingang zu finden, und ein gewiſſer nationaler Ton geht durch viele dieſer Gedichte. Der vierte von Holſt und Chr. Winther herausgegebene Jahrgang zeichnet ſich vor den frühern vortheilhaft aus.

Eine der intereſſänteſten, jetzt erſcheinenden däniſchen Zeitſchriften iſt in philoſophiſcher Hinſicht der von Johann Ludwig Heiberg herausgegebene „Perſeus, Journal för den ſpeculative Idee". Der Herausgeber, ein Hegelianer, iſt indeß ungerecht gegen die wiſſenſchaftlichen Männer in Dänemark, wenn er in einem frühern Hefte ſagt: „Es iſt nicht ungewöhnlich bei unſern Wiſſenſchaftsmännern in allen Fächern, daß ſie gewiſſe Studien von der Entwickelung der neuern Philoſophie durchgegangen, aber entweder bei Kant, oder bei Fichte, oder bei Schelling ſtehen geblieben ſind, als wenn da ein Schlagbaum über den Weg geſchlagen wäre." Bei Kant iſt z. B. gewiß Niemand, der mit der Zeit fortſchreitet, ſtehen geblieben. Bornemann, an den Jemand hierbei denken möchte, geht in ſeiner, als Einleitung zu ſeiner Rechtslehre gelieferten moralphiloſophiſchen Fundamentlehre ſeinen eigenen ganz ſelbſtändigen und originellen Gang; ſein Vortrag iſt ſchwer und ermüdend; aber jene Schrift, wie ſeine Beſtrebungen überhaupt, verdienen eine Aufmerkſamkeit, welche ſie, wenn er an einer deutſchen Univerſität gelehrt hätte, gewiß gefunden haben würden. Diejenigen, welche an dem Streite mit Howitz Theil nahmen, wußten, daß Niemand von ihnen bei Kant ſtehen geblieben war. Mit Hinſicht auf Fichte den Ältern kann nicht einmal die Vermuthung entſtehen, daß Jemand in Dänemark ſich noch an ihn halte. Was Schelling angeht, ſo wüßte ich nur Dr. Rothe zu nennen, der uns noch an die Schelling'ſche Periode erinnern könnte, und demnächſt vielleicht einige Hegelianer, bei denen man Dies und Jenes, was der Schelling'ſchen Zeit angehört, finden kann. Es verſteht ſich, daß, wenn ich Schelling nenne, ich ſtets den Schelling jener frühern Zeit meine, nicht Schelling, wie er jetzt ſein mag, da eine neuere Schule als die Hegel'ſche von ihm ausgehen zu wollen ſcheint. Aber was ſoll man dazu ſagen, daß Prof. Heiberg, indem er von dem Gange der philoſophiſchen Bildung in Dänemark reden will, ſo ſpricht, als ob bei allen Denen, welche nicht mit Hegel fortgeſchritten ſind, nur an Kant, Fichte und Schelling zu denken wäre, als Die, bei denen man ſtehen geblieben ſein könnte, da doch nicht leicht ein wiſſenſchaftlich Gebildeter

unter uns bei irgend Einem von diesen stehen geblieben ist, am wenigsten unter den Theologen, welche doch der Verf. zunächst vor Augen haben mag. Sollte denn dem Verf. ganz unbekannt sein, welchen Einfluß Schleiermacher, de Wette, Steffens, Franz Baader u. A. auf Theologen und Philosophen in Dänemark ausgeübt haben? Ja, selbst Hegel ist bei uns schon lange bekannt gewesen, obgleich sich hoffentlich nur Wenige finden dürften, denen er der allein gekannte Philosoph ist. Was aber nicht geleugnet werden kann, ist allerdings, daß, wenn auch die speculative Philosophie in Dänemark keineswegs auf Widerstand stößt, die Receptivität für dieselbe, oder der philosophische Sinn, bei uns nicht sehr verbreitet ist, obgleich verhältnißmäßig mehr als in Frankreich und England. Der erste Band von Prof. Heiberg's „Perseus" hat weniger Beifall gefunden, als man erwartet hatte. Indessen ist doch ein zweiter Band dieser Zeitschrift noch erschienen.

Den Freunden der Pflanzenkunde wird folgendes Werk: „Flora excursoria Hafniensis, scripsit *S. T. N. Drejer*", werth und willkommen sein. Botanische Excursionen bieten die lehrreichsten, die Gesundheit stärkendsten, den Geist am meisten belebenden Mittel dar, sich mit der Pflanzen Formen, Organisation und Eigenschaften bekannt zu machen. In der freien Natur sieht man sie in ihrer rechten Heimat, unter ihren gewöhnlichen Umgebungen, von den Insekten umschwärmt und bewohnt, denen sie Nahrung geben, und wachsend in dem Erdboden, in der Stellung gegen die Sonne, in dem Schatten und in der Feuchtigkeit oder Trockenkeit, welche ihnen am dienlichsten sind. Die freie Natur ist für Freunde der Pflanzenkunde lehrreicher als botanische Gärten oder andere künstliche Zusammenhäufungen von Vegetabilien; denn wir sehen sie in ihrem wahren Licht, in ihrer richtigen Gestalt und nicht mit künstlichen Farben, die wol schön sein mögen, aber nicht wahr sind. Drejer's genanntes Werk ist mit Fleiß und Sachkenntniß ausgearbeitet und entspricht demnach seiner Bestimmung, der nämlich, ein Leitfaden zu sein, nicht allein für die jüngern Botaniker, sondern auch für Jeden, der sich mit Dänemarks, besonders mit Seelands Flora beschäftigt. 60.

Bibliographie.

Althoff, F., Ein seltenes Beispiel redlicher Denk- und Handlungsweise gegeben von E. C. J. Lützelberger, durch die freiwillige Niederlegung seines geistlichen Amtes aus Gewissensgründen. Mit Einschluß seiner Abschiedsrede als in der dritten Auflage Allen, welche sich für Glaubenssachen interessiren, mitgetheilt. 8. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 4 Gr.

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens. Mitgetheilt vom Herausgeber der Seherin aus Prevorst. 12te Sammlung. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 18 Gr.

Bodin, C., Kleinstädtereien. Übersetzt von F. Tarnow. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 8 Gr.

Bulgarin, Th., Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brackel. Geschichte. 1ster Band. — Statistik 1ster Band. Gr. 8. Riga, Frantzen. 4 Thlr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons u. s. w. 11tes Heft. Gabelentz bis Gregor. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. Druckpap. 8 Gr. Schreibpap. 12 Gr. Velinpap. 18 Gr.

Daumer, G. Fr., Sabbath, Moloch und Tabu. Eine historisch-theologische Andeutung. Gr. 8. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 4 Gr.

Diefenbach, L., Celtica I. Sprachliche Documente zur Geschichte der Kelten; zugleich als Beitrag zur Sprachforschung überhaupt. Gr. 8. Stuttgart, Imle u. Liesching. 1 Thlr. 15 Gr.

Der Ehebund im Bereich der Kirche und des Staates, nach Principien des Protestantismus näher beleuchtet und gewürdiget. Ein Versuch über Ehe, Eherecht und Ehescheidung, angestellt von einem protestantisch-geistlichen Assessor beim Sächs. Appellations-Gerichte. 8. Zwickau, Richter. 21 Gr.

Felder, R. M., Der Carlist. Ein Gemälde trüber Färbung aus dem spanischen Bürgerkriege. 8. Stuttgart, Frtz. 18 Gr.

Fischer, L., Herzog Georg, Dr. Luther und die verjagten Leipziger. Gr. 8. Leipzig, Fritzsche. 12 Gr.

Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 18 Gr.

James, G. P. R., Frauenbilder. Aus dem Englischen übersetzt von Martin Bernhard. Herausgegeben von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

— — Der Hugenot, eine Erzählung von den französischen Protestanten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Die Leidenschaften. Erzählungen. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Jarcke, C. E., Vermischte Schriften. 2ter Bd. Gr. 8. München, Liter.-artist. Anstalt. 1 Thlr. 18 Gr.

Kahle, K. M., Zeit und Raum. Gr. 8. Berlin, Legier. 1 Thlr. 8 Gr.

Lamey, A., Gedichte. Gr. 12. Strasburg, Schmidt u. Grucker. 1 Thlr.

Lorenz, W., Der Übel größtes ist die Schuld. Wahrheit im Romangewande. 2 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 8 Gr.

Masson, M., Erinnerungen eines Mannes aus dem Volke. Erzählungen. Aus dem Französischen von L. Kruse. 1ster Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Mein Lebensweg über Tübingen nach Algier und von der Kanzel zur Fahne. Gr. 16. Stuttgart, Imle u. Liesching. 9 Gr.

Mörike, E., Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 1 Thlr. 6 Gr.

Münch, E., Denkwürdigkeiten zur politischen, Reformations- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrhunderte. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 9 Gr.

Paulus, H. E. G., Über theologische Lehrfreiheit und Lehrerwahl für Hochschulen. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 4 Gr.

Penseroso. Gräfin Elisabeth Löwenstield. Novelle. 4 Bde. 8. Leipzig, Wienbrack. 4 Thlr. 12 Gr.

Ranzau-Breitenburg, K., Armin Sage. Gr. 8. Manheim, Schwan u. Götz. 1 Thlr. 8 Gr.

Rosenkranz, K., Studien. 1ster Theil. Reden und Abhandlungen: Zur Philosophie und Literatur. Gr. 12. Berlin, Jonas. 1 Thlr. 21 Gr.

Rückert, F., Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 5tes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 16 Gr.

Santo-Domingo. Geist des Papstthums. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1 Thlr.

Soulié, F., Magnetismus. Übersetzt von L. Kruse. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Wangenheim, F. Th., Der Rebell. Historischer Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr.

— — Weibertreu und Fürstenwert. Historische Novelle aus den letzten Tagen Karl's des Kriegerischen, Herzogs von Burgund. 8. Leipzig, Wienbrack. 1 Thlr.

Wieland, C. M., Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Neue Ausgabe mit 6 Stahlstichen. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr. 16 Gr.

Winterbriefe vom Verfasser der Herbstblätter aus Holland, Belgien und Paris. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 149. — 29. Mai 1839.

Über „Spiridion" von George Sand.

Jede Fähigkeit, jede Regung unſerer menſchlichen Natur iſt nützlich und heilbringend in demſelben Grade, als ſie ſchädlich iſt, und die größte Wohlthat kann in den größten Schmerz umgewandelt werden, wie Feuer und Waſſer die verheerendſten Kräfte in der Natur ſind, und zugleich die zwei Elemente, welche wir am wenigſten entbehren können. So ſchien das Genie der Dudevant dem Leſer oft Segen und Fluch zugleich. Man war begeiſtert, während man ihre Werke las, und wenn man dieſelben ausgeleſen hatte, legte man ſie oft mit einem ſchmerzlichen, meiſtens mit einem unbefriedigten Gefühle aus der Hand. Letzteres ſcheint mir der Eindruck zu ſein, den „Spiridion" bei dem Leſer hinterläßt. Es liegt vor mir dieſes Werk eines ſtarken Geiſtes, gewiß das Reſultat der Seelenkämpfe, die es ſchildert. Es iſt ein Roman und nur für wenig Romanleſer geſchrieben, für diejenigen Leſerinnen namentlich, welche Liebe ſuchen, nun gar nicht; es wird keines weiblichen Weſens in dem Buche erwähnt, und die Mönche, von denen die Rede iſt, ſcheinen keine Liebe empfunden zu haben, nicht einmal ein Liebesſehnen. Auch iſt das Buch nicht für ſolche Leſer, welche ſich ſcheuen über religiöſe Gegenſtände nachzudenken und zu grübeln, und welche um ihr Glauben, Lieben und Hoffen einen heiligen Schleier geworfen haben, der weder von außen noch von innen berührt werden darf. Es gehört eine Art von Muth dazu, den „Spiridion" durchzuleſen und durchzudenken, und die Leſerin muß mit einem philoſophiſchen Auge die Religion betrachten können, mehr als eine Verſtandsſache denn als eine Angelegenheit des Herzens, was ja leider nur allzu oft ſchon geſchieht.

Spiridion war ein Jude und ſtudirte auf deutſchen Univerſitäten. Es waren kaum hundert Jahre ſeit Luther's Daſein und Wirken verfloſſen, und die Proteſtanten waren eifrig im Glauben. Spiridion erkannte die Mangelhaftigkeit der jüdiſchen Lehre. Er meinte, daß eine Religion, welche nur für ein einziges Volk gegeben ſei und alle andern Völker ausſchließe; welche der Seele weder eine Befriedigung im Augenblicke, noch eine Sicherheit für die Zukunft verleihe; welche nicht das edle Liebesſehnen des menſchlichen Herzens erkannt habe und als einzige Richtſchnur des Handelns nur eine barbariſche Gerechtigkeit ſtelle: ſolch eine Religion, meinte er, ſei nicht die der ſchönen Seelen und der großen Geiſter, auch könne der Gott, der ſeinen oft wechſelnden Willen nur unter Donnern laut werden ließ, nicht der Gott der Wahrheit ſein.

Spiridion ſchwur den jüdiſchen Glauben ab, um ſich in den Schoos der reformirten Kirche aufnehmen zu laſſen. Er drang immer weiter und tiefer in die neue Lehre ein; bald fühlte er ſich ſo ſtark, daß er Lanzen für dieſelbe brechen wollte. Er las Boſſuet's Schriften, und anſtatt dieſen anzugreifen, wie es ſeine Abſicht war, ließ er ſich von ihm zum Katholicismus bekehren. Er fand im katholiſchen Glauben Daſſelbe, was nach ſeiner Meinung die Größe und Schönheit des proteſtantiſchen begründete: die Einheit und Ewigkeit Gottes, die Unſterblichkeit der Seele, den freien Willen in dieſem Leben und im nächſten die Belohnung der Guten und die Beſtrafung der Böſen. Er fand darin vielleicht noch reiner und erhabener jene Lehre, welche den Glaubenskindern Gleichheit und Verbrüderung predigt, Liebe, Barmherzigkeit, Selbſtaufopferung. Der Katholicismus ſchien ihm noch außerdem den Vorzug der ausführlichen Formeln und einer kräftigern Einheit in ſich zu faſſen, die der lutheriſchen Lehre abgehen. Dieſe dagegen behauptet die Freiheit, zu prüfen, welche dem Bedürfniſſe der menſchlichen Natur entſpricht, und verkündigt die Autorität der individuellen Vernunft, welche als nothwendige Baſis und Hauptbedingung zur Aufrechthaltung jeder geoffenbarten Religion erſcheint.

Spiridion zieht die Gewißheit und Autorität des Katholicismus der Ungewißheit und Freiheit des Proteſtantismus vor. Die erſtere war ja auch die Mutterreligion, durch Jahrhunderte geheiligt. Der Prunk und Glanz des römiſchen Cultus ſprach ſeinen poetiſchen Geiſt an, und nach langem, reiflichem Überdenken bekannte er ſich ganz und aufrichtig bekehrt und empfing von neuem die Taufe von Boſſuet's Händen. Er wollte ſein ganzes Leben dem neuen Gotte widmen, den er zu ſich gerufen hatte. Er zog nach Italien und gründete ein Kloſter. Dieſes Kloſter iſt der Schauplatz des Romans.

Spiridion war zum Oberhaupte der Mönche gewählt, die er verſammelt. Bald erkannte er aber, daß er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht habe; das Kloſterleben er-

zeugte unter der ihm anvertrauten Schar Laster, Schwelgerei, Trägheit, Egoismus. Durch die Größe seiner eigenen Natur hatte er sich zu hoch über die Menschheit erhoben, um deren Schwächen zu begreifen; anstatt sich mit Nachsicht der Sünder anzunehmen und sie zur Tugend zurückzuführen, wandte er sich mit Abscheu von ihnen hinweg und richtete nach dem Himmel das Haupt, welches von nun an immer isolirt sein sollte. Der Gedanke an niedrige Gesinnungen und Verdorbenheit mischte sich in seine theologischen Forschungen, er konnte zuletzt den Katholicismus nicht mehr von den Katholiken trennen und sein Glaube begann zu wanken. Die Bücher, die er las, um sich in demselben wieder zu befestigen, machten ihn noch unsteter. Er führte einen Zerstörungskrieg gegen alle Glaubenssätze und trug Siege davon, die ihm selbst Thränen und schlaflose Nächte kosteten. Nicht nur den Katholicismus griff er an, auch das Christenthum selbst. Er war empört über den Gedanken, daß die Menschen ohne ihre Einwilligung in ein Leben voll Angst und Gefahren berufen sind, welches für die meisten ewige und unvermeidliche Schmerzen zur Folge hat. „Ja!" rief er, „ja, ihr Christen, ihr seid die wahren Nachkommen der Juden, welche in den eroberten Städten selbst Kinder und Frauen mordeten, und euer Gott ist der Sohn jenes wilden Jehovah's, der seinen Anbetern nur von Zorn und Rache sprach!"

Spiridion war kein Christ mehr, aber es gab keinen andern Glauben, den er hätte ergreifen können; und da er sich nicht der Unbeständigkeit wollte zeihen lassen, so behielt er noch alle äußerlichen Übungen der Religion, die er im Innern abgeschworen hatte, bei. Doch genügte es ihm nicht, in seiner Seele den Irrthum aufgegeben zu haben, er wollte auch die Wahrheit. Diese suchte er mit regem Eifer; er lebte in den schmerzlichsten Betrachtungen, er dachte, forschte, grübelte und rang, er wurde bleicher und trauriger. Die Mönche, welche ungern unter der Zucht einer strengen Tugend standen, haßten ihn und freuten sich, ihn durch sich selbst leiden zu sehen, da sie ihm nichts anhaben konnten. Spiridion kannte sie, und wenn er dann und wann sich von seiner innern Welt losriß und den Blick auf die äußere wandte, da ließ er sie die Folgen ihrer Bosheit fühlen. So sanft er gegen die Guten war, so streng war er gegen die Bösen, für alle Schwächen hatte er Nachsicht, für alle Leiden Mitgefühl, aber das Laster fand ihn streng, der Betrug unerbittlich. Seine große Seele erhob sich bei dem Gedanken, Gutes zu wirken. Er hatte zwar keine bestimmte Richtschnur mehr, kein unbedingtes Gesetz für sein Handeln; aber er hatte instinctartige Vernunft, die nicht irre machen konnte, die alle seine Handlungen leitete, und immer zum Rechten.

Wahrscheinlich war es auch durch dieses Wirken, daß das Leben ihn wieder fesselte. Als er gewahrte, daß edle Gefühle sich noch in ihm regten, sagte er zu sich selbst: daß der heilige Funken noch nicht aufgehört habe in ihm zu glimmen, wenn er auch nicht mehr glänze, und daß Gott noch in seinem Herzen wohne, wenngleich er für seinen Geist in undurchdringliche Schleier gehüllt sei. In diesem Gedanken fand er Trost, sein Blick wurde wieder heiter, und muthig ging er an seine Studien und Arbeiten, die er verlassen hatte. Die Mönche erklärten sich diese plötzliche Veränderung, indem sie ihn im Stillen der Zauberei beschuldigten. „Als ob große Männer ihren unsterblichen Geist zum Hexenhandwerk herabstimmen könnten und ihr ganzes Leben verwenden, um erschrockenen Kindern Geister erscheinen zu lassen. Aber die unwissende Materie versteht nichts von der Richtung des Geistes, und die Eulen kennen die Wege nicht, auf welchen Adler zur Sonne emporsteigen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseliteratur.

1. Winter studies and Summer rambles in Canada. By Mrs. *Jameson*. Drei Bände. London 1839.

Das, was man in Erinnerung der Bewegungen, von denen Canada jüngst erschüttert worden ist, vorzugsweise in dem Buche sucht: Nachrichten über die politischen Verhältnisse und Einrichtungen des Landes, den Stand der Parteien, die Wünsche und Aussichten derselben u. dergl., findet man gerade am wenigsten oder nur in dürftigen Notizen angedeutet. Der Geist dieser Schriftstellerin ist mit ganz andern Dingen beschäftigt, und sie gesteht selbst in der Vorrede, sie wage sich über die wichtigen, durch die letzten Ereignisse in Anregung gebrachten Fragen kein entscheidendes Urtheil anzumaßen; doch trägt sie kein Bedenken, die Erklärung hinzuzufügen, daß im Ganzen Englands fehlerhafte Colonialregierung an der übeln Lage Schuld sei, in welcher diese schönen Provinzen sich befinden: ein beständiger Wechsel in den Beamten ebenso wol wie in den Maßregeln, ein alles öffentliche Vertrauen vernichtendes Schwanken in den Grundsätzen und eine Unkenntniß in Bezug auf das Land selbst, die Niemand glauben kann, als wer dieses selbst sah, kurz Mangel an echter Theilnahme, Mangel an richtiger Beurtheilung der Verhältnisse und Mangel an tieferer Einsicht in die Bedürfnisse des Landes haben bewirkt, daß es trotz seiner natürlichen Entwickelungsfähigkeit doch bis jetzt dürftig bevölkert und arm geblieben ist und seine Kräfte nicht auf eine ihnen entsprechende Weise entfaltet hat.

In Betreff der Stellung der Parteien und des Zustandes der Gesellschaft in Obercanada, wo sie vorzugsweise verweilte, während sie Untercanada nur auf einer kurzen Tour dicht vor dem Ausbruch der Insurrection besuchte, bemerkt Mrs. Jameson Folgendes: „Es gibt hier Tories, Whigs und Radicale; doch darf mit diesen Benennungen hier nicht derselbe Begriff wie daheim verbunden werden. Der Stamm der Erstern besteht aus jenen Einwanderern, die während des Unabhängigkeitskriegs die Vereinigten Staaten wegen ihrer Anhänglichkeit an die britische Regierung verlassen mußten und von dieser nun für ihre Leiden, ihre Verluste und ihre Dienste belohnt wurden. Die ersten Elemente, aus denen in Obercanada die Gesellschaft sich bildete, ja die Grundlage, auf der sie sich aufzubauete, waren demnach Haß und Verachtung gegen die neuen Institutionen und gegen das Volk der Vereinigten Staaten, und daher kam es, daß der leiseste Anflug von demokratischen oder nur liberalen Grundsätzen genügte, um einen unauslöschlichen Flecken auf den Charakter Dessen zu werfen, der ihn äußerte, und seine Unterthanentreue in den schwersten Verdacht zu bringen. Bis jetzt sind die Tories die einflußreichste Partei in Obercanada und eine lange Reihe von Jahren in dem ausschließlichen Besitze der vornehmsten Ämter wie der freien Verfügung über die Ländereien gewesen."

„Die Whigs äußern dieselbe grenzenlose Ergebenheit gegen das Mutterland und die nämliche Abneigung gegen die Insti-

tutionen und Grundsätze der republikanischen Nachbarn jenseit der Seen; aber sie blicken zugleich mit Eifersucht und Hohn auf die Macht und die Vorurtheile der Toryfamilien und halten die Einführung mancher Reformen in der Colonialregierung für nothwendig, um so mehr, da Manche von ihnen, unstreitig Männer von Talent, sich den Weg versperrt sehen, um zu der Stellung und dem Einfluß zu gelangen, zu dem sie berechtigt zu sein glauben."

„Die Radicalen, von den Übrigen gewöhnlich nicht anders als „Schurken und Spitzbuben" bezeichnet, wünschen das Land in eine Republik nach dem Muster der Vereinigten Staaten zu verwandeln. Ungeachtet es unter ihnen Männer von Talent und Bildung gibt, so sind sie doch weder einflußreich noch gefürchtet. Worin alle diese Parteien übereinstimmen, das ist ein allgemeiner Ton von Klage, Unzufriedenheit und Misvergnügen. Dies gilt selbst von Denen, welche, von ganzem Herzen britisch gesinnt, das einzige Heil der Colonie in ihrer fernern Abhängigkeit vom Mutterlande erblicken. Sie sind ebenso unzufrieden wie die Übrigen, klagen über den Mangel an Einsicht in die wahren Bedürfnisse des Landes, welchen die Colonialbeamten daheim auf eine auffallende Weise kund geben, und schreiben den Mangel an Capitalien zu großartigen Anlagen und Verbesserungen keinem Mistrauen in die natürlichen Hülfsquellen des Landes, sondern vielmehr einem Mistrauen in die Maßregeln der Regierung und in die Sicherheit des Eigenthums zu."

Über den in Vorschlag gebrachten Plan, den Provinzen eine Legislatur und eine Centralhauptstadt zu geben, bemerkt Mrs. Jameson, daß sich dem besonders das Interesse Derjenigen widersetze, die durch eine Verlegung des Regierungssitzes materiellen Nachtheil erleiden würden; daß dagegen in beiden Provinzen sich zahlreiche Stimmen Unparteiischer für die Maßregel erklärt hätten; „denn", bemerkt sie, „wenn vielleicht auch die politische Theilung des Landes in fünf Provinzen, von denen jede ihren eigenen Gouverneur, ihre eigene Legislatur, ihre Localgesetze und ihre Localbesteuerung hat und ihre besondere Correspondenz mit dem Colonialamte führt, das Ganze der britischen Krone unterwürfiger und von ihr abhängiger macht, so begreift man ebenso leicht, daß locale Eifersucht und getheilte Interessen dadurch am Leben erhalten, die Hülfsquellen verringert und große und allgemeine Verbesserungen in dem Zustande des Landes verhindert werden".

Eine Frage, welche die Gemüther in Canada lebhaft beschäftigt, ist die über die Verwendung des sogenannten „Vorbehalts der Geistlichkeit". Man versteht hierunter das Siebentel der Ländereien, welches bei der Trennung Obercanadas von der untern Provinz 1791 für den Unterhalt der Geistlichkeit bestimmt wurde. Als herrschende Kirche wollte die anglicanische sich diese Ländereien allein zueignen; die Katholiken wandten dagegen ein, daß bei der Eroberung der Colonie ihnen die Erhaltung ihrer Kirche zugesichert war, und Presbyterianer und Methodisten traten gleichfalls mit ihren Ansprüchen auf, die Einen auf ihren Einfluß, die Andern auf ihre Zahl gestützt. Endlich wandten sich die Einwohner mittels der Legislatur an die Regierung mit der Bitte: sie möchte diesen ganzen Vorbehalt für die öffentliche Erziehung bestimmen, da die zu diesem Zwecke ausgesetzten Fonds nicht zureichend wären; „und", bemerkt Mrs. Jameson, „hätte das damalige Versammlungshaus (1832) die Sache entscheiden dürfen, diese Ländereien, die jetzt aus zwei Millionen urbar gemachter Acres bestehen und immer zunehmen, je mehr Boden dem unermeßlichen Urwalde abgewonnen wird, würden keine andere Bestimmung erhalten haben; allein dies ist nicht der Fall gewesen, und das Übergewicht in dem Streite hat sich nun gerade auf die entgegengesetzte Seite geneigt. Man kann in demselben gegenwärtig folgende drei Hauptparteien wahrnehmen: erstens Diejenigen, welche die Ländereien ausschließlich für die anglicanische Kirche in Anspruch nehmen, eine zwar kleine, aber heftige Partei, die sich hauptsächlich auf die Unrechtmäßigkeit der Ansprüche der andern Parteien stützt. Von diesen behauptet zweitens die eine Partei, zugleich zahlreicher als die erste, daß, da kein religiöses Glaubensbekenntniß (das der Quäker ausgenommen) von der Provinziallegislatur ausschließe, jede vom Staate geduldete Religion auch vom Staate unterhalten werden müsse; die Mitglieder dieser Partei wollen nicht, daß Religion und Erziehung getrennt werden, und verlangen eine angemessene Vertheilung des Vorbehalts unter die Episkopalen, die Presbyterianer, römischen Katholiken, weslevanischen Methodisten und Baptisten. Diese Partei ist nur in ihrer Feindschaft gegen die ausschließlichen Ansprüche der Episkopalen einig; im Übrigen herrscht unter ihr wenig Übereinstimmung, und auch von ihr werden zahlreiche und achtbare Sekten ausgeschlossen. Die beiweitem zahlreichste ist die dritte Partei, welche den Unterhalt der Geistlichkeit, wie in den Vereinigten Staaten, der freiwilligen Unterstützung der Gemeinde anheimgestellt und den Ertrag der Ländereien ganz allein auf die Volkserziehung verwendet wissen will."

Über einen andern, gleichfalls sehr wichtigen Gegenstand, die Gründung einer Universität, bemerkt Mrs. Jameson Folgendes: „Bereits vor 40 Jahren, 1797, wurde die Errichtung einer solchen Anstalt von dem Provinzialparlamente der britischen Regierung empfohlen, von dieser der Freibrief aber erst 1828 übersandt. Der legislative Rath dankte Sr. Maj. auf das unterthänigste für diesen Beweis väterlicher Gnade, das Versammlungshaus dagegen, welches nur insofern in diesen Dank einstimmen wollte, als die Grundsätze des Freibriefs der Sache echter Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sowie der religiösen und bürgerlichen Freiheit des Volks förderlich wären, griff das Document, als zu sehr nach dem Muster der englischen Universitäten abgefaßt und für ein junges Land zu exclusiv, aus aller Macht an, entwarf mehre Bills zur Veränderung desselben, die von dem legislativen Rathe sämmtlich verworfen wurden, und so stehen nun die Dinge gegenwärtig noch (1837, nahe vor dem Ausbruche der Insurrection). Der in der diesjährigen Session des Versammlungshauses angenommene Gesetzentwurf hebt die Nothwendigkeit eines Testeides oder einer sonstigen religiösen Befähigung für die Studenten auf und ordnet die Anstalt der theilweisen Aufsicht der Richter und der Legislatur statt der ausschließlichen Leitung der Geistlichkeit unter."

Eine wichtige, auch sehr häufig in Berathung gezogene, aber ebenso wenig entschiedene Maßregel ist die Verwilligung von Ländereien. Mrs. Jameson wiederholt in dieser Hinsicht gegen die englische Colonialpolitik die Beschuldigung, daß sie Fremden den Ankauf von Ländereien erschwere, daß selbst für britische Unterthanen die Bedingungen nicht so günstig seien wie in den Vereinigten Staaten, und beruft sich hierfür auf das Factum, daß in den Jahren 1835—36 über 200,000 Auswanderer durch Canada nach den Weststaaten der Union zogen. Eine starke Partei in dieser Colonie ist deshalb sehr für ein Gesetz, durch welches Ansiedler von allen Seiten herbeigezogen würden; allein eine ebenso starke Partei ist dagegen, aus Furcht, es würde sich in Folge eines derartigen Gesetzes eine solche Flut von Republikanern aus den Nachbarstaaten in die Colonie ergießen, daß dadurch die gegenwärtige Regierung gefährlich bedroht und eine Trennung vom Mutterlande herbeigeführt würde, wofür sie sich auf das Beispiel von Texas beruft.

Von dem Vertheidigungszustande, wenigstens der obern Provinz, würden wir nach einigen von unserer Reisenden darüber gegebenen Notizen sehr gering denken müssen, wüßten wir nicht, daß seitdem die Insurrection und die Befürchtungen vor Einfällen aus den Vereinigten Staaten zu kräftigern und energischern Maßregeln in dieser Hinsicht geführt haben. Das englische Fort am Niagara, dem auf der andern Seite ein amerikanisches gegenüber liegt, beschreibt sie als total zerfallen, dessen Besatzung sie aus einem Corporal und drei Mann mit unbrauchbaren Gewehren und verrosteten Schlössern darun bestehend gefunden habe. Nicht günstiger lautet ihre Beschreibung der Parade der Miliz eines Bezirks, der sie am 4. Juni 1837 beiwohnte. „Die aus einigen ganz gut berittenen Lanciers be-

stehende Reiterei tummelte sich in Uniformen, die nichts weniger waren als Uniformen, Reiter und Pferde gleich wild, gleich undressirt und undisciplinirt, zur größten Gefahr der umstehenden Zuschauer auf dem grünen Plane umher. Aber immer bot sie doch noch ein Bild der vollkommensten Ordnung gegen die Infanterie dar. Hier fehlte es an aller Übereinstimmung in der Bekleidung, der Haltung und den Bewegungen: die Einen hatten Röcke, die Andern Jacken, noch Andere exercirten in bloßen Hemdenärmeln, Einige hatten Hüte, Andere Mützen, wieder Andere gar keine Kopfbedeckung auf, und die nämliche Unordnung herrschte in den Waffen, indem Viele mit alten Degen, Viele mit Regenschirmen oder Stöcken statt der Feuergewehre versehen waren. Hieraus ergab sich denn das lustigste Commando, das man sich denken kann, und man konnte nicht umhin laut aufzulachen, wenn man den Befehlshaber rufen hörte: „Die Herren mit den Regenschirmen rechts abgeschwenkt! Die Herren mit den Spazierstöcken links abgeschwenkt!" u. dgl. m., die Leute sich dann um und um stießen, wie die Gänse durcheinander liefen oder ducknackig und miteinander plaudernd einhergingen und, sowie der commandirende Offizier den Rücken wandte, sich niedersetzten, um auszuruhen. Die Musterung endete mit einem Gelage, bei welchem der Oberst einen gefährlichen Hieb bekam und noch zwei andere schwere Verwundungen vorfielen; aber das schien so gewöhnlich, daß sich Niemand etwas daraus machte."

Dies ist es, was wir in Bezug auf die öffentlichen Verhältnisse Canadas und die gegenwärtig darüber obschwebenden Hauptfragen in dem Buche der Mrs. Jameson bemerkenswerth gefunden haben. In anderer Hinsicht ist dasselbe weit reicher und bietet manche bunte, unterhaltende Scenen dar, deren Mittheilung uns indeß zu weit führen würde. Nur an einem Punkte wollen wir noch mit ihr verweilen, um eine jener originellen Persönlichkeiten kennen zu lernen, die aus dem englischen Volke diesseit und jenseit des Oceans so häufig hervorgehen: es ist Port Talbot, was wir meinen, die Niederlassung des Obersten Talbot, eines einsiedlerischen Misogynen, der sich, ein zweiter Timon, ausgenommen daß er den Besitz nicht verschmäht, aus dem Leben der civilisirten Welt in diese Wildniß unter Indianer zurückgezogen hat.

Von seinem Hauswesen, seiner Lebensweise und seiner Persönlichkeit entwirft unsere Reisende folgende Beschreibung: „Nach einem von dem Obersten Talbot eigenhändig aufgesetzten Verzeichniß, das ich selbst vor Augen gehabt habe, enthält das demselben unter dem Namen der Landschaft Talbot gehörende Gebiet 28 Ortschaften und 650,000 Acres Land, von denen etwa 98,700 urbar gemacht sind; die Bevölkerung beläuft sich, die der Städte mit inbegriffen, auf etwa 50,000 Seelen. Er selbst hat, wie der Adler sein Nest, seine Wohnung auf einem hohen, den See überragenden Felsen erbaut, der auf der Ostseite jählings in eine tiefe romantische Waldschlucht abschießt, durch welche ein im Winter wildschäumender Bergfluß dem See zuströmt. Sturm und brandende Wogen haben von dem Felsen vor dem Wohnhause große Stücke und mächtige Bäume abgerissen, die an dem Seeufer zerstreut liegen. Das Schloß selbst ist aus Holz erbaut, mit einem bedeckten Säulengange auf seiner Südseite, wo ich auch eine von jenen wilden Bergkatzen ausgespannt fand, welche man den amerikanischen Tiger oder Panther nennt, ein Thier von wenigstens vier Fuß Länge, das bei seinem Angriffe auf den Hühnerhof das Leben eingebüßt hatte. Das Innere des Hauses war ganz wohnlich und das Speisezimmer sogar hübsch zu nennen. Küche und Keller waren geräumig und letzterer mit Wein, Milch und andern Vorräthen reichlich angefüllt. Unter den zahlreichen Außengebäuden, welche das Wohnhaus ohne alle Symmetrie umgeben und zum Theil den unzähligen Gänsen, Hühnern und anderm Federvieh zum Aufenthalt dienen, wovon der Hofraum wimmelt, befindet sich auch noch das nämliche Blockhaus, das der Oberst zuerst anlegte, als er sich vor 44 Jahren hier niederließ. Nicht genug kann ich die Aussicht rühmen, welche man von dem Felsen herab über den weiten blauen See genießt, auf dem ich oft sechs Schooner mit ihren weißen Segeln und flatternden Wimpeln auf einmal erblickte. Hinter dem Gute dehnen sich Wiesen bis zum Saum eines Waldes aus, auf denen Schaf- und Rindviehheerden weideten. Das Fruchtland bestand aus 600 Acres, neben 16 Acres Baumland, auf denen der Oberst alle europäischen Obstarten zog, und einem zwei Acres großen Gemüse- und Blumengarten, den ich sehr geschmackvoll eingerichtet fand. Doch das Merkwürdigste an dem merkwürdigen Orte war der Mann selbst, der sich hier in der Wildniß ein eigenes Reich gestiftet hatte. Nichts befremdete mehr in der Unterhaltung mit ihm als die gänzliche Gleichgültigkeit, mit der er die großen Ereignisse der letzten 50 Jahre an sich hatte vorübergehen lassen. Alle Revolutionen, welche die Welt während dieser Zeit erschütterten, waren ihm unbekannt geblieben und sein eigenes Leben nur von drei Vorfällen betroffen worden, die als Unterbrechungen in dem gleichmäßig und ruhig fortgleitenden Strome desselben betrachtet werden können: einem Überfall von einer feindlichen Abtheilung in dem letzten amerikanischen Kriege, die seine Pferde und sein Rindvieh forttrieb, einem Besuche, den er vor mehren Jahren von drei vornehmen jungen Engländern erhielt, und einer Reise, die er selbst vor drei Jahren nach England machte. Das waren die einzigen Epochen in der Geschichte der letzten 44 Lebensjahre dieses Mannes, der hier von der Höhe seines Felsens herab mit ebenso viel Gleichgültigkeit und Verachtung auf die äußere Welt wie mit Stolz und Selbstzufriedenheit auf die von ihm geschaffene herabblickte."

Mrs. Jameson begab sich von hier aus nach Detroit, von dem sie eine artige Beschreibung liefert, und besuchte dann die Indianer am Salzsee u. s. w., das eigentliche Ziel ihres Sommerausflugs; allein ihr dahin zu folgen, würde uns zu weit führen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die geistreiche Miß Harriet Martineau, die durch verschiedene Leistungen bereits ein reiches poetisches Talent und ein bei Frauen seltenes schöpferisches Vermögen für das Drama bewährt hat, auch sonst durch ihre „Illustrations of political economy" vortheilhaft bekannt ist, hat eine Novelle: „Deerbrook", in drei Bänden herausgegeben. Es ist eine ländliche Erzählung, einfach, anspruchslos, aber das Herz erwärmend, wahr und natürlich, eine um so schätzbarere Gabe vorzugsweise für die mittlern Classen, als solche das Gemüth sanfter und zum Guten stimmende Bücher, die Zierde der schönen Literatur des vorigen Jahrhunderts, jetzt selten werden und melodramatische Pompstücke oder Jammerstücke, die sich für Bilder des Lebens ausgeben, von dem sie greuliche Caricaturen sind, an ihre Stelle getreten sind.

Dr. H. Schulz aus Dresden, der sich längere Zeit in Rom aufgehalten hat, beabsichtigt eine Geschichte der Kunst im südlichen Italien von den frühesten Zeiten bis zum 16. Jahrhunderte herauszugeben. Sie wird vollständig aus drei Foliobänden mit 120 Kupferstichen bestehen. Diese umfassen zum Theil mehre sehr interessante byzantinische Baudenkmäler in Apulien, die von Hallmann, einem Hanoveraner, wie die sicilischen von Cavallari mit gleicher Trefflichkeit gezeichnet sind.

Von dem Herausgeber der „Pictorial Bible" ist, als ein passendes Supplement zu dieser, der erste Theil einer „Pictorial history of Palestine" erschienen, welche die politische, sociale, Kriegs- und Religionsgeschichte von Palästina umfassen und die gegenwärtige Gestalt des Landes, die Gegenstände seiner Naturgeschichte, Denkmäler, Sitten und Costume durch zahlreiche Holzschnitte veranschaulichen soll, von der jedoch alle bloßen Phantasiegegenstände ausgeschlossen sind. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1839.

Über „Spiridion" von George Sand.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Spiridion gelangt ruhig an seine letzte Stunde, er läßt Fulgence, einen jungen Mönch, den er liebte, zu sich kommen, und erzählt ihm die Geschichte seines Lebens und seiner Kämpfe. Dann fährt er also weiter fort:

Ich habe dir gesagt, was ich Gutes und Mangelhaftes an den verschiedenen Religionen gefunden habe. Du magst selbst urtheilen und dein Gewissen entscheiden lassen. Glaubst du, daß ich Unrecht hatte, genügt der Katholicismus, in welchem du seit deiner Kindheit gelebt, deinem Herzen und deinem Verstande, so laß dich nicht von meinem Beispiele hinreißen, sondern behalte deinen Glauben. Man muß da bleiben, wo man sich wohl aufgehoben fühlt; um von einem Glauben zum andern überzugehen, muß man über Abgründe, und ich weiß zu genau, wie beschwerlich solch ein Weg ist, um dich gegen deinen Willen darauf zu führen. Die große Weisheit mißt den verschiedenen Pflanzen das Erdreich und die Lüfte zu, deren sie bedürfen: der Rose gibt sie die Ebene und den Zephyr, der Ceder die Gebirgshöhe und den Sturm. Es gibt kühne und unternehmende Geister, welche die Wahrheit suchen, und andere, welche schüchtern und bescheiden nur Ruhe verlangen. Wenn du mir ähnlich wärst, wenn das erste Bedürfniß deiner Natur wäre: zu wissen, so würde ich dir gleich meine ganzen Gedanken erschließen; ich würde dich aus dem Becher der Wahrheit, den ich mit meinen Thränen gefüllt habe, trinken lassen, auf Gefahr selbst, dich zu berauschen. Doch dem ist nicht so. Du bist zum Lieben geschaffen und nicht zum Wissen, und dein Herz ist stärker als dein Verstand. Du bist an den Katholicismus durch Bande des Gefühls geknüpft, die du nicht ohne Schmerz zerreißen kannst, und wenn du sie zerrissest, so würde die Wahrheit, der du Alles geopfert hast, dich nicht für das Opfer entschädigen. Anstatt dich zu erheben, würde sie dich vernichten. Diese Nahrung ist zu stark für eine schwache Brust, sie erstickt da, wo sie nicht belebt. Ich will dir also nicht die Lehre enthüllen, die der Triumph meines Lebens, der Trost meiner letzten Stunde ist, sie möchte dir nur Trauer und Verzweiflung bringen. Jedoch ist es möglich, daß eben wegen deiner Liebe der Cultus des Schönen dich einst zur Sehnsucht nach Wahrheit führt, und die Stunde kann schlagen, wo auch dein Geist nach der ewigen Wahrheit dürstet. Ich will nicht, daß du dann umsonst ringst.

Spiridion übergibt dem Fulgence ein Manuscript, welches das Resultat seiner Nachtwachen und Forschungen enthält. Er befiehlt dem jungen Mönche dieses Papier mit ihm zu begraben und das Geheimniß, ehe er selbst stürbe, in würdige Hände niederzulegen, damit es nicht untergehe und ein sich nach Wahrheit Sehnender den Trost aus dem Grabe herausholen könne.

Der junge Fulgence weint neben dem Sterbenden, „daß das Licht verlösche, was ihm durch die Dunkelheit leuchten solle".

Kein Licht verlöscht — sagte Spiridion —, und die Dunkelheit des Verständnisses ist für einen edeln, wahren Geist ein leicht zu zerreißender Schleier. Nichts geht verloren, selbst die Form stirbt nicht. Und wenn meine Gestalt in dem tiefsten Innern deines Gedächtnisses aufbewahrt ist, wer könnte da sagen, daß meine Gestalt von dieser Welt verschwunden sei, und daß die Würmer mein Bild vernichtet hätten. Der Tod wird nicht die Bande unserer Freundschaft lösen, und was in dem Herzen eines Freundes aufbewahrt ist, hat das aufgehört zu sein? Bedarf die Seele der Augen des Körpers, um zu schauen, was sie liebt, und ist sie nicht ein Spiegel, aus dem sich nichts verwischt? Nein! Das Meer wird eher aufhören den Himmel abzuspiegeln, ehe das Bild eines geliebten Wesens in nichts zerfällt, und der Künstler, welcher eine Ähnlichkeit auf Marmor und Leinwand fesselt, gibt er nicht selbst der Materie eine Art von Unsterblichkeit?

So sind die häufigen Erscheinungen Spiridion's nach seinem Tode erklärt; und obgleich man immer beweisen kann, daß die Phantasie des Geistersehenden den Geist heraufbeschworen, so kam mir doch dessen Einwirken oft spukartig vor, und gewiß hätte er seltener und weniger gespenstermäßig auftreten können, ohne der Tendenz des Buches Eintrag zu thun.

Spiridion erscheint oft dem ergebenen Freunde, und Fulgence fürchtet diese Besuche nicht. Er findet Befriedigung im Klosterleben und im katholischen Glauben, ihn verlangt es nicht nach dem Manuscripte. Nur das Geheimniß drückt ihn. Er sucht einen Würdigen, in dessen Hände er es niederlegen kann, und wählt den jungen Mönch Alexis. Von dem Augenblicke, wo die Wahl getroffen, sieht er die Erscheinung nicht wieder und klagt:

O Spiridion, deine Liebe wohnte nur in deinem Verstande, und dein Herz fühlte nichts für uns. Das ist immer der Fall bei starken Menschen gegenüber den Schwachen. Wenn der Verstand der Starken mit uns zufrieden ist, da lassen sie sich herab, uns aufzusuchen. Wir aber, wenn wir auch nicht die Richtung ihres Geistes billigen, so erhalten wir in unserm Herzen ihnen doch auf immer eine treue Anhänglichkeit.

Es gibt unruhige Geister, denen die Unthätigkeit eine Marter, die Ruhe eine Schmach scheint.

Ein solcher war Alexis. Er erzählt als Greis einem jungen Klosterbruder die Geschichte seines Lebens.

Das von Fulgence ihm anvertraute Geheimniß hatte in ihm die Sehnsucht nach dem Manuscripte erweckt. Auch ihm genügte die vorgeschriebene Glaubenslehre nicht; doch erlaubte er seinem Verstande, den Glauben zu prüfen, während er diesen geschwächten Glauben doch noch liebt. Er meint, Spiridion's Wille sei gewesen:

daß Keiner den Glauben annehmen solle so, wie der andere ihm denselben übergibt, und daß man nicht, wie das unvernünftige Thier, den Pfad, den Andere getreten, gedankenlos wandeln möge. Jeder Weg führt Denjenigen zur Wahrheit, der von einer reinen Absicht belebt ist und den der Stolz nicht blendet. Der Glaube hat nur dann wahren Nutzen, wenn man ihn frei eingegangen, und wahre Festigkeit, wenn er allen Bedürfnissen genügt und alle Kräfte der Seele beschäftigt!

Aleris überläßt sich also seinen Studien und Forschungen, er benutzt erst heimlich die Bibliothek des Spiridion, die Furcht und Aberglaube den Andern verschlossen hatten. Später erhält er die Erlaubniß dazu. Er nahm sich vor, mit dem dreißigsten Jahre das Manuscript zu holen, bis dahin aber selbst nach der Wahrheit zu suchen.

Wenn ich erzähle, daß ich von Wiklef zu Huß, dann zu Luther und dann zum Skepticismus überging, so hieße das, die Geschichte des menschlichen Geistes während der Jahrhunderte, die vor mir gewesen waren, erzählen, und mein inneres Leben nahm diese Übergänge, durch eine Verkettung von logischen Nothwendigkeiten, wieder auf. Nach dem Protestantismus aber konnte ich nicht wieder auf den Punkt zurückkommen, von welchem ich ausgegangen war; mein Glaube an die Offenbarung war erschüttert. Meine Religion nahm die Gestalt einer Philosophie an, und ich kehrte zurück zu den Philosophien der Alten. Ich wollte Pythagoras und Zoroaster verstehen, Confucius, Plato u. s. w., in einem Worte, alle Diejenigen, welche sich schon vor Christi Geburt mit dem Ursprunge und der Bestimmung der Menschen gequält hatten.

Man folgt nun Aleris, wie er Christus dem Sokrates vergleicht, wie er die Offenbarung für unnöthig erklärt, und wie ihm von der ganzen Religion nichts bleibt als: „ein vollkommener Glaube an die Gottheit, das unerschütterlichste Gefühl für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, eine große Achtung für alle Religionen und für alle Philosophien, die Liebe zum Guten und die Sehnsucht nach der Wahrheit".

Vielleicht — sagte Aleris — hätte ich dabei stillstehen können und friedlich leben mit jenen großen Ahnungen und einer großen Demuth. Das ist aber für einen Katholiken unmöglich, und darin unterscheidet sich die Geschichte des Einzelnen wesentlich von der Geschichte der Generationen. Die Anstrengung der Jahrhunderte verändert die Natur des menschlichen Geistes und gestaltet dieselbe mit der Zeit um. Die Väter legen langsam ihre Irrthümer ab, doch vermachen sie ihren Kindern viel klarere Begriffe, als sie selbst hatten, weil sie bis an das Ende ihrer Tage durch Gewohnheiten zurückgehalten wurden und an die Vergangenheit geknüpft waren durch diejenigen Bedürfnisse ihres Verstandes, welche die Vergangenheit in ihnen erzeugt hatte, während ihre Kinder, die mit andern Bedürfnissen auf die Welt kommen, sich schnell neue Gewohnheiten anschaffen, die gegen das Ende ihres Lebens die neuen Lichtstrahlen nicht verhindern werden zu ihnen zu gelangen, welche jedoch nur erst von einer dritten Generation wieder rein aufgefaßt werden können. Der einzelne Mensch kann also nicht wie eine ganze Generation Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erfassen. Wenn er sich mit Anstrengung und Weisheit eine Gegenwart aus der Vergangenheit gebildet hat, so kann er von der Zukunft doch nur den Keim in sich tragen. So konnten die Menschen mit ihrer unvollkommenen Erkenntniß der ewigen Wahrheit durch Jahrhunderte hindurch vom Christenthume des heiligen Paulus zu dem des heiligen Augustinus, von dem des heiligen Bernhard zu dem Bossuet's übergehen, ohne aufzuhören Christen zu sein oder sich für Christen zu halten. Die Veränderungen gingen mit der gehörigen Zeit vor sich; doch das Gehirn eines Einzelnen hätte dieselben nicht bestehen können.

Wie schrecklich war also meine Lage. Im 18. Jahrhunderte war ich im Katholicismus des Mittelalters erzogen worden und kannte mit 25 Jahren ebenso wenig vom Alterthume wie ein Bettelmönch des 16. Jahrhunderts. Aus dem Schooße dieser Dunkelheit hatte ich auf einmal die Vergangenheit und die Zukunft überschauen wollen. Ich sage die Zukunft; denn da ich in meiner Unwissenheit über 600 Jahre zurückgeblieben war, so war Alles, was für Andere Vergangenheit war, für mich noch im blendenden Lichte des Unbekannten gekleidet. Ich war wie ein Blinder, der auf einmal um die Mittagsstunde den Gebrauch seiner Augen erhält und sich noch vor dem Abende und dem andern Morgen einen Begriff vom Untergange und Aufgange der Sonne machen möchte. Für ihn gehören diese Ereignisse noch der Zukunft an, obgleich die Sonne schon oft vor seinen Augen auf- und untergegangen war. So wird der Katholik, wenn er die Augen seines Geistes dem Lichte der Wahrheit öffnet, geblendet sein und das Antlitz in seine Hände bergen, oder aus seiner Bahn kommen und in Abgründe stürzen. Der Katholik bildet sich ein, der Anfang und das Ende des Menschengeschlechts zu sein; für ihn allein ist die Erde geschaffen, und für ihn allein sind unzählige Generationen über die Oberfläche der Erdkugel gleich leeren Schatten hingestrichen und in die ewige Nacht zurückgestürzt, damit ihre Verdammung ihm als Beispiel und Lehre diene. Für ihn stieg Gott selbst in Menschengestalt zur Erde nieder. Für den Ruhm und das Heil der Katholiken füllen sich die Abgründe der Hölle unaufhörlich mit Opfern, damit der höchste Richter sehe und vergleiche, und damit der Katholik im Glanze des Höchsten im Himmel über die ewigen Thränen Derjenigen triumphire, die er auf Erden nicht leiten und sich unterwerfen konnte. Er isolirt sich und nährt in sich einen erhabenen Haß, eine großartige Verachtung gegen Alles, was nicht er selbst ist. Die Jahrhunderte, in denen er nicht gelebt, zählt er nicht; diejenigen, in welchen gegen ihn gekämpft wurde, sind verdammt; diejenigen, in welchen er ausgerottet wird, werden auch das Ende der Welt erblicken, und das Weltall wird sich an dem Tage auflösen, wo die römische Kirche unter den Schlägen ihrer Feinde zusammensinkt.

Wenn ein Katholik die blinde Achtung für die katholische Kirche verloren hat, wo kann er da sich zuflüchten? In das Christenthum, so lange er noch an die Offenbarung glaubt; doch wenn die Offenbarung ihm auch fehlt, so kann er nur auf dem Ocean der Jahrhunderte wie ein Fahrzeug ohne Ruder und Compaß umherschwimmen; denn er hat sich nicht gewöhnt, die Welt als sein Vaterland und alle Menschen als seines Gleichen anzusehen. Er hat die Welt angesehen wie eine Eroberung, die den Missionairen aufbewahrt ist. An welches Land soll er sich nun wenden, um die Geheimnisse seines göttlichen Ursprungs zu suchen; an welches Volk, um die Lehre der menschlichen Weisheit zu erhalten. Er wird alle Ufer versuchen und den Sinn der Spuren, die er da findet, nicht verstehen. Die Wissenschaft der Völker ist für ihn in unleserlichen Lettern geschrieben; die Geschichte der Schöpfung ist für ihn eine unverständliche Mythe. Außer der Kirche ist kein Heil für ihn, außer der Genesis keine Wissenschaft. Für den Katholiken gibt es keine Mittelstraße, er muß Katholik bleiben, oder ungläubig werden; seine Religion muß die einzig wahre sein, oder alle andern Religionen sind falsch.

Bis dahin war ich gekommen, und bis dahin war auch das Jahrhundert gelangt, in welchem ich lebte; da es aber langsam dahin gelangt war auf dem Wege des Schicksals, befand es sich auf diesem Standpunkte wohl. Das Jahrhundert war ungläubig, aber auch gleichgültig; der Glaube der Väter

war ihm zuwider, es freute sich seiner philosophischen Gleichgültigkeit; wahrscheinlich fühlte es in sich den Keim der Versehung, der selbst unter dem Eise des rauhen Winters die Saaten des Lebens nicht umkommen läßt. Aber ich, ein Katholik von gestern, welcher auf einmal alle Räume hatte überspringen wollen, die mich von meinen Zeitgenossen trennten, ich war wie berauscht, und meine Freude, mein Triumph glichen eher der Verzweiflung und dem Wahnsinne.

Wer könnte die Leiden schildern, die eine Seele empfindet, welche an den kleinlichen und pünktlichen Dienst einer Lehre gewöhnt war, die so geduldig ausgearbeitet, so weise ersonnen ist wie die des Katholicismus. Sie fühlt sich plötzlich hineingerissen in den Strudel von widersprechenden Lehren, auf deren keine sie ihren blinden Glauben und ihre natürliche Begeisterung übertragen kann.

Die Thätigkeit des Geistes kann die des Herzens nicht ersetzen; das Gebet hat die besondere Eigenthümlichkeit, daß es die höchste Fähigkeit der Seele und die menschlichsten Fibern des Gefühls in Anspruch nimmt. Das Gebet des Christen vor Allem läßt alle Saiten des geistigen und moralischen Wesens fibriren. In keiner andern Religion fühlt der Mensch sich seinem Gotte so nahe; in keiner hat Gott sich so menschlich gemacht, so väterlich, so anbetungswürdig, so geduldig und liebevoll. Die göttliche Lehre Christi ist nur der Tractat einer Freundschaft, einer in der Geschichte der andern Religionen beispiellosen Freundschaft, der innigen, zarten, brüderlichen mit dem Gott Jesu und den eifrigen Christen. Welches andere Gefühl vermag je dieses Dem zu ersetzen, der es einmal gekannt hat? Welche Erziehung des Geistes kann zu gleicher Zeit und im selben Grade so den Bedürfnissen des Herzens genügen. Die christliche Lehre beschwichtigt jedes unruhige Sehnen des Geistes, indem sie ihrem Schüler sagt: Du brauchst nicht groß zu sein; liebe und sei demüthig, liebe Jesum, weil er demüthig und sanft war. Und wenn das Herz, zu voll von Liebe, sich über die Geschöpfe ergießen will, hält sie es wieder zurück, indem sie ihm sagt: Erinnere dich, daß du groß bist, und daß du nur Jesum lieben kannst, weil er groß und vollkommen ist. Das Christenthum sucht nicht das Herz gegen den Schmerz abzuhärten, es erweicht dasselbe, um es zu stärken, und lehrt ihm, im Leiden eine Art Freude zu empfinden; der Epikureismus führt es zur Ruhe durch Mäßigkeit; das Christenthum führt es zur Freude durch Thränen. Die stoische Vernunft erträgt Qualen, die christliche Begeisterung eilt dem Märtyrerthume entgegen. Das große Werk des Christenthums ist also, die Kraft des Geistes durch das moralische Gefühl zu entwickeln, und das Gebet ist das unerschöpfliche Element, in welchem diese beiden Kräfte sich unaufhörlich vereinigen und wieder erneuern.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 149.)

2. Cutch; or random sketches of Western India. By Mrs. *Postans*. London 1838.

Von allen in dem Schutze der Engländer stehenden indischen Staaten ist keinem bis jetzt weniger Aufmerksamkeit zu Theil geworden als Cutj oder Cutch, und keiner doch der Aufmerksamkeit würdiger in einem Augenblicke, wo die Blicke ängstlich auf die nordwestliche Grenze der britischen Besitzungen in Ostindien gerichtet sind, wo das ungewisse Schicksal des Königreichs Lahore, das bei Rundschid-Singh's Tode auseinanderfallen wird, ein Krieg in Afghanistan, Dampfschiffahrt auf dem Indus und Erweiterung der Baumwollenproduction in Indien die Köpfe von Politikern und kaufmännischen Speculanten gleich lebhaft beschäftigen. Für alle diese Plane und Aussichten ist Cutch von der größten Wichtigkeit. Als ein Außenposten, als eine werthvolle Grenzposition des britisch-indischen Reichs wird es den Handel auf dem Indus sichern, im Fall die Dampfschiffahrt auf demselben eingeführt würde, es wird die Engländer außerdem in Stand setzen, die Anarchie, in welche Rundschid-Singh's Tod das Königreich Lahore stürzen muß, bald zu bemeistern, und gedeckt durch den Fluß, den Ocean, die Salzteiche sowie durch zahlreiche Burgen und Bergcastelle, wird es einem einbrechenden Feinde einen furchtbaren Damm entgegenwerfen, während es selbst seinem Besitzer freie Hand zu Angriffen auf die Nachbarstaaten läßt. Zu diesen unter den gegenwärtigen Umständen sehr beachtenswerthen politischen Vortheilen kommen aber noch andere, mehr materielle, die den Handelsplanen, welche man an den Indus und seine Nebenländer knüpft, eine günstige Aussicht eröffnen: dies sind die reichhaltigen Kohlenlager, welche man um Cutch gefunden hat, und dann seine weiten Ebenen, die sich besser als irgend ein anderer Theil von Indien für ausgedehnte Baumwollenpflanzungen zu eignen scheinen.

Die Beschreibung eines so wichtigen Punktes war gewiß unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr wünschenswerth, und Mrs. Postans hat es unter dem bescheidenen Titel, den sie ihrem Buche vorgesetzt, auf eine Weise gethan, daß ihre Arbeit, ebenso unterhaltend wie belehrend, in der That nur wenig zu wünschen übrig läßt. Der Raum erlaubt uns leider nur über diesen merkwürdigen Distriet einige kurze Notizen mitzutheilen, die indeß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge im Osten dem Leser nicht unlieb sein dürften; wer ausführlichere Nachrichten wünscht, wird sich durch das hier genannte Buch befriedigt fühlen.

Zwischen dem 68. und 72. Grade östlicher Länge, und dem 22. und 24. Grade nördlicher Breite gelegen, dehnt sich dieser Bezirk in einer Länge von 165 englischen Meilen von Osten nach Westen, und in einer Breite von 15—52 englischen Meilen von Norden nach Süden aus. Die von vielen, gute Ankerplätze gewährenden Buchten eingeschnittene Südküste wird von dem „der Busen von Cutch" genannten Theile des indischen Oceans bespült; die Westgrenze bildet der östliche Arm des Indus, und die Nord- und Ostseite werden von den ausgedehnten Salzteichen umgeben, die von Mai bis October überschwemmt und auch in der übrigen Zeit des Jahres nicht gangbar sind, theils wegen des blendenden, von der Salzkruste hervorgebrachten Glanzes, theils wegen der vielen Sümpfe und der Schwierigkeit, sich gesundes Trinkwasser zu verschaffen. Von den Zauberbildern, mit welchen eine täuschende Fata Morgana die auf diesen Salzteichen lagernden Dünste erfüllt, gibt Mrs. Postans eine angenehme Schilderung.

Cutch steht unter der aristokratischen Regierung der Jharrejahs, die, dem Feudaladel des Mittelalters nicht unähnlich, von dem Rao in keiner größern Abhängigkeit stehen als die Barone von ihrem Lehnsherrn. Das regierende Corps (der Jharrejahs) zählt 250 Glieder, die alle ihr Land vom Rao entweder wegen geleisteter Dienste oder wegen Verwandtschaft mit ihm zu Lehn besitzen und mit dem Namen der Bhyaud oder Brüderschaft des Rao dessen erbliche Räthe bilden. In der Kastenordnung der Hindus gelten sie für Radschputen, sind aber der mohammedanischen Religion nicht weniger als der brahminischen zugethan, oder vielmehr ihr Glaube ist ein Gemisch aus beiden, indem sie mit der Anerkennung des Koran den Dienst Wischnu's verbinden; der Grund davon wird in der Abkunft ihres Stammes gesucht, indem der Gründer desselben, ein Mohammedaner, sich mit einer schönen Indierin verband und dem Geschlechte der Jharrejahs den Ursprung gab.

Das Lehnswesen hat hier eine ähnliche Gliederung wie im germanischen Mittelalter erlangt, da jeder Edle sein Land wieder unter seine Verwandten vertheilt und demnach wie der Rao von seiner Bhyaud oder Brüderschaft umgeben ist. Das Erstgeburtsrecht findet nicht statt: wenn in der Familie des Rao oder eines Edeln ein Knabe zur Welt kommt, so wird ihm sogleich ein Stück von den väterlichen Besitzungen angewiesen; da hierdurch aber der Grundbesitz bald zerstückelt werden würde, so sucht man dem durch den gesetzlich genehmigten Ge-

brauch des Kindermordes vorzubauen, der aber die Mädchen in weit höherm Maße trifft als die Knaben. Bekanntlich gilt Ehelosigkeit in Indien für Verbrechen, Wechselheirath innerhalb eines Stammes aber für Blutschande, und ein Radschpute kann immer nur die Tochter eines Stammes unter ihm heirathen, wie er seine eigene dem Mitgliede eines Stammes über ihm zur Frau gibt. Da nun aber die Jharrejahs keinen Stamm über sich anerkennen, so suchen sie ihrer weiblichen Nachkommenschaft die Schmach der Ehelosigkeit durch einen frühen Tod zu ersparen, den sie ihnen bald nach der Geburt mittels Opium geben. An 1000 Leben sollen auf diese Weise jährlich in der Provinz Cutch zerstört werden. Auch die Suttis oder das Selbstverbrennen der Witwen ist hier noch sehr üblich. Auch ihrem gestorbenen Sohne sah Mrs. Postans eine Frau sich in die Flammen nachstürzen, mit der Behauptung, derselbe sei in einem frühern Leben ihr Gatte gewesen. Beachtenswerth ist indeß die Bemerkung, das Leben der indischen Weiber sei so elend, daß der Tod ihnen gar nicht so furchtbar erscheinen könne, gerade wie Jemand von den Spartanern äußerte, ihre muthige Todesverachtung in der Schlacht sei nicht zu verwundern, da sie ein Leben zur Verzweiflung führten.

Den nämlichen Kunsttrieb oder Sinn für Nachahmung, den Arrian und Strabo an den Hindus rühmen, und vermöge dessen sie nie zuvor gesehene Geräthschaften der Macedonier aus ganz andern Stoffen mit der größten Leichtigkeit nachzumachen wußten, hebt unsere Engländerin auch an den Einwohnern von Cutch hervor, unter denen sich besonders gute Waffenschmiede befinden und treffliche Arbeiten in Gold, Silber und Kupfer, sowie die schönsten Stickereien verfertigt werden. Ein Freund von ihr, der auf einer Reise durch diese Provinz seinen besten Rock zerrissen und ihn für den Augenblick, so gut er konnte, selbst geflickt hatte, sandte ihn bei seiner Ankunft an einem größern Orte einem Schneider zu, mit dem Auftrage, einen neuen darnach zu machen. Er erhielt einen Rock, wie er in London nicht besser hätte gearbeitet sein können, aber es fehlte auch an dem Loche nicht, das genau so mit jedem Stich, wie er es geflickt hatte, nachgeahmt war. Mrs. Postans ist der Meinung, daß dieser Nachahmungstrieb sich sehr zum Besten der Einwohner benutzen lasse, sobald erst englische Ansiedler ein besseres System des Ackerbaus und der Landwirthschaft in den indischen Provinzen eingeführt haben würden. „Pflug und Dreschmaschine", bemerkt sie sehr verständig, „das sind die wahren Missionnaire der Civilisation, und um die Hindus für das Christenthum zu gewinnen, müßten wir da aufhören, wo wir jetzt anfangen, d. h die Menschen erst an unsere Cultur gewöhnen, ehe wir ihnen die englische Sprache und die Lehren des Christenthums einzuprägen suchen."

Das Leben der Adelskaste in Cutch hat einen sehr heroischen Anstrich auch darin, das jedes Haus seinen Sagenerzähler und Dichter hat. Die Barden, Bhats und Dadis genannt, sowie ihre Gesänge stehen demnach in sehr hohem Ansehen, und den Ruhm seiner Vorältern in diesen Gesängen gefeiert zu hören, gehört zu den täglichen Bedürfnissen eines Jharrejah-Häuptlings. 145.

Literarische Notizen.

Das französische Werk Parent-Duchatelet's über das Prostitutionsunwesen in Paris hat in England Nachahmung gefunden und den Dr. med. Michael Ryan zur Herausgabe eines Werks über die Prostitution in London veranlaßt, „with a comparative view of that of Paris and New York; proving moral depravation to be the most fertile source of crime, and of personal and social misery. Illustrated by numerous plates, showing the diseases." Ein Buch wie dieses ist gewiß unverwerflich, sobald es einen rein medicinischen Zweck oder die Lösung eines moralischen Problems verfolgt; sonst kann man von pornographischen Schriften, die den Gegenstand als bloße Curiosität behandeln, mit vollem Recht die Bemerkung machen, daß, wer Koth aufregt, die Luft verpestet.

Unter den vielen Illustrationswerken, welche England fast noch mehr als Frankreich hervorbringt, verdient vielleicht folgendes nicht blos wegen seiner glänzenden Ausstattung, sondern auch wegen seines allgemeinen Interesses die nähere Beachtung des Auslandes: es ist das in monatlichen Lieferungen, zu 2 Schill. jede, erscheinende „Greece, pictorial, descriptive and historical, by *Christopher Wordsworth*". Wenn auch namentlich wir Deutschen den Engländern den historischen Theil dieses Buchs erlassen können, so sind die trefflichen Stahlstiche und Holzschnitte doch eine Zugabe, um derentwillen allein man den Besitz des Ganzen wünschen muß. 161.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vollständig in vier Bänden. Gr. 4.

Erster Band: A—E. Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten. 3 Thlr.

Zweiter Band: L—F. Mit 368 Abbildungen und 11 Landkarten. 3 Thlr. 9 Gr.

Die Vollendung des ersten und zweiten Bandes gewährt eine genügende Einsicht in die Ausführung des beim Beginn dieses Unternehmens vorgezeichneten Planes: **allen Classen des gesammten deutschen Volkes ein Werk darzubieten, das, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, sich über alle dem gewöhnlichen Leben angehörenden Gegenstände gemeinfaßlich und mit vorzüglicher Berücksichtigung deutscher und praktischer Interessen aussprechen und gemeinnützige Kenntnisse verbreiten sollte.**

Die vielen dem Texte eingedruckten Abbildungen gehören zu dem Gelungensten, was die Holzschneidekunst in neuerer Zeit hervorgebracht hat; sie vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände der Geschichte, Biographie, der Erd- und Naturkunde, der Mechanik u. s. w., und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Anschauung.

Die Beendigung des Ganzen kann ich jetzt um so mehr als ziemlich nahe versprechen, als gleichzeitig mit dem dritten Bande: **M—R** (von dem die 1ste bis 8te Lieferung, jede zu dem Preise von 6 Gr., erschienen sind), der vierte Band: **S—Z** (von dem die 1ste Lieferung erschienen ist), sich im Druck befindet. Der erste Band ist auch in **sauber cartonnirten** Exemplaren zu erhalten, wobei der Einband besonders mit 8 Gr. berechnet wird, und auf Verlangen wird der zweite Band, sowie später der dritte und vierte, ebenso gebunden geliefert.

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 151. — 31. Mai 1839.

Über „Spiridion" von George Sand.

(Beſchluß aus Nr. 150.)

Alexis konnte nicht mehr beten; Gott ſchien ihm zu groß, um ihn zu hören, zu unbekannt, als daß er ſich an ihn hätte wenden können. Unendliche Qualen leidet ſeine Seele. Er ſucht Troſt in den Wiſſenſchaften; er ergreift Alles, was ihn im Kloſter zerſtreuen und ſeinen Hang nach Wiſſen befriedigen kann. Chemie, Aſtronomie, Geſchichte, Natur, Poeſie bieten ihm Intereſſe und Beſchäftigung, aber Alles führt ihn wieder zur großen Frage zurück, zur Sehnſucht nach Wahrheit.

Er öffnet das Grab, um das Manuſcript zu holen, doch er ſieht ſchreckliche Gebilde: Dämonen und Ungeheuer erſcheinen ihm als Repräſentanten der Erzeugniſſe des Aberglaubens und des Fanatismus; Figuren von Bronze und Marmor, die ſich gegenſeitig verſchlingen, als Symbol der Seelen, die der Katholicismus gehärtet und verſtümmelt hat; ein Bild der Kämpfe, welche Generationen im Schooſe der entheiligten Kirche geliefert. Unglaube, Unordnung, Atheismus, Trägheit, Haß, Habſucht, Neid, alle ſchlechten Leidenſchaften, welche die Kirche überſchwemmt haben, treten als wüthende Geſpenſter auf und reißen ihn mit ſich fort. Und Chriſtus und die Märtyrer der neuen Wahrheit ſieht er in Spiridion's Sarge liegen als eine lebendige Leiche, welche die Fürſten der Kirche martern und ſich um ihr Herz ſtreiten, und dazwiſchen ertönt von ſanften Stimmen das Gebet: „Gott erlöſe dieſe Opfer der Unwiſſenheit und des Betrugs."

Spiridion's Stimme deutet ihm das Geſehene und beweiſt ihm, wie ſehr wenig ſeine Philoſophie noch vorgerückt iſt, da die Gebilde, die er geſehen, nur Erzeugniſſe ſeiner eigenen Phantaſie wären, welche den Gedanken, die ſeine Seele in der letzten Zeit noch beſchäftigt hatten, nur Formen geliehen. Er ſei noch nicht reif für die Wahrheit, er ſolle dieſelbe auf dem Wege der Tugend ſuchen, da die Wiſſenſchaft ihn nicht dahin geführt. Alexis läßt das Manuſcript zurück, und als er nach vielen Jahren es holen will, iſt ſein Arm zu ſchwach, um den Stein zu heben. Er meint nun, er habe umſonſt gelebt und gerungen.

„Zu was will man auch ſich ſelbſt überleben?" ruft er, „und warum hat man gelebt, wenn man nichts vollbracht hat? Thor, der ich war! ich wollte durch einen Strahl meines Geiſtes die Menſchheit der kommenden Jahrhunderte aufklären und hatte nicht einmal die Kraft, einen Stein zu heben, um zu ſehen, was unter demſelben geſchrieben iſt. Ich Unglücklicher, der ich, während das Feuer der Jugend mich durchglühte, mich nur beſchäftigt hatte, meinen Verſtand und mein Herz abzukühlen, und deſſen Verſtand und Herz ſich jetzt wieder erwärmen wollen, als die Stunde des Sterbens gekommen iſt! So ſtirb denn, weil du weder Kopf noch Arm haſt; denn wenn dein Herz auch die Verwegenheit hat, noch zu leben und für ein Ideal zu glühen, ſo wird es doch nur dazu dienen, dein Inneres zu verſengen und deine Ohnmacht und Nichtigkeit zu beleuchten."

Als ich ſo ſprach, wand ich mich auf meinem Schmerzenslager, und Thränen der Wuth benetzten meine Wangen. Da vernahm ich eine Stimme durch die Stille der Nacht:

„„Glaubſt du denn für kein Unrecht büßen zu müſſen, du, der du dich mit ſo viel Bitterkeit beklagſt? Wen beſchuldigſt du denn deiner Leiden? Biſt du nicht ſelbſt dein unerbittlichſter Feind? Wem kannſt du denn den Stolz zuſchreiben, dieſe unerſättliche Selbſtſchätzung, welche dich verblendeten, als du dem Ideale dich nähern konnteſt und dieſes Ideal lieber in dir ſelbſt ſuchteſt?""

„Du lügſt", rief ich, „ich habe mich immer ſelbſt gehaßt; ich war mir immer ſelbſt läſtig und unerträglich. Ich habe das Ideal überall geſucht, der Durſt darnach hat mich verzehrt, und wenn ich es nicht fand — — —"

„„So iſt es wol der Fehler des Ideals?"" antwortete die Stimme mit kaltem Mitleiden. „„Gott ſoll wol vor das Tribunal des Menſchen treten und ihm Rechenſchaft geben von dem Geheimniſſe, in welches er ſich gehüllt hat, während der Menſch ſich die Mühe gab, ihn zu ſuchen? Das nennt ihr nicht Stolz, ihr Menſchen!""

„Ihr? ſagſt du", erwiderte ich erſtaunt; „und wer biſt du denn, der auf das Menſchengeſchlecht mit ſolchem Mitleid herabſieht, und der wahrſcheinlich über deſſen Leiden ſich erhaben dünkt?"

„„Ich bin Der, den du nicht erkennen willſt, denn du ſuchteſt ihn immer da, wo er nicht zu finden iſt.""

„Und biſt du nicht Der, welcher unter jenem Stein ſchläft?"

„„Du haſt mich unter dem Steine geſucht, und der Stein widerſtand dir. Du hätteſt wiſſen ſollen, daß Marmor und Kitt ſtärker ſind als der menſchliche Arm. Aber der Geiſt kann Berge rücken und die Liebe kann Todte erwecken.""

„O Herr", rief ich mit Entzücken, „ich erkenne dich jetzt! Das iſt deine Stimme, das iſt dein Wort! Sei geſegnet, daß du mich in der Stunde des Schmerzes aufſuchſt. Aber wo hätte ich dich ſuchen können, und wo werde ich auf Erden dich wiederfinden?"

„„In deinem Herzen. Mache daraus eine Wohnung, in welche ich mich niederlaſſen kann, reinige es wie ein Haus, das man ſchmückt, um einen lieben Gaſt zu empfangen. Bis dahin —""

Ein Jüngling holt das Manuſcript mit leichter Mühe aus Spiridion's Grab herauf. Alexis' Erzählung hatte ſeinen Geiſt reif für die Wahrheit gemacht; in ihm hat

wol der Autor die ganze Generation vorstellen wollen, welche die Wahrheit aus der Hand der Väter empfängt und also ohne Kampf dazu gelangt.

Das Manuscript schließt folgendermaßen:

Was du auch aus mir machen willst, o mein Gott, große Seele des Weltalls! ich gehöre dir an und mit Vertrauen schlummere ich in deinem Schooße ein. Du gabst mir Leben und kannst es mir noch einmal geben! Mir ist es, als wenn in dem Maße, wie mich meine eigene Existenz verläßt, die deinige sich mir kund thäte und in den geistigen Theil meines Wesens überströme. Ja, ich fühle dein glühendes fruchtbares Herz in mir erzittern. O du großes All, du große Liebe, die ich zu umarmen strebte, um meinen brennenden Durst zu löschen! O du, den unter verschiedenen Namen alle Generationen und alle Völker angebetet haben, ich kehre in dich zurück, noch immer dürstend nach dir, und ich fühle an meinem Schaudern vor dem Nichts, daß du mich nicht für das Nichts erschaffen hast.

Das Kloster wird von Soldaten erstürmt und zerstört, der Altar beraubt, das Kreuz mit dem Christusbilde stürzt herab und dessen zerbrochene Glieder von vergoldetem Holze dienen den Soldaten als Spielwerk. Der Kopf des Gekreuzigten rollt dem sterbenden Alexis vor die Füße. Er ruft begeistert:

„O Christus! man kann wol deinen Altar zerstören und dein Bild in den Staub ziehen, aber diese Beleidigungen treffen nicht dich, du Sohn Gottes; aus dem Schooße deines Vaters siehst du ihnen ohne Zorn und ohne Schmerz zu. Du weißt, daß es die Fahne Roms ist, das Panier des Betrugs und der Habsucht, die man umwirft und zerreißt im Namen jener Freiheit, welche du heute selbst würdest verkündigt haben, wenn der göttliche Wille dich jetzt wieder auf die Erde berufen hätte."

Sehr reich an Goldkörnern ist dieses Werk; schönen Stellen, großen Worten, tiefem Sinne begegnet man beinahe auf jedem Blatt. Es scheint die Tendenz des Autors zu sein, Heiliges niederzureißen, um Heiliges aufzubauen. In den frühern Werken wurde die heilige Ehe angegriffen, um die heilige Liebe zu schützen. Was ist aber Liebe? Wenn man fragt: was ist Feuer? so kann der Antwortende ebenso gut nach der Flamme der Altarkerze deuten, nach der des stillen Öllämpchens, das eine friedliche Hütte erhellt, als nach dem zerstörenden Brande, in welchem der Sturm heult, welcher Städte verschlingt und Menschenglück, und den kein Thränenstrom mehr löschen kann. So auch die Liebe. Die, welche George Sand schildert, muß freilich alle Dämme durchbrechen; der schöne Götterfunken wird durch Leidenschaft, Verhältnisse, Hindernisse, durch Phantasie und Sinnenrausch zur verzweiflungsvollen Flamme, zum Lavastrome, der Alles niederreißt. Gott Lob, zu dieser Gestalt verirrt sich die Liebe nur selten in unserer Welt, und in dieser Gestalt hat sie noch nirgend Segen gebracht, sondern nur Fluch.

Was der „Spiridion" bringt und bringen kann, hängt wol vom Leser ab. Es ist kein Buch, das man mit Gleichgültigkeit lesen kann, es greift in das tiefste Herz hinein, denn in jedem Herzen wohnt ein Glaube. Die heilige katholische Kirche wird zerstört, um aus ihrer Asche die heilige Wahrheit erstehen zu lassen. Und worin besteht diese Wahrheit? Daß ein Gott ist, und die Garantie für ein künftiges Leben liegt im eigenen Gefühle des Menschen und in seinem angeborenen Schaudern vor Vernichtung. Wer nicht an die Offenbarung meint glauben zu können, wie kann der an die Ahnungen eines Menschenherzens glauben, deren viele so oft sich trügerisch erwiesen haben.

Sowie der Mensch einen Körper haben muß, damit man seine Seele erkenne, so bedarf die Religion einer Kirche, der Glaube einer Form, durch die sie sich kund thun und mittheilen lassen. Welches nun aber die richtige Kirche, die richtige Form ist, an die man sich halten soll, das bleibt ein Räthsel, welches George Sand nicht gelöst hat. Der Protestantismus ist es nicht, denn Spiridion war gleich im Anfange Protestant und nicht befriedigt. Es wiederholt sich die Geschichte der Ringe aus „Nathan dem Weisen", doch der rechte Ring scheint nicht aufgefunden, und nach George Sand bedarf jedes Jahrhundert eines andern Ringes und alle hundert Jahre die ewige Wahrheit eines andern Gewandes. Mögen also die Jahrhunderte immerhin an diesem Gewande weben; ob aber der einzelne Mensch wohl thut, den Finger daran zu legen, das ist die Frage. 97.

Englisches Urtheil über deutsche Dichter.

Bei Gelegenheit der neuen Ausgabe von Robert Southey's „Poetical works" (10 Bände, London 1838) kommt es von Seiten eines englischen Kritikers in Nr. 138 des „Edinburgh review" zu folgender Herzensergießung, die jedenfalls Nachdenken erweckt.

Es scheint, als ob die außerordentlichen Entdeckungen in den Naturwissenschaften während der letzten Jahre, indem sie die Grenzen der praktischen Wissenschaft immerfort erweiterten und die kühnsten Einfälle verwirklichten, die Wunder der Einbildungskraft wohlfeil und gemein gemacht hätten. Welches sind die Gegenstände des Gedankens, auf welche die Meisten den Überschuß an Kraft zu verwenden lieben, den die gewöhnlichen Pflichten und Erfoderniße ihrer Lage nicht in Anspruch nehmen? der Lieblingsstoff unserer Tagesträume? Die Herrschaft, die der Mensch über die Elemente gewonnen, die wunderbaren Veränderungen in Handel und Verkehr und alle davon abhängigen Beziehungen des Lebens, welche sich der Gesellschaft kund zu geben anfangen. Diese Gegenstände erheben und erwärmen die Geister, ja, machen sie namhaft empfänglich für rednerische Übertreibung; aber poetisch sind sie kaum. Unsere Phantasie ist eifrig bemüht, Quellen der Größe und Macht aufzuspüren, nicht in sich selbst und der Welt des Scheines, die sie zu erschaffen vermag, sondern in neuen und gewagten Verbindungen äußerer Thatkraft, und von den letztern zu der erstern zurückgerufen zu werden, ist zur Zeit eine Unterbrechung — fast eine unwillkommene — des Laufes, auf welchen sie so ernstlich bedacht ist. Der Stern des Mechanikers muß, wie es uns vorkommt, erst sinken, ehe der des Dichters wieder aufsteigen kann. Nur Einen Zug der Gedanken gibt es noch, besonders entfernt von den Dingen der Welt und am wenigsten unter allen gestört durch den Lärm und das Getümmel der ungeheuern Maschinerie um uns her, in welchem empfindungsreiche Seelen jetzt am liebsten Erquickung suchen: die fromme Poesie ist fast die einzige, die noch mit Erfolg gepflegt wird. Daß dieser Zustand der Welt nur eine Zeit lang dauern werde, versichert uns die Ähnlichkeit aller frühern Erfahrung. Geister werden sich erheben, die so die mechanische Stimmung des Zeitalters ihrem Genius vermählen, daß eine neue reiche Quelle der Dichtung daraus entspringt. Unterdessen sind wir gezwungen, uns mit Betrachtung des Vergangenen zu begnügen ....

Es gibt drei Welten, in welchen alle Menschen, zu deren

Lebensberufe die Literatur gehört, abwechselnd leben: die Welt der Wirklichkeit, die Welt der Einbildungskraft oder Phantaſie, die Welt der Ideen und Gedanken, aus dem Leſen geſchöpft. Die zweite iſt die wahre Heimat des Dichters; aber ſie leitet ihre Weſenheit und Färbung hauptſächlich aus der erſten oder der dritten, gemäß dem menſchlichen Charakter unter Einwirkung der Zeit, in welcher er lebt. Dem Unwiſſenſchaftlichen erſcheint das wirkliche Leben mit ſeinen mannichfachen Feldern der Beobachtung friſch und deutlich; die Ideen aus Büchern ſind nur gering an Zahl und ſchwach. Bei dem Wiſſenſchaftlichen, das heißt dem treu ergebenen Knechte der Bücher, deſſen Tag zur größern Hälfte in ernſter Beſchäftigung des Geiſtes mit Literatur verfließt, findet gerade das Gegentheil ſtatt. Die Färbung der äußern Gegenſtände wird ihm ſchwach und ſchwächer; ſein Geiſt wird mehr und mehr unfähig, ſie ſcharf aufzufaſſen und zu beſtimmen; das Vergangene oder Ferne, durch Vermittelung der Bücher geſehen, gewinnt täglich mehr Lebhaftigkeit und wird zuletzt faſt ſeine einzige Wirklichkeit, wenn nicht ſeine Seele mit Gewalt durch die Umſtände zu mehr natürlichen Gegenſtänden ſich zurückgenöthigt ſieht. Solch ein Bücherwurm, mag, wenn er Dichter wird, reich ſein in Schilderungen, pathetiſch oder humoriſtiſch, ſelbſt genau in der Charakterzeichnung, aber ſeine Werke werden nie den Schein des Künſtlichen verleugnen, der in Copien faſt unvermeidlich iſt, ſie bleiben Studien, nicht nach der Natur, ſondern nach andern Gemälden.

Stellen wir die verſchiedene Art zuſammen, wie Gedanken und Bilder, durch Leſen gewonnen, von ſolchen Dichtern angewendet werden, denen ſie nur Aushülfe ſind, und von ſolchen, die ſich derſelben als Hauptquelle ihrer Begeiſterung bedienen. Schwer können wir uns in die Thätigkeit einer Seele verſetzen wie der des Shakſpeare, beſonders unter ſolchen äußern Verhältniſſen, wie uns ſeine dürftige Lebensbeſchreibung enthüllt. Aber ſo viel iſt klar, ſeine Beobachtungsgabe iſt ſcharf und thätig geweſen, hat mit der größten Theilnahme, der reichſten Frucht ſich bewährt; ſeine Einbildungskraft, ſchöpferiſch, wie ſie war, zeigte ſich unermüdlich im Erſchaffen von Bildern und Geſtalten, weit hinaus über die gewöhnlichen Schranken der Natur, doch abſtammend von Vorbildern, die er in der Natur anſchaute, und nie verſtoßend gegen deren Angemeſſenheit und Verhältniß. Wie ganz anders pflegt das Verfahren eines modernen Poeten der ſtudirenden Claſſe zu ſein, mit dem er ein Gedicht aus den nicht urſprünglichen Bauſtoffen ſeiner Begeiſterung anfertigt! Wir nehmen an, er ſei begabt mit mächtiger Phantaſie, einer beſondern Vorliebe zu demjenigen Wunderbaren, welches dem Seltſamen verwandt iſt. Er ſtürzt ſich in die Gelehrſamkeit ferner, halb romanhafter Zeiten, wie der Alterthümer von Mexico und die Begebenheiten der Begleiter des Cortes, oder die Schätze morgenländiſcher Fabeln, geſammelt von Sala, d'Herbelot und andern Orientaliſten. Er greift gierig nach den Dingen, die zu ſeinem Geſchmack und Plan am beſten paſſen, und fügt mit wenig Arbeit ſeine Auszüge an einem lockern Faden zuſammen. Auf dieſe Art mag er „Mabor" oder „Thalaba" (Werke von Southey) zu Stande bringen und noch ganze Dutzende ſolcher Gedichte, wenn ſeine Fähigkeiten zulangen; denn die Ader iſt unerſchöpflich.

Um ein Beiſpiel aufzuſtellen, das man wol für ſchlagend halten könnte: die Dichtung der Deutſchen, ſo edel ſie iſt, trägt beinahe überall den Stempel einer mehr durch Bücher, als die Natur geleiteten Erziehung. Nicht allein das Erzeugniß einer hochliterariſchen Zeit und eines wiſſenſchaftlichen Volkes, nein ſie iſt das Kind dieſer Literatur und dieſes Studiums. Die Natur ſcheint dieſes ſonſt ſo hochbegabte Volk nur ſparſam mit der Gabe ſcharfer Beobachtung ausgeſtattet zu haben; auch haben die Deutſchen, ſo weit ihre Beſtrebungen bis jetzt gediehen ſind, die höchſte Linie ſchaffender Einbildungskraft nicht erreicht. Auf der andern Seite beſitzen ſie eine mehr als gewöhnliche Fülle dichteriſcher Empfindung und Stimmung und eine treuherzige Hingebung an das Ideale in Kunſt und Literatur. Obgleich ihr berühmteſter Dichter ihnen geſagt hat, daß bloßes Studium nicht die Quelle echter Begeiſterung ſei:

Das Pergament iſt nicht der heilige Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt. *)

ſo ſcheint doch der große Haufen ihrer Schriftſteller keine andere Quelle zu ſuchen, und ſelbſt die größten derſelben ſchöpfen aus keiner andern mit ſolchem Vergnügen, in ſo vollen Zügen. Anmuthig, zierlich und launig iſt Wieland öfter, aber ſeine Anmuth und Natur ſelbſt ſind nicht aus erſter Hand; es iſt klar, ohne Cervantes und Voltaire würde er nicht da ſein. Goethe hat vielleicht mehr Schöpferkraft als einer der Andern, aber auch er ſieht öfter die Welt der Ideen als der Wirklichkeit durch ein künſtliches Glas. Schiller iſt durchaus ein Dichter des Studiums und wol der größte, der in dieſer Art jemals erſchien. In ſeinen geſchichtlichen Schauſpielen z. B. iſt die Haltung durchgehends maleriſch genau, die Gedanken ſind edel, die Charaktere paſſend und ſtark gezeichnet; aber ſie machen alle, auf uns wenigſtens, den Eindruck wohlgelungener Gemälde, nicht des wirklichen Lebens. Sie ſehen lebendig und deutlich aus, athmen aber nicht und regen ſich nicht. Sehr auffallend iſt der Gegenſatz zwiſchen Schiller und Scott, der jenem ſo viel verdankte und gleich ihm ſo erfolgreich nach Stoffen in den Erzählungen der Vorzeit ſuchte, dem aber, zum mindeſten in ſeinen beſſern Arbeiten, das Geleſene nur als Zugabe diente, indeß der Deutſche aus demſelben die Hauptmaſſe ſeines Stoffes nahm. Wallenſtein iſt der ideale Held eines Gelehrten, mit dem Commandoſtab und geſtickten Waffenrock eines Feldherrn aus dem dreißigjährigen Kriege. Claverhouſe iſt ein lebendiger Menſch, leicht hingeworfen allerdings, aber ſo treu der wirklichen Beobachtung, als ob wir Alle ihn perſönlich gekannt. Dieſer weſentliche Unterſchied fällt am meiſten auf, wenn wir Scott durch die zahlloſen kleinen Plagiate verfolgen, die er aus deutſchen Schriftſtellern und Schiller insbeſondere gemacht hat. Die Rolle des Dugald Dalgetty in Scott's „Montroſe" iſt aus lauter erborgten Stellen zuſammengeflickt, manche aus Schiller. Aber der „Rittmeiſter" iſt unſer guter Bekannter, ein Gefährte, deſſen Laune, Verſchlagenheit und Eitelkeit die Abenteuer, welche wir mit ihm durchmachen, dergeſtalt würzen, daß wir uns nur mit Mühe von ihm losſagen. Die deutſchen Vorbilder, von denen er ſtammt, ſind blos Figuren in wohl ausgeführten Kunſtarbeiten. Ein Beiſpiel mag dienen, die That des Genius darzulegen, durch welche dieſe Verwandlung von Blei in Gold zu Stande kommt. In Schiller's Trauerſpiele wird da, wo Devereux und Macdonald mit Butler eins geworden ſind, Wallenſtein zu ermorden, Zweifel über das durch Zauber geſicherte Leben dieſes Anführers aufgeworfen:

Macdonald.

Was hilft uns Wehr und Waffe wider den?
Er iſt nicht zu verwunden, er iſt feſt —
— gegen Schuß und Hieb! Er iſt
Gefroren, mit der Teufelskunſt behaftet.
Sein Leib iſt undurchdringlich, ſag' ich dir.

Devereux.

Ja, Ja! In Ingolſtadt war auch ſo Einer,
Dem war die Haut ſo feſt wie Stahl; man muſt' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederſchlagen.

(„Wallenſtein's Tod", 3. Aufzug. 2. Auftritt.)

Hier haben wir einen Charakterzug jener Zeit, doch offenbar zu keinem beſſern Zweck eingeführt, als um das Coſtum zu vervollſtändigen; denn die Sprecher ſind blos gewöhnliche Theatermörder, deren zerriſſenes Gerede nur die Handlung auf einem ſehr anziehenden Punkte verzögert. Wie wendet Scott denſelben an?

„„Sachſe", ſprach der ſterbende Hochländer, „hatteſt du jemals einen Feind, gegen den Waffen unnütz waren, den die

*) So, mit einer kleinen Abweichung von dem Original — „Fauſt", Th. I, S. 38 —, führt der Engländer dieſe Verſe an.

Kugel nicht traf, an dem der Pfeil zerbrach, dessen bloße Haut so undurchdringlich war gegen Schwert und Dolch als dein Stahlkleid? Hörtest du jemals von einem solchen Feind?" — „Sehr oft, als ich in Deutschland diente", erwiderte Sir Dugald. „Es gab solch einen Burschen zu Ingolstadt; der war fest, beides gegen Blei und Stahl. Die Soldaten schlugen ihn todt mit den Flintenkolben."'" Abgesehen von dem unnachahmlich Ergreifenden dieser Stelle, wie schön ist der Gegensatz des groben, plumpen Aberglaubens des Miethssoldaten zu dem wilden Feuer des Hochländers! Der Erstere ist ein Charakter mit holländischer Genauigkeit ausgemalt, der Andere mit wenig schlagenden Strichen entworfen, und Jeder in seiner Art gleich vortrefflich.

So weit der Brite, dessen Grundansicht von dem hohen Werthe ursprünglicher Anschauung und Naturwahrheit kein Verständiger bestreiten wird, wenn auch deren Anwendung Zweifel an seiner Kenntniß des tiefen Gehaltes deutscher Kunst und Poesie erregen dürfte. Denn daß z. B. Schiller's Trauerspiele alle ohne Ausnahme jenen Athem des Lebens entbehren, den Shakspeare freilich überall in Fülle besitzt, ist durchaus übertrieben und unwahr*), wenn auch der Idealgehalt jener Dichtungen nicht selten dem wirklichen Leben Eintrag thut. Wer möchte in „Wallenstein's Lager" die lebenskräftigste Naturwahrheit verkennen? Und ist es denn so unpassend, rohe Soldatenseelen, die eine schwere Schuld auf sich zu laden im Begriff sind, in ein Zaudern und Herumgreifen nach seltsam entfernten Wundern und Abenteuerlichkeiten gerathen zu lassen, wie in der angeführten Stelle Macdonald und Devereux? Wenn Shakspeare in der ersten Scene des „Hamlet" auf Bernardo's Bemerkung, daß die Erscheinung des Geistes mit dem Kriege gegen Fortinbras von Norwegen in Verbindung zu stehen scheine, den Horatio erwidern läßt:

Ein Stäubchen ist's, des Geistes Aug' zu trüben.
Im höchsten, palmenreichsten Stande Roms,
Kurz vor dem Fall des großen Julius, standen
Die Gräber leer, verhüllte Todte schrien
Und wimmerten die röm'schen Gassen durch.
Dann feu'rgeschweifte Sterne, blut'ger Thau,
Die Sonne fleckig; und der feuchte Stern,
Des Einfluß waltet in Neptunus Reich,
Krankt' an Verfinstrung wie zum jüngsten Tag. **) u. s. w.

so erfolgt hier die Anspielung auf Rom und Cäsar aus ähnlichen Ursachen; und wer hat diese Stelle nicht in ihrer ahndungsvollen Größe mitempfunden? Ohne große Mühe wären ähnliche Beziehungen auf Fernes und Entlegenes bei Shakspeare nachzuweisen. Damit soll nicht jede rhetorische Abschweifung des „Don Carlos", „Tell", der „Maria Stuart" gerechtfertigt werden. Allerdings hat Schiller Charaktere geschaffen, die, wie Posa und Max, mehr Träger von Lieblingsideen des Dichters als Menschen mit Fleisch und Blut sind, und dem Charakter der Johanna von Arc in dem willkürlichen Blutvergießen (des Montgomery) sowie in dem durch die Liebe zu Lionel gebrochenen Gelübde einen Flecken angeheftet, den die Geschichte nicht gestattet und die Poesie mindestens nicht foderte. Aber wie hoch stehen dennoch seine Gestalten eben durch ihre Gedankentiefe und das Auge des Geistes, das sie nie verhehlen, über allem Machwerk aus fremdem, erborgtem Stoffe, mit welchem der englische Kritiker sie schonungslos zusammenwirft!

Ernster ist der Vorwurf, daß es den deutschen Dichtern an Beobachtungssinn, an Aufgeschlossenheit für die Natur fehle. Auch deutsche Dichter, vor allen Goethe, haben auf das Leben, als Hauptschule aller Bildung, ihre Freunde und Jünger hingewiesen. Aber diese Weisung kommt nie zu oft, und es kann nicht schaden, auch einen gebildeten Ausländer über solche Bedürfnisse unseres geistigen Haushaltes zu vernehmen. Fehlt es denn etwa in Deutschlands Poesie, namentlich der neuesten, an Beispielen der reichsten Durchbildung in Studien der fernsten Länder und Eigenthümlichkeiten, in beispielloser Reimfertigkeit, die dennoch zu einem großen Ganzen bis jetzt nicht geführt haben, so vieles Zierliche und Seltene auch im Einzelnen denselben entsprang? Wir brechen hier ab, manche tiefgehegte Wünsche unterdrückend, indem wir der Hoffnung leben, zur rechten Stunde den Kerngeist deutscher Dichtung wie ehemals die Schwingen mächtig erheben zu sehen. 153.

*) Nach den Leistungen Th. Carlisle's u. A. darf es befremden, so einseitige Behauptungen aus dem Munde eines Engländers zu vernehmen, dessen Nationalstolz doch die geistigen Rechte des stammverwandten Volkes ehren sollte.

**) Shakspeare's „Hamlet", I, 1, Schlegel's Übersetzung.

Bibliographie.

Alberto, Freiherr von, Wünsche in kirchlicher und politischer Beziehung für den Preußischen Staat, veranlaßt durch die Kölner Ereignisse. Gr. 8. Breslau, Korn. 10 Gr.

Bernhardi, D., Obelisken. Gr. 8. Köln, Eisen. 8 Gr.

Delitzsch, F., Lutherthum und Lügenthum. Ein offnes Bekenntniß beim Reformationsjubiläum der Stadt Leipzig. Gr. 12. Grimma, Gebhardt. — Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8 Gr.

Dorner, J. v., Das Banat in topographisch-naturhistorischer Beziehung, mit besonderer Berücksichtigung der Herculesbäder nächst Mehadia und ihrer Umgebungen. Nebst einer ausführlichen Schilderung der Reise in die Bäder mit den Dampfschiffen und zu Lande, und einer Beschreibung der an den banatischen Donauufern vorkommenden Alterthümer. Gr. 12. Pressburg, Wigand. 1 Thlr. 4 Gr.

Fouqué, F. M., Die Welt-Reiche zu Anfange des Jahres 1839. Eine Bilder-Reihe. Halle, Anton. 6 Gr.

Günther, J., Die Realschulen und der Materialismus. Gr. 8. Halle, Anton. 4 Gr.

Havemann, W., Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, geborene Markgräfin von Brandenburg. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 20 Gr.

Helbig, K. G., Die sittlichen Zustände des griechischen Heldenalters. Ein Beitrag zur Erläuterung des Homer und zur griechischen Kulturgeschichte. 8. Leipzig, Kayser. 21 Gr.

Huber, V. A., Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. Ister Band. Gr. 8. Cassel, Krieger. 2 Thlr. 8 Gr.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters. 2 Theile. Gr. 8. Bern, Wagner. 1838, 39. 2 Thlr.

Marheineke, Rede am Grabe des Herrn Professor Dr. Gans, den 8. Mai 1839. Der Ertrag ist dem allgemeinen Krankenverein der Studirenden an der Universität bestimmt. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Gr.

Moore's, Th., poetische Werke deutsch von Th. Oelckers. In 4 Bänden. 1ster Band: Lalla Rukh. Mit Moore's Portrait. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 12 Gr.

Püttmann, H., Die Düsseldorfer Malerschule und ihre Leistungen seit der Errichtung des Kunstvereines im Jahre 1829. Ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 8 Gr.

Schmidt, Ed., Umrisse zur Geschichte der Philosophie. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 12 Gr.

Wolff, O. L. B., Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Vollständigste Sammlung deutscher Gedichte nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Gesetze der Dichtkunst im Allgemeinen, sowie der einzelnen Abtheilungen insbesondere enthaltend, nebst einer kurzen Uebersicht ihrer Bildungsgeschichte seit den frühesten Zeiten ihres Erscheinens in Deutschland bis auf unsere Tage, und biographischen Angaben über die Dichter, aus deren Werken Poesieen gewählt wurden. Ein Buch für Schule und Haus. Lex.-8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 152. — 1. Juni 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die christliche Lehre von der Sünde. Dargestellt von Julius Müller. Erster Band. — Auch u. d. T.: Vom Wesen und Grunde der Sünde. Eine theologische Untersuchung. Breslau, Mar u. Comp. 1839. Gr. 8. 3 Thlr.

Je mehr von derjenigen philosophischen Richtung, welche in der Literatur unserer Tage die lauteste ist, leider zu besorgen steht, daß sie dieses Werk, als nur längst Abgethanes verhandelnd, zur Seite liegen lassen, oder mit einigen vornehm klingenden Redensarten abfertigen wird, desto mehr scheint es in der Ordnung, daß von Seiten Derer, welche die Bedeutung der darin verhandelten Probleme auch noch für den gegenwärtigen Standpunkt der Speculation und vielleicht für ihn gerade am meisten zu würdigen wissen, dem Verfasser mit der Anerkennung entgegengekommen werde, daß er durch seine gediegene Arbeit sich auch um die Philosophie unserer Zeit ein wahres und großes Verdienst erworben hat. Allerdings ist dieses Verdienst insofern nur ein indirectes, als die Arbeit selbst durchaus nicht speculativer Art ist und auch die umfassende Einsicht in die verschiedenen, seinen Gegenstand betreffenden philosophischen Theorien, welche der Verf. allenthalben an den Tag legt, sich doch nicht auf die eigentlich speculativen Gründe und Zusammenhänge derselben, sondern immer nur auf ihre abstract logischen Consequenzen und in diesen Consequenzen auf ihr Verhältniß zu den Foderungen des sittlich-religiösen Bewußtseins erstreckt. Allein auch das indirecte Verdienst kann nach Umständen ein nicht minder dankenswerthes, ja dankenswertheres sein als manches unmittelbare und ausdrückliche; und es wird dies in gegenwärtigem Falle durch die Klarheit, mit welcher der Verf. eben die Foderungen des sittlich-religiösen, oder bestimmter noch des christlichen Bewußtseins auch dem philosophischen Denker, der sich diesen Foderungen nicht entziehen will und ihre Berechtigung anerkennt, vor Augen gebracht hat. Wenn irgend ein wissenschaftliches Werk der neuern Zeit, so halten wir das vorliegende für geeignet, über das Misverhältniß gewisser philosophischer Standpunkte zu jenen Foderungen Manchen, die sich bisher darüber täuschen oder im Unklaren bleiben mochten, die Augen zu öffnen, während es zugleich bei der Achtung, mit der es allenthalben, selbst beim entschiedensten Entgegentreten die philosophische Forschung behandelt, nicht im mindesten etwa der Neigung Vorschub thut, jener Forschung zu entsagen und sich in die Arme des blinden Glaubens zu werfen. Der Verf. hegt und bethätigt, nicht vom philosophischen, sondern vom theologischen Standpunkte aus die Überzeugung von der Möglichkeit, ja von der unfehlbaren dereinstigen Wirklichkeit eines freien Zusammentreffens der philosophischen Forschung in ihren höchsten Ergebnissen mit der rein und unbefangen aufgefaßten und richtig verstandenen Lehre des Christenthums. Wie sollte er hierdurch nicht einem philosophischen Denker, der, obwol seinerseits als das Princip seines Forschens nicht theologische Voraussetzungen, sondern die freie Bewegung des speculativen Gedankens erkennend, doch zu jenen Voraussetzungen sich in einem ähnlichen Verhältnisse der Anerkennung und des Bewußtseins ihrer Berechtigung findet wie der Verf. umgekehrt zu dem philosophischen Gedanken, Muth machen, den Glauben an jenes Zusammentreffen festzuhalten und mit erneuerter Kraftanstrengung auch an seinem Theile dem hohen Ziele entgegenzustreben?

Die Tendenz des Buches läßt sich, so viel wenigstens den vorliegenden ersten Band betrifft, in folgende zwei Sätze zusammenfassen: 1) die Sünde ist; sie existirt als ein Positives von relativ selbständiger Wirklichkeit, keineswegs blos als Verneinung an anderm Positiven; 2) in dieser ihrer Wirklichkeit kommt ihr doch mit nichten auch Nothwendigkeit zu; sie hat den Grund ihrer Möglichkeit in der Freiheit der vernünftigen Geschöpfe, ihre Wirklichkeit aber ist grundlos, ist nichts Anderes als

eine Bethätigung der Freiheit dieser Geschöpfe. Die Ausführung gibt der Verf. in drei Büchern, deren erstes das Wesen der Sünde verhandelt und dieselbe als Ungehorsam gegen Gott, als Übertretung des göttlichen Gesetzes, als Selbstsucht bezeichnet; das zweite die vornehmsten Theorien zur Erklärung der Sünde in einem Stufengange prüft, welcher, von der rein negativen Ansicht des Bösen zu immer positivern und energischern Ansichten des Gegensatzes von Gut und Bös aufsteigend, zuletzt zu jenem höchsten Standpunkte der Beurtheilung gelangt, wie er in den vorhin angeführten zwei Sätzen ausgesprochen ist; das dritte auf die Untersuchung des Möglichkeitsgrundes der Sünde in dem freien Willen des Menschen näher eingeht und die Vereinbarkeit dieser Freiheit mit der Allmacht und Allwissenheit Gottes nachweist. Über den zweiten Band gibt der Verf. die Andeutung, daß er besonders von dem Begriffe der Erbsünde zu handeln bestimmt sei. Ausdrücklich diese Andeutung bietet uns das nähere Motiv zu den nachfolgenden Bemerkungen, denen wir einige Beachtung auch von Seiten des Verf. insbesondere darum wünschen, weil sie vielleicht dienen können, ihn auf Schwierigkeiten in dem Übergange vom ersten zu dem versprochenen zweiten Bande aufmerksam zu machen.

Bevor wir jedoch diese unsere Bedenken zur Sprache bringen, können wir nicht umhin, noch in ausdrücklicherer Bezeichnung, als wir es bereits gethan, kund zu geben, wiefern wir uns wirklich mit dem Verf. auf gleichem Boden der Untersuchung befinden. Dieser Boden ist kein anderer als derjenige, den wir als den Boden des christlichen Denkens auszusprechen allerdings wagen zu dürfen glauben, obgleich der Verf. es (S. 417) mit einer, wie es scheint, nicht ohne Absichtlichkeit ausgedachten Wendung vermieden hat, den Ref. zugleich mit seinem verewigten Freunde Billroth, dem er dort dieses Prädicat zugesteht, als einen christlichen Denker anzuerkennen. Das Wesen des christlichen Denkens nämlich sind wir nach der Seite hin, von welcher es sich in dem vorliegenden Buche handelt, darein zu setzen berechtigt, daß die große ethische Grundanschauung des Christenthums, welche der Verf. zu einer so geviegenen Klarheit entwickelt hat, zwar nicht zum Princip des speculativen Denkens als solchen gemacht, wol aber als eine Thatsache anerkannt werde, welche von der speculativen Forschung nicht darf in Abrede gestellt werden, sondern, ganz ebenso wie alle Thatsachen auch der sinnlichen Wirklichkeit, derselben als ein Problem zur Erklärung und begrifflichen Verständigung gegeben ist. Durch diese Anerkennung unterscheidet sich innerhalb dieses Gebiets der christliche Denker auf das unzweideutigste von denjenigen Philosophen, deren Bekämpfung der Verf. in diesem Bande sich zum Geschäfte macht, welche theils jene Haupt- und Grundthatsache christlicher Weltanschauung gar nicht kennen, theils sie, um sie mit den Ergebnissen ihrer Speculation vereinbar finden zu können, gewaltsam umdeuten und entstellen. Wer zwischen Bösem und Gutem keinen absoluten Gegensatz anerkennt, sondern in irgend einer Weise das Böse zum nothwendigen Gliede der göttlichen Weltordnung macht; wer die Realität und Wirklichkeit des Bösen leugnet, indem er nur einen verneinenden Begriff des Bösen kennt; oder wer, obgleich seine selbständige Realität erkennend, das Böse von Gott, oder von einem, an Ewigkeit und uranfänglichem Bestehen Gott gleichen Wesen geordnet meint: dem mag man, und wenn er noch so sehr mit christlicher Lehre in Übereinstimmung zu sein behauptet, vielleicht sogar auf Aussprüche des historischen Christus sich beruft, das Prädicat eines christlichen Denkers immerhin verweigern. Er ist zwar vielleicht nach seiner persönlichen Gesinnung in anderer Beziehung ein Christ, aber sein wissenschaftliches Denken ist nach dieser Seite wenigstens ganz gewiß kein christliches. Für den Christen als solchen haben die Idee eines Gottes, der nur das Gute und nicht das Böse — weder an sich selbst, noch als nothwendige Bedingung des Guten — will, und die Idee einer der That nach von dem Übel, an welchem, als Folge der Sünde, die irdische Welt krankt, freien Welt, zu welcher dem Menschen durch die Erlösung der Zugang geöffnet ist — es haben, sagen wir, für ihn diese beiden Ideen genau dieselbe, und weder eine geringere, noch freilich auch, im wissenschaftlichen Sinne, an sich selbst schon größere Gewißheit wie jede andere Erfahrungsthatsache auch. Das Denken ist daher nur insoweit ein christliches, als es diese Ideen eben als Thatsachen der Glaubenserfahrung anerkennt und von seinem Standpunkt aus ihre Erkenntniß zu gewinnen sucht, wogegen ihm keineswegs zugemuthet werden kann, daß es von ihnen als Voraussetzungen ausgehen und sich seinerseits auf sie begründen wolle. In dieser Anerkennung also des Begriffs, den der Verf. von dem Bösen und dem Ursprunge, den das Böse in der geschöpflichen Freiheit hat, im Allgemeinen aufstellt, als einer christlichen Glaubenswahrheit, stimmen wir mit ihm durchaus überein. Wir erklären uns gleich scharf und entschieden, wie er selbst es nur immer thun kann, gegen jeden Versuch einer Umdeutung dieser erhabenen Wahrheit zu einem Sinne, der von Haus aus nicht dem Christenthume, sondern irgend einem dem Christenthume fremden speculativen Standpunkt angehörend, dennoch zugleich die Übereinstimmung mit christlicher Lehre erkünsteln will. Wir thun dies nicht ohne das Bewußtsein, hiermit gegen die Weltansicht, die bisher gerade unter den speculativen Denkern der neuern Zeit sowie in allen denjenigen Bildungskreisen, in welche der Einfluß der philosophischen Speculation gedrungen ist, einen Gegensatz auszusprechen, und zwar einen solchen, der vielleicht von allen geistigen Gegensätzen des Zeitalters der tiefliegendste und der durchgreifendste ist. Nur zu oft pflegt man, pflegen namentlich die Gegner desjenigen Bekenntnisses, auf dessen Seite mit dem Verf. auch Ref. sich hier stellt und immer gestellt hat — trotz aller Gegnerschaft gegen den Autoritätsglauben, welche in den Augen Mancher den Schein der Entfernung vom Christenthum auf ihn werfen mag —, diesen Gegensatz mit demjenigen zu verwechseln, welcher eben zwischen den Anhängern des Autoritätsglaubens und denen des freien Denkens stattfindet. Denn allerdings geht jene freie Glaubensüberzeu-

Digitized by Google

gung von der Wahrheit des Christenthums, wie sie bei den Meisten aus dem Autoritätsglauben entsprungen ist, so auch bei Denen, in welchen sie eine tiefere Quelle hat, leicht wiederum in wirklichen Autoritätsglauben über; auch wollen wir gar nicht in Abrede stellen, daß auch in unserer Zeit noch und auch auf wissenschaftlichem Gebiete die weit überwiegende Mehrzahl der wirklichen und nicht blos scheinbaren Bekenner des Christenthums mehr oder weniger noch im Autoritätsglauben befangen ist. Dennoch behaupten wir, daß auch in Bezug auf die Wahrheiten des Christenthums eine vollkommen freie Überzeugung möglich ist. Sehen wir ja auch umgekehrt, daß in Vielen Das, was sie freies Denken zu nennen belieben, dessen Vorkämpfer oder gelegentlich auch wol Märtyrer sie sich zu sein rühmen, genauer angesehen, nichts Anderes als der borniirteste Autoritätsglaube ist. Wir behaupten es, zwar keineswegs ausschließlich, aber im gegenwärtigen Zusammenhange doch zunächst und hauptsächlich von der großen ethischen Wahrheit, welche wir soeben mit kurzen Worten bezeichnet haben. Der Glaube an ein sündenfreies, vollkommenes und seliges Dasein, für welches der Mensch ursprünglich bestimmt war, und das er auch in seinem gegenwärtigen Zustande sich durch die Erlösung wieder aneignen kann, so jedoch, daß er zu dessen ungetrübtem Genusse erst in einem jenseitigen, nachirdischen Leben gelangt, der Glaube, mit Einem Worte, an das Himmelreich im urkundlichen Sinne des Christenthums, sowie es Denen verheißen wird, „die da reines Herzens sind" *), dieser Glaube ist, in der lebendigen, anschauungsreichen Weise erfaßt, wie dazu das Christenthum seinen echten Jüngern die Möglichkeit eröffnet, gewiß und wahrhaftig kein bloßer Autoritätsglaube. Freilich ist es von Haus aus auch noch kein speculativer Glaube, sondern er soll es erst werden; zu Dem aber, was sich heutzutage speculative Religiosität nennt, steht er in dem schroffsten und unverhohlensten Gegensatze. In diesem Glauben wissen wir uns mit dem trefflichen Verf. des vorliegenden Werkes einig, wenn wir auch weiter freilich durch die höhern Foderungen, die wir an eine philosophische Begründung seines Inhalts zu stellen nicht umhinkönnen, und diesen Foderungen gegenüber durch das Zuviel, was er Vorstellungen einräumt, die uns nicht unmittelbar dem lebendigen Christenglauben, sondern allerdings noch einem todten Autoritätsglauben anzugehören scheinen, von ihm abzugehen genöthigt finden.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Diese beiden Begriffe des Himmelreichs und der Reinheit des Herzens betrachtet auch Hegel („Vorlesungen über die Philosophie der Religion", II, 246) als die für das Christenthum vorzugsweise bezeichnenden, und der hier angedeutete Spruch der Bergpredigt gehört ihm (ebend. S. 244) zum „Größesten, was je ausgesprochen ist". Merkwürdig ist dieses — unstreitig von seinem bessern, in den Schranken des Systems nicht befangenen Genius ihm abgedrungene — Bekenntniß von Seiten Dessen, dem man es als eines seiner größten speculativen Verdienste nachzurühmen pflegt, daß er die Beurtheilung der Weltgeschichte und ihrer Heroen über den angeblich beschränkt moralischen Gesichtspunkt, über den „trocknen Gegensatz vom Guten und Bösen", diese „Katechismusvorstellung" (Werke XVII, 260) hinausgehoben habe.

Correspondenznachrichten.

Neuyork, 12. Januar 1839.

Die Ansichten über die nordamerikanischen Freistaaten sind in Europa noch so unvollkommen, die Widersprüche über die hiesige Lage der Dinge so grell, endlich ist der Enthusiasmus für die hiesigen Zustände oft so groß, daß er nothwendigerweise ungeachtet seiner lautern, meist wahrhaft menschenfreundlichen Quelle oft die übelsten Folgen hatte und Personen hierher lockte, welche auch nicht die mindeste Ansicht Dessen hatten, was ihnen und allen Ankömmlingen hier bevorsteht. Diejenigen Bücher, welche also Amerika als ein wahres Eden ohne Mühseligkeiten schildern, haben mehr Unheil gestiftet als alle jene Pasquille und Verleumdungen Derjenigen, welche die hiesige Gesellschaft aus Principien hassen und sie also weder verstehen noch würdigen wollen.

Ehe ich zu Einzelnheiten übergehe, muß ich Ihnen also vor Allem mittheilen, daß, ohne etwas Geld mitzubringen, die Noth hier für jeden Ankömmling dieselbe wie in Europa sein wird. Wenn auch die von dem Einwanderer zu bezahlende Taxe nur unbedeutend ist, so ist dagegen für den armen Ankömmling an eine Unterstützung von Seiten der Amerikaner und hier Ansässigen gar nicht zu denken. Täglich landen hier Schiffe mit Einwanderern; wie wäre es möglich, so vielen Fremden Hülfe zu bieten! Bettelei ist hier unbekannt, und der geistvollste, interessanteste Mensch wird in diesem praktischen Lande von seinen Talenten nicht gleich anfangs Gebrauch machen können. Er muß also gleich arbeiten, selbst die niedrigste Arbeit, wie man in Europa sagt, verrichten. Wer kein Geld hat, um Gelegenheit und Zeit zu einer guten Carrière abzuwarten, der muß gleich Hand anlegen und Dinge lernen, an die er in Europa nie gedacht. Dem gebildeten Manne wird es schwer fallen, Steine zu klopfen, Straßen zu fegen und andere Dienste der Art zu verrichten; aber diese Art, sich zu ernähren, zieht hier keine Mißachtung nach sich. Im Gegentheil weiß man es zu achten, wenn Jemand sich zu schicken weiß, und eine niedere Thätigkeit wird später nie zum Vorwurf oder wol gar zum Hinderniße, um emporzukommen. Die Ansichten sind dieserhalb in Amerika ganz von den europäischen verschieden. Also findet auch ein Handwerker, ein Schreiner, ein Schneider, ein Mechaniker beiweitem eher Beschäftigung und Unterkommen als der geistvollste, belesenste, gelehrteste Mann. Die Handwerke greifen ins praktische Leben, und das ganze Leben ist hier bis ins Unglaubliche praktisch, selbst oft mit Hintansetzung der geistigen Elemente. So habe ich oft Leute aus den gebildeten Ständen Europas, welche mit Illusionen aller Art hierher kamen, den europäischen Begriffen zufolge äußerst unglücklich gesehen. Sie mußten die gewöhnlichste, ermüdendste Arbeit verrichten und kamen erst allmälig empor. Hier in Amerika aber fühlt der Europäer unter den Fremden seine niedere Thätigkeit weniger, um so weniger, da hier Jedermann, auch der Reichste, in seiner Häuslichkeit gewisse Dienste verrichtet, die man in Europa nur den Dienstboten überläßt.

Wer nun, mit Kenntnissen ausgerüstet, als Gelehrter, Professor, Literat oder Hauslehrer in Amerika ein Unterkommen sucht, der muß sich auch auf mancherlei Enttäuschung gefaßt machen. Er muß erst Vertrauen gewinnen und durch eine geregelte Aufführung verdienen; überdem sind aber diese Zweige des Verdienstes hier überfüllter noch als in Europa. Man verlangt Ackerbauer, Handwerker, Mechaniker, Arbeiter aller Art, aber weniger höhere Intelligenzen. Eine schwache Gesundheit, bei Strapazen und Entbehrungen, körperlicher Arbeit und Anstrengungen besonderer Art — denn hier in Amerika wird unab-

Digitized by Google

lässig gearbeitet —, eine solche Leibesconstitution wird sich ohne Mittel hier sehr unglücklich fühlen.

Ein anderer großer Übelstand aller Derjenigen, die sich nach Amerika begeben und dort eine glückliche Zukunft träumen, ist ihre Unkenntniß der englischen Sprache. Diese ist für jedes Gelingen unumgänglich nöthig, und wenn sich dies Bedürfniß auch in der Handwerkerclasse weniger fühlbar zeigt, so wird es in allen andern Verhältnissen, selbst für den Ökonomen, welcher einen Landesstrich urbar machen will, desto dringender.

Auch über die Art, in Nordamerika Ackerbau zu treiben, hat man in Europa sehr mangelhafte Begriffe. Es ist gänzlich falsch, wenn man sich dort einbildet, die Regierung verleihe jetzt noch unentgeltlich den Ankommenden Ackerstriche oder übergebe sie den Colonisten zum Nießbrauch. Keineswegs. Ohne Geld wird auch nicht das mindeste Stückchen Land abgetreten. In allen Bezirken existirt eine Tabelle, wo alles noch brachliegende, urbar zu machende und noch zu verkaufende Land eingetragen und taxirt ist. Nach diesem Tarif kann nun der einwandernde Ökonom sich ein Besitzthum je nach seinen Mitteln und Verhältnissen ankaufen, muß aber zuvor sehr wohl die Schwierigkeiten der hiesigen Urbarmachung studirt haben. Ich erwähne nur beiläufig, daß bei einem so lange unbenutzt gelegenen Boden die Pflüge eine ganz andere Form haben müssen als in Europa; also sind auch die amerikanischen hohen starken Pflüge gänzlich von den unserigen verschieden und verlangen eine beiweitem größere Körperkraft und also eine robuste Gesundheit. Jene idyllischen Erzählungen von der leichten Art, hier Ackerbauer zu werden und zu gedeihen, fallen somit als gänzlich thöricht zu Boden. Einige in den Gebirgen gelegene Bodenstriche sind zu wohlfeilern Preisen zu haben als das gute Land, haben jedoch eben wegen der so schwierigen Bearbeitung selbst zu den herabgesetzten Preisen keine Abnehmer gefunden.

Was nun Diejenigen anbetrifft, welche sich einbilden, in Amerika mit literarischen Arbeiten eine Existenz zu finden, so genüge ihnen, zu wissen, daß das Bedürfniß nach schönwissenschaftlicher Thätigkeit im Allgemeinen hier zu Lande noch schlummert. Das praktische Leben, die Industrie und der Handel absorbiren alle andern Bedürfnisse hier mehr als irgendwo in Europa, und das Gefühl für Literatur selbst ist noch nicht hinreichend geweckt. So beschäftigen sich z. B. die vielen englischen und deutschen Zeitungen fast ausschließlich mit Politik, Handel, Erfindungen und geben ihren Lesern auch nicht die mindeste poetische Nahrung. Feuilletons kennt man hier nur als exotische Producte und bekümmert sich also um die Literatur, selbst die einheimische, sehr wenig. Diejenige Classe nämlich, welche eine höhere Bildung und Auffassung für Dinge der Art besitzt, ist hier zu Lande noch zu wenig zahlreich, um Einfluß auf den Volksgeist auszuüben.

Jedermann ist hier mit seinen täglichen Bedürfnissen beschäftigt, man arbeitet von Morgen bis zur Nacht, liest wenig, schafft desto mehr und sucht sich durch Industrie und Thätigkeit emporzuthun. Diejenigen europäischen Auswanderer also, welche sich einbilden, in Amerika mit offenen Armen und voller Sympathie empfangen zu werden, welche die Heimat mismuthig und gekränkt verließen, während der langen Überfahrt nun gar ihre Hoffnungen sehr gesteigert haben, müssen natürlich, hier landend, ganz erstaunt sein, wenn sie alle Menschen ihnen ausweichen, die Thüren verschließen und sich selbst gezwungen sehen, durch allerlei Straßenindustrie ihr Leben zu fristen. Die Einwanderer sind auch ganz erstaunt, alle die wohlgekleideten Leute hier kalt und ernst einherschreiten zu sehen, ohne jene vielverheißene Liberalität, im Gegentheil jede Berührung mit den Ankommenden vermeidend, weil die armen Überfahrer, auf den Schiffen zusammengepökelt, nicht eben die größte Reinlichkeit und empfehlendes Äußere darbieten. So sieht man denn auch die Ankommenden, nachdem sie ihre Namen angegeben, ohne Paß und Polizeiaufsicht und Hemmung umhersuchen, wo etwas zu gewinnen sei. Viele machen sich anfangs zu Lumpen- und Mistsammlern, um später, wenn sie ein paar Goldstücke erübrigt, ein anderes Geschäft zu versuchen. Die Industrie, sein Nebenverdienst zu gründen, hat hier den höchsten Punkt erreicht. Gegen Gaunerei und Diebstahl aber ist die hiesige Justiz oft bis zur Grausamkeit expeditiv und ohne alle lange Formalitäten. Die Richter urtheilen ohne Ornat, die Zeugen schwören durch einen Kuß auf die Bibel, und der Justizmord möchte nicht selten vorkommen, da eine lange Untersuchung außer den hiesigen Begriffen liegt.

Die Stadt Neuyork bietet übrigens wol das treueste Bild des alten Sodom und Gomorrha. Die Sittenverderbniß hat hier als Abschaum von Europa eine Hefe der Gesellschaft zusammengeführt, welche nirgend der Art zu finden ist. Dabei ist die Strenge der amerikanischen Sitten, die Aufrechthaltung des Sonntags und die Abwesenheit von europäischen Vergnügungen ein desto eigenthümlicherer Contrast. 154.

Literarische Notizen.

Es ist merkwürdig, mit welcher Vorliebe die Franzosen die Geschichte ihres eigenen Volkes und Landes betreiben, während die Kenntniß des Auslandes, besonders Deutschlands, bei ihnen im hohen Grade übel bestellt ist; es geht ihnen wie einem eingebildeten Menschen, der nur über sich reden, hören und lesen mag. Diese so markirt ausgesprochene Nationaleitelkeit, die den Deutschen durchaus fehlt oder sich bei ihnen in lauter provinzielle Eitelkeiten auflöst, hat freilich auch ihre Lichtseite, nur daß sie zu häufig in der Form einer oft lächerlich werdenden Renommisterei auftritt, welche an Inhalt und Kern mit dem britischen Nationalstolze nicht zu vergleichen ist. Drei Geschichten Frankreichs von größerm Umfange werden in diesem Augenblicke fortgesetzt. Eugène Labaume hat 30 Jahre lang an einer „Histoire monarchique et constitutionnelle de la révolution française" gearbeitet, die auf 21 Bände berechnet ist. Nachdem früher schon drei Bände erschienen waren und der Verf. den Ruf einer großen Genauigkeit und Unparteilichkeit erhalten hatte, hat sich jetzt das Haus Lenormant mit ihm für diese Unternehmung associirt. Der vierte Band ist bereits erschienen, den fünften erwartet man nächstens. Dieses Geschichtswerk ist das einzige, welches die umfassenden Arbeiten der constituirenden Nationalversammlung vollständig an das Licht gezogen hat, um so wichtiger überhaupt, da es mit so vielem Studium vorbereitet werden. Ferner erschien der zweite Band der „Histoire des Français", von Théophile Lavallée, ein treues und vollständiges Résumé der besten Geschichtschreiber Frankreichs. Man erwartet den dritten und letzten Band. Endlich wird auch Dulaure's „Histoire de la révolution française de 1814 à 1850" von P. R. Auguis, Mitglied der Deputirtenkammer, fortgesetzt und als ein Supplement zu Dulaure's „Esquisses sur la révolution", welcher auch eine Geschichte von Paris geschrieben hat, wie zu allen bisher erschienenen Geschichtswerken über die Revolution angekündigt. Das Werk erscheint in acht Bänden und ist mit 65 Vignetten geziert.

Der Buchhändler Charpentier kündigt ein Sammelwerk an, worin die besten Werke der berühmtesten neufranzösischen Schriftsteller ihren Platz erhalten werden. In dieser Reihe werden z. B. „Le père Goriot" von Balzac, „Corinne", von Frau v. Staël, „La physiologie du goût" von Brittat de Savarin, jedes nur den Raum von einem Bande einnehmen. Das Unternehmen ist gegen den belgischen Nachdruck gerichtet; es wird minder kostspielig, reiner im Text und auch typographisch besser ausgestattet sein. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 153. — 2. Juni 1839.

Die chriſtliche Lehre von der Sünde. Dargeſtellt von Julius Müller. Erſter Band.

(Fortſetzung aus Nr. 152.)

Es läßt ſich in der Unterſuchung des Verf., welche im Ganzen, wie bemerkt, nicht dem philoſophiſchen, ſondern dem theologiſchen Gebiete angehört, ein Punkt nachweiſen, wo ſie in das philoſophiſche übergreift, und zwar dergeſtalt, daß ſie nicht blos, wie auch anderwärts, Reſultate, die auf dem Wege philoſophiſcher Speculation gewonnen ſind, vom theologiſchen Standpunkte aus verwirft und ablehnt, ſondern ausdrücklich von demſelben Standpunkte aus eine Wahrheit, welche zu ermitteln zu den Aufgaben der Speculation gehört, poſitiv zu conſtruiren ſucht. Dieſer nähere Punkt iſt die wiſſenſchaftliche Entwickelung jenes Begriffs der creatürlichen Freiheit, welcher ſich dem Verf. in dem vorhergehenden Theile ſeiner Unterſuchung als der Möglichkeitsgrund der Sünde ergeben hat. Bis auf dieſen Punkt kann die philoſophiſche Forſchung unbedenklich der theologiſchen das Recht einräumen, die von ihr, der philoſophiſchen, auf dem Wege ihrer geſchichtlichen Entwickelung gewonnenen Anſichten über Weſen und Grund des Böſen an den Begriffen oder vielmehr an den Anſchauungen, welche die chriſtliche Offenbarung gibt, zu prüfen und, wenn ſie ſie mit dieſen Anſchauungen ſtreitend findet, zu verwerfen. Sie kann und muß ihr nicht minder das Recht zugeſtehen, auch wenn die Speculation auf dem Standpunkte angekommen iſt, wo ſie, mit der chriſtlichen Offenbarung übereinſtimmend, die geſchöpfliche Freiheit als den Möglichkeitsgrund des Böſen erkannt hat, ihre Prüfung auch über die Anſichten zu erſtrecken, welche die Speculation von dieſer Freiheit aufſtellt, und auch hier alles Dasjenige abzulehnen, was ſie mit dem Offenbarungsinhalte, deſſen Bewahrung ihr übertragen iſt, nicht in Übereinſtimmung findet. Kurz, ſie muß auf alle Weiſe, ſofern ſie nämlich den Charakter chriſtlicher Speculation behaupten will, es ſich gefallen laſſen, daß die Theologie in Bezug auf den Freiheitsbegriff ſowie auf alle andere dieſer Sphäre angehörige ihr das Problem ſtelle, welches ſie zu löſen hat, und über das Genügen oder Ungenügen der von der Speculation ihr dargebotenen Löſungen entſcheide. Gegenſtand einer poſitiven theologiſchen Conſtruction dagegen würde der Freiheitsbegriff nur dann ſein können, wenn er eine ausdrückliche, poſitive Inhaltsbeſtimmung der chriſtlichen Offenbarung als ſolcher ausmachte, was unſtreitig nicht der Fall iſt und dem Begriffe dieſer Offenbarung zufolge, welche unmittelbar nur Göttliches, aber nicht Menſchliches oder Creatürliches offenbart, nicht der Fall ſein kann. Hier iſt alſo der Theolog, wenn er über ſolche Begriffe auch poſitiv abſchließen will, nicht mehr als Theolog, ſondern als Philoſoph zu betrachten, und die Gültigkeit der von ihm aufgeſtellten Sätze oder Begriffsbeſtimmungen fällt, wie die der frühern philoſophiſchen dem theologiſchen, ſo jetzt umgekehrt dem philoſophiſchen Richterſpruche anheim. Meint der Theolog dann nichtsdeſtoweniger vom theologiſchen Standpunkt und aus rein theologiſchen Prämiſſen die letzte Entſcheidung geben zu können, ſo kann es kaum fehlen, daß er, indem er ein fremdartiges Element in ſie hineinträgt, dieſe Prämiſſen ſelbſt verunreinigt und ſich genau ebenſo weit von der echten theologiſchen Rechtgläubigkeit entfernt, als er aus dem theologiſchen Gebiet in das philoſophiſche, ohne doch wirklich dort als ſpeculativer Philoſoph zu gebahren, abgeirrt iſt.

Letzteres nun ſcheint uns dem Verf. begegnet zu ſein, wenn er von der Willensfreiheit einen Begriff aufſtellt, von welchem nicht zu zweifeln iſt, daß ihn die rechtgläubige Kirche der frühern Zeit als pelagianiſch, oder mindeſtens (hierüber nämlich wie über manche andere Nebenpunkte wird erſt der zweite Band die vollſtändige Entſcheidung geben können, auf welchen in dieſer Beziehung S. 469 ausdrücklich verwieſen wird) als ſemipelagianiſch verworfen haben würde. Vom Peligianismus zwar glaubt er ſich — und allerdings wol nicht mit Unrecht, wiewol ähnliche Anſichten auch den gebildetern Pelagianern nicht fremd waren *) — dadurch zu entfernen, daß er, obgleich eine Wahlfreiheit der vernünftigen Creatur annehmend, dieſelbe doch nicht in die durch das ganze irdiſche Leben dieſer Creatur hindurch fortdauernde gleiche Möglichkeit einer Ergreifung des Guten oder des Böſen in Bezug auf jeden einzelnen Willensact ſetzt. Nach dem Verf. handelt allerdings der Menſch nicht nur gut oder böſe, ſondern er iſt gut oder böſe. Er iſt das eine ſowie das andere durch freie, bewußte Wahl, indem es in

*) Vgl. die von dem Verf. ſelbſt angeführte Stelle: *Augustin.* op. imperf. c. Julian., I, Cap. 69, und außerdem Cap. 105.

seine Hand gegeben ist, sich in einer Reihe von Selbstentscheidungen, in einem Processe sittlicher Entwickelung durch beharrliches Wollen und Handeln nach der einen oder der andern Seite hin zu Dem, was er will oder thut, der Qualität nach auch wirklich zu machen und die entgegengesetzte Qualität nicht nur von seinem äußern Thun, sondern von seinem innern Wesen und Selbst auszuschließen. Sogar bis in die natürliche Anlage der Individualität, dieser nicht durch ihn selbst erzeugten, sondern ihm mitgegebenen und anerschaffenen Basis seines geistigen Daseins, greifen die Folgen der freien Willensentscheidung zurück und modificiren dieselbe solchergestalt, daß diese Basis, die an sich gegen Gut und Bös gleichgültig ist, nunmehr dem Menschen in seinem weitern Thun und Lassen ein Grund des Guten oder des Bösen wird. Dennoch soll ihm zufolge durch dieses, sonach in der Weise organischer Selbstentwickelung auf den Impuls des freien Willens im Guten oder im Bösen sich befestigende Dasein die Möglichkeit des Entgegengesetzten, für dieses irdische Leben wenigstens, nie ganz ausgeschlossen werden. Diese Möglichkeit, die formale Freiheit des Willens, geht in der realen Freiheit, welche durch die Entscheidung für das Gute herbeigeführt wird, oder in dem Gegentheile dieser Freiheit, welche die Knechtschaft unter das Böse ist, für den Menschen als solchen nie dergestalt auf, daß nicht von ihr aus ein neuer Anfang nach der entgegengesetzten Richtung hin möglich wäre.

So die Lehre des Verf., welche wir hier, ihre Resultate kurz zusammenziehend, allerdings etwas schroffer haben ausdrücken müssen, als er seinerseits in seiner ausführlichen, alle Momente der Untersuchung mit Umsicht und ruhiger Besonnenheit abwägenden und auseinanderlegenden Darstellung sie ausgedrückt hat. Er selbst — wenn er auch, wie billig, die Ehre des Resultats allenthalben der christlichen Offenbarung und deren wissenschaftlicher Ergründung zu geben geneigt bleibt — wird doch nicht in Abrede stellen, wie viel er bei dieser Auseinandersetzung der philosophischen Speculation verdankt, welche sich fast auf allen ihren verschiedenen Standpunkten als die beharrliche Gegnerin des pelagianischen oder äquilibristischen Freiheitsbegriffs erwiesen, insbesondere aber jener neuern, welche den Begriff der organischen Entwickelung und Selbstbestimmung um so Vieles tiefer als jede frühere zu fassen gelehrt hat. Je mehr er aber dies anerkennt, um so weniger wird er es als eine unberufene Anmaßung der Speculation zurückweisen wollen, wenn sie eben hier, wo man so vielfach mit Begriffsbestimmungen gebahrt, die offenbar von ihr entlehnt sind, auch auf die Strenge und Schärfe in der Fassung dieser Bestimmungen dringt, mit der sie selbst innerhalb ihres Gebiets zu verfahren gewohnt ist, gesetzt auch, daß sich aus solcher Schärfe für die Theologie hin und wieder Schwierigkeiten ergeben sollten, wo man solche bereits glücklich beseitigt meinte.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Memoiren des Teufels. Frei nach dem Französischen des Frédéric Soulié von Julius Schoppe. Vier Theile. Altona, Hammerich. 1838. 8. 6 Thlr.

Dies Erzeugniß der neuern französischen Schule erlebte bei seinem ersten Erscheinen schnell hintereinander mehre Auflagen, und das bedeutende Talent, welches sich darin kund gibt, rechtfertigt diese Popularität; leider rechtfertigt sie aber auch im umgekehrten Sinne seine widerwärtige Tendenz, d. h. es erklärt sie, denn es huldigt den meisten Modethorheiten der sogenannten romantischen Schule. Freilich gibt uns der Verf. im Anbeginn seiner Erzählung zu verstehen, daß er dies gezwungen thue, indem ein junger Autor nur zwischen dieser Tendenz, der Unbekanntheit und dem Elend zu wählen habe. Das Genie wäre anders aufgetreten; dieser erhabenste und naturgemäße Despot hätte dem Publicum seine Herrschaft aufgedrungen; das bloße Talent aber schlägt schüchternere Wege ein, und so trauen wir ihm auch die Fähigkeit nicht mehr zu, den einmal gewählten Abhang nach erlangtem Zwecke zu verlassen. Und doch ist's schade, sich so selbst zum Grabe zu läuten, denn Dem, der auf diese Weise nach Effect hascht und Farbe auf Farbe häuft, bleibt nichts mehr übrig, er brauchte alle Mittel und verbrauchte sie. Es ist schade, sagen wir, weil einige frühere Publicationen zeigen, daß der Verf. Sinn für milde und harmonische, wir möchten sagen ländliche Färbung gehabt hätte; auch zeigt es der Anfang des Buches, die Liebesgeschichte der armen Henriette, welche so schrecklich auf Kaspar-Hauser'sche Weise endet, selbst das merkwürdige Abenteuer der Mad. Buré; denn das Werk besteht aus einer Menge von Geschichten, die ein Baron Luizzi, ein eitler, ziemlich gewöhnlicher Geck, theils erlebt, theils aus des Teufels Munde erfährt, dem er sich verkauft, wie es, nach der geheimnißvollen äußern Erscheinung seines Stammschlosses zu urtheilen, all seine Vorfahren gethan; und zwar bezahlt er ihn vorläufig nur mit Monaten seines Lebens, um erst aus den Schicksalen Anderer zu erkennen, was das Glück sei und was er demnach als passendste Gabe zu fordern habe. Der Teufel aber ist klug und scheint ihn bei diesen Präliminarien schon um das Ganze zu prellen, auch wird dem Leser wirklich selbst ganz unwirsch zu Sinne, wenn Erzählung und Erlebniß sich auf eine Weise ineinander schachtelt, daß er nicht weiß, was jedes ist. Noch merkwürdiger complicirt sind die Verwandtschaftsverhältnisse der handelnden Personen, und es bedürfte eines Schemas, wie Goethe es zum „Don Alonzo" von Salvandy gab, sie zu entwirren; denn am Ende des zweiten Theiles erweisen sich Alle als natürliche Geschwister und nahe Verwandte des Barons, der durch seinen Leichtsinn und seine Indiscretion, durch sein Halb- wie durch sein zu spätes Alleswissen Drei von ihnen tödtet, und dem Teufel in Ohnmacht und Verzweiflung zu Füßen sinkt, welcher ihn um allen Lebensmuth und daneben auch um sieben Jahre betrogen hat, während Luizzi nur mit so viel Monaten zu zahlen glaubte. Dadurch erklärt sich einigermaßen, daß der Baron Mad. Dilois als Gräfin Farkley nicht wiedererkennt; aber unbegreiflich bleibt es und ist nur durch das Märchenhafte des Ganzen zu entschuldigen, daß Luizzi, so begierig er auch ist, etwas von der ihm entrückten Vergangenheit zu erfahren, in Paris den Betrug der Zeit nicht merkt, den ihm jedes Zeitungsblatt, jeder Brief, jeder Komödienzettel entdecken mußte.

Die Achse des Romans ist die Falschheit des Scheins und der Meinung der Welt; denn die Figuren, welche diese für Tugendhelden ausgibt, haben insgeheim die größten Verbrechen begangen, Andere, denen sie Alles aufbürdet, sind unschuldig. Dieses Motiv hat allerdings eine exceptionelle Wahrheit, aber keine allgemeine und darf deswegen auch nicht zur durchaus und für alle Gestalten eines Buches herrschenden angenommen werden, vorzüglich dann nicht, wenn so vielerlei Figuren darin auftreten. Auch bleiben die Reden und das Betragen der edeln Personen, die das lebendige Ereigniß immer höchst zweideutig

darstellt, zweideutig bis ans Ende und gehen nie völlig mit der gegebenen Lösung auf, sodaß der verwirrende und satanische Eindruck des Ganzen noch dadurch verstärkt wird. Ist das Kunst des Autors, so bewundern wir diese, die ihm auf der andern Seite aber wieder seine halben Auflösungen sehr leicht macht; die Absicht können wir jedoch nicht bewundern, denn die Poesie ist und bleibt die höhere Schwester der Wahrheit; hier liegt ihr Lebensprincip und Sittengesetz, und sie zur Gefährtin der Lüge machen, heißt sie vernichten. War nun das satanische Element dem Verf. zu allen kleinen Vortheilen seiner Composition behülflich, wie es denn den Umstand allein vermitteln kann, daß Luizzi seine Vergangenheit nach Belieben des Teufels und des Autors vergißt, um den Knoten des Ereignisses zu schürzen, so verlockt der Teufel eben auch in der Poesie wie im Leben mit geringen Vortheilen zum Aufgeben der höchsten, und die verwickelte Erzählung verliert an Interesse, statt im Fortschreiten des Werks zu gewinnen, weil sie der Lüge immer mehr ins Garn läuft. Kurz, es ist etwas Dämonisches um den Teufel.

Der dritte und vierte Theil beginnt mit neuen Personen, einige wenige ausgenommen, folgt aber der alten Tendenz und bewährt das schon Gesagte. In einzelnen Partien zeigt sich ein Talent, welches zu den höchsten Erwartungen berechtigt; aber dieses Talent schildert den Untergang alles Guten und Bessern in den gemeinen Interessen der Zeit, und es schildert ihn nicht mit jener tragischen Kraft und Erhebung, welche Tacitus' Lasterbilder, Juvenal's Satiren adelt, ja, die einzelnen hohen Schönheiten der Charaktere und der Compositionen, die tiefen psychologischen Blicke, denen wir hier begegnen, gehen am Ende in dem widerwärtigen Eindruck des Ganzen auf, dessen Motto sein sollte: Der Teufel regiert die Welt. Und dieser Teufel ist denn doch kein Mephistopheles, nicht jene Essenz des Bösen, oder besser der Negation, welche die Existenz des Guten durch sich selbst gewissermaßen mathematisch erweist; obgleich er Alles zum Bösen wendet, blickt in seinen Erzählungen Mitleid und Empfindung durch, er ist Teufel der Form und seinen Handlungen nach, aber sein Wesen wird uns nicht offenbar, wir finden Widersprüche in ihm, die den Geist des Widerspruchs verleugnen. Diese beiden letzten Theile zeigen uns die schamloseste geistige Orgie des gemeinsten Eigennutzes, schmutzigster Habsucht, die alle hier auftretenden Gestalten in ihre Kreise zieht; nur über eine hat sie keine Gewalt, und dennoch opfern die Verhältnisse Eugenien der allgemeinen Gesinnung und das Beste muß schmählich und ohne Größe untergehen. Der dritte Theil ist vielleicht der unbedeutendste, doch erinnert der Abschnitt: „Die guten Bedienten", an den harmlosen Humor der Zeit, in welcher Teufelsromane an der Tagesordnung waren. Im vierten Theile finden wir in der Geschichte Eugeniens und ihrer Ältern einige musterhafte Abschnitte; aber Alles stürzt dem Bösen, ja dem Schlechten zu, und die psychologische Wahrheit, die in den Anfängen der verschiedenen Erzählungen bewunderungswürdig ist, geht gegen den Schluß in machiavellistische Caricatur aller Verhältnisse über. Das Buch endet eine, wie alle andern nur flüchtig an dem gemeinschaftlichen Faden aufgereihte Geschichte: „Die Tochter eines französischen Pairs", welcher die Julirevolution ihre Auflösung gibt, und die Betrachtungen Satans über dieselbe verleihen ihm eine Art historischen Schlusses. Diese Erzählung hat die Überzeugung in uns hervorgerufen, daß es eine Literatur geben könnte, welche ohne poetisches Verdienst — insofern diese Abwesenheit bei einer Literatur möglich — dennoch ein so bedeutendes psychologisches haben könnte, daß wir sie nicht unmoralisch zu nennen vermöchten, während sie doch den Namen einer Literatur des Verbrechens verdiente. Die Situation dieser Erzählung ist entsetzlich: es ist der Mord eines Vaters durch den Schwiegersohn, um die Pairie zu erlangen, ehe ihre Unvererblichkeit von den Kammern ausgesprochen; die Lage der Tochter erscheint fürchterlich und wird es noch mehr durch den Contrast des ruhigen Tons, in dem die Darstellung gehalten. Dies ist nicht das großmäulige, dick aufgetragene, prahlende Laster, welches sich in den Romanen von Sue und Compagnie so breit macht und in der Ausschweifung seiner Schilderung die Poesie sucht, wie Neider sie in der Übertreibung finden; es ist die stille, kalte, consequente Verderbtheit eines hartnäckigen Egoismus, eines eigensinnigen und bornirten Geistes, der neben dem schwachen Charakter einer beschränkten Frau und ihres leichtsinnigen und lasterhaften Vaters hergeht. Die an sich uninteressanten oder widerwärtigen Gestalten sind mit Meisterhand gezeichnet und auseinandergehalten, und obgleich die Situation durch keine poetische Leidenschaft entsteht, zwingt sie uns trotz ihrer Unerfreulichkeit zum Antheil. Daß der kalte Bösewicht sein Ziel doch verfehlt und sich mit einem unnützen Mord befleckt, würde einen tief sittlichen Eindruck hinterlassen, wäre es von dem Verf. nicht nur so oberflächlich angedeutet, daß Viele es übersehen werden. Diese Erzählung ist ein Meisterstück in ihrer Art; einer Art, aus der sich viel lernen läßt, die wir aber, als eine höchst unerquickliche, der Nachahmung nicht anempfehlen können. Immer bleibt das Buch mit seinen Fehlern und Eigenschaften eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Epoche.

Das Talent des Verf. ist ein Amalgama der neuern französischen Romantik und der Tendenzen der französischen Literatur unter Ludwig's XV. Regierungsende, und das letzte dieser Elemente blickt oft durch, wie es denn auch die gewählte Teufelsform zeigt, dessen Figur man in jener Zeit häufig zum Bindemittel seiner Erzählungen brauchte. Der Verf. hat den Witz — wir weisen hier auf die Geschichte von dem Bett des Papstes hin, welche den St.-Simonismus so geistreich parodirt —, er hat aber nicht die Üppigkeit der Literatur jener Zeit, und das Ungeheuerste ist immer noch mit einem gewissen Decorum erzählt oder verhüllt, welches beweist, daß der Autor mehr Gefallen an der Kühnheit des Gewagten als an seiner Schilderung selbst findet; indessen kann uns dieser Vorzug die Augen nicht schließen über das Vernichten aller bessern menschlichen Regungen, denen das Buch so zu sagen gewaltsam entgegenströmt; und weil diese bessern Regungen, wie das schon oben erwähnt, wie wir das schon hundert Mal aussprachen und nicht genug aussprechen können, am Ende auch mit der Poesie aufgehen, stürzt dieser misleitete, selbstmörderische Strom der Wirkungslosigkeit zu und verläuft in Schlamm und Sand. Von der leichten Eleganz der französischen Diction geben freilich Übersetzungen keinen Begriff, die oft wider ihre Grazie, sogar auch wider ihren Sinn sündigen; auch verleiben sie ein solches Product dem Boden unserer Literatur nicht ein, sie bringen es nur in die Atmosphäre unserer Leihbibliotheken und gießen seinen Inhalt dadurch in unsern Culturzustand, wo er den Geist der halbgebildeten Classen, die allein so etwas deutsch lesen mögen, mehr und mehr verwirrt. Doch gehört diese Übersetzung unter den neuern und neuesten noch zu den bessern, und ihre Aufgabe mag keine leichte gewesen sein.

2. Modernes Treiben. Skizzen aus Frankreich und seiner Hauptstadt. Von Frédéric Soulié. Aus dem Französischen von F. Steger. Braunschweig, Meyer sen. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine Mischung ziemlich inhaltloser, obwol gut geschriebener, hin und wieder geistreicher Aufsätze, aus Revuen und Journalen zum Zweck der Buchmacherei zusammengelesen. Was hier nicht blos satirisch-statistisches Raisonnement, ist als Erfindung eben auch ein nur Zusammengewürfeltes, welches die Wirklichkeit hier und da anekdotisch abschreibt, übrigens aber gemüth- und grundsatzlos wie die meisten Sachen des Verf. Dem gewandten Übersetzer wünschen wir künftig einen würdigern Gegenstand. 28.

Ein Wort über Parteigeist.

„Die Geschichte der englischen Parteien", sagt Lord Brougham in der den „Skizzen der Staatsmänner unter Georg III." beigefügten Abhandlung: „On party", „ist ebenso gewiß die von

einigen großen Männern und mächtigen Familien auf der einen Seite, die mit wenigen Andern auf der entgegengesetzten Seite um Stellen, Rang und politischen Einfluß ringen, wie die Geschichte der Plantagenet, Tudor und Stuart. Nichts ist unrichtiger als ihnen Principien zu Grunde legen zu wollen, da das Interesse ihre einzige Triebfeder ist und die Opposition des Princips der Opposition des Interesses dienen muß. . . . . Wer mit den Mysterien der Aristokratie, von denen völlige Hingebung des Individuums an seine Partei das vornehmste und heiligste ausmacht, nur einigermaßen vertraut ist, muß wissen, daß Princip und Partei, so oft das erstere auch vorgeschoben wird, nichts miteinander gemein haben, und statt um Principien sich in Streit einzulassen, nehmen Parteimänner jene nur an, um dadurch in Feindschaften und Verbindungen zu kommen, durch die sie ihr Interesse zu fördern hoffen. Kurz, Interesse trennt die Leute in feindliche Haufen, und die Fahne der Principien wird dann aufgesteckt, damit man durch Behauptung eines Charakters und durch die Unterstützung des Volks seinen Zweck leichter erreiche."

Was Lord Brougham hier von den beiden Hauptparteien in England, den Whigs und Tories, sagt, ist die Folge von dem Vorherrschen des aristokratischen Elements in der Verfassung jenes Staates und wird allenthalben gefunden werden, wo dieses stattfindet. Denn aus dem Schoose der Aristokratie gehen die Factionen hervor, um welche der Bürger sich nicht bekümmert, bis Druck und Zurücksetzung ihn nöthigen, sich Führern anzuschließen, die dann wieder eine Partei, in England die Radicalen, bilden mögen. So im alten Rom: erst wüthete die Aristokratie unter sich, die Partei der majores gegen die minores, dann vereint gegen die plebs, bis diese, die Tribunen an der Spitze, das Bollwerk jener erstürmte und nun durch Aufnahme demokratischer Elemente in die Verfassung die Kraft der patricischen Factionen gebrochen wurde und der Staat den Aufflug nahm, an dem er durch die Parteibestrebungen jener verhindert worden war, allmälig aber aus der neuen Ordnung der Dinge durch die Schuld der Nobilität neue Factionen hervorgingen, die zuletzt die Freiheit untergruben. Was war die Seele derselben? Ein Princip? Bei Wenigen, die man vorschob wie ein moralisches Aushängeschild, bei den Meisten das Interesse, jener wüthende Eigennutz, um dessen willen man sich tödtlich haßte, mordete und Verbrechen auf Verbrechen häufte. Man hat gesagt, unter solchen Parteistürmen komme der Staat doch fort, ja seine Entwickelung werde dadurch befördert, weil man darin ein Zeichen von Freiheit und höherer Lebensthätigkeit erblickte; allein dies ist unrichtig. Wenn der Staat bei ihnen fortkommt, hat dies andere Gründe; auf Bewahrung von Vorrechten, auf exclusive Behauptung der Macht und Herrschaft gerichtete Parteien, wie es die der herrschenden Classe immer sind, tragen nur den Schein eines conservativen Charakters vor sich, weil sie mit der alten Ordnung der Dinge ihre Vorrechte und Vortheile bewahren; im Übrigen kümmern sie sich nicht um das Gemeinwohl und kämpfen lieber, bis das Gebäude in Trümmern fällt, gegen Die, welche blos ihr Recht suchen, als daß sie ihnen das geringste Zugeständniß machen sollten. So sind adelige Factionen, oder die Factionen der Machthaber; so zeigt sie das Alterthum, Italien, die Schweiz; nur eine kräftige Mischung durch demokratische Elemente vermag allein Rettung vor ihnen zu gewähren. 161.

Literarische Notiz.

Der bereits in diesen Blättern erwähnte Camden-Verein fährt eifrig fort, seinen Zweck, die Veröffentlichung seltener historischer und literarischer Werke, zu verfolgen, und hat vor kurzem eine höchst schätzbare historische Sammlung unter dem Titel: „The Plumpton correspondence", herausgegeben, die eine Reihe von Privatbriefen der Familie Plumpton in Yorkshire enthält. Diese Briefe umfassen die Zeit von Eduard IV. bis auf Heinrich VIII. Der Herausgeber Stapelton hat interessante Anmerkungen hinzugefügt. Der Verein, der auch Correspondenten in Deutschland und Frankreich zählt, hielt am 2. Mai seine Jahresversammlung unter dem Vorsitze des Lords Francis Egerton, welche den Beschluß faßte, die seither auf 1000 beschränkte Zahl der Mitglieder auf 1200 zu vermehren. Auch wurde beschlossen, künftig von den auf Kosten des Vereins herauszugebenden Werken 1250 Abdrücke machen zu lassen, um nicht nur allen Mitgliedern, sondern auch dem Herausgeber jedes Werkes und öffentlichen Bibliotheken im Inlande und im Auslande Exemplare schenken zu können. Bis zum Mai künftigen Jahres werden sechs bis acht Werke herausgegeben werden, und überhaupt wird die Herausgabe von ungefähr 20 Werken vorbereitet. Lord F. Egerton kündigt an, daß sich unter den zunächst erscheinenden Werken auch eine Auswahl aus dem reichen handschriftlichen Nachlaß seines Ahnherrn, Sir Thomas Egerton, der als Baron Ellesmere und Viscount Brackley Großsiegelbewahrer unter der Königin Elisabeth und Lordkanzler unter Jakob I. war, befinden werde. 101.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

I. An Zeitschriften erscheint für 1839:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1839. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen nebst vielen Beilagen. Hoch-4. Auf feinem Maschinen-Velinpapier. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 1½ Gr.

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Jahrgang 1839. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Preis des Jahrganges 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2 Thlr. 16 Gr., die Jahrgänge 1837 und 1838 jeder 3 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1839. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Neunzehnter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 154. — 3. Juni 1839.

Die chriſtliche Lehre von der Sünde. Dargeſtellt von Julius Müller. Erſter Band.

(Beſchluß aus Nr. 153.)

Die ſchwache Seite, welche die Unterſuchung des Verf. dem Philoſophen darbietet, beſteht, um es kurz zu ſagen, in der Vorausſetzung einer bewußten Wahl zwiſchen Gutem und Böſem, auf welche er, wie der eigentliche Pelagianismus das gut oder böſe Handeln, ſo das gut oder böſe Sein des ſittlich zurechnungsfähigen Geſchöpfes zurückführen will. Wir geſtehen dem Verf. willig zu, daß er den Schwierigkeiten, die in dieſem Begriffe liegen, mit einer Umſicht wie von ſeinem Standpunkte aus kein Anderer vor ihm begegnet iſt, und daß er denſelben auf eine Weiſe beſtimmt, begrenzt und umſchrieben hat (vgl. beſonders S. 450—521), welche ihn ſo ziemlich vor allen gegründeten Einwendungen ſicherſtellt, die man ſonſt auch ſchon von andern Standpunkten aus als dem eigentlich ſpeculativen gegen ihn zu erheben pflegt. Allein der philoſophiſche Haupteinwand behält auch gegen ihn ſeine volle Gültigkeit und iſt keineswegs durch ihn widerlegt, oder auch nur in ſeiner wahren Bedeutung erwogen worden. Wir meinen jenen Einwand, welcher von der Natur und dem Begriffe des ethiſchen Bewußtſeins hergenommen iſt. Der Philoſoph, welcher ſich dieſe Natur und dieſen Begriff zur wiſſenſchaftlichen Klarheit gebracht hat, wird hier immer ſagen, daß dieſes Bewußtſein, die bewußte Unterſcheidung zwiſchen Gut und Bös, allenthalben nur das Reſultat eines ſchon gebildeten und befeſtigten ſittlichen Seins oder Wollens iſt, aber keineswegs der Entſcheidung, durch welche das Sein beſtimmt wird, vorangeht. Das „video meliora proboque, deteriora sequor" hat ſeine Wahrheit, ſtreng genommen, nur für den Standpunkt einer eudämoniſtiſchen Klugheitslehre; vom ſittlichen Standpunkte aus kann durchaus nur eine uneigentliche Geltung dafür in Anſpruch genommen werden; es kann höchſtens als Ausdruck für Durchgangsſtufen der ſittlichen Bildung gelten, ſolcher, in denen das Bewußtſein einer höhern Stufe ſich auf der niedern ſchon ankündigt, oder ſolcher, wo umgekehrt das Bewußtſein eines verlaſſenen Unſchuldsſtandes ſich in den geſunkenen hinein fortſetzt; aber in beiden Fällen wird dieſes dem vorhandenen ſittlichen Zuſtande des Subjects widerſprechende Bewußtſein nie ein klares, ſondern immer nur ein verworrenes und getrübtes ſein. Der ſittlich Böſe hat nie ein deutliches Bewußtſein über das Weſen des Guten, wie umgekehrt der Gute allerdings ein ſolches über das Weſen des Böſen hat; der ſittlich indifferente Zuſtand aber kann eben darum für das vernunftbegabte Geſchöpf kein bleibender ſein, weil das Bewußtſein dieſer Stufe noch kein Selbſtbewußtſein iſt, oder weil es, mit andern Worten, nur die abſtracte Vorſtellung, aber noch nicht die concrete, inhaltsvolle, an wirklichen, ſittlichen Zuſtänden, die allein der Gegenſtand ſolcher Erkenntniß ſein können, bewahrheitete Erkenntniß des Guten und Böſen hat. Nennt man Wahl die mit Bewußtſein über die Natur des Gegenſtandes getroffene Entſcheidung, ſo gibt es in dieſem Sinne wenigſtens keine Wahl des Böſen; nur etwa von einer Wahl des Guten könnte man inſofern ſprechen, als mit jeder praktiſchen Entſcheidung für das Gute immer zugleich die Gewinnung des Bewußtſeins über dasjenige Gute, für welches die Entſcheidung ausfällt, verbunden iſt.

Es würde ungerecht ſein, dem Verf. die Erkenntniß dieſer wichtigen Wahrheiten geradezu abſprechen zu wollen. Sie liegen ſeiner Darſtellung ſichtlich allenthalben im Hintergrunde und werden hin und wieder auch deutlich genug ausgeſprochen; namentlich beruht auf ihnen die richtige Unterſcheidung zwiſchen der Beſtimmung der Willensfreiheit als Grund der Wirklichkeit des Böſen, welche er mit Recht verwirft (S. 460), und als Grund ſeiner bloßen Möglichkeit, welche er gelten läßt. Allein wenn er, hiermit im Widerſpruche, wie es uns ſcheint, nichtsdeſtoweniger fortfährt, die „formale Freiheit", welche er im Vorhergehenden als die höchſte der unmittelbar anerſchaffenen Eigenſchaften des Geſchöpfes bezeichnet hatte, als ein thatſächlich Gegebenes zu betrachten, „durch welches ſich die reale Freiheit", d. h. die Sittlichkeit, „ſucceſſiv ſelbſt vermittele" (S. 465), ſo ſcheint uns hier der Sitz des Mangels, den wir an ſeiner Darſtellung dennoch zu rügen finden, an den Tag zu kommen. Der Verf. nämlich ſchreibt (vgl. S. 446) ſchon dieſer formalen Freiheit das Bewußtſein einer „abſoluten Norm, wie ſie im Willen des Schöpfers liegt", zu, und zwar thut er dies, wie aus dem hohen Gewicht erhellt, welches er von vorn herein auf den Begriff des göttlichen Geſetzes legt, nicht blos in dem Sinne, wie auch wir vorhin ein abſtractes Bewußtſein über Gut und Bös auch in dem noch ſittlich

Indifferenten zugaben, sondern allerdings in dem Sinne, daß nach ihm das Böse von Haus aus in einer bewußten Abweichung von jener Norm bestehen soll. Dies aber können wir nicht, und kann, wie wir dafürhalten, Keiner, der sich die Natur des sittlichen Bewußtseins zur philosophischen Klarheit gebracht hat, dem Verf. zugestehen.

Gehen wir noch etwas weiter zurück, so finden wir, daß der letzte Grund dieses sowie aller andern Mängel, die man etwa noch an des Verf. Darstellung rügen möchte, darin besteht, daß er noch zu viel dogmatische Voraussetzungen zu derselben mitbringt. Eine solche Voraussetzung ist namentlich der von ihm zu Grunde gelegte Schöpfungsbegriff sammt den, speculativ vollkommen unverarbeitet gebliebenen Vorstellungen von göttlicher Allmacht und Allwissenheit, deren Einklang mit seinem Freiheitsbegriffe er in einer angehängten Abhandlung (S. 522 fg.) nachzuweisen bemüht ist. Freilich, wenn man es als feststehend annimmt, daß ein in dem starren Sinne der gewöhnlichen unphilosophischen Dogmatik allmächtiger und allwissender Gott die Natur in der Totalität ihrer Gestalten, sowie sie eben ist, sammt dem mit Vernunft und formaler Willensfreiheit begabten Menschen durch sein müheloses Schöpferwort fertig hingestellt habe, so kann man hinsichtlich des Begriffs der Willensfreiheit auch bei der gründlichsten Einsicht in die Phänomene derselben zu keinen andern Resultaten kommen, als die des Verf. sind, und es gereicht dabei seinem Scharfsinn und gediegenem Urtheile zur höchsten Ehre, daß er noch zu diesen Resultaten und zu keinen unwissenschaftlichern gelangt ist. Dennoch wird gegen diese Resultate immer der Einwand gültig bleiben, daß Gott, dem vermöge seiner Allmacht auch dies möglich sein mußte, besser gethan haben würde, dem Menschen statt jener formalen sogleich die reale Freiheit mitzutheilen, kurz, ihn sogleich von vorn herein vollkommen und tugendhaft zu schaffen. Zu der Ausrede, daß dies ihm nicht möglich gewesen, daß das Geschöpf, um vollkommen zu sein, sich selbst erst vollkommen machen müsse, können wir einer Ansicht keine Berechtigung zugestehen, die in Gott keine inwohnende Schranke, kein Moment der Negativität anerkennt. Solche Assertion muß von diesem Standpunkte aus als eine ganz willkürliche Beschränkung der göttlichen Allmacht erscheinen; es gibt für diesen Standpunkt schlechterdings keine andere wissenschaftliche Consequenz als die der absolutesten Prädestinationslehre; es kann nur als eine grundlose Willkür erscheinen, wenn Gott der persönlichen Creatur jenes Schauen seiner selbst, welches nach dem Verf. (S. 451) die Bedingung ihrer Vollendung ist, nicht gleich von Anfang an hat verleihen wollen. Allein es ist nicht wahr, daß jene zähen Voraussetzungen einer abstrusen Dogmatik zugleich, wie der Verf. annimmt, die nothwendigen Voraussetzungen einer wahrhaft christlichen Weltansicht seien. Daß sie es nicht sind, hätte der Verf. aus Jakob Böhme und andern speculativen Mystikern lernen können, die er zum großen Nachtheile seines Werkes keiner Berücksichtigung gewürdigt hat. Wer diesen tiefen und edeln Denkern die echte Christlichkeit der Lehre und der Gesinnung absprechen wollte, der würde damit nur seine Unkunde über den wahren Geist des Christenthums an den Tag legen; eben sie aber finden wir durch und durch erfüllt von der großen Anschauung eines immanenten göttlichen Lebensprocesses, durch den nach ihnen auch die Schöpfung der Welt bedingt, oder dessen Fortsetzung diese Schöpfung ist. Nur durch diese Anschauung wird die Möglichkeit eröffnet, die Wurzeln der Willensfreiheit und mit ihnen den Grund des Bösen bis in die Natur hinein zu verfolgen; dies aber halten wir für die nothwendige Bedingung einer gründlichen Erklärung des Bösen auch auf geistigem Gebiete. Am wenigsten bekennen wir einzusehen, wie ohne diese Prämissen eine genügende Deutung der christlichen Vorstellungen von der Versuchung und der Erbsünde möglich sein soll, welche der Verf. im zweiten Bande seines Werkes zu geben versprochen hat.

Ch. H. Weiße.

Die deutsche Literatur in England.

Es muß uns nicht wenig freuen, von Zeit zu Zeit die Blätter im Auslande und vorzüglich in England sich vermehren zu sehen, welche sich mit unserer Literatur beschäftigen. Der Kanal, so schmal er ist, hat viel länger Deutschland von den stammverwandten Briten getrennt. Wir waren unserer geographischen Lage und des politischen Verkehrs wegen von jeher Frankreichs Einflüssen auch in der Literatur viel zugänglicher, kamen früherhin mit Franzosen viel mehr in Berührung und konnten leichter ihre Hauptstadt besuchen, wo man doch eigentlich erst den Geist dieses Volks kennen lernt. Dies hat sich freilich in Bezug auf England einigermaßen geändert. Der Engländer wenigstens reist heutzutage in Deutschland ebenso gern wie in jedem andern Lande und siedelt sich sicherlich am liebsten in Deutschland an, weil er in Kurzem viele wahl- und stammverwandtschaftliche Anknüpfungspunkte herausfindet. Dies ist freilich nicht mit den Deutschen umgekehrt der Fall. Während der Engländer zu einem nomadischen Leben von Jugend auf gewöhnt wird, und in Deutschland, wenn er auch auf dem besten Fuße lebt, immerhin noch spart, erlauben es schon dem Deutschen die Mittel und die theurere Lebensweise nicht sich lange in England aufzuhalten. Und ein kurzer Aufenthalt kann gerade noch viel sonderbarere Begriffe über englisches Volksleben und Institutionen in dem Beobachter erzeugen, als er vielleicht nach Abstractionen, Lecture und Beobachtungen, die er bei auf dem Continent reisenden Briten gemacht hat, mit auf die Insel bringt. Aber unser wunderbares deutsches Aneignungsvermögen versteht meistens glücklich das Wahre von dem Schein herauszuwählen und ersetzt oft überraschend den Mangel eigener Anschauung. Diese Eigenschaft hat sich auch bei den Briten seit dem letzten Jahrzehnd in Bezug auf Deutschland immer mehr herausentwickelt. Das beste Zeugniß für diese Behauptung geben die englischen Vierteljahrsschriften und monatlichen Magazine, welche von allen Literaturen die deutsche jetzt vorzüglich berücksichtigen. Diejenigen Bücher finden aber vorzüglich fortwährend in England eine Berücksichtigung, die gediegenes Material enthalten, mag dieses angehören, welcher Wissenschaft und Kunst es auch immer sei. Die englischen Reviewer ziehen selbst Bücher zweiten Ranges, welche z. B. die Sagen unsers Volks behandeln, wie Simrock's Sagen, den Originaldoctrinen und den Productionen unserer jüngern Schriftsteller vor. Der Charakter der englischen Kritik ist sich seit Johnson treu geblieben, er ist substantiell, theilt lieber Auszüge und Details mit, als daß er bei allgemeinen Abstractionen und Raisonnements verweilte.

Einen ähnlichen Charakter trägt auch das neue „Foreign monthly review", dessen erstes Heft am 1. Mai ausge-

geben worden ist. Die zwei deutschen Hauptbuchhandlungen hier sind die von Black und Armstrong, welche das „Foreign quarterly review" herausgeben, und die von D. Nutt in Fleetstreet. Früherhin hatte die Buchhandlung von Schloß stets ein reiches und vollständiges Lager und war auch vorzüglich thätig nicht allein in der Verbreitung der neuesten deutschen Werke, sondern hatte sich auch um die deutsche Kunst wirkliche Verdienste erworben. Seit der Zahlungseinstellung dieses Buchhändlers ist die Vertreibung der deutschen Literatur hauptsächlich auf jene beiden eben erwähnten Handlungen beschränkt, von welchen die ältere, von Black und Armstrong, durch Ausdauer, Liberalität und Vollständigkeit ihres Lagers sich sehr große Verdienste um Deutschland in England erworben hat. Ein monatliches Magazin für deutsche Literatur hat bis jetzt in England gefehlt und wenn auch Blackwood's „Edinburgh magazine", unter Professor Wilson's Leitung, oft deutsche Bücher besprach, so hat doch diese Zeitschrift in der neuesten Zeit einen Ton der Vornehmigkeit, Geringschätzung und Schmähung angeschlagen, der freilich mit ihrem frühern wahrheitsliebenden und anerkennenden gewaltig contrastirt. Daß die neue Zeitschrift vorzüglich die deutsche Literatur und zwar immer die allerneueste zu berücksichtigen beabsichtigt, zeigt der umsichtige, von einer deutschen Familie abstammende Redacteur, Friedrich Schoberl, in der vorliegenden ersten Nummer. Von 16 Artikeln kommt die Hälfte auf die deutsche Literatur, und wir finden über den „Deutschen Musenalmanach" für 1839, über Julius' „Nordamerikas sittliche Zustände", über Böttiger's „Literarische Zustände und Zeitgenossen", Raumer's „Historisches Taschenbuch", die „Urania" für 1839, über Friedrich Förster's „Friedrich August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen", über J. M. Lappenberg's „Geschichte von England", Franz Palacki's „Literarische Reise nach Italien" und deutsche Volksbücher, „Salomon und Morolf" theils kürzere, theils längere Beurtheilungen und Auszüge. Es ist unmöglich, daß eine Kritik in einer solchen monatlichen Zeitschrift so weit wie in einem quarterly review ausgedehnt werden kann, da dieses mehr durch eine ausführliche Besprechung, jenes durch eine kürzere kritische Anzeige seine Aufgabe lösen, dieses mehr die Quantität, jenes mehr die Qualität vorziehen muß. Der Ton der neuen Zeitschrift ist weder anmaßend und vorlaut, noch zahm und pedantisch; sie hat bis jetzt noch keinen Vorurtheilen Eintritt gestattet und sucht jeden Schriftsteller nach dem Werth seines Verdienstes dem englischen Publicum zuzuführen. Dem ersten Heft kann indessen vorgeworfen werden, daß die meisten Artikel ein wenig zu kurz geschrieben sind, und daß dem multa das multum aufgeopfert worden ist, ein Misstand, der im nächsten Hefte gewiß vermieden werden wird. In dem ersten Artikel: „German Almanac for the Muses for 1839", ist dem Verf. die Charakteristik von Chamisso, Schwab, Rückert und Lenau trefflich gelungen. Wir können den Artikel, der auch einige Übersetzungen von Gedichten der Genannten einschließt, leider nicht mittheilen, so sehr er auch verdient, als kritisches Urtheil eines Engländers wegen seiner originellen Auffassung übersetzt zu werden. Es ist daraus ersichtlich, daß die deutsche Philosophie, Theologie und Geschichte nicht allein, sondern auch die Poesie in dieser neuen Zeitschrift berücksichtigt werden soll.

Wir verweilen diesmal bei dem Artikel über J. M. Lappenberg's „Geschichte Englands", der, wenn wir nicht irren, von dem trefflichen Thomas Wright geschrieben ist. Der Verf. gibt darin eine Übersicht über die Leistungen seiner eigenen Landsleute, welche, wie Hume, Mackintosh, später die Zeitgenossen Turner und Lingard, eine Geschichte Englands zu schreiben versucht haben. Der Verf., durchaus nicht geneigt, die Verdienste seiner Landsleute geringzuachten, erklärt indessen doch aufrichtig, daß eine classische Geschichte Englands noch die Aufgabe eines kommenden Geschichtschreibers, und daß von allen jetzt geschriebenen Geschichten das Werk von Lappenberg das gründlichste und umsichtigste sei.

„Es ist gewiß eine außerordentliche Erscheinung", beginnt der Verfasser des Artikels, „daß nach so vielen Jahren historischer Untersuchungen und nach so vielen Versuchen, die Geschichte aller Länder der Welt zu schreiben, zuweilen mit Erfolg, zuweilen gerade das Gegentheil, wir zuletzt genöthigt waren, uns bei einem Fremden nach einer guten Geschichte Englands umzusehen. Dies ist indessen gerade hier der Fall, und wir können uns nur noch Glück wünschen, daß die Aufgabe der geduldigen Unparteilichkeit eines Deutschen zu Theil wurde, der von allen Fremden durch nationale Sympathien von sehr altem Datum allein fähig ist, unsere nationalen Gefühle und Institutionen zu verstehen und zu würdigen."

„Blicken wir auf die Arbeiten früherer Historiker hin, so werden wir bald einsehen, wie viele Umstände zusammentrafen, sie unvollkommen und ungenügend zu machen. Mangel an Material, Vorurtheile und Parteilichkeit verschiedener Art, blindes Vertrauen auf alte Autoritäten und hundert andere Dinge schwellen die Liste an; ihr Einfluß ist so fest gewurzelt und so mächtig, daß nicht der geringste Theil der besten Geschichten Englands, welche wir gegenwärtig besitzen, blos aus Märchen besteht. Wir können keine bessere Probe von dem Gewebe unserer gewöhnlichen Geschichten geben als die, auf welche Hr. Hunter, Secretair der Societät der Antiquare, im vorigen Jahre hingewiesen hat. Als Eduard III. die Personen, welche an der Ermordung seines Vaters Antheil genommen hatten, ergreifen und bestrafen ließ, war Sir Thomas de Gournay, einer der Haupttheilnehmer, auf den Continent geflohen, wo es ihm gelang, sich der Wachsamkeit der königlichen Agenten eine Zeit lang zu entziehen, bis er zuletzt gefangen genommen und nach England gebracht wurde. Die zeitgenössischen Chronikenschreiber, unter dem Einfluß der populairen Gefühle des Tages schreibend, erzählen das Ereigniß so. Gournay, sagen sie, wurde zu Marseille gefangen genommen und dann heimwärts gebracht, aber ehe er landete, heimlich auf Befehl des Königs enthauptet, welcher Grund zu glauben hatte, daß, wenn jener England erreichte und die Untersuchung über ihn verhängt würde, einige sehr angesehene Personen durch sein Bekenntniß hinein verwickelt würden."

„So lautet die Erzählung, der unbedingt, ohne den geringsten Verdacht ihrer Unrichtigkeit, den Ort ausgenommen, wo der Verbrecher ergriffen worden war, jeder englische Geschichtschreiber bis jetzt folgte. Und doch fand Hr. Hunter unter den Berichten die Originalurkunde, welche die Summen enthält, die den verschiedenen bei der Gefangennehmung Gournay's beschäftigten Personen ausgezahlt wurden. Diese zeigt, daß die ganze Geschichte vom Anfang bis zum Ende falsch ist. Denn nach diesem Documente stellt sich heraus, daß Gournay zuerst zu Burgos in Spanien verhaftet worden war, daß nach seiner Flucht sein Schlupfwinkel lange unbekannt blieb, bis man ihn zu Neapel in sichern Gewahrsam brachte. Er wurde mühsam bis zur Grenze von Spanien gebracht, wo er sehr stark durch Krankheiten litt, welche trotz der großen Summen, welche auf seine ihn behandelnden Ärzte gewandt wurden, immer zunahmen, bis er mit seinen Wächtern zu Bayonne ankam, wo er starb. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, von Bayonne nach Bordeaux und von da nach England gebracht. König Eduard war aber weit entfernt, das Resultat der Aussagen Gournay's zu fürchten, da die Items der Ausgaben deutlich beweisen, wie besorgt er war, Gournay lebendig nach England gebracht zu sehen, damit dieser der Untersuchung unterworfen werden möchte. Dies ist eine herrliche Probe der Genauigkeit der englischen Geschichtschreibung, wie sie uns bisher dargeboten worden ist."

„Milton brachte ein gewaltiges und tief ergründendes Gemüth mit zu der Aufgabe der Geschichtschreibung, und er hatte den Vortheil, die angelsächsische Chronik zu benutzen, und war vielleicht mit den andern sächsischen Documenten besser vertraut, als wir gewöhnlich annehmen; doch ist trotzdem seine Geschichte der angelsächsischen Periode ein sehr unbedeutendes Werk. In-

Digitized by Google

dessen wurde doch in diesem Jahrhundert der Grund für den Geist historischer Untersuchungen gelegt, welcher sich in einer spätern Periode offenbarte; vorzüglich unternahmen Bacon und Camden, einzelne Theile der Geschichte zu schreiben. Während des letzten Jahrhunderts wurde viel für die englische Geschichte gethan, sowol durch die Veröffentlichung sehr werthvoller, aber unvollkommener Sammlungen officieller Berichte durch Rymer, sowie durch die Herausgabe vieler umfangreichen Bände von Originalcorrespondenzen, welche aus den Privatpapieren von Staatsmännern und andern berühmten Männern früherer Zeiten gewählt wurden. Rapin, mit Tindal's Noten, Carte und Henry sind die ausführlichsten Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts, mehr dadurch ausgezeichnet, daß sie mehr Material als ihre Vorgänger mittheilten, als durch irgend eine wichtige Verbesserung im Detail. Aber in demselben Jahrhundert lebte Hume, ein sehr fähiger, aber außerordentlich vorurtheilsvoller Geschichtschreiber. Hume war es, der zuerst der Geschichte einen geistigen Charakter gab, welcher ohne mehr Materialien zu haben als die, welche ihm von populairen Autoritäten gewährt wurden und das Grundwerk seiner Vorgänger und Zeitgenossen gebildet hatten, dieselben mit dem Auge der Politikers zu sichten begann. Sein Werk bildet in dieser Beziehung einen sonderbaren Contrast mit den Fortsetzungen, welche gewöhnlich damit veröffentlicht worden sind. Hume's „Geschichte von England" verliert nun mit gutem Recht reißend ihren Platz als Textbuch; neue Materialien haben unzählige Fehler verbessert, in welche er ohne sein Vorwissen fiel, und seine Vorurtheile, welche so oft ins Spiel gebracht worden sind, um dem ganzen Buch einen Charakter zu geben, sind weder orthodox noch constitutionnell. In den Schlußjahren des vergangenen Jahrhunderts begann sich ein neues und mächtiges Gefühl für die Wichtigkeit historischer Untersuchung zu regen. Es wurde nun allgemeiner begriffen, daß, wollten wir Geschichtsirrthümer verbessern, wir es durch eine ausführlichere Herausgabe der öffentlichen Berichte des Königreichs thun müßten. Die Veröffentlichung des „Dooms-day-book" führte bald zu der Bestellung der Recordcommission, mit deren Thätigkeit das gegenwärtige Jahrhundert begann und die, erneuert und umgestaltet, angegriffen und vertheidigt, durch manche Wechsel bis zur neuesten Zeit hindurchgeschritten ist. Sie hatte die Mittel, dem Historiker, vorzüglich der spätern Jahre, einen reichen Schatz neuer Materialien zu eröffnen und dadurch ihn zu befähigen, der Geschichte mancher Perioden einen ganz neuen Charakter aufzudrücken. Es ist sehr zu beklagen, daß ihre Thätigkeit unterbrochen worden ist."

„Die zwei vorzüglichsten Geschichtschreiber unserer Zeit sind Turner und Lingard. Turner hat das Verdienst einer erstaunlichen Thätigkeit in der Sammlung von Materialien aus unbenutzten Quellen; aber seine geduldige Untersuchung ist nicht immer von hinlänglich ausreichendem historischem Urtheil begleitet. Er ist kein philosophischer Geschichtschreiber. Seine Materialien sind uns zu oft in ihrer rohen Form und unverdaut gegeben; seine Resultate nicht immer die, bei denen wir mit den Beweisen, welche uns diese Materialien gewähren, anlangen sollten. Oft erklärt er noch nicht herausgegebene Autoritäten falsch und legt ihnen eine unrichtige Schätzung bei und scheint wie viele Geschichtschreiber, welche einen umfassenden Gebrauch von noch nicht veröffentlichten Documenten einer gewissen Classe machen, zuweilen diejenigen, welche am leichtesten zu lesen sind, den wichtigern vorzuziehen. Dieser letztere Umstand zeigt deutlich die Nothwendigkeit, die noch nicht veröffentlichten Materialien unserer nationellen Geschichte so ausführlich als möglich zu drucken. Lingard dagegen, ohne die mühsame Untersuchung Turner's, übertrifft ihn weit in den andern Eigenschaften eines Geschichtschreibers und würde sowol durch seinen Styl als die Weise seiner Behandlung verdientermaßen unter den vorzüglichsten unserer Geschichtsschreiber rangiren, verführten nicht die religiösen Vorurtheile eines römischen Katholiken ihn oft, die Wahrheit dem, was er gern zur Wahrheit machen möchte, aufzuopfern."

Nachdem der Reviewer noch die Verdienste Sir Robert Mackintosh's um die Geschichte Englands hervorgehoben und die neue „Pictorial history of England" theils hart getadelt, theils anerkannt hat, geht er auf Lappenberg's Werk über:

„Die Übersicht, welche wir über den Zustand der englischen Geschichtschreibung gegeben haben, macht es uns klar, daß, was wir auch immer in der Zukunft, wenn die verborgenen Schätze unserer zahlreichen Sammlungen gehoben sind, hoffen mögen, wir entschieden eine Geschichte Englands für den Gebrauch der gegenwärtigen Zeit entbehren. Eine solche Geschichte hat Dr. Lappenberg, der Vorsteher des hamburger Archivs, zu schreiben unternommen. Sein Werk zeigt, daß er die ausgedehnteste Bekanntschaft mit seinem Gegenstand besitzt, jene Liebe tiefer Untersuchung, den Geschmack der Anordnung, jenes Urtheil, um Schlüsse zu ziehen und die Wahrheit herauszulocken, welche die nothwendigsten und wünschenswerthesten Eigenschaften eines Geschichtschreibers sind. Wir empfangen mit Dankbarkeit von einem Fremden das Werk, welches keiner unserer Landsleute zu schreiben unternommen hat. Er hat nicht allein alles Material benutzt, welches spätere Untersuchungen ans Licht gezogen haben, sondern durch eine Liberalität, welche in solchen Fällen der Belobung höchst würdig, sind ihm die Druckbogen der Werke von der Recordcommission mitgetheilt worden, welche gedruckt, aber noch nicht veröffentlicht worden sind. Dr. Lappenberg ist mit England und den Engländern wohl bekannt, und in seinem Bestreben, die Begierde zu befriedigen, welche sich nun durch ganz Deutschland für die nähere Bekanntschaft mit unserer Geschichte, unsern Sitten und unserer Literatur kundgibt, hat er ein Werk geschaffen, welches, sobald als es in England bekannt geworden, ein Hauptbewohner unserer Bibliotheken werden muß. Wir freuten uns deshalb vor einiger Zeit, eine Übersetzung dieser Geschichte von Benjamin Thorpe vorbereitet zu sehen, und mit Vergnügen erfahren wir, daß diese Übersetzung im Fortgang begriffen ist."

Der Inhalt der zwei bereits erschienenen Bände wird nun im Auszug mitgetheilt und der Reviewer schließt also:

„Das Werk, sowol wegen seines Gegenstandes als der Art und Weise, mit welcher er behandelt worden ist, verdient allgemein gelesen zu werden, und es wird nicht fehlen zu beweisen, daß der Verfasser einer Geschichte von England nicht nothwendig ein Engländer sein muß." 76.

Notizen.

Nach Malchus stellte sich am Schluß des Jahres 1837 das Verhältniß der Wirksamkeit der Sparbanken in den verschiedenen europäischen Ländern als folgendes heraus: Die östreichischen Staaten mit der Lombardei haben 8 Sparbanken mit 30,325,993 Fl. Rhein., die preußischen Staaten (Posen ist noch ohne Sparbank) 80 mit 9,544,296 Fl., die übrigen deutschen Staaten 201 mit 23,920,736 Fl., die Schweiz 58 mit 7,891,358 Fl., Belgien 5 mit 6,466,365 Fl., Holland 50 mit 2,771,608 Fl., Schleswig 22 mit 300,000 Fl., Frankreich 250 mit 49,777,423 Fl., die britischen Inseln 484 mit 362,847,622 Fl., die unabhängigen italienischen Staaten 2 mit 1,500,000 Fl., woraus sich in allen 1160 Sparbanken mit einem Gesammtfonds von 495,347,796 Fl. ergeben, wovon auf England allein über drei Viertel kommen.

Nach den neuesten in stockholmer Blättern mitgetheilten Berechnungen beläuft sich Schwedens gegenwärtige Bevölkerung auf 3,025,140 Seelen; demnach würde sich die Volkszahl seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs um ein Fünftel vermehrt haben. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 155. — 4. Juni 1839.

Über die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit, von Melchior Mayr. Erlangen, Heyder. 1838. 8. 16 Gr.

Über ſeinen Beruf, die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit zu beſprechen, rechtfertigt ſich der Verf. im Vorworte, indem er uns einen Umriß ſeiner Bildungsgeſchichte gibt. Hiernach iſt das Studium der deutſchen Poeſie neuer Zeit vorzugsweiſe Gegenſtand ſeiner Neigung, und was die vorliegenden Blätter uns darbieten, darf nur als Vorläufer einer Geſchichte der neuern und neueſten Dichtkunſt betrachtet werden, welche das Publicum zu erwarten hat, ſofern daſſelbe dieſem Vorläufer mit Antheil entgegenkommt. Daneben ſehen wir vom Verf. die Hoffnung angeregt, „dem hohen Ziele der Poeſie praktiſch, als Dichter, künftig beſſer dienen zu können denn als Kritiker". Es würde damit die ſeit lange faſt ſtabil gewordene Meinung, durch manche Beiſpiele unterſtützt, berichtigt werden, die Meinung nämlich, daß ein Dichter, welcher ſchon früh kritiſchen Forſchungen mit Vorliebe ſich hingebe, als Dichter eben keinen bedeutenden Rang einzunehmen pflege; denn man verband bisher mit der, von der Poeſie nicht wohl zu trennenden Begeiſterung den Begriff, ſie könne mit allzu deutlichem Bewußtſein ſich etwa nur inſofern vereinigen, daß beide den Anſprüchen an formelle Darſtellung wol genügen, den Geiſt des Werkes jedoch eben damit beſchränken.

Hiermit iſt aber keineswegs ein Prognoſtikon geſtellt! Die Bildungswege, namentlich die für die poetiſche Kunſt, ſind überaus mannichfaltig, und der der Gegenwart iſt von der frühern Zeit ſo ſehr verſchieden, daß ein Schluß von einer auf die andere immer nur relativ erſcheinen muß. Erwarten wir daher, was der Verf. uns bringen werde; verſichern wir daneben, daß ein offener Sinn ihm gern entgegenkomme, und wenden wir uns nun dem Dargebotenen zu.

Rückert, Heine, Platen und Uhland ſind die Dichter, deren Werke, und das junge Deutſchland iſt die Jugend, deren Declamationen der Verf. zergliedert und beſpricht. Inwiefern Uhland in die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit verflochten wird, iſt dadurch erklärbar, daß dieſer, der ſogenannten romantiſchen Schule angehörende Dichter faſt der Einzige geblieben, deſſen Lieder fortleben, und wie dieſe Thatſache immer ehrenvoll für die neue und neueſte Zeit daſtehen muß, ſo iſt ſie auch nicht ohne Einwirkung auf manche Erſcheinungen derſelben geblieben, ſollte dieſe auch nur Formen und Wendungen in der Darſtellung betroffen haben.

Der Verf. bezeichnet Uhland als den Repräſentanten der romantiſchen Lyrik, und eben deshalb wendet er ihm eine ſehr ſpecielle Betrachtung zu, die mit Takt und Sinn das Dargebotene ſichtet und ſondert. Der Leſer kann ſich in den meiſten Fällen mit des Verf. Ausſprüchen und Anſichten einverſtanden erklären, ſelbſt da, wo eins und das andere Gedicht als ungenügend, ſchwächlich u. ſ. w. angeſprochen wird. Die Kritik legt an das Kunſtwerk, ſcharf beſtimmend und begrenzend, den Maßſtab des für wahr und ſchön Erkannten, und ſie muß das, wenn ſie irgend Gedeihliches wirken will. Wir dürfen dabei nur nicht überſehen, daß es neben dem kritiſchen noch einen hiſtoriſchen und pſychologiſchen Weg gibt, welcher durch den vom Dichter gepflegten Roſengarten führt. „Der hiſtoriſche Weg", ſagt der Verf., „ſucht jede Erſcheinung nach ihrem beſtimmten Werthe auf der Stufe zu begreifen, welche ſie in der Geſchichte einnimmt." Der pſychologiſche Weg will aus dem Gegebenen die Geſinnung, die Eigenheit, die Eigenthümlichkeit des Gebers, das innerſte Selbſt deſſelben ſich klar machen, um zu ermitteln, ob Geber und Gegebenes nicht etwa ſich geradezu widerſprechen.

Der erſte Weg führt uns bei Betrachtung der Uhland'ſchen Gedichte gar bald zu dem Reſultate, daß dieſer Dichter, wie jeder vor, mit und wahrſcheinlich auch nach ihm, einer deutlich begrenzten Zeit angehört, die er mit ihren Schönheiten wie mit ihren Schwächen in ſich aufnimmt und aufnehmen muß, wenn er ſie, wie ſie ihn, verſtehen ſoll. Dieſes Verſtehen der Zeit aber hat eben auch ſeine Grenzen, über welche der Dichter nicht immer, und nicht immer glücklich hinwegzukommen vermag. Finden wir nun in einem Dichter, wie in Uhland, daneben noch eine ſtille, faſt ſcheue Gemüthlichkeit, eine zarte, jeden Augenblick erröthende Jungfräulichkeit, welcher vor Bekannten und Vertrauten ſogar das Wort nicht leicht fällt, ſo bleiben die Schwächen mancher ſeiner Gedichte freilich immer Schwächen; allein wir müſſen dann auf der andern Seite die Kraft bewundern, die einen klaren Kunſtſinn bei und aus jener Eigenthümlich-

keit stets bestimmter, höher und freier entwickelte; wir müssen es ehren, daß der Dichter, welcher eben durch diese Kraft sicher gar bald das Unbefriedigende mancher Gedichte erkannte, dennoch keines derselben aus den mehrfachen Auflagen seines Buches entfernen wollte. Dem wechselnden Publicum gegenüber wollte er stets derselbe bleiben, und er durfte das wie Wenige.

Das hier Gesagte deutet auch der Verf. an mehren Orten an. Wir glaubten jedoch, dasselbe hier zusammenfassend hervorheben zu müssen, da unsere junge Zeit, wiewol eine bessere Richtung derselben sich kundgibt, doch immer noch so jung ist, daß, wie viele Mosen und Propheten sie auch haben mag, eben wenn es sich darum handelt, einen Dichter und sein Werk zu verstehen, nicht wenige Aussprüche und sogenannte Kunsturtheile uns zu dem Glauben verleiten können, Deutschland mache eben zum ersten Male einen schüchternen Versuch mit der Poesie, und es habe niemals Mosen und die Propheten gegeben, oder, ihre Existenz allenfalls zugestanden, sie seien so unbedeutend und verkehrt gewesen, daß man sie höchstens bemitleiden könne. Deshalb ist das Werk des Verf. eine beachtenswerthe Erscheinung, indem es einer Masse von Kritikern und Dichtern einen Wegweiser an die Hand gibt für die Art und Weise, wie man ein Gedicht eigentlich betrachten solle.

Wollte man dagegen dieses Buch als eine Grundlage betrachten, geeignet, ein ganzes Gebäude der Kunstphilosophie sicher zu tragen, so möchte diese Ansicht gar mancher Berichtigung und schärferer Bestimmung bedürfen. Das ästhetische Grundprincip des Verf., mehrfach im Buche angedeutet und endlich auf „Sittlichkeit" hinauslaufend, mag eben der Gegenwart als ein nothwendiges und wirksames Mittel dringend zu empfehlen sein, in eine bessere Station hinüberzugelangen; allein als Basis einer ästhetischen Philosophie bedarf dasselbe so unendlich vieler Stützen von Regeln und Ausnahmen, daß es schon vor langer Zeit als ungenügend angesprochen werden mußte; denn man gelangte bald genug zu der Einsicht, daß man die Kunst damit in Fesseln schlage, die früher oder später jedes Kunstwerk unmöglich machen.

Die Sittlichkeit stillschweigend vorausgesetzt, ist jede Erscheinung, selbst die nach den bestehenden Begriffen unsittlichste, Gegenstand für die Kunst. Damit wenden wir uns zu Heine und bekennen zugleich, daß der Verf. uns bei diesem Dichter nicht befriedigt hat. Wir finden allerdings ein Résumé Dessen, was sonst schon über diesen Schriftsteller ausgesprochen ist an Lob und Tadel; wir wollen es auch anerkennen, daß der Verf. das Gediegenste daraus sich wohl angeeignet habe; gleichwol, scheint es uns, könne man in viel kürzerer Weise als der des Verf. zu dem, wenn wir nicht irren, sonst schon ausgesprochenen Schlusse gelangen: die Heine'schen Productionen seien in nicht wenigen Fällen Geburten der Willkür; es sei ihm nicht eigentlich darum zu thun gewesen, das Erlebte künstlerisch zu gestalten — daher die Monotonie in den Formen; er habe nie einen durchdringenden Blick in sich selbst gethan, um sich und sein Verhältniß zur Welt rein zu erfassen — daher die Gleichgültigkeit in der Wahl des Gegenstandes, daher aber auch das Verletzende in der Darstellung des Unsittlichen und Gemeinen; denn diese Darstellung will sogar noch mehr, als das Gemeine gelten lassen, sie macht sich breit damit, daß sie Confession sei. Schlegel's „Lucinde" lockte zur Zeit ihrer Blüte eine große Bewegung hervor, und man hatte Recht, von der unsittlichen Tendenz, welche nicht einmal hinter den Schmuck einer genügenden und eben hier naheliegenden Kunstform sich zurückziehen wollte, zu reden; denn eben die Tendenz soll uns nie verleiten, an die Gesinnung des Dichters und Künstlers überhaupt zu denken, oder gar an ihr zu zweifeln; sie soll ebenso wenig an der Wahrheit des Schönen und Rechten verzweifeln lassen. Das müssen wir jedoch bei den „Reisebildern" und nicht wenigen der Heine'schen Gedichte. Nirgend sehen wir die Hand der poetischen Kunst hervorgestreckt, die uns dem trostlosen Unwesen zu entheben bereit wäre, d. h., wir sehen nie den Dichter über seinem Werke, vielmehr umgekehrt ihn von diesem gefesselt. Wir sehen keinen von seiner Kunst durchdrungenen und begeisterten Dichter; wir sehen nur eine höchst talentvolle Individualität vor uns, unbekümmert darum, ob es eine poetische Kunst gebe oder nicht. Heine verletzt also dadurch, daß er das Nichtswürdige und Gemeine zum Glaubensbekenntniß machte, sowie, da dieses einer schönen Form nicht zugänglich ist, zugleich durch unbefriedigende Ausführung. Letzteres wird sogar äußerlich sichtbar, indem manche seiner Raisonnements und Erzählungen kurz abbrechen, ohne daß wir weiter erfahren, was daraus etwa geworden sein möge. Ein Beweis für den Mangel an künstlerischer Durchbildung, ein Beweis für den Vorwurf der Willkür.

Dem Dichter Platen sind dergleichen Vorwürfe nicht zu machen. Im Gegentheil, wenn die große Zahl der versefchreibenden Jünger Heine's mit den ersten besten Worten, welche ihnen eben zur Hand waren, ihre Einfälle als Gedichte in die Welt, d. h. in die Zeitschriften warfen, so sehen wir Platen als einen strengen Repräsentanten für die Kunst des Versbaues dastehen. „Eine große That in Worten", das ist sein eigener Ausdruck, sollte ihn als Dichter manifestiren. Er hat das in einem Sinne gemeint, dem keine Erfüllung geworden, auch bei längerm Leben des Dichters wol nie geworden wäre; allein das kleine Bändchen, welches der Welt von ihm erzählt, ist immerhin auch schon als eine große That in Worten anzusprechen; denn, wie man auch von Platen als Dichter im Allgemeinen urtheilen, welche kleine Verstöße man aufdecken mag, immer wird man anerkennen müssen, daß Platen eben zu rechter Zeit erschien, um uns wieder daran zu erinnern, daß es eine Kunst des Versbaues gebe.

Der Verf. erinnert bei einem bekannten Cyklus Platen'scher Sonette an den lästerlichen Unfug, welcher bei ihrem ersten Erscheinen laut wurde, und Ärgeres ist in der deutschen Literatur nicht wohl aufzufinden. Shakspeare hat ähnliche Sonette geschrieben, ohne seinen Ruf gefährdet zu sehen, und jener Skandal mag daher eben in der Zeitrichtung gelegen haben. Jedenfalls ist dieser Skandal

abgethan und bildet mit dem Klotz'schen und andern ein nicht eben glänzendes Capitel in der Literaturhistorie. Wir glauben daher, es wäre wohlgethan gewesen, nur das Weichliche und Unmännliche in jenen Sonetten und auf der andern Seite die ästhetische Wirkung hervorzuheben, die der Anblick eines schönen Knaben auf das reingesunde und für Schönheit überhaupt empfängliche Gemüth nothwendig erzeugt; eine Wirkung, die wahrhaft erhaben sich gestalten läßt.

Wenn wir damit zu Rückert übergehen, so liegt eine einfache Ideenverbindung dabei zum Grunde, vermittelt durch dessen „Östliche Rosen", welche Gedichte ähnlicher Art nicht wenige zu beliebiger Vergleichung enthalten. Goethe, dessen „Divan" ebenfalls dergleichen Lieder aufweist, kann eben hier weniger in Betracht kommen, da das Alter des Dichters eine zu große Kluft bildet. Dies nur beiläufig, denn es handelt sich hier um Rückert's „Lehrgedicht", welches gegenwärtig dem Publicum schon in seinem ganzen Umfange vorliegt.

Mit der didaktischen Poesie ist es in Deutschland ganz eigen gegangen. Ungeachtet der contemplativen Richtung des deutschen Charakters haben sich ausgezeichnete Kritiker nicht überzeugen mögen, daß die didaktischen Gedichte früherer Zeit irgend genügen könnten, und sie ließen z. B. Tiedge's „Urania" nur stillschweigend gelten, da dieses Buch sich nun einmal eine nicht geringe Zahl contemplativ-sentimentaler Verehrer erworben hatte. Die romantische Schule ging noch weiter, sie sprach es kurz und bündig aus, schon das Wort: Lehrgedicht, sei ein Unding und ganz überflüssig, da jedes Gedicht neben andern Dingen auch belehre. Wenn diese Schule nur das Vorhandene im Auge hatte, so konnte man ihr nicht geradezu Unrecht geben: ein Moralsystem in Verse gebracht ist von einer singenden Geographie nicht eben weit entfernt. Außerdem verneinte jene Schule das Sittlichkeitsprincip als Basis der Kunstphilosophie, und hier stehen wir wieder bei dem Verf. Er hat es tief empfunden, daß der Zeit eine ernstere, würdige Richtung noth thue, und da konnte ihm nichts Gelegeneres kommen als eben Rückert's in mehr als einem Sinne großes Gedicht, in jeder Weise geeignet, die bisherigen Begriffe von didaktischer Poesie zu modificiren und deutlicher auszubilden.

Mit einer fast ängstlichen Aufmerksamkeit begleitet uns der Verf. als Cicerone zu allen Schönheiten der Rückert'schen Muse, sodaß manche Äußerungen nicht selten ein etwas schulmeisterliches Ansehen bekommen und an Sulzer und seine Zeit erinnern. Diese, wir möchten sagen Rococomanier ist, wiewol sie häufig im Buche sichtbar wird, doch eben dem gewaltigen Rückert gegenüber besonders auffallend. Ist eine solche Sprache wirklich unvermeidlich, so ist der Standpunkt der Gegenwart ungefähr so tief, als wir ihn oben bei Uhland schon andeuteten, und die, auch vom Verf. ausgesprochene Sehnsucht nach einem großen Dichter, den man übrigens näher glaubt, als das menschlichen Ansichten nach möglich scheint, steht gerechtfertigt da. In dieser Sehnsucht liegt neben einem naiven Geständniß gar viel Trostloses und nebenher die Andeutung, Rückert unter Andern sei auch noch nicht der erwartete poetische Messias der Deutschen. Und doch wird man schwerlich einen deutschen Dichter nachzuweisen vermögen, welchem wie diesem Alles und Jedes in dem großen Kreise seiner Wahrnehmung poetisch erschienen wäre, so zwar, daß das Kleinste wie das Größte die geeignete Darstellungsform findet. Erklärlich ist diese Nichtanerkennug eines deutschen Universaldichters in Rückert gar leicht: er gehört, wie durch und durch deutsch er auch sein mag, doch immer der Schule des Orients an, die nur im Kreise der Lyrik und Didaktik sich bewegt. Wenn daher auch so ziemlich das ganze Deutschland seine Weisheit dem Oriente verdanken mag, so ist diese doch gegenwärtig zu einem Standpunkte herausgebildet, welchen man als einen dem Deutschen eigenthümlichen bezeichnen muß. Es kommt also nur darauf an, diesen Standpunkt scharf und richtig aufzufassen, um die Eigenschaften, die ein deutscher General-Orpheus in sich vereinigen muß, genau zu bestimmen.

Betrachten wir nun das junge Deutschland, welches zunächst die Sehnsucht nach einem solchen Dichter in mehr als einer Weise angeregt hat, so finden wir neben andern Unbestimmtheiten auch manche höchst unbefriedigende, oft gar nicht zu verfolgende Andeutungen über die Requisite zu jenem Dichter, welcher nach diesen Andeutungen nächstens erscheinen muß. Wir haben oben schon geäußert, daß wir dieser Prophezeiung nicht beistimmen möchten. Die Zeit ist dazu wirklich noch nicht schlecht genug, da die Einwirkung vorübergegangener, oder noch lebender deutscher Dichter noch allzu bedeutend sich zeigt. Der eine Wiedergeburt heischende gänzliche Ruin ist also noch nicht so nahe, und für den Verfall liegt die Hülfe hinter und neben uns, nicht vor uns.

Man betrachte dies als ein Paradoxon und lasse uns mit demselben zum Schlusse eilen. Das junge Deutschland hat der Verf. gar richtig, wenn auch eben nicht von einer neuen Seite charakterisirt. Aus dieser Charakteristik ergibt sich denn die ziemlich alte Moral: die Jugend hat leicht an den Ältern zu mäkeln, und am Ende findet sich, daß sie eben auch wie die Vorgänger etwas Tüchtiges lernen muß, wenn sie gelten und Tüchtiges leisten will. 36.

Öffentliche Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Paris, 12. Mai 1839.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat gestern eine Sitzung gehalten. Hr. Dupin der Ältere, ihr Präsident, berichtete über die verschiedenen Preisfragen, die gelöst wurden, sowie über die, die fürs nächste Jahr gestellt sind. Zwei Memoiren von zwanzig über die Frage: „Warum schreiten die die Völker nicht in demselben Maße in der Moralität wie in der Civilisation fort?" haben zusammen den Preis erhalten. Ihre Verfasser sind: eine Dame, die schon früher unter dem pseudonymen Namen Elisabeth Clonart einen Preis erhielt und Mad. Bayle Mouillard heißt, und Hr. J. J. Rapet, Director der Normalschule von Dordogne. Eine zweite Preisfrage, die für gelöst erklärt worden, war die über „die Umgestaltung der alten Sklaverei in Leibeigenschaft"; die Herren

Janosky und Wallon erhielten den ersten Preis, Hr. Biot, der Sohn des berühmten Akademikers, einen zweiten, und unser Landsmann, Hr. Venedey, die erste mention honorable. Man muß gestehen, die Stellung Hrn. Venedey's als Mitbewerber war, nach den Berichten zu urtheilen, nicht die angenehmste. Hr. Michelet, der Lehrer der beiden jungen Leute, die den ersten Preis erhielten, war Berichterstatter, und überdies geht das System Hrn. Venedey's, dahin, daß die Abschaffung der Sklaverei vornehmlich in dem Einfluß des Germanenthums zu suchen sei, was denn den französischen Gelehrten wie eine Art Hochverrath an Frankreich vorkommen mochte. Es ist beinahe zu verwundern, daß unser Landsmann trotz seines Patriotismus noch so glimpflich bei seinen französischen Richtern durchgekommen ist. Die von der philosophischen Abtheilung der Akademie gestellte Preisfrage aber: die „Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant", wurde für nicht gelöst erklärt. Unter sechs Schriften glaubt die Akademie fünf als von Deutschen geschrieben zu erkennen, von denen sie vier ohne Umstände und eine fünfte mit Umständen verwirft. Nachdem sie von dieser letztern Arbeit alles mögliche Gute gesagt, schließt sie in ihrem Bericht: „Mit einem Worte, der Preis hätte dieser Abhandlung ertheilt werden können, ohne einen Mangel, der ihr ganzes Verdienst zerstört, die Uncorrectheit und Unvollkommenheit des Styls, die so weit gehen, daß es unmöglich sein würde, diese Arbeit so, wie sie an die Akademie eingeschickt ist, abdrucken zu lassen. Der Verfasser ist unzweifelhaft ein Fremder, ein Deutscher. Ohne gerade zu strenge zu sein in Bezug auf den Styl eines Werkes, das sie krönt, wünscht die Akademie, daß diese Arbeit in Frankreich zur Verbreitung der Kenntniß der deutschen Philosophie dienen könne; die Schrift Nr. 6 könnte aber diesem Wunsche nicht entsprechen, die Akademie fodert somit den Verfasser auf, seine Arbeit von neuem durchzusehen und sich zu bestreben, sie dem französischen Publicum zugänglicher und ganz und gar dessen Anerkennung würdig zu machen." Die Abhandlung ist überschrieben: „Naturam furca expellas, tamen usque recurret." Wir wünschen zum Überflusse dem Hrn. Verfasser, daß er im nächsten Jahre nicht zufällig auf den Sohn oder Schüler irgend eines berühmten Akademikers als Mitbewerber stoße. Die weitern von der Akademie ausgesetzten Preisfragen sind: „Kritische Prüfung des Cartesianismus" ebenfalls für die philosophische Abtheilung. Die moralische hat folgende beide Fragen aufgestellt: „Welche Verbesserungen könnte die Institution der Normalprimairschulen mit Berücksichtigung ihres Einflusses auf die moralische Erziehung der Jugend erhalten?" und: „Welches würde das beste Mittel sein, im gemeinsamen Interesse der Sklaven und der Pflanzer zur Aufhebung der Sklaverei in den französischen Colonien zu gelangen?" Die Gesetzgebungssection stellte für 1840 die Preisfragen auf: 1) „Welche Fortschritte hat das Völkerrecht seit dem westfälischen Frieden in Europa gemacht?" und 2) „Aufstellung einer Beweistheorie, nach welcher man auf die sicherste Weise sowol im Civil- als Criminalprocesse zur Erkennung der Wahrheit gelangen könnte, nebst einer Vergleichung der unter den civilisirtesten Völkern bestehenden Theorien, ihren Vortheilen und ihren Nachtheilen." Für 1841 hat dieselbe Section die Frage aufgestellt: „Die Mittel zu suchen und anzugeben, durch welche man die Strafgesetze mit einem einzuführenden Pönitentiarsystem, in der Absicht die festesten Garantien zur Aufrechthaltung des Friedens und der öffentlichen und Privatsicherheit einzuführen, indem man die moralische Besserung der Gefangenen bewirke, in Einklang bringen könne." Die Section der politischen Ökonomie und Statistik hat einen Preis von 3000 Fr. (die übrigen sind von 1500 Fr.) auf die Aufgabe, „den bereits hervorgerufenen und noch zu erwartenden Einfluß des preußischen Zollverbandes darzustellen", gesetzt; und endlich die Section der allgemeinen Geschichte aufgegeben, „die Geschichte des Erbfolgerechts der Weiber in der bürgerlichen und politischen Ordnung bei den verschiedenen Völkern des Mittelalters darzustellen". Ein von Hrn. F. de Beaujour gestifteter Preis von 5000 Fr. fodert auf, „zu bestimmen, worin der Pauperismus in den verschiedenen Ländern besteht, und auf welche Weise er sich manifestirt, und die Ursachen aufzuführen, die ihn hervorrufen".

Aus der großen Mehrzahl dieser Preisaufgaben geht hervor, daß die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mehr und mehr sucht, Fragen der Zeit zum Gegenstande ihrer Forschungen zu machen. Das Pönitentiarsystem, der Pauperismus, die Sklaverei in den Colonien, die juristische Beweistheorie, der Zollvertrag Preußens berühren die gegenwärtigen Interessen Frankreichs, und es ist ein Fortschritt, wenn sich die Herren Akademiker allmälig mit dergleichen befassen. Daß sie auch der lieben alten Moral durch eine Preisfrage von 1500 Fr. wieder auf die Beine zu helfen suchen, ist ebenfalls recht gut gemeint, klang aber fast wie Ironie, als Hr. Mignet, der Secretair der Akademie, nachdem Hr. Dupin, der Präsident derselben, die Preisfrage, durch die man die Moral wieder in die Normalschulen einzuimpfen hofft, proclamirt hatte, auftrat und eine sehr artige Historie, eine Moral en action hererzählte, d. h. eine pomphafte Lobrede auf Talleyrand hielt, bei der er fast ununterbrochen durch den Beifall seiner Herren Collegen belohnt wurde. Talleyrand ist der Mephistopheles der neuern Zeit — ich weiß nicht, ob man ihn nicht bereits so genannt hat, doch sollte mich das fast wundern —: als Jüngling hinkte er in dem Triumphzuge des 80jährigen Voltaire hinter diesem her und rief ihm sein Bravo! Gutgemacht! zu; als Abbé rüstete er einen Corsaren für die amerikanische Freiheit und gegen die englischen Kaufleute aus; als Mitglied der Nationalversammlung machte er einen Schulplan, in dem er die Moral für ein Spielzeug und das Interesse für die Mutter alles Sittlichkeits- und Rechtlichkeitsgefühls erklärte; als Bischof sprach er die Messe am 14. Juli bei dem Föderationsfeste; als Minister Napoleon's half er die Revolution wieder begraben; als Großwürdenträger des Kaisers ließ er dessen Absetzung proclamiren; in Wien mischte er die Karten, daß alle Diplomaten nicht mehr wußten, wie sie daran waren; als Minister der Restauration gab er dem Volke die Charte; als Gesandter Ludwig Philipp's schloß er die Quadrupelallianz, hielt eine schöne Rede in der Akademie über die Moral der Diplomatie, wurde zuletzt krank, beichtete, communicirte und starb mit einem Lächeln auf den Lippen, das noch im Tode wie ein unausgesprochener Witz aussah. Was dieser verneinende Geist, diese kalte Ironie der Zeit, dieser Erbe des schalen Egoismus, einer noch schalern philosophischen Schule berührte, war dem Untergange verfallen und konnte seines mild lächelnden, freundlich schmunzelnden Hohnes sicher sein. Die Akademie der moralischen Wissenschaften war noch nicht eingesetzt, Talleyrand noch in Amerika, als man ihn schon zum Mitgliede derselben wählte. Hr. Dupin also trug gestern die Frage vor: „Welche Verbesserungen in Bezug auf die Moralität der Jugend können in den Normalschulen eingeführt werden?" Wer die Frage löst, wird 1500 Fr. erhalten. Hierauf las Hr. Mignet die erwähnte Lobrede auf Talleyrand, aus welcher Derjenige, der nicht auf den Kopf gefallen ist, schließen wird, daß, wenn Talleyrand die Würden, Titel, Paläste und die Millionen, die ihm von allen Seiten zuflossen, und das Lob, welches ihm der Secretair der Akademie der moralischen Wissenschaften spendete, verdient hat, die Moral nur in die Normalschulen paßt, aber nicht in die Akademie, in den Ministersaal, in den Staatsrath, in die Volksvertretersitzungen und in die Congresse. In dem Saale, in welchem Hr. Mignet diese Rede las, steht der Tribune gegenüber eine weibliche Büste, unter der zu lesen ist: „À la vertu!" und die gute, etwas kindlich-gemüthlich aussehende Tugend hat eine ganz niedliche, gekräuselte Perücke, der man das Eisen des Haarkünstlers anzusehen glaubt! 155.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 156. — 5. Juni 1839.

Nordamerikas ſittliche Zuſtände. Nach eigenen Anſchauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 8. 6 Thlr.

Erſter Artikel.

Die Vereinigten Freiſtaaten von Nordamerika werden je länger je mehr der Gegenſtand der Unruhe und Beſorgniß für Europa und insbeſondere für Deutſchland. Nächſt den wanderluſtigen Schotten und Iren kommen aus unſerm Vaterlande alljährlich die mehrſten Einwanderer dahin. Unſere väterlichen heimiſchen Regierungen können ſich bei dem Glücke des Friedens und der Civiliſation nicht erklären, wie ihre Kinder über den gefahrvollen Ocean in ein der Geſittung kaum zugänglich gewordenes, zwiſchen weißen und farbigen Wilden noch ſtreitiges Land ziehen mögen, deſſen Einrichtungen weder eine Sicherheit für die Gegenwart noch für die Zukunft zu verſprechen ſcheinen, wo ſie der tauſend, wenn auch entbehrlichen, doch gewohnten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, welche Induſtrie und nahes Zuſammenwohnen den Menſchen gewähren, entbehren und in einer fremden Sprache ein ihnen unbekanntes Recht und Geſetz annehmen und befolgen ſollen. Der Ruf von Treuloſigkeit und Betrug hat von dorther die geſittete Welt durchdrungen. Männer wie J. Quincy Adams *) und Everett **), Cooper und Waſhington Irving, Anderer zu geſchweigen, haben dagegen für ihr Vaterland den wachſenden Antheil des gebildeten Europas mit Erfolg in Anſpruch genommen. Die Herren Tocqueville ***) und Michel Chevalier †) haben in neueſter Zeit, der Erſtere unter politiſchem, der Letztere unter gewerblichem Geſichtspunkte die Vereinigten Staaten bereiſt und betrachtet; ihre ſcharfſinnigen Bemerkungen ſind von Europa beifällig aufgenommen worden. Aber Keiner von ihnen iſt in die Tiefen des Lebens der jungen Nation hinabgeſtiegen, und Beide möchte der Vorwurf treffen, daß ſie den Rath des ehemaligen Präſidenten der Union, J. Q. Adams, nicht befolgt und den Rock europäiſcher Ideen nicht mit dem Gewande amerikaniſcher Begriffe überall zu vertauſchen gewußt haben. Beide gehörten der höhern Geſellſchaft Europas an; Beide erkannten ihres Vaterlandes politiſche und gewerbliche Zuſtände nicht von unten herauf, ſondern von oben herunter; Beide ſind von der ariſtokratiſchen Färbung des Juſte Milieu inficirt. Beide ſind geiſtreich und gewandt; Keiner ſittlich tief und nach deutſcher Weiſe gewiſſenhaft.

Hr. Dr. N. H. Julius hatte in frühern Jahren Großbritannien für das Studium engliſcher Sitten, Geſetze und Strafanſtalten beſucht. Sein Vaterland verdankt ihm darüber die 1828 in Berlin erſchienenen „Vorleſungen" und nachmals ſeine „Beiträge zur Gefängnißkunde". Durch dieſe Beſtrebungen war er wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen in die ſittlichen Zuſtände der geſitteten Welt eingeweiht und angeſpornt worden, die Quellen ihrer Gebrechen zu ergründen. Er hatte ſich gewöhnt, die Nationen ſich als ein Ganzes zu denken, und Reichthum und Armuth, Stand und Würden der einzelnen Glieder in die innerſte Wechſelbeziehung zu ſetzen. Gebildet durch das claſſiſche Alterthum, im Beſitze tüchtiger geognoſtiſcher, geographiſcher, phyſikaliſcher, hiſtoriſcher und philoſophiſcher Kenntniſſe, bewandert in den Sprachen, welche die Weltliteratur bilden, als Arzt geübt in Beobachtung des menſchlichen Gemüths, betrat er, unterſtützt von ſeiner Vaterſtadt Hamburg, 1834 die Vereinigten Staaten, um „die ſittlichen Zuſtände der feſſelloſen, jugendlichen bürgerlichen Geſellſchaft jenes Landes" zu erforſchen und darnach ein Reſultat „über Verbrechen und Strafen in jener neuen Weltgeſtaltung" zu bilden.

Eine ſolche Arbeit konnte nur ein Deutſcher unternehmen, nur ein Deutſcher würdig löſen. Die Kenntniſſe, der Ernſt und die menſchenfreundliche Geſinnung dieſes Mannes, bekannt aus ſeinen bisherigen Schriften, berechtigen das Vaterland, etwas Bedeutendes, einem dringenden Bedürfniſſe der Literatur Abhelfendes, Deutſchland und Europa gründlich Belehrendes in ſeinem gegenwärtigen Werke zu ſuchen.

*) Vertheidigung der Verfaſſung.

**) Alex. H. Everett's Amerika, oder allgemeiner Überblick der politiſchen Lage der verſchiedenen Staaten des weſtlichen Feſtlandes nebſt Vermuthungen über deren künftiges Schickſal. Hamburg 1828.

***) De la démocratie en Amerique. Zwei Bände. Sechste Ausgabe. Paris 1838.

†) Lettres sur l'Amérique du Nord avec une carte des Etats-Unis d'Amérique. Zwei Bände. Dritte Ausgabe. Paris 1838.

Ein Schriftsteller wie Hr. Dr. Julius ist über unser Lob und unsern Tadel so weit erhaben, daß wir uns mit einem gewissen Trotze ihm gegenüberstellen und so viel von ihm fodern möchten, als er nach seinen großen Gaben und Hülfsmitteln zu leisten vermag. Und in der That, er hat eine Arbeit geliefert, welche in keiner Literatur ihres Gleichen findet, auf Eigenthümlichkeit der Idee gegründete Ansprüche macht und beweist, daß er sich nach allen Seiten seines Gegenstandes zu bemächtigen gewußt habe.

Indem wir die wichtigsten Momente des Werks erzählend hervorheben und nur da verweilen, wo wir bedenklich geworden sind, wollen wir zuerst aus der Eintheilung des Werks das vorhergehende Urtheil darüber zu rechtfertigen suchen. Jeder der beiden schön und correct gedruckten Bände zerfällt in eine Einleitung und fünf Abtheilungen. Die des ersten Bandes entwickeln die Ansichten des Hrn. Verf. über: 1) Boden und Geschichte; 2) Religiöses; 3) Erziehung und Unterricht; 4) Armuth und Mildthätigkeit; 5) Volk und Gesellschaft.

Hiemit gewinnt der Autor für den zweiten Band gleichsam den Geist der Gesetzgebung als Folie und beschäftigt sich nun lediglich mit Verbrechen und Strafen und Ausführung der letztern, als Resultaten der Gesittung, in folgenden Abtheilungen: 1) Überblick des amerikanischen Strafrechts; 2) Menge und Art der Verbrechen in Amerika; 3) Die amerikanischen Gefängnisse; 4) Die Rettungshäuser oder Anstalten für sittlich verwahrloste Kinder; 5) Anwendung auf Europa und besonders auf Deutschland.

Dem ersten Bande, welcher mit den Anhängen 514 Seiten zählt, ist eine kleine lithographirte Karte, auf welcher die 14 Sklavenstaaten schattirt sind, beigefügt; der zweite, 502 Seiten stark, enthält außerdem noch 67 Tabellen und 13 Lithographien über die Architektonik der amerikanischen Strafhäuser. Sprache, Erd- und Lebensanschauungen des Herrn Verf. tragen die lebendigen Kennzeichen einer tiefreligiösen und tiefpoetischen Auffassung seines Zwecks und einer unwiderruflichen Hingebung für denselben. Gedanke und reiches Wissen ringen nebeneinander nach der Erscheinung im Worte, und wir leugnen nicht, daß die ganze Darstellungsweise des Hrn. Verf. uns häufig an die „Divina commedia" erinnert hat, ohne daß wir jedoch damit etwas Anderes sagen wollen, als daß in beiden Werken nur Ein großer, ernster, tiefpoetischer, humaner und patriotischer Hauptgedanke sonnenartig seine Lichter nach allen Seiten wirft.

In einer vorangeschickten Einleitung entwickelt der Hr. Verf. den Vortheil, welchen er als Deutscher, bekannt mit dem reingermanischen Leben und dessen Über- und Fortgängen im sassischen und normannischen England, eingeweiht in den Charakter des englischen Volks und vertraut mit dessen bürgerlichen und Familienbeziehungen, vor vielen andern Reisenden in Nordamerika voraushatte. Unabweislich drang sich ihm dort trotz vielfacher, fremdartiger Beimischung die Überzeugung von der allmäligen Entwickelung und Fortbildung deutscher Zustände in die englischen und von diesen wieder in die amerikanischen auf.

Genau so — fährt er S. XVII fort — wie es unter den verschiedenen deutschen Stämmen der nördliche sächsische war, der Englands künftiges Verhältniß bestimmte, so findet auch das über die Vereinigten Staaten bisher Gesagte vorzugsweise auf deren nördliche Hälfte Anwendung. Diese, und in ihr das mit Recht so genannte Neuengland, bilden die erste große überseeische Erweiterung des Gebiets der aus der Heimat herübergebrachten Gesetze, Gebräuche, Sitten und Denkweise. Es ruht aber solche Keimkraft in diesen Senklingen, daß sie von ihrem ersten engen Standorte aus südwärts über den Potomack und westwärts über den Mississippi und Missuri hin fortgewurzelt und sich verbreitet haben, wo sie Englands Sprache und Bildung mitteninne zwischen castilische und slawische Gebilde am stillen Meere einpflanzen.

Freilich wird der Geist der Vereinigung mit dem steigenden Übergewichte der westlichen Staaten über die atlantischen immer weniger englisch. Wol hört die Staatskunst des Bundes auf, ausschließlich commerciell und industriell zu sein, und wird immer mehr agrarisch.... Aber diese Richtung...., welche aus dem Westen droht, findet auch ihr Gegengewicht in der immer größern Yankeesirung der Vereinigung.

Mit dieser Benennung bezeichnet der Hr. Verf. die eigenthümliche Gestaltung von englischen auf amerikanischem Boden fortgebildeten religiösen, sittlichen und politischen Ideen und Begriffen, den Anglo-Amerikanismus. Später (S. 398) schlägt er, weil die Namen: Amerika, Vereinigte Staaten u. s. w., nicht den Theil bezeichnen, oder zu unbequem sind, vor, das Volk in den Vereinigten Staaten Yankees und das Land Yankedonia zu nennen.

Uns scheint der Vorschlag zur Landesbenennung um eine bis zwei Sylben zu lang. United States ist kürzer auszusprechen und, was noch mehr, der englischen Zunge geläufiger. Yankia würde noch bequemer sein als das mehr poetische Yankedonia. Wir wollen seinen Vorschlag keineswegs als auf alle Zeiten müssig betrachten; ähnliche, aber die übrigen Staaten gleicherweise verletzende sind schon früher gemacht worden; es könnte aber leicht sein, daß nicht alle Staaten mit ihrer factischen Yankificirung auch den, muthmaßlich aus der verdorbenen indischen Aussprache des Wortes: english, entstandenen (S. 59 u. 398) Spottnamen der sogenannten neuenglischen Staaten zu ihrem Ehrennamen machen möchten. Die junge Geschichte der Vereinigten Staaten hat noch nicht alle Urformen der aufgenommenen Völkerstämme ausgeprägt. Sobald Franzosen und Deutsche, jene vielleicht durch die Einverleibung von Canada, diese durch noch stärkere Zuflüsse aus der Heimat, zu einem Nationalgefühle kommen, dürften sie sich schämen Yankees genannt zu werden.

Im Allgemeinen geht der Hr. Verf. von der sehr scheinbaren Ansicht aus, daß Amerika von den drei, die Gesittung über die Erde tragenden Nationen, den Spaniern, mit Einschluß der ihnen verwandten Portugiesen, den Engländern und den Russen seine Civilisation erhalten habe und erhalten werde (S. 6). Würde nicht besser Romanenthum, Slawenthum und Germanenthum hier als die Trias der Civilisationsleiter bezeichnet? Wir sehen in der That nicht ein, weshalb die von den Franzosen über einen großen Theil der nördlichen Hälfte von Amerika verbreitete Gesittung hier ausgeschlossen werden solle. Vieles, was die Franzosen, besonders für die Eingeborenen,

thaten, möchte beiweitem mehr den Namen von Gesittung verdienen, als was Engländer und Spanier in ihre Colonien getragen haben. Sind etwa die Spanier bessere Colonißen als die Franzosen? Oder heißt es Gesittung in einen Welttheil tragen, wenn ein Volk die Eingeborenen vertilgt und demoralisirt und nur sich selbst, nicht aber seine Mitmenschen als Gottes ausgewählte Geschöpfe betrachtet? Die Spanier haben wahrlich nur die Keime ihrer heimischen Confusion und Selbstverzehrung in ihre Colonien gebracht! Seit 400 Jahren müßte Amerika durch sie weiter gekommen sein, wenn sie Gesittung verbreitet, ja nur eine civilisirte Idee bei ihren Eroberungen gehabt hätten. Auch in Europa ist ihre kurze Obmacht aus denselben Gründen ohne bleibende Folgen gewesen. Ob Das, was die Russen für Sibirien, Kamschatka, den Pelzhandel und die Bergwerke in ihren asiatischen und amerikanischen Besitzungen thun, Verbreitung von Gesittung sei, darüber mag die Geschichte einst richten. Übrigens geht ihre Herrschaft in Amerika an, wo die Wohnungen der Menschen eben aufhören. In ungeheuern Krämpfen rangen von je die Völker aller Zonen sich von romanischer und slawischer, an Phantasie, Sanguinismus, Gewalt und raffinirtem Scharfsinne überreicher, an eigentlicher Verstandestiefe aber geringer Cultur nach Möglichkeit los. Nächst einem wilden Religionsschwindel trugen die Spanier die Idee der altrömischen und maurischen Sklaverei mit der des keltisch-germanischen Feudalismus zugleich über die Meere. Sie gründeten die Meinung von dem Unterschiede der Menschenracen und haben damit der Möglichkeit wahrer, christlicher Civilisation auf Jahrhunderte hinaus eiserne Riegel vorgeschoben. Ähnlich die Russen. So lange die Leibeigenschaft und der Hochmuth, der edelste Volksstamm unter den von ihnen besiegten zu sein, ihren Gesittungsversuchen vorangeht, wird die Knechtschaft in tausend Abstufungen den Geist der unterjochten Völker niederdrücken. Die wilde und wirre Bewegung des tatarischen Blutes kann vielleicht nur durch die Knute und die Zobeljagd gemäßigt werden. Das Wenige, was sich darin seit Peter dem Großen als gesittet zeigt, ist germanisch. Zwischen Slawen und Romanen ist der Germane eingeschoben, das ewige Gleichgewicht der Gesittung herzustellen und zu erhalten. Es ist nicht die christliche Religion in jenen beiden großen Verschlingungen des Götzendienstes und Heidenthums in Osten und Westen, es ist der ernste, tiefe, klare und milde christliche Sinn, welcher germanische Gesittung bezeichnet. Diese ist es, welche Staaten gründet und erhält, und auch Nordamerika kann nur, je mehr Germanisches sich in seine Bevölkerung mischt, auf einen Bestand seiner Freiheit und seiner Gesittung rechnen.

Alles dies hat der Hr. Verf. im Verlaufe seines Werkes wenn nicht ausgesprochen, doch indirect anerkannt; daß der reingermanische Einwanderer überall in den Vereinigten Staaten der willkommenere, überall der gedeihende und durchaus der gemäßigtste ist, fand auch er. Für sein Vaterland schrieb er sein Werk, und gewiß auch deshalb, damit seine Landsleute erfahren möchten, welche sittlichen Zustände im Vergleich mit den heimatlichen sie finden werden, wenn geistige oder leibliche Noth sie über den atlantischen Ocean treibt. Und deshalb müssen sie auch daraus erfahren, weshalb sie weder nach Südamerika noch nach dem europäischen Osten wandern dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue englische Romane.

1. Die Erzählungen des Verfassers von „Headlong Hall": Headlong Hall. Nightmare Abbey. Maid Marian. Crotchet Castle. Melincourt. The misfortunes of Elphin.

Was die englische Literatur besonders auszeichnet und sowol ihrem innern Gehalt und Werth wie der Würde eines freien Staatslebens und einer freien Presse entspricht, ist die gegenseitige Achtung und Anerkennung, die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, mit welchen die Kritik bei diesem Volke geübt wird. In England, dem Lande freier und offener Debatte, wo man früh lernt andere Meinungen als die seinigen zu hören, in England, wo Schriftsteller leichter zu einer äußern Stellung gelangen und die am höchsten gestellten Personen den literarischen und wissenschaftlichen Ruhm für ihre größte Zierde halten, in England allein beurtheilt man Bücher auf eine Weise, die den Namen Kritik verdient. Dort kennt man die Taktik deutscher Coterien nicht, Bücher, die ihren Ton nicht angestimmt haben, zu ignoriren und dem Publicum zu verbergen; nicht die noch schlimmere, dieselben zu verleumden, statt zu beurtheilen und zu widerlegen; dort führen nicht Bosheit und Lüge, nicht pöbelhafter Dünkel von Schulknaben, die eben auf den Stelzen philosophischer Floskeln einherzugehen gelernt haben, nicht eine noch pöbelhaftere Grobheit von Leuten, die jeder Achtung vor einander baar und ledig zu sein scheinen, die Recensentenfeder, sondern gebildete Männer, die sich selbst und ihr edles Gewerbe zu entehren glauben würden, wenn sie niedrig und feig genug wären, auf dem Felde der Literatur durch böse Künste das Publicum gegen den Gegner, oder gegen den eine selbständige Meinung vertretenden Autor einzunehmen. In England recensirt man die Bücher nicht nach gewissen Schemen und Formeln, oder fertigt sie mit ein paar vornehmen Phrasen ab, in denen der Recensent, gewöhnlich ein ungelehrter und noch sehr beschränkter Mensch, dem Leser seine außerordentliche Überlegenheit zu verstehen geben will; sondern dort analysirt man die Bücher, gibt ihren Inhalt an und bekämpft offen, ehrlich und männlich Meinung mit Meinung. Aber Englands literarisches Leben ist auch frei von dem engherzigen Goteriegeiste und der philosophischen Sektirerei, wodurch es bei uns gelähmt wird, und der Parteigeist wie die Animosität, welche das literarische Treiben in Deutschland so widerlich machen, sind in England höchstens auf dem Gebiete der Politik, in dem Kampfe der Corporationen und Massen um concrete Rechte und reale Güter, nicht aber auf dem Felde des Gedankens zu finden.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns der unbekannte Verf. der oben angeführten Novellen. Welch eine Aufnahme, welch eine Behandlung würde derselbe in Deutschland gefunden haben! Er gehört keiner Schule, keinem System an; Alles, was sich als herrschende Meinung des Tags kund gibt, ist ihm zuwider; Das, was Alle als Idol anbeten, macht er lächerlich, was sie verdammt und von der Liste der vernünftigen Dinge gestrichen haben, dem zollt er seine Verehrung; und während er den march of intellect, den großen Wahlspruch der Zeit, verhöhnt und ihre Bildung der äußern Hülle entkleidet, um sie nicht in der vortheilhaftesten Nacktheit zu zeigen, scheint er seine Blicke mit einer gewissen Sehnsucht dem reellern Glücke und den gediegenern Sitten des mittelalterlichen Lebens zuzuwenden; während er mit einer gewissen mitleidigen Verachtung auf alle socialen, politisch-ökonomischen und dergleichen Theorien herabsieht, wird er warm bei dem Gedanken an die Zeiten, in denen

das englische Volk bei Roostbeef und Ale glücklich war. Er ist ein selbständiger, ein eigenthümlicher Geist, der aber natürlich durch das Bestreben, alles Angenommene und Allgemeingültige zu negiren und solche Meinungen aufzustellen, die allen herrschenden gerade zuwiderlaufen oder jetzt wenigstens sehr ungewöhnlich sind, in manche Sonderbarkeiten verfallen muß. Welches Schicksal würde nun diesen Geist in Deutschland treffen? Abgesehen davon, daß ihm hier vielleicht die Freiheit fehlte, um seine satirischen Flügel auszubreiten, würden Alle, die sich durch seine Selbständigkeit verletzt fühlten, jene Sonderbarkeiten aufgreifen und ihn mit seinen eigenen Waffen zu tödten suchen; man würde den allein Dastehenden und seiner eigenen Kraft Vertrauenden, den Feind aller Systemmacherei und aller Cliquen, als Allen gefährlich umzingeln und umbringen. Allein in England, wo man Originalität des Geistes und Charakters zu schätzen versteht, bewundert man sein glänzendes Talent, das sich in der Meisterschaft seines Styls wie in der außerordentlichen Gewandtheit offenbart, mit der er seine skeptischen und satirischen Waffen zu führen versteht; man erkennt in ihm, was er ist, den geborenen Geist der Satire. Unsere Zeit hat keine alte Komödie, keine eigentliche ad hoc geschriebene Satire mehr, wie sie das Zeitalter August's und Domitian's, wie sie selbst das Ludwig's XIV. und in Deutschland noch das Friedrich's II. kannte. Es ist dem allgemeinen Geiste der Zurückhaltung, der Dissimulation und der Timidität, der jetzt herrscht, es ist der Abgeschlossenheit des Lebens, das aus dem Dunkel der Zurückgezogenheit und aus seinen engen Kreisen nicht mehr ans Tageslicht herauszutreten wagt, angemessen, daß wir keine Laurenberg, keine Abraham a Sta.-Clara mehr haben. Und doch, gibt es weniger Narrheit und Verkehrtheit in unserer Zeit als früher? Gewiß nicht. Aber wie ist dieser beizukommen? Nicht geradezu, nicht durch einen offen angekündigten Krieg, wie es das schlichte Verfahren jener Alten war; man würde nur erschrecken, würde, als gegen den guten Ton verstoßend, allgemein verachtet werden; es ist ein Umweg nöthig, um der Satire bei den jetzigen Menschen nicht nur Eingang zu verschaffen, sondern sie ihnen auch angenehm zu machen, und dieser ist in der Novelle gegeben. Das hat der Verf. obiger Erzählungen wohl erkannt; daher die eigenthümliche Form derselben: nicht die Fabel, die meistens sehr einfach ist wie in der alten Komödie, sondern der philosophische Dialog, meisterhaft gehandhabt, und der Tummelplatz, auf welchem der Verf. mit großer Gewandheit seine Pfeile nach allen Seiten hin aussendet, ist ihre Stärke.

Obgleich der Verf. nur in Zweifeln und Negationen zu leben scheint, obgleich er den Glauben, die Systeme und Theorien anderer Menschen wie Spielzeuge behandelt, so fehlt es ihm doch nicht an positiven ernsten und edeln Impulsen, die seinen Schriften den Ausdruck innerer Gesundheit verleihen. Vieles, was die Welt gut und böse nennt, erkennt er nicht dafür an; aber darauf kann man sich verlassen, daß, was er dafür anerkennt, auch allemal so ist. Seine allgemeine Lebensansicht ist nicht frei von Kälte und Härte, aber seine eigene Natur trägt kein Unkraut, und alle seine Früchte sind, wenngleich etwas herb, doch vollkommen gesund. Inhumanität, Gewaltthätigkeit, Druck, Heuchelei, Anmaßungen und falsche Ansprüche jeder Art verfolgt er mit bitterm Hasse, während Einfachheit, anspruchslose Güte und aus dem Herzen kommende Fröhlichkeit, kurz das reine Antlitz der Natur ihn zu inniger Freude stimmen. In literarischer Hinsicht ist besonders die Anmuth seines Styls zu bewundern, während der Verstand des Lesers von seinem gehaltvollen Witze, von der Fülle, Gediegenheit und dem Glanze seines Dialogs, von seiner scharfen Beobachtungsgabe, seiner durchdringenden Einsicht, von der Feinheit und philosophischen Tiefe seiner Satire und endlich von seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Neigung der menschlichen Natur zu Täuschung und Betrug angezogen wird. Sein Witz übrigens schadet Niemanden, eben weil er philosophisch und mit wenigen Ausnahmen, wo der Verf. fast immer Unrecht hat, wie bei Burke, nie gegen Personen, sondern fast immer gegen Meinungen gerichtet ist. Daß er bei diesen Eigenschaften ein großes Publicum besitze oder erlangen werde, ist nicht vorauszusetzen; er ist kein Schriftsteller für die Masse und wird immer nur einem engern Kreise gefallen, aber einem Kreise von Auserlesenen und wahrhaft Gebildeten.

2. The widow Barnaby. By Mrs. *Trollope*. Drei Bände. London 1839.

Ein Weib schildert hier ein Weib. Wie viel aber auch an den frühern Werken dieser Schriftstellerin auszusetzen sein mag, mit dieser „Witwe", die mit Geschicklichkeit und Dreistigkeit manoeuvrirt, um jeden anständigen heirathsfähigen Mann zu dem ihrigen zu machen, und dabei das Andenken eines verstorbenen Gemahls zum Köder gebraucht, um einen lebenden damit zu erhaschen, kann man wohl zufrieden sein; man wird ihre Gesellschaft wenigstens durchaus nicht langweilig finden. Durch das Interesse der Erzählung wird man in hohem Maße gefesselt, und das Verdienst, welches man an allen Producten der Verf. wahrnimmt, nämlich daß sie, selbst von Glauben und Theilnahme für ihren Gegenstand durchdrungen, gerade auf ihr Ziel losgeht, wird auch hier nicht vermißt, doch mangelt ebenso wenig der alte Fehler, der jenen anzuhaften pflegt. Leicht, munter und natürlich geht die Erzählung fort bis zur Hälfte des dritten Bandes: da beginnt auf einmal eine Harlekinade erzwungener Combinationen und unwahrscheinlicher Abenteuer, die für die natürliche Lösung des Knotens einer solchen Geschichte nutzlos sind und, während die frühern Handlungen der Witwe eine echte und unterhaltende Komödie ausmachen, die Schlußscenen in eine platte, nicht einmal lustige Farce verwandeln. Der Verfasserin von „Pride and prejudice" vollkommen würdig ist indeß die Darstellung der frühesten Thaten unserer Heldin, als dieselbe noch Miß Martha Compton war, und außerordentlich spaßhaft die Beschreibung, wie sie sich aufmacht, um ihre Tante Betsy mit ihrer bevorstehenden Verheirathung bekannt zu machen. 145.

Literarische Notizen.

Eine merkwürdige Publication ist folgende: „Manuscrit inédit de Louis XVIII, précédé d'un examen de sa vie politique, par *Martin Doisy*, avec pièces justificatives et correspondance de Louis XVIII", geziert mit einem Portrait und Facsimile. Michaud, der Herausgeber, zeigt an, daß das Manuscript in der königlichen Bibliothek niedergelegt ist, und daß man sich dort von der Authenticität durch Nachsehen überzeugen kann. Diese Schrift enthält viele merkwürdige Geständnisse Ludwig's XVIII. und berührt manche politische und gouvernementale Gegenstände, die von höchster Wichtigkeit sind.

Bei Gurmer erscheint ein echt französisches Werk: „Les Français, moeurs contemporaines", geschildert von den namhaftesten Schriftstellern Frankreichs, worunter auch Engländer. Die Illustrationen sind von den Herren Gavarni und Mennier. Jede Woche erscheint eine Lieferung; die erste enthält: „L'épicier", von Balzac, die zweite: „La grisette", von Jules Janin, die dritte: „L'étudiant en droit", von einem Ungenannten.

Daß auch in England schlechte Trauerspiele gedichtet und gedruckt werden, beweist die fünfactige Tragödie von Jakob Jones: „The cathedral bell", welche vor kurzem erschienen ist. Hiervon sagt ein englisches Journal: „Es gab eine Landschaft im alten Griechenland, Böotien genannt, eine Eule aus dieser Region ist Mr. Jones. Wenn Vulcan je Trauerspiele fabricirt hätte, so würde er sie geschmiedet haben wie dieser Autor. Sie scheinen mit einem Nagelhammer geschrieben zu sein. Schneiden Sie Ihre Feder, Mr. Jones — Ihre Kalligraphie ist zu grob." 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 157. — 6. Juni 1839.

Nordamerikas ſittliche Zuſtände. Nach eigenen Anſchauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 156.)

Damit ſie aber vor Allem die Scholle, die ſie betreten, kennen lernen, ſchildert der Hr. Verf. in der erſten Abtheilung ſeines erſten Bandes die Bildung des Bodens und die Geſchichte der Entſtehung der Vereinigten Staaten.

Mit überraſchendem Fleiße iſt in dieſem Abſchnitte Alles zuſammengetragen, was die Literatur über die Bildung und Geſtaltung des Landes irgend bietet. Wenn der Hr. Verf., mit dieſem Material gerüſtet, durch eigene Anſchauung des Landes die Überzeugung gewann, daß er es mit dem Boden eines unvordenklichen, einſt ſalzigen Binnenmeeres zu thun habe, ſo müſſen wir gegen dieſe Entdeckung trotz der vorgebrachten reichen Beweisthümer doch einige beſcheidene Zweifel hegen. Bekanntlich ſind ähnliche Hypotheſen auch an den drei Theilen der alten Welt geübt worden, und blos über die Bildung des fünften Welttheiles, welcher nach Mancher Meinung ſich aus den Meeresfluten erhoben haben könnte, ſind dieſe Hypotheſen nicht laut geworden. Zwei Flüſſe der verſchiedenſten Natur ſind die hauptſächlichſten Leiter der Anſicht des Verf., der St.-Lorenzſtrom und der Miſſiſſippi. Beide entſpringen auf Einem Gebirge und nahe beieinander. Der erſtere nimmt ſeinen Lauf von Weſten nach Nordoſt, der letztere von Norden nach Süden. Beide umklammern gleichſam den bis jetzt bebauten Boden der Union. Der St.-Lorenz hat ſehr wenig Fall und bildet, weil er die Gebirge oft quer durchbricht, häufige Landſeen, deren größter, der Obere See, der Hälfte des Kaſpiſchen Meeres gleichkommt. Die Flächen (Prairien) an den Südſeiten dieſer Seen haben ſehr geringe Erhebung; dieſe iſt aber die Waſſerſcheide des St.-Lorenz und des Ohio und das Mutterhaus bedeutender Ströme. Weiter öſtlich ſteigen dieſe Flächen zum Alleghanygebirge aufwärts, und dieſes zwingt durch ſeine nord-nordöſtliche Richtung zum Grünen Gebirge den St.-Lorenz unter dem 42. Breitengrade zum nordöſtlichen Abzuge ins Meer, welches er unter dem 50. Grade der nördlichen Breite erreicht. Wir müſſen hier bemerken, daß die ebengedachten Erhebungen von der Tiefe, nicht vom Niveau der Seen aus zu meſſen und deshalb wol nicht unbedeutend zu nennen ſind. Der Fortgang der Gebirge iſt nicht überall auf der Oberfläche der Erde durch deutliche Rücken zu bemerken. Die Senkung des Gebirges erzeugt hier die Landſeen und die langſame Strömung des St.-Lorenz am Gebirgszuge hin. Es iſt daher auch erklärlich, daß der Hr. Verf. S. 137 an allen Strömen, welche auf dem ſüdlich vom St.-Lorenz gelegenen Alleghany und Grünen Gebirge entſpringen und ſich, wie der Miſſiſſippi, nach Süden wenden, gerade das Gegentheil, nämlich einen ſehr ſtarken, oft ungeſtümen Fall wahrnahm; denn die Thäler hier verlaufen ſich ſüdlich und ſüdöſtlich nach dem Meere hinab und ſind nicht, wie an der Nordſeite des Gebirges, keſſelartige Senkungen, wie wir ſie ſo häufig auch in andern Ländern unter dieſen Breiten finden.

Ehe der Miſſiſſippi zwiſchen den weſtlichen Ozark- und öſtlichen appallachiſchen Gebirgen von Norden nach Süden fließt, hat er während der obern Hälfte ſeines langen Laufes einen ſtarken Fall. Darnach betritt er je mehr und mehr die Niederungen und wälzt wenigſtens ſcheinbar ſeine ungeheuern Maſſen langſamer zum Meere fort. Je näher ſeinem Ausfluſſe, deſto tiefer und ſumpfiger wird das Land, und er vermag ſeine Waſſermaſſen nicht bis zum mexicaniſchen Meere zuſammenzuhalten.

Nun ſollen dieſe beiden Ströme die Rinnſaale ſein, in welchen das vom Hrn. Verf. vermuthete einſt ſalzige Binnenmeer abgefloſſen iſt.

Welche Wunder bei Schöpfung der Erde auch unerklärt bleiben mögen, ſo können wir uns doch nicht recht mit einer Idee befreunden, welche uns neue Weltwunder vorführt, ohne die alten zu erklären. Daß zu einer Zeit das Waſſer über dem Lande geſtanden habe, iſt klar; ſchon Moſes wußte dies; wann es zurückgetreten ſei, wie das Feſtland ſich gebildet haben möge, wie Flüſſe entſtanden ſeien, die ſüßen von den Salzwaſſern ſich geſchieden haben, wer kann das ſagen? Wir ſehen aber, daß in allen Welttheilen daſſelbe Geſetz der Ur- und Elementenbildung gewaltet habe. Wir ſehen allenthalben, daß die Ströme, aufgehalten von den Gebirgen und Höhen, Landſeen gebildet haben, bis ſie über deren Kamm einen Abfall fanden, oder das Geſtein minirten, oder es an ſeinen ſchwächſten Stellen durch ihre ungeheuere Laſt ſprengten. Und ſo ſcheint insbeſondere

der St.-Lorenz sich allgemach sein Bett erzwungen zu haben (S. 23 fg.). Für diese gewaltsamen Durchbrüche sprechen nicht nur das Inselheer im Huronensee (Manitoulininseln), sondern auch die sogenannten Tausend Inseln, in welche der Strom, den Ontariosee verlassend, das Land zerrissen hat, der Niagarafall, der Kammweg, welchen der Hr. Verf. S. 11 beschreibt, und die Sage der Indier von der urvordenklichen größern Ausdehnung der St.-Lorenzseen. Sind jemals die Gebirge als Festen der Erde und als Strahlen und Zacken eines, ihren Kern bildenden Krystalls über die Schöpfungswasser hervorgetreten, so ist das Anwachsen der Erde an den Füßen der Berge und zwischen ihren Zacken und Schluchten aus den im Wasser aufgelösten und niedergeschlagenen Bestandtheilen klar; ebenso daß des Wassers durch die Niederschläge immer weniger werden müßte, und endlich, daß, um den Kreislauf zu vollenden, die Quellen von den Höhen herab und immer weiter durch das, aus dem Schöpfungswasser sich mehr und mehr niederschlagende Land dem Meere zufließen mußten. Denn die Schöpfung und Scheidung der Elemente geschah gleichzeitig. Mit demselben Rechte wie in Nordamerika würde man die sämmtlichen Flüsse und Bäche der Erde Rinnsaale von salzigen Binnenseen nennen, was nach unserm Dafürhalten die ganze Schöpfungsphysik in einige Unordnung bringen würde. Die Bedingungen, unter welchen das salzige Kaspische Meer sich gebildet hat, sind völlig von den hier besprochenen verschieden.

Der Mississippi macht, nach der Beschreibung seines Laufes durch den Hrn. Verf., dies Alles so anschaulich, daß wir in der That nicht recht begreifen, wie der Hr. Verf. auf die Idee eines salzigen Binnenmeeres hat kommen können. Die Fischgattungen in den Lorenzseen, welche nur im Meere gefunden werden, und manche Erscheinung von Versteinerungen, selbst Granitblöcke, welche nur das Eis von entfernten nördlichen Gebirgen tief in das Land getragen haben kann, beweisen nichts, als daß einst die Urwasser die Höhen der Urgebirge umspülten, oder die süßen Seen, weil sie noch nicht Abfluß genug hatten, dahin reichten und Blöcke, welche sich loskrümelten, gelegentlich weit hinwegfluteten, wo sie, weil das sie tragende Eis schmolz, liegen geblieben sind, als das Wasser zurücktrat. Finden wir nicht auch solche Granitblöcke in einer ziemlichen Tiefe unter der jetzigen Erdoberfläche? Entdecken wir nicht Seefische versteinert in den binnenländischen jüngsten Flötzgebirgen? Und gehen nicht noch heutiges Tages Scharen verschiedener Seefische in alle süßen Gewässer der Erde und naturalisiren sich darin?

Allein genug hiervon. In einer andern Beziehung sind die Betrachtungen des Hrn. Verf. höchst lehrreich. Sie machen uns die Möglichkeit der großen Wasser- und Straßenverbindungen durch die Vereinigten Staaten überaus anschaulich. Die Gebirge der Union, von Westen nach Osten in parallelen, durch Längenthäler geschiedenen, Reihen hintereinander gelagert und allmälig niedriger werdend, sind von einer Menge von bedeutenden Flüssen quer durchbrochen, weil der Abfall des Geländes sie nöthigt, ihren Lauf nach dem atlantischen Meere zu nehmen. Nach den Berichten des Staatsgeologen von Pennsylvanien bestehen das Alleghanygebirge, die Blauen Berge wesentlich aus Sand und Flötzen von verschiedenen jüngern Formationen. Dies ist im Allgemeinen ein Beweis von dem allmäligen Zurücktreten des Urwassers und der Abdachung von dem Oregongebirge an nach dem atlantischen Meere zu. Allein wir sehen auch, daß nur wenig erhöhte Wasserscheiden zu umgehen oder zu durchschneiden sind, um zu Schiffe von den Häfen der Ostküste den Mississippi, oder von da die Seen des St.-Lorenz zu erreichen. Das ungeheuere Wassergebiet der Vereinigten Staaten ist eine vorherrschende Eigenthümlichkeit in der Bildung dieses Landes, wiederholt sich aber sichtlich in Südamerika und bildet hier den auffallendsten Gegensatz von Afrika.

Einen Blick auf die Höhen und die Ströme der alten und der neuen Welt, und einen zweiten Blick in die Tiefen der Meere, die sie verbinden! Finden wir nicht ein Zusammenneigen jener beiden nach diesen hin? Zweifeln wir noch, daß die Natur beide Welttheile angewiesen habe, sich wechselseitig zu ergänzen?

Und so ist es auch geworden! Der atlantische Ocean vermittelte zur Zeit der Religionsverfolgungen in Frankreich und England die ersten Übersiedelungen nach Nordamerika. Vortrefflich hat der Hr. Verf. die Entstehung der nordamerikanischen Staaten nachgewiesen, indem er sie in sieben Gruppen eintheilt, die sogenannten neuenglischen Staaten — Massachusetts, Neuhampshire, Vermont, Maine, Connecticut, Rhode-Island — voranstellt und die Verwandtschaft des religiösen Geistes, der sie ins Dasein rief, klar entwickelt. Nicht die, von dem Hrn. Verf. als zweite Staatengruppe dargestellten, obwol ältern Pflanzerstaaten, Virginien, beide Carolinen und Georgien, haben jenen Geist der Religiosität, der Regsamkeit, der Ausdauer, der Freiheit und der Erfindung über die nachmalige Union verbreitet, sondern die erstgenannte Staatengruppe. Hier ist das theokratische Princip in das demokratische umgewandelt worden. Roger Williams (S. 56), ein puritanischer Prediger, welcher um 1630 in der Massachusettsbai anlangte, war durch die im Mutterlande erlittenen Verfolgungen zur Klarheit über die Lehre von der Gewissensfreiheit und darüber gelangt, daß die Obrigkeit dazu da sei, Verbrechen zu zügeln, niemals aber Meinungen zu bedrängen; Schuld zu strafen, nicht aber die Freiheit der Seele zu verletzen. Im J. 1637 stiftete er die Colonie Rhode-Island, und von hier aus ist der Geist der Duldung und der Freiheit wesentlich ausgegangen. Dagegen wurden die ältern Pflanzerstaaten von englischen Aristokraten gestiftet. Die Sklaverei fand sich im Gefolge des Feudalaristokratismus und des vom Romanismus überwältigten Zeitgeistes ein; der Mangel an Achtung gegen die Rechte der Eingeborenen und Schwarzen findet hier seine Wiege; und wie die erstgenannte Staatengruppe den Geist der Unabhängigkeit von der Beknechtung durch das Mutterland, so haben die Pflanzerstaaten den Geist der Misachtung der Menschenrechte, die unglückselige, an dem Herzen der Union nagende unmo-

ralische Geringschätzung der farbigen Menschenracen dem Ganzen mitgetheilt. Vor allen zeichnet sich in diesem Geiste der Staat Georgien aus, dessen Gewaltsamkeit und Ungerechtigkeit gegen die Eingeborenen alle Schranken der Noth überflogen hat.

Höchst merkwürdig und conservativ treten die vierte Staatengruppe, Pennsylvanien, und die fünfte, Neuyork, Neujersey und Delaware, als meistentheils von nicht-englischen religiösen Flüchtlingen gestiftete Colonien und Staaten, zwischen diesen beiden Extremen auf. Unverkennbar liegen in diesen Staaten, und besonders in Pennsylvanien, die schlummernden Keime höherer, humaner Intelligenz und der Stabilität der Gesittung. Nur ist die Materie noch zu vorherrschend, der Stoff noch zu roh, die Möglichkeit der Erweiterung und Vermehrung des agrarischen und industriellen Reichthums noch zu stark, als daß die geistigen und ideellen Bedürfnisse sich wesentlich davon losreißen und eine selbständige, freiere Entwickelung beginnen könnten. Die Langsamkeit des deutschen Blutes beurkundet sich auch hier; der deutsche Fleiß und die deutsche Consequenz arbeiten sich mühsam zur Klarheit; aber sie halten fest an dem Boden, und darin liegt unsers Erachtens die Gewißheit endlichen Gedeihens der geistigen Interessen.

Während nämlich das englische Blut sich mit Rapidität aus dem Osten der Union nach dem Westen ergießt, welchen der Deutsche und Holländer nur selten von der Scholle, und wo der fleißige Deutsche sich ansiedelt, weicht der Yankee mehr und mehr. Er nimmt vom Deutschen den Gewinn der ersten Urbarmachung und wandert weiter, um damit größere Ländereien zu erwerben. Indessen läßt er auch den Urtypus englisch-sassischer Institutionen und die Sprache zurück. Dies gibt sich besonders in Ohio und den jüngern sklavenlosen Staaten kund, in welchen die Deutschen mehr und mehr die Überzahl der Bevölkerung bilden.

Die kleinen neuenglischen Staaten bedürfen für ihre fleißigen Kinder Ländereien im Westen; auch würden sie ohne diese Verbreitung ihrer mehr demokratischen Grundideen und Maximen sich bald von den Pflanzern der südlichen Staaten überflügelt und neutralisirt sehen. Durch das schlechte System der Landcultur, wonach letztere mit Taback, Reis und Baumwolle den Boden aussaugen und dann todt liegen lassen, bedürfen die Pflanzer großer Strecken und sind genöthigt, ihre Söhne immer weiter westlich zu senden, um nach demselben Systeme neue große Landstrecken sich dienstbar zu machen und zu ruiniren. Staaten auf Staaten werden auf diese Weise gegründet. Zwar erhalten hiermit die Sklavenstaaten ein politisches Übergewicht im Congresse, allein der Landerwerb wird seine Grenzen an der Westküste finden, oder das Bedürfniß neue Ungerechtigkeiten gegen Mexico herbeiführen, wovon die Losreißung von Texas ein Beispiel gibt. Beides erweckt Besorgnisse für die Pflanzerstaaten und die Union. Zum Anbaue der neuen Colonien werden immer neue Millionen Sklaven eingeführt, und das Unionsland Columbien und das Gebäude, wo die Freiheit der Republik berathen wird, ist der Hauptstapelplatz des Sklavenhandels.

Höchst anziehend ist die Schilderung, welche der Hr. Verf. von dem Entstehen der jüngern Sklavenstaaten, Kentucky, Tenessee, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Missuri und Arkansas entwirft. Besonders sind die kühnen Kentuckier ein Stamm von romantischen Abenteurern. Das schöne Jagdgebiet der Indier, die reizendste Landschaft der Union ist sein Eigenthum. Man kann diesen kühnen Männern nicht gram werden, obgleich sie durch ungerechten Kampf erwarben, was sie besitzen. Der der Bildung der sechsten Staatengruppe gewidmete Abschnitt (S. 108 fg.) bietet einen reichen romantischen Stoff, und es wird uns daraus deutlich, daß die Schilderungen der ersten Jäger und Pflanzer unter den Indiern, welche Cooper und Andere uns gegeben, einen festen historischen und persönlichen Grund haben. Aber man begreift auch, wie diese amerikanischen Romantiker ein großes Maß von Verächtlichkeit über den deutschen Ansiedler ausgießen konnten, indem dieser vor der amerikanischen Romantik und den damit verwobenen unsittlichen Begriffen von Besitz und Besitzerwerbung zurückschaudert. Der deutsche Bauer und Bürger hat nicht die Rechtsbegriffe der deutschen Ritter und der länderhungrigen, zum Normannenthume zurückgebrochenen Angelsachsen. Er kann seiner Natur nach den Yankeegrundsätzen nicht huldigen; aber er hat auch noch die Klarheit nicht gewonnen, daß er sich grundgesetzlich und vermöge einer sichern, bestimmt ausgedrückten Staatsmaxime davon losreißen und die Idee der Gesetzlichkeit als höchste Norm anerkennen müsse. Hoffentlich artet das ehrliche deutsche Blut nicht dergestalt in Pennsylvanien zum Yankeeismus aus, daß es einer solchen Erhebung unfähig wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Handschriften der pariser Bibliothek.

Erheischte es nicht die Ordnung, daß auch von dem zweiten, jüngst erschienenen Bande der „Manuscrits français de la bibliothèque du roi" in diesen Blättern Kunde gegeben würde, welche früher den ersten besprochen *), so machte dies doch die Wichtigkeit des Gegenstandes zur Pflicht. Der Verf. des Buches, Paulin Paris, beharrt zwar, trotz aller in Frankreich und Deutschland erhobenen Einrede, bei dem einmal gewählten Plane, zufolge dessen er den gewiß nicht wissenschaftlichen Eintheilungsgrund nach der Zufälligkeit des Formats vorwalten läßt, ja selbst denselben zu rechtfertigen sucht; er beharrt zwar ferner bei allen seinen Eigenthümlichkeiten jener unendlich uninteressanten Breite über die genealogischen Verhältnisse der frühern Handschriftenbesitzer und jener uns Deutschen ungenügenden bibliographischen Ungenauigkeit in der Beschreibung der Codices, aber, er gibt auch der neuen und lehrreichen Notizen und Details so viele und so bedeutende, daß man, sich gern oder ungern in jene Übelstände fügend, ihm dennoch rüstig folgt, um vielfältige Ausbeute mannichfacher Art zu gewinnen. Einiges, diesen Blättern angemessen arrangirt, finde hier eine Stelle. Von Übersetzungen classischer Autoren bietet dieser Band nicht viel. Interessant sind die Arbeiten des Oresme für Aristoteles und neu das Resultat, daß Oresme auch die „Ethik" und „Politik" übersetzt habe; die Quittung über das für diese Arbeit empfangene Honorar ist ein sicherer Beweis für die Sache. Unter dem

*) In Nr. 77 f. 1838. D. Red.

Titel „Orose" begegnet man vielen Handschriften; es sind das aber nicht etwa, was man leicht vermuthen könnte, Übersetzungen des Orosius, sondern eine aus Livius, Valerius Maximus, Cicero u. A. dürftig zusammengestellte Compilation über die römische Geschichte, die irgend ein Schreiber in Paris gemacht hat, die aber unendlich verbreitet ist; an eigentlichen Übersetzungen aber des Curtius, Cäsar, Valerius Maximus und Livius ist denn auch kein Mangel. Einen Haupttheil des zweiten Bandes bilden theologische Manuscripte, sogenannte Bibles moralisées, Bearbeitungen des Missale, des „Rationale divini officii", Augustinischer Schriften, „Legenda aurea", Liturgisches u. dergl. Von ältern Romanen enthält auch dieser Band: „Merlin", „Tristan", „Lancelot", „Abrégé des romans de la table ronde", höchst interessant als das Werk des Rusticello Pisano, dem Gefängnißgenossen des Marco Polo in Genua (1298), und in lehrreicher Beziehung zu dem berühmten Reiseberichte des Letztern. An diese schließt sich der „Roman jouvencel", für Ritterthum und Turnierwesen von großer Bedeutung, der „Jardin des nobles", die „Fleur des histoires", „Histoires des Troyes", Vignay's Übersetzung des „Speculum historiale" und die Bearbeitung des „Speculum humanae salvationis". Eine Digestenbearbeitung mit Glosse aus dem 13. Jahrhunderte, Pasquier's Vorlesungen über die Institutionen und einige politische Handschriften sind weniger von allgemein litterarhistorisch interessanter Bedeutung als eine uralte, von Wolfenade übersehene Bearbeitung des „Barlaam und Josaphat". Doch genug dieser nüchternen Aufzählung, die der Natur der Sache nach ungenügend bleiben muß. Des Verf. biographische Mittheilungen über litterarische Notabilitäten sind dankbar entgegenzunehmen, so, was er berichtet von Golein, Jean de Vigny, Sully, Jean de Courtecuisse, Jean de Bueil, Bouteillier, Coquillart, Basque de Lucène, Harcourt, Houel u. A.; nicht minder trefflich, was gelegentlich von den Bibliotheken La Mare, Lancelot, Montaigu, Balledens, Sala Graville beigebracht wird, und was der Verf. berichtet von den Wanderungen besonders interessanter Manuscripte, von Sprachproben, Sprüchwörtern, Bücherpreisen, Honoraren und vor Allem von kostbaren Miniaturen, denen er mit besonderer, sehr gerechter Vorliebe zugethan ist, ergänzend in mancher Beziehung den Text zu den noch nicht ins Publicum gelangten wunderherrlichen Facsimiles des Baron Bastard; so über den Maler Foucquet, seine Schule und seinen herrlichsten Josephus, um Eins herauszugreifen. Die Namen vieler Manuscriptenschreiber stecken bekanntlich meist in den, oft recht naiv abgefaßten Schlußschriften; hier deren einige, um doch etwas Pikantes diesen Zeilen hinzuzufügen. In ein Evangelienbuch des 14. Jahrhunderts schrieb Einer:

Celui qui cest livre escrit
Benoit soit de par Ihû-Christ.
Provoir estoit de Saint Jache
De son proprie nom *Laurenz de la Roche.*

In Cordechon's Übersetzung des Barth. de Glanville ein anderer:

Detur pro pena pos, hanaps, vigaca vina.

In eine andere Handschrift desselben Buches ein anderer:

Elle ampansoit atraper deux
D'une fasson cante et rusée
Mais quante moy qui suys l'un d'eux
Je sai bien quelle est abusée
Et de mon *Jehan Dignet.*

In einem Livius des 14. Jahrhunderts liest man:

Ci finent les trois decades
De Titus qui sont moult nades.
Escriptes par *Raoul Taingui*
Qui n'est pas forment amaigri,
A Camplot où il a esté,
Et à Paris tout c'est esté
Aux depens de mon seigneur;
Tandis priant du meilleur
Sans faire noise ne riot,
Dont me raport à Petiot
Fors aux plans et aux erupaux
Comme frères et esterpaux.
Si prie Dieu le roi Jhesus
Qui a fait Thetis et Bacchus
Et qui est creator omnium rerum
Qu'il doint à Monseigneur regnum celorum,
Amen.
Catervaument.
Non tuffaumant.

A. R. Tainguy. M. 61.

Aufforderung.

Neulich kam mir die glänzend ausgestattete neueste Ausgabe von Goethe's Werken in zwei Bänden zum ersten Male in die Hände. Daß der Erklärung der Herausgeber zufolge in dieser Sammlung nicht alle Werke der Octav- und Duodezausgabe enthalten sind, ist für den wahren Freund unsers größten Dichters kein geringer Verlust, jedoch eben durch jene entwickelte Ansicht gerechtfertigt, obgleich ich gestehe, daß mir die Entbehrung der vollständigen wissenschaftlichen Werke, z. B. des polemischen Theiles der „Farbenlehre", des vollständigen Nachtrages zu demselben Werke und anderer Stücke, immer desto schmerzlicher war, je schwieriger die abgesonderte Anschaffung jener Werke dem Unbemittelten wird. Wie sehr erstaunte ich aber, als ich in dieser neuesten Ausgabe eine große Menge kleinerer und größerer bisher ungedruckter Gedichte, dort durch einen Stern bezeichnet, ganz neu kennen lernte. Da die meisten derselben von ziemlich frühem Datum sind (wie „Christi Höllenfahrt", „Hanswursts Hochzeit" ꝛc.), so ist es auffallend, daß sie nicht schon von dem lebenden Dichter publicirt worden sind. Wenn ihn jedoch davon eigene persönliche Rücksichten zurückhalten mochten, so haben die jetzigen Herausgeber dieselben mit Recht für erloschen erklärt und jenen unvergleichlichen Schatz des köstlichsten Humors dem deutschen Volke nicht länger vorenthalten zu dürfen geglaubt. In welche mißliche Stellung jedoch eben durch diese Bevorzugung des jetzigen Käufers die Besitzer der frühern Ausgaben gerathen, ist leicht einzusehen. Daß diese sich jede spätere, mit etwaigen noch größern Nachträgen bereicherte Ausgabe anschaffen sollen, wird die genannte Verlagshandlung nur von reichen Bibliomanen erwarten; daß sie diese Nachträge entbehren sollen, wird dieselbe ohne Unbilligkeit nicht gutheißen. Die Ehre der Cotta'schen Buchhandlung fodert es, auch die Besitzer der Octav- und Duodezausgabe in Stand zu setzen, alle Werke Goethe's mit geringen Mitteln zu erwerben oder zu vervollständigen. Mit Unrecht wurde früherhin dieser Buchhandlung der Vorwurf gemacht, daß sie die Werke unserer größten Dichter nicht auf eine, ihrem großen Gewinne entsprechende Weise äußerlich zu ehren wisse. Dieser Vorwurf war theils damals zu weit getrieben, theils ist er durch spätere Ausgaben widerlegt. Aber damit der Vorwurf nicht von neuem auf eine weit empfindlichere Weise geltend gemacht werden dürfte, thue ich hier öffentlich die Bitte, welche ebenso sehr im Interesse des Publicums, so weit es Goethe's unsterblicher Geist beherrscht, als der Ehre des Verlegers begründet ist: die Cotta'sche Buchhandlung wolle baldmöglichst den übrigen gangbaren Ausgaben Supplementbände hinzufügen, in welchen die neu publicirten Werke **sämmtlich** enthalten sind. Freilich wäre es auch wünschenswerth, die ersterwähnten wissenschaftlichen Werke in sämmtlichen Ausgaben ganz gedruckt zu sehen; doch mag ein solches Unternehmen allerdings größern Schwierigkeiten unterliegen als das hier vorgeschlagene, welches einen mäßigen Duodezband von ungefähr 200 Seiten füllen würde. Dürften wir doch bald der Erfüllung dieses wichtigen Ehrenpunktes entgegensehen! 156.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 158. — 7. Juni 1839.

Nordamerikas ſittliche Zuſtände. Nach eigenen Anſchauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 157.)

Wahrhaft empörend tritt Georgien mit den entgegengeſetzten extremen Grundſätzen als Staat in dieſer Beziehung auf. Leider reißt es die Sklavenſtaaten durch die Vortheile, welches es dieſen durch ſeine Treuloſigkeiten verſchafft, mit ſich fort, und weder der Congreß, in welchem die Sklavenſtaaten ein Übergewicht haben, noch die Präſidenten, die, wie z. B. Jefferſon, dieſe ſcheußlichen Grundſätze ſchon frühzeitig aufbrachten, wagen es, ernſtlich und thatkräftig ſich dagegen aufzulehnen. Selbſt den mächtigen demokratiſchen Jackſon trifft dieſer Vorwurf, und auch ſein Nachfolger van Buren tritt nur ſehr leiſe und verbindlich in dieſer Beziehung auf (S. 81 u. 401).

So ſind denn nicht nur Norden und Süden ideell geſchieden, ſondern auch der Oſten und Weſten der Union bietet eine auffallende Verſchiedenheit dar. Der Oſten iſt die Wiege amerikaniſcher Cultur. Von hier aus bewegt ſie ſich nach Weſten in den ſonderbarſten Evolutionen. Die neuengliſchen Staaten und Virginien bilden vom Anfange an den reinſten Gegenſatz. Zu der Zeit, wo England auch dieſe Colonien beherrſchte, entſtanden jene Staaten aus Anſiedlern, welche wegen der Religion im Mutterlande verfolgt wurden. Sie ſuchten den unbeachteten, dürftigen und felſigen Boden des Nordens ſich dienſtbar zu machen. Fleiß, Ausdauer und fortgeſetzte Anfechtung vom Mutterlande aus entwickelte alle Kräfte zum Kampfe um ihre politiſche Freiheit, den ſie bekanntlich begannen. Dagegen ward Virginien von ariſtokratiſchen Speculanten gegründet. Sie fanden ihren Vortheil darin, daß ſie ſich bis 1775 an die Regierung des Mutterlandes anſchloſſen.

Je nachdem nun von dieſen Staaten aus ein neuer Staat gegründet wurde, hat er deſſen politiſche Richtung zum Wiegenangebinde erhalten und in jugendlicher Kraft fortentwickelt.

Neben der politiſchen hat ſich jedoch eine religiöſe Tendenz, welche der Hr. Verf. in der zweiten Abtheilung des erſten Bandes (S. 146) behandelt, geltend gemacht. Über die ganze Union iſt in Hinſicht kirchlich-religiöſer Formen und Gebräuche durch die erſten Einwanderer, welche zum größten Theile wegen ihres Bibelglaubens Verfolgte waren, engliſche Sitte verbreitet. Vom altteſtamentlichen Gottesſtaate aus hat ſich nach und nach die Idee der Glaubensfreiheit Bahn gebrochen. Es gibt keine Sekte im Proteſtantismus, welche in Nordamerika nicht eine Freiſtätte geſucht und gefunden hätte. Allein gerade dieſer Umſtand brachte ſchon zur Zeit des Freiheitskrieges (1775—83) die Idee zur völligen Geltung, daß die Religion ganz unabhängig vom Staate ſein müſſe, wenn eine völlige Freiheit der Staatsgeſellſchaft ſtattfinden und die Verfolgung wegen des Glaubens aufhören ſolle.

Schon vor dem obenerwähnten Roger Williams hatte der katholiſche Lord Baltimore in Maryland (S. 85) den Grundſatz völliger Gewiſſensfreiheit und gleicher Berechtigung aller Glaubensparteien in dem von ihm gegründeten gemiſchten Pflanzer- und Handelsſtaate aufgeſtellt, als ſeine Glaubensbrüder durch den puritaniſchen Cromwell und Wilhelm III. unterdrückt und aller bürgerlichen Rechte beraubt wurden. Durch die völlige Trennung der Kirche vom Staate iſt der Katholicismus allen andern chriſtlichen Bekenntniſſen politiſch gleichgeſtellt und eine Gefahr davon für den Staat offenbar nicht vorhanden. Doch herrſcht ein Mistrauen der Proteſtanten gegen die Katholiken, und die neueſte Zeit hat in der Zerſtörung des katholiſchen Frauenkloſters bei Boſton davon ein erſchreckend rohes Beiſpiel geſehen (S. 181). Indeſſen iſt nach der Darſtellung des Hrn. Verf. von dem Zuſtande der katholiſchen Kirche in den Vereinigten Staaten anzunehmen, daß ſie zu dieſem Mistrauen keine Veranlaſſung gebe. Maryland iſt der aufgeklärteſte aller Sklavenſtaaten, und in Baltimore beſteht ſogar ein Verein für Aufhebung der Sklaverei im Staate in ungeſtörter und zweckmäßiger Wirkſamkeit. Was wir von Zeit zu Zeit in öffentlichen Blättern von den Umtrieben der Katholiken in den Vereinigten Staaten zur Verbreitung ihres Glaubens leſen, dürfte, nach Dem zu urtheilen, was der Hr. Verf. berichtet, wol mehr von jenem Mistrauen der Proteſtanten eingegeben als factiſch begründet ſein. Es befanden ſich 1836 in den Vereinigten Staaten nur 300 katholiſche Pfarrkirchen und 143 Stationen, in denen nur von Zeit zu Zeit Gottesdienſt

gehalten wurde. Die Zahl der Pfarrgeiſtlichen belief ſich auf 311, und die der Glieder der übrigen Geiſtlichkeit auf 78 u. ſ. w. (S. 180). Mönchsklöſter finden wir gar nicht, wol aber 13 Seminarien und 14 allen Religionsparteien geöffnete Erziehungsanſtalten für Knaben und Jünglinge, 37 für Mädchen, 37 wohlthätige, von barmherzigen Schweſtern verſehene Anſtalten für Arme und Kranke, und 23 Nonnenklöſter, von denen nur einige in den weſtlichen Staaten dem beſchaulichen Leben gewidmet ſind.

Nachdem ſich die Meinung über die Glaubensfreiheit feſtgeſetzt hatte, iſt folgerecht die Freiheit des Einzelnen in weiteſter Ausdehnung grundſätzlich anerkannt worden. Dieſe Freiheit iſt wiederum ein neuer Keim von maßloſer Triebkraft für die Entwickelung individueller Thätigkeiten geworden; ja, man hat ſich auch genöthigt geſehen, ſehr vielen öffentlichen Einrichtungen, ſelbſt vielen Sitten und Gebräuchen eine der europäiſchen, monarchiſchen Vorſtellungsweiſe ſtracks entgegengeſetzte Anſicht zu Grunde zu legen. Wir finden in Amerika nicht nur die Kirche vom Staate, ſondern auch die Schule von der Kirche getrennt und unabhängig, aber auch mit der Seelſorge der Wahl und dem Willen der Gemeinden und des Individuums überlaſſen. Sowie die Regierung grundſätzlich keine Religionsparteien kennt, ſo iſt bundesgeſetzlich aus allen Elementar- und Volksſchulen der Religionsunterricht verbannt. Öffentliche Schulen haben überhaupt nur erſt einzelne Staaten und Städte, unter denen Connecticut, Maſſachuſetts, Neuyork und Philadelphia obenan ſtehen, eingerichtet und den Anfang gemacht, ſich der Erziehung und Bildung junger Männer zum geiſtlichen und Schulfache anzunehmen, ohne jedoch bis jetzt das Wahl- und Beſoldungsrecht der Gemeinden zu beſchränken. Dieſe wählen gewöhnlich den Mindeſtfodernden und erneuern oftmals von Jahr zu Jahr den Contract mit ihm. Welche Hinderniſſe und Schwierigkeiten der Verbreitung der nöthigſten Kenntniſſe unter dieſen Umſtänden entgegentreten, liegt auf der Hand, und es darf uns daher nicht wundern, wenn der bei uns nur durch den Regierungswillen überwundene Widerwille des gemeinen Mannes, die Mittel zum Unterrichte für ſeine Kinder aufzubringen, in dem freien Amerika ſich hin und wieder nach Principien zu Gunſten der Ignoranz geltend macht.

Wunderbar ergreift es uns aber auch, wenn wir die von dem Hrn. Verf. mit der größten Liebe und Sorgfalt geſammelten Nachrichten von den Anſtrengungen Einzelner und von ihnen gebildeter Geſellſchaften für die Zwecke der Religion und des Unterrichts vergleichen. Es iſt in dieſer Beziehung ein immer wachſender Wetteifer in den gebildetern Staaten des Oſtens ſichtbar, welcher ſeine Thätigkeit über die ganze Union verbreitet. Faſt keine religiöſe Sekte iſt darin ganz zurückgeblieben. Stiftungen ſind an der Tagesordnung, und auch hier ſehen wir das Bild einer maßloſen Regſamkeit vor uns, welche in der alten Welt ſeit der völligen Ausbildung der monarchiſchen Regierungsmaximen immer mehr im Abnehmen, ja im Verſchwinden iſt.

Wir wiederholen hier nicht die reichen Details, welche unſer Autor in der zweiten und dritten Abtheilung des erſten Bandes, in welchen er *Religiöſes*, *Erziehung* und *Unterricht* behandelt, uns vorlegt. Jeder, welcher mit einem unbefangenen Sinne lieſt und prüft, wird es ihm Dank wiſſen, daß er bei der genaueſten Kenntniß der entſprechenden Zuſtände in Europa Licht in das noch im Werden begriffene innerſte Leben eines Volks geworfen hat, ohne die ſchönen Keime zu deſſen Zukunft zu meiſtern. Er hat es gefühlt, daß dieſes junge Leben durch die Neuheit ſeiner Principien großen Gefahren entgegengehe; aber er hat auch überall die Anfänge einer großen humanen Geſittung in der Fortentwickelung begriffen gefunden und kann die frohe Hoffnung nicht unterdrücken, daß auch hier der Menſch in ſeinem dunkeln Drange des rechten Wegs ſich immer mehr werde bewußt werden. Noch iſt freilich an eine maſchinenmäßige Verbreitung von Geſittung und Kenntniſſen, oder gar an eine Nöthigung dazu, wie in der alten Welt, hier nicht zu denken. Es iſt unmöglich, daß freie, vom Staate nur gebilligte und geſchützte Vereine mit Gleichmäßigkeit die höchſten Aufgaben der Civiliſation löſen können; dazu reichen ihre Mittel jeglicher Art nicht hin. Daher iſt es ein ungeheuerer, ſchwindelerregender Gedanke, die Cultur der alten Welt in dieſer neuen ſich neu bewurzeln, beſtocken und entwickeln zu ſehen, nicht durch ein Heer von bezahlten Beamten, ſondern durch Die im Volke, welche den Trieb und Beruf dazu haben. Wir Deutſchen hatten zeither unſern Sinn dafür einſchläfern laſſen und waren je mehr und mehr unſern thätigen Regierungen völlig zur Laſt gefallen. Allein die Laſt, welche dieſe ſich damit auferlegt haben, wächſt auch mit jedem Tage, wächſt bis zum Erdrücken, je häufiger die maßloſe Selbſtthätigkeit der freien Bürger von Nordamerika zu uns herüber ihre verjüngenden Ideen ſendet. Bei den europäiſchen ſtehenden Heeren und dem angemeſſenen Abgabeſyſteme verzehrt dieſe nothſtändliche, unnatürliche Anſtrengung die Hauptkräfte der Geſellſchaft. Unſere zu allem Guten ſo willigen Staatsregierungen müſſen jede neue Idee fürchten, welche koſtbare Änderungen und Einrichtungen dem Staatshaushalte nach dem bisherigen Syſteme zuweiſt. Den Völkern die Annahme und Ausführung neuer Ideen zu überlaſſen, ſcheint nach den Vorgängen, beſonders in Frankreich, dem monarchiſchen Principe gefährlich. So liegen Fluch und Segen des ungemeſſenen Völkerverkehrs und der großen Weltbildung nahe beieinander. Durch den Austauſch der neuen Ideen, durch die Kraft ihrer Vortrefflichkeit entſteht im Stillen ein junges Europa; es beginnt eine neue Epoche der Staatskunſt, für welche denkende Männer in der geiſtreich-ironiſchen Schrift Kölle's: „Betrachtungen über Diplomatie“ (Stuttgart 1838), deutliche Fingerzeige finden. Während Europa ſich bis zur Erſchöpfung abmüht, die Mittel zu ſeiner Fortbildung aufzubringen, ſchwingt ſich das junge Amerika leicht und rieſenkräftig auf eine Stufe der Cultur nach der andern, und Keiner fühlt die Laſt davon, weil überall

die nöthigen Kräfte frei und sich selbst bestimmend sich vereinen.

Folgen wir dem Hrn. Verf. zu seiner Darstellung der Erziehung im Hause, so finden wir neben altenglischer und altdeutscher religiöser Strenge jene unnachahmliche Mäßigung und Ruhe, welche der Engländer temper nennt, über das Ganze verbreitet und den Weg bestimmend, welchen die Gesittung in den Bessern von Hause aus nimmt.

In die Individualität der Kinder greift die Erziehung möglichst wenig ein. Indem sie das Schädliche des noch unverständigern Willens abzuwenden sucht, bemüht sie sich, die Positivität des Willens und der Kraft zu heben. Das Verhältniß zwischen Ältern und erwachsenen Kindern wird dadurch ein freundschaftliches, und frühzeitig steht der junge Republikaner auf seinen eigenen Füßen, vom Rathe seiner Ältern unterstützt. Frühe Erfahrung bringt ihn selbst zur Mäßigung in seinen Speculationen, wozu das weite Gebiet der Union und die gewerbliche Freiheit ihm ein ungemessenes Feld bietet.

Der Unterricht in öffentlichen und Privatschulen ist nicht bedeutend; die höhern Lehranstalten verdienen kaum in eine Classe mit unsern bessern Bürgerschulen und Gymnasien gestellt zu werden. Nur das Harvard-Collegium zu Cambridge bei Boston nebst der medicinischen Schule am letztern Orte nähert sich entfernt dem Begriffe einer deutschen Universität. Indessen sind die Mittel, welche die Staaten für Unterrichtsanstalten verwenden, nicht gering, und es scheint im Ganzen mehr an der bis jetzt verbreiteten Masse von Intelligenz und der bäuerlichen (agrarischen) Richtung im Volke zu liegen, daß sie keine höhere Stufe beschritten haben. Auch hier bemerkt man deutlich die Jugend der Gesellschaft. Der jährliche Zuzug von armen Einwanderern, die sich zum Wohlstande erst nach und nach emporarbeiten, trägt nicht dazu bei, das Bedürfniß nach Wissenschaftlichkeit bei der Menge in höhere Geltung zu bringen. Die alten Staaten des Ostens sind auch hier natürlich den jungen Staaten des Westens überall voraus. Unter letztern zeichnet sich Ohio vortheilhaft aus. Es hat die schönsten Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung und Cultur, und der bessere Geist der neuenglischen Staaten bei einer Überzahl fleißiger deutscher Colonisten treibt hier eine schöne, hoffnungsreiche Saat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biblioteca castellana publicada por *A. Keller* y *C. Possart*. Erster Band. El Conde de Lucanor compuesto por Don *Juan Manuel*. Publicada por *A. Keller*. Stuttgart, Imle und Liesching. 1839. 8. 21 Gr.

So viel in den letzten zehn oder zwölf Jahren für die Verbreitung der spanischen Literatur geschehen ist, so fehlt es doch noch immer an einem ausreichenden Material für das Studium ihrer classischen Schätze. Cervantes, Lope de Vega und Calderon sind so ziemlich die einzigen spanischen Classiker, welche neuere Herausgeber gefunden haben, und zwar, mit Ausnahme des Calderon, meistens nur Herausgeber, die ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen waren; denn, abgesehen von dem Mangel einer sorgfältigen Kritik, ist auch die typographische Uncorrectheit, welche manche der in Deutschland gedruckten Bücher beinahe unlesbar macht, eine Nachlässigkeit, die ohne Frage dem Herausgeber beizumessen, und die in ihren Wirkungen ebenso schlimm ist als dessen völlige Unfähigkeit zu dem übernommenen Geschäfte. Dieser Vorwurf trifft auch die in Deutschland herausgekommenen Sammlungen altspanischer Poesien, die in mancher Hinsicht verdienstliche „Floresta de rimas antiguas castellanas" von Böhl v. Faber nicht ausgenommen, deren Zusammensetzung überdies, beiläufig gesagt, nicht immer vom sichersten Geschmack geleitet worden ist. Unter diesen Umständen kann den zahlreichen Freunden der spanischen Literatur in Deutschland die Ankündigung einer Auswahl ihrer besten classischen Werke, welche namentlich strenge Kritik und Correctheit des Drucks verspricht, nur eine wahrhaft fröhliche Botschaft sein. Zuerst ein Wort über das Programm der „Biblioteca castellana", welches dem bereits erschienenen ersten Bande derselben beigegeben ist. Ref. glaubt, daß der nicht dramatischen Poesie darin zu wenig eingeräumt ist. Wir vermissen unter den angekündigten Dichtungen dieser Art namentlich das schon als ältestes Schriftdenkmal des castilischen Idioms höchst kostbare „Poema del Cid" und noch mehr die Romanzen von Karl dem Großen und seinen Pairs, die wol nicht in die uns versprochene „Auswahl aus dem übrigen Romanzenschatze der Spanier" einbegriffen sein können, denn sie bilden ein selbständiges Ganze wie die Romanzen vom Cid und würden ohne Zweifel, wie diese, besonders aufgeführt worden sein, wenn die Herausgeber an sie gedacht hätten. Was nun die eben erwähnte „Auswahl" betrifft, so gesteht Ref., daß ihm dieselbe in keinem Falle genügen würde, und daß ihm in einer Sammlung spanischer historischer Romanzen jede Weglassung wie eine Verstümmelung erscheint. Die Zahl dieser herrlichen Poesien ist überdies leider nicht so groß, daß sie mehr als drei oder vier Bändchen der „Biblioteca castellana" füllen würde, deren Herausgeber wir daher dringend auffodern möchten, ihren Plan in diesem Punkte einer Revision zu unterwerfen.

Der den vorliegenden ersten Band der Sammlung bildende „Conde de Lucanor" ist das Werk des Don Juan Manuel, der sich in der Vorrede Sohn des Infanten Don Manuel und Adelantado mayor der Grenze und des Königreichs Murcia nennt. Der Inhalt des Buchs besteht in einer Reihe von didaktischen Novellen, die Paternius, der Rath des Grafen Lucanor, seinem Herrn erzählt, um ihm durch die Moral derselben Fingerzeige des Verhaltens in schwierigen Lagen, oder den Schlüssel zu Fragen der Politik, der Ethik oder der Chevalerie zu geben. Form und Geist des Buchs haben eine gewisse orientalische Physiognomie, in der jedoch die charakteristischen Züge des germanisch-christlichen Genius stark hervortreten; es gibt mit einem Worte ein treues Bild des wunderbaren Landes und des romantischen Zeitalters, in welchem es geschrieben wurde.

Um dem Leser eine Probe von der Erzählungsweise des klugen Raths Paternius zu geben, lassen wir hier die zweite seiner Novellen folgen, jedoch mit Hinweglassung der Einleitung und der ihr entsprechenden Schlußreden.

„Als der fromme und selige König Don Fernando Sevilla belagerte, waren mit ihm außer vielen andern Tapfern drei Ritter, welche für die besten galten, die damals in der Welt waren. Der Eine hieß Don Lorenzo Suarez Gallineto, der Zweite Don Garciperez de Vargas, auf den Namen des Dritten aber kann ich mich nicht besinnen. Diese drei Ritter lagen in großem Wettstreit miteinander, welcher von ihnen der beste sei, und um diesem Streite ein Ende zu machen, wurden sie eins, sich wohl zu rüsten, an das Thor von Sevilla zu reiten und mit den Lanzen daran zu stoßen. Am folgenden Tage in der Frühe wappneten sie sich und ritten gegen die Stadt. Die Mauren, welche auf den Wällen und den Thürmen Wacht hielten, als sie sahen, daß ihrer nur Drei waren, glaubten, sie kämen als Herolde, und ließen sie ungefährdet heranreiten. So kamen die Ritter an das Thor der Stadt und stießen mit den Schäften ihrer Lanzen dagegen, und als sie dies gethan, wandten sie um, um nach dem Lager zurückzukehren. Da die Maus-

ren solches sahen, glaubten sie sich beschimpft, und sie machten sich auf zu ihrer Verfolgung. Als sie das Thor der Stadt geöffnet hatten, waren die Ritter schon weit entfernt, und es eilten hinter ihnen her mehr als 1500 zu Roß und mehr als 20,000 zu Fuß. Als die Ritter sahen, daß die Mauren hinter ihnen waren, wandten sie um und warteten auf sie. Kaum waren die Mauren in der Nähe, so sprengte der Ritter, dessen Namen ich vergaß, auf sie ein; Don Lorenzo Suarez und Don Garciperez aber blieben ruhig. Als die Mauren noch näher kamen, stürzte sich Don Garciperez de Vargas zwischen sie; Don Lorenzo Suarez aber blieb ruhig und rührte sich nicht, bis die Mauren ihn erreichten, und als sie ihn angriffen, drang er auf sie ein und vollbrachte staunenswerthe Waffenthaten. Da die vom Lager die drei Ritter zwischen den Mauren sahen, eilten sie ihnen zu Hülfe. Und obgleich diese hart gedrängt und schwer verwundet waren, so wurde doch durch die göttliche Gnade keiner von ihnen getödtet, und der Kampf wurde so heiß zwischen den Mauren und den Christen, daß der König Don Fernando kommen mußte; und die Christen siegten ob an jenem Tage."

„Aber nach der Rückkehr in sein Zelt ließ der König die drei Ritter ins Gefängniß legen, und er sagte, daß sie den Tod verdienten, weil sie die große Thorheit begangen, theils das Heer ohne Befehl des Königs in so großen Aufruhr zu versetzen, theils so wackere Ritter zu verderben. Doch die Großen des Heeres baten den König um Gnade für die drei Ritter, und er ließ sie frei. Da der König erfahren, daß ihr Wettstreit die Ursache des Geschehenen sei, so ließ er alle Tapfern, die mit ihm waren, rufen, um zu entscheiden, welcher von den Dreien sich am wackersten gezeigt habe. In der Versammlung war große Uneinigkeit. Denn die Einen sagten, daß Der, welcher zuerst die Mauren angriff, die Andern, daß der Zweite, und noch Andere, daß der Dritte der tapferste sei. Jeder wußte gute Gründe, um Den zu loben, den er vorzog; aber am Ende vereinigten sich Alle dahin: daß, wenn der Mauren, welche aus der Stadt fielen, nur so viele gewesen, daß sie durch den Muth und die Kraft der drei Ritter hätten besiegt werden mögen, der Erste, welcher sie angriff, der tapferste gewesen sein würde, weil er eine Sache angefangen, die vollendet werden konnte; da aber der Mauren so viele gewesen, daß die drei Ritter sie in keiner Weise besiegen können, so habe sie der Erste nicht angegriffen, um sie zu schlagen, sondern weil er nicht vermocht, die Furcht zu ertragen, und doch die Scham ihn verhindert zu fliehen; der Zweite, welcher länger gewartet, ehe er die Mauren angriff, sei tapferer, weil er der Furcht länger zu widerstehen gewußt; aber Don Lorenzo Suarez Gallineto, welcher die Furcht so lange ausgehalten und gewartet, bis ihn die Mauren angriffen, sei der tapferste Ritter."

Wenn das weise Urtheil des Ritterhofs König Ferdinand's auf gewisse moderne Waffenthaten angewendet würde, so dürfte mancher heroische Nimbus erbleichen. 14.

Literarische Notizen.

Wie in Deutschland die Einführung der altdeutschen Sprache und Literatur in den Schulunterricht lebhaft gewünscht und theilweis versucht worden ist, so regt sich auch in England für das Angelsächsische ein ähnlicher Sinn. Um dasselbe der Jugend zugänglicher zu machen, ist soeben von L. Langley herausgegeben worden: „Principia Saxonica, or an introduction to Anglo-Saxon reading: comprising Aelfric's homily on the birthday of St. Gregory; with a preliminary essay on the utility of Anglo-Saxon illustrations, from Alfred's Bede and the Saxon chronicle, and a copious glossary."

Die Biographien des Herzogs von Wellington häufen sich außerordentlich. Eine neue wird von dem Major Jackson und Capitain Scott, dem Verfasser einer „Reise nach Ägypten und Kandia" und der „Ausflüge in die Sierra de Ronda", bearbeitet nach den kürzlich vollendeten Depeschen und Correspondenzen des Herzogs. Die Verfasser haben den Vorzug für sich, den Schauplatz von des Herzogs Thaten durch Anschauung zu kennen.

Schon Blackstone, der Verfasser der „Commentaries on the law of England", rügte es, daß seine Landsleute so wenig für die Aufhellung und genauere Kenntniß des Privat- wie des öffentlichen Rechts ihres Landes gethan hätten, und dieser Vorwurf kann ihnen jetzt noch gemacht werden. Erfreulich ist daher ein kürzlich erschienenes Werk: „The rise and progress of the english constitution, with historical and legal notes. By *A. J. Stephens*, barrister-at-law." 161.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Elftes Heft, Gabelentz bis Gregor.

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Gabelentz (Hans Konon von der) — **Gabler** (Georg Andreas) — **Gagern** (Heinr. Wilh. Aug., Freih. v.) — **Gallego** (Don Juan Nicasio) — **Galt** (John) — **Gamba** — **Gamba** (Bartolommeo) — **Gans** (Ed.) — **Gans** (Salomon Phil.) — **Garcia** (Manuel — Pauline) — **Gartenbaugesellschaften** — **Gärtner** (Andreas — Johann — Joh. Andreas — Friedrich v.) — **Gasbeleuchtung** — **Gaudy** (Franz Bernh. Heinr. Wilh., Freih. v.) — **Gaupp** (Ernst Theodor) — **Gebser** (Aug. Rud.) — **Geefs** (Wilh.) — **Geel** (Jak.) — **Gefängnißwesen** — **Geheime politische Verbindungen** — **Geismar** (v.) — **Geistererscheinungen** — **Gendebien** (Alex.) — **Genfer Reformationsjubiläum** — **Gentz** (Friedr. v.) — **Georg** Friedr. Karl Jos. (Großherzog von Mecklenburg-Strelitz) — **Georg Heinrich** Friedrich (Fürst zu Waldeck und Pyrmont) — **Georg Wilhelm** (Fürst zu Schaumburg-Lippe) — **Geramb** (Ferd., Baron v.) — **Gerhard** (Ed.) — **Gerlach** (Gottlob Wilh.) — **Gerlache** (Stephan Constantin de) — **Gerstner** (Franz Anton, Ritter v.) — **Gervinus** (Georg Gottf.) — **Gewerbefreiheit** — **Gewerbswesen** — **Giefeler** (Joh. Karl Ludw.) — **Gillies** (John) — **Girardet** (Friedr. Christlieb) — **Girardin** (Emil) — **Girardin** (Delphine de) — **Girardin** (Saint-Marc) — **Girod de l'Ain** (Amedée) — **Gironard** (Joh. Jos.) — **Gise** (Friedr. Aug. Theodor, Ritter v. Koch, Freih. v.) — **Gisquet** (Jos. Henri) — **Giurakis** (Georg) — **Glasmalerei** — **Glaubrecht** (Jos.) — **Gleig** (G. R.) — **Goedel** (Franz Jak.) — **Goblet** (Albert, Graf) — **Goldfuß** (Georg Aug.) — **Goldmann** (Georg Aug. Friedr.) — **Gomis** (Jos. Melchior) — **Gore** (Katharine Francis) — **Görenz** (Joh. Aug.) — **Göschel** (Karl Friedr.) — **Göschen** (Joh. Friedr. Ludw.) — **Gosford** (Archibald Acheson, Graf v.) — **Gosiewski** (Severyn) — **Goethe** — **Göttinger Jubelfest** — **Göttling** (Karl Wilh.) — **Gottschalck** (Kaspar Friedr.) — **Gottschalk** (Karl Aug.) — **Grabbe** (Dietrich Christian) — **Grädberg von Hemsö** (Jak.) — **Gräfenberg** — **Graff** (Eberhard Gottlieb) — **Granet** (François Marius) — **Grattan** (Thomas Colley) — **Gregor XVI.** (Papst).

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 159. — 8. Juni 1839.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 158.)

In der vierten Abtheilung behandelt der erste Band ferner Armuth und Mildthätigkeit. Allerdings zeigen sich in einigen Staaten des Ostens schon deutliche Spuren der erstern. Die großen Städte Boston, Philadelphia und Baltimore haben damit bedeutend zu kämpfen. Im übrigen fehlt es an einem eigentlichen Armenthume (pauperism), und die Zahl der Armen außer jenen Städten ist gering, weil die Arbeit in hohem Werthe und überall Gelegenheit dazu ist. Die Einrichtungen für das vorhandene Armenthum sind großartig, oft — wie in Philadelphia — verschwenderisch, jedoch hin und wieder auf vortrefflichen Ideen beruhend. Die von Hrn. Dr. Joseph Tuckermann in Boston gestiftete Armengeistlichkeit (Ministry at large) (S. 289) und die seitdem entstandene Fraternity of churches zur Verbesserung des Sittenzustandes der Armen und Irreligiösen, endlich aber die Nüchternheitsvereine, welche man in Deutschland aus Misverstand des Wortes: temperance, Mäßigkeitsvereine genannt hat (S. 313), und welche in Amerika „auf dem der christlichen Zeit eigenthümlichen Grundsatze sittlicher Verbindung in geschlossenen Innungen" beruhen, sind von großartigen Erfolgen begleitet gewesen. So haben z. B. in Folge der gemeinsamen Anstrengungen dieser Vereine 4000 Branntweinbrennereien in den Vereinigten Staaten zu arbeiten aufgehört; 12,000 Säufer sind notorisch zur Nüchternheit zurückgebracht. „In einem Lande, wo man noch 1829 den durchschnittlichen jährlichen Branntweinverbrauch jedes Einwohners auf 6 Gallonen (24 berliner Quart) schätzte (nur die Verbrechernieder lassung in Neusüdwales kennt einen höhern), und wo der Staat Neuyork 1833 unter 24,169 Bewohnern von Armen- und Gefangenhäusern 18,312, also über drei Viertel, Säufer zählte, die Ausgaben für Verbrecher und Arme über drei Viertel der Grafschaftssteuer verschlangen, die gleichnamige Hauptstadt aber, die im Jahre zuvor für den nämlichen Zweck ihre halbe Ausgabe verwendet hatte, noch kurz zuvor 3000 Branntweinschenken zählte, was bei ihrer damaligen Bevölkerung eine Schenke auf 67 Einwohner gibt" u. s. w. (S. 316 fg.), ist dies ein unberechenbarer Fortschritt zur Gesittung.

Alle Anstrengungen für diesen Zweck werden durch den, der gesicherten Wohlhabenheit eigenthümlichen Sinn für Mildthätigkeit gestützt, und diese ist wieder mit Religiosität und Dankbarkeit gegen die segenspendende Vorsehung gepaart. Nach der Meinung des Hrn. Verf. (S. 280) erweckt besonders die erfreuliche (?) Überzeugung von der Abwesenheit unverschuldeter Armuth diese edlern Regungen. Dieser Gedanke ist etwas schwer zu fassen, wie er hier ausgedrückt ist.

Die Armennoth in den großen östlichen Hafenstädten entsteht besonders durch die Einwanderer. Nur die Vortheile, welche diese Staaten von den Einwanderungen überhaupt haben, macht ihre Bereitwilligkeit, die Armen zu unterstützen, erklärlich. Neben den Werkhäusern für Arme bestehen auch wohlthätige Anstalten für Kranke, Gebährende, Irre, Blödsinnige und Kinder. In Baltimore müssen die außerehelich Geschwängerten die durch die neugeborenen Kinder verursachten Kosten ersetzen, oder die Knaben müssen sie vom funfzehnten, die Mädchen vom zwölften Jahre an abarbeiten; auch wird der Mehrbetrag der Arbeit bei der Entlassung nicht ausgezahlt. Die mehrsten Armen wandern aus Irland ein. Die deutschen Einwanderer sieht man wegen ihrer Nüchternheit und ihres Fleißes am liebsten; unter ihnen sind verhältnißmäßig die wenigsten Armen. Die Arbeit der Armen in den Wohlthätigkeitsanstalten ersetzt nur einen sehr geringen Theil des Aufwandes für dieselben. Der Grundsatz der Arbeit ist aber überall angewendet, wo nicht Gebrechlichkeit es verbietet. Er ist das Losungswort für den Wohlstand in der ganzen Nation.

Im fünften Abschnitte dieses Bandes handelt der Hr. Verf. von Volk und Gesellschaft. Die Aufschlüsse, welche er uns über die erste Besetzung von Amerika aus Nordasien gibt, und die Annahme, daß diese Einwanderung ihren Gang von Norden nach Süden genommen habe, lassen wir völlig dahingestellt. Die Kennzeichen, daß der Indianer mit den Steppenvölkern Asiens und selbst den Chinesen Verwandtschaft habe, scheinen zwar geringfügig, stimmen aber mit der der biblischen Sage überein, die ihren Werth bis jetzt behauptet hat.

Der Gang der europäischen Ansiedelung von Osten

nach Westen, die Verdrängung der Indianer, der Einfluß, den das Länderraubsystem auf die Sittlichkeit der Einwanderer und besonders einzelner ihrer Staaten geäußert hat, die Treulosigkeit, mit welcher die Regierung der Union jetzt wieder die Seminolen in Florida behandelt (S. 333 fg.), die Geistesgröße und Schönheit einzelner dieser betrogenen und verrathenen Stämme, ihre Bildsamkeit für Gesittung und Christenthum und der Widerwille der landgierigen Georgier dagegen, die von Letztern besonders gegen die Cherokees ausgeübten Schändlichkeiten, um sie zu vernichten, die Anstrengungen der Pelzhandelsgesellschaft sowie Einzelner zu gleichen Zwecken: dies Alles gibt ein schauerliches Bild von der politischen Gewissenhaftigkeit in den Vereinigten Staaten. Zur Ehre der Franzosen muß erwähnt werden, daß diese noch jetzt, 80 Jahre nach ihrer Vertreibung, in hoher Achtung bei den nordischen Stämmen stehen, weil sie den Verkauf des Branntweins an die Indianer verboten und „sich mit ihnen in zahllose Ehen einließen, aus denen ein kräftiges Mischgeschlecht, das unternehmendste und zu Wasser und zu Lande gleich gewandte in dem canadischen Amerika, entsprossen ist".

Bedenkt man, welchen grimmigen Haß die Indianer bei jeder Gelegenheit gegen die Vereinigten Staaten an den Tag legen, so darf man es Europa nicht verdenken, wenn es mindestens seine innige Verachtung gegen die heimische Politik der Vereinigten Staaten dadurch an den Tag legt, daß es vor den Einwanderungen in ein Land warnt, dessen Besitz auf Raub, Treulosigkeit und Betrug sich gründet, und es dem Völkerrechte nicht zuwider achtet, den Abschaum der Menschheit aus den Gefängnissen als Colonisten dorthin zu senden. Indessen ist dies im Widerspruche mit der Sittlichkeit und dem Christenthume. Was Einzelnen dort zu Last fällt, dürfen nicht Alle büßen, und jedenfalls ist in Europa Deutschland am allerwenigsten im Stande der Nothwehr gegen die Vereinigten Staaten, um einen Rechtstitel zu einer solchen Verletzung des Völkerrechts aufweisen zu können. Vielmehr ist es dankbar anzuerkennen, daß Amerika die wachsende Unzufriedenheit und Armuth Deutschlands noch immer willig aufnimmt und einer Menge Gährungsstoffen zum Ableiter dient.

Die Indianer, als die Urbesitzer des Landes, scheinen der Vernichtung preisgegeben, sie taugen zur Unterjochung und Knechtesarbeit nicht. Der Versuch, ob sie zur christlichen Civilisation sich eignen würden, ist noch nicht vollständig ausgeführt worden. Niemand aber leugnet in Amerika, daß sie von edlerer Natur seien als die Schwarzen. Wenn man, was Engländer und Amerikaner über diesen Gegenstand vorgebracht haben, in Erwägung zieht, so sollte man die Letztern der Gesittung unwürdig halten. Betrachten wir aber, was der Hr. Verf. uns (S. 350 fg.) über die schwarzen Sklaven in den Vereinigten Staaten sagt, so finden wir, daß sie ein mit einem hohen Grade der Weichheit und Poesie des Gemüths, mit allen sanftern und flammendern Neigungen und Leidenschaften, mit allen geistigen und körperlichen Anlagen schön ausgestatteter Menschenstamm sind, und daß sie, was Naturanlagen betrifft, selbst liebenswürdiger als ihre Herren erscheinen. Es tritt die Grazie der südländischen, heitern Natur neben der harten, plumpen nordländischen an diesen Sklaven wunderbar hervor. Wie eine Waare betrachtet, von der Heimat losgerissen, verachtet — von dem freien Indianer noch mehr als von dem Weißen —, haben sie kein Mittel, ihr Loos zu ändern. Im Ganzen leidlich gut behandelt und in einer äußerlich gesicherten Lage, haben sich ihre Vorstellungen von der Rechtmäßigkeit ihres politischen Zustandes etwa festgesetzt wie die entgegengesetzten ihrer Herren. Allein es sind alle Spuren der Culturfähigkeit in ihnen vorhanden; nur hat bis jetzt Niemand etwas dafür gethan, ja, die Gesetze verbieten es. Der Hr. Verf. weist dies Alles mit großer Genauigkeit nach und hat nicht mit Unrecht die Abneigung und Verachtung, welche auch in den nördlichen, sklavenlosen Staaten gegen die schwarze oder farbige Haut herrscht, als das hauptsächlichste Hinderniß der Civilisation der Schwarzen hingestellt.

Übrigens darf man nicht glauben, daß der innere politische Zustand der südlichen Staaten gesichert sei. Nicht nur kennen die Schwarzen die empörende, sie betreffende politische Gesetzgebung der Vereinigten Staaten, sondern sie sind auch sehr geneigt, an ihre endliche Befreiung zu glauben. Große Verschwörungen und Aufstände haben stattgefunden; selbst Einverständnisse mit den freien Schwarzen auf S.-Domingo sind entdeckt worden. Die Colonie Liberia in Afrika ist von den Sklavenstaaten zu keinem andern Zwecke gestiftet, als die freigewordenen Sklaven und mit ihnen den Gährungsstoff aus dem Lande zu schaffen. Ein neuer Krieg mit England droht den Sklavenstaaten, besonders seit der Emancipation der Schwarzen auf den britischen Inseln, große Gefahr. Schon im letzten Kriege war englischerseits der Plan gemacht, die schwarze Bevölkerung gegen ihre Herren zu bewaffnen, und nur die, jetzt durch die Emancipation der Sklaven in den britischen Colonien müssig gewordene Frage, was man nachher mit ihr anfangen solle, hat davon abgebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837. Petersburg 1838.

Der russische Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts, v. Uwaroff, hat seit Erlangung des Portefeuilles dieses Ministeriums an den Kaiser von Rußland jährlich Berichte über seine Thätigkeit und die Erfolge derselben abgestattet. Der bis jetzt neueste, über das Jahr 1837 sich erstreckende Bericht dieses gelehrten und in seiner Sphäre mit so glänzendem Erfolge wirkenden Staatsmannes liegt dem Ref. vor. Er ist mit seinen reichen und ausführlichen Notizen nicht nur ein unwiderleglicher Beweis von den nicht blos relativ großen Opfern, welche die Regierung zur Unterstützung der edeln Zwecke dieses von ihr gehobenen Ministeriums bringt, sondern auch eine für Jeden, der an den Fortschritten der Bildung und an der Förderung der ihr dienenden Anstalten überhaupt Theil nimmt, höchst interessante Erscheinung.

Es ist bei der Förderung der geistigen Interessen Rußlands die doppelte Gefahr zu vermeiden, das Volk entweder seiner Nationalität zu entfremden, oder dasselbe durch einseitige, allzu

ängstliche nationale Bildung in eine Disharmonie mit der Bildung der übrigen europäischen Völker zu bringen. Hr. v. Uwaroff hat jene Schwierigkeiten gar wohl erkannt, und schon beim Antritte seines wichtigen Amtes hat er Zeugniß davon abgelegt, daß er wohl weiß, worauf er hinzuwirken habe, um jene zu überwinden. In seinem Vortrage vom 19. November 1833 sprach er sich daher gegen den Kaiser in folgenden Worten aus: „Rußland bewahrte zum Glück noch den aufrichtigen Glauben an einige ihm ausschließlich angehörende, religiöse, moralische und politische Grundsätze. . . . . Allein wie diese Grundsätze, welche durch eine vorschnelle und oberflächliche Aufklärung, durch chimärische und fehlgeschlagene Versuche mannichfach zerstreut worden sind, wie dieselben ohne vorhandene Sinneseinheit und ohne einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, zumal bei dem fortwährenden und hartnäckigen Kampfe, welchen sie während der letztverflossenen 30 Jahre unausgesetzt zu bestehen hatten, mit der gegenwärtigen Tendenz der Geister in Harmonie bringen? Wird es uns wol gelingen, sie dem Systeme der allgemeinen Bildung einzuverleiben, sodaß diese die Vortheile der gegenwärtigen zugleich mit den Überlieferungen der vergangenen und den Hoffnungen der zukünftigen Zeit in sich vereinigt? Wie eine Nationalerziehung gründen, welche unserer Ordnung der Dinge entspricht und doch zugleich dem Geiste des übrigen Europas nicht fremd ist?"

Mit wie glücklichem Erfolge der Lösung dieser Fragen nachgestrebt worden sei, davon legt der Bericht ein Zeugniß ab, von dem hier die Rede ist. Derselbe besteht, gleichwie die Berichte der frühern Jahre, erstens aus einer Übersicht der allgemeinen, gleichmäßig auf alle oder auf mehre Zweige des Ministeriums sich beziehenden Verfügungen; zweitens aus der Schilderung des Zustandes der einzelnen Abtheilungen insbesondere und aus der Darlegung der zur Vervollkommnung einer jeden derselben ergriffenen Maßregeln; drittens aus Tabellen und amtlichen Nachrichten, welche a) den Gang und die Fortschritte des öffentlichen Unterrichts, b) den Umsatz der dazu bestimmten Summen, c) den Verlauf und die Anzahl der bereits erledigten und der noch unerledigten Geschäftssachen umständlich darthun.

In dem ersten Theile berichtet daher der Minister über seine mehr als dreimonatliche persönliche Beschäftigung der Universität zu Moskau und der des heiligen Wladimir zu Kiew, ferner des Fürst-Besborodko'schen Lyceums, des adeligen Institutes zu Moskau sowie der Gymnasien und Schulen daselbst und in einigen Gouvernements des petersburgischen, charkowschen, kiewschen und weißrussischen Lehrbezirks; von der neuen Organisirung der Universitäten zu Charkow und Kasan nach dem allgemeinen Universitätsgrundgesetze; von den Prüfungen zur Erlangung gelehrter Grade; von dem Entwurfe der über die Prüfung für medicinische Grade und Ämter festzustellenden Regeln; von einem Zusatze zu der Verordnung über die Pension für Professoren sowie von einer Erläuterung des 94. Artikels des allgemeinen Universitätsgrundgesetzes, den Übergang der Studenten von einer Universität zur andern betreffend; über die Aufnahme der noch nicht absolvirten Gymnasiasten unter die Zahl der Studenten u. s. w. Einen interessanten Theil dieses Abschnittes bildet der S. 15 zu lesende Bericht über die Einsetzung einer Commission zur Anwendung der elektro-magnetischen Kraft auf die Bewegung von Maschinen, in der Absicht, die Dampfmaschinen mit einer andern zuverlässigern, nicht so gefährlichen und weniger kostspieligen Vorrichtung zu vertauschen. Der an der Universität Dorpat angestellte Prof. Jacobi hat sich das Verdienst erworben, einen Apparat hergestellt zu haben, welcher nach den damit angestellten Versuchen die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg begründet. Nicht minder interessant ist die in diesem Abschnitte gegebene Notiz, daß trotz der geringen Bevölkerung bedeutender Landstrecken, welche der Gründung von Schulen in Wege steht, und des nomadischen Lebens vieler Völkerstämme, in Beziehung auf welche erst die feste Ansiedelung der Bildung vorausgehen muß, doch das statistische Verhältniß des Volks zur Masse der Volksbildung sich so günstig gestaltet hat, daß jetzt auf 45 Einwohner ein Schüler kommt. Den Schluß des Abschnittes bildet ein Bericht über die Besuche, mit welchen der Kaiser und der Großfürst Thronfolger viele höhere und niedere Lehranstalten des Reichs beehrten.

Den an Notizen reichsten Theil des Berichtes bilden die Verfügungen in Bezug auf einzelne Abtheilungen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts (S. 20—123, einschließlich eines Rückblicks auf die Gesammtthätigkeit des Ministeriums in den letzten fünf Jahren, S. 116—118, und eines Hauptschlußwortes, S. 118—123). Was den petersburger Lehrbezirk betrifft, so befanden sich auf der Universität 73 Lehrer und Beamte und 385 Studirende. (Der petersburger Lehrbezirk besteht überhaupt aus sechs Gouvernements, mit 9 Gymnasien — 7 davon haben Pensionnate —, 50 Kreis- und 99 Pfarr- und Bezirksamtsschulen mit 913 Beamten und Lehrern.) Die Lehrmittel der Universität bestehen in einer Bibliothek von 24,143 Bänden, einem physikalischen Cabinet von 213 Instrumenten und andern Zubehörungen, einem botanischen Museum von 6000 Pflanzengattungen und 13,000 Exemplaren, einem zoologischen Cabinet von 9258 Gegenständen, einem zootomischen von 88 Präparaten und verschiedenen anatomischen Instrumenten, einem mineralogischen von 7875 Mineralien, einem Münzcabinet von 489 Medaillen und Münzen, einem chemischen Laboratorium mit 1983 Geräthschaften. Die im J. 1836 unterbrochenen Vorlesungen über die Sanskritsprache sind vom Professor Dorn wieder aufgenommen worden. Viel Gutes und Zweckmäßiges ist für die Gymnasien dieses Lehrbezirks geschehen, und für die andern Schulen haben selbst Privatleute durch Beisteuer gesorgt. Den moskauischen Lehrbezirk betreffend, so hat die Universität 611 Studenten mit 96 Lehrern und Beamten. Der Lehrbezirk besteht aus 9 Gouvernements, mit 1 Lyceum, 1 adeligen Institute, 10 Gymnasien (mit 7 Pensionnaten), 81 Kreisschulen und 172 Pfarrschulen. Beamte und Lehrer sind 1009, Schüler und Schülerinnen 16,309. Dabei bestehen noch 42 Privatpensionen, in denen 1640 Kinder unterrichtet werden. Die Bibliothek der Universität hat 32,652 Bände, und die übrigen Lehrmittel sind wohl besetzt. Auch in diesem Lehrbezirke sind milde Gaben von Bedeutung für die Schulen dargebracht worden. Der charkowsche Lehrbezirk hat 1 Universität zu Charkow mit 81 Lehrern und Beamten, und 315 Studenten, sowie (in 8 Gouvernements) 8 Gymnasien, 82 Kron- und 118 Pfarrschulen mit 839 Lehrern und Beamten. Überdies bestehen dort 49 Privatpensionen und Schulen. Die Universität hat eine Bibliothek von 33,186 Bänden und andere gut versorgte Lehrmittel. Unter den Gymnasien ist ein neueröffnetes, da die Kreisschule in Stawropel in ein Gymnasium umgewandelt worden ist. Der Lehrbezirk von Kasan hat 1 Universität von 170 Studenten bei 76 Lehrern und Beamten; die Bibliothek dieser Anstalt hat 33,294 Bände. Außerdem hat der Bezirk 10 Gymnasien (darunter 3 mit Pensionnaten), 1 armenische Schule, 67 Kreis- und 105 Pfarrschulen und Vorbereitungsclassen. Angestellt sind an denselben überhaupt 697 Beamte und Lehrer. Auf der Universität von Kasan wurde zur Bildung von Dolmetschern der chinesischen Sprache und Missionnairen in Peking ein Lehrstuhl der chinesischen Sprache gegründet. In dem dorpater Lehrbezirk hat die Universität 74 Lehrer und Beamte und 563 Studenten; die Bibliothek besteht aus 62,042 Bänden. In den 4 Gymnasien, 1 Seminar zur Bildung von Elementarlehrern, 24 Kreisschulen und 85 Pfarr- und Elementarschulen und 149 Privatpensionnaten werden von 248 Beamten und Lehrern im Ganzen 3970 Individuen unterrichtet und erzogen. Unter den Veränderungen im Personal der Universität finden wir den Prof. Dr. v. Madai und den Prof. Dr. Volkmann, jenen aus Halle, diesen aus Leipzig berufen, aufgezählt. Immer seltener werden die Berufungen nach Rußland aus dem Auslande.*) Für das

*) Noch vor kurzem lasen wir in der „Leipziger Zeitung", 1839, Nr. 77, S. 1015 in einem aus Petersburg vom 16. März da-

Gymnasium zu Dorpat ist ein neuer Lehrplan eingeführt, die Mittel zur Erlernung der russischen Sprache sind verstärkt und eine russische Elementarschule in Dorpat angelegt worden. In dem Lehrbezirke von Kiew befinden sich: 1 Universität mit 68 Beamten und Lehrern und 263 Studirenden, 1 Lyceum, 8 Gymnasien, 2 adelige Pensionen und 1 Convict für arme Adelige, 1 Feldmesserschule, 28 Kreisschulen (worunter 12 adelige), 1 griechische Schule und 48 Pfarrschulen. An sämmtlichen Schulen sind 528 Beamte und Lehrer angestellt. Die Gesammtschülerzahl (einschließlich der der 20 Privatpensionen) beträgt 8307. Die Bibliothek der Universität hat 46,588 Bände, und außerdem stehen ihr andere gut besetzte Lehrmittel zu Gebote. Der weißrussische Lehrbezirk schließt in sich 10 weltliche und 2 geistliche Gymnasien, 1 Seminar für Pfarrschullehrer, 19 adelige Kreisschulen (darunter 1 Pension), 7 bürgerliche, 3 geistliche Kreisschulen, 1 Taubstummeninstitut, 154 Parochialschulen und 25 Convicte bei verschiedenen Lehranstalten. Die Zahl der öffentlichen Lehrer beläuft sich auf 890, die der Schüler auf 12,287, mit 3671 Gymnasiasten. Durch ansehnliche Schenkungen sind die Mittel der Anstalten sehr erweitert worden. Unter den einzelnen Directionsbezirken von Weißrußland wird der wilnasche als derjenige bezeichnet, welcher sowol seiner innern Beschaffenheit als seiner Schülerzahl nach den ersten Platz fortwährend behauptet. Im Lehrbezirke von Odessa (bestehend aus 3 Gouvernements und einer Provinz) sind 5 Gymnasien mit 2 adeligen Pensionen und einer tatarischen Schulabtheilung, 25 Kreisschulen und 44 Pfarrschulen und Vorbereitungsclassen. Angestellt sind an diesen insgesammt 247 Beamte und Lehrer. Außerdem bestehen in diesem Bezirke 21 Privatpensionen und Schulen. Die Zahl der sämmtlichen Schüler beläuft sich auf 5278. In den Provinzen jenseits des Kaukasus gibt es 1 Gymnasium nebst 1 adeligen Pension und 15 Kreisschulen; an diesen sind überhaupt 88 Beamte und Lehrer angestellt. Auch bestehen hier noch 3 Privatpensionen; die Gesammtzahl der Lernenden beläuft sich auf 1424. Sibirien hat 2 Gymnasien (das neue Gymnasium in Tomsk ist vor der Hand erst in seinen zwei untern Classen eröffnet worden), 21 Kreis-, 2 Pfarrschulen und eine Privatschule, 157 Lehrer und 2634 Schüler, worunter 266 Gymnasiasten sich befinden. Am pädagogischen Hauptinstitute sind 47 Beamte und Lehrer angestellt, welche 141 junge Leute unterrichten. Die wissenschaftlichen Hülfsmittel dieser Anstalt sind nicht gewöhnlich; unter andern besitzt sie eine Bibliothek von 6938 Bänden.

Die übrigen Abschnitte der reichhaltigen zweiten Abtheilung des Berichtes betreffen: 1) die häusliche Erziehung (es wurden überhaupt 299 Admissionsscheine, d. h. Erlaubnißscheine, das Amt eines Privaterziehers übernehmen zu dürfen, ausgegeben); 2) die kaiserliche Akademie der Wissenschaften (bestehend aus 20 ordentlichen und 4 außerordentlichen Akademikern, 3 Adjuncten, 57 inländischen und 45 auswärtigen Ehrenmitgliedern, 65 inländischen und 59 ausländischen Correspondenten); 3) die Hauptsternwarte; 4) die kaiserlich russische Akademie (bestehend bis zum 1. Jan. 1834 aus 54 wirklichen und 20 Ehrenmitgliedern); 5) die kaiserliche öffentliche Bibliothek (diese faßt 424,356 Bände und 17,235 Manuscripte und hat 28 Beamte); 6) das Rumjanzow'sche Museum (mit einer Bibliothek von 30,934 Bänden und 732 Handschriften); 7) öffentliche Bibliotheken in den Gouvernements (31 an der Zahl; Privaten haben zur Unterstützung derselben bedeutende Mittel dargereicht); 8) gelehrte und allgemein wissenschaftliche Gesellschaften; 9) Obercensurverwaltung; 10) Departement des öffentlichen Unterrichts; 11) Kanzlei des Ministers.

Den dritten Theil des Berichts bilden (von S. 125 an) vergleichende Tabellen über den Zustand der Lehranstalten in den Jahren 1836—37. Es liegt in der Natur der Sache, daß Ref. sich eines auszüglichen Berichtes hierüber enthalten muß, und er fügt nur die Bemerkung hinzu, daß auch aus dieser tabellarisch-comparativen Darstellung die Fortschritte klar hervorleuchten, welche die Anstalten für die Bildung des russischen Volkes machen. 157.

tirten Artikel: „Der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte darauf angetragen, daß in Betracht der Schwierigkeiten, die mit der Auffindung von tüchtigen Candidaten für die Stellen der Classenaufseher verbunden sind, Personen aus allen freien Ständen und namentlich auch Ausländer zu solchen Stellen ebenso im Ressort der beiden Pupillencollegien wie bei den übrigen Lehranstalten sollen berufen werden können. Se. Maj. der Kaiser haben jedoch diesem Antrage eigenhändig die Worte beigefügt: Damit einverstanden, nur mit Ausnahme der Ausländer."

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „Chevely; or the man of honour", hat Lady Lytton Bulwer einen Roman in drei Bänden herausgegeben, der einen unerfreulichen Beweis liefert, wie man sich immer weniger scheut, den Skandal des Privatlebens und häuslichen Zwist, den die Menschen bei geordneten Sitten der öffentlichen Kenntniß zu entziehen pflegen, in das Gewand der Novellendichtung einzukleiden und zur Unterhaltung für die Leswelt zuzubereiten. Cheveley, eine Vereinigung der größten Schlechtigkeiten und Gemeinheiten, die man sich denken kann, ist nicht Erdichtung, nicht Ausgeburt eines krankhaften Gehirns, sondern eine vom durchsichtigsten Flor überzogene Wirklichkeit, unter dem für den Engländer wenigstens die einzelnen Personen leicht kenntlich sein müssen; eine reichhaltige Sammlung von unsaubern Geschichten, die den müßigen Zungen der Hauptstadt auf lange Zeit Stoff gewähren wird, überhaupt für eine Frau eine unwürdige Aufgabe. Aber diese Frau ist schwer gekränkt, verfolgt und verlassen; so trifft ihr Groll nicht blos Den, den sie als die Ursache ihrer Leiden am meisten haßt und verabscheut, ihren Gemahl, sondern Alle, die mit ihm in Verbindung stehen, Alle, die mit ihm zu einer politischen Partei gehören, in denen allen sie ihre persönlichen Feinde sieht, und von denen nun so Manche unschuldig unter ihren Anfällen leiden müssen. Als Novelle in literarischer oder ästhetischer Hinsicht läßt sich von dem Buche gar nicht sprechen, da die freie Schöpfung von der oft widrigen Wirklichkeit ganz verschlungen wird und künstlerisches Interesse bei allem Verstande, den die Verfasserin zeigt, insofern ganz verschwindet, als die ärgsten Scenen des Skandals gerade den interessantesten und lesbarsten Theil des Buches ausmachen. Doch gewährt es einen zwar lehrreichen, aber betrübenden Blick in das Innere des Lebens der vornehmen Welt: Engherzigkeit, gemeine und niedrige Ideen, Leidenschaften, Bestrebungen und Beweggründe, ebenso niedrige Urtheile über Andere und die flachsten und niedrigsten Ansichten über die Dinge dieses Lebens, das ist es, was wir trotz der abgeschliffenen Formen des äußern Umgangs und Benehmens hier erblicken.

Mrs. Jamesen, die sich viel mit deutscher Literatur beschäftigt und um deren Einführung in England sich große Verdienste erworben, lebt jetzt in Weimar und arbeitet an einer Übersetzung der dramatischen Stücke der Prinzessin Amalia von Sachsen. „Die Braut", eine in Dresden mit so vielem Beifall aufgenommene Oper, deren Text von derselben Verfasserin ist, befindet sich bereits auf der londoner Bühne.

Große Aufmerksamkeit erregt und verdient ein in diesem Augenblick zu London erschienenes Werk mit dem Titel: „Thoughts on tactics and military organization; together with an inquiry into the power and position of Russia. By lieut.-col. *Mitchell*, author of the Life of Wallenstein."

William Molesworth besorgt jetzt eine Gesammtausgabe von Thomas Hobbes' sämmtlichen Werken. Zwei Bände sind bereits ausgegeben. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 160. — 9. Juni 1839.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 159.)

So entschieden der Hr. Verf. aber auch die Sklaverei der südlichen Staaten verwirft, so hat er doch auch bedeutende Gründe für eine billige Würdigung derselben gefunden. Der sehr verkehrte, bodenausmergelnde Landbau in dem heißen Klima, in den Sümpfen u. s. w. kann durch Europäer nicht betrieben werden; nur der Schwarze scheint gegen die Gefahren daher gesichert. Ist auch die Sittenverderbniß der Sklavenhalter grenzenlos; ist es ein herzzerreißender Gedanke, daß der Weiße die Kinder, welche er mit Sklavinnen erzeugte, ohne alle Empfindung wieder in die Sklaverei hinausstößt, ja staatsgesetzlich hinausstoßen muß; werden selbst die mit einer farbigen Ehefrau erzeugten Kinder von ihren früher oder später mit einer weißen Frau erzeugten weißen Halbgeschwistern in die Sklaverei verkauft: so ist doch nicht abzusehen, wie die Pflanzer der Sklavenstaaten bestehen und entschädigt werden sollten, wenn die nördlichen Staaten das Verlangen an sie stellten, die Quelle ihres Wohlstandes, den bisher rechtmäßigen Besitz an Sklaven aufzugeben. Es wird eine Zeit kommen, welche der Sklaverei ein Ende macht; aber daß dies gewaltsam geschehe, können die nördlichen Staaten ihres eigenen Vortheils wegen den südlichen nicht wünschen.

Von dieser wesentlichsten aller Verschiedenheiten des Südens und Nordens führt uns der Hr. Verf. in die Parteiungen, welche in der weißen Bevölkerung sich kund geben. Hier stoßen uns die Namen Whigs und Tories, aber in einem, fast dem englischen entgegengesetzten Sinne auf (S. 385). Die Whigs sind hier die aristokratische Partei, während die Tories die demokratischen Grundsätze vertreten und selbst zu ochlokratischen übergegangen sind. Die demokratische Partei hat seit 10 Jahren die Obmacht in der allgemeinen Verwaltung gehabt, und von ihr sollen nach der Meinung des Hrn. Verf. die Ungerechtigkeiten gegen die Indianer und in den terasschen Händeln, die Herabwürdigung des Bundesgerichts durch Nichtvollstreckung seiner Urtheile, der Sturz der Bande der Vereinigten Staaten und in Folge davon die letzte Handelsverwirrung in Amerika und Europa hervorgegangen sein.

Uns will es scheinen, als ob hier Hr. Dr. Julius seinem eigenen Urtheile, ja, seinen eigenen Darstellungen weniger folge als den etwas zu aristokratischen Ansichten des Hrn. M. Chevalier, der von seinem gewerblichen Juste-milieu-Standpunkte aus keineswegs zu den unbefangenen Urtheilern gehört. Es war nach unserer unvorgreiflichen Meinung wol an der Zeit, daß das demokratische Princip in den Vereinigten Staaten einmal zu einiger Geltung gelange, weil der Gang, welchen die Aristokratie der südlichen Staaten seit langer Zeit genommen, durchaus nicht darauf gerichtet war, die Republik sicherzustellen, sondern die Macht des Aristokraten zur Macht der Republik zu erheben. Daß ein junger Staat eine extreme Richtung aufgibt, um in eine andere zu verfallen, ist nach dem Gesetze der Ausgleichung der Kräfte ganz natürlich. Die Wage wird so lange oscilliren, bis ein leidlicher Mittelweg nach vielen Proben gefunden ist. Allein gerade dieses Auf- und Absteigen der Gewalt der politischen Parteien ist nothwendig, um den Sinn für die Republik und Freiheit rege zu halten. Daß der Landbesitz ein Übergewicht über Handel und Gewerbe erlangen werde, glauben wir nicht, wol aber, daß die wachsende Wichtigkeit des festen Grundbesitzes für die Consistenz des Staats gerade in Amerika gegenüber den schwindelnden Speculationen des Handels sehr wünschenswerth sei. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß nur auf diese Weise ein edleres Nationalgefühl erzeugt und erhalten werden könne. Eine Nationalschuld, auf den Grundbesitz angewiesen, ist ein Heiligthum der Nation; alle Zettelbanken sind Schwindeleien, sie mögen National- oder Handelsbanken sein.

Höchst interessant ist die nun folgende Darstellung des Verfalls, in welchen die Freimaurerei in den Vereinigten Staaten seit 1826 gerathen ist. Eine schauderhafte, mittelalterliche, femgerichtliche Bündlergeschichte, die Verfolgung des Will. Morgan und des Buchdruckers Miller (S. 387), setzt uns in Erstaunen. Und doch sind es kaum 60 Jahre her, daß der Rosenkreuzerorden in unserm Vaterlande ganz ähnliche Dinge getrieben haben mag; noch sind es nicht 30 Jahre her, daß die Überreste des Illuminatenordens zu den ärgsten Vermuthungen

Anlaß gaben, und kaum 15 Jahre sind es, daß die Demagogen in Deutschland, die Carbonari in Italien, die Gesellschaft der Menschenfreunde in Frankreich, die Orangistenlogen in Irland ihren Feinden und Verräthern den Untergang schwuren; ja, das junge Europa soll in den letzten Jahren selbst solche femgerichtliche Todesurtheile vollstreckt haben. Und sollen nicht auch in unserm Vaterlande wüthende Verfolgungen von den Logen ausgegangen sein? Eine kräftige Erscheinung des Volksgeistes in Amerika ist der Haß und die Verachtung, welche sich gegen die Freimaurerei dort kundgegeben haben, und es ist wol nicht zu zweifeln, daß dieses Bündlerwesen, sobald es eine Macht im Staate bilden will, der Freiheit gefährlich und mit allen Waffen zu bekämpfen ist.

Die Frage über die Natur der Union, ob sie ein Staatenbund oder ein großer Freistaat sei, ist hinsichtlich der innern Zwiste von ungleich größerer Bedeutung. Die großen Staaten Virginien, Pennsylvanien und Neuyork sind jeder allein zu mächtig, um der Bundesgewalt sich zu unterwerfen, und es fällt daher in die Augen, „daß ihr Ehrgeiz ganz besonders eingeladen wird, nach Erwerb der Bundesgewalt oder Einfluß auf dieselbe zu streben" (S. 393). So steht denn auch sichtlich eine Veränderung in der Verfassung des Bundes bevor; denn die Ungesetzlichkeiten und Widersetzlichkeiten einzelner Staaten, wie sie in der neuesten Zeit vorgekommen sind, werden sich wiederholen und die vom Auslande allein anerkannte Bundesmacht schwächen.

Außer diesen Gebrechen bestehen eine Menge innere Zwiste zwischen den Staaten, deren Ausgleichung bei der vorherrschenden Neigung zur Selbsthülfe und Autonomie der Einzelnen sehr schwierig ist und die Staaten selbst sehr leicht in die Händel der Privaten verwickeln kann.

Hierzu kommt die eigenmächtige Ansiedelung auf Grund und Boden, welchen die Union noch nicht verkauft hat, die Arbeiteraufstände wegen Erhöhung des Tagelohnes, Verfolgung der wohlfeiler Arbeitenden und Nullificirung der diesen Arbeit Gebenden (S. 403) u. s. w. Alle diese Thatsachen sprechen für die Neigung zur eigenmächtigen Volksjustiz, und daß bis jetzt nicht Mittel genug in den Händen der Staatsgewalt lagen, um dergleichen zu begegnen. Indessen besteht dort noch nirgend eine Policei im europäischen Sinne, und trotz ihr haben wir das Hepp! Hepp! von Memel bis Basel ertönen, in großen, mit Militairmacht versehenen Städten die Häuser der Israeliten zerstören und ihre Personen mishandeln gesehen; wir haben erlebt und erleben fast jährlich, daß Schuster, Schneider, Maurer, Weber, Buchdrucker u. s. w. gegen ihre Meister und Brotherren und gegen das Publicum sich empören, und daß der bewaffneten Policei kaum gelingt diese Meutereien zu beschwichtigen; wir haben 1830 — 32 mitten unter Kartätschen die Bevölkerungen großer Städte schauerliche Acte der sogenannten Volksgerechtigkeit gegen Municipal- und Staatsverwaltung verüben sehen, erleben in diesem Augenblicke die Auflehnung der katholischen Kirche gegen die Staatsgewalt mit wahren Emeuten, und behaupten doch, daß unser gutes deutsches Volk lenksam, fügsam und vor allen das gebildetste der Erde sei, weil Neunundneunzig unter Hundert lesen und schreiben können!

Eine ähnliche autonomische Quelle hat das Duell in der alten und neuen Welt. Kein Gesetz wird im Stande sein, diesen letzten Rest germanischer Freiheit, das Recht über seine Person zu verfügen, zu vernichten. Es ist dies eine Principfrage, und wir scheuen uns nicht, der Civilisation und Philosophie gegenüber dreist zu behaupten, daß erst mit der völligen Vernichtung des Rechts der freien Verfügung über Leben und Gesundheit die völlige Demoralisation der Staatsgesellschaft ihren Anfang nehmen werde.

Sehen wir von dieser Richtung zur Selbsthülfe und von den abscheulichen Mordversuchen, die in dem Congresse der Vereinigten Staaten und in den gesetzgebenden Versammlungen einzelner Staaten wegen politischer Meinungsverschiedenheit vorgekommen sind, ab, so fällt uns sogleich der frische Lebensmuth des amerikanischen Volkes in seinen kühnen Unternehmungen in die Augen (S. 411), mit welchem jedoch auch dessen Spielwuth und Wett- und Wagelust in tiefinnerer Verbindung steht. Die gewagten Unternehmungen führen oft zu den schändlichsten Kunstgriffen (yankee-tricks) und zu Gemeinheiten, welche eine traurige europäische Öffentlichkeit und Berühmtheit erlangt haben, wie z. B. der schändliche Betrug, welcher von den mit dem Baue zweier Fregatten für die kämpfenden Griechen beauftragten Amerikanern dem griechischen Bevollmächtigen Kordestavlos gespielt wurde (S. 412).

Neben dieser Arglist steht jedoch ein so schöner Sinn in den bessern Familien, ein so sinnreicher, nützlicher Erfindungsgeist, eine so große Sorge für die Erhaltung der Sittlichkeit in der Gesellschaft, daß man wie überall Tugend und Laster in wunderbarer Gemeinschaft sieht. Man vergleiche die geringe Zahl der Ehescheidungen, die Seltenheit außerehelicher Schwängerungen und dergleichen mit denen in Europa, ja in Preußen, und man wird nicht sagen können, daß dieses Volk der amerikanischen Freistaaten auf dem Wege zur Entsittlichung sei. Wo so große Lichter leuchten, müssen starke Schatten fallen.

Auffallend ist, daß der Amerikaner keinen Sinn für Musik haben soll. Der Hr. Verf. führt diese Behauptung mit einer Art geistreicher Vorliebe durch (S. 417); ja, er geht so weit, zu behaupten, daß sie es nie zu etwas darin bringen werden, weil sie, wie die Engländer, mit Ausnahme der Schotten und Irländer, keinen Volksgesang hätten. Nun ist aber doch von Iren, Schotten und Deutschen der Mehrzahl nach die Bevölkerung zusammengesetzt, und es müßte doch von ganz sonderbaren, freilich auch von dem Hrn. Verf. angeführten klimatischen Bedingungen abhängen, wenn der schwarze Neger selbst als im Lande geborener Sklave gesang- und musikreich, und alle europäischen Kehlen hier geschlossen sein und bleiben sollten! Das wird sich in Zukunft finden! Freilich fehlt dem Volke eine so romantische Vorzeit wie den Europäern; aber es wird eine Zeit des Gesanges auch dort anbrechen, ein Sinn für Musik auch dort mehr und mehr erwachen, sobald die Besitzerwerbung und

ersten Urbarmachungen ein Ende und die feinern Künste und Genüsse höhere Geltung finden. Mehr scheint uns in der stillen Erziehung, bei der alten Scheu, durch heitere Lieder dem Sinne eine zu weltliche Richtung zu geben, und in jenem vorherrschend religiösen und ernsten Wesen, womit diese Staaten gegründet wurden, der Sinn für Musik und Gesang einige Jahrhunderte lang nicht aufgeregt worden zu sein, als daß er gar nicht vorhanden, gar nicht zu erwecken wäre. Wie lange ist es denn her, daß der märkische und norddeutsche Bauer singt und gar vierstimmig singt?

Wir möchten nicht gern irgend etwas ganz aus dieser Anzeige auslassen, was den sittlichen Zustand dieser höchst merkwürdigen, in einer gigantischen Selbstaufbauung begriffenen Nation einigermaßen andeuten, oder das Verständniß des folgenden strafrechtlichen Theiles erleichtern könnte. Wir haben so oft schon einzelne überraschend geistreiche gewerbliche Ideen verkünden hören, welche in diesem Volke entstanden sind. Wir kennen z. B. durch Herrn Hubers („Atlantische Skizzen") den Dampfwagen- und Bootverkehr und die Fabrikdistrikte. Schwindelt uns bei jenem, so erwärmt sich unser Herz bei diesen. Ein neuer Staat, welcher das europäische Fabrikwesen wegen dessen offenbar höchst nachtheiligen Einflusses auf die Sitten und den finanziellen Zustand der Massen durch ein veredeltes System fern von sich zu halten gebietet, muß einen richtigen Begriff von dem Werthe der humanen Sittlichkeit haben. Es ist uns aufgefallen, daß der Hr. Verf. diese Richtung der Fabrikindustrie zur Volkssittlichkeit nicht in seiner höchst gründlichen Weise behandelt hat, und möchten ihn darüber wol selbst hören. *)

52.

Lebensbilder. Humoristisch-satirisches Gemälde unserer Zeit, von A. v. Schaden. Zwei Theile. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir erinnern uns noch recht gut der Zeit, wo der Verf. dieser „Lebensbilder" mit seinem ersten satirisch-humoristischen Werke auftrat und mit einer Art von Applaus empfangen wurde. Es war die Zeit Schilling'scher Nuditäten, Clauren'scher Sentimentalitäten und der Tromlitz'schen Ritterlichkeiten. In dieser Zeit der Mittelmäßigkeiten konnte der kecke Humor, die dreiste, aber niedrige Erfindung und der dreiste, aber ziemlich ideenleere Dialog dieser Schaden'schen Kreuz- und Quersprünge Glück machen. Diese Zeiten scheinen nun aber doch für immer vorüber zu sein, und die Wiederholung ihrer Nüchternheit erscheint uns jetzt, wo die wichtigsten Interessen der Menschengeschichte und die großen nie ganz gelösten Weltfragen Gegenstand der Romantik geworden sind, wo Historie, Wissenschaft, Philosophie und Kunst die Materie des im Gebiet des Romans dichtenden Geistes geworden ist, fast gespenstig, jedenfalls aber äußerst reizlos und trivial. Es bleibt an solchen Schriften, wenn die Verf. mit den Ideen des Tages nicht fortgegangen sind, und wenn sie keine Notiz nahmen von den Einwirkungen der neuesten Philosophie auf die Weltverhältnisse, nichts zu loben als etwa die kecke Art, mit der sie ihren veralteten Kram und ihre unbedeutenden Späße in eine, mit ganz andern Gedanken beschäftigte Zeit und in den Ernst unserer Tage hineinwerfen, so etwa, wie man einen Neueintretenden lobt, der mit einem alten Witz in eine Gesellschaft tritt, die sich in schauerliche Gespenstergeschichten oder in einen ärgerlichen Wortstreit verwickelt und verloren hat.

Die leichte, aber auch leichtfertige Erfindung zahlloser bürgerlicher Verhältnisse ohne höheres oder tieferes Interesse, die große Fertigkeit in Verwickelung und Lösung dieser willkürlichen Beziehungen, Qualitäten, die A. v. Schaden mit Schilling und Clauren gemein hat, wollen wir gebührend anerkennen. Hiermit aber sind wir auch am Ende alles Lobes. In allen diesen zahllosen Verbindungen wird nicht eine Idee und überhaupt nichts sichtbar als die schrankenlose Willkür des Verfassers. Und wiewol er sich rühmt: „über das Thun und Treiben seiner Zeit berichtet und Bilder dieses Treibens der Menschen vom Höchsten bis zum Niedrigsten geliefert und gezeigt zu haben, daß alle, ob Fürst ob Bettler, arme, sündige Menschen (!) sind, die dem Ideale nicht gleichen", ja, obgleich er allerdings Fürsten und Gerichtsdiener, patriotische Hofräthe und naseweise Schulknaben, Theophanien und Annelieschen in Menge uns vorführt, so nehmen doch Alle an derselben Niedrigkeit und Trivialität Theil, und in Allem tritt dieselbe Ideenlosigkeit immer wieder hervor. Stets sind es die spießbürgerlichsten Verhältnisse, in einer Darstellung, die mit der Clauren'schen um den Preis der Roheit und Anzüglichkeit ringt, welche wir vor uns sehen, und wir gestehen es gern, daß wir in diesem Labyrinth von Niedrigkeiten, um nicht etwas Schlimmeres zu sagen, den Faden verloren haben. Es bedarf nur eines einzigen Blickes, um von dem Styl nicht blos, sondern auch von dem ganzen Charakter dieser „Lebensbilder" eine genügende Vorstellung zu gewinnen. Der Gauner Graumännchen ist endlich entlarvt und gefangen. „Fürst Hugo aber", heißt es dann, „dachte, wer in ein Wespennest sticht, kommt in der Regel nicht mit heiler Haut davon, ließ zwar die Gerechtigkeit gegen Graumännchen und seine Begleiter schalten, quid juris über sie erkennen, das Urtheil publiciren, jedoch, als sie schon am Leben verzweifelten, die Kerkerthüren öffnen und sie entlassen."

Der Verf. hat es jedoch auch mit den Liberalen zu thun, die der Welt jetzt so viel zu schaffen machen, und er schildert uns nicht ohne Humor einige Scenen von Volksempörung, voll Confusion und ergötzlicher Begriffsverwirrung. Wäre ihm hier nur ein klein wenig Geschmack zu Hülfe gekommen, so hätte aus diesen Scenen etwas Gutes werden können. Doch Herr A. v. Schaden schildert folgendermaßen: „Es lebe die Fürstin Elise, nieder mit dem Tyrannen! schrie das Volk. Confusion und Preßfreiheit! jubelte der Plebs; kurz, Ilium war in Aufruhr. Recht hatten die Leute; Confusion war an allen Ecken und Enden; den Bäckern wurden die Brote und Semmeln, den Fleischern ihre Waaren und den Hökern ihr Gemüse zu den billigsten Preisen, d. h. ohne Geld weggenommen, und Freßfreiheit herrschte überall. In dulci jubilo lebte das Völkchen; der liebliche Spruch: „Sorgt nicht für den künftigen Morgen", fiel so Manchem ein, und dieserhalb wollte man sich soeben darüber hermachen, die reichen Leute ihres Überflusses zu entledigen, als Fürstin Elise, mit Stern und Hermelinmantel geziert, eine weitstimmende Krone (!) auf ihrem Haupte, auf einem weißen Zelter — — unter die tobende Menge sprengte."

Aus diesem Bilde wird wol der Leser abnehmen, was es mit der Lebenswahrheit dieser „Lebensbilder" auf sich hat, und wie weit der Geschmack und die Auffassung des Verf. reichen. Es wäre unnütz, darüber mehr zu sagen, als daß der Autor seine Zeit hinter sich hat, und daß seine Gaben, die in andern Tagen für genügend gelten mochten, ihn nicht mehr in den Stand setzen, einen Rang in der Literatur des heutigen Romans zu behaupten. Er mag das bekannte „Sic transit gloria mundi" auf sich anwenden und, wenn er will, auf einem andern Felde die verlorene Befriedigung suchen.

50.

---

*) Den zweiten Artikel lassen wir im nächsten Monate folgen.
D. Red.

Anekdote.

Lafayette war ein sehr anmuthiger Erzähler, ernst und schwer in seinen Grundsätzen, aber von fröhlichem Humor. In seinen Unterhaltungen war eine liebenswürdige Grazie, selbst eine gewisse Koketterie, wie sie für die Herren vom versailler Hofe bezeichnend war. Er erzählte gern, und man hörte ihm ebenso gern zu; er besaß viele von jenen Erzählungstalenten, welche im 18. Jahrhundert am französischen Hofe cultivirt wurden, und die jetzt immer mehr im Verschwinden sind, und obgleich nicht gerade reich an überraschenden witzigen Einfällen, besaß er eine gewisse Sorglosigkeit von gutem Ton, womit er seine Erzählungen ohne Übereilung vortrug und oft mit einem unerwarteten Zuge schloß. Hier eine kleine Lafayette'sche Erzählung. „Als ich in Amerika war", erzählte Lafayette eines Tages, „hatte mir Washington den Auftrag ertheilt, mit den Stämmen der Wilden, deren Zahl und Kühnheit wir fürchten durften, zu unterhandeln. Es befanden sich bei mir mehre junge französische Offiziere, welche bis in die Mitte jener Völkerschaften und der düstern Wälder der neuen Welt den glänzenden Muth, aber auch den ungezwungenen Leichtsinn trugen, die ihrem Alter eigenthümlich sind und vielleicht zu jener Zeit auch ihrer Nation. Einer von ihnen verliebte sich in eins der sehr hübschen Mädchen, welche um unser Zelt streiften. Jeden Tag unterhielt er mit ihr lange Gespräche; mehr verlangte er von ihr nicht. Jeden Abend kehrte er etwas traurig zurück, um, fast verwirrt, seinen Freunden von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen zu erzählen. Schneller als seine Unterhandlungen gelangen die meinigen. Als ich auf dem Punkte stand, den Vertrag zu unterzeichnen, kehrte er plötzlich voller Hoffnung und Freude zurück. „Alles ist mir gelungen", rief er aus, „sie hat mich diesen Morgen um die Gehänge an meiner Uhrkette gebeten; ihr werdet sie leicht erkennen, denn sie wird morgen ohne allen Zweifel damit geschmückt sein." Folgenden Tages wurde der Vertrag zwischen mir und den Häuptlingen der Stämme zum Schlusse gebracht. Es war eine große Feierlichkeit. Die wilde Schöne, welche Tags vorher so wohl gezähmt schien, war leider nicht gegenwärtig, aber wir nahmen als ihren Stellvertreter unter den Kriegern einen jungen und kraftvollen Sohn der Wildniß wahr, welcher die Breloques an der Nasenspitze tragend einherstolzirte." 108.

Bibliographie.

Benzenberg, J. F., Die Sternschnuppen. Mit 9 Steintafeln. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 2 Thlr.

Classische Bibliothek der älteren Romandichter Englands. Eine Auswahl der Werke Fielding's, Smollet's, Goldsmith's, Sterne's u. A. In neuen Übertragungen herausgegeben von A. Diezmann. 1ster Band. Tristram Shandy's Leben und Meinungen, von Lorenz Sterne. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Tristram Shandy's Leben und Meinungen, von Lorenz Sterne. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. In 4 Theilen. 1ster Theil. 8. Braunschweig, Westermann. 8 Gr.

Byron. Dichtungen. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 4te Sammlung. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 18 Gr.

Das erste Christenthum in Ostfranken. Vom Verfasser des Armin. Gr. 8. Amberg, Klöber. 8 Gr.

Rechtliche und faktische Darstellung nebst authentischen Urkunden in Beantwortung der durch die Berliner Staatszeitung vom 31. December 1838 bekannt gemachten Darstellung und Denkschrift. 1ste Abth. Gr. 8. Regensburg, Manz. Preis für 2 Abth. 14 Gr.

Dorner, J. A., Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 2 Thlr. 16 Gr.

Fürstengröße und Fürstentugend. In Beispielen aus der Geschichte dargestellt. 1ste Sammlung. 8. Leipzig, Franke. 9 Gr.

Griesinger, C. T., Stuttgart am achten Mai. Gr. 8. Stuttgart, Gärtner. 9 Gr.

Große, K., Die Einführung der Reformation in dem ehemaligen Herzogthume Sachsen oder den Landen albertinischen Antheils. Gr. 12. Leipzig, Polet. 4 Gr.

— — Kurze Geschichte der Reformation und der in älterer und neuerer Zeit entstandenen religiösen Sekten. Gr. 12. Leipzig, Polet. 8 Gr.

Henrici, G., Ueber die Unzulänglichkeit eines einfachen Strafrechts-Princips. Gr. 8. Braunschweig, Leibrock. 9 Gr.

Immermann, K., Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. 2ter Theil. 8. Düsseldorf, Schaub. 2 Thlr.

Klausen, R. H., Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen. 1ster Band. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Hamburg u. Gotha, Friedrich u. Andreas Perthes. 3 Thlr. 4 Gr.

Kobell, F. v., Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart. Gr. 8. München. 16 Gr.

Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Ein Versuch die Deutung und ein besseres Verständniss der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern. Gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann. 1 Thlr. 16 Gr.

Lochner, G. W. K., Geschichte des Mittelalters. 1ster Band. Die Zeit vor und während der Kreuzzüge. Gr. 8. Nürnberg, F. N. Campe. 2 Thlr. 16 Gr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Die Zeit Ferdinands III. und die Anfänge Leopolds I. — Auch u. d. T.: Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Deutschland. 3ter Band. Gr. 8. Breslau, Graß, Barth und Comp. 2 Thlr. 12 Gr.

Michelet, C. L., Schelling und Hegel. Oder Beweis der Aechtheit der Abhandlung: Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. Als Darlegung der Stellung beider Männer gegen einander. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 10 Gr.

(Müller.) Zu Johann von Müllers sämmtlichen Werken Supplement. 1ster Band. Herausgegeben von Maurer-Constant. — Auch u. d. T.: Briefe an J. von Müller. Mit einem Vorwort von F. Hurter. 1ster Band. 8. Schaffhausen, Hurter. 1 Thlr. 16 Gr. Velinpap. 2 Thlr.

Napoleon. Roman. Vom Verfasser des Türken u. a. m. Gr. 12. Leipzig, Focke. 1 Thlr.

Nebe, Ch. G., Erinnerungen aus meinem Leben. Zur Förderung der Bildung und Lebensweisheit. Gr. 8. Zeitz, Schieferdecker. 18 Gr.

Richter, E., Der Journalistenspiegel. Worte der Wahrheit über Flugblätter und literarische Trommelschläger, an Freund und Feind gerichtet. Gr. 12. Leipzig, Fort. 14 Gr.

Sammlung interessanter Erzählungen, aus dem Englischen übersetzt von W. Pirscher. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 18 Gr.

Sandeau, J., Mariane. Roman in 2 Bänden, frei aus dem Französischen übersetzt von Lida Müller. 8. Nürnberg, F. N. Campe. 2 Thlr.

Steppes, A., Das Leben ein Traum oder das Horoskop. Große romantische Oper in drei Akten. Gr. 12. Darmstadt, Pabst. 8 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. 7ter Jahrg. Geschichte des Jahres 1837. Von F. Thiersch. 1ste Abth. Mit 8 Portraiten. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Die einzige Tochter. Roman. Aus dem Englischen von F. Steger. 3 Bände. 8. Braunschweig, Leibrock. 4 Thlr.

Vogel, C., Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album für gebildete Frauen. Mit 1 Stahlstich. Imp.-8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1 Thlr. 18 Gr.

Zeller, Ed., Platonische Studien. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 1 Thlr. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 161. — 10. Juni 1839.

Les leçons de P. P. Rubens, ou fragments épistolaires sur la religion, la peinture et la politique, extraits d'une correspondance inédite etc., par *J. F. Boussard.* Brüſſel 1838.

Schon im Anfange des vorigen Jahres verkündigten belgiſche Journale die Wiederauffindung einer intereſſanten Correſpondenz des Malers P. P. Rubens mit dem ihm befreundeten Reginald v. Urſel, Abt von Gembloux, einer ungefähr fünf Meilen von Brüſſel entlegenen ehemaligen Benedictinerabtei. Die Echtheit dieſer Correſpondenz, von der einige Journale eine Probe gaben, wurde jedoch ſchon damals beſtritten und als beſonders verdächtig angeführt, daß der gegenwärtige Inhaber beharrlich verweigere, die Handſchrift irgend einem Sachverſtändigen mitzutheilen, oder auch nur zu zeigen; ja, daß er geäußert habe, ſolche ſogleich nach ihrer Herausgabe verbrennen zu wollen. Um ſo geſpannter war man daher auf letztere und auf die Vertheidigung gegen die erhobenen Zweifel. Seit einem Jahre iſt nun dieſes Buch erſchienen, ohne daß der Herausgeber auf jene Zweifel im mindeſten Rückſicht genommen hätte. Da es deſſenungeachtet bis jetzt, ſo viel wir wiſſen, keine weitere Anfechtung erfahren hat, ſo könnte daraus geſchloſſen werden, daß die Echtheit der mitgetheilten Correſpondenz wirklich jede Probe beſteht, und das Buch würde alsdann als eine ſchätzbare und dankenswerthe Gabe zu betrachten ſein. Nicht allein ſein Äußeres beſticht durch eleganten Umſchlag und Titel, ſchönen Druck und lithographiſche Verzierung mit den Bildniſſen der beiden Correſpondenten und mit der Kreuzabnahme von Baroccio, die Rubens in einem Briefe mit der ſeinigen in Antwerpen in Vergleichung ſtellt. Auch der Name des Letztern iſt ganz geeignet, um eine Lockſpeiſe für die Leſer zu ſein. Wer wäre nicht begierig, zu vernehmen, wie dieſer Malerfürſt, der den Künſtler und Diplomaten ſo glänzend in ſich vereinigte, deſſen Werke uns mit ſo gerechter Bewunderung erfüllen, ſich über die Kunſt und die Verhältniſſe ſeiner Zeit ausſpricht, zumal bei der auffallenden Ähnlichkeit, welche dieſe im Vergleich mit den jetzigen in ſeinem Vaterlande darbieten? Die Verbindung der ſüdlichen (belgiſchen) mit den nördlichen (holländiſchen) Provinzen unter einem, beide vereinigenden Scepter war damals wie jetzt durch den Abfall der einen Hälfte unlängſt gewaltſam gelöſt. Das antioraniſch-katholiſche Princip in Belgien ſtand dem oraniſch-proteſtantiſchen in Holland ebenſo ſchroff wie jetzt gegenüber. Belgien erfreute ſich unter der Regierung der Infantin Iſabella und ihres öſtreichiſchen Gemahls, wie jetzt unter ſeinem König, einer gewiſſen Selbſtändigkeit, und die legitime Gewalt hatte im Innern ebenſo wol mit oraniſchen als in Beziehung auf Kirche und Staat mit republikaniſchen Elementen zu kämpfen. Welcher Gebildete wird es anders erwarten, als daß Rubens ſich in ſeinen Briefen als Belgier, Katholik und ſpaniſcher Staatsmann zu erkennen gibt? wer wird es ihm nicht gern zu gute halten, wenn er als ſolcher ſelbſt etwas zu viel thun ſollte? Mit der günſtigſten Stimmung nehmen wir daher das Buch in die Hand; ſchlagen wir es aber auf, ſo werden wir immer ſtutziger gemacht, je weiter wir vorſchreiten. Wir ſehen Rubens darin nämlich mit dem ganzen Übermaße von nationalem Eigendünkel, von religiöſer und politiſcher Verketzerungsſucht, von blindem Eifer für die römiſche Hierarchie auftreten, welches ſeit der belgiſchen Revolution daſelbſt in ebenſo anmaßlicher als drohender Geſtalt an den Tag gekommen iſt, und überall ſpricht ſich die Abſicht aus, ſein Bild nicht blos, wie der Titel andeutet, der Gegenwart als einen Spiegel vorzuhalten, ſondern dieſen als einen Brennſpiegel entzündend und unheilbringend auf dieſelbe wirken zu laſſen. Wir ſind in unſern Tagen, beſonders in der Memoirenliteratur, zwar daran gewöhnt, untergeſchobene Werke erſcheinen zu ſehen, und wiſſen, wie ſehr die wichtige Geſchichtsquelle der nachgelaſſenen Denkwürdigkeiten dadurch getrübt worden, und wie vorſichtig bei ihrer Benutzung zu Werke gegangen werden muß. Indeſſen war es dabei gewöhnlich blos auf Buchmacherei und auf den Geldbeutel des Publicums abgeſehen, und wenn auch perſönliche und Parteizwecke davon nicht ganz fern geblieben ſind, ſo war die Verfälſchung doch meiſt von keiner ſchlimmern Art und beſtand oft nur darin, daß echtes Material mehr oder weniger überarbeitet, verbrämt oder aufgeſtutzt wurde. Hier aber drängt ſich der Verdacht eines tiefer angelegten Plans unwiderſtehlich auf, indem es allzu ſichtbar wird, daß es nur darauf abgeſehen ſei, gehäſſige Tendenzen unſerer Tage durch eine ältere, achtungswerthe Autorität zu beſchönigen, durch den frappanten Effect analoger, hiſtoriſcher Zuſtände den Unkundigen irre zu führen, den Proteſtan-

tismus als angeblichen Vater aller Anarchie und Feind der Kunst zu verlästern, den Schoos der alleinseligmachenden Kirche als die sicherste Schutzwehr der Legitimität darzustellen und alle die Furien wieder loszulassen, die nach langen und blutigen Kämpfen der westfälische Friede endlich gefesselt hatte. Im noch nicht ausgestorbenen Geiste jener berüchtigten Gesellschaft, welche sogar das Verbrechen für erlaubt erklärte, wenn es ad majorem dei gloriam begangen wurde, wäre es nicht unerwartet, durch Lüge und Betrug einen großen Namen als Vehikel für Zwecke wie die angegebenen gemisbraucht zu sehen, und daß gerade Rubens dazu ausersehen worden, würde auch der Schlauheit jener Vorgänger nichts nachgeben. Die Briefe haben daher, wenn sie unecht sind, eine Wichtigkeit anderer Art, indem sie auf einen Zusammenhang mit den Machinationen hinleiten, die in dem heutigen Streite der Staats- mit der päpstlichen Kirchengewalt zu Gunsten der letztern von Belgien ausgegangen sind, und indem sie über die weiter aussehenden Absichten ihrer Urheber und die Waffen, deren sie sich zur Beförderung derselben bedienen, Aufklärung geben. Fern sei es jedoch von uns, die Beschuldigung des Betrugs auf den Grund eines bloßen Verdachts, sei er auch noch so scheinbar, aussprechen, oder die Briefe blos deshalb für untergeschoben erklären zu wollen, weil sie diejenigen Eigenschaften, welche wir doch selbst als die dem Rubens am nächsten liegenden und natürlichsten anerkannt haben, mehr, als uns lieb ist, heraustreten lassen. Leider ist kein urkundliches Material mehr übrig, um die Frage zu entscheiden, ob er denn wirklich der Spanien und Rom blind ergebene Eiferer gegen das oranische Haus, gegen die Reformation und gegen liberale Ideen gewesen, wie er sich hier auf jeder Seite zeigt. Nur die Vermuthung spricht dafür, daß der Gesichtskreis des hochgebildeten, welterfahrenen, auch mit protestantischen Völkern und Männern in freundliche Berührung gekommenen Malers kein so befangener und eingeschränkter gewesen, wie er in diesen Briefen erscheint, wo er jeden Gegenstand, über den er spricht, ausschließlich auf den schwülstigen Refrain eines ultramontanen, nichts Anderes neben und außer sich gelten lassenden Katholicismus zurückführt und außer der Aufrechthaltung des alten Despotismus in Kirche und Staat kein Heil für Gegenwart und Zukunft zu finden weiß. Erst dann, wenn sich aus andern Gründen bestätigt, daß Rubens diese Briefe nicht geschrieben haben kann, werden wir uns für berechtigt halten, statt der hier ihm beigelegten Denkungsart über Religion und Politik nur diejenige als seine wahre anzusehen, welche mit jener Vermuthung und dem heitern, großartigen Geiste, welcher aus seinem Pinsel spricht, übereinstimmt. Zu dem Ende wollen wir das Buch nunmehr im Einzelnen näher ins Auge fassen und prüfend durchgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

The „bloody Mary", Maria I. von England.

Wenn Maria Stuart die Leichtfertigkeit und Frivolität, die zügellose, von der Religion, was sie damals war und wie sie sich in ihren niedrigsten und vornehmsten Repräsentanten, einem Alexander VI. u. s. f., kund gab, eher geförderte als zurückgehaltene Sinnenlust ihres Jahrhunderts darstellte, wie sie in Italien und Frankreich ihre Herrschaft gewonnen hatte und mit ihr selbst nach dem rauhen Schottland wanderte, so kann die Königin Maria von England für die Repräsentantin der menschenfeindlichen Bigoterie und des grausamen Fanatismus gelten, der damals in Spanien seinen Sitz genommen und an Philipp II. einen mächtigen Beschützer gefunden hatte. Nach dem schon öfter bemerkten Streben mancher Historiker unsers Jahrhunderts, Personen, auf welchen der Fluch ihrer Mitwelt lastet, aus dem Zusammenhange ihrer Zeit zu reißen und nach dem mildern, humanern, tolerantern und philanthropischern Sinne unserer Zeit zu beurtheilen, hat auch der Brite Patrick Fraser Tytler in seiner übrigens werthvollen Geschichte der Regierungen Eduard's VI. und Maria's *) versucht, ein anderes Gefühl als das des Hasses für die Letztere anzuregen und sie ihrem natürlichen Wesen nach eher als eine liebenswürdige denn als eine verabscheuungswürdige Person hinzustellen. Dies sollen ihre von ihm mitgetheilten Briefe beweisen, in denen sich „größere Einfachheit, Natürlichkeit und Herzensgüte ausspreche als in den oft schwülstigen, dunkeln und pedantischen ihrer Schwester Elisabeth". Wegen ihrer Anhänglichkeit an den katholischen Glauben sei sie von den protestantischen Schriftstellern (Fox, Strype, Carte u. A.) unglimpflich und ungerecht behandelt worden, und bis in ihr 39. Jahr, dem Zeitpunkte, wo sie sich mit Philipp II. vermählte, lasse sich nichts Tadelnswerthes gegen sie vorbringen. Nicht die Handlungen, mit denen sie ein Jahr zuvor ihre blutige Regierung eröffnete: die Einkerkerung ihrer von ihr gehaßten und für das Schaffot bestimmten Schwester Elisabeth, die Hinrichtung der unschuldigen Johanna Gray und der Freunde derselben, der Meineid, den sie durch Wiederherstellung der katholischen Kirche beging, der grausamen Art, wie es geschah, zu geschweigen? Welch ein Grund für ihre Rechtfertigung, daß sie sich von keiner so abscheulichen Seite zeigte, bevor sie die Gewalt in Händen hatte! Hatte sie etwa Gelegenheit dazu, sie, die unter Heinrich VIII. für Bastard erklärt und unter Eduard VI. wegen ihrer bekannten Sinnesart ziemlich eingeschränkt gehalten worden war? Wie liebenswürdig zeigte sich selbst Caligula noch im ersten Jahre seiner Regierung! Bedarf es also der Erinnerung, daß Besitz der Macht erst den Charakter eines Herrschers ans Licht bringt, sowie auch der des gewöhnlichen Mannes erst dann hervortritt, wenn er in einen Lebensberuf, in eine bestimmte Wirksamkeit eintritt. Was weiß die öffentliche Meinung früher von ihm, was kümmert sie sich um ihn! Einem Historiker, dessen Studium ein praktischer Cursus der Psychologie ist, sollte das nicht unbekannt sein. Wenn Maria's Briefe weniger affectirt und einfacher sind als die etwas höher gehaltenen der vielseitig und gründlich gebildeten Elisabeth, was läßt sich damit erweisen? Nichts, als daß die ältere Schwester weniger gelehrt und weniger geistreich war. Sie war in der That sehr unwissend und sehr beschränkt. Spricht sich in einigen Herzensgüte aus, Theilnahme an dem Geschick treuer Diener — gibt es einen Menschen, gibt es vollends einen mit den Mitteln, zu belohnen, versehenen Herrscher, der nicht Jemanden habe, dem er seine Liebe und Theilnahme schenke, dem er eine gewisse Sorgfalt zuwende? Und das Weib, ist ihm nicht ein gewisses Mitgefühl unvertilgbar in die Brust gepflanzt? Wie können uns zufällige Äußerungen eines solchen Mitgefühls bestimmen, über ihren Werth als Regentin, über ihre Fähigkeiten zu der Begründung des Glücks eines ganzen Volks, über ihre vom Thron herab gegen dieses Volk verübten Handlungen günstiger zu urtheilen! Es ist ja

*) England under the reigns of Edward VI and Mary, with the contemporary history of Europe, illustrated in series of original letters never before printed; with historical introductions and biographical and critical notes. Zwei Bände. London 1839.

bekannt, daß das Mitgefühl sich auf Hunde und Katzen und noch schlechtere Thiere richtet, und wem wird es einfallen, den Menschen, bei dem er eine solche Äußerung des Gefühls, mit dem wir Alle geboren sind, wahrnimmt, gegen Die, welche ihn lieblos und unheimlich finden, oder seine Schlechtigkeit kennen, in Schutz zu nehmen? Kurz, es liegt gar keine Beweiskraft in einem hier und da geäußerten Zeichen von Wohlwollen, weil dieses sich auf Diejenigen zu richten pflegt, welche um uns sind, uns dienen und uns, wenn auch durch weiter nichts, doch durch Gewohnheit lieb geworden sind. Zudem sind die schlechtesten, abgestumpftesten Menschen in gewissen Augenblicken der Erweichung des Herzens fähig. Plutarch erzählt von einem der blutgierigsten und grausamsten thessalischen Tyrannen, daß er sich im Theater bei einer rührenden Scene der Thränen nicht enthalten konnte und sich zurückzog, um dem Publicum seine Schwäche zu verbergen; und wenn Jemand Marie über der rührenden Stelle eines Buchs hätte weinen oder die zärtlichen Liebessonette, welche sie an den kalten Philipp dichtete, mit ihren Thränen bethauen sehen, während die Todesseufzer der Opfer ihrer fanatischen Wuth zu ihren Fenstern hinaufdrangen, ist sie weniger gräßlich, niedrig und verabscheuungswerth, weil sie so herzliche Gedichte schrieb oder die von Andern so herzlich zu empfinden vermochte? Doch genug! Wir glauben, indem wir die von ihrem Geschichtschreiber für sie aufgestellte Apologie so Satz für Satz widerlegt haben, zugleich die Principien der historischen Kritik als unrichtig nachgewiesen zu haben, worauf dieselbe beruht. Keineswegs verkennen wir die Wichtigkeit, welche Briefe für die Geschichte, namentlich für die psychologische Ergründung des Charakters Dessen haben, von dem sie geschrieben sind; aber nicht einzelne wenige, unter diesen und jenen Umständen an die und die Personen geschriebene Briefe, wie es hier der Fall ist, sondern eine Sammlung, die reich und umfassend genug ist, den Biographen in Stand zu setzen, den Grundgedanken, die wahre und eigenthümliche Gesinnung des Verfassers, die vorherrschende Stimmung seiner Seele herauszulesen, und dazu sind der Briefe Maria's zu wenige und diese in zu enger Sphäre sich bewegend. „Die unterschridenden Epitheta, mit denen das englische Volk die beiden königlichen Schwestern charakterisirte: the bloody Mary und the good queen Bess", sagt Hr. Tytler, „haben nur Bezug auf jene Zeiten." Was heißt das? Auf welche andere Zeiten könnten sie denn noch Bezug haben? Wer soll den Herrscher, den Lenker eines Staats beurtheilen, als seine Zeit, die seine Handlungen sieht, unmittelbar dadurch berührt wird? Es gibt allerdings Menschen, die von ihrer Zeit nicht erkannt und gewürdigt werden, aber dies sind Solche, die durch geistige Thätigkeit sich über dieselbe erheben, durch Ideen den angenommenen Glauben, durch tiefe Einsicht das Maß der herrschenden Intelligenz überragen, also wissenschaftliche Genies, oder Solche, die durch ein wohlgemeintes, aber der Zeit nicht angemessenes Streben, das auf praktische Zwecke und die Reform des socialen Zustandes gerichtet ist, mit den herrschenden Interessen und Vorurtheilen in Conflict gerathen, wie die Kaiser Joseph II. und Julian; doch sind es auch hier höhere Ideen, wodurch solche Männer bestimmt werden, und die in sich selbst eine Gewähr enthalten, daß sie Gesetz und Recht und die Gebote der Menschlichkeit nicht verletzen. Gehört Maria zu Solchen? Gewiß nicht; und wenn ein Schriftsteller, weil er in einigen Briefen entdeckt hat, daß sie überhaupt das Herz eines Menschen in der Brust hatte, hiermit das ihr von der Mitwelt gegebene Beiwort: bloody, tilgen will, so ist dies ein kritisches Verfahren, nach welchem Jemand, der in 300 oder 600 Jahren Friedrich's II. oft sehr eigenwillige, herrische und eigensinnige Randglossen läse, hiermit beweisen könnte, daß er, der von seinen Unterthanen fast angebetete Monarch, ein Tyrann gewesen wäre. Kurz, dies ist das Resultat unserer Auseinandersetzung: historische Personen können nur aus und nach ihrer Zeit beurtheilt werden; Briefe, wünschenswerth, wie sie dem Historiker sind, haben doch erst untergeordnete Wichtigkeit, insofern sie zur Aufhellung der Thatsachen dienen; diese und die Stimme der Zeit bleiben Hauptsache; jene enthalten nur Worte, höchstens einen Commentar, der mit größerer Vorsicht zu benutzen ist, als man gewöhnlich angewendet findet. Gesetzt, die Königin Elisabeth hätte ihre Ansichten über die Rechte des Parlaments, mit dem sie bekanntlich oft sehr willkürlich umging, und der Krone in Briefen ausgesprochen — wäre sie für uns, die wir uns zu freiern Ideen erhoben haben, darum weniger the good queen Bess als für ihre Zeit, die sich durch ihr segensreiches Wirken beglückt fühlte? So wenig dies der Fall sein könnte, so wenig kann die Geschichte nach Obigem sich bewogen finden, das der Königin Maria von ihrem Volke beigelegte Epitheton „der blutigen" zu verwerfen. Das Werk Tytler's ist übrigens besonders reich an Mittheilungen über ihre Regierung; wir wollen jedoch die Bemerkungen, zu denen uns dasselbe Veranlassung gegeben hat, mit einer einzigen über ihre Vermählung mit Philipp II. schließen. Dieselbe ist einem französischen, von einem der Begleiter Philipp's geschriebenen und im Archiv zu Löwen aufbewahrten Manuscript entnommen und lautet:

„Unser Prinz stieg Freitag den 20. Juli 1554 um 2 Uhr zu South-Hampton ans Land, nachdem er am Abend zuvor den Prinzen von Gavze und Grafen Egmond an die Königin nach Winchester abgesandt hatte, um sie von seiner Ankunft und seinem Wohlbefinden zu benachrichtigen. Nach der Landung begab er sich sogleich in die Kirche zu South-Hampton, wo der Earl von Arundel ihm den Hosenbandorden überreichte, den er mit vielem Vergnügen annahm. Am nächsten Montage brach er nach Winchester auf, und gleich nach seiner Ankunft ritt er in einem glänzenden Aufzuge zur Kirche, wo ein großes musikalisches Fest seiner wartete, indem von der gesammten Geistlichkeit das Te-Deum gesungen wurde. Hierauf speisete er in seiner Wohnung zu Mittag. Um 9 Uhr Abends besuchte ihn der Earl von Arundel in Begleitung des Oberkammerherrn und führte ihn im Geheimen zur Königin. Das war das erste Mal, daß sie einander sahen. Am folgenden Tage begab sich der Fürst mit einem prächtigen Gefolge nach der Wohnung der Königin; diese kam ihm bei seinem Eintritt in die große Halle zu seinem Empfang entgegen, und nachdem sie einander begrüßt und umarmt hatten, ergriff der Prinz ihre Hand und führte sie auf den Sitz unter einem prächtigen Thronhimmel, wo sie sich ziemlich eine Stunde miteinander unterhielten. Darauf gingen sie in das Zimmer der Königin und verweilten darin beinahe zwei Stunden. Hier wurde ihnen Wein gebracht, und die Königin trank dem Prinzen zu, wie es in England Sitte ist, und darauf zog sich Se. Hoheit, nachdem er sich mit vieler Höflichkeit und Ceremonie bei der Königin empfohlen hatte, in seine Wohnung zurück. Am St.-Jakobstag verließ er diese wieder, angethan mit weißen Hosen und Wamms, letzteres nebst dem Kragen außerordentlich reich, und darüber ein Mantel von Goldstoff, ein Geschenk der Königin, die einen ähnlichen trug; er war mit Perlen und kostbaren Steinen auf das reichste gestickt. So angekleidet, mit dem Bande des großen englischen Ordens geziert und von mehren Edelleuten im reichsten Costum begleitet, begab er sich in die Kirche, wo ihn bei seinem Eintritt eine rauschende und fröhliche Musik von Trompeten, Clarins und andern Instrumenten empfing. Nachdem der Prinz hier eine halbe Stunde auf die Königin gewartet hatte, erschien diese mit einem glänzenden Gefolge sowol von englischen Rittern und Edelfrauen wie auch von Vielen, die mit dem Prinzen herübergekommen waren. Sie wurden nun verlobt, und während sie, umgeben von dem Adel und den sechs anwesenden Bischöfen, tiefer in das Innere der Kirche hineingingen, übergab des Kaisers Vertreter, Figueroa, dem Prinzen von Seiten seines Gebieters eine Pergamentrolle, einen Act, den er mit einer Rede begleitete; der Prinz, nachdem er sie gelesen hatte, überreichte sie der Königin, welche sie dem Kanzler von England einhändigte, der nach Durchlesung der Schrift laut verkündete, daß der Kaiser seinem Sohne, dem Prinzen von Spanien, mit dem Königreich Neapel ein Geschenk gemacht habe. Zu gleicher Zeit sandten sie nach einem Staatsschwert, indem weiter keins als

das der Königin vorhanden war. Als ein solches gebracht war, wurde es dem Earl von Pembroke übergeben, der es vor dem Prinzen hertrug, während der Earl von Derby das Schwert der Königin trug. Als sie auf diese Weise noch weiter in der Kirche hinaufgegangen waren, vermählte der Erzbischof von Wincheſter das königliche Paar mit großer Feierlichkeit, wie es der Fall nicht anders erfoderte, und ein feierliches Hochamt wurde hierauf gehalten, das von 12—3 Uhr dauerte. Bei ihrem Austritt aus der Kirche begaben sie sich Hand in Hand an den Hof. Bei Tafel, wo der Earl von Arundel das Handfaß und der Marquis von Wincheſter das Handtuch hielt, saß Niemand weiter als das königliche Paar; doch ging im Übrigen Alles mehr nach englischer als nach spanischer Weise zu. Der Schmaus währte bis 6 Uhr Abends, worauf es Musik die Fülle gab; vor 9 Uhr hatte sich schon Alles zur Ruhe begeben." 145.

Aus Schweden.

Großes Aufsehen hat ein in die Staatszeitung eingerückter Aufsatz über Volksschulen und öffentliche Erziehung gemacht und selbst bei der Opposition rühmliche Anerkennung gefunden. Der Verfasser desselben ist, wie man allgemein weiß, der Kronprinz. Ein unter dem Vorsitze dieses Fürsten seit Anfang des jetzigen Jahres versammelter Comité rathschlagt über die besten Mittel, dem in der Hauptstadt und in einigen Provinzen seit den letzten Mißwachsjahren auf beunruhigende Weise zunehmenden Pauperismus zu begegnen. Man ist auf die Bekanntmachung der Ergebnisse dieser Berathungen sehr gespannt.

Im Juli vorigen Jahres erschien (vgl. Nr. 80 d. Bl.) unter Anderm eine schändliche Caricatur auf den König mit den dem Monarchen perfid in den Mund gelegten Worten: „Sabrez la canaille!" Die Buchhändler der Hauptstadt verweigerten mit Recht den Vertrieb dieses saubern Products und wurden darüber von den liberalen Blättern derb gescholten. Der Herausgeber, Kupferstecher Darell, war genöthigt, das Schmähbild in seiner Wohnung zu verkaufen. Vor einigen Wochen endlich ist derselbe, weil er seine Künstlerschaft auch im Verfertigen von Banknoten bewähren wollte, verhaftet und unter einem ungeheuern Zulauf von Menschen, die mehr sinnals sprachrichtig unaufhörlich schrien: „Sabrez l e canaille!" in das Gefängniß abgeführt worden.

Am 29. März starb zu Upsala Fräulein Linné, die Tochter des großen Naturforschers, im 91. Lebensjahre. Bis in ihr 80. Jahr hatte sie im Äußern wie in ihrem Benehmen große Ähnlichkeit mit ihrem berühmten Vater. Sie erhielt oft Besuche von fremden Naturforschern und andern Reisenden. Auch der Kronprinz ehrte sie oft mit Beweisen seiner Aufmerksamkeit. Sie hinterläßt ein nicht unbedeutendes Vermögen. Am 5. April wurde sie feierlich beerdigt; sämmtliche akademische Lehrer und ein großer Theil der Studirenden geleiteten sie zu ihrer Ruhestatt.

Am 7. Febr. endete, kaum 40 Jahr alt, der Dichter Karl August Nicander. Seit der Rückkehr von seiner Reise nach Italien lebte er in großer Dürftigkeit, aus welcher ihn, leider zu spät, kurz vor seinem Tode eine Unterstützung der schwedischen Akademie riß. Seine drückende Lage war die Veranlassung gewesen, daß der Unglückliche sich dem Trunke ergeben hatte.

Am 27. März fand die gewöhnliche allgemeine Zusammenkunft der schwedischen Bibelgesellschaft statt. Zum Redner hat man für dieses Jahr den Dichter Atterbom erwählt.

Am 2. April feierte die königl. Akademie der Wissenschaften ihr hundertjähriges Jubiläum. Der Präses, Landeshauptmann Jerta, eröffnete die Sitzung mit einer gehaltvollen Rede, die Geschichte der Akademie enthaltend. Ferner verlas der nach langwieriger Kränklichkeit ziemlich wiederhergestellte Freiherr Berzelius einen Bericht über die Fortschritte der Naturwissenschaften, besonders der Chemie im J. 1838. Er berichtete unter Anderm auch von dem Auffinden seines neuen Metalls, Lantan benannt, das, vom Prof. Mosander in Stockholm entdeckt, den 55. Platz unter den Metallen einnimmt.

Zu Anfang Aprils erschien in Carlstad das erste Heft der Vierteljahrsschrift: „Läsning i blandade Ämnen" (Lectüre gemischten Inhalts); Herausgeber derselben ist der junge Graf Adlersparre, ein Sohn des bekannten Urhebers der Revolution von 1809. Diese neue Zeitschrift hat eine ungeheuere Sensation erregt, besonders durch das dieselbe eröffnende Gedicht Tegnér's: „Der Schatten Georg Adlersparre's an das schwedische Volk." Der Dichter donnert mit der an ihm gewohnten Kraft gegen den Liberalismus der Zeitungsschreiber. Diese, die Schwedens größten Dichter, den unermüdlichen Kämpfer für Licht und Recht, unter die Heroen ihrer Partei zu zählen meinten, sind über Das, was sie jetzt von ihm vernommen, erschrocken. Nachdem sie sich etwas von ihrer Bestürzung erholt haben, bezeichnen sie, wie in ähnlichen Fällen gewöhnlich, das Gedicht als ein Product der Hypochondrie und der Altersschwäche des allgemein verehrten Dichters. Das in Rede stehende erste Heft der Vierteljahrsschrift enthält übrigens noch Beiträge von den Bischöfen Franzén und Agardh, dem Propst Wieselgren, dem Fräulein Brehmer (Verfasserin der „Teckningar ur Hvardagslifvet") u. A. 81.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

(Fortsetzung aus Nr. 151.)

I. An Zeitschriften erscheint für 1839 ferner:

*5. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1839. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2 Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. 52 Nummern. (Nr. 301—352.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—208, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 12 Gr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge oder 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste Jahrgang (1838, Nr. 249—300) kostet 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 19 Gr. für das Tausend beigelegt.

7. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechstes Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII—XLVIII.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen 12 Gr.

Ich hoffe diese beiden Hefte, die den Schluß der Biographie Lafayette's von J. W. Zinkeisen enthalten werden, in diesem Jahre liefern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 162. — 11. Juni 1839.

Les leçons de P. P. Rubens, ou fragments épistolaires sur la religion, la peinture et la politique, extraits d'une correspondance inédite etc. par *J. F. Boussard*.

(Fortſetzung aus Nr. 161.)

Wie der Herausgeber berichtet, befand ſich die Briefſammlung in den Händen eines Geiſtlichen aus der Abtei Gembloux, der ſie ihm zum Geſchenk machte, weil er durch ihn mit Chateaubriand's „Génie du Christianisme" bekannt geworden war und ſich daraus überzeugt hatte, daß es doch Ein Buch gebe, welches werth ſei, von dem Verdammungsurtheile gegen Alles, was ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution gedruckt worden, ausgenommen zu werden. Die Originalhandſchrift in Folio ſoll außer den Briefen auch noch einen Commentar über die Viſion des Mönchs Alberich, aus der Dante, wie Einige behaupten, geſchöpft hat, und die bekannt genug iſt, einige Stücke in Bezug auf die Unruhen in den Niederlanden unter Philipp II. und einen lateiniſchen, ungedruckten, wahrſcheinlich auch von Rubens herrührenden Tractat „De coloribus", enthalten, zu deren nachträglicher Herausgabe, wenn die Briefe Beifall finden, Hoffnung gemacht wird. Dieſe ſollen meiſt lateiniſch, einige italieniſch geſchrieben ſein, ſind aber hier, blos auszugsweiſe und angeblich nur der kleinſte Theil derſelben, in franzöſiſcher Überſetzung mitgetheilt. Ein gewiſſenhafter Herausgeber hätte ſie, oder wenigſtens einige Briefe, ganz in der Urſprache der Überſetzung gegenübergeſtellt, um über Sprache und Schreibart kritiſche Vergleichungen und Urtheile möglich zu machen. Statt deſſen ſind unter dem Texte zuweilen einzelne Originalſtellen abgedruckt, die aber nur in kleinen abgeriſſenen Perioden beſtehen und nicht einmal ſolche ſind, wo es wichtig war, Rubens' eigene Worte zu kennen, ſondern willkürlich herausgegriffene und gewöhnlich gerade die unbedeutendſten. Die meiſten Auszüge ſind ohne Ort und Datum, einige von Brüſſel mit dem Beiſatze: „in finibus terrae" (wahrſcheinlich weil er bei der Kirche Notre-Dame-Finisterre gewohnt haben ſoll), den er aber an den nahen und in Brüſſel wohlbekannten Freund ſchwerlich ſo oft wie hier wiederholt hätte, oder von Antwerpen, Mecheln oder ſeinem Landſitze Ten Steen. Nur einer iſt von 1633 datirt; da der Abt, an den ſie gerichtet ſind, aber ſchon im folgenden Jahre ſtarb, ſo kann keiner früher als ſechs Jahre vor Rubens' Tode geſchrieben ſein. Die meiſten haben eine lateiniſche Schlußformel, wie: „Vale in eo qui fortunam aufert et donat", und ähnliche geiſtliche Floskeln, oder eine Phraſe wie: „digitorum motu non segno, ocius quam imaginem specula reddunt", und dergleichen geziertes Schnörkelwerk, das gar ſehr nach der modernen Eleganz der Jeſuitenlatinität ſchmeckt. Sehen wir nun auf den Inhalt der Auszüge, ſo muß es zuvörderſt auffallen, darin ſo wenig Thatſächliches, ſo wenig materielles Detail, dagegen ſo viel allgemeines Geſchwätz und Gemeinplätze über Dinge ausgekramt zu finden, die dem Abte entweder zur Genüge bekannt ſein, oder ihn ſchwerlich intereſſiren konnten. Indeſſen ſteht dem Herausgeber die Ausflucht offen, er habe nur Das vorzugsweiſe ausgewählt, was Rubens' Überzeugungen und Anſichten kennen lehrt, und das Übrige weggelaſſen. Vorherſagungen wie die, daß Philipp IV. die Unabhängigkeit der Holländer in kurzem werde anerkennen müſſen (S. 159), daß Karl I. ſeine Schwäche aufs Blutgerüſt führen werde (S. 142), ja, daß das damals ſo bedrängte England dennoch dereinſt die Achſe der Continentalpolitik ſein und ſein Impuls ſich auf alle Welttheile erſtrecken werde (S. 74), weiſen dagegen ſchon beſtimmter auf eine ſpätere Entſtehung der Briefe hin; und wenn Rubens in Bezug auf Richelieu's und Oranien's Abſichten, ſich einen Theil der belgiſchen Provinzen zuzueignen, S. 115 ſchreibt: „Glauben Sie mir, lieber Abt, die (fremde) Politik wird ſich noch lange um das unglückliche Belgien drehen, wenn die Belgier nicht, indem ſie ſich als ſolche, d. h. als Katholiken fühlen, ihre Unabhängigkeit wiedererkämpfen ſowol durch den Triumph der Waffen als durch den Zauber und die Überlegenheit der Kunſt, vor Allem aber durch die Unwiderſtehlichkeit des katholiſchen Princips, welches dieſem Volke eingewurzelt und allein im Stande iſt, ihm Frieden, Ehre und Selbſtändigkeit zu geben", ſo fällt er hier als Anhänger der Legitimität doch zu ſehr aus der Rolle und leibhaftig in die Sprache der belgiſchen Revolution von 1830 und ihre Rodomontaden hinein. Das einzige hiſtoriſch Neue, was ſich in dieſen Briefen findet, iſt der Aufſchluß, den Rubens über ſeine vereitelte Geſandtſchaft nach dem Haag in der ſchweren Kriſis von 1632 gibt, wo die Infantin ſich genöthigt ſah, durch die belgiſchen Generalſtaaten dem Prinzen von Oranien Friedensvor-

schläge machen zu lassen, bei denen sogar von einer Trennung Belgiens von Spanien und Bildung eines Föderativstaats die Rede war. Die ständischen Abgeordneten, nämlich der Erzbischof von Mecheln und andere Große, die Einen aus ihrer Mitte nach Spanien der Vollmacht wegen geschickt hatten, fanden sich dadurch beleidigt, daß die spanische Regierung durch Rubens unmittelbare Unterhandlungen im Haag neben den ihrigen anknüpfen wollte, und deshalb unterblieb seine Absendung. Rubens gibt aber hier einen andern Grund dafür an: nach seiner Darstellung hätte er zu der ständischen Deputation selbst gehören sollen, sich jedoch davon aus eigenem Antriebe zurückgezogen, weil er den Katholicismus in Belgien durch solche Vorschläge für gefährdet hielt und es als einen nationalen Selbstmord ansah, wenn dies Land dem republikanischen Principe huldigen wolle. Wir stellen dahin, welches Gewicht die künftigen Geschichtschreiber dieser Angabe beilegen werden, und wollen unsern Briefsteller lieber in das Gebiet der Kunst hinüberbegleiten, wo zu erwarten, daß er am meisten zu Hause ist, und wo wir aus seinen Gemälden schon eine bestimmtere Vorstellung von ihm haben. Es ist bekannt, daß sich Rubens in Italien vorzugsweise zur venetianischen Schule und zu den großen Coloristen, wie Tizian und Paul Veronese, hinneigte. Zu seiner Zeit war die alte Glaubensinnigkeit und Tiefe des religiösen Gefühls auch in der katholischen Kirche längst dahin, und Streben nach äußerlichem Glanze und Wirkung an die Stelle getreten. Nichtsdestoweniger ist der in sinnlicher Fülle und Farbenpracht schwelgende Rubens hier in einen Hauptverehrer Rafael's und der römischen Schule umgewandelt, um es weniger anstößig zu machen, wenn er lehrt, die Reformation sei unverträglich mit der Kunst, und der nichtkatholische Maler habe seine Helden nur in der Eß- oder Trinkstube zu suchen. Diese Lehre kann nur Der predigen, dem Madonnen- und Heiligenbilder das Höchste in der Kunst und die Bibel, diese unerschöpfliche Fundgrube für den christlichen Künstler, sei er Katholik oder Protestant, gar nichts ist. Als eine solche Fundgrube erkennt sie aber Rubens selbst hier S. 34 an, und daß er sie auch als Maler zu schätzen und daraus zu schöpfen wußte, hat er durch seine Werke genugsam zu erkennen gegeben. Über Rafael und die beliebten Themata der Kunsttheorie, als Schönheit, Harmonie, Grazie, Nachahmung der Natur oder der Antike u. s. w., läßt sich der angebliche Rubens nur wie ein pariser Feuilletonist vernehmen, besonders wird das Horazische „ut pictura poesis" bis zum Überdrusse wiederholt und breit getreten. Man höre z. B. Folgendes über den effet pittoresque S. 44:

„Die Kunstausdrücke des Wörterbuchs der schönen Künste gehören mehr zur Sprache des Herzens als des Geistes. Sie sind eine Schöpfung der Seele, und wie diese, so sind die Ideen, welche sie bezeichnen, unheilbar und keiner Analyse durch Worte fähig. Wollte ich es, lieber Abt, daher wagen, Ihnen ein Bild zu geben von Dem, was in dem Kunstausdrucke: pittoreske Wirkung, enthalten ist, so würde ich dadurch nur dem Wunsche nachgeben, Ihnen gefällig zu sein, ohne daß ich hoffen könnte, Sie über dieses je ne sais quoi aufzuklären, was sich besser fühlen als beschreiben läßt. Die pittoreske Wirkung ist eine geistige Schönheit, durch die Vereinigung des Adels und der Grazie hervorgebracht. Das Wort wird auch angewandt auf Alles, was jenen brio, jene disinvoltura besitzt, welche Dichter und Maler ihren Werken und Figuren zu geben pflegen ..... Das Geheimniß der Kunst, um diesen schönen Effect in der Malerei hervorzubringen, besteht in der Wahl der natürlichsten Formen, in der Eleganz und dem Wechsel der Umrisse, in der perspectivischen Abstufung; es besteht ferner darin, die Gegenstände durch den gehörigen Contrast von Schatten und Licht plastisch heraustreten zu lassen und den Reiz der Wahrheit über sie zu verbreiten, indem sie in verschiedenem Lichte, von verschiedenen Seiten und unter verschiedenen Formen gezeigt werden. Auch wird er durch gute Harmonie der Farben hervorgebracht und besonders durch jene glückliche Nachlässigkeit, welche der unterscheidende Charakter der Natur und der Grazie ist.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Brigitta Chiarini, oder Schicksale einer achtzehnjährigen Bolognesin. Eine wahre Geschichte des Jahres 1830. Von J. B. Hegemann, Verf. der bekannten Reise durch Italien und Sicilien u. s. w. Dortmund, Krüger. 1837. Gr. 12. 20 Gr.

Die „bekannte" Reise des Verf. ist dem Ref. nicht bekannt, und er muß das beklagen, da er aus dem vorliegendem Buche den Verf. als den accuratesten Schriftsteller kennen lernt, was selbst von berühmten Reisebeschreibern nicht immer zu rühmen ist. Von dieser außerordentlichen Präcision hier eine Probe. Der Vater erzählt S. 29: „Am bestimmten Tage hielt Abends 11 Uhr, während ein heftiger Platzregen fiel, der Wagen vor unserm Hause. Den Regenschirm in der einen und den Stuhl in der andern Hand, eilte ich vor die Thüre. Brigitte will sich mir zuerst in die Arme werfen, tritt beim Aufsteigen fehl, ihr linker Fuß geräth zwischen den eisernen Fußtritt und Wagen und bricht eine Hand hoch über der Ferse." S. 42 ruft Brigitte aus: „O ich unglücklichste meines Geschlechts, könnte ich doch den tiefen Kummer meiner Seele, der mich zu Grunde richtet, meinen 400 Meilen entfernten Ältern klagen!" Der Verf. erläutert in der Anmerkung: „Diese hier und ferner vorkommenden Meilen sind italienische Miglien oder Millien, deren ungefähr drei eine Stunde betragen." Übrigens ist Brigitte, wiewol erst 18 Jahr alt, doch schon Nonne, Frau, Witwe und Mutter, letzteres ohne ihr Zuthun, gewesen, und nachdem wir ihre beklagens- und bejammernswerthe Geschichte vernommen, auch der „Ich" des Buches, der deutsche Eduard, sich ihre Liebe durch heroische Thaten bei einem alten Notar errungen, stirbt sie leider am Seitenstechen und aus der Hochzeit wird nichts. Angehende Dichter, welche den jetzigen Richtungen nachstreben, können dieses Buch als ein höchst ergiebiges Studium benutzen, und wenn sie es recht verstehen, werden sie in der allerwirklichsten Wirklichkeit so sattelfest sein, daß keine poetische Gewalt ältester, alter und neuerer Zeit sie zu berücken im Stande sein wird.

2. Der Verbannte. Historischer Roman aus der Zeit der ersten französischen Revolution, von C. Tölke. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1838. Gr. 12. 2 Thlr.

Der Bataillonschef Charles Ramel reist gegen alle Sitte allein mit seiner Geliebten nach Paris, wird bekannt mit Pichegru, ohne in dessen Plane eingeweiht zu sein, läßt sich mit der Braut civilement trauen, wird ins Gefängniß geworfen, mit Pichegru und dessen Freunden nach Cayenne geschickt, flieht und lebt sodann mit seiner, nun auch durch kirchliche Trauung mit ihm verbundenen Frau ein ganz angenehmes Leben am Bodensee. Diese Geschichte hat der Verf. geschickt in zwei Bände zu vertheilen gewußt, und das ist ihm hoch anzurechnen, da weder Farbe noch Licht und Schatten, weder Vor- noch Hinter-

grund, weder Haupt- noch Nebenperson vorhanden und unter solchen merkwürdigen Umständen an Handlung gar nicht zu denken ist. Nicht einmal ein einigermaßen richtiger Styl macht sich bemerkbar in dem Schwanken zwischen Brief- und Geschäftssprache; der Dialog ist geradezu platt. Von allen erschütternden Zuckungen nach Robespierre's Sturze regt sich hier kein Blatt, und der Leser wird also auch von dieser Seite betrogen, da er nach dem Titel offenbar ein lebenvolles Bild jener wüsten Zeiten erwarten muß.

3. Zimmergarten. Erzählungen in verschiedenen Formen von Ludwig Storch. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 3 Thlr.

Der erste Band enthält unter Anderm zwei Novellen: „Die gebackenen Tage" und „Die braune Marthe". Die erste spielt um die Zeit der Einführung des Gregorianischen Kalenders, und eben der Umstand, daß vom 2. Oct. 1582 sogleich auf den 14. übergesprungen werden mußte, bildet die Katastrophe der wohl organisirten Erzählung. Die zweite Novelle ist bis gegen das Ende hin dramatisch, spannend gehalten; allein eben deshalb erscheint das Ende mit seinen epischen Entwickelungen und Aufklärungen um so schleppender. Im zweiten Bande ist es besonders die Novelle: „Der Galeerensklave", welche alle Anerkennung verdient. Sie ist bis zum letzten Worte mit gleicher Ruhe und Klarheit behandelt, und die That des Luc, welcher sich für seinen Vater an die Galeerenkette schmieden läßt, erscheint um so großartiger, je weniger der Verf. Aufhebens davon macht. Unter den dem ersten Bande angefügten Gedichten möchte wol nur „Des Jägers Lieb", besonders aber „Luther's Predigt" herauszuheben sein. Im Allgemeinen leiden die Verse an einer gewissen Kühle, die daher entstehen mag, daß der Verf. sich etwas zu sehr um Einfachheit in der Darstellung bemüht. Auch einige falsche und unechte Reime stören. Gegenwärtig sollten dergleichen billig nicht mehr vorkommen, denn jene licentia poetica, hinter welcher frühere Dichter sich wol zu verstecken suchten, gibt es eigentlich überhaupt, namentlich aber bei den Reimen nicht.

4. Sommerfrüchte. Gesammelte Erzählungen von Ludwig Rellstab. Zwei Theile. Leipzig, Köhler. 1838. 8. 3 Thlr.

Von diesen Erzählungen gehören wol nur zwei, „Die Artilleristen" im ersten und „Die Venetianer" im zweiten Theile, dem Verf. eigenthümlich. Die erste, in den siebenjährigen Krieg verlegte Erzählung zeichnet sich insofern aus, als die Schlachten, welche sie gibt, zu den verlorenen des großen Friedrich gehören, welches dem preußischen Verf. allerdings als ein Opfer anzurechnen ist. Übrigens scheint Derselbe durch seine Vorliebe für das Militair verleitet zu sein, die eigentliche Aufgabe der Erzählung fast ganz zu verdrängen. Es handelt sich nämlich um eine Kreuzheirath zwischen Pfarrerssohn und Fräulein und Pfarrerstochter und Junker. Das Recht zu diesen Mesalliancen muß von den jungen Männern erworben werden; dazu aber ist der Anfang der ganzen Erzählung schon nicht geeignet, denn dieser läßt einen nicht eben kurzen Roman erwarten. Der Fortgang führt uns in eine Masse von Situationen der verschiedensten Art, und so erscheint denn die Erzählung nur als ein Zusammenreihen von mancherlei Scenen aus oder zu einem größern Werke. In einer der Schlachtscenen wird uns das Ende des Frühlingssängers Kleist geboten, ohne daß dazu auch nur irgend ein Grund vorläge. „Die Venetianer" sind eine geheimnißvolle Geschichte, worin der Vater seine Tochter verführen und den Sohn hinrichten will. Leben und Verfassung des alten Venedigs kennt der Verf. wol nur so im Allgemeinen, und dann hat er es als stereotyp ganz gut benutzt. Sonst aber ließe sich Vieles dagegen sagen, z. B. sind die Gerichtsscenen ziemlich romantisch ausgefallen. Unter den übrigen Gaben zeichnen sich „Drei Tage an den Ufern des Orinoco", eine Übersetzung, durch gute Darstellung des Naturlebens aus. „Der Pflegesohn", aus dem Französischen, gehört zu den haarsträubenden Trostlosigkeiten, wie sie die Franzosen den Freunden der sogenannten Wirklichkeit mehrfach darbieten.

5. Cavalcada. Eine Skizze aus dem Leben und Treiben der Guerra'schen Kunstreitergesellschaft. Herausgegeben von A. E., Mitverfasser der „Ironie des Lebens". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1838. 8. 1 Thlr.

Weniger das „Leben und Treiben der Kunstreitergesellschaft", als die Langweile eines italienischen Prinzen und das Schicksal der jungen und schönen Reiterin Cavalcada sind der Gegenstand dieses Büchleins. Der Prinz, welcher früher schon ein Liebesverhältniß zu der schönen Genueserin Fiametta unterhalten und, sie entführend, das schöne Mädchen auf verdächtige Weise in den Wellen verloren hatte, füllt die innere Leere durch ein neues Liebesband mit der Reiterin. In der Nacht reitet er mit ihr zu einer Kapelle, die heimliche Trauung wird vollzogen, und als Beide die Rosse wieder bestiegen haben, stürzt Cavalcada's Thier wild die Anhöhe hinunter, durch Busch und Dorn, in einem Sumpfe versinkend. Ein unheimlicher Neger hatte den Fuß des Mädchens am Bügel festgebunden, dem Pferde Feuerwerk am Kopfe befestigt und so dessen Durchgehen und des Mädchens schauderhaftes Ende herbeigeführt. Es findet sich, daß er auch die frühere Geliebte des Prinzen in den Tod geführt. Für Eins wie für das Andere aber ist ein Grund nicht angedeutet, und man kann allenfalls nur vermuthen, daß die Verwandten des Prinzen im Spiele gewesen. Diese eigentliche Geschichte befriedigt selbst als Skizze nicht so ganz, man müßte denn ein widerwärtig-unheimliches Gefühl, was allein nachbleibt, für Befriedigung nehmen wollen. Wir glauben daher der Vorrede, wonach die Geschichte Übersetzung ist. Nur die komische Partie des Buches verdient Anerkennung, und vorzüglich sind die halsbrechenden Kunstgespräche zweier Deutschen vor dem Guerra'schen Circus eine höchst brillante und ergötzliche Kunstreiterei, den Künsten der Reiter gegenüber. 36.

Die deutschen Studenten in dem Theater der Porte St.-Martin.

So ein deutscher Student ist doch ein Weltkerl. Er trinkt über die Maßen, schlägt sich mit aller Welt herum und verschwört sich sogar. Das ist ungefähr Alles, was die Franzosen von den deutschen Musensöhnen wissen, und daraus hat denn ein französischer Dichter ein deutsches Studentenleben zusammenflicken zu können geglaubt. Doch halt! ich hätte Eins beinahe vergessen; denn der Franzose weiß auch, daß der deutsche Student in Sang und Klang durch die Welt zieht, und so fragte der Dichter so lange herum, bis er Jemanden fand, der ihm ein Studentenlied borgte, das er dann seinen Helden in den Mund legte. Wenn dieser Jemand Hr. Mainzer war, wie ich glaube, da seine Schüler die Lieder singen, so hat der Ironieteufel den Abbé geplagt, denn er sang dem Franzosen vor:

Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Und der Franzose horchte auf, spitzte die Ohren, ließ sich's übersetzen und radebrechte und sang:

C'est la chasse, c'est la chasse de Luzow!

Und so sangen denn die übersetzten oder travestirten deutschen Studenten der Porte St.-Martin seit vier Wochen alle Abende ein paar Dutzendmal:

C'est la chasse, c'est la chasse de Luzow,

daß man seine Freude daran haben sollte, und wahrlich nicht weiß, was denken, so oft die gamins de Paris der Hetzjagd applaudiren, mit der ihre Väter aus Deutschland herausgepeitscht und gehöhnt wurden. Es ist ein wahres Glück, daß die Napoleonischen Graubärte allmälig zu den höchsten Seltenheiten werden und überdies des Blutes auf den Schlachtfeldern so viel gesehen haben, daß sie sich in der Porte St.-Martin langweilen; sonst könnte Einem doch der Ton des Liedes bekannt vorkommen und er den Herrchen auf den Bretern Rechenschaft ob des Hohnes abfodern und aus dem Spaße Ernst machen.

Digitized by Google

Außer der Melodie des Liedes, der man natürlich ganz zufälligerweise einen etwas modificirten Text unterlegte, hat aber die ganze Studentenfarce der Porte St.-Martin nichts Deutsches mehr, wenn nicht etwas überflüssige Sentimentalität in einem Hauptverschwörer und eine Dosis Ehrlichkeit in einem Minister, wie sie, wer weiß, vielleicht noch hier und dort in einem deutschen Staatchen vorkommen kann.

Wenn aber die deutschen Studenten Mordkerle sind, so sind sie doch nur wahre Schulbuben im Vergleiche zu denen der Porte St.-Martin. Die haben's los, das Saufen, das Schuldenmachen, das Pauken, das Poussiren und vor Allem das Verschwören, daß einem deutschen bemoosten Haupte die Haare zu Berge stehen würden, wenn er das Grausen mit ansehen müßte. Es ist zum Tollwerden und zum Buckliglachen, auch nicht eine Sylbe vom Comment, diesem Staatsgrundgesetze der Studentenschaft, diesem Codex des heiligen deutschen Musenreiche, diesem Resultate tausendjähriger Forschungen, die einen Moses, Solon und Lykurg mit Neid erfüllen, kennen die Herren Burschen der Porte St.-Martin, „les compagnons de la jeune Allemagne".

Ja, so heißen sie: „compagnons de la jeune Allemagne", Gesellen des jungen Deutschlands. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wo das herkommen mag, und konnte es nicht finden. Da traf ich zufällig einen Mitarbeiter zweiter Hand des Hrn. Gerard, einen Deutschen, den er ausgefragt und abgehorcht, um zu wissen, wie es sich denn eigentlich mit der Menschenrace verhalte, die nördlich von Frankreich in gewissen kleinen und größern Städten wohne und Studenten heiße. Und der half mir auf die Spur. Er hatte Hrn. Gerard oft von der Burschenschaft gesprochen und allerlei Wundersachen von derselben, von der er, dem Himmel sei's gedankt, als ehrbares Kameel nicht viel wußte, vorgeplaudert. Hr. Gerard hatte sich das Wort gemerkt, buchstabiren lassen und niedergeschrieben. Aber so oft er unsern Landsmann sprach, fing er stets an zu stottern: Bür ... Bürck ... Bürckensp ... u. s. f., bis ihm endlich mein Freund nachhalf und Burschenschaft sagte, worauf denn der Dichter wohlgefällig antwortete: „C'est cela: Bourck ... Bourck ..." Burschenschaft fiel unser Landsmann von neuem ein. „C'est cela", antwortete jener abermals.

Der Name Burschenschaft kam so ins Manuscript und gelangte selbst in der ersten Probe bis auf die Bretter. Die zweite jeune amoureuse fand ihn in ihrer Rolle und hatte ihn nach ihrer Art gemodelt und zugestutzt, und als die Reihe kam, ihn auszusprechen, lispelte sie ein zartes burquanscaf her, aber so ineinander verschmolzen, daß Herr Gerard selbst nicht mehr recht wußte, wovon die Rede war, bis er sich entsann und dann mit Zierde bessernd sagte: „Mademoiselle, ça n'est pas cela: Bourckenscknft." „Bourck ... Bourck ... Bourck ..." stotterte die Schöne. „Bourckenscknft" half der Dichter nach; abermals ärgerte sich die junge Amoureuse. Aber es wollte nicht gehen, und endlich erklärte die Schöne, ob all der vergeblichen Versuche in Hitze gerathen, daß sie das Wort nie aussprechen könne, und damit abgemacht!

So wurde die Burschenschaft aus dem Felde geschlagen, zum Tode verdammt. Man sollte der jeune amoureuse wenigstens den Hosenbandorden geben, sie hat sich um die Menschheit verdient gemacht.

Die in „Compagnons de la jeune Allemagne" übersetzten Burschenschafter sind aber Alles, nur keine deutschen Studenten. Ein wenig italienische Carbonari, ein wenig französische Windbeutel, ein wenig deutsche Sentimentalitätmondsüchtlinge, ein wenig englische Radicale, ein wenig spanische Liberale, und was weiß ich noch Alles. Ihre Verschwörungen sind kindisch genug, um an die Kindereien anderer Zeiten in Deutschland zu erinnern; dann bekommen dieselben aber durch Dolche, lange braune Mäntel, Masken, Fackelschein, Mondnacht und Ruinen einen so erbaulichen Anstrich, daß Einem ganz unheimlich zu Muthe wird. Außer den Verschwörungsscenen aber tragen sich die Studenten der Porte St.-Martin sehr anständig, haben feine, glatt anliegende Röcke, beinahe an die Deutschen der Jahn'schen Periode erinnernd, die ein schöner lackirter Gürtel mit kupferner Schnalle um die Lenden festschnürt, dann enge ebenfalls anliegende graue Hosen, kurze blanke Suwaroff-Stiefeln, und das Haupt mit einer lackirten Mütze bedeckt. In dieser Beziehung haben sich also die Herren sehr civilisirt auf ihrer Reise von Jena nach der Porte St.-Martin. Auf Reisen — die von Jena nach Paris erinnert mich daran — tragen sie überdies lange, bis an die Schultern reichende gewaltige spanische Röhre, mit Kupfer beschlagen und mit ellernholzenen Knöpfen. Und diese Stöcke verhalten sich gerade so zu den Ziegenhainern wie die jenaer Studenten zu denen der Porte St.-Martin, was mich denn weiterer Schilderungen überhebt. 155.

Notiz.

Deutsche Übersetzer.

Es geschieht bei den „gelehrten" Deutschen nur zu oft, daß sie sich über Mängel lustig machen, welche sie bei Andern entdecken, während sie in demselben, oder einem noch größern Maße bei uns selbst vorhanden sind. So z. B. ist es zum stereotypen Witze geworden, über die Verstöße zu spötteln, welche sich die Franzosen zuweilen in der deutschen Geographie oder bei Übersetzungen aus dem Deutschen zu Schulden kommen lassen, während doch unsere öffentlichen Blätter täglich unglaubliche Schnitzer darbieten, die dem Größten, was in diesem Fache geleistet werden kann, kühn an die Seite treten dürfen. So erzählte unlängst eine Zeitung (die aschaffenburger), indem sie die Unterredung mittheilte, die zwischen Maroto und Moreno in Estella stattgefunden haben soll, daß in Folge derselben „die Söhne der Militairverschwörung alsbald ebenfalls bei Maroto erschienen" seien. Dem unglücklichen Übersetzer verwandelten sich nämlich die „Fäden des Complotts" (les fils de la conspiration), welche Maroto in der Unterhaltung mit Moreno kennen gelernt haben soll, in „Söhne". Eine andere Zeitung (der „Deutsche Courier") erzählte uns seiner Zeit, als sie die Verhaftung des Bischofs von Huesca meldete, man habe „unter Anderm 27,000 (sage siebenundzwanzigtausend) für die Karlisten bestimmte Feldflaschen bei ihm gefunden". Der Fund kam uns etwas sonderbar vor, wir wunderten uns, daß der fromme Mann zunächst für Feldflaschen, und zwar gleich für das etwaige Bedürfniß einer ganzen Armee, gesorgt haben sollte, und wo er sie nur zusammengebracht und versteckt haben mochte. Eine Untersuchung der Quelle, aus welcher der „Courier" seine Nachricht entlehnt hatte, überzeugte uns bald, daß dieser Fund blos vom Übersetzer herrührte, der das Reisegeld des flüchtigen Bischofs, dessen Betrag in Gourden berechnet war, in Feld- (resp. Kurbis-) Flaschen verwandelt hatte! Zeitungschreiber können dergleichen Verstöße vielleicht noch durch die Eile, mit der sie arbeiten müssen, entschuldigen; was soll man aber sagen, wenn man in gelehrten Abhandlungen, wie z. B. in einem Artikel über „Die öffentlichen Bibliotheken in Spanien", den uns ein wissenschaftliches Blatt („Das Ausland") vor einigen Jahren (1835) mittheilte, Dinge liest wie z. B. folgende: „Darunter gehören die Gedichte des l'Arcipreste de Hita, eines der ältesten spanischen Dichter, das berühmte Werk Alphons Lesage's „La Trésorerie" u. s. w.? Solch eine Übersetzung aus der Feder irgend eines allenfalls mit den Elementen der französischen Sprache bekannten, sonst aber rein unwissenden Menschen in einem gelehrten Blatte hört auf blos lächerlich zu sein. Auch haben, dünkt uns, die Abonnenten eines solchen Blattes ein Recht, Anderes zu erwarten als die von Unsinn strotzenden Exercitien eines Comptoirliteraten. 158.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1839.

Les leçons de P. P. Rubens, ou fragments épistolaires sur la religion, la peinture et la politique, extraits d'une correspondance inédite etc., par *J. F. Boussard.*

(Beſchluß aus Nr. 162.)

Wo einmal etwas Eigenthümliches, Individuelles zum Vorſcheine kommt, erkennt man leicht die bekannten Quellen, aus denen geſchöpft worden. So iſt die Stelle über Nachahmung der Antike ein matter Auszug aus dem Aufſatze von Rubens, den de Piles mittheilt (ſ. auch Waagen in v. Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch", 4. Jahrg., S. 272), und der Anfang deſſelben: „Aliis interdum utilissima, aliis damnosa usque ad exterminium artis", findet ſich ſogar wörtlich wieder. Auch Sandrart hat von dem Seinigen hergeben müſſen. Er ſagt in ſeiner „Kunſtakademie": als er Rubens 1627 von Utrecht nach Amſterdam begleitete, habe dieſer das Büchlein mit Holbein's gezeichnetem (d. h. nach ſeinen Zeichnungen in Holz geſchnittenen) Todtentanze geprieſen und ihm erzählt, daß er in ſeiner Jugend ſowol dieſe als Stimmer's Holzſchnitte copirt habe. Letzteres ſchreibt daher Rubens auch ſeinem Abte, ſowie er ihm bei einer andern Gelegenheit den Holbein'ſchen Todtentanz verehrt. Er ſchickt ihm aber nicht das damals wohlbekannte, zu Lyon gedruckte Büchlein mit den Originalholzſchnitten, ſondern eine Kupferſtichcopie von 30 Vorſtellungen derſelben ohne Randleiſten, nebſt einem in Holz geſchnittenen Triumphe des Todes von Holbein in 17 Blättern. Nun exiſtirt ein ſolcher Triumph des Todes nicht, der dem Holbein auch nur zugeſchrieben würde, und es gibt keinen andern Holbein'ſchen Todtentanz in Kupferſtich von 30 Vorſtellungen, als den von W. Hollar, auf den es zutrifft, daß er anfangs mit Randleiſten erſchien; nur iſt es ſchade, daß dieſer erſt nach Rubens' Tode geſtochen wurde. Ein anderes Mal überſchickt er einen Kupferſtich der Vierge au livre, von Matturin, einem Schüler des Rafael, geſtochen; abgeſehen davon jedoch, daß die Benennung der Rafael'ſchen Madonnen nach gewiſſen unterſcheidenden Beiwerken erſt ſpät aufgekommen, ſo iſt zwar ein Maler dieſes Namens aus dem Leben des Polidoro bei Vaſari bekannt, der aber ſo wenig ein Kupferſtecher war, daß die Angabe nur auf einer Verwechſelung mit Marcanton beruhen kann, die ſich Rubens wol nicht hätte zu Schulden kommen laſſen. Noch auffallender ſagt Rubens an einer andern Stelle, der Abt habe in ſeiner Bibliothek einige alte Bilder von Murillo (de Murils), welche mit Eiweiß und Leimfarbe gemalt wären. Hier wird offenbar vorausgeſetzt, Murillo ſei ein alter Maler, der in der Art wie vor Erfindung der Ölmalerei gemalt habe. Da er aber zu der Zeit, wo dieſe Briefe geſchrieben wurden, erſt ein Jüngling war, ſo kann Rubens einen ſo groben chronologiſchen Irrthum nicht begangen haben. Endlich ſpricht er mehrmals von Sandrart, als ſeinem kunſtgelehrten Freunde, und führt deſſen Urtheile an. Sandrart war jedoch ein unbedeutender Schüler von Honthorſt zu Utrecht, als ihn Rubens daſelbſt kennen lernte, und zur Zeit dieſer Briefe noch nicht 30 Jahre alt, er ſtand im Beginn ſeiner Malerlaufbahn, und als Kunſtgelehrten wußte man von ihm noch nichts, da er ſeine „Kunſtakademie", durch die er ſich als ſolcher erſt einen Namen machte, 35 Jahre nach Rubens' Tode herausgab. Was Rubens von ſich ſelbſt und andern gleichzeitigen Künſtlern ſagt, iſt nicht mehr, als wozu ſich das Material aus den bekannten niederländiſchen Malerbiographien hernehmen ließ, nur der Tendenz des Buchs entſprechend verarbeitet. So führt er an, van Dyk habe, als er bei ihm an einer Madonna malte, über J. Jordaens die Bemerkung gemacht, daß deſſen Styl, ſeiner ſchönen Färbung und ſeiner Wahrheit des Ausdrucks ungeachtet, ſich nie zu den Gegenſtänden des katholiſchen Cultus hinaufſchwingen könne, weil er, als Calviniſt geboren, die Lehren der Reformation mit der Muttermilch eingeſogen und deren tödtender Einfluß den Schwung ſeiner glänzenden Einbildungskraft gelähmt habe. Aber Rubens ſowol als van Dyk, die übrigens keine Urſache hatten, gerade auf die Idealität ihrer Madonnen ſtolz zu ſein, kannten Jordaens gewiß beſſer, als daß ſie ſeine Lieblingsneigung für andere als kirchliche Gegenſtände nicht ſeinem eigenthümlichen Naturell, ſondern ſeinem Glauben zugeſchrieben hätten. An einem andern Orte wird von van Dyk die Andacht gerühmt, die er den von den Katholiken verehrten Bildern erweiſe, und daß er nie über den Platz des Facos nach Hauſe gehe, ohne vor dem majeſtätiſchen Cruzifix auf demſelben den Hut abzuziehen und niederzuknien, was er auch vor allen Kalvarienbergen und Altären beobachte, die Antwerpen zur katholiſchen Stadt par excellence

machen. Dergleichen sollen sich die gegenwärtigen Künstler zur Lehre nehmen, und wenngleich der Herausgeber sein Buch nur den katholischen Malern Belgiens gewidmet hat, denen er in einer pomphaften Zueignung die Unsterblichkeit verheißt, wenn sie mit der David'schen Schule und den liberalen Ideen brechen und dagegen den katholischen Glauben zur alleinigen Kunstraison machen, so ist es unter der Hand doch auch auf die benachbarten deutschen, nichtkatholischen Kunstjünger gemünzt, von denen unlängst wol mancher geträumt hat, der geistliche Rutschberg werde ihm zu einer Jakobsleiter in den wahren Kunsthimmel werden. Diese Zeit ist jedoch vorbei, und die Künstler werden ihren Kopf lieber oben behalten als ihn, selbst um den Preis der Kanonisation, wie St.-Dionysius und andere Heilige, en chapeau bas unter dem Arme tragen wollen. Außer der gedachten Zueignung und einer historischen Vorrede über die Entdeckung der Briefhandschrift, aus der wir das Wesentliche mitgetheilt haben, ist vorn noch eine Lebensbeschreibung des Rubens von Gevaerts aus dem Lateinischen, die nichts Neues enthält, und Betrachtungen über seine Werke nach de Piles, sowie hinten eine magere Notiz über die Abtei Gembloux und eine kurze Lobrede auf dieselbe angehängt.

Hierdurch glauben wir den Leser hinlänglich in den Stand gesetzt zu haben, zu wissen, wie er mit diesem Buche daran ist. In Wien und München soll es, wie uns versichert worden, viel gläubigen Beifall gefunden haben. Wir können jedoch nichts Anderes darin erkennen als ein untergeschobenes Machwerk jener ultramontanen, hierarchisch-fanatischen Partei, die, nachdem ihr durch die Julirevolution in Frankreich ein Ziel gesetzt war, in Belgien einen geeigneten Herd und eine feste Basis für ihre nie ruhenden, weitgreifenden Revindicationsversuche gefunden hat. Um durch die belgische Revolution dahin zu gelangen, hat sie anfangs mit der Jakobinermütze fraternisirt, und nachdem sie diese nicht mehr brauchen kann, schlägt sie in das entgegengesetzte politische Extrem um. Kaum hat die katholische Kirche in den preußischen Rheinlanden unter der neuen Regierung aufgehört eine ecclesia pressa zu sein, so sucht jene Partei aus ihr eine ecclesia militans zu machen, die den ersten Angriff gegen ihren eigenen Wohlthäter kehrt. Kaum war die Mine in Köln gesprungen und in der Brustwehr, hinter der die verschiedenen Confessionen in Frieden und Einigkeit beisammen wohnten, eine Bresche bewirkt, so ließ sie die sittardder und die neugeworbenen bairischen Pressen Sturm laufen. Da dies grobe Geschütz jedoch Widerstand und offenen Kampf erregte und bei wohlmeinenden Katholiken selbst keinen Beifall fand, so mußte auf verstecktere List gesonnen werden, um auf den Freund wie auf den Feind zu wirken. Da hat sie nun dieses trojanische Pferd erbauen lassen, um unter einer harmlosen und glänzenden Maske beide Theile zu berücken und durch ein historisches Zerrbild die Katholiken zur Anmaßung, zu fanatischer Unduldsamkeit und blindem Religionshasse anzuspornen, die Protestanten aber, wo nicht zu verblenden, doch zu erbittern und so die Kluft zwischen beiden Kirchen wieder aufzureißen, die berufen sind, in gegenseitiger Achtung und Eintracht das Christenthum, der Natur des menschlichen Geistes und den Fortschreiten der neuern Cultur gemäß, auf verschiedenen Wegen zu verherrlichen und zur Entwickelung zu bringen. Ob der Herausgeber der Betrüger, oder selbst ein Betrogener ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Dieser (weiland französischer Enregistrementseinnehmer) ist ein Zelot, der in seinen Vorreden und Anmerkungen die Grundsätze noch weit überbietet, welche Rubens in den Mund gelegt sind. Nach ihm ist Lucan's „Humanum paucis vivit genus", das Menschengeschlecht ist nur für Wenige (d. h. für die geistlichen und weltlichen Obern) da, die Quintessenz aller Politik. Die Thätigkeit des menschlichen Verstandes muß auf die Sphäre der materiellen Bedürfnisse beschränkt werden, die Völker müssen wieder unter die väterliche Despotie der Fürsten und beide unter die geistige Despotie der katholischen Kirche zurückgebracht werden, die allein im Stande ist, der durch den Liberalismus, diese Ausgeburt der Reformation, eingerissenen moralischen Anarchie Einhalt zu thun, und nur wenn die Regierungen den Jesuiten die Zügel der öffentlichen Erziehung in die Hand geben, werden sie ihren legitimen Einfluß auf die gesellschaftliche Ordnung wiedererlangen. Die Aufrichtigkeit, mit welcher der Herausgeber dieses Glaubensbekenntniß ablegt, spricht wenigstens für die Vermuthung, daß ihm die falsche Münze dieser Briefe durch seinen geistlichen Freund wirklich in die Hände gespielt und er zum Werkzeuge ausersehen worden, um sie desto zuversichtlicher als echtes Gold an den Mann zu bringen. In der Freude über diesen Beruf glaubt er ein zweiter Josua zu sein und das Licht in seinem Laufe zum Stillstande zu bringen; aber die Gestirne gehen ihren ewigen Gang und kümmern sich nicht um den Hund, welcher den Mond anbellt. 138.

Betrachtungen über den neuesten, funfzehnten Jahrgang des „Nekrolog der Deutschen".

Dem Wortsinne nach sollte eigentlich der Biograph der allgemeinen Geschichte mit dem „Nekrolog der Deutschen" in demselben Gegensatze und Antagonismus bleiben, in welchem Leben und Tod gegeneinander stehn. Da aber das Leben in der Geschichte durch den Tod bedingt ist, oder der Tod eigentlich die historischen Personen erst zum Leben in der Geschichte bringt, so kann der Biograph eigentlich nur dem Nekrologen als seinem Vordermanne und Antecessor traulich die Hand bieten, und muß es ja wol um so mehr, wenn Jener ihm, wie in der Vorrede (S. IV u. fg.) für die Nr. 197 d. Bl. f. 1838 so freundlichen Dank bringt, während er mit andern weniger Einverstandenen sich ebendaselbst herumstreitet.

Daran aber knüpfen wir sogleich unsere erste Bemerkung. Da nun einmal, wer an der Straße baut, sich auch gefallen lassen muß, daß die Vorübergehenden das Haus bald loben und bald tadeln, so sollte sich auch unser Nekrologus, wenn er einmal seinen Plan reiflich erwogen und 15 Jahre lang durchgeführt hat, für sein Werk an das alte belobte „Sit ut est, aut non sit!" halten. Es ist zwar ein Jesuitenwörtlein, aber nicht ihr schlechtestes gewesen; denn wenn auch nicht in der Sache, so ist ihnen doch in der Form und in der Consequenz etwas abzulernen. Daß wir's ihnen nicht ablernen, ist eben ihre Freude.

Wie der Ägypter sein Todtengericht, so hält der Verfasser sein Recensentengericht vor jedem neuen Jahrgange. Das war gut, so lange es darauf ankam, die eigene Ansicht mit Gründen zu vertheidigen, oder den herausgeforderten Widerspruch auf dem Wege der Discussion zu beschwichtigen. Was jetzt noch gegen die Einwürfe gesagt wird, kommt zu spät, weil die Einwürfe zu spät kommen. Das haben wir neulich auch einem Freunde des Instituts geantwortet, der behauptete, die Masse von 80 Bogen auf einmal sei, wenn auch nicht im Preise, denn der sei billig genug, doch im Lesen fast zu überwältigend; das Ganze solle sich lieber in eine Art nekrologischer Zeitschrift in stattlichem Quartformate, welche sich nicht ängstlich an Jahr und Tag hielt, allenfalls von Zeit zu Zeit durch Generalübersichten und Repertorien sich zusammenhalten ließe, umgestalten u. s. w. Wie gesagt, der Rath ist allemal leicht und wohlfeil, die Ausführung schwer und bedenklich, und am Ende — was das Schlimmste — wäre nichts statt etwas da.

Der „Nekrolog" soll (nach S. xv) eine Todtenchronik, ein Familienbuch deutscher Nation und aller Länder, in denen deutsche Sprache, Literatur und Wissenschaft die herrschenden sind, bleiben; nicht aber eine gewählte Zusammenstellung der größten Geister, Helden, Dichter, Fürsten, gelehrter Staatsmänner und anderer hervorragenden Menschen aus allen Ständen, Zeiten und Nationen sein. Da dies mit gesperrten Lettern gedruckt ist, wird sich nun Niemand mehr dagegen sperren. Daß selbst Deutsche, die im Auslande lebten und starben, nicht ausgeschlossen werden, davon gibt auch dieser Jahrgang wieder rühmliches Zeugniß. Der Deutsche hört, Gott sei Dank, in den Wäldern Amerikas wie in den Schneewüsten Sibiriens nicht auf Deutscher zu sein, und es ist unsere Ehre und unsere Pflicht, den Landsmann in Algier und am Cap wie in Schweden und in Island als solchen anzuerkennen, wenn er uns keine Schande macht.

Der neueste „Nekrolog", der wieder ungemein zeitig erschienen ist, bespricht diesmal 1348 Verstorbene des Jahres 1837. Von diesen gehören 420 Biographien (also 99 mehr als im vorigen Jahrgang) zu der ersten Abtheilung, und von diesen sind wieder 265 als Originalarbeiten zu betrachten, daher mit einem Sternchen bezeichnet. Die andern 155 sind mit Angabe der Quellen aus öffentlichen Blättern, Zeitschriften und einzelnen Gedächtnißschriften mühsam gesammelt worden. Wir glauben dem Herausgeber und seinem wackern Gehülfen Reimann aufs Wort, daß solches Sammeln ein höchst mühsames ist, weil bei der Indolenz, welche Manchen, und bei der Furchtsamkeit, welche Andern beiwohnt, oft die köstlichsten Materialien vorenthalten werden. Die kurzen Andeutungen der zweiten Abtheilung sollten eigentlich eine Art Exhortatorium sein, selbst bei Lebzeiten (wie man wol für sein Begräbniß etwas zurücklegen pflegt) etwas für den „Nekrolog" zusammenzustellen. Nur der Säumige verfiele dann der zweiten Abtheilung wie einer Strafcompagnie! Man kann durchschnittlich annehmen, daß jeder neue Tag dem Herausgeber die Sorge für das Andenken von fünf während desselben Verstorbenen auferlegt *), und dann ist erst die Frage, ob Notizen über sie herbeizuschaffen, ohne daß es in seiner Macht steht, ihre Eigenschaften zu bestimmen, so wenig als in allen Provinzen Deutschlands gleich aufmerksame, gleich thätige Mitarbeiter zu erlangen. Ein schlagender Beweis wird an dem königl. preußischen Generallieutenant und Kriegsminister v. Witzleben geführt, über den so wenig die „Preußische Staatszeitung" als die Correspondenz mit den Verwandten einige Ausbeute gab, und der daher S. 1251 viel magerer als manche viel Unbedeutendere abgespeist werden mußte. Ob das Zuneigungsgedicht des „Nekrolog" an die preußische Armee eine Aufforderung zu besserer Unterstützung mit Materialien zum „Nekrolog" beabsichtige, weiß Ref. freilich nicht. Jedenfalls ist der Gedanke gut, das Geschenk löblich, der Geber wohlgemeint, der Empfänger ehrenhaft.

Unter den biographisirten 420 (im Gegensatz der blos Skizzirten, oft nur mit einer Zeile erwähnten) befinden sich neun dem Fürstenstande Angehörige, unter denen einige (hier natürlich mit einem nothwendigen Zusatze) aus dem „Regentenalmanach" des Herausgebers entnommen sind, wie der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin und Fürst Günther Friedrich Karl von Schwarzburg-Sondershausen, denen auch die beiden mitgetheilten Bildnisse angehören, 31 Minister, Hofleute und höhere Staatsbeamte, 59 Juristen, andere Staatsdiener und Beamte, 30 Militairs, 66 evangelische, 14 katholische Geistliche, 29 akademische, 23 Gymnasial- und Seminarlehrer, 38 Ärzte, 11 Buchhändler, 12 Privatgelehrte, 9 Damen, 11 Bürgermeister und Magistratspersonen, 10 Kaufleute und Fabrikanten, 11 Componisten und Tonkünstler, 10 dramatische Künstler und Sänger. Das reichlichste Contingent haben Preußen mit 138, dann Sachsen 34, Baiern 36, die dänisch-deutschen Staaten 33, Hanover 28, die beiden Mecklenburg 27, Sachsen-Weimar 19, Östreich 8 u. s. w. gestellt.

Aber das sind trockene Zahlen, ohne Kraft und Saft, wenn man nicht Beiträge zu einer Literarstatistik darin finden kann. Wenn wir wir aber Männer wie Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, Ancillon, Graf Reinhard, Graf Rechberg; wenn wir einen Carlowitz, Raabe, Theobald, Germar, von Plessen, Friese, Klüber, Kohlschütter, Sutner; wenn wir einen Hummel, Hoff, Schwarz, Sickler, Weitzel, Wendt, Wächter (Veit Weber), Börne, Döring, Reuß, Schmelka, Lemm, Maltitz, Nees von Esenbeck, Grotefend, Mathias, Hirt, Treviranus, Tromsdorf, Normann, Steudel, Himly, Stark u. s. w. finden, so gewinnt jene trockene Zahlenangabe schon ganz andere Rundung, und Ref. kann verbürgen, daß kein Gebildeter den „Nekrolog" aus der Hand legen wird, ohne auf einen oder den andern ihm näher, wenn auch nicht persönlich bekannten Mann zu stoßen.

Manche dieser Biographien, so gedrängt sie auch gehalten worden sind (und der Herausgeber gesteht, wie er und sein Freund abzukürzen und Alles nur aufs Nothwendigste zu concentriren wissen, sodaß oft nicht ein Viertel des Materials zur wirklichen Vorlage kommt), gewähren ungemeines Interesse, manche auch wirkliche Bereicherungen der Geschichte (besonders einige von Staatsmännern und Generalen), und den Kostverächter möchten wir sehen, wer er auch sei, welcher nicht an Weitzel's Jugend, an Weidig's unglücklichem Geschick, an Tiarks' Thätigkeit, an Germar's und Rechberg's Kriegsthaten, an Schmelka's theatralischen Schicksalen, an Streitwolf's erster Violine, am blinden Antiquar Windbrecht seinen rein menschlichen Antheil nähme.

Endlich knüpfen sich noch gar manche andere Gedanken an eine solche Reihe von Biographien, von denen wir nur einige anführen wollen. Zuerst: das wirkliche Talent bricht sich immer seine eigene Bahn und läßt sich durch keine Hindernisse aufhalten. Wir sehen den Bauerknaben Weitzel auf den Stufen einer mainzer Kirche mit bloßen Füßen auf dem Rücken liegen und bei den ergreifenden Tönen einer Kirchenmusik den Vorsatz in sich befestigen, nicht Schneider, sondern Gelehrter zu werden; und daß er es geworden und die zwölf Kreuzer seiner Mutter reichlich erstattet, wird uns heute noch jeder Wiesbadener sagen. Wir sehen einen wackern Artilleriegeneral vom Unterkanonier — und in der Armee, in der man sonst am langsamsten avancirte — auf dienen und so Manche überhaupt zu verdienter Anerkennung kommen, die doch Jedem, der mit dem zaghaften und zögernden Gange seines Schicksals unzufrieden ist, eine Beruhigung gewähren kann. Wer über seine Neider und Feinde zu klagen hat — er wird sich mit der Welt versöhnen, wenn er so viel gute und treffliche Menschen geschildert sieht und wieder wahrnimmt, wie ganz unverhofft manchmal die Hülfe kommt. Die Furcht vor dem Tode weicht Dem am er-

*) Wäre Ref. ein Jean Paul, welche schöne Lobrede wollte er dem sorgsamen treuen Reichstodtenbettmeister halten, bei dem es nicht heißt: laßt die Todten ihre Todten begraben, sondern: laßt die Lebenden die Todten wieder lebend machen.

Digitized by Google

sten, welcher sich am meisten mit Todtenbildern und Schilderungen des Todes befreundet; und auch hier ist kein Mangel daran. Es ist ein wahres Wort des großen Khalifen Omar: als Prediger genügt der Tod.

Eine einzige Verbesserung endlich wagt Ref. in Vorschlag zu bringen, die mit dem „Sit ut est" nicht im Widerspruche steht. Das Suchen einer einzelnen, vorn im Verzeichniß mit einer Nummer versehenen Biographie würde in der erstern, ausführlichern Abtheilung dadurch sehr erleichtert werden, wenn vor dem über jeder Seite angeführten Namen auch die Nummer der Biographie wiederholt würde. Nach der S. xxi angeführten Biographie eines Herrn von Lützow hat Ref. vergebens gesucht, wol aber einen Herrn von Lüttwitz gefunden. 43.

Kleine Chronik aus Süddeutschland.

Wundersames Leben in den kleinen Städten! Alles erscheint den guten Leuten als wichtig, wenn es auch in nächster Woche von andern Jämmerlichkeiten verdrängt wird. Das Verhältniß der Policei zur Noblesse, die Ansprüche an das liebe wilde Vieh, die Intriguen der Theaterhelden und Theaterheldinnen, die Unwissenheit eines Intendanten, die Geschicklichkeit eines schönen Juden, der eine kunstfertige Dame prellte, die Faseleien eines Geisterschers, der weitläufige Geist eines Schwätzers, der Alles weiß, nur nicht, wie leer er ist — dergleichen Futilitäten werden als Haupt- und Staatsactionen behandelt, sie bilden den Kreis, in dem sich die Geister bewegen und dem Federfertigen den Stoff liefern, der sie mit der Weltgeschichte in Rapport setzt. Es wäre jedoch ein Irrthum, solche Gegenstände für zu unbedeutend zu halten, als daß sie Offenbarung der Geheimnisse des Jahrhunderts sein könnten. In knappen Verhältnissen werden die Menschen an einen kurzen Horizont gewöhnt, und dann wird auch in einem gewissen Großen, das nur ein Agregat kleiner Theilchen, kein Streben in die Weite zu befürchten sein. Dann lassen sich die Genügsamkeit und die Gefügigkeit als Stützen des Nationalstolzes geltend machen; die Stacheln des Geistes werden abgebrochen. Ist auf solche Weise vielleicht das Problem zu lösen: wie es möglich sei, daß z. B. das Volk von Krähwinkel mit behaglicher Selbstgefälligkeit sich über alle andere Nationen erhebt, über sie das Verdammungsurtheil ausspricht, und ein Paradies einzuführen geschickt sich fühlt, wenn nur die gottlosen Franzosen nicht wären, die sich allen guten Einrichtungen der Bequemlichkeit entgegensetzen? Nun, was zur Entzifferung des Räthsels der Zeit dient, hat Bedeutung und kann Nachdenken veranlassen. Darum habe ich an obige, einstweilen nur flüchtig angedeutete Kleinigkeiten erinnern wollen zur Belehrung Derjenigen, welche sie preisen möchten und nicht wissen, wie dies anzufangen, und zugleich zum Trost solcher Theilhaber an der Sache, welche fürchten, ihre Thaten könnten, als geringfügig, der Nachwelt verborgen bleiben. Es wird wol einem Geschichtschreiber einmal einfallen, die Provinzialblätter zu Rathe zu ziehen. Da ist denn möglich, daß er mehr darin entdecke, als den Zeitgenossen bekannt ist, mehr sogar, als die Schiller-Statue in Stuttgart offenbart, obgleich die Versöhnung der Religion mit der Dichtkunst durch die Glocken eingeleitet und eingeläutet werden durfte. Das Kleine wird stets ein Recht haben, von großen Beobachtern erwogen zu werden. Darum soll man über die Schranken und Fesseln der Kleinstädterei nicht klagen; auch in ihr wurzelt die Saat der Zukunft. Denkende Zeitgenossen haben sich nur zu hüten, daß sie bei dem heutigen Jammer nicht die gute Laune verlieren. Gott schuf die Welt aus nichts, und Swift hat Liliput zu einem ewigen Staate erhoben. 110.

Literarische Notizen.

Almé Martin sagt bei Gelegenheit einer Anzeige der „Oeuvres d'histoire naturelle de Goëthe, contenant divers mémoires d'anatomie comparée, de botanique et de géologie, traduits et annotés par *P. Martin*": „Wir kannten Goethe als Dichter und Romanschreiber; das Buch, das wir hier anzeigen, lehrt ihn uns auch kennen als Anatomen, Botaniker und Geologen: in der That, Goethe war alles dieses und noch mehr, er war auch Geometer, Naturforscher, Chemiker, Alterthumskundiger, Gelehrter, Kritiker und Philosoph. Mit diesen so verschiedenartigen Talenten verband Goethe noch zwei andere, die eines Staats- und Hofmannes. Man hat von ihm gesagt, daß der Anblick eines Ordenssterns ihn in Bewegung setzte und daß er vor weltlicher Hoheit kroch. In diesem weitläufigen Kopfe, wo jede Wissenschaft ihre Schublade, jedes literarische Genre seinen Typus hatte, war auch ein unendlicher Platz für die gemächlichen Eitelkeiten der Mittelmäßigkeit, sodaß der große Mann die schönsten Jahre seines Lebens damit verthat, sein Kleid mit Bändern zu verbrämen und seine Brust mit Kreuzen und mit Flittergold zu bedecken. Man adelte ihn, und er glaubte größer zu werden, wenn er die königlichen Anrechte der Intelligenz dem prächtigen Titel einer Excellenz unterordnete. Was hat aber Goethe für die Naturwissenschaften gethan? Eine schwer zu beantwortende Frage! Gibt es doch unter unsern Naturforschern Männer, welche gewissenhaft ihre 50,000, selbst 60,000 Francs von Staatswegen empfangen, und deren einziges Verdienst darin besteht, sich vor jeder Macht gebeugt zu haben. Wie Unrecht wäre es also, wenn man von einem Dichter wie Goethe diese schwere und nützliche Wissenschaft verlangen wollte, welche man nicht einmal von unsern renommirtesten Gelehrten fodert. Bei alledem verdienen seine Arbeiten, daß man ihnen in der Geschichte der Wissenschaft einen Platz anweise, nicht blos ihres speciellen Werthes wegen, sondern weil sie gewissermaßen der Ausgangspunkt mehrer wichtigen Entdeckungen sind. Wer weiß, wie viel von Goethe's Beobachtungen über die Metamorphose der Pflanzen in die sinnreichen Theorien Decandolle's übergegangen ist? Ja, sogar Cuvier und Geoffroy dürften von seinen Arbeiten in der vergleichenden Anatomie angeregt worden sein. Dies ist denn doch auch ein Verdienst, und wahrlich kein geringes." Almé Martin, der mit Goethe's Leben und Schriften wohl vertraut zu sein scheint, verbreitet sich sodann über mehre biographische Momente und poetische Werke Goethe's, worauf eine längere Betrachtung über Goethe als Naturforscher folgt; aber das ist merkwürdig, daß er von Goethe sagt: er sei mehr ein Mensch des Nachdenkens als des Genies gewesen, aber doch immer ein Mensch voll lebhafter und tiefer Eindrücke.

Kunstfreunden und Kunsthändlern ist der „Guide des amateurs de l'école italienne et espagnole" von Gault de Saint-Germain zu empfehlen. Der Verf. hat bereits früher einen ähnlichen Wegweiser für die deutsche, flamändische und holländische Schule geschrieben. Diese Werke sind Kunsthändlern und Liebhabern alter Gemälde um so mehr zu empfehlen, da der Verf. die Monogramme und sonst unterscheidende Merkmale genau angegeben hat, zugleich mit dem Verkaufspreis und dem reellen Werth, der von den eingebildeten Abschätzungen, worin sich viele Liebhaber von Gemälden gefallen, oft so verschieden ist.

Von Ch. Nodier, Mitgliede der Akademie und bekanntem Schriftsteller, und de Gauble, Professor der Geschichte, erscheint eine „Nouvelle histoire de Paris et des environs". Das Werk erscheint in 250 Lieferungen oder fünf Bänden und wird mit 60 Kupferstichen, Ansichten, Karten u. s. w. geschmückt sein. Die Namen der Verf. bürgen dafür, daß dieser Weg- und Geschichtsführer durch und um Paris einen größern Werth haben dürfte, als er sonst bei Werken dieser Art gefunden wird. 103.

Hierzu Beilage Nr. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 12. Mai 1839.

Politische Satiren.

Nur bei öffentlichem Leben kann sich die Satire ausbilden, weshalb zuerst die Italiener sich darin auszeichneten, dann die Franzosen und Engländer. In Deutschland ist die satirische Literatur sehr sparsam, das öffentliche Leben ist uns noch zu neu; es ist ein unsern Schriftstellern noch zu fremdes Feld, und die meisten Leser sind noch nicht reif dafür. Doch die Zeiten Rabener's sind vorüber, wo die beschränkte Sphäre des bürgerlichen Verkehrs allgemeine Theilnahme erwecken konnte; auch Falk's Angriffe auf die kleinliche Welt der Schriftsteller würden jetzt nicht mehr bedeutend genug für den Gegenstand einer bedeutenden Satire gehalten werden, seit die Ereignisse von 1806 an in Deutschland das öffentliche Leben einigermaßen geweckt haben. Damals trat Julius v. Voß mit vielem Glück gegen die Anmaßungen der Militairkaste auf, was freilich noch bedeutender gewesen wäre, wenn diese Rügen vor der Zeit der Demüthigung erschienen wären. Damals war der Offizier von Jena mehr ein Gegenstand des Mitleidens, da zugleich der französische Übermuth auf allen Ständen lastete.

Die erste eigentliche politische Satire ist die „Apologie des Adels von Hans Albert Freiherrn v. S....“ (Berlin 1807). Sie erfüllt ganz den Zweck der Satire, denn sie ist eine Spottschrift, darin der Angriff in scheinbarer Vertheidigung versteckt wird. Viele haben sie andächtig als eine wohlgemeinte Herzensergießung eines alten Edelmanns gelesen, und dies konnte nicht fehlen, da der geistreiche Verfasser so ganz in die Sprachweise dieser alten Herren und Hofdamen eingegangen ist, daß Jeder, der als Kind unter solchen Umgebungen aufgewachsen ist, dieselben Äußerungen täglich vernommen hat. Diese Satire ist um so ergötzlicher, da sie sich das Ansehen gibt, als sei sie aus der Feder des damaligen Ministers v. Stein geflossen, der allerdings viel gethan hat, um bedeutende Reformen in Preußen einzuführen, allein der nicht vergaß, daß die Vertreibung der Franzosen zwar Preußen retten, aber auch ihn wieder zum reichsunmittelbaren Freiherrn machen sollte. Der Satiriker, welches der Verf. der „Untersuchungen über den Geburtsadel“ und des „Neuen Leviathan“ sein soll, beurtheilte schon damals seinen Mann ganz richtig. Daß er sich nicht getäuscht hat, zeigte das Benehmen Stein's auf dem wiener Congreß, und seine vertraulichen Gespräche auf Kappenberg in Westfalen, wo er oft sein Bedauern über die preußische Gesetzgebung und die Städteordnung aussprach. Er hat zu vielen Rückschritten gerathen und die Ansicht gutgeheißen, welche die Gesetzgebung, die er damals als Minister befördert hatte, eine sporadische nennt. Diese erwähnte höchst gelungene Satire würde noch mehr Glück gemacht haben, wenn nicht die französische Übermacht damals Alle so betroffen hätte, daß die Anmaßung des Adels in Norddeutschland ganz in den Hintergrund trat. Im Süden von Deutschland gibt der Adel aber keinen Stoff zur Satire, denn sie findet nur da statt, wo sich etwas Unverständiges geltend machen will. Ein Esterhazy, Schwarzenberg, Colloredo, Palfy, Liechtenstein und andere Magnaten brauchen sich nicht geltend zu machen, sie sind bereits etwas Bedeutendes, und der kleine Adel kann sich dort nicht geltend machen, da ihn Jeder durch Amt oder Reichthum leicht erwirbt. Aber in Norddeutschland, wo der Adel eine geschlossene Kaste macht, wo der arme Hr. v. R., der noch ärmere Hr. v. X. eben solche Ansprüche machen zu können vermeint wie ein Graf v. A., ein Fürst B., da bietet sich Stoff genug zur Satire dar. Darum war diese „Apologie des Adels“ ganz am rechten Orte.

Bis zur Vertreibung der Franzosen war aber keine Zeit mehr zur Satire. Erst nach dem Frieden trat Friedrich in seinen „Satirischen Feldzügen“ hauptsächlich gegen Glückspilze und jüdische Lieferanten hervor. Allein, wenn man auch diesem Schriftsteller nicht Witz, Laune und neue Wendungen absprechen kann, so konnte er doch die Meisterschaft in dieser schwierigen Schreibart schon um deshalb nicht erreichen, weil der Gegenstand zu unbedeutend war, den er vorzugsweise behandelte. Benutzte nämlich der nouveau riche sein Vermögen nur dazu, daß er viel aufgehen ließ, so leistete er doch etwas, und dies ist immer noch kein lächerliches Geltendmachen. Wollte er aber deutlich den Vornehmen, den Gebildeten, den Kunstkenner u. s. w. spielen, so ward er zwar ein Gegenstand der Satire, aber doch nur ein untergeordneter, da man nunmehr nach und nach in Deutschland anfing mehr Interesse am öffentlichen Leben zu nehmen. Darum machte die erste politische Satire in Deutschland einiges Aufsehen, die 1816 unter dem Titel erschien: „Keine Volksrepräsentation, veranlaßt durch Ancillon's Verfassung.“ In dem zwölften Hefte der „Freimüthigen Blätter“ von v. Cölln, welche aus den Beurtheilungen entstanden, die der Herausgeber damals für den Staatskanzler Hardenberg über alle bedeutenden Erscheinungen in der Politik machte, wird diese Satire eine gelungene genannt, da der Verfasser die Verfassung und Staatsdienerschaft in Preußen kenne. Cölln sagt, daß die Zeit es nur zu bald lehren werde, wie nach der Voraussagung dieses ungenannten Satirikers der Adel sehr bald zu Rückschritten führen werde; und da er denselben als einen in der Geschichte und den Gesetzen des Landes erfahrenen Mann darstellt, hält er diese Schrift für so gefährlich, daß er meint, sie könne dazu dienen, die schon vorhandene Spannung aufs höchste zu treiben und den Wortkampf in einen Schwertkampf zu verwandeln. Auch die „Allgemeine Literaturzeitung“ erklärt im August 1817 diese Satire für so bedeutend, daß die Einheit des Plans, die Verwickelung der Handlung, der rasche Wechsel der Darstellung, worin der Scherz in immer unerwarteten Gestalten sein munteres Spiel treibt, nicht nur anerkannt, sondern auch, in denselben Geist der Satire eingehend, die Frage aufgeworfen wird: ob es wol in Deutschland einen Adel gibt, der die Fürsten umgeben und leiten will, um zur guten alten Zeit zurückzukehren, und ihnen die Bürgerlichen zu verdächtigen sucht? Seit der Zeit hat sich gefunden, daß unser Satiriker Recht hatte. Es sind viele von seinen Voraussagungen in Erfüllung gegangen, und man sollte bei vielen Stellen glauben, daß sie erst jetzt geschrieben wären, so klar hat der Verfasser in die Zukunft geschaut.

Lange hatte keine bedeutende Satire die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als 1836 der „Antihephata oder Apologie der Freimaurerei“ von Dr. Wendt erschien. Zwar ist es die Tendenz des Verf., zu zeigen, wie unnöthig so viel Zeit und Geld für die sogenannten Logenarbeiten verschwendet werden; aber er hat dabei stets auf die Staatsverfassung Rücksicht genommen und das Zurückschreiten zu aristokratischen Institutionen scharf gegeißelt, indem er unter Anderm zeigt, welcher Misbrauch mit dem Begriffe der Legitimität getrieben wird, indem es dabei weniger auf die Rechte des Monarchen als auf die Ansprüche der bevorzugten Classe der Gesellschaft ankommt. Diese Satire hat ihren Zweck so vollkommen erreicht, daß viele guten Brüder Freimaurer darin einen recht eifrigen Vertheidiger ihres Ordens erkannt haben.

Noch bedeutender aber sind als politische Satire die „Ansichten aus der Cavalierperspective“. Sie sind mit denselben Worten wiedergegeben, wie man sie bei der crême de la société in allen Hauptstädten und bei vielen ehrlichen Landedelleuten hören kann. Besonders wichtig sind darin die Winke über die Verbindung der Aristokratie mit der Hierarchie. Damals, als noch nicht von dem Streite über die gemischten Ehen die Rede war, hat unser Verf. schon Verordnungen des Erzbi-

schofs von Posen angeführt, welche Vorläufer von dem jetzt entbrannten Kampfe auf Tod und Leben waren. Dieses Buch hat Viele sehr unangenehm berührt, da sehr viele wahre Anekdoten darin vorkommen, wenn auch die Namen verschwiegen sind; aber als Satire hat dasselbe ein um so dankbareres Publicum gefunden, da darin so mannichfaltige Orte eine Rolle spielen und das Streben der Rückkehr zur guten alten Zeit in stets wechselnden Gestalten aus den verschiedensten Erscheinungen der Zeit dargethan wird. „Der Cavalier auf Reisen im Jahre 1837" ist eine Fortsetzung dieser politischen Satire, die außer dem Aristokratismus und dem Beamtendünkel auch den in Norddeutschland überhandnehmenden Pietismus stark angreift, was um so mehr jetzt wichtig wird, da diese Modethorheit so weit geht, daß selbst arme Leute in ferne Welttheile gehen, um zu glauben, was sie hier auch können.

Die neueste Satire über wichtige Gegenstände der Welt und Zeit ist die 1838 in Leipzig erschienene Schrift: „Die Erzbischöfe von Köln und Posen, von Anton Graf v. ....." Der Verf. muß ein Mann sein, der in den geistlichen Gesetzen ebenso erfahren ist wie in den weltlichen, der mit allen Verhältnissen genau bekannt, wahrscheinlich ein evangelisch gewordener Katholik ist. So flüchtig hingeworfen die wahren Ansichten der katholischen Kirche in dem jetzigen Kampfe sind, so wahr sind sie und geben dieser Schrift eine hohe Bedeutung. 152.

Über portugiesische Literatur.

Man vernimmt in der Regel im Auslande die ungerechtesten Urtheile über die portugiesische Literatur. Selbst die meisten der in Portugal lebenden Ausländer nehmen sich nicht die Mühe, dieselbe kennen zu lernen, und sprechen den Portugiesen kurzweg alles literarische Talent ab. Da heißt es: wo sind ihre berühmten Schriftsteller und — etwa Camoens ausgenommen — ihre großen Dichter, welche Werke haben sie geschrieben? Es bleibt, ihr Vorurtheil zu widerlegen und ihrer Unkenntniß zu Hülfe zu kommen, fast kein anderes Mittel, als sie in den öffentlichen Bibliotheken mit Gewalt auf die zum Theil selten gewordenen, in Pergament und Leder gebundenen Werke zu stoßen, die von einer Literatur zeugen, welche den Vergleich mit irgend einer gleichzeitigen ausländischen nicht zu scheuen hat, ja bisweilen sogar andern Literaturen in einzelnen Zweigen voraus war. Den in dieser Hinsicht noch befangenen Ausländern sei vorläufig mit dem folgenden kurzen, auf Vollständigkeit nicht Anspruch machenden Verzeichniß vorzüglicher portugiesischer Schriftsteller der frühern Zeit gedient. Es ist unleugbar, daß die alten Portugiesen fleißiger und gelehrter waren als die jetzigen, ungeachtet es sonst und noch vor 20 Jahren weit schwieriger war, etwas drucken zu lassen, als jetzt, denn es existirte nicht nur die scrupulöseste Censur, sondern man mußte auch die Erlaubniß von dem Santo Officio haben, mit allen möglichen Attesten, daß das Werk, wenn es auch z. B. ein mathematisches war, nichts gegen die Lehren der Religion enthalte. Jahre vergingen zuweilen, ehe die Manuscripte von den Censoren und allen Behörden gelesen wurden und bevor man die Erlaubniß zum Druck erhielt. War diese endlich ertheilt, dann hatte man noch zuletzt seine Geduld bei dem langsamen Druck der einzigen bestehenden Druckerei zu üben und beträchtliche Summen für Druckkosten zu bezahlen. Diese Schwierigkeiten mußten nothwendig Viele von der Schriftstellerei abschrecken, und dennoch schrieb man mehr und Gediegeneres als gegenwärtig, wo es keine Censur mehr gibt, keine Erlaubniß zum Drucke nöthig, das Material wohlfeiler geworden und in jedem Gäßchen eine Druckerei zu finden ist. Aber jetzt beschäftigt sich Alles einzig mit Politik, für diese spitzt man die Federn, Jeder will besser wissen, wie regiert werden muß, Jeder seinen guten Rath dazu geben, während man sich in frühern Zeiten um dergleichen wenig oder gar nicht kümmerte. Der Politiker sind daher jetzt so viele, die Recepte zu radicalen Staatscuren schreiben, als es von jeher alte Weiber gab, die für jede Krankheit ein Hausmittelchen haben. So schreiben sie täglich in mehr als 20 portugiesischen Zeitungen und Tagesblättern eine Unzahl solcher Receptchen; aber tief durchdachte, fleißige und umfangreiche Werke sind außer der Mode. Das Aufkommen der Politik und die Freiheit der Presse scheinen das Gegentheil des davon Erwarteten bewirkt, der Literatur, statt Vortheil, unberechenbaren Schaden gebracht zu haben. Doch lassen wir die modernen Schriftsteller, deren Ruf nicht länger dauern wird, als ihre auf Löschpapier mit kleinen Lettern gedruckten Flugblätter von den Krämern verbraucht sind, und wenden wir uns zu den soliden, auf gutes Papier mit großen Lettern gedruckten Werken, deren Dauer ihr innerer Werth verbürgt. Beginnen wir mit den

1) Historiadores. Fernaõ Lopes, der Vater der portugiesischen Geschichte, ihr Froissart, schrieb die Chronik der Könige Pedro I. (des Strengen), Fernando (des Artigen) und Johann I. (des Unechten, guten Andenkens genannt). Die Chroniken der beiden Ersten sind in den Ineditos der Akademie enthalten. Azurara, „Tomada de Ceuta" (Eroberung von Ceuta). Ruy de Pina, Chroniken der Könige von D. Sancho I. (dem Bevölkerer) bis zu D. Diniz (Dionys dem Gerechten oder Anbauer), ferner die Chronik Johann's II. (des Vollkommenen), die in den Ineditos der Akademie erscheint. Galvaõ, Chronik des Königs Affonso Henrique. Damiaõ de Goes, Chronik des Prinzen Don Joaõ, nachherigen Königs Johann's III., und des Königs D. Manoel des Großen. Andrada, Chronik Johann's III. Osorius, „De rebus gestis Emanuelis"; hinlänglich auch im Auslande bekannt und an vielen Orten nachgedruckt. Leaõ, „Cronicas dos reis de Portugal", 1. Th. (Lissabon 1600), der 2. von D. Rodrigo da Cunha herausgegeben. Brito, „Monarchia lusitana" 1. u. 2. Th.; der 3. u. 4. von Fr. Antonio Brandaõ (diese beiden Theile werden für das Beste gehalten, was über portugiesische Geschichte geschrieben ward); der 5. u. 6. Th. von Fr. Francisco Brandaõ; der 7. von Fr. Rafael de Jesus; der 8. von Manoel dos Santos. Menezes, „Portugal restaurado". Garcia de Resende, „Cronica de D. Joaõ II." D. Francisco Manoel, „Epanaphoras". Barros, „Decadas da historia da India", fortgesetzt durch Diogo de Couto. Barros schrieb auch eine portugiesische Grammatik, einen Panegyricus auf Da. Maria, ein Elogio auf Joaõ III. und dgl. Castanheda, „Historia da India". Fr. Bernardo de Brito, „Monarchia lusitana" sowie „Elogios dos reis". Fr. Luiz de Sousa, „Historia de S. Domingos", „Vida de D. Fr. Bartolomeo das Martyres", „Vida do beato Suro". Sousa gilt bei vielen Kritikern für den besten portugiesischen Prosaiker. Freire de Andrada, „Vida de D. Joaõ de Castro". Affonso de Albuquerque, „Commentarios". Pinto Pereira, „Historia da India" während D. Luiz de Ataide's Gouvernement. Mendonca, „Jornada de Africa". Lucena, „Vida de S. Francisco Xavier".

2) Dichter. Der Cancioneiro, in dem Collegio dos nobres, enthält die aus dem 12. und 13. Jahrhunderte noch vorhandenen Poesien; außer diesen noch vier dichterische Fragmente aus jener Zeit, deren Echtheit zweifelhaft ist: es sind dieses Briefe von Egas Moniz an seine Geliebte, sowie einige andere über den Verlust Spaniens, die Verse an Goesto Anfur und die Gesänge von Gonçalo Hermiguez. Der Cancioneiro de Rezende (Lissabon 1516) enthält die Poesien aus dem 14. und 15. Jahrhunderte. Bernardino Ribeiro, bukolische Gedichte (auch Romanschriftsteller). Sá de Miranda schrieb ebenfalls Eklogen, ferner poetische Episteln, Sonette, einzelne Elegien und Hymnen; fast in allen diesen versuchte sich gleichfalls Antonio Ferreira (Beide waren auch dramatische Schriftsteller). Diogo Bernardes, seine Werke unter dem Titel „O Lyma" gesammelt. Pedro de Andrada Caminha, Bewunderer und Nachahmer Ferreira's, lieferte Eklogen, Episteln, Elegien und Epigramme. Fernaõ Alvares do Oriente, Bukoliker; der Titel seines Werkes ist „Lusitania transformada", ein Hirtengedicht in Prosa und in Versen.

Rodriguez Lobo, vornehmlich Bukoliker; seine Werke sowol in Prosa als Versen sind: „O pastor peregrino", „A primavera", „O desenganado"; auf die portugiesische Prosa hat sein „Corte na aldea" großen Einfluß gehabt; auch im Epos hat er sich, den Nationalhelden Nuno Alvarez Pereira feiernd, versucht, aber nicht mit Glück; außer bukolischen Gedichten hat man von ihm auch Elegien, Oden, Sonette u. s. w. De Castro, eine Epopöe: „Ulissea"; diese und des Francisco de Sà y Menesez „Malacca conquistada" gelten bei den Portugiesen als die beiden vorzüglichsten, an Trefflichkeit Camoens' meisterhafter „Lusiade" sich am meisten nähernden epischen Gedichte. Jeronymo Cortereal, „Naufragio de Sepulveda" und „Cerco di Diù". Brandaõ, „Elegiada". Pedro Antonio Correa Garcaõ, unter dem Namen des portugiesischen Horaz bekannt, Oden und vermischte Gedichte; versuchte auch eine Reform des portugiesischen Theaters. Ferner seien noch erwähnt: Antonio Diniz da Cruz, Bocage, Dias Gomes und Francisco Manoel. Dies sind die vorzüglichsten Dichter Portugals bis zum 19. Jahrhundert. Daß Camoens nicht aufgeführt ward, bedarf keiner Entschuldigung, da dieser Dichter weltbekannt ist.

3) Dramatische Schriftsteller. Gil Vicente (1480—1557), der Schöpfer der portugiesischen Bühne, auch ihr Plautus genannt, schrieb viele Stücke; das erste 1502. Jorge Ferreira de Vasconcellos lieferte drei Schauspiele: „Ulissipo", „Aulegrafia" und „Eufronino". Antonio Ferreira schrieb zwei Komödien: „O Cioso" und „Bristo", außerdem das Trauerspiel „Ignez de Castro". Sà de Miranda, die beiden Komödien: „Villalpandios" und die „Estrangeiros". Camoens, „Filodemo", „Amfitrioens", „Seleuco". Antonio Jozé (der Jude, verbrannt 1745), komische Opern. P. Ant. Correa Garcaõ, „O novo theatro" und „Assemblea". In der Sammlung, betitelt: „Prima parte dos autos e comedias Portuguezas", einem der seltensten portugiesischen Bücher, im 16. Jahrhunderte von Costa herausgegeben, befinden sich noch Theaterstücke von andern als den zuerst genannten Verfassern.

4) Romane. „Historia dos trabalhos de Isea" und „Historia do imperador Trajano". Diese beiden, im 15. Jahrhunderte gedruckt, gehören ebenfalls zu den seltensten Werken. Von dem erstern befand sich das einzige Exemplar in der Bibliothek des Visconde de Balsamaõ zu Porto, kam aber 1833 während der Belagerung dieser Stadt abhanden. Das einzige bekannte Exemplar des „Trajano" besitzt die öffentliche Bibliothek zu Lissabon. Bernardino Ribeyro schrieb den Roman: „Menina e Moça", Joaõ de Barros den „Clarimundo", Jorge Ferreira de Vasconcellos den ersten Theil des „Memorial da tavola redonda" (ein seltenes Werk). Der Ritterroman des Conde de Vimioso: „Don Belindo", ward nie gedruckt und existirt nur in vielen Abschriften. Von Moraes ist der 1. u. 2. Th. des „Palmeirim de Ingleterra", die zwei folgenden von Fernandez, der 5. und 6. von Lobato.

5) Briefe und Dialogen. Die Epistolographen Vieira und D. Francisco Manoel. Die Dialogen von Franc. Hector Pinto („Imagem da vida christan"), von Franc. Amador Arraes und D. Franc. Manoel.

6) Religiöse Schriften. Paiva d'Andrada und Ant. Vieira lieferten „Sermoës" (Predigten), Costa „Quadragenas" und Frio Tractate und Predigten.

7) Portugiesische Antiquitäten und Statistik. Leaõ „Descripçaõ de Portugal". Außer diesem Werke und den früher erwähnten Chroniken schrieb Leaõ noch: „Origem da lingoa portugueza", „De vera regum Portugaliae genealogia", „Orthographia da lingoa portugueza", „Colleçaõ de leis extravagantes". Severim, „Noticias de Portugal" und „Varios discorsos politicos". Paiva d'Andrada, „Exame de antiquidades". Mendes de Vasconcellos, „Do sitio de Lisboa". Oliveira, „Grandezas de Lisboa". Marinho d'Azevedo, „Antiquidades de Lisboa". Andre de Rezende, „Antiquidades de Evora".

8) Polygraphen. Franc. de Macedo; ein Verzeichniß seiner meist lateinisch geschriebenen Werke würde mehre Seiten füllen. Zu den Vielschreibern gehören vornehmlich: Duarte Ribeiro Macedo, Joaõ Pinto Ribeiro und Antonio Pinheiro, deren Werke unter dem allgemeinen Titel: „Obras", begriffen werden. Manoel Bernardes, dessen meiste Schriften theologischen Inhalts sind, schrieb unter Anderm noch über „Luz e calor", über „Florestas" (Wälder), über „Armas da Castidade" (Waffen der Keuschheit) u. s. w.

9) Reisen und Nachrichten von den eroberten Ländern. „Cartas das missoës" (Briefe aus den Missionen). Diese Sammlung aus dem 16. und 17. Jahrhundert, eine fast ununterbrochene Reihe von Nachrichten während eines ganzen Jahrhunderts bildend, ist äußerst interessant, um so mehr als in jenen Zeiten andere Völker nicht an Missionen nach jenen Ländern denken, noch weniger also deren Geschichte verfolgen konnten. Es ist jetzt fast unmöglich, diese Briefe vollständig zu erhalten. Fr. Pantaleaõ de Aveiro, „Itinerario da Terra Sancta". Santos, „Historia da Ethiopia". Bermudez, „Relaçaõ da Ethiopia". Mendes Pinto, „Perigrinaçoës". Gouvéa, „Jornada do Arubispo de Goa" und „Relaçaõ da Persia". Godinho, „Relaçaõ do novo caminho" etc. Marco Polo, ins Portugiesische übersetzt (sehr selten). Barreiros, „Corografia" (eigentlich eine Reise). Guerreiro, „Relaçoës das missoës (eigentlich eine Fortsetzung der Briefe über die Missionen).

Dies etwa sind die vorzüglichsten portugiesischen Schriftsteller der vergangenen Zeit, deren Werke immer seltener werden. 74.

Bibliographisches.

Wir guten Deutschen machen uns bisweilen unsere bibliographischen Curiositäten, wäre es auch nur, damit ein Anderer nach hundert Jahren wieder ein Büchelchen schreiben kann, über german book-rarities etwa, oder wie er es sonst benennen möchte. Da schreibt man denn Broschüren und druckt sie auf blaues, rothes und gelbes Papier, und wenn's hoch kommt, gar mit Silberdruck, oder man macht absichtlich in einzelnen Exemplaren Druckfehler, in andern nicht, und numerirt dann, fein englisch, die Exemplare u. dergl. m. Doch Scherz bei Seite. Wollen wir ehrlich gegen uns selbst sein, so müssen wir uns selbst das Zeugniß geben, der Inhalt so und so beschaffener Büchelchen ist bei uns in der Regel ein bedeutender. Haben wir doch erst neuerdings des rüstigen Leo „Sieben Brumichheiten", eine gar artige und gelehrte Jubelschrift auf einen geliebten, gelehrten und liebenswerthen, noch recht kräftigen Jubilar gelesen, und eine treffliche Analiteratur von Dresden aus erhalten, Büchelchen, die ja dereinst auch book-rarities im guten Sinne des Worts sein werden, anderer zu geschweigen. Diesen nun schließt sich ungezwungen ein mitten in Berlin erschienener und dennoch durch und durch englisch geschriebener „Bibliographical essay" an, auch ein Buch von Werth und Wichtigkeit für die Literargeschichte der Geographie, wie es sich denn zweckmäßig unter die schützende Ägide des Koryphäen der Geographie stellt. Der Buchhändler Asher in Berlin hat nämlich seinen „Bibliographical essay on the collection of voyages and travels, edited and published by Levinus Hulsius and his successors at Nuremberg and Francfort from anno 1598 to 1660" (auf den Titeln manches Exemplars steht 1600), 118 S. 4., dem Professor Karl Ritter gewidmet und dadurch seiner fleißigen und musterhaft genauen Arbeit die Weihe ertheilt. Selten genug wird das Büchelchen werden, denn es sind nur 50 Exemplare abgedruckt worden; darum wäre es wünschenswerth, wenn der Wissenschaft zu Nutz und Frommen die Ergebnisse irgendwo wiederabgedruckt werden könnten. Haller, Meusel und Freitag hatten die interessanten Reisewerke des Hulsius gekannt, Camus aber war es vorbehalten, in seinem „Mémoire sur la collection des grands et petits voyages" ꝛc. (Paris IX) auf die bedeutende Wichtigkeit des Collectionwerkes aufmerksam zu machen. Bru-

Digitized by Google

net und Ebert hatten demselben die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet und mit Recht gewarnt vor der naheliegenden Verwechselung des in Rede stehenden Buches mit der Sammlung des de Bry. Dieser, ein Landsmann des Levinus Hulsius (geb. um 1546 in Gent), hatte die Niederlande verlassen müssen, weil er dem Lutherthum nicht entsagen wollte, und seinen Wohnsitz in Frankfurt aufgeschlagen. Auch den Hulsius nöthigte sein Glaube, dem Lande der Geburt den Rücken zuzuwenden, und so folgte er dem Freunde nach Deutschland. Seit 1594 lebte er in Nürnberg dem Buchhandel, welcher damals der ehrenvolle Beruf mehr als 30 ausgezeichneter Männer in dieser Stadt war; während vier vorhergehender Jahre aber hatte er durch Ertheilen von Sprachunterricht sich seinen Unterhalt erworben; nun tritt er als Schriftsteller (s. S. 115 die Liste seiner und der von ihm besorgten Bücher) und Buchhändler auf. Es war ein glücklicher Gedanke, nach dem Vorbilde de Bry's eine Sammlung aller der Beschreibungen von Land- und Seereisen, welche damals in England und Holland in großer Zahl erschienen, alle in gleicher Weise ausgestattet, herauszugeben. Nachdem er zu diesem Zwecke 1600 eine erfolgreiche Reise nach Holland unternommen, endlich nach Frankfurt a. M. sich übersiedelt hatte, begann er die Herausgabe des Werks, welches eben den Gegenstand des „Essay" bildet. Dieser bespricht in 26 Abschnitten die von Deutschen, Holländern, Franzosen und Engländern während der Mitte des 16. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts nach verschiedenen Theilen Amerikas, Afrikas, Asiens und Australiens unternommenen und von Verschiedenen beschriebenen Reisen, wie sie sich in innerer und äußerer Gestalt in dem Werke des Hulsius vorfinden, mit steter Berücksichtigung des de Bry, auf sehr genügende Weise, sodaß man über jede einzelne Reise, ihre Tendenz, ihre Erfolge und dgl., so weit es eben zulässig, genügende Belehrung findet. Daß natürlich die bibliographische Seite in der ganzen Abhandlung vorwaltet, liegt in der Natur der Sache, daß der Verf. dem Gegenstande durch Kenntniß und jahrelange Geschäftskunde gewachsen, ist eine sehr erfreuliche Erscheinung; wie viel Gutes könnte in dieser Weise gestiftet werden, wenn nur jeder auf seinem Standpunkt aufmerksam ausschauen möchte nach irgend interessanten Erscheinungen! 61.

Miscellen.

Vorzeichen.

In den „Révélations d'une femme de qualité sur les années 1830 et 1831" heißt es Bd. 1, S. 53, wörtlich: „Je crois un peu, moi aussi, aux présages et à ces avertissements, par lesquels le ciel, dans ses décrets mystérieux nous révèle quelquefois notre destinée." Dann wird folgende Anekdote erzählt. Als sich Karl X. zu der verhängnißvollen Kammersitzung begab, wodurch die Julirevolution (1830) eingeleitet wurde, verwickelte er sich auf den Thronstufen in den sammetnen Teppich und strauchelte, sodaß ihm die Toque, die er statt der Krone trug, vom Haupte fiel. Der Herzog von Orleans, welche sich zur Seite des Königs befand, hob sie zwar sogleich auf und gab sie dem Monarchen zurück; aber genug, sie war von Karl's Haupte in die Hände des Herzogs gekommen, und alle Zeugen dieses Vorfalls äußerten darüber die größte Bestürzung, die sich blitzähnlich über ganz Frankreich, wenigstens über die ganze royalistische Partei verbreitete. Der Erfolg, die Julirevolution, hat diese Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt, und ich darf auf diese Veranlassung noch an zwei andere ähnliche Vorzeichen aus der französischen Geschichte erinnern: das bekannte Unglück, welches sich bei der, auf Veranlassung der Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins, nachherigen Ludwig's XVI. mit der Erzherzogin Maria Antoinette zu Paris veranstalteten Illumination ereignete und welchem die französische Revolution so bald nachfolgte, und das ebenso bekannte Brandunglück im Schwarzenberg'schen Palaste zu Paris, unmittelbar vor dem Ausbruche des russischen Krieges.

Graf von Panin.

Bei einer gemeinschaftlichen Arbeit des Grafen von Panin und des Grafen von Rostopschin, beide Minister Paul's I., erhob sich über einen Gegenstand von großer Wichtigkeit ein heftiger Streit zwischen ihnen. Es war die Rede davon, den Kaiser zu einer entscheidenden Maßregel zu bestimmen. Rostopschin, der den Vortrag der Sache hatte, widersetzte sich. Graf Panin, als er sah, daß seine Vorstellungen keinen Eindruck hervorbrachten, ersuchte seinen Collegen, dem Kaiser wenigstens seine Ansicht mitzutheilen; und als Rostopschin auch dies verweigerte, so bat er ihn um Überreichung eines Promemoria. Allein der Ministercollege blieb unerbittlich. Da, nach der damals bestehenden Verfassung, ein zweiter Minister sich ohne besondere Aufforderung des Kaisers in den Vortrag eines ersten nicht mischen durfte, so zog sich Panin jetzt zurück, verfaßte aber sein Memoire und sandte es dem Kaiser sammt seiner Demission, durch welche letztere er nämlich in die Kategorie eines gewöhnlichen russischen Unterthanen trat, denen frei steht, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Paul bewunderte das Verfahren des Grafen Panin, der ein reiches Ministereinkommen aufgab, um eine Überzeugung geltend zu machen, prüfte das Memoire, bildete seinen Entschluß danach und sandte die Demission dem Grafen hiernächst zurück, indem er ihm zugleich Beweise seiner vollkommensten Zufriedenheit gab.

Daumênil.

Als die Minister Karl's X. von Frankreich in Folge der Julirevolution von den Pairs zu ewigem Gefängniß verurtheilt waren und zunächst nach Vincennes abgeführt wurden, verlangte der pariser Pöbel, besonders aus der, in der Revolutionsgeschichte so berüchtigten Vorstadt Saint-Antoine, hiermit nicht zufrieden, das Blut jener vier Männer und strömte in großen Massen nach der Festung hinaus, um die Auslieferung zu erzwingen. Glücklicherweise war der alte Commandant von Vincennes, General Daumênil, ein wackerer Mann, der sich durch den Pöbelhaufen, wie unübersehbar er war, nicht einschüchtern ließ. Die Worte, welche er auf die Foderung der Auslieferung erwiderte, finden sich in der Geschichte aufbewahrt und klingen, zumal in der Ursprache, zu energisch, als daß ich sie nicht in derselben hersetzen sollte. „Enfants", erwiderte er auf das Wuthgeschrei dieses blutgierigen Lumpengesindels, „je suis une vieille moustache qui n'a pas fait son service à l'ombre des états-majors; cette jambe de bois en est la preuve. Ne croyez donc pas m'intimider par un peu de bruit. Les hommes dont vous me parlez, sont sous ma surveillance et ma résponsabilité. Qu'on m'apporte un ordre des autorités, et je m'y soumettrai; sans cela on n'obtiendra rien. Si l'on emploie contre moi la force, et que la mienne soit insuffisante pour en triompher, je ferai sauter le donjon; et tout Vincennes et le faubourg Saint-Antoine périront de cette explosion. Ainsi ne m'obligez pas à en venir à cette extrémité." Diese feste Sprache wirkte augenblicklich: der Pöbel zog sich zurück.

Die Marseillaise.

Lavalette in seinen Memoiren erzählt: „Der bekannte Kriegsgesang der französischen Revolutionshelden, die Marseillaise, begeisterte die Truppen zu einem Enthusiasmus, dem es schlechterdings unmöglich war zu widerstehen. Bei dem berühmten Angriffe auf die weissenburger Linien hatten die Östreicher bei Geisberg ein Plateau mit 30 Kanonen besetzt, welche Tod und Verderben mit unbeschreiblicher Furie verbreiteten. Die angreifenden französischen Truppen rückten langsam bis an den Fuß der Stellung vor. Plötzlich ließ sich jetzt die Marseillaise vernehmen, und wie vom Sturmwind getragen, stürzten sich die Bataillone gegen die Feuerschlünde, und die treffliche Stellung ward in einem Augenblicke genommen." 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 164. — 13. Juni 1839.

Bergesgrüße aus dem ſalzburger, tiroler und bairiſchen Gebirge von Heinrich Stieglitz. München, Fleiſchmann. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Referent dieſer Liederſammlung iſt ſelbſt viel in Bergen gewandert, er hat aus Bergen geſungen und Berge beſchrieben, er hauſt an Bergen, die zwar nicht ſo hoch ſind als diejenigen, welche dieſe Lieder eingegeben haben, aber doch reſpectabel genug, um ſich über Alles, was mit „der Flachheit von Berlin blutsverwandt" iſt (S. 327), hoch in den Himmel erheben zu dürfen. Vielleicht hat ihm die Redaction d. Bl. die Anzeige des vorliegenden Buches übertragen, weil ſie ihm zutraut, daß ihm einiges Urtheil darüber zuſtehe, ob in einer Gedichtſammlung Bergluft wehe oder nicht. Und auf dieſe Berufung antwortet er denn, was die „Bergesgrüße" von Heinrich Stieglitz betrifft, ſo zuverſichtlich er dies darf, mit einem entſchiedenen Ja. Es iſt wirklich dem Beurtheiler bei Durchmuſterung dieſer Lieder immer mehr zu Muthe geworden, als machte er eine recht ſchöne, großartige Gebirgsreiſe mit einem empfänglichen, begeiſterten, beredten Begleiter, kurz, mit einem Dichter.

Anfangs bringt dieſer zwar aus der Reſidenz noch ein wenig conventionnelle Lebensanſichten mit, proſaiſche Geſprächigkeit und leidige Politik. Bei dem Anblicke des Traunſteins fällt ihm ein, daß demſelben

> ..... die Bildnerin Natur
> Das Antlitz aufgeprägt des milden Königs,
> Dem, wär' er feſt wie dieſer Fels geweſen,
> Wol nie ſo ſchmerzlich Loos gefallen wär'.
> Laßt ruhn ihn. ...

Ja, beſonders in der Naturanſchauung, wo auch das tiefſte Mitleid mit einem erlauchten Opfer uns nicht verführen ſollte, gepuderte und behaarbeutelte Köpfe des vorigen Jahrhunderts in den ſechstauſendjährigen Phyſiognomien der Alpen zu erblicken. Als ein Landbaumeiſter Alexander dem Großen den Vorſchlag machte, dem Berge Athos durch Behobelung einiger Felſen ſeine Geſichtszüge zu geben, wollte dieſer, ſtolz und beſcheiden zugleich, von der koloſſalen Silhouette nichts hören. „Meine Thaten ſind mein Bild", ſprach er. Und ſo wollen wir es denn auch der Emigrantenphantaſie überlaſſen, das Geſicht Ludwig's XVI. aus dem Traunſtein herauszubuchſtabiren.

Auch macht ſich der Dichter gar bald von allen ſolchen zufälligen Eindrücken los, und je tiefer er ins Gebirge eindringt, je mehr gleicht ſeine Seele einer tabula rasa, oder einer camera obscura, welche nach der vervollkommneten Einrichtung jenes Pariſers die ſchönſten Naturgemälde mit Licht, Schatten und allen Farben fixirt. Damit ſoll nicht geſagt ſein, als wäre er nichts als ein Naturmaler nach Art des ſeligen Matthiſſon. Er nimmt natürlich das prius der Idee auch mit in die Berge; wie könnte er ſonſt das Buch ſeinem Freunde Theodor Mundt dediciren? Aber die Idee, ſo unverbrüchliche Treue der Sänger ihr gelobt (S. 228), macht ſich gegen die Phantaſie doch nicht breit und tritt ihr nicht ſtörend in den Weg, ſondern geht mit ihr ſtill und friedlich Hand in Hand und ärgert ſich nicht, wenn die kecke Schweſter recht laut wird.

Wir ſind noch nicht lange gewandert, ſo begegnen wir in der „Korbachmühle" (S. 15) einem hübſchen inſpirirten Liede. Der Wanderer, der das Mühlrad kreiſen und ſtäuben ſieht, meint von einer Sage gehört zu haben, die ſich in dieſem Thale regt. Wer wird ſie ihm verkünden können? Zuerſt fragt er die älteſte Tanne.

> Und die Tanne leiſe, leiſe
> Schüttelt ihr bemooſt Gezweig:
> „Waſſerfall mag dir's verkünden,
> Der iſt an Erfahrung reich."

Der Waſſerfall, in ſeinen weißen Bart murmelnd, weiſt ihn ans Mühlrad, das Mühlrad aber hat Anderes zu ſchaffen:

> „Willſt du Märchen wiſſen, wende
> Dich zur jungen Müllerin."

Da ſchaut eben ein blondes Köpfchen aus dem Fenſter her, und wie er ſich erkundigen will, blicken zwei lichte Sterne aus dem ſchönen Antlitz vor. Was ſoll er noch weiter nach Wundern fragen?

> Tannen, Waſſerfall und Mühle,
> Wol mit Recht ward von euch kund,
> Wunderbare Märchenweisheit
> Berge dieſer Felſengrund.
>
> Was ihr auch an dunkeln Sagen
> Mochtet bergen, tiefer Sinn
> Liegt im Augenſtern geborgen
> Dieſer jungen Müllerin.
>
> Tannen, Waſſerfall und Mühle,
> Rauſcht und ſchweigt nur immerhin,
> Sprechen wird für euch das Auge
> Dieſer ſchönen Müllerin.

Ernstere Eindrücke folgen. „Ischl" (S. 19):

Natur braut hier in ihrem Felsenbecher
Den Labetrank
Und ruft aus freud'ger Brust: Herbei, ihr Zecher,
Herbei, die ihr beladen seid und krank.

Der Hallstädterse wird im Morgensonnenglanze als ein „Felsenbrautbett der Natur" (S. 20) würdig begrüßt. In dem Gedichte: „Adlerhorst" (S. 23), wird zum ersten Male von dem Verfasser sein eigenes, tragisches Lebensschicksal berührt. Ohne sich hervorzudrängen, findet es begreiflich in diesen Naturliedern einen sich wiederholenden, unvermeidlichen Widerhall. Und hier können wir eine Bemerkung, die vielleicht allgemeinere Beachtung verdient, nicht unterdrücken. Der Verf. dieser Gedichte hätte vor vielen Andern eine Veranlassung, mit dem Schicksal zu hadern, die Welt mit Ekel zu betrachten und vor jedem Genusse, dem er sich überlassen will, mit einem Schrei des Widerwillens oder Entsetzens zurückzubeben. Dies ist wenigstens seit vielen Jahren die Manier unserer hundert zerrissenen Dichterherzen, die auf dem Parnaß eine wahre Katzenmusik der Verzweiflung angestellt haben. Thut nun Hr. Stieglitz irgend etwas dergleichen? Trägt er die Wunden seines Innern zur Schau und buhlt er mit seinem Jammer? Nein, kein Ton dieser Art wird in der ganzen Sammlung vernommen. Sein ernstliches Bestreben ist vielmehr, Einheit in seinem Gemüthe zu gewinnen, Frieden und Kraft zu erbeuten, sich still zu sammeln, sich selbst zu finden, um dann im großen Weltstrome wieder mit schwimmen zu können, ohne sich je zu verlieren. Und diese Stimmung möchte er auch allen andern Unglücklichen mittheilen. In ähnlichem Sinne spricht er in dem vorliegenden Liede den Gedanken aus, daß er sich in Glückstagen wol oft ein Herz aus starrem Porphyr gewünscht habe, das den Wechsel zwischen Lust und Schmerz nicht kenne, das den Blitz nicht zu fürchten habe; aber

Seit mir die Rosenzeit entschwunden,
Kein Sturm mein Liebstes mehr bedroht,
Seit in dem Kelche tiefster Wunden
Verbrüdert mir sich Grab und Tod —

Seitdem hat nie im Herzen wieder
Ein solcher Wunsch sich offenbart;
Es steigen wechselnd auf und nieder
Vergangenheit und Gegenwart;
Die Zukunft winkt mit ihren Kränzen
In dieses bunte Wellenspiel,
Und drüber seh ich herrlich glänzen
Ein sturmerhabnes heil'ges Ziel.

Seitdem scheut er Klippen, Strudel, Gefahren nicht mehr; denn er trägt die Überzeugung in sich, daß das Herz, sei es auch zu neuem Kriege, sich aus der Erdenhaft entpuppen werde.

Willkommen mir in diesem Strome
Ihr Alle, die ein gleicher Drang
Zum Ganzen treibt, nicht der Atome
Des Tages flücht'ger Schellenklang;
In diesem Sinn sei'n unsre Herzen
Dem Felsen nun und stets verwandt,
Daß nie der Sturm von Lust und Schmerzen
Zerreiße tief'rer Einheit Band.

Und in dem Gedichte: „Vergeinsamkeit. Über der Eiskapelle im Thal der Partenach", wendet er sich an alle einsam ringenden und blutenden Herzen, sich zu sammeln und zu finden und dann aus dem frostigen Schnee des Einzellebens hinauszupulsen. Dann fährt er fort:

Vergeinsamkeit, du Fülle reichsten Lebens,
Vergeinsamkeit, du ew'ger Jugend Quell!
Ja, in den Bergen thront die ew'ge Jugend
Der Erde; der Verjüngung reinstes Bad
Strömt aus den Quellen dieser harten Zacken,
Weht aus des wildumragenden Geklüfts
Thalschatten, quillt aus den umbuschten Augen
Geheimnißvoller Seen, aus deren Tiefen
Die Geister der Natur mit hauchigen Schwingen
Auftauchen zu der Schöpfung Preisgesang.

Geist der Natur, unendlich viel gewährst du,
Du des Allebens heil'ger Bruderquell;
Doch auch mit allgewalt'gem Drange nährst du
Die heißen Seelenstrudel Well' auf Well'.
Du mahnst unwiderstehlich an die Tiefen
Nur leicht vernarbter Wunden; des Verlusts
Abgründe deckst du auf; die tief entschliefen,
Die Schmerzen, wühlst empor du — ja, du thust's!

Geist der Natur! laß deine Segensquellen
Aufrieseln mild! In jedes wunde Herz
Laß deines Ichors milde Friedenswellen
Einströmen, Lindrung unheilbarem Schmerz!

So singt ein wahrhaft Unglücklicher, dem es mit seinem Schmerze Ernst ist, und den das Unglück, indem es ihn edler, besser, milder macht, zu tiefen Lauten echter Poesie zu stimmen die Kraft hat, während die unaufhörliche Zerrissenheit, die sich zwischen Begierde und Übersättigung, Lust und Abscheu getheilt und schwankend darstellt, selbst beim größten Talente nicht natürlich erscheint und jene gemachte Verzweiflung am Ende doch nur die Frucht entweder eines wollüstigen Zweifelskitzels oder des selbstgeschaffenen sittlichen Unfriedens ist.

(Der Beschluß folgt.)

Kirche und Staat.

Je mehr in der neuesten Zeit das Verhältniß von Kirche und Staat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, desto mehr verdienen vielleicht folgende, dem Aprilhefte des „Edinburgh review" d. J. entlehnte Ansichten eines Briten darüber gelesen zu werden, nicht weil sie neu oder von besonderer philosophischen Tiefe, sondern weil sie praktisch und mit hellem Blick in die Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart diesen angepaßt sind. Bildet darin gleich die anglicanische Kirche den Hauptgesichtspunkt, so ist von diesem doch mancher Seitenblick auf den Continent gewährt, und läßt sich auch keine evangelische Kirche auf demselben mit der englischen hinsichtlich des gegen andere Confessionen grübten Drucks vergleichen, so sind jene Ansichten doch allgemein genug, um auch außerhalb Großbritanniens eine Anwendung zu finden. Der Verf., wahrscheinlich ein Schotte, der mit dem kirchlichen Unabhängigkeitssinne seines Vaterlandes die hochtorystischen und hochkirchlichen Grundsätze bekämpft, welche Gladstone, ein Mitglied des Hauses der Gemeinen, in dem kürzlich erschienenen Buche: „The state in its relations with the church", auf eine Weise, als stände er im 15. Jahrhunderte, ausgesprochen hat, hält den Staat zwar für keine bloße Schutzanstalt, von dem die Kirche gänzlich getrennt sei, aber doch Sicherheit von Person und Eigenthum, also ein rein weltliches Interesse, für den ersten und vornehmsten Zweck desselben, der freilich andere, aber untergeordnete Tendenzen keineswegs ausschließt. „Diesen

Hauptzweck wird die deshalb eingesetzte Regierung am besten erreichen, wenn sie nur mit alleiniger Rücksicht auf denselben eingesetzt ist; denn wie eine zugleich zum Scheren und Schneiden bestimmte Klinge keinen von beiden Diensten so gut verrichten würde wie ein Scher- und ein Schneidemesser, oder wie eine Akademie der schönen Künste, die zugleich als Bank agiren wollte, keins von beidem recht sein würde u. s. f., so soll auch die Regierung ihre Wirksamkeit nur auf Förderung des Hauptzwecks richten. Können indeß, ohne daß diese Wirksamkeit dadurch geschwächt und der Hauptzweck aus dem Auge verloren wird, auch noch andere gute Zwecke gefördert werden, dann soll sie dies thun, wie ein Hospital, dessen eigentliche Bestimmung Verpflegung und Heilung von Kranken, nicht aber Verschönerung der Stadt ist, immer auch hierzu dienen mag, sobald der Hauptzweck nicht darunter leidet. Die Regierung darf demnach, sobald sie die Mittel dazu besitzt und die Hauptsache nicht darüber versäumt wird, eine Menge von Nebenzwecken fördern, für die sie nicht eigentlich eingesetzt ist, für die sie aber mehr als Privatpersonen oder Gesellschaften zu thun vermag, z. B. die schönen Künste durch Anlegung von Gemäldegalerien u. dergl., die Wissenschaften durch Bibliotheken, botanische Gärten, wissenschaftliche Expeditionen und ähnliche Veranstaltungen unterstützen. Besonders ist es Pflicht der Regierung, mit gebührender Unterordnung unter den Hauptzweck Alles zu fördern, was seinerseits wieder zur Erreichung dieses förderlich ist, z. B. Dampfschiffahrt, weil Dampfschiffe, als Mittel der Vertheidigung und des leichtern Verkehrs zwischen den entfernten Provinzen eines Staats, ein bedeutender Zuwachs von dessen Kräften sind. Nichts ist aber wirksamer, den Hauptzweck, um dessentwillen eine Regierung besteht, zu fördern, als Volksunterricht, von welchem der Unterricht in der Religion einen wichtigen Theil ausmacht. Wie die Regierung in der Ertheilung desselben zu verfahren habe, wird am anschaulichsten werden, wenn man den Staat mit einem Krankenhause vergleicht. Ungeachtet ein solches nicht für den Religionsunterricht bestimmt ist und es offenbare Tollheit sein würde, wenn man unter dem Vorwande, das Seelenheil der Kranken zu fördern, Anordnungen träfe, die den Gesundheitszustand derselben verschlechtern müßten, z. B. wenn man einen zelotischen Geistlichen an das Bett eines Kranken schickte, dem der Arzt jede Bewegung und Aufregung auf das strengste untersagt hat, oder einem kräftiger Nahrung bedürftigen Reconvalescenten Fasten auflegte u. dgl., so folgt daraus keineswegs, daß in dem Hospital kein Geistlicher zum Besten der Kranken gehalten werden solle. Welcher Confession er aber angehören soll, das hängt von Umständen ab. Könnte man z. B. an einem Orte kein gutes Hospital ohne die Beisteuer verschiedener Glaubensparteien erhalten, diese sich aber, wiewol in der Hauptsache, der Gründung eines Hospitals, einig, über die Wahl des Geistlichen nicht verständigen, den jede Partei aus ihrer Mitte genommen wünschte, so wäre es jedenfalls besser, zwei Geistliche anzustellen und zu besolden, von denen jeder den Kranken nach seiner Überzeugung religiösen Zuspruch und Trost ertheilte, als ein nützliches und wohlthätiges Unternehmen ganz fallen zu lassen. Dasselbe ist der Fall mit der Staatsregierung: Verbreitung der Religion ist keineswegs der Zweck ihrer Einsetzung*), und eine Regierung, welche ihre Aufgabe dennoch so faßte, würde sehr viel Schaden anrichten, nicht aber eine solche, welche in dem religiösen Unterrichte des Volks einen secondairen, dem Hauptzweck untergeordneten Zweck sähe und denselben, dieser Ansicht gemäß, gewissenhaft verfolgte. Nach diesem Grundsatze ist jede gegen Leben, Freiheit und Eigenthum der Staatsgenossen um der Religion willen gerichtete Verfolgung unhaltbar; denn da Beschützung von Person und Eigenthum der erste und vornehmste, religiöser Unterricht aber nur ein untergeordneter Zweck ist, so hieße es jenen dem letztern aufopfern, wenn man, um Ketzerei zu verhüten und zu unterdrücken, das Volk an Leben, Freiheit und Vermögen schädigen wollte. Ferner ist nach dem obigen Grundsatze jede Schmälerung und Verkürzung der bürgerlichen Rechte eines Individuums wegen seiner religiösen Meinungen unhaltbar; denn die Regierung wird dadurch außer Stand gesetzt, ihren Hauptzweck zu erreichen, indem sie sich durch Ausschließung gewisser Sekten von den politischen Rechten einer Menge fähiger, für die Verwaltung wie für die Vertheidigung des Landes brauchbarer Männer beraubt, sich die Herzen der Zurückgesetzten entfremdet und sich einen bedeutenden Theil ihrer Kräfte in allen Kämpfen mit auswärtigen Völkern entzieht. Die Regierung würde ferner einem Nebenzwecke, der, mag er seinem Wesen nach auch höher sein, für die Staatsregierung als solche immer nur als untergeordnet erscheinen muß, den Hauptzweck opfern, wenn sie dem Volke religiösen Unterricht, auch den allervernünftigsten und besten, in einer Weise aufzwänge, daß dadurch Unzufriedenheit erregt und die öffentliche Ordnung gefährdet würde. Hieraus ergibt sich die Linie des Benehmens, welches die englische Regierung in religiösen Dingen gegen Indien zu beobachten hat. Es gibt vielleicht kein Land, in welchem Ausbreitung des Christenthums wünschenswerther wäre als jenes; aber auch keins, wo die Regierung sich weniger für das Geschäft paßte. Wollte sie hier ihre Gewalt anwenden, um dem Christenthume Bekenner zu gewinnen, dann würde Zerrüttung der Gesellschaft und Zerstörung aller Interessen, zu deren Schutz die Regierung besteht, die Folge davon sein, der Hauptzweck also einem Nebenzwecke aufgeopfert werden, während Privatpersonen und freiwillige Gesellschaften für diesen weit vortheilhafter wirken können. Doch versteht sich von selbst, daß die englischen Behörden an den götzendienerischen Gebräuchen*) der Hindus keineswegs Theil nehmen sollen. Sind aber die Umstände eines Landes der Art, daß die Regierung dem Volke religiösen Unterricht ertheilen kann, dann fragt es sich: welche Religion soll gelehrt werden? Nicht die Religion der Mehrzahl, außer insofern man darunter versteht, daß nicht die Religion der Minderzahl zur ausschließlichen Staatsreligion erhoben werden kann; auch nicht die Religion, zu welcher sich der Herrscher in seinem Gewissen bekennt; sondern das Volk soll den religiösen Unterricht empfangen, aus dem es das meiste Gute mit der geringsten Beimischung von Übelm lernen wird. Mag daher der Regent auch die Überzeugung hegen, daß seine Religion die relativ beste oder vollkommen gut, daß z. B. die englische Kirche der schottischen weit vorzuziehen sei, so ist doch, was er zu erwägen hat, nicht dies, wie viel Gutes seine Religion enthält, sondern wie viel Gutes das Volk daraus lernt, wenn ihm Unterricht in derselben ertheilt wird. Weiß er demnach, daß eine schottische Gemeinde die Lehren des Christenthums aus dem Munde eines Erskine oder Chalmers mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und Andacht hört, bei dem Anblick eines Priesterrocks aber und bei der ersten Zeile einer Liturgie in wilden Tumult ausbrechen und den Geistlichen mit Stuhlbeinen und Ziegelsteinen empfangen wird, dann wird er weise handeln, wenn er die Schotten mittels der von ihm für unvollkommen gehaltenen Kirche, aus der sie viel Gutes lernen, und nicht mittels seiner vollkommenen Kirche, aus der sie nichts lernen, in der Religion unterrichten läßt. Aus dem nämlichen Grunde wird ein weiser Staatsmann sich allen Versuchen, welche auf die Zerstörung der englisch-bischöflichen Kirche abzielen, mit Kraft widersetzen, mag er auch von ihren innern und äußern Unvollkommenheiten noch so sehr überzeugt sein. Ihre Entstehung, Einrichtung, Geschichte, ihre Glaubensartikel, ihr herrischer Geist u. s. w. mögen ihm nicht die geringste Achtung vor ihr einflößen, und er kann dennoch überzeugt sein, daß sie trotz aller ihrer Mängel mehr Wahrheit und weniger Irrthum lehrt, als die thun wür-

*) Gladstone hat dies als obersten Grundsatz aufgestellt und daraus alle seine monströsen Folgerungen abgeleitet.

*) Der Verf. deutet wahrscheinlich auf die abscheulichen Gebräuche zu Jaggernath u. dergl., geduldet und nicht ungern gesehen, weil sie eine Quelle von Einnahmen gewähren.

den, die nach ihrer Abschaffung an ihre Stelle träten; er kann überzeugt sein, daß während sie jetzt durch ihren schönen Cultus und ihre Kanzeln im Allgemeinen immer noch wohlthätig auf die Gemüther wirkt und in entfernten Gegenden auf die Gesittung einen heilsamen Einfluß äußert, nach ihrer Vernichtung sehr Viele von Denen, aus welchen jetzt ihre Gemeinden bestehen, gar keiner Religion mehr angehören, die Meisten aber dem Einflusse gewinnsüchtiger oder fanatischer geistlicher Marktschreier anheimfallen würden, und wird deshalb ein tief in den Gemüthern von Millionen wurzelndes Institut um so weniger aufheben wollen, da dies nicht geschehen könnte, ohne die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft zu erschüttern, während er vielleicht freudig bei sich anerkennt, daß alle Eigenschaften des echtchristlichen Seelsorgers sich in hohem Maße bei den Geistlichen der Dissenters finden. Wie er aber dessenungeachtet die bischöfliche Kirche aufrecht erhält (mäßige Veränderungen sind nicht ausgeschlossen), ohne welche auch jene nicht sein würden, was sie sind, so wird er auch die Kirche von Schottland unterstützen, wird selbst die katholische Geistlichkeit in Irland aus den Mitteln des Staats unterstützen wollen. Gäbe es anderwärts dagegen eine von vier Fünftheilen des ihrer Obhut anvertrauten Volkes als ketzerisch angesehene Nationalkirche; eine mit dem Schwerte gegründete und mit dem Schwerte aufrecht erhaltene Kirche; eine Kirche, die zweimal so viel Empörungen als Bekehrungen hervorbrächte; eine Kirche, die ungeachtet ihres Reichthums und ihrer Macht, ungeachtet der Verfolgungsgesetze, auf welche sie sich stützt, nicht allein ihren Lehren keinen Eingang zu verschaffen, sondern sich selbst kaum zu erhalten vermöchte; eine Kirche, so verhaßt, daß jeder gegen sie verübte Frevel, jede Verletzung ihrer Eigenthumsrechte von der öffentlichen Meinung laut gebilligt würde; eine Kirche, deren Diener leeren Wänden predigten und mit Hülfe von Bayonneten ihre Subsistenzmittel gewinnen müßten: eine solche Kirche könnte vom Staate ohne Aufopferung seines Hauptzwecks nicht aufrecht erhalten und vertheidigt werden. Geschieht es dennoch, so wird weder der Haupt- noch der Nebenzweck erreicht. Die weltlichen und geistlichen Interessen des Volks leiden auf gleiche Weise dadurch, und die Gemüther, statt sich der Kirche zuzuwenden, werden auch noch dem Staate entfremdet. Die Behörde, welche Ruhe, Ordnung, Eintracht, kurz alle Interessen, die zu beschützen ihre erste Pflicht ist, aufgeopfert hat, um die „geläuterte Religion" zu fördern, sieht sich nach der Erfahrung von Jahrhunderten genöthigt, zu bekennen, daß sie nichts als Irrthum förderte. Je gesunder die Lehren einer solchen Kirche sind, je grasser der Aberglaube, der sich ihnen widersetzt, desto verwerflicher das politische Verfahren, das eine gute Sache ihrer natürlichen Vortheile beraubt. Wer den Regierungen gewaltsame Maßregeln zur Verbreitung der Wahrheit anempfiehlt, der vergißt, daß der Irrthum, obgleich der Wahrheit allein nicht gewachsen, doch oft stärker als die Wahrheit und Gewalt vereint befunden worden ist. Ein weiser Staatsmann würde sich ohne Bedenken dahin aussprechen, daß eine solche Kirche wie die eben beschriebene nicht hätte eingesetzt werden sollen; zugleich würde er aber auch berücksichtigen, daß die Welt voll Einrichtungen ist, die überhaupt nicht hätten gemacht werden sollen, die aber, da sie einmal bestehen, nicht gleich gewaltsam wieder niedergerissen werden können, und daß es oft weise ist, in der Praxis sich mit der Milderung eines Übels oder Misbrauchs zu begnügen, dessen gänzliche Vertilgung die Theorie für unumgänglich nothwendig hält." 145.

Literarische Notizen.

Über die Schrift: „Les Bourbons de Goritz et les Bourbons d'Espagne, par le comte *Robert de Custines*", sagt ein französischer Kritiker: „Seht da eine jener Schriften, welche zum Beweise dienen, bis wohin die fade Schmeichelei des Parteigeistes sich verirren kann. Ohne Zweifel wird man sagen, hier sei eine edle und muthvolle Ergebenheit, und doch ist es nur die Ergebenheit eines Hofmanns, welcher in diesen sogenannten legitimen Häuptern nichts als Halbgötter erblickt, deren Schwächen und Fehler selbst ihm als Tugenden gelten. Was den Muth betrifft, so hatte seine Freimüthigkeit keine große Gefahr zu befürchten; die Veröffentlichung dieses Bandes ist an sich der Beweis davon, und man wird zugleich ein Beispiel von den Fortschritten, welche Frankreich auf der Fährte der wahren Freiheit gemacht hat, darin finden können. Wirklich! Unter welcher Regierung wäre es erlaubt, in so hohem Ton eine Apologie der Vergangenheit zu schreiben und mit einer solchen Verachtung die Gegenwart herabzuwürdigen? Hr. v. Custines hat in der Eigenschaft eines galanten französischen Cavaliers der Prinzessin von Beira als Führer und Beschützer gedient, als sie, um sich zu Don Carlos zu begeben, quer durch Frankreich reiste. Es gelang ihm, sie den Nachspürungen der französischen Policei zu entziehen, die auch wirklich, wie man fast glauben möchte, sich um eine Verhaftung, welche nur Ungelegenheiten zur Folge haben konnte, durchaus nicht bekümmerte, und er beschreibt nun mit vielem Wörterpomp die Beschwernisse, die Unruhen, die Gefahren der Reise, besonders jedoch das großherzige kalte Blut der erhabenen Reisenden. Das ist wahrhaft gesegnetes Hofbrot, woran sich die getreuen Legitimisten mit Vergnügen erlustigen werden. Aber für die übrigen Leser, welche die Mehrzahl des Publicums bilden, kann nichts lächerlicher sein als der aristokratische Styl dieses Berichts. Ein schweizer Thorwärter, der sich dem Wagen des Hrn. v. Custines näherte, foderte von ihm seinen Paß. „Unverschämter Schurke!" erwidert der edle Graf. Der Thorwärter macht ihm bemerklich, daß das Papier nicht die Namen aller Mitreisenden enthalte. „Unverschämter Schurke!" wiederholt der Graf. Der phlegmatische Beamte, welcher nur seine Ordre kennt, erklärt, daß er den Wagen nicht passiren lassen könne, ohne seine Vorgesetzten zu befragen. „Unverschämter Schurke!" wiederholt der Graf zum dritten Male. Ist das nicht eine köstliche Probe? „Unverschämter Schurke!" das ist der Kern der aristokratischen Sprache. Das ist aber noch nicht Alles; Hr. v. Custines bedauert fast, daß man ihn nicht gezwungen habe, nach Östreich zurückzugehen, da würde er diesem unverschämten Schurken durch den Stock Lebensart beigebracht haben. In der That, es war sein Glück, daß er diese Betrachtung nicht laut aussprach, denn sie würde nicht nach dem Geschmacke des Beamten gewesen sein, und in der Schweiz ist es so wenig dem großen Herrn wie dem Bedienten erlaubt, den Diener einer Behörde zu insultiren. Diese „insolents coquins" von Republikanern lieben Stockschläge nicht im geringsten, und wenn sie auch flache Beleidigungen verachten, so thut es doch nicht gut, Drohungen gegen sie auszustoßen. Alles in Allem, die Bourbons verhelfen dem Verf. zu einem Texte, welcher von Bewunderung und Anbetung überschwillt. Man kann von diesem Buche sagen, was Hr. v. Vaublanc von allen bisher erschienenen Schriften solchen Gelichters sagt: Man findet darin nicht einen nützlichen Rath, nicht eine geschickte Betrachtung, nicht einen einzelnen Umstand, welcher Beweis dafür wäre, daß die Lehren der Erfahrung irgend eine Frucht getragen hätten. Nichts gelernt, nichts vergessen — das ist noch heute wie sonst die Devise dieser Partei."

Unter dem Titel: „La marquise de Chatillard", gab der Bibliophile Jacob einen neuen Roman heraus, welcher gegen das Ende des 18. Jahrhunderts spielt. Ferner erschien von Jules de St.-Félix — Verf. von „Mlle. de Marignan", „Mad. la duchesse de Bourgogne", „Le colonel Richmond", „Mad. la duchesse de Longueville" — ein neuer Roman: „Clarisse de Roni", in zwei Bänden; von Paul de Musset ein Roman: „Mignard et Rigaud"; von Bergounieux „L'homme de trente ans", ein Roman, der sich durch seine lebhafte Munterkeit und Wahrheit des Gefühls von den meist düstern Gebilden der französischen Romantik vortheilhaft unterscheidet. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 165. — 14. Juni 1839.

Bergesgrüße aus dem salzburger, tiroler und bairischen Gebirge von Heinrich Stieglitz.

(Beschluß aus Nr. 164.)

Wir wenden uns zur Sammlung zurück und werden hier auf weitere schöne Natur- und Lebensbilder und sinnbildliche Gedichte aufmerksam: „Im Schacht von Hallein" (S. 27); „Vor der Sennhütte" (S. 31); „Die Salzach" (S. 37); „Der Burgfriedhof" (S. 46). Sinnvoll sind besonders die Salzburg als Mozart's Geburtsort betreffenden Lieder (S. 55—57). Die erzählenden Gedichte, zum Theil auch Romanzen und Balladen, in bequemer Form, sind etwas zu breit und beredt (so „Der Untersberg", S. 62—71); schön werden sie, sobald sie mehr nur Naturſymbole als Situationen des Menschenlebens zum Gegenstande wählen, wie z. B. „Die steinerne Sennerin" (S. 109). Einen Cyklus der ansprechendsten Lieder bilden die lebenswarmen Gedichte aus Gastein, in welchem wir mit unserm sinnenden, ernstheitern Begleiter gern eine lange Rast auf der Wanderschaft machen (S. 121—159); die schönsten darunter sind: „Im Wildbade" (S. 127); „Prognostikon" (S. 131); „Der Friedhof von Europa" (S. 133); „Veredelt Faustrecht" (S. 144); „Der Gemsbock" (S. 148); vor allen aber „Aeolsharfen", in welchen die Symbolik der echten Musik verherrlicht wird. Hier nur zwei Verse:

Ich weiß nicht, wie der Flittertand
Sich wandeln wird vom Maskensaale,
Sinkt vor dem neuen Lebensstrahle
Das morsch gewordene Gewand;
Ich weiß nicht, welche Bilder sich
Dann werden offenbaren,
Wenn vor dem Licht, dem klaren,
Jedwedes Trug- und Scheinbild wich.

Eins aber fühl' ich sonnenklar
Selbst durch den Druck der Nebelsphäre;
Und ob auch Vieles Täuschung wäre,
Dies Eine bleibt gewißlich wahr:
Daß reiner Harmonieen Klang
Hinüber uns begleiten
Und uns auch drüben leiten
Wird unter himmlischem Gesang.

Vortrefflich besungen wird der „himmelentquellende" und „erdentsprungene Champagnerbecher" des Krimmelfalls (S. 169). Unter den Sagen aus dem Zillerthal (S. 182 fg.) sind das groteske Bild: „Die drei Melker" (S. 182 fg.), und die „Lilienjungfrau" (S. 200) diejenigen, in welchen die Form den Stoff am ungezwungensten durchdrungen hat.

Sehr angenehm lesen sich die ironischen Anklänge in „Bad Kreuth" (S. 237 fg.), auf welche die Naturbilder: „Wallersee" (S. 269); „Toast" (S. 271), die Lieder voll innern Lebens: „Wanderers Sturmlied" (S. 275); „Eibseeinsel" (S. 284 fg.), mit dem rührenden Schlusse des sinnbildvollen Inhalts, und die Balladen S. 294—308 als wohlthatige Gegensätze folgen. Gar lieblich ist die Verherrlichung der Maler im „Landschaftsbilde" (S. 210 fg.), gar liebenswürdig das „Bergöl" (S. 324 fg.).

Der Form zeigt sich, wie zu erwarten war, der Sänger in diesen Liedern vollkommen Meister. Nur einige Reimneuerungen, die er mit Julius Mosen zu theilen scheint, wollen uns nicht behagen, und es begegnen uns zuweilen Halbreime, die so wenig klappen wie Kiebitz auf Stieglitz gereimt. Mit dem „Austritt in die Ebene" legt Hr. Stieglitz seine Harfe nieder, wendet das Auge still zu den Höhen zurück, gönnt jenen lichten Häuptern noch einen Scheideblick und schließt mit den Worten:

Fahrt wohl, ihr echten Könige, in eurer stolzen Ruh! —
Und nun, blauweißer Schwager, fahr lustig München zu!

Nein, Schwager! opponiren wir. Auch in Deutschland gibt es noch malerische Hügel und himmlische Thäler, vielbesungen und werth, besungen zu werden. Darum, dem Rheine zugelenkt, wo uns Natur und Lied, wenn auch beide im weichern, weiblichen Gewande noch einmal erwarten:

Rheinische Lieder und Sagen von Adelheid von Stolterfoth. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Rheinisches Album oder Beschreibung, Geschichte, Sage des Rheingaus und Wisperthals mit Umgegend, von Adelheid von Stolterfoth. Zehn Hefte mit 30 Stahlstichen von den besten englischen und deutschen Künstlern nach Originalzeichnungen. Mainz, Kunze. 1838. Gr. 8. Jedes Heft 6 Gr.

Kommt alle her, ihr fernen Pilgerscharen,
Die niemals noch den stolzen Rhein befahren,
Senkt euern Blick in seine grüne Flut,
Wenn sie bestrahlt die goldne Abendglut.

Ruht in halbversunkenen Ritterhallen aus, lauscht den Nachtigallen, träumt von vergangener Zeit, und wenn die

Wogen im Monde glänzen, dann steigt auf die Berge und singt aus voller Brust euere Lieder vom Felsenthron herab.

Und wessen Stirn der Lorber schon umlaubt,
Der kränze doch mit Reben sich das Haupt.

Wer auch am Göttertisch ein edler Zecher,
Der fülle doch mit rhein'schem Gold den Becher,
Er heb' ihn hoch, er schlürf' ihn fröhlich ein
Und rufe laut: gepriesen sei der Rhein.

Mit diesem Gedichte leitet die einheimische Sängerin des Rheines ihre beiden, dem herrlichen Flusse gewidmeten Werke begeistert ein. Das erste derselben enthält in Mehrzahl Gedichte, besonders (von S. 177 an) Sagen, Romanzen und Balladen vom Rhein; der Einförmigkeit der Lieder aber ist durch eingemischte Gesänge aus der Ferne, aus der Schweiz, Italien, Baiern, sowie durch Zeitgedichte, die keine Naturschilderung enthalten, hinlänglich vorgebeugt. Das zweite Werk beabsichtigt nicht den pittoresken Darstellungen und dichterischen oder erzählenden Beschreibungen von der ganzen Uferlänge dieses majestätischen Stromes in den Weg zu treten; es beschränkt sich auf den durch Schilderungen und Abbildungen weniger bekannten Theil, den eigentlichen Rheingau von Niederwalluf bis Lorch, nebst dem dazu gehörigen Wisperthale mit seinen romantischen Burgen, und bildet dadurch ein Supplement zu dem Tombleson'schen bekannten Prachtwerke über den Rhein, das die Verf. von „Alfred" und des auch in England mit Beifall aufgenommenen „Rheinischen Sagenkreises" mit einem sehr zweckmäßigen, einfachen, dabei treuen und vollständigen Texte ausgestattet hat. Der Verleger hat Sorge getragen, daß größtentheils früher nicht aufgenommene Prospecte nach Originalzeichnungen hier in schmucken und reinlichen Stahlstichen zur Anschauung kommen. Fünf Hefte liegen bis jetzt uns vor, deren erstes den Gutenbergsplatz zu Mainz, das Schloß zu Biebrich, die Kapelle zu Kidrich; das zweite Frauenlob's Denkmal, den wiesbadener Kursaal, das Kloster Nothgottes; das dritte die Burg Geroltstein, das Innere des genannten Kursaals, die Burgen Kammerberg und Rheinberg; das vierte und fünfte endlich Kloster Eberbach, den Johannisberg, das neue Theater zu Mainz, die Ruinen von Scharffenstein, von Sonnenstein und den Dom zu Mainz enthält. Während der Text der Stahlstiche des Rheingaus frühere Geschichte nach bewährten und nicht allgemein bekannten Schriftstellern (Bodemann, Bär, Schunk) charakterisirt und die einzelnen Ansichten mit großer Anspruchlosigkeit, aber gerade so erläutert, wie der Fremde sich dieselben von einem genau unterrichteten, gewissenhaften Cicerone gern beleuchten läßt, überziehen die rheinischen Dichtungen der Verf., deren Umkreis übrigens nicht so eng begrenzt ist, einen großen Theil jener Bilder mit dem Sonnenschein des Liedes, oder dem Mondschein der Sage.

Wenn Hr. Stieglitz mit uns die großartige Gebirgsreise zum ersten Male unternimmt und lauter neue Eindrücke frischweg in Saft und Blut der Poesie verwandelt, so macht die Stiftsdame vom Rhein langgehegten Empfindungen treuer Liebe zu einer Natur und Geschichte, auf deren Wunder sie stolz ist, vor dem Wanderer Lust, den sie sogleich in alle ihre Gefühle hineinziehen und mit dem sonnigen Netze ihrer Rheinbilder und Rheinsagen umspinnen und an das geliebte Land fesseln möchte. Der Johannisberg, Rüdesheim, die Rochuskirche, ihr Geisenheim, Aßmannshausen, das Siebengebirg, Burg Rheinberg und Rheinstein werden ihm in Liedern mit all ihren Reizen gezeigt und gepriesen, und selbst aus der Schweiz und Italien schickt sie Seufzer nach der lieblichen Heimat und entschuldigt sich unter dichterischen Gewissensbissen, wenn das großartige Ausland mit höhern Reizen die Landschaften des Rheinthals vor ihren Augen überbietet. In diesem Sinne singt sie in einem ihrer schönsten Lieder, „Auf dem Meere" (bei Genua, S. 54):

Einst träumt' ich daheim am Rheinesstrand,
Mich wiege das Meer im leichten Kahn,
Weit floh ich auf der feuchten Bahn
Vom Rebelland.

Der Traum ist erfüllt: in blauer Ferne sieht sie den Apennin, die Orangenhöhen, die stolzen Paläste; sieht ins brandende Meer den Leuchtthurm hineinragen; beladene Fischerbarken ziehen in den Port; die Sonne ist hinunter, Mond und Sterne am Himmel, noch ein fernes Segel dämmert aus der Purpurnacht.

O Meer, umzittert von letzter Glut,
Die Augen schließ' ich, die müden, zu,
Wiege mich bald in sanfte Ruh,
Heilige Flut!

Gib einen Traum mir vom fernen Rhein,
Heimweh erweckend und Sehnsuchtschmerz: —
Ach, der Heimat begehrt (beginnt?) mein Herz
Treulos zu sein!

Die innigsten Empfindungen finden wir in dem Liede: „Rheinisches Leben" (S. 41), ausgesprochen und hier zusammengefaßt, was die Dichterin an ihrem Heimatlande besonders liebt und darstellt:

Am Rhein weht süßes Leben
Aus längst vergangner Zeit,
Ich sehe Geister schweben
In aller Herrlichkeit,
Ich höre Lieder klingen
Mit wunderbarem Gruß,
Die leis ich wieder singen
Und wieder träumen muß.

. . . . . .

Bald reden Erz und Steine
Von der Vergangenheit,
Bald sagt das Volk am Rheine
Die Mären alter Zeit.
Wir erbten manche Sage
Und glaubten sie getreu,
Wer wagt die schnöde Frage,
Ob sie wol Wahrheit sei?

Treu meld' auch ich den Andern,
Was ich einst hört' und fand;
Wer es nicht glaubt, mag wandern
In unser schönes Land.
Und auf den Höhn und Gründen
Lausch' er am Abend still,
Das Herz kann immer finden,
Wenn es nur suchen will.

Über vierzig solcher Sagen theilt uns nun die Verf. mit, bekannte und unbekannte, viele recht zart und sinnvoll,

Digitized by Google

einige auch nur anekdotenhaft und für eine komische Behandlung mehr als eine ernsthafte, wie sie dieselbe hier erfahren haben, geeignet, wie z. B. die heilige Adelheid, die ihren verliebten Nonnen in heiligem Zorn Backenstreiche gibt und sie so vom falschen Singen entwöhnt (S. 283—285). Im Ganzen herrscht der Stoff über die Form bei der Bearbeitung etwas stark vor. Unter die gelungensten Stücke rechnen wir „Frauenlob's Tod" (S. 212); „Der Bacchusaltar" (S. 244); „Pfalzgraf Hermann von Stahleck" (S. 246), wo nur das allerdings ganz historische: „Traget Hunde!" des Kaisers den ernsthaften Ton des Ganzen fast komisch unterbricht; „Die sieben Schwesterfelsen" (S. 256); „Kaiser Karl" (S. 323) und sämmtliche Lurleisagen. Bei diesen letztern ist zwar die schnöde Frage, ob sie wol Wahrheit seien, in allewege fern von uns geblieben; eine andere, erlaubte Frage ist, ob diese Sagen auch wirkliche Sagen seien und die wohlbekannte Lurlei selbst, als mythische Person, nicht einen sehr jungen Ursprung habe und nur den Touristen zu Ehren geschaffen worden sei; denn die Etymologie des Wortes Lur-lei führt uns auf ganz andere Spuren als auf einen Nymphen- oder Nixennamen.

Am liebsten kehren wir immer wieder zu den Liedern der Sängerin zurück, welche uns nicht nur die schönste Natur vergegenwärtigen, sondern auch eine liebenswürdige Persönlichkeit offenbaren. Besonders hervorzuheben unter diesen sind „Burg Rheinberg" (S. 23); „Altkönig" (S. 44); „Dichterleben" (S. 48); „Lied auf dem Rheine" (S. 58); „Schmerz des Lebens" (S. 70); „Die Jugendlieder" (S. 83); „Lebenspoesie" (S. 112) und „An eine Dichterin" (S. 124), in welchem unsere Dichterin selbst vor den blauen Strümpfen warnend und abmahnend einer Schwester zusingt, aber durch das schöne Lied selbst den eigenen Beruf bekundet:

Wie selten ist's die heil'ge Kunst,
Der sie begeistert dienen,
Ein Schemen nur von eitlem Dunst
Ist ihrem Blick erschienen.
Darum, du Rosenangesicht
Mit träumerischen Augen,
Begehre du des Lorbers nicht,
Dir soll die Myrte taugen! 121.

Aus Dänemark.

Die Aufmerksamkeit denkender Schulmänner verdient folgende 1837 in Roeskilde erschienene Schrift: „Tanker og Erfaringer det laerde Undervisningsvaesen angaaende", zweites Heft, von Dr. Bloch. Als Mittel, die Schulen zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit zu erheben, und vornehmlich um die dazu nöthigen Geldmittel herbeischaffen zu können, ist in den letztern Jahren öfters und von vielen Seiten her der Vorschlag gemacht worden, einige derselben aufzuheben, namentlich die am wenigsten besuchten Gelehrtenschulen, wodurch dann die Unkosten, welche ihre Erhaltung bisher nöthig gemacht hat, auf eine für das Ganze vortheilhaftere Weise angewendet werden könnten, um die übrigen Schulen zu verbessern und zu erweitern. Prof. Bloch, dem wir, auf Veranlassung des in unserer Zeit auf das Schulwesen gerichteten Interesses, mehre Abhandlungen über verschiedene dahin gehörende Gegenstände verdanken, theils eingerückt in die jetzt leider eingegangene „Danske Ugeskrift", theils besonders herausgegeben als Schulprogramme, hat in dem letzten von diesen, welches bei dem öffentlichen Examen in der Schule zu Roeskilde im Herbst 1837 als zweites Heft von „Tanker og Erfaringer det laerde Undervisningsvaesen angaende" (erstes Heft 1835) erschien, die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der eben genannten Veranstaltung zu bestreiten gesucht. Mit Hinsicht auf die darüber gemachten Vorschläge stellt und behandelt er folgende Fragen: „Ist es nothwendig oder wünschenswerth, daß einige unserer Gelehrtenschulen aufgehoben werden, und im entgegengesetzten Falle, wie wäre dies zu vermeiden?" Die erste dieser Fragen beantwortet er verneinend. Da es natürlich sich nicht erwarten ließ, daß eine Veränderung von etwas größerer Bedeutung in Verhältnissen, welche lange bestanden haben, die Aufhebung von Einrichtungen oder Stiftungen, Erweiterung oder Errichtung anderer, sogleich von Allen gebilligt werden würde, ja, da dies wol nicht einmal zu wünschen wäre, indem man dann vielleicht desto leichter sich der Gefahr aussetzen würde, zu rasch zu verfahren und wichtige Rücksichten zu übersehen, wodurch desto eher nach Verlauf einiger Zeit eine Reaction veranlaßt werden könnte, so mag es für ebenso wünschenswerth angesehen werden, als es natürlich ist, daß die vorgeschlagenen Veränderungen einer genauen Prüfung unterworfen werden, aber auch daß die Gründe dagegen mit dem Gewicht und der Stärke, welche man glaubt, ihnen mit Überzeugung beilegen zu können, vorgetragen werden. Dies hat nun Prof. Bloch in der genannten Schrift gethan, und da die darin verhandelte Sache von ihren verschiedenen Seiten betrachtet worden ist und sie dem Verf. sichtbar am Herzen liegt, so kann man die Schrift als einen Hauptbeitrag zur Beantwortung der so wichtigen Frage ansehen.

Einer der ausgezeichnetsten Philologen Dänemarks ist gegenwärtig Christian Wilster. Von ihm erschien schon 1836 in Kopenhagen eine dänische Übersetzung von Homer's „Iliade", in zwei Theilen und 1837 eine Übersetzung von Homer's „Odyssee", gleichfalls in zwei Theilen. Von den Grundsätzen, welche Prof. Wilster bei seiner Übersetzung befolgte, hat er sich theils in der Einleitung zu seiner Probeübersetzung von dem neunten Gesang der „Iliade", theils in der Vorrede zu seiner Übersetzung des ganzen Gedichts ausführlich ausgesprochen. „Das Ziel meines Strebens ist gewesen", sagt er an dem letztgenannten Orte, „das Gedicht poetisch, in einem natürlichen und volksthümlichen Tone, in reinem und ungriechischem Dänisch und in leichten, wohl klingenden Hexametern, welche auf die dänische und nicht auf die griechische Prosodie gebaut sind, wiederzugeben. Eine Übertragung ins Dänische muß ja so dänisch sein wie möglich und dies sowol in Worten und Wendungen als im rhythmischen Tonfall; eine poetische Übersetzung muß in ihrer Form poetisch, also metrisch sein, und dies setzt wiederum voraus, daß sie poetisch ist, denn sonst steht ihr Äußeres in Widerspruch mit ihrem Innern. Die schwierigste und wichtigste Aufgabe ist, die Poesie als Poesie wiederzugeben, da diese so leicht beengt oder verwischt wird, wenn das Band der Treue, womit jede Übersetzung, die sich bestrebt, eine deutliche Vorstellung vom Original zu geben, an dieses gebunden ist, entweder zu straff oder zu schlaff angezogen wird. Daß die Übersetzung, um dieses Ziel zu erreichen, treu sein muß, ist allerdings gewiß, denn sonst ist sie blos eine Umschreibung, die übrigens als solche ein gefälliges Kunstwerk sein kann; aber die buchstäbliche lexikalische Übersetzung aus einer alten und höchst verschiedenen Sprache ist ihrer Natur nach ganz prosaisch, und darum ist sie nur materiell treu, aber geistig untreu, da sie nur ein steifes, mattes und farbenloses und folglich ganz verkehrtes und unwahres Gegenbild des Originals geben kann. Die Bewahrung des poetischen Elements, welches die Hauptbedingung für die geistige Wahrheit der Copie ist, setzt eine gewisse Freiheit voraus, welche jedoch mit Treue und Hingebung in einen fremden Willen gut bestehen kann, wenn sie auch gleich dem Gegenbilde nothwendig einen Anstrich von der subjectiven Auffassung des Geistes und Wesens des Originals geben muß. Daß diese Freiheit bis-

Digitized by Google

weilen auch durch die Foderungen des Versmaßes erweitert wird, ist unvermeidlich." Überhaupt hat Prof. Wilster seine Aufgabe auf eine sehr lobenswerthe Weise gelöst; doch glauben wir, daß, wenn seine Übersetzung mehr geeignet ist, dem Gedicht bei der Nation im Ganzen Eingang zu verschaffen, die Mehrzahl solcher Leser, welche die Grundsprache verstehen, die Voßsche deutsche Übersetzung vorziehen werde.

Die schon 1836 zu Kopenhagen erschienene Schrift: „Hellig Trefoldighets Gilde ubi det danske Compagnie", eine Geschichte der königlich kopenhagenschen Schießgesellschaft und der dänischen Brüderschaft, von N. P. Nielsen, dürfte für Manchen nicht ohne Interesse sein. Es könnte zwar scheinen, daß die Geschichte einer Privatgesellschaft, deren ganze Tendenz blos auf Vergnügen ausgeht, von so geringer Bedeutung sein müßte, daß sie keiner öffentlichen Erwähnung verdiente; nichtsdestoweniger kann die obengenannte Schrift mit Recht von einem Gesichtspunkte betrachtet werden, der ihr eine historische Bedeutung gibt. Wol ist dieselbe zunächst für die Mitglieder der kopenhagenschen Schießgesellschaft geschrieben; aber ihr Inhalt ist zugleich von der Beschaffenheit, daß sie nicht ohne Interesse für den Historiker und nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit nicht allein für die Culturgeschichte der Hauptstadt ist, sondern auch mittelbar für die Culturgeschichte der übrigen dänischen Städte. Es ist die erste Schrift in Dänemark, welche umständlich darthut, wie einer der gesellschaftlichen Vereine der neuern Zeit sich aus den wichtigen Vereinen des Mittelalters entwickelt hat, nämlich den Gilden, und indem sie die Geschichte dieser Brüderschaft durch einen Zeitraum von beinahe 400 Jahren verfolgt, bildet sie eine Monographie, gegründet auf bisher unbekannte Actenstücke und Documente, welche ein interessantes Licht auf die geschichtliche Verbindung zwischen den geselligen Vereinen des Mittelalters und der neuern Zeit werfen. Was das Gildenwesen im Mittelalter war, sind in unsern Zeiten in vielerlei Hinsicht die geschlossenen geselligen Vereine, die Schießgesellschaften, Clubs, dramatischen Gesellschaften, Lesevereine u. a. Sie sind wichtigere und bedeutungsvollere Glieder in der Entwickelungsgeschichte des Volkes, als es beim ersten Blicke scheint; sie deuten jede insbesondere an, auf welche Weise und durch welche Mittel das Volk seine öffentlichen Vergnügungen suchte; sie werden Zeugnisse von der Culturstufe, auf welcher es zu einer gewissen Zeit stand, und sie werden nach mehren Jahrhunderten ein Gegenstand für die Betrachtung der Geschichte werden, wie es die alten Gilden jetzt sind. Zwischen den Einrichtungen beiderlei Art zeigt sich vornehmlich der Unterschied als einer der größten, daß Das, was in unsern Zeiten in viele einzelne und besondere Gesellschaften zersplittert ist, im Mittelalter in den Gilden vereinigt war. Gleich wie diese aus den heidnischen Gilden und Brüderschaften hervorgingen, so gingen, entweder unmittelbar oder mittelbar, die neuern öffentlichen geselligen Vereine aus jenen hervor.

Von Dr. Michael Skjelderup, Prof. der Arzneiwissenschaft bei der Universität zu Christiania, sind im letztvergangenen Jahre „Forlaesninger over den legale Medicin" erschienen. Der Verf. dieser Schrift ist ein Mann, für den alle dänische Ärzte ein besonderes Interesse fühlen. Vor mehr als einem Vierteljahrhundert war er eine der Zierden der medicinischen Facultät zu Kopenhagen, und stand in einer außerordentlichen Gunst bei den Studirenden, sowol bei der Universität als bei der chirurgischen Akademie, nicht allein wegen seiner höchst lehrreichen Vorlesungen über die Anatomie, sondern auch wegen des unermüdlichen Eifers, womit er sein Amt versah, wegen seines lebendigen Vortrags und der Herzlichkeit, womit er sich stets an die Studirenden anschloß. Es ist natürlich, daß ein Werk von einem solchen Manne, der so allgemein geachtet ist und von dem man seit einer langen Reihe von Jahren keine größere literarische Arbeit gesehen hat, begierig aufgenommen und gelesen worden ist. Das Interesse für dasselbe hat sich nicht blos erhalten, sondern stets zugenommen, vornehmlich durch die Herzlichkeit, die sich im ganzen Buche ausspricht, und die Bescheidenheit, womit der erfahrene und ehrwürdige Veteran der Wissenschaft sich überall ausdrückt. Damit verbindet er zugleich eine seltene Gründlichkeit und Klarheit. 60.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*8. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes drittes Heft und folgende. Gr. 8.

Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr., das erste und zweite Heft des zweiten Bandes jedes 16 Gr.

*9. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr.

10. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Diese Fortsetzung wird zunächst Cervantes' Novellen enthalten. Bisher erschienen:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übersetzt von Soltau. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Delsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Grafschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Jacopo Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Decameron von Boccaccio. 2 Thlr. — XXIII—XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunde von Cervantes, mit einer Einleitung von L. Tieck. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV—XXVI. Die Verlobten von Manzoni, übersetzt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. — XXVII. Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife von Cazotte, übersetzt von Bülow. 16 Gr.

Die ersten 22 Bände dieser Sammlung sind im Preise herabgesetzt und kosten anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur 8 Thlr.

*11. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritten Bandes sechste Lieferung und folgende. Vierten Bandes erste Lieferung und folgende. Gr. 4. Geh. Preis jeder Lieferung 6 Gr.

Durch die Veranstaltung, daß der dritte Band, die Artikel von M—R und der vierte Band, die Artikel von S—Z enthaltend, gleichzeitig gedruckt werden, steht die Vollendung des Werks nun bald zu erwarten, ohne daß die raschere Förderung der Lieferungen eine Verminderung der Sorgfalt der Redaction in Hinsicht auf die Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Artikel zu Folge haben soll.

Der erste Band, A—E (92 Bogen mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten), kostet 3 Thlr.; der zweite Band, F—L (101½ Bogen mit 368 Abbildungen und 11 Landkarten), 3 Thlr. 9 Gr. — Vom ersten und zweiten Bande sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband mit 8 Gr. besonders berechnet wird.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 166. — 15. Juni 1839.

Die Lehre vom Gelde als Anleitung zu gründlichen Urtheilen über das Geldwesen, mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat vorgetragen von J. G. Hoffmann. Berlin, Nicolai. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wenn der Director eines statistischen Bureaus vom Gelde schreibt, so haben wir keine socialphilosophischen Betrachtungen über den moralischen Einfluß dieses dämonischen Wesens, des großen Götzen der Zeit, des Regulators von Tugend und Laster, Ehre und Schande, Glück und Unglück zu erwarten. (Die Leser mögen bemerken, daß Ref. eben Sternberg's „Kallenfels" gelesen, als er zur Abfassung dieser Relation überging.) Der Verf. nimmt, wie er muß, das Geld als einen der großen Schlußsteine des Gebäudes der Civilisation an und denkt wenig daran, ob ein Gebäude mit diesem Schlußsteine mehr Segen oder mehr Unheil in seinem Schooße tragen müsse; ob es unvermeidlich sei, daß die Adern dieses Schlußsteines hervorschießen, wachsen, das ganze Gebäude, Schiff, Gewölbe und Kuppel mit gleißendem Firniß überkleiden, vielleicht wie ein giftiger Schwamm die wahren Stützen und Strebepfeiler anfressen und verzehren; ob das Glied zur Seele, der Diener zum Herrn, das Werkzeug zum beherrschenden Gott werden und immer und ewig das Horazische „virtus post nummos" sich erneuern müsse. Wie das Geldwesen einzurichten sei, um der ihm in der Gegenwart obliegenden Aufgabe zu genügen, das ist die Frage, mit deren Lösung sich dieses Buch beschäftigt. Wenn ein Hoffmann diese Frage vornimmt, so weiß man im voraus, daß ein reicher und zuverlässiger statistischer Apparat zu ihrer Beantwortung zusammengebracht ist und ein seltener Takt und Scharfsinn in Benutzung dieses Apparats sich ausspricht. Dabei wird jedoch bei näherm Studium des Werkes, das wie wenige ein eigentliches Studium erfodert, vielleicht die durch die Stellung des Verf. erklärte Bemerkung gemacht werden, daß in Unterlagen und wol auch in einzelnen Resultaten der Schrift etwas Officielles ist.

Ref. begnügt sich hier, wo ein specielles Eingehen in die abstrusen und trockenen Untersuchungen, die diese Materie erfodert, schwerlich am Orte sein würde, den gemeinwichtigsten Inhalt des Buches auszuziehen, gelegentlicher Hindeutungen auf abweichende Ansichten sich vorbehaltend.

Der Verf. beginnt mit Entwickelung des Begriffs. Geld bezeichne zunächst ein allgemeines Maß der Werthe. Ein solches Maß müsse eine genau bekannte, unbegrenzt theilbare und unveränderliche Größe sein; dergleichen bestehe nur in der Idee und könne nur annäherungsweise gewonnen werden. Die Metalle seien zwar in den neuesten Zeiten auch allzu veränderlich erschienen, indessen weder die Handarbeit, noch das Getreide, die man an deren Stelle zu setzen gesucht, dem Zwecke entsprechend. Am meisten genüge das Gold, um seiner Kostbarkeit willen, welche es möglich mache, es überall rein zu erhalten, seine Erhaltung, die auch durch seine Unzerstörbarkeit gefördert werde, verbürge, seine Versendung erleichtere. Am nächsten komme dem Golde in den Eigenschaften der Kostbarkeit und Unzerstörbarkeit das Silber. In dem Verhältnisse der Werthe dieser beiden Metalle zeigten sich viel geringere Veränderungen als bei allen andern Verkehrsgegenständen. Sobald das Geld nur als Maß der Werthe diene, würde gar nichts darauf ankommen, wie viele Geldstücke vorhanden seien, sofern nur kein Zweifel über ihre Bedeutung bestehe. Aber das Geld sei auch das Werkzeug, wodurch die Macht, zu kaufen, übertragen wird, und zwar sei es der allgemeingültigste Repräsentant dieser Macht, zu kaufen. Der Verf. führt die bekannten Gründe dafür an und zeigt zugleich die Bedeutung des gemünzten Geldes. Die Bequemlichkeit des Verkehrs erfodere, daß für das Münzsystem des Landes ein nur sehr mäßiger Werth als Grundlage angenommen, der größte Theil der vom Verkehr gebrauchten Münzen aus Stücken von diesem Werthe ausgeprägt und diesen an größern und kleinern nur nach Bedarf zugefügt werde. Nach einem Überblicke der gangbarsten europäischen Goldmünzen bemerkt der Verf., es gehe daraus hervor, daß auch die kleinsten Münzen, welche noch zweckmäßig aus Gold geprägt werden könnten, dennoch für die Bedürfnisse des gemeinen Verkehrs im täglichen Leben des Volks einen viel zu hohen Werth hätten. Deshalb müßte Silber das gewöhnlichste Material zum Münzen werden; aber da eine Münze aus reinem Golde 29,4 so viel werth ist als eine gleich große Münze von reinem Silber, so ist die kleinste Silbermünze für den angegebenen Zweck wieder zu klein. Auf der andern Seite ist das Silber wieder für die ganz kleinen Werthe nicht zu gebrauchen, weil es sonst in unbequem kleinen Münzsorten ausgeprägt werden müßte (weshalb sich auch die Silber-

pfennige, deren der Verf. nicht gedenkt, nicht gehalten haben). Dafür dienten Kupfer und Billon. Auch die edeln Metalle werden nur selten unvermischt zu Münzen verarbeitet, vielmehr wird in der Regel eine Legirung für nöthig erachtet. Es ist schwer, meint der Verf., einen haltbaren Grund für die Legirung der Goldmünzen anzugeben; die Münzen gälten doch immer nur so viel, als das in ihnen enthaltene Gold werth sei, und starke Legirungen würden offenbar nachtheilig; früher habe man durch die Legirung der Goldmünzen wirklich täuschen wollen, jetzt behalte man sie bei, um das Gewicht der gewohnten Münzsorten nicht zu alteriren. Über die statistischen Verhältnisse der Legirung bei Gold- und Silbermünzen wird das Nöthige mitgetheilt. Dabei beweist der Verf. aus der Erfahrung den Ungrund der Annahme, daß dem Silber sehr starke Zusätze von Kupfer gegeben werden müßten, um die Masse härter zu machen und dadurch der Abnutzung vorzubeugen. Da wäre ja das Weißsieden der Silbermünzen ganz widersinnig. Unedle Metalle nützten sich viel schneller ab als edle. Jedenfalls sei es wirthschaftlicher, Münzen aus gutem Silber zu prägen, als stark versetztem Silber durch Weißsieden den Anstrich des reinen zu geben. Die Beschränkung der Münzstätten auf möglichst wenige und möglichst große Anstalten sei eine der wesentlichsten Bedingungen zur Verbesserung des Münzwesens und auch in Deutschland die sehr nöthige Verbesserung nur durch Vereine zu großen Gesammtwerkstätten zu bewirken. Der Gebrauch, das Bildniß der Regenten auf die Münzen zu setzen, sei ein alter und ehrwürdiger, dessen Abschaffung anzurathen der Verf. nicht beabsichtige; indeß könne wol noch bezweifelt werden, ob die Verwendung des landesherrlichen Bildnisses zur Bezeichnung eines so gemeinen Werkzeuges, als das umlaufende Geld denn doch sei, und der Zustand, worin dieses verehrte Zeichen sich auf abgenutzten Geldstücken so häufig befinde, der Achtung angemessen sei, die demselben überall gebühre, und der möglichsten Vervollkommnung des Münzwesens sei jener Gebrauch nicht förderlich. Die holländischen Dukaten verdankten der Unveränderlichkeit des Gepräges einen großen Theil ihrer vorzugsweisen Haltung. Die Gestattung und Bestimmung eines Remediums sei allerdings gerecht und nothwendig, aber wegen des argen Misbrauchs, der damit getrieben worden, übel berüchtigt. Nun kommt der Verf. auf die Abnutzung der Münzen, die bei seiner ganzen Untersuchung eine Hauptrolle spielt. Durch diese unvermeidliche Abnutzung werde der Metallwerth des umlaufenden Geldes, wenn auch noch so langsam, doch unausbleiblich vermindert. Nach einer gewissen Zeit stünden alle Thaler z. B. ihrem ursprünglichen Werthe nach; auch die noch vollwichtigen, denn man müsse den Werth des Thalers als den Durchschnitt aller Werthe der einzelnen im Umlaufe befindlichen Stücke betrachten. (Diese Meinung hätte der Verf. etwas deutlicher erklären mögen. Sie ist ganz richtig. Unter den umlaufenden Thalern befinden sich mehr und weniger abgenutzte, die doch alle gleiche Geltung haben. Aber wenn die stark abgenutzten häufig genug sind, um diese Entwerthung bemerklich werden zu lassen, so werden nicht diese einzelnen Stücke, sondern es wird die ganze Münzsorte an Werth und Geltung sinken, weil der Verlust bei dem einzelnen Stücke ganz unerheblich ist, aber sich in der Menge summirt.) Nun würden allerdings immer neue Stücke nachgeschossen; aber das helfe wenig. Die Münzen wären mehr werth als das dazu verbrauchte Metall, wenn sie brauchbarer für den Verkehr wären als jenes in seinem rohen Zustande. Das sei nun der Fall, wo und so lange sie im guten Glauben auf ihr Gepräge für einen Werth angenommen würden, der größer sei als der Werth des in ihnen enthaltenen Metalls. Keine Regierung könne gestatten, daß Geldstücke unter ihrem Gepräge im inländischen Verkehre deshalb, weil sie abgenutzt seien, nicht für den vollen Werth angenommen würden, für welchen sie von ihrer Münzstätte ausgegeben wurden; es müßten auch die abgenutzten Stücke für voll genommen werden; und es bleibe ein Geldstück um so länger in Umlauf, je stärker es bereits abgenutzt sei. Wer Geld einschmelzen wolle, greife nach den vollhaltigsten Stücken; wer solches ins Ausland schicken wolle, ebenfalls; je größer der Unterschied im Gewicht des alten und neuen Geldes werde, desto mehr werde namentlich das Versenden des neugeprägten Geldes ins Ausland befördert, und desto tiefer sinke der Durchschnittswerth des im Inlande umlaufenden, sodaß zuletzt gar kein neues Geld mehr sich im Umlauf erhalten könne. Dann aber werde es bald nicht mehr möglich sein, vollhaltiges Geld ohne Verlust zu prägen; denn man könne es doch nicht höher ausgeben als zum Durchschnittswerth des umlaufenden Geldes nach seinem wirklichen Metallgehalte mit Zuschlag der Prägekosten. (Diese Behauptungen harmoniren nicht ganz mit dem Obigen, und die Schuld dürfte darin liegen, daß der Verf. seine frühere Behauptung nicht näher erklärt hatte, wie wir es in Parenthesi gethan haben. Wenn der Werth des einzelnen Thalers, dieser mag abgenutzt sein oder nicht, sich nach dem Durchschnittswerthe aller umlaufenden Thaler bestimmt, und dies, wie der Verf. S. 50 selbst sagt, auch im Welthandel gilt, so ist gar nicht abzusehen, warum Jemand vorzugsweise neugeprägtes Geld ins Ausland schicken sollte, wo es doch nicht mehr gilt als das abgenutzte.)

Ferner führt der Verf. aus, daß, wenn Scheidemünze über deren unentbehrlichen Bedarf umlaufe, der Überschuß derselben gemeinschaftlich mit dem vollhaltigen Gelde zu Zahlungen gebraucht werde, die eigentlich nur in letzterm gemacht werden sollten. Sobald die vorhandene Scheidemünze nur dem Bedarf entspricht, so ist ihr Metallwerth durchaus gleichgültig; sie steht nur an der Stelle von Marken und wird nur zur Verhütung von Misbrauch an deren Stelle gesetzt. Aber eben weil die Scheidemünze zu viel höherm Preise ausgegeben werden kann, als ihr Metallwerth beträgt, ist sie weit über den Bedarf in Umlauf gesetzt worden. Dadurch ward selbst das gute Silbergeld aus dem Umlaufe gesetzt, und nun war der Metallwerth der Scheidemünze keineswegs mehr gleichgültig. Die Verwirrung, die namentlich durch die schlechten Groschen entstand, gab zur Entstehung der Girobanken Anlaß, von denen nur die hamburger sich in voller Reinheit erhielt.

Das genügte aber nicht, und man mußte das Übel an der Wurzel angreifen und die geringhaltigste Münze unter großen Verlusten für das Publicum außer Curs setzen. Die besten Groschen behielt man bei, und in ihnen geschehen noch immer die meisten Zahlungen; man setzte das alte Thalerstück auf 32 solcher Groschen und unterschied zwischen dem Rechnungsthaler zu 24 Groschen und dem ausgeprägten oder Speciesthaler zu 32 Groschen. Obwol aber der leipziger Münzfuß bestimmt, daß die Mark reines Silber zu 12 Thalern oder 18 Gulden ausgeprägt werden sollte, so wurden, nach dem Verf., doch schon damals die Zahlungen in einem merklich niedrigern Münzfuße, in abgenutzten Stücken und in kleinern, stärker legirten Münzsorten gemacht. Der mittlere Durchschnittswerth des wirklichen Zahlungsmittels stand hiernach erheblich und um mehr als die bloßen Prägungskosten niedriger als der leipziger Fuß, und so war kein Silber zu 12 Thalern des umlaufenden Zahlmittels für die feine Mark auf dem freien Markte käuflich. (Der Verf. fängt hier mit einer Vermuthung an, er sagt S. 59: „Das gemeine Zahlungsmittel bestand gewiß nur in den seltensten Fällen aus neuen vollhaltigen und vollwichtigen Stücken"; ohne diese Vermuthung näher begründet zu haben, steigert er sie zu der Behauptung: daß der Durchschnittswerth des umlaufenden Zahlmittels erheblich niedriger gestanden habe als der leipziger Fuß.) So ward der leipziger Fuß den Regierungen beschwerlich; das neue Geld verlor sich schnell wieder aus dem Umlauf; der Mangel an gutem Silbergelde wurde besonders bei großen Zahlungen fühlbar und Goldmünzen sehr gesucht. Nun entschieden sich viele Regierungen, den Thaler nicht mehr zu $^1/_{12}$, sondern zu $^1/_{13}$ Drittel oder $^3/_{40}$, den Gulden zu $^1/_{20}$ der feinen Mark zu geben, sodaß 10 Speciesthaler auf die Mark gingen. Man wollte dabei möglichst das alte Gewicht beibehalten und zog deshalb eine stärkere Legirung vor. Das war nun das, wie der Verf. spöttisch bemerkt, vielbelobte Conventionsgeld, immer eine Verringerung des alten deutschen Reichsfußes, bei der man nicht einsehe, warum man das alte Gewicht beibehalten, und warum man nicht zu der üblichen Rechnungsart des Volks übergegangen sei. In Süddeutschland, wo die Münzverschlechterung noch ärger gewesen, sei aus gleichen Gründen der rheinische oder Reichsfuß entstanden. Friedrich II. habe den Graumann'schen Fuß, den 21-Gulden- oder 14-Thalerfuß adoptirt, neben welchem noch eine Scheidemünze aus Billon in geringer, den Bedarf nicht übersteigender Anzahl bestand. Da dieser Münzfuß niedriger war als der Conventionsfuß, so habe er bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts das Ausströmen des preußischen Geldes verhindert. Den schlauen Gedanken, der Friedrich's II. nationalökonomischen Ansichten ganz würdig war, Gold zu niedrigem Preise anzukaufen, indem man die Pistole, welche mit 5 Thlrn. Conventionsgeld bezahlt wurde, für 5 preußische Thaler ankaufen wollte, habe man aber nicht erreicht und gleich anfangs $5^1/_6$ Thaler geben müssen. Dagegen sei im kleinen Verkehr in Preußen für einen Groschen im 21-Guldenfuße Dasselbe zu haben gewesen, was in der Nachbarschaft mit 1 Gr. im 20-Guldenfuß bezahlt wurde; der brandenburgische Fabrikunternehmer habe die gleichen Dienste für niedrigern Lohn erhalten, folglich auch wohlfeiler verkaufen können als der sächsische. (Wie müssen sich da die brandenburgischen Fabriken über die sächsischen erhoben haben!) Der Thaler zu 24 Groschen war eine wesentliche Bequemlichkeit. Der Verf. geht über die Münzspeculationen des siebenjährigen Krieges hinweg, obwol er gesteht, daß die Besitzer der geringhaltigen Münzen bei deren Verrufung schmerzliche Verluste erlitten, und führt nun einige äußere Einrichtungen und manche interessante statistische Notiz von dem preußischen Münzwesen auf. Nun erzählt er, daß seit 1764 $^1/_3$ Thlr. aus $10^2/_3$-löthigem, $^1/_6$ Thlr. aus $8^1/_3$-löthigem, $^1/_{12}$ Thlr. aus sechslöthigem Silber geprägt wurden, welches stark legirte Geld sich aber viel stärker abnutzte als das zwölflöthige Silber, woraus bis 1766 $^1/_6$ und $^1/_4$ Thlr. geschlagen worden waren; ebenso sei seit 1764 die Scheidemünze vermehrt und ihr Gehalt verringert worden, bis sie endlich 1808 u. 1811 auf ihren Nennwerth herabgesetzt wurde und seit 1821 aus dem Umlauf verschwunden ist. Bei der großen Masse der Scheidemünze hatte man bald das Bedürfniß gefühlt, sie im innern Verkehr auch zu größern Zahlungen zu verwenden und dies durch Ausgeben derselben in Paketen oder Beuteln vermittelt, wodurch aber der Münzbetrug überaus befördert wurde. Doch hätten die falschen Scheidemünzen nur etwa 2—3 Procent der umlaufenden Totalsumme betragen, was immer über eine Million solcher falschen Münze, aus 24—30 Millionen einzelner Stücke bestehend, voraussetzt. Seit 1809 habe man die Ausprägung der Scheidemünze ungemein und bis auf den Bedarf beschränkt, auch (1821) bestimmt, daß Niemand verpflichtet sein solle, eine Zahlung über $^1/_6$ Thlr. in Scheidemünze anzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Die nordamerikanischen Mäßigkeitsvereine.

Der erste Versuch der Vereinigung gegen die Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke wurde 1813 im Staate Massachusetts gemacht; er blieb jedoch ohne merklichen Erfolg — vorzüglich wol deshalb, weil das Statut des Vereins nur im Allgemeinen den Misbrauch der Spirituosen verbot und seinen einzelnen Mitglieder überließ, das Maß derselben, dem sie sich gewachsen glaubten, selbst zu bestimmen — und fand daher auch lange Zeit keine Nachahmung in den übrigen Theilen der Union. Die Consumtion geistiger Getränke stieg im Gegentheil beständig, sodaß 1828 nach zuverlässigen Berechnungen allein an Branntwein über 327 Millionen Litre verbraucht wurden, wonach bei einer Bevölkerung von 12 Millionen auf jeden Einwohner ein Durchschnittsquantum von 27 Litre fiel. Es gab zu dieser Zeit nicht weniger als 40,000 Branntweinbrennereien in den Vereinigten Staaten, und der Detailhandel mit Spirituosen war so lebhaft, daß z. B. in Neuyork bei einer Bevölkerung von 200,000 Menschen 3000 Branntweinschenken nebeneinander bestehen konnten. Nach glaubwürdigen Angaben waren wenigstens drei Viertheile aller in den Vereinigten Staaten begangenen Verbrechen auf Rechnung der Trunkenheit zu setzen, und die Verarmungen in demselben Verhältnisse derselben Ursache zuzuschreiben. Kurz vor dieser Periode, wo das Übel seine größte Höhe erreichte, trat ein neuer Mäßigkeitsverein in Boston zusammen, dessen Mitglieder sich durch Unterzeichnung ei-

Digitized by Google

nes Reverses verpflichteten, „kein alkoholisches Getränk zu sich zu nehmen oder andern Personen zu geben und auf alle Weise dazu beizutragen, daß der Gebrauch der Spirituosen aus der Gesellschaft verschwinde". An diesen Verein schlossen sich sofort mehre andere an, und es wurde bald nöthig, dem ganzen Institute eine Art hierarchischer Organisation zu geben, die von den Districtsvereinen zu den Grafschafts- und Staatsvereinen aufsteigt und in einem Generalvereine, gebildet durch die Beamten oder Delegirten der Staatsvereine, ihren Centralpunkt findet. Um in einen Districts-, Grafschafts- oder Staatsverein zu treten, bedarf es nur der Unterzeichnung des erwähnten Reverses; die Mitglieder des Generalvereins haben außerdem noch einen jährlichen Beitrag von 5 Dollars an die Gesellschaftskasse zu zahlen. In dieser Gestalt machten die Mäßigkeitsvereine anfangs langsame, bald aber reißende Fortschritte. Am Ende des Jahres 1828 zählten sie 3000, ein Jahr später schon 100,000 Mitglieder, und in diesem Augenblicke übersteigt die Zahl derselben 2 Millionen. Die Gesellschaft läßt es sich vorzüglich angelegen sein, ihren Grundsätzen durch die Presse Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen, und ihre Thätigkeit in diesem Sinne ist so groß, daß allein der Verein von Neuyork seit seinem Entstehen über 13 Millionen Exemplare von Druckschriften aller Art vertheilt hat. Die Wirkungen dieser Bemühungen sind bereits mehrfach in Augenschein getreten. In Neuyork zählte man 1836 hundert Branntweinschenken weniger als 1830, obgleich sich die Zahl der Einwohner in dieser Zeit um 80,000 vermehrt hatte. Im ganzen Gebiete der Union sind in dem bezeichneten Zeitraume über 8000 Schenken eingegangen und ist seit 1821 die Gesammtconsumtion des Branntweins von 3,405,000 Gallonen auf 3,251,000 Gallonen gesunken, während sich die Einwohnerzahl verdoppelt hat. Man darf indessen nicht unbemerkt lassen, daß zu gleicher Zeit die Consumtion des Weins von 2,886,000 Gallonen auf 7,178,000 gestiegen ist, und daß der größte Theil des unter dem Namen von Wein verkauften Getränks nichts Anderes ist als ein Gebräu von Whiskey und Campescheholz. Dieser Umstand hat mehre Mäßigkeitsvereine bewogen, das Verbot jedes gegohrenen Getränks ohne Ausnahme in ihr Statut aufzunehmen, eine Maßregel, deren Früchte noch abzuwarten sind. 14.

Literarische Notizen.

Es verdient anerkannt zu werden, daß die Ärzte gegenwärtig durch ihre literarischen Bemühungen dazu beitragen, zu zeigen, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Vermeidung und Heilung von Krankheiten in des Menschen eigenem Willen und Vermögen, in seiner eigenen Kraft und Einsicht liegt. Ein Buch der Art ist Curtis' „On the preservation of health in infancy, youth, manhood and age: shewing the best means of prolonging life and promoting human happiness", ein Buch, von dem jetzt die dritte Auflage erschienen ist, und welches verdient, daß wir seinen Inhalt in der Kürze mittheilen: 1) Physische, organische und moralische Gesetze. 2) Verletzung derselben ist die Ursache der Krankheiten. 3) Sorge für die Gesundheit in der Kindheit und Jugend, Früchte, welche das spätere Alter davon erntet. 4) Luft, Bewegung, Schlaf, Diät, Kleidung, Baden und sonstiges Verhalten. 5) Die Gesundheit eines Jeden steht meistens in seiner eigenen Macht. 6) Erziehung, Wahl eines Lebensberufs. 7) Erwerbung eines langen Lebens ist ebenso wol möglich wie die der Stärke und Geschicklichkeit für gymnastische Übungen und Künste. 8) Von Verschlechterung und Verfälschung der Nahrungsmittel. 9) Ursachen und Sitz der Krankheiten. 10) Vorschriften für den zu vielem Sitzen Genöthigten und schwer Verdauenden. 11) Von der Unverdaulichkeit und ihren Wirkungen auf Gesicht und Gehör. 12) Was in der Hauptstadt für die allgemeine Sanität geschehen kann. 13) Von Gesundbrunnen. 14) Geistesbildung, Ruhe und Aufregung. 15) Geisteszerrüttung, die Monomanie des Selbstmordes, ihre Zunahme und Ursachen derselben. 16) Liebe, eheliches Leben, Einfluß auf die Gesundheit, Vorschriften. 17) Verzeichniß von ausgezeichneten Personen, die ein hohes Lebensalter erreichten; die Lebensgeschichte mehrer sehr alt gewordenen Personen, von denen der Eine ein Alter von 164, der Andere von 172, der Dritte von 185, der Vierte von 207 Jahren erreichte. Dies Inhaltsverzeichniß scheint hinlänglich für das Buch zu sprechen. Wenn solche Schriften, wie sie jetzt namentlich in England in ziemlicher Zahl erscheinen, nicht ohne Verdienst sind, so läßt sich hinwiederum nicht leugnen, daß die jetzige medicinische Literatur eine Menge halbwissenschaftlicher, halbsentimentaler Erscheinungen hervorbringt, die mehr Phantasie und Gefühl als den Verstand in Anspruch nehmen und durch ein unlogisches, jedenfalls oberflächliches Philosophiren, wie es dem Arzt wahrlich am wenigsten zukommt, mehr Unterhaltung als eigentliche Belehrung gewähren. Es war Erasmus Darwin (sein „Plan for female education in boarding schools" ist von Hufeland übersetzt worden), der, mit großer medicinischer Gelehrsamkeit glühende Phantasie und die Eigenschaften des Schöngeistes verbindend, die strenge Wissenschaft des Äsculap zuerst auf diese Bahn lenkte, auf der sie leicht in Gefahr sein dürfte, unter den Händen von Nachahmern, die dem Publicum Worte für Dinge geben, in ein philosophisch-ästhetisches Gesalbader auszuarten, womit in der That sehr wenig gedient wäre. Als ein Specimen dieser ästhetisirenden Richtung dürfen wir des Dr. Burgeß „Physiology or mechanism of blushing" anführen. Das Erröthen ist dem philosophischen Arzte „die Poesie der Seele": eine Definition, welche genügt, uns einen Begriff von dem Charakter und wissenschaftlichen Gehalt des Buchs zu geben.

Wenn Bücher wie Obst dadurch gewinnen, daß sie lange im Pult liegen bleiben, bevor sie gedruckt und dem Publicum vorgelegt werden, so sind Reisebeschreibungen hiervon auszunehmen, da in wenigen Jahren die Verhältnisse der Länder, auf welche sie sich beziehen, verändert werden, die Personen, mit denen der Reisende in Beziehung trat, hinwegsterben können. Man sieht dies an Capitain Mignan's kürzlich erschienenem „Winter journey through Russia, the Caucasian alps and Georgia into Koordistan" (2 Bde.). Was haben die letzten zehn Jahre im Orient nicht verändert! und Capt. Mignan machte die Reise, die er hier beschreibt, im Anfang der Zwanziger. Die Verhältnisse sind seitdem ganz andere geworden. Doch kann es auch so einem Buche, das eine Reise von den Küsten des Schwarzen Meeres bis nach Buschir und an das indische Meer beschreibt, nicht an allem Interesse fehlen, und namentlich gewährt dieses der von den Kurden handelnde Abschnitt. Es sind noch ganz die alten Karduchen, die uns Xenophon von so freiem, unabhängigem und muthigem Charakter schildert; noch lebt in ihnen der unnachgiebige Geist Saladin's, ihres Landsmanns.

Garcin de Tassy wird bald den ersten Band seiner „Histoire de la litérature Hindoustanii" herausgeben. Nach Dem, was man im voraus von diesem Werke sagt, wird das darin offenbarte Talent und Studium unfehlbar dazu beitragen, den Ruf des Verfassers noch zu erhöhen.

Ein italienischer Gelehrter, Manzano, will bei Durchforschung der Archive in Bologna die Entdeckung gemacht haben, daß die Jungfrau von Orleans vom Geschlechte der Ghislieri abstamme und eine Tochter des Ferrante Ghislieri war, der 1401, als Giovanni Bentivoglio die Herrschaft Bolognas an sich riß, seine Vaterstadt verließ. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 167. — 16. Juni 1839.

Die Lehre vom Gelde als Anleitung zu gründlichen Urtheilen über das Geldwesen, mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat vorgetragen von J. G. Hoffmann.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Der Verf. geht nun zur Geschichte des Goldgeldes in Preußen über, wovon als Erfahrungssatz von allgemeinerer Bedeutung zu bemerken ist, daß die nach dem letzten Kriege neugeprägten Friedrichsdor fast so schnell verschwanden, als sie in Umlauf gesetzt wurden, weil sie nämlich um etwas mehr als 1¼ Procent zu wohlfeil ausgegeben wurden, indem man sie im Verkehr nur ebenso viel als die fremden Pistolen gelten ließ. So neige sich im preußischen Staate sowol die öffentliche Verwaltung als auch der Privatverkehr immer mehr dahin, alle Rechnung in Gold, wobei der Friedrichsdor zu 5 Thaler angenommen wird, aufzugeben, den Silberthaler, der gesetzlich $^1/_{14}$ Mark fein Silber sein soll, ausschließlich als Maßstab aller Werthe zu gebrauchen und Goldgeld nur als ein untergeordnetes Zahlmittel zu benutzen, dessen Werth nur von dem Preise abhänge, den Gold auf den Märkten von edeln Metallen hat, wenn es als Waare erkauft wird. Dieser Preis sei zwar veränderlich, jedoch erfolgten bedeutende Veränderungen desselben nur langsam und in größern Zeiträumen, sodaß es möglich werde, zur Bequemlichkeit des Verkehrs den Goldmünzen einen Werth in Silberwährung beizulegen, wofür sie unweigerlich in öffentlichen Kassen und im gemeinen Leben so lange angenommen werden müßten, bis die Regierung eine Veränderung dieses Werthes (richtiger Preises) für nöthig erachte und zur öffentlichen Kenntniß bringe. Nöthig werde aber eine solche Veränderung, sobald im Großhandel der Preis des Goldes entschieden und anhaltend um einen Betrag in Silbergeld steige oder falle, der im gemeinen Leben nicht mehr als unerheblich übersehen werden könne. Sonach könne es scheinen, als sei das Gold nur ein Surrogat des Silbers und werde um so entbehrlicher, je mehr sich der Credit befestige, in dessen Folge Banknoten und Papiergeld die Vortheile des Goldgeldes ersetzen könnten. Aber gleichwol sei das Gold aus Gründen, die zeither nur in Großbritannien ihre volle Würdigung und richtige Anwendung gefunden hätten, das tauglichste Werkzeug als Maß aller Werthe und um die Macht zu kaufen im Großhandel zu übertragen; denn es sei mit verhältnißmäßig sehr viel geringern Kosten als Silber zu Münzen zu verarbeiten. Letzteres wird nun bewiesen.

Nun rückt der Verf. seinem Beweisthema näher. Er behauptet, im Vorhergehenden dargethan zu haben, daß die umlaufenden Zahlungsmittel nur dadurch in einem Metallwerthe erhalten werden könnten, der von dem gesetzlichen nicht um einen im Großhandel bemerkbaren Betrag verschieden sei, daß die Geldstücke, woran sich eine merkliche Abnutzung zeigt, gegen neue vollhaltige von der Regierung umgetauscht würden. Dabei gehe sowol der Betrag der Abnutzung als der Aufwand für die Umprägungskosten verloren. (Was heißt das anders, als daß man das Geld wie jedes andere Werkzeug nicht in ewiger Dauer erhalten kann, sondern von Zeit zu Zeit erneuern muß? Dieser Aufwand ist nicht unbillig, und bei dem Gelde hat man noch den Vortheil, daß es eine lange Zeit noch seine vollen Dienste leistet, während es schon abgenutzt ist.) Dieser Verlust habe allen Regierungen so unerträglich geschienen, daß bis jetzt noch kein deutscher Münzfuß auf solche Weise dauerhaft erhalten worden sei. (Wir finden nicht, daß der Verf. bewiesen hat, die Abnutzung der Münzen sei der Grund der Veränderungen des Münzfußes gewesen. Er selbst führt nur aus, und auch das nur vermuthungsweise, daß die meisten Zahlungen nicht in abgenutztem, aber in solchem Gelde erfolgt seien, was von Haus aus stärker legirt war. Die Regierungen gaben den hohen Münzfuß auf, weil sie sahen, daß im Verkehr ein niedrigerer herrschte; aber sie bedachten den Welthandel nicht, in dem das Geld nur Waare ist.) Die sächsischen Speciesthaler hätten sich nicht in Umlauf erhalten können. (Sie sind verkauft worden, und der Verf. untersucht nicht, ob das mit Nachtheil geschehen ist.) Der südwestliche Theil von Deutschland habe in seinem Kronengelde nicht mehr den 24 Guldenfuß, sondern nicht einmal ganz einen 24½ Guldenfuß. Auch neben den preußischen Thalern cursirten viele abgenutzte Thalerstücke und noch mehr abgenutzte (vielmehr stärker legirte) $^1/_3$, $^1/_6$, $^1/_{12}$. Selbst im Inlande wanderten die neuen Stücke in die Schmelztiegel. Es sei unmöglich, das Abnutzen des umlaufenden Geldes ganz zu verhindern; man könne aber doch auch nicht alle 50, 100 Jahre zu einem leichtern Münzfuß übergehen, und so werde es nothwendig, dem

Münzwesen eine Gestaltung zu geben, worin der Metallwerth des Zahlungsmittels, womit alle größern Werthe entrichtet würden, mit mäßigem Aufwande stets so nahe an dem gesetzlichen Werthe desselben erhalten werden könne, daß die durch die Abnutzung bewirkte Abweichung selbst für den großen Verkehr unerheblich bleibe. Das habe man in Großbritannien seit 1817 gethan, worüber nun das Nähere mitgetheilt wird.

Für Deutschland hofft der Verf. zunächst nur dann eine zweckmäßige Münzeinrichtung, wenn die Staaten, welche ein gemeinschaftliches Geld haben wollen, auch eine gemeinschaftliche Münzverwaltung einrichteten. Er erklärt sich ferner gegen das gegenseitige Zulassen der Münzen verschiedener Staaten, indem er annimmt, daß die Länder, in welche jenes fremde Geld ströme, demselben einen Nennwerth bewilligen müßten, der dessen Metallwerth so weit übersteige, als nöthig sei, um es herbeizuziehen. (Aber kann es nicht öfters den viel vortheilhaftern Grund haben, daß die Länder, denen die Münzen angehören, an die andern stete Zahlungen zu machen haben und sie, vielleicht unter keineswegs günstigen Bedingungen, in ihren eigenen Münzen machen, weil die Münze des empfangenden Staats gesucht ist?)

Für Preußen empfiehlt der Verf. zunächst die Einziehung des größten Theils der $^1/_{14}$ und eines großen Theils der $^1/_6$. Neue Ausprägungen von vollhaltigem Silbergelde nach dem jetzt bestehenden Münzfuß dürften aber nach ihm zu keiner dauerhaften Stellung des Münzwesens führen, diese vielmehr nur durch einen Übergang zur Zahlung und Rechnung in Goldwerthe vermittelt werden. Dies ist der Hauptzweck der Schrift des Verfassers. Natürlich müsse dieser Übergang vernünftig vorbereitet werden, sodaß er sich aus dem freien Gange des Verkehrs allmälig entwickele. Seit 1750 sei nur zu Vieles in Preußen geschehen, was den Einwohnern den Gebrauch des Goldgeldes verleidete. Zunächst müsse man dem Volke eine für seinen Verkehr bequeme Goldmünze geben; das würden in Preußen Goldstücke sein, die sich mit dem Nennwerthe von 10 und 5 Thalern preußischen Silbergeldes gegenwärtig im Umlauf erhalten könnten. Dazu würden Münzen aus Dukatengold von 284 Grän fein geeignet sein, wenn sie so schwer ausgeprägt würden, daß 22 Zehnthalerstücke gerade eine Mark wiegen. Man müsse ferner bestimmen, daß auch im Privatverkehre Niemand gehalten sein solle, fremde Pistolen in Zahlung anzunehmen, oder in solchen zu zahlen. Würden nun hinlängliche Goldstücke gemünzt und würde einstweilen alles Prägen von vollhaltigem Silbergelde ausgesetzt, so würde in nicht zu ferner Zeit das Gold das überwiegend gewöhnlichste Zahlungsmittel für alle Werthe geworden sein, welche 5 Thaler und darüber betragen. Dann würde man es zum gesetzlichen Zahlmittel erheben, alles noch umlaufende Silbergeld einziehen und ein neues ausgeben können, welches, mit einem beträchtlichen Schlägeschatz ausgeprägt, nur zur Auseinandersetzung über kleinere Werthe dienen solle. Dann würde Preußen in seinen Goldmünzen ein Maß haben, welches bei der geringen Abnutzung von Goldstücken und bei der Leichtigkeit, Goldmünzen mit verhältnißmäßig geringen Kosten auszuprägen, wenigstens leichter als jedes andere in einem beinahe unabänderlichen Metallbetrage erhalten werden könne.

Noch verhandelt der Verf. einige andere Münzfragen. Das Volk gewöhnt sich viel leichter an neue Münzen als an neue Rechnungsarten. Es habe weder in Frankreich die Eintheilung des Franes in 100 Centimen die gewohnte Zwanzigtheilung, noch in Preußen die Eintheilung des Thalers in 30 Sgr. die 24theilige Rechnung im kleinen Verkehr verdrängen können. (Liegt darin nicht ein Fingerzeig, daß man von der Münzeinheit abwärts das Duodecimalsystem bewahren soll, während man von ihr aufwärts das Decimalsystem annehmen mag? Ersteres ist besser zur Theilung, letzteres zur Berechnung großer Summen.) Darin, daß den Geldstücken die Schwere bekannter Gewichtseinheiten gegeben werde, findet der Verf. mit Recht keinen wesentlichen Nutzen. Wichtiger sei es, daß das umlaufende Zahlmittel in seinem durchschnittlichen Werth möglichst unverändert erhalten und daß auch quantitativ dem Bedarf gemäß geprägt werde. Übrigens sei auch die Ausfuhr von Goldmünzen unbedenklicher, weil sehr viel weniger Münzkosten bei diesen aufgewendet werden dürften.

Was den Betrag des umlaufenden Geldes betrifft, so schätzt der Verf. die in Preußen umlaufende Billonscheidemünze 1837 auf nahe an 2,900,000, die Kupfermünze auf etwa 400,000 Thlr.; das Silbergeld sei unmöglich zu schätzen, da so viel außerhalb Preußens umlaufe; es möge zwischen 90 u. 120 Millionen schwanken. (Geprägt worden ist von 1764 bis ult. 1836 für 182,856,000 Thlr.) Wie viel von den 1764 bis ult. 1836 geprägten doppelten, einfachen und halben Friedrichsdoren, zum Betrag von 70,037,932⅓ Thlr., oder mit dem Aufgeld 79,376,323½ Thlr., noch im Umlauf sei, sei nicht zu bestimmen, da der größte Theil inzwischen eingeschmolzen.

An diese Untersuchungen knüpft der Verf. einige tiefe und geistvolle Betrachtungen über den wirthschaftlichen Einfluß des Geldes, den Unterschied zwischen der Geld- und Nationalwirthschaft, den Einfluß davon auf die Lage des Volks. So bemerkt er — denn ein Hoffmann besitzt die große Kunst des Unterscheidens, deren Mangel so viele falsche politische Urtheile veranlaßt —, daß die Geldwirthschaft in England und Schottland der Hebel des Aufschwungs gewesen, in Irland aber ein Fluch sei, weil sie hier nur bei den Grundherren, nicht aber bei dem Volke eine wahre Grundlage habe. In Preußen wachse die Zahl der kleinen Landwirthe durch die Ablösungen, deren Wohlthätigkeit doch nur in den Fällen ganz unbedingt erscheine, wo sie mit baarer Einzahlung von Capital vollständig bewirkt worden seien. Es habe sich aber bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie wenig Capital noch unter dem Volke vertheilt sei. Im Allgemeinen müsse das Volk nicht sowol entbehren als erwerben lernen; dazu führe die freiere Verbreitung der Geldwirthschaft.

Der Verf. schließt mit einigen Betrachtungen über Papiergeld. Er sagt sehr richtig, es sei eine leere und höchst gefährliche Täuschung, wenn Regierungs- oder Privatbanken einen Nennwerth an Papiergeld in Umlauf setzten, der

ihre Zahlungsmittel übersteige; würde dagegen das Ausgeben von Papiergeld nur auf den Betrag des Metallgeldes beschränkt, welches in der Kasse verbleibe, so sei zwar unbedingte Sicherheit gewonnen, aber auch kein Vortheil zu erwarten, als daß statt edeln Metalls nur Papier abgenutzt würde, was bei der Vergänglichkeit des letztern und der Gefahr der Verfälschung kein Gewinn sei. Folglich könne Papiergeld mit wirklicher Ersparniß an dem zur Bestreitung des Verkehrs erforderlichen Metalle nur unter der Voraussetzung ausgegeben werden, daß die Bequemlichkeit dieses Zahlungsmittels den größten Theil der Inhaber desselben veranlassen werde, dessen Austausch gegen baares Geld vorerst nicht zu verlangen. Alsdann könne nämlich der Besitz von Mitteln, wofür edles Metall, sobald es nöthig wird, ohne Zögerung zu erlangen ist, die Stelle des edeln Metalles selbst vertreten. (Das gilt aber auch von der Bank; sie kann allerdings so viel ausgeben, als sie weiß, daß sie zu jeder Zeit wieder einlösen kann, wenn sie das Geld auch nicht in Baarem liegen hat.) Liegendes Eigenthum sei keine brauchbare Fundation des Papiergeldes; es sei in Zeiten öffentlichen Unglücks noch unsicherer als bewegliches (wenigstens so viel seine Rentabilität betrifft). Noch unsicherer seien stehende gewerbliche Anlagen. Der Verf. dringt auf Einheit der Anstalt, woraus das Papiergeld des Landes hervorgehe, und strenge Aufsicht darüber.

Dies der Inhalt des interessanten und wichtigen Werks, das eine reiche Fülle lehrreicher Aufschlüsse und scharfsinniger Bemerkungen mittheilt, die mehr oder weniger auf Motivirung jenes einen Hauptvorschlages des Verf. abzielen, der Erhebung des Gologeldes zum gesetzlichen Zahlungsmittel. Gewiß spricht Vieles für diesen Vorschlag. Daß und warum Ref. der Abnutzung nicht die Bedeutung beilegt, die der Verf. annimmt, hat er bemerkt. Aber auch sonst dürfte wol die Sache noch mehr aus dem Gesichtspunkte des Verkehrs zu beleuchten sein, als der Verf. gethan hat, der mehr aus dem Standpunkte der Staatsfinanzwirthschaft urtheilt. Doch er beruft sich auf eine wichtige Autorität, auf Großbritannien, auf das Land des gesunden politischen Blickes, der praktischen Staatsweisheit. 123.

Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Franz Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Graddenkmales. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer das Buch gelesen hat, wird gewiß mit mir sagen: Die Liebe hat es gegeben; nur die Liebe versteht es zu empfangen: es ist ein Werk der Pietät.

Es ist mir gar nicht recht, daß das Wort Pietät ein römisches ist; dem tiefsten Grunde nach liegt zwar dies Gefühl in jedem gesunden, freien Volke; doch, was auch geschehen ist und noch geschehen mag, sehen wir auf die modernen Nationen, so hat die Pietät in Deutschland ihre schönsten, reinsten Tempel. Ich glaube nicht, daß dies biographische Denkmal mehr oder etwas Anderes sein will, als was es sich nennt; eine Biographie ist es nicht: dazu ist das Ganze zu skizzenartig, geht zu wenig in die Umgebung, in die Vergangenheit und in die Folgezeit, ist zu subjectiv gehalten. Indeß dieser subjective Charakter macht das Buch so anziehend, so liebenswürdig, daß Jeder, der es liest, sich befriedigt fühlen muß. Es ist aber keineswegs zufällig, daß gerade eine Dame und gerade diese — Karoline Bernstein — dies Denkmal stiftete. Es lag eine innere, tiefe Verwandtschaft in ihrem Gemüthe mit dem des Franz Horn, eine Verwandtschaft, die in der Organisation des ganzen innern Lebens, des Anschauens, des Denkens, des Fühlens begründet war. Und so kann es Niemand betrauern, daß der geliebte Todte dies Denkmal der Liebe nicht mehr sieht oder gesehen hat; er fühlte es im Leben, daß ihm im Herzen seiner Freundin ein Tempel errichtet war. Es lag in unserm Franz Horn wirklich viel Weibliches. Doch, ich weiß nicht, ob man mich mit dem Wort versteht; ich meine, er war mehr receptiv als productiv; er war, um mit Jean Paul zu sprechen, ein passives Genie. Zwar hat er gedichtet, aber seine Dichtungen sind nicht originell; er war Kritiker, aber, obwol er sich nicht gerade an Lessing, die Schlegel und Tieck anschließt, so geht er doch auch nicht über dieselben hinaus; am meisten Talent hatte er für das Historische, und so sind seine Leistungen im Literarhistorischen die erfreulichsten. Franz Horn gehörte nicht zu den Helden der Nation, man hat seinen Namen niemals weithin gepriesen, aber er hat weithin Freunde gehabt; Mittelpunkt einer Schule ist er nicht geworden, aber es hat Viele gegeben und gibt noch Viele, denen er ein verständiger, freundlicher und treuer Führer durch die Labyrinthe der Literatur war. Und wenn wir Grund haben, zu glauben, daß Franz Horn, wäre seine Gesundheit fester gewesen, weiter und tiefer auf seine Zeitgenossen gewirkt hätte, so müssen wir uns wenigstens freuen, daß in ihm uns das Bild eines Mannes vorgeführt wird, dessen Leben innerlich und äußerlich zur reinsten Harmonie gestimmt war.

Ich habe die Überzeugung, daß nicht blos den Freunden Franz Horn's durch das Buch ein vortreffliches Geschenk gemacht ist, sondern daß auch Die, welchen seine Persönlichkeit fern stand, ihn durch das „biographische Denkmal" lieb gewinnen werden. Wer das Buch auch lesen mag, Niemand wird es lesen, ohne daß, was rein menschlich in ihm ist, wohlthuend berührt werde. 76.

Literarische Notizen.

Mehre französische Journale rühmen als eine der wichtigsten musikalischen Erscheinungen die Sammlung der Schubert'schen Lieder — die Journale brauchen hier das deutsche Wort —, welche von Emile Deschamps in französische Verse, die den Compositionen Franz Schubert's genau angepaßt sind, übersetzt worden. Schubert's Lieder genießen in Frankreich, wo sie durch Nourrit eingeführt wurden, eines großen Rufs; die bereits erschienenen Lieferungen haben einen bedeutenden Erfolg gehabt. Schubert, sagen die Journale, habe bewiesen, daß die schönsten Dichtungen mit der schönsten Musik wol zu vereinbaren sind, und somit die gewöhnliche Ansicht vom Gegentheil aufs glücklichste widerlegt; er habe vorzugsweise die Balladen oder Hymnen von Goethe, Schiller, Schlegel u. s. f. componirt. Die Übersetzung wird als elegant gerühmt. Der Herausgeber hat an diese Unternehmung vielen Luxus gewandt und den bekannten Devéria und Hrn. Gavarni für die dem Texte beigedruckten Lithographien gewonnen.

Man erfährt, daß Desprès, Freund von Ségur, Bezenval und Talleyrand, eine Zeit lang Rath an der Universität, später Secretair bei der Königin Hortensia, ein trefflicher Humanist und besonders bekannt durch seinen lebendigen mündlichen Vortrag von pikanten Anekdoten, eigenen und fremden Lebenserfahrungen und Erinnerungen, eine Sammlung von Erzählungen in Versen hinterlassen hat, die in Voltaire'schem Geschmack und oft mit derselben glänzenden Leichtigkeit geschrieben sind. Achtungswerthe, aber zu weit getriebene Gewissenszweifel — denn seine Erzählungen sind wol pikant, aber keineswegs schmuzig —

hielten ihn davon ab, sie bei Lebzeiten zu veröffentlichen. Es wäre, wie man öffentlich ausgesprochen hat, ein wahrer Verlust, wenn jetzt nach Deprès' Tode diese Gebilde einer lachenden Einbildungskraft und eines sehr dichterischen Talents keinen Herausgeber und Verleger finden sollten. 108.

Bibliographie.

Becker, u. J. H., Über deutsche Vaterlandsliebe. Eine am 18. Oct. 1836 gehaltene Schulrede, mit Anmerkungen und Rechtfertigungen. Gr. 4. Lübeck, Rohden. 6 Gr.

Bibliothek von Ritter-, Räuber- und Criminal-Geschichten, bearbeitet von mehren Gelehrten. 1ster Band. Lips Tullian. — Auch u. d. T.: Lips Tullian. Eine Schilderung der Greuelthaten und fürchterlichen Verbrechen dieses berüchtigten Räuberhauptmanns. Nach den Criminalakten bearbeitet. 8. Leipzig, Schreck. Prän.-Pr. für 10 Bände 5 Thlr.

Darlegung des Rechts- und Thatbestandes mit authentischen Documenten, als Antwort auf die Erklärung der königl. preußischen Regierung in der Staatszeitung vom 31. December 1838. Wortgetreue Übersetzung des zu Rom in der Druckerei des Staats-Secretariats im April 1839 erschienenen italienischen Originals. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 16 Gr.

Deecke, E., Grundlinien zur Geschichte Lübecks von 1143 — 1226. Eine Jubelschrift im Namen des Catharineums zu Lübeck. 4. Lübeck, Rohden. 8 Gr.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. 3ter Band. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 18 Gr.

Enk, M., Studien über Lope de Vega Carpio. Gr. 8. Wien, Gerold. 20 Gr.

Erzählungen. Aus dem Englischen von A. Gräfin v. M***. 3ter Band. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 6 Gr.

Das Evangelium und die römische Curie. Oder: Wie stimmt Christus zu Belial? Ein Beitrag zur Lösung der Zeitfrage: Wer stört die katholische Kirchenfreiheit in Preußen? Das Papstthum oder des Königs Regierung? Von einem Verehrer des Mannes im Lande Uz. Gr. 8. Erfurt, Hilsenberg. 6 Gr.

Freyberg, Ed. Hellm., Pommersche Sagen, Balladen, Romanzen und Lieder. 2te Auflage. Gr. 8. Pasewalk, Freyberg. 1838. 16 Gr.

Gallerie der Helden. 3ten Bds. 2te Abth. — Auch u. d. T.: Leben des Sandwirths Andr. Hofer, Oberanführers der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809. Vom Vollender des „Marschall Vorwärts." Gr. 8. Barmen, Langewiesche. 18 Gr.

Gelzer, H., Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte; mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte. Vorlesungen gehalten zu Bern. 2ter Band. Gr. 8. Aarau u. Thun, Christen. 1 Thlr. 9 Gr.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 14te Lief. 1ste Abth. Geschichte des russischen Staates, von Ph. Strahl. 2ter Band. 14te Lief. 2te Abth. Geschichte von Portugal, von H. Schäfer. 2ter Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr. 12 Gr.

Politische Gesetze in Fragen und Antworten. Ein Handbuch zur Vorbereitung für Prüfungs-Kandidaten. Herausgegeben von einem höheren k. k. Staatsbeamten. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Göthe's juristische Abhandlung über die Flöhe (de pulicibus). Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 16 Gr.

Gräve, H. G., Volkssagen und volksthümliche Denkmale der Lausitz. 8. Bautzen, Reichel. 8 Gr.

Hach, J. F., Das Alte Lübische Recht. Gr. 8. Lübeck, Rohden. 3 Thlr. 8 Gr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Astralion. Eine Arabeske. 8. Berlin, A. Duncker. 10 Gr.

Hlawaczek, E., Geschichte von Karlsbad, in medicinischer, topographischer und geselliger Beziehung. Gr. 8. Prag, Kronberger. 1 Thlr. 4 Gr.

Koeppe, A., Zur Lehre vom Besitz. Eine Abhandlung. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 12 Gr.

Lange, P. T., Das sich selbst tilgende Staats-Anlehen, oder das allgemeine Pensionat. Allen hohen Regierungen und jedem Menschenfreunde zur geneigten Würdigung vorgelegt. Gr. 4. Wien, Gerold. 1 Thlr. 8 Gr.

Loebe, J., Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins. Gr. 8. Altenburg, Pierer. 9 Gr.

Lorris, G. de, Das Gedicht von der Rose. Aus dem Altfranzösischen übersetzt von H. Fährmann. Mit einem Vorwort eingeführt von F. H. von der Hagen. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr.

Meinhold, W., Schill. Eine poetische Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig. Mit dem Bildniß Ferdinand's von Schill. Gr. 8. Pasewalk, Freyberg. 12 Gr.

Moser, L., Die Gesetze der Lebensdauer. Nebst Untersuchungen über Dauer, Fruchtbarkeit der Ehen, über Tödtlichkeit der Krankheiten, Verhältniss der Geschlechter bei der Geburt, über Einfluss der Witterung u. s. w. und einem Anhang, enthaltend die Berechnung der Leibrenten, Lebensversicherungen, Wittwenpensionen und Tontinen. Ein Lehrbuch. Mit 2 Steindrucktafeln. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 8 Gr.

Mühlbach, L., Frauenschicksal. 1ster Theil. Das Mädchen. Die Gattin. 2ter Theil. Die Künstlerin. Die Fürstin. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Palacky, F., Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. 2ten Bds. 1ste Abth. Böhmen als erbliches Königreich unter den Premysliden. Vom Jahre 1197 bis 1306. Gr. 8. Prag, Kronberger. 1 Thlr. 4 Gr.

Pocci, F., Das Märlein von Saemwittchen mit Bildern den Kindern gewidmet. Gr. 8. Berlin, Gropius. O. J. 6 Gr.

Rapp, H. M., Die Sprachen des Mittelalters physiologisch entwickelt. — Auch u. d. T.: Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. 2ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 6 Gr.

Rupp, J. G., Grundriß einer Naturphilosophie. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8 Gr.

Sachs, C. W., Einiges zur Erinnerung an Lessing, ein Wort an unsere Zeit. Ein Vortrag gehalten in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg am preußischen Krönungsfeste 1839. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 6 Gr.

Schlager, J. E., Wiener-Skizzen aus dem Mittelalter. Neue Folge 1839. Gr. 12. Wien, Gerold. 2 Thlr.

Schulz, D., Das Wesen und Treiben der Berliner evangelischen Kirchenzeitung beleuchtet. Gr. 8. Breslau, Hirt. 22 Gr.

Schütz, W. v., Maria Stuart, Königin von Schottland. Treu nach historischen Quellen geschildert. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1 Thlr. 8 Gr.

(Stockar.) Heimfahrt von Jerusalem Hans Stockar's von Schaffhausen Pilgers zum heiligen Grabe im Jahr des Heils 1519 und Tagebuch von 1520 bis 1529, mit einem erklärenden Wortregister und Anmerkungen nebst zehn Briefen des Hauptmanns Ulrich Harder von 1524 bis 1525, und Auszügen aus den heiligen Leben von 1475. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 1 Thlr. 8 Gr.

Weiß Edler von Starkenfels, J., Die kaiserlich-königliche orientalische Akademie zu Wien, ihre Gründung, Fortbildung und gegenwärtige Einrichtung. Gr. 8. Wien, Gerold. 16 Gr.

Werwill, R. Th., Gedichte. Gr. 12. Breslau, Hirt. 20 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 168. — 17. Juni 1839.

Über die Stellung des Hegelianismus zum Chriſtenthum.

Von
W. B. Mönnich. *)

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

In dieſem Goethe'ſchen Spruche liegt die Grundüberzeugung, von der ſich auch die beſcheidenſte Philoſophie nicht losſagen kann, wenn ſie nicht aufhören will, Philoſophie zu ſein. Alle menſchliche Wiſſenſchaft, wie vollkommen oder unvollkommen ſie auch ſein mag, iſt das Ergebniß von Forſchungen, die in dem ſeiner ſelbſt gewiſſen Vertrauen des Menſchengeiſtes unternommen ſind, daß in ihm die Kraft und Gabe liege, eine dem Weſen der Dinge und ihrer Bethätigungen entſprechende und in ſo weit auch wahrhafte Erkenntniß zu gewinnen. Zwar ſind die Gegenſtände dieſer menſchlichen Erkenntniß höchſt mannichfaltige; doch unterſcheidet ſich die Philoſophie von aller übrigen Wiſſenſchaft eben dadurch, daß ſie nicht allein die allumfaſſende, ſondern ganz eigentlich diejenige Wiſſenſchaft iſt, die zu ihren Gegenſtänden die Welt, den Menſchen und Gott in ihren höchſten, weſentlichen Bezügen zu ſich ſelbſt und zueinander hat. Stellt ſich nun ſo die Philoſophie als die Krone aller menſchlichen Wiſſenſchaft dar, ſo muß für ſie im eminenten Sinne gelten, was von aller Wiſſenſchaft gilt, daß die von ihr über jene höchſten Gegenſtände dargebotene Erkenntniß nur ſofern eine wiſſenſchaftliche und wahrhaft philoſophiſche ſei, ſofern ſie auf eigener, freier Forſchung beruht. Wol mag eine beſonnene Philoſophie zu der Anerkennung kommen, daß ihr Werk nur unter Gottes beſonderm, ſowol im Individuum ſelbſt als auch in Natur, Geſchichte und Menſchenleben überhaupt ſich bethätigendem Einfluß gelingen könne; allein auch dieſe Anerkennung muß eine freie, ſelbſtgewonnene ſein und könnte eben deshalb gar wohl ausbleiben, ohne daß darum die Philoſophie aufhörte, Philoſophie zu ſein. Dagegen würde die Philoſophie ſogleich aufhören, es zu ſein, ſowie ſie irgendwo gegebene, fertig ſich vorfindende Lehren über Gott, Welt und Menſchen ohne eigene Prüfung annähme, oder gar zu ihrem Principe machte. Vielmehr behält ſich die Philoſophie vor, Alles erſt zu prüfen und vorläufig erſt zu bezweifeln. (Zweifeln iſt aber keineswegs negiren, wie Hegel zu meinen ſcheint, wenn er in ſeiner Logik behauptet, der Zweifel verſchwinde, indem man ihn bezweifele; denn zweifeln heißt blos, dahingeſtellt ſein laſſen, ſich weder für noch gegen etwas entſcheiden, und wer den Zweifel bezweifelt, läßt es nur dahingeſtellt, ob er im Zweifel verharren ſoll oder nicht.) Übrigens verharrt echte Philoſophie allerdings nicht im Zweifel, ſondern ſchreitet zur Gewißheit fort. Hat ſie ſich dieſer einmal in Bezug auf einen weſentlichen Erkenntnißgegenſtand bemächtigt, ſo entwickelt ſie ſich nach und nach, aber unaufhaltſam zum wohlgeordneten Ganzen gewiſſer Erkenntniſſe.

Dieſe Andeutungen über Weſen und Weiſe der Philoſophie ſchließen mehre für unſern Zweck wichtige Folgerungen in ſich ein. Es folgt z. B. aus ihnen, daß man der Philoſophie als ſolcher gar nicht die Aufgabe ſtellen könne, daß dieſelbe mit dem Chriſtenthume übereinſtimme, wie ſehr auch eine ſolche Übereinſtimmung für jeden Religiöſen erwünſcht ſein möge, und wie wenig auch eine freigewonnene Harmonie mit dem Chriſtenthum, ja ſelbſt eine wiſſenſchaftliche Hinleitung zu demſelben dem Weſen der Philoſophie widerſpricht. Dagegen zeigt ſich eine wahre Identität der Philoſophie und des Chriſtenthums unmöglich, ſo lange Philoſophie Philoſophie und Chriſtenthum Chriſtenthum bleiben ſoll. Identität iſt Weſenheitsgleichheit *) und würde alſo entweder den Glauben an Chriſtus zum Princip der Philoſophie verlangen, oder dieſes jenem zur Grundlage geben heißen. Wenn man daher von chriſtlicher Philoſophie redet, wie neuerdings vielfach geſchehen iſt, ſo weiß man entweder nicht, was man ſagt, oder man nimmt es mit dem Begriff: Chriſtlichkeit, nicht genau. So iſt es wol auch geſchehen, daß man die Platoniſche Philoſophie eine chriſtliche genannt hat, weil ſie in manchen Grundlehren lebhaft an chriſtliche Glaubenslehren erinnert, ja mit dieſen nahe zuſam-

*) Skizzirter Haupttheil einer umfaſſendern Arbeit über denſelben Gegenſtand.

*) Identität der Philoſophie und des Chriſtenthums wäre im Sinne des Hegelianismus, nach welchem es die Einheit und Wahrheit Entgegengeſetzter ſein ſoll, ohne alle hier paſſende Bedeutung, obgleich man in Gott die Wahrheit beider anzuerkennen hat.

mentrifft. Allein eine eigentlich und wahrhaft chriſtliche Philoſophie wäre doch nur diejenige, welche ſich blos zur Auslegerin chriſtlicher Glaubenslehren machte und auf jede anderweitige Begründung als die in Chriſto gegebene verzichtete. Hiermit hörte ſie aber freilich auch auf, Philoſophie zu ſein.

Es ſcheint mir eben deshalb von großer Wichtigkeit, daß der weſentliche Unterſchied, der zwiſchen Philoſophie und Religion beſteht, der Unterſchied in ihrem Princip, der Unterſchied zwiſchen Wiſſen und Glauben, zwiſchen der ſelbſtgenügſamen Zuverſicht zur eigenen Erkenntnißkraft des menſchlichen Geiſtes und zwiſchen dem unbedingten, an die Autorität der Kirche, der Bibel, Chriſti ſich hingebenden Vertrauen, daß dieſer weſentliche Unterſchied von allen Denkenden und Gebildeten immer beſtimmter erkannt und anerkannt werde. Wenigſtens würde man dann weder von der Philoſophie verlangen, daß ſie ihr Princip dem des Glaubens unterordne, noch ihr folglich ein Verbrechen daraus machen, wenn ſie es nicht thut; und die Philoſophie würde es auch von vorn herein als verfehltes Bemühen aufgeben, ſich mit dem Chriſtenthum, überhaupt mit der Religion identificiren zu wollen. Vielmehr würde ſich bald die Einſicht ergeben, daß die Philoſophie ſich nur zwei beſtimmte Stellungen zur Religion geben könne, wenn ſie nicht indifferent neben derſelben ſtehen bleiben will. Entweder fängt nämlich die Philoſophie da an, wo der Glaube aufhört, oder ſie hört da auf, wo der Glaube anfängt. In jenem Falle wird ſie ſich als Vollenderin des Glaubens, als vollkommenſte Form und Weiſe des menſchlichen Gottesbewußtſeins betrachten; in dieſem wird ſie nur Vorſchule der Theologie, philoſophiſche Schutzwaffe der Religion ſein wollen. In beiden Fällen wird ſie aber nicht minder, als wenn ſie ſich in ſich ſelbſt abgeſchloſſen hält, was ſie lehrt, als eigenes, ſelbſt- und freierworbenes Wiſſen geltend machen.

Nach all dieſen Erörterungen bedarf es wol nicht mehr der Verſicherung, daß es bei den folgenden Auseinanderſetzungen lediglich meine Abſicht iſt, möglichſt objectiv zu ermitteln, welches die thatſächliche Stellung der Hegel'ſchen Philoſophie zum Chriſtenthum ſei. Sie mit dem Chriſtenthum für identiſch zu halten, ſcheint nach der von mir aufgeſtellten Grundanſicht über Philoſophie unmöglich, wenn man ſie nicht für Nichtphiloſophie erklären will. Vielmehr ſtellt ſich die Frage beſtimmter ſo: Betrachtet ſich die Hegel'ſche Philoſophie als Vorſchule des Chriſtenthums, der chriſtlichen Theologie, oder als Vollendung des Chriſtenthums, als vollkommenſte chriſtliche Theologie, oder ſieht ſie vielleicht von jeder beſtimmten Beziehung auf Religion und Chriſtenthum ab? Von letzterm indifferenten, ſich in ſich ſelbſt genügenden Verhalten, welches eben gar keines wäre, kann bei der Hegel'ſchen Philoſophie nicht die Rede ſein, da ihr Stifter bei jeder Gelegenheit auf das Verhältniß ſeiner Lehre zum Chriſtenthum zurückkommt. Unzählige Male wird in der Vorrede, in der Einleitung, in Paragraphen und Excurſen der „Encyklopädie", dieſes eigentlichen Codex der Schule, in der „Phänomenologie", in der „Logik" ꝛc. verſichert: zwiſchen der wahren (d. i. Hegel'ſchen), ſpeculativen Philoſophie und der geoffenbarten Religion, dem Chriſtenthume *), könne kein weſentlicher Unterſchied beſtehen; nur den falſchen, unkirchlichen Auffaſſungen deſſelben im Rationalismus und Pietismus ſtehe die Speculation, die kräftigſte Stütze einer ausgebildeten Kirchenlehre **), feindlich gegenüber. Der Inhalt der wahren, abſoluten Religion, die weſentlich die geoffenbarte und zwar von Gott geoffenbarte ſei, und der wahren Speculation ſei derſelbe; der Unterſchied ſei blos ein formeller. Dieſe auch in der „Religionsphiloſophie" oft genug wiederholten Verſicherungen ſind ganz geeignet, auf Seiten des Chriſtenthums Zutrauen zu der Hegel'ſchen Lehre zu erwecken; und ſo iſt es denn auch gekommen, daß der Orthodoxie befliſſene Theologen, denen es zugleich um ſtrengwiſſenſchaftliche Form der Theologie zu thun war, und von denen ich nur Marheineke und Daub nennen will, ja daß ſelbſt frommgeſinnte Chriſten, wie Fr. Göſchel, im Hegelianismus den Hort ihrer rechtgläubigen Theologie und Geſinnung gefunden zu haben glaubten. Dagegen hat es aber auch nie an rechtgläubigen Chriſten und Theologen gefehlt, welche gegen das Hegeliſirte Chriſtenthum proteſtirt haben, mochten ſie nun die Kirchenlehre, die Bibel und Chriſtum ſelbſt dagegen geltend machen, oder die ganze Hegel'ſche Lehre vom Standpunkte anderer philoſophiſcher Syſteme, vom Schellingianismus oder vom Kriticismus aus beſtreiten.

Inzwiſchen waren all dieſe Proteſtationen lange Zeit ziemlich friedlicher Natur und hielten ſich im Kreiſe der wiſſenſchaftlichen, gelehrten Welt. Noch weniger waren des jüngern Fichte, Weiße's und Anderer Einwendungen gegen das Syſtem, ſelbſt nicht Bachmann's zum Theil ſehr treffende und darum verwundende Kritik des Syſtems geeignet, allgemeinere Theilnahme zu erregen. Erſt die Unſterblichkeitslehre der Schule, welche Richter ausgeplaudert, wirkte auf einen größern Theil des Publicums ein und rief außerhalb der Schule faſt einſtimmigen Widerſpruch hervor, den Conradi's und Göſchel's Verſuche, die Lehre von der perſönlichen Fortdauer aus dem Syſteme zu erweiſen, um ſo weniger beſchwichtigen konnten, als ſie trotz dem, daß ſie in ihrer Art gelungen waren, von einem nicht unbedeutenden Theil der Schule ſelbſt nicht anerkannt wurden. Als aber endlich Leo mit ſeinen „Hegelingen" hervortrat, wurde die Frage nach der Chriſtlichkeit und Nichtchriſtlichkeit des Hegelthums zum Gegenſtande allgemeiner, ſogar in politiſchen Zeitungen geführter Verhandlung. Allein es iſt daraus kein klares Reſultat hervorgegangen. Man hat Schriften und Aufſätze für und wider, Verdammungsurtheile und Glorificirungen ausgehen laſſen und am Ende über perſönlichen Sympathien und Antipathien die Sache zu ſehr aus den Augen verloren. Namentlich hat der gleich anfangs auf-

*) Über die Gleichſetzung der abſoluten, offenbaren und chriſtlichen Religion vgl. unter Anderm Bd. 2, S. 153 der „Religionsphiloſophie".

**) Bd. 2, S. 166 der „Religionsphiloſophie" bezeichnet ſich die Hegel'ſche Philoſophie als weſentlich orthodox.

gestellte Unterschied zwischen Hegel und den verschiedenen Classen seiner Schüler Unklarheit und Schwanken in die Erörterung gebracht. Die des Antichristenthums bezüchtigten Schüler zogen sich auf Hegel zurück, der doch ausgenommen war und nicht mehr sagen konnte, welche seiner Schüler er als echte erkenne und welche nicht, was seine eigene Meinung über die Streitfrage sei ꝛc. Letztere Meinungsäußerung braucht man aber auch gar nicht einmal, da in Hegel's Werken Äußerungen genug vorliegen, die nach meiner Ansicht keinem Zweifel Raum lassen.

Man kann daher nach diesen Notizen über den Stand des Streites die Frage noch näher so stellen: Trifft die Hegel'sche Philosophie selbst der einigen ihrer Anhänger gemachte Vorwurf des Antichristenthums oder nicht? Denn obwol es ihr als Philosophie, wie mehrfach erwähnt worden, noch nicht zum Vorwurf gereichen kann, wenn sie auch antichristlich wäre, so ist es doch nicht gleichgültig, darüber im Klaren zu sein, da sie sich und Andern die allerchristlichste zu sein scheint. Vorerst kommt es noch auf den Begriff, darauf an, was man unter Antichristlichkeit zu verstehen hat. Dem unverdrehten Wortsinne nach kann antichristlich nur heißen: dem Christenthum ganz und gar widersprechend, contradictorisch entgegengesetzt, sodaß das Christenthum seinem Wesen nach durch den Widerspruch negirt, aufgehoben, vernichtet würde, wenn er allgemein als Wahrheit anerkannt würde. Nicht auf dem Boden des Christenthums erwachsen, nicht aus dem Princip des Christenthums hervorgegangen, neben und außer demselben stehend, ist blos nichtchristlich. Um diese Nichtchristlichkeit, welche ein freundliches Entgegenkommen, ein vielfaches, aufrichtiges Zusammentreffen, ein freies Anerkennen christlicher Grundlehren nicht nothwendig ausschließt, handelt es sich nicht mehr, wie schon oben gezeigt ist. Wir müssen daher vor Allem zu der oben schon aufgestellten Frage zurück: Will die Hegel'sche Philosophie, welche keinen wesentlichen Unterschied zwischen Christenthum und (der eigenen) Speculation zugibt, Vorschule oder Vollendung der Religion sein, will sie sich der Religion zur Seite, oder will sie sich über dieselbe, vielleicht gar an deren Stelle setzen? In letzterm Falle würde das Prädicat der Antichristlichkeit nicht unberechtigt erscheinen. Hätte sie sich über ihre Stellung ganz unumwunden ausgesprochen, so wäre kein Streit möglich, so wenig als wenn es mit der schon erwähnten, oft wiederholten Behauptung vollkommener, einen nur formellen Unterschied zugebenden Übereinstimmung mit dem Christenthume seine Richtigkeit hätte. Wir wollen, um zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen, nicht blos einzelne Behauptungen, an denen es in den verschiedenen philosophischen Schriften Hegel's nicht fehlt, aufsuchen, sondern vor Allem uns den Geist des ganzen Systems vergegenwärtigen und nach ihm den Werth jener Freundschaftsversicherungen ermessen; dann werden einzelne, weniger freundlich klingende Äußerungen, indem sie selbst ihre nähere Deutung empfangen, auch Licht auf die zu gebende Antwort werfen; und so könnte zunächst weiter kein Zweifel über die wahre Stellung, welche der Hegelianismus im Allgemeinen zum Christenthum hat, übrig bleiben.

Die ganze Hegel'sche Philosophie, die sich nur durch eine zum Theil abstruse, den philosophischen Sprachgebrauch verwirrende, oft willkürlich handhabende Ausdrucksweise das Prädicat der Schwer- und Unverständlichkeit zugezogen hat, ist im Grunde nur die eigenthümliche Ausführung des schon von Schelling aufgestellten Princips, des Absoluten nämlich als der Identität entgegengesetzter Bestimmungen. Staunen erregt die überschwängliche Geduld und Ausdauer, mit welcher der Stifter derselben diesen einzigen Gedanken auf alle Objecte anzuwenden, in hundert und aber hundert Variationen immer wieder vorzubringen, in Alles hineinzulegen, aus Allem hervorzulocken weiß. Das für unsern Zweck Wesentliche dürfte Folgendes sein: Das Absolute (auch Idee, absoluter Begriff, die Wahrheit, Gott promiscue genannt) unterscheidet sich in seinem Ansichsein von sich selbst, geht so in sein Anderes über und kehrt, indem es dieses sein Andersein wieder negirt, aufhebt, ewig zur wesentlichen und wirklichen Einheit mit sich selbst zurück, ist in diesem sich Entäußern und Zurückkehren aus der Entäußerung zu sich erst das wahrhafte, wirkliche, vollendete Absolute. Dies sich von sich selbst Unterscheiden, in sein Anderes Übergehen und aus dem Andern in sich Zurückkehren findet nun zuerst im Elemente des reinen Gedankens, rein an sich statt. Dann erst entschließt sich das an sich zu sich selbst zurückgekehrte Allgemeine zur wirklichen Selbstentäußerung, zum Übergehen in sein wahrhaft Anderes und wird so Natur. In der Natur ist die Idee von sich selbst abgefallen, kehrt aber durch eine beträchtliche Reihe von Anderswerdungen, indem sie sich zuletzt noch zum Gattungsproceß erhoben hat, zu sich selbst zurück und wird so Geist, der sich zunächst als subjectiver, dann als objectiver und zuletzt erst als Identität und Wahrheit beider, als absoluter Geist erweist. Der absolute Geist muß sich wiederum erst als subjectiv- und als objectivabsoluter Geist auseinanderlegen, um zur Identität beider, zum absolutabsoluten Geiste mit sich selbst zusammenzugehen. Als subjectivabsoluter Geist bildet er das Reich der Kunst, als objectivabsoluter Geist ist er Religion, und zwar absolute oder geoffenbarte Religion, endlich als Identität beider ist er absolutabsoluter Geist, sich wissende Wahrheit, als welche er die Totalität seiner Bestimmungen und somit Alles in Allem ist. Diese letzte höchste, ihm selbst adäquate Form gibt sich der absolute Geist in der Philosophie.

Daß dies im allgemeinsten Umriß die Darstellung des Wesens und Geistes des Hegel'schen Systems ist, wird jeder unbefangene und einsichtsvolle Kenner desselben zugestehen, obgleich ich mich bei derselben nicht an die Worte der Schule gebunden habe, welcher ich nie angehört habe und nie angehören werde. Habe ich aber in dem Dargestellten *) Wesen und Geist des Ganzen getroffen, so zeigt

*) Meine hier gegebene Darstellung ist nur das Résumé eines ausführlichern Abrisses, den ich für eine größere Arbeit über denselben Gegenstand entworfen habe.

sich sogleich ohne Widerrede, daß nicht blos die Hegelingen, sondern daß der Meister selbst dem Christenthume eine untergeordnete Stelle im Verhältniß zur Philosophie anweist. In der Philosophie gewinnt sich der absolute Geist erst ganz, indem er zu der ihm adäquaten Form gelangt; Religion wie Kunst sind blos Stufen, Momente, wenngleich die höchsten und letzten, auf welchen er zu sich selbst hindurchdringt, die Philosophie ist die Identität, d. h. nach der Sprache des Systems die **Wahrheit** beider, die so für sich noch mit der Unwahrheit behaftet sind.

(Der Beschluß folgt.)

Sir Walter Raleigh an seine Frau nach dem Versuche, sich das Leben zu nehmen.

Bekanntlich wurde Sir Walter Raleigh, einst der Liebling Elisabeth's, von Jakob I., der talent- und kraftvolle Männer ebenso fürchtete wie einen blanken Degen, als Hochverräther in den Tower geworfen und nach zwölfjähriger Haft nur daraus entlassen, um von neuem eingekerkert und endlich hingerichtet zu werden. Es ist bisher bestritten worden, daß er während der langen und schmachvollen Haft den Versuch gemacht habe, sich das Leben zu nehmen; folgendes Abschiedsschreiben an seine Frau, das wir einem soeben erschienenen Werke: „The court of king James the First; by Dr. *Godfrey Goodman*, bishop of Gloucester (dem Zeitgenossen Jakob's I., Karl's I. und der Revolution), with letters now first published, by *John S. Brewer*" (2 Bde.), entlehnen, wird jenen Punkt außer Zweifel stellen und zugleich auf den Charakter Raleigh's ein milderndes Licht werfen. Es lautet: „Empfange, geliebtes Weib, von deinem unglücklichen Manne diese letzten Zeilen, diese letzten Worte, die er je an dich richten wird. Ich kann nicht leben mit dem Gedanken, daß ich dich und mein Kind nicht wiedersehen werde; kann nicht leben mit dem Gedanken, wie ihr Beide dem Hohn meiner Feinde preisgegeben sein werdet, wie mein Name meinem Kinde zur Schmach gereichen wird. Ich kann, ich kann diesen Gedanken nicht ertragen. Unglückliches Weib, unglückliches Kind! Beruhigt, faßt euch, vertraut auf Gott und seid zufrieden mit euerm traurigen Loose; ich würde es gebessert haben, hätte ich nur ein paar Jahre leben können. Du bist noch jung, heirathe daher wieder; heirathe wieder, nicht um der Sinne willen, sondern um der Dürftigkeit zu entgehen und um dein Kind zu erhalten. Ich, der ich so Vielen Gutes gethan habe, bin jetzt von Allen verlassen. Alle meine Dienste sind vergessen; meine Wagnisse und Ausgaben für mein Vaterland, Entdeckungen, Pflanzungen, Gefahren, Siege, Rathschläge, Alles ist vergessen; nur meine Fehler sind alle wieder aufgedeckt und in das grellste Licht gesetzt. Das Wort eines Elenden stempelt mich zum Verräther und Landesfeinde, während mein ganzes Leben Beweis für das Gegentheil ist, wie auch mein Tod es sein wird. Wehe, wehe über ihn, dessen Niederträchtigkeit uns zu Grunde gerichtet*), der meine Ehre und unser Aller Lebensglück zerstört hat! Gott vergebe dem Lord Harry (Cobham), denn er war mein bitterer Feind. Und von Lord Cecil dachte ich, er würde mich in der äußersten Noth nicht verlassen; Gott ist mein Zeuge, daß ich ihm das nicht gethan haben würde. Aber laß du ihm davon nichts merken; denn er mag sich vielleicht deines Kindes noch annehmen. Laß dich den Gedanken nicht quälen, daß ich an Gottes Gnade verzweifelnd starb: Gott hat mich nicht verlassen und Satan mich nicht versucht. Ich weiß, es ist verboten uns selbst zu vernichten; aber ich glaube auch, es ist mit dem Verbote nur gemeint, daß wir uns nicht aus Verzweiflung an Gottes Gnade umbringen sollen. Die Gnade Gottes ist unermeßlich; Menschengedanken fassen sie nicht. Auf Gott habe ich immer vertraut und weiß, daß mein Erlöser lebt; ich bin entfernt davon, mich von Satan versuchen zu lassen, aber Gram versucht mich, dessen scharfer Zahn mein Herz zernagt. Denn mit meinen Gütern sind Andere belehnt, Vetter Brett u. A. Mir ist nur Weniges geblieben. Mein Silberzeug ist in Lombard-Street verpfändet, meiner Schulden sind viele. Sorge zuerst, daß Die befriedigt werden, welche die gerechtesten Ansprüche haben. (Hier folgt ein Verzeichniß der Schulden mit speciellen Anweisungen darüber.) O, was werden meine armen Diener denken, wenn sie auf ihrer Rückkehr aus Virginien, wohin ich sie auf meine Kosten zu Pflanzungen und Entdeckungen sandte, hören, daß ich angeklagt bin, spanisch gesinnt zu sein! O unerträgliche Schmach! O Gott, wie kann ich leben mit dem Gedanken, mich dem Hohn meiner Feinde ausgesetzt zu sehen und verachtet der gaffenden Menge zum Schauspiel zu dienen! O Tod, eile her zu mir, daß du mich von diesen gräßlichen Vorstellungen befreiest und mich in die Nacht der Vergessenheit einhüllest! Auch du vergiß mich, armes Weib, damit du lebst, um dein armes Kind aufzubringen. Der Herr kennt den Schmerz, mit dem ich von dir und meinem armen Kinde scheide; aber scheiden muß ich, scheiden mit Schmach und dem Triumph meiner Verleumder. Ertheile meinem armen Kinde meinen Segen und laß es wissen, daß sein Vater kein Verräther war. Verlaß dich auf meine Unschuld, denn Gott, dem ich Leben und Seele biete, weiß es. Wem du auch noch mir deine Hand geben magst, laß ihn nur deinen conventionellen Gemahl sein; aber meinen Sohn, den behalte lieb, denn er ist ein Theil von mir, ich lebe in ihm, und die Verschiedenheit besteht nur in der Zahl der Jahre, nicht im Wesen. Der Herr sei mit euch und gebe euch Trost in beiden Welten." Der Brief enthält außerdem noch specielle Empfehlungen zu Gunsten einzelner Personen, die dem Herzen des Schreibenden Ehre machen. 161.

*) Aber sollte hier Raleigh nicht der Gedanke gekommen sein, daß ihn die Nemesis für Das traf, was er dem Grafen Essex gethan hatte? A. d. Red.

Literarische Notiz.

Unter den Fortsetzungen englischer Nachbilder, Stich- und Caricaturwerke sind besonders folgende zu nennen: 1) „Outlines of celebrated works from the best masters of ancient and modern sculpture. Published by *Charles Muston*" (Nr. 1—6). Ein herrliches Unternehmen! Die angezeigten Nummern enthalten von Nachbildungen antiker Werke den farnesischen Herkules und Laokoon, ferner nach Canova die Grazien, Venus und Adonis, Hebe, Herkules und Lichas u. A., nach Westmacot den Cupido, nach Thorwaldsen die Hebe u. A. 2) „Ryall's portraits of eminent conservatives and statesmen" (Nr. 10). Enthält die Portraits von Lord Ashburton, John Wilson Croker und F. Pollock. Die beiden ersten Portraits sind nach Th. Lawrence vorzüglich gestochen von Artlett und W. Finden; das dritte von Robertson nach Phillips. 3) „The churches of London. By *George Godwin*, associate of the institute of british architects, assisted by *John Britton*" (Nr. 24). 4) „Heads of the people, taken of by *Quizizz*" (Nr. 3). 5) „The comic almanack for 1839. An ephemeris in jest and earnest, containing all things fitting for such a work. By *Rigdum Funnidos*, Gent. Illustrated by *George Cruikshank*" (London). Eine vortreffliche Arznei gegen böse Grillen! Die Illustrationen sind in Cruikshank's bester Manier. Die Erzählung von Bob Stubbs ist eine Capitalgeschichte. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 169. — 18. Juni 1839.

Über die Stellung des Hegelianismus zum Christenthum.

Von
W. B. Mönnich.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Damit man jedoch nicht den beliebten Vorwurf zu weit getriebener Consequenzmacherei gegen mich zu erheben sich die unnütze Mühe gebe, mögen hier einige Äußerungen Hegel's wörtlich angeführt werden, die unzweideutig genug dasselbe sagen, was ich behaupte. S. 18 der Vorrede zur zweiten Auflage der „Encyklopädie" heißt es:

Die Religion ist die Art und Weise des Bewußtseins, wie die Wahrheit für alle Menschen, für die Menschen aller Bildung ist; die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit aber ist eine besondere Art ihres (wessen?) Bewußtseins, deren Arbeit sich nicht Alle, vielmehr nur Wenige unterziehen. Der Gehalt ist derselbe; aber wie Homer von einigen Sternen sagt, daß sie zwei Namen haben, den einen in der Sprache der Götter, den andern in der Sprache der übertägigen Menschen, so gibt es für jenen Gehalt zwei Sprachen, die eine des Gefühls, der Vorstellung und des verständigen, in endlichen Kategorien nistenden Denkens, die andere des concreten Begriffs. Wenn man von der Religion aus auch die Philosophie besprechen und beurtheilen will, so ist mehr erforderlich, als nur die Gewohnheit der Sprache des übertägigen Denkens.

Daß unter der Sprache der Götter die der Philosophie, unter der der übertägigen Menschen jede nichtphilosophische und nichtspeculative, folglich auch die der Religion als solcher zu verstehen sei, leuchtet trotz des Fehlers gegen den hier nothwendigen Parallelismus des Periodenbaues aus dem ganzen Zusammenhange von selbst ein. Damit aber Niemandem, den es gelüsten sollte, in der vornehmen Sprache der Götter reden zu lernen, ein Zweifel übrig bleibe, heißt es ebendaselbst S. 31:

Wie vom Wahren richtig gesagt worden ist, daß es index sui et falsi sei, vom Falschen aus aber das Wahre nicht gewußt wird, so ist der (concrete) Begriff das Verstehen seiner selbst und der begrifflosen Gestalt; aber diese versteht von ihrer innern Wahrheit aus nicht jenen. Die Wissenschaft versteht das Gefühl und den Glauben; sie kann aber nur aus dem Begriffe, als auf welchem sie beruht, beurtheilt werden.

Hierzu nehme man noch als locus classicus S. 30 ebendaselbst:

Es ist an und für sich für den zur Höhe des Geistes gebildeten Gedanken selbst und für seine Zeit Bedürfniß und darum unserer Wissenschaft allein würdig, daß Das, was früher als Mysterium geoffenbart worden, aber in den reinern und noch mehr in den trübern Gestaltungen seiner Offenbarung dem formellen Gedanken ein Geheimnißvolles bleibt, für das Denken selbst geoffenbart werde, welches in dem absoluten Rechte seiner Freiheit die Hartnäckigkeit behauptet, sich mit dem gediegenen Inhalte nur zu versöhnen, insofern dieser sich die seiner selbst zugleich würdigste Gestalt, die des Begriffs, der Nothwendigkeit, die Alles, Inhalt und Gedanken, bindet und eben dadurch frei macht, zu geben gewußt hat.

Hat es je eine stolzere, ja wegwerfendere Sprache gegeben als diese Göttersprache der Philosophie gegen die sogenannte übertägige Religion? Ist der blos formell sein sollende Unterschied zwischen Philosophie und Religion nicht trotz dem zu einem wesentlichen geworden? Ist nicht der blos formelle Unterschied herausgetreten als der zwischen Tag und Nacht, zwischen Himmel und Erde, zwischen den ewigen Göttern und den sterblichen Menschen? Wenn der Philosophie ein absolutes Recht der Freiheit zugesprochen wird, was für ein Recht bleibt dann der Religion übrig? Wer nach diesen Darlegungen, die freilich mit Nothwendigkeit aus dem Geiste des Systems folgen, noch zweifeln kann, daß die Religion von der Hegel'schen Philosophie zu einem untergeordneten, für sich selbst unwahren und unberechtigten Moment ihrer eigenen Entfaltung herabgedrückt wird, der muß entweder alles Urtheils unfähig sein, oder die Unbefangenheit und Freiheit des Urtheils der Schule zum Opfer gebracht haben. Jedem Andern muß es klar sein, daß es der Hegel'schen Philosophie nicht genügt, eine Verstand und Vernunft in sich befriedigende Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge zu geben, welche der im Christenthum gegebenen friedlich zur Seite steht oder zu dieser hinanführt, sondern sie erklärt sich für die allein und vollkommen wahre, für die höchst und alleinberechtigte, in welcher Religion und Christenthum selbst erst zu ihrer Wahrheit und zu ihrem Rechte kommen. Das heißt aber sich über die Religion stellen, sich zur Herrin erheben und die Religion mediatisiren. Bis zur gänzlichen Verdrängung und Vernichtung ist nur ein Schritt; denn die Schutzvogtei, welche der Religion und Kirche angetragen wird, müßte nach und nach, wie es mit allen Schirmherrschaften gegangen ist, in Selbstherrlichkeit übergehen. Es versteht sich, daß mit allem diesem nur das Wesen und die in ihm liegende Intention des Hegelianismus gegenüber dem

Christenthum bezeichnet sein soll, woraus aber schon zur Genüge folgt, daß das Prädicat der Widerchristlichkeit kein ganz unverschuldetes ist. Auf keinen Fall kann man es dem Religiösen, dem Christen als solchem, dem das Wort Gottes, wie es in der Bibel niedergelegt, wie es aus Christi Munde gekommen ist, und dem daher auch die kirchliche Christenlehre nur insofern Alles gilt, als sie auf dieses Wort Gottes sich gründet, zum Vorwurf gereichen lassen, wenn er sich mistrauisch von der Hegel'schen Philosophie abwendet, als von einer falschen, hochmüthigen Freundin, die ihm gefährlicher erscheinen muß als der offenbare, entschiedene Feind; wenn er das gnädig angebotene Protectorat als eine unerträgliche Anmaßung, als eine Auffoderung zur Unterwerfung mit Unwillen von sich weist; wenn er gegen ihr absolutes Recht der Freiheit — des Christenthums schwer errungenes Recht der Selbständigkeit und Selbsterhaltung geltend macht. Dem Christen als solchem ist Christus nicht blos, wie der Hegelianismus lehrt, Anfänger, sondern auch Vollender des Glaubens, im Glauben an und durch Christus sein ganzes, höchstes, einziges Wissen von Gott und göttlichen Dingen erschlossen, aber auch beschlossen.

Es ist nicht überflüssig, hieran zu erinnern; denn Hegel und seine Schule scheinen Christum als ersten und letzten Glaubensgrund und als einzigen Glaubensherrn des Christen völlig zu ignoriren. Sonst würde jener wol nicht Bd. 2, S. 287 fg. seiner „Religionsphilosophie", man darf sagen in dem letzten Worte, das er über seiner Philosophie Stellung zur Religion gesprochen, noch dem Wahne sich hingeben, im besten Vernehmen mit dieser zu stehen und die Versöhnung zwischen Wissen und Glauben, zwischen Philosophie und Religion vollbracht zu haben. Nachdem er nämlich zuvor anerkannt hat, daß die unbefangene Frömmigkeit der philosophischen Rechtfertigung des Glaubens nicht bedürfe und ohne sie im Besitz des wahren Inhalts sei, kommt er doch gleich wieder darauf zurück, daß dem Glauben noch die Form des Denkens fehle, das Denken aber der absolute Richter sei, vor welchem der Inhalt sich bewähren und beglaubigen müsse. Aber dieser oberstrichterliche Ausspruch hindert ihn ebenso wenig, zwei Zeilen weiter zu behaupten: der Vorwurf, den man der Philosophie mache, daß sie sich über die Religion stelle, treffe nicht, das angegebene Factum sei falsch; denn die Philosophie stelle sich nur über die Form des Glaubens.

Es ist in der That schwer, diese Zurückweisung des gemachten Vorwurfs nicht für eine sophistische, dem Geiste des Systems widersprechende, durch und durch nichtige Ausrede zu erklären. Will man dies nicht, so bleibt nichts übrig, als eine, freilich aus dem Grundirrthum des Systems fast nothwendig folgende Verblendung des Stifters über die Stellung seiner Lehre zum Christenthum anzunehmen. Oder wie? Stellt sich die Philosophie einmal über die Form des Glaubens, so stellt sie sich auch über die Religion, hier über das Christenthum, zu dessen Wesen die Form des Glaubens so nothwendig gehört wie zu dem Wesen der Philosophie die Form des Gedankens, des concreten Begriffs. *) So sieht man sich auf das vorige Ergebniß zurückgetrieben: der Hegelianismus, wenn er nicht vergißt, daß er sich für die allein adäquate Selbstbewußtseinsform des absoluten Begriffes, Gottes ꝛc. erklärt hat, stellt sich eben damit über die Religion, ja an deren Stelle, unterwirft sie seinem Gesetz und Richterspruch und hat so das Prädicat antichristlich sich selbst zuzuschreiben. Aber ich muß auch wiederholen, daß dieses Prädicat ihm als Philosophie, als freie Wissenschaft nicht zum Vorwurf gereichen kann, weil die Christlichkeit im strengen Sinn ihm so wenig wie irgend einer Philosophie zur Aufgabe gemacht werden darf. Auch das kann dem Hegelianismus nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß er sich überhaupt auf Auslegung christlicher Lehren eingelassen hat, daß er diese nach seiner Weise zu deuten sucht. Aber damit kann der Religiöse so wenig einverstanden sein als mit seiner anmaßlichen Stellung überhaupt — damit, meine ich, daß der Hegelianismus seine Deutung für die allein und echtchristliche, orthodoxe Fassung der Glaubenslehren ausgibt. Zum wahren und nicht abzuwehrenden Vorwurf gereicht demselben aber, daß er nicht zur klaren und entschiedenen Erkenntniß seines wahren Verhaltens zum Christenthum hindurchgedrungen zu sein scheint; denn solch klares und vollkommenes Selbstbewußtsein darf und muß von ihm als von einer auf Vollendung Anspruch machenden Philosophie gefodert werden. Inzwischen verräth er freilich auch ein ähnliches unklares Selbstbewußtsein über die Stellung, die er sich zur Kunst, zum Staat, zu Recht und Sitte gibt. Seiner Versicherung nach sollte man auch diese für Momente seiner selbst zu nehmen haben. Zugegeben, daß sie Momente des absoluten Geistes sind, so sind sie doch deswegen noch nicht Momente der Philosophie, der menschlichen Bewußtseinsform über jene Momente. Aber hier liegt eben der Grundirrthum des Systems, der Punkt, um welchen sich der philosophische Kampf der Gegenwart bewegt; ich meine die Identificirung, d. h. hier Gleichsetzung des Seins und Denkens, ja noch mehr die Verwechselung des Seienden und Denkenden mit dem Sein und Denken. Doch hierüber muß jetzt die bloße Andeutung genügen. Es kam mir zuvörderst nur darauf an, den Thatverhalt zu ermitteln, was, denke ich, geschehen ist. Ein besonderes Interesse müßte es allerdings gewähren, die Hegel'sche Fassung christlicher Glaubenslehren mit diesen selbst zu vergleichen und dann die Grundlagen des Systems zu prüfen; denn eine solche Vergleichung würde nur noch deutlicher machen, wie das Hegelisirte Christenthum weder ein biblisches, noch irgend ein confessionelles ist, sondern eine gänzliche, zum großen Theil höchst geistvolle Verwandlung christlicher Lehren in speculative Gedanken. Die Prüfung der Grundlagen des Systems

*) Wer die Form des Glaubens als nicht nothwendig zum Wesen und Geist des Christenthums gehörig erklärt, schiebt seine philosophische Ansicht vom Christenthum diesem, wie es in der Geschichte aufgetreten ist und Bestand gewonnen hat, unter und verfälscht so den innerhalb der christlichen Confessionen geltenden Begriff desselben.

Digitized by Google

würde dann endlich darüber zu entscheiden haben, ob und wie weit dasselbe und seine Anwendung aufs Christenthum Haltbarkeit habe.

Französische Romane.

Die Romanenliteratur ist gegenwärtig die eigentlich productive Seite aller Literaturen geworden, denn der Roman vertritt am reinsten Das, was unsere Epoche besonders charakterisirt, das sociale Raisonnement, das Discutiren, das Hin- und Widerreden, die politischen Urtheile und Vorurtheile, endlich ist er von allen Dichtungsgattungen am meisten dazu geeignet, der Zerrissenheit unserer Zeit, die zwischen Gut und Böse, Sein und Schein, Wahrheit und Lüge, Tiefe und Oberflächlichkeit auf und ab schwankt, bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel nachzugehen, ihre Thorheiten und ihre moralische Verderbniß aufzudecken und, was allein in ihr nicht halb ist, die bloße Leidenschaft und Leidenschaftlichkeit an sich, die sich besonders nach der schlimmen Seite hin kund gibt, so, wie sie ist, darzustellen. Frankreich, der eigentliche sociale Resonnanzboden der Zeit, ist natürlich im Romane am reichsten ausgestattet. Deutschland hat noch wenigstens seine Lyrik und zuweilen ein Drama, welches von edler Bestrebung zeugt; aber Frankreich hat kaum noch eine Lyrik mehr, seine Vaudevilles gehören nicht in die Literatur und seine Dramen sind ungeheuerliche Fehlgeburten. Das sociale Element, gepaart mit dem politischen, verschlingt hier alle Poesie. Der Roman hat sein Modemuster und nichts ist leichter, als darnach einen Roman zurechtzusetzen. Dazu hat die französische Sprache etwas so Fixirtes und die Conversation etwas so Typisches, daß es für einen nur einigermaßen belesenen, in kleinen Liebes-, Spiel- und Duellabenteuern erfahrenen und durch die Salons reif oder überreif gewordenen Franzosen fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, ein Buch zu schreiben, welches, trotz aller Sünden gegen Natur und Geschmack, durch seinen Styl gänzlich abschreckte und durch seinen Inhalt nicht wenigstens ein augenblickliches Interesse in Anspruch nähme. Bei alledem sind sie sämmtlich nur Tagesfliegen, und es ist unter ihnen, kaum die vielgepriesenen Romane von George Sand ausgenommen, nicht einer, welchem sich eine so nachhaltige Dauer versprechen ließe, wie sie Rousseau's „Heloise" in Frankreich oder Goethe's „Werther" in Deutschland gehabt haben. Mad. Dudevant hat nur in ihrer Gesammterscheinung Epoche gemacht. Unsere Zeit ist einmal dazu verurtheilt, nicht durch Einzelnes, sondern immer nur massenweise zu wirken und auf sich wirken zu lassen. Übrigens halte man sich nicht an die kritischen Berichte in den Feuilletons politischer Blätter; man weiß, durch welche Mittel, Wege und Freundschaften man in diesen zu einer lobenden Kritik gelangt. Das unparteiischste Urtheil gibt die „Revue critique" von Cherbuliez. Wir lassen hier eine kleine Revue neuer französischer Romane folgen, ohne uns an eine bestimmte Ordnung zu binden, die auch bei einer so bunten Erscheinung Niemand verlangen wird.

1. Bertrand de Born, par *Mary Lafon*. Zwei Bände. Paris 1839.

Ein halb historisches, halb romanhaftes Gezeuge, worin das Mittelalter widergespiegelt sein soll. Es ist darin viel Unglaubliches und, obgleich der Verf. mit alterthümlichen oder fremdländischen Ausdrücken wie seinhor, trobador, donzel, escudier (für ecuyer), soudadiers (für soldats), albergaria (für auberge) um sich wirft, auch in der That nur eine oberflächliche Kenntniß von Wesen und Geist des Mittelalters.

2. Inèz, par *Callixte Werner*. Zwei Bände. Paris 1839.

Ein Roman voll zärtlicher Liebe, heftiger Eifersucht, zahlreicher Todschlägereien, schmachtend, finster und schrecklich genug. Dazu ist der Styl wenig anziehend und ziemlich prätentiös.

3. Le batard, par *Jules Lacroix*. Zwei Bände. Paris 1839.

Man findet in diesem Romane ganz jene Ausnahmswelt, in deren wüsten und mit giftigen Dünsten angefüllten Kreis Lacroix seine Leser zu führen liebt. Von den ersten Seiten an bieten sich in den schwärzesten Farben Gemälde der Verführung und des Mordes dar, und am Schlusse des Romans hat der Leser Mühe, alle in dem Leichenhause dieses Romans aufgehäuften Leichname zu zählen. Mit seiner Darstellung und seiner Geschicklichkeit, die Aufmerksamkeit zu spannen, eine Intrigue anzulegen und zu entwickeln, könnte der Verf. zu den bessern Romanschriftstellern Frankreichs zählen, wäre er nicht so außerordentlich blut- und mordgierig. Die Leidenschaften treten bei ihm stets in der monströsesten Gestalt auf. Ein französischer Kritiker nennt ihn des vielen Blutes wegen, das in seinen Romanen vergossen wird, den größten „Rothfärber", den es geben könne, und meint, daß der Verf. bei der jetzt stattfindenden literarischen Reaction sich zuletzt allein mitten unter seinen Todten befinden werde. Der Verf. hat auch eine Vorrede zu diesem Romane geschrieben und ihm einen Brief angehängt, worin er seine Romane gegen die kritischen Vorwürfe, deren Gegenstand sie sind, zu rechtfertigen sucht, indem er nachweist, daß er sie in der moralischsten Absicht von der Welt so und nicht anders schreibe. Er vergießt also Blut unter der Maske einer moralischen Tendenz wie die Männer der Schreckensherrschaft. Es ist wenigstens etwas werth, wenn ein Romanschriftsteller seine Verirrungen mit seiner Überzeugung entschuldigen kann.

4. La cloche du trépassé, par le baron *de Lamothe-Langon*. Zwei Bände. Paris 1839.

Lamothe-Langon ist unermüdlich im Ausbrüten seiner Romane, welche einander so schnell folgen, daß man nicht weiß, wo der Baron die Zeit dazu hernimmt. Geschichte, Memoiren, Erinnerungen, Poesien, Sittenromane, Ritter- und historische Romane, alle Gattungen sind ihm geläufig; man hat nur zu befehlen, und man wird auf die Minute bedient sein. Hier haben wir einen mysteriösen Roman aus dem Mittelalter. Alle Liebhaber von Phantomen, Gespenstern, abergläubischen Legenden werden davon erfreut sein, vorausgesetzt, daß sie ein literarisches Verdienst von einem Romane dieser Art nicht erwarten.

5. Sortir d'un rêve, par *Eugène de Mirecourt*. Zwei Bände Paris 1839.

Die Idee des Romans ist keine unglückliche. Der Verf. wollte einen jungen Mann, dessen Seele noch rein und mit religiösen Überzeugungen erfüllt ist, im Kampfe mit der pariser Verderbniß schildern. Dieser junge Mann leistet den groben Versuchungen des Studentenlebens Widerstand; aber er unterliegt der Verführung einer Frau, welche den höhern Kreisen der pariser Gesellschaft angehört. Mit diesem einfachen Grundstoffe verweben sich lange und gutgemeinte Declamationen gegen das moderne Babylon, die aber gar nicht amusant und voller Gemeinplätze sind. Mit der besten Absicht von der Welt langweilt der Verf. seine Leser und verfehlt seinen edeln Zweck.

6. Une passion entre époux, par Madame *Bonnejoy-Pérignon*. Zwei Bände. Paris 1838.

Zu einer Zeit, wo wir in einem gewissen Kreise der Gesellschaft gelernt haben, einen Mann, welcher seine Frau, und eine Frau, welche ihren Mann liebt, für lächerlich zu halten, wo es sogar eher zum guten Tone gehört, neben dem rechtmäßigen Weibe Maitressen zu haben, als das rechtmäßige Weib ausschließlich zu verehren, zu einer solchen Zeit ist es ein ebenso neuer als würdiger Gedanke, Gattenliebe und Gattentreue zum Hintergrunde eines Romans zu wählen. Dieser Gedanke hätte eine geschicktere Ausführung verdient, als ihm in dem Romane der Madame Bonnejoy-Pérignon zu Theil geworden ist. Der moralische Zweck wird auch hier dem Zeitgeschmacke geopfert: pikante lüsterne Situationen werden eingemischt, moderne Quälereien, welche das Ehepaar, das sich in der That, aber freilich mehr auf sinnliche Weise liebt, in hohem Grade unglücklich machen, bis der Tod die unendlich traurige Scene schließt und eine ungefähre Versöhnung herbeiführt.

7. Aventures de Victor Augerol, racontées par lui même, recueillies et mises en ordre par *Altaroche*. Zwei Bände. Paris 1838.

Die Tendenz dieses Romans ist edel und die Ausführung lobenswerth. Auch hier werden sociale Verirrungen und die moralischen Gebrechen der Jetztzeit dargestellt. Der Zweck des Romans ist, die Heiligkeit der Ehe zu vertheidigen und nachzuweisen, welch trauriges Dasein Diejenigen erwartet, die mit der Tugend der Frauen und der Ehre der Ehemänner ihr schändliches Spiel treiben. Wir haben hier die Geschichte eines Wüstlings, welcher die Verirrungen seiner Jugend theuer bezahlen muß. Der Verf. hat sich zugleich bemüht, seine Moral durch eine leichte und gefällige Form zugänglich zu machen und alle Langweile zu vermeiden. Es ist wahr, daß er zu diesem Zwecke die schlechten Streiche seines Helden die Revue passiren lassen und ihn Schritt für Schritt auf seiner ungeordneten Lebensbahn verfolgen muß, daß die Moral erst am Schlusse des Buchs dem Leser offenbar wird; aber er hat mit vielem Geschick vermieden, die Verführungen des Lasters und die Reize der Wollust auszumalen, er deutet sie nur an und hat es überall nur mit dem Verstand, nicht mit der Einbildungskraft zu thun. Die Darstellung ist einfach und natürlich und erinnert, wie man bemerkt haben will, an das frische und naive Darstellungstalent Zschocke's; nur daß Altaroche noch nicht vollkommen den Takt und Geschmack des deutschen Romanschriftstellers besitzt.

8. Un diamant à dix facettes, par MM. *Paul de Kock* et *Frédéric Soulié* etc. Zwei Bände. Paris 1838.

Der Titel dieser Novellensammlung ist ziemlich prätentiös, aber die Facetten des Diamenten glänzen nicht alle auf gleiche Weise. Nach dem Titel zu schließen, möchte man die bekannten Erzähler Soulié und Paul de Kock für die Hauptautoren halten, sie haben aber nur ein paar kleine und unbedeutende Erzählungen geliefert; die übrigen rühren von Suau de Varennes her, einem noch wenig bekannten Schriftsteller, und sind nicht ohne Interesse.

9. Vie de Richard Nervil, par *Christ-Chardon*, *de Gracigny*. Paris 1839.

Dieser Roman hat etwas vom Charakter des deutschen raisonnirenden Romans, eine Eigenthümlichkeit, welche die französischen Kritiker außerordentlich frappirt. Die Tendenz ist auch hier, die unseligen Folgen eines ungeregelten, ausschweifenden und verbrecherischen Lebens darzustellen. Nervil, der Held des Romans, verschwendet sein Vermögen, spielt den Glücksritter, wird Schleichhändler, Armeelieferant, Lieutenant im Napoleon'schen Heere, zieht mit diesem nach Spanien und Rußland, verschwelgt, was er gesammelt, dient den Holländern als Spion und kehrt als Bettler nach seinem Geburtsorte zurück, von wo aus er mit allen Glücksgütern gesegnet nach Paris gegangen, um sich hier in jeder Hinsicht zu ruiniren. Wo es nur irgend möglich ist, schweift der Verf. von seiner Erzählung ab, um sich in Reflexionen der mannichfachsten Art zu ergehen. Überall flicht er Anekdoten ein. Jede normännische Ortschaft — die Scene spielt hauptsächlich in der Normandie —, welche im Verlaufe des Romans erwähnt wird, erfährt eine geschichtliche Darstellung ihrer Vergangenheit und Gegenwart; an andern Orten spricht der Verf. mit vieler Sachkenntniß über die Unterhaltung der Landstraßen und die Nothwendigkeit, ihnen eine fortdauernde Aufmerksamkeit zu schenken, oder er behandelt die Frage der Handelsfreiheit, oder die Interventionsfrage u. s. f. Merkwürdig ist die Ansicht des Verf. als eines Franzosen über Napoleon. „Es gehört ein nicht gewöhnlicher Muth dazu", sagt ein französisches Journal, „das Joch der Mode von sich zu schütteln und, wie Hr. Christ-Chardon thut, offen auszusprechen, daß Napoleon ein ehrgeiziger Mensch gewesen, der Frankreich und die Franzosen seinem eigenen Interesse opferte, und der die Freiheit für lange Zeit zurückschraubte, indem er den verächtlichsten Despotismus, den des Säbels, über Frankreich walten ließ. Gewiß, er war ein großer Heerfürst, ein unermeßliches Genie; aber der Himmel bewahre die Menschheit vor solchen Genies. Sie blenden und verblinden die Menge und rauben ihnen sogar das Gefühl für Recht und Unrecht. Der Verf. des „Richard Nervil" hält über Napoleon ein Gericht, welches zum größern Theile wahrscheinlich auch das der Geschichte sein wird."

10. Les aventures du grand Balzac, histoire comique du temps de Louis XIII, par *P. L. Jacob*. Zwei Bände. Paris 1838.

Der große Balzac, dessen Abenteuer hier von dem Bibliophilen Jacob geschildert werden, ist nicht der beliebte Romanschriftsteller, sondern jener Balzac, welcher Zeitgenosse von Voiture und der andern Schöngeister war, die unter der Herrschaft des Cardinals Richelieu blühten und die ersten Grundlagen der Académie française bildeten. Damals waren die Literatoren noch halbe Barbaren, die mehr in der Schenke als in den Salons lebten und die Quelle ihrer Begeisterung im Rebensafte fanden. Dabei war ihr Styl voller Schwulst und Affectation, und wer diese Gemeinheit und Derbheit von sich abstreifte, verfiel in die Verkehrtheiten, die durch die Pedanten der Salons zur Sache der Mode gemacht worden waren. Corneille, mit seinem adeligen und energischen Style, tritt um so glorreicher und bewundernswürdiger heraus. Was unsern Balzac betrifft, dessen Briefe damals das Vergnügen der Stadt und des Hofes waren, so hatte er wol einen blumigen Styl, der aber mit vielen Phrasen eine kleine Portion von Gedanken erstickte. Er schrieb nur in der Absicht, bewundert zu werden; nichts an ihm ist natürlich und einfach wahr, Alles erkünstelt. Auch seine Lebensart zweckte dahin ab, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, und daß er von sich sprechen mache. Jacob's Darstellung ist daher nur eine fortlaufende kindische Niaiserie. Man muß lachen und die Kritik schweigt, aber ebenso oft empfindet man Ekel. Das Beste ist, daß der Verf. selbst seinem Werke keine größere Wichtigkeit beilegt, als es hat und verdient, und daß er selbst eingesteht, er habe sich in diesem Buche nur einen Spaß machen wollen. Übrigens verwahrt er sich in der Vorrede gegen die Ansicht, als beabsichtige er, indem er den alten Balzac den Großen nannte, den modernen Balzac als Balzac den Kleinen zu qualificiren, und hält sich deshalb verpflichtet, Letzterm eine brillante Lobrede zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der englische Capitain Harris, der vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus ziemlich weit in das südliche Afrika vorgedrungen ist und namentlich von dem großen Binnensee, den man nach Dr. Smith's Angaben vom J. 1835 unter dem 22. Grade südlicher Breite vermuthet, nur noch eine Reise von sechs Wochen entfernt gewesen sein will, hat der geographischen Gesellschaft von Bombay, deren Mitglied er ist, den Vorschlag gemacht, ihn auf eine größere Entdeckungsreise ins Innere von Afrika zu senden, als deren nächstes Ziel er jenen See bezeichnet. Leider aber ist weder Lage noch Dasein dieses Sees erwiesen und Dr. Smith in seinen eigenen Angaben über denselben höchst schwankend und ungewiß.

Professor Wilson suchte in einer Erläuterung, welche er der asiatischen Gesellschaft in London am 20. April über die „Padma Purana" gab, bekanntlich das zweite Werk in der Reihe der Puranas, und so genannt von Padma, d. h. Lotus, aus dem Brahma hervorging, um die Welt zu schaffen, aus dem Inhalte und innern Zusammenhange des Werks darzuthun, daß dasselbe nicht sehr alt sein und der größere Theil nicht über das 15. Jahrhundert hinausreichen könne. Der nämliche Orientalist schreitet in der Übersetzung der „Wischnu-Purana" rüstig fort. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 170. — 19. Juni 1839.

L'Espagne sous Ferdinand VII, par M. le marquis *de Custine*. Paris 1837.

Gegenwärtiges Werk ist die Frucht einer Reise, die der Verf. bereits im März 1831 antrat, wo er Paris verließ, um sich nach Spanien in der von ihm selbst eingestandenen Absicht zu begeben, ein Volk zu sehen, „das unter Institutionen glücklich ist, die alle andern Völker schmerzlich betrüben würden". Wir wissen nicht recht, weshalb Hr. v. Custine die Veröffentlichung seiner Reiseergebnisse sechs Jahre lang verschob, wenn er schon dieselben unter den ersten Eindrücken niederschrieb, die jenes alte Spanien in ihm zurückgelassen hatte, dessen Sitten und religiösen Glauben er schildert, zu dessen Geschichte oder Roman er gleichsam das letzte Capitel liefert. Derselbe nämlich hat noch mit eigenen Augen Das gesehen, was aus der Zeit Isabellens der Katholischen, Karl's V., Philipp's II. und Don Quixote's, der als Charakterbild zu den hervorragendsten Figuren des alten Spaniens gehört, sich erhalten hatte. Was aber noch mehr, er sah diese altspanische Vorzeit mit so viel Leidenschaft und unter so glänzenden Farben, daß er nicht die mindeste Ahnung hatte, es sei diese Staatsgesellschaft bereits in Trümmer versunken und dieser Thron, Gegenstand seiner Verehrung, dergestalt in seinen Grundvesten erschüttert, daß, kaum hatte er der letzten Vorstellung dieser dahinsterbenden Gesellschaft beigewohnt, der Vorhang fiel, um, ging er wieder in die Höhe, nichts als Trümmer, Elend, Schrecken, Hoffnung, Verzweiflung und Wirren den erstaunten Blicken zu zeigen. So groß ist indeß die Aufrichtigkeit unsers Reisenden, daß ihn selbst der Anachronismus nicht abschreckt, uns Spanien jetzt in der Gestalt vor Augen zu stellen, in der es ihm vor sechs Jahren erschien. Vergebens wird er bei sich selbst gesagt haben, daß jenes in Nachlässigkeit und Trägheit versunkene, poetische und christliche Spanien, das er gesehen und bewundert hatte, jenes Spanien, das er als die letzte Zufluchtstätte der Autorität, der Ruhe, des hingebenden Glaubens, des Königthums, der Leidenschaft, welche singt und schläft, bewundert hatte, nicht mehr ein- und dasselbe Spanien ist, und daß sein Buch, in Mitte dieses blutigen und abscheulichen Bürgerkrieges erscheinend, den die bewaffneten Länder der Halbinsel gegeneinander führen, fast einem Feenmärchen gleichen möchte. Vergebens werden Andere ihm gesagt haben, daß, um seiner Erzählung einen modernen Anstrich zu geben, für ihn nichts leichter sei, als hier und da etwas wegzulassen oder hinzuzufügen und den so schön geschriebenen Seiten seines Buches ein wenig von dem kirchlichen Weihrauchgeruch zu nehmen, um ihnen etwas Pulvergeruch zu verleihen. Auf alle diese Einwendungen, die ein gewöhnlicher Schriftsteller nicht unbeachtet gelassen haben möchte, hat Hr. v. Custine sich selbst geantwortet, daß er vor Allem wahr sein wollte und sein müßte, daß er nur Das, was er gesehen, erzählen wollte und könnte, und daß er endlich, um nach dem Muster des alten Spaniens ein neues Spanien zu schaffen, zu viel politischen Skepticismus im Kopfe, zu viel Rechtlichkeit im Herzen hege. In vorstehender Weise etwa rechtfertigt der Verf. selbst seinen Anachronismus; diesen Motiven aber verdanken wir ein Buch, das ein höchst interessantes Geschichtswerk ist, nämlich die Geschichte eines Volks, das, wie es hier geschildert wird, zu sein aufgehört hat.

Wir fassen nun sogleich den Faden der Erzählung an der Stelle auf, wo der Reisende den spanischen Boden betritt. Nachdem er die weitläufigen und traurigen Landes der Guyenne durchwandert, gelangt er auf blumige Haiden und somit zur ersten wahrhaft spanischen Herberge, über deren Thor sein gespannter Blick den guten Sancho und seinen Esel im Voraus zu erspähen sucht. Ist aber ein Sancho auch nicht immer da, so stößt er doch auf alle Zufälligkeiten, Bosheiten und Fröhlichkeit einer spanischen Schenke. Hiernächst begegnet ihm der erste spanische Priester, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, den Kopf mit Basil's Hut bedeckt. Auf den ersten Priester folgt der erste Bandit, „schwarz wie ein Äthiopier", mit einer schlechten Wolldecke behängt und mit einem Carabiner bewaffnet. Endlich gelangt er zur ersten Kathedrale, der von Burgos, diesem Meisterwerke von Stein, das sich noch des Cid erinnert. Spanien hat für Den, der es besucht, den Vorzug, daß es den Reisenden auf jedem seiner Schritte mahnt, daß er wirklich in Spanien ist, daß der Boden, den er betritt, der Himmel, der sich über ihm wölbt, spanisch, und daß selbst die Luft, die er einathmet, die Luft keines andern Landes ist. Nur sich selbst gleicht Spanien und das spanische Volk, das ohne König, ohne Minister, ohne Soldaten, ohne Geld, ohne Kriegsvorräthe, ohne Scheu dem kriegerischen Genie

des allgewaltigen Zwingherrſchers zu widerſtehen vermochte; dieſes Volk, gleicht es irgend einem andern, iſt ein arabiſches Volk. Seine Zähne ſind ſcharf wie die Zähne des Tigers, und ſein Dolch iſt wie ſeine Zähne. Indeß auch vor ſechs Jahren, wo dieſes Volk noch unter der Herrſchaft jener „glücklichen Inſtitutionen" lebte, die Hr. v. Cuſtine ſoeben erſt belobte, durfte man ſich von Madrid nicht um eine Viertelſtunde entfernen, ohne von einer bewaffneten Escorte begleitet zu ſein. Ja, er erzählt uns, daß um 11 Uhr Morgens ein Mann in dem öffentlichen Garten von Madrid, im Prado, geplündert worden ſei. Wir ſind nämlich mit ihm in dieſer Hauptſtadt angekommen, in deren Gaſthäuſern man, wie er ſelbſt verſichert, „an Allem Mangel leidet".

In den ernſten Städten Spaniens iſt, wie ſie, das Leben ernſt. Ein caſtilianiſcher Bauer iſt ein Menſch, der ſich ſelbſt als großen Herrn behandelt. Er ſtellt ſich mit dem Könige auf gleiche Höhe, und ſieht man ihn mit bedecktem Haupte, ſo wird man verſucht, ihn für einen ſpaniſchen Granden erſter Claſſe zu halten. Es iſt in ihm eine Miſchung von einem romantiſchen, glücklichen und leidenſchaftlichen Edelmanne. Und dies Alles verdankt er, unſerm Reiſenden zufolge, dem Umſtande, „daß das ſpaniſche Volk frei von der Manie der Conſtitutionen iſt". Aller dieſer von ihm ſo hochgeprieſenen Unbekümmertheit des Volks ungeachtet, vermag er aber doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß in dem Spanien Ferdinand's VII. die Manie des politiſchen Exils, des politiſchen Mordes, des politiſchen Gefängniſſes herrſchte. Er ſelbſt ſah zu Madrid einen ehrſamen Buchhändler, Namens Mpard, henken, und auf dem Rücken des Unglücklichen las man die Worte: „Wegen politiſchen Verbrechens." Sein Verbrechen aber beſtand darin, „daß er zum öftern wiederholte, Spanien bedürfe einer Conſtitution". Hr. v. Cuſtine erzählt uns ferner, daß ſich in dieſem glücklichen, aller Politik ſo fremden Lande außer dem Buchhändler, deſſen Hinrichtung er beigewohnt, 80 Perſonen wegen politiſcher Vergehen in den Kerkern befanden, und daß zehn von denſelben gehenkt werden ſollten. Ein bürgerliches Milizcorps, auf Koſten der Regierung ausgerüſtet, organiſirte einen „monarchiſchen und mönchiſchen Schrecken". Man verhaftete in den Häuſern die jungen Leute, die ſich bei ihren Geliebten verſpätet hatten, und ward ſie mit Gewalt für jene Miliz an. Nach 8 Uhr Abends war es verboten, Pakete auf der Straße zu tragen, denn die Regierung beſorgte, es möchten Waffen darin enthalten ſein. Vorgänge der Art empfehlen nun freilich eben nicht beſonders die abſolute Gewalt; denn wie Hr. v. Cuſtine mit ſeiner gewohnten Redlichkeit bemerkt: „Sind die Thatſachen wahr, was ſoll man den Revolutionnairen erwidern?"

In einem Briefe des Verf. an Frau v. Courbonne ergießt ſich derſelbe in Bemerkungen, wobei ſich Ironie und Begeiſterung ſo glücklich paaren, daß, ſo wenig man auch die utopiſchen Anſichten des Briefſtellers zu theilen geneigt ſein mag, der Leſer gleichwol mit einem beſondern Vergnügen dabei verweilt. Er erörtert darin unter Anderm, wie und warum Spanien das Vaterland energiſcher Seelen ſei: „weil", ſagt er, „daſſelbe dem Syſteme der Conceſſionen nicht preisgegeben worden iſt. Alles iſt daſelbſt mit einem Schlage, plötzlich und heftig geſchehen". So fiel der Araber ganz unvermuthet über den Weſtgothen her. Vermiſchung und Verſchmelzung fand niemals ſtatt. Ebenſo fiel die Freiheit in Spanien ganz dieſem Axiom gemäß.

Was nun, nach Hrn. v. Cuſtine's Meinung, der Religion in Spanien ſo großen Einfluß verſchafft, erſcheint allerdings etwas paradox. Es wäre dies nämlich, daß dort die Religion die allerduldſamſte iſt. Man findet Prieſter in den Schenken und auf den öffentlichen Plätzen, bei den Stiergefechten, im Theater und an allen Orten, die man beſucht oder nicht. Es gibt ſogar Prieſter, welche die Duldſamkeit (man möchte vielmehr ſagen, die Gefälligkeit) ſo weit treiben, daß ſie ſelbſt Liebesbriefe unter ihren langen ſchwarzen Mänteln befördern.

Bei ſchönem Wetter geht oder fährt die ganze Stadt aus. Wird von ungefähr das Hochwürdige über die Straße getragen, und dies geſchieht zu jeder Stunde, ſo muß ſofort Jedermann auf die Knie fallen, und ſelbſt der König ſteigt aus ſeiner Kutſche, wirft ſich auf der Straße nieder und überläßt ſeinen Wagen Dem, der den lieben Gott trägt und der den Wagen niemals ablehnt. Bei dieſer Gelegenheit erzählt uns Hr. v. Cuſtine, daß eine junge und zarte ſpaniſche Herzogin, die, ganz in Flor gekleidet, auf einen Ball fuhr, ſich in einer rauhen Winternacht „von dem Viaticum überraſchen ließ". Die arme Dame mußte im Schnee niederknien, ihren Wagen dem Prieſter überlaſſen und zu Fuß nach Hauſe gehen, wo ſie an einer Bruſtkrankheit ſtarb. Dieſer Zug bildet einen grellen Abſtich mit Dem, was der Verf. kurz vorher von der Duldſamkeit der ſpaniſchen Geiſtlichkeit zu rühmen weiß.

Dem ſpaniſchen Theater vermag Hr. v. Cuſtine eben nicht viel Gutes nachzuſagen. Doch ſah er während ſeines Aufenthalts zu Madrid ein gutes Stück des alten Theaters, eine jener guten Komödien Calderon's oder Lope's aufführen, die, wie man weiß, ſo reich an Zwiſchenfällen und Myſterien aller Art ſind. Der Bolero hat auf ihn keinen Eindruck gemacht; dagegen hat ihn der Fandango wahrhaft begeiſtert. Er ſchildert ihn uns als einen wahrhaft ſchönen Tanz für hübſche, anmuthige, leichte und kräftige Tänzer von zwanzig Jahren. Es iſt eine Leidenſchaft, die ſich durch Geſang und Tanz zugleich ausdrückt. Sobald ſich aber der Fandango von dem vorüberziehenden heiligen Sacramente überraſchen ließ, ward ſofort jeder Tanz unterbrochen, und jeder Zuſchauer kniete auf ſeinem Sitze nieder, worauf man die Komödianten mit großem Geſchrei wieder zurückrief.

(Der Beſchluß folgt.)

Franzöſiſche Romane.

(Fortſetzung aus Nr. 169.)

11. La femme supérieure; La maison Nucingen; La torpille, par *M. de Balzac*. Zwei Bände. Paris.

Drei unbedeutende Erzählungen, zu denen der Verf. eine Vorrede geſchrieben hat, welche voller Arroganz iſt. Balzac bezeichnet ſeine „Femme supérieure" als ein Ergebniß, als

eine Ergänzung seiner philosophischen Studien; aber vergebens streckt sich der Geist des Lesers auf die Folter, um der philosophischen Intention des Verf. habhaft zu werden. Das ist nur Geklatsch mehrer Herren vom Bureau, reich an allen jenen Fadheiten, womit diese Beamten ihre Mußestunden hinzubringen pflegen. Dazu spielt in der ersten Erzählung ein intrigantes Frauenzimmer, in der letzten eine Buhldirne die Hauptrolle. Wenn Balzac hier das bureaukratische Leben schildern wollte, so ist er in diesem Genre weit unter Th. Leclerq und H. Monnier geblieben, welche so gut gewußt haben, die Natur immer auf der That zu ertappen. Dabei scheint auch der moderne Balzac sehr von sich eingenommen zu sein, er spricht in der Vorrede fast so von sich als Philosophen und von Walter Scott, wie einmal Chateaubriand von sich und von Milton gesprochen hat. Unsere Romanschriftsteller schreiben sich allzu früh aus, und Herr Balzac, dem man in seinen neuesten Productionen, so gut und spannend sie anfangen, gegen den Schluß hin den eigenen Überdruß ansieht, hat an einem andern Orte selbst eingestanden, daß der Mensch doch elegant leben und mit der großen Gesellschaft Schritt halten wolle; da sei man gezwungen, möglichst viel und schnell zu schreiben. Ein französischer Kritiker vergleicht Balzac, dem man ein vortreffliches Talent gewiß nicht ableugnen wird, treffend mit einem Anatomen, welcher in einer Carnevalsnacht in einen Ballsaal geräth und, indem er die Masken, womit die Leute bedeckt sind, zerlegt und analysirt, sich einbildet, er habe die menschliche Organisation selbst analysirt. Die Welt, fährt der Kritiker fort, ist jetzt freilich ein großer Maskenball, wo Jeder sein Inneres mehr oder weniger unter einer conventionnellen Außenseite zu verstecken liebt.

12. Arthur, par *Eugène Sue*. Zwei Bände. Erste Abtheilung. Paris 1839.

„Arthur" ist ebenfalls jenem schon vielfach gemisbrauchten socialen Romanengenre angehörig, worin der gegenwärtigen Gesellschaft der Krieg erklärt wird. Die Tugend unterliegt und schmachtet im Elende, das Laster triumphirt und schwelgt an reichbesetzter Tafel. Es ist wahr, daß diese Gesellschaft der Scheinheiligkeit, des Betrugs und der Überlistung voll ist, und es wäre eine Aufgabe für Philosophen, Theologen und philanthropische Schriftsteller, den geheimen Schäden, woran unsere Gesellschaft krankt, nachzuspüren und die Nothwendigkeit wie die Bedingungen eines neuen Daseins nachzuweisen. Was thut nun Eugène Sue? Er begnügt sich, die Thatsachen aufzuzählen und dem Leser die Schlußfolgen zu überlassen. Aber man wird von den Gemälden, welche der Verf. aufrollt, unangenehm afficirt, Alles erscheint verzweifelt und trostlos, man empfängt nur trübe und jammervolle Eindrücke, gelangt zu keiner klaren Einsicht, zu keinem ruhigen Bewußtsein. Ein bitterer Skepticismus, eine blutige Ironie verdrängt den frischen Enthusiasmus des Herzens. Die süßen Rührungen fehlen ganz, und doch ist es Hauptzweck der Poesie, den Geist zu erquicken, statt ihn an Durst, Hunger und Verzweiflung verschmachten zu lassen. Doch hat „Arthur" vor den frühern Romanen desselben Verf. voraus, daß er weniger gräßlich ist, weniger in abnormen und ungesunden Situationen schwelgt und sich der Wirklichkeit des Lebens näher anschließt.

13. Méphis, par Madame *Flora Tristan*. Zwei Bände. Paris 1839.

Ein seltsamer Roman, welcher die St.-Simonistischen Grundsätze von dem freien Weibe zum Hintergrunde hat. Es verheirathen sich darin zwei Personen, eine männliche und weibliche, die bereits verheirathet sind und bei alledem als sehr edle Menschen geschildert werden, die, Gott weiß durch welchen magnetischen Proceß, sich zueinander hingezogen fühlen. Wer kann für seine Liebe? An allem Irrsal und Unglück in der Welt ist ja doch nur, wie die Verf. zu glauben scheint, das schändliche Institut der Ehe Schuld, die, wie wir Alle wissen, nichts ist als ein Joch, wodurch die Weiber zu Sklavinnen und Parias erniedrigt werden. Zu diesem jämmerlichen Inhalte denke man sich einen ganz verworrenen und zerrissenen Styl, der voll falscher und ungehöriger Bilder ist, um das Buch der Madame Tristan für vollkommen ungenießbar zu halten. Madame Tristan, durch ihren Zwist mit ihrem Ehemanne Chazal schon übel berüchtigt, ist auch Verfasserin der „Mémoires et pérégrinations d'une Paria".

14. Au pied des Pyrénées, nouvelles béarnaises, par l'auteur de Natalie. Zwei Bände. Paris 1839.

Sitten- und Ortsschilderungen aus Bearn, von beschränktem Interesse, obgleich sich darin einige bis dahin unbekannte Details vorfinden. Die Schreibart ist ziemlich rein, aber nicht selten zu geschraubt und prätentiös. Einige dieser Novellen sind wirkliche kleine Romane, worin die heftigsten Leidenschaften ihr Spiel treiben und zu mancherlei Übertreibungen Anlaß geben.

15. Acté, par *Alex. Dumas*. Zwei Bände. Paris 1839.

Dem berühmten Verf. dieses Romans bleibt das unsterbliche Verdienst, ohne es zu wollen, die französische Sprache mit einem neuen Worte bereichert zu haben. Wer kennt nicht die Phrase: Tu me caligules, womit man in Paris die stärkste Schattirung des Tu m'ennuies eine Zeitlang auszudrücken pflegte. Gegenwärtige Erzählung ist nicht viel weniger langweilig als der „Caligula" desselben Verf. Nero spielt darin neben der Beschreibung griechischer und römischer Spiele eine Hauptrolle. Um den gebräuchlichen Raum von zwei Bänden auszufüllen, hat der Verfasser noch eine ärmliche Skizze unter dem Titel: „Gaston de Phébus", zum allseitigen Überdrusse beigefügt.

16. Martin Luther, roman historique, 1505—46, par *A. Barginet*, de Grenoble. Zwei Bände. Paris 1839.

In Deutschland würde es einem Schriftsteller zum Verbrechen angerechnet werden, wenn er die würdige Gestalt Luther's zu einem Romane verwenden wollte; dem Franzosen ist Alles, auch das Würdigste und Erhabenste, Conversations- und Schreibestoff. Dennoch hat selbst die französische Kritik getadelt, daß Barginet den Namen des großen Reformators als Aushängeschild benutzt hat. Man wies mit Recht darauf hin, daß W. Scott, der Meister des historischen Romans par excellence, auf dem Titelblatte seiner Romane niemals die großen Namen der Geschichte, selbst wenn sie im Werke eine Hauptrolle spielten, figuriren ließ. Wie viel mehr hätte diese gute Sitte hier beobachtet werden müssen, wo der große Repräsentant kirchlicher und religiöser Umgestaltung geschildert wird! Sonst muß man anerkennen, daß der Verf. der Geschichte treu geblieben ist und den Reformator in all seiner bewundernswerthen Größe erfaßt und dargestellt hat; er hütete sich wohl, Intriguen und Dichtungen einzumischen, welche des erhabenen Helden unwürdig wären. Insofern kann dieser Roman den Franzosen sogar von Nutzen sein und dazu dienen, Luther's Namen unter ihnen populair zu machen und ihnen würdigere Begriffe von dem Reformator und seinem großen Werke beizubringen. Früher herrschten in Frankreich die seltsamsten Meinungen über Luther, welche man zum Theil als wahrhaft schändlich, immer aber als unhistorisch bezeichnen kann. So nannte Charpentier von St.-Priest in einem Buche über die Literatur des 16. Jahrhunderts Luther einen dicken, biercrauschten und unzüchtigen Mönch und klagte ihn mit unverschämter Stirn an, er habe Zwingli verbrennen lassen! und diesen gelehrten Zug katholischer Gelehrsamkeit hat kein französisches Journal aufgedeckt, man hat die Schrift vielmehr ausbündig gelobt! Auch die Stael erlaubte sich in Betreff Luther's manchen ungeziemenden Spaß, und Chateaubriand machte ihn sogar für alle Verbrechen der Inquisition verantwortlich. Erst Michelet hat das Verdienst, die Franzosen über diesen großen Mann, dessen gewaltige Stimme das Jahrhundert erschütterte und für immer die römische Tyrannei brach, aufgeklärt zu haben. Auch der Roman Barginet's, der in der edelsten Absicht

geschrieben ist, auf authentische Documente sich stützt und den ernsten Gegenstand auf eine im Ganzen ernste und würdige Weise behandelt, wird, wir hoffen es zuversichtlich, in dieser Hinsicht das Seinige thun.

17. Amante et mère, par *P. L. Jacob*, bibliophile. Zwei Bände. Paris 1839.

Schon weiter oben ist ein Werk desselben Verf. zur Sprache gekommen; wenn aber jenes auf eine bloße Spaßmacherei hinauslief, so ist der Roman: „Amante et mère", eine wahrhafte Miserabilität, welche die Romane des Jules Lacroix, der wenigstens aus Überzeugung sündigt, noch weit überbietet. Jacob hat früher bewiesen, daß es ihm nicht an Talent fehlt, und daß er zugleich sein Talent zu zähmen und zu regeln wußte. Was haben wir hier? Willkürliche Scheidung, Flucht eines Ehegatten, Ehebruch, Mord, Rattengift, eine schlechte Mutter, einen Sohn, welcher seine Mutter schlägt und endlich von seinem Vater, den er berauben will, im Dunkel der Nacht getödtet wird. Diese und andere scheußliche Ingredienzien verbreiten in Jacob's Roman eine wahre Pestatmosphäre. Vielleicht hat der Verf. nur eine Travestie schreiben wollen, eine Annahme, durch die er allein entschuldigt werden könnte.

18. Eugène, par *Emile Barrault*. Zwei Bände. Paris 1839.

Barrault ist ursprünglich ein Anhänger St.-Simon's, verschmäht aber nicht, die Stellung eines modernen Apostels aufzugeben und sich mit Romanschriftstellerei zu befassen. Einige Spuren seiner frühern Richtung sind noch als einzelne, zum Theil verlorene Posten in diesem Romane stehen geblieben. Der Roman ist indeß gut gemeint, er ist wesentlich social und behandelt manche wichtige Fragen der Zeit. Ehebruch, das nothwendige Übel der französischen Romantik, hat auch in diesem Romane seine Stelle gefunden.

19. Le neveu d'un lord, par *Jules Lacroix*. Zwei Bände. Paris 1839.

Des Weinstocks eigenthümliche Tugend ist Fruchtbarkeit, wie Seneca sagt, aber auch, wie man sieht, des Giftbaums; denn als Giftbaum der französischen Romantik muß Lacroix bezeichnet werden. Der Boden, auf den dieses Gift niedertröpfelt, erzeugt keine lebendige Vegetation mehr, Alles wird brandig und trägt den Keim des Todes und der Sünde in sich. Mit diesem Gifte ist auch der eben angezeigte Roman angefüllt. Die ganze Menschheit erscheint bei Lacroix als des Bagnos und des Schaffottes würdig. Ein französischer Recensent wundert sich, daß ein Mensch wie Lacroix sich nicht in das Dunkel der Wälder flüchtet, um dort mit Bären und Wölfen zu hausen, oder sich an einem Baum, der am höchsten ist, aufzuhängen. Indeß, setzt er hinzu, er wird kein Menschenfresser werden, er wird friedlich seine dumpfe Laufbahn verfolgen, so lange er von dem literarischen Genre, das er betreibt, Nutzen hat; er wird fortfahren, in seinen Käufern auch die Menschheit zu lieben.

20 Le rêve d'une mariée, par *Molé Gentilhomme*. Zwei Bände. Paris 1839.

Gehört ebenfalls der galvanischen Literatur an; aber Herr Molé Gentilhomme hat nicht einmal die Geschicklichkeit des Hrn. Lacroix, eine Intrigue zu schürzen und aufzuschürzen, und den Leser durch Details und gut benutzte Zwischenfälle zu interessiren; auch die Anlage zu einem guten Style, welcher den Romanen des Lacroix eine gewisse Superiorität über die Menge der Productionen von demselben Genre gibt, fehlt Hrn. Gentilhomme. Wahrlich, ein sonderbarer Geschmack, sich darin allein zu gefallen, daß man mit seiner Feder den Schmuz der Menschheit aufrührt.

21. Catherine de Lescun, quatre années du règne de Louis XIII., 1618—22, par *Eug. des Essarts*. Zwei Bände. Paris 1839.

Fast mit Vergnügen wird man nach den schrecklichen Genüssen, welche die kurz vorher aufgeführten Romane dem Leser bereiteten, diesen Roman des Hrn. des Essarts in die Hand nehmen. Es ist wahr, er ist eine etwas schwächliche Nachahmung der Walter Scott'schen Manier; aber man findet wenigstens keine Ehebrüche, keine Meuchelmorde, keine Verführungsscenen. Die Absicht ist wenigstens lobenswerth: der Verf. will einen Zeitabschnitt und die Hauptbegebenheiten innerhalb desselben malen. Leider herrscht zu wenig Bewegung in diesem Romane, er ist zu weit ausgesponnen, zu detaillirt, sodaß die Aufmerksamkeit des Lesers nicht hinlänglich festgehalten wird.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Herr Pentland, der sich in der neuesten Zeit um die genauere geographische Erkundung von Bolivia und Peru große Verdienste erworben hat, erzählt von einem Ausfluge, den er in das Thal Sorata in den östlichen Cordilleren machte, folgende Merkwürdigkeit. Aus einem Dorfe der Provinz Muñecas, dessen Bevölkerung er zu 3000 Menschen angibt, pflegt der männliche Theil derselben mit einem Ranzen voll Heilkräuter, die sie am östlichen Abhange der Cordilleren sammeln, ohne Ausnahme auszuziehen und so als Quacksalber und Wunderdoctoren Südamerika von einem Ende bis zum andern zu durchwandern. Man trifft diese Leute in Chile, Buenos-Ayres und Bogota mit ihren Medicamenten und Kräutersäften, und sie sammeln, wie ehemals die Ungarn in Deutschland, keine unbeträchtlichen Summen auf ihren langen Wanderungen ein, die sie nach ihrer Rückkehr vertrinken. In ihrer Gesichtsbildung unterscheiden sie sich von den übrigen Indianern und ähneln darin sehr den Juden, während sie in ihren Gewohnheiten von den Zigeunern nicht sehr abweichen. Sie sprechen ihre eigene Sprache, und dieselbe ist den Aymara-Indianern gänzlich unbekannt, ungeachtet ihr Dorf (Curba) mitten in deren Gebiete liegt. Eine solche Isolirung eines besondern Stammes fand Hr. Pentland auch noch an einem andern Orte der Provinz Muñecas, in dem gleichfalls von 3000 Menschen bevölkerten Bezirke Amarata, dessen Einwohner auch ihre eigene Sprache reden und sich nur mit Fällen von Holz beschäftigen, das sie in die benachbarten Provinzen Perus schaffen. Der Reisende sieht hierin Beispiele und Überreste von Colonien, welche die Yncas anlegten, indem sie Bewohner aus einem Theile ihres weiten Reichs in einen andern verpflanzten, eine Maßregel, der wir in großen despotischen Reichen sehr häufig begegnen.

Blutgesetze der Kurden.

Capitain Mignan erzählt in seiner „Reise durch Rußland, über den Kaukasus nach Kurdistan" folgenden Zug von den Kurden, der uns einen tiefen Blick in die Sitten, die Denkungsweise und Rechtsbegriffe dieser wilden Bergbewohner gewährt. Es hatte Jemand seinen Vater erschlagen. Der Capitain Mignan äußerte gegen den Mehmaundar, der ihm das erzählte, der Mörder würde doch wahrscheinlich wieder sterben müssen, erhielt aber die Antwort: „Das wird er schwerlich, da er selbst Erbe und Niemand da ist, um das Blut von ihm zu fodern." — „Wird denn der Fürst des Landes nicht dafür sorgen, daß der Vatermörder nicht frei durchkomme?" fragte Capitain Mignan. „Der Waly", antwortete Jener kaltblütig, „kann sich in einen solchen Fall nur einmischen, wenn seine Hülfe in Anspruch genommen*) wird; sollte aber auch die Sache wirklich zur Sprache kommen, so wird der Mord mit Gelde gebüßt. Unter den Kurden, die in ewigem Kriege leben, ist das Leben eines rüstigen jungen Mannes zu viel werth, um es wegen des an einem Alten verübten Mordes zu zerstören." 161.

*) In den Zeiten, wo die Blutrache heiland, erstreckte sich die Strafgewalt der Fürsten auch bei den europäischen Völkern nicht weiter.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 171. — 20. Juni 1839.

L'Espagne sous Ferdinand VII, par M. le marquis *de Custine*.

(Beſchluß aus Nr. 170.)

Nachdem Hr. v. Cuſtine Alles zu Madrid geſehen hatte, foderte er ſeine Päſſe zurück. Allein hatte auch Spanien ſeiner Zeit keine Conſtitution, ſo ſtieß doch der Reiſende auf eine Menge von erbärmlichen Hinderniſſen, bevor er zu ſeinem Zweck gelangen konnte. Der Policeicommiſſair, die untern Policeiagenten, kurz Jedermann mußte bezahlt werden; er mußte erklären, was er an Geld, an Effecten, an Kleidern bei ſich habe; er durfte keine Waffen bei ſich führen, was, wie wol zu bemerken, um ſo nothwendiger war, als eben jener Commiſſair vielleicht der Spion einer Räuberbande und ſeine Agenten vielleicht ſelbſt Räuber waren, die ihn auf der Landſtraße erwarteten, um ihn auszuplündern, oder aber ihn, gab er eine falſche Erklärung ab, als verdächtig anzuhalten. Indeß kam Hr. v. Cuſtine noch gut davon: zwar begegneten ihm bis an die Zähne bewaffnete Bauern, die ihr Gemüſe zu Markte brachten; allein er ſtieß auf keinen Banditen noch Policeicommiſſair, und ſo gelangte er unangefochten in die ſchönen Gärten von Aranjuez, in deren Schatten einſt Kaiſer Karl V. luſtwandelte. Er ſteigt die Sierra Morena herab, ganz den ebenſo rührenden als Lachen erweckenden Erinnerungen an den guten Helden der Mancha hingegeben und bei ſich einige Stellen des großen Romanſchriftſtellers wiederholend. Endlich befindet er ſich, in poetiſche Ekſtaſe verſetzt, im Angeſicht der Kathedrale von Cordova, von Abderraman im 8. Jahrhundert erbaut. Stein vor Stein unterſucht Hr. v. Cuſtine dieſes Meiſterwerk, das ſchon allein die Mühen und Gefahren einer Reiſe nach Spanien lohnt. Seine Schilderung grenzt an das Wunderbare; doch ſchenkt man ihr Glauben, weil man überzeugt iſt, es mit einem Manne, der ſelbſt in der Begeiſterung ſein kaltes Blut bewahrt, zu thun zu haben; mit einem Manne, der allerdings ſich ſelbſt täuſchen kann, der aber Niemand täuſchen will. Dieſe Kathedrale mußte, wie es auch in der That der Fall iſt, eine Menge Einſiedler ins Daſein rufen. Die ganze Landſchaft um Cordova iſt mit Einſiedeleien angefüllt. Man geht hin, um Einſiedler zu werden, ſowie man im Monat Mai auf das Land geht, um die Frühlingslüfte einzuathmen. Findet der Einſiedler, daß er lange genug das beſcheidene Gewand ſeiner Wahl getragen, ſo wirft er daſſelbe in die Roſenbüſche ſeines Gartens und tritt wieder in die Welt zurück. Dieſe Welt von Cordova iſt durchaus ein galantes Geheimniß. Die Mauern ſind hoch, die Fenſter vergittert, die Balcons ſtehen offen; die Frauen ſind ſchmachtend, hingebend, reizend; „es ſind getaufte Araberinnen“. Die Straße von Cordova nach Sevilla führt durch ein unfruchtbares Land. Sevilla ſelbſt aber entſchädigt den Reiſenden überſchwänglich für alle unterwegs ausgeſtandenen Ungemächlichkeiten. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Schreiben, das der Verf. von dieſer Stadt aus an Hrn. v. Chateaubriand richtet, und worin ſich ſeine originellen Anſichten und Gefühle auf eine Weiſe äußern, die, theilt man auch ſonſt dieſelben nicht, einen Maßſtab für die Beurtheilung ſeiner ganz eigenthümlichen Strebniſſe liefert.

Man muß — ſo beginnt Hr. v. Cuſtine — Sevilla ſtudiren, um die Schönheiten dieſes Wunders von Spanien, dieſes Roms der Araber recht zu fühlen. Erſten Blickes fällt dieſe Stadt nicht mehr wie jede andere auf. Bevor man hinkommt, iſt die Einbildungskraft durch Wiederholung des bekannten Sprüchworts ermattet: Wer Sevilla nicht ſah, hat das Wunder der Welt nicht geſchaut.

Indeß ſo groß auch der Verdruß der Täuſchung iſt, den der erſte Anblick Sevillas hervorruft, ſo ſchwindet derſelbe, ſobald man ſich zur Kathedrale hat geleiten laſſen. In der That gewährt dieſe nicht das hiſtoriſche Intereſſe der Kathedrale von Cordova; denn ſie ward erſt gegen Ende des Mittelalters gebaut und im 15. Jahrhunderte vollendet; auch iſt es nicht das Äußere der Kirche, wiewol bewunderungswürdig und impoſant, das unſern Reiſenden zur Begeiſterung hinreißt, ſondern vielmehr deren innere Einrichtung. Die Kirche beſteht aus fünf Schiffen vom ſchönſten gothiſchen Geſchmack.

Das mittlere iſt von einer entſetzenerregenden Höhe. Alles, was dieſen Tempel ſchmückt, oder, man darf es wol ſagen, überladet, macht auf die Seele einen unwiderſtehlichen Eindruck von Ehrfurcht und Andacht. Nach ſo vieljährigen Reiſen und gewohnten Überraſchungen hätte ich mich einer ſo lebhaften Gemüthsbewegung nicht für empfänglich erachtet, als ich beim Eintreten unter dieſe wahrhaft chriſtliche, wiewol ziemlich moderne Wölbung erfuhr... Hier iſt Alles groß, ernſt, ſtaunenerregend, erhaben wie der Gott, den man anbetet... Der Menſch braucht nicht immer Chriſt zu ſein, um ſich zur Erhabenheit zu wenden; ſobald er ſich aber über die Biene erhoben hat, iſt er immer religiös geweſen. Die Heiden hatten mehr Vertr-

rung für die Natur, als unsere ärmliche Philosophie, die sich in selbstgefälligem Zweifel verirret, uns gestattet, Ehrfurcht gegen den König dieser Natur auszudrücken. Beeilen wir uns, diese jämmerlichen Versuche des Skepticismus hinwegzuhauchen, worauf unsere Zeit noch zu stolz ist; vertreiben wir voraus die Werke der Zerstörung, entfernen wir den Geist, der tödtet, und rufen wir den Geist, der belebt, herbei!!! Wir sind am Ziele der Zerstörungen; nur die Zerstörer haben wir noch auszutreiben, um dem Baumeister Platz zu machen, der einen neuen Tempel zur Ehre des Gottes unserer Väter bauen soll; denn dieser Gott wechselt nicht wie die Mauern der Kirche, wie die Verzierungen des Altars.

Zu den mehr materiellen Gegenständen übergehend, berichtet Hr. v. Custine, daß der Erzbischof von Sevilla etwa 800,000 Francs Einkünfte hat, daß die Kathedrale 120 Schuh in der Länge und 263 Schuh in der Breite hat, und daß die Höhe des Hauptschiffs ganz außer Verhältniß mit Dem steht, was man anderwärts sieht. Achtzig kolossale Fenster erleuchten die Kirche; ihre Scheiben sind von farbigem Glase und unschätzbarem Werthe, da Arnold von Flandern sie gemalt hat. An den 82 Altären dieser Kirche werden täglich 500 Messen gelesen; der Verbrauch an Wachs, Wein und Öl klingt fabelhaft; eine ansehnliche Geistlichkeit, von vielen Subalternen unterstützt, wird zum Gottesdienste „in dieser religiösen Republik (!)" verwendet. Unter der Nation der Leviten, die zu diesem wundervollen Tempel gehören, zählt man 11 infulirte Würdenträger, 40 obere und 20 andere Domherren von niederm Range, 20 Chordirectoren und 3 Assistenten, 2 Pedelle, 1 Ceremonienmeister, 1 Gehülfen, 3 Untergehülfen, 36 Chorkinder nebst ihren Rectoren, Unterrectoren und Kapellmeistern, 19 Kapläne, 4 Pfarrer, 4 Beichtväter, 23 Musiker und 4 Überzählige; außerdem aber noch eine Legion von Weltgeistlichen, die jeden Tag an irgend einem Altare der Metropolitankirche Messe lesen. Inzwischen scheint unsers Reisenden Führer bei Besichtigung der Wunderwerke Sevillas nicht ganz dessen Begeisterung getheilt zu haben. So äußerte dieser Führer namentlich in Betreff der Klöster, deren es etwa 80, zum Theil sehr reiche in dieser Stadt gibt und deren Kunstwerke Hr. v. Custine besah, es sei ein wahres Unglück, der Gesellschaft so unnütze Menschen so große Reichthümer vergraben zu sehen. Hr. v. Custine, ohnedies der spanischen Sprache nicht recht kundig, ließ sich mit dem andalusischen Philanthropen zwar in keine Controverse ein, doch sagte er bei sich selbst ganz leise:

Heißt es denn nichts für die Menschen thun, wenn man ihnen die Vorbilder und den Sinn des Idealschönen, den Geschmack für das Große in den Künsten aufbewahrt? Erhebt man sich aber über diese untergeordneten Betrachtungen, wie sehr muß man nicht erstaunen, wenn man so viele Kurzsichtige gewahrt, die mit einem Federzuge Institutionen verdammen, die von dem Civilisationssystem unzertrennlich sind, welches die moderne Welt geschaffen hat?

Was man nun immer von Hrn. v. Custine's politischen Theorien halten mag, so ist derselbe ein wahrhaft geistreicher Schriftsteller, besonders wenn er sich mit Kunst und Künstlern beschäftigt. So zeugt Alles, was er über Murillo sagt, von ebenso richtigem Geschmack als tiefem Gefühl; er versteht ganz diesen großen Maler, dessen Werken eine beträchtliche Seitenzahl in seinem Buche gewidmet ist. Endlich, liegt nicht selbst eine bittere Satire gegen das politische System, das er so sehr anpreist, in den Worten, womit er ausruft: „In diesem Lande hat jeder ausgezeichnete Mann nur zwischen zwei Entschlüssen zu wählen: er muß entweder Mönch oder Räuber werden!"

15.

Französische Romane.

(Beschluß aus Nr. 179.)

22. L'homme et l'argent, par *Emile Souvestre*. Zwei Bände. Paris 1839.

Souvestre unterscheidet sich vortheilhaft von der Mehrzahl der modernen Romanschriftsteller Frankreichs. Es beherrscht ihn eine hohe moralische Tendenz, welche sich nicht blos aus dem Schlusse seiner Erzählungen ergibt, sondern auch in den kleinsten Details vorwaltet und, verbunden mit einem mehr realen Interesse, ihnen den Stempel einer wohlmarkirten Originalität aufdrückt. Er gehört zu der kleinen ausgewählten Zahl von Schriftstellern, welche sich ernsthaft ihre Laufbahn als Repräsentanten der Literatur zu Herzen nehmen und nicht blos gefallen, sondern auch, indem sie ihr Talent dem Fortschritte der Menschheit widmen, nützlich sein wollen. Er deckt allerdings die Fehler unserer Gesellschaft auf, aber er sucht auch nach den Hülfsmitteln, welche ihr jenseits ihrer trüben Gegenwart ein besseres Dasein begründen könnten; er strebt nicht nach ungeheuerlichen dramatischen Effectschlägen, mit denen die Romantiker gewöhnlichen Schlages die Gemüther zu erschüttern, zu verwunden und mit der Gegenwart zu verfeinden, statt zu besänftigen, zu heilen und zu versöhnen lieben. Sein Talent verschmäht dergleichen Hülfsmittel, er weiß sehr wohl, welch ein mächtiges Interesse wahrhafte Gemälde haben können, die von einem aufmerksamen Beobachter und Kenner der menschlichen Natur entworfen sind. Da gibt es keine Dolche, kein Gift, keinen Meuchelmord, keine Schändung; aber wol sucht Souvestre nach den Anlässen der Wunden, woran die menschliche Gesellschaft krankt und blutet, und er findet sie zum Theil in unsern Civilgesetzen, die um so gefährlicher sind, jemehr sie den Schein des Rechts für sich haben. Es sind die verwirrten Umschweife und Ausflüchte, die zahllosen Formalitäten, die zweideutigen Verwahrungen der Civilgesetze, welche, obgleich im Sinne des Gesetzgebers bestimmt, dem ehrlichen Manne vollständige Garantien zu bieten, doch zu ebenso vielen Fallen und Schlingen werden, deren der Schlechte mit Schlauheit sich bedient, um die Wege des Redlichen zu kreuzen, seine Anstrengungen nutzlos zu machen und seine Hoffnungen zu zertrümmern. Sonst erkaufte man die Richter; jetzt sind sie zwar redlich, aber die Justiz ist nicht minder theuer, da man sie mit so kostspieligen Formalitäten zu umgeben weiß; sie ist dem Begüterten und Schlauen immer zugänglicher und wohlwollender als dem Unbegüterten und blos Redlichen. Diese Kosten, verbunden mit der durch die Dunkelheit der meisten Gesetzesstellen veranlaßten Unsicherheit, zwingen den Redlichen, sich anführen zu lassen und sich doch nicht vertheidigen zu können. Dagegen entziehen sich dem Gesetze manche wahrhaft unmoralische und strafbare Handlungen, sodaß ein Mensch, welcher Geld und Credit besitzt, nur zu leicht auch die Gelegenheit hat, einen Mitmenschen, der von diesen beiden mächtigen Stützen entblößt ist, zu ruiniren. So sind oft Tugend und Geist gänzlich dem Gelde untergeordnet. Dies ist die Anbetung des goldenen Kalbes, und kein Moses steigt vom Sinai herab, um das Götzenbild in den Staub zu schmettern. Die Unzulänglichkeit der Gesetzgebung macht sich seit der großartigen Entwickelung der Industrie besonders fühlbar. Die Zustände kehren sich uns unter den Händen um, und die Gesetzgebung bleibt fast stabil. Die Speculation droht allen geistigen Aufschwung und jede freie Regung

des Genius zu erſticken, und es iſt eine Epiſode aus dieſer ſchmerzlichen Kriſis, welche Souveſtre in dem angezeigten Romane mit Talent, Mäßigung und durchdringender Einſicht in die Lage der Dinge und das menſchliche Herz behandelt hat.

25. Ethel, par le marquis *de Custine*. Zwei Bände. Paris 1839.

Cuſtine, ein genauer Kenner der deutſchen Literatur, hat ſich vor dem ſchlechten Geſchmacke, welcher die franzöſiſche Romanenliteratur verunſtaltet hat, wohl zu hüten gewußt. Sein Styl iſt angenehm und glänzend, ohne von Bildern überladen zu ſein, ſeine Compoſition im Allgemeinen einfach. Er kennt die Welt, ſein Geiſt, immer zum Beobachten geneigt, hat etwas Aetzendes, aber viel Unabhängiges. In vorliegendem Romane findet man oft eine beißende, immer aber wahre Kritik der hohen Geſellſchaft wie der Sitten zweier Nationen, der engliſchen und franzöſiſchen. Viel Mannichfaltigkeit der Situationen herrſcht darin nicht, aber ein deſto größerer Reichthum an Beobachtungen, die durch einen gewiſſen Anflug von Menſchenhaß ein eigenthümliches Gepräge von Originalität erhalten.

24. Une mauvaise plaisanterie, par *E. Marco de Saint-Hilaire*. Zwei Bände. Paris 1839.

Eine ſehr mittelmäßige Production, obgleich die zu Grunde liegende Idee etwas Originelles hat. Der Verf. ſtellt als Helden ſeiner Erzählung einen durch und durch materialiſtiſchen Menſchen auf, welcher die ſublunariſche Welt nur als eine Zuſammenfügung organiſirter Theilchen anſieht, deren Vereinigung das Leben und die Lebenserſcheinungen hervorbringt und deren Trennung den Tod nach ſich zieht. Der Verfaſſer ſtellt dieſen Materialiſten dar, wie er ſein Syſtem auf ſeine Lebensweiſe anwendet und, ungeachtet ſeiner natürlichen Anlage zu einem edeln Menſchen, von Verbrechen zu Verbrechen fortſchreitet. Der Gedanke des Romans iſt löblich, die Ausführung durchaus ärmlich.

25. Fumée, par *Cléon Galoppe Bonquaire*. Paris 1838.

Wahrhafte Wein- und Punſchdünſte! Ein Chaos von abgeſchmackten Reflexionen, von fremdartigen Gedanken, von unzuſammenhängenden Worten, welche darüber ganz erſtaunt ſind, ſich hier beieinander zu finden. Wie es ſcheint, ſagt der Verf. Pfui! zu allen Arten des Ruhms, zu allen Arten des Ehrgeizes, mit Ausnahme des Ruhms, ein abgeſchwächter Menſch, ein Roué zu ſein, welcher, von Allem angeekelt, Alles verachtet. Die zerknitterte Eigenliebe eines jungen Mannes, welcher ſich für ein verkanntes Genie, für das Opfer eines ungerechten Schickſals und einer unvollkommenen Geſellſchaft hält, bildet den Gegenſtand aller Romane dieſer Art. Galoppe's Roman leidet an unzähligen Mängeln, an Übertreibung und trivialem Styl; ſein Held iſt von der gemeinſten Sorte und eine durchaus widerliche Figur.

26. Alphonse et Juliette, par Madame *Mélanie Waldor*. Zwei Bände. Paris 1839.

Eine ſehr romantiſche Geſchichte, die indeß nicht unintereſſant iſt und trotz mancher Längen mit Vergnügen geleſen werden wird. Die Leidenſchaften ſpielen darin eine Hauptrolle, wie in allen Romanen franzöſiſcher Schriftſtellerinnen; das Weib ſetzt überall ſein eigenes Herz in die Mitte ſeiner Productionen und beſtimmt von hieraus die Peripherie der Thatſachen. Der Roman ſpielt in Turin und verdankt ſeine Entſtehung ganz der Einbildungskraft der Verfaſſerin. Die Darſtellung iſt anmuthig und der Styl, obgleich hier und da etwas zu poetiſch, im Allgemeinen nicht ohne Grazie und Einfachheit.

27. Alphonse, ou Naples et l'Egypte en 1799. Zwei Bände. Paris 1839.

Dieſer Roman ſchwankt zwiſchen Hiſtorie und romanhafter Erfindung auf und ab und trägt ſomit eine nicht eben anmuthende Baſtardphyſiognomie.

28. Le paravent, par *Charles de Bernard*. Zwei Bände. Paris 1839.

Mehre ſkizzirte Erzählungen ſocialen Charakters, die zuweilen mit falſchem Flitterſtaat herausgeputzt ſind. Aber das Intereſſe darin iſt wohl unterhalten, man ſtößt oft auf richtige Beobachtungen und in den Details erfreut nicht ſelten eine pikante Munterkeit und Aufgewecktheit.

29. Une larme du diable, par *Théophile Gautier*. Paris 1839.

Gautier's Roman iſt ſo cyniſch und trivial, daß er recht wohl auch Hrn. Cléon Galoppe zum Verf. haben könnte. Der Herrgott ſchwatzt darin mit ſeinen Engeln und zankt mit dem Teufel in der Manier der Gevatterinnen und Hallenweiber, indem jene ſich um die Seele eines niedlichen Mädchens ſtreiten, welche in einer Kirche betet. Dies iſt der Prolog. Man ſollte meinen, Gautier habe Goethe's „Fauſt" traveſtiren wollen; aber dies jämmerliche Zerrbild ſcheint wirklich ernſt gemeint zu ſein und auf Originalität Anſpruch zu machen. Überall ſpricht ſich eine zurückſtoßende Verachtung der religiöſen Ideen aus, eine Verachtung, die ſich nicht einmal auf einen ernſten Atheismus oder einen überzeugten Unglauben ſtützt. Bei alledem fehlt es Gautier nicht an Talent und Phantaſie, aber er treibt mit ſeinen Gaben einen Misbrauch, der keine Entſchuldigung finden kann.

30. Vieux mari et jeune femme, roman comique, par *Dupuy de Salornays*. Zwei Bände. Paris 1839.

Endlich auch ein Roman, welcher komiſch iſt oder zu ſein prätendirt. Es iſt aber in dieſer langen, ziemlich ekelhaften Erzählung von einer jungen, an einen alten Libertin verheiratheten Frau nichts, was zum Lachen reizen könnte. Um den Leſer zu amuſiren, reicht es nicht hin, dem Titel die Bezeichnung: komiſcher Roman, beizufügen.

31. La robe rouge, par *Antony Rénal*. Zwei Bände. Paris 1839.

Ein Gewebe von romantiſchen Abenteuern, die tüchtig ineinandergewirrt, mit ſchrecklichen Zwiſchenvorfällen durchſäet und in einem ziemlich mittelmäßigen Style erzählt ſind. Man höre folgende Stelle aus der Vorrede: „Der Verf. hatte anfangs nichts weiter vor, als einen Roman zu ſchreiben. Sein Fehler iſt es nicht, wenn faſt wider ſeinen Willen die Geſchichte mit ihren Schatten und ihrem finſtern Drama in ſein Werk ſich einmiſchte, wie die Lawine und der Regenſtrom ihren Schaum, ihren Schlamm und ihre Trümmer mit der reinſten Kryſtallflut vermiſchen" u. ſ. w.

32. Tout pour de l'or, par *Hippolyte Auger*. Zwei Bände. Paris 1839.

Der Titel zeigt die Tendenz des Romans im voraus an. Der Verf. will uns jene verächtlichen Perſonen ſchildern, welche dem Gelde Alles zum Opfer bringen und, um ihren Zweck zu erreichen, vor keiner Schandthat zurückſchrecken. In dieſem ſchändlichen Beſtreben überbieten ſich die Perſonen, welche uns Auger vorführt, aufs fürchterlichſte und gewähren ein abſchreckendes Schauſpiel. Nach Handwerksbrauch ſind hier alle Freveltaten, Schändlichkeiten und Verbrechen, welche die Einbildungskraft nur erſinnen kann, in einen wüſten Haufen zuſammengebracht.

33. Juliette, ou une bonne fille, par *E. L. Guérin*. Zwei Bände. Paris 1839.

„Juliette" iſt die Geſchichte eines durch ihren Liebhaber verführten Mädchens, das ſpäter, von ihrem Verführer verlaſſen, durch eine Reihe von Ereigniſſen zu einer lüderlichen Dirne herabſinkt und, nachdem es alle Grade dieſes elenden Daſeins durchlaufen hat, in einen Zuſtand des Jammers geräth, dem nur der Selbſtmord ein Ende machen kann. Paris ſah ſchon oft dieſes unglückliche Schauſpiel in der Wirklichkeit. Die moraliſche Tendenz des Romans iſt anzuerkennen.

34. Kirdgéali. Zwei Bände. Paris 1839.

Kirdgéali iſt ein ſerbiſcher Held, welcher den erſten Anſtoß zu dem Unabhängigkeitskriege der Griechen gibt. Auch Ypſilanti tritt in dieſer Epiſode auf, aber in wenig günſtigem Lichte. Der Verf. klagt ihn der Feigheit, der Ränkeſucht und des Ehrgeizes an. Manche Partien ſind mit Energie geſchrieben, die Localfarben gut getroffen; überhaupt bildet die barbariſche, aber offene und heroiſche Wildheit, in deren Region ſich

Digitized by Google

dieser Roman bewegt, einen erfreulichen Gegensatz zu den verderbten Sphären des pariser Raffinements, deren widerlicher Spiegel die Mehrzahl der französischen Romane zu sein pflegt.

35. Gabrielle, par Madame *Ancelot*. Zwei Bände. Paris 1839.

Yves, Sohn einer altadeligen, aber herabgekommenen Familie, heirathet Gabrielle, eine junge und reiche Erbin aus dem Bürgerstande. Der adelstolze Yves ist gegen Gabrielle gleichgültig, und das junge Mädchen, durch das hochfahrende Wesen des Bräutigams während der Hochzeitceremonien beleidigt, faßt den Entschluß, sich ihm nicht eher zu geben, bis es ihr gelungen ist, dem gleichgültigen Ehemanne das Gefühl der Liebe und Zuneigung einzuhauchen. Gewiß eine sehr pikante Wendung, besonders da der Verf. des Romans eine Dame ist. Der Ehemann, an das lustige Junggesellenleben gewöhnt, willigt ohne weitern Anstand in diese eigenthümliche Foderung. Endlich entdeckt er an seiner jungfräulichen Gemahlin Tugenden und Reize, die er vorher nie an ihr sah, er gesteht ihr seine Zuneigung, sie ergibt sich ihm, und es ist kein Wunder, wenn sich die jungen Eheleute fortan gut vertragen und ein glückliches Leben führen. An der Darstellung und Einkleidung dieser einfachen, aber pikanten Thatsächelchen hängt viel aristokratisches Flittergold.

36. Les galanteries du maréchal Bassompierre, par *Lottin de Laval*. Zwei Bände. Paris 1839.

Dieser mit vielem Pomp von mehren Journalen im voraus angekündigte Roman enthält die berühmten und berüchtigten Liebesgeschichten des Marschalls Bassompierre, die er mehren, eines Complots gegen den Cardinal Richelieu angeschuldigten und in der Bastille mit ihm eingekerkerten Freunden erzählt. Ein etwas lüderlicher und ausgelassener Inhalt ist dem Buche allerdings nicht abzusprechen.

37. Diane et Louise, par *Frédéric Soulié*. Zwei Bände. Paris 1839.

Zwei Verführungs- und Courtisanengeschichten, in der Form einer Correspondenz zwischen zwei Freunden, wovon der eine in Paris, der andere in der Provinz wohnhaft ist. Auch verspricht uns der Verfasser, in dieser Manier fortzufahren und uns die Gesellschaft unter zwei Gesichtspunkten, einem hauptstädtischen und einem provinziellen, abzuschildern. Wir werden uns wol auf sechs oder acht Bände, wie bei den „Memoiren des Teufels", gefaßt machen müssen. Nichts ist lächerlicher als jene philosophischen Anmaßlichkeiten, die man für Erzählungen macht, welche nicht den geringsten moralischen und philosophischen Hintergrund haben und sich auch in literarischer Hinsicht durchaus nicht über die Schneelinie der Mittelmäßigkeit erheben. 28.

Literarische Notiz.

Ein wichtiges Werk zur Kenntniß des Judenthums ist folgendes: „Sketches of Judaism and the Jews. By the Rev. *Alexander M'Caul*" (London). Diese „Skizzen", einige Ergänzungen ausgenommen, erschienen bereits zu verschiedenen Zeiten in den Jahren 1834—38 im „Britischen Magazin" und bilden einen sehr interessanten Band von Nachrichten über die jüdischen Sekten, Sitten u. s. w. Die erste Abtheilung: „Über den intellectuellen Zustand der rabbinischen Juden", ist von so großer Wichtigkeit, daß sie allein schon die Lecture nicht gereuen lassen wird. Äußerst unterhaltend ist in der zweiten Abtheilung ein Bericht über eine fanatische jüdische Sekte, die Chasidim genannt, deren Hauptsitz in Polen ist. Was sie besonders unterscheidet, ist ihr unbedingter Gehorsam gegen den Rabbi oder Tzaddeck, der sogar die Unterwürfigkeit, welche die römischen Katholiken ihren Beichtvätern schuldig sind, hinter sich läßt. Die Chasidim sind verpflichtet, Weisheit und Wissenschaft, ja ihren eigenen Menschenverstand zu unterdrücken, um anzunehmen, was der Tzaddeck sagt. Selbst wenn dieser gegen das Gesetz handelt, sind sie verpflichtet, blind anzunehmen, daß der Tzaddeck im Rechte sei. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*12. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Neuntes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Velinpapier 18 Gr.

Mit dem achten Hefte ist der erste Band dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen. Er kostet auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 4 Thlr., auf Velinpapier 6 Thlr.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, die im Jahre 1837 beendigt wurde, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem

neuen Abonnement,

in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen. — Über das Universal-Register zur achten Auflage vgl. Nr. 36.

*13. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F.-S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Classen enthalten.

*14. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von A. G. Schweitzer. In zwei Bänden. Ersten Bandes zweite Abtheilung und zweiter Band. Mit Holzschnitten. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung des ersten Bandes, mit 36 Holzschnitten (1838), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*15. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. E. Gruber. Zweiundvierzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. G. Hoffmann. Sechszehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. C. Meier und L. J. Kämp. Zwölfter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*16. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *G. F. Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Subscriptionspreis jedes Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Der erste Band: A—K, in 6 Heften (1838), kostet 5 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 172. — 21. Juni 1839.

Über den franzöſiſchen Volksdichter Jean Reboul. *)

Alexander Dumas hat eine Art Vorrede zu den Gedichten Reboul's geſchrieben, die beide halbwegs charakteriſirt. Daher hier Einzelnes aus derſelben.

In dem Hauſe des Dichters angekommen, fragte ihn Alexander Dumas:

„Habe ich die Ehre mit Hrn. Reboul zu ſprechen?"

„„Mit ihm ſelbſt.""

„Ein Brief von Taylor."

„„O! wie geht es ihm?""

„Ganz gut."

Er begann zu leſen. Unterdeß ſah ich mir ihn näher an. Er war ein Mann von 35—37 Jahren, mit einer beinahe arabiſch braunen Geſichtsfarbe, ſchwarzen und glänzenden Haaren, perlmutterweißen Zähnen. Als er bis zu meinem Namen gelangt war, richtete ſich ſein Blick von dem Briefe ab auf mich und grüßte mich zum zweiten Male. Dieſer Blick war raſch und durchdringend; und erſt da bemerkte ich, daß er prachtvolle, indiſche, mächtige und ſammetne Augen, gemacht, um die Liebe wie den Zorn auszuſprechen, hatte.

„Mein Herr", ſagte er, „ich habe wahrlich große Verbindlichkeiten gegen den Baron Taylor, und ich weiß nicht, wie ich jemals dieſelben abtragen ſoll." So kam die Reihe an mich, mich zu verbeugen. „Aber wollen Sie mir erlauben, frei und ohne Umſtände gegen Sie zu handeln."

„„Ich bitte Sie darum!""

„Sie kommen, um den Dichter und nicht den Bäcker zu beſuchen, nicht wahr? Aber ich bin Bäcker von fünf Uhr Morgens bis vier Uhr Abends. Von vier Uhr bis Mitternacht bin ich Dichter. Wollen Sie Milchbrot? ſo bleiben Sie hier; wollen Sie Verſe? ſo kommen Sie um fünf Uhr wieder."

„„Ich werde um fünf Uhr wiederkommen.""

In dieſem Augenblicke traten zwei oder drei Käufer in den Laden. „Sie ſehen", ſagte er mir, „wir würden keinen Augenblick ungeſtört ſein", und er bediente dieſelben. Die Thüre der Backſtube öffnete ſich und ein Bäckerknecht erſchien.

„Der Ofen iſt geheizt, Meiſter."

„„Schickt Jemand in den Laden, ich will ſelbſt das Brot in den Ofen ſchieben."" Eine Frau kam, um an dem Ladentiſch Platz zu nehmen. „Bis um fünf Uhr", ſagte er mir. „O ſicher!" Und er ging hinein, um ſein Brot zu backen.

Ich kam zur beſtimmten Stunde zurück. Reboul erwartete mich an einer kleinen Thüre. Sein ſtets offener Laden war für den einfachen Verkauf im Einzelnen Andern anvertraut. Er kam mir ein paar Schritte entgegen. Er hatte andere Kleider an, die ſehr einfach, aber ſehr reinlich waren und die ſcharfe Mitte zwiſchen Volk und Kleinbürger hielten. Wir ſtiegen eine kleine Wendeltreppe hinauf; wir befanden uns mitten auf einem Speicher, auf deſſen Dielen Weizen von verſchiedenen Qualitäten aufgehäuft war. Wir traten in eines der Thäler zwiſchen jenen kleinen Nahrungsbergen und befanden uns nach zehn Schritten an der Thür einer Kammer. Wir traten ein.

„So", ſagte Reboul, indem er die Thüre hinter ſich ſchloß. „So! nun ſind wir von der materiellen Welt getrennt und jetzt iſt die Welt der Illuſion unſer. Es iſt dies hier das Heiligthum. Das Gebet, die Begeiſterung und die Poeſie nur haben das Recht, hier einzudringen. In dieſer Kammer, einfach wie Sie ſehen, habe ich meines Lebens ſchönſte Stunden zugebracht, die der Arbeit und der Träume."

In Wahrheit, das Zimmer war von einer beinahe mönchiſchen Einfachheit. Weiße Vorhänge am Bette und an den Fenſtern, einige ſtrohgeflechtene Stühle, ein nußbaumenes Schreibpult, ein elfenbeinernes Crucifix waren das ganze Geräthe. Was die Bibliothek anbelangt, ſo beſtand dieſelbe aus zwei Büchern: der Bibel und Corneille.

„Ich fange an", ſagte ich ihm, „Ihr doppeltes Leben zu begreifen, das mir bis jetzt unerklärlich ſchien."

„„Es gibt unterdeß nichts Einfacheres, und Eines hilft dem Andern. Wenn die Arme arbeiten, ruht der Kopf, und wenn die Arme ruhen, arbeitet der Kopf.""

„Aber — verzeihen Sie meine Fragen."

„„Nur immer zu.""

„Sind Sie von wohlhabender Familie?"

„„Ich bin der Sohn eines Arbeiters.""

„So haben Sie wenigſtens einige Erziehung genoſſen."

„„Gar keine.""

„Wer hat Sie denn zum Dichter gemacht?"

„„Das Unglück.""

Ich ſah rings um mich; Alles ſchien ſo ruhig, ſo ſtill, ſo glücklich in dieſem kleinen Zimmer, daß das ausgeſprochene Wort: Unglück, hier kein Echo zu haben ſchien.

„Sie ſuchen eine Erklärung Deſſen, was ich eben ſagte; nicht wahr?"

„„Und ich finde ſie nicht, ich geſtehe es.""

„Sind Sie nie über ein Grab gegangen, ohne es zu ahnen?"

„„Wahrlich; denn das Gras war grüner und die Blumen friſcher.""

„Wohlan, das iſt's: wir ſind über einem Grabe."

Eine Thräne trat in ſeine Augen. Ich reichte ihm die Hand hin. „Sie verſtehen, nicht wahr? was es heißt ein großer Schmerz, den man vergebens abzuſchütteln ſucht. Diejenigen, die mich bis dahin umgeben hatten, waren Leute meines Standes, gute, aber gewöhnliche Seelen. Anſtatt mir zu ſagen: weine, und wir weinen mit dir, ſuchten ſie mich zu tröſten; meine Thränen, die nur ſich zu ergießen ſtrebten, floſſen gegen mein Herz zurück und überſchwemmten es. Ich ſuchte die Einſamkeit, und in Ermangelung einer Seele, die mich ver-

*) Poésies par *Jean Reboul* (de Nîmes). Vierte Auflage. Paris 1837.

stand, suchte ich Trost in Gott. Diese einsamen und gottgläubigen Klagen nahmen einen poetischen und erhabenen Charakter an, den ich sonst nie in meinen Worten bemerkt hatte. Meine Gedanken bildeten sich eine Sprache, die mir selbst beinahe unbekannt war, und da sie dem Himmel in Ermangelung der Sympathie auf Erden zustrebten, so gab der Herr ihnen Flügel, und sie stiegen zu ihm auf."

„Ja, das ist's", sagte ich ihm, als ob er die einfachste Sache von der Welt erklärt hätte; „und ich verstehe jetzt, daß die wahren Poeten so zu solchen werden. Wie viele talentvolle Männer gibt es nicht, denen nichts fehlt als ein großes Unglück, um genievolle Männer zu werden! Sie haben mir mit einem Worte das Geheimniß Ihres Lebens gesagt, und ich kenne es jetzt wie Sie selbst."

„„Dann fügt zu den persönlichen Leiden die öffentlichen Leiden hinzu. Bedenkt den Dichter, der allen religiösen Glauben, alle politische Überzeugung wie die Blätter in den Monden des Herbstes rings um sich fallen sieht, und der wie ein entasteter Baum stehen bleibt, einen Frühling erwartend, der vielleicht nie wiederkommen wird. Sie sind kein Royalist, ich weiß es; aber Sie sind religiös. Denken Sie sich also, was es heißt, die heiligen Bilder, zu denen euch als Kinder euere Mutter führte, um vor denselben zu beten, umgerissen, unter die Hufe der Pferde getreten, in den Koth geschleppt zu sehen. Bedenken Sie, was es heißt, das in Nimes, in dieser alten Stadt der Zwietracht, wo beinahe jede Erinnerung ein Haß ist, wo das Blut so schnell und so lange floß, zu sehen! . . . O! wenn ich nicht die Poesie, um zu klagen, die Religion, um mich zu trösten gehabt hätte, was wäre dann aus mir geworden, o mein Gott!""

„Wir haben Alle Ähnliches gesehen, und das ist, glauben Sie mir, die Ursache, daß in unserer Zeit jeder Poet im Falle der Noth auch homme social ist. Das Reich der Poesie ist durch das Feld der Politik vergrößert worden; die Revolutionen haben es mit dem Schwert umgepflügt und unsere Väter es mit ihrem Blute gedüngt. Säen wir in dasselbe das Wort, und der Glaube wird in ihm wieder Wurzel fassen."

„„Sie haben ein ganzes Königreich, das Theater. Ich, ich habe nur einen Garten. Einerlei, ich werde Blumen in demselben ziehen, und ich werde Kränze daraus machen, die ich Ihnen zuwerfe.""

„Sie haben mich nicht zu sich bestellt, um mir Complimente zu machen, sondern um mir Ihre Verse zu lesen."

„„Wünschen Sie dies im Ernste, oder veranlaßt Sie nur die Neugierde und die Artigkeit, dies zu fodern?""

„Ich glaubte, daß wir uns hinlänglich kennten, um uns wechselseitig ähnliche Fragen ersparen zu können."

„„Sie haben Recht, und ich stehe zu Ihren Diensten; wenn ich Sie langweile, so unterbrechen Sie mich.""

Er begann.

Wahrheit und Dichtung gehen ziemlich sicher in der Darstellung dieses Gespräches zwischen Alexander Dumas und dem Bäcker von Nimes Hand in Hand. In der Hauptsache aber wird Dumas wol den Ideengang des Gespräches mitgetheilt und jedenfalls den Arbeiter-Dichter zu charakterisiren gesucht haben. Da es ungefähr Alles ist, was ich über das Leben und Wesen des Dichters außer seinen Poesien kenne, so würde ich schon deshalb gezwungen sein, es als Ausgangspunkt zur Würdigung seiner Gedichte selbst zu betrachten. Überdies führt dies Gespräch die Poesien Reboul's in die Welt ein, und wenn Dumas dasselbe veredelt oder durch seine Phantasie ausgeschmückt hat, so hat Reboul dadurch, daß er es seinem Buche voranschickte, es anerkannt.

Im Allgemeinen herrscht in demselben ein ganz anderer Geist als in den Gedichten Lebreton's und in Dem, was wir über dessen Leben kennen. *) Ein großes Unglück hat den Bäcker von Nimes zum Dichter gemacht. Und welches ist dies Unglück? Der Tod einer Geliebten, eine Privatsache, die leider Gottes der wimmernden und jämmerlichen Poeten so viel geschaffen hat, daß man gegenwärtig Gedichte nur mit Vorsicht in die Hand nimmt und sie noch öfter unberührt liegen läßt. Nebenbei hat der Bäcker von Nimes auch die öffentlichen Leiden mitgefühlt, es hat ihm das Herz zerrissen, wenn man seine Heiligenbilder umwarf; aber der Schmerz muß doch nicht so gar arg gewesen sein, denn in der nächsten Minute hat er denselben wieder vergessen, und anstatt in seinen Gedichten Blitze gegen die Frevler schleudern zu wollen, ist er viel bescheidener und bestimmt die Blumen seines poetischen Gartens zu Kränzen für den großen Helden des Jahrhunderts, der da Alexander Dumas heißt. Was sagt doch das Sprichwort von den Perlen? ich entsinne mich dessen nicht gleich wieder.

Dann habe ich großen Zweifel, daß Hr. Reboul sich für viel ärmer ausgibt, oder daß Hr. Dumas ihn ärmer macht, als er wirklich ist. Nach dem angeführten Gespräche schon, noch mehr aber nach Durchlesung der Gedichte Reboul's ist es nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß er außer der Bibel und Corneille noch ganz andere Bücher studirt hat und in der Geschichte Frankreichs und Roms, in der französischen, ja selbst in der fremden Literatur — so weit diese übersetzt worden — nicht so fremd ist, als die Einleitung in seine Gedichte es glauben machen will.

Endlich nannte ihn der Knecht, der ihn aufforderte, das Brot in den Ofen zu schieben, Meister! Reboul ist überdies Royalist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neorama. Von Friedrich Wilhelm Carové. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1838. Gr. 8. 7 Thlr.

Der deutsche Literaturgeist unterscheidet sich unter Anderm auch dadurch von dem französischen, englischen u. s. w., daß er bei dem Gelehrten den schönen Geist, bei dem Schöngeist aber den Gelehrten nicht anerkennt und die Ansprüche fast niemals gelten läßt, die ein Autor zugleich auf Geschmack und auf Wissenschaft macht. Bei uns muß der Mann von Wissenschaft sorgfältig verbergen, was er an Geschmack besitzt, und der Poet hat zu verheimlichen, was ihm aus dem Gebiete der Wissenschaften beiwohnt; er läuft Gefahr, beiderlei Geltung zu verlieren, wenn er auf beiderlei Anspruch macht. Bei den Franzosen ist dies anders. Buffon konnte als Gelehrter und als Schöngeist zugleich glänzen, Pascal, Chateaubriand, Cuvier und so viele Andere preist die Kritik heute als Männer der Wissenschaft, morgen als Redner, Dichter und Schöngeister. In Deutschland verzieh man kaum Herder, kaum Goethe, daß sie nach zwiefachem Ruhme strebten, und dem großen Meister ist es immer ein Schmerz gewesen, daß er als Gelehrter und Naturkundiger zu keiner rechten Geltung bei der Facultät durchdringen konnte. Fichte wurde laut und bitter getadelt, als er Versuche machte, ein poetisches Blatt in den philosophischen Kranz zu flechten, und geringern, jedoch hochachtbaren Geistern

*) Der Artikel über Reboul ist ein Auszug einer größern Arbeit, in der des Dichters Lebreton an einer andern Stelle gedacht ist.

hat man diesen doppelten Anspruch in Deutschland niemals durchgehen lassen.

Auch der Verf. dieser Schrift gehört zu Denen, welche den Glanz der ernsten Wissenschaft gern mit dem Flitter des schönen Geistes paaren möchten und von dem deutschen Literaturgeist an beiden Stätten sich daher zurückgewiesen sehen. Carové hat sich in jüngster Zeit bei dem Kampfe gegen veraltete Anmaßungen Roms Verdienst erworben, und nicht die schlechtesten Argumente sind von ihm zur Bezwingung so ungeordneter und unbändiger Rhetoren, wie Görres einer ist, dargeboten worden; allein sein gelehrtes Gewicht würde noch ganz anders in die Wagschale fallen, wenn er nicht den Fehler hätte, ein Mann von Geschmack zu sein. Deutschland verzeiht dies nicht anders als auf Kosten des Gelehrtenruhms.

In dem vorliegenden Werke nun zeigt sich der Verfasser durchhin als von dem Streben nach bilateralem Ruhme beseelt. Sein großes Wort ist überall das Wort: Humanität, jene Entdeckung Herder's im Gebiet des Geistes, in welchem schon an und für sich Wissenschaft und Schönheit (Geschmack) zusammenfließen. „Humanität", sagt er in der Einleitung, „ist das Wort Gottes, das im vorigen Jahrhundert aus gewaltig erregtem Bedürfniß des Friedens in dem hadernden Europa auf einmal laut wurde, um als die frohste Botschaft über die ganze Erde verbreitet zu werden. Die Wege, welche sonst stolze Eroberungssucht, gieriger Handelsgeist, beschränkter Fanatismus einschlugen, stehen nun nur dem reinmenschlichen Wollen offen." „Dem alten Mythus zufolge war Harmonia die Tochter des Kriegsgottes und der Aphrodite, und Weltordnung war ihr Name, und die siebensaitige Leier der Künste das Symbol des göttlichen Einklangs." Mit diesen Worten rechtfertigt der Verf. vor sich selbst die Schmelzung in seinem Geiste und in seinem Streben, wenn es einer Rechtfertigung darüber bedürfte. Wir haben jedoch keine Furcht, daß die Wissenschaft schaumähnlich und oberflächlich, oder die Poesie pedantisch werde, wenn Geister wie Goethe und Herder ihre harmonische Vereinigung versuchen, oder wenn Männer wie Carové sich zu ihren Schülern bekennen. Wir halten im Gegentheil dafür, daß dadurch viel gewonnen und nichts verloren werde.

Und so wollen wir denn auch dem achtbaren Verf. gern einen günstigen Blick zuwenden. Wir können uns zwar nicht lange bei dem Wiederabdruck von Aufsätzen aufhalten, die er im ersten Abschnitt über „Parcival", „Hamlet", „Knebel's Nachlaß" gibt; auch der „Literaturbriefe" an eine Dame über Rückert, Sainte-Beuve, Bettina, Weltpoesie und Schefer's „Laienbrevier" nur kurz gedenken, weil alle diese Gegenstände fast schon der literarischen Vergangenheit angehören, diese Blätter aber wesentlich der Gegenwart und dem heutigen Strome der Literatur gewidmet sind; indessen verdient doch der „Rückblick auf die schöne Literatur des J. 1835" und der Aufsatz: „Kritische Studien", einer besondern Erwähnung. Hier ist es namentlich die Vermittelung der Urtheile über Novalis und Bettina, die dem Verf. gelingt, und zwar deshalb, weil er zwischen der Naturgemäßheit und der Culturgemäßheit einer literarischen Erscheinung zuerst scharfe Grenzen zieht. Wir können dies dreist als eine kritische Entdeckung bezeichnen, die dem Verf. zu danken ist, und welche künftige Urtheile über ähnliche Erscheinungen hinfort von vornherein berichtigen muß. Die Naturgemäßheit schließt das Bewußtsein der Culturregeln aus, und es ist daher des Verf. Ansicht nach ein Unrecht, das wir der erstern anthun, wenn wir sie und ihre Erscheinung nach dem Maße des Culturgemäßen messen und würdigen wollen. Dies Unbewußtsein aber hat Goethe bei Bettina gewiß erkannt, er würde andernfalls sicher jede Verbindung abgebrochen haben.

In der Abtheilung: „Zur Philosophie", beschäftigt sich der Verf. zunächst mit Giordano Bruno und seinen ziemlich verschollenen philosophischen Werken. Es ist bekannt, daß Bruno, etwa 1550 zu Nola im Neapolitanischen geboren, Dominikaner, seiner reformistischen Ansichten wegen aus Italien vertrieben, in Frankreich, weil man ihn für einen Calvinisten hielt, verfolgt, 1586 zu Marburg immatriculirt, dann zu Wittenberg und Helmstädt verweilend, 1595 zu Venedig ergriffen, 1600 zu Rom als Ketzer verbrannt, seine Lehren mit einem philosophischen Tode besiegelte. Diesem wechselvollen äußern Leben entsprach das innere des Denkers. Die Verwerfung der Kirchenautorität und des Aristoteles, die Lehre von der Lehr- und Gewissensfreiheit weihte Bruno dem Scheiterhaufen; unter den Denkern aller Zeiten aber werden seine Schriften: „De principiis veri", „De sphaera", „De anima", „Liber clavis magnae", „Triginta statuta" u. s. w. stets Epoche machen. Hier sind die Anfangspunkte von Leibnitz, Kepler und Descartes anzutreffen; denn Bruno beschreibt den ganzen Kreislauf des denkenden Geistes vom Idealismus zum Materialismus und von diesem zum Pantheismus, den er schließlich so ausspricht: „Jeder Substanz, der Seele also auch, harrt bezugs der Dauer: Ewigkeit, des Ortes: Unermeßlichkeit, der Wirksamkeit: Allgestalt (omniformitas); der Mensch geht in Gott über und strebt, wie Gott Alles ist, Alles zu sein."

Leibnitzens Dissertation: „De principio individui", gibt den zweiten Gegenstand der Betrachtung her; die, welche dem Schwärmer Swedenborg gewidmet ist, zeichnet sich durch Neuheit und Gründlichkeit sowie durch werthvolle Rückblicke auf Jakob Böhme aus. Im Ganzen genommen, stellt sich der Verf. für diese beiden Männer auf einen sympathetischen Gesichtspunkt, während er für Fr. v. Schlegel äußerst streng ist. Wir stimmen ihm hierin vollkommen bei. Die Mystik ist in den beiden Erstgenannten eine natürliche, bei Fr. v. Schlegel aber eine entweder gemachte, oder wenigstens verschuldete; sie ist eine Mystik des Verstandes, die ein Unding ist; eine solche, die nicht in Anschauungen, sondern in Wortspielen wurzelt. Selbst das Gewissen ist total ohnmächtig bei ihm, da er alle Gesetze (auch das Moralgesetz) für vorübergehend und bedingt erachtet und nichts für nothwendig setzt als Freiheit, diese letztere aber nur deshalb, „weil sie nun einmal wirklich ist". Ein so unzeitiges Hin- und Herreden, meint der Verf. mit Recht, sei der Vergessenheit zu übergeben.

Die Erkenntnißlehre von K. Ch. F. Krause, in der die Grundgedanken der philosophischen Ansichten des Verf. selbst anklingen, findet dagegen an ihm einen warmen Bewunderer. Für ihn, den Verfechter des Allgemeinmenschlichen und der Humanitätslehre, ist Krause's Verdienst um die ideale Bedeutung des Freimaurerbundes, den Lessing und Herder zuerst zum Bewußtsein brachten, ein großes. „Dieser Bund", sagt Krause, „ist bis jetzt der einzige bestehende Versuch, das Menschheitsleben zur Anschauung zu bringen und den offenen Menschenbund vorzubereiten." Näher auf den philosophischen Grundgedanken Krause's eingehend, wird erinnert, daß Krause ihn selbst als Panentheismus und organischen Harmonismus bezeichnet, d. h. als Versuch, den Spinoza'schen Begriff der absoluten Substanz mit der Leibniz'schen Urmonade zu verschmelzen, in dem Ausdrucke der prästabilirten Harmonie. „Gott", lehrt Krause, „ist außer und über allem Besondern, außer und über dem Weltganzen, welches in Gott, unter und durch ihn ist. Auf keine Weise kann daher gesagt werden, daß die Welt selbst Gott sei, obgleich sie in ihrer Endlichkeit eine Darstellung der Wesenheit Gottes ist."

Oberlin's „Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode" geben zu einer Betrachtung über die Wissenschaft des Ungewissen Anlaß, die durch Anwendung auf die gegenwärtigen Bestrebungen Kerner's u. A. leicht fruchtbar zu machen war. Wir unsererseits gestehen gern, daß wir von dem Misbrauch der Philosophie in diesen Erörterungen sowie von dem Misbrauch der Sprache in ihnen entschieden zurückgeschreckt werden. In dieser Wissenschaft des Ungewissen ist auch von Origenes bis Bromley und Kerner kein Fortschritt wahrzunehmen, und selbst Mesmer's Entdeckung hat nur zu einem Mehr von Zweifeln geführt. Man kann hierin insofern dreist Alles für Täuschung erklären, als ein Gesunder von dem Wechselspiel zwischen der Seele und den Organen gar

keine Ahnung hat und nur der kranke Mensch in ihren Zusammenhang bisweilen augenblickliche und blitzähnliche Einblicke thut. Erfahrungen dieser Art hat gewiß jeder Aufmerksame schon an sich selbst gemacht; er hat in kranken Zuständen Zusammenhänge zwischen der Seele und den Organen wahrgenommen, die sich ihm entzogen, sobald er wieder gesund war.

Das über Gutzkow's Schrift: „Zur Geschichte der Philosophie", Gesagte erregt unsern innigen Beifall. Wenn Jemand, der auf so unphilosophischem Standpunkte steht wie Hr. Gutzkow, den Sichelwagen seiner Kritik keck durch eine Wissenschaft treibt, an welche ein Vico, Herder und Hegel sich nur nach vieljährigen Studien wagten, so muß man einen solchen Unbesonnenen und Übermüthigen derb in seine Grenzen weisen; dies geschieht hier mit gewichtigen und kräftigen Worten unter dem lauten Beifall des Lesers. „Menzel und Gutzkow", sagt Carové, „der Unterschied zwischen beiden gleich widerspruchsreichen Productionen ist kein anderer als der zwischen dem grauenhaften Antlitz eines sterbenden Greises und dem bleichröthlichen Gesichte eines nicht lebensfähig geborenen Kindes." Der dünkelhafte Eigensinn Menzel's gibt ebenso wenig Hoffnung auf eine einstige Wiedergeburt als seines Widersachers ideenloses Hin- und Herschwanken, das erst an Kant sich befestigen müßte, bevor es auf eigene Forschungen ausginge.

Die Abtheilung, „Zur Geschichte" betitelt, betrachtet zuerst die Mosaischen Urkunden unter einem ganz neuen Gesichtspunkt, den wir als den mythologischen bezeichnen möchten. Moses gründete den Dualismus zwischen Himmel und Erde, gegenüber der griechischen Weltansicht, die aus Himmel und Erde eine Familie machte. Diesem Gegensatz ist der zweite Aufsatz gewidmet. In ihm ist die Ansicht neu, daß der griechische Cultus die Götter des Lebens denen des finstern Todes entgegensetze, beide aber dem Schicksal (*Μοῖρα*) unterordne; so jedoch, daß manche Begebenheit *ὑπὲρ μοῖραν* (*ὑπὲρ αἶσαν*), gegen und wider das Verhängniß geschieht. Aus dieser Lehre entwickelte sich fortbildend das Humanitätsgesetz, der große Grund- und Kerngedanke der griechischen Philosophie und des griechischen Lebens. „Menschen ziemt menschliches Theil" und „Strebe nicht thöricht, Gott zu werden", denn „des Tages Kinder (*ἐπαμεροι*) sind des Schattens Traum", das sind die Hauptgedanken Pindar's und Sophokles'. Nach dieser Blüte der griechischen Denkform fand sich die Entstellung ein, welche in den Gnosticismus überführte. Der „Blick auf die letzten Zeiten der alten Welt" beschäftigt sich mit dieser Entstellung, die in Cicero einen Reformator fand, in dessen weltbeschauendem Geiste fast sämmtliche Grundideen der Neuzeit klar anklingen. Der Übergang vom Mittelalter auf die neueste Zeit durch Hierarchie und Scholastik ist durch den Verf. klar und erfreulich vermittelt und der Reformation ihr Recht und ihr Ruhm als Vernichterin des Despotismus in seiner zwiefachen Gestaltung vindicirt. Durch sie hat sich das Wissen der Einzelnen verallgemeinert, und das Streben und Wollen ist gemeinsam geworden. Diese Gemeinsamkeit der Gefühle aber ist der Quell des Humanitätsbegriffes geworden.

Die deutsche Entwickelung unter diesen Einflüssen macht den Gegenstand einer besondern Betrachtung (Nr. 5), und die constitutionnelle Monarchie (Nr. 6) wird als der jetzt geltende Ausdruck der Entwickelung der deutschen Lebensform angesehen. Die Schlußbetrachtung endlich gibt: „Ideen zur Geschichte der Menschheit", in denen das Verhältniß von Ideal und Wirklichkeit in der Menschengeschichte näher bestimmt wird. Das Naturwesen, Staat, heißt es hier, ist in jedem Augenblicke alles Das, was es eben dann sein soll (Wirklichkeit); allein es ist nicht Das, was es überhaupt sein soll. Daher ist die Reform ewige Bedingung des Staatenlebens wie des kirchlichen Daseins. Versöhnung aber zum harmonischen Dasein (ideellen Organismus) ist die Aufgabe und die Arbeit der neuesten Zeit; die Verklärung des Weltganzen zur Harmonie (Humanitätsbegriff) ist Das, wofür unsere Zeit berufen ist.

Die beiden folgenden Theile enthalten fast nur Fragmente und Miscellen aus dem Gebiete des Wissenswürdigen. Es sind zum Theil Notizen des Verf. aus seiner Lecture, in Überschriften wie: „Biographisches", „Kirchliches", „Kritisches", „Statistisches", „Culturgeschichtliches" zusammengestellt. Unstreitig ist hierunter viel Lesenswerthes; es würde uns aber zu weit führen, wollten wir davon auch nur eine Übersicht geben. Nur die eigenen Gedanken haben hierauf einen Anspruch, und diese finden sich mehr in den dritten Theil verwiesen, wo sich beherzigenswerthe Aufsätze über Weltreligion und Papstthum, Geist der Geschichte und Bestrebungen der Neuzeit, Christenthum und Naturpflicht finden. Überall ist der Verf. ein tüchtiger, fast verwegener Kämpe für die Humanitätsidee und ein gefährlicher Widersacher des Autoritätsglaubens und der Anmaßungen des stagnirenden Kirchenthums. Die Abtheilung: „Zur Culturgeschichte", bringt Aufsätze über Emancipation der Juden, über die Wiedergeburt Griechenlands, Fanatismus und Sklaverei, englisches Staatsleben und Rußlands Bestimmung, die Zügelung der in Irrthum ausschweifenden liberalen Ideen, Selbstbekenntnisse von Convertiten, Stolberg und Eckstein, Denkglauben und Zeitstimmen. Die Abtheilung: „Tabletten zur Völkerkunde", ist an culturhistorischen Notizen reich und beleuchtet den Orient wie den Occident mit guten Streiflichtern. Auch die Aufsätze: „Statistik der italienischen Literatur", „Hellas" und „Corsica" (Criminalstatistik) sind dankenswerth. Aus Frankreich erfahren wir, daß die Congregation zur Verbreitung des Glaubens, eine Stiftung des Grafen Montalembert, jetzt eine Million jährlicher Revenuen hat; immer genug, um viel Unfug damit anzustiften. Das ganze Werk schließt mit einer Vorlesung: „Die drei Worte des Lebens", welche der Verf. Gott (das Allerheiligste), Freiheit (geistige Selbstbestimmung) und Liebe (Humanität) nennt. Es wäre ungeschickt, hiergegen zu polemisiren, obwol sich die Angeln des reinmenschlichen Lebens auch noch anders nennen ließen.

Und hiermit schließen wir denn die Anzeige von den Tendenzen dieser sehr achtbaren, auf der Höhe der Zeiten schwebenden Betrachtungen. Das Werk bildet kein System, aber der Geist humanen Wollens und Strebens wirkt und weht in ihm, und dieser Geist pflegt des guten Samens mehr auszustreuen, als starre Systemsucht und eigenliebige Rechthaberei je vermögen. 30.

Notizen.

Vielverheißend für die Kenntniß der südamerikanischen Küstenländer, eines großen Theils der Inseln des stillen Weltmeers und ihrer Bewohner wie für Naturgeschichte, Geographie, Hydrographie scheint eine in drei Bänden zu London erscheinende „Narrative of the voyages of H. M. S. Adventure and Beagle". Drei Reisen wurden von diesen Schiffen gemacht; jeder Band enthält eine Reise. Dem ersten sind Abhandlungen des Majors Sabine über die auf derselben gemachten magnetischen Beobachtungen hinzugefügt; besonders reich an naturhistorischen und geologischen Beiträgen ist der dritte Band. Zahlreiche Stahlstiche, Karten, besonders eine Karte von Südamerika von Arrowsmith, und Plane sind eine sehr erwünschte Zugabe.

Von der „Wauluspa" und andern Sagen aus Sämund's unsterblicher Sammlung, der „Edda", hat Bergman zu Paris eine neue Ausgabe in isländischer Sprache mit französischer Übersetzung und Glossarium herausgegeben.

Einer der beliebtesten englischen Liederdichter, Haynes Bayly, dessen Gesänge im Munde des englischen Volks sind, ist nach der Versicherung englischer Journale zu Cheltenham im Elend der Dürftigkeit jämmerlich untergegangen. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 173. — 22. Juni 1839.

Über den franzöſiſchen Volksdichter Jean Reboul.

(Fortſetzung aus Nr. 172.)

Jetzt aber zu ſeinen Gedichten. Als Antwort auf die Vorrede Hrn. Dumas' hat Reboul demſelben ein Gedicht gewidmet, mit dem ſeine Sammlung beginnt. Hier leſen wir dann am Schluſſe deſſelben:

Je suis né pour la vie et n'obéirai pas;
Dans le fond du sépulcre où tu me fais descendre
Mes hymnes donneront la parole à ma cendre;
Je laisse en m'en allant de quoi l'anéantir,
Je l'ai tuée, o mort! avant que de mourir;
Et j'ai fait avancer pour moi le jour supréme,
Où tu ne pourras plus dévorer que toi-même,
Où tout viendra te dire avec dérision:
Qu'as tu fait de ta faux et de ton aiguillon?

Es iſt das unſtreitig ein ſchöner, ja erhabener Gedanke, und ich würde ihn edel nennen, wenn Reboul dies von irgend einem andern Dichter, ja ſelbſt von ſeinem großen Freunde Alexander geſagt hätte, aber er ſpricht von ſich ſelbſt! Der gute Bäcker glaubt, daß er das Geſetz der Zeit und der Welten zernichtet, weil er ein paar nicht ſchlechte und etliche ganz gute Strophen gemacht hat.

Doch will ich vorerſt deswegen nicht mit ihm rechten. Er mag dieſe vorzeitige Selbſtvergötterung bei ſeiner chriſtlichen Demuth verantworten.

Wenn die Gedichte der Volkspoeten in Frankreich ein höheres Intereſſe als die der übrigen haben, ſo iſt dies nur der Fall, weil es nicht ohne Bedeutung iſt, zu ſehen, wie eine Claſſe, die bis jetzt ſtumm geweſen, beginnt zu ſprechen, zu beobachten, aus welchem Geſichtspunkte ſie ihre Lage und den Zuſtand Frankreichs betrachtet, und welche Hoffnungen ſie für die Zukunft hegt. Reboul's Gedichte ſind in dieſer Beziehung von ganz beſonderer Bedeutung; denn er ſieht mit klarem, ungetrübtem Auge das Chaos, in welches Frankreich verſunken iſt. Er mag ſelbſt reden; denn ſeine Worte ſind inhaltſchwer, ſo oft er von dem geſellſchaftlichen Zuſtande ſeines Vaterlandes ſpricht:

... Chacun consterné demande, en sa tristesse,
Si l'ombre peut encore devenir plus épaisse;
Si jamais tel orgie égara les esprits,
Si la confusion peut être plus complète,
Si jamais le chaos, dans le vin d'une fête,
Vit le sol plus jonché de coupes en débris.
„Aux poètes chrétiens."

In einem Gedichte: „Christ à Gethsemané", ſteht Chriſtus am Ölberge.

Il fut soudain couvert d'une sueur sanglante,
Et détourna les yeux d'une image accablante....
Il avait aperçu nos jours.
Il avait aperçu le deuil de son église,
La langue des enfers chez les hommes admise,
Et la nuit descendue au nom de la clarté;
L'assassinat ayant son hymne de victoire,
Et la vertu sa honte, et le crime sa gloire
Et quelques fois sa sainteté.

Und wer wagt es, ihn Lügen zu ſtrafen?

In einem andern Gedichte: „Ma lyre", ſingt er:

La raison passe pour démence
Et la torche pour un flambeau;
L'orgueil recommence à construire
Au pied refroidi des volcans;
Souviens-toi du ciel, ó ma lyre!
Car c'est du ciel que tu descends.....
Le pouvoir dans des mains débiles
Sent expirer l'autorité;
Son drapeau descend immobile
Le long de son mât attristé.....
Déjà de nos derniers orages,
A peine expirant dans les airs,
S'élèvent les mêmes nuages
Sillonnés des mêmes éclairs.....
Et qu'importe que le vulgaire
Soit ou non pour ta déité?
De sanctuaire en sanctuaire
Il traine sa servilité;
L'idole qu'il voudrait proscrire
A cent fois reçu son encens.....
Sous les faisceaux il réve un maitre,
Et sous un maitre les faisceaux;
Le Brutus d'hier est un traitre.....
Qu'attendent des arcs triomphaux.
Contre ce coupable délire
Lance des accords véhémens,
Souviens-toi du ciel, ó ma lyre!
Car c'est du ciel que tu descends.

Es iſt das die Sprache eines Mannes aus dem Volke, deſſen Blick den Kreis ſeiner nächſten Umgebung durchbricht und über denſelben hinausreicht. Es ſind das Wahrheiten, für die man die Beiſpiele nicht erſt zu ſuchen braucht, da man bei jedem Schritte in Frankreich über dieſelben ſtrauchelt. Es ſind das Lehren, die das Beiſpiel ſelbſt bis in die Claſſe des Volkes, das ſonſt den Großen ihre nackten Laſter überließ, überpflanzt, und die

wenigſtens Diejenigen, die ſich von dem Peſthauche derſelben freizuhalten wiſſen, zum Fluche gegen ſie begeiſtert.

Es muß das Übel gräßlich tief wurzeln, wenn es ſelbſt in das Herz eines Mannes wie Reboul, der von Jugend auf ſeinem Glauben treu blieb, der in dieſem Glauben den erſten Funken ſeines Dichterfeuers fand, den Zweifel an Allem, was ihm heilig erſcheint, zu ſchleudern im Stande iſt.

Jenen Glauben bekundet unter Anderm der Volksdichter von Nîmes in ſeinem Gedichte: „La lampe de nuit", wo er ſagt:

Seigneur (car l'âme après toute folle fatigue,
Retourne vers ton seuil comme l'enfant prodigue)
On peut bien, loin de toi, conserver quelque espoir;
Mais on ne trouve rien que de triste et de noir;
L'esprit altier de l'homme a beau fouiller dans l'homme.
L'existence est sans toi le rêve d'un fantôme
Qui sent, dès que son oeil commence à s'assoupir,
Sur son sein haletant le néant s'accroupir.
Qui ne te connaît point ne peut point se connaître.
Et ce que tu délaisse a déjà cessé d'être;
Seul flambeau qui nous luit dans notre sombre exil,
Si tu ne nous restais, qui nous resterait-il?

Und trotz dieſes lebendigen Glaubens, mit ihm bewaffnet, um ſich ſchauend, erfaßt ihn der Zweifel.

O Christ, à quand la fin de cette grande épreuve?
Il ne restera plus bientôt une âme neuve
Qui ne ressente en soi cette angoisse sans nom
Que laisse de la foi le fatal abandon:
Sacrilège qui naît jusqu'au coeur qui t'aime,
Qui voudrait t'adorer dans ta splendeur suprême,
Et, te voyant si sombre, est prêt à supposer,
Que la vérité même a pu nous abuser:
Imperturbable ver, dont le travail dévore
Comme un premier soupçon sur celle qu'on adore,
Comme un penser cruel que l'on voudrait bannir,
Et que reste toujours dans notre souvenir.
Des piliers de granit, corrodés par ce doute,
Ont laissé sans appui le centre de ta voute.

Gläubig, wie er iſt, ſieht Reboul auch nur in dem Glauben, in der Liebe und in dem Chriſtenthum die Rettung. So ruft er in ſeinem Gedichte: „Aux poètes chrétiens", aus:

Au milieu des parties, approchez-vous et dites
Combien l'amour est grand et les haines petites;
Que le remède est bien plus haut;
Que Dieu seul peut guérir le mal qui nous accable;
Que la vengeance n'est qu'une chaîne implacable
Où l'anneau qu'on ajoute appelle un autre anneau.

Der Bäcker von Nîmes iſt aber nicht nur ein guter, echt römiſch-katholiſch-apoſtoliſcher Chriſt, ſondern auch ein Legitimiſt, der höchſt wahrſcheinlich gegen die Generaliſſima des Prätendenten von Spanien nichts einzuwenden hat, wenn auch die Mutter ſeines Gottes an der Spitze der blutigen Krieger-, Mörder- und Henkerbanden einer Rachefurie der Hölle mehr gleich ſieht, als einem Engel des Himmels, einer Heiligen des Chriſtenthums, der Mutter des Friedenspredigers. Er ſingt in dem Gedichte „Mes premiers vers, à la vierge":

Ce cèdre (nämlich der Stamm der legitimen Könige Frankreichs), dont les cieux avaient reçu la faîte,
Dont les rameaux joignaient l'un à l'autre horizon,
Déplorable jouet d'une longue tempête,
N'a plus qu'un rejeton.
Veille, veille sur lui, secourable Marie!
Qu'à ta voix, dépouillant sa menaçante horreur,
L'aube de l'avenir se montre à ma patrie
Pur comme ton coeur!

Que sur nous éteignant la foudre vengeresse,
L'ange de tes bontés, étoile du matin,
De ses ailes d'azur protège la jeunesse
Du royal orphelin!

Von dieſer Vormundſchaft der Jungfrau Maria über den königlichen Waiſenknaben bis zur Generaliſſima eines die Brandfackel des Bürgerkrieges ſchwingenden Thronprätendenten iſt nicht gar ſo weit, und die friedliche Vormundſchafterin würde eben durch den Krieg nothwendig bis zu dieſer Stelle hinaufavanciren.

Die Grundſätze und die Männer der Legitimität haben tauſend Jahre lang in Frankreich geherrſcht und, nach und nach von einer Revolution zur andern führend, zuletzt einen Zuſtand der Dinge herbeigeführt, deſſen Folge eine neue nothwendige Revolution, eine Auflöſung aller bindenden Elemente in Frankreich war. Und dieſelben Grundſätze, dieſelben Menſchen ſollen, nachdem dieſe Auflöſung einmal ſtattgefunden, wieder das bindende und belebende Element werden? Die Leiche kann wol die Erde düngen, nie aber ſie ſelbſtändig befruchten, ſelbſtändig zeugen.

Nur das tiefe Gefühl des gegenwärtigen moraliſchen Zuſtandes von Frankreich, das die Gedichte Reboul's durchzieht, iſt eine Wahrheit, die ſich in dem Herzen jedes denkenden Franzoſen regt und ihn mit unheildrohenden Ahnungen belebt; der legitimiſtiſche Beigeſchmack iſt die Folge der durch jene Ahnungen und Befürchtungen hervorgerufenen Überreiztheit, für die der Dichter in Ermangelung eines andern Mittels wie zu einer Art Quackſalbercur griff und ſich den geſunden Magen verdarb.

(Der Beſchluß folgt.)

Geſchichtliche Vorträge über altdeutſche Sprache und Literatur, von Ludolf Wienbarg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1838. 8. 20 Gr.

Es iſt an der Zeit, ein kräftiges, kühnes Wort für die Verallgemeinerung des Studiums unſerer ſprachlichen Vorzeit zu ſagen. Die Bemühungen der Gelehrten um Sichtung und Verſtändigung der alten Sprachdenkmale nicht allein, ſondern mehr noch die neuerlichen Beſtrebungen, den poetiſchen Werth wie die nationale Bedeutſamkeit derſelben dem Verſtand und dem Herzen unſeres Volks nahe zu legen, haben bereits einen ſolchen Höhepunkt erreicht, daß jenes Studium ungefährdet und mit der Hoffnung glücklichen Erfolgs aus dem Kreiſe der gelehrten Richtungen in die weitern Gebiete allgemein geiſtiger Auffaſſung übergehen kann und ſoll. Die Mittel zur Verwirklichung eines ſolchen Einfluſſes, den die Intelligenz auf die Bildung überhaupt auszuüben berechtigt iſt, ſind zunächſt in der Einführung jenes Studiums in den Schulunterricht gegeben; bleibt es ein Einzelgut Derer, die dieſem bereits entwachſen ſind, ſo kann es nie zum Gemeinbeſitz der Nation reifen. Darauf hinzuwirken hat ſich der Verf., der, ſonſt wol andern Kreiſen zugethan, doch ſeine Befähigung zur gelehrten Behandlung eines ſprachlichen Gegenſtandes ſchon durch ſeine Unterſuchungen über die Bedeutſamkeit des Plattdeutſchen bekundet hat, redlich und nicht ohne Sachkenntniß bemüht. Das Buch kann und

soll wahrscheinlich auch nur paränetisch und andeutend wirken. Für einen fernern Zweck ist es in den meisten Partien zu skizzenhaft, um nicht zu sagen, zu flüchtig geschrieben. Entschuldigend könnte hier nur der Umstand einwirken, daß, nach der Vorrede, diese Vorträge einem größern Ganzen von Vorlesungen entnommen sind, welche vor Studirenden einer norddeutschen Universität gehalten wurden, und daß das Manuscript in dem Zustande gelassen ist, „worin es dem Verfasser dienlich war". Allein wenn hierdurch auch das Eckige, Abgebrochene, Lückenhafte mancher Darstellung erklärt wird, so ist doch diese Form namentlich in der zweiten, wichtigern Hälfte des Buchs, welche von Karl d. Gr. bis auf das „Nibelungenlied" herabgeht — die Besprechung des letztern abgerechnet —, zu lose, ja zerbröckelt, als daß zu einer weitern Wirkung als der ausgesprochenen hier sich Hoffnung machen ließe. Nichtsdestoweniger waltet ein kräftiger, scharf auffassender, passend zusammenfügender Geist über diesen Vorträgen, das innere Leben athmet in jedem Satze, die Begeisterung zuckt in jedem Worte, das wir hier lesen, und leicht kann man die Energie und den Enthusiasmus der lebendigen Rede ahnen, deren Schattenbild hier oft nur im Umrisse gegeben ist. Daß dabei Spitzen unvermeidlich sind, die ein weniger erregtes Gemüth, ein weniger erregender Gegenstand, vielleicht auch die Zeit abgeschliffen haben würden, ist leicht zu erkennen. Wenn der Verf. gegen das Studium der deutschen Sprache, wie es auf unsern Schulen getrieben wird, eifert, verkennt er mehrmals die Grenzen, innerhalb deren die Regel vor der Leitung des Gefühls, der bemessende Verstand vor dem durchdringenden Geiste seine Rechte hat, die in der stufenweisen Entwickelung der geistigen Fähigkeiten begründet sind. Wenn er von der Entwürdigung der Nation durch die Aufdringung fremder Gesetze spricht, leitet er diese aus dem Gegensatze von Rechtsinstituten her, deren poetischer Gehalt und das Gefühl ansprechende Form ihn ihre unzulängliche Basirung, ihre ungegliederte Gestaltung, ihren Widerspruch mit andern Quellen unserer Civilisation übersehen läßt.

Auf den besondern Inhalt des Buchs einzugehen, namentlich einzelnes oft zu rasch Verworfene oder Behauptete zu besprechen, gestattet der Raum d. Bl. nicht. Die eigenthümliche Methode des Verf. besteht in der Verflechtung von interessanten sprachgeschichtlichen Bemerkungen in den Vortrag der Literaturgeschichte, eine Methode, welche nach des Verf. Versicherung den glücklichen Erfolg gehabt hat, daß er, bald um die Lesung eines mittelalterlichen Dichters ersucht, und diese mit einem kurzen Vortrage über die grammatischen Sprachformen jener Zeit begleitend, später sich ganz mit der Literatur in seinen Vorlesungen beschäftigen konnte. Er hat dieselbe namentlich in der ersten, am meisten ausgearbeiteten Partie dieses Buchs, welche von den gothischen Sprachdenkmälern handelt, befolgt. Später tritt das Reingeschichtliche etwas zu sehr in den Vordergrund, wir lesen Seiten lang fast nur Völker- und Ortsnamen und Zahlen. In der zweiten Periode von Karl d. Gr. bis zu den Hohenstaufen wird Alles skizzenhafter, aber eine scharfe, feste Charakteristik bleibt. Die Trennung und Bezeichnung der Adels- und Volkspoesie unter den Hohenstaufen ist am besten durchgeführt, nicht minder die Darlegung des „Nibelungenliedes". Auffallend war uns, in der sonst treulich angeführten Literatur nirgend auf Gervinus Rücksicht genommen zu sehen.

Und so möge und wird das Buch wirken, trotz des Vorurtheils, das vielleicht mancher in den Kreis grammatischer Studien gebannte Gelehrte, mancher dem Verf. wegen seiner sonstigen vermeintlichen faux pas in der Literatur Abholde darüber hegen, auch aussprechen wird. Das Studium des Gothischen und Althochdeutschen, zweier Sprachen, die Manchem blos wie Nebelflecken am Horizonte des gelehrten Himmels erscheinen mögen und doch ein gemeinschaftliches Mutterland mit uns haben, hat noch keinen kräftigern Paräneten als diesen unter uns gefunden; es ist die stärkste Mahnung, die an das deutsche Volk deshalb ergehen kann, ohne seiner Würde und seinem Nationalsinn zu nahe zu treten. 59.

Beitrag zur dramaturgisch-ästhetischen Erläuterung der Iphigenia in Tauris von Euripides, mit Rücksicht auf das gleichnamige Goethe'sche Schauspiel von Heinrich Viehoff. Emmerich, Romen. 1838. Gr. 12. 8 Gr.

Wer jemals als Gymnasiast die alten Classiker gelesen hat, der weiß noch, welche Schwierigkeiten namentlich die dramatischen Dichter der Griechen ihm gemacht haben, Schwierigkeiten sowol der Logik als der Grammatik und der Metrik. Wenn wir nun damals in dem langsamen, schwerfälligen Gange der Exposition vielleicht kein lebendiges Totalbild, keinen Totaleindruck von dem Werk, das wir vor uns hatten, fassen konnten, so war der Gewinn jener logisch-grammatisch-metrischen Studien nur ein höchst untergeordneter. Der Verfasser der obengenannten Broschüre fragt nun, wie er selbst sagt, mit seinem Versuche nach dem Urtheil der Sachkundigen über diese ästhetisch-dramaturgische Erklärung, welche der grammatischen zur Seite laufen soll. Ich bin überzeugt, daß alte, verstockte Philologen, trotz allen Mangels ästhetischen Sinnes, und gerade je mehr derselbe ihnen fehlt, um desto hartnäckiger behaupten werden, daß sie diese Erklärung schon immer der grammatischen eingeflochten haben. Daß moderne Philologen — welch ein feiner Ästhetiker ist zum Beispiel Otfried Müller nicht! — dies schon längst gethan haben, ist bekannt; indeß gerade im Gymnasialunterricht wird, was Hr. Viehoff verlangt, zu oft versäumt, und in vielen Abhandlungen über künstlerische Composition werden zu wenig didaktische Rücksichten genommen. Somit ist die Nothwendigkeit der fraglichen Broschüre gerechtfertigt. Ästhetisch-dramaturgische Principien aber stellt der Verf. nicht auf, er führt uns gleich in mediam rem. Besser wäre gewesen, er hätte seine Gedanken über moderne und antike Tragödie mitgetheilt, sein Raisonnement hätte alsdann mehr Haltung gewonnen. Täusche ich mich nicht, so sind die betreffenden Ansichten unsers Verfassers nicht consolidirt; er trennt wol antike und moderne Zeit, aber nicht den Charakter; er macht, um ein Beispiel zu geben, dem Euripides Vorwürfe, daß er die „Iphigenia" mit einem Prolog anfangen läßt, und scheint nicht anzuerkennen, daß dies eine einfache, althergebrachte künstlerische Form ist, die das Publicum, welches durch Avisen und Theaterzettel von dem Stücke vorher nichts erfuhr, mit dem Dichter und seinem Werk in Correspondenz setzte oder setzen mußte; auch solche Dramen, welche nicht mit einem Prolog beginnen, werden wenigstens mit einer prologartigen oder prologvertretenden Scene eingeleitet. Desgleichen, wenn Hr. Viehoff sagt, daß die Griechen nicht sehr gewandt gewesen wären, den Plan und die Motive des Dramas dem Blicke des Publicums zu verhüllen, so ist das vielleicht nur gesagt im Misverstehen des Charakters der alten Tragödie, die gar keinen Vorzug in dieser Verhüllung suchte, mit andern Worten, die Dichter wollten zu der historisch gegebenen Verwickelung gar keine neue singiren; überhaupt kann diese Verschleierung des Plans und der Motive gar nicht eine principielle Foderung sein, sonst müßte man den Satz vertheidigen, je künstlicher ein Drama motivirt und verwickelt ist, desto vortrefflicher ist es, was denn doch nicht leicht Jemand sagen wird.

Was die Vergleichung der „Iphigenia" des Euripides mit der Goethe'schen betrifft, so ist dieselbe nicht von concentrirter Fassung, die einzelnen Vergleichs- und verglichenen Punkte sind in der kleinen Broschüre nur zerstreut zu finden. Da Goethe die antike Fabel in modernem Geiste frei und poetisch gestaltet uns wiedergibt, so spricht uns dieselbe mehr an als die griechische; indeß der Verfasser hätte bemerken sollen, daß ein alter Grieche, wenn er, wie wir, beide Dichtungen vor sich gehabt hätte, gewiß von der des Euripides vollkommen befriedigt wäre. Noch eins muß ich anführen: Hr. Viehoff behauptet mit vielen

Ästhetikern, daß der Schluß der Goethe'schen „Iphigenia" befriedigender sei als der Schluß der Euripideischen. Indeß, daß Euripides eine Lösung ἀπὸ μηχανῆς gewählt hat, ist weder willkürlich noch unbehülflich; denn das ganze Drama, aufgefaßt im Zusammenhange mit der „Iphigenia in Aulis", hat einen transscendenten Charakter. Wenn Goethe den Schluß macht mit einer vernünftigen Übereinkunft des Orestes, des Thoas und der Iphigenia, so mag das nach unsern modernen Begriffen wahrer sein, für absolut nothwendig, begründet in der Idee des Ganzen kann ich es nicht anerkennen.

Vielleicht wird dem Verfasser Muße, uns ähnliche Arbeiten über die alten Tragiker vorzulegen und in einer Einleitung seine Ideen über Wesen und Art der alten Kunst mitzutheilen. Die besprochene Arbeit gibt Zeugniß, daß es ihm an Talent dazu nicht fehlt. 75.

Miscellen.

Die asiatische Gesellschaft zu Paris hat die Frau Davids, die begabte Mutter des früh entwickelten und früh gestorbenen Genies Arthur Lyurley Davids, zu ihrem Mitgliede ernannt. Dies ist die dritte Frau, der diese Ehre zu Theil wurde; die beiden andern sind die Prinzessin Bogioloso und die Gräfin Victoire de Chastenay.

Der Pascha von Ägypten hat an die nämliche Dame ein Schreiben gerichtet, worin er ihr sein Bedauern über den zu frühen Tod ihres talentvollen Sohnes ausdrückt. Sie hat bereits zwei andere Briefe über den Gegenstand von fürstlichen Personen empfangen, den einen von Mahmud II. mit einem Diamantringe, den andern von Ludwig Philipp mit einem Becher; doch verdient der des Pascha als literarische Curiosität vor ihnen eine besondere Aufmerksamkeit. Er lautet:

„Würdige, verständige, achtbare Frau Davids; der Erzeiger aufrichtiger Freundschaft, Se. Excellenz, der Oberst Campbell, mein Freund, von hohem Rang und Stande, der zu Alexandrien als Generalconsul für Englands erlauchte Regierung residirt, hat mir ein treffliches Werk übersandt, welches Anleitung gibt, wie aus dem Englischen ins Türkische und aus dem Türkischen ins Englische zu übersetzen ist: ein erstaunenswürdiger Beweis von der Fähigkeit seines Verfassers, der sich schon in so früher Kindheit mit allen Spitzfindigkeiten der grammatikalischen Wissenschaft bekannt gemacht hatte. Ich lese das Buch mit großem Vergnügen und lerne daraus, daß dessen schätzbarer Verfasser, nachdem er das äußerste Ziel der Vollendung hier erreicht hatte, zum Himmel emporgestiegen ist. Daß er ein solches Zeugniß von seinen Fortschritten in soliden Kenntnissen und von seinen erfolgreichen Bemühungen, zur Vollkommenheit zu gelangen, hinterlassen hat, muß, obgleich es unser Bedauern über seinen Verlust erhöht, doch für Sie eine Quelle des Trostes und der Freude sein. Wenn durch den Segen des Allerhöchsten dieses Blatt in Ihre Hände kommen sollte, so wird es Ihnen als ein Beweis meiner aufrichtigen Hochachtung für Sie dienen."

„Mohammed Ali, 1229." „21 Jumádé 1 ewerel, 1254 (10. Aug. 1838)".

Man erzählt von dem alten Cato als eine Merkwürdigkeit, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren als ein Neunziger in eigener Person einen Rechtsstreit mit der Kraft und Rüstigkeit führte, die er sein ganzes Leben hindurch in so hohem Maße gezeigt hatte. Einen ähnlichen Beweis ungeschwächter Geistes- und Körperkraft in den spätesten Lebensjahren legte zu Anfang dieses Jahrhunderts der englische Richter Park ab, indem derselbe als hoher Siebenziger nach siebentägiger Verhandlung einer wichtigen Testamentssache den Thatbestand am achten Tage in einer Rede entwickelte, die in einem Flusse und ohne Unterbrechung von Mittag bis nach Mitternacht währte. 161.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*17. *Ersch (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste.

Der Druck des Textes, den Herr Prediger C. Y. Kese in Halberstadt bearbeitet hat, ist mit dem 34. Bogen beendigt. Die Nachträge und die Register hat ein Anderer zu liefern übernommen und ich darf nun mit Bestimmtheit versprechen, diese Abtheilung endlich in diesem Jahre auszugeben.

18. Gaea norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von *B. M. Keilhau*. Zweites Heft. Mit Tafeln. Christiania. Fol.

Das erste Heft, mit 4 Tafeln (1838), kostet 6 Thlr.

19. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr. Der siebente Theil wird wahrscheinlich in diesem Jahre erscheinen können.

20. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller ꝛc. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. Zweiter Band, die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier.

Der Verfasser arbeitet ununterbrochen an dieser Fortsetzung, sodaß der Druck gleich nach dem Jahre 1840 wird beginnen können.

Der erste Band, die Literatur von 1823—34 enthaltend (1836—38), kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 16 Gr. Die frühern sieben Bände (1812—22) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

*21. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile. Mit Kärtchen und Plänen. 5tes Heft und folgende. 8.

Das erste Heft (1837, 12 Gr.) enthält als Brunnen- und Bade-Diätetik das Allgemeine über die Mineralquellen und ihre zweckmäßige Benutzung, und dient zugleich zur Vorerklärung der einzelnen Kurgebrauche; das zweite Heft (1837, 20 Gr.) enthält die Beschreibung der Heilquellen von Böhmen und Mähren; das dritte Heft (1838, 16 Gr.) die Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz; das vierte Heft (1838, 1 Thlr.) die Nord- und Ostseebäder. Zunächst werden die Bäder am Nieder- und Oberrhein und die Taunusbäder beschrieben werden. — Vgl. Nr. 41 und 42.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 174. — 23. Juni 1839.

Über den franzöſiſchen Volksdichter Jean Reboul.

(Beſchluß aus Nr. 173.)

Aus den mitgetheilten Gedichten ſchon ſieht man, daß der Bäcker, ſo oft die Arme ruhen, ſich in die höchſten Regionen verſchwebt und oben die Menſchen halbweges aus den Augen verliert. Lebreton dagegen lebt unter denſelben, ſingt ihre Leiden, tröſtet und erhebt ſie und predigt ihnen die ſtolze Demuth, die dem Feinde ſelbſt die Hand der Verſöhnung zu reichen im Stande iſt. Lebreton tritt unter das Volk, unter die Unglücklichen; denn er gehört zum Volk und iſt unglücklich. Reboul iſt dagegen Meiſter, und hat wol nie ſelbſt erfahren und gefühlt, was es heißt, Hunger haben und Sklave ſein. Dennoch ſteht er dem Volke näher als die Mehrzahl der andern Dichter, und ſo finden wir in ſeinen Poeſien, zwar nur ſelten, doch ein paar Anklänge, in denen ſich dieſe Stellung widerſpiegelt. Eines ſeiner Gedichte kann überdies als Vergleich zwiſchen ihm und dem normanniſchen Volksſänger dienen, da es denſelben Gegenſtand behandelt, den Letzterer in ſeinem Gedichte: „L'insomnie du pauvre", beſungen hat. Hier das Gedicht Reboul's:

Un soir d'hiver.

Il est une pénible et sombre rêverie,
Où l'âme se remplit de sentimens amers,
Le soir lorsqu'on entend l'orgue de barbarie
Gémir par un temps froid le long des quais déserts;

Quand, le pan du manteau jeté sur le visage,
On va l'esprit distrait par cet accord errant,
Qu'on voit à chaque coin, vous barrant le passage
Un homme, chapeau bas, qui vous dit en pleurant:

„Si je n'avais chez moi que ma propre misère,
A des jours malheureux j'aurais déjà mis fin;
Mais le ciel m'envoya des enfans, je suis père:
Donnez-moi quelques sous pour apaiser leur faim!"

Et que l'on voit pourtant des lustres des soirées
Les fenêtres en feu, changer la nuit en jour,
Et de jeunes beautés élégamment parées
L'ombre voluptueuse y passer tour à tour.

Que l'on entend rouler l'opulente voiture,
Qui fait briller l'éclat de son double fanal,
Comme sur un sein nu les yeux de la luxure,
Lorsque le bal s'échauffe et fait quiter le schal;

Que le théâtre au loin, à pleine galerie,
Comme l'intempérance après les grands festins,
Dégorge par un drame une foule attendrie
De puissans usuriers et de riches catins.

Alors du coeur saignant l'indignation folle
Comme remède encore prescrirait le poison,
Et ne sait si la pique avec la carmagnole
Dans son rêve sanglant avait tort ou raison.

Das iſt es! Ich habe nicht nöthig, darauf aufmerkſam zu machen, wie dieſe inhaltſchweren Worte in dem Munde eines Legitimiſten, der den orphelin de France beſingt, der in Voltaire und der Revolution den Keim alles Unglücks ſieht, nur um ſo gewichtiger werden. Er, dem Volke nahe ſtehend, ſah ſeine Leiden und wurde, wenn nicht an ſeinem Gotte, doch an Dem, den er für deſſen Vertreter auf Erden hielt, irre und konnte zweifeln, ob Ludwig XVI. ein Märtyrer oder ein Sühnopfer ſei.

Die Mehrzahl der Männer des Volkes, die denken gelernt haben, und ihre Menge in Frankreich iſt groß, zweifelt hier nicht: ſie haßt; und wie die Liebe blind iſt für alle Mängel der Geliebten, ſo hat der Haß kein Auge für die guten Eigenſchaften des Gehaßten. In den Poeſien der aus dem Volke hervorgegangenen, ihm angehörenden franzöſiſchen Dichter, in Dem, was ſie ſagen, noch mehr in Dem, was ſie ahnen laſſen, liegt das Geheimniß der Zukunft, und wer den Schleier zu heben verſteht, tritt mit Schaudern vor dem Schreckbilde, das jene Propheten mitunter zeigen, zurück. Ob ich es enthüllen ſoll, wie ich es geſehen?

Eine Nation in zwei Claſſen getheilt, Bürger und Volk, Herrſcher und Beherrſchte, Privilegirte und Schutzloſe, Reiche und Arme. Und die Bürger, die Herrſcher, die Privilegirten, die Reichen nur ein Intereſſe kennend: ihre Bürgerrechte zu ſchützen, ihre Herrſchaft zu ſichern und zu befeſtigen, ihre Privilegien zu vermehren, ihren Reichthum zu vergrößern; ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Wahrheit, ohne Würde, nur den Muth der Furcht und des Schreckens habend. Groß im Begehren, erbärmlich im Wollen; von Tugend ſprechend bei den Nachwehen der in den Armen einer Dirne durchſchwelgten Nacht; Uneigennutz im Munde, während die geübte Hand in der Taſche die goldene Münze, die Löhnung für ein in Sold gegebenes Gewiſſen, überzählt; mit einem Worte, die ſchnödeſte Ichſucht als Geſetz der Welt predigend und von ihr ausgehend, die Menſchen und die Menſchheit als

eine Beute anſehend, und das Ich, den Götzen, für den Gott ausgebend und ihn anbetend, die eigene Begierde und Sucht als das Wohl und das Heil Aller darſtellend und in Grundſätze zwängend — das iſt der Geiſt, der hier herrſcht, das iſt das Element der Zukunft, die ſich uns in ſchwüler Luft mit fernen, ſchwarzen, blitzdurchzuckten Wolken ankündigt.

Gräßlich, gräßlich, und um ſo ſchrecklicher, je wahrer. O, daß auch nur Einer aufträte, der, die Hand aufs Herz, mir ſagte: Keines deiner Worte trifft mich! Ich wollte ihm den Saum ſeines Kleides küſſen; denn ich brauchte dann nicht mehr mit Schaudern in die Zukunft eines großen Volkes, in dem ſelbſt jetzt noch dann und wann ein Funke ſeiner ehemaligen Kraft, Ritterlichkeit und Freiheitsliebe aufleuchtet, um leider im nächſten Augenblicke wieder im Schlamme zu erſticken, hinauszuſehen. Aber nichts! nichts! — Und dann die Maſſen, das Volk, die Beherrſchten, die Schutzloſen, die Armen. Das Unglück, die Noth an und für ſich ſind die gräßlichſten Hebel der Demoraliſation. Das Beiſpiel der Lenker, der Herren und Meiſter wäre kaum nothwendig; aber es kommt in Frankreich noch hinzu. Und ſo iſt denn das Volk wie ſeine Beherrſcher leider ebenfalls vielfach ohne Glauben, ohne Würde, ohne Tugend und Sitte. Die Denkenden dieſer Claſſe haben in Menge nur Ein Streben: ihre Unterdrücker zu verdrängen, um an ihre Stelle zu treten. Der Haß gegen jene und nicht die Liebe zu ihren Mitleidenden beſeelt ſie und treibt ſie zum Handeln, wo ihnen das Geſchick oder der Zufall die Waffen in die Hand geben. Wer darf es wagen, den Stein auf ſie zu ſchleudern, wenn ſelbſt der gläubige Anhänger der Legitimität nicht weiß:

... Si la pique avec la carmagnole
Dans son rêve sanglant avait tort ou raison.

Ja, es gibt hier Ausnahmen, viele ſogar. Ich habe oft Männer im groben Wamms kennen gelernt, in deren Bruſt noch ein jungfräuliches Herz ſchlug; und hat nicht Lebreton ſeine ſchönen, großmüthigen, liebe- und glaubensvollen Lieder geſungen? Aber ſie ſind leider Ausnahmen; Ausnahmen, die bei der fortſchreitenden moraliſchen Verwilderung nur immer ſeltener werden. Sie ſind der letzte Hoffnungsanker für die Zukunft, und ich ſchaudere, wenn ich denke, daß er brechen könnte. Nur bei ruhigem Meere wäre er im Stande, das Schiff von den Klippen fern zu halten. Kommt der Sturm, und bricht er, dann wehe! wehe!

Es gab einen Moment in der Geſchichte Frankreichs — wie es deren in der Geſchichte jedes auf dem Gipfel angekommenen Volkes einen gab —, wo es möglich geweſen wäre, ſein Geſchick zu ändern; denn der Anker war trotz des Sturmes, und wol weil er nur kurze Zeit gedauert hatte, nicht geſprengt worden. Das war der Augenblick, wo die große That Großmuth geſchaffen hatte, und wo dieſe einen neuen Samen in die Erde hätte legen können. Aber der Egoismus wurde am Tage nach der großen That wieder lebendig und bald gräßlich kecker als je. Ob wieder ein ſolcher Augenblick kommen wird? Die Geſchichte wiederholt ſich meiſt nur in der Menſchheit, ſelten in den Menſchen und den Völkern. Unſere Enkel, die Söhne der kommenden Jahrhunderte, wenn nicht Wunder geſchehen, werden die Ruinen des neuen Roms beſuchen und von ihnen lernen. 155.

Die deutſche Literatur im Auslande.

Wenn ein Reiſender zu Drontheim in einem von ſeinem Schlafgemache nur durch eine dünne Bretterwand geſchiedenen Nebenzimmer zwei norwegiſche Offiziere mit lebhaftem Intereſſe von Schiller und Goethe ſprechen hörte, oder wenn Ruſſen Deutſch als Vehikel höherer Bildung lernen, ſo iſt dies nicht zu verwundern, weil die Bewohner der ſkandinaviſchen Halbinſel ein Brudervolk und in allen geiſtigen Beſtrebungen ſtets in unſere Fußſtapfen getreten ſind, die Moskowiten aber die Keime der Civiliſation, welche ſich, zum Theil noch unter deutſchen Händen, bei ihnen erſt entwickeln, von uns empfangen haben. Allein wenn ſelbſt die Franzoſen, die Antipoden unſers Charakters im Weſten wie die Polen im Oſten, die deutſche Literatur aufnehmen, anerkennen und ehren; wenn ſelbſt die ſtolzen Engländer, geiſtig uns zwar verwandter als jene, aber in ihrer inſulariſchen Iſolirung voll Selbſtgenügſamkeit und Geringſchätzung ſelbſt gegen ihr Stammland, das allein in der politiſchen Entwickelung gegen die Abkömmlinge zurückblieb, mit jenem Ernſt und innigen Eifer, mit dem ſie Alles zu ergreifen pflegen, ſich der deutſchen Literatur zuwenden: dann darf man hierauf für die künftige Geltung und Verbreitung derſelben die kühnſten Erwartungen bauen. Zwar iſt vielleicht das Studium der deutſchen Sprache und Literatur in England noch nicht ſo verbreitet wie bei uns das der engliſchen, aber von Einzelnen wird daſſelbe um ſo lebhafter betrieben, und zahlreiche Stimmen haben ſich erhoben, daſſelbe zu fördern und ihrer Nation anzuempfehlen. Unter Allen aber, welche in neueſter Zeit die Aufmerkſamkeit ihres Volks auf Deutſchland und deſſen reiches und regſames geiſtiges Leben lenkten, hätte dieſes keinen wohlwollendern, gerechtern und kenntnißreichern Fürſprecher erhalten können als den Dr. Hawkins, deſſen im vorigen Jahre über Deutſchland erſchienene Schrift *) wir in d. Bl. bereits als ein günſtiges Zeichen britiſcher Unparteilichkeit gegen Deutſchland angeführt haben, das, verbunden mit Bulwer's und vieler Andern laut und offen ausgeſprochener Vorliebe, für daſſelbe uns die Überzeugung gibt, daß auf der Inſel wenigſtens in den Herzen eines großen Theils der literariſchen Männer und Frauen eine lebhafte Sympathie für das alte Stammland erwacht iſt, aus dem man ſonſt nur Miethlinge für Continentalkriege zu ziehen pflegte. Irren wir aber nicht, ſo iſt es namentlich die jüngere liberale, zum Theil radicale Generation, welche dieſe Neigung äußert, wie denn eine gegenſeitige Annäherung und größere Harmonie der Völker, ein wechſelſeitiges freies und freundſchaftliches Austauſchen ihrer materiellen ſowol wie ihrer geiſtigen Güter — der vernünftige und wohlverſtandene Kosmopolitismus — in den Principien des echten Liberalismus liegt, während die conſervative oder ariſtokratiſche Partei ihre Vorurtheile und Intereſſen geſchickt mit einer patriotiſchen Anhänglichkeit an das Alte wie mit einer unumwunden ausgeſprochenen Abneigung und Verachtung gegen alles Fremde zu verſchmelzen weiß. Von einem Aufſatze im Aprilheft des „Foreign quarterly review" d. J. über deutſche Literatur wollen wir nicht ſagen, daß er in dieſem ſchroffen, abſtoßenden und ungerechten Sinne der Ariſtokraten und ihrer Clienten geſchrieben ſei, deren drittes Wort Old England mit ſeiner excluſiven Nationalität iſt; aber wir nehmen darin doch nicht allein jene

*) Germany: the spirit of her history, literature, social condition and national economy; illustrated by reference to her physical, moral and political statistics and by comparison with other countries. London 1828.

Liebe und jenen Enthusiasmus nicht wahr, mit dem in der jüngsten Zeit Engländer sich über deutsche Literatur geäußert haben, sondern vielmehr eine gewisse Geringschätzung und Herabsetzung. Zwar spricht der Verf., der sich übrigens für einen Freund und Kenner der deutschen Literatur ausgibt (dessenungeachtet aber unsern Opitz immer Spitz nennt) und früher viel für sie in England gewirkt haben will, von der Germanomanie, die augenblicklich in seinem Vaterlande wie in Frankreich herrsche; aber er glaubt nicht, daß dieselbe von Dauer sein, sondern in beiden Ländern mit dem Reize der Neuheit aufhören werde, indem die deutsche Literatur, als die Frucht einer halborientalischen Beschaulichkeit, oder eines gelehrten der Welt entfremdeten Anachoretismus, dem auf das Praktische und Reale gerichteten, metaphysischen Träumereien und dialektischen Spitzfindigkeiten wie allen unnützen philosophischen Grübeleien nicht holden Briten auf die Dauer nicht zusagen, bei den Franzosen aber, sobald der erste Rausch vorüber sei, wegen ihrer rein deutschen Eigenheiten und Sonderbarkeiten, die ihr den universellen Charakter raubten, worauf sie Anspruch mache, unfehlbar die Macht des Lächerlichen gegen sich aufrufen werde. Wir können darüber ruhig sein, da einestheils die Geltung unseres Schriftthums in beiden Ländern erst im Werden oder wenigstens noch im Zunehmen begriffen ist, anderntheils aber dieselbe sich keineswegs auf jene allein beschränkt, sondern vielmehr bereits über den größten Theil von Europa erstreckt. Was aber den universellen Charakter unserer Literatur oder vielmehr ihre Geeignetheit zur Universalität betrifft, so gibt es dermalen in Europa kein Land und kein Volk, das in sich größere Mannichfaltigkeiten und Verschiedenheiten und einen vielseitigern Charakter darböte als das deutsche. Wir würden es in dieser Hinsicht mit dem alten hellenischen vergleichen können, dessen Stämme und Staaten die verschiedensten Nationalitäten, die stärksten Gegensätze bei einigen, allen gemeinsamen Hauptzügen aufweisen, wäre dieses nicht auf drei Seiten durch Meere und auf der vierten durch hohe Gebirge von der übrigen Welt scharf geschieden gewesen, sodaß sich in ihm eine sehr starke Nationalität gegen alle übrigen Völker ausprägen konnte; das deutsche Volk dagegen geht in Westen in das französische, im Osten in den großen slawischen Völkerstamm über, es trägt im Nordwesten und Norden einen holländischen und englischen, an andern Punkten einen skandinavischen Charakter, und selbst nach Italien wird der Übergang durch Östreich gemildert, wie nach Frankreich durch eine Million deutscher Unterthanen dieser Monarchie. So weder geographisch noch ethnographisch auf irgend einer Seite schroff begrenzt, verschmilzt es gleichsam mit dem umliegenden Europa und stellt, bei den Verschiedenheiten seiner einzelnen Volksstämme und Staaten, diesen Erdtheil fast in allen seinen Modificationen dar. Nicht zum geringsten Theil ist hieraus der kosmopolitische Charakter der Deutschen herzuleiten. So ist aber auch unsere Literatur, sie, die stets das Abbild von eines Volks Wesen und Sein ist. Fast jede Nationalität vermag in der unserigen verwandte Töne zu finden: es fehlt in ihr nicht orientalische Bilderpracht und Phantasiefülle, der fein gebildete Hellene selbst würde in ihr den Geist seines Volks und der literarischen Meisterwerke desselben wiederfinden: sie hat alles ihr irgend Homogene aus dem weiten Kreise geistiger Thätigkeit in sich aufgenommen und verarbeitet, gleichwie die Römer jede Einrichtung, jeden Gebrauch, den sie bei Fremden zweckmäßig fanden, ihrem Staats- und Kriegswesen aneigneten. Eine Literatur aber von solcher Vielseitigkeit, welche Anklänge aus allen Zeiten und Nationen darbietet, hat sich gewiß Anspruch auf universale Anerkennung und Herrschaft erworben, und wir hoffen, daß sie dieselbe in der Jetztwelt erlangen wird, wie die des hellenischen Volks sie in der alten erlangte, dessen geistige Entwickelung durch viele, denen der deutschen nicht unähnliche Bedingungen gefördert ward. Die Einwürfe, welche man gegen diese Behauptung wie gegen die deutsche Literatur überhaupt machen könnte, würden auch die griechische treffen, mit der wir sie um deswillen zusammenstellen, so sehr wir im Übrigen auch anerkennen, daß diese als ein freies Product des autodidakten hellenischen Genius vor der deutschen, als einer mehr durch Studium und Nachahmung, mehr durch Fleiß als durch genialen Aufschwung einer überreichen schöpferischen Kraft geschaffenen, den Vorzug verdient. Allerdings ist unsere Sprache wegen ihres Reichthums schwer zu erlernen, ihr Ausdruck ist nicht präcis wie die juristische Latiums und deren Töchtersprachen, oder wie selbst die englische, in denen allen ein Gedanke sich bestimmt und scharf aussprechen und gleichsam zu currenter Münze stempeln läßt, die auch unter der Masse in Umlauf kommt. Nicht als ob die deutsche Sprache dies nicht auch vermöchte, aber ihre Tiefe und Bildungsfähigkeit, ihr Reichthum an Synonymen und Zusammensetzungen, ihr Vermögen, sich aus sich selbst immer neu zu gestalten, verleiht ihr die Möglichkeit, dem poetischen Fluge der Phantasie wie dem abstrusesten Speculationen des philosophischen Verstandes zu folgen, und weder Dichter noch Denker, wenn sie ihre Anfoderungen nicht zu hoch stellen, werden von ihr im Stiche gelassen. Leider liegt einer solchen Sprache, die auch ein tiefes, der Betrachtung geneigtes Gemüth des Volks, von dem sie stammt, voraussetzen läßt, auch das Reich heraklitischer Dunkelheit sehr nahe, und nur zu Viele sind deren, die sich in dasselbe verirren. Daher der Mysticismus, der in keiner Literatur so sehr wie in der deutschen gefunden wird; daher Unbestimmtheit und Ungenauigkeit der Gedanken auch bei geistvollen Schriftstellern und eine die wahre und nützliche Erkenntniß hemmende Unklarheit; daher das Spiel mit metaphysischen Spitzfindigkeiten, ähnlich dem, wozu einst griechische Terminologien Veranlassung gaben; daher das Bestreben, dunkel zu sein, um weise zu scheinen, auf der einen, und Dunkelheit finden und künstlich deuten zu wollen, auf der andern Seite, sodaß Goethe erstaunte, wie viel von den Auslegern in seinem „Faust" gefunden wurde, woran er selbst nie gedacht hatte. Diese und andere verwandte Mängel liegen theils in der Sprache, theils in dem speculativen Charakter des Volks, würden jedoch bald abgelegt oder seltener werden, wenn dem Gelehrten das Leben bei uns eine ebenso große und vielseitige Übung wie die Schule gewährte, und dies veranlaßt uns, einen andern, der deutschen Literatur schon oft gemachten Vorwurfs zu gedenken, daß ihre Priester dem praktischen Leben zu sehr entfremdet sind. Dies ist nicht ungegründet, liegt aber nicht sowol an persönlicher Unfähigkeit als vielmehr an unsern Einrichtungen und politischen Verhältnissen. Deutsche Gelehrte führen meist ein isolirtes Stillleben, das Gewohnte wird zuletzt lieb, sie lesen, sammeln und forschen unermüdlich, aber für sich, und es fehlt in unserer literarischen Welt jenes Ensemble, jener lebhafte Austausch der Ideen, jene ineinandergreifende Thätigkeit, wie sie in England und Frankreich gefunden werden. Bei uns arbeitet in seiner Isolirung Jeder für sich und bekümmert sich zu wenig um Die, welche um und neben ihm arbeiten. Wer aber so allein und für sich auf seiner Bahn fortwandelt, dem erscheint zuletzt Alles wichtig, was er in Gesellschaft Anderer nicht erwähnen würde; jede Kleinigkeit wird aufgegriffen, jeder Einfall, jede Idee Veranlassung zu einem Buche, und das Publicum wird mit einer Menge unnützer Schriften überschwemmt, die nicht erschienen sein würden, wenn die Verf. weniger in Abgeschiedenheit gelebt hätten. Wir verkennen diese Schattenseite der deutschen Literatur nicht; allein es wird auch hierin anders werden, seitdem in Deutschland der Sinn für praktische Reformen mächtig erwacht ist. Gesetzgebung, Politik, kurz alle Zweige der praktischen Philosophie waren noch vor 40 Jahren in Frankreich Gegenstände der Speculation, sind jetzt aber praktisch geworden wie in England. Auch in Deutschland, wo die moralischen Wissenschaften mit so viel Glück und Eifer angebaut werden, dürften diese bald eine größere Bedeutung für eine unmittelbarere Einwirkung auf das Leben erhalten; und wenn nicht alle Zeichen trügen, wenn wir das Streben des deutschen Genius richtig begriffen haben, so dürfte der Vorwurf des Unpraktischen ihm vielleicht so gar lange nicht mehr gemacht werden und er England und Frankreich auch in Dem

Digitized by Google

rreichen und überragen, worein diese für jetzt ihren Stolz setzen. England weiß nur zu wohl, daß es Deutschland nicht an solchen Talenten fehlt, welche von ihm praktisch genannt werden, es hat sie selbst in großer Zahl benutzt. In keinem Zweige der Wissenschaften, so weit der menschliche Geist durch seine Kraft sich zu erheben vermag, ist Deutschland zurückgeblieben, und man vergesse nicht, daß, wer die Principien ergründete, auch über deren Anwendung, wann solche erforderlich ist, nicht in Verlegenheit sein wird. Dies gilt von der Mathematik und der Physik wie von der Rechts- und Staatswissenschaft, der Nationalökonomie u. a. Ohne Archimedes gab es keine Brennspiegel, aber auch ohne die höchsten wissenschaftlichen Bestrebungen keinen Archimedes. Wäre das deutsche Volk eine Nation von Pedanten, die, Chinesen und alexandrinischen Grammatikern gleich, nur im Schutt todter Gelehrsamkeit wühlte, wir wollten den jetzt üblich gewordenen Einwurf gegen seine Wissenschaftlichkeit gelten lassen; aber es hat seine Newtons und Bacons gehabt und wird auch seine Arkwrights bekommen, sobald ihm Gelegenheit gegeben wird, die Kräfte, welche es wirklich besitzt, welche, wir leugnen es nicht, bisher oft auf unfruchtbare Weise verwendet worden sind, auch auf eine gemeinnützige Weise zu äußern. Übrigens darf man mit dem Worte: praktisch, keinen der Wissenschaft und höhern Erkenntniß leicht gefährlichen Mißbrauch treiben. Die höchste Wissenschaft, die Philosophie, findet in der Erkenntniß selbst ihr Ziel; darin befriedigt sie sich, andere Zwecke sind diesem einen und höchsten untergeordnet; wiewol wir nicht leugnen wollen, daß auch der Philosoph als Mensch und Bürger, wenn es von ihm gefodert wird, ein praktischer Mann sein kann und soll. Aristoteles, gewiß kein müßiger Kopf, erklärt sogar ein durch äußere Thätigkeit nicht gestörtes, rein auf Erkenntniß gerichtetes Dasein für das höchste, glückseligste und des Mannes würdigste, und die ideelle Philosophie Plato's, so dichterisch, so unpraktisch, hat viele Jahrhunderte die gebildete Welt beherrscht. Sollte es nicht auch der unpraktischen deutschen Philosophie vielleicht vorbehalten sein, noch nach Jahrhunderten die Begriffe der Völker zu läutern und zu regeln? Doch genug hiervon. Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf Frankreich, um zu sehen, welche Aufnahme hier die deutsche Literatur findet.

Es war die Frau von Stael, welche in ihrem Buche über Deutschland die Franzosen zuerst auf das neue sehr regsame literarische Leben in dem bis dahin verhöhnten Nachbarlande aufmerksam machte. Der Krieg brachte beide Nationen in nähere Berührung; aber die deutsche Literatur gefiel es der Mode, welche auch auf dem Gebiete des Geistes in Frankreich regiert, noch lange nicht zu Achtung und Anerkennung zu bringen. Sie wandte sich erst nach England und dessen gefeiertstem Genie, Shakspeare, zu, der, in der Zeit des Classicismus als „barbarisches Genie" verabscheut, in der des Romantismus vergöttert wurde. Erst als die Begeisterung für ihn sich abgekühlt hatte, wandte man sich nach Deutschland; jedoch weniger aus flüchtiger Sucht nach Neuem oder aus Laune als aus einem gewissen innern Bedürfniß, aus Leere, die vielleicht daraus entstanden war, daß die Romantik sich erschöpft, ihre Kraft zu rasch verbraucht hatte und nun in dem Wunderlande jenseit des Rheins neue Nahrung suchte, das von einem großen Theile der Franzosen mit Unrecht für die ursprüngliche Heimat der Romantik gehalten wird, die, wie schon die Worte: Romanze und Ballade*), lehren, im südlichen Europa, vor Allem in Spanien zu suchen ist, wo alle Elemente für die Romanze und den Roman vorhanden waren. Doch erfolgte diese neue Richtung des französischen Geschmacks nicht mit der Schnelligkeit, mit der er sonst Dinge zu ergreifen und aufzugeben pflegt; aber nichtsdestoweniger gewinnt nach vielfachen Zeugnissen die deutsche Literatur immer mehr Feld in Frankreich, und schon ist, ein nicht unbedeutendes Zeichen der ihr geschenkten Aufmerksamkeit, eine Geschichte der deutschen Literatur*) für Franzosen erschienen, deren Verf. es sich angelegen sein lassen, zum Studium der deutschen Sprache und Literatur aufzumuntern, das auf die der Franzosen, deren Charakter jetzt schon eine starke Umwandelung erlitten hat, seit sie sich von den Fesseln der Classicität losgemacht haben und mit dem Norden in geistige Berührung getreten sind, mit der Zeit einen bedeutenden Einfluß üben muß. Was übrigens den strengern Engländern namentlich Goethe verleidet, dessen Kälte und Principienlosigkeit, hauptsächlich aber Leichtfertigkeit und Immoralität, die auch von Hawkins in der obenerwähnten Schrift mit etwas Menzel'scher Bitterkeit, aber in einem würdigern Tone und mit bessern Gründen gerügt werden, dürfte für die in diesem Punkte weniger gewissenhaften Franzosen kein Stein des Anstoßes werden und von dieser Seite der Anerkennung Goethe's bei ihnen kein Hinderniß entgegenstehen. 145.

*) Das italienische ballata, von ballare, tanzen. Im Spanischen heißt ballar singen; sehr natürlich, da im Süden Gesang und Tanz stets vereint waren. Denkt man sich hinzu, daß durch mimische Geberdung, welche den Tanz dort immer begleitete, gewisse im Liede angedeutete Handlungen ausgedrückt wurden, dann erhalten wir den halb lyrischen halb epischen Charakter erklärt, den jetzt die Ballade noch trägt.

Literarische Notizen.

Ein Guide portatif zum Gebrauch für Reisende erscheint zu Paris unter dem Titel: „Itinéraires européens - Richard", enthaltend das Tableau der Poststraßen jedes Reiches, die Beschreibung der Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, welche der Reisende berührt, sammt Beschreibung ihres Handels, ihrer Denkmäler und Sehenswürdigkeiten, die Angabe der Eisenbahnen, der Dampfboote, der Hotels, der Reisekosten, ein vergleichendes Tableau der Geldsorten, endlich Straßenkarten, Ansichten, Panoramas ꝛc. Wir finden darunter Deutschland und speciell: Aachen mit seinen Bädern und Umgebungen, die Rheinufer; Frankreich (auch in englischer Sprache) und speciell: Paris, Wegweiser für Fremde, und die Umgebungen von Paris in einer Karte; Italien, mit einem Atlas; Holland und Belgien; London; die Schweiz (von Ebel), und speciell: Genf, mit einem Plane, Chamouny, Karte; Europa, letzteres in zwei Duodezbänden, mit einem Atlas. Das Werk ist in jedem Winter wiederaufgelegt und in fast alle Sprachen Europas übersetzt worden, erscheint aber jetzt verbessert und mit mehren Karten vermehrt, welche von Richard durchgesehen sind.

Schiller's „Jungfrau von Orleans" ist von Mad. Pavlof ins Französische und zwar in Versen übersetzt worden. Man rühmt diese Übersetzung als verständig und gewissenhaft, die Kühnheiten und glücklichen Nachlässigkeiten des deutschen Musters sollen aufs trefflichste überwunden sein. Ein französisches Journal sagt: „Jetzt, wo man unserer alten Tragödie, die, was Ideen und Styl betrifft, so vollkommen ist, mehr Natur und Bewegung wünscht und zugleich unsern tragischen Dichtern der neuen Schule vorwirft, daß sie das Ensemble ihrer Stücke vernachlässigen und in der Wahl der Details zu wenig bedenklich sind, kann die ungekünstelte Übersetzung der Mad. Pavlof wol dazu dienen, uns zu zeigen, wie sich beide Gattungen in wechselseitiger Ergänzung miteinander verschmelzen lassen." Daß die Übersetzung in guter französischer Sprache geschrieben ist, kann um so mehr wundern, da sie nicht die Muttersprache der Übersetzerin ist. „Les préludes", von derselben Verfasserin, rollen einige von den Reichthümern der Poesie des Nordens auf, und mehre Originalgedichte, die diese nur zu kurze Sammlung beschließen, liefern den Beweis, daß Mad. Pavlof Kraft und Talent genug besitzt, um die berühmten Dichter, mit denen sie Frankreich bekannt macht, auf eine derselben würdige Weise zu übersetzen. 108.

*) Histoire de la littérature allemande, d'après la cinquième édition de Heinsius. Par MM. *Henry* et *Apffel*, avec une préface de M. *Matter*. Paris 1839. (Vgl. Nr. 110 d. Bl.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 175. — 24. Juni 1839.

Der Vorläufer. Vom Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen". Stuttgart, Hallberger. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Referent, in deſſen Heimatgegend Fürſt Pückler-Muskau zuweilen Gaſtrollen gab und ſeine gewaltigen Leiſtungen im Reiten und Fahren producirte, ſtaunte in ſeinen Jugendjahren über die Berichte, welche über dieſen kecken Reiter, ſeine ſonderbaren Gelüſte und Capricen, ſeinen ſtolzen Park, für deſſen Inſtandſetzung Summen aufgewendet wurden, die einem engliſchen Lord natürlicher geweſen wären als einem deutſchen Fürſten und Gutsbeſitzer, im Schwange waren; er ſtaunte darüber wie über die Sagen und Feenmärchen, die er von ſeiner Baſe ſich erzählen ließ, und in denen Alles über den menſchlichen Maßſtab hinausragt. Der Fürſt erſchien ihm wie ein Geſchöpf der Fabel, und er hätte damals wol nicht geglaubt, daß er dereinſt in eine Stellung zu dem Fürſten gerathen ſollte, welche der eines Kritikers und Recenſenten auf ein Haar ähnlich ſieht. Allerdings reitet der Fürſt jetzt nicht mehr wie damals auf den Topfmärkten kleiner Städte die aufgehäuften bunzlauer Geſchirre entzwei, um ſich einen theuern Spaß zu machen, noch reitet er mit Todesgefahr ſteile Schloßtreppen hinauf, um das angeſtaunte Wunder der gutmüthigen niederſchleſiſchen oder lauſitziſchen Umwohnerſchaft zu werden; das heiße Blut ſeiner Jugend, das doch irgendwie einen Abfluß ſuchte, hat ſich ausgetobt; er iſt ein contemplativer Touriſt geworden wie Hunderte vor ihm und neben ihm; er ſchreibt wie ein anderer ruhiger und vernünftiger Menſch; er denkt über ſociale Fragen nach, forſcht nach Alterthümern und ſpricht über Gegenſtände der griechiſchen Vorzeit wie ein Gelehrter. Indeß ſind ihm die Pferdeliebhaberei, die Neigung, auf der feſten Erde Parke anzulegen und in der Luft Schlöſſer zu bauen — ich erinnere nur an ſeinen erträumten Majoratsadel — und die Liebe zu guten Mahlzeiten und comfortabeln Genüſſen als ſtehende Poſten aus ſeiner ungeſtümen Reit- und Jugendzeit übrig geblieben. Der Fürſt hat nun nicht mehr nöthig, auf kleinen Promenaderitten in trivialen Gegenden und unter ebenſo trivialen Menſchen möglichſt viel Abenteuerliches zuſammenzudrängen, um ſich und ſeinem Rufe genugzuthun; er bedarf auf ſeiner fernern Laufbahn aller jener kleinen Koketterien, Launen und Reitkünſte nicht mehr, um für einen außerordentlichen Menſchen zu gelten; er iſt, zumal für einen deutſchen fürſtlichen Gutsbeſitzer, außerordentlich genug. Noch Eins, und das Beſte an ihm, iſt ihm aus ſeiner Jugendzeit geblieben: die reinmenſchliche Rückſeite ſeiner ariſtokratiſchen Perſönlichkeit; er beſitzt einen gewiſſen Sinn für natürliche und einfache Verhältniſſe, ſelbſt für Standesgleichheit, die er bis zu einem gewiſſen Grade in den jetzt von ihm bereiſten Gegenden ausgebildet zu ſehen ſich freut, obgleich man allerdings nicht vorausſetzen darf, daß er, wäre er noch in ſeiner deutſchen Heimat, hier ihre Einführung ſich beſonders am Herzen würde liegen laſſen. Aber er fühlt wenigſtens den Fluch jener modernen Civiliſation, welche mit ſteifen Formen die Natur im Menſchen erſtickt und mit pomphaften Lügen ihre Hohlheit und krankhafte Bläſſe übertüncht. Daher die Furcht der hohen Ariſtokratie vor ſeiner Médiſance, die indeß immer viel Grazie hat, und Furcht um ſo mehr, da er einer der Ihrigen iſt und um ihre Schäden weiß.

Was die vorliegenden Reiſebilder betrifft, ſo ſind ſie von mannichfaltigſtem Intereſſe. Es ſind Localitäten und Nationalitäten darin geſchildert und aufgefaßt, die uns zum Theil bisher ziemlich fremd waren, oder in welche tiefer einzudringen nur einem Reiſenden von der Stellung des Fürſten Pückler-Muskau vergönnt ſein konnte. Die lebendige Auffaſſung der Örtlichkeiten, Menſchen und Zuſtände läßt nichts zu wünſchen übrig; der Styl hat bei aller Eleganz etwas Improviſirtes und läßt ſich gehen; aber er iſt klar, allgemein verſtändlich, ungeſucht. Daß der Verf. eine Unzahl von Fremdwörtern gebraucht, wo ihm ebenſo bezeichnende deutſche zu Gebote geſtanden hätten, iſt ſein alter Fehler, der in converſationeller Bequemlichkeit und Nachläſſigkeit ſeine Veranlaſſung zu haben ſcheint. So findet man bei ihm für das ſchöne deutſche Wort „Dämmerung" das gewiß misklingendere „Crepuscule", für unmittelbar „immediat", ferner „abolirt", „ſuperficiell", „imperturbable", „affable" und ſo unzählig viel andere. Selbſt der Anekdotenkram hat in dieſem Buche, obgleich er ſich etwas ins Kleinliche verliert, etwas Liebenswürdiges und Intereſſantes. Der Verf. ſagt ſelbſt:

Man weiß, daß ich nur für Unterhaltung zu ſchreiben geſonnen bin, und wenn einmal ein unterrichtender Brocken in meine olla potrida hineinfällt, dies nur ein Zufall iſt. Wie mehre unſerer gelehrten Reiſebeſchreiber eine wahre Furcht und

heilige Scheu haben, unversehens einmal amusant zu werden, so fürchte ich stets das Gegentheil.

Indeß gereicht es dieser Reiseschrift zum Ruhme, daß sie unterrichtender ist, trotz der Unterhaltung, als viele strengern Werke über denselben Gegenstand, trotz des Unterrichts.

Die Reise geht von Missolunghi aus, dessen Vertheidigung er, wenn man nur die sichtbaren Facta ins Auge fassen will, über alle Thaten der alten Griechen zu stellen geneigt ist, obgleich er zugibt, daß nur mit so undisciplinirten Feinden wie den Türken die Sache möglich war. Die Verwaltungsmaßregeln der gegenwärtigen Regierung in Griechenland werden von ihm häufig bitter getadelt und aufs schärfste angegriffen, obgleich auch er, wie die Griechen selbst, dem milden und guten Könige alle Gerechtigkeit angedeihen läßt. Die Landstraßen sind großentheils schlecht. Die Municipalität von Patras hatte zu den fünf Procenten, die vom Korinthenbau gegeben werden, mit Bewilligung der Einwohner ein Procent hinzugesetzt, dessen Ertrag zu Straßenbesserung und Pflanzungen verwendet werden sollte.

Hier that sich — sagt der Verf. — ein Streben nach vorwärts kund; leider aber erklärte die Regierung, sie werde dies Procent selbst in Empfang nehmen und dann zugleich für Erfüllung des damit intentionirten Zweckes sorgen, worauf die Corporation ihre Einwilligung zurücknahm. Hier sehen wir neben dem früher gerügten zu wenig auf der einen Seite, ein ebenso pernicieuses zu viel Regierenwollen auf der andern, was außer England so mancher europäischen Regierungen schwächste Seite geworden zu sein scheint.

Patras hatte unter den Türken 303 Brunnen, wovon jetzt wegen Verfalls aller Wasserleitungen kaum drei oder vier noch brauchbar sind. Poros, Hydra, Spezzia u. s. w., die Hauptstätten der griechischen Insurrection, verfallen immer mehr; so begünstigt gerade diese Inseln unter der Herrschaft der Türken waren, so sehr sehen sie sich jetzt vernachlässigt. Hydra besaß vor der Revolution 25,000 Einwohner, jetzt deren nur 12,000, welche dessenungeachtet zehnfache Abgaben gegen sonst entrichten müssen, wo die ganze Insel nur 2000 türkische Piaster und eine Anzahl Matrosen jährlich an den Großherrn zu liefern hatte. Der ein wenig malitiöse Fürst tröstete einen Einwohner von Poros, welcher sich über den gegenwärtigen Zustand der Dinge beklagte, damit, daß die Freiheit als das höchste Gut wie billig auch das theuerste sein müsse. Ernster und eindringlicher raisonnirt der Fürst S. 174:

Die armen Mistraer sind in Verzweiflung, daß man dabei beharrt, sie ihre Wohnungen niederreißen zu lassen, um sie in Neusparta wieder aufzubauen, wohin ein Dutzend ziehen wollen und 400 nicht. Ich finde diese Maßregel, einem jetzt leeren Namen zu Liebe, so grausam und unpolitisch, daß ich sie in der That nicht begreifen kann. Alles das kommt vom Regieren in der Studirstube her. Aus demselben Grunde entsteht der fortwährende Beamtenwechsel in Griechenland u. s. w.

Ein andermal klagt er:

Die Theorien haben die Praxis besiegt, und ein von der Universität kommender Referendar wird häufig für geeigneter zum Regieren gehalten als der weiseste Administrator seines eigenen Grund und Bodens.

Ebenfalls auf Naxos war große Klage über Vermehrung der Abgaben. Naxos ward unter türkischer Oberherrschaft von seinen eigenen Primaten regiert und zahlte dem Großherrn nicht mehr als jährlich einen Tribut von 50,000 türkischen Piastern, während jetzt, die indirecten Abgaben nicht mit eingerechnet, schon die directen, wie man dem Reisenden versicherte, an 300,000 Drachmen betragen. Von den drei Familien der 21 alten Herzoge existiren auf Naxos nur noch einige Nachkömmlinge der Familie Crispo in größter Dürftigkeit, und ihr Haupt, ein alter Mann, ließ den Fürsten um ein Almosen bitten, indem er ihm seinen Stammbaum schickte, der mit einem griechischen Kaiser anfing!

In Syra führte man von Regierungswegen ein sogenanntes Ersparungssystem ein, seit welcher Zeit monatlich eine Mehrausgabe von 70 Drachmen entstanden ist! Auf Santorin errichteten drei Gemeinden ein für eine höhere Schulanstalt bestimmtes Gebäude und supplicirten bereits, als der Fürst auf Santorin eintraf, sieben Monate lang in Athen, um einen Vorsteher für die Anstalt zu erhalten, den sich selbst zu wählen ihnen nicht verstattet ist, ohne daß ihre und des Gouverneurs Bemühungen irgend einen Erfolg gehabt hätten.

Allerdings gehen die Vorwürfe des Fürsten etwas ins Kleinliche; er ist nicht unparteiisch genug, einen gerechten Maßstab an eine Regierung zu legen, welche aus einem Chaos von rohen Elementen erst einen Staat schaffen soll; indeß scheint aus allen jenen und andern Anklagepunkten hervorzugehen, daß sie der Entwickelung des Gemeingeistes aus Sucht zu regieren eher entgegen als in die Hände arbeitet und, weil sie vielleicht im Ganzen noch zu wenig imponirt, im Einzelnen, wo es ihr gerade vergönnt ist, ihre Macht zu eigensinnig walten läßt, um ihre Existenz fühlbar zu machen. Das Edelste und Größte ist stets durch den freien Gemeinsinn der Bürger, nicht durch Regierungsmaßregeln hervorgerufen worden. In Candia angekommen, legt der Verf. seine trübangelaufene Brille ab, womit er Griechenland betrachtete, und sieht alle Gegenstände in rosenrothem Lichte. Der Verf. ist von Misgunst dort und von Vorliebe hier schwerlich ganz freizusprechen, obgleich er im Einzelnen nicht Unrecht haben mag. Man weiß, daß der Fürst von Mehemed Ali glänzender aufgenommen wurde, als je ein deutscher Edelmann von einem regierenden Herrn; wider sein Wissen dürfte diese glänzende Aufnahme sein Urtheil bestochen haben; die Lichtseiten, welche der Fürst an Mehemed Ali's Verwaltung entdeckt hat, mögen vollkommen so vorhanden sein; aber wir fürchten, daß ihm die Schattenseiten darüber ziemlich entgangen sind. Auch drängt sich oft das sichtbare Bestreben vor, Mehemed Ali's Maßregeln, welcher Art sie auch sein mögen, zu entschuldigen. Wir tadeln den Verf. darum nicht; große Männer, wie Mehemed wirklich einer ist, üben in nächster Nähe immer einen unwiderstehlichen Zauber aus; man weiß das von Friedrich dem Großen, der mit Blick und Wort die Widerstrebendsten gefangen nahm, ganz besonders von Napoleon, welcher, wo er es sein wollte, unwiderstehlich war und diese Macht z. B. über seinen Gegner Johannes Müller

in einer Weise ausübte, daß ihr Eindruck dem Geschichtschreiber der Schweiz selbst von Anbetern Napoleon's zum Bösen ausgelegt wurde. Das menschliche Herz ist immer und überall ein eitles, schwaches Ding. Auch die Einwohner von Santorin, welche den Fürsten in Masse empfingen, mit den Glocken läuten ließen und ihn baten, ihrer Insel in seinen Schriften freundlich zu gedenken, scheinen in dem überaus günstigen Bilde, welches der Verf. von dem Zustande ihrer Insel entwirft, ihren Zweck erreicht zu haben. Indeß tritt der humane Charakter des Fürsten und seine Vorliebe für die natürlichsten und einfachsten Verhältnisse gerade in der Schilderung der candiotischen Zustände am lebendigsten hervor. Ganz besonders rühmt er die Rechtspflege. Das Verfahren ist größtentheils mündlich und ganz öffentlich; Candia genießt wie unser Helgoland den Segen, keinen Advocaten zu besitzen, weshalb auch kein Proceß die Dauer einiger Sitzungen überschreitet. Zugleich hat der Vicekönig dem aus 18 Personen bestehenden Rath sechs griechische Mitglieder beigegeben, damit seine Unterthanen dieser Nation und dieses Glaubens natürlicher Vertheidiger nicht entbehren möchten. Selbst die Rechte der Klöster, deren man in Griechenland 500 aufgehoben hat, ehrte Mehemed Ali's Gerechtigkeit und schenkte ihnen sogar noch Glocken, deren Gebrauch in der Türkei den Christen bekanntlich nirgend gestattet ist.

„Ich habe wenig gelernt", sagte einmal Mehemed Ali, „meine Erziehung war nicht darnach, und ich mußte mich selbst erziehen. Auch jetzt habe ich zu viel zu handeln, um viel zu lesen; aber ich sehe sehr viele Leute und höre aufmerksam auf Alles, was sie sagen. Die Zungen der Menschen sind meine Bibliothek."

Der Vicekönig war schon 38 Jahre alt und zwei Jahre Pascha, als er erst anfing lesen und schreiben zu lernen. Wer denkt hierbei nicht an Karl den Großen, der auch erst in seinen spätern Lebensjahren sich denselben Elementarstudien hingab?

So viel von den politischen Excursionen, die sich der Verf. gestattet. Es dürfte zu weit führen, sich in das übrige Material des Buches, das in der That außerordentlich mannichfaltig ist, hier weiter zu vertiefen. Charakter- und Sittenschilderungen, archäologische Betrachtungen und Entdeckungen, welche indeß mehr Andeutung als Forschung enthalten, glänzende Naturscenen und eine Menge kleiner Reiseabenteuer und Anekdoten gehen in so buntem Wirbel an dem Auge des Lesers vorüber, daß es, wollte man einen Auszug geben, schwer fallen möchte, eine Wahl zu treffen. So viel erwähnen wir noch, daß der Besuch der Höhle auf Antiparos von frühern Reisenden schon ausführlicher und lebendiger geschildert wurde; daß dagegen die aufs wahrscheinlichste durchgeführte Ansicht, daß das unter dem Namen Labyrinth jetzt gezeigte Steingebäude nur ein Steinbruch gewesen sei, von nicht geringem Interesse ist. 23.

Literarisches aus Portugal.

Je sparsamer uns Kunde wird von den literarischen Zuständen in Portugal, besonders seitdem die Memoiren der Akademie in so großen Intervallen erscheinen, desto größer ist die Pflicht, von dem Wenigen zu sprechen, zunächst etwa von bibliographischen Dingen, von Manuscripten und Miniaturen. Ob von den Arbeiten des ehemaligen Archivvorstandes, Grafen Santarem, in Deutschland seither viel bekannt geworden ist, muß Ref. dahingestellt sein lassen, jedenfalls ist der vor länger als einem Decennium erschienene Handschriftenkatalog des Grafen eine namhafte Arbeit, er erschien unter dem Titel: „Noticia dos manuscriptos pertencentes ao direito publico externo diplomatico de Portugal, e a historia e litteratura do mesmo paiz, que existem na bibliotheca real de Paris e outras da mesma capital e nos archivos de Francia" (Lissabon). An dieses Buch schließt sich gewissermaßen die folgende Abhandlung an, welche der Verf. in seiner Eigenschaft als auswärtiges Mitglied der Société des antiquaires de France dem zweiten Bande der neuen Reihe der Memoiren dieser Gesellschaft eingerückt hat und welche den Titel führt: „Notice sur quelques manuscrits remarquables par leurs caractères et par les ornements, dont ils sont embellis, qui se trouvent en Portugal." Diese Notiz berichtet von Dem, was früher von Seiten der Akademie für Aufsuchung und Bekanntmachung werthvoller Handschriften in Landesbibliotheken geschehen, wirft dann einen flüchtigen Blick auf die frühesten geschichtlichen Zustände des Landes, um den auffallenden Mangel an alten Handschriften zu erklären, und beginnt endlich mit der Bemerkung, daß Portugal wol kein Manuscript besäße, welches älter sei als das 9. Jahrhundert, indem der Verf. des Katalogs von Alcobaça (im fünften Bande der „Memoiren der Akademie von Lissabon"), welcher das Manuscript Nr. 17 in das 6. Jahrhundert setzt, offenbar irrt. In der Bibliothek des Klosters das Necessidades bewahrt man zwei Bibeln aus dem 10. Jahrhundert, in dem Archive Torre de Tombo in Lissabon befinden sich Handschriften des 12. Jahrhunderts, denen die Miniaturen besondern Werth verleihen, so der Fuero juzgo; aus derselben Zeit besitzt Alcobaça 72 Handschriften, unter denen die wenig bekannten geographischen Wörterbücher des Mönchs Bartholomeo und das lateinische Wörterbuch des Alphons de Louriçal, sowie die vom Pater Theotonio de Gondeira geschriebenen „Confessiones S. Augustini" auszuzeichnen sind. In dem genannten Archive bietet ein Manuscript des 14. Jahrhunderts die Abbildungen aller Städte und festen Plätze des Landes, Blätter von hohem historischen und geographischen Interesse; der Dante der öffentlichen Bibliothek von Lissabon scheint ausgezeichnet schön zu sein, die talmudischen Manuscripte aber sind mit Gold und Edelsteinen überladen und mit geschmacklosen Miniaturen ausgestattet; interessant ferner und gewiß wenig gekannt ist das in der lissaboner öffentlichen Bibliothek befindliche Manuscript der von Carlos, Prinzen von Navarra, ins Spanische übersetzten „Ethik" des Aristoteles. Von den kostbaren, in Sammet und Gold gebundenen Bibeln, welche König Emanuel den Mönchen von Sanct-Cajetan verehrte, berichtete schon Souza im dritten Bande seiner „Historia genealogica da caza real Portugueza" und von den archivalisch und kunsthistorisch bedeutenden Gegenständen des Archivs Torre de Tombo, J. P. Ribeiro in seinen „Memorias para historia do real archiveo". Daß der berühmte portugiesische Maler Vasco, der Schüler des Perugino und Genosse des Rafael, selbst in Actenstücken und Documenten wunderherrliche Initialen gezeichnet und gemalt hat, ist immer merkwürdig. Von diesem Mitschüler des Rafael nimmt Santarem Veranlassung, in dem beiweitem größten Theile des Aufsatzes eben von der Miniaturmalerei in Portugal, der etwa in Frankreich erlangten Bildung der Künstler und ihrem Verhältniß zu analogen Kunstwerken der Zeit Vieles zu sprechen; ob viel kann Ref. nicht entscheiden, der nur dies bemerken muß, daß es gewiß ein mislich Ding ist, über derartige Gegenstände so aus dem Gedächtniß und aus der Erinnerung zu schreiben, fern von den Kunstwerken selbst, wie es Santarem thut. 61.

Digitized by Google

Anekdote.

Man erzählt, daß in einer Audienz, welche Dr. Gall bei einem Fürsten hatte, dieser ihm zwei reich gekleidete Personen vorstellte, mit der Bitte, ihre Köpfe zu untersuchen und ihren Charakter zu bestimmen. Das Urtheil des Phrenologen lautete dahin, daß der Eine ein großer Financier, der Andere ein tüchtiger General wäre oder sich dazu eigene. Sie waren aber ein Paar aus dem Zuchthause genommene Verbrecher, die man für die Scene herausgeputzt hatte: der Eine ein schlauer Dieb, der Andere ein Raubmörder. Diese Geschichte, mag sie wahr oder erfunden sein, enthält wenigstens eine sehr tiefe Moral: die Moral, welche Juvenal in dem Verse ausdrückt: „Ille crucem sceleris pretium tulit, hic diadema." Die Neigungen zum Bösen sind unter den Menschen in allen Classen, Ständen und Bildungsgraden in so ziemlich gleichem Maße vorhanden, aber die Einen erhalten keine Gelegenheit, sie auf eine durch die Gesetze verpönte Weise zu äußern; oder um es allgemeiner zu sagen, jede Classe äußert sie auf eine ihr eigenthümliche Weise, z. B. wird es selten einen Gelehrten geben, der einen gemeinen Diebstahl begeht, d. h. materielle Güter entwendet, aber wie viele gibt es, die dennoch das Stehlen zu einem Gewerbe machen und Schriften und Vorträge mit Plagiaten füllen. Gehen wir auf dem Wege solcher Inductionen weiter fort, dann werden wir über Verbrechen u. dgl. zu ganz andern Ansichten kommen, als die gewöhnlich herrschenden sind; wir werden dann finden, daß die untern Classen nur deshalb die meisten Verbrecher zeigen, weil die Art des Bösen, das zu thun sie durch ihre besondere Lage und Umstände vorzugsweise gereizt und verführt werden, vorzugsweise durch das Gesetz verpönt ist; daß, die Moralität aus einem höhern Gesichtspunkte gefaßt, in derselben die höhern, begüterten und gebildetern Classen schwerlich so über jenen stehen, wie man gewöhnlich wähnt. 161.

Bibliographie.

Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Herausgegeben von F. J. Mone. 8ter Jahrg. 4 Quartalhefte. Gr. 4. 1stes Heft. Karlsruhe, Groos. 2 Thlr. 16 Gr.

Bechstein, L., Aus Heimath und Fremde. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 3 Thlr. 12 Gr.

Brauer, E., Gedichte. 2te Sammlung. 16. Karlsruhe, Braun. 9 Gr.

Byron. Don Juan. Aus dem Englischen. Im Versmaaße des Originals übersetzt von Ad. v. Marées. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1 Thlr.

Dethmar, F. W., Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Zugleich ein Wegweiser für Reisende. II. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1 Thlr.

Ellendorf, J., Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. 2ter Band. Gr. 8. Essen, Bädeker. 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Der erste Triarier an Joseph von Görres. Gr. 8. Essen, Bädeker. 20 Gr.

Emilie oder die getrennte Ehe. Vom Verfasser der „Anna, oder Wohlleben und Enttäuschung". Gr. 12. Aachen, Cremer. 14 Gr.

Erinnerungen eines ehemaligen griechischen Offiziers aus den Jahren 1833–1837. 8. Darmstadt, Papst. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Geheimnisse des Spielbergs. Denkwürdigkeiten eines östreichischen Staatsgefangenen, sein Proceß vor der östreichischen Untersuchungscommission gegen geheime Verbindungen zu Mailand und seine Schicksale auf dem Spielberge in Gemeinschaft mit dem Grafen Gonfalonieri. 3ter, 4ter Band. Gr. 12. Leipzig, Reclam jun. 2 Thlr.

Gotthold, F. A., Über des Fürsten Anton Radziwill Kompositionen zu Göthe's Faust. Nebst Göthe's späteren Einschaltungen und Änderungen. (Abgedruckt aus den preußischen Provinzial-Blättern.) 8. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 4 Gr.

Der gegenwärtige Grenzstreit zwischen Staats- und Kirchen-Gewalt aus dem staatskirchenrechtlichen und legislativen Gesichtspunkt erörtert von einem norddeutschen Publicisten. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 21 Gr.

Hagenbach, K. R., Luther und seine Zeit. Eine Sammlung von Gedichten. 8. Zürich, Beyel. 1 Thlr.

Hanke, H., Bilder des Herzens und der Welt. In Erzählungen. 1stes Bändchen. 2te verbesserte Auflage. Gr. 12. Liegnitz, Kuhlmey. 22 Gr.

Hase, K., Die beiden Erzbischöfe. Ein Fragment aus der neuesten Kirchengeschichte. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr.

Herloßsohn, C., Zeit- und Lebensbilder. Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 5 Thlr.

Die Herrnhuter; in ihrem Leben und Wirken nach der Wahrheit dargestellt von einem ehemaligen Mitgliede. Eine zeitgemäße Mittheilung. Gr. 8. Weimar, Hoffmann. 12 Gr.

Honcamp, F. C., über Betonung und Aussprache, ein Beitrag zur Theorie des Redevortrags, mit besonderer Rücksicht auf die höhere Lesekehre. Gr. 8. Essen, Bädeker. 10 Gr.

Hugo, G. W., Die Mediatisirung der deutschen Reichsstädte. Gr. 8. Karlsruhe, Braun. 2 Thlr.

Liederkranz. Auswahl heiterer und ernster Gesänge für Schule, Haus und Leben. Herausgegeben von L. Erk und W. Greef. 1stes Heft. Gr. 12. Essen, Bädeker. 4 Gr.

Der Protestantismus in seinen Beziehungen zum Staate, zur Philosophie und zum Christenthum. Versuch eines Beitrags zur Vermittelung der Gegensätze desselben aus dem Standpunkt des Laien als Weltbürgers. Gr. 12. Hamm, Schulz. 16 Gr.

Reichard's Passagier auf der Reise in Deutschland, der Schweiz, nach Venedig, Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Paris, St. Petersburg und Stockholm. Mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Badeörter, der Gebirgsreisen, der Donau- und Rheinfahrt. Ein Reise-Handbuch für Jedermann. Unter Mitwirkung Mehrerer berichtigt und ergänzt von *F. A. Herbig*. Nebst einer Postkarte und einer Beilage von 4 Kärtchen. Gr. 12. Berlin, Herbig. 3 Thlr. 12 Gr.

Schulenburg, A., Eine letzte Liebe. Epos mit einer kritisch-geographischen und einer heraldischen Anmerkung. 8. Wesel, Klönne. 8 Gr.

Schwaab, W., Poetische Versuche. Gr. 12. Cassel, Luckhardt. 8 Gr.

Seume's, J. G., sämmtliche Werke. 4te rechtmäßige Gesammtausgabe in acht Bänden. 1ster Band: Mein Leben. Fortsetzung von Seume's Leben, mitgetheilt von C. A. H. Clodius. Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. 1ster Theil. 2ter Band: Spaziergang nach Syrakus. 2ter Theil. Anmerkungen zum Spaziergang nach Syrakus von H. W. Schnorr v. K. 8. Leipzig, Hartknoch. 18 Gr.

Smidt, H., Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 18. Berlin, Voss. 16 Gr.

Spindler's Werke. Wohlfeile Ausgabe. 8ter bis 10ter Band. Der Bastard. 8. Stuttgart, Hallberger. Mit 1 Stahlstich jeder Band 14 Gr.

Dr. Strauß und die Zürcher Kirche. Eine Stimme aus Norddeutschland. Mit einer Vorrede von W. M. L. de Wette. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 3 Gr.

Sue's sämmtliche Werke. 27ster bis 29ster Theil. Deutsch von L. v. Alvensleben. Die Berge von la Ronda. Eine glückliche Frau. Der Pariser zur See. Ein Corsar. Daja. 16. Leipzig, O. Wigand. 12 Gr.

Tieck, F., Brasilianische Zustände. Nach gesandschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837. Gr. 12. Berlin, Voß. 16 Gr.

Wieland, C. M., Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Neue Ausgabe. Gr. 16. Leipzig, Weidmann. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 176. — 25. Juni 1839.

Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät. Eine publicistische Abhandlung von Romeo Maurenbrecher. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Zu keiner Epoche des Römerreichs wurden die Kriegswissenschaften mit größerm Eifer betrieben als zur Zeit seines tiefsten Verfalls, und als das Schwert der siegreichen Osmanen Roms frühere Weltherrschaft auf den Umkreis der Mauern von Konstantin's Hauptstadt bereits beschränkt hatte, fuhren streit- und redefertige Theoretiker fort, sich in strategischen und taktischen Grübeleien zu gefallen. Wir wären beinahe versucht, von den Staatswissenschaften während der Geschichtsperiode, die von dem Sturze Napoleon's, insbesondere aber von der französischen Julirevolution an datirt, dasselbe zu sagen. Denn was ist wol für die Praxis selbst mit den zahl- und mehr oder minder umfangreichen Schriften gewonnen worden, die seitdem die leipziger Meßkataloge anschwellten, die die französischen Zeitblätter uns so marktschreierisch anpreisen? Betrachten wir auch die Veränderungen, die in der Zwischenzeit die äußern Verfassungsformen einiger Reiche und Staaten erfahren haben, als Fortschritte auf der Bahn politischer Bildung: wer möchte wol deren Dauer verbürgen? Reichte doch in einem deutschen Königreiche das Quos ego eines soeben den Thron besteigenden Fürsten hin, selbst noch bevor er in Gemäßheit jener Formen davon Besitz genommen, und gleichsam mit einem Hauche das ganze Verfassungsgebäude über den Haufen zu stürzen, das wenige Jahre zuvor errichtet worden war.

Alle die Theorien nun, die während jenes Zeitraumes auftauchten und deren Erfinder zum Theil, wie beispielsweise ein Klüber, als die gründlichsten und scharfsinnigsten Forscher ihres Faches geachtet würden, wirft Hr. Maurenbrecher mit einem Schlage darnieder, um an ihrer Stelle ein anderes Lehrgebäude aufzuführen, dessen Haltbarkeit zu bemessen wir im Folgenden dem Leser dieser Blätter Anlaß zu geben beabsichtigen. Zu dem Behufe aber erachten wir um so unnothwendiger, mit dem neuen Staatsarchitekten auf allen Stadien der von ihm betretenen Bahn der Polemik längere Zeit zu verweilen, als wir die Doctrin, die er bekämpft, in ihren Grundsätzen wenigstens, für bekannt voraussetzen dürfen. Wir wählen daher zu unserm eigentlichen Ausgangspunkte dasjenige Moment des Buchs, wo er sein System zu entfalten beginnt, nachdem er über jene Doctrin das Anathem verhängt hat. Es läßt sich dieses Anathem aber in nachstehenden Worten des Verf., womit das erste Capitel schließt, zusammenfassen:

Die Staatssouverainetät mit jenem Widerstandsrechte, wie sie Klüber und seine Jünger lehren, ist nicht mehr jene harmlose Lehre des Grotius und der frühern deutschen Publicisten (Posse's). Sie ist nur deren unschuldig lächelnde Larve, und unter dieser Larve wird man unausbleiblich die blutige Volkssouverainetät, die kriegstiftende Republik und, in endlicher Folge des geschichtlichen Kreislaufs, die Contrerevolution oder den volksspottenden Absolutismus uns ins Haus tragen, wenn die vaterländischen Publicisten nicht bald als Diejenigen sich zeigen, die sie sein sollen: die geistigen Wächter des Gesetzes und des Herkommens in der Verfassung.

Im Gegensatze nun mit der anathematisirten Staatssouverainetät definirt der Verf. den „Grundgedanken des Princips der Fürstensouverainetät" etwa so: Es ist diese Souverainetät in der Erbmonarchie das reine Privatrecht (Eigenthum, Theil des Patrimoniums) des Fürsten. Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der Monarch für den Eigenthümer des Staats und Staatsgebiets gehalten werde. Auch verwahrt sich Hr. M. gegen das andere Misverständniß, „als ob mit dem patrimoniellen Principe gesagt werden solle, daß das Recht, zu regieren, in der Art rein privatrechtlich sei, daß der Fürst zu seinen eigenen Zwecken zu regieren, insbesondere keiner höhern sittlichen Idee zu folgen habe, und daß der Staat nur um der Person des Fürsten willen und nicht umgekehrt die letztere wegen des erstern, oder um beider willen vorhanden sei". Es hat vielmehr in der rationnellen Construction das patrimoniale Princip seinen Hauptgegensatz zum Principe der Staatssouverainetät darin, daß es nicht vom „staatsbürgerlichen Vertrage" aufsteigt, sondern diesen geradezu für undenkbar und unsinnig erklärt. Staat und Fürst nämlich, argumentirt der Verf., entstehen gleichzeitig; ja, er will sogar, vom Standpunkte des patrimonialen Princips ausgehend, eher zugeben, daß der König vor dem Staate da ist, als das Umgekehrte, daß die Bildung des Staats dem Rechte des Königs vorhergehe. Dies soll aber nicht blos der Idee nach, sondern auch in concreto gelten; in Kurzem: „Der Staat wird oder ist, indem im Innern einer Masse von Menschen,

die naturgemäß zusammenlebt, Einer nothwendig emporwächst oder ist, der durch seine Gewalt diese Masse zusammenhält, indem er ihre gegenseitigen Obliegenheiten ordnet und schützt, zur geregelten Verbindung, zum Staate macht." Gibt man die Richtigkeit dieser Herleitung der Genesis des Staates zu, so wird sich auch, als Folgerung davon, nicht bestreiten lassen, daß Aristokratie und Demokratie erst aus der Monarchie hervorgehen, welche die Urform des Staats ist. Bei seiner Herleitung des Staats aber postulirt der Verf., wie der Mathematiker den Punkt und die Linie, das Vorhandensein einer ursprünglichen Gewalt, sei es die materielle Macht des Besitzes oder die rein geistige des Familienvaters über die Seinigen und des Vielbegabten über Andere. Somit setzt er voraus, daß der König eher eine eigene Macht gehabt haben müsse, bevor er Herr über die Privatkräfte werden konnte, die er zur Verwirklichung der Ideen des Staats um sich vereint und zur Gesammtmacht verschmilzt. Um endlich seiner Behauptung noch mehr Stärke zu geben, bezieht er sich auf die „Vertragslehrer", die, sagt er, dasselbe Factum unterstellen, „indem nicht denkbar ist, daß das Volk mit Jemanden über seine Beherrschung paciscren wird, der nicht schon ein Mächtiger ist".

Es würde ein grobes Misverständniß sein, wollte man wegen vorerwähnter Herleitung Hrn. M. auch nur verdächtigen, er beabsichtige damit der monarchischen Willkürherrschaft von vornherein das Wort zu reden. Er verwahrt sich gegen diese Verdächtigung, indem er ausdrücklich erklärt, daß der Wille nicht die Willkür ist, die bald Dieses, bald Jenes wollen kann, sondern der sittliche Wille, der nur das Eine, das Gute will, und der daher nicht des äußerlich bindenden privatrechtlichen Vertrags bedarf, um zugleich sich verpflichtet und berechtigt zu wissen. Ihn bindet die Vernunft (die Idee des Sittlichen), und somit beruhen der Staat und das Recht des Herrschers nicht auf der Willkür und dem Belieben der Individuen, sondern auf einem höhern Gebote der Vernunft (dem allgemeinen sittlichen Willen), in Folge dessen es vernunftwidrig, weil es unsittlich wäre: von dem Unterthanen, dem Willen des Königs (dem Gesetze, dem Staatswillen), der an der Stelle desjenigen Vernunftgebotes waltet, das den Staat trägt und hält, sich widersetzen; von dem Herrscher, über jenes Vernunftgebot hinaus oder wider dasselbe seine ihm vom Geiste gleichsam übertragene Gewalt gebrauchen. In dieser Weise aber zeigt die echte ideale Auffassung des Staats nicht blos den geistigen Boden, auf welchem die Souverainetät des Fürsten ruhet, sondern auch die natürlichen Grenzen, welche sie nicht überschreiten darf.

Bestimmt sich nun dadurch von selbst der vernünftige Inhalt des patrimonialen Princips, wie Hr. M. dasselbe versteht, so fügt er doch noch ausdrücklich hinzu, daß in demselben Principe, auf welches er die deutsche Fürstensouverainetät zurückzuführen beabsichtigt, stillschweigend die Restriction liege, „daß die deutschen Fürsten zwar das Recht, ihre Staaten zu regieren, als eigenes Recht haben, jedoch nur das Recht, sie nach dem positiven Staatszwecke und nach der Verfassung zu regieren". Demnach aber erachtet er den Fürsten, erklärt er ihn auch für den Eigenthümer der Regierungsgewalt, nicht minder an deren verfassungsmäßige Ausübung gebunden, „als Diejenigen thun, welche die Souverainetät der Substanz nach dem Staate, aber der Ausübung nach dem Monarchen als sein volles Privatrecht zugestehen".

Vindicirten die Vertheidiger der Staatssouverainetät das Recht des Widerstandes für das Volk, so fordert Hr. M. als juristischen Folgesatz des patrimonialen Princips, „daß der Monarch über allen Zwang erhaben und selbst bei rechts- und verfassungswidrigen Handlungen gegen Angriff und Widerstand der Unterthanen rechtlich gesichert ist". Den betreffenden Beweis führt derselbe etwa wie folgt: Liegt es im Begriffe des Eigenthums, daß Jemand Herr einer Sache oder eines Rechts und als solcher rechtlich befugt ist, beides zu misbrauchen oder gar zu vernichten, so darf auch der Monarch eines Misbrauchs seiner Gewalt wegen dieselbe rechtlich nicht verlieren, wenn er als Eigenthümer derselben gelten soll. Somit wäre demnach, im Sinne eines gewissen Naturrechts, „daß Jedermann zu allem Denjenigen rechtlich befugt sein soll, von dessen Begehung oder Unterlassung er durch rechtlichen Zwang nicht abgehalten werden kann, der Monarch allerdings befugt, die Gewalt zu misbrauchen". Allein der Verf. ist weit entfernt ein solches Resultat zuzugeben. Er erhebt sich vielmehr gegen den „Schulmisgriff der Losreißung des Rechts von der Sittlichkeit". Nach ihm ist keineswegs Alles ein Recht oder ein im Rechte Erlaubtes, zu dessen Unterlassung Niemand gezwungen werden kann; auch ist fern von ihm der Gedanke, daß für Begehen und Unterlassen der Menschen im Staate überhaupt kein anderes Motiv als der physische Zwang bestehe. Dagegen ist es in dem sittlichen Principe, wo Hr. M. das echte und wahre Gesetz für den Geist und Willen gewahrt; dieses Gesetz aber gilt auch für den Monarchen, und zwar um so mehr, als es für ihn das einzig mögliche und denkbare, sohin um so heiligere ist. Er geht noch weiter, indem er lehrt, zum Ersten, daß für die unbeschränkten Befugnisse der Fürsten im concreten deutschen Staate (nur) so lange die Vermuthung streite, bis eine positive Beschränkung — wie z. B. durch eine Verfassung — nachgewiesen sei; zum Andern aber, indem er für deren Unterthanen, bei aller Ausschließung eines aggressiven Widerstandsrechts, das Recht vorbehält, „verfassungs- und rechtswidrigen Regierungsbefehlen des Fürsten den Gehorsam zu verweigern".

Mit dem Verf. zur politischen Auffassung des patrimonialen Princips übergehend, wollen wir ihn vorzugsweise über den mit diesem Principe vereinbarlichen Wirkungskreis der Standschaft vernehmen, der allerdings ein anderer ist, als das Princip der Staatssouverainetät den Ständen einräumt. Ist nämlich, argumentirt Hr. M., die Souverainetät das eigene Recht des Monarchen, so muß dieser auch die volle natürliche Freiheit und Unabhängigkeit des „Eigenthums" bei Ausübung derselben haben, woraus von selbst folgt, daß die Stände, deren Befugniß sich überhaupt nur auf die Ausübung der Souverainetät bezieht, im patrimonialen Reiche zwar die Art und Weise der Ausübung, nicht aber die Freiheit derselben beschränken können.

Digitized by Google

Ob und wie weit der Monarch seine Souverainetät ausüben wolle oder nicht, muß daher allein auf seinen Willen hingestellt sein, und wie dieser darum als ein völlig freier, d. h. von den Ständen oder einem andern fremden Willen völlig unabhängiger zu denken ist, so kann im patrimonialen Staate auch kein anderes Motiv gefunden werden, um dessentwillen der Monarch in Thätigkeit geräth, als sein eigener Wille. Der Monarch handelt (regiert) hier überall nur aus freien Stücken oder eigenem Antriebe.

Steckt nun allerdings, wie Hr. M. bei weiterer Entwickelung seines Theorems zugibt, im patrimonialen Principe eine Präsumtion für das absolute System, so wäre es doch ein arger Misgriff, bemerkt er, dieselbe politisch, d. h. so zu nehmen, als ob sie sagte: „jede patrimoniale Monarchie müsse nothwendig eine absolute, oder jeder Patrimonialist durchaus ein Absolutist sein". Dasselbe Princip vielmehr verhindere nicht im Geringsten, „daß die Verfassung die größtmögliche Beschränkung der monarchischen Gewalt enthalte". Überhaupt übe dasselbe auf das Mehr oder Weniger der Unterthanen nicht den mindesten Einfluß; nur wolle es, „daß diese Freiheit im je einzelnen Staate auf ausdrücklicher positiver Satzung beruhe, und läßt es keine sogenannten stillschweigenden Beschränkungen der landesherrlichen Gewalt zu".

Ein bekannter Vorgang (in Hanover) hat kürzlich der Frage, in welchem Verhältnisse die Beamten oder Angestellten im Staate zum Monarchen stehen, ein besonderes Interesse der Zeit gegeben. Auch Hr. M. begreift dieses Verhältniß mit unter den speciellen Kategorien, die er an vorgedachtem Orte in nähere Erörterung zieht, und äußert sich in dem Betreff etwa wie folgt:

Es ist völlig unrichtig, dem patrimonialen Principe den Satz unterzuschieben, daß es die Beamten im Staate nur zu persönlichen Dienern des Monarchen mache. Unsere Gegner halten zwar auffallend halsstarrig an diesem Vorwurfe für das patrimoniale Princip fest; aber man überzeugt sich leicht, daß dieses Festhalten weniger einer innern logischen Consequenz als dem äußern Umstande beizumessen ist, daß v. Haller . . . jene mittelalterliche Auffassung der Staatsdienerschaft, wenn auch in blos zufälligem contrerevolutionnairen Eifer, aber darum um so hartnäckiger verficht.

Dagegen definirt nun Hr. M. eben dasselbe Verhältniß nach seinen Hauptkriterien also: Da der Monarch das wirkliche Subject der Souverainetät ist, so müssen freilich diejenigen Personen, welche mit Ausübung einzelner Souverainetätsrechte im Staate beauftragt sind, als seine Bevollmächtigte, Diener oder Gehülfen, als die Ausüber seiner Rechte und als die von ihm Beauftragten erscheinen; allein dies wäre auch das Ganze, was aus der Patrimonialitätsidee folgt. Andererseits aber sind die Beamten Diener des Staats in dem Sinne, wie es der Verf. auch von dem Monarchen zugibt, nämlich im ethischen Sinne, wiewol zwischen diesem und jenen der Unterschied stattfindet, daß bei letztern, weil sie Unterthanen sind, diese Auffassung nicht blos eine ethische zu bleiben braucht, wie beim Monarchen, zu dem als Souverain kein juristisches Verhältniß denkbar ist.

Die neueste Verfassungspolitik hat daher — fügt unser Staatsgelehrter erläuternd hinzu — nichts Neues erfunden, wenn sie die ursprünglich sittliche Pflicht der Beamten, ihre ganze leibliche und geistige Existenz an die Förderung der höchsten (sittlichen) Idee des Staats zu setzen, nunmehr als Zwangspflicht darstellt, aus welcher heraus sie eine völlige, rechtlich wirksame Verantwortlichkeit der Beamten für ihr Begehen oder Unterlassen innerhalb ihrer Berufssphäre entwickelt. Sie faßt vielmehr nur als Juristisches auf, was als Ethisches die ideale Grundlage aller rechtmäßigen Gewalt im Staate und somit auch der höchsten Gewalt oder Souverainetät ist. Es ist sogar nur consequente Fortentwickelung dieses nämlichen Gedankens, wenn in den neuesten Staatsverfassungen als zwei besondere Garantien gegen die mögliche Pflichtvergessenheit des Monarchen und seiner Beamten die Sätze aufgestellt werden sind, der eine: daß die höchsten Beamten (die Minister) nicht blos vom Souverain, sondern auch von den Ständen oder andern selbständigen Körperschaften zur Verantwortung gebracht werden sollen; der andere: daß die Angestellten nicht nach Laune und Gunst des Monarchen von ihren Ämtern entsetzt oder versetzt werden können, vielmehr dieselben sich als unbewegliche (inamovible) Wesen haben dürfen. Beide Gesetze sollen gegen die Gewissenlosigkeit eines Landesherrn schützen, welcher geneigt sein könnte, entweder denjenigen Beamten nicht zur Verantwortung zu ziehen, welcher ihm aus Servilismus mehr wie dem Staate (Staatsinteresse) diente, oder denjenigen Beamten mittels Amtsent- und Versetzung zu schrecken, welcher, seiner Pflicht getreu, letztere dem Privatinteresse des Fürsten vorzuziehen bereit wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fort Vancouver und Astoria, oder die Niederlassungen der Briten und Nordamerikaner am Oregon. *)

Fort Vancouver ist der Haupthandelsplatz der Hudsonsbai-Compagnie und liegt am Columbiafluß auf einer mehre Hundert Acres umfassenden und mit dichten Waldungen umgebenen Wiese. Der Platz besteht aus acht größern und einer Anzahl kleinerer und weniger fester Gebäude, welche die Gestalt eines mittelmäßigen Dorfes darbieten, und wird von etwa 100 Weißen und 300 Indianern bewohnt. Eine hier befindliche Schule, die den Unterricht einer mittelmäßigen Bürgerschule ertheilt, wird von den Kindern der Kaufleute und der gemeinen Arbeiter, die sich hier vermiethet haben, gemeinschaftlich und sogar auch von einigen Negerkindern besucht. Im J. 1835 gab es hier 450 Stück Rindvieh, 100 Pferde, 200 Schafe, 40 Ziegen, 300 Schweine, und es wurden in diesem Jahre 5000 Scheffel des besten Weizens, 1000 Scheffel Kartoffeln, 1000 Scheffel Gerste und ebenso viel Hafer und Erbsen und ähnliche Vorräthe von Küchengewächsen geerntet. In diesen Zahlen ist der Ertrag der andern Stationen nicht mit angegeben. Keine davon ist ergiebiger als Colville, der oberste Punkt an dem nördlichen Zweige des Columbia. In dem fünf Acres haltenden und sogar geschmackvoll eingerichteten Garten dieser Station kommen außer den gewöhnlichen europäischen Küchengewächsen Äpfel, Pfirschen, Trauben und Erdbeeren auf das beste fort und liefern den Beweis, daß Boden und Klima für den Gartenbau sich trefflich eignen. Ja, manche tropische Früchte, wie Feigen, Orangen und Citronen, gedihen hier unter der nämlichen Pflege, die man ihnen unter dem Breitengrade von Philadelphia schenken muß. Die Compagnie besitzt hier eine von Ochsen getriebene Mehlmühle und eine Sägemühle mit mehren Sägen, die Jahr aus Jahr ein tüchtig in Arbeit sind. Für die kranken Arbeiter ist durch ein Hospital gesorgt, in welchem auch von schweren Krankheiten befallene Indianer kostenfrei behandelt werden. Überhaupt gereicht

*) Die kurzen hier mitgetheilten Notizen entlehnen wir aus dem jüngst erschienenen Reiseberichte des amerikanischen Missionsabgeordneten J. Parker, der nach einem längern Aufenthalte auf der Westküste von Nordamerika die Sandwichinseln besuchte und um das Cap Horn nach der Ostküste der Vereinigten Staaten zurückkehrte.

es der Hudsonsbai-Compagnie sehr zum Ruhm, daß sie die Indianer weit menschlicher behandelt, als die amerikanischen Handelsleute oder auch die sogenannten Grenzbewohner und umherstreifenden Jäger thun, von denen die empörendsten Frevel ausgeübt werden. Das Schicksal der Jäger übrigens, welche auf der Westseite der Felsenberge im Dienste der dortigen Handelsniederlassungen stehen, ist das traurigste, das man sich denken kann. Keiner von Denen, welche sich diesem beschwerlichen Geschäft hingegeben haben, sieht seine Heimat wieder. Schnell reiben sie unter Entbehrungen und Beschwerden aller Art ihr Leben auf, und Hr. Parker führt uns das Beispiel an, daß von mehr als 200 Jägern, die im Laufe von drei Jahren in den Dienst der Compagnie getreten waren, am Ende dieses Zeitraums nur noch etwa 35 am Leben waren, sodaß sie durchschnittlich nicht länger als drei Jahre in diesem Geschäfte zu bleiben pflegen. Die aber am Leben bleiben, sind noch übler daran, indem sie nie aus den Schulden herauskommen.

Von Fort Walla-Walla, einer andern der Hudsonsbai-Compagnie gehörigen, 10 englische Meilen unterhalb des Zusammenflusses des Columbia mit dem Louisfluß gelegenen Niederlassung, entwirft Hr. Parker gleichfalls eine vortheilhafte Schilderung; nicht so lautet sie von Astoria, der Hauptstation seiner Landsleute. Dieses Neuyork des Westens, sagt er, besteht aus zwei hölzernen Gebäuden und wird von zwei Weißen bewohnt, die sich nebst einigen Indianern hier aufhalten und auf einem kleinen Stück Feldes ein wenig Getreide ernten. Bisher sind alle Versuche der Nordamerikaner, im Westen der Felsenberge einen vortheilhaften Handel zu begründen, gescheitert; aber die Zeit thut in der neuen Welt viel, und Hr. Parker hält die Epoche nicht mehr fern, wo eine Eisenbahn über die Felsenberge von der östlichen bis an die Westküste führen wird. Schon fangen einzelne Ansiedler an, sich in größerer Zahl in diesem Districte niederzulassen. 161.

Literarische Notiz.

Der zweiundzwanzigste Band der „Encyclopédie des gens du monde" ist vor Kurzem erschienen und bietet durch seinen gediegenen und vielseitigen Inhalt das mannichfaltigste Interesse dar. Daß diese „Encyklopädie" der Idee des deutschen „Conversationslexikons" ihre Entstehung verdankt, ist wol außer allem Zweifel. Der Artikel über Frankreich ist in diesem Bande der umfassendste und nimmt den Raum von 240 Columnen ein. Unter den Verfassern dieser weitläufigen Arbeit, welche für sich allein ein Buch bildet, glänzt Sismondi in der ersten Reihe; der von ihm gelieferte historische Abriß, bemerkenswerth durch den moralischen Gesichtspunkt des Verfassers, résumirt die Arbeiten einer ganzen Lebenshälfte dieses Gelehrten. Durch Eleganz, Frische und Neuheit der Auffassung zeichnet sich die Arbeit der Dem. Ozenne über die französische Literatur aus. Der kleine statistische Aufsatz von Dufau sowie die übrigen auf französische Verhältnisse Bezug habenden Artikel von den Herren Artaud, Schnitzler, Miel und Lafaye sind ebenfalls alles Lobes werth. Der Artikel: „Friesland und die Friesen", rührt von Depping her, „Friedrich Barbarossa" und Kaiser „Friedrich II." von de la Nourrais, „Franz I., Kaiser von Östreich", und „Friedrich Wilhelm III., König von Preußen", von Schnitzler, „Francia" von Famin, „Friedrich August, König von Sachsen", und „Friedrich der Große" sind aus dem „Conversations-Lexikon", „Franklin" aus der „Encyclopaedia americana" übersetzt. Hierzu kommen die Artikel „Franz I. von Frankreich" von Amédée Renée, „Franche Comté" von Haag, „Fronton" von dem bekannten Architekten Hittorf, „Frontières" von Reyer-Collard, „Fuge" (musikalisch) von Farrene, „Fregatte" von Jal, „Freimaurerei" von Grey d'Argenson, „Fusils, seit der Erfindung der Feuerwaffen bis zu unserer Zeit", von de Pontécoulant u. s. w. 103.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 173.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

22. *Löffler* (*Franz Adam*), Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1837) kostet 3 Thlr.

*23. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Dritter bis fünfter Theil. Gr. 12. Geh.

Diese neuen Mittheilungen des Verfassers werden Beiträge zur Geschichte Europas vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83) enthalten. Der erste Theil: „Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart" (1836), und der zweite Theil: „König Friedrich II. und seine Zeit" (1836), kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.

24. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

25. *Ross* (*Ludovicus*), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.

Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

26. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*27. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Elfter oder Neue Folge erster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Cart.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf

5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste bis zehnte aber kosten wie bisher jeder 2 Thlr.

*28. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Vierter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Der erste Jahrgang, mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr.; der zweite Jahrgang, mit 5 Kupfern und einem Facsimile, 3 Thlr.; der dritte Jahrgang, mit 3 Kupfern, 2 Thlr. 12 Gr.

*29. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1840. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania begann eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen frühern neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, L. Ehlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, L. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Scidola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Ehlenschläger, Dannecker, Zelter, Tegnér, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler. — Der Jahrgang 1839, mit Lamartine's Bildniß, kostet sauber cartonnirt 1 Thlr. 12 Gr.; Lamartine's Bildniß besonders 8 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 177. — 26. Juni 1839.

Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät. Eine publicistische Abhandlung von Romeo Maurenbrecher.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

Nach Begründung der Theorie der Fürstensouverainetät überhaupt wendet sich Hr. M. zu dem Beweise für die Positivität des Princips dieser Souverainetät im heutigen deutschen Staatsrechte. Seinen Gegenstand, nämlich die Gültigkeit des patrimonialen Princips in den heutigen deutschen Monarchien, aus allgemeinem Gesichtspunkte betrachtend, führt er für sein Theorem theils geschichtliche, theils dogmatische Gründe an. Es ist, sagt er in ersterm Betreff, mehr wie notorisch, daß die Staatsgewalt der deutschen Fürsten ihrem geschichtlichen Ursprunge nach nur ein von den Königen und Kaisern der Franken und Deutschen übertragenes Reichsamt, insbesondere das Grafenamt gewesen ist. Dieses Amt nun, das den eigentlichen geschichtlichen Kern der deutschen Fürstengewalt ausmacht, aus dem sich die Landeshoheit entwickelte, erschien von Anfang viel mehr als Gunst und Befugniß denn als Last und Pflicht, wurde allmälig erblich, und als zu demselben im Laufe der Zeit immer mehre (ursprünglich) kaiserliche Rechte durch reichsoberhauptliche Verleihung und viele Lehn-, Schutz-, Eigenthums- und Nutzungsrechte durch Privaterwerb der Fürsten hinzugekommen waren, erwuchs dasselbe zuletzt zu einem Aggregate von einzelnen, persönlich erworbenen Rechten und Gewalten, das man die Landeshoheit, im französischen Textesentwurfe des westfälischen Friedensinstrumentes sogar schon droits de souveraineté genannt hat. Diesen reichsamtlichen Charakter hat die deutsche Landeshoheit stets beibehalten; wie jedes Amt aber eine rein persönliche Beziehung hat, so konnte folgerecht auch die Landeshoheit der Fürsten zur Zeit des Reichs in Deutschland (als Recht aufgefaßt) nur das persönliche Recht der Fürsten werden. Ward nun auch in der Folge Deutschland eine Wahlmonarchie, so liegt es doch schon in dem Begriffe dieser Monarchie, daß die Wähler nur das physische Subject der Regierung, nicht die Regierung selbst einsetzen. Demnach blieb auch der deutsche Kaiser entschieden der Eigenthümer der Reichsgewalt. Er konnte also ebenso entschieden auch das Eigenthum der in ihr enthaltenen einzelnen Rechte als lehnbares oder allodiales Eigenthum auf die Fürsten übertragen. Als nun in neuerer Zeit durch die Rheinbunds- und deutsche Bundesacte an die Stelle der Landeshoheit die Souverainetät der deutschen Fürsten eingesetzt wurde, so haben sich diese dadurch doch keineswegs ihrer bisherigen Gewalt, als Subjecte der Landeshoheit, begeben und sich freiwillig aus Herren des Staats in Diener desselben verwandelt.

So etwas könnte doch wahrlich nicht ohne einen ausdrücklichen Verzicht geschehen sein, und ein solcher Verzicht, wenn er nicht freiwillig, sondern nach Befehl des siegenden Theils im Friedensschlusse geschehen wäre, müßte jedenfalls sichtbare Spuren in den dafür ausgesetzten Entschädigungen hinter sich gelassen haben, wie z. B. diejenigen deutschen Fürsten, welche 1806 ihre bisherige Landeshoheit wirklich eingebüßt hatten (die sogenannten Mediatisirten), auch wirklich und zwar für ihre Personen in der Rheinbunds- und deutschen Bundesacte entschädigt worden sind.

Was die allgemeinen dogmatischen Gründe für des Verf. Lehrsatz betrifft, so verweist derselbe vor Allem auf die Bestimmungen einzelner Constitutionen und der heutigen Bundesgesetzgebung, in welchen die deutschen Fürsten für die Souveraine, d. h. für die Subjecte der Souverainetät erklärt sind. Zwar gibt er zu, daß die ältern deutschen Verfassungsgesetze, selbst die Bundesgesetze vor 1820 dergleichen Bestimmungen nicht enthalten. Weil aber diese Gesetze auch nichts Entgegenstehendes enthalten und aus der soeben angestellten geschichtlichen Erörterung erhellt, daß die deutschen Fürsten von jeher die Subjecte der Landeshoheit gewesen sind, so läßt sich, zusammen mit denjenigen Gesetzen, die, wie z. B. die Schlußacte, Art. 57, als einen gegebenen Grundbegriff auf das entschiedenste aussprechen, daß sie die Subjecte der Souverainetät in den heutigen Bundesstaaten sind, der Behauptung keinerlei Raum geben, „daß diejenigen Verfassungsgesetze, welche über die Zuständigkeit der Souverainetät nicht sich aussprechen, damit stillschweigend die Staatssouverainetät sanctionirt, also, im Gegensatze zum geschichtlichen deutschen Staatsrechte (vor 1806), damit die größte denkbare Umgestaltung der Dinge stillschweigend sollen vorgenommen haben".

Aus einzelnen Gründen des positiven deutschen Staatsrechts sein Theorem beweisend, stellt Hr. M. als neue Kriterien für das Princip der Fürstensouverainetät folgende kritische Sätze auf: 1) Jeder deutsche Fürst steht für seine Person über dem Gesetze, was schon in dem all-

gemein angenommenen Principe der Unverantwortlichkeit des Fürsten liegt, jedoch keineswegs so viel sagen will, als habe er nicht nach den Gesetzen zu regieren. 2) Die deutschen Unterthanen leisten als solche den Huldigungseid der Person des Fürsten. 3) Der Fürst hat ausschließlich die Initiative bei der Gesetzgebung. Den betreffenden Beweis bringt der Verf. durch Bezugnahme auf die diesfälligen Bestimmungen der respectiven Verfassungsurkunden, wonach, mit alleiniger Ausnahme der sachsen-meiningenschen Verfassung und des hanoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833, das Recht der Initiative dem Fürsten theils direct, theils indirect vorbehalten wird. 4) Der Fürst gilt bei der Executive nicht als Diener des Gesetzes, d. h. nicht als zur Ausübung unbedingt verpflichtet. Bei der Beweisführung dieses Satzes unterscheidet Hr. M. zwischen gewöhnlichen Regierungsgesetzen und den durch die Verfassung consecrirten grundgesetzlichen Bestimmungen. Auf die Unterlassungen beim Vollstrecken einfacher Gesetze aber erstrecke sich nicht in Deutschland die Verantwortlichkeit der Minister, „diese wahre individuelle Schranke gegen die Willkür der Fürsten im constitutionnellen Systeme"; vielmehr sei der Umfang dieser Verantwortlichkeit durch die fast in allen Constitutionen gebrauchte Formel, „für genaue Beobachtung der Verfassung", oder „wegen Verletzung der Verfassung", hinlänglich bezeichnet, um den Ministern oder Regierungen diesseits der Verfassung die vollste politische Unverantwortlichkeit für ihr Thun und Lassen zu geben. Indessen will der Verf. diese Ungebundenheit keineswegs so verstanden wissen, als ob wider oder ohne das Gesetz regiert werden könne.

Geschieht einmal Vollstreckung — sagt er —, so folgt schon aus ihrem eigenen Begriffe, daß sie nur gemäß dem Gesetze geschehen könne, daß also eine Vollziehung wider das Gesetz ein Unrecht und dieserhalb ein Punkt der disciplinarischen oder gar criminellen Verantwortung des Beamten vor seinem Vorgesetzten oder vor dem Richterstuhle sein müsse. Aber das Ob und Wann des Vollstreckens eines einfachen Gesetzes bleibt in die Machtvollkommenheit des Königs gestellt, schon weil es wegen ausdrücklicher Ausschließung der ständischen Anklage bei einem solchen Gesetze an einem verfassungsmäßigen Organe der Beschränkung fehlt. Diese aber ist die Unabhängigkeit der Executive der Gesetze, die Erhabenheit des Landesfürsten über dem Gesetze, die ich für Deutschland vindicire.

Was im Gegensatze die Verfassung betrifft, so wird diese nach unsers Staatsgelehrten Idee sowol durch Unterlassung als durch Entgegenhandlung verletzt. Den Grund für diese Verschiedenheit aber gewahrt derselbe in dem Umstande „daß die Verfassung häufig das Entwickeln einer positiven Thätigkeit den Regierungen zur Pflicht macht, während das einfache Gesetz nur die negative Schranke gibt, innerhalb welcher die Regierungen und die Unterthanen frei sich bewegen sollen". Daher hört denn auch ein Gesetz, das die Zusage einer positiven Thätigkeit, z. B. an die Stände des Landes, enthält, auf ein bloßes Regierungsgesetz zu sein und wird zum Bestandtheile der Verfassung. „Folgerecht müßte es darum auch im Unterlassungsfalle die Anklage der Minister begründen, oder, was dasselbe sagt, die relative Unabhängigkeit des Landesfürsten hinsichtlich der Executive aufheben." Daß aber bis jetzt die deutschen Stände sich noch nicht getrauten, wegen Nichterfüllung solcher gesetzlichen Zusagen die Minister zur Verantwortung zu ziehen, wird denselben mit beispielsweiser Beziehung auf die in fast allen Constitutionen enthaltene Verheißung, solche unter die Garantie des deutschen Bundes zu stellen, zum Vorwurfe gemacht und sodann am Schlusse der Argumentation folgende Parallele gezogen:

Die Consequenz der Fürstensouverainetät will nur die Nichtverantwortlichkeit wegen solcher Unterlassungen, durch welche keine besondere und ausdrückliche Pflicht zum Thun verletzt wird; die Staatssouverainetät dagegen muß jede Unterlassung ahnden, weil sie folgerecht in der ganzen Stellung des Fürsten zum Gesetze die stillschweigende Pflicht zum Thun enthält.

Fernerweitige vom Verf. angegebene und, wie die vorhergehenden, aus dem deutschen Staatsrechte entwickelte Kernsätze sind noch: 5) daß die Stände keine andere Rechte dem Fürsten gegenüber auszuüben haben, als welche in der Verfassung positiv ausgedrückt (jura definita) sind; 6) daß die Beamten im Staate in persönlicher Verpflichtung und Verantwortung zum Fürsten stehen und überhaupt ihre Befugnisse nur vom Fürsten und Namens desselben haben; und endlich 7) daß in auswärtigen Angelegenheiten der Fürst nicht ausschließlich und nothwendig für den Staat handele, sondern auch für seine Person allein aufzutreten befugt sei. Für unsern Zweck wird es genügen, der vorbefragten Entwickelung nur einige der treffendsten Momente zu entlehnen. So bezieht sich Hr. M. zu 5) nicht blos auf den Art. 57 der wiener Schlußacte, sondern auch auf die ausdrücklichen dahin einschlagenden Bestimmungen der respectiven Verfassungsurkunden, wie z. B. der kurhessischen, sächsischen, badischen, baierischen u. s. w. In Gemäßheit dieser Bestimmungen, sagt er, haben die Fürsten eine so vollkommene Ausübung der Souverainetät, wie sie nur der Eigenthümer des Rechts haben kann, und die Concurrenz der Stände, vollends wo letztere als Staatsvertreter auftreten, ist auf so spärliche Fälle beschränkt, „daß der Unbefangene davon wahrlich nicht auf ein ursprüngliches, geschweige denn auf ein fortdauerndes Eigenthum des Staats an der Souverainetät wird schließen wollen". Die Stände sind, fährt er fort, hiernach weder bei der Oberaufsicht noch bei der Executive betheiligt, sondern ihre eigentliche Sphäre ist auf die Concurrenz bei der Gesetzgebung beschränkt, und selbst bei dieser ist der Fürst, sogar in den beschränktesten deutschen Monarchien, frei von dieser Concurrenz, wie z. B. bei Organisationen, bei Ertheilung von Privilegien, bei der Bundesgesetzgebung u. s. w. Die Erörterung des sechsten Satzes führt den Verf. auf den bekannten Vorgang der göttinger Professoren, hinsichtlich deren er sich im Wesentlichen also vernehmen läßt: Sie sind als hanoversche Staatsdiener nach der Verfassungsurkunde §. 161 allerdings befugt gewesen, den Eid zu verweigern, aber nicht aus den Gründen, die man aus der Theorie der Staatssouverainetät bis jetzt hergeleitet hat, sondern aus dem einfachen Grunde, „weil der neue Eid als Befehl vorgesetzter

Behörden nicht in gehöriger Form erlassen war". Wären die bekannten hanoverschen Patente, fährt Hr. M. fort, in der Form der Verfassung von 1833, d. h. von den vorfindlichen „verantwortlichen Ministern nach der Verfassung von 1833" contrasignirt gewesen, so würde das Gewissen der hanoverschen Staatsdiener wegen ihres Eides von 1833 sich haben beschwichtigen müssen und den Patenten ihrerseits kein formelles Bedenken entgegenstehen. Ebenso wenig könnten sie von Seiten des Volks Bedenken unterliegen, wenn sie unter ständischer Mitwirkung erlassen worden wären. Denn daß der jetzige König als Agnat, der nicht consentirt hat, ein Recht habe, die Verfassung von 1833 anzufechten, kann nach gemeinem deutschen Staatsrechte und nach hanoverschem Fürstenrechte, das der Schluß der Verfassungsurkunde von 1833 bestehen gelassen hat, nicht bezweifelt werden.

Allein eine Verfassung, die angefochten werden kann, ist darum nicht von Rechtswegen nichtig. Wo gäbe es Beispiele von Ipsojurenichtigkeit ganzer Verfassungen im deutschen Staatsrechte?... Die Verfassung von 1833 muß daher für die Zeit der Patente als noch bestehend angesehen werden, und der alleinige verfassungsmäßige Weg, die durch sie verletzten agnatischen Rechte des Königs geltend zu machen, war folgender. Die Patente mußten im Project durch die verantwortlichen Minister an die Stände von 1833 gebracht werden. Blieben die Stände (was in Deutschland nie zu erwarten ist) taub gegen die Stimmen des Rechts, so stand der Recurs an das Bundesschiedsgericht offen, bis zu dessen endlicher Entscheidung auch die Ministeranklage selbst beim Oberappellationsgerichte ruhen mußte ... Von diesem Allen ist aber das gerade Gegentheil geschehen, und nach Demjenigen, was bis jetzt geschehen ist, ist jetzt der Zeitpunkt da, wo zur Zeit des Reichs die Reichsjustiz auf Berufen jedes Betheiligten eingeschritten sein würde.

Nachdem nun unser Staatsgelehrter das für den concreten hanoverschen Fall nach den Doctrinen seiner Gegner eintretende Recht der Revolution, als in Deutschland nicht vorhanden, beseitigt, stellt er den deutschen Bund als „die wahrhaft deutsche Gewähr der Verfassungen", als die „oberste, richterliche und zwingende Gewalt gegen die einzelnen Fürsten, wie ehedem Kaiser und Reich" dar und gelangt so zu folgender Schlußziehung:

Hätten sämmtliche deutsche Stände das Convocationsrecht, was die braunschweigischen Stände besitzen, so fehlte es auch in Hanover nicht an einem Organe (nach Schlußacte Art. 53) für den Recurs an den deutschen Bund. Wiewol dieses fehlt, so ist jedoch immer noch das policeiliche Einschreiten des Bundes (nach Schlußacte Art. 26 oder 56) getrost zu erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Träume und Schäume vom Rhein. In Reisebildern aus Rheinbaiern und den angrenzenden Ländern. Aus den Papieren eines Müden. Erster Band. Speier, Neidhardt. 1838. 8. Preis des ersten und zweiten Bandes 2 Thlr.

Trotz dem, daß der Verf. dieser Reisebilder sich selbst als einen „Müden" bezeichnet, scheint er doch ein recht rüstiger Fußwanderer zu sein, der das Erdwinkelchen, das er sich ausersehen, mit offenem Auge und frischem Geist durchstreift hat. Um ihn näher kennen zu lernen und zu bezeichnen, weß Geistes Kind er sei, stellt der Herausgeber seiner Papiere eine Novelle im Hoffmann-Heine'schen Styl voran, die uns erklären soll, warum der Verf. ein „Müder" sei. Wir sehen in dieser Geschichte, „Mignon" betitelt, nichts als eine recht glückliche Fiction, durchaus aber keinen Grund zum Müdesein. Von dieser Mattigkeit liefert auch der folgende Reisebericht keine weitere Proben, es sei denn, daß man diese darin finden wollte, daß der Verf. zwischendurch nach Heine'schem Typus bisweilen von seinem „tiefen Lebensschmerz" fabelt. Ilias post Homerum! Man kennt diesen tiefen Lebensschmerz und weiß, wie viel daran ist; ja, daß er nicht einmal einem Kruge bairischen Bieres Widerstand leistet. Lassen wir also dem Verf. seine gute Mignongeschichte und seinen guten Lebensschmerz, und sehen wir, was er sonst Gutes bringt.

Die Reise geht von Speier aus durch das Hardtgebirge, Neustadt, Pirmasens, Zweibrücken u. s. w. in einem kleinen Kreise wieder nach Speier hin. Man kann nicht bescheidener sein! Indessen, wenn Jemand mit Wissenschaft und mit Gefühl reist, so hat er auch von der kleinsten Reise etwas Anziehendes zu erzählen, während Commis-Voyageur-Seelen Europa durchreisen, ohne auf eine einzige Bemerkung zu stoßen. Das erstere ist der Fall des Verf. Sein Auge ist für Natur und Kunst geöffnet; das uralte Speier, die unzähligen Burgen in Trümmern, der geschichtliche Boden der Pfalz, die Dome, wo die alten Kaiser Deutschlands ruhen, die Kirchen, wo der heil. Bernhard sein „Mulier taceat in ecclesia" der heiligen Madonna selbst zurief, die Hohenstaufen, die Sickingen und Gemmingen, die mordbrennerischen Franzosen und tausend andere Dinge sind für ihn Stoffe, denen er Neues und Gutes abzugewinnen weiß. Vor Allem anziehend ist uns seine Erzählung des hambacher Festes, unseligen Angedenkens, nach einem Augenzeugenbericht gewesen. Mit wahrer Befriedigung sehen wir hier unsern Börne — den einzigen aller deutschen Demagogen, der trotz seiner schlimmen Verirrungen auf unsere Sympathie ein leises Anrecht bewahrt hat — sich hier mit Ekel an der Demagogie füllen und eine Erfahrung machen, die ihn wol sein ganzes übriges Leben hindurch genügt haben wird. Seinem ehrenwerthen Abscheu gegenüber, sehen wir ferner die Harlekine der Demagogie, Wirth und Siebenpfeiffer, ihre Capriolen vor einer Menschenmenge vollführen, die sie kaum kennt und wenig auf sie achtet. Allein dergleichen Sachen nehmen in Deutschland doch oft ein recht klägliches Ende. Bei Kaiserslautern, auf der Stelle, wo sonst die Burg der Hohenstaufen stand, steht jetzt das Centralzuchthaus, wo Wirth zwei Jahre lang Strümpfe strickte und sich so wohl fühlte, daß er mehrmals äußerte: er hätte nicht geglaubt, daß es in Baiern so gute Anstalten gebe. Schreckliches Beispiel; aber gutes Beispiel! Heimlich und ganz unter uns aber können wir wol sagen, daß es, beim Zeus, kein Wunder ist, wenn Einer in Baiern rappelköpfisch wird und aus dem Reiche der Finsterniß hinaus in die Welt um Licht schreit, daß uns die Ohren gellen, selbst auf die Gefahr hin, vor dem Bildniß des Königs kaiend Abbitte leisten zu müssen. Denn wahrlich, Baiern stellt sich selbst außer dem Gesetz — der Zeit nämlich, wenn es römische Kunststücke nachmacht, die in das 11. Jahrhundert gehören, oder, wenn es den traurigen Bestrebungen solcher Geister, wie Hr. v. Görres, nach größtmöglicher Begriffsverwirrung, Vorschub leistet.

Wir verdanken dem Verf. eine Menge treffender und geistreicher Bemerkungen über die Alterthümer der Pfalz — vorzüglich ist seine Durchmusterung Speiers anziehend —, über den Volksgeist, die Natur, die Sittengeschichte des Landes. Er schreibt mit Liebe und Wissenschaft und wird eigentlich nur böse, wenn er der gemüthlosen Zertrümmerung altgeschichtlicher Denkmale beiwohnt, die der Leichtsinn oder die unselige Wuth, Alles hübsch gleich und eben zu machen, so trostlos in den Staub wirft. Die Zerstörungssucht, welche beispielsweise in Speier nicht einmal die schwachen Reste der Kaiserpfalz, des Lieblingsaufenthalts der salischen Kaiser, verschont und jenen alten historischen Fleck austilgt, wo schon Karl der Große Reichstag und Otto I. seine Turniere hielt, den Karl IV. zwar verließ, aber ihm den Namen seiner Lieblingshofburg zu Prag ließ —

Digitized by Google

denn noch heute heißt das alte Gemäuer Ratschin —, wo der unvergeßliche Reichstag von 1529, dem der Protestantismus entstammt, gehalten wurde — diese Zerstörungssucht ist wirklich antinational. Oder hat man es eben auf den letzten Umstand abgesehen, und soll in Baiern, in der Pfalz die Erinnerung an den jungen Phönix, der sich hier, die Kirche überschattend, erhob, ausgetilgt werden? Die Trümmern des alten Reichskammergerichts sehen wir schon gleichgültiger verfallen; schmerzlich aber ist und bleibt der Gedanke, daß, wenn die Gleichgültigkeit der Stadtbehörden gegen die historischen Denkmale Deutschlands nur etwa noch 25 Jahre so fortwirkt, wie sie seit 25 Jahren gewirkt hat, die deutschen Städte so jung sein werden wie die Nordamerikas, und daß vom Niemen bis zur Mosel kaum ein Gebäude mehr anzutreffen sein wird, vor dem der Reisende mit nationalen und historischen Erinnerungen stehen zu bleiben wünschen wird. Wie ist hier zu helfen? Man spricht von deutschem Nationalgeist; aber man handelt, als ob man ihn ersticken wollte. 30.

William Pitt.

Das „Dictionnaire de la conversation" theilt eine sehr interessante Arbeit mit über W. Pitt. Der Verf. derselben ist Hr. Fayot. Die Biographie erscheint gründlich und doch geistreich und pittoresk, sie stützt sich ersichtlich in vielen Partien auf authentische Mittheilungen von Augenzeugen; der Styl hat etwas Improvisirtes, aber das Portrait tritt lebendig heraus. Der „Temps" sagt: „Wenn man, Dank der dramatischen Malerei des Verfassers, diesen parlamentarischen Kämpfen zwischen dem Premierminister und seinen riesenhaften Gegnern: Fox, Sheridan, Tierney, Whitbread, beigewohnt und den großen Staatsmann in sein Asyl begleitet hat, so wird freilich das Ideal, das ihr euch vom ihm erträumt haben mögt, verschwunden sein, aber ihr habt eine reelle und wahrhafte Persönlichkeit kennen gelernt, ihr habt ein Gemälde aus der flamändischen Schule studirt, ihr werdet in ihm mehr einen Geschäftsredner, als einen Rhetor oder Philosophen erblicken. Pitt war ohne Zweifel von vielen Schwächen und Leidenschaften frei, welche oft dazu dienen, die stärksten Charaktere zu untergraben und matt zu machen: er war ein unbescholtener und uninteressirter, redlicher Mann. Das Spiel, diese Leidenschaft der Staatsmänner und Diplomaten, liebte er gar nicht, nicht einmal, sei es aus Temperament oder weil ihn die Geschäfte zu sehr in Anspruch nahmen, die Frauen; aber man begegnet auch dafür in seinem Leben keiner edelmüthigen Aufwallung, er wollte das Gute, welches er auf dem Wege der Theorie gefunden, nicht realisiren; es mangelte ihm an Liebe; er litt an einer Trockenheit des Herzens, welche die Menschen verdammt, ohne nur zu versuchen, sie wieder aufzurichten. Die Geschichte wird Pitt's Namen in die Jahrbücher der Historie schreiben als den Namen des Schöpfers der Coalitionssysteme, d. h. als des britischen Krieges gegen Frankreich, geführt durch die großen Mächte Europas. Aber was sollte dieser Krieg seinem Vaterlande für Frucht bringen, wenn diese Kraftaufwendungen zu nichts führten, als unsern Widerstand zu vermehren, wenn der Friede nicht blos außer dem Kreise der Möglichkeit lag, sondern auch heilbringend für England war, während es eine Niederlage für immer zu einem Reiche zweiten Ranges erniedrigt hätte? Man erwäge endlich, daß dieser kaltherzige und leidenschaftslose Mann, ungeachtet seines natürlichen oder erworbenen Stoicismus, doch der Enttäuschung nicht entrinnen konnte, welche sich quer durch jede große Laufbahn hinzuziehen scheint, um am Leben und an den Menschen und jener stolzen Einsicht, welche zuletzt nichts als ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung ist, Ekel empfinden zu lassen! Zufolge seines Biographen sagte Pitt am Ende seines Lebens mit Schmerz, daß er seine Aufgabe nicht lösen würde, daß der Mensch die seinige überhaupt nicht löse, und daß darin der Grund zu suchen sei, daß die menschliche Gesellschaft so langsam fortschreite." So weit der „Temps". So viel Wahres in dieser Betrachtung liegt, möge man doch nicht vergessen, daß sie von einem Franzosen angestellt ist, welcher die fortgesetzte Opposition des großen Briten gegen seinen Abgott Napoleon für einen politischen Fehler hält, während Pitt recht wohl erkannte, daß es sich hier nicht um Versöhnung und Ausgleichung handelte, sondern um factischen Sieg oder Niederlage. Der endliche Erfolg hat ihn gerechtfertigt. 108.

Miscellen.

Französische Satire auf Ludwig XIV.

Wie hoch schon 1709 die Erbitterung gegen Ludwig XIV. in Frankreich gestiegen war, und wie derb sie sich aussprach, ergibt sich deutlich aus folgender „Satyre sur le roy de France", die an den Reichstag zu Regensburg gelangte und von dem gothaischen Reichstagsgesandten daselbst, Baron von Hagen, unter dem 10. Juli 1709 dem Herzog von Gotha Friedrich II. zugeschickt wurde (weshalb sie sich noch unter den gothaischen Reichstagsacten von 1709 befindet).

Avoir le coeur plus dur que le bronze et le fer,
Avoir autant orgueil, qu' en avait Lucifer,
Montrer une fierté, qui n' eut jamais d'égale,
Se porter à Venus d'une façon brutale,
Souiller le sang royal par ses enfans batards,
Vouloir passer pour brave et fuir tous les hazards,
Dans les traités publics être fourbe et perfide,
Des biens de ses voisins être toujours avide,
Gourmander tout le monde et tenir chacun bas,
Ravir aux souverains sans cause leur états,
Faire du bien d'autrui comme de son domaine,
De ses meilleurs sujets changer l'amour en haine,
Brouiller tout l'univers et haïr le repos,
Ecorcher ses sujets, les ronger jusqu' aux os,
Désoler son royaume dans le temps plus tranquille,
Lui faire plus de mal que dix guerres civiles,
N'avoir plus de cher que son ambition,
Fouler aux pieds les loix et la religion,
Exercer des rigueurs les plus impitoyables
Et dont les démons seuls semblent être capables,
Violer la nature et les droits les plus saints,
Se faire honneur par tout de ses faits inhumains,
Immoler des milliers d'innocentes victimes
Aux lâches directeurs, qui pallient les crimes,
Pousser jusqu' au ciel son aveugle fierté
De peur, qu' il manque rien à son impieté — —
Pour venir jusque là j'ai cru, qu'il fallait être
Sans raison, sans pudeur, sans foi, sans Dieu, sans maître.
C' est à dire en français quelque diable incarné;
Et ce diable, dit on, est un roy dieudonné.
Mais si ce dieudonné parait si détestable
Quel serait donc un roy, que donnerait le diable.

2.

Der Diamant in der Schatzkammer von Wien kam nicht als Erbtheil der Maria von Burgund von ihrem Vater Karl dem Kühnen an das Haus Östreich, sondern er wurde nach der Schlacht von Granson von einem schweizer Soldaten aufgehoben, der ihn an einen Berner um einen Gulden verkaufte. Dieser überließ ihn genuefer Kaufleuten, die ihn an Ludwig Sforza il Moro verhandelten. Von da kam er an die Fugger, durch sie in den Schatz der Mediceer, in welchem ihn Kaiser Franz I. als Großherzog von Toscana fand und später nach Wien brachte. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 178. — 27. Juni 1839.

Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät. Eine publicistische Abhandlung von Romeo Maurenbrecher.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Das dritte Capitel des Buchs handelt von der „Persönlichkeit des Staats in den heutigen deutschen Bundesstaaten". Die von dem Verf. angegebenen Beweggründe zur Einschaltung dieses Capitels dürfen um so weniger unerwähnt bleiben, als solche wesentlich dazu beitragen, jedes Misverständniß hinsichtlich der Tendenz seiner Doctrin zu beseitigen. Er beabsichtigt nämlich mit dieser Einschaltung zuerst der Argumentation seiner Gegner zu begegnen, nach welcher es genug sein soll, daß der Staat einmal in den Gesetzen irgendwo als ein Subject von Rechten genannt wird, um ihn für alle Fälle, insbesondere auch hinsichtlich der Souverainetät, als Rechtssubject zu haben. Zu dem Ende aber beweist er, daß die Persönlichkeit an sich nur eine privatrechtliche Bedeutung habe, und daß daher, wenn auch der Staat im Innern der deutschen Staaten als Person gilt, dennoch der Schluß auf die Zuständigkeit der Souverainetät nicht gelte. Zum andern aber will er den Verdacht abwenden, daß seine Doctrin mit der Haller'schen Schule irgend eine Gemeinschaft suche; denn Hrn. M. ist nicht nur jede Absicht fremd, „die Staatlichkeit der deutschen Monarchien überhaupt, oder das juristische Dasein, die Rechtsfähigkeit des Staats neben der physischen Person des Monarchen für alle Fälle zu bestreiten", sondern er beweist sogar aus den positiven Rechtsquellen Deutschlands die Persönlichkeit des Staats und, was der Haller'schen Schule gegenüber noch mehr sagt, die Persönlichkeit des Volkes. Es würde uns über die Grenzen des in diesen Blättern uns gestatteten Raumes hinausführen, wollten wir dem Verf. Schritt vor Schritt auf der von ihm betretenen Bahn der Beweisführung folgen; demnach soll es uns genügen, nur die Resultate des ganzen Capitels anzugeben. Es sind ihrer zwei:

das positive, daß der Staat, wo und so weit er personificirt in den heutigen deutschen Bundesstaaten ist, nur als Subject von Privatrechten auftrete, also im Ganzen, und wie andere Privatpersonen, unter der Souverainetät des Landesfürsten erscheine; das negative, daß der Staat nirgend in Deutschland als betheiligt oder mitwirkend bei Ausübung der Souverainetät, geschweige denn als das Subject der Souverainetät selbst angesehen werde.

Aus dieser Schlußziehung folgert der Verf. die Fälle, in denen die heutigen Gesetze den Staat als das ausschließliche Rechtssubject und den Landesherrn daneben theils allein, theils mit den Ständen als dessen Vertreter darstellen. Es sind dies nachstehende: 1) Bei den im engern Sinne jetzt sogenannten öffentlichen Sachen, deren Definition von jeher gewesen ist, daß sie diejenigen Sachen seien, die im Gebrauche des Publicums stehen. 2) Beim öffentlichen jetzt sogenannten Staatsvermögen.

Dazu gehörte von jeher sowol dasjenige, welches aus den öffentlichen Einkünften sich bildete, als dasjenige, welches zur Deckung der Staatsbedürfnisse bestimmt war, unangesehen woher es kam.

3) Bei den Domainen, so weit hier das Staatseigenthum in Deutschland praktisch geworden ist. Dieser Fall hat beispielsweise statt bei Preußen, Baiern, Sachsen, beiden Hessen u. s. w.,

und in diesen Staaten stehen dann die beiden Rechtssätze, die in fast sämmtlichen deutschen Staaten ohne Unterschied hinsichtlich der Domainen gelten, offenbar als Folgesätze des Staatseigenthums da, nämlich: daß der Fürst blos die Nutznießung der Domainen habe, und daß er über die Substanz nur mit ständischem Consense verfügen könne, wonach denn Vertreter des Staats nicht er allein, sondern nur er mit den Ständen ist. In den andern deutschen Staaten dagegen, wo das Staatseigenthum der Domainen ausdrücklich ausgeschlossen ist, dennoch aber jene beiden Sätze gelten (wie in Baden, Hanover, Braunschweig u. s. w.), oder wenigstens der letztere von beiden, wie in den übrigen Staaten, dürfen sie nicht auf das Staatseigenthum gedeutet werden.

4) Bei den jetzt sogenannten Staatslehnen.

Entschieden ist hier, wo der Begriff der Staatslehnsherrlichkeit sich durchgebildet hat, daß der Landesfürst nur der prodominus, der Staat aber der wirkliche Lehnsherr sei.

5) Bei den Staatsschulden, und endlich 6) in auswärtigen Angelegenheiten, d. i. im Verhältnisse zu andern Staaten.

In diesem Verhältnisse — bemerkt Hr. M. — tritt jeder Staat als ein Individuum auf, und schon die rein-aprioristische Auffassung sieht die Staaten in ihrem Verkehre untereinander wie Privatpersonen, das natürliche Völkerrecht daher als das auf die Staaten angewandte natürliche Privatrecht an. Der Landesherr ist aber für seine Person der Vertreter des Staats, nicht als dessen Diener oder Organ ..., sondern als dessen Oberhaupt, und daher an dessen Vertretung nicht gebunden, vielmehr nur dessen Vertreter wo er es sein will.

Es wurde bereits angedeutet, daß Hr. M., ganz im Gegensatze mit der Haller'schen Doctrin, nicht nur für den Staat, sondern auch für das Volk Rechtsfähigkeit, d. i. Persönlichkeit, in Anspruch nimmt. Wir wollen nunmehr die Begründung dieses Anspruchs in möglichster Kürze wiedergeben. Das Wesen derjenigen ständischen Verfassung, sagt Hr. M., die wir Repräsentativverfassung nennen, ist, daß die Landstände nicht die eigentlichen Berechtigten selbst, sondern nur die Vertreter der Berechtigten, mithin nur die Ausüber der Rechte Anderer sind. Daß diese Andern nie in corpore auftreten, ist dabei wesentlich; außerwesentlich aber ist, daß das ganze Volk (Land) der eigentliche Berechtigte ist; denn der Begriff der Repräsentativverfassung schließt nicht aus, daß z. B. nicht auch nur einzelne Classen des Volks (Ritterschaft, Städter oder Bauern) die Berechtigten oder die Entsender der städtischen Vertreter sein können, wo alsdann diese Classen je einzeln die moralische Persönlichkeit haben und das Volk oder Land höchstens als Idee im Hintergrunde des Ganzen steht. „Jedoch ist es in den constitutionnellen Repräsentativstaaten Deutschlands Regel, daß das Volk (Land) das Subject der politischen Rechte sei, welche die Stände ausüben, und in diesen Staaten ist mithin, schon der primairen Vorstellung nach, das Volk eine moralische Person."

Der Verf. schließt sein Werk mit einer kurzgefaßten Darlegung des „positiven Staatszweckes der heutigen deutschen Bundesstaaten". Hr. M. berührt zuerst flüchtig die bekannten drei Hauptttheorien des Staatszwecks, von denen jedoch seiner Ansicht zufolge keine für sich allein die ganze Idee des Staats erfaßt. Als die oberste Idee der deutschen Staaten erscheint ihm überall allerdings die Verwirklichung der sittlichen Idee; „aber als zweckfetzende Mittel treten daneben die Sicherung des Rechtszustandes (Verwirklichung der Rechtsidee) und die Förderung der gemeinen, materiellen Wohlfahrt auf". Für die Positivität des also aufgestellten Staatszweckes in den deutschen Staaten glaubt er den Beweis theils indirect, theils direct nach den vorliegenden Rechtsquellen leicht bringen zu können. Was nämlich zunächst die Sicherung des rechtlichen Zustandes angeht, so folgte diese ehemals als eine positive Pflicht, als eine Amtspflicht der deutschen Landesherren aus ihrer ganzen Stellung zu Kaiser und Reich.

Die heutigen deutschen Souveraine aber — fügt Hr. M. hinzu — erkennen die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit sowie den Beruf, sie zu verwirklichen, als eine über ihnen stehende Idee unumwunden an, und ich brauche nicht erst auf den bekannten 29. Artikel der Schlußacte hinzuweisen, welcher den deutschen Bund zum Wächter, daß jeder Bundesfürst seinen Unterthanen den Rechtsweg sichere, bestellt, um damit die Pflicht des Rechtsschutzes als eine völlige Zwangspflicht für die deutschen Fürsten zu erweisen.

Um ferner außer Zweifel zu setzen, daß die deutschen Fürsten ihren Beruf, die äußere Sicherheit und Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu befördern, auf das entschiedenste anerkennen, bezieht sich der Verf. auf die respectiven Reichs- und Landespolicieordnungen, die von den ältesten Zeiten an bis zu den neuesten herab von ihnen erlassen worden sind. Der gesetzlich ausgesprochene Bundeszweck aber, „die Erhaltung der (äußern) und innern Sicherheit Deutschlands und die Errichtung gemeinnütziger Anstalten", gewährt ihm „hinreichende Bürgschaft, daß jeder deutsche Fürst denselben Zweck auch für die innere Regierung seines Landes anerkennen werde und müsse". „Ebenso evidente und sprechende Thatsachen liegen endlich vor, daß die Inhaber der höchsten Gewalt in Deutschlands Staaten allezeit ihres Berufs, die sittliche Idee zur äußern Herrschaft zu bringen, sich bewußt gewesen sind." Als diesfällige Argumente führt der Verf. an, daß schon in dem großen Gedanken des Mittelalters der deutsche Kaiser der Schirmvogt der christlichen Kirche gewesen, daß die Einrichtungen der Schulen für die Thätigkeit der Regierungen im Gebiete der sogenannten Bildungs- und Sittenpolicei zeugen, und daß, seiner Überzeugung nach, sogar die Strafgewalt überhaupt kein anderes aprioriſches oder nur denkbares Fundament habe als die sittliche Idee, indem dieselbe nämlich dazu da wäre, „den Besitz der äußern Güter zu der sittlichen Würdigkeit jedes individuellen Willens ins objectiv-richtige Verhältniß zu stellen". „Mehr aber als diese Thatsachen bezeugen die eigenen Aussprüche der deutschen Fürsten in Gesetzen. Hier ist es, wo sie den im Vorigen thatsächlich erwiesenen Staatszweck mit Worten aussprechen. Sie sprechen ihn aus, indem sie anerkennen und die höhere Idee bezeichnen, um deren willen sie ihre Gewalt haben." Es folgen nun zuletzt die eben dahin gehörigen Documente, die der Verf. unter sieben verschiedene Kategorien begreift, als: Testamente, Landesgesetze, Vorreden zu Rechtsbüchern, Einleitungen zu den neusten Verfassungsgesetzen, Thronreden (namentlich die des Königs von Hanover am 20. Febr. 1838, weil sie die neueste ist), Besitznahmepatente, Proclamationen.

Wir wollen nun, bevor wir von Hrn. M. scheiden, noch einen flüchtigen Rückblick auf den Eingang unseres Berichts werfen und unsere dort angedeutete Hoffnungslosigkeit, es möchte auch mit seiner Theorie für die Praxis nur wenig oder nichts gewonnen werden, näher zu erklären versuchen. Aus der im Vorstehenden gegebenen, wennschon blos fragmentarischen Analyse des Werkes geht allerdings hervor, daß, gibt man die vom Verf. aufgestellte Begründung der Genesis des Staats zu, gegen alle von ihm aus dieser Prämisse abgeleiteten Consequenzen, sohin gegen sein ganzes Lehrgebäude überhaupt sich wol nichts Erhebliches einwenden lassen möchte. Im praktischen Staats- und Völkerleben aber, so bedünkt es uns, gelangt derselbe zu keinem andern Resultate als demjenigen, zu dem auch die Lehre von der Staatssouverainetät führt, zieht man davon etwa das von dieser gleich von vornherein für das Volk in Anspruch genommene Recht der Revolution, d. i. des aggressiven Widerstandes ab. Denn führt nicht das von Hrn. M. für das Volk vindicirte Recht der Gehorsamsverweigerung am Ende zu demselben Ziele? Ist es nämlich einmal bis zu diesem Punkte gekommen — man denke nur an

Hampden —, ſo verſtummen auch bald alle Gebote des Rechts- wie des Sittengeſetzes vor der Leidenſchaft, deren Ausbruch alle die von dieſem Geſetze errichteten Schranken rückſichtslos zertrümmert. Ein offener Kampf zwiſchen Regierenden und Regierten taucht alsdann auf; und gleichwie die Erſtern ſich kaum entblöden werden, von den zu ihrer Verfügung bereiten Zwangsmitteln Gebrauch zu machen, wäre es ſelbſt, um ihrem unſittlichen, d. i. unvernünftigen Willen Geltung zu verſchaffen, ſo werden auch die Letztern nicht Anſtand nehmen, der Gewalt die Gewalt entgegenzuſetzen und wie bei internationalen Kriegen von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Wir wollen indeß mit dieſer Bemerkung irgend einer Controverſe mit Hrn. M. keineswegs die Schranke eröffnen; wir erkennen vielmehr, wie ſchon geſchehen, die folgerichtige Durchführung ſeiner Lehre an. Was aber die hiſtoriſche Begründung des Princips, worauf dieſelbe fußt, betrifft, ſo läßt ſich dieſelbe in der Idee um ſo eher zugeben, als es nicht ſo leicht thunlich wäre, das Gegentheil zu erweiſen, indem jede nur mögliche Forſchung doch nicht bis zu den Quellen hinaufreichen würde, aus denen zu dem Ende geſchöpft werden müßte. Immerhin endlich geben wir noch mit Vergnügen zu, daß Hr. M. in jedem Betracht zu denjenigen Staatsgelehrten unſerer Epoche gehört, die es mit Fürſten und Völkern aufrichtig wohl meinen. Allein ob mit ſeiner Theorie, wird deren Richtigkeit auch zugelaſſen, irgend etwas weſentlich gebeſſert werden möchte, dies dürften wol nur unbedingte Optimiſten hoffen. 15.

Memoiren des Freiherrn Eugen von Hammerſtein. Altona, Blatt. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Für Hanoveraner mag dieſes Buch leicht ein doppeltes Intereſſe haben: 1) weil der Verf. ſelbſt Hanoveraner iſt; 2) weil in den „Memoiren", obgleich ſie erſt in Hamburg beginnen und in Algier enden, ſo viel von Hanover die Rede iſt. Der Name, welchen der Verf. trägt, hat in Hanover nicht unwichtige Rollen geſpielt. Ein Hammerſtein kam, nach einem Epitaphium im Bückeburgiſchen, mit dem Schwedenkönige Guſtav Adolf als gemeiner Soldat nach Deutſchland und ſtarb als braunſchweigiſcher General. Ein Hammerſtein fiel in den neunziger Jahren aus Menin, und ein Kupferſtich von Huck verewigt dieſen Ausfall. Ein Hammerſtein war unter Jérome Chef eines Huſarenregiments. Dieſe Drei ſchrieben nur mit dem Degen. Ein Hammerſtein gab 1815 zu Hanover heraus: „Alte Sagen zu Fallrum im teutoburger Walde, die Hermannsſchlacht betreffend"; wenn man will, ein kritiſches Werk. Gh. von Hammerſtein ſchrieb: „Über die Verbeſſerung des Zuſtandes des Landmanns im Fürſtenthum Lüneburg" (Hanover 1832), ein populaires Werk. Zuletzt erſchien: H. D. von Hammerſtein's „Literariſcher Nachlaß" (Lüneburg 1832). Dieſer war Geheimerath und Bundestagsgeſandter, auch Vater des Memoirenverfaſſers, deſſen Verdienſte ein undankbares Vaterland nicht zu würdigen wußte, weshalb er die hanoverſche Lieutenantscarrière und mit derſelben ſein Vaterland verließ, um ſeine Memoiren zu ſchreiben.

Ref. hat ſich viele Mühe gegeben, über die Tendenz und die Nothwendigkeit dieſer Memoiren ins Klare zu kommen. Es wird S. 25 geſagt: „Der Zweck meiner Briefe beſteht darin, Sie zu unterhalten und dieſelben dem Drucke zu übergeben." Dieſer „Sie" iſt ein gewiſſer Arnold, der dem Verf. für ſeine Bemühung perſönlich danken mag. Mit der Unterhaltung deſſelben, ſowie mit der Abſicht, Briefe drucken zu laſſen, iſt aber die Nothwendigkeit des Druckes in keiner Weiſe herausgeſtellt. Vielleicht liegt ſie im Inhalte; aber wie ſchwer iſt dieſer zu finden! Der Verf. kommt Seiten lang nicht von der Stelle, und von Hamburg bis Algier iſt doch ein weiter Weg. Er kann nicht von Hanover wegkommen, und doch ſagt er nichts als Oberflächlichkeiten und Abgedroſchenheiten. Er kann nicht von ſich ſelber wegkommen, und da er von Selbſtironie gehört oder geleſen, ſo gibt er ſeinen Ichſchilderungen meiſtens einen ironiſchen Anſtrich; es iſt aber nichts weiter als ein Fächer der Selbſtgefälligkeit, hinter welchem er ſein holdes Antlitz verbirgt. Es ſoll auch Witz im Buche ſein; Principien ſind nicht darin, und raiſonnirt der Verf. einmal verſtändig, ſo meint er, das Publicum werde das einen „langen Senf" nennen (S. 190); vielleicht iſt das ein Witz. Meinungen werden aufgeſtellt, Geſchichten erzählt; aber intereſſiren kann man ſich für nichts, denn Dasjenige, was etwa einem hanoverſchen Freiherrn intereſſant erſcheint, hat darum noch kein allgemein menſchliches, alſo auch kein literariſches Intereſſe. Der einzige reelle Inhalt des Buches, welches Ref. beim erſten flüchtigen Durchblättern für eine franzöſiſche Grammatik mit Überſetzungsexempeln hielt, denn ganze Seiten geben unnützen franzöſiſchen Dialog — der einzige reelle Inhalt des Buches alſo beſteht in der beſeligenden Verſicherung des Freiherrn, daß nicht Geldverlegenheit, nicht Vergehen, nicht politiſche Umtriebe ihn aus ſeinem Vaterlande nach Algier getrieben, daß aber ſein Vaterland, obgleich es ihn verkannt, ewig ſeinem Herzen theuer ſein werde. Daneben wird ſehr häufig an das Schreiben und den Druck der Memoiren gedacht, vielleicht um dem Buche eine günſtige Aufnahme zu ſichern. Dieſe mag es bei manchen Leſern gefunden haben, denn es gibt ganz abſonderlich curioſe Liebhaber; allein in die Literatur gehört das Buch eigentlich gar nicht. 36.

Aus Schweden.

Zu den merkwürdigen Erſcheinungen des Tages gehört das von dem rühmlich bekannten Geſchichtſchreiber Schwedens, Profeſſor E. G. Geijer herausgegebene „Literaturblatt". Schon in der erſten Nummer deſſelben ſagt er, es ſei ſein Zweck, eine Vermittelung zwiſchen der ſpirituellen Richtung der alten und der materiellen der neuern Zeit zu verſuchen. In einigen der darauf folgenden Nummern werden Grundſätze aufgeſtellt, welche ſich der Art von Liberalismus, den Hr. Geijer bisher falſch genannt und als ſolchen bekämpft hat, bedeutend nähern; ja, einige derſelben ſind noch mehr radical, als die bis jetzt bei uns ausgeſprochen wurden. In der That ſcheint der Herausgeber noch nicht die Feſtigkeit und Conſequenz der Überzeugung auf ſeinem neuen Standpunkte gewonnen zu haben, daß nicht die eine Nummer, mit der alten verglichen, jedem ſchärfern Auge ein merkbares Schwanken zwiſchen den beiden entgegengeſetzten Polen darbietet. In der erſten Nummer heißt es unter Anderm: „Das Streben des Blattes iſt, die Wiſſenſchaft praktiſch zu machen, Reformen vorzubereiten in Übereinſtimmung mit der Foderung der Zeit und der beſtändig wachſenden Bedeutung des dritten Standes, zu welchem Ende es nothwendig geworden, daß die claſſiſche Gelehrſamkeit Platz mache, die idealen Foderungen nachgeben, und daß es nunmehr, in dieſen Zeiten der Kanäle, Dampfböte und Eiſenbahnen eine vergebliche Hoffnung ſei, mit geſchloſſenen Augen und veralteten Anſprüchen den Strom der Zeit und des Lebens glauben hemmen zu können." Es iſt unendlich traurig, einen ſo berühmten Gelehrten und Schriftſteller, der ſo mächtig gehandelt und gewirkt, am Ende des kräftigern Mannesalters die Ideen bekämpfen zu ſehen, denen er ſelbſt die Bahn gebrochen, und dadurch ein ganzes Leben, ein Leben voll Glanz und Ruhm, für eine funfzigjährige Täuſchung, eine Unwahrheit erklären; ja, indem er zu erkennen gibt, daß ſeine Weiſe, die Geſchichte aufzufaſſen und zu behandeln, in vielen Punkten unrichtig geweſen, vernichtet er zum großen Theil ſelbſt ſein eigenes Werk,

welches der Stolz des Vaterlandes gewesen ist und einen Gegenstand für dessen Bewunderung ausgemacht hat. Im fünfundfunfzigsten Jahre scheint eine solche Bekehrung etwas spät zu kommen; doch kommt sie zu früh, um als eine Altersschwäche angesehen werden zu können. Allerdings hat der Herausgeber hier und da großartige Bemerkungen, reichhaltige Gedanken und fruchtbringende fermenta cogitationis ausgestreut; aber es sind jedoch nur Thesen, allgemeine Sätze und unentwickelte Ansichten. Sie gehören also in das Gebiet der Ideen, welche Herr Geijer nunmehr sich die Miene gibt, zu verachten.

Im letztvergangenen Jahre erschien in Stockholm ein Gedicht unter dem Titel: „Ariadne, Epistt Försök i ser Sånger af M—m", welches zu den besten Producten der neuesten schwedischen Dichter gehört. Sowol durch den Stoff als dessen Behandlung erinnert uns der Verf. an die Vorzeit der Griechen und wünscht bei seinen Lesern einen offenen Sinn für jeden wahren Ausdruck des Schönen zu finden, der sie in den Stand setzt, dasselbe zu genießen, auch in dem Fall, daß sie sich mehr, als gewöhnlich geschieht, außerhalb der Gegenwart versetzen müssen. Diese Unabhängigkeit von den nächsten Verhältnissen, von den zufälligen Interessen des Tages bleibt zwar immer eine nothwendige Bedingung einer richtigen Auffassung von jedem Product der Kunst, wird aber in einem tiefern und weitern Sinne bei Arbeiten der Art wie der fraglichen erfodert. Unter unsern neuesten literarischen Producten suchen die meisten Leser mehrentheils solche, die sowol durch Ton als Gegenstand verrathen, daß sie Kinder des Augenblickes sind, und jeder Leser dürfte in der Mehrzahl dieser lyrischen Ergießungen leicht genug Repräsentanten seiner eigenen Gefühle finden. Auch muß es gerade die Aufgabe des Künstlers sein, durch eine treue Widerspiegelung von Dem, was seine Zeit Wahres und Edles besitzt, dessen Inhalt zur bewußten Existenz zu bringen, wiewol viele von diesen, auf dem Boden gemeinsamer Denkweise, gemeinsamer Interessen und Gefühle aufgewachsenen Blumen keine tiefe Wurzeln haben. Ohne diese anspruchslosen Pflanzen auf dem Gemeinboden der Poesie, welche ohne Zweifel ihren Werth haben, tadeln zu wollen, muß man sich doch freuen, so oft ein Verf. mit einer Arbeit hervortritt, worin der Leser hoffen kann, ein mit Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführtes Bild, dessen sämmtliche Theile von einem einzigen durchgreifenden Gedanken beseelt sind, zu finden. Der Verf. der hier erwähnten Dichtung gibt zu dieser Hoffnung Anlaß, indem er unter der Benennung: „epischer Versuch", dem Leser die bekannte Sage von Ariadne vorlegt. Nur überläßt er sich etwas zu oft seiner lyrischen Stimmung. Dies mag jedoch bis zu einem gewissen Grade darin seine Entschuldigung finden, daß die Liebe in diesem ganzen Gedicht eine so wichtige Rolle spielt. Durch seine glühende und farbenreiche Sprache, seinen Reichthum an kühnen und treffenden Bildern, sowie durch die Beweglichkeit seiner Phantasie schließt sich der Verf. der antiken Form an. Was die Versification betrifft, so dürfte an der architektonischen Vollendung derselben manches auszusetzen sein; indeß werden diese Mängel durch die seltene Schönheit der Sprache aufgewogen.

Vom Verf. der „Geschwisterkinder" erschien im letztvergangenen Jahre in Stockholm der erste Theil eines neuen Romans unter dem Titel: „Ständs-Paralleler" (Standesparallelen). Man findet in demselben wie in den frühern Schriften desselben Verf., eine feine Beobachtungsgabe, eine glückliche Zeichnung von Personen aus der vornehmen Welt und vor Allem das Talent, gut zu erzählen. Dagegen findet man hier keine Veranlassung zur Klage über Anstößigkeiten, welche in andern Romanen von derselben Hand vorgekommen sind, wir meinen insonderheit die, Roués als idealische Gegenstände darzustellen. Eher kann man dem Verf. dieses Romans ein entgegengesetztes Extrem vorwerfen, das nämlich, den Helden des Buches mit so vielen Vollkommenheiten überladen zu haben, daß er fast mehr eine Abstraction als eine lebendige Persönlichkeit ist. Die Schwachheit ist hier das Loos der Heldin geworden; aber dieselbe beschränkt sich blos auf den Willen, und das ganze Verhältniß zwischen ihr und ihrem Hofmeister, in den sie sich sterblich verliebt, ist mit der größten Zartheit und Reinheit gezeichnet. Diese Gräfin, wiewol weit entfernt, ein Tugendmuster zu sein, ist ein echtes Weib; als solches zeigt sie sich besonders in den vortrefflichen Briefen, welche den Anfang des Romans bilden. Der Verf. hat ihre Liebe fast mit jenem glühenden Feuer gezeichnet, welches man in George Sand's Romanen findet, wenngleich mit weit mehr Naturwahrheit und weit weniger Pathos und blendender Monotonie. Der Standesparallelismus besteht nur darin, daß ein Jüngling von bürgerlicher Herkunft, der gegen die Aristokratie den tiefsten Haß hegt, sich dennoch in eine Gräfin verliebt; von einer tiefern Auffassung der Idee von den verschiedenen Ständen, der Conflicte ihrer Verhältnisse und der gegenseitigen Vorurtheile ist keine Spur zu finden. Dies gibt unserer Vermuthung eine neue Stütze, daß der sogenannte Verf. seine Weiblichkeit unter einem männlichen Incognito verbirgt; denn ein Mann würde hier, wenn er einmal diesen Titel gewählt hätte, wenigstens einen Versuch gemacht haben.

Voll Witz und Laune ist folgende kleine Schrift: „Rabulisternas Resa" vom Verf. des „Anita Boken", welche 1838 in Stockholm erschien. Man darf sich aber über den Titel nicht alteriren, denn dieser hat wenig oder nichts mit dem Inhalte gemein. Der Rabulist ist ein königlicher Secretair, also von dem Geschlecht, „welches den Lilien auf dem Felde gleicht: sie säen nicht und ernten nicht, aber doch nährt und kleidet sie der himmlische Vater". Welche Rolle er vorher in der Hauptstadt gespielt hat, liegt im Vordergrund verschleiert; aber der Rabulist läßt seinen Karren verspannen und befindet sich bald in einer idyllischen Welt, verliebt sich, heirathet und vergißt darüber alle politischen Kannengießereien. Zwar kommen an einzelnen Stellen einige solche Discurse vor; aber das Ganze des Buches bildet eine höchst angenehme Idylle, reich an Scenen ländlicher Behaglichkeit, gemischt mit Scherz und komischen Zügen. Es ist kein gewöhnliches Talent, welches hier Possen reißt und spielt. 60.

Notiz.

In der Sitzung der londoner statistischen Gesellschaft am 18. März wurde ein von Hr. R. W. Rawson nach amtlichen deutschen Documenten gearbeiteter Bericht über den gegenwärtigen Standpunkt der Manufacturthätigkeit in Preußen und über den Handel des preußischen Zollverbandes mit Manufacturwaaren vorgelesen. Es waren demnach 1837 in Preußen 246,294 Webstühle mit der Verfertigung von Leinwand beschäftigt, mit Baumwollenspinnerei 125,972 Spindeln in 152 Anstalten, in Sachsen aber 370,805 Spindeln in 107 Anstalten. Die Einfuhr roher Baumwolle aus den Vereinigten Staaten nach Preußen ist von 1835—36 um 70 Procent gestiegen. Zum Spinnen von Wollengarn waren am Schlusse des Jahres 1837 in Preußen 4178 Maschinen mit 401,210 Spindeln vorhanden. Die Zahl der Flachsspinnereien betrug zu jener Zeit nur 7 mit 10,444 Spindeln, in Sachsen 6. Es erregt die Verwunderung der Engländer, bei denen Menschenhände längst durch Maschinen ersetzt sind, daß der beiweitem größere Theil des Flachsgarns bei uns noch mit der Hand gesponnen wird. Doch hat die früher so bedeutende Ausfuhr von Garn aus Preußen wie aus dem übrigen Deutschland beträchtlich abgenommen und sogar die Einfuhr dieses Artikels für Preußen die Ausfuhr desselben in den Jahren von 1830—35 durchschnittlich um ein Drittel überstiegen. Die Seidenmanufactur hat sich seit 1831 sehr gehoben, da sie von 8956 Webstühlen in jenem Jahre auf 14,111 im J. 1837 gestiegen ist. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 179. — 28. Juni 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Zweiter Artikel.*)

15. Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. III. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die hohe Verfasserin dieser „Originalbeiträge für die deutsche Schaubühne" ist nunmehr zur Genüge bekannt, sowol was die Autorschaft angeht, als was den neuen, originalen und zum Theil wirklich bewunderungswerthen Geist betrifft, der in diesen Stücken weht. Nicht geringe Bewunderung nämlich verdient es, diese reine und richtige Beobachtung des Lebens in den mittlern Bürgerständen bei einer Dame von so hohem Rang und in einer Stellung anzutreffen, welche diese Einsicht fast unmöglich zu machen scheint. Hier ist offenbar etwas von einer Inspiration vorhanden, ebenso gut wie man diese von der Phantasie geborene Eingebung annehmen muß, wenn man Schiller, den Mann des Friedens, der vielleicht nie ein Feldlager sah, Wallenstein's Lager, oder Shakspeare, den Sohn des Nordens, italienische Orangengärten und das republikanische Treiben Roms malen sieht, nur daß es sich hier noch um etwas mehr positive Wahrheit handelt. Die beinahe wunderbare Einfachheit in den Erfindungen der hohen Verfasserin, die doch aus den natürlichsten und gewöhnlichsten Verhältnissen ein reiches Kunstinteresse zu entwickeln weiß, die überaus geschmackvolle Begrenzung in Allem, was ihre Feder berührt, die große Reinheit der Sprache, der ungemein flüssige und geistvolle Dialog, endlich die feste Hand, mit der sie Charaktere, männliche wie weibliche, hinzaubert, und die Reinheit, der Adel, die Sicherheit in allen ihren Motiven — alles dies ist nicht blos von höchster Liebenswürdigkeit, sondern in aller Wahrheit bewunderungswürdig. Wir sind gewiß, nicht zu viel zu sagen. Aus den Verirrungen, in welche unsere Dramatik gerathen ist, eine so gänzliche Umkehr, aus dem Wahn, daß Interesse sich nur an das Grelle und Erschütternde knüpfen könne, eine solche Negation alles Grellen, aus der Unnatur unserer jung-deutschen Schule solche Wahrheit, Reinheit, Durchsichtigkeit, eine so edle Natur plötzlich heraustauchen zu sehn, ist einem Wunder gleich. Zweierlei lernen wir aus dieser Erscheinung: erstens, daß die höchsten Stände sich wol der abwärtsströmenden Flut unserer Literatur und ihrer jüngsten verderbenbringenden Richtungen erwehrt haben mögen, und zweitens: wie wenig Apparat die Production des Schönen nöthig habe, wenn der Dichter den Quell derselben, die edle Gesinnung, heilig hält. Das Gebiet, auf dem sich die Dichterin bewegt, ist im Ganzen genommen beschränkt. Die Gestaltungen der Liebe und der Eifersucht bei Männern, Frauen und Mädchen, das weibliche Herz, mit feinster Nuancirung nach dem Lebensalter ist ihr Feld. Aber wie reiche Frucht trägt dies Feld! Wie mannichfaltig und wechselreich ist sein Ertrag! In den neun oder zehn Stücken der Verfasserin, wo wäre die mindeste Wiederholung anzutreffen? Wie schöpft sie immer neu aus dem tiefen Born der Welt- und Menschenbeobachtung; ja, wie nimmt diese Beobachtung an Tiefe und Feinheit immer zu, und wie erfrischt und erneuert sich Styl und Sprache an dem freier werdenden Geiste der Erfindung. Wir haben in diesem Bande zunächst das vieractige Lustspiel: „Der Zögling", vor uns. Mit wenigen Zügen ist das Gerüst dieses Dramas gezeichnet. Eine Frau voll Einsicht, Gräfin Werdenbach, und Ida, ihre naive, weltunerfahrene Nichte, ihr etwas schwärmerischer und vielfeddernder Liebhaber, Robert, und dessen durch seine Überzeugung von seinem Scharfsinne geblendeter Oheim Grünau, diese wenigen Personen führen hier vor unsern Augen das interessanteste Lebensdrama auf. Die beiden jungen Leute lieben sich, aber sie verstehen sich nicht, und Robert wendet seine Liebe auf die ältere Tante seiner Ida. Diese, den irrenden Zögling auf den rechten Weg zu führen, nimmt seine Liebe scheinbar an und führt dieselbe unter Robert's Herzenskämpfen bis zur Heirath fort, wo sich dann Alles befriedigend aufklärt. Dieser Stoff, so einfach in seiner Erscheinung, bildet sich an den anziehendsten Situationen, an Scenen von pathetischem und komischem Interesse durch und hinterläßt uns werthe Erinnerungen an die von uns selbst bestandenen Zweifel und die wechselnden Gefühle, welche die Dichtung bei uns hervorrief. Fabel, Motive, Charaktere, Sprache und Dialog, Alles hat uns befriedigt, Alles ist Das, was es gerade hier sein soll, und wir scheiden von dem Gemälde, an dem wir uns freuten, mit nachklingender Freude. Ganz auf dieselbe Art schön, nur noch wechselvoller und bis auf die kleinste Nebenrolle hin sorgsam ausgeführt, ist „Vetter Heinrich", Lustspiel in 5 Acten. Die Verirrung einer Mädchenseele, welche anstatt des ehrlichen Jugendgespielen Heinrich sich von der Neigung für einen Abenteurer, Stellani, bethören läßt, die diesen Irrthum schwer zu büßen im Begriff ist und nur durch einen glücklichen Misgriff gerettet wird, ist der Gegenstand dieses köstlichen Sittengemäldes, in dem die Weltverderbenheit mit der natürlichen Einfachheit in einen schönen Conflict gesetzt wird. Auch hier sind die Motive trefflich erwogen und schön herausgestellt. Nur dünkt uns, daß ein Mädchen wie Agnes doch etwas in ihrer Seele haben müsse, das sie vor der Hingebung an einen Heuchler, wie Stellani ist, und vollends vor der Auslieferung der glücklicherweise falschen Brieftasche warnen müßte. Von trefflichster dramatischer Wirkung ist aber die Verwechselung der Brieftaschen selbst, und den Leser und Zuschauer bis zur Athemlosigkeit spannend die Entwickelung des unfreiwilligen Irrthums. Kunst und Beobachtung sind hier in gleichem Maße anerkennenswerth und wahrhaft selten; die Zofe Babet aber ist ein Miniaturbild von großer Vollendung. Mehr im Sinne einer Charakterskizze denn eines Dramas macht sich das vieractige Lustspiel: „Der Unentschlossene", geltend, da das Stück eigentlich nur aus einer einzigen Situation besteht. Assessor Dahlen, der Unentschlossene, zur Heirath mit dem Mädchen, das er liebt, getrieben, läuft, unfähig, den großen Entschluß zu fassen, vor der Trauung davon und wird dadurch bestraft, daß sein Freund Fernau die Ehepacten vollzieht und ihn als Zeugen mit unterschreiben läßt, worauf sich dann die wohlwollende Täuschung erklärt, indem sich zeigt, daß Dahlen der Contrahent

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 110—113 d. Bl. D. Red.

und Fernau nur der Zeuge war. Diese leicht und gut erfundene Intrigue macht mit einigen andern Zügen der Unentschlossenheit den Inhalt des Lustspiels, das aber in der That einigen Mangel an Stoff hat. Sprache und Dialog sind aber auch hier vortrefflich. Wir hoffen, daß diesem dritten Bande ehestens ein vierter folgen werde, der, wenn er denselben Fortschritt bekundet, wie dieser gegen den ersten, leicht das Beste bieten könnte, was wir in Deutschland dermalen im Gebiete des Conversations-Lustspiels aufzuweisen haben. Ein schönerer Geist, voll schönerer Gaben hat sich dieses Gebietes bei uns noch nicht bemächtigt.

16. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Dritter Jahrgang. Mit drei Kupfern. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es scheint unzweifelhaft, daß sich das deutsche Drama wieder mit entschiedener Vorliebe dem charaktermalenden, sittenschildernden Conversationsstücke zuwende, das, lange Zeit vernachlässigt, vielleicht durch die großen Erfolge der soeben angezeigten Dichtungen einer hochgestellten Dame plötzlich wieder zu besonderm Ansehn gelangt ist. Unsere jüngste Jahresliteratur ist daher auch an solchen Versuchen reicher als seit langer Zeit, und was sie davon bietet, ist beiweitem bedeutender als die kurz vorhergegangenen Bestrebungen dieser Art. „Die Geschwister", von Leutner, Devrient's „Gunst des Augenblicks", „Die Herrin von der Else", die Stücke der vorhergenannten Dichterin, Bauernfeld's „Bürgerlich und Romantisch" und Albini's „Die Rosen", dramatisches Gemälde in 5 Acten, welches das diesjährige „Taschenbuch dramatischer Originalien" eröffnet, haben für diese Gattung etwas, das einem classischen Typus ähnlich sieht, aufgestellt, und es ist keine Frage, daß diese Leistungen den gleichartigen Arbeiten Iffland's oder Kotzebur's beiweitem überlegen sind. Die Gesellschaft ist feiner, complicirter, obwol auch räthselhafter und mysteriöser und vielleicht auch minder redlich und offen geworden, und so fodert das Drama, welches sie abspiegelt, auch feinere und künstlichere Formen und einen schwierigern Zuschnitt. Albini bewältigt diese Foderungen in seinen „Rosen", einem Drama von der glücklichsten Anlage. In den drei Abtheilungen, welche das Stück der Zeit nach sondern, sehen wir zuerst in Helenen ein Mädchen durch einen Schwarm von Bewunderern fast um ihren natürlichen Charakter betrogen, eitel, kokett. Die Liebe heilt sie, der Schwärmer August v. Osten wird ihr Gatte. Doch, sowie die Jungfrau durch Fixirung ihrer Wünsche geheilt ward, so wird der Schwärmer August durch den Sieg der Liebe verdorben. Er verfällt in jede Ausschweifung und vernichtet sich durch das Spiel. Helene, die keinen andern Weg der Rettung sieht, nimmt den Schein an, als theile sie die Verirrungen ihres Gatten, und rettet durch ihre Spielverluste sein Vermögen. Ein alter Diener, Friedrich, ist hierbei ihr Vertrauter. Das Verderben bricht ein und August erkennt seinen Schutzengel; der alte Satz, daß die Weiber besser seien als wir, hat sich bewährt. Tüchtig wie der Plan und Gedanke dieses Stücks, sind auch die Beiwerke; der Verf. würde jedoch noch mehr Wirkung erlangt haben, wenn er seine Nebenpersonen nicht aus allen Weltgegenden, Italiener, Franzosen, Engländer, Ungarn, herbeibemüht hätte, was nothwendig zu veralteten und oft dagewesenen Charakteristiken führen mußte. Hiervon abgesehen, ist das Stück vortrefflich.

Bauernfeld's „Tagebuch", Lustspiel in zwei Acten, gehört einer andern Gattung an. Hier geht die Absicht mehr auf Witz, und in der That ist diese Richtung so vorherrschend, daß die Wahrheit der Charaktere darunter leidet. Ein Mädchen, das sich ihrem Geliebten gegenüber albern stellt, um seine Scheu vor Frauen von Geist zu überwinden, mag an und für sich nicht sehr natürlich sein; noch weniger aber ist es die Art, wie Lucie diese Rolle durchführt. In dem ganzen Plan dringt daher auch etwas Gewaltsames und Willkürliches hervor, von dem der geistreiche Verf. überhaupt nicht frei ist und was seine geniale Laune und seine treffliche vis comica oft schwer beschädigt. Im humoristischen Lustspiel ist er ein allbekannter Meister; aber er ist es besonders durch den Humor, und wenn dieser sich, wie hier, auf das Charaktermalen legt, so streift er nicht selten dicht an gewaltsamer Caricatur vorüber. Der Autor hat alle Ursache, sich vor dieser Klippe zu hüten; sein Ruf ist so schön; er darf ihn nicht durch unruhige und willkürliche oder eigensinnige Erfindung in Gefahr bringen.

Wir haben Ursache, unser Urtheil sorgsam zu sammeln, bevor wir über Immermann's Trauerspiel: „Die Opfer des Schweigens", uns aussprechen. Die Arbeit ist trotz einiger Leichtfertigkeit in den Formen eine in die Tiefe gehende und mit poetischen Intentionen reich ausgestattete, wie sich das von Immermann erwarten läßt; allein sie ist, wenn wir daran den größten Maßstab legen — wie der Dichter dies verlangen kann und verlangen wird —, nicht fehlerfrei. Im Pathetischen nehmen wir eine gewisse Überstürzung der Gedanken, Unruhe und übermäßige Kraftanstrengung wahr (die immer auf einigen Kraftmangel hindeutet); in dem Charakteristischen erscheint uns Manches weniger geschmackvoll, als wir es von diesem Dichter fodern durften, und in den Motiven ist manche Lücke, ganz abgesehen davon, daß die blitzartige Entzündung der Liebe doch in den Augen eines Dichters, wie Immermann ist, etwas Bedenkliches hat, und daß Prinzessin Ghismonda doch nicht füglich ein zweites Klärchen sein kann, von welcher Letztern wir auch nicht wissen, wie lange sie Egmont liebt, ungerechnet, daß Egmont doch ein anderer Mann ist als der „blonde Page Guiscardo". Nehmen wir hinzu, daß die Sprache, oft auch der Vers recht sehr vernachlässigt auftreten, daß viele Bilder unklar, Manches unverständlich, die Zeichnung des Hofes gewöhnlich und verbraucht, die Epoche undeutlich, Modernes und Mittelalterliches vermischend ist; daß endlich die Lösung aller Überraschung entbehrt und Hauptcharaktere, wie Manfred und Aretin, mehr widerwärtig als anziehend erscheinen, so wird man uns Recht geben müssen, daß das Stück nicht ohne Fehler sei. Indessen, es ist auch nicht ohne große Schönheiten. Die ganze Anlage ist frisch, gefühlt, die Handlung gedrängt, hervorbrechend, durch Episoden unaufgehalten, das Pathos ist hinreißend, glühend, die Zeichnung der Allmacht der Liebe empfunden, begeistert, Motive und Charaktere sind im Gleichgewicht, und die Sprache, der Ausdruck ist oft wundervoll und reich an frischen, farbigen, glücklichen Bildern. Das Ereigniß ist einfach. Prinzessin Ghismonda ist dem Herzoge Manfred, in dem wir von vorn herein einen Betrüger, der sich mit fremdem Zierath schmückt, kennen lernen, auf den Wunsch ihres Vaters, Fürsten Tancred, und auf Betrieb Aretino's verlobt. Der Bräutigam ist ihr gleichgültig; doch sie ist bereit, den väterlichen Wunsch zu erfüllen und der Bewerbung, welche Guarini's Verse unterstützen — ein sonderbarer Gedanke ist diese Einführung zweier historischen Personen, Guarini's und Aretino's, in diese Gedankentragödie immerhin —, nachzugeben. Da erscheint, vom Vater eingeführt, Guiscard, ein Jüngling. Wie ein Blitz zündet die Liebe in Ghismonda's und Guiscard's Seele. Fürst Tancred, Ghismonda's Vater, selbst ist Zeuge ihrer Zärtlichkeit. Seine natürliche Heftigkeit besiegend, beschließt er, Guiscard vom Hofe zu entfernen, und da dieser selbst schon den Beschluß gefaßt hat, so scheint sich Alles friedlich lösen zu müssen, um so mehr, als der Fürst, vor seiner Heftigkeit besorgt, sich selbst entwaffnet hat. Allein er fodert von Guiscard das Bekenntniß seiner Schuld, und Ghismonda's Verlangen hat diesem Schweigen auferlegt. An Guiscard's Schweigen, an seiner Lüge (diese hätte der Dichter vermeiden müssen!) entzündet sich des Fürsten Jähzorn; er ersticht den Jüngling mit dessen eigenem Dolch. Dies die Katastrophe. Ghismonda büßt ihre Schuld — die Verleugnung ihrer Liebe — durch den Tod von eigener Hand; Manfred's Rebellion schlägt Dagobert, Guiscard's Vater, nieder und Fürst Tancred hält die Leichenrede der im Tode Vermählten. Gegen diesen Plan, der seine Schönheiten hat, haben wir unsererseits Manches zu erinnern. Zunächst sehen wir nicht ein, wie das Trauerspiel „Die Opfer des Schweigens" heißen kann. Ghismonda ist einmal gewiß kein Opfer des Schweigens und

Guiscard, der leider mit einer Lüge stirbt, heißt doch viel richtiger das Opfer des Jähzorns. Aber freilich war dieser Titel weder tragisch, noch poetisch überhaupt. Doch das ist nicht unsere Schuld, sondern die des Stoffes. Jedenfalls ist gewiß, daß die Ursache seines Todes nicht das Schweigen, sondern gerade die Lüge ist, die den Jähzorn Tancred's erweckt. Der Dichter möge selbst sagen, ob wir Recht haben; die Sache aber war leicht anders, folgerichtiger zu führen. Sodann haben wir viel gegen diese plötzliche Liebe zu erinnern. Auch hier war es leicht, mehr Naturwahrheit darzustellen; der Dichter aber hat gerade diesen Zug für schön gehalten, den wir so ohne Weiteres nicht als naturwahr anerkennen können. Wenigstens hat Ghismonda's Tod um einer Liebe willen, die, wie der Dichter selbst sagt, nur minutenlang war, etwas Gewaltsames.

Diesen Bemerkungen gegenüber enthält das Stück unverkennbare Schönheiten. Ein trefflicher Zug ist Tancred's Widerstand gegen seinen eigenen Jähzorn; sehr schön ist Ghismonda's Haltung, nachdem sie Guiscard's Tod erfährt, so schön, daß wir lesend glaubten, sie werde am Schweigen hierüber sterben und so ein echtes Opfer des Schweigens werden; trefflich sind die Schlußscenen, Tancred's Reue und Dagobert's Treue. Hier, am Schluß, finden sich auch die sprachlich ausgezeichneten Stellen: die Vision nach dem Morde (S. 305), Ghismonda's Gespräch mit Leonoren (S. 309), wo sie das neue Glück malt, das die Liebe ihr enthüllt hat:

Ja, meine Theuere,
Ich fühle mich in einer seltnen Stimmung.
Durchsichtig sind die Dinge mir geworden.
In Allem seh' ich ein pulsirend Herz.
Ich wünsche nichts, mich dünkt, ich hätte Alles. . . .
Ich möcht' es Schönheit, möcht' es Glück benennen,
Was mich so reizend in die Ferne trägt.
Vielleicht ist es das Leben! Ja, das wahre,
Das ich so spät, doch nicht zu spät, erfahre.'

Vortrefflich ist vor Allem die auf diesen Glückstraum folgende Scene, der Schmuck und die Krone des ganzen Werks, ein Meisterstück feiner, wahrer und wirkungsvoller Zeichnung bewältigender Seelenzustände. Ghismonda erfährt den Tod Guiscard's; so lange sie nicht weiß, daß er von des Vaters Hand gefallen, schweigt sie; plötzlich wird ihr Licht über den wahren Hergang, und nun bricht ihr Schmerz in Tönen aus, die wir kaum jemals schöner gehört haben.

Nein, Höllenfurie,
Ich thu dir nicht den Willen! . . . .
Das sind des alten Erzverführers Künste.
Er lügt uns vor, auf Erden geh es zu.
Daß es Verrücktheit wär', an Gott zu glauben;
Also lockt er uns
Zum Abfall in sein Netz. — Nein, nein
Du trügst mich nicht.

Und als sie nun nicht länger zweifeln kann:

Und ist es wahr, und ist's nicht Einbildung . . .
Bin ich bestimmt, daß dieses Ungeheuer
Von Unglück mich zerfleischen soll,
Sich an mir, Glied für Glied, ersättigen?
Soll ich's erleben, daß der Augenblick,
In dem ich Guiscard's Tod erfahren, mir
Wie Paradiesesglück der Sel'gen leuchte,
Mit dem verglichen, den ich jetzt durchdulde?
So, milde Brust, erstarre' Weib, verleugne
Das Weib! Sei . . .
Nein, o nein.
Verirre dich nicht dahin, meine Seele.
Wir können untergehn!

Und nun das Selbstgespräch, worin sie ihre Schuld, Verleugnung ihrer Liebe vor der Welt, durch Verlobung mit dem Todten vor der Welt zu sühnen beschließt. Wie dies geschieht (Act 5), ist in nicht minder großen und schönen Zügen gezeichnet.

Unser Raum ist beschränkt, wir müssen hier enden, obwol das Stück ein tieferes Eingehen fodert und rechtfertigt. Es ist die Arbeit eines Eingeweihten; so viel war uns hier nur zu zeigen erlaubt.

Den Schluß des Taschenbuchs macht das einactige Lustspiel des Herausgebers: „Der Gascogner in Paris", ein Stück von gefälligem Inhalt, obwol der deutschen Sitte ziemlich fremd und wahrscheinlich nach einem französischen Original gearbeitet. Die Verlegenheiten, welche die gascognischen Windbeuteleien dem Helden des Stücks bereiten, sind jedoch launig genug erfunden und würden auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn nur nicht so viele Briefe darin vorzulesen wären. Es ist zu bewundern, daß die französischen Vaudevillisten noch nicht bemerkt haben, wie langweilig Briefschreiben und Briefelesen auf der Bühne ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Essai sur l'homme, ou philosophie religieuse et politique, par le comte *de Zeller*. Zwei Bände. Paris, Brockhaus u. Avenarius. 1839. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

Die abstracten Wissenschaften stehen nicht in der Gunst des Tages. Hundert Male haben Denker und Forscher dem Wissensdurst oder der Neugier die Schlüssel zu den Räthseln des geistigen und Seelenlebens versprochen, und hundert Male hat eine unerbittliche Kritik die öffentliche Leichtgläubigkeit beschämt, welche jenen lockenden Verheißungen das Ohr geliehen. Kann man sich wundern, wenn nach so vielen Enttäuschungen selbst das denkende Publicum die metaphysische Wahrheit wie eine spröde Schöne behandelt, an der die treueste und redlichste Bewerbung verloren ist? Die Entmuthigung ist so vollständig, daß sie sogar die Verzweiflung ausschließt und eine Gleichgültigkeit erzeugt hat, die dem Materialismus und der Weichlichkeit unserer Generation zu sehr entspricht, als daß diese sich im Bewußtsein ihrer Ohnmacht nicht ganz wohl befinden sollte. Doch diese schlaffe Resignation ist glücklicherweise nicht allgemein zu nennen. Es gibt noch immer eine, wenn auch kleine Zahl stark constituirter Geister, welche an der Idee der Wahrheit festhängen und in denen das Streben nach ihr nicht vom Gewoge der schwankenden Interessen des Augenblicks verschlungen wird. Der gewissenhafte, unermüdliche Forscher hat, welches auch der objective Werth der von ihm gefundenen Resultate sein möge, Anspruch nicht allein auf Anerkennung als Charakter, sondern auch auf die Sympathie jedes aufrichtigen Freundes der Wissenschaft, als deren treuer Priester er das heilige Feuer nährt, welches seit dem Zeitalter eines Pythagoras durch eine Kette geweihter Hände bis auf unsere Tage herübergetragen ist, um hoffentlich erst mit der letzten Generation unseres Geschlechts zu erlöschen.

Das Werk des Grafen Zeller, welches mir zu den vorstehenden Bemerkungen Anlaß gegeben, stellt sich die Aufgabe, Philosophie, Politik und Religion auf ein gemeinschaftliches Princip zurückzuführen, oder besser, die genannten drei Wissenschaften auf einer gemeinschaftlichen Basis aufzubauen. Der Verf. geht von der Untersuchung des Urmotivs der menschlichen Handlungen aus und glaubt in ihm den Keim aller socialen und moralischen Wahrheit und zugleich die zuverlässige Richtschnur des Glaubens gefunden zu haben. Die vieltausendjährige Frage der Freiheit und der Nothwendigkeit, sagt er, ist um deshalb bisher nicht gelöst worden, weil sie als Alternative, die kein Drittes zuläßt, gestellt wurde. Der Mensch thut überall Das, was ihm sein Verstand als seinem Interesse entsprechend darstellt, und indem er so handelt, ist er weder frei noch dem Zwange unterworfen. Die Überzeugung, welche die menschliche Handlungsweise bestimmt, ist nicht allein ein Wissen, sondern auch eine Kraft, die Triebfeder, die uns vom Erkennen zum Handeln übergehen läßt; sie genügt zur Hervorbringung unserer verschiedenen Handlungen und bedarf zu diesem Zwecke kei-

neswegs der Dazwischenkunft einer Hülfskraft, die man freien Willen oder wie immer nennen mag. Da wir weder Herren unserer Überzeugung sind, noch den Aussprüchen derselben zwangsweise gehorchen, so, folgert der Verf., läßt sich weder der Begriff der Freiheit noch der der Nothwendigkeit auf unsere Handlungen anwenden; diese sind vielmehr als organische Manifestationen unseres geistigen Lebens unter eine dritte Kategorie, die der Spontaneität, zu stellen. Die bisherige Philosophie, sagt der Verf. in der weitern Ausführung seines Satzes, behauptet, daß sich die Ursache unserer Handlungen entweder in uns, in unserm Willen, oder außer uns finden müsse, und daß wir im ersten Falle frei, im zweiten dem Gesetze des Fatalismus unterworfen seien. Dieser Behauptung ist zu entgegnen, daß die Kraft, welche uns zum Handeln antreibt, weder ausschließlich in, noch ausschließlich außer uns ist, daß sie aus den Beziehungen unserer Natur auf die Außenwelt, aus dem zwischen beiden stattfindenden Verhältnisse hervorgeht, daß wir nach Maßgabe eines dritten gemischten Antriebes, nach einem Verhältnißgesetze (loi de rapport) handeln. Dieses Gesetz, in welchem der Verfasser das Motiv der menschlichen Handlungen sieht, ist aber kein anderes als das der Selbstliebe, welches seine Gebote je nach den besondern Lagen und Umständen, in welchen der Mensch thätig ist, formulirt.

Ein Einwurf gegen diese Theorie, der sich von selbst darbietet, ist, daß der Mensch keineswegs immer nach Maßgabe der Erkenntnisse seines Verstandes handelt, sondern sehr oft der blinden Leidenschaft, dem sinnlichen Triebe, dem animalischen Instincte, selbst auf Kosten seiner bessern Überzeugung, folgt. Video meliora proboque, deteriora sequor, hat sich ein Jeder von uns hundert Male im Leben sagen müssen. Welche Bezeichnung will der Verf. den durch solche Motive hervorgebrachten Handlungen geben? Er umgeht deren Qualification, ist aber geneigt, ihnen die Eigenschaft menschlicher Handlungen abzusprechen, weil bei ihnen das Element unthätig sei, welches unser privilegirtes Wesen ausmacht, die Intelligenz. Wie aber, wenn der Verstand wirklich intervenirt, wenn er dem leidenschaftlichen Triebe einen Kampf liefert und trotz seiner ernstlichsten Anstrengungen besiegt wird, beugt sich alsdann der Mensch nicht unter das Gesetz einer materiellen Nothwendigkeit? Der Verf. geht auf diese Frage nicht ein.

Auch für die Fälle, wo der Mensch nach dem unbefangenen Ausspruche seines Verstandes handelt, weiß der Verf. haltbare Argumente nur gegen die Lehre vom freien Willen, nicht aber gegen die Lehre von der Nothwendigkeit zu finden. Wenn die wesentlich egoistische Natur, die uns der Verf. zuschreibt, uns unser Interesse (das der Ansicht des Verf. zufolge, wenn es richtig aufgefaßt wird, immer mit den Foderungen der strengsten Moral zusammenfällt) zur Richtschnur des Handelns gibt und wir stets nach Maßgabe des Erkenntnisses unseres Vortheils verfahren, so sind wir doch wol die Sklaven eines Weltgesetzes, welches zwar, wenn man will, nicht das persönliche Verdienst oder die Tugend, wol aber alle Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit aufhebt; wir sind unter jener Voraussetzung, mit einem Worte, mehr oder weniger gut organisirte Automaten. Denn angenommen auch, daß, wie der Verf. annimmt, der Organismus des Menschen und sein Verstand ihrer Natur nach durchaus verschiedene Wesen sind, kann von einer Selbstbestimmung des letztern um so weniger die Rede sein, als der Verf. selbst zugesteht, daß dessen Thätigkeit und folglich dessen Einwirkung auf das materielle Handeln des Menschen nur durch äußere Eindrücke angeregt wird. Der Verf. legt Gewicht darauf, daß der menschliche Wille, das heißt seiner Theorie nach der Verstand, nicht unter der Botmäßigkeit einer außer ihm existirenden Gewalt stehe, daß die Gesetze, denen er folgt, mit seiner Natur identisch seien; aber es ist klar, daß dieses Raisonnement nur gegen einen gewaltsamen fühlbaren Zwang beweist, und daß dasselbe der Sache nach die organische Nothwendigkeit zugesteht.

Werfen wir jetzt, mit Übergehung des Theils des Buchs, in welchem der Verf. sein System in Einklang mit der kirchlichen Lehre von der Coincidenz des freien Willens und der Gnade zu setzen sucht, einen Blick auf die politischen Consequenzen, die er aus seinem psychologisch-moralischen Urprincipe ableitet. Da das Individuum nicht frei ist, so, schließt er, sind es auch nicht die Völker; wie das Individuum unter dem Gesetze seines Interesse steht, so ruht die Souverainetät nicht in dem Volke, nicht in dem Könige, ja auch nicht in Gott, sondern in dem wahren Nationalinteresse. Durch diesen Satz ist aber nur das Princip der Souverainetät festgestellt und die schwierige Aufgabe der Anwendung desselben bleibt noch immer zu lösen übrig. Wer ist Organ des wahren Nationalinteresse, wer ist berufen die Anfoderungen desselben zu formuliren und ihre Befriedigung im Nothfalle zu erzwingen? Hier läßt die Theorie den Grafen Zeller im Stich, der jetzt seine Zuflucht zu der Autorität nimmt, indem er für die rechtmäßige Handhabung der Souverainetät, d. h. für die gültige Interpretation des wahren Nationalinteresse folgende Regeln aufstellt:

Die Einsetzung der Gewalten und die Abfassung von Grundgesetzen gebührt den intellectuellen Notabilitäten, welche zu diesem Behufe keiner andern Bevollmächtigung bedürfen als ihrer natürlichen Qualification.

Die so constituirten Gewalten handeln rechtmäßig innerhalb des ihnen angewiesenen Berufskreises durch Erlassung von Gesetzen, Decreten u. s. w.

Im Falle eines Competenzstreites zwischen den verschiedenen Gewalten entscheidet die Majorität derselben (sodaß z. B. der in diesem Augenblicke in Frankreich zwischen der Wahlkammer und dem Throne schwebende Conflict zum Vortheile der Partei entschieden werden muß, zu welcher sich die Pairskammer schlägt).

Man sieht auf den ersten Blick, daß diese Formeln ihre sehr schwachen Seiten haben und über eine Menge der wichtigsten Fragen der praktischen Politik keine Auskunft geben. Doch das kritische Eingehen auf diesen Gegenstand würde mich auf ein Gebiet führen, welches nicht das dieser Blätter ist.

In den hier beleuchteten Punkten résumirt sich der wesentliche Inhalt des Buchs des Grafen Zeller. Durch Anwendung einer strengern Methode, Vermeidung aller überflüssigen Wiederholungen, Abschweifungen und hors d'oeuvres hätte der Verf. nicht allein ohne Verlust, sondern sogar zum großen Gewinn für den Leser den Umfang seines Werks um wenigstens drei Viertheile vermindern können. Der fast gänzliche Mangel an Plan in der Anlage des Werks erschwert die Auffassung des darin dargestellten Systems und die Prüfung des Verhältnisses der einzelnen Theile desselben zueinander. Eine Sonderbarkeit, für die ich keinen Grund zu finden weiß, ist es, daß der Verf. seinen Vortrag in die Form eines Dialogs zu werfen versucht hat; ich sage versucht, denn der Dialog, mit welchem das Buch beginnt, verliert sich schon nach den ersten Seiten, um im ganzen Laufe des Werks nur drei- oder viermal, so zu sagen andeutungsweise, wieder aufzutauchen und erst in den Schlußsätzen wieder in volle Evidenz zu treten. 14.

Literarische Notizen.

Auch in England erscheint eine „Geschichte Napoleon's" in der Form wie die Biographien des Helden jetzt in Frankreich beliebt sind: eine Compilation aus verschiedenen Memoiren mit 100 Holzschnitten, den Copien französischer Muster. Verfasser ist R. H. Horne.

Ein gutes Buch, auch deutschen Frauen zu empfehlen, sind der Mrs. Ellis „Women of England, their social duties and domestic habits", wovon jetzt eine dritte Auflage erscheint. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1839.

Dramatiſche Bücherſchau für das Jahr 1838.

Zweiter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 179.)

17. Mariana. Schauſpiel in fünf Acten. Frei nach Sheridan Knowles, von Fr. Treitſchke. Wien, Wallishauſſer. 1838. Gr. 8. 15 Gr.

Sheridan Knowles, der Verf. des „Buckeligen", iſt unſern Leſern bereits mehr als einmal vorgeführt worden. Er erreicht in ſeinen Arbeiten den Höhenpunkt, deſſen die engliſche Tragödie dermalen fähig iſt, und den ſie, eingekeilt zwiſchen den Traditionen der Addiſon'ſchen Schule und den Reminiscenzen an Byron'ſche Geſtaltungen, für jetzt anſprechen kann. Wir haben ſchon oft Gelegenheit gehabt, die Enge, die Unnatur, die Dürftigkeit dieſes Weges zu zeigen, den die Nachkommen Shakſpeare's eingeſchlagen haben. Es iſt daher nicht nöthig, von neuem nachzuweiſen, wie die ganze engliſche Dramaturgie zur Zeit in Convenienz und Schema wurzelt, wie ſie aller Hingebung an die Natur entbehrt, unter Beſeitigung alles poetiſchen Elements blos auf der Oberfläche des Gedankens hinſtreift, welcher, von einem ein- für allemal feſtgeſtellten Schema geregelt, nur allenfalls noch in der Zweckmäßigkeit und im Verſtändigen und Regelrechten ſeinen Triumph hat. Die Sprache der Natur, Wahrheit, Fülle iſt in dieſen herzloſen engliſchen Tragödien, welche bleichen Cadavern gleichen und uns mit Todtengeruch anwehen, nicht mehr anzutreffen; Schattenbilder ohne Wirklichkeit und Leben, welchen wir trotz der grauſamſten Verirrungen die Erzeugniſſe der modernen franzöſiſchen Schule vorziehen müſſen, ſo ungern es auch geſchieht; denn im poetiſchen Reiche iſt nichts zurückſchreckender als das Todte, Leichenartige, und dies iſt das Element der heutigen engliſchen Dramaturgie.

Auch das vorliegende Drama macht darin keine Ausnahme, obwol es — im Original „The wife" betitelt — noch immer zu den Stücken zu zählen iſt, die das meiſte Scheinleben an ſich tragen. Wie entſtehen ſolche Dramen? Der Verf. nimmt eine Legende, Novelle oder dergleichen, ſchematiſirt ſich einen Hauptcharakter, hier das Weib in ſeinen Grundzügen, zuſammen und dialogiſirt die Begebenheit, wohl darauf bedacht, allem Neuen, von Tiefe und Hingebung an ſein Thema Zeugenden den Zugang zu verſchließen. Das Weib muß treu ſein, alſo iſt Mariana treu; das Weib muß unſchuldig verfolgt werden, alſo wird Mariana unſchuldig verfolgt, und ſo fort durch alle Charakterkategorien, und Jeder kann ſich nun ſelbſt ſagen, wie viel Poeſie eine ſo entſtehende Schöpfung haben kann.

Der Inhalt des Stücks iſt bekannt; die Überſetzung iſt gewandt, und einige artige Scenen machen ſich ſo weit geltend, als gute Rhetorik, zweckmäßiger Dialog und eine mäßig anziehende Fabel dies immer vermögen. Der belebende Hauch, Tiefe und Feuer fehlen dem Ganzen durchweg und werden der engliſchen Dramatik ſo lange fehlen, bis ſich ihrer ein von allen Traditionen freier, an den Brüſten der Natur genährter, in die Tiefe wirkender Geiſt bemächtigt, der zu erkennen vermag, daß der britiſchen Schule gerade Das fehlt, was die franzöſiſche und auch die deutſche zu viel hat.

18. Almanach fürs Luſtſpiel. Zuſammengeſtellt von J. Ch. Baron Zedlitz. Erſter Jahrgang. Stuttgart, Hallberger. 1839. 8. 2 Thlr.

Der Herausgeber dieſes neuen Luſtſpielalmanachs nimmt ſeiner Vorrede zufolge einen durchaus praktiſchen Standpunkt: es iſt ein brauchbares Bühnenrepertorium, das er zuſammenſtellen will; Darſtellbarkeit und Theaterbedürfniß ſollen hierbei ſeine leitenden Geſichtspunkte ſein, und fremde Sachen ſollen nicht in Überſetzungen, ſondern in Bearbeitungen nach dem deutſchen Bedürfniß gegeben werden. Wir haben nichts dagegen, vorausgeſetzt, daß den Bearbeitern die Fähigkeit nicht fehle, fremdgeborene Pflanzen wirklich ſo zu acclimatiſiren, wie die hier gegebenen Proben es erwarten laſſen.

Der vorliegende Jahrgang enthält durchweg lobenswürdige Arbeiten. Bauernfeld's „Bürgerlich und Romantiſch", Luſtſpiel in vier Acten, überall mit Glück dargeſtellt, gehört unſtreitig zu den gelungenſten Leiſtungen dieſes vielleicht allzu geiſtvollen Luſtſpieldichters, der nur zuweilen mit der Natur etwas frei umgeht. Das Stück iſt bekannt. Nicht minder vorzüglich und ausgezeichnet iſt: Roſier's „Frau von dreißig Jahren", in vier Acten, deren Bearbeitung uns jedoch der von Th. Hell nachzuſtehen ſcheint. Das viracte Luſtſpiel von A. F. Weidner: „Luftſchlöſſer", nach der Idee von Wolff's „Kammerdiener", hat zwar etwas Skizzenhaftes angenommen und ermangelt einer rechten dramatiſchen Concentration, da jeder Charakter ſo ziemlich ſeinen Weg für ſich allein verfolgt; inzwiſchen iſt der Gedanke doch trefflich, eine Menge von Perſonen jede mit ihrem Luftſchloß und ihrem Steckenpferde nebeneinanderzuſtellen und zur Erheiterung des Zuſchauers alle an ihren ſpaniſchen Schlöſſern fortbauen zu laſſen. Fehlt auch die Handlung, ſo ſind die einzelnen Scenen doch ergötzlich. Nach dieſen lobenswürdigen Proben dürfen wir dem jungen Almanach wol eine Zukunft verſprechen.

19. Camoens. Dramatiſches Gedicht in einem Aufzuge von Friedrich Halm. Wien, Gerold. 1838. Gr. 8. 8 Gr.

Die auffallend magere Erfindung bei einem dem Dichter ſo homogenen Stoff, wie dieſer iſt, macht die vorliegende Arbeit zu einem bloßen Lückenbüßer, den der talentvolle Verf. vermuthlich zwiſchen zwei größern Werken begann und, von neuen Gegenſtänden angezogen, fallen ließ. Dies ganze Gedicht beſteht eigentlich nur aus drei Scenen: einem Monolog Camoens' über den Undank der Welt gegen die Opfer, welche der wahre Dichter ihr bringe; in einem Zwiegeſpräch mit einem alten Jugendgenoſſen, der die materiellen Seiten des Lebens ausgebeutet hat und dem Dichter nun, nach Art des Antonio im „Taſſo", nur weit roher und fühlloſer, ſeine nutzloſen Träumereien vorhält, und endlich in einer Scene, wo deſſen Sohn, der als Dichter dem großen Camoens glücklich nachringt, ihm Namens der Nachwelt den Lorberkranz darbringt, bei deſſen Berührung Camoens ſtirbt. Es war kaum möglich, den inhaltſchweren

Stoff erfindungsloser, schmuckentblößter zur Darstellung zu bringen, als hier geschehen. Das Ganze erscheint fast wie eine Schulaufgabe, gut gelöst, aber ohne alle individuelle Erhebung, ohne Sympathie, ohne die gewöhnlichste Bemühung, dem Gegenstande etwas abzugewinnen. Das Gespräch zwischen dem reichen José Quebedo und dem im Hospitalelend dahinschmachtenden Dichter ist nach Form und Inhalt darnieden wahrhaft roh und könnte in seiner jetzigen Gestalt nur von einem Anfänger so gedacht werden. Beide Personificationen erzählen nebeneinander, ohne daß der Eine auf den Andern hört oder ihm antwortet, ihre Lebensgeschichte, Camoens, was er in Waffen und Versen gethan, Quebedo, wie er Geld gesammelt.

Mit dieser gänzlichen Gestaltlosigkeit steht poetische Diction dieses Bruchstücks im Widerspruch. Wir können nicht anders glauben, als daß diese Arbeit ein Erstlingsversuch eines Dichters sei, der die Gabe des Verses und der Sprache gleichsam in der Wiege mit eingebunden enthielt. Aus diesem Gesichtspunkte eilen wir dann auch schnell über diese nicht zur Reife gediehene Frucht eines poetischen Geistes hinweg, der uns durch andere Leistungen hohe Achtung und gerechte Theilnahme einflößt. Fr. Halm weiß zu gut, was die Poesie bedingt und fordert, als daß wir den Anlaß nehmen sollten, ihn auf die Mängel dieser Arbeit mit dem Finger hinzuweisen, und weil er dies weiß, wird er nicht verlangen, daß wir uns mit guter Diction und runden Versen von ihm sollen abspeisen lassen, oder gar, daß wir dergleichen von ihm citiren und belobigen sollen. Im Gegentheil, bei einem Manne wie Halm, bei einem Dichter, wie der ist, dem wir „Griseldis" verdanken, müssen wir's rügen, wenn er sich auch sprachlich so verirrt, daß er seinen Camoens (S. 29) zu Quebedo sagen läßt:

Dem Krämer mag Erfolg den Werth verbürgen.
Doch Dinge gibt es unterm Himmelszelte,
Zu zart, nach Loth und Pfund sie abzuwägen.
Zu hoch, der Elle Maß daran zu legen.
Dies merke, Freund! Sprich du von — Lorberblättern.
Doch Lorberkränze lasse unberührt.

Diese Äußerung muß uns um so geschmackloser vorkommen, als doch nicht anzunehmen ist, daß Quebedo durch den Handel mit Lorberblättern ein reicher Mann geworden sei.

Wir haben nichts hinzuzusetzen, als daß wir an Fr. Halm's Stelle dies unbedeutende Fragment nicht würden in Druck gegeben haben. Ein Baumeister liefert kein Kinderspielzeug, und der Verf. der „Griseldis" und des „Adepten" muß keine dramatischen Lückenbüßer produciren.

20. Die Schlacht bei Focksan. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Fr. Hofmann. Jena, Bran. 1838. 8. 16 Gr.

Bewundernde Liebe für den tüchtigen Feldherrn, Friedrich Prinz von Sachsen-Koburg, die Versuchung, den alten Suworoff dramatisch auftreten zu lassen, und die, wir glauben, sagenhafte Erzählung von einer Gräfin Auersperg, die in der Schlacht von Focksan einen Sohn verlor und einen verlorenen wiederfand, sind, nächst der Feier des hundertjährigen Geburtstages des Prinzen von Koburg, die Anlässe zu diesem Drama gewesen, das zu den bessern Gelegenheitsstücken gezählt werden kann. Es zeigt sich darin eine gewisse Beherrschung der Form, gute Erfindung, wirksame Gruppirung der Charaktere und eine geübte Sprache. Mit einiger Verwunderung haben wir das als Einleitung vorangestellte Gedicht Fr. Rückert's: „Prinz Koburg", hier wiedergelesen, das, ohne Inhalt, lang und ohne Form, gewiß zu den schlechtesten Proben Rückert'scher Poesie gehört und wie so manche andere für ein Muster gelten kann, wie eine Ballade nicht sein soll. Doch wir widerstehen der Versuchung, über diesen Gegenstand mehr zu sagen, und wenden uns zu unserm Drama; den Bewunderern Rückert's aber können wir doch nicht umhin, die erste Strophe seines „Koburg" wieder vorzuführen:

Prinz Koburg, Friederich,
Feldmarschall der Östreicher,
Ein Feldherr, dem kein Gleicher
In seinen Tagen glich u. s. w.

Um zu fünf Acten nicht am Stoff Mangel zu leiden, hat der Verf. dieses Dramas das türkische wie das christliche Heer in Bewegung gesetzt. In dem erstern geht es ziemlich liberal und etwas revolutionnair her, was sonst nicht eben türkische Hofsitte ist; in dem zweiten stehen sich Suworoff und Koburg anfangs feindlich gegenüber, und einer der Feldherrn sagt dem andern derbe Wahrheiten, bis endlich die Freundschaft durchdringt. Einmal auch muß Suworoff wie ein Hahn krähen, was er, wie uns in seinen Memoiren erzählt wird, mitunter gethan haben soll. Hiervon abgesehen, sind die Charaktere, Suworoff gerade und grob, Koburg feiner und gefühlvoll, recht gut gegeneinander contrastirt. Das romantische Element liefern Anna, die Nichte der Gräfin Auersperg, und Achmed, der zweite verloren gegangene Sohn dieser, durch ihren Herzensbund.

Daß hierbei etwas Thekla-Moriscs vorkommen würde, war zu erwarten. Unter den untergeordneten Gestalten macht der Feldwebel Schmidt eine Art von Grazioso und dient zur Erheiterung in dem sonst ernsten Stück, das mit des Obersten Wilhelm v. Auersperg Tod und mit der Wiedererkennung Achmed's endet, welchen Prinz Koburg der heroischen Mutter in die Arme führt.

Bisweilen gelingen dem Verfasser recht wirksame Bilder, z. B. (S. 67):

Koburg.

— — Ihr Leiden, theure Gräfin,
Und Ihre Ruhe — ich bewundre Sie.
Der Mensch ist doch vor Allem auf der Erde
Ein Werk von ungemess'ner Festigkeit.
Da tobt der Elemente Sturm von außen
Und reicht dem innern Kampf die harte Hand.
— — — — — — —
Und dennoch geht das Uhrwerk langsam weiter,
Die Räder gleiten still um ihre Axe,
Der Zeiger rückt von Ziffer fort zur Ziffer,
Bis endlich, wenn die Feder abgelaufen,
Der Todtenwurm das morsche Haus bezieht;
Doch oben sitzt die Hoffnung auf den Trümmern
Und kehrt die Finger nach der neuen Sonne.

Auch im Dialog zeigt sich eine gesunde Kraft und Verstand, und der Verf. erstrebt keinen Effect, dessen er nicht sicher ist. Wir können daher nur Gutes von seiner Arbeit sagen, die zu einem beliebten Familienstück in dem glücklichen Dynastenstamm der Koburge zu werden verdient.

21. Eine Nacht auf Wache. Vaudeville in einem Aufzuge von H. J. David. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 12 Gr.

Obgleich ein reines Localstück, doch ein Musterstück in seiner Gattung und weithin das beste deutsche Erzeugniß dieser Art seit Angely's „Fest der Handwerker", so voll von Laune und Witz, daß wir mit der Freude der Hamburger an diesem Lustspiel, obgleich ein halbes hundert Meilen von ihnen entfernt, recht wohl sympathisiren können. Die deutsche Bühne bedarf solcher Stücke, welche die Kassenlücke ausfüllen, die bei Darstellung der „Hohenstaufen" und ähnlicher classischer Leistungen entstehen, und wir wünschen daher wo möglich jeder Bühne ein Vaudeville, das nicht schlechter ist als dieses.

(Der Beschluß folgt.)

Der Mensch, eine Untersuchung für gebildete Leser von M. C. F. Grdvell. Vierte Auflage. Leipzig, Günth. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wie im einzelnen Menschen mit zunehmender Erkenntniß das Reich des Glaubens sich verengert und der Trieb philosophischer Forschung in dem Manne an die Stelle der Gläubigkeit der Jugend tritt, so erwacht auch in den Culturepochen der

Digitized by Google

Völker, wo das Licht einer hellern Verſtandesbildung die Dinge beleuchtet und ſeine Strahlen auch auf das dunkle Reich des Glaubens wirft, die Sehnſucht nach deutlicher, auf philoſophiſchem Wege erlangter Erkenntniß lebhafter und ſucht die Lücken, welche in jenem entſtanden ſind, durch die Anſtrengung des eigenen Geiſtes wieder auszufüllen. Die Religion, weit entfernt, hierunter zu leiden, erlangt auf dieſe Weiſe die philoſophiſche Läuterung und durch Vernunftſchlüſſe die rationale Begründung ihrer Dogmen, welche eine von dunkeln Vorſtellungen ſich loswindende und allenthalben nach Beweisführung ſtrebende Zeit unerläßlich macht. Die Philoſophie, inſofern ſie nach dem Vernunftgrunde aller überſinnlichen Dinge forſcht, iſt daher für eine ſolche Zeit um ſo nothwendiger und um ſo wohlthätiger, weil dieſelbe ohne ſie einer ungeheuern Leere anheimfallen würde, und alle die ihr von neuern*) Gewalthabern wie einſt von römiſchen Imperatoren gemachten Vorwürfe beruhen auf keiner richtigen Kenntniß ihres Weſens.

Leider aber hat die Philoſophie in der neueſten Zeit überhaupt die Richtung genommen, ſich mehr im Formellen zu bewegen und in dieſem mit Hülfe der Dialektik ſichern Halt und eine ſelbſtgenügende Ausbildung zu ſuchen; leider fällt namentlich die deutſche Philoſophie in den Fehler, undeutſch und undeutlich zu ſein, und jemehr ſie ſich in den poetiſchen Phantaſiegebilden eines Schelling von der Erde in die Wolken zu erheben, oder durch ein unerquickliches ſcholaſtiſches Formelſpiel die Geiſter abzuſtoßen ſucht, um ſo erfreulicher iſt der Verſuch einer Philoſophie, welche umgekehrt, ſo wie Cicero es vom Meiſter alles echten Philoſophirens rühmt, vom Himmel auf die Erde herabſteigt und ſtatt künſtlicher Dunkelheit Helle und Klarheit und eine aus Überzeugung gewonnene Befriedigung um ſich zu verbreiten ſucht, welche, ſtatt über An- und Fürſichſein u. dergl. ſich zu tief einzulaſſen, die wichtigſten und höchſten Fragen der Menſchheit geradezu und unverwandt ins Auge faßt und auf dem Wege des Erkennens durch das Denken Reſultaten zuſtrebt, denen das menſchliche Gemüth an der Hand der Religion vor aller Philoſophie ſich zugewandt hat; Reſultaten, die durch die Weihe eines unvertilgbaren Glaubens geheiligt ſind. Steht ſchon das Chriſtenthum ſelbſt nicht außer Beziehung mit vorangegangenen Philoſophemen der Griechen, wie denn namentlich von Zeno ſchon die Menſchheit als eine Gemeinſchaft durch die Liebe verbundener Brüder aufgefaßt wurde, ſo kann auch hinwiederum keine nach ihm kommende Philoſophie ſich von ihm losmachen, und wie beide, Vernunft und Glaube, Hand in Hand gehen, das erweiſt der Verf., der die Ergebniſſe einer im freieſten Geiſte und mit der ſtrengſten Conſequenz geführten Unterſuchung in die genaueſte Übereinſtimmung mit den Lehren des Chriſtenthums zu bringen gewußt hat und darin eine nicht geringe Gewähr ihres Werthes findet, während er im Geiſte des echten Proteſtantismus, von dem er beſeelt iſt, zugleich den Satz ausſpricht (S. 288): „der Weiſe, ſo ſehr er der Religion bedürfe, werde nicht glauben, was der Vernunft widerſpreche, weil überhaupt nur Das zu glauben ſei, wogegen die Vernunft nichts einzuwenden habe". Der Verf. hat zum Theil nur in abſtracten Sätzen ausgedrückt, was das Neue Teſtament dem Volksſinne in Allegorien vorhält.

Seine Darſtellung trägt weder einen ſtreng eſoteriſchen noch rein exoteriſchen Charakter, da dieſelbe auf das Faſſungsvermögen aller Gebildeten überhaupt berechnet iſt. Allein wenn einerſeits die Abſicht, in dem Buche ſelbſt den Frauen eine Leuchte in die Hand zu geben, mit der ſie ſich in der Nacht des Zweifels zurechtfinden ſollen, wol nur zum geringen Theile erreicht ſein möchte, ſo dürfte andererſeits die geſuchte Vermittelung einer ſtreng logiſchen oder mathematiſchen Methode, welche dem Vortrage eines Spinoza und Ariſtoteles den Charakter der Geſchloſſenheit und unerſchütterlichen Feſtigkeit verleiht, mit einer freiern Darſtellung, in welcher der Verf. ſich namentlich in der zweiten Hälfte des Buchs zu ergehen ſcheint, dem philoſophiſchen Geiſte weniger zuſagen. Doch bleibt die Form ſtets ſtreng wiſſenſchaftlich, und namentlich verdient die Beſtimmtheit, Deutlichkeit und Folgerichtigkeit in der Beweisführung und die Kraft der innern Überzeugung, mit der ſie vorgetragen wird, Anerkennung: Eigenſchaften, durch welche der Verf. gegen mehre der vornehmſten neuern Syſteme einen rühmlichen Contraſt bildet, deren Studium durch ein gewiſſes Schwanken, durch Unſicherheit, Undeutlichkeit oder Verbergung der eigentlichen Meinung oft ſehr erſchwert wird. Das Publicum hat auch jene Eigenſchaften, verbunden mit dem übrigen Inhalte des Buchs, in ſo hohem Maße anerkannt, daß in den 25 Jahren ſeit dem erſten Erſcheinen deſſelben, ungeachtet der vielen andern „Menſchen", denen dieſer das Daſein gab, an 20,000 Exemplare davon vergriffen ſind und ſtete Nachfrage dieſe vierte Auflage nöthig gemacht hat.

Es iſt kein geringes Zeugniß für die wiſſenſchaftliche Gründlichkeit und Tiefe des Verf., daß er ſich dieſer anthropologiſchen Unterſuchung unterzog, um ſie einer andern zu Grunde zu legen, der der Geiſt in neuerer Zeit nicht ſelten mit zu geringer Vorbereitung ſich zugewandt hat. Es waren die Staatswiſſenſchaften, denen er ſeine Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Das Studium derſelben, namentlich der Staatswirthſchaft, zeigte ihm aber die Unbeſtimmtheit der Begriffe und die Ungewißheit der Principien in den Theorien derſelben und überzeugte ihn, daß, wie die Nationalökonomie nur im Zuſammenhange mit den übrigen politiſchen Wiſſenſchaften erfolgreich zu betreiben ſei, auch die Politik nur feſt (nach Weſen, Zweck, Einrichtung, Mitteln und Beſtandtheilen des Staats) begründet werden könnte, wenn ihr eine Unterſuchung über den Zweck und das Weſen des Menſchen ſelbſt untergelegt würde. So erſchien als Einleitung zu einem vollſtändigen Werke über ſämmtliche Staatswiſſenſchaften 1813 dieſer anthropologiſche oder pſychologiſche Verſuch, dann 1822 zu Berlin der zweite Theil des Werks unter dem Titel: „Der Bürger", worin die hier anthropologiſch dargeſtellten Grundſätze politiſche Anwendung erhalten haben und die ganze Theorie des Vernunftrechts im geſellſchaftlichen und außergeſellſchaftlichen Zuſtande aus der Lehre vom Menſchen auseinandergeſetzt und erwieſen iſt. Die Staats-, Verfaſſungs- und Regierungslehre umfaßte hierauf der in Stuttgart 1832 unter dem Titel: „Der Regent", herausgegebene dritte Theil.

Bei dieſer propädeutiſchen Beſtimmung des hier angezeigten Buchs konnte es die Abſicht des Verf. nicht ſein, in demſelben die Philoſophie in ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren Theilen zu demonſtriren, ſondern er wollte nur, wie er ſelbſt S. 36 andeutet, für den ſodann angegebenen Zweck aus den übrigen Theilen der Philoſophie, inſonderheit der Metaphyſik, Anthropologie und Pſychologie das Erfoderliche vorausſchicken. Alſo als Epiſoden, nicht als Theile der Philoſophie ſind dieſe Unterſuchungen anzuſehen; aber ſeine Reſultate, von denen er ſelbſt beſcheiden genug iſt zu geſtehen, daß ſie nur hypothetiſche, durch die Übereinſtimmung der ſubjectiven Wahrnehmungen mit der objectiven Beſchaffenheit des Wahrgenommenen bedingte Wahrheiten ſind, regten doch die Forſchung der Art an, daß noch viele ähnliche Unterſuchungen, wie die von Beraz, von Leſſing, von Burdach, das franzöſiſch geſchriebene Buch des Grafen von Redern: „Sur la nature de l'homme", u. m. a. raſch aufeinander folgten. Beraz, der bei einem dichteriſchen Geiſte, bei einer ſchwunghaften, ſich auf den Flügeln begeiſterter Rede aus dem gewöhnlichen Gleiſe der Forſchung erhebenden Phantaſie Kenntniſſe und Scharfſinn beſitzt, ermangelt jenes Geiſtes der Nüchternheit, der bei Betrachtungen der

*) Napoleon beginnt das ſonſt vernünftige Schreiben vom 20. Oct. 1813 an den Staatsrath: „Die Leiden, die unſer ſchönes Frankreich ertragen mußte, ſie ſind der Wortgrübelei und jener finſtern Metaphyſik zuzuſchreiben, die, indem ſie die erſten Urſachen der Dinge zu erforſchen ſtrebt, die Geſetzgebung der Völker auf ihre eigenen Grundlagen ſtützen möchte, ſtatt ſie auf die Erkenntniß vom menſchlichen Herzen und auf die Erfahrung der Geſchichte zu berechnen."

Art vor Mystik bewahrt. Lessing's Bahn läuft mit der unseres Verf. von vornherein auseinander. Während bei diesem der Geist die Ursubstanz und die Materie das Accidens ist und von jenem mit ihrem Organismus belebt, durchdrungen und gestaltet wird, sodaß die Körper nur als Wirkungen der Geister erscheinen, geht Lessing davon aus, daß Alles, was wir wahrnehmen, aus dem Zusammenwirken und der Verbindung elementarer Kräfte und Stoffe entsteht, die durch ihre Systole und Diastole die Welt in allen ihren Theilen gestalten, und läßt dann aus dem regelmäßig fortschreitenden Organismus den Geist der Dinge als die Summe ihrer jedesmaligen Kraftäußerungen hervorgehen, der sich allerdings bis zur Selbständigkeit und innern Freiheit fortbilden und läutern kann. Burdach, an dessen Erforschungen Messer und Mikroskop ebenso großen Theil haben wie das Nachdenken, weicht nur in einigen, aber allerdings nicht unwichtigen Punkten von dem Dr. Grävell ab. Diese sind die Lehre vom Glauben und von der Unsterblichkeit. Burdach erkennt nämlich in dem Glauben nicht wie jener eine Wirkung der Vernunft, die mit der aus Erkenntniß gewonnenen Einsicht eins, nur nach dem Grade der Zuversicht und Gewißheit davon verschieden ist (ahnden, vermuthen, glauben, überzeugt sein, wissen), sondern er erblickt darin ein besonderes Vermögen unserer Vorstellungs- oder Denkkraft: eine Ansicht, die dem Glauben jeden Halt im menschlichen Geiste um so mehr zu rauben geeignet ist, da die Sprache für das Vermögen desselben, als ein Besonderes, nicht einmal eine Bezeichnung hat. Natürlich mußte ihn diese Ansicht vom Glauben überhaupt in Betreff der Unsterblichkeit zu der Behauptung führen, daß man darüber nicht zu einer beruhigenden Gewißheit, sondern nur zu einem tröstlichen Glauben gelangen könne.

Die Betrachtungen des Grafen v. Redern führen analytisch meist zu den nämlichen Ergebnissen, zu denen Grävell auf streng wissenschaftlichem Wege durch Schlußfolgerungen aus einem obersten Grundsatze gelangt ist. Dieser ist ihm das Selbstbewußtsein, und es verdient hierbei wohl bemerkt zu werden, daß jetzt gerade 200 Jahre seit dem Tode des Mannes verflossen sind, der zuerst in der Formel: „Ich bin, vermag, weiß und will", dieses Princip aufstellte und die Untersuchungen der Philosophie auf die innere Seelenwahrnehmung zurückführte.

Der Verf. schließt sich keiner philosophischen Schule entschieden an, doch zeigt er eine vorherrschende Hinneigung zu Kant. Aus dem obersten Grundsatze nun: „Ich bin mir bewußt", jener ursprünglichen Appereception Kant's, vermöge deren wir uns a priori der durchgängigen Identität unserer selbst in Ansehung aller in unserm Innern vorgehenden Veränderungen bewußt sind, entwickelt er die Urbegriffe und Denkgesetze, das Erkenntniß- und Denkvermögen, wie es von der Seele an sich selbst wahrgenommen wird, und schreitet dann über das weite Gebiet der Philosophie, welche ihm die Wissenschaft aller zwischen der Erkenntniß unserer selbst und der Gottheit mitteninne liegenden Wahrheiten ist, bis zu den Begriffen Gott und Religion fort, Manches einschaltend, was nicht gerade auf seinem Wege liegt, aber doch in der Reichhaltigkeit des Gegenstandes seine Rechtfertigung findet. Vieles von diesem ist auch keineswegs das am wenigsten Beachtungswerthe, so z. B. (S. 92) der Erweis der in der Vernunft selbst beruhenden Freiheit gegen Die, welche aus der Gall'schen Theorie von den Organen Materialismus oder Fatalismus zu folgern geneigt sein möchten, indem ein vernünftiges Wesen mittels der Vernunft stets fähig bleibt, seine Begriffe und Urtheile, mögen diese auch nach seinen individuellen Organen gebildet werden, zu prüfen, zu berichtigen und umzuschaffen und nach den consequentesten Urtheilen seiner Vernunft zu handeln, vorausgesetzt, ein Organ sei nicht so überwiegend, daß die harmonische Thätigkeit der Seele dadurch aufgehoben wird: ein Zustand der Abnormität oder Verrücktheit, in welchem Niemand für zurechnungsfähig gehalten werden kann.

Dabei verkennt der Verf. aber nicht, daß durch alle geistige sinnliche Thätigkeit, d. h. jene gemischten sinnlich-geistigen Zustände, wodurch Seele und Leib ihren wechselseitigen Einfluß äußern, besondere Organe des Körpers afficirt werden, und gesteht somit der Physiognomik eine bedeutende Wichtigkeit zu. Die Neigungen und Begierden läßt er zwar nicht unmittelbar, sondern erst mit Hülfe der Vernunft (d. h. der wagen) aus Empfindungen und Gefühlen geboren werden; „nichtsdestoweniger aber", bemerkt er, „wirken sie auf die Körper stark zurück, wie z. B. der Ärger convulsivisch auf die Gallenblase, die Fröhlichkeit auf das Zwerchfell, die Selbstsucht und die Habsucht auf die Milz, die Liebe auf die Herzmuskeln u. s. w. wirken", weshalb ja die Alten den Sitz der Seele in einzelnen Theilen des Körpers gesucht haben.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*30. **Winkler (Eduard)**, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Gr. 8. Zweites Heft und folgende. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Das erste Heft: Aal—Beringeria (1838), kostet ebenfalls 20 Gr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*31. Barthels (Friedrich), Die naturgemäße Behandlung der Schafwolle durch schwanenweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung frembartiger Stoffe. Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Methode des Verfassers hat sich schon mehrfach praktisch bewährt und überall die größte Aufmerksamkeit erregt. In diesem Werke legt er klar dar, wie er zu so überraschenden Resultaten gelangte, und gibt die genauste, durch lithographirte Tafeln noch deutlicher gemachte Darstellung seines Verfahrens.

*32. Bericht vom Jahre 1839 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1835, 1836, 1837 und 1838 kosten jeder 10 Gr.

*33. **Busch (Dietr. Wilh. Heinr.)**, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf feinem Druck-Velinpapier.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens, ist bereits erschienen und kostet 3 Thlr. 20 Gr.

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreißigjähriger Erfahrung nieder und liefert seit v. C. von Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen und der zweite Band, womit der praktische Theil beginnt, ebenfalls noch in diesem Jahre erscheinen.

34. Cervantes Saavedra (Miguel de), Novellen. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Geh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 181. — 30. Juni 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 180.)

22. Rostopschin oder Napoleon in Moskau. Drama in fünf Acten. Von Johann Hirt. Konstanz, Glükher. 1838. Gr. 8. 18 Gr.

Mit ziemlich guten Kräften unternimmt der Verfasser ein schönes, aber auch schwieriges Feld, bei dem die Farbenmischung ebenso viel Geschmack als historischen Scharfblick und künstlerischen Takt erfodert. Statt dieser Bedingungen sind im Ganzen genommen Enthusiasmus und Leidenschaft seine Führer geworden, und er muß sich daher mit den Detailerfolgen begnügen, die diese, welche Dienerinnen, aber nicht Beherrscherinnen der Kunst sein sollen, gewähren können. Unserer Ansicht nach hat der Haß gegen Napoleon, besonders an diesem Punkte seines Lebens, in jedem wohlgeordneten Gemüthe seine natürliche Wurzel, es ist der Haß des Egoismus und des menschlichen Übermuths, der sich über die Gottheit stellt und das Schicksal sich dienstbar glaubt, der jede der Tugendidee zugängliche Brust erfüllen muß. Mit dem Enthusiasmus für Rostopschin ist es schon etwas andres; er beruht auf Prämissen, Suppositionen und Fictionen. Nichtsdestoweniger sind diese beiden contrastischen Empfindungen in diesem Drama, das auch die technischen Bedingungen gut erfüllt, in ein anziehendes Spiel gesetzt; es fehlt nicht an poetischem Beiwerk, die Diction ist lebhaft, und wenn auch der Ausdruck weder erhaben noch sonst musterhaft genannt werden mag, so befriedigt er doch im Allgemeinen. Anziehend ist besonders das Zusammentreffen der beiden Helden im zweiten Act. Napoleon, im Siegesgefühl übermüthig und in dieser Stimmung den kalten Gegner selbst schonend, der, seines Entschlusses sich bewußt, dem Sieger unerschrocken Wahrheit zeigt und ihm einen abschreckenden Spiegel vorhält; diese Scene hat ihren natürlichen Reiz in den Charakteren. Wir wollen es jedoch nicht loben, wenn Rostopschin die Geduld des Siegers auf eine so schwere Probe stellt, daß er — zugleich etwas unlogisch — sagt:

... Seh ich nicht in Ihrem Blick den Fluch
Von Millionen wimmern (?). Sind Sie mir
Denn nicht ein Panorama (!) aller Greul,
Die schon seit Jahren Thränen, Blut
Und Leichen über alle Länder streun?

Denn dadurch wird er offenbar der Schwächere. Nach diesem Gespräch, das ihm die Tiefe des Abgrundes in der Seele des übermüthigen Siegers zeigte, beschließt Rostopschin den Untergang Moskaus. Diesen Entschluß spricht ein schöner Monolog aus, worin es heißt:

So falle denn, du heil'ge Stadt, Oleg's
Berühmte Tochter, Stolz des ganzen Reichs,
Uralte Wiege unserer Zaren. Ich,
Ich steh' an deinem Sterbelager und
Belausche deinen letzten Athemzug.
Dein Tod ist schön — er ist ein Opfertod.
Aus deinen Flammen soll ein rächender
Cherub empor sich schwingen, und alle Welt
Wird dankerfüllt und froh und betend vor
Ihm niederfallen ... So falle! Lebe wohl!

Die Handhabung der Ereignisse in diesem dramatischen Bilde ist oft geschickt und wirkungsvoll. So macht es einen guten Effect, daß die Flamme Moskaus gerade in dem Augenblick sichtbar wird, wo Napoleon, von Huldigung umringt, den Lorberkranz, der ihm überreicht wird, auf einen Fenstertisch niederlegen will und mit dem Ausruf:

— Ha, was ist das?

vor dem Schauspiel, das ihm den Untergang seines Glücks verkündet, zurückbebt. Dem Stück fehlt es jedoch an einem kräftigen Schluß.

23. Die Belagerung von Heiligenstadt im J. 1404. Ein dramatisches Gedicht von Franz Seydewitz. Göttingen, Seemann. 1838.

Nachdem Herzog Friedrich von Braunschweig 1400 von einigen Dienstmannen des Erzbischofs von Mainz in einem Hohlwege bei Fritzlar ermordet worden, vereinigten sich die Gegner des geistlichen Herrn, sechs Fürsten und sieben Grafen, und belagerten den ihm treugebliebenen Ort Heiligenstadt; die Heiligenstädter aber unter ihren Rathsmeistern Listemann und König hielten sich tapfer und schlugen den Angriff ab. Zur Erinnerung an diesen Tag ward das Güldenmannertagsfest eingesetzt, wobei der Erzbischof seine Getreuen mit Bier tractirte. Dies ist der Gegenstand des gutgemeinten Dramas, bei dem an eine poetische Inspiration — der Verf. ist Lehrer der Mathematik zu Heiligenstadt — nicht zu denken ist. Dagegen hat er die Chroniken gut durchstöbert, nennt die Herren und die Diener und weiß jedes Schild auswendig, das jeder derselben am Schlachttage trug, was ihm denn zu einem Gemälde im Homerischen Styl guten Anlaß gibt. Er versteht auch so ziemlich, die Leute sprechen und prahlen zu lassen, meist im Cramer'schen Ritterstyl; was ihm jedoch nicht beifällt, ist, daß das Drama auch eines andern als des schildernden und erzählenden Interesses bedarf. Auch gibt er sich nicht die Mühe, seiner Begebenheit einen romantischen Beisatz zuzumischen; das Stück hat vielmehr die Merkwürdigkeit, ganz ohne Liebe geschrieben zu sein. Waffen und Kampf sind dem Verf. Alles. Seine Diction ist mitunter nicht übel und der Vers verräth Übung; dramatische Bedeutung dagegen hat das Stück gar nicht.

24. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1839, von Theodor Hell. Sechszehntes Bändchen. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1839. 8. 1 Thlr.

Werthvoll und schätzbar, wie immer, tritt diese Jahreserscheinung auch diesmal vor uns auf. Vorzüglich aber hat über der Wahl und der Übersetzung des Rosier'schen Lustspiels: „A trente ans", ein guter Geist geschwebt. Dies Stück gehört durch Gedanken und Anlage unstreitig zu den besten Hervor-

bringungen der französischen Dramaturgie in der neuesten Zeit, und da es, was selten ist, mehr allgemein menschliche, als französische Gesellschaftszustände zum Gegenstand hat, so hat man wohl gethan, es leicht und unverändert zu übertragen. Die Übersetzung ist auch in der That mit Liebe und Sorgfalt gegeben, und das Stück, ausgestattet mit einer Bühnenrolle, wie sie anerkannte Künstlerinnen gern haben, ist allen Bühnen angelegentlich zu empfehlen. Feinheit der Situationen, Naturbeobachtung seltener Art (im Charakter des Bitterklee), Wahrheit in den Motiven, scenische Gewandtheit und ein musterhafter Dialog machen dies Stück, in dem zugleich neben dem Scherz der sittenläuternde Ernst des Lustspiels herrscht, zu einer Perle unter den modernen Lustspielen, und Rosier zeigt sich neben seinen Collegen wie ein Adler unter Meisen. Das viéractige Lustspiel: „Die Präsidentin", von Ancelot, ist hingegen eine bloße Grille ohne Bedeutung. Wiewol der Gang des Stücks auch nicht übel erfunden ist, so fehlt eine höhere Idee doch gänzlich. „Die homöopathische Cur", Lustspiel in einem Act, nach Fournier und Bicoille, hat dagegen eine recht launige Anlage und wirkt recht hübsch durch den Gedanken, eine übermäßig trauernde Witwe durch die Nachahmung und Übertreibung ihrer eigenen Trauer zu heilen, wobei denn die Heilung des Näschers Klaus dadurch, daß man ihn acht Tage lang mit Gänseleberpastete füttert, eine allerliebste Gegenwirkung ausübt. In solchen leichten Erfindungen ist die französische Komödie unerreicht. Nach dem innern Werth der Stücke stuft sich auch der Fleiß der Übersetzung ab, und so sind Nr. 1 und Nr. 3 vorzüglich, Nr. 2 aber etwas schnell hingeworfen.

25. Die beiden Loizerolles und Maximilian Robespierre. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Nebst einem Vorspiel in einem Act von Karl Fr....n. Freiburg, Wagner. 1838. Gr. 8. 18 Gr.

Es bedarf bekanntlich keines langen Suchens, um in der Geschichte der französischen Revolution tragische Stoffe aufzufinden; allein eben dieser Leichtigkeit wegen, und weil die Calamität eine allgemeine, keine besondere, durch eigenthümliche Gemüthszustände bedingte ist, ist die französische Revolution im Allgemeinen so wenig zu tragischen Bearbeitungen geeignet, wie etwa eine Pest unter den Menschen. Die Individualitäten werden hier stets in Allgemeinheiten verschwimmen und die Größe des Weltgeschicks das einzelne Schicksal verschlingen, der Poet mag dagegen ankämpfen, wie er will.

So ist es denn auch dem Verf. dieses sonst gut gedachten Dramas ergangen. Unwillkürlich und ohne daß er es selbst bemerkt, überträgt sich das Interesse, das er für die beiden Loizerolles, Vater und Sohn, erregen will, auf das Schicksal Frankreichs, und nicht jene, sondern der Tyrann Frankreichs wird der Held des Dramas. Die Kämpfe und die Leiden der Familie gehen unter in dem blutigen Geschick, das auf dem Lande haftet, und das Interesse an dem Ausgange dieser Tyrannei schiebt sich dem an Franz Loizerolles unter. Kaum daß noch die Verderberin Olivia, eine Gestalt, die übrigens hochtragisch ausgestattet ist, ein eigenthümliches Interesse geltend macht, und daß wir schaudern, wenn wir den Erben der Krone Frankreichs in die Hände klatschen sehen beim Fall des Kopfes seiner Mutter!

Doch das Gräßliche ist nicht das Tragische, und für die Erscheinung des Unmenschlichen entschädigt uns das Verderben nicht, das den Anstifter desselben erreicht. Das Tragische vielmehr soll immer das Menschliche, sogar, wenn es erlaubt ist, so zu sagen, das Höchstmenschliche sein. Der Verf. hat daher, wie Viele vor ihm, den Gegenstand vergriffen, indem er ihn aus der Familie auf den Marktplatz brachte. Es nützt ihm nichts, daß mehre seiner Charaktere stark und gut gezeichnet sind, daß seine Sprache, wenn auch nicht besonders poetisch, doch meist angemessen ist, daß Olivia, der Dauphin, Franz Loizerolles, Elisabeth Antheil erregen; Robespierre verschlingt Alles, und wir sehen nur seine Tyrannei, die Guillotine und seinen Fall. Daß dieser unter den historischen Zügen und mit den Worten der Geschichte erfolgt, ist ein zweifelhaftes Lob für diese Arbeit, die vom guten Willen mehr als von Durchdringung der Kunstzwecke und Ergründung der tragischen Bedingungen Zeugniß gibt. Wir müssen den Verf. zunächst mit seinen guten Anlagen auf einem andern Felde erwarten.

26. Das Mädchen von Lyon oder Liebe und Stolz. Schauspiel in fünf Acten, von Edward Lytton Bulwer. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowsky. Aachen, Mayer. 1838. 8. 14 Gr.

Ref. kann und will auch gar nicht leugnen, daß die Ziererei und Unnatur des Hrn. Bulwer im Drama für ihn etwas Antipodisches, ja etwas Ärgerliches hat, und dieses Ärgers inne zu werden, hat ihm das vorliegende Stück wieder reichliche Gelegenheit geboten. Der novellistische Inhalt desselben, welcher dem Hrn. Bulwer nicht angehört, ist in der That äußerst reich und anziehend; er geht in die Tiefen der Seelen, und der Dramaturg durfte nur die Natur sprechen lassen, um ein anziehendes dramatisches Gemälde zu geben. Allein dies ist es gerade, was Bulwer nicht thut; es scheint, er muß Alles verzerren, indem er es verzieren will; er hat für das Drama eine entschieden unglückliche Hand.

In einer langen Vorrede — wozu Vorreden beim Drama? — beweist uns dieser entartete Jünger Shakspeare's nur, daß er gar nicht weiß, worauf es beim Drama ankomme. Er ahmt dem Maler nach, der die falschen Züge in seinem Portrait durch Deductionen rechtfertigt, statt die Natur treu wiederzugeben. Hrn. Bulwer fehlt alle gute Kritik! Dann folgt in Vers und Prosa durcheinander das Stück. Ein Mädchen, zum Hochmuth erzogen, verschmäht zwei Freier, die ihr nicht standesmäßig erscheinen. Diese, um sich zu rächen, stiften einen Gärtnerburschen, Claude Melnotte, an, sich als italienischer Prinz zu verkleiden, Paulinen den Hof zu machen und ihre Hand zu gewinnen. Zufällig aber liebt Claude Paulinen seit seiner Kindheit und hat, ihrer würdig zu sein, seinen Geist heimlich gebildet. Die List gelingt, die Ältern, das Mädchen werden betrogen. In der mütterlichen Hütte Claude's entdeckt sich der Betrug. Pauline verwünscht den Räuber ihrer Hand, und bei diesem erwacht die Reue; aber als die Anstifter des Betrugs sich nun an ihrem Schmerz zu weiden kommen, erwacht der Stolz, der wahre, in Paulinens Busen. Sie fodert ihren Gatten Claude; doch dieser, im Gefühl seines Unwerths, flieht, nimmt die Waffen in der französischen Armee und kehrt nach zwei Jahren als Oberst wieder, in dem Augenblick, als Pauline, von dem Ruin des Vaters gedrängt, dem ersten Freier, Beauseant, ihre Hand reichen will. Claude entdeckt sich und wird natürlich Paulinens Gatte. Dieser Stoff ist gewiß reich und trefflich erfunden, eine breite Staffel für ein reiches Seelengemälde. Zunächst aber entsagt Bulwer aller Täuschung durch einen Dialog, der das Gegentheil von aller Natur ist; gezwickt, verzerrt, durch widersinnige apartés ganz verunstaltet. Eine dramatische Entwickelung der Seelenzustände fehlt gänzlich, auch wo sie am dringendsten gefodert wird; dagegen erfaßt ihn mitten im Dialog wie auf einmal der Gedanke: Jetzt mußt du einige Verse machen! und dieser Mahnung eines heimlichen Gläubigers folgt er dann ohne die geringste Rücksicht darauf, ob die poetische Werkerwuth auch an ihrer Stelle ist oder nicht. Diese poetischen Tiraden sind von musterhafter Kälte, gleichsam erstarrte, gefrorene Poesie. Einiges hiervon mag die Schuld des Übersetzers sein; aber das Grundübel liegt doch in dem Geiste des Autors, der die Poesie wie aus einem Spiegel copirt und dem alle Unmittelbarkeit der Eingebung gänzlich fehlt. Bulwer weiß im Roman zu erfinden, nachzubilden, zu moliviren; im Drama bringt ihn die Schule, der geistlose Schematismus der englischen Dramaturgie um allen Erfolg. Er hat nur Tradition und Geschmack und ist beiweitem nicht Genius genug, die elenden Schranken zu durchbrechen, welche das englische Drama umstarren. Sein Übersetzer aber hat sich nicht bemüht, die unnatürliche Kälte

seiner Diction durch warme Worte zu erweichen und zu beleben. *) 59.

Der Mensch, eine Untersuchung für gebildete Leser von M. C. F. Grävell.

(Beschluß aus Nr. 180.)

„Ein und dieselbe Bewegung der Muskeln", bemerkt der Verf. weiter, „muß, öfter wiederholt, in dem menschlichen Antlitz, als dem Spiegel der Seele, einen bleibenden Ausdruck zurücklassen, und pflegen sich daher Menschen von gleichen Gesinnungen ähnlich zu sein, nicht blos in Physiognomie und äußerer Körperform, sondern selbst in der Handschrift. Um deswillen darf man auch dem ersten Eindruck, welchen ein Mensch auf uns macht, mit weiser Vorsicht vertrauen, keineswegs sich ihm blind hingeben. Denn nicht nur machen wir uns bei dem ersten Anblick eines Andern sogleich eine dunkle Vorstellung von dem Wesen und Thun desselben, sondern es spiegelt auch die Phantasie der Seele das Bild eines Menschen vor, dessen einzelne Thaten oder Gesinnungen bereits in Erfahrung gebracht worden sind, da die Seele ihre Begriffe von der Erfahrung zu abstrahiren und stets mit bestimmten Vorstellungen zu verknüpfen sucht, wozu ihr die Phantasie das Material liefert."

Aus den herrschenden Neigungen und Begierden oder Affecten und Leidenschaften, kurz aus dem Zusammenwirken jener sinnlich-geistigen Zustände geht in Verbindung mit den von der Vernunft erkannten Grundsätzen (Maximen) der Charakter hervor. Temperament, auf seine Gestaltung nicht ohne Einfluß und von Neigungen und Begierden dadurch unterschieden, daß bei diesen der Gegenstand der hervorgebrachten Empfindung, bei jenem aber der Grad der Belebtheit und das Maß der Einwirkung in Betracht kommt, ist das aus der körperlichen Constitution entspringende Verhältniß der gegenseitigen Einwirkung der Seele und des Leibes. Den Zustand der Seele, wie er durch Temperament, Leidenschaften, Affecte, Begierden, Neigungen, Gefühle hervorgebracht ist, bezeichnet das Wort Gemüth; Charakter aber ist die Gesammtbeschaffenheit dieses Zustandes, insofern er feste Wurzeln geschlagen hat und die Art und Weise, wie die Vorstellungen und Entschließungen des Geistes entstehen und sich verwirklichen, dadurch bestimmt wird. Die Herrschaft der überall mehr nach Maximen als nach den Eindrücken des Empfindungsvermögens handelnden Vernunft begründet eigentlich den Charakter; aber als ein gemischtes Product von Seele und Leib ist er von letzterm abhängig und um so veränderlicher und unbeständiger, je lebhafter der Wechsel von Empfindungen und Affecten, je größer die Reizbarkeit der Nerven ist. Für die Unterscheidung der beiden Geschlechter ist dies von der größten Wichtigkeit und beachtungswerth in dieser Hinsicht folgendes Geständniß der gebildetsten Frau unseres Jahrhunderts:

„Es fehlt dem weiblichen Geschlechte", sagt Frau v. Stampel, „der tiefdringende Blick und die strenge Folge der Ideen, die zu einem ausgezeichneten Genie gehören. Auf die Erziehung kann man die Schuld nicht schieben. Denn Männer von der dunkelsten Geburt, von der gemeinsten Erziehung, in Vorurtheilen aufgewachsen und aller Unterstützung, aller Hülfsmittel beraubt, schwingen sich oft mit einer Unwissenheit, wie sie bei der größten Hälfte der Weiber nur selten gefunden wird, blos durch die Kraft ihres Geistes zum Gipfel des Ruhms empor, klären ihr Zeitalter auf und bringen ihren Namen auf die späteste Nachwelt, während kein Weib bekannt ist, das einer solchen Laufbahn sich rühmen konnte." Wahrlich weder Plato noch St.-Simon haben hieran gedacht, und man wird dem Verf. gern in seiner Folgerung beipflichten, daß das vom Gemüth beherrschte Weib für einen Lebenskreis bestimmt sei, wo die wechselnden Gefühle sich nicht allgewaltig hin- und herschleudern, wo von seinen Entschließungen nicht das Schicksal einer Masse anderer Menschen abhängt.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im August. D. Red.

In Dem, was er von der Zusammensetzung der Körper aus Atomen sagt, finden wir die atomistische Ansicht Kant's wieder. Fragen wir: Wie geschieht die wunderbare Absonderung und Individualisirung jener Substanzen aus den Elementarkräften? dann antwortet uns der Verf., daß wir ebenso wenig das Wesen der Einheit zu definiren als uns vorzustellen vermögen, was ein mathematischer Punkt sei, obgleich aus diesem in der Mathematik Linien, Figuren und Körper construirt werden; daß ferner aus unendlichen Gleichungen endliche Größen gefunden werden und das Endliche aus dem Unendlichen nach bestimmten Regeln hervorgeht. Die Gesammtheit des Endlichen ist das Offenbarwerden des Unendlichen, die Welt eine ewige und grenzenlose Schöpfung. Die Materie ist das Auseinandersein, das Dasein im Raume, der Raum selbst nur eine Vorstellung von dem Nebeneinandersein der Atome und Stoffe und der durch sie hervorgebrachten Erscheinungen; Grund des äußern Daseins aber ist die Kraft, auf der alle Materie beruht, wie hinwiederum die Kraft nur an der Materie zur Äußerung und zum Dasein kommen kann. Der Verf. ist demnach kein strenger Atomist und die Dynamenlehre in seiner Ansicht mit der von den Atomen verbunden.

Da die Körper selbst nur Erscheinungen aus der Zusammenwirkung von Atomen sind, so können wir mit den Organen des Leibes nicht die Körper selbst oder ein dem Ganzen gleichgestaltetes Theilchen in unsere Sinne aufnehmen, sondern blos diejenigen ihrer Beschaffenheiten oder Wirkungen empfinden, wodurch sie mit den Atomen unseres Leibes in Wechselwirkung stehen, d. h. wir erhalten nur Vorstellungen von den Eindrücken, welche sie auf uns gemacht haben.

Die durch Auffassung der Äußerungen der Außenkörper entstandenen Affectionen der Sinne werden mittels der Nerven bis ins Gehirn fortgepflanzt und in diesem vielleicht mittels des Nervengeistes, eines ätherischen, Körper und Seele verbindenden, durch den Organismus des Körpers selbst erzeugten, aber durch die Thätigkeit der Seele wieder verflüchtigten Wesens, dieser mitgetheilt. Die Sinneswerkzeuge haben nur Empfänglichkeit für den äußern Eindruck, die Nerven aber und das Gehirn selbst keine weitern Organe zur Verarbeitung oder Umgestaltung desselben, die Seele erhält diesen Eindruck also, wie er von den Organen aufgefaßt ist; aber durch Zusammenfassung der gleichzeitig empfangenen Eindrücke (da die meisten Körper zugleich durch mehr als einen Sinn empfunden werden) und durch ihre Vergleichung wird sie in Stand gesetzt, die Form und weiterhin das Wesen der Körper zu folgern, durch das Gedächtniß aber bei derselben Empfindung auch nur eines Sinnes sich den dieses Gefühl verursachenden Körper wieder vorzustellen.

Dies ist der Gang der sinnlichen Wahrnehmung, wie er von dem Verf. dargestellt wird, und auf demselben beruht das von ihm angenommene Verhältniß zwischen Speculation und Erfahrung. Da die sinnliche Wahrnehmung niemals die Dinge selbst, sondern immer nur diejenigen ihrer Eigenschaften beobachtet, wodurch die Sinne gerade gereizt werden, so kann das Wesen der Dinge nicht durch die Erfahrung, sondern allein durch die Denkkraft der Seele ergründet werden. Die sinnliche Erkenntniß betrifft nur das Verhältniß der Wirkungen der Dinge auf unsere Sinneswerkzeuge, da durch die Sinne immer nur die Eindrücke der Außendinge auf uns wahrgenommen werden; das Wesen der Dinge selbst kann nur durch die Vernunft erkannt werden, aber die Erfahrung liefert ihr den Stoff dazu, indem sie durch diese in Stand gesetzt wird, durch fortgesetzte Vergleichungen die Ursachen der Wirkungen der Dinge sowie die Gesetze, nach welchen die Materie sich formt, zu erforschen und auszuspähen. Je mehr Erfahrungen nun gemacht werden, desto größere Fortschritte kann die Weisheit machen. Speculation und Erfahrung müssen demnach Hand in Hand gehen, weil beide ohne einander nicht vorwärts kommen. „Die Erfahrung allein lügt, der Verstand allein betrügt!" ruft der Verf. aus, und in der That sind sie in materieller Hinsicht, was in formeller synthetisches und analytisches Verfahren sind;

das eine dient zum Prüfstein des andern, und verbindet man beide stets so, daß mit dem einen die Probe auf das andere gemacht wird, dann ist man vor dem Irrthum am sichersten bewahrt; daher die Gewalt und das Übergewicht der Philosophen, welche wie Aristoteles die Speculation auf eine reiche Erfahrung gründeten.

Die Untersuchung über die Vortheile, welche für den Menschen in moralischer Hinsicht aus der Bekleidung der Seele mit einem Leibe erwachsen (S. 153), scheint ziemlich müßig zu sein. Allerdings ist es wahr, wenn der Verf. sagt: „Der Leib, der den Flug unseres Geistes hemmt u. s. w., ist gerade Bedingung der Entwickelung unserer Freiheit. Macht auch nicht er, sondern die Vernunft uns frei, so gibt er uns doch Gelegenheit, daß wir durch die Vernunft frei werden können"; allein die Schilderung, wie die Seele ohne Leib im reinen Egoismus, dem Grabe aller Moralität und aller Seligkeit, leben würde, beruht auf einer anthropomorphischen Vorstellung, welche die Bedingung der Menschennatur auf einen Zustand überträgt, wo der Mensch nicht Mensch sein würde, dessen Geist ja außer seiner Verbindung mit dem Körper sich jeder nähern Determination entzieht.

Doch das bringt uns auf eine der wichtigsten Untersuchungen im ganzen Buche: die über die Unsterblichkeit. Der Verf. hat diesem Gegenstande eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet und denselben in zwei besondern Schriften: „Das Wiedersehen nach dem Tode" (Leipzig 1819) und „Briefe an Emilien über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode" (Leipzig 1821), behandelt. Wir sind also berechtigt, hier von ihm viel, ja das Höchste zu erwarten. Allein wenn er selbst (S. 179) vielen Philosophen den Vorwurf macht, daß sie nur zu oft Phantasiespiele für Einsichten des Verstandes halten, sobald die Phantasie den von ihr hervorgerufenen Vorstellungen kein ihr durch die Sinnlichkeit geliefertes Bild unterzulegen vermag, so scheint der Verf., dem es an dichterischem Geiste, an Phantasie und Gefühl so wenig fehlt wie dem von ihm dieserhalb getadelten Plato, in jener sublimen Materie in den nämlichen Fehler gerathen zu sein, vor dem auch die tiefsinnigste Speculation mit aller logischen Consequenz nicht bewahren wird. Denn wollen wir auch glauben, die Unendlichkeit der Größe Gottes sei keine Kluft für uns (S. 230) und unsere Vernunft müsse sich auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung für einerlei mit der Gottheit erkennen, so ist doch die Bestimmtheit, mit welcher er der Seele nach ihrer Trennung vom Leibe die Bahn ihrer Vollendung verzeichnet, etwas überraschend und erinnert an die kühnen, oft mystischen Hypothesen, welche die Alten hierüber aufgestellt haben. Wir werden wiederum aus Geist und Körper bestehen, aber wir werden einen neuen Leib erhalten, und mit dem alten werden wir auch alle auf Raum und Zeit gegründete Erkenntnisse, sogar die Erkenntniß unserer selbst, welche durch das aus Seele und Leib zusammengesetzte Ich begründet wird, hinter uns lassen. Nur die durch Abstraction von allem Räumlichen und Zeitlichen in Selbstbeschauung unseres Geistes gewonnenen Erkenntnisse, wie die von Gott und der Tugend, werden uns begleiten. Hier ist der durch Jahrtausende hindurchgehende Läuterungsproceß der alten Philosophen und Dichter, Pindar's „dreifacher Weg der Gerechtigkeit zu der Burg des Zeus".

Ganz übereinstimmend damit ist es, daß wir auch das Andenken an diesen Zustand und unser jetziges Leben verlieren werden und überhaupt an alle irdische Verhältnisse und Empfindungen. „Aber kommen wird einst die Zeit, in der wir ohne alles Zuthun der Einbildungskraft in unserm Selbstbewußtsein deutlich ersehen werden, daß wir hier schon lebten, und nach Äonen, wann die Bedeutung dieses Lebens der Seele klar werden wird, dann wirst du wieder erkennen, daß du einmal einen Vater verehrtest, eine Braut anbetetest; aber die Begriffe Vater und Braut werden dann nicht mehr eine schnellere Vibration deiner Herzfasern erregen ꝛc., doch was gut war in deinen Gefühlen, die Liebe, sie wird dich begleiten; denn sie ist ewig, weil sie der Inbegriff alles Guten ist. Mit jeder Stufe der Vervollkommnung wird die Liebe inniger und der Umkreis der geliebten Gegenstände größer, die Trennung und Verschiedenheit derselben aber immer schwächer, unsere Persönlichkeit und Individualität immer geringer werden. Mit jedem vollkommenern Leben wird die Macht des Todes verringert und die Dauer der Lebensepoche ebenso wol verlängert wie der Übergang in eine neue erleichtert werden." Mögen recht viele Seelen hierdurch erbaut werden. Ref. wurde unwillkürlich an die Visionen bei Plato und Plutarch und bei den Neuplatonikern erinnert, wenigstens werden bei dieser Wanderung die Schicksale der Seele noch weit vollständiger und mehr ins Einzelne ausgemalt. Auch Das, was Moses Mendelssohn den Philolaus über das Mitnehmen der abstracten Vorstellungen in ein anderes Leben sagen läßt, sowie Das, was Humphry Davy von den Bewohnern des Saturns angibt, zu dem dieselben durch verschiedene Stufen des Planetenlebens aufgestiegen sind, ist keineswegs neu und das Alles schon vor 2000 Jahren weit vollständiger und auch weit poetischer gesagt worden. 50.

Bibliographie.

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehrern übertragen. 1stes Bändchen: Richard Brinsley Sheridan's dramatische Werke von A. Fischer. 1ster Theil. 8. Leipzig, Hinrichs. 21 Gr.

Briefe eines Verschiedenen. Tagebuchfragmente auf einer Reise durch Polen ꝛc. Gr. 8. Glogau, Prausnitz. 1 Thlr. 12 Gr.

Bugh am Forst, F. A. Freih. v., Ein Reise-Roman. 1stes Bändchen. 8. Dresden, G. Fleischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Dingelstedt, F., Die neuen Argonauten. Ein komischer Roman. 8. Fulda, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Heinse, F., Reise- und Lebens-Skizzen nebst dramaturgischen Blättern. 2ter Theil. 8. Leipzig, Hinrichs. 16 Gr.

Höfler, C., Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt. 1ste Abth. Gr. 8. Regensburg, Manz. Preis für 2 Abth. 3 Thlr. 21 Gr.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet u. s. w. Herausgegeben von O. Marbach. Sommer 1839. Gr. 12. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 8 Gr.

Ohlenschlägers Werke. Zum zweiten Male gesammelt u. s. w. 15tes bis 21stes Bdchn. 8. Breslau, Max u. Comp. 2 Thlr. 14 Gr.

v. Orlich, Geschichte des Preußischen Staates im siebzehnten Jahrhundert; mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten u. s. w. 3ter Theil. Lex.-8. Berlin, Dümmler. 2 Thlr. 16 Gr.

Preusker, K., Über Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen. Eltern, Lehrern ꝛc. gewidmet. 4tes Heft. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 10 Gr.

Ranke, L., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 1ster, 2ter Band. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 5 Thlr. 16 Gr.

Seume's sämmtliche Werke. 4te rechtmäßige Gesammtausgabe in 8 Bänden. 3ter, 4ter Bd. 8. Leipzig, Hartknoch. 18 Gr.

Snell, K., Philosophische Betrachtungen der Natur. 8. Dresden, G. Fleischer. 18 Gr.

Strahl, Erlebnisse eines Touristen in Italien und Sicilien. Gr. 12. Wien, Braumüller. 16 Gr.

Swift, J., Gulliver's Reisen in unbekannte Länder. Aus dem Englischen neu übersetzt von Fr. Kottenkamp. 2 Bände. Bd. I. Lief. 1. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 12 Gr.

Wiegmann, R., Der Ritter Leo von Klenze und unsere Kunst. Gr. 12. Düsseldorf, Schreiner. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. I.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Von F. W. Barthold. — II. Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Übergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon. Von F. W. Schubert. — III. Christoph Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen. Zusammengestellt und mitgetheilt von K. W. Böttiger. — IV. Bericht des Kornelius Ettenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Vorstius, Bischofs von Aix, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen. 1536—37. Aus der Handschrift herausgegeben von W. A. Arendt.

Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen jetzt nur 5 Thlr., einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang (1835—38) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sotzmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Für Gymnasien.

Bei dem Fehlen eines andern oft gebrauchten Werks von ungefähr gleichem Umfang macht man um so mehr aufmerksam auf folgendes noch billigere:

Neues

deutsch-lateinisches Handwörterbuch.

Nach Kraft's grösserem Werk besonders für Gymnasien bearbeitet von

Dir. Dr. F. K. Kraft und M. A. Forbiger.

90 Bogen. Grosses Lexikonformat. 2 Thlr. 18 Gr.

Zweckmässig für den Gymnasialgebrauch bearbeitet und für die nicht Philologie Studirenden auch nöthigenfalls ausreichend, bürgt der Name des berühmten Lexikographen für dessen Werth.

Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig.

Beachtenswerthe Anzeige für Bibliotheken, Lesevereine, Gutsbesitzer, Landbamte, Gewerbtreibende ꝛc.

Vom 1. Januar 1839 an erscheinen bei Fr. Schwend in Schwäbisch Hall:

1) Flora.

Original-Chronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes.

Jährlich 156 Bogen groß Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißen Papier in 52 Wochenheften. Pränumerationspreis halbjährlich 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

2) Merkur.

Zeitschrift für die Kenntniß aller Länder und Völker, ihrer Sitten und Zustände.

Zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände.

Jährlich 104 Bogen groß Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißen Papier. Pränumerationspreis halbjährlich 3 Fl. 9 Kr., oder 1 Thlr. 18 Gr.

Intelligenznachrichten werden in beide Blätter zu 2½ Kr. Rhein., oder ½ Gr. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

3) Neueste fortlaufende Sammlung

der interessantesten Länder- und Reisebeschreibungen der ältern und neuesten Zeit.

Sämmtlich in Verbindung mit Mehreren herausgegeben von

Karl Winkler.

Jährlich gleichfalls 104 Bogen groß Lexikonoctav in 52 Wochenheften. Pränumerationspreis wie bei unserer Zeitschrift „Merkur", aber nur in Verbindung mit dem Merkur genommen, ohne diesen um die Hälfte höher, und die Einzelnwerke um das Doppelte des ursprünglichen Preises.

Man abonnirt bei allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes, bei welchen auch Prospecte und Probehefte einzusehen sind.

Dr. J. G. T. Gräffe, Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt ꝛc. Erster Band. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Mit dieser Abtheilung ist die Literaturgeschichte der alten Welt geschlossen. Sie ist das vollständigste und genaueste Werk, welches bis jetzt darüber erschienen und vorzüglich auch für Theologen unentbehrlich, als sie zugleich die erste vollständige Literaturgeschichte der Kirchenväter nach den theologischen Wissenschaften umfaßt. Ein vollständiges Register begleitet das Ganze.

Die 1ste Abtheilung erschien 1837 und kostet 2 Thlr. 16 Gr. Mithin beide Abtheilungen 7 Thlr. in allen namhaften Buchhandlungen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Einladung zum Abonnement
(resp. Gratis-Abonnement)
für 1839.

Europa.
Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern
herausgegeben von

August Lewald.

Wöchentlich { eine Lieferung von 3 Bogen Text in Großoctav und Umschlag;
mindestens 1 artistische Beilage in Lithographie oder Stahlstich;
und 1 Musik-Beilage (Lieder, Romanzen u. s. w.), abwechselnd
mit 1 Original-Modekupfer aus dem pariser Petit Courrier des Dames.

Monatliche Extra-Beigabe: das Album der Boudoirs, ein Bogen, mit drei Illustrationen zu deutschen Dichtern; für 1839 zu Schiller's Werken (Wallenstein).

Dreizehn Wochen-Lieferungen: ein Vierteljahrs-Band. — Jährlich vier Bände, und ein Band Album der Boudoirs.

Abonnement bei allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes:

für ¼ Jahr: 5 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 3 Thlr. 6 Gr. Preuß.; **für ½ Jahr:** 10 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 6 Thlr. 12 Gr. Preuß.; **für 1 Jahr:** 20 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 13 Thlr. Preuß.; bei Postämtern außer Würtemberg mit dem üblichen Porto-Aufschlag.

Es ist schon oft und dringend der Verlagshandlung der Wunsch zu erkennen gegeben worden, den Eintritt in ein neues Abonnement und die Anschaffung der vollendeten Jahrgänge durch Preisherabsetzung der letztern zu erleichtern, welchem Wunsche jedoch bis jetzt nicht Folge gegeben werden konnte. Wir haben aber nunmehr eine Anzahl vollständiger Jahrgänge dazu bestimmt, sie dem Publicum unter den billigsten Bedingungen anzubieten, indem wir mit dem Ankauf derselben ein

GRATIS-ABONNEMENT auf 1839

eröffnen.

Diesem gemäß sollen den von jetzt an (December 1838) sich meldenden Käufern der frühern Jahrgänge, der Jahrgang 1839 unberechnet geliefert werden, und zwar dergestalt, daß der Käufer

des Jahrgangs 1838 oder 1837 (jeder 20 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 13 Thlr. Preuß.) gratis erhält: ½ Jahrgang 1839 (10 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 6 Thlr. 12 Gr. Preuß.)

„ „ 1838 und 1837 (zusammen 41 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 26 Thlr. Preuß.): 1 Jahrgang 1839 complet (20 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 13 Thlr. Preuß.)

Den Käufern der beiden Jahrgänge 1838 und 1837, mit Gratis-Abonnement auf 1839 complet, wenn sie zugleich den Jahrgang 1836 (16 Fl. 54 Kr. Rhein., oder 11 Thlr. 9 Gr. Preuß.), und 1835 (2 Bände, 7 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 5 Thlr. 10 Gr. Preuß.) nehmen, werden dieselben zur Hälfte des beigesetzten Ladenpreises zu resp. 8 Fl. 27 Kr. Rhein., oder 5 Thlr. 17 Gr. Preuß. und 3 Fl. 54 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. 17 Gr. Preuß. erlassen.

Einzelne Bände werden nur zu den gewöhnlichen Preisen abgelassen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes nehmen Bestellungen an, welche prompteſt ausgeführt werden.

Im Jahre 1835 begründet, beginnt nunmehr die „Europa" ihren fünften Jahrgang, und hat die Erwartung, die sie gleich bei ihrem ersten Erscheinen erregte, nicht nur befriedigt, sondern auch den Kreis ihrer Leser stets noch vergrößert, und ihre Wirksamkeit, die Gebildeten von allen Zeitereignissen unsers Welttheils im Gebiete der Kunst, Wissenschaft und des geselligen Lebens zu unterhalten, bis in die fernsten Gegenden ausgedehnt. Unser Journal halten Gutsbesitzer am Mississippi, man liest es in Drontheim und in Athen, in Rio de Janeiro und in St.-Petersburg. Weder Bemühungen von Seite der Redaction noch Geldopfer von der Verlagshandlung wurden gescheut, um dieses schöne und gewiß seltene Resultat zu erzielen, und fortwährend sollen dieselben Grundsätze Redaction und Verlagshandlung leiten, um die Aufgabe immer würdiger zu lösen, und das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Schon die ersten Hefte des neuen Jahrgangs werden im Stande sein zu zeigen, was wir zu leisten gesonnen sind.

Die jüngste Reise des Herausgebers nach Neapel wird demselben Veranlassung geben, seine Leser durch frische Mittheilungen des Lebens und Treibens in Italien auf pikante Weise zu unterhalten; damit werden Originalschilderungen aus London, Paris, Griechenland, Holland u. s. w. abwechseln, die durchaus stets für sinnige Unterhaltung berechnet sind. Novellen, Berichte

aus deutschen Hauptstädten, Beschreibungen von Festen, erschöpfende Beurtheilungen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst, und endlich die Creme der neuesten ausländischen Literatur in guten Übersetzungen werden endlich den Kreis vollenden, der den Lesern der Europa geboten wird.

Außer den brillanten pariser Modekupfern und den ausgezeichneten Compositionen bewährter Talente, werden die gewöhnlichen Folgen der Ansichten, Genrebilder, Studien, Portraite, Chargen, noch durch Costumebilder aus Italien vermehrt werden, und dann und wann auch Blätter im Farbendruck die Mannichfaltigkeit erhöhen.

Auf dieses Alles hindeutend, glauben wir uns getrost der Hoffnung überlassen zu dürfen, unsere Gönner uns zu erhalten, und neue Freunde uns erworben zu sehen. Unsern Dank wird der Eifer ausdrücken, mit dem wir der stets fortschreitenden Verbesserung des Instituts obliegen werden.

Stuttgart, Mitte December 1838.

Literatur-Comptoir.

Wichtiges Geschichtswerk.

Dr. Fr. Rehm,

Handbuch

der

Geschichte des Mittelalters

IVten Bandes 3te (letzte) Abtheilung.

Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen,

2ter Theil, 3te Abtheilung.

Geschichte des Morgenlandes bis zum Ende des Mittelalters.

Mit 13 Stammtafeln. Gr. 8.

Kassel, in J. C. Krieger's Verlagshandlung.

1838. (27 Bogen.) 2 Thlr. 12 Gr.

Mit diesem Theile ist das Ganze nunmehr geschlossen und es kosten die vier Bände in 8 Abtheilungen zusammen 24 Thlr. 12 Gr.

Da das Werk nun als vollständig angezeigt werden kann, darf es wol allen Freunden der Geschichte als eines der wichtigsten empfohlen werden, denn die schon erschienenen Abtheilungen fanden in den geachtetsten Blättern stets das günstigste und anerkennendste Lob. Unter Anderm sagt die Darmstädter Allgemeine Schulzeitung, 1838, Nr. 74, darüber, daß es „mit Recht zu denen gezählt werden müsse, „die sich durch gründlichen Fleiß auszeichnen, verbunden mit Klarheit der Darstellung, mit Ruhe und „Besonnenheit des Urtheils. Dieser Ruhm nämlich, „den sich der Verfasser in den frühern Bänden dieses umfangreichen Werkes erworben hat, wird ihm durch diese neue Fortsetzung desselben, die gewiß jeder Freund und Kenner der Geschichte des Mittelalters mit Freude aufnehmen wird, durchaus nicht geschmälert. Es genüge, hier auf dasselbe als eine „bedeutende Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben u. s. w." Gleiche Anerkennung fand dasselbe in Rheinwald's Repertorium, den Literaturzeitungen ꝛc.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutschlands

jüngste

Literatur- und Culturepoche.

Charakteristiken

von

Hermann Marggraff.

Gr. 12. Brosch. 2 Thlr.

Von der Unterzeichneten wird demnächst versendet:

Vitalis' Grundriß

der Färberei und des Zeugdrucks.

Zweite Auflage;

gänzlich umgearbeitet von

Dr. Emil Max. Dingler.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Bekanntlich erschien zuerst im Jahr 1824 in unserm Verlage eine deutsche Übersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach diesem populairen Werke veranlaßte den Herausgeber, dasselbe mit Berücksichtigung der gesammten neuern Literatur und besonders mit Benutzung des geschätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thullahe gänzlich umzuarbeiten, um es sowol in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit möglichst anzupassen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktischer Fabrikant und Chemiker ist, dem als Mitherausgeber des „Polytechnischen Journals" die neuesten Fortschritte in der Färberei in Frankreich und England, sowie in Deutschland wohlbekannt sind, so wird hier keine Übersetzung eines bekannten Werkes, sondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neuesten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen sind, geboten.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat December, oder Nr. 335 — 365, 1 Beilage, Nr. 6, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXXIII — XXXXVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1837. Monat December, oder Nr. 96 — 104. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1838. Achtzehnten Bandes viertes Heft. (Nr. XXII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat December, oder Nr. 49 — 52, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 49 — 52. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Aufforderung.

Am Johannistage des Jahres 1840 begehen die Kunstverwandten im deutschen Vaterlande, in Europa, in den Ländern jenseit der Meere, die vierte Säcularfeier der durch Johann Gutenberg von Mainz erfundenen Buchdruckerkunst, ein Völkerfest, auf dessen Großartigkeit schon jetzt die Vorbereitungen aller Orten deuten, ein Fest, bei dem Alle, welche von der Sonne der Bildung Leben und Licht empfingen, Mitfeiernde sein werden. Wenn, mit Herder zu reden, derjenige Sterbliche, welcher das Mittel, die flüchtigen Laute der Sprache zu fesseln, die Buchstabenschrift erfand, wie ein Gott unter den Menschen gewirkt hat, so hat auch Gutenberg's Genius die vor ihm vereinzelten Forscher, die Lehrer und die Lernenden, er hat alle vorher vereinzelten Bestrebungen für das Gottesreich der Humanität auf der ganzen civilisirten Erde gleichsam zu einer Kirche versammelt. Zu dem Jubelfeste dieser für die gesammte Menschheit so hochwichtigen Kunst beabsichtigt der Unterzeichnete ein

Gutenberg's-Album

herauszugeben, und richtet die Bitte an alle Gebildete um einen Beitrag, groß oder klein, gleichviel in welcher Sprache, in gebundener oder ungebundener Rede, sei es auch nur eine Sentenz, ein selbständiger Gedanke in Bezug auf die Kunst, ihre Erfindung und ihren Erfinder, ihre Ausbreitung, ihre unermeßliche Wirkung. — Der Herausgeber hofft sicherlich nicht zu viel, wenn er zahlreichen Gaben entgegensieht. Das Album wird in dem Falle zum Jubelfest in zweien Ausgaben, und zwar in einer einfachen, aber schön gedruckten, billigen, Jedem zugänglichen, und in einer auf das opulenteste ausgestatteten erscheinen. Es wird sich diese dem Besten an die Seite stellen, was je unter der Presse hervorgegangen ist, und soll sie nicht allein vom Hochpunkte der Typographie zur Zeit des Jubelfestes, sondern auch der Vergleichung wegen Proben von dem Stande der andern druckenden Künste geben, und zwar durch Musterblätter von den Leistungen in der Xylographie, im clair-obscur-, im Congreve-, Gold- und Farbendruck, in der Melotypie, im Kupfer- und Stahlstich, in der Lithographie (Steinstich und Kreidezeichnung) ꝛc. Diese Proben werden von den ersten Künstlern Europens, nach von mehren bereits erfolgter Zusage, gefertigt werden, das ganze große Prachtwerk wird durch eine Vereinigung der eminentesten Talente entstehen. Dem typographischen Publicum wenigstens glaubt der Herausgeber in so weit bekannt zu sein, daß es in seinem Namen einige Bürgschaft für das Verheißene finden, nicht aber die vorliegende Ankündigung den täglich auftauchenden, gewöhnlich so viel versprechenden und spurlos verschwindenden gleichstellen wird.

Bis Ende März k. J. wünscht der Unterzeichnete Alles, was Theilnehmende ihm spenden möchten, mit deren Namensunterschrift versehen (am liebsten auf Buchhändlergelegenheit, mit dem Beisatze „durch Hrn. W. Engelmann in Leipzig") in die Hände zu bekommen.

Braunschweig, den 31. October 1838.

Dr. Heinrich Meyer,
Herausgeber des Journals für Buchdruckerkunst.

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Lumpacivagabundus, oder: **Das liederliche Kleeblatt,** Zauberprosse mit Gesang in drei Aufzügen, von J. Nestroy. 2te Auflage. Mit 2 allegorischen illuminirten Kupfern. 12. Geh. 12 Gr.

Zu ebener Erde und Erster Stock, oder: **Die Launen des Glückes,** Localposse mit Gesang in drei Aufzügen, von J. Nestroy. Mit 1 allegorischen illuminirten Kupfer. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Wiener Volksbühne. Taschenbuch localer Spiele, herausgegeben von W. Turteltaub. Inhalt: Eulenspiegel, von Nestroy; Der Waldbrand, von Gulden; Nur Eine löst den Zauberspruch, von W. Turteltaub. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Wiener Eckensteher Nante. 2te Auflage. Mit 1 allegorischen illuminirten Bild. 12. Geh. 6 Gr.

Cumberland, R., Der Jude. Schauspiel in fünf Aufzügen, aus dem Englischen von Brockmann. 2te Auflage. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Der schnelle Absatz der vorhergehenden Auflagen gibt den sichersten Beweis von der günstigsten Aufnahme dieser Stücke auch beim lesenden Publicum. Lumpacivagabundus ist mit einem saubern Titelbild verschönert, der frühere Preis aber beibehalten worden. Alle dienen als sehr aufheiternde Lecture.

Mariana, Schauspiel in fünf Aufzügen. Frei nach Sheridan Knowles, von Fr. Treitschke. Gr. 8. Geh. 15 Gr.

Balladen und Romanzen von J. N. Vogl. Neue Folge. Gr. 8. Geh. Mit einer schönen Vignette gezeichnet von Steinreuter, gestochen von Passini. 18 Gr. Feine Ausgabe 1 Thlr. 3 Gr.

Eine norddeutsche Kritik darüber lautet: J. N. Vogl gehört zu den mit Recht beliebtesten östreichischen Lyrikern. Seine Lieder, seine Balladen, seine Romanzen sprechen allgemein an. Sie vereinigen eine schöne fließende Form mit reich poetischem Inhalt. Man hat sich im Norden Deutschlands bisher nicht so viel mit den Werken östreichischer Schriftsteller beschäftigt, als man wol gesollt hätte, um so mehr wird es Pflicht auf die bessern Erzeugnisse hinzuweisen ꝛc. ꝛc.

Wir erhielten die erste Lieferung des soeben in Paris erscheinenden Kupferwerks über Eisenbahnen:

L'Industrie
DE CHEMINS DE FER,

ou

dessins et descriptions des principales machines locomotives, des fourgons d'approvisionnement (tendres), wagons de transports et de terrassements, voitures, diligences, rails etc. etc. en usage sur les routes en fer de France, Angleterre, Allemagne, Belgique, etc. etc.

publiés sous les auspices de

Monsieur le ministre du Commerce et des Travaux publics

par MM.

Armengaud aîné, ingénieur,

et

Charles Armengaud, dessinateur.

Subscriptionsbedingungen:

Das Werk erscheint in Lieferungen von 8 Kupfern in Großfolio und 2—3 Bogen Text in gr. 4. Preis jeder Lieferung 12 Fr. Man macht sich auf eine Serie, aus 3—4 Lieferungen bestehend, verbindlich.

Die erste Lieferung dieses Werkes, welches die vollständigsten Details über jede Maschine und alle über den Bau der Eisenbahnen nöthigen Aufschlüsse enthält, ist durch die bedeutendern Buchhandlungen Deutschlands von uns zur Ansicht zu erhalten, bei welchen wir Bestellungen darauf zu machen bitten.

Leipzig, im December 1838.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. II.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Siebentes Heft, Bogen **61—70.**
Deutsche dramatische Literatur bis **Eisenbahnen.**

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier	**8** Groschen.
Auf gutem Schreibpapier	**12** Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier	**18** Groschen.

Inhalt des siebenten Heftes:

Deutsche dramatische Literatur — Deutsche lyrische und epische Literatur — Deutsche novellistische Literatur — Deutsche Literatur im Auslande — Deutsche Philologie — Devaux (D. C.) — **Develey** (Isaak Emanuel Louis) — **Devrient** (Karl August — Philipp Eduard — Gustav Emil) — **Dickens** (Charles) — **Dieffenbach** (Johann Friedrich) — **Diesterweg** (Friedrich Adolf Wilhelm — Wilhelm Adolf) — **Diplomatie — Dmitrijew** (Iwan Iwanowitsch) — **Doctrinaires — Döllinger** (Ignaz) — **Donau-Dampfschiffahrt — Dönhof** (August Heinrich Hermann, Graf von) — **Donop** (Georg Karl Wilhelm, Freiherr von) — **Dorn'sche Dächer — Drechsel** (Karl Joseph, Graf von) — **Droste zu Vischering** (Familie — Clemens August, Freiherr von — Kaspar Maximilian, Freiherr von — Franz Otto, Freiherr von) — **Droste** (Franz Friedrich) — **Dubois** (Paul François) — **Dudevant** (Aurore, Marquise) — **Dull** (Friedrich Philipp) — **Duller** (Eduard) — **Dumas** (Alexandre) — **Dumortier** (Charles Bartholomé) — **Dunin** (Martin von) — **Dupin** (Philippe) — **Durham** (John George **Lambton**, Graf von) — **Duttlinger** (Johann Georg) — **Ebert** (Karl Egon) — **Edgeworth** (Maria) — **Eggena** (Karl Michael) — **Ehen, gemischte — Ehrenberg** (Christian Gottfried) — **Eichendorff** (Joseph, Freiherr von) — **Eichhorn** (Johann Albrecht Friedrich) — **Eiselen** (Johann Friedrich Gottfried) — **Eisen und Eisenarbeiten — Eisenbahnen.**

Leipzig, im Januar 1839.

F. A. Brockhaus.

Für Ärzte, sowie für Ältern und Erzieher ist soeben erschienen:

Dr. J. A. L. Werner, Medicinische Gymnastik, oder die Kunst, verunstaltete und von ihren natürlichen Form- und Lageverhältnissen abweichende Theile des menschlichen Körpers nach anatomischen und physiologischen Grundsätzen in die ursprünglichen Richtungen zurückzuführen und darin zu kräftigen; durch 100 Figuren erläutert, und in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. 12 Gr. bis Ende d. J. zu bekommen. Der nachherige Ladenpreis ist 3 Thlr.

Dresden und Leipzig, im December 1838.

Arnold'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift, V. Heft.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

5tes Heft. Januar — März 1839.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt: Das deutsche Journalwesen, von W. M. — Über den Germanismus in den Vereinigten Staaten, von F. J. G. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien, von F. K. — Über die Hochebene von Bogota, von **A. v. Humboldt.** — Trostworte für Kleingläubige, von H. E. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland, von **Depping.** — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Über die Lesevereine in Deutschland, von E. S. — Über den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von Dr. **Schellwitz.** — Die Holznoth. — Kleine Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben hat in unserm Verlag die Presse verlassen und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Grundzüge der Paulinischen Glaubenslehre.

Ein theologisch-exegetischer Versuch

von

C. C. J. Lützelberger.

Gr. 8. Brosch. Preis 16 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Von demselben Verfasser, dessen merkwürdige Resignation in allen theologischen Zeitschriften zur Besprechung gekommen ist, erschien gleichfalls im Laufe dieses Jahres:

Rede bei der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amtes aus Gewissensgründen. Preis 1½ Gr., oder 6 Kr.

Ferner die allenthalben mit reger Theilnahme erwartete, und mit großer Sensation aufgenommene Darlegung der:

Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amtes 8. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Über diese letzte Schrift ist eine sehr umfassende Kritik in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Nr. 194 und 195 — Juli 1838 — erschienen, in welcher es unter Anderm heißt:

„Wenn Strauß aus mehr wissenschaftlichem Interesse wirkte, so dürfte die Wirkung der Schrift des Herrn Lützelberger eine mehr praktische und daher für das Leben bedeutendere sein. Der Verfasser behauptet, frei von allem Hochmuth des wissenschaftlichen Verstandes, durchweg eine würdige Haltung, verleugnet nie die Bescheidenheit, ja ist überall von einer Wärme der Empfindung erfüllt, die auch uns das wohlthuende Gefühl mittheilt, daß ihm die Darlegung seiner Gründe selbst Sache des Herzens gewesen. Getrieben, in Einheit mit sich und Gott zum Frieden der Seele zu kommen, wußte er diesen nur zu finden, indem er sein Amt aufgab."

Da versucht worden ist, andere Motive als diejenigen, welche sich aus seiner Schrift ergeben, aufzufinden und zu verbreiten, so erschien in Folge dessen:

Mein häusliches Leiden, als der Erklärungsgrund meiner gewordenen Überzeugung und meines gethanen Schrittes. Eine Entgegnung. Preis 1½ Gr., oder 6 Kr.

Sämmtliche Schriften des Herrn Verfassers sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig, oder durch sie zu beziehen.

Nürnberg, im November 1838.

Bauer und Raspe.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. December. Nr. 48—52.

Nr. 48. *Die Sphinx. *Andreas Hofer. Die kleine Neugierige. *Der Gekko. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — **Nr. 49.** *Das Bigognethier. Die kleine Neugierige. (Beschluß.) *Der Ätna. *Von Sonnen- und Mondfinsternissen. Räthsel. — **Nr. 50.** *Das Auftreten König Gustav Adolf's. *Der große Kastanienbaum auf dem Ätna. Die drei Tagewerke, ein Märchen. *Der Steindreher. — **Nr. 51.** *Die zahme Gans. Die Taufe Jesu. *Kopenhagen. Die drei Tagewerke, ein Märchen. (Fortsetzung.) *Der Pyrame. — **Nr. 52.** *Die Sammtente. Von dem Glücke, die Schule zu besuchen, und von der Gefahr eines einzigen kalten Trunkes auf die Hitze, von H. Rosenmark in Warasdin. *Die magdeburger Hochzeit und die Schlacht bei Breitenfeld im dreißigjährigen Kriege. *Die drei Tagewerke, ein Märchen. (Beschluß.) Auflösung der Räthsel in diesem Monat.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Januar 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Atlas.

Zur Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren

herausgegeben von

August Lewald.

1839.

Halbmonatlich eine Lieferung von 3 Bogen Text in gr. 8., mit einer artistischen Beilage (Städte und Gegenstände, Genrebilder, Volksscenen und Volkstrachten, Karten oder dergl.) in Lithographie oder Stahlstich.

Zwölf Lieferungen: ein Halbjahrsband. — Jährlich zwei Bände.

Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands und des Auslandes:
für ½ Jahr: 6 Fl. Rhein., oder 3 Thlr. 12 Gr. Preuß.; für 1 Jahr: 12 Fl. Rhein., oder 7 Thlr. Preuß.

Um für dieses anziehende Werk den Besitz der ganzen Reihe den Abonnenten für 1839 zu erleichtern, so haben wir eine bedeutende

PREIS-HERABSETZUNG
der Jahrgänge 1836—38

eintreten lassen, und es können demnach
die Jahrgänge 1836 und 1837, **fünf** Bände (einzeln à 2 Fl. 42 Kr. Rhein.), oder 1 Thlr. 16 Gr. Preuß.
zusammengenommen für 8 Fl. 6 Kr. Rhein., oder 5 Thlr. Preuß.
der Jahrgang 1838 (in neuer Gestalt) **zwei** Bände (statt 12 Fl. Rhein., oder 7 Thlr. Preuß. Abonnementspreis)
für 7 Fl. 45 Kr. Rhein., oder 4 Thlr. 12 Gr. Preuß.
durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Im Jahre 1836 gegründet, hat der „Atlas" in seiner neuen Einrichtung, seit dem 1sten Januar 1838, einen so hohen Grad von Frische und Mannichfaltigkeit erreicht, daß der Lesekreis sich bedeutend ausdehnte, und die Redaction und Verlagshandlung anspornte, diesem ebenso belehrenden als unterhaltenden Institute die größte Sorgfalt zu widmen. Der Zweck des Atlas ist, das Neueste und Pikanteste aus dem Fache der Reisebeschreibungen in fremden Welttheilen, in guten Übersetzungen auf schnellstem Wege dem deutschen Publicum mitzutheilen. Man scheut hierbei weder Mühe noch Kosten, und die Leser erhielten im vorigen Jahre zweckmäßige und umfangreiche Auszüge aus Werken, deren Anschaffungspreis im Vergleiche zu dem Preise des Atlas wol außerordentlich genannt werden darf. Wir erlauben uns, hier nur de Laborde's Reise in den Orient (Syrien und Kleinasien) (Folio, Francs 432), und Histoire des Iles Canaries (Quart, Francs 300) anzuführen, der vielen andern, englischen und französischen Werke nicht zu gedenken.

Den neuen Jahrgang wird das Prachtwerk Yucatan von Herrn von Waldek und Gützlaff's China eröffnen; die Beschreibung der canarischen Inseln wird fortgesetzt, und ein Artikel aus Kottenkamp's Feder, der wir den vorjährigen Aufsatz über Canada verdankten, „Canada unter Lord Durham", in den ersten Heften schon mitgetheilt werden.

Die artistischen Beilagen, namentlich die im Farbendruck, dürfen wol dem Besten beigezählt werden, was die deutsche Lithographie bis jetzt geliefert hat, und auch die Karten sind ausgezeichnet zu nennen.

Mit dem festen Willen, nun alle unsere Kräfte und Ausdauer diesem schönen Unternehmen fortwährend zu widmen, glauben wir auch die gerechte Hoffnung hegen zu können, die Zufriedenheit der bisherigen Abonnenten zu erhalten, und in diesem Vertrauen den Atlas dem gesammten deutschen Lesepublicum mit einigem Rechte empfehlen zu dürfen.

Stuttgart, Mitte December 1838.

Literatur-Comptoir.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. December. Nr. 296—300.

Nr. 296. *Frau von Staël. Die Krönung des Kaisers von Östreich in Mailand. *Hogarth's Perspective. Das Himalayagebirge. Vorrichtung zur Verhütung der Feuersbrünste. Ein Theater aus Eisenblech. *Die Halle von Brügge. — **Nr. 297.** *Baltimore. Das immerwährende Feuer bei Baku. *Die Blutegel. Die Barabras. Riesenschiffe des Alterthums. *Rettler. — **Nr. 298.** *Cicero. Über die Zahl der Pflanzenarten. *Cambridge. Havana und seine Umgebungen. Die Blutrache der Araber. — **Nr. 299.** *Venedig. Die Bienenjagd und Bienenzucht in Nordamerika. Vorsichtsmaßregeln, die beim Räumen oder Ausbessern der Brunnen zu befolgen sind. Die Weinsurrogate der Tropenländer. — **Nr. 300.** *Bamberg. Die Eisenbahn von London nach Birmingham. *Spada. Der Papin'sche Topf oder Digester. Eine Schafheerde im Theater. Regen ohne Wolken. *Die Garneele.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. auf nur 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Januar 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei Julius Wunder in Leipzig ist erschienen:

Homer's Odyssee,

als deutsches volksthümliches Kunstwerk

für Schule und Haus.

Aus dem Griechischen
in Stanzen übersetzt und erläutert
von

Dr. W. H. Ferd. Rinne.

1stes Heft. 6 Gr.

Das Ganze wird aus 4 Heften bestehen, und ist binnen vier Monaten sicher vollendet. Das 1ste Heft, sauber broschirt, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, im December 1838.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

menschliche Stimme

und ihr Gebrauch

für

Sänger und Sängerinnen

dargestellt
von

Giacomo Bisozzi.

Mit einer Tafel lithographischer Abbildungen.
12. 1838. Brosch. 12 Gr.

(Anzeige für Freunde interessanter und gehaltvoller Lecture.) Das seit dem 1. Juli h. J. in unserm Verlag erscheinende und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu beziehende

ATHENAEUM

für

Wissenschaft, Kunst und Leben.

Eine

Monatschrift

für das gebildete Deutschland.

(Preis für den halben Jahrgang oder 6 Hefte 3 Thlr. 16 Gr. Sächs., oder 6 Fl. Rhein.)

erfreut sich des lebhaftesten Anklanges und der regsten Theilnahme.

Die Tendenz

dieser Monatschrift ist: Aufsätze, Abhandlungen, Kritiken, Charakteristiken und Kunstproductionen aller Art, insofern dadurch das gebildete Publicum angesprochen, unterrichtet, oder auf eine geist- und gemüthvolle Art erfreut werden kann, in sich aufzunehmen und zur Öffentlichkeit zu befördern.

Es darf sich das deutsche Lesepublicum um so mehr der Behandlung allgemein interessanter und ansprechender Stoffe versichert halten, als das Athenäum mit

Beiträgen der anerkanntesten Literaten

versehen werden wird, welche wir dem Unternehmen gewonnen haben.

In den beiden letzt erschienenen Heften finden sich folgende Artikel:

Inhalt des dritten Heftes:

Mittheilungen über Kaspar Hauser. Von Prof. G. Fr. Daumer.
Frankreich in dem Zeitraum vom Übergang von der päpstlichen zur königlichen absoluten Monarchie. Von Dr. Fr. Wilh. Carové.
Aufgefundene Briefe von Pietro Buonacossi, einem Schüler Rafael's. Mitgetheilt von Prof. Stier in Berlin.
Über die sociale Stellung der Frauen im Alterthum. Von Louis Mercau.
Oberster Grundsatz bei der Bildung und Beurtheilung von Kunstwerken. Von Prof. J. M. Sölti.
Die Hohenstaufen-Mär. Gedicht. Von Prof. J. M. Sölti.
Übersicht der neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen.
Feuilleton.

Inhalt des vierten Heftes:

Die Ahasver-Sage. Von Dr. Ludwig Wihl in Hamburg.
Der Feuertempel zu Jerusalem. Von Dr. Amadeus Ottokar.
Kritik und Kritiker. Von Dir. E. Althaus in Hanover.
Literarische Portraits. — Publicisten. — Von Dr. G. Bacherer.
Aus einem Divan orientalischer Gedichte. Von Prof. Daumer.
Übersicht der neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen.
Feuilleton.

Schon nach Versendung des ersten Heftes hat das mit reger Theilnahme erwartete „Athenäum"

Beurtheilungen

in anerkannten öffentlichen Blättern gefunden. So lesen wir solche in den

Studien und Kritiken der deutschen Journalistik. 2tes Heft.
Telegraph für Deutschland, Nr. 172.
Mitternachtszeitung in verschiedenen Nummern.
Abendzeitung. Literaturblatt vom 3ten November.
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 187.

Die Bestellungen auf den Jahrgang 1839 ersuchen wir zeitig bei den zunächstliegenden Buchhandlungen machen zu lassen, um die Auflage einigermaßen darnach bestimmen zu können.

Nürnberg, den 6. December 1838.

Bauer und Raspe.

Zu einem der Wissenschaft gewiss nicht nutzlosen Zwecke erlaube ich mir an sämmtliche Herren Schuldirectoren und Schulvorsteher die Bitte zu wiederholen, mir jedesmal durch Buchhändlergelegenheit die Programme ihrer Anstalten, auch wenn sie nicht pädagogische Abhandlungen enthalten, gefälligst zuzusenden. Den Herren Schuldirectoren, welche diese Bitte bereits erfüllt haben, sage ich hiermit meinen verbindlichsten Dank.

Jena, im December 1838.

Dr. *Brzoska,*
Redacteur der Central-Bibliothek
für Pädagogik.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

ANNALES

historiques et philosophiques

DE LA RESTAURATION,

la décadence et la chute
de la
branche ainée des Bourbons
par

A. C. d'Esquiron de Saint-Agnes.

Tome I. In-8. Paris. 2 Thlr. 12 Gr.

Neben den zahlreichen Darstellungen der französischen Revolution bieten die Jahrbücher der Periode von 1814—30 die reichste Ausbeute zur Kenntniß der neuesten Zeitgeschichte.

Leipzig, im Januar 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

№ IV.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1838. October, November und December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXV; Nr. III, die Versendungen vom Juni, August und September, in Nr. XXXVI desselben.)

73. Anleitung zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 5 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.

74. Anleitung zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 4 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.

Diese zwei Werkchen bilden die sechste und siebente Abtheilung des zweiten Bandes vom „Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste". Die erste Abtheilung: Mineralogie, kostet 18 Gr., die zweite: Krystallographie, 6 Gr., die dritte: Geologie, 21 Gr., die vierte: Versteinerungskunde, 12 Gr., die fünfte: Chemie, 18 Gr. Der erste Band mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr.

75. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiter Band: F—L. 13te und 14te Lieferung. Geh. 9 Gr.

76. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Sechstes und siebentes Heft. (Clam-Martinitz — Eisenbahnen.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

77. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Einunddreißigster Theil. (Eckmühl — Ehstland.) Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Funfzehnter Theil. (Ibaba — Jesztreb.) Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Elfter Theil. (Panvinius — Parczenzew.) Gr. 4. Cart. Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckp. 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformate mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

78. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *Georg Friedrich Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes sechstes Heft. (Irrenhaus — Kupfervitriol.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

79. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) 18ter Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Soeben erscheint:

Der Freihafen.

Erstes Quartalheft. 1839.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, Adelbert v. Chamisso, Rosa Maria, Theodor Mundt, Dr. Troxler, Stephan Thurm, Varnhagen v. Ense, E. Willkomm u. A.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter Mitwirkung der **berühmtesten Schriftsteller** Deutschlands begann der **Freihafen**. Ganz Deutschland hat den ersten Jahrgang mit freudiger Theilnahme entgegen genommen, da jedes neue Quartalheft das Interesse an diese höchst wichtige literarische Erscheinung steigern mußte.

Jetzt hat der zweite Jahrgang begonnen; das erste Quartalheft liegt mit seinem interessanten Inhalte vor. Die Namen der Mitarbeiter machen jede weitere Empfehlung überflüssig, kein Gebildeter wird es versäumen dem **Freihafen** seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Freihafen ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben, in welchen stets Exemplare vorräthig sind.

In der Nicolai'schen Buchhandlung in Stettin (**E. F. Gutberlet**) ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wasserfuhr, Dr., Ansichten über das preußische Medicinalwesen. Gr. 8. Broschirt. 25 Sgr.

Bei Ed. Anton in Halle ist soeben erschienen:

Leo, Dr. H., **Die Hegelingen**, Actenstücke und Belege zu der sogenannten Denunciation der ewigen Wahrheit. Zweite, mit Nachträgen vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 8 Gr.

J. G. W. Brandt, Naturalienhandlung, Neuerwall, Wohnsplatz Nr. 27 in Hamburg, empfiehlt sich mit gut conservirten europäischen und exotischen Vögel- und Säugethierbälgen, Käfern, Schmetterlingen, Conchylien, Mineralien und sonstigen naturhistorischen Gegenständen.

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen
besungen durch

Johann Gottfried von Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von Eugen Neureuther
geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:
Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.
In vier Lieferungen auf dem feinsten Velinpapier.
Preis 6 Fl. 24 Kr., oder 4 Thlr.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes ist mit der soeben fertig gewordenen vierten Lieferung nun vollständig erschienen und wird daher Vielen gewiß sehr willkommen sein.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig erschienen soeben folgende neue Werke:

Heinrich Grégoire

Bischof von Blois und Haupt des constitutionnellen Klerus in Frankreich nach seinen eigenen Denkwürdigkeiten geschildert von

M. Gustav Krüger.

Mit einer Vorrede vom Kirchenrath Dr. **K. Hase** und dem Bildniß Grégoire's.

In gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl. 9 Kr. Rhein.

Considérations

sur les causes de

La Grandeur des Romains

et de leur décadence

par

C. de Montesquieu.

Mit geschichtlichen und geographischen Noten, grammatischen Erläuterungen nach Hauschild, Hirzel, Sanguin und Dreßler, einem Wörterbuche und einem biographischen Verzeichnisse der von dem Verfasser citirten griechischen und römischen Classiker versehen von

Dr. A. E. Prölss,

fünftem ordentl. Lehrer am Gymnasium zu Freiberg.

In 8. Preis 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr. Rhein.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.

Elftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Des Oberst Baron Geismar Streifzug in Belgien und Frankreich, im Februar und März 1814. II. Der Insurrectionskrieg in Spanien 1822 und 1823, mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in Catalonien. (Schluß des ersten Abschnittes.) III. Der Feldzug im Jahre 1745 in Italien. Mit dem Plane des Treffens bei Bassignana.*) IV. Nekrolog des großherzoglich badischen Generalmajors Heinrich v. Porbek. V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen. VII. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächs.

Auch im Jahre 1839 wird diese nicht nur für Militair, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift wie bisher und um denselben Preis erscheinen.

Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

*) Dieser Plan wird mit dem zwölften Hefte 1838 geliefert.

Das in der **Creutz**'schen Buchhandlung in Magdeburg erschienene Werk:

Das Schloß von Morteuil. Aus dem Französischen der Mlle. A. de Petival von **F. Wesenfeld.** 3 Theile. 3 Thlr.

ist eine so anziehende Schilderung interessanter Begebenheiten, bildend und unterhaltend, daß es gewiß eine willkommene Erscheinung für deutsche Lesewelt, vorzüglich Leserinnen sein wird, und sich auch besonders zu einem Geschenk an junge Damen eignet.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat Januar, oder Nr. 1—31, 1 Beilage, Nr. 1, und 3 literarische Anzeiger: Nr. I—III. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Velinpapier 12 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat Januar, oder Nr. 1—4, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 1—4. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1839.

F. A. Brockhaus.

Nicht zu übersehen

bitten wir unsere geehrten Leser die nachfolgende, beachtenswerthe Anzeige

der wohlfeilsten Bücher!!

Bibliothek der werthvollsten und nützlichsten Werke

für

Schule und Haus, für Lehrer und Lernende, für Privat- und Familien-Bibliotheken,

als auch in Partien zur Einführung in Schulen

zu

noch nie gebotenen wohlfeilen Preisen.

Die Preise sind in rheinischer und preußischer Währung gestellt, und es besorgt jede Buchhandlung jede Bestellung. **Baare Bezahlung** bei derselben ist jedoch bei den wohlfeilen Preisen unerläßliche Bedingung. — Größere Partien werden auch von der Verlagshandlung selbst mit **frankirter Lieferung** in alle Länder deutscher Zunge versendet, wenn der betreffenden Bestellung der Werthbetrag **baar** oder in guten Sichtwechseln auf Frankfurt a. M., Augsburg, Stuttgart oder Leipzig beiliegt.

	Ladenpreis für 1 Exemplar				Zur Einführung in Schulen zum Partie-Preise für 10 Exemplare				für 20 Exemplare			
	Fl.	Kr.	Thlr.	Gr.	Fl.	Kr.	Thlr.	Gr.	Fl.	Kr.	Thlr.	Gr.
Böttiger, Dr. K. W., **Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes**, für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt. Zwei Bände mit acht Stahlstichen .	4	48	5	—	15	—	9	—	25	—	15	—
Pfaff, Dr. W., **Die Gesammt-Naturlehre für das Volk und seine Lehrer.** Mit 73 Abbildungen auf 6 Steintafeln	2	24	1	12	7	30	4	12	12	30	7	12
Glatz, F. M., **Das Buch der Tugenden.** Historische Galerie edler Thaten und Handlungen für die deutsche Jugend aller Stände. Zwei Bände mit 40 Holzschnitten .	4	30	2	15	12	—	7	4	20	—	12	—
Stang, Dr. C. F. G., **Martin Luther.** Sein Leben und Wirken. Ein großer Band mit sieben Stahlstichen	6	—	3	18	18	30	8	8	21	—	12	12
Kreizenach, Dr. M., **Lehrbuch der Algebra**, für höhere Schulen und zum Selbstunterricht .	3	12	2	—	9	—	5	12	15	—	9	—
Hausch, F., **Die Zahlenrechnung in ihren Elementen dargestellt und auf die** verschiedenen Foderungen der praktischen Geometrie und des commerciellen Lebens angewendet. Ein arithmetisches Handbuch für Schule und Haus	1	36	1	—	5	—	3	—	8	24	5	—
Obige sechs Werke, welche einzeln genommen im Ladenpreise kosten würden	22	30	13	21								
liefern wir **zusammengenommen zum herabgesetzten Preise**	**7**	—	**4**	**8**								

Für **einzelne** Werke und für **einzelne** Exemplare bleibt fortwährend der beigesetzte Ladenpreis bestehend; ausgenommen **Stang, M. Luther**, worüber nachfolgend nähere Bestimmung.

Die Verlagshandlung hofft ihren Zweck, mit der Räumung ihres Lagers eine **allgemeine und nutzenstiftende Verbreitung wahrhaft guter und empfehlenswerther Bücher** zu verbinden, vollkommen durch Feststellung so außerordentlicher und noch nie gebotener wohlfeiler Preise zu erreichen. Sämmtliche Werke haben sich bereits bei ihrem Erscheinen im Laufe der letzten Jahre einen ausgezeichneten Ruf erworben, und sie sind also, in Verbindung mit den gebotenen Partiepreisen, **zugleich die werthvollsten und wohlfeilsten Schulbücher.**

Vorständen von Gymnasien, Real-, Gewerbs- und Volksschulen, und Lehr- und Erzieh-Instituten jeder Art, welche sich durch eigene Anschauung von dem Werthe eines jener Werke zur Einführung in die von ihnen geleiteten Schulen überzeugen wollen — Freunde und Liebhaber guter belehrender Werke — Ältern, welche sowol zu eigenem Gebrauche, als zu nützlicher Unterhaltung und Beschäftigung ihrer Kinder, eine ebenso vortreffliche, wie äußerlich schön ausgestattete kleine Hausbibliothek anlegen wollen, und selbst den unbemittelten Bücherliebhabern ist es möglich gemacht, durch den Ankauf jener sechs Werke zusammen ihren Zweck auf eine unglaublich billige Weise zu erlangen.

Literatur-Comptoir in Stuttgart.

Martin Luther.

Sein Leben und Wirken;

geschildert von **Dr. C. F. G. Stang.**

(Ladenpreis 6 Fl. Rhein., oder 3 Thlr. 18 Gr. Preuß.)

Herabgesetzter Preis:

1½ Fl. Rhein. — **22 Gr.** Preuß.

Ein Band von 126 Bogen Hochquart mit **sieben Pracht-Stahlstichen.**

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Darstellung

der Landwirthschaft Großbritanniens

in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von

Dr. A. G. Schweitzer,

Prof. der Landwirthschaft zu Tharandt.

Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk wird im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinen und sicher Jedem, der sich für Landwirthschaft interessirt, um so willkommener sein, als gerade Großbritannien in dieser Beziehung fast unter allen Ländern Europas den ersten Rang einnimmt. Für die gediegene und zweckmäßige Bearbeitung bürgt Schweitzer's Name.

Leipzig, im Januar 1839.

F. A. Brockhaus.

Scriptorum Graecorum Bibliotheca. Vol. III.

Bei **Firmin Didot frères** in Paris ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Xenophontis Opera.

Graece et latine, cum indicibus locupletissimis.

(XXIV u. 799 S.)

Vollständig in Einem Lexikon-Octav-Bande. Broschirt. 4 Thlr.

Der Text folgt im Ganzen der letzten Recension von L. Dindorf. Eine Anzahl von Stellen sind nach spätern Mittheilungen berichtigt.

Die lateinische Übersetzung nach Hutchinson, Edwards, Leonclavius, ist durchgehends genau durchgesehen und nach dem Griechischen corrigirt worden; von einigen Stücken aber, wie De re equestri und De venatione, so vielfältig verbessert, daß sie da für eine neue gelten kann.

Die Indices (S. 762—799 engen Drucks) sind bequem eingerichtet und vollständig.

Vol. I der Bibliotheca enthält **Homer**, 3 Thlr. 8 Gr., Vol. II **Aristophanes**, 4 Thlr., ebenfalls mit lateinischer Übersetzung und Namen- und Sachregistern.

Paris, im Januar 1839.

Firmin Didot frères.

Bei **Friedrich Regensberg** in Münster ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde.

Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, durch dessen Directoren **L. Meyer** in Paderborn und **H. A. Erhard** in Münster. In halbjährlichen Heften zu 12 Bogen. Gr. 8. Preis des Jahrganges (Bandes) 2 Thlr.

Diese Zeitschrift tritt an die Stelle von „Wigand's Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens", welches aufgehört hat zu erscheinen. Der Hauptinhalt der bereits im Buchhandel erschienenen beiden ersten Hefte ist folgender:

Rede über den geschichtlichen Standpunkt der Volksempörungen zur Zeit der Reformation; von H. A. Erhard. — Erinnerungen an Rudolf von Langen und seine Zeitgenossen; von Ebd. — Peter Maier von Regensburg und seine Schriften; von H. Meyer. — Hans Witsilber's Fehmgerichts-Proceß gegen die Stadt Hain an der Elbe. Aus dem Archive der Stadt Dortmund mitgetheilt von B. Thiersch. — Diplomatische Geschichte der Burg und des alten Grafenhauses Ravensberg; von H. Haarland. — Leonhard Thurneisser zum Thurn. Mit besonderer Rücksicht auf seinen Aufenthalt in Münster und in Berlin; von C. Becker. — Über die Quellen der ältern deutschen Geschichte. Ein historisch-kritischer Versuch von Fr. Guilleaume. — Urkundliche Beiträge zur Geschichte des ältern westfälischen Münzwesens. — Miscellen.

Soeben ist bei uns erschienen und versandt worden:

Gemeinnützige systematische

Naturgeschichte der Fische

von

Dr. Karl Christian Gmelin,

Professor der Naturgeschichte in Karlsruhe.

Zweite Ausgabe.

Mit 164 Abbildungen auf 113 Kupfertafeln. Subscriptionspreis für das ganze Werk 7 Fl. 12 Kr., oder 4 Thlr. Für ein Exemplar mit sorgfältig colorirten Kupfern 14 Fl. 24 Kr., oder 8 Thlr.

Der Subscriptionspreis dauert nur bis zur Ostermesse 1839, dann tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Das Werk erscheint in 28 Lieferungen und wird in 9 Monaten fertig geliefert. Noch bemerken wir, daß dieses Werk sich zugleich auch als Vierter Theil der Gmelin'schen Naturgeschichte anschließt, wodurch dieselbe für die Besitzer vervollständigt wird.

Mannheim.

Schwan & Götz'sche
Hofbuchhandlung.

L'EXPOSITION, Journal de L'Industrie et des Arts Utiles,

publiant par année 288 gravures sur acier, avec texte,

Divisé en six Catégories.

1) **Architecture** — 2) **Ameublements** — 3) **Bronzes et Dorures** — 4) **Articles de Paris** — 5) **Equipages et Sellerie** — 6) **Mecaniques et Outils.**

Par

LE BOUTEILLER.

Gr. in-4. Abonnement für jede Catégorie jährlich 9 Thlr. 8 Gr. Colorirt 18 Thlr. 16 Gr.

Dieses als Album de l'Industrie etc. früher angekündigte Unternehmen wird eine fortlaufende Ausstellung aller neuen und beachtenswerthesten Erzeugnisse der Industrie gewähren, an denen Frankreich namentlich so reich ist.

Es wird den Wünschen Derer sowol entgegenkommen, welche die Gegenstände des Luxus als Annehmlichkeiten des Lebens suchen, wie Denen, welchen sie Quelle des Erwerbs sind.

Alle Monate erscheint ein Heft von jeder Abtheilung der „Exposition", aus vier Zeichnungen in Stahlstich bestehend, mit einem Text, welcher die nöthigen Erläuterungen über die Gegenstände und Nachweisungen zur Beziehung derselben enthält. Die erste Lieferung aller sechs Categorien ist soeben erschienen und durch uns zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. IV. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht über die Verlags-Unternehmungen 1837—1838 der Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau.

Sämmtliche Werke sind in Druck und Papier anständig und elegant ausgestattet, auf die Korrektur ist die größte Sorgfalt verwendet worden und die Preise sind überall höchst billig, bei den meisten Werken sogar überaus wohlfeil gestellt.

1) Barthel, C. (Seminarien-Direktor), Religionsgeschichte vom katholischen Standpunkte aus, für Schulanstalten. 3te durchgesehene Auflage. Mit Genehmigung des Hochwürd. Fürstbischöflichen General-Vikariat-Amtes in Breslau. 8. 1839. 15 Bogen. 8 Gr. oder 10 Sgr.

Dieser Leitfaden in der Religionsgeschichte ist zum Unterrichte für die katholische Jugend, als Vervollständigung und Fortsetzung der biblischen Geschichte bestimmt. Die zweckmäßige Behandlung, so wie in Sprache und Darstellung die lichtvolle Klarheit und Popularität, hat demselben so allgemeine Aufnahme verschafft, daß eine dritte Auflage bereits nöthig wurde.

2) Bielfeld, Freiherr von, Friedrich der Große und sein Hof, oder: So war es vor 100 Jahren. In vertrauten Briefen von 1738 bis 1760. 2 Bändchen. 8. 1838. Geheftet. 31 Bogen. 1 Rtlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Was am Hofe Friedrichs des Großen, so wie an einigen andern europäischen Höfen und in den Salons der großen Welt vor 100 Jahren Sitte war, schildern diese vertrauten Mittheilungen. Die treffende Charakterzeichnung der Personen und die freimüthige Darstellung damaliger Zustände erregen das lebhafteste Interesse. — Daß Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen geruht haben, die Dedikation huldreichst anzunehmen, gereicht diesen zierlich gedruckten Bändchen zur höchsten Empfehlung.

3) Brettner, H. A., Leitfaden für den Unterricht in der Physik auf Gymnasien, Gewerbeschulen und höheren Bürgerschulen. Mit 4 Steintafeln. 6te verb. und vermehrte Auflage. 8. 1837. 21½ Bogen. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

Fünf starke Auflagen haben sich binnen wenigen Jahren von diesem Lehrbuche abgesetzt; eine sechste Auflage wurde nöthig, welche überall verbessert und vermehrt erschienen ist.

4) Brettner, H. A., Lehrbuch der Geometrie für Gymnasien, Realschulen und höhere Bürgerschulen. Mit 7 Steintafeln. Zweite verb. u. vermehrte Auflage. 8. 1838. 28¼ Bogen. 1 Rtlr. 4 Gr. oder 5 Sgr.

Diese 2te Auflage ist wesentlich verbessert und zweckdienlich vermehrt worden, daher zur weitern Einführung in Schulen von neuem mit Recht zu empfehlen.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Brettner, H. A., Leitfaden beim Unterricht in der Buchstaben-Arithmetik, Algebra und Kombinations-Lehre. 2te verb. Auflage. 8. 1836. 12 Bogen. 15 Gr. oder 18¾ Sgr.

— — **Mathematische Geographie. Ein Versuch,** die Hauptlehren derselben für den Gymnasial-Unterricht zweckmäßig zusammenzustellen. Mit 1 Steindrucktafel. 8. 1835. 6¼ Bogen. 6 Gr. oder 7½ Sgr.

5) Cicero's auserlesene Reden, für Sextus Roscius, gegen Lucius Catilina, für Archias, für Manilius, für Quintus Ligarius, für Dejotarus, für Marcus Marcellus, für Lucius Murena, für Titus Annius Milo. In neuer, wortgetreuer Uebersetzung, und durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert. Drei Bändchen. 8. 1837. Elegant gedruckt und geheftet. Preis eines jeden Bändchens 4 Gr. oder 5 Sgr.

Diese erschienene neue Uebersetzung der auserlesenen Reden Cicero's, welche an Treue und Genauigkeit alle früheren übertrifft, wird den Freunden der klassischen Literatur willkommen und besonders Gymnasiasten und Examinanden als brauchbares und förderndes Hülfsmittel für das Studium Cicero's zu empfehlen sein. Bei großer Ersparniß des Raumes ist die Druckausstattung dennoch sehr elegant und durchaus korrekt, der Preis aber ungemein wohlfeil gestellt.

6) Duflos, A., Handbuch der pharmaceutisch-chemischen Praxis, oder Anleitung zur sachgemäßen Ausführung der in den pharmaceutisch-chemischen Laboratorien vorkommenden chemischen Arbeiten, richtigen Würdigung der dabei stattfindenden Vorgänge und zweckmäßigen Prüfung der officinellen chemischen Präparate, mit Benutzung der neuesten Erfahrungen im Felde der pharmaceutischen Chemie. Mit 1 Steintafel und 1 Tabelle. 2te verb. Auflage. gr. 8. 1837. 87 Bogen. 2 Rtlr. 8 Gr. oder 10 Sgr.

In den geschätzten Annalen der Pharmacie XVI. 93, ist obiges Handbuch ausführlich und gründlich besprochen und empfohlen worden.

7) Ebers, J. J. H., Spohr und Halevy, und die neueste Kirchen- und Opernmusik. 8. 1837. Geheftet. 6 Bogen. 8 Gr. oder 10 Sgr.

8) Eska, Die Schlesische Landschafts-Frage. Beitrag zu den neueren Verhandlungen über das Sachverhältniß. Nebst einem Anhange: Die Literatur dieses Instituts. gr. 8. 1837. Geheftet. 5 Bogen. 8 Gr. oder 10 Sgr.

9) Gaupp, Prof. Dr. E. T., Recht und Verfassung der alten Sachsen. In Verbindung mit einer kritischen Ausgabe der Lex Saxonum. gr. 8. 1837. 15½ Bogen. 1 Rtlr. 8 Gr.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Gaupp, E. T., Quatuor folia antiquissimi alicujus digestorum codicis reperta Neapoli nuper reperta nunc primum edita, cum tab. lithogr. 4maj. 1825. 6¼ Bogen. 12 Gr. oder 15 Sgr.

— — **Juristische Encyclopädie zum Gebrauch bei** Vorlesungen. 8. 1832. 1 Bogen. 3 Gr. oder 3¼ Sgr.

— — **Geschichte des deutschen Reiches und des** Rechts in Deutschland. Im Grundrisse. Nebst einer besonders an seine Zuhörer gerichteten Vorrede. gr. 8. 1825. 4 Bogen. 8 Gr. oder 10 Sgr.

— — **Das alte Gesetz der Thüringer, oder die lex** Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum in ihrer Ver-

wandtschaft mit der Lex Ripuaria dargestellt, und mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben. Voraus geht eine Abhandlung über die Familien der altgermanischen Volksrechte. gr. 8. 1834. 21¼ Bogen. 2 Rtlr.

Gaupp, E. T., Lex Frisionum. In usum scholarum recensuit, interductione historico-critica et annotatione instruxit. 8. 1832. 5 Bogen. 8 Gr. oder 10 Sgr.

— — **Miscellen des deutschen Rechts.** Meist Beiträge zur Geschichte der Standesverhältnisse im Mittelalter enthaltend. gr. 8. 1839. 9⅛ Bogen. 14 Gr. oder 17½ Sgr.

— — **de professoribus et medicis eorumque privilegiis in jure Romano.** 8maj. 1827. 5½ Bogen. 6 Gr. oder 7½ Sgr.

— — **Das alte Magdeburgische und Hallische Recht.** Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. gr. 8. 1826. 21¼ Bogen. 1 Rtlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

10) General-Sanitäts-Bericht von Schlesien, für das Jahr 1834. Herausgegeben von dem Königl. Medizinal-Collegio zu Breslau. Referent der Medizinalrath Dr. Ebers. gr. 8. 1837. Geheftet. 22½ Bogen. 1 Rtlr.

Bisher sind erschienen:

Erster Jahrgang 1830. 18 Bogen. Preis 15 Gr. oder 18¾ Sgr.
Zweiter Jahrgang 1831. 21 Bogen. Preis 1 Rtlr. 6 Gr. oder 7½ Sgr.
Dritter Jahrgang 1832. 30 Bogen. Preis 1 Rtlr. 6 Gr. oder 7½ Sgr.
Vierter Jahrgang 1833. 18 u. 28 Halbjahr. 34½ Bogen. Preis 1 Rtlr. 16 Gr. oder 20 Sgr.

11) Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 2. verb. Auflage. 3 Bände. 8. 1838. Geh. 70½ Bogen. 3 Rtlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Von dem Verfasser dieses trefflichen Werkes, welches den Beifall aller Gebildeten erhalten hat, steht binnen Kurzem ein neues Werk zu erwarten.

12) Görlich, Fr. X., Des Christen Leben, Leiden und Sterben nach dem Kreuzwege Jesu Christi, in zwei Reihen Fastenpredigten dargestellt. Zum Besten der Ursulinen-Schulen in Schlesien. gr. 8. 1837. 12⅛ Bogen. 21 Gr. oder 26¼ Sgr.

Durch Herausgabe dieser Predigten ist das Gebiet der katholischen Kanzelberedtsamkeit auf eine erfreuliche Weise bereichert worden. — Die ganze Einnahme, nach Abzug der Druckkosten, wird den würdigen Ursulinerinnen für ihre zahlreichen, ganz armen Schulkinder überwiesen werden.

13) Handel, Chr. Fr. (Superintendent und Stadtpfarrer in Neisse), Evangelische Christenlehre, mit und nach den Hauptstücken des Katechismus für den Schul- und Konfirmanden-Unterricht. 5te aufs neue durchgesehene und vervollständigte Auflage. 8. 1837. 6 Bogen. 8 Gr. oder 8¼ Sgr.

Die „evangelische Christenlehre" des Herrn Superintendent Handel ist in allen den Schulen, welche sie beim Religions-Unterrichte zum Grunde gelegt haben, so bewährt befunden worden, daß die Verbreitung derselben von Jahr zu Jahr immer mehr zugenommen hat. Außer Schlesien wird dieses Schulbuch in der Mark, namentlich in Berlin, in Pommern, in Sachsen, in der Schweiz und unter andern Orten, in Frankfurt a. M., vielfach gebraucht. Unleugbar ist dieser Bedarf eine vollgültige Empfehlung für dieses Buch, welches allein durch seinen innern Gehalt, und durch eine praktische Brauchbarkeit, unter so vielen andern trefflichen Katechismen, sich bemerkbar gemacht, und einen so ausgebreiteten Wirkungskreis gewonnen hat, daß nun auch eine fünfte Auflage nöthig geworden ist. Die Herren Superintendenten, so wie die evangelischen Herren Pfarrer, welchen obige Religionslehre noch unbekannt sein sollte, erlauben wir uns von neuem darauf aufmerksam zu machen, indem wir annehmen dürfen, daß noch viele unter ihnen sie zweckmäßig und für den praktischen Religions-Unterricht höchst brauchbar abgefaßt finden werden.

14) Harnisch, Dr. W., Die Raumlehre oder die Meßkunst, gewöhnlich Geometrie genannt; mit gleichseitiger Beachtung von Wissenschaft und Leben, für Lehrer und Lernende bearbeitet. Mit 7 Steintafeln. 2te verb. Auflage. 8. 1837. 17½ Bogen. Preis 18 Gr. oder 22½ Sgr.

In der jetzigen neuen verbesserten Auflage darf obiges Lehrbuch den Seminarien und geförderten Volksschulen, wie den Bürger- und Gewerbsschulen, mit Recht von Neuem empfohlen werden. — Der Preis ist sehr wohlfeil gestellt, wovon Jeder sich überzeugen wird, der Bogenzahl und Preis der von andern Autoren herausgegebenen Raumlehren mit der obigen vergleichen will.

15) Jahresbericht der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften über die Fortschritte der Botanik in den letzten Jahren vor und bis 1820, und in den Jahren 1821, 1822 und 1824. Von Joh. Em. Wickström. Uebersetzt und mit Hinweisungen auf neuere Arbeiten und mit Register versehen von C. T. Beilschmied. 8. 1838. 14½ Bogen. 1 Rtlr.

16) — — Jahresbericht über 1835. Erste Abtheilung. gr. 8. 1838. 15½ Bogen. 20 Gr. oder 25 Sgr.

Früher sind erschienen:

Jahrgang 1828. 8. 1835. 8½ Bogen. 14 Gr. oder 17½ Sgr.
" 1829. 8. 1834. 7 Bogen. 10 Gr. oder 12½ Sgr.
" 1830. 8. 1834. 11 Bogen. 16 Gr. oder 20 Sgr.
" 1831. 8. 1834. 13¼ Bogen. 22 Gr. oder 27½ Sgr.
" 1832. Mit 3 lithogr. Zeichnungen u. 2 Kärtchen. 8. 1835. 12 Bogen. 18 Gr. oder 22½ Sgr.
" 1833. 8. 1835. 14¾ Bogen. 1 Rtlr.
" 1834. 8. 1836. 15¼ Bogen. 1 Rtlr.

17) Knobel, Dr. A. (Professor der Theologie). Der Prophetismus der Hebräer, vollständig dargestellt. 2 Bände. gr. 8. 1837. 55 Bogen. 3 Rtlr. 8 Gr. oder 10 Sgr.

Bis jetzt erschienen anerkennende und empfehlende Recensionen in der Allgemeinen Kirchenzeitung, in den Berliner wissenschaftlichen Jahrbüchern, in Röhr's Bibliothek in Rheinwald's Repertorium.

18) Morgenbesser, M., Geschichte Schlesiens. Ein Leitfaden für Schüler. 3te Auflage. gr. 8. 1839. 5¼ Bogen. 3 Sgr.

Dieser Leitfaden ist überall so brauchbar befunden worden, daß die beiden ersten starken Auflagen binnen kurzer Zeit vergriffen wurden. Von dem größern Werk desselben Verfassers:

Geschichte Schlesiens. Ein Handbuch. Mit einem Vorwort von K. A. Menzel, Konsistorial- und Schul-Rath. gr. 8. 28 Bogen. Ladenpreis 1 Rtlr. 18 Gr.

erschien im Jahre 1833 die 1te verbesserte Auflage.

19) Müller, Dr. Eduard, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. 2r Band. gr. 8. 1837. 28¼ Bogen. 2 Rtlr.

Mit diesem Bande ist dieses an neuen Ansichten, Ergebnissen und Ideen über die antike Kunst so reichhaltige Werk geschlossen. Der erste Band erschien im Jahre 1834 und kostet 1 Rtlr. 8 Gr. — Das Conversations-Lexicon der Gegenwart in dem Artikel „Aesthetik" sagt: „Eine umfassende Darstellung der „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten" (2 Bde. 1834—37) gab uns Ed. Müller, der Bruder des berühmten Philologen und Archäologen in Göttingen, und machte dadurch sich selbst berühmt, denn er hat mit einer erstaunenden Belesenheit Alles, was die alten Dichter, Sophisten, Rhetoren, Philosophen und Grammatiker über die Kunst uns hinterlassen haben, zusammengestellt, und nicht bloß zusammengestellt, sondern mit philosophischem Geiste eindringlich auseinander gesetzt." — Recensionen über obiges Werk lieferten bisher die Berliner wissenschaftlichen Jahrbücher und das Literatur-Blatt zum Morgen-Blatt.

20) Müller, Julius, (Dr. und Prof. der Theologie in Marburg), Die christliche Lehre von der Sünde. 1r Band. Vom Wesen und Ursprung der Sünde. gr. 8. 1839. Geheftet. 35½ Bogen. 3 Rtlr.

Kaum ist dieses Werk erschienen, so hat es sich auch schon als eine bedeutende Erscheinung im Gebiete der theologischen Literatur geltend gemacht, das beweisen nicht nur die zunehmenden Bestellungen aus allen Theilen Deutschlands und der Schweiz und das Verlangen nach dem zweiten Bande, sondern auch das vollgültige briefliche Urtheil des Herrn Konsistorial-Rath und Professor Dr. Au-

gus Neander in Berlin, welcher an den Verleger schrieb: „Schon in Karlsbad und auf der Reise konnte ich das Werk über die Sünde zu Ende lesen und seit langer Zeit hat mir kein Buch so große Freude gemacht. Ich glaube, es wird große und segensreiche Wirkungen hervorbringen. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie der Verleger dieses ausgezeichneten Theologen sind."

31) Müller, Julius, (Dr. und Prof. der Theologie in Marburg), Das christliche Leben, seine Entwickelung, seine Kämpfe und seine Vollendung. Dargestellt in einer Reihe Predigten. 2te vermehrte Auflage. gr. 8. 1838. Geheftet. 21½ Bogen. 1 Rtlr. 8 Gr. oder 10 Sgr.

Die einstimmige Anerkennung, welche dieses ausgezeichnete Werk in allen kritischen Zeitschriften und bei allen Gebildeten gefunden hat, machte diese zweite so eben erschienene Auflage so bald nöthig. — Bei ihrer inneren Vortrefflichkeit werden diese Predigten ein immer größeres Publikum gewinnen, in immer weitern Kreisen sich verbreiten, und bei religiös gesinnten Familien bald allgemein zu finden sein. — Die jetzige Auflage erscheint in Druck und Papier so elegant, daß sie auch in dieser Beziehung zu Festtags-Geschenken für Frauen und Männer wohl geeignet sein wird.

32) Nacht, Tausend und Eine. Arabisch. Nach einer Handschrift aus Tunis. Herausgeg. von Dr. M. Habicht. 7r, 8r Bd. 8. 1837—38. Geheftet. Der 7te Band enthält 27 Bogen; der 8te Band 25 Bogen. Jeder Band 3 Rtlr.

Diese beiden Bände enthalten zugleich die Fortsetzung des Verzeichnisses der in den arabischen Wörterbüchern und besonders im Golius fehlenden Wörter, und der 7te Band enthält die Erwiederung auf die Ausstellungen des Herrn Professor Fleischer in Leipzig gegen die Glossarien des Herrn Professor Habicht. — Das für arabische Literatur sich interessirende Publikum darf einer schnelleren Erscheinung der Fortsetzung des arabischen Textes der 1001 Nacht mit Zuversicht entgegen sehen. Hoffentlich wird der Druck des Ganzen wohl früher vollendet sein, als auch nur ein Band von der in London angekündigten arabischen Ausgabe, von welcher unbegreiflicher Weise auch deutsche Zeitungen vielfach behaupteten: es sei die erste Edition der arabischen Urschrift, — gesetzt und gedruckt sein wird. — Der Preis von Band 1—6 ist 2) Rtlr.

33) Mösselt, Fr., Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen. 6te verbess. und verm. Auflage. Mit 6 Stahlstichen. 3 Bände. gr. 8. 1838. 81½ Bogen. 3 Rtlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

Die größere Aufmerksamkeit, welche man seit geraumer Zeit auf die Verbesserung und Erweiterung des weiblichen Unterrichts wendet, machte die Herausgabe eines Lehrbuchs beim Unterrichte in der Geschichte zum Bedürfniß. Das obige Werk, ausgezeichnet durch lebendige, gewandte Darstellung, durch leichte, von jeder Künstlichkeit entfernte Schreibart, durch eine glückliche Auswahl dessen, was aus dem weiten Gebiete der Geschichte für das weibliche Geschlecht lehrreich, bildend und unterhaltend ist, und voll warmen Eifers für das Würdige und Hohe in der Geschichte, fand gleich bei seinem ersten Erscheinen eine freundliche Aufnahme. Diese steigerte sich sowohl bei der weiblichen Jugend und ihren Lehrern, als auch bei jüngeren und älteren Frauen in immer erweiterten Kreisen, so daß die eben erschienene 6te Auflage nöthig wurde. Durch die überall verbessernde Hand des Herrn Verfassers hat diese neue Ausgabe abermals bedeutend gewonnen, und so darf die Gunst, welche die Gebildeten des weiblichen Geschlechts diesem Werke bisher zuwendeten, wohl auch fernerhin erwartet werden. — Als werthvolles und erfreuendes Festgeschenk wird dieses Werk in jeder gebildeten Familie stets willkommen sein.

34) Mösselt, Fr., Kleine Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privat-Unterrichte heranwachsender Mädchen. 7te vermehrte und verbess. Auflage. gr. 8. 1837. 7½ Bogen. 6 Gr. oder 7½ Sgr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Mösselt, Fr., Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen. 2te verb. Auflage. 4 Bände. gr. 8. 1836. 84½ Bogen. 3 Rtlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

Obiges Werk hat zum Zweck: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Styls auseinander zu setzen und durch passende Musterstellen zu belegen; 2) das heranwachsende weibliche Geschlecht mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern und ihren Hauptwerken, in so fern deren Kenntniß jedem Gebildeten nöthig ist, bekannt zu machen. — Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt sein, und über den Beruf des Herrn Verfassers zur Herausgabe eines solchen Werkes dürfte die zwanzigjährige Erfahrung desselben, sowohl bei der Leitung einer höhern Töchterschule, als auch beim Unterrichte selbst, genügende Bürgschaft leisten. Die nöthig gewordene 2te Auflage führt endlich den Beweis, daß dieses Lehrbuch als ein zweckmäßiges und brauchbares sich geltend gemacht hat.

35) Oehlenschläger, Adam, Werke. Zum zweiten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. 1te, 2te, 3te Lieferung, oder Band 1—9 und 14. 8. 1839. Geheftet. 150½ Bogen. 4 Rtlr. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

Seine Majestät der König von Baiern haben die Dedikation dieser Werke huldreichst anzunehmen geruht.

Die erste Lieferung, Band 1—4, 54¼ Bogen stark, kostet 1 Rtlr. 18 Gr. und enthält: Die Selbstbiographie. *Baldur der Gute. Tragödie. *König Helge. Romanzen und Tragödie. Stärkodder. Tragödie. Hagbart und Signe. Tragödie.

Die zweite Lieferung, Band 5—7, 51½ Bogen stark, kostet 1 Rtlr. 13 Gr. und enthält: Palnatoke. Trauerspiel. Hakon Jarl. Trauerspiel. *Olaf der Heilige. Tragödie. Die Wäringer in Konstantinopel. Trauerspiel. Axel und Walburg. Trauerspiel. Erich und Abel. Trauerspiel.

Die dritte Lieferung, Band 8, 9 und 11, 41½ Bogen stark, kostet 1 Rtlr. 12 Gr. und enthält: Correggio. Trauerspiel. Hugo von Rheinberg. Trauerspiel. *Sokrates. Tragödie. Der Hirtenknabe. Dramatische Idylle. *Der kleine Schauspieler oder Schröders Jugendleben. Lustspiel. Ludlams Höhle. Dramatisches Mährchen.

* Die mit * bezeichneten Dichtungen erscheinen zum erstenmal im Druck; die Käufer der ersten Lieferung verpflichten sich zur Abnahme des Ganzen.

36) Paffek, Joh. Chr., Denkwürdigkeiten aus den Regierungsjahren der Könige Johann Casimir, Michael Korybut und Johann IV. von Polen, vom Jahre 1656—1688. Polnisch herausgegeben vom Grafen Eduard Raczynski; deutsch von Dr. G. A. Stenzel. 8. 1838. Geheftet. 29 Bogen. 1 Rtlr. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

37) Steffens, Henrich, Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. Geheftet. 61 Bogen. 4 Rtlr.

38) — — Novellen. Gesammt-Ausgabe. 16 Bändchen. 8. 1837—38. Geheftet. 242½ Bogen. 10 Rtlr. 16 Gr. oder 20 Sgr.

Die einzelnen Werke unter den besondern Titeln:

39) Steffens, H., Gebirgs-Sagen. Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens. 8. 1837. 19 Bogen. Geheftet. 1 Rtlr.

Inhalt: 1) Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark. 2) Mährchen und Sagen aus dem Riesengebirge. 3) Die schlafende Braut, eine Novelle. 4) Anhang: Die Trauung.

40) — — Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen. Dritte verbess. Auflage. 5 Bändchen. 8. 1837. 71½ Bogen. Geh. 3 Rtlr.

41) — — Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen. 2te verb. Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. 87¼ Bogen. Geheftet. 3 Rtlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

42) — — Malkolm, eine Norwegische Novelle. 2te verbess. Auflage. 4 Bändchen. 8. 1838. 64¼ Bogen. Geheftet. 2 Rtlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

Die wiederholt nöthig gewordenen neuen Auflagen obiger Werke beweisen, welche große Theilnahme und Anerkennung dieselben bei den Gebildeten in Deutschland gefunden haben.

Von demselben Verfasser erschien früher bei uns:

Steffens, H., Anthropologie. 2 Bände. gr. 8. 1822. 59¼ Bogen. 2 Rtlr. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

Steffens, H., Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik. 2te Auflage. 1s Heft. Zur Geschichte der heutigen Physik. gr. 8. 1835. Geheftet. 11 Bogen. 16 Gr. oder 20 Sgr.

— — **Desselben 2tes Heft. Zur Geologie. gr. 8.** 1825. Geh. 10½ Bogen. 20 Gr. oder 25 Sgr.

— — **Schriften, Alt und Neu. 2 Bände. gr. 8.** 1821. 37½ Bogen. 1 Rtlr. 18 Gr. oder 2½ Sgr.

— — **Turnziel. Sendschreiben an Herrn Professor Kayßler und die Turnfreunde.** 12. 1818. Geheftet. 9½ Bogen. 16 Gr. oder 20 Sgr.

— — **Ueber Deutschlands protestantische Universitäten.** gr. 8. 1820. Geh. 5½ Bogen. 10 Gr. oder 12½ Sgr.

— — **Ueber Kotzebues Ermordung. 12. 1819.** Geheftet. 2¼ Bogen. 4 Gr. oder 5 Sgr.

— — **Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben.** Eine Stimme aus der Gemeinde. 2te Auflage. 8. 1837. Geheftet. 17½ Bogen. 20 Gr. oder 25 Sgr.

— — **Widerlegung der gegen ihn von dem Herrn** Consistorialrath Schulz erhobenen öffentlichen Anklage. 8. 1823. Geheftet. 1 Bogen. 2 Gr. oder 2½ Sgr.

— — **Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was** mir das Lutherthum ist. Eine Confession. 8. 1831. Geheftet. 11½ Bogen. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

33) Suckow, K. A., (Prediger und Prof. der Theologie), Gedenktage des christlichen Kirchenjahres, in einer Reihe Predigten. gr. 8. 1838. Geheftet. 11½ Bogen. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

In diesen Predigten hat der Herr Verfasser einige der beziehungsreichsten Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres in ihrer tiefsten Bedeutung für das innere Leben und Gemüth des Christen aufgefaßt und die darauf bezüglichen Bibeltexte auf eine neue und eigenthümliche Weise und in einer schönen, gemüthergreifenden Sprache behandelt und entwickelt. Durch Reichthum des innern Gehalts, wie durch die hohe Vollendung der Form, werden diese Predigten alle denkende Leser und Leserinnen anziehen und ansprechen, zugleich aber werden sie jungen Theologen als bildende Musterreden angelegentlichst zu empfehlen sein. — Die so eben in der Hallischen Literatur-Zeitung erschienene Recension stellt die obigen Predigten unter die vorzüglichsten, welche in der deutschen Literatur erschienen sind.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Novellen von Posgaru. 2te verbesserte Auflage. Mit in Stahl gestochenen Vignetten. 3 Bändchen. 8. 1833. Geheftet. 43⅛ Bogen. 2 Rtlr. 18 Gr. oder 2½ Sgr.

Die Berliner evangelische Kirchenzeitung 1837. Nr. 93 empfiehlt obiges Werk, wovon das erste und zweite Bändchen: „Die Liebesgeschichten," das 3te Bändchen: „Germanos" enthält, ihren Lesern mit folgenden Worten:

„Posgaru liefert Werke von einer strikten und scharfen Bildung. In den „Liebesgeschichten" ist das ungöttliche Wesen der modernen schöngeistigen Bildung scharf gezeichnet, und in seiner Lügenhaftigkeit, Angst und Heillosigkeit streng gerichtet. Höchst beachtenswerthe Excurse über die Göthesche und Tieckesche Poesie treten uns hier entgegen. Schade ist es, daß der schöngeistigen Finsterniß kein überwiegendes Gegenüber christlicher Klarheit und Kraft in diesem Werke gegeben ist, obwohl sie in sich selber zerfällt und zu Grunde geht, und das Gegenstück einer höhern Denkart in allgemeinerer Gestalt nicht fehlt. In diesem Werke tritt die scharfe Charakterzeichnung in ausgezeichnetem Maaße hervor, selbst in geringeren Personen, besonders aber in einer eminenten weiblichen Figur. — Der Germanos ist ein gehaltreiches Werk, lebensfrisch, trotz dem, daß seine Personen einem Hegelianischen Recensenten nur als Personifikationen der herrschenden geistigen Richtungen im Reformationszeitalter erschienen sind. Wenn Ref. nicht irrt, so enthält dieses Werk einen herrlichen Traum, eine poetische Darstellung der verschiedenen Zeiträume der Weltgeschichte im Lichte der christlichen Wahrheit, die für sich allein dem Germanos einen bleibenden Werth giebt. Ueberall aber giebt sich in diesen Schriften der christliche Glaube kund, getragen von einem sehr schönen Talent, im Bunde mit einer bedeutenden Bildung."

34) Tieck, Ludwig, Gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. 2te Auflage. 1s—4s Bändchen. 8. 1839. Geheftet. 70 Bogen. 5 Rtlr.

35) — — Gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. 5s—8s Bändchen. 8. 1839. Geheftet. 89 Bogen. 3 Rtlr. 18 Gr. oder 2½ Sgr.

Die neuesten Novellen des jetzt lebenden ersten deutschen Dichters erscheinen vollständig gesammelt, mit neuen noch nicht gedruckten Dichtungen vermehrt, in fortlaufender Folge. Die Ausstattung in Druck und Papier ist durchaus correct, sauber und elegant und der Preis auf das Billigste gestellt. — Das gebildete Publikum hat dieser Novellen-Ausgabe bereits seine volle Theilnahme zugewendet; schon wurde eine zweite Auflage der ersten Lieferung nöthig. Diese Theilnahme, es ist nicht zu zweifeln, wird sich noch steigern, denn wie der Dichter in der Vorrede so schön sagt: „Apollo in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Larven, und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen." —

Der Druck einer dritten Lieferung mit neuen Dichtungen: „der Schutzgeist, Abendgespräche, die Glocke von Aragon," wird so eben vorbereitet, und gebildete Leser werden auch diese neuen Gaben des berühmten Autors mit Vergnügen empfangen und sich daran erfreuen.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Tieck, Ludwig, Dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. 2 Bände. 8. 1826. Geheftet. 40¼ Bogen. 1 Rtlr.

Evremont. Ein Roman aus den Jahren 1806—15. Herausg. von Ludwig Tieck. 3 Bände. 8. 1836. Geh. 68⅛ Bogen. 3 Rtlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Felsenburg, die Insel, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. 6 Bändchen. gr. 16. 1828. 123⅛ Bogen. Velindruckpapier. 1 Rtlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Markos Obregon, oder Auto-Biographie des Spanischen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludwig Tieck. 2 Bände. 8. 1827. 32½ Bogen. 1 Rtlr.

36) Watson, Hewett-Cottrell, Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Großbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Klima. Uebersetzt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von C. T. Beilschmied. 8. 1837. 18¼ Bogen. 1 Rtlr. 8 Gr. oder 10 Sgr.

37) Weber, Fr. B., (Geh. Hofrath u. Prof.), Historisch-statistisches Jahrbuch in Bezug auf National-Industrie und Staatswirthschaft; mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und des Preuß. Staats. 3ter Doppel-Jahrgang, die Jahre 1834—35. Mit vielen Tabellen. gr. 8. 1837. 41½ Bogen. 3 Rtlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Desselben Werkes 1ter Doppel-Jahrgang 1830—31. Mit 22 Tabellen. gr. 8. 1834. 36½ Bogen. 2 Rtlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Desselben Werkes 2ter Doppel-Jahrgang 1832—33. Mit vielen Tabellen. gr. 8. 1836. 44¼ Bogen. 3 Rtlr. 6 Gr. oder 7½ Sgr.

38) Wendal, S. J. F., Die Stiefmutter. Ein Briefwechsel. 8. 1837. Geheftet. 12 Bogen. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Diese eben so anziehende als inhaltreiche Darstellung von Verhältnissen, die das innerste häusliche Leben und Familienglück berühren, wird edlen Frauen eine erfreuliche Erscheinung sein. Neben einer genußreichen Lektüre wird hier ein Schatz von Ansichten und Erfahrungen dargeboten, wie sie nur in einem vieljährigen Verkehr mit der Welt und den höhern Kreisen derselben, und bei einer tiefen Beobachtung des weiblichen und kindlichen Gemüths, ja des heutigen Familienlebens überhaupt gewonnen werden können.

39) **Wendal, S. J. F., Bermudez, oder die** Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königes von Navarra. 8. 1837. Geheftet. 15 Bogen. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

Nach dem Urtheil der öffentlichen Kritik gehören die Wendalschen Schriften zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen unserer neuesten Literatur, und empfehlen sich durch tiefe Lebensanschauung und anziehende Darstellungsform, wie durch reine und edle Gesinnung den gebildeten Männern und Frauen und Stände.

40) **Wenzel, A., (Oberlandesgerichts-Rath und** Director des Königl. Fürstenthums-Gerichts zu Neisse), Das Preußische Straf-Recht aus den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen in fortlaufendem Texte zusammengestellt. gr. 8. 1837. 31½ Bogen. 2 Rtlr.

41) — — **Das jetzt bestehende Provinzial-Recht** des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz. Im Auftrage des Wirklichen Geheimen Staats- und Justiz-Ministers von Kamptz ausgearbeitet. gr. 8. 1839. 43¾ Bogen. 3 Rtlr.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Wenzel, A., (Oberlandesgerichts-Rath und Director), Der Preußische Mandats-, summarische und Bagatell-Prozeß, nach der Verordnung vom 1. Juni 1833. Praktisch erläutert und in Beispielen dargestellt. gr. 8. 1833. 32 Bogen. 2 Rtlr.

— — **Die Ministerial-Erläuterungen vom 1.** Juni 1833, über den Mandats-, summarischen und Bagatell-Prozeß. Mit Genehmigung des Hrn. Justiz-Ministers Mühler Excellenz, aktenmäßig dargestellt. 8. 1834. 6 Bogen. 10 Gr. oder 12½ Sgr.

42) **Wimmer, Fr., Phytologiae Aristotelicae** fragmenta. 8maj. 1838. 7 Bogen. 16 Gr. oder 20 Sgr.

43) **Zemplin, Dr. A., (Geh. Hofrath), Die** Brunnen- u. Molken-Anstalt zu Salzbrunn. 1s Bändchen: Für die Brunnengäste. 4te verb. Auflage. 8. 1838. Geheftet. 14 Bogen. netto 12 Gr. oder 15 Sgr.

44) — — **Dasselbe. 2tes Bändchen: Für die** Aerzte. 8. 1837. Geheftet. 12½ Bogen. netto 16 Gr. oder 20 Sgr.

45) — — **Fürstenstein in der Vergangenheit und** Gegenwart. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte und ein Wegweiser für Besucher. Mit 1 Steindruck. 8. Geheftet. 9¼ Bogen. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Für das Jahr 1839

werden an neuen Werken, neuen Auflagen und Fortsetzungen vorbereitet:

1) **Hagen, Fr. H. von der, Nordische Helden-**romane. 1r—3r Band. Wilkina- und Nifflunga-Saga oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 1te verbesserte Auflage. 8. 1839. circa 60 Bogen.

2) **Jahresbericht der Königl. Schwedischen Aka**demie der Wissenschaften über die Fortschritte der Botanik im Jahre 1835. Von J. E. Wikström. Uebersetzt u. mit Zusätzen versehen von C. T. Beilschmied. Zweite Hälfte. gr. 8. 1839.

3) **Müller, Julius, (Dr. u. Prof. der Theo**logie) in Marburg, Die Lehre von der Sünde. 2r Band. gr. 8. 1839.

4) **Nacht, Tausend und Eine. Arabische Erzäh**lungen. Zum ersten Male aus einer tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall. Fünfte verb. und vermehrte Auflage. 15 Bändchen. Mit den von Göthe hochbelobten Titelvignetten. 8. 1839. 230 Bogen.

Ueber diese neue höchst wohlfeile Ausgabe werden wir einen ausführlichen Prospektus nächstens ausgeben.

5) **Nacht, Tausend und Eine. In arabi**scher Sprache. Nach einer Handschrift aus Tunis, herausgegeben von Dr. Max. Habicht. 9r Band. 8. 1839. circa 28 Bogen.

6) **Oehlenschläger, Adam, Werke. Zum** zweiten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. 4te u. folgende Lieferungen. 8. 1839. circa 100 Bogen.

7) **St. Roche. Von d. Verf. von Godwie-Castle.** 3 Bände. 8. 1839. 60—70 Bogen.

8) **Steffens, Henrich, Religionsphilosophie.** 2 Bände. gr. 8. 1839. 50—60 Bogen.

9) **Tieck, Ludwig, Gesammelte Novellen. Ver**mehrt und verbessert. 3te Lieferung, oder Band 9—12. 8. 1839. 60 Bogen.

Freunde gediegener und unterhaltender Lectüre erlauben wir uns aufmerksam zu machen auf eine

Sammlung werthvoller Romane, Novellen und anderer Schriften,

von

G. Brebow, Fr. v. Campan, Contessa, Aug. Hagen, Fr. H. von der Hagen, Wilhelm Martell, Thomas Moore, v. Salvandy, v. Schober, K. E. Schubarth, Spazier, Tieck, G. F. Waagen, Wenzel u. a. m.

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leih-Bibliotheken eignen und zu äußerst ermäßigten Preisen abgelassen werden.

Das Verzeichniß darüber wird gratis ausgegeben.

Auch empfehlen wir unsern

Verlagskatalog,

welcher die in unserm Verlage erschienenen Werke bis 15. Juni 1837 enthält und ebenfalls gratis ausgegeben wird, einer gefälligen Beachtung.

Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1838

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
2. Anleitung zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 16 Abbildungen. 16. Geh. 21 Gr.
3. Anleitung zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 30 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.
4. Anleitung zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 9 Abbildungen. 16. Geh. 18 Gr.

5. Anleitung zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 5 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.

6. Anleitung zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 4 Abbildungen. 16. Geh. 9 Gr.

Diese fünf Werkchen bilden die dritte bis siebente Abtheilung des zweiten Bandes vom „Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste". Die erste Abtheilung: Mineralogie, kostet 18 Gr., die zweite: Krystallographie, 6 Gr. Der erste Band, enthaltend: Anleitung zum Selbststudium der Mechanik (9 Gr.) — Hydrostatik und Hydraulik (6 Gr.) — Pneumatik (8 Gr.) — Akustik (6 Gr.) — Pyronomik (6 Gr.) — Optik (9 Gr.) — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus (6 Gr.), mit 221 Abbildungen (1836), kostet 2 Thlr.

7. Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft Ämilius Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte von 1835, 1836 und 1837 haben gleichen Preis.

8. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Dritter Jahrgang. 1838. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. 3 Thlr.

Jahrgang 1836 kostet 2 Thlr. 16 Gr.; Jahrgang 1837, 3 Thlr.

9. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27ster Band. — Auch u. d. T.: Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife. Zwei Novellen von Jacques Cazotte. Aus dem Französischen übersetzt von Eduard von Bülow. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Im vorigen Jahre erschienen von dieser Sammlung:

XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Cervantes, mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV. XXVI. Die Verlobten von Manzoni, übersetzt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr.

Die ersten 22 Bände enthalten Goldsmith's Landprediger von Wakefield, Le Sage's Gil Blas, Quevedo's Erzschelm, Fielding's Tom Jones, Holberg's Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, Foscolo's Briefe des Jacopo Ortis, Frau von Staël's Delphine, Boccaccio's Decameron, und kosten statt 13 Thlr. 5 Gr.

zusammengenommen jetzt nur acht Thaler.

Jeder Roman ist im Ladenpreise auch einzeln unter besonderm Titel zu haben.

10. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Vierzehntes Bändchen. — Auch u. d. T.: Auserlesene Gedichte von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenstein, Christian Wernike, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlpforth, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch und Nikolaus Peucker. Herausgegeben von Karl Förster. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Preis der ganzen jetzt vollständigen Sammlung, 14 Bändchen, 1822—38, 29 Thlr. 16 Gr.

11. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Gr. 4. Geh.

Erster Band in zwölf Lieferungen: A—E. Mit 329 Abbildungen und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr. In cartonnirten Exemplaren 3 Thlr. 8 Gr.

Zweiter Band in vierzehn Lieferungen: F—L. Mit 368 Abbildungen und 11 Landkarten. 1838. 3 Thlr. 9 Gr.

Dritter Band: M—R. Erste bis fünfte Lieferung. Jede Lieferung 6 Gr.

Die Beendigung des Bilder-Conversations-Lexikons ist baldigst zu erwarten, da jetzt der dritte und vierte Band gleichzeitig gedruckt werden.

12. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1835—36) kostet 3 Thlr. 4 Gr., das erste Heft des zweiten Bandes 16 Gr.

13. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1838. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

14. Boduszynski (Augustin), Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung. Mit drei Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

15. (Böttiger.) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Zwei Bändchen. Gr. 8. 1837—38. Geh. 3 Thlr. 4 Gr.

Das erste Bändchen kostet 1 Thlr. 12 Gr., das zweite 1 Thlr. 16 Gr.

16. Der Cavalier auf Reisen. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835". Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

„Ansichten aus der Cavalierperspective" (Leipzig, Frohberger, 1836) kosten 2 Thlr.

17. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Erstes bis achtes Heft. (Aal—Expropriationsgesetz.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Velinpapier 18 Gr.

Mit dem achten Hefte ist der erste Band dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes geschlossen, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, die im J. 1837 beendigt wurde, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckpapier, 21 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem neuen Abonnement, in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen.

18. Die römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland, veranlaßt durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verdammungsbreve des Hermes'schen Lehrsystems. Vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition." 8. Geh. 8 Gr.

Vgl. die Schriften unter Nr. 27 und 46.

19. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von A. G. Schweitzer. In zwei Bänden. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

20. Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

21. Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

22. Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle. 8. Geh. 2 Thlr.

23. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—38. Gr. 4. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis einunddreißigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis funfzehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und C. F. Kämtz. Erster bis elfter Theil.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breiten Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

24. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *Georg Friedrich Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Erster Band. (Aal—Kupfervitriol.) In sechs Heften. Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

25. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste bis dritte Band, dritte Auflage, 1829—30, kosteten auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.; alle 4 Bände zusammen jetzt nur 4 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts der preußischen Staaten, herausgegeben von F. H. v. Strombeck, und fortgesetzt von F. L. Lindau (4 Bände, 1829—37), kosten zusammengenommen nur 5 Thlr. auf Druckpapier, 8 Thlr. auf Schreibpapier.

26. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von *Chr. A. Geissler*. (Aus der neuen Ausgabe des Handbuches der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 20 Gr.

27. Der Erzbischof von Köln Clemens August Freiherr von Droste zu Vischering, seine Principien und Opposition. Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt. 8. Geh. 8 Gr.

Vgl. die Schriften unter Nr. 18 und 46.

28. Fingerzeige Gottes, in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Weimar. Geh. (In Commission.) 16 Gr.

☞ Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

29. Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Erster und zweiter Band. 8. 1836—38. Geh. 3 Thlr. 4 Gr. — Auch u. d. T.: I. Aus dem Leben E. T. W. Hoffmann's und F. G. Wetzel's. 1 Thlr. 16 Gr. II. Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

30. Gaea norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von *B. M. Keilhau*. Erstes Heft. Mit vier Tafeln. (Christiania.) Fol. 6 Thlr.

31. Haase (Karl Heinrich), Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

32. Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

33. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller ꝛc. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. Erster Band, die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Nebst drei Beilagen. Gr. 4. 1836—38. Druckpapier 10 Thlr. 12 Gr., Schreibpapier 12 Thlr. 16 Gr.

Die frühern sieben Bände (1812—28) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

34. Hille (Karl Christian), Die Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Mit Kärtchen und Plänen. In Heften. 8. Erstes bis viertes Heft. 1837—38.

Erstes Heft: Brunnen- und Badediätetik für Curgäste. 1837. 8. Geh. 12 Gr.

Zweites Heft: Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und einem Plane. 1837. 8. Geh. 20 Gr.

Drittes Heft: Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Mit zwei Kärtchen. 1838. 8. Geh. 16 Gr.

Viertes Heft: Die Nord- und Ostsee-Bäder. Mit drei Kärtchen. 1838. 8. Geh. 1 Thlr.

Das Ganze wird in 8—10 Heften erscheinen und jedes Heft ist unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten.

35. Hoepfstein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zwei Abtheilungen. Schmal gr. 4. 1836—38. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

36. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken. Jahrgang 1838. 12 Hefte. Mit Steintafeln. Gr. 4. 8 Thlr.

37. Kannegießer (Karl Ludwig), Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. 8. Geh. 2 Thlr.

Die einzelnen Theile unter den besondern Titeln:

38. — —, Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. 8. Geh. 8 Gr.

39. — —, Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 12 Gr.

40. — —, Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

41. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet. Fünfter Band als Supplement zur zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage. In zwei Abtheilungen. — Auch u. d. T.: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk, dessen vier erste Bände 1832—34 in zweiter Auflage erschienen, ist jetzt zu dem

herabgesetzten Preise von 12 Thlrn.

zu erhalten.

42. Leipziger Kreisblatt. Zweiter Jahrgang. 1838. 156 Nummern. Gr. 4. 2 Thlr.

43. Petőcz (Michael), Ansicht der Welt. Ein Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

44. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Sechster Jahrgang. 1838. 52 Nummern. (Nr. 249—300.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 12 Gr.

im herabgesetzten Preise

nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 8 Gr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.

National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

45. Das Pfennig-Magazin für Kinder. Fünfter Jahrgang. 1838. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. 1 Thlr.

Der erste bis vierte Jahrgang haben gleichen Preis.

46. Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland. Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatsachen geschildert vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition." 8. Geh. 8 Gr.

Vgl. die Schriften unter Nr. 18 und 27.

47. Quandt (J. G. von), Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

48. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Erster bis sechster Band. Gr. 8. 1832—38. Subscriptionspreis auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

49. Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 4 Gr.

Des Verfassers „Lehrbuch der allgemeinen Geographie", 2te Auflage, 1835, kostet 1 Thlr. 12 Gr.

50. ——, Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine Beilage hierzu: „Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan" (1837), kostet 12 Gr.; die Karte daraus einzeln 6 Gr.

51. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Fünfter Jahrgang, für das Jahr 1838.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Funfzehnter bis achtzehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

52. Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit inclavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magister Wundergern. 8. Geh. 18 Gr.

53. Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

54. Schulze (Ernst), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Stahlstichen. Cart. 2 Thlr. Ausgabe in gr. 8. mit 7 Stahlstichen. Velinpapier. Cart. mit Goldschnitt. 2 Thlr. 12 Gr.

55. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

56. Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

57. Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

58. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Arendt, Barthold, Böttiger und Schubert. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, 1830—34, sind zusammen von 9 Thlr. 16 Gr.

auf 5 Thlr. im Preise ermäßigt.

einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang aber jeder 2 Thlr.

59. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Dritter Jahrgang. Mit drei Kupfern. 8. Cart. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

60. Tieck (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

61. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Lamartine's. 8. Cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Lamartine's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. kostet 8 Gr.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,

einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Öhlenschläger, Pogarau, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Öhlenschläger, Dannecker, Zeiter, Tegnér, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

62. Wehel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Funck. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

63. *Winkler (Eduard)*, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes Heft. (Aal—Beringoria.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

64. Witte (Karl), Das preußische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

65. Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von *Karl Pabst*. Jahrgang 1838. Wöchentlich zwei Nummern von einem Bogen. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

66. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1838. (Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von einem Bogen nebst Beilagen von einem halben Bogen.) Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr. 12 Gr.

Von 1839 an beträgt der vierteljährliche Preis nur 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist *gratis* zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen, Schauspielen, Briefen, Biographien, Reisen etc., historischen und andern werthvollen Schriften

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken wird dieses Verzeichniss zur Durchsicht empfohlen. Die aussergewöhnlichen Vortheile gelten nur noch bis Ende März 1839.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Achtes Heft, Bogen **71—80**, nebst Titel, womit der erste Band geschlossen ist.
Eisenmann bis **Expropriationsrecht.**

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier	**8** Groschen.
Auf gutem Schreibpapier	**12** Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier	**18** Groschen.

Inhalt des achten Heftes:

Eisenmann (Gottfried) — **Eisenstuck** (Christian Gottlieb) — **Elektromagnetismus** — **Elsholtz** (Franz von) — **Elvenich** (Peter Joseph) — **Emancipation des Fleisches** — **Emil** Maximilian Leopold August Karl (Prinz von Hessen) — **Endemann** (Hermann Ernst) — **Endlicher** (Stephan Ladislaus) — **Engelhardt** (Johann Georg Veit) — **Englische Gesetzgebung unter Wilhelm IV.** — **Englische Literatur** — **Enk von der Burg** (Michael Leopold) — **Entdeckungen, antiquarische** — **Entdeckungsreisen** — **Erhard** (Heinrich August) — **Erman** (Paul) — **Erman** (Adolf Georg) — **Ernst August** (König von Hanover) — **Ernst III.** (Herzog zu Sachsen-Koburg und Gotha) — **Eschenmayer** (Christoph Adolf von) — **Eschscholtz** (Johann Friedrich) — **Eschwege** (Wilhelm Ludwig von) — **Esquirol** (Jean Etienne Dominique) — **Este** (August Friedrich und Auguste Emma, Geschwister von) — **Etienne** (André) — **Everett** (Alexander Henry — Edward) — **Ewald** (Georg Heinrich August) — **Expropriationsrecht.** — Nachtrag: **Asien — Australien.**

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Von der kürzlich schon angekündigten neuen Ausgabe von:

Shakspeare's
dramatischen Werken
übersetzt von
A. W. v. Schlegel und **L. Tieck.**
Zwölf Bände.

sind jetzt Druckproben in allen Buchhandlungen zu finden. Die Subscriptionspreise sind für jeden Band, unter Verbindlichkeit der Abnahme aller 12 Bände, jedoch ohne alle Verausbezahlung, auf gleichem Papier wie die Druckproben ⅓ Thlr., auf ganz feinem Velinpapier geheftet ½ Thlr.

Da zur Zeit die bisherige Ausgabe dieser Übersetzung des Shakspeare in neun Bänden nicht ganz erschöpft ist und Manchem damit gedient sein möchte, sogleich das vollständige Werk zu besitzen, so biete ich solche um den ermäßigten Preis von 3⅓ Thlr. (früher 4⅔ Thlr.), und auf Velinpapier für 5⅓ Thlr. (bisher 8⅓ Thlr.) an.

Berlin, im Januar 1839.

G. Reimer.

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, in den östreichischen Staaten, der Schweiz, Dänemark, Schweden und Rußland ist zu haben oder zu bestellen:

(Für Hypochondristen.)

Demokrit,

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Neue Folge, erster Band.

Preis der Lieferung nur 6 Gr., oder 24 Kr.

Stuttgart, **Fr. Brodhag**'sche Buchhandlung.

Um dem geistreichen Theile des gebildeten Publicums, dem der Demokrit des verstorbenen Hofraths Karl Julius Weber noch unbekannt geblieben sein sollte, den Eintritt in die Subscription für dieses mit dem entschiedensten Beifall aufgenommene Werk zu erleichtern, haben wir eine neue Folge eröffnet, unter welchem Titel der gegenwärtige Band der erste ist.

Wer nur einen Blick in dies durchaus originelle, mit Scharfsinn für alle mögliche Verhältnisse und Gegenstände des menschlichen Lebens ausgestattete Werk thun will, wird darin eine Fülle der witzigsten und gediegensten Bemerkungen der ungemeinen Belesenheit und dem überallzuhausesein des vielgereisten Verfassers bemerken, wie wol kaum ein Werk aller Völker darbieten möchte. Über jedes Interesse, das dem gebildeten Menschen beschäftigt, findet der Leser ein gründliches mit köstlicher Laune gewürztes Urtheil, sodaß der Demokrit ein unterhaltender Rathgeber für das ganze Leben genannt werden darf.

Der Preis und die Ausstattung ist dabei gewiß so genügend, daß diese von der Anschaffung nicht abhalten können.

Für die geehrten Abnehmer des ganzen Werkes, oder der sämmtlichen Werke Weber's, bleiben nebenher die fortlaufenden Bändetitel.

Inhalt dieses Bandes: Der Staat und seine Formen. — Staatsrigorismus. — Preßzwang und Preßfreiheit. — Freiheitsschwärmerei. — Staatsbetrachtungen eines alten Welt- und Mondbürgers. — Grabmal, dem weiland heiligen römischen Reich errichtet. — Die Religion und die Religionen. — Lob des reinen Christenthums. — Religionsschwärmerei. — Mystiker. — Freigeisterei. — Weitere Religionsbetrachtungen eines einfältigen Laien. — Die Sitten. — Der Luxus. — Die Gebräuche. — Anstand und Lebensart. — Höflichkeit und Grobheit. — Der gute Ton. — Die Mode. — Die Titulaturen.

Der zweite Band wird nächstens erscheinen, das Ganze gibt ohngefähr 20 Lieferungen.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beyer, A. (Dr. u. königl. preuss. Reg.-Arzt), Enchiridium medicum, ad modum Joh. Kaempfii curavit. 8. maj. 2 Thlr.

Burmeister, H. (Prof. in Halle), Handbuch der Entomologie. 2ter Band, 2te Abtheilung, 1ste Hälfte. Gr. 8. 2 Thlr.

Hecker, J. F. C. (Prof. in Berlin), Geschichte der neueren Heilkunde. 1stes und 2tes Buch: Die Volkskrankheiten von 1770 — Die wiener Schule. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Rayer, Dr. P. (in Paris), Theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten; nach der zweiten durchaus verbesserten Ausgabe des Originals in deutscher Übertragung herausgegeben von Dr. H. Stannius (Prof. in Rostock). 3ter und letzter Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Alle 3 Bände 7 Thlr. 12 Gr.

Rust, Joh. Nep. (königl. preuss. Präsident etc. in Berlin), Heilkologie, neue Bearbeitung. 4tes, 5tes Heft. 24 Bogen Text und 4 ausgemalte Kupfertafeln. Folio. 3 Thlr. 8 Gr.

v. Siebold, E. C. J. (Prof. in Göttingen), Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe. 1ster Band. Gr. 8. 2 Thlr.

Troschel, M. (Dr. u. Docent in Berlin), Lehrbuch der Chirurgie, zum Gebrauch bei Vorlesungen und für praktische Ärzte und Wundärzte. In 3 Bänden. 1ster Band. Gr. 8. 2 Thlr.

Die beiden letzten Bände erscheinen auch noch in diesem Jahre.

Bei mir ist vor Kurzem erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

der

christlichen Sittenlehre

von

Dr. Christoph Friedr. v. Ammon.

Zweite verbesserte Auflage. Dritter Band. Gr. 8. Patent-Velinpapier. Subscriptionspreis 1 Thlr. 16 Gr.

und damit das mit so großem Beifall aufgenommene Werk wieder vollständig zu haben.

Der gefeierte Herr Verfasser hat der Durchsicht, Ergänzung und Verbesserung seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet, die Resultate neuerer Untersuchungen in eigenen Paragraphen eingeschaltet, die Literatur mit Auswahl nachgetragen und, nicht gewohnt in seinen Ansichten still zu stehen, auch sein Moralsystem auf der Höhe der Wissenschaft erhalten.

Der höchst billige Subscriptionspreis von 5 Thlr. — 7½ Fl. Conv.-M. — 9 Fl. Rhein. für das vollständige Werk in 3 Bänden (94 Bogen) besteht aus Rücksicht für Diejenigen, welche größere Werke vor Vollendung ungern ankaufen, nur noch auf kurze Zeit und tritt alsdann ein bedeutend erhöhter Ladenpreis ein.

Leipzig, im Januar 1839.

Georg Joachim Göschen.

Für Leihbibliothekare.

In allen Buchhandlungen ist zu bekommen:

Ein Verzeichniss von

400 verschiedenen neuern Romanen und Unterhaltungsschriften,

661 Bände, betragend im Ladenpreise 745 Thaler, herabgesetzt auf 150 Thaler,

welche auch sowol einzeln, als auch in grössern oder kleinern Partien, zu den im Verzeichniss bemerkten sehr günstigen Bedingungen angeboten werden durch

Friedrich Fleischer,

Buchhändler in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Poëmes islandais (Voluspa, Vafthrudnismal, Lokasenna) tirés de ***l'Edda de Saemund,*** publiés avec une traduction, des notes et un glossaire par ***F. G. Bergmann.*** In-8. Paris. 3 Thlr.

Mercurio (Filippo), La vera località di Curi in Sabina, antichissima città esistente nel territorio della Fara. In-4. Roma. 1 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im Februar 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Es ist erschienen und an die respectiven Abonnenten versandt:

Central-Bibliothek der Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schulunterrichts im In- und Auslande. Herausgegeben von **Dr. *H. G. Brzoska***, Professor in Jena. 1838. December-Heft.

Inhalt.

***A.* Literatur:** 1) Die öffentlichen Schulen als Anstalten des Staats zur Entwickelung eines geistigen Lebens durch Wissenschaft, Kunst und Religion. Grundbegriffe als Einleitung: Das Geistesleben durch Liebe vermittelt, oder das Princip der christlichen Menschenbildung in Schulen. 2) Unmassgeblicher Vorschlag zur Einführung eines neuen Unterrichtsgegenstandes in Bürger- und Gymnasialschulen. Von Dr. *Lange*. 3) Deutsche Lesebücher für Schulen. *a*) Lesebuch für preussische Schulen, herausgegeben von den Lehrern der höhern Bürgerschule zu Potsdam. 3 Theile oder Curse, 1ster: 2te Aufl. V u. 218 S.; 2ter: XV u. 559 S.; 3ter: IV u. 516 S. gr. 8. *b*) Erstes Lesebuch für Töchterschulen, herausgegeben von *E. Hassenstein*, Rector einer Töchterschule zu Insterburg, und *Ernst Leyde*, desgleichen zu Wehlau. XVI u. 247 S. gr. 8. *c*) Lesebuch für mittlere Classen höherer oder für Oberclassen niederer Töchterschulen, von Denselben. Auch unter dem Titel: Lesebuch für Töchterschulen. 1ster Theil. XIV u. 370 S. gr. 8. 4) *Knox*: Liberale Erziehung; oder: praktische Abhandlung über die Methode der Erwerbung nützlicher und feiner Gelehrsamkeit. (Beschluss.)

***B.* Statistik:** 1) Die zwei neuesten Verfügungen des königl. preuss. Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten (vom 3. u. 4. Febr. 1838), die Prüfungen der Candidaten des höheren Schulamts betreffend. (*Brzoska.*) 2) Correspondenznachrichten. *a*) *Marmier's* Bericht über das Unterrichtswesen in Dänemark betreffend. *b*) Aus der Schweiz.

***C.* Geschichte:** 3) Das strasburger Gymnasium und dessen dritte Säcularfeier, den 15. u. 14. Aug. 1838. Histoire du Gymnase protestant de Strasbourg, publiée à l'occasion de la troisième fête séculaire de cet établissement, par *A. G. Strobel*, Prof. au Gymn. Strasbourg, Heitz, 1838. VIII et 183 p. 8.

***D.* Journalistik:** I. Deutsche Journale: 1) Pädagogische. 2) Nichtpädagogische. II. Ausländische Journale: 1) Französische: *a*) Pädagogische, *b*) Nichtpädagogische. 2) Italienische (Pädagogische).

A. Pädagogisch-Wissenschaftliches.

Allgemeine Pädagogik: Raff. Lambruschini über Erziehung. (Fortsetzung.) Directes Verfahren: Autorität. Belohnung und Strafe. Arten der Bestrafung. Mass und Anwendungsart der Strafe. (Fortsetzung folgt.) 1. — Ästhetische Bildung. 2. — Über Scherz in pädagogischer Hinsicht. 3. — — Eifer im Lehrberufe. 4. — — Das Küsteramt. 5.

B. Statistisches.

I. *Deutsche Länder:* Preussen: Der Religionsunterricht in den Gymnasien. 6. — Jüdischer Unterricht in Rheinpreussen. 7. — — Würtemberg: Volksschulverein. 8. — — Nassau: Taubstummenanstalt zu Kamberg. 9. — — Schweiz: Solothurn. 10. — Graubünden. 11. — St.-Gallen. 12. — Unterwalden nid dem Wald. 13.

II. *Ausland:* Italien: Das Manin's-Institut zu Venedig. 14. — — Frankreich: Elementarunterrichtswesen. 15—26: Die frühere und die jetzige Lage des Elementarlehrers in Frankreich. 15. — Bedingungen, unter welchen Die, welche Elementarlehrer werden wollen, in den Normalschulen ein Staatsstipendium erhalten können. 16. — Betrügereien beim Bewerbe um eine Lehrerstelle. 17. — Schlechte Schulinspection in Frankreich. 18. — Nachahmenswerthes Beispiel eines Schulinspectors. 19. — Sparkasse für Volksschullehrer. 20. — Sparkasse für die Kinder der Elementarschule zu Mans. 21. — Wie man an einigen Orten Frankreichs mit dem Schulgelde für die Elementarlehrer knausert. 22. — Beförderung des Schulwesens im Departement Meurthe. 23. — Schullehrerconferenzen. 24. — Verderblicher Einfluss der Geistlichkeit in einigen Theilen Frankreichs auf den öffentlichen Unterricht. 25. — Über den Einfluss des Elementarunterrichts auf die Sittlichkeit des Landes. 26.

C. Vermischtes.

27. 28.

Halle, im Januar 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. Januar. Nr. 301—304.

Nr. 301. *Nikolaus, Kaiser von Rußland. Der südamerikanische Kuhbaum. Luftbäder. *Leipzig. — Nr. 302. *Der Handel der Stadt Antwerpen. Die Maremmen und pontinischen Sümpfe. Gypsfigurenhändler. Lebensdauer mehrer Thiere. *Die Salzwerke von Cardona. Bombay. *Junot vor Toulon. — Nr. 303. *Otto I., König von Griechenland. *Die brotgebende Manihot. Skizzen aus Lissabon. Die größten Diamanten. *Der versteinerte Wasserfall bei Pambuk-Kalesi. — Nr. 304. *Die Dichtkunst, nach Rafael. Noch etwas über das Kyanisiren des Holzes. Die Production der edlen Metalle. *Reikiavik. Die Fronleichnamsprocession in Valencia. Die verschwindenden Flüsse. *Dartmoor.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.

Zwölftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Über die Gliederzahl der Infanterie. II. Der Feldzug im Jahre 1745 in Italien. Mit dem Plane des Treffens bei Bassignana. (Schluß.) III. Der Feldzug in Sicilien 1734—35. IV. Neueste Militärveränderungen. V. Miscellen und Notizen. VI. Verzeichniß der in den Jahrgängen der Östreichischen militärischen Zeitschrift 1811—12 zweiter Auflage, dann 1813 — ferner in der dritten Auflage von 1811, 1812 und 1813, — endlich in den Jahrgängen 1818 bis einschließlich 1838 enthaltenen Aufsätze.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1818—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Auch im Jahre 1839 wird diese nicht nur für Militairs, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift wie bisher und um denselben Preis erscheinen.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 26. Januar 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Panorama von Deutschland.

PANORAMA DE L'ALLEMAGNE

par une société d'hommes de lettres français et allemands sous la direction

de

Mr. J. Savoye.

Gr. 4. Abonnement für 12 Hefte 2 Thlr. 16 Gr.

Jedes Heft aus einem Bogen Text und zwei artistischen Beilagen bestehend.

Dieses verdienstliche Unternehmen gewinnt mit jedem neuen Hefte an Interesse auch für Deutschland, als dessen Vertreter in Frankreich es zunächst bestimmt ist.

Die ausgegebenen sechs Hefte geben bei mannichfaltigem Inhalte zu den biographischen, historischen und beschreibenden Aufsätzen und Charakteristiken von **W. v. Chézy, Graf v. Dohna, J. Mainzer, J. Savoye, E. Beurmann** u. A. die Bildnisse von Anastasius Grün und Haydn, Ansichten vom Rheinstein, Schloß Vorst in Tirol, Dürrenstein, dem Hermannsdenkmal, von Teplitz, Frankfurt a. M. ꝛc. in Stahlstich.

Die erschienenen Hefte sind in allen namhaften Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten und die Fortsetzung wird von jetzt an regelmäßig erscheinen.

Leipzig, im Februar 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. G. H. v. Schubert.

Dritte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Velinpapier. Preis 4 Thlr. 8 Gr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Die Verlagshandlung, um ihrerseits dieses herrliche Werk zu fördern, hat für diese verbesserte, auf schönes Maschinen-Velinpapier gedruckte Ausgabe den Preis beibehalten, der für die frühern auf gewöhnlichem Druckpapier gedruckten Ausgaben angesetzt worden ist.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist vollständig erschienen und versendet:

Antike Novellen

von

Ludwig Rein.

1ster bis 4ter Band. 4 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, **Chr. E. Kollmann.**

Inhalt: 1ster Band: Die Priesterin. 2ter Band: Alexander von Pherä. Das goldene Palmblatt. 3ter Band: Die Statue. 4ter Band: Die Tochter des Philosophen.

Ludwig Rein, welcher dem Publicum durch seine in Taschenbüchern gelieferten Erzählungen bereits rühmlich bekannt ist, beschenkt hier dasselbe mit Dichtungen ganz neuer Art, mit Dichtungen aus der griechischen Vorzeit. Nach den sorgfältigsten Vorstudien gearbeitet, sind sie wohl geeignet, die Aufmerksamkeit gebildeter Leser im höhern Grade zu erregen und zu fesseln, als viele Erscheinungen der neuesten Zeit dies zu thun vermögen, wie auch die Stimme der Kritik in Bezug auf das erste Bändchen sich schon anerkennend über dieselben ausgesprochen hat.

Neue Novelle von Biernatzki!

Von dem Prediger Biernatzki, dessen frühere Novellen nicht allein in Deutschland günstig aufgenommen, sondern auch gleich ins Englische, Dänische und Holländische übersetzt worden sind — **gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller!!** — ist soeben eine dritte Novelle erschienen, unter dem Titel:

Der braune Knabe,

oder

Die Gemeinden in der Zerstreuung.

Novelle

von

J. C. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, **Hammerich.** Geh. 2 Thlr. 18 Gr.

Biernatzki's Novellen haben einen großen Kreis von Lesern sich erworben, und sein Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt. „Der braune Knabe" greift lebhaft ein in die gegenwärtigen Verhältnisse, und ist im **höchsten** Interesse für Jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerksamkeit schenkt.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz ꝛc. haben den braunen Knaben vorräthig.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science

von **J. Sporschil** und **K. Hartmann.**

14 Lieferungen. Mit 375 Abbildungen.

Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als: **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** 9 Gr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 6 Gr. — **Pneumatik.** 6 Gr. — **Akustik.** 6 Gr. — **Pyronomik.** 6 Gr. — **Optik.** 9 Gr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** 6 Gr. — **Mineralogie.** 18 Gr. — **Krystallographie.** 6 Gr. — **Geologie.** 21 Gr. — **Versteinerungskunde.** 12 Gr. — **Chemie.** 18 Gr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 12 Gr. — **Meteorologie.** 9 Gr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. Kl. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Gegenerklärung.

In Nr. 27 der Blätter für literarische Unterhaltung f. 1839 befindet sich unter dem Titel: „Ein Beitrag zu einem künftigen Verlagsrecht", ein Aufsatz, als dessen Verfasser man aus verschiedenen Gründen Herrn Dr. Eisenmann in Oberhaus betrachten kann, welcher auch in mehre politische Blätter eine die Unterzeichneten theilweise berührende Erklärung hinsichtlich der von ihm verfaßten und unter unserer Firma erschienenen Werkes: „Die Krankheitsfamilie Typosis", eingesendet hatte.

Ohne uns nun, wie Herr Eisenmann gethan hat, in eine ausführliche Darstellung des Hergangs dieser Angelegenheit einlassen zu wollen, sehen wir uns doch durch das auffallende Benehmen und die theilweise völlig unrichtigen Angaben Herrn Eisenmann's zu folgender einfachen Erwiderung genöthigt:

Von der Druckerei, als dem rechtmäßigen Eigenthümer des Werkes, wurde uns blos die Besorgung des Debits desselben anerboten. Da wir nun keinerlei Gründe hatten, an der Rechtlichkeit des Eigenthümers zu zweifeln, so nahmen wir jenes Anerbieten unbedenklich an, machten dabei aber nach dem so häufig vorkommenden Gebrauche die Erlaubniß zur Bedingung, das Buch unter unserer Firma erscheinen lassen zu können. Der ursprüngliche Verlagsvertrag aber, sowie die Vorkommnisse zwischen der Druckerei und der Franz Hoffmann'schen Handlung blieben uns völlig unbekannt und gingen uns auch nichts an, weswegen die Vorwürfe des Herrn Eisenmann wegen der Nichtanzeige, der Ansetzung des Preises, der Anzahl der Freiexemplare (bei welchem letztern Punkt übrigens Herr Eisenmann völlig die Unwahrheit sagt) ꝛc. in keiner Weise uns treffen können.

Sollte sich nun Herr Eisenmann auch durch diese öffentliche Erklärung so wenig begütigen lassen, als er sich durch deutliche und freundlich gemeinte Privatmittheilung der obwaltenden Verhältnisse und Anerbietung jeder billigen Ausgleichung beruhigen ließ, so mag er, statt den einzig richtigen Weg, auf dem er noch zu etwas gelangen kann, einzuschlagen, das Publicum wol mehr zu eigenem als unserm oder des Eigenthümers Schaden noch länger mit dieser Sache behelligen, wir werden alle fernern Angriffe unbeantwortet lassen.

Zürich, im Januar 1839.

Meyer & Zeller,
ehedem Ziegler und Söhne.

Indem die Unterzeichnete das oben Gesagte völlig bestätigt, glaubt sie, daß das Unschickliche in dem Verfahren des Herrn Dr. Eisenmann kaum einer nähern Beleuchtung bedarf. Wenn es demselben, wie der Titel seines Aufsatzes anzudeuten scheint, um öffentliche Erörterung gewisser Rechtsfragen zu thun war, so liegt die Unschicklichkeit schon in der namentlichen Anführung der betreffenden Firmen, sogar einzelner Inhaber derselben, abgesehen von wiederholten Ausfällen, welche sich Herr Dr. Eisenmann bei diesem Anlasse gegen die angeführte Buchhandlung und Buchdruckerei erlaubt. Wollte er sich aber gegen eine ihm nach seiner Meinung drohende Rechtsverletzung vertheidigen, so leuchtet nicht minder ein, daß es doch wol der zuständige Richter ist, an den Herr Eisenmann sich zuerst zu wenden hat, wo man ihm oder seinem Bevollmächtigten, dessen darf er versichert sein, Rede stehen wird. Unter solchen Umständen hält die Unterzeichnete jede Widerlegung des fraglichen Aufsatzes für unpassend, so leicht diese schon um der mehrfachen factischen Unrichtigkeiten willen wäre, die der Aufsatz enthält. Ebenso erklärt sie auch von ihrer Seite, daß sie fernere Artikel, welche über diese für die Publicität auf keine Weise sich eignende Angelegenheit in öffentlichen Blättern erscheinen möchten, unbeantwortet lassen wird.

Zürich, im Februar 1839.

Ulrich'sche Buchdruckerei.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.
Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben
von
Dr. Friedrich Jakob Behrend.

Erste Lieferung.

Tafel I—V und **Text Bogen 1—8.**

Gross-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten, deren erste Lieferung wir hier dem Publicum vorlegen, bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie**, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt. Ausführlicher hat sich derselbe über das bedeutende Unternehmen auf dem Umschlage der ersten Lieferung ausgesprochen, worauf ich hier verweise.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten wird aus sechs Lieferungen bestehen und 30 colorirte Tafeln mit ungefähr 30 Bogen Text enthalten. Jeden Monat erscheint eine Lieferung. Haupttitel und Inhaltsverzeichniss folgen mit der letzten Lieferung, wo dann das Werk auch erst eingebunden werden kann. Jede Lieferung kostet 2 Thlr., die ganze Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten also 12 Thlr., und man macht sich immer nur zu einer solchen Abtheilung verbindlich.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat December 1838.

Größere Aufsätze.

Die Fischereien in dem nördlichen Eismeere. 1) Geschichtliche Erinnerungen. 2) Die Insel Jan Mayen und die früher bei derselben getriebene Fischerei. 3) Spitzbergen; das umliegende Eis; Witterung. 4) Die Fischereien im Eis; Südeisjahre. 5) Die Walfischgeschlechter. 6) Die frühere Walroßjagd und der jetzige Seerobbenfang. 7) Erzählung einiger Begebenheiten aus der Eisfischerei. 8) Die Gesetze wegen der Eisfischerei bei Spitzbergen; einige vorgekommene Streitfragen. — Die Bankas in Indien. — Über die durch das bremer Schiff Virginia nach Europa gekommenen Neuseeländer. — Trigarbon. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde; über die Geschichte des Brahmanismus in Indien. — Ausflüge aus Pau. 5) Das Thal von Aspe; Oloron. 6) Orthez. — Schilderung von Goa. — Über einige neuere Reisen in Abyssinien (mit einer kleinen Karte). — Die Bewohner von Madagaskar. — Über die Briefpostreform in England. — Das Leichenbegängniß eines Maulwurfs. — Henrick der Jäger. — Raubmord in Volhynien. — Der Weinhandel in Xeres. — Chalki. (Aus dem Tagebuch eines Schweizers.) 2) Aufenthalt daselbst; Rückreise nach Galata. — Ein Besuch bei den Negern am Senegal. — Charakterisirung der westindischen Pflanzer. — Kindermord in Cutsch. — Das Alterthum der chinesischen Geschichte. — Noch ein Nachtrag zu den Ansichten von Pesth; die Märkte und die Pflastertreter. — Etwas über den Provinzialgeist unter den englischen Truppen. Verbindung zwischen Texas und Californien. — Über den Charakter der Birmanen. — Ein Gastmahl in Santa-Fé. — Die Kirche St.-Johann von Jerusalem. — Fortschritte des Volksunterrichts in der Moldau. — Über die Thätigkeit der Gesellschaft für Seidenzucht in Rußland. — Helfer's Nachrichten über die Producte von Tenasserim. — Über den Austernhandel in Frankreich. — Über den Ursprung und die Fortschritte der Kupferminen in Cornwallis. — Der Zustand der Gesellschaft in Canada. — Kupferbergwerk in Kaafiord. — Ungeheure Reliefkarte von Frankreich. — Rückblicke.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich. 2) Die Priorei Solèsmes. 3) Das Departement Ille und Vilaine. — Dr. Helfer's Reise auf der Küste von Tenasserim. — Reise der Herren Grey und Lushington auf der Nordwestküste von Australien.

Kleinere Mittheilungen.

Bevölkerung Frankreichs. — Cigarrenfabrikation in Sevilla und Malaga. — Geheime Organisation unter der Ackerbau treibenden Bevölkerung im nördlichen England. — Koptische Manuscripte. — Der Modellist Leon in Malaga. — Neues Gewehr. — Sternfälle in den Novembernächten. — Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften in den Vereinigten Staaten. — Korallenbank außerhalb des Wassers. — Grabhügel im südlichen Rußland. — Buchhandel in den Vereinigten Staaten. — Die Statuen an der Kathedrale von Chartres. — Biscachas an das naturhistorische Museum nach Strasburg gesendet. — Die Höhe des Vignemale. — Steigen der Gewässer bei einem Erdstoß. — Herausgabe wallisischer Sagen in England. — Aufstellung nächtlicher Wachen bei den Eisenbahnen in England. — Die Höhlen im Departement de l'Ardèche. — Ausdauer eines indischen Fanatikers. — Ungeheure Masse von Schlamm im Wasser des bristoler Kanals. — Die Häuptlinge von Cutsch. — Ankauf einer Naturaliensammlung in Brüssel. — Über die Racen unter den Eingeborenen Südamerikas. — Fossiler Palmbaum. — Neue Entdeckung in den Pyramiden. — Angebliche Vernichtung von Ratten. — Frankreichs Handel im Jahre 1837. — Gebrauch des Opiums in Europa. — Bild Montezuma's. — Artesische Brunnen in den Oasen. — Weiberverkauf in England. — Arbeitsscheu der Neger in Demerary. — Ertrag einer Zuckerplantage. — Hängende Brücke in Konstantinopel. — Zahl der Grabdenkmäler auf den Begräbnißplätzen in Paris. — Zerstörung der Olivenernte auf Korfu. — Auswanderung von Maltesern nach dem englischen Guiana. — Eine Sklavenverschwörung in Kentucky. — Neue bewegende Kraft. — Druidische Überreste. — Erdbeben in Konstantine. — Druck mit verschiedenen Farben. — Nachricht über das Kloster von Nazareth. — Modell eines Parsi-Grabdenkmals. — Besetzung von Aden. — Fortkommen des Thees und anderer Nutzpflanzen in Indien. — Die Orusquelle. — Beobachtung über das Wetter im verflossenen Monat Januar. — Altes chinesisches Reisewerk in Indien. — Neue Karte des Sudan. — Die lettische Literaturgesellschaft. — Legonidec's Tod. — Vorrömische Alterthümer in Frankreich. — Plan einer neuen Reise nach Abyssinien. — Macedonische Räuber. — Neuseeländische Grammatik. — Theurer Wein für Republikaner. — Zerstückelung des Grundeigenthums in Ungarn. — Geschmack an seltenen Pfeifenköpfen. — Das Vorgebirge von Cherbourg.

Inhalt des Literaturblattes.

Träume. Von Th. Moore. — Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Clubs. — Die Komödie des Todes. Gedichte von Theoph. Gautier. — Gedichte von Southey: Der Abendregenbogen; Die Geliebte; Des Wanderers Heimkehr; Jugend und Alter. — P. B. Shelley. Dritter Artikel. — Ruy Blas. Drama von Victor Hugo. — Gedichte von Felicia Hemans: Der Schwan und die Lerche; Das bessere Land; Lied. — Die Quelle von Bakt'schisarai. Poetische Erzählung aus der Krim, von A. Puschkin. (Deutsch von Tietz.) — Shakspeare ein Entomolog! — Donna Isabel de Solis, Königin von Grenada. Historische Novelle von Don Francisco Martinez de la Rosa, 1837. — Skizzen aus der polnischen Literatur neuester Zeit. Von Stanislaus Kozmian. — Proben aus Adam Mickiewicz' Todtenfeste. — Shakspeare in Italien. — Mabinogion. — Urtheile über englische Dichter. Von Ebenezer Elliott. — Miscellen.

Bei **Wilhelm Einhorn** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein Drama aus der ungarischen Geschichte. Brosch. 18 Gr.

Der Verfasser rollt uns in diesem Werke ein charaktervolles Bild eines Volkes auf, das in alter und neuer, ja neuester Zeit die Aufmerksamkeit Europas in vielfacher Beziehung erregt hat. Dichtung und Wahrheit ist dieser durch dramatische Behandlung belobten Darstellung innig verwebt, und zugleich geschichtliche Wahrheit mit echt nationaler Charakterzeichnung auf das glücklichste vereint. Großes Interesse dürfte diese Schrift auch insofern erregen, als sie den in unserer Zeit wieder mannichfach bestrittenen Werth des Protestantismus und die hohe Nationalkraft eines edlen Volkes im Kampfe für seine geistige Freiheit zur lebendigen Anschauung bringt.

In der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen erscheint nächstens:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von *Ewald, v. d. Gabelenz, Kosegarten, Lassen, Neumann, Rödiger, Rückert.* Gr. 8. Bd. II. Heft 2, 3.

Letzteres enthält den sehr wichtigen kurzen Bericht über eine Reise nach Palästina und die Umgegend im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie, unternommen von ***E. Robinson*** und ***E. Smith.*** Das Heft ist auch einzeln zu haben.

Neue historische Schriften.

Histoire de France

pendant la dernière année

de la Restauration,

par un ancien magistrat.

2 vols. In-8. 5 Thlr. 8 Gr.

Lettres inédites de Marie Stuart,

accompagnées

de diverses dépêches et instructions.

1558—1587.

Publiées

par le Prince Alexandre Labanoff.

In-8. 2 Thlr. 21 Gr.

Marie-Antoinette devant le dix-neuvième siècle. Par Mme ***Simon Viennot.*** 2 vols. In-8. 5 Thlr. 8 Gr.

Annales historiques et philosophiques de la Restauration, par ***A. T. d'Esquiron de Saint-Agnan.*** T. I. In-8. 2 Thlr. 12 Gr.

Précis de l'histoire des Français par ***J. C. L. Simonde de Sismondi.*** 2 vols. In-8. 5 Thlr. 8 Gr.

In Paris erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen von

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist bei uns fertig geworden und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben:

Analekten

über

chronische Krankheiten

zusammengestellt zum Gebrauch für praktische Ärzte.

Erster Band. Geh. 1 Thlr. 21 Gr., oder 3 Fl. Rhein.

Der zweite Band erscheint zu Ostern.

Diese von demselben Herausgeber unserer Analekten über Kinderkrankheiten besorgte Sammlung wird hauptsächlich die Materialien aus französischen und englischen Werken entnehmen, nichtsdestoweniger aber auch Originalaufsätze liefern, wie dieser Band solche auch schon von *Heyfelder* und *Rösch* enthält; um indess diese Sammlung nicht zu sehr auszudehnen, werden solche Krankheiten, die rein in das Gebiet der Chirurgie gehören, sowie der Sinnesorgane und die chronischen Exantheme vom Plane derselben ausgeschlossen bleiben. Wir glauben für die Brauchbarkeit dieser Analekten nichts weiter sagen zu dürfen, und fügen nur noch den Inhalt dieses Bandes bei:

Das Asthma von *Ferrus*. — Das Lungenemphysem von *Louis*. — Denkschrift über die Obliteration der Luftröhrenäste von *Reynaud*. — Untersuchungen über die Tripperhodengeschwulst von *Marc d'Espine*. — Über Fettdurchdringung der Leber von *Heyfelder*. — Die Bleichsucht von *Rösch*. — Über die Harnruhr von *Rochoux*. — Die Incontinentia urinae von *Lagneau*. — Über einige chronische Gehirnleiden von *Calmeil*. (5 Abth.) — Denkschrift über unwillkürliche Thätigkeitsäusserungen in den obern und untern Gliedmassen und in den Stimmorganen von *Stard*. — Beobachtungen über einige unwillkürliche Verrichtungen der Muskeln der obern und untern Gliedmassen von *Toulmouche*. — Anhang dazu von *Villermay*. — Die Katalepsie von *Georget* und *Calmeil*. — Über die Krankheiten des Magens. Aufsätze von *Dalmas*, *Bérard* und *Ferrus*.

Stuttgart, 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von Karl Immermann.

1ster Theil. 458 Seiten in 8. auf feinem Maschinen-Velinpapier, in eleg. Umschlag geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermann's Schriften.

8ter Band.

Der Nachkomme des bekannten Erzählers, welcher in diesem neuesten Werke Immermann's auftritt, nimmt seine Mittheilungen nicht, wie sein Ahnherr, hauptsächlich aus dem Kreise der Jagd- und Reiseabenteuer, sondern mehr aus dem Gebiete der moralischen Welt. „In diesem Erzwindbeutel hat Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, die kalte Ironie, die gemüthlose Phantasterei, den schwärmenden Verstand einfangen wollen, um sie eine Zeit lang stille gemacht zu haben." Indessen versteht sich für Die, welche den Verfasser der Epigonen näher zu kennen, von selbst, daß den verneinenden Tendenzen gegenüber auch das Bleibende und Kernhafte der Zeit und zwar um so deutlicher, je mehr jene scharf gezeichnet sind, in diesem Werke seine Stelle findet.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1838. Siebentes und achtes Heft. Mit 2 Kupfern. Jahrgang 1839. Erstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat Februar, oder Nr. 32—59, und 3 literarische Anzeiger: Nr. IV—VI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1838. Monat Juni, oder Nr. 44—52. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1839. Neunzehnten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. I, II.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat Februar, oder Nr. 5—8, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 5—8. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Conversations-Lexikon.

Die in dem Jahre 1837 beendigte **achte Originalauflage** des

Conversations-Lexikons

in 12 Bänden, die wir eine **völlig umgearbeitete, vielfach vermehrte** und **bereicherte** nennen können, hat sich einer so großen Theilnahme des Publicums zu erfreuen gehabt, daß bereits im vorigen Jahre ein

unveränderter Abdruck

davon veranstaltet werden mußte, von dem jetzt fortwährend Exemplare zu den **Pränumerationspreisen:** auf weißem Druckpap. 16 Thlr., auf gutem Schreibpap. 24 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. 36 Thlr., zu erhalten sind. Sollte Jemand die einzelnen Bände nach und nach zu beziehen wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, dieselben in solchen Terminen, wie sie dem Abnehmer am besten passen,

in einem neuen Abonnement

zu liefern, wo dann der Band auf Druckpap. 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpap. 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr. kostet.

Besser als durch jede Anpreisung wird der Reichthum der achten Auflage des Conversations-Lexikons durch das

Universal-Register

dargethan, das soeben fertig geworden ist und eine

vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände

enthält. Die 18 Bogen in dreispaltigen Seiten des kleinsten Drucks weisen ungefähr

70,000 Personen und Gegenstände

nach, über die kürzere oder ausführlichere, stets aber genügende, Mittheilungen in dem Werke sich finden. Über den Gebrauch dieses Universal-Registers sind in demselben die nöthigen Andeutungen gegeben. Der Preis ist möglichst billig für ein geheftetes Exemplar auf Druckpap. 16 Gr., auf Schreibpap. 1 Thlr., auf Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr., und somit wird jeder Besitzer der achten Auflage des Conversations-Lexikons gern dieses Register, das die Brauchbarkeit des Werks so sehr erhöht und den erstaunenswerthen Reichthum desselben zeigt, sich anschaffen.

Von dem

Conversations-Lexikon der Gegenwart

— ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben —

ist mit dem jetzt ausgegebenen achten Hefte der erste, **A — E** enthaltende, Band beendigt worden. Der Beifall, den dieses Werk gefunden, ist so groß, daß nach und nach die Auflage bis zu

16,000 Exemplaren

verstärkt werden mußte, und mit jedem Hefte steigert sich die Theilnahme des Publicums. Es ist nicht nur ein Werk zum Nachschlagen, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch über Alles, was die Gegenwart bewegt. Um die Artikel bald nach ihrer Abfassung in das Publicum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, erscheint es in Heften von 10 Bogen zu dem Preise von 8 Gr. auf Druckpap., 12 Gr. auf Schreibpap., 18 Gr. auf Velinpap.

Vorstehende Werke sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes stets vorräthig.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1839
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1839:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1839. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen nebst vielen Beilagen. Hoch-4. Auf feinem Maschinen-Velinpapier. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 1½ Gr.

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Jahrgang 1839. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2 Thlr. 16 Gr., die Jahrgänge 1837 und 1838 jeder 3 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1839. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Neunzehnter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*5. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1839. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2 Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. 52 Nummern. (Nr. 301—352.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 12 Gr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste Jahrgang (1838, Nr. 249—300) kostet 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publikum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet. Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

7. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII—XLVIII.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen 12 Gr.

Ich hoffe diese beiden Hefte, die den Schluß der Biographie Lafayette's von J. B. Zinkeisen enthalten werden, in diesem Jahre liefern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mit Bezug auf die bevorstehenden Musikaufführungen der wohllöblichen Singakademie machen wir auf folgende in unserm Verlage erschienenen Werke aufmerksam und bemerken, daß auch die ausgesetzten Stimmen einzeln durch alle solide Buch- und Musikhandlungen zu haben sind:

Bach, J. S., Grosse Passionsmusik nach d. Evang. Matthaei. Vollst. Clavierauszug 7½ Thlr., alle Gesangsnummern einzeln, Partitur 18 Thlr.

Gabrieli. Musica sacra. 9 Motetten. Partitur 2⅔ Thlr. (Vergl. das wichtige Werk: Joh. Gabrieli u. sein Zeitalter von C. v. Winterfeld. 3 Bde. 1835. 12 Thlr.)

Händel u. Haydn. 4 Arien aus d. Messias, Judas Maccabäus u. Schöpfung mit deutsch. u. engl. Text u. Begl. d. Pfte., von Miss Novello gesungen. 1 Thlr., einzeln à ¼—⅓ Thlr.

Lotti. 8- u. 10stimmiges Crucifixus. ¾ Thlr.
Palästrina. Motetten. 6- u. 8stimmig. Crucifixus. 1 Thlr.
Rungenhagen. Gesang d. Engel am Weihnachtsmorgen f. 4 Stimmen mit Pfte. oder Orgel. ⅓ Thlr.
Spohr. Vater unser. Partitur 5 Thlr., Clavierauszug 2 Thlr.
Weber, C. M. v., Jubel- u. Ernte-Cantate. Partitur 7 Thlr., Clavierauszug 2⅓ Thlr. Hymne: „In seiner Ordnung schafft der Herr." 1⅙ Thlr. Cantate: „Natur u. Liebe." 2⅓ Thlr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. Februar. Nr. 305—308.

Nr. 305. *Liverpool. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. *Der Kautschukbaum. Die Pescherähs. Rother Schnee. Schlangentanz in Indien. *Leopold Robert. — **Nr. 306.** *Calderon. *Chronik der Eisenbahnen im Jahre 1838. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Fortsetzung.) Die Kretinen. Mexicanische Kunst. — **Nr. 307.** *Japan. Die Pflanzengeographie. Der Rüssel des Elefanten. Die Todten des Jahres 1838. — **Nr. 308.** *Die Salzwerke in Sicilien. Production der unedlen Metalle, Salze und Brennstoffe. *Die Gasbeleuchtung. Die Bereitung der moussirenden Weine. Der Ameisenbaum oder Guiana. *Junot.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

FLORA GERMANICA EXCURSORIA

AUCTORE

LUDOVICO REICHENBACH

ET

REICHENBACHIANAE FLORAE GERMANICAE

CLAVIS SYNONYMICA.

3 Partes. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Bei Wiederkehr des Frühlings erlaubt sich die Verlagshandlung darauf aufmerksam zu machen, dass diese in ihrer Ausdehnung einzige, nach den neuesten Anfoderungen der Wissenschaft bearbeitete, und erste vollständig erschienene Flora Deutschlands, nebst ihrem den Gebrauch erleichternden synonymischen Nomenclator und dem das Bestimmen nach Linnée's Sexualsystem jedem Anfänger möglichst leicht machenden Conspectus, auch ferner die vollständigste und compendiöseste und die mit den reichsten Hülfsquellen bearbeitete bleiben wird, da die S. 842 angezeigten Novitiae, die Entdeckungen der letztverflossenen Jahre, baldigst hinzugefügt werden, während der Herr Verfasser bereits durch 1600 Exemplare seiner Flora germanica exsiccata, sowie durch 1000 Kupferplatten seiner Iconographia botanica und 812 Platten seines Werkes: Abbildungen von Deutschlands Flora und Icones Florae germanicae zu Erläuterung der in dieser Flora beschriebenen Pflanzen, unvergleichliche Hülfsmittel für das Studium der schwierigsten Gegenstände der Botanik geliefert hat, und ununterbrochen fortsetzen wird.

Leipzig, im März 1839.

Carl Cnobloch.

Englands Schiller.

Stuttgarter Ausgabe in Taschenformat.

In der **Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung** in Stuttgart ist soeben im Formate der neuen Ausgaben von Schiller, Rotteck und Shakspeare erschienen:

Lord Byron's sämmtliche Werke,

nach den Anfoderungen unserer Zeit, in 8—10 Bänden, neu übersetzt von Mehreren.

Zweiter Band.

Enthaltend: 1) Lyrische Gedichte, übersetzt von Ortlepp. Schluß.
2) Marino Faliero, übersetzt von Kottenkamp.
3) Der Gefangene von Chillon, übersetzt von H. Kurz.

Feinstes Velinpapier. Preis 6 Gr. per Band.

Wir geben die gelungenste Übersetzung der Werke des größten Dichters der Welt in einer Prachtausgabe zu einem Preise, der Jedermann die Anschaffung möglich macht. Unser Vertrauen auf die Theilnahme des deutschen Publicums wurde seit Beginn des Unternehmens glänzend gerechtfertigt: die erste, 6000 Exemplare starke Auflage des Werkes war vier Wochen nach Erscheinen vergriffen, sodaß vom ersten Bande weitere 4000 Exemplare gedruckt werden mußten. Der dritte Band ist unter der Presse, das Ganze druckfertig, sodaß wir bis Ende Juni d. J. den Schluß versenden zu können hoffen. Auf je 10 Exemplare wird ein Freiexemplar gegeben; in jeder Buchhandlung ist eine Probe der Übersetzung gratis zu erhalten.

Bei **E. Anton** in Halle ist soeben erschienen:

Ulrici, Dr. H., Über Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Gr. 8. 38 Bogen. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: I. Überblick über die Geschichte des englischen Dramas bis zum Zeitalter Shakspeare's. S. 1—57.
II. Shakspeare's Leben und Zeitalter. S. 58—135.
III. Shakspeare's dramatischer Styl und poetische Weltanschauung. S. 136—179.
IV. Kritik der einzelnen Shakspeare'schen Dramen. S. 180—503.
V. Calderon und Goethe in ihrem Verhältniß zu Shakspeare. S. 504—595.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen:

Meine

Suspendirung, Einkerkerung und Auswanderung.

Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenkampfes in Preußen

von

Otto Friedrich Wehrhan,

zuletzt Pastor der evangel.-luther. Gemeinde in Liegnitz.

Preis geheftet 1 Thlr.

Von dem Verfasser des in Deutschland unter dem Titel „**Rom wie es ist**" bekannten Werks erscheint soeben:

Esprit des papes,

par

Santo-Domingo,

auteur des Tablettes romaines, etc.

In-8. Paris. 2 Thlr. 6 Gr.

Wir erlauben uns nachstehend die Dedication des Verfassers mitzutheilen:

„Sire!

On prétend que je n'aime pas les rois; c'est peut-être un défaut de mon organisation; on ne dira donc pas que mon coeur égare mon jugement, quand je donne des éloges à la conduite ferme et toute nationale que Vous avez tenue envers certain membre du haut clergé catholique. Si Vous lisez l'Esprit des papes, dont j'ai l'honneur de Vous faire hommage, Vous y verrez à quels dangers s'exposent les Souverains, surtout les Souverains hérétiques, lorsqu'ils courbent le front devant les exigeances de la cour de Rome."

Das Werk kann in Kurzem durch alle Buchhandlungen von uns bezogen werden.

Leipzig, im März 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, in den östreichischen Staaten, der Schweiz, Dänemark, Schweden und Rußland ist zu haben oder zu bestellen:

(Für Hypochondristen.)

Demokrit,

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Neue Folge, erster Band.

Preis der Lieferung nur 6 Gr., oder 24 Kr.

Stuttgart, **Fr. Brodhag**'sche Buchhandlung.

Um dem geistreichen Theile des gebildeten Publicums, dem der Demokrit des verstorbenen Hofraths Karl Julius Weber noch unbekannt geblieben sein sollte, den Eintritt in die Subscription für dieses mit dem entschiedensten Beifall aufgenommene Werk zu erleichtern, haben wir eine neue Folge eröffnet, unter welchem Titel der gegenwärtige Band der erste ist.

Wer nur einen Blick in dies durchaus originelle, mit Scharfsinn für alle mögliche Verhältnisse und Gegenstände des menschlichen Lebens ausgestattete Werk thun will, wird darin eine Fülle der witzigsten und gediegensten Bemerkungen der ungemeinen Belesenheit und dem Überallzuhausesein des vielgereisten Verfassers bemerken, wie wol kaum ein Werk aller Völker darbieten möchte. Über jedes Interesse, das dem gebildeten Menschen beschäftigt, findet der Leser ein gründliches mit köstlicher Laune gewürztes Urtheil, sodaß der Demokrit ein unterhaltender Rathgeber für das ganze Leben genannt werden darf.

Der Preis und die Ausstattung ist dabei gewiß so genügend, daß diese von der Anschaffung nicht abhalten können.

Für die geehrten Abnehmer des ganzen Werkes, oder der sämmtlichen Werke Weber's, bleiben nebenher die fortlaufenden Bändetitel.

Inhalt dieses Bandes: Der Staat und seine Formen. — Staatsrigorismus. — Preßzwang und Preßfreiheit. — Freiheitsschwärmerei. — Staatsbetrachtungen eines alten Welt- und Mondbürgers. — Grabmal, dem weiland heiligen römischen Reich errichtet. — Die Religion und die Religionen. — Lob des reinen Christenthums. — Religionsschwärmerei. — Mystiker. — Freigeisterei. — Weitere Religionsbetrachtungen eines einfältigen Laien. — Die Sitten. — Der Luxus. — Die Gebräuche. — Anstand und Lebensart. — Höflichkeit und Grobheit. — Der gute Ton. — Die Mode. — Die Titulaturen.

Der zweite Band wird nächstens erscheinen, das Ganze gibt ohngefähr 20 Lieferungen.

Oldenburg. In der unterzeichneten Buchhandlung ist soeben erschienen:

Supplement zu Goethe's Werken.

Goethe's

Iphigenie auf Tauris

in ihrer ersten Gestalt

herausgegeben von

Dr. Adolf Stahr.

Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweiten Bearbeitung.

Mit dem Bildniß Goethe's in Stahlstich, nach dem Ölgemälde von May von 1779.

150 Seiten in gr. 8. auf Velinpapier gedruckt.

Preis geheftet 18 Gr.

Der Titel des Werkes selbst verbietet uns jede Anpreisung dieser literarischen Erscheinung, die sich leicht dem Interessantesten, was die neueste Literatur in dieser Gattung dargeboten hat, an die Seite stellen dürfte.

Wer sollte nicht wünschen, den größten deutschen Dichter gleichsam in der geheimsten Werkstatt seines Geistes belauschen und durch Vergleichung des vollendeten Meisterwerks mit der frühesten Form und Gestaltung desselben sich vergegenwärtigen zu können, durch welche Studien und Mühen, den steten Begleiterinnen des wahren Genius, wir ein ewiges Muster classischer Poesie unserer Literatur, eine Iphigenie Goethe's, besitzen. Die von dem Herrn Herausgeber, Dr. Adolf Stahr, beigegebene einleitende Abhandlung kann hierbei den Lesern die besten Dienste leisten, und ist insbesondere dieselbe auch jüngern Verehrern der Goethe'schen Poesie als Anleitung zu weitern ähnlichen Forschungen zur Bildung und Förderung ihres Geschmackes zu empfehlen. Eine höchst interessante Beigabe und passende Zierde des Werkes ist der Stahlstich von Goethe's Portrait aus dem Jahre 1779 nach May's Ölgemälde. Durch den schon in diesem Betracht höchst billigen Preis wird gewiß die unterzeichnete Buchhandlung ihren Zweck, allen Besitzern der Goethe'schen Werke und sonstigen Verehrern des großen Dichters die Anschaffung zu erleichtern, erreichen.

Schulze'sche Buchhandlung.

Eben ist versandt:

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von

Oswald Marbach.

Frühling, 1839. Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner u. d. Herausgeber. 8. XIV u. 277 S. Velinp. elegant broschirt.

Leipzig, **Hinrichs.** 1 Thlr. 8 Gr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

The complete Works
of *Charles Dicken's* (Boz).
Vol. I. and II.
containing
the posthumous papers of the
Pickwick Clubb.

A faithful record of the perambulations, perils, travels, adventures and sporting transactions of the corresponding members.

Subscriptions-Preis 2 Thlr.

Die übrigen Werke dieses ausgezeichneten Schriftstellers werden in dieser schön gedruckten Sammlung in kurzen Zeiträumen nachfolgen.

Auch ist eine neue Auflage des ersten Bandes von

E. L. Bulwer's complete Works
containing
Pelham or the adventures of a Gentleman

erschienen, und nun die sämmtlichen Werke wieder vollständig in 16 Bänden zum Subscriptions-Preise à 1 Thlr. für den Band zu haben.

Leipzig, Friedrich Fleischer.

In der **Universitäts-Buchhandlung** zu Kiel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chemisch-physiologisches

System der Pharmakodynamik
von
Dr. *W. Grabau.*
2ter Theil: Organische Stoffe.
Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser behandelt die Pharmakodynamik physiologisch. Sie hört damit auf, ein bloßes Repertorium zu sein und wird Wissenschaft. Darum verlangt freilich dies Werk Studium, was Solchen, die in der Naturforschung des Denkens nicht überhoben zu sein glauben, nicht unbequem erscheinen kann.

Kiel, 1839.

Universitäts-Buchhandlung.

Im Verlage von **G. P. Aderholz** in Breslau ist soeben erschienen:

Die christlich-kirchliche

Alterthumswissenschaft,
theologisch-kritisch bearbeitet von
Prof. Dr. Wilh. Böhmer.
Zweiter Band.

A. u. d. T.: „Die öffentliche Gottesverehrung nebst den äußeren Lebens- und disciplinarischen Formen der alten Christenkirche."

Gr. 8. 32 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erste Band unter dem besondern Titel: „Die socialen Verhältnisse der christlichen Kirche alter Zeit" erschien im Jahre 1836. Das Werk ist mit 2 Bänden (60 engedruckten Bogen) vollendet und kostet 4 Thlr. 20 Gr.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Populaire Astronomie.
Aus dem Englischen des
John Fr. William Herschel
übersetzt von
Dr. Julius Michaelis.

8. Mit 79 Holzschn. und 3 Kupfert. Ladenpr. 2 Thlr.

Der Verleger glaubt das Buch durch keine wirksamere Empfehlung einführen zu können, als durch den Abdruck nachstehender Worte zweier hochgeachteten Gelehrten darüber:

Sie wünschen für die in Ihrem Verlage erschienene Übersetzung der populairen Astronomie des jüngern Herschel ein Wort der Empfehlung. Daß das Werk eines der berühmtesten jetzt lebenden Astronomen und Physiker an sich einer solchen nicht bedarf, versteht sich wol von selbst. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß, ungeachtet des Reichthums unserer Literatur an vortrefflichen Schriften dieser Art, wir doch überzeugt sind, daß Herschel's Popularität, die mit großer Gründlichkeit und Tiefe doch immer Anschaulichkeit der Darstellung und Präcision des Ausdrucks zu verbinden weiß, neben derjenigen eines Schubert, Brandes, Littrow u. A. eine ehrenvolle Stelle wird einnehmen können, und daß insbesondere alle Freunde der Sternkunde, die neben den theoretischen Betrachtungen und Ergebnissen auch von der praktischen Seite dieser Wissenschaft einige Kenntniß zu erlangen wünschen, durch die zwar kurze aber faßliche Beschreibung der wichtigsten astronomischen Instrumente und ihres Gebrauchs sich sehr befriedigt finden werden. Die Übersetzung ist gewandt und mit Sachkenntniß abgefaßt und macht den Eindruck eines Originals. Die trefflichen Holzschnitte und Kupferstiche aber, die dem Buche zur wahren Zierde gereichen, sowie die übrige Eleganz der Ausstattung, müssen selbst den größten Ansprüchen genügen.

Leipzig, den 5. December 1838.

A. F. Möbius, Prof. der Astronomie. **M. W. Drobisch,** Prof. der Mathematik.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Nordamerikas
sittliche Zustände.

Nach eigenen Anschauungen
in den
Jahren 1834, 1835 und 1836,
von
Dr. N. H. Julius.

Zwei Bände.

Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses ebenso wichtigen als anziehenden Werks führen die Überschriften: Boden und Geschichte, Religiöses, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Volk und Gesellschaft, Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerikas seiner Betrachtung unterstellt.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. IX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Die Theilnahme des Publicums für diese Zeitung hat sich auch in diesem Jahre wieder bedeutend gesteigert, und sie dürfte jetzt zu den gelesensten deutschen Zeitungen zu zählen sein. Redaction und Verlagshandlung sind unablässig bemüht, den Werth des Blattes immer mehr zu erhöhen, und finden ihr Streben durch allseitige Anerkennung belohnt.

Mit dem 1. April beginnt das neue vierteljährliche Abonnement, auf das durch alle resp. Postämter und Zeitungsexpeditionen Bestellung gemacht werden kann. Der Preis beträgt seit der Ermäßigung des Preises in **Sachsen** vierteljährlich nur 2 Thlr., in **Preußen** 2 Thlr. 22½ Sgr., in den übrigen Staaten aber wird solcher nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht.

Inserate aller Art, für deren schnelle Verbreitung Leipzigs Lage besondere Vortheile darbieten möchte, finden ihre Stelle stets in dem **Hauptblatte,** und der Raum einer Zeile wird mit 1½ Gr. berechnet.

☞ **Von dem ersten Vierteljahr, October bis December 1837, und dem zweiten Jahrgang 1838, sind noch einige Exemplare, mit vollständigem Register und Titel, zu erhalten.**

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität **Halle-Wittenberg** im Sommer-Halbjahre vom 22. April bis 21. September 1839 zu haltenden Vorlesungen und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

a) Wissenschaften überhaupt.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor.

b) Besondere Wissenschaften.

I. Theologie.

Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums trägt Hr. Prof. Franke vor. — *Hermeneutik* lehrt Hr. Prof. Fritzsche. — *Biblische Archäologie des A. und N. T.* trägt Hr. Prof. Rödiger vor. — *Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T.* trägt Hr. Dr. Tuch vor; auch liest Derselbe über *Moses als Verfasser des Pentateuchs.* — Von Büchern des A. T. werden erklärt: *die Genesis und die kleinen Propheten* vom Hrn. Prof. Rödiger; *das Buch Hiob* vom Hrn. Dr. Tuch.; *die Weissagungen des Jesaias* vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius. — *Eine historisch-kritische Einleitung in die Bücher des N. T. sowie die Schriften der apostolischen Kirchenväter* trägt Hr. Prof. Niemeyer vor. — *Eine übersichtliche Einleitung in das N. T.* gibt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — *Schwierige Capitel des N. T. in grammatischer Hinsicht* erläutert Hr. Prof. Dähne. — Von Büchern des N. T. werden erklärt: *die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas* vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck und Hrn. Prof. Niemeyer; *die Briefe an die Römer, den Timotheus, Titus, Philemon und die Hebräer* vom Hrn. Prof. Wegscheider; *der Brief Jacobi* von Ebendemselben in lateinischer Sprache. — Über *die Bergpredigt* liest Hr. Cons.-Rath Tholuck; über *die Leidens- und Auferstehungsgeschichte* Hr. Prof. Niemeyer. — *Exegetisch-homiletisch-praktische Vorträge über einzelne Abschnitte des Evangelii Lucä* hält Hr. Prof. Marks. — *Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil* lehrt Hr. Cons.-Rath Gesenius; *derselben zweiten Theil von Gregor VII. bis auf unsere Zeiten* Hr. Prof. Dähne. — *Allgemeine Dogmengeschichte* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo; *neuere Dogmengeschichte* trägt Ebenderselbe vor. — *Dogmatische Theologie* trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck und Hr. Prof. Fritzsche vor. — *Christliche Moral* lehrt Hr. Prof. Wegscheider. — *Die Geschichte der geistlichen Poesie* erzählt Hr. Prof. Marks. — *Homiletik und Geschichte derselben* trägt Ebenderselbe vor; *Theoretisch-praktische homiletische Übungen* leitet Ebenderselbe und Hr. Prof. Franke. — *Katechetik* lehrt Hr. Prof. Franke.

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius *die Übungen der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider *in der des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck *die Übungen der dogmatischen,* Hr. Cons.-Rath Thilo *die der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks *die homiletischen und liturgischen,* und Hr. Prof. Fritzsche *die katechetischen Übungen der Seminaristen.*

Digitized by Google

Übungen im Interpretiren des N. T. leitet Hr. Prof. Fritzsche. — *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebenderselbe; über *Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Prof. Wilda vor. — *Philosophie des Rechts* lehrt Hr. Geh. Justizrath Henke. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* trägt Hr. Prof. Witte vor; *Institutionen des römischen Rechts* lehrt Hr. Dr. Pfotenhauer; auch lesen Dieselben über *das altrömische Gerichtsverfahren.* — *Die Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; *das Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer. — *Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte* trägt Hr. Prof. Wilda vor. — *Das Volksrecht der Salischen Franken* erklärt Hr. Prof. Laspeyres. — *Deutsches Privatrecht* trägt Hr. Prof. Dieck nach seinem Grundriss, und Hr. Prof. Wilda vor; auch liest Ersterer über *das Recht des Adels- und Bauernstandes.* — *Preussisches Civilrecht* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer und Hr. Prof. Witte vor. — *Lehnrecht* lehrt Hr. Geh. Justizrath Pernice. — *Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten* trägt Hr. Geh. Justizrath Pernice vor; auch liest Derselbe über *die Verfassung des deutschen Reiches.* — *Gemeines und preussisches Criminalrecht* lehrt Hr. Geh. Justizrath Henke; auch hält Derselbe *ein Examinatorium über Criminalrecht.* — *Kirchenrecht* lehrt Hr. Prof. Dieck. — *Gemeinen und preussischen Civilprocess* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor; *Criminalprocess* Hr. Geh.-Justizrath Henke. — *Übungen in der juristischen Praxis* leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer. — *Gerichtliche Arzneikunde* lehrt Hr. Prof. Hohl.

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Encyklopädie und Methodologie des medicinischen Studiums trägt Hr. Prof. Friedländer nach seinem Lehrbuche vor. — *Anthropologie* lehrt Hr. Prof. Hohl. — *Der Zootomie zweiten Theil oder vergleichende Splanchnologie, Angiologie und Neurologie sowie Osteologie und Syndesmologie* trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Pathologische Anatomie* lehrt Ebenderselbe, auch trägt Derselbe *Physiologie*, verbunden mit *Experimenten und Demonstrationen*, vor. — *Über die Heilkraft der Natur* liest Hr. Dr. Rosenbaum. — *Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie* lehrt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg und Hr. Dr. Rosenbaum; auch liest Ersterer über *Pathologie der Haut, der Lungen und des Herzens.* — Über *die Pulsation und deren Zeichen* liest Hr. Dr. Mayer; auch lehrt Derselbe *die Auscultation und Percussion bei Krankheiten der Brust und des Unterleibes.* — *Pastoralmedicin* lehrt Hr. Dr. Rosenbaum; auch liest Derselbe über *die preussische Medicinalverfassung.* — *Akiurgie*, verbunden mit *einem Cursus chirurgischer Operationen*, trägt Hr. Prof. Blasius vor. — Über *ausgewählte Capitel der Opkthalmologie* liest Hr. Prof. Blasius; auch hält Derselbe *theoretisch-praktische Vorträge über Augenoperationen.* — *Theorie und Praxis der Geburtshülfe* lehrt Hr. Prof. Niemeyer. — Über *die Krankheiten der Kinder* liest Hr. Prof. Hohl. — *Pharmakologie*, verbunden mit *praktischen Demonstrationen*, trägt Hr. Prof. Friedländer vor; *Pharmakologie und Receptirkunst* Hr. Dr. Krahmer; auch lehrt Derselbe *Toxikologie*, erläutert durch *Experimente und Demonstrationen.* — *Die officinellen Pflanzen in der preussischen Pharmakopöe* erläutert Hr. Dr. Sprengel.

Die medicinisch-klinischen Übungen leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen* Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Entbindungskunst* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akademischen Entbindungsanstalt, und Hr. Prof. Hohl. — *Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger.

Examinatorien und Repetitorien halten Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg und die Herren Professoren Niemeyer und Hohl, sowie Hr. Dr. Rosenbaum in lateinischer Sprache.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Eine Einleitung in die Philosophie trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Der Geschichte der Philosophie ersten Theil (Geschichte der antiken Philosophie)* lehrt Ebenderselbe. — *Empirische Psychologie* lehrt Hr. Prof. Gerlach. — *Logik* trägt Hr. Prof. Hinrichs nach seinem Lehrbuche vor. — *Logik und Metaphysik* lehren die Herren Professoren Gerlach und Erdmann. — *Ästhetik* trägt Hr. Prof. Hinrichs vor. — Über *das Komische, mit besonderer Rücksicht auf die neueste Poesie* liest Hr. Dr. Ruge. — *Naturphilosophie* tragen die Herren Professoren Kämtz und Schaller vor. — *Morphologie der Natur* lehrt Hr. Prof. Hinrichs. — *Religionsphilosophie* lehren die Herren Professoren Ulrici und Schaller.

Die Übungen der Mitglieder im königl. pädagogischen Seminarium leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Die Elemente der Mathematik lehrt Hr. Prof. Sohncke; auch trägt Derselbe *eine Einleitung in die Lehre von den elliptischen Functionen* vor. — *Allgemeine Arithmetik und Algebra bis zu den Gleichungen des vierten Grades* lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Analytische Geometrie* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor; auch erläutert Derselbe *einzelne ausgesuchte Aufgaben der Statik.* — *Differential- und Integralrechnung* lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Analytische Mechanik* tragen die Herren Professoren Rosenberger und Sohncke vor. — Über *Feldfortification* liest Hr. Generalmajor Dr. von Hoyer.

VI. Naturwissenschaften.

Über *Elektricität und Magnetismus mit Anwendung der Mathematik* liest Hr. Prof. Kämtz. — *Experimentalphysik* nach Baumgartner's Lehrbuche, sowie *Elektrochemie* trägt Hr. Prof. Schweigger vor. — *Geognosie* trägt Hr. Prof. Germar vor. — *Mineralogie* lehrt Ebenderselbe nach seinem Handbuche; auch hält Derselbe *Demonstrationen aus dem Gebiete der gesammten Mineralogie.* — Über *Gräser und Halbgräser* liest Hr. Prof. von Schlechtendal. — *Den ersten Theil der Pflanzenkunde*, nämlich: *Organographie, Anatomie und Physiologie*, verbunden mit *Demonstrationen und Excursionen*, trägt Ebenderselbe vor. — *Zoologie* trägt Hr. Prof. Burmeister vor. — *Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akademischen Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger mit besonderer Rücksicht auf die Mitglieder seines physikalisch-chemischen Seminars, welche Derselbe auch zu Übungen in physikalischen Vorträgen veranlassen wird. — *Botanische Übungen* leitet Hr. Prof. von Schlechtendal. — *Botanische Excursionen* veranstaltet Hr. Dr. Sprengel; auch hält Derselbe *Examinatorien und Repetitorien über das Gesammtgebiet der Philologie.* — *Praktische zoologische Übungen* veranstaltet Hr. Prof. Burmeister.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Encyklopädie der Staats- und Kameralwissenschaften trägt Hr. Prof. Eiselen vor. — *Finanzwissenschaft* lehrt Ebenderselbe. — *Forsttechnologie* trägt Hr. Dr. Buhle vor; auch liest Derselbe *über den ökonomischen Nutzen der Hausthiere.*

VIII. Historische Wissenschaften.

Alte Universalgeschichte lehrt Hr. Geh. Hofrath Voigtel. — *Der Universalgeschichte zweiten Theil, oder die Geschichte des Mittelalters* trägt Hr. Prof. Leo nach seinem Lehrbuche vor. — *Die Geschichte der neuesten Zeit* lehrt Hr. Dr. Röpell. — *Über das Kriegswesen der Alten und die Fortschritte desselben bis zur neuern Zeit* liest Hr. Generalmajor Dr. von Hoyer. — *Die Geschichte und Statistik der Vereinigten Staaten von Nordamerika* trägt Hr. Prof. Eiselen vor.

Die Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) *Classische Philologie:* Griechische und römische Literatur.

Die älteste Literatur- und Kunstgeschichte trägt Hr. Prof. Raabe vor. — *Griechische Grammatik* lehrt Hr. Prof. Pott — Von Werken *griechischer Schriftsteller* werden erklärt: *Pindar's Pythia* vom Hrn. Prof. Meier; *die Ritter und Wolken des Aristophanes* vom Hrn. Prof. Bernhardy; *Theokrit's Idyllen* vom Hrn. Prof. Pott; *die Hekabe des Euripides* vom Hrn. Dr. Stäger. — *Die Geschichte der römischen Literatur* trägt nach seinem Lehrbuche Hr. Prof. Bernhardy vor. — Von Werken *lateinischer Schriftsteller* werden erklärt: *der Trinummus des Plautus* vom Hrn. Prof. Meier; *das erste Buch der Oden des Horaz* vom Hrn. Prof. Raabe; *die Germania des Tacitus* vom Hrn. Prof. Wilda.

Im *königl. philologischen Seminarium* werden die Mitglieder *im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Professoren Meier und Bernhardy unterrichtet und geübt, und zwar hat Ersterer *einige Satiren Juvenals*, Letzterer *den Ödipus des Sophokles* zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

Paläographie der orientalischen Völker trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — *Die hebräische Grammatik* lehrt Hr. Dr. Tuch. — *Die arabische Sprache* lehrt Hr. Prof. Rödiger; auch erläutert Derselbe *Lokman's Fabeln* nach der zweiten von ihm besorgten Ausgabe. — *Die Elemente der persischen Sprache* trägt Ebenderselbe vor. — *Das Indische Gedicht Nalis* erklärt Hr. Prof. Pott.

3) Neue abendländische Sprachen.

Dante's „Inferno" erklärt Hr. Prof. Blanc. — *Sprechübungen im Italienischen und Spanischen* leitet Hr. Hofrath Hollmann. — *Die französische und spanische Sprache* lehrt Ebenderselbe. — *Einige Komödien Molière's* erläutert Hr. Prof. Blanc. — *Die englische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erbietet sich Derselbe *zum Privatunterricht im Griechischen, Lateinischen und Hebräischen. — Geschichte der deutschen Literatur (ersten Theil) bis zum Ende des dreissigjährigen Kriegs* trägt Hr. Prof. Leo vor; auch erläutert Derselbe *Wackernagel's Chrestomathie.*

X. Schöne und gymnastische Künste.

Die Geschichte der kirchlich-christlichen Kunst trägt Hr. Prof. Ulrici vor. — *Die Theorie und Geschichte der neuern Malerei* trägt Hr. Prof. Weise vor; auch liest Derselbe über *die Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei. — Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilen die akademischen Zeichnenlehrer Hr. Schumann und Hr. Herschel. — *Die Geschichte der Kirchenmusik* trägt Hr. Musikdirector Dr. Naue vor; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange. — Den Generalbass* lehrt Ebenderselbe, und erbietet sich zugleich zu *Privatunterricht in der Musik.*

Die Reitkunst lehrt Hr. Stallmeister André. — *Unterricht in der Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Professoren Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter interimistischer Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalrath Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Geh. Justizrath Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet; die *ungrische National-Bibliothek*, unter Aufsicht der Herren Custoden, Mittwochs von 1—2 Uhr. — IV. Die *akad. Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung des thüringisch-sächsischen Vereins* zeigt Hr. Bibliothek-Secretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum*, sowie *die Meckelschen Sammlungen*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. *Physikalisches Museum* und *chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten* und *Herbarium*, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Burmeister und Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Eben ist versandt:

Der Missionär.

Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta.

Von

Karl Jäger,

ehemal. Secretair und Reisebegleiter des Fürsten Pückler-Muskau.

16½ Bog. 8. Leipzig, **Hinrichs.** 1839. In Umschlag 1 Thlr. 4 Gr.

In Paris ist erschienen und kann durch jede Buchhandlung von uns bezogen werden:

MÉMOIRES

d'un étranger,

ou

Vingt ans à Paris.

Livr. 1—5 ou feuille 1—5.

In-8. Paris. Jede Lieferung 8 Gr.

Weniger in Paris als in **Deutschland, Holland** und **Norwegen** ist der Schauplatz der bisher mitgetheilten witzigen Reminiscenzen, Träumereien und Curiosa, deren Verfasser man in Deutschland errathen dürfte.

Leipzig, im März 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1839
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. VIII.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*8. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes drittes Heft und folgende. Gr. 8.

Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr., das erste und zweite Heft des zweiten Bandes jedes 16 Gr.

*9. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr.

10. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Diese Fortsetzung wird zunächst Cervantes' Novellen enthalten. Bisher erschienen:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übersetzt von Soltau. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Deinhardstein. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Jacopo Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr. — XXIII—XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Cervantes, mit einer Einleitung von L. Tieck. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV—XXVI. Die Verlobten von Manzoni, übersetzt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. — XXVII. Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife von Cazotte, übersetzt von Bülow. 16 Gr.

Die ersten 22 Bände dieser Sammlung sind im Preise herabgesetzt und kosten anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur 8 Thlr.

*11. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritten Bandes sechste Lieferung und folgende. Vierten Bandes erste Lieferung und folgende. Gr. 4. Geh. Preis jeder Lieferung 6 Gr.

Durch die Veranstaltung, daß der dritte Band, die Artikel von M—R, und der vierte Band, die Artikel von S—Z enthaltend, gleichzeitig gedruckt werden, sieht die Vollendung des Werks nun bald zu erwarten, ohne daß die raschere Förderung der Lieferungen eine Verminderung der Sorgfalt der Redaction in Hinsicht auf die Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Artikel zu Folge haben soll.

Der erste Band, A—E (92 Bogen mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten), kostet 3 Thlr.; der zweite Band, F—L (101½ Bogen mit 368 Abbildungen und 11 Landkarten), 3 Thlr. 9 Gr. — Vom ersten und zweiten Bande sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband mit 8 Gr. besonders berechnet wird.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

*12. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Neuntes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Velinpapier 18 Gr.

Mit dem achten Hefte ist der erste Band dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werks beendigt, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen. Er kostet auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 4 Thlr., auf Velinpapier 6 Thlr.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, die im Jahre 1837 beendigt wurde, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 15 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem

neuen Abonnement,

in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen. — Über das Universal-Register zur achten Auflage vgl. Nr. 36.

*13. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der grossen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinern Classen enthalten.

*14. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von A. G. Schweitzer. In zwei Bänden. Ersten Bandes zweite Abtheilung und zweiter Band. Mit Holzschnitten. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung des ersten Bandes, mit 36 Holzschnitten (1838), kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*15. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Zwei-undreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Sechszehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. C. Meier und L. F. Kämtz. Zweiter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*16. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *G. F. Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Subscriptionspreis jedes Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Der erste Band: A—K, in 6 Heften (1838), kostet 5 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Durch alle **Postämter, Zeitungsexpeditionen** und **Buchhandlungen** ist von dem Unterzeichneten zu beziehen:

Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister für den Jahrgang 1838 der Leipziger Allgemeinen Zeitung.

Preis 8 Gr.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Auf dem hiesigen Hoftheater sind folgende neuere Stücke mit dem größten Beifall aufgeführt worden:

Répertoire du théâtre français à Berlin:

136. Scribe. Salvoisy. 6 Gr. Zoé. 4 Gr.
174. Léonce. Une position délicate. 6 Gr.
177. Ancelot. Vouloir, c'est pouvoir. 1/3 Thlr.
178. Bayard. Le père de la débutante. 1/3 Thlr.
179. Théaulon. La comtesse de tonneau. 1/3 Thlr.
180. Scribe. Les indépendants. 1/3 Thlr. Clermont. 6 Gr.
182. Desnoyer. L'Epée de mon père. 4 Gr.
183. Rosier. Une femme raisonnable. 1/3 Thlr.
191. Théaulon. Sans nom. 4 Gr. Jean. 1/3 Thlr.
198. Bayard. Les deux manières. 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen zu haben.
Berlin.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg.

Im Verlage der **Schweighauser**'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen und durch alle deutschen Buchhandlungen zu beziehen:

Fischer, Fr. (Prof. in Basel), Der Somnambulismus. Erster Band: Das Schlafwandeln und die Vision. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Dieses Werk können wir jedem Gebildeten empfehlen, der sich für die Räthsel des Nachtwandelns, der Visionen, der Gespenster, des thierischen Magnetismus und Hellsehens, der Besessenheit u. dgl. interessirt und eine vernünftige Einsicht in diese merkwürdigen Erscheinungen sucht, mit denen moderner Aberglaube wieder ein so täuschendes Spiel treibt. Dasselbe ist klar und verständlich geschrieben, die Darstellung anziehend und lebendig, sodaß die Lecture ebenso unterhaltend als belehrend sein wird. Wer gründlich von Geistern und Gespenstern erlöst sein will, nehme dieses Buch zur Hand; denn diese Erscheinungen, welche so viele glaubwürdige Personen in gewissem Sinne wahrhaft erlebt haben, werden hier nicht leichthin als bloße Einbildung geleugnet, sondern als krankhafte Zustände erklärt. Die beiden folgenden Bände, die von dem ersten nicht getrennt und ihm an Umfang ungefähr gleichkommen werden, erscheinen binnen wenigen Wochen; sie behandeln: den Magnetismus, das Hellsehen und das Besessensein.

Bei **Wilhelm Einhorn** in *Leipzig* ist nachstehendes empfehlungswerthe botanische Werkchen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlüssel zur Botanik

nach

Linné's System

in Classen und Ordnungen.

Für

Gymnasien und zum Selbstunterricht

entworfen

von

M. B. TERMO.

Nebst einer bildlichen Uebersicht aller Classen und Ordnungen auf einem Tableau.

Cartonn. schwarz 16 Gr., illumin. 1 Thlr.

Den jüngern Freunden der Botanik wird hier ein kleiner Wegweiser übergeben, der für den Anfang hinreichend sein wird, sie in jene Wissenschaften einzuführen und sie zugleich in den Stand setzt, mit Leichtigkeit Pflanzen nach den verschiedenen Classen und Ordnungen einzutheilen. Das Werkchen ist besonders als Begleiter auf botanischen Excursionen zu empfehlen und wird zugleich Vielen ein zwar kurzgefasstes, aber demungeachtet hinreichendes Repetitorium sein.

Subscriptions-Anzeige.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erscheint in diesem Jahre:

Wilhelm Traugott Krug,

gesammelte philosophische Schriften

in 3 bis 4 Bänden gr. 8.

Subscriptionspreis für jeden Band 1½ Thlr.
Ladenpreis bis Ausgabe des Werks eintretend 2 Thlr.

Es schließt sich diese Sammlung ganz den bereits gesammelt erschienenen theologischen und juridischen Schriften des Verfassers an. Eine gedruckte Anzeige wird in allen Buchhandlungen ausgegeben.

Auf Kosten der Regierung erscheint in Paris und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Collection orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque royale traduits et publiés par ordre du roi. Vol. II. — Le livre des rois par ***Abou 'lksim Firdousi,*** publié, traduit et commenté par ***Jules Mohl.*** Royal-Folio. Paris. 37 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band dieser kostbaren Sammlung enthält:

Raschid-Eldin, Histoire des Mongols de la Perse. Paris. 1837. 37 Thlr. 8 Gr.

Introduction à l'histoire de France, ou Description physique, politique et monumentale de la Gaule jusqu'à l'établissement de la monarchie, par ***Achille de Jouffroy*** et ***Ernest Breton.*** Avec un Atlas de 48 planches. Paris. 32 Thlr.

Leipzig, im März 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In Commission ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gute Botschaft von Christo.

Eine Sammlung Predigten
gehalten von
Eduard Neander.

8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist nun vollständig erschienen:

Geschichte der kirchlichen Unionsversuche

seit der Reformation
bis auf unsere Zeit
von Superintendent **C. M. Hering.**

2 Bände. Gr. 8. 5 Thlr.

Auf die Gediegenheit und Wichtigkeit dieses Werkes haben schon so viele öffentliche Stimmen aufmerksam gemacht, daß etwas Weiteres, als die Anzeige, daß das Werk nun vollständig ist, hinzuzufügen, wol überflüssig sein dürfte.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt:

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 30ster und 31ster Theil.
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 15ter Theil.
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 10ter und 11ter Theil.

Es ist mir möglich geworden, von diesem wichtigen Werke im vorigen Jahre fünf Theile zu liefern, was dem Publicum den Beweis geben wird, daß ich keine Anstrengung scheue, um die Encyklopädie rasch zu fördern und ihrem Ende näher zu bringen. Wie reichhaltig diese Theile an wichtigen und interessanten Artikeln sind, wird die nachstehende Übersicht zeigen, die einige der bedeutendsten nennt:

Aus der ersten Section: Eberstein von *v. Boyneburg-Lengsfeld*; Ebert von *Falkenstein*; Eberlin und Eck von *Erhard*; Ebioniten von *Dähne*; Echinococcus und Echinorrhynchus von *Creplin*; Ecke (mathematisch) von *Gartz*; Eckmühl (Schlacht und Fürst von) von *Heymann*; Eclipta von *Sprengel*; Edda von *Wachter*; Edessa von *Tuch* und *Witzleben*; Eduard (König von Portugal) von *Herrmann*; Eduard (Könige von England) von *Eiselen*; Ehe (juristisch) und Ehre mit den Zusammensetzungen von *Buddeus*; Ehe (ethnographisch) von *Richter*; Ehsten und Esthland von *Petri*; Egoismus von *Gruber*.

Aus der zweiten Section: Ibn mit den Zusammensetzungen von *Flügel*; Ichthyologie von *Thon*; Idealismus von *Bachmann*; Jeremia von *Rödiger*; Jerusalem (Geschichte) von *Crome*; Jerusalem (Königreich) von *Röse*; Jesaias von *Hoffmann*; Jesus von *Märtens*; Jesuiten von *Rauschnick*.

Aus der dritten Section: Palestrina und Pantomimische Kunst der Neuen von *Fink*; Pallavicini und Papstwahl von *Stramberg*; Pallas (Planet), Parabel (mathematisch), Parrallel von *Sohncke*; Pallas-Athene von *K. O. Müller*; Pallium von *Rheinwald*; Pamfili-Doria Palazzo von *Braun*; Pamphylia, Pannonia, Paphlagonia, Papyrus von *Krause*; Panathenäen, Parasiten von *Meier*; Panathenäische Vasen von *H. A. Müller*; Pancration von *Haase*; Pantomimische Kunst der Alten von *Grysar*; Pantheon von *Eckstein*; Pantheismus von *Schaller*; Papier von *Fischer* und *Keferstein*; Papiergeld von *Bosse*; Papilio von *Thon*; Papstthum von *Rettberg*; Paracelsus von *Escher*; Paraguay von *Pöppig*; Paradies von *Tuch*; Parcival von *Wachter*.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 5 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., Neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. Gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. Gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit 6 Tabellen. Gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— —, Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9ter Jahrgang für 1838. Herausgegeben von Dr. A. Weinlig. In wöchentlichen Lieferungen. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4ter Jahrgang für 1838. Herausgegeben von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in-8. avec atlas de 58 planches gravées. St.-Pétersbourg 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akademische Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— —, Historisch-literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. Cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., Die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 colorirten Kupfertafeln. Fol. Berlin 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 colorirten Kupfertafeln. Gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. Gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., Über den Pollen. Mit 13 colorirten Steintafeln. Gr. 4. St.-Petersburg 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., Populaire Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 5 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. Gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik—Logik. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. Gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., Über die Erkenntniss und Heilung des Skorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die k. k. russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St.-Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, Das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savants. Tome IV. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat. 1838. Schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illuminirt 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, Sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang.) Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. Gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III, IV. 4maj. 1838. 3 Thlr.

Für Freunde **spanischer** Literatur.

Das schönste Lustspiel neuerer Zeit: **El Si de las niñas, por *Moratin***, ist soeben (Verlag von **C. Leibrock** in Braunschweig) in einer sehr empfehlenswerthen Ausgabe erschienen. Dieselbe enthält auch biographische Nachrichten über den Dichter, Erklärung aller schwierigen Wörter und Hinweisungen auf Synonymik, vom Herrn Lector **F. M. Melford** in Göttingen. Preis 16 Gr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1839

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. IX.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*17. *Ersch* (*Johann Samuel*), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste.

Der Druck des Textes, den Herr Prediger C. L. Reso in Halberstadt bearbeitet hat, ist mit dem 34. Bogen beendigt. Die Nachträge und die Register hat ein Anderer zu liefern übernommen und ich darf nun mit Bestimmtheit versprechen, diese Abtheilung endlich in diesem Jahre auszugeben.

18. Gaea norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von *B. M. Keilhau*. Zweites Heft. Mit Tafeln. Christiania. Fol.

Das erste Heft, mit 4 Tafeln (1838), kostet 6 Thlr.

19. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr. Der siebente Theil wird wahrscheinlich in diesem Jahre erscheinen können.

20. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller ꝛc. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. Zweiter Band, die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier.

Der Verfasser arbeitet ununterbrochen an dieser Fortsetzung, sodaß der Druck gleich nach dem Jahre 1840 wird beginnen können.

Der erste Band, die Literatur von 1823—34 enthaltend (1836—38), kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 16 Gr. Die frühern sieben Bände (1812—29) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

*21. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile. Mit Kärtchen und Plänen. 5tes Heft und folgende. 8.

Das erste Heft (1837, 12 Gr.) enthält als Brunnen- und Bader-Diätetik das Allgemeine über die Mineralquellen und ihre zweckmäßige Benutzung, und dient zugleich zur Vervollständigung der einzelnen Monographien; das zweite Heft (1837, 20 Gr.) enthält die Beschreibung der Heilquellen von Böhmen und Mähren; das dritte Heft (1838, 16 Gr.) die Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz; das vierte Heft (1838, 1 Thlr.) die Nord- und Ostseebäder. Zunächst werden die Bäder am Nieder- und Oberrhein und die Taunusbäder beschrieben werden. — Vgl. Nr. 41 und 42.

23. *Löffler* (*Franz Adam*), Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1837) kostet 3 Thlr.

*25. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Dritter bis fünfter Theil. Gr. 12. Geh.

Diese neuen Mittheilungen des Verfassers werden Beiträge zur Geschichte Europas vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83) enthalten. Der erste Theil: „Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart" (1836), und der zweite Theil: „König Friedrich II. und seine Zeit" (1836), kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.

24. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

25. *Ross* (*Ludovicus*), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.

Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

26. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*27. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Elfter oder Neue Folge erster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Cart.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf

5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste bis zehnte aber kosten wie bisher jeder 2 Thlr.

*28. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Vierter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Der erste Jahrgang, mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr.; der zweite Jahrgang, mit 5 Kupfern und einem Facsimile, 3 Thlr.; der dritte Jahrgang, mit 3 Kupfern, 2 Thlr. 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1839
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. X.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

*29. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1840. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania begann eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen frühern neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, C. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Ohlenschläger, Pösgaru, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Stägvola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Ohlenschläger, Dannecker, Zelter, Aegner, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler. — Der Jahrgang 1832, mit Lamartine's Bildniß, kostet sauber cartonnirt 1 Thlr. 12 Gr.; Lamartine's Bildniß besonders 8 Gr.

*30. **Winkler (Eduard)**, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Gr. 8. Zweites Heft und folgende. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Das erste Heft: Aal—Beringeria (1838), kostet ebenfalls 20 Gr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*31. Barthels (Friedrich), Die naturgemäße Behandlung der Schafwolle durch schwanenweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe. Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Methode des Verfassers hat sich schon mehrfach praktisch bewährt und überall die größte Aufmerksamkeit erregt. In diesem Werke legt er klar dar, wie er zu so überraschenden Resultaten gelangte, und gibt die genaueste, durch lithographirte Tafeln noch deutlicher gemachte Darstellung seines Verfahrens.

*32. Bericht vom Jahre 1839 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1835, 1836, 1837 und 1838 kosten jeder 10 Gr.

*33. **Busch (Dietr. Wilh. Heinr.)**, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf feinem Druck-Velinpapier.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens, ist bereits erschienen und kostet 3 Thlr. 20 Gr.

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreißigjähriger Erfahrung nieder und liefert seit A. C. von Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen und der zweite Band, womit der praktische Theil beginnt, ebenfalls noch in diesem Jahre erscheinen.

34. Cervantes Saavedra (Miguel de), Novellen. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Geh.

*35. Cobbett's (William) englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von Jakob Heinrich Kaltschmidt. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 27 Bogen. 18 Gr.

Diese neue Auflage der Cobbett'schen Sprachlehre ist in jeder Beziehung eine völlig umgearbeitete und verbesserte zu nennen, und sie wird durch ihre wahrhaft praktische Methode gewiß bald allgemeinen Eingang finden. Sie zeichnet sich zugleich durch eine gute typographische Ausstattung und einen ungemein billigen Preis aus.

Lehrern der englischen Sprache, die sich, bevor sie die Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden. —

*36. Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände. Gr. 8. Geh. Druckpapier 16 Gr., Schreibpapier 1 Thlr., Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die 18 Bogen in dreispaltigen Seiten des kleinsten Drucks weisen ungefähr 20,000 Personen und Gegenstände nach, über die kürzere oder ausführlichere, stets aber genügende, Mittheilungen in dem Werke sich finden. Über den Gebrauch dieses Universal-Registers sind in demselben die nöthigen Andeutungen gegeben. Der Preis ist möglichst billig gestellt und gern wird jeder Besitzer der achten Auflage des Conversations-Lexikons dieses Register, das die Brauchbarkeit des Werks so sehr erhöht und den erstaunenswerthen Reichthum desselben zeigt, sich anschaffen.

*37. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8.

Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte

Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. 3 Thlr.

*38. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe. Gr. 8.

Vgl. Nr. 17.

39. Gans (Eduard), Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Erster Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band dieser in den Jahren 1832—33 an der berliner Universität vor zahlreichen Zuhörern gehaltenen, für den Druck aber sehr umgearbeiteten Vorlesungen wird noch dem Verfasser des Verlegers Bestimmung nach im Laufe dieses Jahres erscheinen können.

*40. *Herder* (*Siegm. Aug. Wolfg.*, Freih. von), Der tiefe Meissner Erbstolln. Der einzige, den Bergbau der Freyberger Revier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. Nebst einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grund-Risse. Gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Das Werk des berühmten Verfassers war schon vor seinem Tode im Drucke beendigt und es wird jetzt gewiß die allgemeinste Theilnahme des bergbauenden Publicums erregen. Für die würdige Ausstattung des Werks sind keine Kosten gescheut worden.

*41. Hille (Karl Christian), Die Bäder am Nieder- und Oberrhein. Mit Kärtchen. 8. Geh.

*42. — —, Die Bäder am Taunus. Mit Kärtchen. 8. Geh.

Vgl. Nr. 21.

*43. Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

*44. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von *Friedrich Jakob Behrend*. Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Unter dem besondern Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von *Friedrich Jakob Behrend*. In sechs Lieferungen. Gross-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten, deren erste Lieferung bereits ausgegeben ist, bildet die erste Abtheilung der Ikonographischen Encyklopädie, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der oben genannten Herren in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt. Ausführlicher hat sich derselbe über das bedeutende Unternehmen auf dem Umschlage der ersten Lieferung ausgesprochen, worauf ich hier verweise.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten wird aus sechs Lieferungen bestehen und 30 colorirte Tafeln mit ungefähr 25 Bogen Text enthalten. Jeden Monat erscheint eine Lieferung. Haupttitel und Inhaltsverzeichniß folgen mit der letzten Lieferung, wo dann das Werk auch erst eingebunden werden kann. Jede Lieferung kostet 2 Thlr., die ganze Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten also 12 Thlr., und man macht sich immer nur zu einer solchen Abtheilung verbindlich.

Die nächsten Abtheilungen werden die Knochenbrüche und Verrenkungen (nicht colorirt) und die Syphilis (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Plutarchi Vitae Parallelae.

Ex Recensione

Prof. *Car. Sintenis.*

Vol. I. Gr. 8. Velin-Druckpapier. 3 Thlr.

Es ist ein Bedürfniss gewesen, von diesem wichtigen vielgelesenen Schriftsteller eine auf feste kritische Basis gegründete Textausgabe zu erhalten. Als solche glaubt der Verleger die eben erschienene von Prof. Sintenis empfehlen zu können. Der gelehrte Herausgeber, bereits durch mehre Ausgaben einzelner Biographien des Plutarch rühmlichst bekannt, dem ausser den gewöhnlichen Hülfsmitteln eine Menge neuere Vergleichungen wichtiger Handschriften zu Gebote standen, hat in dieser Ausgabe die Resultate seiner mehrjährigen Forschungen über Kritik des Textes niedergelegt, auch sämmtliche abweichende Lesearten der Manuscripte, sowie der schon benutzten und frühern Ausgaben, in den unter den Text befindlichen kritischen Noten auf das genaueste und zweckmässigste angegeben, die dem Kritiker einen vollständigen Apparat darbietet.

Gleichzeitig mit dieser grössern Ausgabe erschien als Schulausgabe:

Plutarchi Vitae parallelae selectae.

In usum scholarum recognitae

Car. Sintenis.

Gr. 8. Vol. I. 16 Bogen. 16 Gr.

Beide Ausgaben sind correct und schön gedruckt.

Die

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff*. Der Jahrgang von 12 Heften oder 3 Bänden. Mit Kupfern. Gr. 8. Geh. 9 Thlr. 8 Gr.

erscheinen wie seither auch in diesem Jahre regelmässig, und werden ihren allgemein anerkannten Werth zu behaupten wissen.

Der Jahrgang 1839 bildet den 122., 123., 124. Band der ganzen, oder den 46., 47., 48. Band der neuen unter Redaction des Hrn. Prof. *Poggendorf* erschienenen Folge.

Neu eintretenden Abonnenten wird bedeutende Preisermässigung für die frühern Jahrgänge hiermit zugesichert.

Das erste Heft dieses Jahrgangs ist erschienen und versandt.

Leipzig, im Februar 1839.

Joh. Ambr. Barth.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Leben Jesu.

Evangelien-Harmonie

in gebundener Rede

von

Friedrich Rückert.

8. In Umschlag broschirt. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Erstes Hauptstück. Geburt. Zweites Hauptstück. Das Lehramt. Drittes Hauptstück. Der Zug nach Jerusalem. Viertes Hauptstück. Tod und Auferstehung. Fünftes Hauptstück. Die erste Gemeinde.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Buchhandlung von **A. D. Geisler** in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hafed,

Trauerspiel in fünf Aufzügen von G. Kien. 8. 11 Bogen. Elegant broschirt. 16 Gr. netto.

Ein Recensent sagt über dies Buch: „Mit stets gespannter Aufmerksamkeit habe ich dies Trauerspiel gelesen, und muß gestehen, daß sowol die Handlung des Stückes, wie die reine Sprache, ausgezeichnet genannt zu werden verdient."

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1839
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. XI.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*45. Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses ebenso wichtigen als anziehenden Werks führen die Überschriften: Boden und Geschichte, Religiöses, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Volk und Gesellschaft, Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerikas seiner Betrachtung unterstellt.

Als Vorläufer zu diesem wichtigen Werke erschien eine kleine Schrift des Verfassers: „Die amerikanischen Besserungs-Systeme" (1837, 8 Gr.).

*46. Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Geh.

Der Druck des Sanskrittextes ist bereits beendigt und ich hoffe das Werk in diesem Jahre ausgeben zu können.

Ein Fragment hiervon: „Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa", erschien 1835 und kostet 6 Gr. Ein kritischer Text von „Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia", von demselben Herausgeber, kostet 1 Thlr.

*47. Lang (Johann Georg), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 48 Bogen. 1 Thlr.

Competente Richter haben über diese französische Sprachlehre ein so günstiges Urtheil gefällt und sie als so durchaus praktisch bezeichnet, daß ich nicht zweifle, sie werde bald eine große Verbreitung finden, wozu ich meinerseits durch eine zweckmäßige typographische Einrichtung und einen sehr billigen Preis nach Kräften beitrage.

Lehrern der französischen Sprache, die sich, bevor sie die Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

*48. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zwei Bände. Gr. 8.

Diese Bearbeitung ist in Übereinstimmung mit dem Verfasser durch Herrn von Raumer besorgt worden und sie wird vollständig noch in diesem Jahre erscheinen.

*49. Loebell (Johann Wilhelm), Gregor von Tours und seine Zeit in seinem Geschichtswerk. Gr. 8.

*50. Lutze (Arthur), Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht. 8. Geh. 12 Gr.

51. *Martens (Charles de)*, Nouvelles causes célèbres du droit des gens Deux volumes. Gr. 8. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

*52. Neander (Eduard), Gute Botschaft von Christo. Eine Sammlung Predigten. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr. (In Comm.)

*53. Reigebaur (J. F.), Handbuch für Reisende in Italien. Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Cart.

Diese dritte Auflage wird gewissermaßen als ein völlig neues Werk zu betrachten sein, so bedeutend sind die Zusätze und Verbesserungen, die nicht nur der Herr Verfasser, sondern namentlich auch mehre in Italien lebende deutsche Gelehrte dazu geliefert.

*54. *Passavant (J. D.)*, Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände Text in gr. 8. Mit einem Atlas in Gross-Folio. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Es freut mich anzeigen zu können, daß die Ausgabe dieses für jeden Kunstliebenden und Kunstfreund so wichtigen und interessanten Werks nahe bevorsteht. Der Druck des Textes ist so gut wie beendigt und die den Atlas bildenden Kupferstiche und Lithographien sind jetzt sämmtlich bis zum Abdruck fertig, der sich indeß nicht übereilen läßt. Wie von dem Herrn Verfasser auf den Text, so ward von mir die größte Sorgfalt auf eine würdige typographische und artistische Ausstattung gewendet.

Der erste Band wird das Leben der beiden Künstler enthalten, während der zweite Band ein Verzeichniß der Werke des großen Meisters nebst Beschreibungen und kritischen Nachweisungen über dieselben geben wird. Den Atlas werden folgende Platten bilden: 1. Rafael's Geburtshaus. 2. Altarblatt der Familie Buffi, nach einem Gemälde von G. Santi. 3. Rafael im Alter von drei und neun Jahren, nach Gemälden von G. Santi. 4. Rafael's Bildniß, nach einer Zeichnung von ihm selbst. 5. Rafael's Bildniß, nach einem Gemälde von ihm selbst. 6. Rafael's Geliebte, nach einem Gemälde Rafael's. 7. Bildniß Giuliano's de' Medici, nach einem Gemälde Rafael's. 8. Crucifix in der Galerie des Cardinals Fesch, nach einem Gemälde Rafael's. 9. Die Visionen eines Ritters, nach einem Gemälde Rafael's. 10. Christus auf dem Ölberge, nach einem Gemälde Rafael's. 11. Altarblatt der Familie Ansidei, nach einem Gemälde Rafael's in Blenheim. 12. Facsimile eines Sonetts von Rafael. 13. Plan der Peterskirche in Rom nach Rafael. 14. Façade von Rafael's Haus in Rom.

*55. Raumer (Friedrich von), Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Dies interessante Ergebniß der Reisen des Verfassers bildet die Fortsetzung der „Beiträge zur neuern Geschichte". — Vgl. Nr. 23.

*56. Rogge (Friedrich Wilhelm), Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

57. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8.

58. Urkunden des jetzigen geltenden Verfassungsrechts in der Ursprache mit historischen Einleitungen und Anmerkungen. Ergänzung und Fortsetzung des von Pölitz herausgegebenen Werkes: „Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit." Erster Band und folgende. Gr. 8.

Ich hoffe den ersten Band dieses für die Geschichte der neuesten Zeit so wichtigen Werkes noch dieses Jahr ausgeben zu können. Die zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage des oben erwähnten, von Pölitz herausgegebenen und mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen ver-

sehenen Werkes erschien 1832—33 und kostet 9 Thlr. 8 Gr. Der erste Band (4 Thlr. 20 Gr.) enthält die Verfassungen des deutschen Staatenbundes; der zweite Band (2 Thlr.) die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln; der dritte Band (2 Thlr. 12 Gr.) die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands.

*59. Zinkeisen (Joh. Wilh.), Leben des Generals Marquis de Lafayette. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

Ein großer Theil des Werks ist bereits gedruckt und ich hoffe durch den Verfasser in den Stand gesetzt zu werden, es noch in diesem Jahre ausgeben zu können. Es sind alle vorhandenen Materialien für diese Biographie benutzt worden.

Freunde gediegener und unterhaltender Lectüre erlaube ich mir aufmerksam zu machen auf eine

Sammlung

von

Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu äußerst vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Das Verzeichniß darüber ist in allen Buchhandlungen, welche nur noch auf kurze Zeit zur Gewährung der außergewöhnlichen Vortheile in Stand gesetzt sind, gratis zu erhalten.

Schließlich empfehle ich meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autorenregister versehenen

Verlagskatalog,

welcher soeben durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1838 vervollständigt ist und von jeder Buchhandlung auf Verlangen geliefert wird, einer gefälligen Beachtung.

Im Verlage von **Karl Wigand** in Wetzlar ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Mineralogie

oder Anleitung, die Mineralien auf eine leichte und sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. Für Schulen, Anfänger in der Mineralogie und Jeden, der ein gefundenes Mineral gern auf der Stelle nach Namen, Eigenschaften Benutzung ꝛc. kennen lernen möchte,

bearbeitet von

A. Herr,

Lehrer am königl. Gymnasium zu Wetzlar.

Mit 4 Steindrucktafeln und 1 Farbentafel. 27¼ Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

☞ Der als Naturhistoriker in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Verfasser übergibt unter obigem Titel unsern höhern Schulen, besonders Berg- und Gewerbsschulen, Forst- und ökonomischen Lehranstalten, auch Anfängern in der Mineralogie und Allen, welche durch Selbststudium diese Wissenschaft erlernen wollen, ein Handbuch, welches Jeden, der es gebraucht, auf dem angenehmsten und sichersten Wege zur Kenntniß der Mineralien führt. Wer dieses Buch in der Hand und einen Feuerstahl in der Tasche hat, der kann von einem ihm unbekannten Mineral in einigen Minuten, ja in noch viel kürzerer Zeit, Name, Beschreibung, Angabe des Gebrauchs ꝛc. auffinden. Er darf nur sein Buch fragen: Wie heißt dieses Mineral? und er erhält auf der Stelle die begehrte Antwort. Einfachheit, Klarheit und Bestimmtheit im Ausdrucke wie in der ganzen Bearbeitung des Stoffes geben, bei der erfoderlichen Genauigkeit und Vollständigkeit in der Angabe der Kennzeichen, diesem Buche einen eigenthümlichen Werth, und, hinsichtlich des Gebrauchs für Anfänger, einen entschiedenen Vorzug vor Allem, was unsere mineralogische Literatur darbietet. Das ist das Urtheil eines unserer ersten Naturforscher, der in unserm Staate ein sehr hochgestellter Gelehrter ist, und wir glauben daher diese Schrift mit gutem Gewissen bestens empfehlen zu können.

Wetzlar'sche Beiträge

für

Geschichte und Rechtsalterthümer

von

Dr. Paul Wigand.

1ster Band. 3tes Heft. Gr. 8. Geh. Preis 8 Gr.

Inhalt: Beiträge zur Geschichte des Schlosses Hohenfelms. — Der Büchernachdruck im 16. Jahrhundert. — Die Achtserklärung des Ritters Franz von Sickingen; u. s. w.

Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesammelte Erzählungen

von der

Verfasserin der Bilder des Lebens.

Erster Band.

35 Bogen.

8. Broschirt. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

Dürftigkeit und Überfluß, in zwei Doppelschilderungen. — Die Nacht im Juragebirge. — Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura. — Der schweizerische Pflanzer am Ohio.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. März. Nr. 309—313.

Nr. 309. *Hans Sachs. Die Gasbeleuchtung. (Beschluß.) Der Krösus von Botany-Bai. Die Taucherglocke. — **Nr. 310.** *Hans Sachs. (Beschluß.) Erdbeben im Jahre 1838. Das Leuchten thierischer und menschlicher Körper nach dem Tode. Die Wochentage. Von den Schutzmitteln gegen den Blitz. Der Indianersommer. — **Nr. 311.** *Milk. Die Theestaude in Ostindien. Die Vererbung der Hautfarbe. Der Sklavenmarkt in Kairo. *Francisco Goya. Von den Schutzmitteln gegen den Blitz. (Beschluß.) Die Meteoren in Griechenland. — **Nr. 312.** *Leopold, König der Belgier. Die Lichtbilder Daguerre's *Der Dom zu Mailand. Ausflug von Alexandrien nach den Pyramiden von Memphis. Die Spitzbubenregimenter in Indien. Der Anbau der Kapern. *Anekdoten aus dem Leben Napoleon's. — **Nr. 313.** *Vincennes. Ausflug von Alexandrien nach den Pyramiden von Memphis. *Gerhard Dow. Bedenken wegen des Gebrauchs der Stearinlichter. Die Opiumcultur. Über das Bohnen der Fußböden. *Alcantara.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Das

Geschlechtsleben des Weibes

in

physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.*

Erster Band.

Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens.

Gr. 8. Auf feinem Druck-Velinpapier. 3 Thlr. 20 Gr.

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreissigjähriger Erfahrung nieder und liefert seit A. E. von Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen und der zweite Band, womit der praktische Theil beginnt, noch in diesem Jahre erscheinen.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen:

Kurzgefasstes

exegetisches Handbuch

zum

Alten Testament.

Zweite Lieferung:

Hiob.

Von

Ludwig Hirzel,

der Theol. Doctor und Prof. an der Univers. zu Zürich.

Lex.-8. 1 Thlr.

Die erste Lieferung dieses Handbuchs erschien im October vorigen Jahres und enthält:

Die kleinen Propheten.

Von

F. Hitzig,

Doctor u. Prof. der Theologie an der Univers. zu Zürich.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 1. März 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Insurrectionskrieg in Spanien in den Jahren 1822 und 1823; mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in Catalonien. II. Lebensbeschreibung des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Theodor Milutinovich von Milovsky, Freiherrn von Weichselburg. III. Die Schlacht bei Hanau am 30. October 1813. IV. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 25. März: 36. Die Schlacht bei Fère Champenoise. Mit dem Plane des Schlachtfeldes. V. Neueste Militairveränderungen.

Der Jahrgang 1839 von 12 Heften ist im Preise 8 Thlr., wie auch alle frühern Jahrgänge von 1818—38.

Die Jahrgänge 1811—15 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1818—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 25. Februar 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe

von

Homer's Werken.

Im Verlage der Unterzeichneten werden demnächst die Presse verlassen:

Homer's Werke,

übersetzt von

Johann Heinrich Voß.

Zwei Theile.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe in Taschenformat.

Mit einer Homerischen Welttafel, zwei Karten und einem Grundriß.

Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Capt. Chamier's neuestes Werk.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Jack Adams, der Meuterer,

von Capt. Frederic Chamier. 3 Theile. Geh. Preis 1 Thlr.

Dieser interessante Roman bildet zugleich die Fortsetzung von Marryat's, Chamier's, Boz' u. A. gesammelte Werke, Theil 66 bis 68.

Braunschweig, 1. März 1839.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat März, oder Nr. 60—90, 1 Beilage: Nr. 2, und 5 literarische Anzeiger: Nr. VII—XI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1838. Monat Juli, oder Nr. 53—60. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Neunzehnten Bandes drittes und viertes Heft. (Nr. III, IV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat März, oder Nr. 9—13, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 9—13. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Neuntes Heft, Bogen 1—10 des zweiten Bandes.
Fabriken bis Französische Philologie.

Preis eines Heftes:
Auf feinem Druckpapier **8** Groschen.
Auf gutem Schreibpapier **12** Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier **18** Groschen.

Inhalt des neunten Heftes:

Fabriken — **Fahlcrantz** (Karl Johann) — **Fahnenberg** (Karl Heinrich, Freiherr von) — **Falck** (Niels Nicolaus) — **Falklands-Inseln** — **Falsen** (Christian Magnus — Karl) — **Faraday** (Michael) — **Farbendruck oder Congreve-Druck** — **Fauriel** (J.) — **Fea** (Carlo Domenico Francesco Ignazio) — **Fearn** (John) — **Fechner** (Gustav Theodor) — **Feijó** (Diego Antonio) — **Feio** (José Victorino Barreto) — **Feldbausch** (Felix Sebastian) — **Ferdinand I.** Karl Leopold Joseph Franz Marcellin (Kaiser von Östreich) — **Ferdinand II.** (König beider Sicilien) — **Ferdinand** Philipp Ludwig Karl Heinrich Joseph (Herzog von Orleans) — **Fernando** (König von Portugal) — **Ferreira Borges** (José) — **Ferrer** (Don Joaquin Maria de) — **Fetis** (Franz Joseph) — **Feuerlöschanstalten** — **Fichte** (Immanuel Hermann) — **Filomena** — **Flachsspinnerei** — **Fleischer** (Heinrich Leberecht) — **Flügel** (Gustav Leberecht) — **Follen** (August Ludwig — Karl) — **Forsell** (Karl af) — **Förster** (Ernst Joachim) — **Forster** (Friedrich) — **Förster** (Karl) — **Foß** (Heinrich Hermann) — **Fourier, Owen und ihre socialen Systeme** — **Franca** (Ricardo José Rodrigues) — **Frank** (Othmar) — **Frankfurt am Main** — **Frankfurter Attentat vom 3. April 1833** — **Frankreich** — **Französische Gesetzgebung seit 1830** — **Französisch-katholische Kirchen** — **Französische Literatur** — **Französische Philologie.**

Leipzig, im März 1839.

F. A. Brockhaus.

Auffoderung zu freiwilligen Bücher-sendungen nach Griechenland.

Wie Vieles auch noch dem gegenwärtigen Griechenland gebricht, damit es auf dem betretenen Wege eines erneuerten moralischen, wissenschaftlichen und politischen Lebens dem Ziele seiner Wiedergeburt mit Erfolg zustreben könne, so ist es doch vorzüglich der dort herrschende Büchermangel, der ihm hierin empfindlich, und bei der Bildsamkeit des griechischen Volks um so nachtheiliger sein muß. Das Ausland, besonders Deutschland, dem Griechenland durch die Verpflanzung des Zweiges eines deutschen Regentenstammes dahin um so näher gerückt ist, muß es sich angelegen sein lassen, diesem Mangel abzuhelfen. Der Unterzeichnete, in der Meinung, daß es dazu nur einer Anregung bedürfen könne, fodert daher alle Diejenigen, welche durch freiwillige Gaben an Büchern zu jenem Zwecke beizutragen vermögen, namentlich auch die Herren Buchhändler, in Ansehung ihrer Verlagswerke, andurch auf, durch Zusendungen dieser Art, die, mit dem Zusatze: Für Griechenland, entweder an ihn unmittelbar zu machen, oder unter seiner Adresse in der Buchhandlung von A. F. Böhme in Leipzig abzugeben sind, das Werk der Wiedergeburt Griechenlands auch von dieser Seite mit befördern zu helfen. Welche Bücher übrigens, zunächst entweder für einzelne griechische Gymnasien und Schulen, oder für die Nationalbibliothek in Athen, im Allgemeinen aber für Verbreitung von Kenntnissen in Griechenland geeignet seien: dies muß einem Jeden zur eigenen Beurtheilung überlassen bleiben.

Leipzig, Ende März 1839.

Dr. Theodor Kind.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Verlags- und Commissionsbericht

von

Brockhaus & Avenarius in Leipzig,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Januar — December 1838.

Bignon, Histoire de France. Deuxième époque, depuis la paix de Tilsitt en 1807 jusqu'en 1812. 4 vols. Édition originale. (T. VII—X de l'ouvrage entier.) In-8. Paris et Leipzig. 8 Thlr.

Die frühern 6 Bände des ganzen Werkes (Paris, 1830. 18 Thlr. 16 Gr.) enthalten die Geschichte Frankreichs seit 1799. Diese zweite Serie bildet in vier Bänden die Geschichte des Kaiserreiches; eine dritte Serie ist vom Verfasser später zu liefern versprochen.

de Châteaubriand, Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations. Colonies espagnoles. Édition originale. 2 vols. In-8. Leipzig et Paris. 4 Thlr. 16 Gr.

— Dasselbe. Édition originale. 2 vols. In-12. Leipzig. 1 Thlr. 12 Gr.

Une Fiancée de la Capitale. Comédie en prose et en deux actes. Imitée de l'Allemand par *Henri Jouffroy*. In-8. Leipzig et Paris. 8 Gr.

Hugo (Victor), Oeuvres complètes. Tome VII. Ruy Blas. In-8. Paris et Leipzig. 2 Thlr. 6 Gr.

— — Ruy Blas. Drame en cinq actes. Édition originale. In-18. Leipzig. 12 Gr.

Magnin (Charles), Les origines du théâtre moderne, ou Histoire du génie dramatique depuis le 1er jusqu'au 13me siècle, précédée d'une introduction contenant les études sur les origines du théâtre antique. Tome I. In-8. Leipzig et Paris. 2 Thlr. 12 Gr.

Das Werk wird aus vier Bänden bestehen.

Moreto (Augustin), Donna Diana. Comédie en trois actes et en prose, imitée de l'Espagnol par *Henri Jouffroy*. In-8. Leipzig et Paris. 12 Gr.

Weissenthurn (Madame de), La dernière ressource. Comédie en quatre actes et en prose, imitée de l'Allemand par *Henri Jouffroy*. In-8. Leipzig et Paris. 12 Gr.

Cambi (S. B.), Nouvelle grammaire italienne, reduite à la véritable méthode d'étudier et d'apprendre facilement cette langue. In-8. Leipzig et Paris. 1 Thlr. 6 Gr.

Grimm (Karl Moritz), Der Fremdenführer. Wegweiser für Deutsche in Paris. Mit einem illum. Plane in Fol. und 21 Ansichten der merkwürdigsten Gebäude. 2te Ausgabe. Gr.-12. Paris. 1 Thlr. 8 Gr.

(Heine.) Shakspeare's Mädchen und Frauen, mit Erläuterungen von *Heinrich Heine*. Prachtausgabe in Einem Bande. Gr. 8. (45 von den besten Künstlern in London gestochene Portraits, mit Text.) Paris u. Leipzig. 8 Thlr.

Oswald (Dr.), Leben, Charakter und Philosophie des Horaz. Ein Dialog. 8. Leipzig u. Paris. 1 Thlr.

Vossii (Joh. Henr.) Commentarii Virgiliani. In latinum sermonem convertit Dr. *Theod. Frid. Godofr. Reinhardt*. 2 partes. 8. Lipsiae et Parisiis. 1 Thlr. 8 Gr.

Ołtarzyk polski to jest zbiór nabożeństwa katolickiego. Ozdobiony 12 rycinami na drzewie. In-18. Paryż i Lipsk. 1 Thlr. 18 Gr.

Grosses polnisches Gebethuch in zweierlei Ausgaben für das männliche (dla mężczyzn) und für das weibliche (dla kobiet) Geschlecht.

— — mniejszy, ozdobiony 6 rycinami na drzewie. In-18. Paryż i Lipsk. 1 Thlr. 3 Gr.

Kleineres polnisches Gebethuch, ein Auszug aus dem vorstehenden. In zweierlei Ausgaben.

Podarek ślubny xiążka dla panny-młodéj gdzie jest nabożeństwo na dzień ślubu tudzież potrzebne do szczęścia w stanie małżeńskim nauki i rady ku zbudowaniu i zbawieniu małżeństw polskich. Z rycinami na stali. In-16. Paryż i Lipsk. 4 Thlr.

Ein Gebethuch für junge Frauen, in sehr eleganter Ausstattung mit Stahlstichen und Vignetten.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Handlungen, welche darauf subscribirten, versandt worden:

August Graf von Platen's
gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniss in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Zweite und letzte Lieferung,

oder Bogen 21—55 und dem Facsimile seiner Handschrift.

Subscriptionspreis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Wir hoffen den Wünschen vieler Freunde und Verehrer Platen's durch diese würdige Ausgabe seiner Werke, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von **Goethe's Werken in Zwei Bänden** sich anreiht und mit gleicher Sorgfalt behandelt wurde, um so mehr zu entsprechen, als sie auch die noch nie gedruckten letzten Poesien des Dichters bringt, deren Veröffentlichung man seit seinem Tode sehnlich entgegengesehen.

Der nur bis zur Ostermesse offen bleibende Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 6 Fl., oder 3 Thlr. 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuestes von Dr. Strauß.

Eine Schrift, welche gleichsam

das Glaubensbekenntniß des Dr. Strauß

enthält, ist gewiß eine wichtige und allgemein interessante Erscheinung! — Soeben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Östreichs u. s. w. zu haben:

Zwei friedliche Blätter

von

Dr. David Friedrich Strauss.

Vermehrter und verbesserter Abdruck der beiden Aufsätze: „Über Justinus Kerner", und „Über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum".

8. Geh. 1 Thlr.

Altona, **Joh. Fr. Hammerich.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Allgemeine Musiklehre.

Ein Hülfsbuch

für Lehrer und Lernende in jedem Zweige musikalischer Unterweisung

von

A. B. Marx,

Professor und Doctor der Musik, auch Musikdirector an der Universität zu Berlin.

Ein Band in gr. 8. mit vielen eingedruckten Notenbeispielen.

Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Diese Musiklehre, ein unentbehrliches Elementarwerk, und das erste vollständige seiner Art, enthält *alle Vor- und Hülfskenntnisse für jeden Musiker und Musikfreund*, er beschäftige sich nun mit Gesang oder Instrumentalspiel, mit Unterricht, Direction oder Composition. Sie ertheilt ausser den eigentlichen Elementarkenntnissen (Tonlehre, Notenlehre u. s. w.) gründlichen und leichtfasslichen Unterricht über Tonarten, Harmonie, Modulation, Kenntniss der Instrumente, gibt Anleitung zum Partiturlesen und Spielen, lehrt die Methode der Musikbildung, und gibt durchgreifende Rathschläge für Ältern und Erzieher hinsichtlich der musikalischen Bildung ihrer Angehörigen. Zugleich ist sie das Vorstudium zu der Compositionslehre.

Über den Beruf des Verfassers zum Lehrer der Musik hat diese Compositionslehre (Die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch, von Dr. A. B. Marx. Zwei Bände in gr. 8. Preis 6 Thlr., im Verlage derselben Buchhandlung), ein Werk, dessen völlig neue Methode einstimmig mit dem grössten Beifall aufgenommen worden, auf eine Weise entschieden, dass der gegenwärtigen Musiklehre der allgemeine Eingang in alle Kreise musikalischer Bildung aufrichtig zu wünschen ist.

Leipzig, im März 1839.

Breitkopf & Härtel.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu finden:

Die naturgemäße
Behandlung der Schafwolle

durch

schwanenweiße Wäsche vor der Schur,

oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe.

Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet von

Friedrich Barthels.

Mit zehn lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Methode des Verfassers hat sich schon mehrfach praktisch bewährt und überall die größte Aufmerksamkeit erregt. In vorliegendem Werke legt er klar dar, wie er zu so überraschenden Resultaten gelangte, und gibt die genaueste, durch lithographirte Tafeln noch deutlicher gemachte Darstellung seines Verfahrens.

Leipzig, im April 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei der Unterzeichneten sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Fr. Gottl. Klopstock's

sämmtliche Werke

in zwei neuen Ausgaben.

I.

Pracht-Ausgabe

in Einem Bande

auf dem schönsten Velinpapier, circa 100 Bogen.

Mit dem wohlgetroffenen Portraite des Verfassers nach Juel.

Format, Druck und Papier ganz wie die schöne und mit so allgemeinem Beifall aufgenommene Edition von Goethe's Werken in zwölf Bänden.

Subscriptionspreis 6 Fl., oder 3 Thlr. 20 Gr.

Diese Ausgabe erscheint in zwei Lieferungen, wovon die erste, 20 Bogen stark, fertig und versendet ist, die zweite aber im Laufe des Sommers 1839 bestimmt ausgegeben wird.

II.

Wohlfeile und elegante

Stereotyp-Ausgabe

in neun Bänden klein Octav

auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl, circa 180 Bogen.

Format, Druck und Papier gleich der neuesten Ausgabe von Schiller's Werken in zwölf Bänden klein 8.

Subscriptionspreis 4 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 20 Gr.

Diese Ausgabe erscheint in drei Lieferungen zu je drei Bändchen. Die erste liegt fertig vor, die zweite erscheint im Monat April, und die dritte im Monat Juni d. J.

Moritz Aug. v. Thümmel's

sämmtliche Werke

in acht Bänden klein Octav.

Neue wohlfeile und elegante Stereotyp-Ausgabe, circa 110 Bogen auf schönem Velinpapier.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl.

Subscriptionspreis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Format, Druck und Papier wie die Stereotyp-Ausgaben von Schiller und Klopstock.

Die erste Lieferung von zwei Bändchen liegt zur Versendung bereit; die zweite von drei Bändchen erscheint im Laufe des Monats April, und die dritte, aus den letzten Bänden bestehend, im Monat Juni d. J.

Wir glauben diesen schönen und so ungemein billigen Ausgaben keine weitere Empfehlung beigeben zu dürfen. Klopstock's und Thümmel's Werke werden in der deutschen Literatur und im Herzen des Volkes fortleben, so lange die Sprache verstanden wird, welche sie so meisterhaft gehandhabt und zu deren Ausbildung sie so mächtig beigetragen haben. Der gebildete Deutsche, welcher sich mit den Dichtern seines Volkes umgeben und die Geschichte seiner Sprache und Literatur kennen lernen will, kann die Schöpfungen jener unsterblichen Geister nicht entbehren.

Leipzig, im Monat März 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist erschienen:

Dr. Theodor Marezoll,

Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechtes.

Gr. 8. 1839. 1 Thlr. 18 Gr.

Von des Herrn Prof. *E. F. Germar* **„Fauna insectorum Europae"** ist Fasciculus 21, 25 Platten Insekten, illuminirt, nebst Text, 1⅓ Thlr., erschienen und die bestellte Continuation versendet.

Halle, 26. März 1839.

C. A. Kümmel.

Digitized by Google

Im Verlage des **Landes-Industrie-Comptoirs** zu Weimar ist im März 1839 erschienen und kann durch alle Buch- und Kunsthandlungen bezogen werden:

Geologische *)

ELEMENTARKARTE,

in vier Blättern.

Mit systematisch-tabellarischer Übersicht der fossil gefundenen Thier- und Pflanzengattungen, nebst vielen Abbildungen charakteristischer Reste.

(Vom Ober Medic.-Rath **Dr. *v. Froriep.***)

Vier aneinanderpassende Blätter in gr. Imperial-Format. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Geologische *)

GENERALKARTE

oder

synoptische Darstellung des Zustandes der Erde in ihren verschiedenen Altern, auf eine Untersuchung der Thatsachen gegründet.

Mit colorirtem Plan der Gebirgsformationen nach vier Epochen der Geologie, und 119 Abbildungen von Thieren und Pflanzen der Vorwelt.

Ein lithographirtes Blatt im grössten Karten-Format. ⅔ Thlr., oder 54 Kr. Rhein.

*) Auch zu dem „Naturhistorischen Synoptischen Atlas" im grössten Karten-Formate gehörig, von welchem ausserdem bis jetzt erschienen sind:

Zoologische Karten: Nr. 1. das Thierreich, nach *Cuvier*, 12 Gr.; Nr. 2. die Säugethiere, 18 Gr.; Nr. 3. die Vögel, 18 Gr.; Nr. 4. die Reptilien, 18 Gr.; Nr. 5. die Fische, 18 Gr.; Nr. 6. die Mollusken, 18 Gr.; Nr. 7. die Ringelwürmer oder Anneliden, 18 Gr. — Botanische Karten: Nr. 1. das Pflanzenreich, nach *Jussieu*, 12 Gr.; Nr. 2. das Pflanzenreich, nach *Linné*, 9 Gr.

Zur Feier des dem Preußenlande bevorstehenden Jubeljahres 1840.

Friedrich der Große

dargestellt

nach den besten Quellen

von

A. E. Fern.

In 18 monatlich erscheinenden Lieferungen von 3 Bogen Text und 2 Kunstblättern à ⅓ Thlr. = 30 Kr. Conv.-Mze. = 36 Kr. Rhein.

Sämmtliche Blätter sind auf chinesischem Papier gedruckt, und werden auch einzeln in 4. à ⅓ Thlr. gegeben.

Die Verlagshandlung beabsichtigt ein Werk zu liefern, das sowol durch die Lebendigkeit und Treue der Darstellungsweise, als durch die äußere Ausstattung geeignet ist, ein Volksbuch zu werden, welches den Schöpfer und Träger des Preußen-Namens verherrlicht, in dessen Kunstbeilagen zugleich die ewig denkwürdigen Momente aus dem Leben des großen Königs würdig und schön dargestellt sind.

Das Werk wird 1840 vollendet, in dem Jahre, wo vor einem Jahrhundert der große König Preußens Thron bestieg.

Das erste Heft ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Magdeburg, im März 1839.

Die Rubach'sche Buchhandlung. (E. Fabricius.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vitalis' Grundriß

der Färberei und des Zeugdrucks.

Zweite Auflage;

gänzlich umgearbeitet von

Dr. Emil Max. Dingler.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Bekanntlich erschien zuerst im Jahr 1824 in unserm Verlage eine deutsche Übersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach diesem populairen Werke veranlaßte den Herausgeber, dasselbe mit Berücksichtigung der gesammten neuern Literatur und besonders mit Benutzung des geschätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thuillaye gänzlich umzuarbeiten, um es sowol in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit möglichst anzupassen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktischer Fabrikant und Chemiker ist, dem als Mitherausgeber des „Polytechnischen Journals" die neuesten Fortschritte in der Färberei in Frankreich und England, sowie in Deutschland, wohl bekannt sind, so wird hier keine Übersetzung eines bekannten Werkes, sondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neuesten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen sind, geboten.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes kann von mir bezogen werden:

Der tiefe Meissner Erbstolln.

Der einzige, den Bergbau der Freyberger Revier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan,

dargelegt von

Siegm. Aug. Wolfg. Freih. von Herder,

königl. sächs. Oberberghauptmann.

Nebst einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grund-Risse.

Gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Das Werk des berühmten Verfassers war schon vor seinem Tode im Drucke beendigt und es wird jetzt gewiss die allgemeinste Theilnahme des bergbaukundigen Publicums und der „Freunde des Vaterlandes", denen der Verfasser dasselbe widmet, erregen. Für die würdige Ausstattung des Werks sind keine Kosten gespart worden.

Leipzig, im April 1839.

F. A. Brockhaus.

Den Freunden altdeutscher Dichtung zur Nachricht:

daß in allen Buchhandlungen auf **Wolfram von Eschenbach's Leben und Dichten**, 2ter Band, von San Marte, Subscription angenommen wird zu 2½ Thlr.

Der erste Band, **„Parcival"** enthaltend, erschien 1836 und wurde mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1839 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 8. April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums, die Propheten von Amos bis Malachi, biblische Einleitung, christliche Apologetik, Hermeneutik des Alten und Neuen Testaments. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Dogmengeschichte. — Dr. Olshausen: den ersten Theil der Dogmatik, die Briefe Pauli an Timotheus und Titus und den Brief des Jakobus. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Liturgik und Pastorale. — Dr. Harleß: den Brief Pauli an die Römer, die christliche Ethik. — Dr. Krafft: Pastoraltheologie. — Dr. von Ammon: Pastoralinstitut, pfarramtliche Geschäftspraxis, Symbolik und Polemik. — Dr. Hofmann: Geschichte der alttestamentlichen Weissagung, den Lehrinhalt des Alten Testaments.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des k. Epherus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Geschichte des römischen Erbrechts, Pandekten. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalproceß mit steter Rücksicht auf das bairische Strafgesetzbuch, über die sogenannten Strafrechtstheorien. — Dr. Feuerbach: gemeines und bairisches Lehenrecht, Handels- und Wechselrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: katholisches und protestantisches Kirchenrecht, die summarischen Processe. — Dr. Schelling: Anleitung zur Civilreferirkunst, Theorie der summarischen Processe, Civilproceßrepetitorium, verbunden mit Disputationen. — Dr. von Scheurl: Institutionen des römischen Rechts, verbunden mit kurzer Darstellung der Geschichte desselben, über Ulpian's Fragmente.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium über specielle Pathologie und Therapie, gerichtliche Medicin, die praktischen Übungen in der medicinischen Klinik des Krankenhauses und der Poliklinik, specielle Pathologie und Therapie der Kinderkrankheiten. — Dr. Fleischmann sen.: Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie. — Dr. Koch: allgemeine und beschreibende Botanik, botanische Excursionen, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: allgemeine Pathologie und Therapie, die gesammte Anthropologie und mit geeigneter Rücksicht auf die gesammte Wasserheilkunde, Psychiatrie, den iatrosophischen Verein. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen und den Manual- und Instrumental-Operationen am Fantom, theoretische und praktische Geburtskunde, über Krankheiten neugeborener Kinder. — Dr. Wagner: Physiologie der Zeugung und Entwickelung der organischen Körper, vergleichende Anatomie, allgemeine und medicinische Zoologie, Veterinärmedicin. — Dr. Stromeyer: Akiurgie, Ophtalmologie, die chirurgisch-augenärztliche Klinik, Übungen im Operiren an Leichen. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, in Verbindung mit der pharmaceutischen Waarenkunde, die Giftlehre, die Receptirkunst. — Dr. Fleischmann jun.: Angiologie und Neurologie, chirurgische Anatomie, Homöopathie, Repetitorien über Anatomie und Physiologie.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: die allgemeinen Grundsätze einer sittlichen und rechtlichen Vollendung, Psychologie und Ästhetik. — Dr. Harl: Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde, Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht, Conversatorium über Policei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution von 1789, praktische Philosophie, nämlich Naturrecht und Ethik, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Experimentalphysik, Meteorologie, in Verbindung mit Klimatologie und Geologie, Theorie der Chemie, in Verbindung mit durch Versuche zu erläuternder Stöchiometrie, analytische Chemie. — Dr. Böttiger: den zweiten Theil der Weltgeschichte oder neue Geschichte (mit Einschluß der neuesten von 1789 an), Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern, Wiederholung der alten Geschichte. — Dr. Rückert: zweiten Curs des Sanskrit, persische Grammatik, Anleitung für andere morgenländische Sprachen. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, die Frösche des Aristophanes, griechische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: Geognosie, Mineralogie, Pädagogik. — Dr. Kopp: Aristotelis Metaphysica im philologischen Seminar, Einleitung in die Mythologie, Claudiani in Rufinum L. II. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, Mechanik. — Dr. Fabri: politische Rechenkunst, Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Civilbaukunst. — Dr. Drechsler: das Buch Hiob, syrische Sprache. — Dr. Winterling: deutsche Literaturgeschichte von der Reformation bis auf die neuere Zeit. — Dr. Martius: praktische Anweisung, die in der bairischen Pharmakopoe aufgenommenen chemischen Heilmittel in Betreff ihrer Güte und Reinheit zu prüfen, Ausmittelung der metallischen Gifte in gerichtlich-medicinischen Fällen. — Dr. Irmischer: Handschriftenkunde. — Dr. Hofmann: Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. — Dr. von Schaden: Psychologie, Plato's Timäus, über Hamann und die in seiner Schrift: „Fragmente einer apokryphischen Sibylle" enthaltenen Ideen zur Religionsphilosophie. — Dr. Heyder: Geschichte der neuern Philosophie von Cartesius bis auf Hegel. — Dr. Otto: Französisch und Spanisch, Englisch oder Holländisch, Russisch und Polnisch.

Die Zeichenkunst lehrt Küster; die Tanzkunst Hübsch; die Fecht- und Schwimmkunst Raab.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Verlags- und Commissionsbericht

von

Brockhaus & Avenarius in Leipzig,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Januar — December 1838.

(Fortsetzung aus Nr. XIII.)

Neuere Werke,

welche in grösserer Anzahl vorräthig und durch uns zu beziehen sind.

(Aboulféda.) La géographie d'Aboulféda, texte arabe, publié par MM. *Reinaud* et le baron *Mac Guckin de Slane.* 1re livraison. In-4. Parjs. 8 Thlr.

Ackermann (Paul), Essai sur l'analyse physique des langues, ou De la formation et de l'usage d'un alphabet méthodique. In-8. Paris. 18 Gr.

(Amro'lkaïs.) Le divan d'Amro'lkaïs, précédé de la vie de ce poëte par l'auteur du Kitab-El-Aghani, accompagné d'une traduction et de notes par le baron *Mac Guckin de Slane.* In-4. Paris. 8 Thlr.

Les Amours du révérend père Jacques Marell, de la compagnie de Jésus; extraits des documens trouvés dans les archives de la susdite compagnie à Munich, par *Charles Henri de Lang.* Traduit du latin, d'après l'édition de 1815. In-12. Paris. 12 Gr.

Bastide (Louis), Vie religieuse et politique de Talleyrand-Périgord, prince de Bénévent, depuis sa naissance jusqu'à sa mort. In-8. Paris. 2 Thlr. 21 Gr.

Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle série. 3me année. 1838. In-8. Genève. Der Jahrgang von 12 Heften 17 Thlr.

Diccionario de la lengua Castellana, por la Academia española, reimpreso de la octava edicion publicada en Madrid en 1837, con algunas mejoras, por Don *Vincente Salva.* In-4. Paris. 6 Thlr. 16 Gr.

Encyclopédie du dix-neuvième siècle. Répertoire universel des sciences, des lettres et des arts, avec la biographie des hommes célèbres. Vol. I—6 et 51, 52 ou Tome I—III et XXV. (A—Ash., Veg.—Zy.) Gr. in-8. Paris, 1836—1838. Jede Abth. 2 Thlr. 12 Gr.

Das Werk wird in 25 Bänden, zu 2 Abth., mit gespaltenen Columnen erscheinen und mehr als 2500 in den Text eingedruckte Abbildungen enthalten. Um die Herausgabe mehr zu beschleunigen, werden von jetzt an immer 2 Hefte gleichzeitig ausgegeben, von denen eines der ersten und das andere der zweiten Hälfte des Alphabets angehört.

Faucher (Léon), De la réforme des prisons. In-8. Paris. 2 Thlr.

Florian, Fables, précédées d'une notice par *Ch. Nodier.* Edition illustrée par *Victor Adam.* Avec gravures. In-8. Paris. 5 Thlr. 8 Gr.

(Ibn Khallikan.) Kitab Wafayat Al-Aiyan, Vies des hommes illustres de l'Islamisme en Arabe, par Ibn Khallikan, publiées par le Baron *Mac Guckin de Slane.* Tome I. partie I. In-4. Paris. 4 Thlr.

Diese Textausgabe wird aus zwei Bänden bestehen, die in neun Lieferungen ausgegeben werden, und eine vom Herausgeber besorgte Uebersetzung noch besonders erscheinen.

(Lafayette.) Mémoires, correspondance et manuscrits du général Lafayette, publiés par sa famille. Tome IV—VI. In-8. Paris et Leipzig. 7 Thlr. 12 Gr.

T. I—III. Paris, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

Lasteyrie, (Ferdinand, Comte de), Histoire de la peinture sur verre d'après ses monumens en France, et recueil de dessins de vitraux les plus remarquables, depuis le douzième siècle jusqu'à nos jours. Livr. 1—3. In-Fol. Paris, 1837—38. Jede Lief. 15 Thlr. 4 Gr.

Von diesem auf Kosten des Verfassers prachtvoll ausgestatteten Werke erscheinen 25—30 Lieferungen, deren jede 3 Bogen Text und 4 mit besonders dazu bereiteten Farben colorirte Kupfertafeln in Folio enthält.

Milton, Le paradis perdu; traduit en français avec le texte anglais en regard, par le Vicomte de *Châteaubriand.* Edition-monument, illustrée par 56 dessins originaux, composés par *Flatters.* Livr. 1—6. Gr. in-Fol. Jede Lieferung 4 Thlr.

Dieses typographisch-artistische Prachtwerk ist auf 28 Lieferungen berechnet; sollten deren mehre erscheinen, so werden sie gratis gegeben. Jede Lieferung enthält zwei Bogen Text und zwei Stahlstiche.

Panorama de l'Allemagne, publié par une société d'hommes de lettres Français et Allemands, sous la direction de *J. Savoye.* Livr. 1—6. In-4. Paris. Subscr.-Preis für 12 Hefte 2 Thlr. 16 Gr.

Jedes Heft enthält einen Bogen Text und zwei Stahlstiche. Die Fortsetzung erscheint jetzt regelmässig.

Panthéon littéraire, collection universelle des chefs-d'oeuvre de l'esprit humain. 216 vols. Gr. in-8. Paris, 1835—38. Jeder Band 3 Thlr. 12 Gr.

Prospecte über dies grossartige Unternehmen, welches ausser den französischen Originalschriftstellern Uebersetzungen der Hauptwerke aller Völker enthält und wovon bereits über 100 Bände erschienen sind, bitten wir von uns zu verlangen.

Répertoire de l'industrie étrangère, ou Dessins et descriptions des machines les plus importantes, brevetées à l'Étranger. Publiés par *A. Perpigna, Robinet, Renette* et Comp. Livr. 1—6. Gr. in-Fol. Paris. Vierteljährlicher Subscr.-Preis 5 Thlr. 8 Gr.

Monatlich erscheint eine Lieferung von drei Kupfertafeln in Folio und einem Hefte Text in 8.

(Der Beschluss folgt.)

Das erlauchte Haus Hohenzollern.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses HOHENZOLLERN.

Herausgegeben von

Rudolph Freiherrn von Stillfried.

Dedicirt Sr. Königl. Hoheit, dem Kronprinzen von Preussen.

Erstes Heft.

6 Lithographien mit Text in Folio. Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Franz Horn.

Ein

biographisches Denkmal.

Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen, Schülern und Schülerinnen des verewigten Dichters wird dieses Werk eine erwünschte Gabe sein.

Leipzig, im April 1839.

F. A. Brockhaus.

Es ist erschienen und an die resp. Subscribenten versandt worden:

Pastoral-Zeitung der Geistlichkeit in der Provinz Sachsen und deren enclavirten Ländern. Herausgegeben von Dr. *Ferdinand Fiedler*, evangelischem Pfarrer zu Döbrichau bei Torgau. 1839 Erstes Heft. Januar und Februar. *Halle, bei C. A. Schwetschke und Sohn.*

Die *Pastoralzeitung* soll die Gemeinschaft der Diener am Wort fördern, das pfarramtliche Wirken beleben und kräftig unterstützen. Den Veteranen möchte sie eine Freundin sein, an deren Hand sie gern durchwandern das Feld ihrer Mühen, und in der Freude, dass ihre und der Brüder Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn, doppelten Antrieb fühlen, fortzuwirken, so lange es Tag ist. Dem noch rüstigen Amtsbruder möchte sie zum Spiegel dienen, dass er ansehe, wie er das Werk des Herrn treibe und wie er es ausgerichtet hat; als eine Pergamentrolle, darauf zu schreiben in Kraft, auf dass die ausströme auf Andere und sie begeistere, das Evangelium zu treiben in Beweisung des Geistes; sie möchte ihm die Hand reichen, dass er nicht in seinem Muth matt werde und ablasse; aber ihn auch erinnern, dass es nicht liege an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Den, welcher nach der Ordnung eben erst eingetreten ist in die Kirche, Priesteramts zu pflegen, möchte sie, ihn aus der allzu idealen Welt in die Wirklichkeit versetzend, vor Fehlgriffen sicher stellen und ihm eine Wegweiserin sein, zu thun gewisse Tritte, auf dass er, ein Neuling, sich nicht aufblase und dem Lästerer ins Urtheil falle. Die in der Vorhalle zum heiligen Predigamt Wartenden möchte sie, auf den weiten, ihnen so noch nicht aufgeschlossenen Umfang der eigentlichen Praxis des Pfarramts sie weisend, lehren, mit welch' einem Ernst dem Rufe des Herrn in Seinem Dienst zu folgen sei; möchte sie ausrüsten mit dem Nöthigen, damit ihre künftige Amtsführung nicht etwa den Versuchen auf gut Glück hin gleiche. Allen möchte sie werden, was Paulus seinem Timotheus war, eine Predigerin den Predigern, die nicht müde wird 1 Tim. 3, 1—13 und Tit. 1, 7—9 vorzuhalten; auf dass Amt und Stand, die geistlich sind, von innen heraus immer mehr gehoben und der Herr dadurch verherrlicht werde in der Gemeinde, und aufhöre die Schmach der Kirche hie und da, wo Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse nicht würdiglich wandeln dem Evangelio, vielmehr dass Alle stehen in Einem Geist und Einer Seele und kämpfen miteinander für den Glauben, und sich in keinem Wege erschrecken lassen von den Widersachern. Dazu Gott verhelfe!

Auf dass nun solch Werk möge ausgerichtet werden, hält sich die *Pastoralzeitung* auf dem Gebiet *A.* der *Kirche*, *B.* des *Pfarramts* und *C.* des *Schulwesens*, und Redaction erbittet sich für die Rubrik *A.*:

1) Aufsätze, welche das Kirchenwesen und die Cultusangelegenheiten betreffen.
2) Nachrichten von Festfeiern bei Generalvisitationen, Amtsjubiläen, der Missions- und Bibelgesellschaften u. s. w.
3) Aufsätze über das Synodalwesen, Verhandlungen in den Pastoralconferenzen.
4) Beiträge zur Parochialchronik, zur Geschichte der Predigerseminare u. s. w.
5) Nachrichten über die Angelegenheiten des Kirchenregiments, der Kirchenordnungen und Kirchenzucht.
6) Summarische Berichte über Entstehung und Fortgang kirchlicher Gesellschaften, der Bibel-, Missions- und Tractatvereine u. s. w.
7) Biographien und Nekrologe kirchlicher Beamten.
8) Miscellen. Correspondenzartikel. Kurze Literaturberichte. Auszüge aus Fachwerken.

Für die Rubrik *B.*:

1) Besprechungen über Das, was in die gesetzliche Amtsverwaltung eingreift. Verordnungen und deren Auslegung durch Beispiele, Zweifelfälle, Anfragen darüber; Entscheidungen der Behörden.

2) Amtsbrüderliche Mittheilungen über alle Fälle aus allen Zweigen der Amtserfahrung überhaupt, und aus dem Gebiete der allgemeinen und speciellen Seelsorge insbesondere. Sogenannte Pastoral-Anekdoten sind ausgeschlossen.
3) Skizzirte Beiträge zur casuellen Homiletik, namentlich für schwierige Gegenstände und Texte. Eidesverwarnungen, Sühnereden, Confirmationshandlungen, Proselytentaufen u. s. w.
4) Miscellen. Pfarramtliche Correspondenzartikel. Literarische Notizen. Auszüge aus Fachwerken.

Für die Rubrik *C.*:
1) Berichte über die Schulanstalten überhaupt und die Elementarschulen insbesondere, über Schullehrerseminare und Erziehungsanstalten.
2) Kurze Aufsätze über Schulgesetzgebung. Schulvorstandswirksamkeit. Schuldisciplin. Schulconferenzen.
3) Erfahrungen auf Wegen des Schulinspectorats eingesammelt.
4) Miscellen. Literarische Notizen.

Die Sprache, welche die *Pastoralzeitung* redet, müsse allezeit die Sprache der Wahrheit, der Liebe, des würdevollen Ernstes sein, wie sichs ziemt nach der heilsamen Lehre. Möchte dies Blatt, der thörichten Fragen, des Zanks und Streits, die unnütz sind und eitel, sich entschlagend, ohne eintönig und einfarbig zu werden, eine feste Stellung über dem Parteiwesen einnehmen, und dabei eine öffentliche Urkunde werden darüber, dass alle seine Schreiber und Leser gläubig und freudig festhalten an dem Bekenntniss, „*dass wir Einen grossen Hohenpriester haben, Jesum, den Sohn Gottes*", und darum sich untereinander selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken, allenthalben sich stellend zum Vorbilde mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamen und untadeligem Wort, auf dass der Widerwärtige sich schäme, und nichts habe, dass er von ihnen möge Böses sagen.

Da die *Pastoralzeitung* heftweise ausgegeben wird, auf eine gewisse Mannichfaltigkeit halten und das Wartenlassen auf Fortsetzungen möglichst vermeiden muss, so ists nothwendig, dass die Einsender *längerer* Aufsätze diese immer gleich selbst in mehre einzelne Artikel zerspalten, die an und für sich etwas *Ganzes* geben.

Die Literaturberichte haben sich sachgemäss auf *kürzere* beurtheilende und den Inhalt des qu. Buches klar darlegende Anzeigen von praktisch theologischen Werken zu beschränken. Schriften von Verff., die im Bereich der Pastoralzeitung leben, sind vorzugsweise zu berücksichtigen. Auch kurze und bündige Selbstanzeigen der Verff., welchen der Vergleichung wegen ein Exemplar des besprochenen Buchs für die Redaction beizufügen ist, finden Aufnahme. Alle Manuscripte sind entweder *franco* oder auf *Buchhandlungswegen* durch Vermittelung der Verlagshandlung einzusenden.

Die Redaction.

Inhaltsverzeichniss.

1) Sendschreiben an die zur Synode in N. versammelt gewesenen Amtsbrüder (41).
2) Generalvisitation in S. u. s. w. (Kalander.)
3) Über das Verhältniss der Mässigkeitsvereine zum Evangelium. (Borghardt.)
4) Burk's Evangelische Pastoraltheologie in Beispielen. I. Band. Erster Bericht. (2.)
5) Ist beim Geistlichen Spiel und Tanz vorüber? (*or.*)
6) Nekrolog. Sup. D. Koch in Torgau. (68.)
7) Amtserfahrungen 1. 2. 3. (Dr. E.) 4.
8) Nekrolog. J. Wilhelmine Doroth. Hofmann. (F....g)
9) Gesetzliches Verhalten des Pfarrers in den Regierungsbezirken Merseburg und Erfurt bei Aufgeboten, Trauungen, Taufen, bei der Confirmation und bei Todesfällen.
1. Gesetzliches Verhalten bei Aufgeboten. (50.)
10) Über Bibelbetstunden. (45.)
11) Beobachtungen und Erfahrungen eines alten Predigers über und an sich selbst, während einer langwierigen Kränklichkeit und Untüchtigkeit zu seiner Amtsführung. (Grulich.)
12) Die erste katholische Taufe in einer ganz evangelischen Stadt. Prüfung des evangelischen Sinnes. (Tellmar.)
13) Anfragen:
1. Die Ausstellung von Zeugnissen betreffend. (Alsatus.)
2. Die Amtskleidung der Geistlichen und deren Gebrauch betreffend. (60.)
14) Bericht über D. Bretschneider's, geh. OCRath und Generalsup. zu Gotha, „Der Freiherr von Sandau, oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage. Zweite Aufl." (5.)
15) Bericht über kirchliche Gesellschaften. (83.)
16) Predigerverein an der Elbe zur gegenseitigen Unterstützung bei Brandunglücksfällen. (23.)

Der Preis des Jahrganges von 6 Heften, welche in regelmässigen Zwischenräumen von 2 Monaten aufeinander folgen, ist 1 Thlr. 8 Gr. — Alle Buchhandlungen nehmen feste Bestellungen an.

Halle, im März 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist fertig geworden:

Stein's, D. C. G. D., Kleine Geographie für den Schul- und Handgebrauch. Nach den neueren Ansichten umgearbeitet vom Prof. D. Ferd. **Hörschelmann** in Berlin. **Einundzwanzigste**, rechtmäßige Auflage. Bearbeitet von D. K. Theod. **Wagner**, ordentl. Lehrer der Geographie und Geschichte an der Realschule zu Leipzig ꝛc. Gr. 8. (23½ Bogen.) 1839. 16 Gr.

Auch in dieser neuesten Gestalt wird Stein's kleine Geographie als bequemes Handbuch zum Nachschlagen und als das reichhaltigste aller in Schulen gebrauchten geographischen Lehrbücher erfunden werden. Es ist mit den neuesten Bereicherungen der Wissenschaft und den politischen Veränderungen der Gegenwart in Einklang gebracht und durch geeignete Einrichtung des Druckes, trotz vielfältiger Veränderungen und Zusätze, der äußere Umfang erhalten worden.

Stein's, D. C. G. D., Naturgeschichte für Schulen. Mit besonderer Hinsicht auf Geographie und Technologie. Vierte umgearb. u. vermehrte Aufl. von D. Ferd. Reuter. Mit 2 Kupfert. Gr. 8. 1839. 16 Gr.

Ist vorzüglich für Gewerbs-, Real- und Bürgerschulen allgemein zu empfehlen, und die Fortschritte und neuen Entdeckungen in der Wissenschaft sind jetzt möglichst klar und vollständig darin entwickelt.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Galgenmännlein.

Ein dramatisches Gedicht

von

Arthur Lutze.

8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im April 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vollständig in vier Bänden. Gr. 4.

Erster Band: A—E. Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten. 3 Thlr.
Zweiter Band: F—L. Mit 368 Abbildungen und 11 Landkarten. 3 Thlr. 9 Gr.

Die Vollendung des ersten und zweiten Bandes gewährt eine genügende Einsicht in die Ausführung des beim Beginn dieses Unternehmens vorgezeichneten Planes: **allen Classen des gesammten deutschen Volkes ein Werk darzubieten, das, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, sich über alle dem gewöhnlichen Leben angehörenden Gegenstände gemeinfaßlich und mit vorzüglicher Berücksichtigung deutscher und praktischer Interessen aussprechen und gemeinnützige Kenntnisse verbreiten sollte.**

Die vielen dem Texte eingedruckten Abbildungen gehören zu dem Gelungensten, was die Holzschneidekunst in neuerer Zeit hervorgebracht hat; sie vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände der Geschichte, Biographie, der Erd- und Naturkunde, der Mechanik u. s. w., und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Anschauung.

Die Beendigung des Ganzen kann ich jetzt um so mehr als ziemlich nahe versprechen, als gleichzeitig mit dem dritten Bande: **M—R** (von dem die 1ste bis 7te Lieferung, jede zu dem Preise von 6 Gr., erschienen sind), der vierte Band: **S—Z**, sich im Druck befindet. Der erste Band ist auch in **sauber cartonnirten** Exemplaren zu erhalten, wobei der Einband besonders mit 8 Gr. berechnet wird, und auf Verlangen wird der zweite Band, sowie später der dritte und vierte, ebenso gebunden geliefert.

Leipzig, im April 1839.

F. A. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.
Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Lebensbeschreibung des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Theodor Milutinovich von Milovsky, Freiherrn von Weichselburg. (Schluß.) II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. Fortsetzung des 25. März: 37. Gefechte bei Saint-Dizier, Valcour und Humbecourt. Der 26. März: 38. Die Gefechte bei Sezanne, Chailly, La Fertégaucher und Moutis. 39. Das Treffen bei Saint-Dizier. Mit dem Plane des Kampfplatzes. III. Betrachtungen über den unter dem Titel: „Einige Ideen über die Befestigungskunst", in den ersten Heften des Journal des sciences militaires 1838 erschienenen Aufsatz. IV. Karten-Ankündigung. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 30. März 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Verlags-Bericht

von

C. A. Schwetschke und Sohn in Halle.

1838.

Allgemeine Literatur-Zeitung. Herausgegeben von den Professoren *L. H. Friedländer, W. Gesenius, J. G. Gruber, L. F. Kämtz, M. H. E. Meier, Ch. F. Mühlenbruch, T. G. Voigtel, J. A. L. Wegscheider.* Jahrgang 1838. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Wird auch im Jahr 1839 fortgesetzt.

Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage von Dr. K. G. Bretschneider. Erste Auflage im December 1838. Zweite Auflage im Januar 1839. Gr. 8. 21 Gr. (26¼ Sgr.)

Dritte Auflage im März 1839.

Corpus Reformatorum edidit *C. G. Bretschneider.* Volumen V. Etiam sub titulo: Philippi Melanthonis opera quae supersunt omnia edidit *C. G. Bretschneider.* Volumen V. 4maj. Subscriptionspreis für jeden Band 4 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen 5 Bände enthalten die Briefe Melanthon's bis zum Jahre 1545. Der Druck des 6. Bandes hat bereits begonnen, und das Werk schreitet, indem jährlich Ein Band erscheint, seiner Vollendung entgegen.

M. Gottfried Büchner's biblische Real- und Verbal-Hand-Concordanz oder Exegetisch-homiletisches Lexikon, darinnen die verschiedenen Bedeutungen der Worte und Redensarten angezeigt, die Sprüche der ganzen heiligen Schrift, sowol den nominibus als auch verbis und adjectivis nach, ohne weiteres Nachschlagen, ganz gelesen, ingleichen die eignen Namen der Länder, Städte, Patriarchen, Richter, Könige, Propheten, Apostel, und Anderer angeführt, die Artikel der christlichen Religion abgehandelt, ein sattsamer Vorrath zur geistlichen Redekunst dargereicht, und was zur Erklärung dunkler und schwerer Schriftstellen nützlich und nöthig, erörtert wird. Sechste Auflage. Herausgegeben von Dr. H. L. Heubner. Gr. 8. Ausgabe in Heften. Subscriptionspreis für das Heft: 8 Gr. (10 Sgr.)

Erschienen ist das erste bis sechste Heft. — Der Druck geht ununterbrochen fort.

Doctrina Pandectarum. Scholarum in usum scripsit Dr. *C. F. Mühlenbruch.* Editio quarta multo auctior et emendatior. 3 Volumina. 8maj. 4 Thlr.

(Band 1 ist fertig; der Druck von Band 2 und 3 wird im Jahr 1839 beendigt.)

Lehrbuch des Pandekten-Rechts. Nach der Doctrina Pandectarum deutsch bearbeitet von Dr. C. F. Mühlenbruch. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 3 Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht. Von Dr. Ludwig Gottfried Blanc. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr. (20 Sgr.)

Atlas zu Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner, aus 24 Karten bestehend. Gr. Quer-4to. Dritte Abtheilung, Blatt XIII—XVIII. 13) Südöstliches Deutschland. (Östreichischer Staat.) 14) Italien. 15) Alt-Griechenland. 16) Europäische Türkei und Griechenland. 17) Russland. 18) Asien.

Jede Abtheilung, aus 6 Karten bestehend, kostet 12 Gr. (15 Sgr.)

Die vierte Abtheilung erscheint im Jahr 1839.

Handbuch der Kirchengeschichte. Von H. E. Ferd. Guerike. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (Gebauer'sche Buchhandlung.) Gr. 8. 4 Thlr.

Central-Bibliothek für Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schul-Unterrichts im In- und Auslande. Herausgegeben vom Professor Dr. *H. G. Brzoska* in Jena. Jahrgang 1838. Der Preis des Jahrgangs von 12 Monatsheften in gr. 8. ist 8 Thlr.

Wird auch 1839 fortgesetzt.

Locmani fabulae quae circumferuntur annotationibus criticis et Glossario explanatae ab *Aemilio Roedigero.* Editio altera aucta et emendata. 4. 1 Thlr.

Handbuch des gesammten Gartenbaues nach monatlichen Verrichtungen. Eine vollständige Anweisung zur Erziehung und Behandlung aller Küchengewächse, Obstbäume, des Weinstocks, Hopfens und aller Blumen und Zierpflanzen. Für Liebhaber der Gärtnerei bearbeitet von Theodor Theuß. Neue Auflage bearbeitet und herausgegeben von Jakob Ernst von Reider. (Gebauer'sche Buchhandlung.) Gr. 8. 1 Thlr.

M. B. L. Bouvier's vollständige Anweisung zur Ölmalerei für Künstler und Kunstfreunde. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. C. F. Prange. Nebst einem Anhange über die geheimnißvolle Kunst, alte Gemälde zu restauriren. Zweite Auflage. Mit sieben Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (10 Sgr.)

Systematische Encyklopädie und Methodologie der theoretischen Natur-Wissenschaften von Dr. G. Suckow. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Stoff zu stylistischen Übungen in der Muttersprache. Für obere Classen. In ausführlichen Dispositionen und kürzern Andeutungen von D. G. Herzog. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr.

Allgemeine Landwirthschaftliche Zeitung. Ein Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Land- und Hauswirthschaft für praktische Landwirthe, Kaufleute und Fabrikanten. Herausgegeben von F. A. Rüder. Jahrgang 1838. 4. Preis des Jahrgangs: 2 Thlr. 16 Gr. (20 Sgr.)

Wird auch im Jahr 1839 fortgesetzt.

Hodegetisches Handbuch der Geographie zum Schulgebrauch bearbeitet von F. C. Selten. 3. Bändchen. Für Lehrer und Schüler. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 12 Gr. (15 Sgr.) Auch unter dem Titel: Viertausend Aufgaben und Fragen in Beziehung auf geographische Raumkenntniß oder topischer Lehrstoff in Frageform ausgezogen aus dem 1. Bande des hodegetischen Handbuchs.

Lehrbuch des Ackerbaues und der Viehzucht für Landschulen und zum Selbstunterrichte für angehende Landwirthe. Von G. H. Schnee. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Fr. Kirchhof. Mit einem Holzschnitt. 8. 10 Gr. (12½ Sgr.)

Linnæa. Ein Journal für die Botanik in ihrem ganzen Umfange. Herausgegeben von *F. L. v. Schlechtendal.* Zwölfter Band. Jahrgang 1838. In 6 Heften. Mit Kupfern. Gr. 8. 6 Thlr. Bei Abnahme der frühern Bände werden die ursprünglichen Preise bedeutend ermässigt.

Wird auch im Jahre 1839 fortgesetzt.

Votum eines norddeutschen Publicisten zu J. L. Klüber's nachgelassener Schrift: Die eheliche Abstammung des fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim, und dessen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauses Wittelsbach. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Herausgegeben von den Professoren J. F. H. Abegg, J. M. F. Birnbaum, A. W. Heffter, C. J. A. Mittermaier, C. G. v. Wächter. Jahrgang 1838. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr. — einzelne Stücke 12 Gr. (15 Sgr.)

Wir werden den Ankauf vollständiger Exemplare durch die möglichst billigen Bedingungen erleichtern.

Archiv des Criminalrechts, 7 Bände, 1798—1811 14 Thlr.
Neues Archiv des Criminalrechts, 14 Bände, 1817—1833 . . . . . 28 :
Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrgang 1831, 35, 36, 37, 38 und Beilageheft zu 1838 10 : 8 Gr.

52 Thlr. 8 Gr.

NB. Wird auch im Jahr 1839 fortgesetzt.

Über die öffentlichen Zustände im Großherzogthum Posen. Gr. 8. 4 Gr. (5 Sgr.)

Über den Kampf des Papstthums gegen die Staatsgewalt und den wahrscheinlichen Ausgang desselben. Gr. 8. Geh. 4 Gr. (5 Sgr.)

Von den wichtigsten Pflichten eines Organisten. Ein Beitrag zur Verbesserung der musikalischen Liturgie von D. G. Türk. Neu bearbeitet und mit zeitgemäßen Zusätzen herausgegeben von Dr. Naue. 8. 21 Gr. (26½ Sgr.)

Ein nöthiges Wort an meine bisherige Gemeinde wegen der ungewissen Zukunft. Predigt über Galater 1, 8, 9, am 19. Trinitatis-Sonntag 1838 gehalten von Rudolf Stier. Gr. 8. Geh. 2 Gr. (2½ Sgr.)

Historische Darstellung der Criminal-Rechtspflege und der Criminal-Gesetzgebung im Königreich Hanover. Als Einleitung zu der Darstellung der Verhandlungen in der zweiten Kammer der allgemeinen Stände-Versammlung des Königreichs Hanover, über den Entwurf einer Criminal-Gesetzgebung. Vom Dr. jur. Freudentheil. 8. Geh. 8 Gr. (10 Sgr.)

(Beilage-Heft zum Archiv des Criminalrechts. Jahrgang 1838.)

In meinem Verlag hat soeben die Presse verlassen:

Deutsches Hausbuch

für

Stadt und Land

oder Bildungsbibliothek für Geist und Herz. I. Abtheilung: Länder- und Völkerkunde. 1ste Lieferung. II. Abtheilung: Naturlehre. 1ste Lieferung. III. Abtheilung: Mechanik und Maschinenlehre. 1ste Lieferung, mit 12 Steindrucktafeln. Gr. 8. 1839. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Eine ausführliche Anzeige dieses Werks ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Im März 1839.

Gerhard Fleischer
in Dresden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1839. Neunzehnten Bandes fünftes Heft. (Nr. V.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im April 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von

Ludwig Schorn.

Zweiter Band.

enthaltend der Original-Ausgabe zweiten Theil.

Zweite Abtheilung.

mit 29 lithographirten Bildnissen.

Gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wol sagen leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Auszeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publicum in der obigen Übersetzung das Werk eines mit dem Genius der italienischen wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit ebenso viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennt, und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Übersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, sodaß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Übersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlags- und Commissionsbericht

von

Brockhaus & Avenarius in Leipzig,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Januar — December 1838.

(Beschluss aus Nr. XIV.)

Revue critique des livres nouveaux publiés pendant l'année 1838, rédigée par *Joël Cherbuliez.* 6me année du „Bulletin littéraire et scientifique." In-8. Paris et Genève. Der Jahrgang von 12 Heften 2 Thlr. 12 Gr.

Serradifalco (Domenico, Duca di), Le Antichità della Sicilia exposte ed illustrate. Vol. I—III. In-Fol. Palermo. Cart. 66 Thlr. 6 Gr.

Vol. I, 16 Thlr.; vol. II, 16 Thlr.; vol. III, 34 Thlr. 6 Gr.

Ternaux (H.), Bibliothèque américaine, ou Catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique qui ont paru depuis sa découverte jusqu'à l'an 1700. In-8. Paris. 4 Thlr.

L'Univers, ou Les 300 vues les plus pittoresques du globe, gravées sur acier par les artistes les plus célèbres avec un texte descriptive par *Jules Janin.* Livr. 1—16. In-4. Paris. Jede Lieferung 4 Gr.

Erscheint in Lieferungen, jede mit zwei Stahlstichen und erklärendem Text.

Véricourt (Raymond de), Milton et la poésie épique. Cours professé à l'Athénée royal de Paris. In-8. Paris. 2 Thlr. 16 Gr.

Voyages, Relations et Memoires originaux, pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique, publiés pour la première fois en français par *H. Ternaux-Compans.* In-8. T. I—X. Paris, 1837—38. 35 Thlr. 4 Gr.

Folgende Werke sind in den bisher erschienenen Bänden dieser Sammlung enthalten: I. Narration du premier voyage de Nic. Feldermann. 2 Thlr. 20 Gr. — II. Histoire de la province de Santa-Cruz, par Pétro de Magelhanès. 1 Thlr. 16 Gr. — III. Histoire d'un pays situé dans le nouveau monde, nommé Amérique, par Hans Staden. 3 Thlr. 6 Gr. — IV. Relation véridique de la conquête du Pérou et de la province de Cuzco, par Franç. Xérès. 2 Thlr. 6 Gr. — V. Histoire véritable d'un voyage curieux, fait par Ulrich Schmidel. 2 Thlr. 18 Gr. — VI. Commentaires d'Alvar Nunez Cabeça de Vaca. 5 Thlr. 6 Gr. — VII. Relation et naufrages d'Alvar Nunez Cabeça de Vaca. 3 Thlr. 8 Gr. — VIII. Recueil des pièces relatives à la conquête du Mexique (inédit.) 5 Thlr. 10 Gr. — IX. Cruautés horribles des conquérants du Mexique. Mémoire de Don Ferd. d'Alva Ixtlilxochitl. 3 Thlr. 18 Gr. — Relation du voyage de Cibola entreprise en 1540 (inédit.) 4 Thlr. 16 Gr.

Dworzecki (J.), Poezje. In-18. Bruxella. 16 Gr.

Gospodarz Wiejski i Miejski czyli dziennik najpotrzebniéjszym i nagpożyteczniéjszym wiadomościom poświecony. Wydawany w połączeniu prac i starań przyjaciół umiejętności przemysłoworolniczych, przez *Jozefa Lipowskiego.* Tom. I. (4 Hefte.) In-8. w Strazburgu. Jedes Heft 2 Thlr.

Eine vierteljährliche landwirthschaftliche Zeitschrift.

Mickiewicz (Adam), Poezye. 8 vols. In-18. Paryż. 12 Thlr.

Neue durchgesehene Auflage.

Die Freunde der französischen Literatur erlauben wir uns noch besonders aufmerksam zu machen auf folgende in unserm Verlage erscheinenden bibliographischen Hülfsmittel:

CATALOGUE GENÉRAL

DE LA LITTÉRATURE FRANÇAISE,

CONTENANT:

Les ouvrages publiés en France, et ceux en langue française imprimés à l'étranger pendant l'année 1837.

Les principales collections de la littérature française moderne, les grands ouvrages de luxe, les éditions illustrées, pittoresques etc., les ouvrages paraissant par livraisons, complets ou en publication, enfin la liste des journaux politiques et littéraires publiés en France pour l'année **1838,**

AVEC TABLE SYSTÉMATIQUE

pour les ouvrages imprimés en 1837 et les journaux de 1838,

publié par la librairie

Brockhaus & Avenarius.

Première année. In-8. Paris et Leipzig. 20 Gr.

Der vollständige Titel deutet schon an, dass dieser Katalog nicht nur ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss ist, sondern zugleich viele übersichtliche Zusammenstellungen enthält, welche ihn um so nützlicher zum Gebrauch machen, als dergleichen mit solcher Vollständigkeit bisher in der französischen Literatur entbehrt wurde.

Bulletin bibliographique
de la littérature étrangère.

Publié par

Brockhaus & Avenarius à Leipzig.

Hiervon erscheint monatlich eine Nr., welche die neuesten Erscheinungen der ausländischen Literatur sogleich zur allgemeinen Kenntniss bringt und **gratis** von uns ausgegeben wird.

Verzeichniss

der vorzüglichsten in

Frankreich und England

für **1839**

erscheinenden Journale u. s. w.,

welche durch uns zu beziehen sind.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

№ 1.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1839. Januar, Februar und März.

1. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

2. **Bartheis (Friedr.)**, Die naturgemäße Behandlung der Schafwolle durch schwanenweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe. Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

3. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Vierter Jahrgang. 1839. 52 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.

Jahrgang 1836, 2 Thlr. 16 Gr.; Jahrgang 1837 und 1838 à 3 Thlr.

4. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band: M—R. Sechste und siebente Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

5. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1839. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

6. **Busch (Dietr. Wilh. Heinr.)**, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Erster Band. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

7. Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände. Gr. 8. Auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

8. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Achtes bis zehntes Heft. (Eisenmann—Furlanetto.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

9. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von **Georg Friedr. Most.** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Siebentes Heft. (Labia—Matricaria chamomilla.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

10. **Herder (Siegm. Aug. Wolfg., Freih. von)**, Der tiefe Meissner Erbstolln. Der einzige, den Bergbau der Freyberger Reviere für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. Mit einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grundrisse. Gr. 4. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

11. Franz Horn., Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

12. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** In sechs Lieferungen. Erste und zweite Lieferung. Tafel I—X und Text Bogen 1—11. Gross-Folio. Jede Lieferung 2 Thlr.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten enthält 30 colorirte Tafeln und ungefähr 30 Bogen Text und erscheint in sechs Lieferungen, deren monatlich eine herauskommt, zu dem Preise von 2 Thlr.; die ganze Abtheilung kostet daher 12 Thlr.

13. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1839. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

14. **Julius (N. H.)**, Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

15. **Lutze (Arthur)**, Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht. 8. Geh. 12 Gr.

16. **Neander (Ed.)**, Gute Botschaft von Christo. Eine Sammlung Predigten. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

17. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Siebenter Jahrgang. 1839. 52 Nummern. (Nr. 301—352.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Die ersten fünf Jahrgänge kosten jetzt zusammengenommen nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge jedoch 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste Jahrgang kostet 2 Thlr.

18. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gotthelf Gersdorf.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie

für Deutschland.) Neunzehnter Band in sechs Heften. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

19. **Rogge (Friedr. Wilh.)**, Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

20. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1839. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

An alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und den angrenzenden Ländern ist versandt und zu erhalten:

Des

Eusebius'

Bischofs von Cäsarea

Kirchengeschichte

zum erstenmal vollständig übersetzt, mit Anmerkungen und dem Leben des Verfassers

von

August Closs.

1stes Heft. 12 Gr., oder 48 Kr. Das ganze Werk kostet vollständig 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr. Nach Vollendung 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Ausgabe für Katholiken und Protestanten.

Das Werk des Bischofs von Cäsarea ist eine der Hauptquellen der ersten christlichen Geschichte, und als solches anerkannt eines der besten.

Das Bedürfniß einer treuen vollständigen Übersetzung ist schon lange gefühlt, da es bis jetzt nur eine, die von Stroth gab, die noch dazu unvollständig ist. Der Übersetzer suchte so viel als möglich Treue mit dem deutschen Ausdruck zu verbinden. Was die Anmerkungen betrifft, sind dieselben theils historisch, theils geographisch. Der Übersetzung ist die neueste Ausgabe von Heinichen zu Grunde gelegt.

Jedem Historiker und Studirenden, wie Jedem, der über die erste Zeit unserer christlichen Religion eine Belehrung wünscht, wird diese Übersetzung eines unserer ersten Philologen gewiß sehr willkommen sein. Dazu ist der Preis ganz besonders billig.

Stuttgart, im April 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Économie sociale.

DES INTÉRÊTS DU COMMERCE,

de l'industrie et de l'agriculture,

de la civilisation en général,

sous l'influence des applications de la vapeur.

Machines fixes. — Chemins de fer. — Bateaux à vapeur, etc.

Par ***C. Pecqueur.***

2 vols. In-8. Paris. 6 Thlr.

Auf Veranlassung der Preisfrage des Institut de France (Académie des sciences morales et politiques): „Quelle peut être sur l'économie matérielle, sur la vie civile, sur l'état social et la puissance des nations, l'influence des forces motrices et des moyens de transport qui se propagent actuellement dans les deux mondes?" entstand **Pecqueur's** Werk und erhielt den Preis, was zu dessen Empfehlung nur erwähnt zu werden braucht, während der Gegenstand dieser Abhandlungen das Interesse Aller in Anspruch nimmt.

Leipzig, im Mai 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Im **Literatur-Comptoir** in Stuttgart erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Über den

Ursprung des Cultus.

Geschichtlich bewiesener Parallelismus

zwischen der

Glaubenslehre und den Religionsgebräuchen

der

Heiden und der Christen.

Nach dem Französischen des Akademikers Dupuis

von

C. G. Rhé, Dr. Phil.

Auch unter dem Titel: **Geschichtliche Entwicklung des Aberglaubens und der Priesterherrschaft zu allen Zeiten bei allen Völkern. Seitenstück zu dem „Leben Jesu" von Dr. Strauß.**

Gr. 8. Geh. Preis 2 Fl. 42 Kr. Rhein. = 1 Thlr. 16 Gr. Preuß.

Der Verfasser dieser Schrift entwickelt auf historischem Wege mit echt philosophischem Geiste und einer erstaunlichen Gelehrsamkeit den Ursprung und die Ausbildung des Cultus der Völker älterer und neuerer Zeit. Er zeigt, wie die verschiedenen Religionen einem gemeinsamen Stamme entwachsen sind; wie besonders die christliche nur ein Ableger der alten persischen ist, was mit historischen Beweisen, zum Theil aus den Kirchenvätern selbst, belegt wird. Der mythische Gesichtspunkt, auf den sich Dr. Strauß in seinem Leben Jesu gestellt hat, erhält hier noch mehr Beglaubigung und einen durch die allgemeine Weltgeschichte ausgedehntern Gesichtskreis. Zugleich wird auf die Schattenseite der christlichen Moral hingewiesen und gezeigt, wie die Religion von jeher von der Herrschsucht und dem Eigennutz der Priester ausgebeutet, und gar oft zu politischen Zwecken misbraucht wurde. Auch ist hier das Räthsel der Offenbarung Johannis, das so viele Köpfe verwirrt hat, auf eine befriedigende Art gelöst. Außerdem findet man eine sehr interessante Zusammenstellung der metaphysischen Systeme der ältern Philosophen mit der christlichen Theologie.

Urquhart Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients

erläutert in einem Tagebuche

über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.

Von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt von

F. Georg Buck.

Erster Band.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Jeder Reisende, der dem Publicum ein Werk vorlegt, setzt voraus, daß er neue Thatsachen oder Ideen mitzutheilen oder irrige Angaben oder Meinungen in den Werken seiner Vorgänger zu berichtigen habe. Ist das richtig in Beziehung auf uns nahe liegende Länder, mit deren Sprache, Einrichtungen und Gebräuchen wir völlig vertraut sind, so muß es noch viel anwendbarer auf ferne Länder sein, deren Sitten und Einrichtungen den unsrigen unähnlich, mit deren Sprache wir nun einmal nicht bekannt sind, von deren Literatur wir nichts wissen, mit deren Gesellschaft wir nie zusammengekommen, zwischen deren Bewohnern und unsern Landsleuten selten oder nie Freundschaft besteht. Wer zufällig in solch einem Lande reiset, muß, da es ihm unmöglich ist, genau zu beobachten, eine Menge oberflächliche Eindrücke in sich aufnehmen, die er dann bei seiner Heimkehr ebenso leicht und bunt verbreitet, wie er eben sie empfangen. Nicht sowol in dem Glauben daher, daß Vieles zu berichtigen sei in den Meinungen, die aus solchen Nachrichten in Bezug auf solche Länder entständen sind, von denen dieses Werk handelt, sondern in der Überzeugung, daß man gar nichts davon weiß, übergibt der Verfasser diese Blätter als die Frucht eines zehnjährigen Aufenthaltes, den er unablässig anwendete, den Geist der Volkssitten zu studiren und die nöthige Belehrung zu erlangen, um über die in denselben beschriebenen Länder zu urtheilen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Eduard Leibrock** in Braunschweig ist soeben erschienen:

Die einzige Tochter.

Roman. Aus dem Englischen übersetzt von

Dr. Fr. Steger.

Drei Bände. Brosch. 4 Thlr.

„Es ist wol in neuerer Zeit kein Roman in England erschienen, der eine größere Anziehungskraft auf den Leser ausüben vermöchte, als das vorliegende Familiengemälde, welches mit dem spannenden Interesse des Stoffs alle Reize einer gewandten und zum Herzen sprechenden Darstellung vereinigt." — Diesem Urtheile der englischen Presse glaubt der deutsche Verleger nur hinzufügen zu dürfen, daß die Übersetzung eine gelungene, und die äußere Ausstattung der „Einzigen Tochter" nicht stiefväterlich behandelt ist.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. April. Nr. 314—317.

Nr. 314. *Sardes. Elektromagnetische Schiffahrt. Die californische Riesenfichte. *Der Wasserfall bei Foßvöllum in Island. Tunis. Schnelligkeit im Schiffbau. Der Krokodilfang. *Die Tellenplatte. — **Nr. 315.** *Karl XIV. Johann, König von Schweden. Das Thal Tempe. Lieblingsgerichte großer Männer. *Das Affenleichhorn. Woher kommt der Name Macaroni. Tunis. (Beschluß.) Zeichnen der Wäsche durch Einbrennen. *Montserrat. — **Nr. 316.** *Neuseeland. Die größten Gebäude in Europa. Mittel gegen die Seekrankheit. Elektrische Erscheinungen an einer Dame. Sprachröhre für Kutschen. *Die Straßen von Konstantinopel. — **Nr. 317.** *Der Winterpalast in Petersburg. Reise durch Abyssinien. *Die Räuberhöhle bei Balde Pökel in Island. Die neueste Theorie der Gährung. Der Bumerang. Die Kekelskörner. *Der Doumbaum. Borarsäurehaltiges Bleiglas.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **Fr. Weber** in Ronneburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Limmer, K., Urkundlich-pragmatische Geschichte der Lausitzen ꝛc. 8. 1 Thlr.

womit das ausgezeichnete Werk: „Bibliothek der sächsischen Geschichte", geschlossen ist.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Zehntes Heft, **Franz** bis **Furlanetto.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Franz IV. Joseph Karl Ambrosius Stanislaus (Herzog von Modena) — **Franzén** (Franz Mich.) — **Frauenleben und Emancipation der Frauen** — **Freiesleben** (Joh. Karl — Karl Fried. Gottlob) — **Freimaurerei** — **Freire** (Agustinho Jozé) — **Freizügigkeit** — **Fremdenlegion** — **Frescomalerei** — **Freudentheil** (Gottlieb Wilh.) — **Frey** (Mar.) — **Freyberg** (Mar. Prokop, Freih. v.) — **Freytag** (Georg Wilh. Fried.) — **Friedemann** (Fried. Traug.) — **Friedensgerichte** — **Friedländer** (Ludw. Herm.) — **Friedrich August** (König von Sachsen) — **Friedrich Wilhelm Konstantin** (Fürst zu Hohenzollern-Hechingen) — **Friedrich Wilhelm** (Kurprinz und Mitregent von Hessen) — **Friedrich Wilhelm** (Kronprinz von Preußen) — **Friedrich** Wilhelm Karl (Prinz der Niederlande) — **Fries** (Elias) — **Fritzsche** (Christ. Fried. — Karl Fried. Aug. — Franz Volkmar — Otto Fridolin) — **Froriep** (Ludw. Fried. v.) — **Frygell** (Anders) — **Fuchs** (Joh. Nepomuk) — **Funck** (Joh. Fried.) — **Furlanetto** (Giuseppe) — **Frankreich** (historische Übersicht).

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
des
gesammten Gartenbaues
nach monatlichen Verrichtungen.

Eine vollständige Anweisung
zur Erziehung und Behandlung aller Küchengewächse, Obstbäume, des Weinstocks, Hopfens und aller Blumen und Zierpflanzen.

Für
Liebhaber der Gärtnerei
bearbeitet von
Theodor Theuss.
Neue Auflage bearbeitet und herausgegeben
von
Jakob Ernst von Reider.
Gr. 8. 1 Thlr.

Halle.
Gebauer'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.
Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Insurrectionskrieg in Spanien in den Jahren 1822 und 1823 mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in Catalonien. Zeitraum: Von dem Einmarsche der Franzosen bis zum Ende des Krieges. II. Skizzen aus dem Leben eines Veterans. III. Das kriegerische Wirken des russischen Feldmarschalls Iwan Fedorowitsch Paskewitsch, Fürsten von Warschau und Grafen von Eriwan. IV. Die Feldzüge Maximilian's I., Erzherzogs von Östreich und römischen Kaisers. Einleitung: Kaiser Friedrich IV. und Karl der Kühne, Herzog von Burgund. V. Betrachtungen über den unter dem Titel: „Einige Ideen über die Befestigungskunst", in den ersten beiden Heften des Journal des sciences militaires 1838 erschienenen Aufsatz. (Schluß.) VI. Neueste Militairveränderungen. VII. Karten-Ankündigung.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—15 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 18. April 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung
historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften
von
M. Freiherr von Freyberg,
Vorstand des königl. bairischen Archivs.

Fünfter Band.
Drittes Heft.

Inhalt:
Münchner Stadt-Recht. 1347.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ausführliche Encyklopädie
der gesammten
Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte.

Zwei Bände, in Heften von 12 Bogen.

Erstes bis neuntes Heft.
Aal — Queckslber.
Gr. 8. *Jedes Heft im Subscriptionspreis* 20 Gr.

Mit dem sechsten Hefte war der erste Band (A — K) dieses mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen und als wahrhaft praktisch erkannten Werks beendigt. Der Druck des zweiten Bandes geht ohne Unterbrechung fort, sodass das Werk bald vollständig in den Händen der Abnehmer sein wird.

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
zur Übung des Gedächtnisses
und Belebung des Gefühls für das Schöne, Wahre und Gute, gesammelt und mit einem Vorworte: über den ersten Unterricht in der Familie, versehen von
Dr. *C. W. A. Barth.*

Ister Theil. Iste u. 2te Abtheilung; nebst einem Anhang religiöser Gedichte. 8. XX u. 171 S. 9 Gr.

Der Herr Herausgeber (jetzt Director der höhern Töchterschule in Posen) suchte in dieser Sammlung eine Auswahl von Gedichten zu geben, die das erste Kindesalter vorzüglich berücksichtigte und doch reichhaltig genug wäre, um für mehre Jahre eine fortlaufende Beschäftigung zu gewähren. Zugleich war er bedacht, nur kräftige, dem kindlichen Geiste verständliche, das kindliche Gemüth ansprechende Gedichte darzubieten, um dadurch Das zu erreichen, was der Titel verspricht.

Neben diesen Vorzügen erfreut sich das Buch noch eines ganz neuen und eigenthümlichen, indem nämlich durchgängig die Betonung jedes einzelnen Satzes angegeben ist, und zwar nicht durch grössern Druck oder durch Sperren der zu betonenden Sylbe, sondern durch Unterstreichen des zu betonenden Vokals, zu welchem Behufe eigens Lettern gegossen sind.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **Xaver Meyer** in Luzern ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fußreise
durch
Italien und Sicilien.
Von
J. Baumann,
Professor der Naturgeschichte in Luzern.
2 Bände.

Auf extrafeinem Velinpapier. Elegant brosch. 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

Der Herr Verfasser, welcher durch Herausgabe der „**Naturgeschichte für das Volk**", sowie der „**Naturgeschichte für Volksschulen**" sich rühmlichst bekannt gemacht, übergibt uns hier in ebenso schöner als geistreicher Sprache ein treffliches Gemälde des Landes, der Sitten und Gebräuche, besonders aber des Volkslebens unserer südlichen Nachbarn. Es verdient daher diese interessante und lehrreiche Reisebeschreibung nicht wenigre günstige Aufnahme, als seine überall, in Deutschland wie in der Schweiz mit so großem Beifall aufgenommenen Werke aus dem Fache der Naturgeschichte.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Adele Churchill
oder die zwei Bräute.
Von *Miss Landon.*
Aus dem Englischen übersetzt
von
Fr. L. von Soltau.
Drei Bände.
8. Preis 5 Thlr.

Unstreitig die anziehendste Dichtung der liebenswürdigen Verfasserin, deren tragisches Ende die Theilnahme des ganzen gebildeten Europas erweckt hat.

Leipzig, im März 1839.

Kirchner und Schwetschke.

In unserm Verlage erschien soeben und ist an alle Buchhandlungen versandt:

Die

entdeckte wahrhafte Staatsweisheit.

Ein Versuch,

sie populair-aphoristisch kennbar zu machen,

von

J. G. Reinwald.

Kl. 8. Geh. Preis 2 Fl. 24 Kr. = 1 Thlr. 12 Gr. Preuß.

Eine Lehre thue Noth in dieser wunderlichen Zeit, schrieb Goethe an Hegel, aus deren Mittelpunkte theoretisch und praktisch ein Leben zu fördern sei. Schwerlich hat der Empfänger die Stelle höflich, geschweige schmeichelhaft gefunden; daß aber nur die in gegenwärtigem Werke kenntlich gemachte Lehre stillschweigend gemeint sein könne, wird von dem Herrn Verf. aus mehrfachen andern Aussprüchen des deutschen Meisters zur Wahrscheinlichkeit gesteigert.

Welcher Leser dessenungeachtet diesem Glauben sich nicht zuneigt, der Sache überhaupt abhold bleiben möchte, der wird doch einräumen müssen, daß die Schrift, besonders in den Abschnitten II und IV, des Treffenden und Erfolgreichen viel (wenn auch absichtlich mehr zusammengestellt als verarbeitet) in geistvoller Beziehung anschaulich mache, und zwar stets loyal, und durchhin in großartiger Anlage. Mag in den Aufhellungen im Einzelnen bisweilen eine gewisse Hast bemerklich sein, ist sie doch nicht verwirrend, vielmehr der Leseschlemmerei des Tages entgegenwirkend. Deuten wir endlich auf einen fernern Reiz, jenen, der im Errathen von Personen zu liegen pflegt, so wird die Einkleidung nie bitter oder gar gallsüchtig; dem Reiz aber möchte etwas keck nachgestrebt sein.

Stuttgart, Ostermesse 1839.

Literatur-Comptoir.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

TRAITÉ DE L'ECLAIRAGE AU GAZ

tiré

de la houille, des bitumes, des lignites, de la tourbe, des huiles, des résines, des graisses etc.

Par

Pelouze père, auteur du **Maître de forges**, et **Pelouze fils**, professeur de chimie.

Avec un Atlas de 24 planches. In-8. Paris. 4 Thlr. 12 Gr.

Neben gründlichen Untersuchungen über den brennbaren Gehalt der zur Gewinnung des Gases bisher benutzten oder brauchbaren Stoffe, und Vergleichung derselben hinsichtlich ihrer vortheilhaftesten Verwendung je nach der Örtlichkeit der Fabriken, enthält das Werk alle nöthigen Aufschlüsse zur Theorie und Praxis der Gasbeleuchtung, welchen statistische Angaben und Übersichten aus Frankreich, Belgien und England als Belege und Erläuterungen beigefügt sind.

Leipzig, im Mai 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Plate, Wilh.,

Die Blouse

oder

Scenen aus dem Volksleben in Belgien.

Geh. 18 Gr.

Der Verfasser beobachtete während einer Periode von zwei Jahren dieses Land und schildert die Bewohner desselben, wie sie ihm in ihren bürgerlichen Verhältnissen erschienen sind, wobei auf Charakter und nationelle Eigenthümlichkeit sein Hauptaugenmerk fiel. Die Wahrheit des Dargestellten hat der Verfasser mit heiterer Laune dem Leser vorgeführt, und niederländische Verhältnisse **„niederländisch"** dargestellt, sodaß wir das Werk als eine ebenso unterrichtende als unterhaltende Lectüre allen Freunden der Literatur empfehlen können.

Buchhandlung von **C. Schünemann.**

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Beitrag

zur

praktischen Erklärung

des

Neuen Testaments

aus

den Predigten

und mit einer Vorrede

des

Herrn Dr. *von Ammon*

gesammelt

von

Ferdinand Jünge.

8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kirchner und Schwetschke

in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat April, oder Nr. 91—120, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XII—XV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1839. Neunzehnten Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat April, oder Nr. 14—17, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 14—17. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

Soeben wurde an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Das sechste Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift.

April — Juni 1839.

Inhalt:

Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Über rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Inhalt der frühern Hefte:

I. Was wir bezwecken. — Über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas. — Die Steinkohlengebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die literarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Über den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Über Diplomatie.

II. Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Über die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Übersicht der Leistungen der konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

III. Die Leistungen einiger pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Über die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Literatur getragen? — Über die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehrmethoden Hamilton's uud Jacotot's. — Über die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge- und Versorgungsanstalten der Mittelstände. — Über den Misbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

IV. Über die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. — Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. — Die Stellung Kant's zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Über die preußische Municipalverfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Foderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst. — Kurze Notizen.

V. Das deutsche Journalwesen. — Über den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Über die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Über die Lesevereine in Deutschland. — Über die Lesevereine in Deutschland. — Über den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nachricht

über die im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Blätter, durch welche literarische Anzeigen und Bekanntmachungen anderer Art zur Kenntniß des Publicums gelangen.

Bibliographischer Anzeiger.

Derselbe wird mit der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** und dem **Repertorium der gesammten deutschen Literatur** ausgegeben.

Für die Petitzeile in gr. 8. oder deren Raum betragen die Insertionsgebühren 1½ Gr. Die Beilegegebühren für besondere Anzeigen u. dgl. berechne ich bei jeder dieser Zeitschriften mit 1 Thlr. 12 Gr.

Literarischer Anzeiger.

Derselbe wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile mit Petitschrift oder deren Raum 2 Gr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 3 Thlr. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 12 Gr. beigelegt oder beigeheftet.

Intelligenz-Blatt

zum Pfennig-Magazin.

Dasselbe eignet sich vorzüglich zu Anzeigen von Schriften für das gesammte deutsche Publicum.

Für die Zeile oder deren Raum betragen die Insertionsgebühren **5 Gr.** Besondere Anzeigen u. dgl. werden dem **Pfennig-Magazin** gegen Berechnung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

Intelligenz-Blatt

zum Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.

Dasselbe wird den einzelnen Heften dieses Werkes beigegeben, oder die Anzeigen werden auf den **Umschlägen** der Hefte abgedruckt.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 4 Gr. Besondere Anzeigen werden für eine Gebühr von 1 Thlr. für das Tausend beigeheftet.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage ein Bogen nebst Beilage.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 1½ Gr. Durch die Lage Leipzigs begünstigt, gewährt diese Zeitung Anzeigen aller Art, namentlich unter dem gebildeten und Bücher kaufenden Publicum, eine schnelle und große Verbreitung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Elftes Heft, **Gabelentz** bis **Gregor.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Gabelentz (Hans Konon von der) — **Gabler** (Georg Andreas) — **Gagern** (Heinr. Wilh. Aug., Freih. v.) — **Gallego** (Don Juan Nicasio) — **Galt** (John) — **Gamba** — **Gamba** (Bartolommeo) — **Gans** (Ed.) — **Gans** (Salomon Phil.) — **Garcia** (Manuel — Pauline) — **Gartenbaugesellschaften** — **Gärtner** (Andreas — Joh. — Joh. Andreas — Fried. v.) — **Gasbeleuchtung** — **Gaudy** (Franz Bernh. Heinr. Wilh., Freih. v.) — **Gaupp** (Ernst Theodor) — **Gebser** (Aug. Rud.) — **Geefs** (Wilh.) — **Geel** (Jak.) — **Gefängnißwesen** — **Geheime politische Verbindungen** — **Geismar** (v.) — **Geistererscheinungen** — **Gendebien** (Alex.) — **Genfer Reformationsjubiläum** — **Gentz** (Fried. v.) — **Georg** Friedrich Karl Joseph (Großherzog von Mecklenburg-Strelitz) — **Georg Heinrich** Friedrich (Fürst zu Waldeck und Pyrmont) — **Georg Wilhelm** (Fürst zu Schaumburg-Lippe) — **Geramb** (Ferd., Baron v.) — **Gerhard** (Ed.) — **Gerlach** (Gottlob Wilh.) — **Gerlache** (Stephan Constantin de) — **Gerstner** (Franz Anton, Ritter v.) — **Gervinus** (Georg Gottf.) — **Gewerbefreiheit** — **Gewerbswesen** — **Gieseler** (Joh. Karl Ludw.) — **Gillies** (John) — **Girardet** (Fried. Christlieb) — **Girardin** (Emil) — **Girardin** (Delphine de) — **Girardin** (Saint-Marc) — **Girod de l'Ain** (Amédée) — **Girouard** (Joh. Jos.) — **Gisi** (Fried. Aug. Theodor, Ritter v. Koch, Freih. v.) — **Gisquet** (Jos. Henri) — **Glarakis** (Georg) — **Glasmalerei** — **Glaubrecht** (Jos.) — **Gleig** (G. R.) — **Goebel** (Franz Jak.) — **Goblet** (Albert, Graf) — **Goldfuß** (Georg Aug.) — **Goldmann** (Georg Aug. Fried.) — **Gomis** (Jos. Melchior) — **Gore** (Katherine Francis) — **Görenz** (Joh. Aug.) — **Göschel** (Karl Fried.) — **Göschen** (Joh. Fried. Ludw.) — **Gosford** (Archibald Acheson, Graf v.) — **Goszczynski** (Seweryn) — **Goethe** — **Göttinger Jubelfest** — **Göttling** (Karl Wilh.) — **Gottschalck** (Kaspar Fried.) — **Gottschalk** (Karl Aug.) — **Grabbe** (Dietrich Christian) — **Grāberg von Hemsö** (Jak.) — **Gräfenberg** — **Graff** (Eberhard Gottlieb) — **Granet** (François Marius) — **Grattan** (Thomas Colley) — **Gregor XVI.** (Papst).

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.
Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1706 in Spanien. Erster Abschnitt. Mit dem Plane der Belagerung von Barcelona. II. Des Erzherzogs Maximilian Feldzug 1477 gegen Frankreich. III. Des Erzherzogs Maximilian Feldzug 1478 gegen Frankreich. IV. Die Besitznahme der Bai Ghelindschik am schwarzen Meere durch die Russen im Jahre 1831. V. Literatur. VI. Karten-Ankündigung. VII. Neueste Militairveränderungen. VIII. Miscellen und Notizen. IX. Übersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—38 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 10. Mai 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Soeben erschien bei **G. Westermann** in **Braunschweig**:

Cassagnac, Ad. Gr. von, Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Nach dem Französischen und mit einem Vorworte begleitet von H. H. Gr. 8. Geh. Zwei Thaler.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

M. H. E. MEIER

DE GENTILITATE ATTICA

Liber singularis.

Gr. 4. 58 S. 16 Gr. ord.

* * *

G. W. FREYTAG

Kurzgefasste Grammatik

der

Hebräischen Sprache

für den Schul- und Universitäts-Gebrauch nach neuen Grundsätzen bearbeitet.

Gr. 8. XVI u. 365 S. und 3 Bogen Tabellen (im Ganzen 27 Bogen). 1 Thlr.

Eine hebräische Grammatik aus der Feder eines so berühmten Sprachforschers, wie Hr. Prof. *Freytag* ist, muss grosses Aufsehen erregen, um so mehr als die Grundsätze, nach denen sie bearbeitet ist, sich auf den reichen Schatz der Erfahrung stützen, den der gelehrte Verf. seit einer langen Reihe von Jahren als Lehrer an einer der berühmtesten Hochschulen zu sammeln Gelegenheit hatte.

Der ausserordentlich wohlfeile Preis und die höchst anständige Ausstattung werden die allgemeine Verbreitung und Einführung sehr erleichtern.

* * *

F. A. Dühne

Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs.

Gr. 8. XII u. 211 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Seit Jahresfrist sind im Verlage der **Gebrüder Borntträger** in Königsberg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 4ter Theil. Gr. 8. 3 Thlr.

Ellendt, Lateinisches Lesebuch für die untersten Classen der Gymnasien. 6te verbesserte Auflage. 8. 12 Gr.

Grundsätze des preußischen Rechts über das Verhältniß von Staat und Kirche. 8. 6 Gr.

Hassenstein und **Leyde,** Erstes Lesebuch für Töchterschulen. Gr. 8. 16 Gr.

Hassenstein und **Leyde,** Lesebuch für mittlere Classen höherer oder für Oberclassen niederer Töchterschulen. Gr. 8. 22 Gr.

Hendewerk, Des Propheten Jesaja Weissagungen. Chronologisch geordnet, übersetzt und erklärt. 1ster Theil. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

Kreyssig, Der Fruchtwechsel im Feldbau mit seinen wesentlichen und unwesentlichen Foderungen, seinen Schwierigkeiten und den geeignetsten Mitteln zu Vermeidung der letztern. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Kreyssig, Schutz-, Spar- und Nothmittel gegen Verminderung des Reinertrages der Landwirthschaft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Reichert, Vergleichende Entwickelungsgeschichte des Kopfes der nackten Amphibien, nebst den Bildungsgesetzen des Wirbelthierkopfes im Allgemeinen und seinen hauptsächlichsten Variationen durch die einzelnen Wirbelthierclassen. Mit Kupfern. Gr. 4. 4 Thlr.

Sachs, Das Spießglanz. Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 1ster Band, 4ter Theil. Enthaltend die italienischen Staaten Neapel und Sicilien, Sardinien und Kirchenstaat, Toscana, Parma, Modena, Lucca und St.-Marino. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. 8ter Band. Gr. 8. 3 Thlr.

Wagner, über die fortschreitende Cultur der Verbreitung der Merinos-Schafzucht mit statistischen Beiträgen und Übersichten. Nebst einer Untersuchung der Ursachen des Fallens der Wollpreise im Jahr 1837. Als Anhang einige Ansichten über den möglichen Einfluß der Eisenbahnen auf den Wollverkehr. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Es erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die

englischen Universitäten.

Eine Vorarbeit

zur englischen Literatur-Geschichte.

Von

Prof. ***V. A. Huber.***

1ster Band. Gr. 8. 1839. In **J. C. Krieger's** Verlagshandlung in Kassel. (30 Bogen.) Preis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Schriften der Gesellschaft

zur Beförderung der

gesammten Naturwissenschaften zu Marburg.

Vierter Band.

(Enthaltend, auch als besonderer Abdruck zu haben:)

Versuch einer Charakteristik

der

Vegetation von Kurhessen.

Als Einleitung

in die Flora dieses Landes.

Nebst 2 Probebogen: einer der Flora hassiaca und einer der Flora marburgensis.

Von

Prof. **Dr. G. W. F. Wenderoth.**

Mit 8 Abbildungen.

Gr. 8. 1839. In **J. C. Krieger's** Verlagshandlung in Kassel. (12½ Bogen.) Brosch. Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

der

Meteorologie

von

Dr. ***Ludw. Friedr. Kämtz.***

Drei Bände.

Mit lithographirten Tafeln.

Gr. 8. 8 Thlr. 12 Gr.

Halle. **Gebauer'sche Buchhandlung.**

Soeben sind bei **J. H. C. Schreiner** in Düsseldorf erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Ritter Leo von Klenze

und

unsere Kunst

von

K. Wiegmann,

Architekt und Professor an der königl. Kunstakademie zu Düsseldorf.

8. 7 Bogen. Velinpapier. Geh. Preis 16 Gr.

Ueber die Construction

von

Kettenbrücken

nach dem Dreiecksysteme und deren Anwendung auf Dachverbindungen, von demselben Verfasser.

Mit 2 lithographirten Tafeln.

Gr. 8. 2 Bogen. Velinpapier. Geh. Preis 8 Gr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Jane Lomax

oder das Verbrechen aus mütterlicher Liebe.

Von ***Horace Smith.***

Aus dem Englischen übersetzt.

Drei Bände.

8. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Ein psychologisches Gemälde von höchstem Interesse.

Leipzig, im März 1839.

Kirchner und Schwetschke.

Le **Comptoir Littéraire** à Stuttgart vient de mettre en vente:

WILDBAD,

et

ses eaux thermales.

Traité topographique et médical;

par

le Professeur **F. HEIM,** M. D.

Membre de plusieurs sociétés des Sciences médicales et physiques etc.

Traduit du Manuscrit allemand

par

le Professeur **J. M. Gérard,**

Bachelier ès lettres et en droit, ancien Membre de l'Université de France.

Orné de cinq gravures sur acier et d'une carte des environs de Wildbad.

Un vol. in-8., cartonné à l'anglaise.

Prix: 12 Francs pour la France, **12 Shill.** pour l'Angleterre, **3 Thaler** de Prusse ou **4 Fl. 48 Kr.** d'empire pour l'Allemagne.

L'auteur, en entreprenant ce traité sur les sources thermales de Wildbad qui, quoique d'une supériorité incontestable, ont été peut-être moins qu'aucune autre source de l'Allemagne, l'objet de l'attention des écrivains, a cherché à combler une grande lacune, surtout en ce qui concerne les indications pour et contre nos eaux; et sans s'arrêter à un vain étalage de leurs effets merveilleux, il se contente de rapporter des faits, des preuves résultant de pièces à l'appui. Cela devenait d'autant plus nécessaire que, depuis un petit nombre d'années, le nom de Wildbad commence à se répandre au loin, et que ces Thermes semblent devoir acquérir une réputation européenne, qu'il est de leur intérêt de justifier. Voilà pourquoi on fait paraître cet ouvrage dans une langue qui, de nos jours, est la propriété des classes éclairées de tous les pays.

D'un autre côté, le baigneur avait besoin d'un Manuel qui le guidât en tout point, pendant la durée de la saison, dans ses heures de calme comme dans ses moments de souffrances, qui lui indiquât quels pourraient être pour lui dans notre bain les motifs d'espérance ou les sujets de crainte, et qui, à défaut de confiance, lui présentât des exemples dont tel ou tel, analogue avec sa propre situation, relevât son espoir et lui fit attendre pour lui-même, sans crainte d'être déçu, une solution non moins heureuse.

Quant aux éditeurs, ils se flattent de n'avoir rien négligé pour rendre cet ouvrage digne de l'attention du public; ils ont mis surtout beaucoup de soin dans l'exécution des gravures qui représentent comme déjà existantes les bâtisses projetées à Wildbad.

L'ouvrage est en vente chez les principaux libraires de l'Allemagne; pour l'étranger chez Messieurs **Brockhaus & Avénarius,** à **Paris,** rue Richelieu 60, et chez **John Murray,** à **Londres,** 50 Albemarle-Street, Piccadilly.

Bei **C. P. Melzer** in Leipzig ist erschienen:

Gründler, Dr. C. A., Zusätze und Verbesserungen zu der Polemik des germanischen Rechts über vier Bände. Gr. 8. 8 Gr.

Wiese, Dr. W. F., Repetitorium des preuß. Civilrechts, nach Klein's System, unter Benutzung der neuesten Rechtsquellen und mit Hinweisung auf das gemeine Recht, neu bearbeitet vom Kammergerichtsrath **von Rönne.** 2te Lieferung. 8. 12 Gr.

(Die dritte erscheint in 4 Wochen; der Schluß des Ganzen im August.)

Literatur der Romane.

REVUE DES ROMANS.

Recueil d'analyses raisonnées

des produits remarquables des plus célèbres romanciers français et étrangers.

Par **EUSÈBE G********

2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 12 Gr.

Eine Reihenfolge von 1100 Beurtheilungen der bedeutendern Erscheinungen auf dem ganzen Gebiet des Romans, welche, nach den Schriftstellern in alphabetischer Folge geordnet, einen genügenden Begriff geben von dem Helden, den einzelnen Personen, der Verwickelung und Auflösung der Handlung eines jeden Romans.

Leipzig, im Mai 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. Dessmann's

Rechenbuch

zur

Erleichterung des Unterrichts

für Lehrer

umgearbeitet

von

Dr. *G. Hahn.*

Zweite Auflage.

8. 20 Gr. (25 Sgr.)

* * *

J. D. Dessmann's

Rechenaufgaben

zum Gebrauch

für Schulen

umgearbeitet

von

Dr. *G. Hahn.*

Erstes Heft: die vier Species mit gleichbenannten und ungleichbenannten Zahlen. 4te Auflage. 2 Gr. (2⅛ Sgr.)

Zweites Heft: die vier Species mit Brüchen. 3te Auflage. 2 Gr. (2⅛ Sgr.)

Drittes Heft: Verhältnissrechnung. 3te Auflage. 3 Gr. (3⅛ Sgr.)

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In der Unterzeichneten erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Studien.

Von

Karl Rosenkranz, Professor in Königsberg.

Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Reden und Abhandlungen

zur

Philosophie und Literatur.

8. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 26⅓ Sgr.

Berlin, im Mai 1839.

Jonas Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von **L. Fort** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der Journalistenspiegel.

Worte der Wahrheit

über Flugblätter und literarische Trommelschläger an Freund und Feind gerichtet

von

Ernst Richter.

Brosch. 14 Gr.

Wie sehr das Journalistenwesen unsere neuere Literatur schändet, ist nur zu bekannt! In der obigen geistreichen Schrift wird der ganze Unfug desselben, mit Vermeidung aller hämischen Persönlichkeiten, ebenso treffend gerügt als nachdrücklich gegeisselt, und sie ist daher jedem Gebildeten als eine höchst interessante Lecture zu empfehlen.

An alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und den angrenzenden Ländern ist versandt und zu erhalten:

Des

Eusebius'

Bischofs von Cäsarea

Kirchengeschichte

zum erstenmal vollständig übersetzt, mit Anmerkungen und dem Leben des Verfassers

von

August Closs.

1stes Heft. 12 Gr., oder 48 Kr. Das ganze Werk kostet vollständig 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr. Nach Vollendung 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Ausgabe für Katholiken und Protestanten.

Das Werk des Bischofs von Cäsarea ist eine der Hauptquellen der ersten christlichen Geschichte, und als solches anerkannt eines der besten.

Das Bedürfniß einer treuen vollständigen Übersetzung ist schon lange gefühlt, da es bis jetzt nur eine, die von Stroth gab, die noch dazu unvollständig ist. Der Übersetzer suchte so viel als möglich Treue mit dem deutschen Ausdruck zu verbinden. Was die Anmerkungen betrifft, sind dieselben theils historisch, theils geographisch. Der Übersetzung ist die neueste Ausgabe von Heinichen zu Grunde gelegt.

Jedem Historiker und Studirenden, wie Jedem, der über die erste Zeit unserer christlichen Religion eine Belehrung wünscht, wird diese Übersetzung eines unserer ersten Philologen gewiß sehr willkommen sein. Dazu ist der Preis ganz besonders billig.

Stuttgart, im April 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Wilhelm Bibbeck.

12. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im März 1839.

Kirchner und Schwetschke.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1838. Elftes und zwölftes Heft. Jahrgang 1839. Zweites Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Zwanzigsten Bandes erstes Heft. (Nr. I.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Nordamerikas sittliche Zustände.

Nach eigenen Anschauungen
in den
Jahren 1834, 1835 und 1836,
von
Dr. M. H. Julius.

Zwei Bände.

Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses ebenso wichtigen als anziehenden Werks führen die Überschriften: Boden und Geschichte, Religiöses, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Volk und Gesellschaft, Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerikas seiner Betrachtung unterstellt.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen wird Bestellung angenommen auf:

A. Blumauer's
sämmtliche poetische Werke,
herausgegeben und durch Anmerkungen erläutert von
A. Kistenfeger.

Vier Lieferungen in 2 Bänden.
München, bei **Fleischmann.**

Eine Taschenausgabe in Format und Ausstattung wie Schiller, Shakspeare u. s. w. Subscriptionspreis einer jeden Lieferung 7 Gr., oder 30 Kr.

Wer wird wol nicht gern, neben andern Classikern, auch unserm, mit dem scherzhaftesten Gewande bekleideten nationalen Blumauer, dem Schöpfer der allgemein als Meisterwerk gerühmten travestirten Äneis und so vieler an Laune überfließender Gedichte, einen Platz in seinem Bücherschrank anweisen, ihm, der die Waffen der Laune, des gemüthlichsten Humors, des pikantesten Witzes, der beißendsten Satire und der scherzhaftesten Parodie aufs geschickteste zu führen wußte? Welcher Schriftsteller vermag in dem Maße wie er den Ernst von der Stirne zu verscheuchen und den niedergedrückten Geist für neue Anstrengungen zu kräftigen?

Blumauer war und ist einer der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, Zeuge dessen sind seine oft und vielfach aufgelegten Werke, die bis auf den heutigen Tag der lebhaftesten Theilnahme sich erfreuen. Die erste Lieferung der neuen wohlfeilen Taschenausgabe erscheint demnächst; eine ausführliche Anzeige aber, nebst Probe, ist in jeder Buchhandlung einzusehen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. Mai. Nr. 318—321.

Nr. 318. *Papst Gregor XVI. Kunststraßen in Portugal. *Grönland. *Die Länge der Tage. Stahlstabgeläute. *Macao. — **Nr. 319.** *Florenz und seine Bewohner. *Die Schauspielkunst der Chinesen. Die neuesten Mittheilungen über die Nordpolländer. Recept zu einer unauslöschlichen Tinte. — **Nr. 320.** *Demosthenes. Der Orkan in Barbados 1831. *Chambord. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Unterdrückung des Christenthums auf Madagaskar. *Kolossale Eichen in England. — **Nr. 321.** *Mecheln. Die photogenischen Zeichnungen oder Lichtzeichnungen. Die Diamanten Brasiliens. *Die Altäre der Vorzeit. Die Verbannten in Sibirien. San-Juan de Ulloa und Veracruz. Das Versetzen der Häuser.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei

Tendler & Schäfer,

Buchhändler in Wien,

sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Italienische Leseübungen

für

Anfänger jedes Alters.

Ein Hülfsbuch zur besondern Erleichterung der nach den grammatischen Vorkenntnissen fortzusetzenden Selbstübung und schnelleren weiteren praktischen Ausbildung, enthaltend: Novellen, ein Theaterstück, vertrauliche Briefe, Beschreibungen, Erzählungen, Charakterzüge, historische Schilderungen, durchgehends aus der neueren Literatur, mit Angabe der Betonung und mit deutschen Erklärungsnoten so vollständig versehen, daß sie das Wörterbuch ganz entbehrlich machen.

Herausgegeben

von

A. J. Edl. v. Fornasari-Verce,

k. k. Professor der italienischen Geschäftssprache und des Styls an der Universität und an der Theresianischen Ritterakademie in Wien.

2 Bändchen. 8. 1839. In Umschlag. Broch.

Preis 1 Thlr. 9 Gr.

Die vorstehenden, ihrem Inhalte nach sehr mannichfaltigen und unterhaltenden Lesestücke können dadurch, daß sie von dem sachkundigen Herrn Herausgeber mit so ungewöhnlich reichhaltigen Noten wie noch keine bisher versehen worden sind, jedem Anfänger, vorzüglich aber dem Selbstlernenden nicht anders als sehr willkommen sein, und eine günstige Anerkennung und große Theilnahme um so mehr gewärtigen, als in selben nicht nur immer die gleichgeltende deutsche Bedeutung jedes italienischen Wortes, sondern nebstbei zur Erweiterung der Sprachkenntniß auf andere sinnverwandte deutsche sowol als italienische Ausdrücke und eigenthümliche Redensarten, dann zweckmäßige Erläuterungen der etymologischen und syntaktischen Eigenheiten, sowie Ergänzungen der elliptischen Redeweisen vorkommen.

Durch dieses Hülfsbuch, welches somit in seiner Art und für seinen Zweck nichts zu wünschen übrig läßt, da es, so ausgestattet, jede entmuthigende und hemmende Schwierigkeit in stufenweisem Fortschreiten beseitigt und jedenfalls einen größern Nutzen als eine einfache Übersetzung selbst gewährt, wird dem Lernbegierigen das geeignetste Mittel geboten, auf dem schnellsten und möglichst leichtesten praktischen Wege sich selbst weiter auszubilden, wonach er, gehörig vorbereitet, im Stande sein wird, die schwereren und besten Schriftsteller in einer der schönsten, wohltönendsten Sprache, ohne Schwierigkeit zu lesen und zu verstehen.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

K. Streckfuss

Neuere

Dichtungen.

8. 163 S. 20 Gr.

Die heitere Muse des gefeierten Dichters wird Jedermann willkommen sein. Ausser einer Zahl kleinerer Dichtungen enthält das Bändchen die grösseren Gedichte: der Falk nach Bocaccio, das Gastmal des Theoderich, die Madû-Maränen, Ruth, die Höllenstrafe der Frömmler.

* * *

Rudolf Stier

Siebzig ausgewählte

Psalmen.

Nach

Ordnung und Zusammenhang ausgelegt.

Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **Rubach** in Berlin ist neu erschienen:

Geppert's Chronik von Berlin. 14tes Heft. 4 Gr.
Preußische National-Encyklopädie. 10tes Heft. 8 Gr.
Lyser's Fabeln und Märchenbuch. 2tes Heft. 8 Gr.
Arndt's wahres Christenthum. 4tes Heft. 4 Gr.
Wahlert's deutsche Sprachlehre. 5te Auflage. 4 Gr.
Lucas' Unterricht im Lesen. 8te Auflage. 2 Gr.
Stollberg's Preußens gerichtliches Verfahren bei der Instruction der Processe. Eine systematische Bearbeitung der darüber bestehenden Gesetze, namentlich der allgemeinen Gerichtsordnung, der Verordnung über den Mandats-, summarischen und Bagatellproceß. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat Mai, oder Nr. 121—151, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XVI—XVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat Mai, oder Nr. 18—22, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 18—22. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **Eduard Anton** in Halle ist soeben erschienen:

***Baumgarten*, Dr. *M.*, De fide libri Estherae** commentatio historico-critica. Gr. 8. 10 Bogen. 16 Gr.

Blasius, Prof. Dr. **E., Handbuch der Akiurgie** zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht. Erster Band, zweite vermehrte und mit der Literatur versehene Auflage. Gr. 8. 33¾ Bogen. 2 Thlr.

Fouqué, de la Motte, **Die Weltreiche zu Anfange des Jahres 1839.** Eine Bilderreihe. 8. 3¼ Bogen. Geh. 6 Gr.

Günther, J., Die Realschulen und der Materialismus. Gr. 8. 2¼ Bogen. Geh. 4 Gr.

Leo, Dr. H., **Lehrbuch der Universalgeschichte** zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. Zweiter Band, die Geschichte des Mittelalters enthaltend. Zweite Auflage. Gr. 8. 29½ Bogen. 1 Thlr. 21 Gr.

***Schmidt*, Dr. *Rud.*, Stoicorum grammatica.** Gr. 8. 5 Bogen. Geh. 12 Gr.

Soeben ist in der **Kayser**'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Die sittlichen Zustände des griechischen Heldenalters. Ein Beitrag zur Erläuterung des Homer und zur griechischen Culturgeschichte von **Karl Gustav Helbig**, Oberlehrer an der Kreuzschule in Dresden. 8. Brosch. 21 Gr.

Pauli Epistola Prima ad Timotheum Graece. Cum Commentario perpetuo edidit **M. *Gottlob Eduardus Leo.*** Gr. 8. 18 Gr.

Soeben ist erschienen:

Handbuch der praktischen Arzneimittellehre von **L. W. Sachs** und **F. Ph. Wulk.** 21ste und **letzte** (3ten Bandes 7te) Lieferung. Preis 1½ Thlr. Das vollständige Werk kostet 18½ Thlr.

Königsberg, den 1. Mai 1839.

Gebrüder Bornträger.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Bei **A. Wiendrack** in Leipzig sind soeben nachstehende empfehlenswerthe Romane erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Gräfin Elisabeth Löwenskiold.
Novelle von **Penseroso.**
4 Bände. 8. Preis 4⅓ Thlr.

Der Uebel größtes ist die Schuld.
Wahrheit im Romangewande von Wilhelmine Lorenz.
2 Bände. 8. Preis 2⅔ Thlr.

Der Rebell.
Historischer Roman von **F. Th. Wangenheim.**
2 Bände. 8. Preis 2 Thlr.

Weibertreu und Fürstenwort.
Historische Novelle von **F. Th. Wangenheim.**
8. Preis 1 Thlr.

Die Verfasser obiger Romane sind durch eine Reihe früher erschienener, mit vielem Beifall aufgenommener Unterhaltungsschriften der Lesewelt bereits rühmlichst bekannt. Auch diese ihre neuesten Erzeugnisse werden nur dazu beitragen, denselben die Gunst des gebildeten Publicums zu erhalten, und dürfen mit Recht Jedem empfohlen werden, der eine angenehme Lectüre sucht, die Geist und Herz auf gleich anziehende Weise beschäftigt.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Oberon.

Ein Gedicht
in zwölf Gesängen
von
C. M. Wieland.

Prachtausgabe in groß Octavformat mit sechs Stahlstichen.
Elegant gebunden. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 1. Mai 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in Berlin ist soeben erschienen:

WIESBADE,
ses thermes et ses environs;

ou traité sur la topographie de cette ville, sur l'effet et l'usage médical de ses eaux minérales et sur les régles diététiques qui sont à observer par le Docteur ***Richter,***
Med. à Wiesbade.

Broché 18 Gr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science
von **F. Sporschil** und **R. Hartmann.**
14 Lieferungen. Mit 375 Abbildungen.
Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als: **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** 9 Gr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 6 Gr. — **Pneumatik.** 6 Gr. — **Akustik.** 6 Gr. — **Pyronomik.** 6 Gr. — **Optik.** 9 Gr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** 6 Gr. — **Mineralogie.** 18 Gr. — **Krystallographie.** 6 Gr. — **Geologie.** 21 Gr. — **Versteinerungskunde.** 12 Gr. — **Chemie.** 18 Gr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 12 Gr. — **Meteorologie.** 9 Gr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. Kl. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Zur Kenntniss des Mittelalters.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

ASSISES DU ROYAUME DE JERUSALEM

(textes français et italiens)

conferées entre elles, ainsi qu'avec les lois des Francs, les capitulaires, les établissements de Saint-Louis et le droit romain, suivies d'un Précis historique et d'un glossaire;

publiées sur un manuscrit tiré de la bibliothèque de Saint-Marc de Venise,

par **VICTOR FOUCHER.**

T. I. 1re livraison. In-8. Paris. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Assisen von Jerusalem geben mit Hülfe der zahlreichen Noten des gelehrten Herausgebers das vollkommenste Bild vom Zustande der Gesetzgebung des Mittelalters, und gewähren den besten Beitrag zur Kenntniß der verschiedenen Einrichtungen und Beziehungen derselben zum römischen Recht.

Das Ganze wird aus vier Lieferungen bestehen.

Leipzig, im Juni 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

(Das 2te und letzte Bändchen über Kaspar Hauser, die interessantesten und wichtigsten Aufklärungen enthaltend.)

Kaspar Hauser,

oder

richtige Enthüllung der bisher unbekannten Geheimnisse über Hauser's Herkunft, die Ursache seiner Einsperrung, Bezeichnung des Mannes, der Hauser als Kind und von wem er es erhalten; warum er sich zu dem mislungenen und zu dem wirklich ausgeführten Mord hat gebrauchen lassen, die Intriguen der Feinde Hauser's bis zur Vollführung des Mordes, endlich die Veranlassung zu der von der Verfasserin bei Gericht gemachten Angabe, sowie zur Bekanntmachung des Geheimnisses durch dieses Buch, von **W. E. Gr. v. A.** 2tes Bändchen. Gr. 8.

München, bei **Fleischmann.** Geh. 16 Gr.

Das 1ste Bändchen kostet 12 Gr.

Anzeige für deutsche Gelehrte.

Der Unterzeichnete, welcher eine Reihe von Jahren hindurch für die königlichen Bibliotheken von Berlin und Breslau, für gelehrte Gesellschaften und einzelne Literaten lateinische und altdeutsche Handschriften copirte und collationirte, bietet jetzt, da er Paris zu seinem bleibenden Wohnsitze gewählt hat, deutschen Gelehrten ähnliche wissenschaftliche Dienstleistungen hinsichtlich der pariser Manuscriptenschätze an, insofern es sich um Abschriften und Auszüge geschichtlicher Werke und Urkunden, um das Vergleichen lateinischer Classiker, oder um Mittheilungen aus altfranzösischen und italienischen Handschriften handeln sollte. Seine billigen Bedingungen erfährt man auf frankirte Zuschriften.

Paris, im Mai 1839.

Julius Max Schottky,

Rue et hôtel du Cadran.

Kalligraphische Anzeige.

Soeben sind bei **A. Trautwein** in Berlin erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Johann Heinrigs

neue deutsche und englische Schulvorschriften zur Erlernung einer geläufigen Geschäftshand. Erstes Heft. 10 Gr.

Da die Texte der so bekannten und viel verbreiteten Schulvorschriften dieses Kalligraphen fast nur geschichtlichen und moralischen Inhalts sind, mehrfach aber auch dergleichen Hefte mit Textworten aus dem Geschäftsleben, und welche englische und deutsche Schrift zugleich enthalten, gewünscht worden, so hat sich der Verfasser zur Herausgabe des obigen Werkes entschlossen, wovon noch mehre Hefte nach und nach erscheinen werden. Diese Reihefolge neuer Schulvorschriften soll somach weder eine Fortsetzung, noch eine Ergänzung von des Verfassers früher erschienenen Schulvorschriften, sondern ein für sich bestehendes Werk und zu gleichem Zweck und zu gleicher Wirkung bilden.

Ferner wird von desselben Verfassers

Alphabeten europäischer Schriftarten

im Laufe dieses Jahres noch ein fünftes Heft erscheinen, welches ornamentirte Initialbuchstaben enthalten soll. Die zahlreichen Besitzer der ersten 4 Hefte werden hierauf im voraus aufmerksam gemacht.

Neue Lehrbücher der englischen und französischen Sprachlehre.

Cobbett's (W.) englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von Dr. J. H. Kaltschmidt. **Zweite umgearbeitete Auflage.** Gr. 8. 27 Bogen. 18 Gr.

Lang (J. G.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 48 Bogen. 1 Thlr.

Beide Werke zeichnen sich nach dem Urtheile competenter Richter durch Vollständigkeit und eine wahrhaft praktische Methode so vortheilhaft vor den meisten Sprachlehren aus, und sie empfehlen sich zugleich so sehr durch eine zweckmäßige typographische Einrichtung, durch gutes weißes Papier und einen sehr wohlfeilen Preis, daß ich an einer baldigen großen Verbreitung nicht zweifeln kann.

Lehrern der englischen und französischen Sprache, die sich, bevor sie die Werke einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern Exemplare gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Versammlung der Naturforscher und Ärzte im September 1839.

Nachdem die **Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Ärzte** bereits in Leipzig, Halle, Würzburg, Frankfurt am Main, Dresden, München, Berlin, Heidelberg, Hamburg, Wien, Breslau, Stuttgart, Bonn, Jena, Prag, Freiburg im Breisgau, ihre jährliche Versammlung gehalten, wird die diesjährige, **Siebenzehnte Versammlung** derselben, mit höchster Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Waldeck, **in Pyrmont** stattfinden. Indem die unterzeichneten Geschäftsführer solches hierdurch zur öffentlichen Kunde bringen, fügen sie noch für Diejenigen, welche mit den Statuten der Gesellschaft unbekannt sein sollten, aus diesen hinzu: daß der Hauptzweck der Gesellschaft ist, den Naturforschern und Ärzten Deutschlands Gelegenheit zu verschaffen, sich persönlich kennen zu lernen (§. 2); daß jeder Schriftsteller im naturwissenschaftlichen und ärztlichen Fache als Mitglied betrachtet (§. 3), wer aber nur eine Inauguraldissertation verfaßt hat, nicht als Schriftsteller angesehen wird (§. 4); daß Alle, die sich wissenschaftlich mit Naturkunde oder Medicin beschäftigen, Beitritt haben (§. 6); daß die Versammlungen am 18. September ihren Anfang nehmen (§. 9). Auch bemerken sie noch für Diejenigen, welche bisher den Versammlungen noch nicht persönlich beiwohnten, daß dieselbe, vom 18. September an, täglich Sitzungen hält, allgemeine und besondere; daß an den allgemeinen, deren 4—5 statt zu haben pflegen, die ganze Gesellschaft Theil nimmt; daß die besondern, deren sich, je nach der für die verschiedenen Fächer der Natur- und Heilkunde sich einfindenden Anzahl von Mitgliedern, 5—7 zu bilden pflegen, nämlich 1) für Physik und Astronomie, 2) Chemie und Pharmacie, 3) Mineralogie und Geognosie, 4) Botanik, 5) Zoologie mit Anatomie und Physiologie, 6) Medicin und Chirurgie, 7) Agronomie und Technologie, vor und nach den allgemeinen Sitzungen gehalten werden. Es wird diesmal auch der Apothekerverein in Norddeutschland seine nächste Generalversammlung und Stiftungsfeier gleichzeitig, an einem passenden Tage, in Pyrmont halten, und dadurch das Interesse der Gesellschaft unstreitig nicht wenig erhöhen.

Wenn Pyrmont, gegen die bedeutenden Sammlungen und klinischen Anstalten jener Haupt- und Universitätsstädte, nur seine, an naturhistorischem Interesse reiche Umgegend, seine berühmten Mineralquellen und treffliche Badeanstalten, und nur beschränkte Privatsammlungen darzubieten hat, und in dieser Hinsicht zu wünschen ist, daß recht viele in die verschiedenen Fächer einschlagende interessante Gegenstände möchten von den Mitgliedern mitgebracht und zur Erörterung und Beurtheilung vorgelegt werden, so sind dagegen die örtlichen Verhältnisse des Städtchens selbst dem Hauptzwecke der Gesellschaft so überaus günstig, daß man im Voraus hoffen darf, das geistige Leben werde hier recht thätig und der gemüthliche Verkehr nicht minder rege sein. Alles ist sich hier einander nahe, die Wohnungen, welche die Gäste aufnehmen werden, die Säle und Räume, welche den allgemeinen Sitzungen wie den verschiedenen besondern Abtheilungen bestimmt sind, der gemeinschaftliche Speisesaal und die schöne große Allee, als steter Sammelplatz der Gesellschaft.

Se. Durchlaucht der Fürst haben das große Logirhaus, so weit solches dann nicht etwa noch von Curgästen besetzt sein sollte, zur unentgeltlichen Aufnahme der Mitglieder der Gesellschaft, und die sonst benöthigten Säle und Räume gnädigst bewilligt, und Geldmittel zu überweisen geruhet, die von den Geschäftsführern in Angelegenheiten der Gesellschaft verwendet werden sollen; und auch von Seiten unserer Mitbürger ist uns eine nicht unbeträchtliche Anzahl Logis unentgeltlich bereitwilligst zur Disposition gestellt worden. Unter solchen Umständen werden wir, wenn der Aufenthalt in Pyrmont großartiger Festivitäten, wie reiche Städte solche zu Ehren der Gesellschaft veranstalten kennten, ermangeln wird, die anwesenden Mitglieder nicht nur baarer Geldbeiträge, obgleich die Statuten (§. 19) solche vorschreiben, überheben, sondern auch noch der Mehrzahl derselben freie Quartiere anbieten können. Außerdem soll das Mittagsmahl nicht über einen halben Thaler kosten und der Wein billig abgelassen werden; Abends wird man nach der Karte speisen können.

Indem wir nun sämmtliche nahe und fern wohnende Naturforscher und Ärzte Deutschlands, und auch des Auslandes insbesondere, zur Theilnahme an dieser Versammlung hierdurch, amtlich, freundlichst und ergebenst einladen, erlauben wir uns, noch bemerklich zu machen, daß Pyrmont von allen Seiten her, über Kassel, Paderborn, Herford, Minden, Hanover und Hildesheim, durch gute Chausseen zugänglich ist, und daß von den genannten Orten her beinahe täglich Brief- und Schnellposten eintreffen. Wie es nun überhaupt angenehm sein würde, könnten wir, durch gefällige Anmeldungen, schon im Voraus eine ungefähre Übersicht der zu erwartenden Frequenz erlangen, so möchten wir noch insbesondere diejenigen Mitglieder, welche dann etwa mit Familie einzutreffen beabsichtigen, ersuchen, uns davon bis Ende August benachrichtigen zu wollen, damit wir für angemessene Quartiere sorgen, und sie darüber, auf Nachfrage, an der Barrière vor Pyrmont, oder im Brunnencomptoir, die begehrte Auskunft finden mögen.

Wir erlauben uns an alle löblichen Redactionen geeigneter wissenschaftlicher oder gemeinnütziger Zeitschriften die Bitte, obige Anzeige durch gefällige Aufnahme weiter verbreiten zu wollen.

Pyrmont, den 4. Juni 1839.

Dr. K. Th. Menke. **Dr. Fr. Krüger.**

Bei **Kirchner und Schwetschke** in Leipzig ist erschienen:

Landon, Miß, **Adele Churchill** oder die beiden Bräute. Aus dem Englischen von **v. Soltau.** 3 Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Smith, Horace, **Jane Lomax** oder das Verbrechen aus mütterlicher Liebe. Aus dem Englischen. 3 Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Ribbeck, Wilhelm, Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei

Tendler & Schäfer,

Buchhändler in Wien,

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eine Schulausgabe

von

Les Aventures

de

Télémaque,

fils d'Ulysse

par ***Fénélon.***

Mit deutschen Anmerkungen und Erklärung schwerer Wörter und Redensarten versehen

durch **Aug. Schulze.**

Vierte nach der neuen Orthographie verbesserte Auflage.

Gr. 8. 36 Bogen. In Umschlag brosch. 1839.

Preis 1 Thlr.

Die allgemeine Anerkennung der Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieser Ausgabe beurkundet sich am sichersten durch die vierte in kurzer Zeit nöthig gewordene Auflage.

Der französische Text ist nach der neuesten pariser Édition polyglotte abgedruckt, und am Ende jedes Capitels sind Erläuterungen der darin vorkommenden mythologischen Stellen und Namen in deutscher Sprache beigefügt.

In unserm Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. J. Wagner's

Kleine Schriften.

Herausgegeben

von

Ph. L. Adam.

Erster Theil.

Mit des Verfassers Bild in Stahlstich.

Auch mit dem Titel:

Strahlen deutscher Welt-Anschauung I.

Gr. 8. Brosch. 3 Fl.

Inhalt. Ansichten deutscher Poesie. — Die Classiker. — Was von Poeten zu halten sei. — Gradus ad Parnassum für deutsche Poeten. — Die Harfnerin. — Die Zeiten. — Der Mensch. — Über Populairphilosophie und Volkspoesie. Die Poesie als wahrhaft freie Kunst in Theorie und Exempeln dargestellt. — Ideen über Musik: Vom ästhetischen Charakter der Musik und ihrem Verhältnisse zu andern Künsten. Was ist Musik? Gesang und Instrument. Die Tonverhältnisse. Die Modulation. Die Composition. Verwandtschaften der Musik. Musik und Poesie. Musik und Tanz. Musik und Erziehung. Musik und Gesellschaft. Musik in Kirche und Staat. — Über das Verhältniß der Declamation zur Musik. — Über musikalischen Vortrag. — Über die Wahl der Farben zur Kleidung. — Welches ist der wahre Standpunkt für die Landwirthschaftswissenschaft? — Die Centralregierung und die Gemeindeverwaltung. — Homo rex. — Gesetzgebungslücken. Über Vision und sympathetisches Wirken. — Leben, Gesundheit und Krankheit. — Ideen zu einer Theorie des Schicksals. — Ankündigung philosophischer Vorlesungen. — Über das Wesen der Philosophie. Ein Programm. — Mathematische Philosophie. — Das Schauen oder die Verklärung der Wissenschaft. — Die Lehre vom Gelde. — Ideen zu einer Welttafel. — Wie viel sind Philosophien? — Die Zeit und die Philosophie. — Kann die Philosophie volksthümlich werden? — Vom Wesen und Gebrauche der Kategorien. — Vom Geiste des Schulunterrichts.

J. J. Wagner's Portrait.

Abdrücke in 4. . . . 8 Gr., oder 36 Kr.

Chinesisches Papier. 12 Gr., oder 48 Kr.

Ulm, 1839.

Stettin'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.

Fünftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1706 in Spanien. Zweiter Abschnitt: Feldzug in Estremadura und Castilien bis zum Rückzuge ins Königreich Valanza. II. Das Gefecht bei Zwolin am 3. Februar 1831. III. Die Gefechte bei Kaminka und Lubartow am 9. und 10. Mai 1831. IV. Das Wirken des Feldmarschallieutenants Graf Bubna mit der zweiten leichten Division in den Tagen von Leipzig, vom 5. bis 19. October 1813. V. Über ein neues System allgemeiner Telegraphie. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—38 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 7. Juni 1839.

J. G. Heubner,

Buchhändler.

Soeben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Las dos comedias famosas:

Los Bandos de Verona

de Francisco de Rojas

(año de 1679)

y los

Castelvines y Monteses

de Lope de Vega

(año incierto)

segun las mejores ediciones viejas españolas en un tomo colegidas y reimpresas

por el

Conde de Hohenthal-Stetteln y Deuben.

In-8. Geh. 1 Thlr.

Beide Tragödien, die mit Shakspeare's Romeo und Julie gleiches Sujet behandeln, waren dem größern Theile des Publicums bisher unbekannt, und dürfte deshalb der Herr Herausgeber Viele zum besondern Danke verpflichten.

Leipzig, im Juni 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwölf Bänden.

Zweite Lieferung:

I. II. Verbrecher aus verlorner Ehre (zwei Blatt). — III. Dreissigjähriger Krieg. — IV. Geschichte des Abfalls der Niederlande. — V. Herzog Alba zu Rudolstadt 1574. — VI. Kabale und Liebe.

Preis 15 Kr., oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die vier Lieferungen je von sechs Holzschnitten werden zusammen nur 1 Fl., oder 16 Gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuester komischer Roman!!

Binnen Kurzem versenden wir:

Dingelstedt (Franz), **Die neuen Argonauten.** 18 Bogen. Velinpapier. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 12 Kr. Rhein.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches das Publicum neuerdings an der humoristischen Literatur nimmt, bedarf es der Hinweisung auf dieses Product derselben wol um so weniger, als der schnell aufgeblühte Name des Verfassers dessen Trefflichkeit verbürgt und sein frisches Talent anerkanntermaßen gerade im satirisch-humoristischen Genrebilde culminirt.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwarz, J. H., Zweckmäßige Erwärmung und Herrichtung von Mineralbädern. Ein Mittel zur Erhöhung ihrer Wirksamkeit und Ersparung von Brennmaterial und Zeit. Elegant brosch. Gr. 8. 1839. Preis 10 Gr., oder 45 Kr. Rhein.

Rühmlichst bekannt durch seine Grundzüge und Beschreibung von Kesselfeueranlagen, sowie besonders durch seine Dampfdestillirapparate und sein Maischverfahren, gibt der Verfasser in diesem Heftchen ein ganz neues Verfahren zur Mineralbäderanlage und erläutert dasselbe durch eine sauber ausgeführte lithographirte Tafel. Dürfte der Gegenstand an und für sich schon Interesse erregen, so möchte dieses Werkchen um so willkommener sein, als sich sein praktischer Nutzen bei den Mineralbädern zu Salzschlirf bereits bewährt hat.

Fulda, 1839.

C. Müller'sche Buchhandlung.

Bei **Eduard Anton** in Halle ist soeben erschienen:

Klasius, Prof. Dr. **E., Handbuch der Akiurgie** zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht. Erster Band. Zweite vermehrte und mit der Literatur versehene Auflage. Gr. 8. 33¾ Bogen. 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1838. Monat August oder Nr. 61 — 69. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Zwanzigsten Bandes zweites Heft. (Nr. II.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Interessante Neuigkeit!

Soeben ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Der
gegenwärtige Grenzstreit
zwischen
Staats- und Kirchen-Gewalt
aus dem staatskirchenrechtlichen und legislativen Gesichtspunkt
erörtert von
einem norddeutschen Publicisten.

Gr. 8. Geh. Preis 26⅔ Sgr. (21 Gr.)

Halle, 1. Juni 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Textbüchlein oder **Repertorium biblischer Texte zu Casual-Predigten und Reden.** Herausgegeben von Dr. K. Meyer, Pastor zu Beyern, Ephorie Herzberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Jedem praktischen Geistlichen wird mit dieser Sammlung von Texten — im Ganzen 4280 — eine zweckmäßige und sehr geeignete Gabe gereicht, und manchen glücklichen Gedanken wird er aus dem so reich zusammengestellten Vorrath entnehmen; es wird ihm dieses Buch sehr nützlich und lieb werden und insbesondere geeignet sein, das so sehr empfehlenswerthe Bestreben „echt biblisch zu predigen" zu unterstützen.

In demselben Verlage ist ebenfalls erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schuler, M. P. H., Repertorium biblischer Texte und Ideen für Casual-Predigten und Reden, nebst Winken zur zweckmäßigen Einrichtung derselben und hieher gehörigen geschichtlichen und literarischen Notizen. Vierte, von H. B. Wagnitz verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1829. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

In diesem Repertorium werden dem Geistlichen nicht allein die biblischen Texte, sondern auch Ideen und Winke zur zweckmäßigen Einrichtung von Casual-Predigten und Reden, nebst dahin gehörigen geschichtlichen und literarischen Notizen, dargeboten. Die Brauchbarkeit dieser Sammlung hat sich durch bis jetzt vier starke Auflagen wol am besten bewährt.

Für Reisende

sind folgende sorgfältig bearbeitete **Wegweiser** zu empfehlen:

Wegweiser durch die Rheingegenden. Mit Karte. 22 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Dieselbe Ausgabe mit 10 Stahlstichen 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.
— — Heidelberg, Manheim, Darmstadt, Odenwald, Bergstraße u. s. w. Mit Planen. 20 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Ausgabe mit 3 Stahlstichen. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.
Wegweiser durch die Taunusbäder. 12 Gr., oder 54 Kr. Mit 1 Stahlstich. 14 Gr., oder 1 Fl.
— — Frankfurt a. M. und Umgebungen. 12 Gr., oder 54 Kr.
— — Leipzig und Umgebungen. Mit Grundriß. 7 Gr., oder 30 Kr. Ohne Grundriß. 6 Gr.
— — Heilbronn und die Soolbäder Wimpfen, Jartfeld, Rappenau. 7 Gr., oder 30 Kr.
— — Augsburg. 7 Gr., oder 30 Kr.
— — Ulm, mit Ausflügen auf die schwäbische Alp. 6 Gr., oder 24 Kr.
— — durch Göttingen und seine Umgebungen. 6 Gr., oder 27 Kr.
(Letztere beiden zusammen mit 2 Stadtplänen, in 1 Band, 14 Gr., oder 1 Fl.)
— um den Bodensee. Mit 3 Stahlstichen und 1 Karte. 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl.
(Sämmtlich elegant gebunden oder broschirt.
Grundriß von Augsburg und Ulm. Auf 1 Blatt. Mit Erklärung. 6 Gr., oder 24 Kr.
— — München. 6 Gr., 24 Kr.
— — Nürnberg. 3 Gr., oder 15 Kr.
— — Leipzig. 2 Gr., oder 9 Kr.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Fr. H. Köhler in Stuttgart.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Deutsche Sagen von Adolf Bube.

VIII u. 92 Seiten. Gr. 8. Elegant brosch. 45 Kr., oder 10 Gr. Sächs.

Gotha, im Mai 1839.

Johann Georg Müller.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu finden:

Die naturgemäße
Behandlung der Schafwolle
durch
schwanenweiße Wäsche vor der Schur,
oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe.

Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet von

Friedrich Barthels.

Mit zehn lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Methode des Verfassers hat sich schon mehrfach praktisch bewährt und überall die größte Aufmerksamkeit erregt. In vorliegendem Werke legt er klar dar, wie er zu so überraschenden Resultaten gelangte, und gibt die genaueste, durch lithographirte Tafeln noch deutlicher gemachte Darstellung seines Verfahrens.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064052382

Digitized by Google